Princeton University Library
32101 064073180

Digitized by Google

Library of

Princeton University.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 1. 6 Januar 1854

Zeitbetrachtungen.

Wenn es noch einem Zweifel hätte unterliegen können, daß die drohende orientalische Frage ihren eigentlichen Grund tief in Asien hatte, so wäre dieser Zweifel jetzt zur Genüge gelöst, seit die Kriegserklärung Persiens und seine Parteinahme für Rußland den Schleier von einem Schauspiel abgezogen hat, dessen Bedeutung für die Weltgeschichte kaum einem Zweifel unterliegen kann. Wir bedürfen nicht einmal der noch unverbürgten, aber höchst wahrscheinlichen Nachricht, daß Chiwa von den Russen besetzt sey; wir brauchen nur an den Zug zu erinnern, den die Russen im Sommer 1850 (s. Ausland 1851. Nr. 49) von Orenburg nach dem Syr Darja oder Jaxartes gemacht haben, um die Fortschritte Rußlands in Centralasien genügend zu bezeichnen. Schon in den Rückblicken des J. 1850 (s. Nr. 293) bemerkten wir, daß es nur noch drei Mächte in Asien gebe, China, Rußland und England, und daß der Siegespreis dem zufallen werde, „der die nomadischen Stämme, das alte Turan, für sich zu gewinnen wisse." Damals enthoben wir aus englischen Zeitschriften, namentlich dem United Service Magazine, die Ansicht, daß „England abermals den Hindukusch übersteigen und von seiner Höhe herab die nomadischen Stämme um sich sammeln und gegen Rußland führen müsse." Das mochten damals manche als Hirngespinnste betrachten, aber Rußland hatte, wie man aus dem obenerwähnten Zuge nach dem Syr Darja ermessen kann, zu welchem es von den benachbarten Kirgisenstämmen, die also schon gewonnen seyn mußten, 7000 Kamele zusammenbrachte, die Hauptarbeit schon gethan, und wenn neulich der Czas (vom 18 Dec.) ein Schreiben aus Warschau mittheilte, daß Rußland die Kirgisen und Turkomanenstämme zwischen dem Ural und Altai organisirt habe, um sie gegen den Süden zu führen, so ist dieß nur eine Bestätigung mancher früher schon bekannten Thatsachen, und gar nicht so mährchenhaft, als es auf den ersten Anblick aussieht.

Man glaube nicht, daß, was zwischen Oxus und Jaxartes vorging, die europäischen Verhältnisse nicht berühre, es steht vielmehr im allerinnigsten Zusammenhang mit dem Gang der Unterhandlungen in Europa über die sogenannte türkische Streitfrage, ja es ist allein geeignet, diesen Gang zu erklären. Wir haben wiederholt auf den Umstand aufmerksam gemacht, daß in englischen und angloindischen Blättern so wenig über den Verlauf der Dinge in Persien und Centralasien verlaute, und den Grund hievon in dem Bestreben der englischen Regierung gesucht, nicht durch ihr eigenes Volk bei Bekanntmachung dieses Umsichgreifens Rußlands zum augenblicklichen Krieg genöthigt zu werden. Es zeigt sich aber nun, daß dieß Schweigen auch noch einen andern diplomatischen Grund hatte, den: die türkische Frage von der allgemeinen asiatischen möglichst zu isoliren, Europa's Besorgnisse über das Anwachsen der russischen Macht zu steigern, und kriegerische Maaßregeln gegen dasselbe hervorzurufen. Gelang es nämlich, die deutschen Mächte gegen Rußland in die Waffen zu bringen, so wurde dieses in Europa so beschäftigt, daß es den Kampf in Asien nicht mit dem gehörigen Nachdruck führen konnte. Wenn die Times neuerlich in einem Artikel über die persische Kriegserklärung (s. Nr. vom 22 Dec.) erklärten, es sey zu erwarten gewesen, daß „der durch die Vorwände des Fürsten Menschikow hervorgerufene Streit bald sich auch nach den Ufern des kaspischen Meeres ausdehnen, und der Angriff auf das türkische Reich sich bald auch den englischen Interessen in Centralasien fühlbar machen werde," so wird damit der Sachverhalt völlig verdreht, denn der Streit über die Türkei ist jung, der über Centralasien ist alt, und letzterer hat sich endlich auch über die Türkei verbreitet. Die Berechnung Englands ging dahin durch europäische Mittel Rußland zum Aufgeben seiner Plane in Asien zu nöthigen; darum wurde über die asiatischen Streitpunkte möglichstes Schweigen beobachtet, und nur die türkische Streitfrage hervorgehoben. Dadurch erhält die österreichische Neutralitätserklärung erst ihre volle Bedeutung, und sie wird noch prägnanter durch eine neuerliche Erklärung des preußischen Ministerpräsidenten, daß „Preußen sich nicht in Sachen mischen werde, die es nichts angingen." Beide konnten nicht anders handeln, wenn sie sich nicht zu Lanzknechten Englands machen, und für englische Interessen in Asien auftreten wollten England muß seinen Streit in Asien mit eigenen Mitteln ausfechten, es muß einen neuen Kriegszug nach Afghanistan unternehmen, und, wie die Times auch schon angedeutet, ein Corps nach dem persischen Meerbusen schicken, um die ächt persischen Stämme Laristans, wie es dieß schon im J. 1838 versuchte, zum Aufstand gegen die Turkomanenherrschaft in Teheran zu bringen, um dadurch die Aufhebung der Belagerung von Herat und die Umstimmung Persiens herbeizuführen. Ob dieß jetzt wieder gelingt, ob die persische Regierung nicht schon viel zu tief in die Abhängigkeit von

(RECAP) 491861 Digitized by Google

Rußland verſtrickt iſt, das möchte eine andere Frage ſeyn. Damals konnte Rußland nur von Nordweſten her über Aſerbeidſchan auf Perſien einwirken, und dieſer Einwirkung von Nordweſten her mochte die engliſche von Südweſten, vom perſiſchen Golf herauf, die Wage halten. Durch das Vorrücken der Ruſſen von Nordoſten her über den Oxus, durch die wahrſcheinlich erfolgte, von einer Dampfflottille auf dem Aralſee erleichterte Beſetzung Chiwa's wird Perſien auf der empfindlichſten Seite bedroht, denn mit einziger Ausnahme der Vernichtung des alten Perſerreichs durch Alexander den Großen, ſo wie des Arabereinbruchs im ſiebenten Jahrhundert, ſind Perſiens gefährlichſte Feinde von den fabelhaften Zeiten der Kajaniden bis auf unſere Tage aus dem Nordoſten, aus dem alten Turan, d. h. von den nomadiſchen Horden jenſeits des Oxus gekommen. Wird die Kadſcharenherrſchaft jetzt von Südweſten her bedroht, ſo hat ſie keine Wahl mehr, als ſich zum völligen Vaſallen Rußlands zu machen, und das nächſte Erzebniß iſt ein Kriegszug gegen die Türkei, deſſen Bedeutung ſich alsbald zeigt, ſo wie wir denſelben im Zuſammenhang mit dem türkiſchen Kriege in Aſien betrachten.

Das Schreiben des Czas aus Warſchau (ſ. Nr. vom 18 Dec.) bemerkt am Schluſſe: „England kennt ohne Zweifel beſſer als wir die Plane und Vorbereitungen Rußlands, und wer weiß ob nicht die Hand Großbrittaniens ſo kräftig eine türkiſche Armee in die transkaukaſiſchen Provinzen Rußlands geſchleudert hat, um mit Hülfe der Tſcherkeſſen die Ruſſen zu ſchlagen, ſie vom kaſpiſchen Meere abzuſchneiden, alle tatariſchen Stämme um den Kaukaſus und am kaſpiſchen Meere aufzuregen, der Einwirkung Rußlands auf die Tataren, Kirgiſen und auf Perſien das Gleichgewicht zu halten, einen tatariſchen Heereszug durch einen zweiten ähnlichen zu vernichten und ſo die Plane Rußlands gegen das engliſche Indien zu vereiteln.“ Wenn es gelang, die transkaukaſiſchen Provinzen zu überziehen, den Tſcherkeſſen und den Lesghiern unter Schamyl die Hand zu reichen, und den Aufſtand im Norden des Kaukaſus unter den tatariſchen Stämmen bis zum Don hin auszubreiten, dann war Perſien der ruſſiſchen Vaſallenſchaft ledig und mußte ſich dem Bündniß zwiſchen England und der Türkei anſchließen. Eben damit reichte der engliſche Einfluß ans kaſpiſche Meer ſelbſt, und es war eben nicht beſonders ſchwierig, das Uebergewicht der ruſſiſchen Marine auf demſelben zu brechen; war dieß geſchehen, ſo konnte die Rückwirkung auf Chiwa und Buchara nicht ausbleiben, und Perſien, unterſtützt von England, hütete ſeine Gränzen gegen die räuberiſchen Nomaden. Rußlands Plane auf Centralaſien und Indien waren dann zugleich vereitelt.

Von dieſem Geſichtspunkt müſſen wir den türkiſch-ruſſiſchen Krieg in Aſien betrachten, deſſen ungewöhnliche Lebendigkeit gegen die Langſamkeit der Operationen auf dem europäiſchen Kriegsſchauplatz ſo auffallend abſticht. Wir erhalten dann auch einen richtigen Begriff über die Urſachen und die Bedeutung der Seeſchlacht von Sinope. Das „barbariſche Gemetzel“, worüber die engliſchen Blätter ſo emphatiſche Klagen erhoben, war ein wohlberechneter Schlag, der allen den widerſpenſtigen, abgeneigten oder ſchwankenden Stämmen in und um den Kaukaſus zeigen ſollte, daß Rußland Herr und Meiſter ſey. Dieſer Schlag war um ſo nothwendiger, als die Eröffnung des Kampfes in Aſien und in Europa nicht zum Vortheil der Ruſſen ausgefallen war, und der Druck der ruſſiſchen Herrſchaft in Transkaukaſien den Türken viele Freunde erwerben mußte. Die umſtändlichen und aller Wahrſcheinlichkeit nach ſehr wohlbegründeten Schilderungen der Kaukaſuskämpfe in der Allg. Zeit. (ſ. namentlich Nr. 361 und 362) zeigen einen den Ruſſen nichts weniger als günſtigen Stand der Dinge in jenen Ländern, und ein türkiſcher Angriff konnte Woronzow in die höchſte Gefahr bringen. Bei der Nothwendigkeit gegen Schamyl Front zu machen, und die verdächtige muſelmänniſche Bevölkerung Transkaukaſiens im Zaum zu halten, war gegen die zahlreiche türkiſche Armee nicht viel auszurichten: denn ſiegten auch die ruſſiſchen Truppen durch ihre überlegene Disciplin, ſo konnten ſie doch den an Zahl überlegenen Feind nicht weit verfolgen, und es lag alles daran, den leicht erregbaren Aſiaten einen heilſamen Schrecken einzuflößen. Die Ueberrumpelung des Forts Sanct Nicolas oder Schekwetil am Ufer des ſchwarzen Meeres und die vergeblichen Verſuche der Ruſſen, dasſelbe wieder zu nehmen, ſcheinen auf die aſiatiſchen Völkerſchaften einen ſehr ungünſtigen Eindruck gemacht zu haben, der um jeden Preis ausgetilgt werden mußte. Rußland hatte, aus diplomatiſchen Gründen, auf dem europäiſchen Kriegsſchauplatz eine ſehr vorſichtige, zuwartende Haltung angenommen, der Gang der Dinge in Aſien aber nöthigte es, hier aus der Rolle zu fallen, und angriffsweiſe zu Werke zu gehen. So zog Rußland, wie jetzt allmählich auch England, den Schleier von der im Augenblick viel wichtigern aſiatiſchen Seite der Frage, und es muß zur allſeitigen Aufklärung der politiſchen Stellung der Staaten unter einander das Beſtreben der übrigen europäiſchen Mächte ſeyn, eben dieſe Seite hervorzuheben.

Die abermals eröffneten Friedensunterhandlungen ſcheinen hauptſächlich dieſen Zweck zu haben, beide Streitfragen zu trennen, es möchte aber dieß kaum mehr möglich ſeyn, da die Aufregung in der türkiſchen Bevölkerung eine Thatſache geworden iſt, die ſich nicht ungeſchehen machen und nicht augenblicklich beſchwichtigen läßt. Der Verlauf des Kriegs in Aſien erhält hiedurch ein beſonderes Intereſſe, und wir ſehen uns veranlaßt, etwas näher darauf einzugehen. Der Kriegsſchauplatz in Aſien hat vier Richtungen, von denen eine längs dem ſchwarzen Meere hinläuft, die drei andern von Erzerum aus nach Norden, Nordoſten und Oſten gehen, nämlich über Erdehan nach Achalziche oder Achiska zu, über Kars gegen Gumri oder Alexandropol, und über Bajeſſid nach dem Araxes, ſey es nun gegen Nachitſchewan oder gegen Eriwan. Die Zahl der türkiſchen Truppen in Aſien ſoll nach einem engliſchen Bericht aus Erzerum vom 17 November 75,000 Mann regulärer und 80,000 Mann irregulärer Truppen ſeyn. Wir haben natürlich kein Mittel, die Richtigkeit der Angabe zu beſtreiten oder zu beſtätigen. Die Vertheilung der regulären Truppen ſoll derſelben Quelle nach folgende ſeyn: 10,000 zu Batum am ſchwarzen Meere, 6000 zu Erdehan, 35,000 zu Kars und 5000 zu Bajeſſid. Es ergibt ſich hieraus, daß der Weg über Kars nach Gumri als der bei weitem wichtigſte betrachtet wird, denn Gumri iſt von Tiflis nur etwa 24 deutſche Meilen in gerader Richtung entfernt, und von den Ruſſen ſeiner Wichtigkeit wegen in ein befeſtigtes Lager umgewandelt, da es ziemlich in der Mitte zwiſchen den Thälern des Kur und Araxes liegt, welche hier durch einen von Norden nach Süden laufenden Höhenzug auseinandergehalten werden. Der zweitwichtigſte Weg iſt der von Batum längs dem Meeresufer fort, wo die Veſte Sanct Nicolas oder Schekwetil im erſten Anlauf und

Digitized by Google

bald darauf auch das etwa 5 Stunden landeinwärts liegende Ofurgheti genommen wurde. Die mit diesem Corps verfolgte Absicht war, nach den Ufern des Rion zu gelangen, und dadurch den russischen, in Transkaukasien befindlichen Trupen die Verbindung mit dem schwarzen Meere abzuschneiden; daher die heftigen Anstrengungen der Russen, St. Nicolai, woran diese Bewegung sich stützte, wieder zu nehmen. Der Zug von Erdehan nach Achalziche, dem Kurthale entlang, war dem Marsch nach dem Rion untergeordnet, und konnte nur die Absicht haben, wenn man am Kur abwärts nach Suram in der Nähe der sogenannten kolchischen Pforte gelangte, die Verbindung zwischen Imerethien und Georgien, mit andern Worten zwischen dem Rion- und Kur-Thal zu unterbrechen. Der eigentliche Angriffsplan ging von Kars über Gumri gen Tiflis. Eine Bewegung von Bajesſid nach Nordosten gegen Eriwan oder nach Osten gegen Nachitschewan war untergeordnet, und konnte erst von Bedeutung werden, wenn die Perser von Adserbeidschan her gegen diese Gränze anrückten; auch hat sich dieß Corps, sobald es die Niederlage des von Kars gegen Gumri ausgezogenen Seraskiers erfuhr, alsbald zurückgezogen. So meldet wenigstens nach den neuesten Berichten in dem Invaliden die Nordische Biene vom 12 (24 Dec.), während von anderer Seite, allerdings mit minderer Wahrscheinlichkeit, das Gegentheil behauptet und gesagt wird, das Corps rücke weiter vor gegen Eriwan.

Man ersieht aus diesen Angaben, daß der von dem Fürsten Bebutow dem Seraskier bei Basch Kadyk Lar [1] am 19 Nov. (1 Dec.) beigebrachte Schlag ohne Vergleich mehr militärische Wichtigkeit hat, als der des Fürsten Andronnikow am 14 (26) Nov. errungene Erfolg; durchlesen wir aber sämmtliche Nachrichten wie sie die Nord. Biene in ihren Nummern vom 23. 30 Nov. und 3 Dec. mittheilt, sowie den Bericht des Fürsten Bebutow selbst, so können wir darin höchstens eine starke Schlappe, aber keine bedeutende Niederlage des Seraskier sehen, und die eigene Angabe der Russen daß ihr Verlust 9 Officiere und 308 Mann an Todten, 34 Officiere und 762 Mann an Verwundeten betrug, zeugt für eine scharfe Gegenwehr der Türken. Die Bewegungen hatten im Anfang Nov. begonnen, und die Türken waren mit Zurücklassung eines Corps von 10,000 Mann vor Alexandropol weiter ostwärts vorgedrungen; erst am 2/14 Nov. fiel das Gefecht bei Bajandur östlich von Alexandropol vor, worauf der türkische Befehlshaber, unverfolgt und wie es scheint durch den reichlich fallenden Schnee veranlaßt, über den Arpatschai, hier die Gränze, zurückging, jedoch Streifcorps nördlich und südlich von Alexandropol über den Fluß schickte. Erst in der Nacht vom 13/25 Nov. ging Fürst Bebutow über den Arpatschai, bezog aber bei Basch-Schuragel, hart an diesem Fluß ein Lager. Hier standen sich die beiden Corps mehrere Tage fast im Gesicht, bis endlich am 19 Nov. (1 Dec.) Fürst Bebutow, „um den Feind für seine Plünderungen und Räubereien zu bestrafen," zum Angriff schritt; der Kampf begann um Mittag, dauerte 3 Stunden und die Verfolgung wurde dann „bis zum Abend" fortgesetzt, kann also nicht lange gedauert haben. Analysirt man auf diese Weise Fürst Bebutows Bericht, so kann man unmöglich glauben, daß die Türken hier eine entscheidende Schlappe erhalten haben. Weniger zweifelhaft dürfte die Schlappe seyn, welche die Türken in der Nähe von Achalziche am 14/26 Nov. durch Fürst Andronnikow erlitten haben, doch muß der Erfolg nach der sehr umständlichen Beschreibung des Kampfes (s. Nord. Biene 9/21 Dec.) um ein gutes theurer als in dem Bericht angegeben, erkauft worden seyn. Große Verluste an Mannschaft dürfen aber die Russen gegenwärtig in Transkaukasien nicht erleiden, denn der Ausfall möchte nur schwer und langsam zu ersetzen seyn, während für die Türkei der Verlust von einigen Tausenden nicht sonderlich in Betracht kommt. Aus allen Umständen geht hervor, daß der Partisankrieg wie ihn die zahlreich beim türkischen Heere befindlichen Kurden führen, den Russen ungemein lästig fällt, und vielleicht in Verbindung mit der strengen Witterung hauptsächlich ein weiteres Vordringen der Russen hindert. Ueberſehen wir den asiatischen Kriegsschauplatz vom schwarzen Meer bis Bajesſid, so stellt sich folgendes heraus: die Türken haben ihre Eroberung von Schekwetil und Ofurgethi behauptet, sind aber nicht an den Rion vorgedrungen; das kleine Corps, welches von Erdehan über Achalziche nach Azchur, tiefer unten am Kur, vordrang, wurde an letzterem Ort geschlagen, die blokirte Feste Achalziche von den Russen befreit, und das türkische Corps ging nach einer abermaligen in der Nähe von Achalziche [1] erlittenen Niederlage zurück, wo es hergekommen war, nach Erdehan, ohne weiter von den Russen verfolgt zu werden; das Corps des Seraskiers Abdi Pascha, welches das befestigte Lager der Russen von Alexandropol umzingelte, und ins russische Gebiet vorgedrungen war, ist ohne weitere Vortheile zu erringen, in der Mitte Novembers über den Arpatschai zurückgezogen, erlitt am 1 Dec. eine Schlappe und zog sich nach Kars zurück; das von Bajesſid gegen Eriwan vorgerückte Corps kehrte hierauf wahrscheinlich wieder um, da bei dem Rückzug des Hauptcorps kein erdenklicher Erfolg zu erreichen war. Die Russen haben also mit Ausnahme des Uferstrichs am kaspischen Meer den Einfall in ihr Gebiet zurückgewiesen.

Daß nicht mehr geschehen, davon lag wahrscheinlich der Grund in der numerischen Schwäche der Russen, die nicht nur östlich von Tiflis gegen Schamyl Front machen mußten, sondern auch, wie wir aus dem Schreiben des Kaisers Nikolaus an Fürst Woronzow vom 6 (18 Dec.) ersehen, im Norden des Kaukasus einen Zug über den Kuban unternahmen, um die dortigen Stämme zu hindern mit Schamyl gemeinsame Sache zu machen; das Gerücht, daß einige Stämme den Engpaß von Dariel zu sperren gesucht hätten, scheint demnach nicht unbegründet gewesen zu seyn. Jetzt hat wohl die Witterung sowohl im Kaukasus, als auch um Kars und Erdehan allen militärischen Operationen ein Ende gemacht. Von einem wesentlichen Erfolg der Russen in Asien läßt sich erst dann sprechen, wenn sie Erzerum selbst besetzt haben, von wo sie ohne Mühe dahin gelangen können, wo der Euphrat durchs Gebirg bricht, wodurch sie die Verbindung von Mesopotamien und Syrien mit Kleinasien abschneiden. Dazu sollen ihnen, wie es scheint, die Perser behülflich seyn, welche selbst ihren Vortheil dabei finden, indem sie dann um so zuversichtlicher ihre Angriffe auf Bagdad werden richten können. Dann ist, wie leicht zu erach-

[1] Dieß Basch-Kadyk-Lar liegt nicht, wie man aus einigen Nachrichten vermuthen sollte, in der Nähe von Kars, sondern dem Bericht des Fürsten Bebutow zufolge sechs bis acht Stunden von Gumari am Arpatschai abwärts.

[1] Die Russen schrieben den Ort „Supli," auf den Karten steht aber „Sukliffe."

Digitized by Google

ten, die Türkei ſchon halb verloren. Indeß iſt hier alle Speculation unnütz, und man muß die Ereigniſſe abwarten, da in dieſen Ländern die militäriſchen Operationen außerordentlichen Schwierigkeiten unterliegen. So viel ſcheint ſicher, daß die Ruſſen in Vorderaſien noch keineswegs ihrer Sache ganz ſicher ſind, und in der Waffenruhe, die jetzt der Winter aufzwingt, ihre Truppenmacht daſelbſt zu verſtärken bemüht ſeyn werden. Inzwiſchen werden wir wohl auch erfahren, was von Seite der Engländer in Afghaniſtan und im perſiſchen Meerbuſen geſchieht. Mag man auch in Europa und ſelbſt in Konſtantinopel vom Frieden reden, ſo viel man will, ſo iſt derſelbe doch in Aſien für jetzt nicht möglich; man hat Elemente entfeſſelt, welche ſich nicht ſo ſchnell wieder zur Ruhe begeben, und einmal aufgeregt ſelbſtthätig fortwirken. Die Friedensunterhandlungen in Europa können alſo vorerſt nur die Folge haben, die aſiatiſche Frage von der europäiſchen zu trennen, und dieſe Folge iſt allerdings bedeutend genug, denn ſie ſtärkt die von den deutſchen Mächten eingenommene neutrale Stellung, und kann die Trennung Frankreichs von England herbeiführen, denn ſo wie ſich herausſtellt, daß der Zuſammenſtoß der engliſchen und ruſſiſchen Intereſſen in Aſien die Hauptveranlaſſung des ganzen Streits iſt, ſo kann Frankreich erklären, daß es um der Erhaltung des europäiſchen Friedens aber nicht um engliſcher Intereſſen willen gegen Rußland aufgetreten ſey.

Dieſe Rückwirkung der aſiatiſchen Verhältniſſe auf den Stand der europäiſchen Verhandlungen wird ſonach einen entſcheidenden Wendepunkt in dem verworrenen Gang der bisherigen Ereigniſſe bilden, und ſelbſt der Stand der Kriegsoperationen an der Donau dürfte dadurch afficirt werden. Je mehr es ſich herausſtellt, daß Oeſterreich mit ſeiner Neutralitätserklärung und ſeiner neutralen Haltung den rechten Weg eingeſchlagen, deſto mehr kann es auch ſeinen Einfluß auf Serbien, Bosnien, Montenegro und Macedonien geltend machen, und man kann nicht umhin zu bemerken, daß in dieſem weſtlichen Theile der Türkei, der am Ende vorigen Jahrs in hellen Flammen aufgehen zu müſſen ſchien, die Gemüther ſich mehr und mehr beruhigen. Es iſt auch beinahe anzunehmen, daß kein ernſtlicher Kampf bei Kalafat-Widdin erfolgen werde, denn ein ernſtlicher Sieg, an dieſem Orte erfochten, würde die Ruſſen ſchnell nach Niſſa führen, und das Erſcheinen einer ruſſiſchen Armee einen Aufſtand in dieſen Ländern faſt unvermeidlich machen. Die Rückſichten, welche Rußland auf Oeſtereich zu nehmen hat, mögen es wohl von dem Plan, über Widdin nach Niſſa vorzudringen, wenn dieſer Plan je beſtand, abgebracht haben, und die neuerlich erfolgten Angriffe der Ruſſen auf die Befeſtigungen von Matſchin in der Nähe der Donaumündungen ſcheinen darauf hinzudeuten, daß ſie unterhalb Ibraila über die Donau gehen und durch die Dobrudſcha ſich einen Weg nach Varna und Schumla bahnen wollen; dieſer veränderte Angriffsplan würde aber vorausſetzen, daß ſie von der See her keine Hinderniſſe befürchten, was mit dem wirklichen oder angeblichen Plan eines franzöſiſch-engliſchen Seecordons zwiſchen Varna und Batum gar nicht übereinſtimmt.

Während indeß die Gefahren des Kriegs und der innern Unruhen ſich einigermaaßen von Oeſterreichs Gränzen entfernen, ſcheinen ſie den preußiſchen näher zu kommen, denn die Rüſtungen Rußlands in den Oſtſeeprovinzen und in Finnland nehmen einen immer drohendern Charakter an. Schweden und Dänemark ergreifen, wie man aus einzelnen Nachrichten entnehmen kann, in der Stille ihre Maaßregeln, von Abſendung einer engliſchen Flotte in die Oſtſee iſt abermals die Rede, und erfolgt dieſe, ſo iſt es mit der neutralen Haltung Dänemarks und Schwedens aus: ſie müſſen Partei ergreifen. Iſt dieß geſchehen, ſo iſt für Preußen die gleiche Entſcheidung nahe gerückt.

Reiſefragmente aus den Abruzzen.

Von Dr. S.

Zweiter Abſchnitt.

In der einſamen Taverne bei Ponte della Vandra wurde Mittag gemacht, da noch 18 Miglien mühſeligen Weges bis zum Städtchen Caſtel di Sangro, dem für heute beſtimmten Nachtquartier, zurückzulegen waren. Nachdem Wirth und Kutſcher für die Pferde geſorgt und ich mich vergeblich in der räucherigen Taverne nach einem reinlichen Plätzchen umgeſehen, wo ich meinen Hunger ſtillen konnte, ſtellte es ſich zu meinem Schrecken heraus, daß außer 4 bis 5 Eiern in der ganzen Wirthſchaft nichts Genießbares zu haben war. Es wurde jeder Winkel, da der Wirth ein ſehr mürriſcher, ungaſtlicher Patron war, auf eigene Fauſt unterſucht, aber mit Ausnahme von ranzigem Oel, verſchimmeltem Käſe, ſteinhartem Brod und einigen abgemagerten Hühnern ward nichts gefunden. Dagegen war die vorüberplätſchernde Vandra reich an prächtigen Forellen, die jedoch der abruzzeſiſche Wirth, welcher ſeinen Lebensunterhalt in Faulheit mehr von den hier raſthaltenden Individuen zuſammenbettelte als anſtändig erwarb, für „ungenießbar“ erklärte, und welche unſern Verſuchen ſie zu fangen, mit Geſchicklichkeit zu entſchlüpfen verſtanden. Der Eindruck, den dieſe erſte, ächt abruzzeſiſche Kneipe auf mich machte, war ein ſehr unerfreulicher. Voll Zorn raffte mein Bedienter unſere Würſte und Käſe zuſammen, welche wir der gaſtfreundlichen Fürſorge unſerer Wirthe zu Teano verdankten, und war dabei ſo ungeſchickt ein längliches Glas zu zerbrechen, das in Spiritus aufbewahrte, ſehr ſeltene rückenwirbelloſe Thiere enthielt, welche für Profeſſor Aleſſandrini in Bologna von einigen mir befreundeten Mitgliedern der neapolitaniſchen Accademia degli Naturaliſti Aſpiranti beſtimmt waren. Ich hatte ſie meinem Bedienten ſorgfältig empfohlen; dieſer hatte ſie jedoch, da das Glas in der Proviantaſche des Wagens ſteckte, für einen Extra-Leckerbiſſen gehalten, und ſuchte nun ſein Verſehen dadurch gut zu machen, daß er die „animali senza vertebre“ von den Glasſcherben reinigte, ſie ſorgfältig am Brunnen abwuſch und mir mit triumphirender Miene neben Wurſt und Käſe als neu entdecktes Extragericht zum Verſpeiſen vorſetzte. Man kann ſich denken, wie zornig und ärgerlich ich ward. Die arg verſtümmelten und verwaſchenen Thiere mußten nun in ein Weinglas gepackt und wenigſtens bis Caſtel di Sangro ohne Spiritus weiter ſpedirt werden.

Digitized by Google

Nachdem ich ein Paar Würste und einige Pruovole (weicher Käse) verſchluckt, befahl ich meinem Kutſcher, mich in Rionero auf halbem Wege bis Caſtel di Sangro gegen Abend zu erwarten, und trat zu Fuß die Wanderung über das Gebirge nach der berühmten Vulturno-Quelle bei Rocchetta, ohne Führer, begleitet von meinem ungeſchickten Bedienten an. Es ging mühſelig eine halbe Stunde bergan. An einem kleinen, wild und öde daliegenden Gebirgsſee trafen wir Hirten, welche uns bergauf, bergab bis zu dem kleinen Dorfe Vallone das Geleit gaben. Von hier ging es im Schatten prächtiger Eichen und Kaſtanien, was bei der ziemlich ſtarken Hitze ſehr wohlthätig war, am Fuß des M. Foreſta, über den Hof Petrara an den Vulturno, in das romantiſche, eirunde Becken hinunter, welches der mächtig emporquellende Strom gleich bei ſeinem Entſtehen umkreiſt.

Der Anblick dieſes von hohen, theils kahlen, theils ſehr ſchön bewaldeten Bergen eingeſchloſſenen Gebirgskeſſels, der darüber thronenden Ortſchaften Rocchetta und Caſtellone ſo wie der verfallenen Abtei von S. Vincenzo — einſam wie auf einer Inſel daliegend — ließ mich raſch alle Beſchwerden und Unannehmlichkeiten vergeſſen. Ein Paar Bauern trugen mich über den hier ſchon waſſerreichen Strom, und nach einer guten halben Stunde ſah ich die Hauptquelle in brauſender Fülle aus den Eingeweiden des M. di Capo d'Acqua hervorrauſchen. Viele kleinere Quellen, rechts und links emporſprudelnd, miſchen ſich mit der Mutterquelle, und plätſchern in öſtlicher Richtung eine Strecke fort, bis plötzlich eine ſcharfe, rechtwinklichte Wendung gegen Norden erfolgt, die ſich bis unterhalb Caſtellone an den Fuß des Berges Vallafrina, wo zwei kleine Waldbäche ihr Waſſer abgeben, fortſetzt. Dem beabſichtigten Durchbruch nach Norden — die Waſſerſcheide zwiſchen dem adriatiſchen und mittelländiſchen Meer bildet eben der M. Vallafrina — ſetzt der Berg ein Hinderniß entgegen, und zwingt den Vulturno zur Umkehr in ganz ſüdlicher Richtung, an Cerro und Foreſta vorüber.

Da, wo das eigenthümliche, höchſt maleriſche Quellenbecken des Vulturno gegen Süden einen Einſchnitt bildet, da drängt ſich der jugendliche Strom mit Ungeſtüm vorwärts. Eine wildromantiſche Waldſchlucht nimmt ihn auf, und kataraktenartig rauſcht er an Colli, wo eine uralte, ſamnitiſche oder römiſche Brücke ihn überſpannt, vorüber. Bis in die Gegend von Montaquila windet er ſich in vielfachen Krümmungen in enger Thalſchlucht fort, bis zu dem Punkte, wo er ſich mit der Vandra vereinigt; hier öffnet ſich das Gebirge, und das Bett des Fluſſes, das nach dem Liris (oder Garigliano) die erſte Stelle im Flußſyſtem des ſüdlichen Italiens einnimmt, erweitert ſich allmählich immer mehr. Ueber den Urſprung des Namens Vulturnus, ob er oskiſch, ſamnitiſch, hetruskiſch u. ſ. w., ob er von Vultur, volturare oder von vul und thur, tur, taur (vul, vel, Waſſer und tur, taur — der Tauern-Berg, alſo Gebirgswaſſer, torrens) herzuleiten, ſtreiten ſich bis zur heutigen Stunde die Alterthumsforſcher ohne Erfolg. Varro indeſſen erklärt ſchon mit Beſtimmtheit, daß der Name der lateiniſchen Sprache nicht angehöre, und erwähnt des Cultus des Gottes Vulturnus bei den Hetruskern. Daß der Vulturnus gleich den übrigen Flüſſen göttliche Verehrung genoß, und daß ihm dieſe beſonders zu Capua zu Theil wurde, erhellt aus der im Jahre 1667 in der Nähe des Dianentempels gefundenen Inſchrift, worin ſechs Capuaner, Bettius, Novius, Oppius u. ſ. w. „Volturno Sancto" ein Denkmal weihen.

An einem ſchattigen Punkte, in der Nähe der Quelle, hatten wir uns hinlänglich geſtärkt und gelabt, und ſchritten nun zu den Ueberreſten der alten Abtei des heiligen Vincenzo, im alten MSS. „ad fontes Vulturni" genannt. Im J. 865 wurde dieſe Abtei von den Saracenen zerſtört. Sie ſelbſt lernen wir aus alten Chroniken ſo wie aus den Schriften von Pellegrino, Rogadaeus, Romanelli, Muratori, Ughelli u. ſ. w. näher kennen. In Bezug auf den, durch eine falſch verſtandene Stelle des Florus zwiſchen mehrern Topographen veranlaßten, aber ſchon von Cluvier richtig beurtheilten Streit, ob eine Stadt des Namens „Samnium", welche Paullus Diaconus anführt, exiſtirt habe oder nicht, ſpielt die Abadia di S. Vincenzo eine nicht unbedeutende Rolle, weil ſie auf den Ruinen dieſer zweifelhaften, oder vielmehr fabelhaften, im 8ten oder 9ten Jahrhundert von den Saracenen zerſtört ſeyn ſollenden Stadt nach der Meinung einiger erbaut war. Die heutige Abtei des heiligen Vincenz bietet als halbe Ruine wenig Intereſſantes dar; dennoch enthält ſie ſo vielfache Spuren alter Bautrümmer, wie z. B. eingemauerte Granitſäulen, Capitäler aus feinem Marmor, Subſtructionen aus breiten, ohne Cement verbundenen Steinen u. dgl., daß man wohl der Vermuthung Raum geben darf, ſie ſey auf den Trümmern eines antiken Gebäudes von bedeutendem Umfange, wahrſcheinlich eines ſtattlichen, dem Gotte Vulturnus geweihten Tempels erbaut. Und wahrlich! man konnte für einen ſolchen Tempel keinen eigenthümlichern, imponirendern Standpunkt wählen! Verfolgt man nun dieſe Idee mit Aufmerkſamkeit, ſo deuten zwei, in den lebendigen Felſen eingehauene parallel laufende Canäle darauf hin, daß der alte Tempel des Flußgottes von allen vier Seiten von ſprudelndem friſchem Quellwaſſer umgeben war; auch ſcheint der öſtlichſte Endpunkt der alten Abteikirche, wenn man die hier zuſammengehäuften antiken Bauüberreſte als ein Ganzes ins Auge faßt, dem Haupteingange des Tempels, einer umfaſſenden Vorhalle desſelben zu entſprechen. Aehnliche Vermuthungen ſpricht der engliſche Reiſende Keppel-Craven, welcher vor mir dieſe faſt gänzlich unbekannte Gegend beſuchte, in ſeiner „Excurſion in the Abruzzi" aus.

Hocherfreut über das Reſultat dieſer improviſirten Fußwanderung trat ich den Rückweg über Cerro und Acquaviva nach Rionero an. Cerro, ein unbedeutendes Städtchen, liegt zwiſchen dem Berge S. Bittorino und La Foreſta, an dem Flüßchen Rio, welcher bei Rionero entſpringt und in einem überaus lieblichen Gebirgsthale in das Quellenbecken des Vulturno hinabrauſcht. Eine Menge kleiner Weiler und zerſtreuter Maſſerien zieren den untern Theil des Thales, welches trotz ſeiner hohen Lage einen ziemlichen Grad von Fruchtbarkeit zu entwickeln ſcheint.

In Cerro erquickte mich ein junger Geiſtlicher, den ich unterwegs getroffen, mit einem Glaſe ächten Alkermes aus der berühmten Kloſterfabrik von Sta Maria Novella zu Florenz nebſt obligatem Nonnengebäck aus Sulmona — ein geiſtlicher, frommer Imbiß! An einem Kloſter, an einer großen Schäferei und an einem Hügel, welcher den Namen La Veduta (die Ausſicht) führt, vorüber, ging es mühſelig bergauf, bergab nach Acquaviva, wo der alte, abruzzeſiſche Saumweg, d. h. die alte Landſtraße von Benafro nach Rionero u. ſ. w. vorüberzieht. Ein Hügel, ſchlichtweg Monte

Digitized by Google

genannt, streckt hinter Acquaviva vier bis fünf schroffe Zacken in die Höhe und hemmt jede Aussicht nach Norden. Dagegen öffnet sich rechts und östlich der Blick in eine wilde, hochromantische Gegend, wo ein unerschöpfliches Gewirre von bewaldeten und kahlen, abgerundeten und kegelförmigen Bergkuppen erscheint, eine wahre Wildniß von Hügeln und Bergen, aus denen einzelne Städtchen wie Forli und Rocca Sicura gleich isolirten Culturpunkten emportauchen. Am Fuß des Monte ging es vorwärts, der Blick in die Ferne wurde immer weiter und großartiger, immer schroffere Bergspitzen und Felszacken erschienen gegen Norden, bis endlich kurz vor Sonnenuntergang Rionero, schön beleuchtet, in einer Gegend, wie die rauhe Alp sie z. B. bei Münsingen darbietet, plötzlich ganz in der Nähe emportauchte.

Mein Kutscher war schon ein Paar Stunden vor mir eingetroffen und schien — wie das mitunter seine scherzende Gewohnheit war — den Bewohnern Rionero's allerhand abenteuerliche Begriffe über seinen Herrn beigebracht zu haben, denn ich fand die Osteria vollgepfropft mit Menschen, welche sehr ehrerbietig grüßten und alle ihre Dienste anboten. Als ich den Spaßvogel nach der Ursache fragte, beichtete er, daß er mich für einen Ingenieur ausgegeben, welcher die Möglichkeit einer Eisenbahn über das Meta- oder Majella-Gebirge nach Ancona ergründen sollte. Ich war nun genöthigt, mir in Folge dieser Mystification allerhand kurzweilige Notizen und Wünsche darbringen zu lassen, während ich behaglich ein Paar Tassen Kaffee schlürfte. Unter diesen abruzzesischen Eisenbahnliebhabern war ein Bewohner des hochgelegenen Forli unstreitig der drolligste: er meinte, Forli sey der gesündeste Ort im Gebirge rings umher, besitze Mühlen, liefere den besten Honig, im nahen Gebirge Falascoso gebe es Wölfe, und man könne für Engländer und andere Forestieri Wolfsjagden veranstalten u. s. w., und daher müsse Forli durchaus der Hauptsitz der abruzzesischen Eisenbahndirection werden. Dieser Herr erbot sich, mir die Vorzüge seines Geburtsortes noch viel gründlicher auseinander zu setzen, wenn ich ihm gestatten wolle, bis Castel di Sangro mitzufahren und dort — für meine Rechnung — zu übernachten. Auf den leeren Platz in meinem Wägelchen speculirte indessen schon, natürlich unter der Mitwissenschaft meines Kutschers, ein Gastwirth aus Castel di Sangro, der zufällig in Rionero war und die Post erwartete, welche (gewöhnlich ohne Passagier) von Neapel nach Popoli und Aquila fährt, und dann unterwegs allerhand Leute mitnimmt. Da mein Kutscher mir die feste Versicherung gab, daß ich bei diesem Ehrenmanne ein gutes Bett, nebst Maccaroni, Forellen und Hammelsbraten erhalten werde, so nahm ich den speculirenden Gastwirth, welchem die abruzzesische Eisenbahn ebenfalls das Gehirn entzündet hatte, ohne weitere Umstände mit.

Wir legten die acht Miglien bis Castel di Sangro sehr rasch mit den gut gefütterten, kräftigen Pferden zurück, und bald war ich Herr über Küche und Keller des ersten Hotels der Stadt, von der ich wegen der Dunkelheit beim Hineinfahren wenig erblickte. Der Wirth war die Rührigkeit und Liebenswürdigkeit selbst, und während es im ganzen Hause rumorte und schmorte, pochte und kochte, brachte er mir zum Zeitvertreib ein altes Buch von Liberatore: Sul Piano di Cinquemiglia. Ein komischer Zufall wollte, daß beim ersten Aufschlagen mir p. 164 die abruzzesische Stadt Forli abermals vor Augen geführt wurde; es hieß da unter anderm: Forli habe eine sehr gesunde Lage, hundertjährige Alte seyen sehr gewöhnlich und im Jahre 1769 sey daselbst Donato Milano im Alter von 127 Jahren gestorben, und zwar aus Aerger über den Widerstand, den ihm sein 88jähriger Sohn bei einer neuen Vermählung leistete. In der Stille beschloß ich alte Aerzte auf diesen gesunden, makrobiotischen Ort aufmerksam zu machen; dieses Forli ist jedoch nicht mit der viel größern und viel ungesündern Stadt in der Romagna, zwischen Bologna und Rimini, zu verwechseln. Während des vortrefflich zubereiteten und alle Versprechungen übertreffenden Abendessens setzte sich der Wirth vertraulich zu mir, und begann abermals ein Gespräch über die von meinem Kutscher improvisirte abbruzzesische Eisenbahn, bis ich ihn um Gotteswillen bat, diese Angelegenheit bis zu meiner Rückkehr aus Ancona ruhen zu lassen, und es vorzog, mich nach einem Tage voller Reisebeschwerden einem erquickenden Schlafe in die Arme zu werfen. Auch das Bett war vortrefflich und weniger bevölkert als ich es in den Abruzzen erwartet hatte.

Bei meinem Erwachen im Wirthshause zu Castel di Sangro überraschte mich die Reinlichkeit des Zimmers und die zweckmäßige Einrichtung desselben. Erfrischt und voll heiteren Muthes kleidete ich mich an und trank nach italienischer Sitte den Kaffee in dem nahgelegenen Café, wo bereits einige Bewohner des Städtchens meiner harrten, um mir im Interesse der Regierung, des Publicums und der eigenen Persönlichkeit einige Wünsche in Betreff der von meinem Kutscher schalkhafter Weise improvisirten abruzzesischen Eisenbahn vorzutragen. Alle meine Betheuerungen, daß Niemand zu Neapel an das Riesenunternehmen einer Eisenbahn durch das wilde Gebirgsland der Abruzzen denke, daß jedenfalls eine Eisenbahn nach Rom und an die apulischen Küsten vorausgehen müsse, halfen bei diesen guten, leichtgläubigen Menschen nichts: mein Kutscher war ihnen eine größere Autorität als ich.

Ungefähr fünf Miglien von Castel di Sangro liegt die uralte samnitische Stadt Aufidena, jetzt Alfidena genannt. Schon am vorigen Abend hatte ich den Ausflug dahin angeordnet. Ich fuhr eine kurze Strecke den Weg zurück, den ich in der Dunkelheit zurückgelegt hatte, und erkannte nun, daß ich mich bereits in einer hohen, sehr öden Gebirgsgegend befand. Da, wo der Sangro-Fluß aus den nördlichen Abhängen des Meta-Gebirges, vom Fuße des Monte Farcone herab, durch schauerliche Schluchten und an vielen, theils uralten, theils mittelalterlichen Ruinen, an hoch auf Felsenplateaux und an schwindelnden Bergrändern gelegenen Städtchen vorüber, zuerst ins Freie tritt, liegt eingeklemmt in einer Thalschlucht Aufidena, die Stadt der Caracenischen Samniter. Der Sangro strömt nun in nördlicher Richtung weiter; sein linkes Ufer begränzen hohe Berge, rechts erstreckt sich bis Castel di Sangro eine 5 Miglien lange und 2 Miglien breite Ebene, le Vicende und Valcocchiara (Löffelthal) genannt, sehr geeignet zum Anbau von Getreide und auch vielfältig dazu benützt. Livius erzählt daß der Consul Cn. Fulvius im Jahre 454 nach der Eroberung von Bovianum auch Aufidena mit Sturm erobert habe, was allerdings auf einen befestigten Ort schließen läßt. Später ward eine Militärcolonie hieher geschickt. Nach dem Bundesgenossenkriege ward Aufidena Municipium und die Bewohner wurden der Tribus Voltinia zugetheilt. Die Via Numicia führte von Sulmona in 24 Miglien nach dem Itinerarium des Antonin hierher, doch scheint noch ein

Digitized by Google

zweiter längerer Weg von Sulmona in 7 Miglien zum Tempel des Jupiter Palinius, und von hier in 25 Miglien nach Aufidena geführt zu haben.

Das heutige armſelige, ſchmutzige Alfidena hat zwar in ſeinem Namen das Andenken an die alte Samniterſtadt bewahrt, aber dennoch lag letztere in einiger Entfernung von ihr auf einem ſteilen Hügel, jenſeits des Rio Torto, welcher die moderne Stadt durchfließt. Dieß beweiſen die Ueberreſte ſtarker Mauern und Wälle im älteſten, ſogenannten cycloviſchen Styl. Koloſſale Felsmaſſen, von keinem Meißel oder Hammer berührt, finden ſich hier wie Säulenſchäfte in perpendiculärer Richtung übereinander gethürmt. Die Zwiſchenräume, welche ſich bei dieſer rohen Conſtruction gebildet, die ſchon Pauſanias als die älteſte, als die bei den Mauern von Tiryns und Mycene angewendete, ſchildert, ſind keineswegs mit Mörtel, ſondern mit kleineren Steinen angefüllt, welche durch den ſtarken Druck gehalten werden. Mehrere Reiſende, darunter auch die Engländer Fox und Keppel-Craven, verlegen dieſen Mauerbau in eine vorſamnitiſche (vielleicht pelasgiſche) Zeit. Es gleichen dieſe Ueberreſte ganz und gar den polygonen Vertheidigungspunkten am Monte Cila bei Piedimonte d'Alife, ferner denen bei Teleſe, Bojano und einigen anderen Punkten, die ohne Zweifel von den vorhiſtoriſchen Bewohnern des ſüditaliſchen Apennin zum Schutze gegen die von den Küſten und den flacheren Gegenden her anſtrömenden und andrängenden Völkermaſſen errichtet wurden. Ihre große Aehnlichkeit mit den urälteſten griechiſchen, der Sage nach von Pelasgern ausgeführten Bauten veranlaßt eine große Anzahl neapolitaniſcher Schriftſteller pelasgiſche Einwanderungen ins italiſche Gebirge, über das adriatiſche Meer herüber, anzunehmen.

In der Nähe der ſo eben beſchriebenen Mauerreſte ergaben vor einigen Jahren angeſtellte Nachgrabungen den Fund verſchiedener Alterthümer, z. B. Säulenfragmente, Ornamente, Karneole, Münzen, Gräber, bemalte Vaſen u. ſ. w. Herr Keppel-Craven will an der Bruſtwehr der Brücke, welche über den Rio Torto führt, eine oskiſche Inſchrift gefunden haben (vielleicht dieſelbe welche Antonini in dem nahe gelegenen Villetta geſehen); ich fand nichts dergleichen mehr vorhanden, was übrigens bei dem Treibjagen, welches ſeit 10 Jahren auf oskiſche und vorrömiſche Alterthümer angeſtellt wird, nicht zu verwundern iſt. Ich bedauere ſehr die Gegend am oberen Sangro, die romantiſche Schlucht zwiſchen Scontrone und Barrea, ſowie die Gebirgsſtädte Villetta, Civitella, Opi u. ſ. w. nicht näher kennen gelernt zu haben; unſtreitig ſchlummern hier noch viele Spuren und Erinnerungen an ſamnitiſche (Saracèniſche) Bewohner und an die erſten Kämpfe zwiſchen Römern und Samnitern.

Von Opi an bis Scontrone, Caſtel di Sangro u. ſ. w. ſcheidet der Sangro das Meta-Gebirge von den ſüdweſtlichen Ausläufern der Majella; ein wildromantiſcher Saumpfad zieht ſich an ſeinem linken Ufer durch die Schlucht von Pietra-Amara fort bis Barrea, wo das Flußbette wegen der ſtarrenden Felswände unzugänglich iſt. Ein anderer Gebirgsweg zieht ſich von Alfidena weſtlich an die Eiſenhütten am Fuße der Meta, an die Quellen der Melfa, die nach Piciniſco und Atina hinunterſtrömt.

Ich kehrte an den ſchroffen Gebirgswänden, welche Alfidena rings umgürten, ſehr ungerne um, denn die Phantaſie malte mir eine Welt voll antiquariſcher Herrlichkeit aus, die hinter dieſen Wänden verſteckt ſeyn müſſen; es rauſchte der Sangro ſo geheimnißvoll aus tiefer, finſterer Schlucht hervor, der Rio Torto plätſcherte ſo einladend von der anderen Seite, und die Bewohner des Städtchens hatten ſo treuherzige, aufrichtige Mienen, daß ich gerne unter dieſen Nachkommen tapferer Samniter auf einige Tage mein Standquartier aufgeſchlagen hätte; ich wäre dann vielleicht ſo glücklich geweſen neben einem Dutzend oskiſcher Inſchriften auch die Lage der Stadt Caricium, welche nebſt Gebiet und Bewohnern den Antiquaren ſchon ſo viel Kopfbrechen veranlaßte, zu entdecken. Der wackere Cluvier, dem ich das allergrößte Vertrauen ſchenke, ſpricht von einer Stadt Caricium oder Caracium in dieſen Gegenden, welche der nördlichſte, ſamnitiſche Stamm bewohnte. Ich kann mich hier nicht auf die gelehrten Streitigkeiten über die feinen Unterſchiede zwiſchen Caraceni, Caricini, Carentini, Sarentini und Saritini (vom Fluſſe Sarus, alter Name für Sangro) einlaſſen; nur das will ich bemerken, daß noch heutzutage in der Nähe von Alfidena ein Berg, Namens M. Caracio, exiſtirt. Man ſuche Caricium alſo hier nur in dem Caſtell von Caſtel di Sangro. Zonaras erzählt in ſeinen Annalen, daß der Samniter Lolius als Geiſel von Rom mit mehreren anderen Gefährten entflohen ſey, eine Räuberbande gebildet, und ſich und die Beute nach Caracium in Sicherheit gebracht habe. Q. Gallus und C. Fabius ſchlugen ſeine Bande, hatten aber wegen der Schneemaſſen und der Dunkelheit der Nächte große Mühe das Caſtell ſelbſt zu nehmen, was endlich bei Mondſchein gelang, wonach alle über die Klinge ſprangen und große Beute gemacht wurde. Daß Caſtel di Sangro in ſehr alter Zeit ſchon bewohnt geweſen, erhellt aus anderen, ſogleich noch zu entwickelnden Umſtänden.

Wie ſchwankend und wankend die alte Topographie und Geographie noch immer einhertappen, ſieht man auch daraus daß, ganz abgeſehen von der Lage Cariciums, eine Menge Leute ſich ſtreiten, ob Aufidena nach Caſtel di Sangro oder letzteres nach dem erſterem zu verlegen ſey. Der Canonicus G. Ruggieri nimmt für Caſtello di Sangro als das alte Aufidena Partei und beruft ſich auf die alten Münzen aus der Zeit der Republik, welche hier gefunden, ferner auf Inſchriften, Lampen, Statuen u. ſ. w., als ob dergleichen im Mittelalter und ſpäterhin nicht überall umhergeſchleppt worden wäre! Dem alten Caſtell blieb der Name Caſtello, welchem Marſiſche Grafen im 9ten Jahrhundert, nachdem ſie es wieder aufgebaut, den Namen di Sangro vom Fluſſe Sangrus anhängten.

In weniger als einer Stunde Zeit wollte ich an der Kirche Madonna del Cerro vorüber nach Caſtel di Sangro zurück, wo ein Frühſtück aus Forellen und Aalen (Capitoni) aus dem Flüßchen Zittoli mich erwartete. Diejenigen Herren, welche mich abermals in Eiſenbahnangelegenheiten zu ſprechen wünſchten, überließ ich meinem Kutſcher, welcher ſich vortrefflich mit ihnen abzufinden verſtand. Was er ihnen vorgeſchwatzt und aufgebunden iſt mir unbekannt geblieben.

Caſtel di Sangro iſt eine freundliche hübſche Stadt, in rauher hoher Gebirgsgegend gelegen, ſie mag 6 bis 7000 Einwohner zählen. Es exiſtiren hier Fabriken von wollenen Teppichen, von Lichtern, Papier und Spielkarten; auch werden Travertinbauſteine in der Nähe gebrochen und ausgeführt. Neben dem Hoſpital findet ſich eine Schule. Die Kirchen ſind hübſch und geräumig. Ueber

das Alter ist nichts gewisses bekannt; Marsische Grafen besaßen sie im 9ten Jahrhundert. Alfons von Aragonien belustigte sich von hier aus mit der Bärenjagd, und Karl III hielt sich 24 Tage hier auf und beschenkte die Stadt mit manchen Privilegien. Die Umgegend gleicht der württembergischen rauhen Alp in ihrer Abstufung oberhalb Pfullingen, Urach; nur ist alles viel großartiger, obschon die Berge nicht so bewaldet sind. Trotz der hohen winterlichen Lage ist die Luft wegen der häufigen Ueberschwemmungen des Sangro nicht ganz gesund.

Die hier gefundenen Alterthümer beziehen sich theilweise auf Aufidena, theils gehören sie der unbekannten, früher hier stattgefundenen Niederlassung, sey es Caricium oder eine andere an. Es finden sich mehrere Inschriften in den Mauern von Kirchen, Thoren und Häusern, welche in alten und modernen epigraphischen Werken sorgfältig gesammelt sind; sie hier namhaft zu machen würde zu weit führen. Daß ich das alte Castell, theils um die schöne Aussicht zu genießen, theils um mich von seinem samnitischen oder römischen Alterthume zu überzeugen, bestieg, versteht sich von selbst. Ich fand mit Ausnahme eines unbedeutenden, aus sehr alten polygonen Blöcken — wie es mir schien — construirten Mauerrestes, nur Spuren des frühesten Mittelalters; dagegen schienen einzelne Felsmassen auf die, den urältesten Befestigungsmethoden eigenthümliche Weise geglättet und behauen, um das Erklimmen mit Leitern unmöglich zu machen. Münzen, Statuetten, Säulen, und sogar eine oskische Inschrift — sie befindet sich jetzt im k. Museum zu Neapel — wurden im Umkreise des Castells gefunden. Die oskische Inschrift wurde von den Herren Iannelli, Guarini und Avellino auf dreifache und zwar sehr verschiedene Weise erklärt, und ich weiß nicht, ob man sich diesen Augenblick (Avellino ist jedoch mittlerweile gestorben) darüber verständigt hat. Mit der Kenntniß der alten Sprachenüberreste scheint es noch immer in Italien ziemlich problematisch auszusehen; es kommt gar häufig vor, daß heute widerrufen wird, was gestern mit pomphaftem Dünkel als positiv und gewiß proclamirt ward. Es ist übrigens ein Glück, daß wir aus so manchen im Lande der Samniter gefundenen oskischen Inschriften, und aus einer Stelle des Livius wissen, daß die Samniter außer ihrem sabinischen Idiom auch noch das Oskische redeten.

Die Rechnung meines abruzzesischen Wirths überraschte mich, sie war im Verhältniß zu dem Genossenen überaus billig. Als ich ihm meine vollständige Zufriedenheit hierüber zu erkennen gab, klopfte er mir vertraulich auf die Schulter und sagte: er wisse schon, mit wem er es zu thun gehabt, ich möge nur recht oft zu ihm kommen und Forellen und Aale bei ihm essen, dafür es aber auch so einrichten, daß die Eisenbahn dicht hinter seinem Hause fortlaufe!

Es war in der That Zeit, daß ich diese verzauberte Eisenbahnregion verließ. Ein paar Duzend Einwohner kamen und sagten mir freundlich und ehrerbietig Lebewohl. Dann ging es hinter dem Städtchen rasch über die Sangro-Brücke, wo die Straße abermals zu steigen beginnt. Man läßt rechts Rocca-Cinquemiglia hoch über sich und folgt einem Bache, der in hübschen kleinen Cascaden aus den höchsten Gebirgen abwärts rauscht. Obschon Ende Mai und zur Mittagszeit, so war es dennoch rauh und kalt. In mehrfachen Windungen schlängelt sich der Weg immer bergan, bis man durch ein angenehmes Gehölz aus Eichen, Buchen, Eberäschen, Erlen aufs freundlichste überrascht wird. Auf meinen Diener jedoch machte dieser Wald, in den die Straße bald einlenkte, einen ganz entgegengesetzten Eindruck: er hatte, wie gewöhnlich, seine Phantasie mit Räubergeschichten erhitzt und sich erzählen lassen, daß die Reise von Castel di Sangro bis Sulmona über das sogenannte Piano di Cinque-Miglia, ohne Gendarmen oder bewaffnete Begleitung ein gefährliches Unternehmen sey, das wo nicht das Leben, doch wahrscheinlich die Börse kosten werde. Ich legte eine ansehnliche Strecke zu Fuß zurück, konnte meine Leute aber nicht bewegen ein Gleiches zu thun.

Nach anderthalb Stunden erreichten wir den Ort Roccaraso, am Fuße des Monte-Majuri, einer hochgelegenen Stadt des Harzes oder Thüringerwaldes nicht unähnlich, nur mit dem Unterschiede daß hier alles aus Stein gebaut ist. In den armseligen, räucherigen Häusern leben 2 bis 3000 Menschen auf kümmerliche Weise von der Viehzucht und von dem abruzzesischen Waaren- und Reisenden-Transport sich nährend. Mit Ausnahme verkrüppelter Buchen und Eberäschen hat die Vegetation hier ziemlich aufgehört, denn wir befinden uns bereits in der Höhe von ungefähr 5000 Fuß. Es war mir interessant das Innere eines der vielen, mit seltsamen Emblemen, z. B. Drachen, Schlangen, Bären und Wölfen gezierten Wirthshäuser von Roccaraso kennen zu lernen; ich war aber nicht wenig erstaunt, hier hoch oben im Gebirge sehr guten Wein, vortreffliche Käsegerichte, Würste und Schinken jeder Art zu finden. Die Wirthin des „weißen Adlers," eine von vieler Arbeit stark gefurchte, sonst aber knochenfeste, gelbbraune Frau mit sehr schwarzen Augen und noch schwärzerem Haar, bekleidet mit dicken Sandalen aus Lammfellen, mit faltigen, ursprünglich bunten, aber durch Fett, Oel und Schmutz verschossenen Gewändern und einstmaligem buntfarbigem Kopftuch, führte mich in die Logiszimmer, wo reinliche Betten, 4 bis 6 an der Zahl, wie in einem kleinen Hospital aufgestellt waren. Sie theilte mir mit, daß bei der durch Stürme, Schneefälle und Räuber bedingten großen Unsicherheit der Straße, namentlich im Winter, oft ganze Züge von Reisenden sich vereinigten und die Hauptnachtquartiere hier und in Rocca Vallescura an der anderen Seite des Passes gehalten würden. Zwei Gendarmen vom Hauptquartier in Sulmona saßen schläfrig und gähnend beim Kartenspiel und harrten geduldig so lange im Wirthshause, bis wieder einmal ein Raubanfall geschehen, der das ganze Corps in Bewegung setzen würde. Da sehr wenig Fremde diese Straße einschlagen, so war die Geldgier hier noch nicht erwacht; ein 20 Gran-Stück (24 Kreuzer) verpflichtete die geschäftige Wirthin zu freundlichstem Danke.

Bei Roccaraso wendet sich rechts die neueste, mit sehr vielen Kosten, aber auch mit eben so vielen Intriguen und Betrügereien bewerkstelligte, noch immer nicht ganz vollendete Straße über Palena, Casoli, Lanciano ans adriatische Meer nach Ortona u. s. w. ab. So weit das Auge sie von Roccaraso aus verfolgen kann, zieht sie sich in ziemlich schlechtem Zustande, rechts vom M. Pacernara begränzt, auf einförmiger, unfruchtbarer Hochebene fort. Ich hatte keine Zeit und keine Lust den unbelohnenden Ausflug nach Palena zu machen, wo an der Stelle, wo jetzt ein Capuzinerkloster sich befindet, kürzlich antike Ruinen gefunden seyn sollen.

Zwischen Palena und Sulmona, sieben alte Miglien von letzterem Orte entfernt, liegt das sogenannte Campo di Giove (Jupi-

tersfeld) am Fuße des M. Palena, jetzt ein armes Gebirgsdorf, einſt ein Wallfahrtsort der alten Peligner, denn hier ſtand ein ſehr berühmter Tempel des Jupiter Palenus, wahrſcheinlich gleichbedeutend mit Jupiter Apenninus und dem etruskiſchen Berggotte Crapovius, wie denn der Name Peligni ſelbſt, ſowie auch der der Dea Pelina, Pelion, und was damit verwandt iſt, von dem altgriechiſchen, macedoniſchen Worte πέλα, Fels, Berg abzuſtammen ſcheint. Gewiß iſt daß dieſer Tempel, von welchem im Mittelalter noch bedeutendere Spuren als jetzt vorhanden waren, auf einem ſehr hohen Punkte des Majella-Gebirges thronte. Der Name des Paſſes Forca Palena, von Sulmona durchs Gebirge, ſtammt ebenfalls von dieſem Tempel des peligniſchen Berggottes, und es ſcheint als ob man ſchon im früheſten Alterthume die Gefahren der Paſſage des Piano di Cinquemiglia kannte und daher den längeren Weg dem kürzeren nach Auſitena vorzog. Aus Horaz und Cicero erfahren wir, daß dieſe Straße den Namen Via Numicia führte, und ein Zweig der Via Valeria war.

Bevor ich jedoch tiefer ins Land der Peligner und ins Gebirge der Majella vordringe, mögen hier einige kurze Notizen über dieſe ziemlich unbekannte Gegend ihren Platz finden. Das Land der Peligner wurde vom Gebiet der Veſtiner, Marſer, Samniter, Marruciner und Frentaner umgränzt und umfaßte nach den Forſchungen Ramanelli's und Corcia's die heutige Diöceſe von Sulmona oder den größeren Theil des heutigen Diſtricts von Sulmona, ſo daß in den drei Thälern, welche ſich bei Popoli öffnen, die drei Abtheilungen des Ager Pelignus, von dem Plinius und Ovid reden, enthalten ſind.

Die apenniniſchen Ausläufer, welche ſich vom Gran Saſſo d'Italia ſüdlich und von der Majella nördlich abzweigen, begegnen ſich in dem weiten Bergbecken von Sulmona. Dieſes ſchöne Gebirgsthal hat einen Umfang von ungefähr 30 Miglien; eine ſehr tiefe Alluvionsſchicht bildet es, und rings umher ſchließen hohe Berge es ein. Vier Flüſſe, der Aterno, die Vella, der Gizzio und der Sagitario ergießen ſich mit einer ſolchen Waſſerfülle in dieſes Thal, daß ſelbſt ohne die häufigen Regengüſſe und ohne die vielen Quellen, welche von allen Höhen herabrieſeln, das ſchöne fruchtbare Thal ſehr bald einen tiefen See bilden würde, wenn die Gewäſſer alle nicht den Ausweg durch den Engpaß von Intermonti fänden. Daß in uralter Zeit das Thal eine einzige große Lagune gebildet habe, erhellt aus der Formation ſeiner Wände, und vielen andern geognoſtiſchen Erſcheinungen. Ob Erdbeben oder allmähliche Aushöhlung durch Waſſer den Abzugscanal gebildet, iſt ebenſowenig zu ermitteln. Aehnliches behauptet man vom Piano di Cinquemiglia, deſſen Waſſermaſſen durch das Fura-Thal in das große ſulmoneſiſche Becken abfloſſen. Der See von Scanno oder Villalago erſcheint dem Geologen als Ueberbleibſel des großen Gebirgsſees, der in vorhiſtoriſcher Zeit dieſe hohen Gebirgsthäler ausfüllte. Den Abfluß ungeheurer Waſſermaſſen aus dem hohen Gebirge beweiſen die mächtigen Steingeſchiebe, welche ſich von Roccaraſo bis Tocco auf wenigſtens 20 Miglien vorfinden. Ueber die Umwälzungen welche die Elemente in unbekannter Zeit in dem höchſten Gebirge Italiens, im Gran-Saſſo und in der Majella angerichtet, vergleiche man Herrn Durinis „Congbietture Geologiche ſugli Abruzzi" in den bekannten Annali Civili Neapels.

Charakter- und Culturzuſtand der Malayen.

Von Dr. Huberwald.

Die Malayen bilden eine eigene Race von Inſulanern, die von Sumatra bis Otaheiti ſämmtliche Inſeln des indiſchen und ſtillen Oceans, mit Ausnahme von Neu-Guinea, einnehmen. Alle dieſe Stämme zeigen im Phyſiſchen die größte Aehnlichkeit, und kaum wird man den Javanen vom Sandwich-Inſulaner, den Borneoten vom Einwohner der Ladronen unterſcheiden können.

Auch die Sprachen dieſer Inſelbewohner ſcheinen einen gemeinſchaftlichen Urſprung anzudeuten. Durch ſorgfältige Nachforſchungen hat man gefunden, daß alle Sprachen der Malayenſtämme im indiſchen Archipel, ſo verſchieden ſie auch zu ſeyn ſcheinen, doch alle von demſelben Stamm abgeleitet ſind. Auf Sumatra, Malacca und den nahel egenden Inſeln wird das eigentliche ſogenannte Malayiſche rein geſprochen, in der Sprache der Javanen iſt das Malayiſche bedeutend modificirt durch das Sanskrit, von den übrigen Inſeln, wie Rotti, Floris, Timor, Borneo, den Molukken hat faſt jede ihre beſondere Sprache. In allen dieſen Sprachen kann man leicht die malayiſchen Wurzelworte erkennen, und es iſt bemerkenswerth, daß bei dieſen öſtlichen Stämmen die einzelnen Worte ſehr arm ſind an Conſonanten; ſo heißt z. B. Feuer im Malayiſchen **asir**, auf Keti **ai**, Waſſer im Malayiſchen **ayr**, auf Rotti **œi**. Die Sprachen der auſtraliſchen Malayen-Stämme zeichnen ſich ebenfalls durch eine ſolche Armuth von Conſonanten aus, doch ſind ſie noch nicht hinreichend unterſucht, um mit Beſtimmtheit ihre Verwandtſchaft mit dem Malayiſchen erklären zu können. Manche malayiſche Worte, wie **ruma** (Haus), **matta** (Auge), **lima** (fünf) finden ſich in verſchiedenen Sprachen dieſer öſtlichen Stämme, und eine genauere Forſchung wird wohl auch in dieſen Sprachen den malayiſchen Charakter erkennen laſſen. [1]

Mitten unter den Malayen findet man als eine räthſelhafte Erſcheinung auf Neu-Guinea und Neu-Holland zwei gänzlich verſchiedene Völkerſchaften, die der äthiopiſchen Race anzugehören ſcheinen und bisher auch zu dieſer gerechnet wurden. Man findet übrigens bei genauer Beobachtung dieſer Schwarzen, daß ſie bloß die Farbe der Neger haben, außerdem aber ſehr von denſelben unterſchieden ſind. Ihre Statur iſt klein und ſchmächtig, Bruſt und Schultern ſind ſchmal, die Beine dünn und gerade, es fehlen bei ihnen die dicken Lippen und hervorſtehenden Backenknochen der Neger; ſie ſind feig und ſtumpfſinnig, und während die Neger an Körperkraft und Leibesgeſtalt alle andern Racen übertreffen, ſind die Papua's auf Neu-Guinea ſelbſt ſchwächer als die Malayen. Außerdem läßt ſich nicht erklären, wie eine Negerauswanderung nach dieſen weit entfernten Ländern hätte ſtattfinden können. Es läßt ſich kaum denken, daß Negerſtämme, die nicht an Seefahrt gewöhnt ſind, über den weiten indiſchen Ocean geſchifft ſeyen, und wenn dieß geſchehen wäre, ſo mußten ſie weit eher nach Java und Sumatra, als nach dieſen abgelegenen Ländern gelangen.

Alle dieſe Umſtände berechtigen zu der Annahme, daß die Papua's und Neu-Holländer eine eigene Race ausmachen, die man die auſtraliſche nennen könnte und die in phyſiſcher und moraliſcher

[1] Dieß iſt durch neuere und ältere Forſchungen ziemlich erwieſen. K. d. R.

Hinſicht am tiefſten ſteht. Jedenfalls ſind ſie Ureinwohner, und es ſcheint aus malayiſchen Mythen und Chroniken hervorzugehen, daß dieſe Race einſtens weiter verbreitet war als jetzt. Nach alten malayiſchen Sagen ſtammen die Malayen von einer Schaar Götter und Helden, die von einem hohen Berge Sumatra's herabſtiegen, und dieſe Inſel allmählich bevölkerten; von da an ſehen ſie ſpäter weiter nach Oſten gegangen. Die Sultans-Chronik von Malacca erzählt beſtimmt, daß ein malayiſcher Stamm von Sumatra nach Malacca gezogen ſey und die dort hauſenden wilden Bewohner überwunden und vernichtet habe. Dieſe alten Bewohner müſſen vom Papua-Stamm geweſen ſeyn, denn man findet jetzt noch in den unzugänglichen Wäldern von Malacca eine kleine Zahl von ſchwarzen, krausharigen Menſchen, die von den Malayen orang benua (Ureinwohner) genannt werden. Endlich ſcheinen einige Stämme in den Molukken eine gemiſchte Abkunft von Malayen und Papua's anzudeuten. Den ſeefahrtkundigen, an Kraft und Einſicht überlegenen Malayen konnte dieſe armſelige Menſchenrace keinen erfolgreichen Widerſtand entgegenſetzen, wenigſtens auf den kleinern Inſeln; auf dem Continent von Neu-Holland und dem großen, ſtarkbevölkerten Neu-Guinea wurde es ihnen durch ihre Maſſe möglich, den weſtlichen Feind abzuhalten. Sie erlitten alſo daſſelbe Schickſal wie die Indianer in Weſtindien, und gegenwärtig verſchwinden auch allmählich die Neu-Holländer durch das Eindringen der Europäer, ſo daß bloß von dieſer Race die Papua's allein übrig bleiben werden.

Die Malayen, obwohl ſie dieſe traurige Race an geiſtigen Anlagen übertreffen, ſcheinen doch keiner höhern Ausbildung fähig zu ſeyn; nur durch Verkehr mit kaukaſiſchen Nationen konnten einige Stämme zu einem gewiſſen Grad von Cultur ſich erheben. Alle Verhältniſſe, in denen ſie lebten, waren der Entwicklung dieſer Race günſtig; ſie wohnten in den üppigſten Ländern der Erde, unter einem ewig heitern Himmel; die See, die allenthalben ihre Wohnſitze umfluthet, bot ihnen die bequemſte Gelegenheit, von einer Inſel nach der andern zu gelangen, ihre Producte auszutauſchen, und ihre Fortſchritte und Erfahrungen ſich gegenſeitig mitzutheilen. Statt deſſen ſtrebten ſie in dumpfer Ruhe nur nach Befriedigung der nothwendigſten Bedürfniſſe, nirgends zeigte ſich ein Funke von Betriebſamkeit, nur einzelne Stämme im indiſchen Archipel gelangten zu einiger Civiliſation, während alle andern als ſorgloſe Wilde dahin lebten.

Von den auſtraliſchen Malayenſtämmen erhob ſich kein einziger über dieſen rohen Zuſtand, auf einzelnen Inſeln fand man blutgierige Barbaren, auf andern ſanfte, gutmüthige Völkchen, an Ausbildung ſtanden ſie alle gleich tief. Erſt in neuern Zeiten ſind auf einzelnen Inſelgruppen, z. B. den Sandwich-Inſeln, die Eingebornen durch die Miſſionäre und einen großen Handelsverkehr zur Induſtrie und regelmäßigem Landbau angeregt worden.

Etwas verſchieden ſind die Verhältniſſe im indiſchen Archipel. Auch hier ſind die meiſten Stämme eben ſo roh, wie ihre auſtraliſchen Brüder, allein die Bewohner von Java und Sumatra ſcheinen einen gewiſſen Grad von Bildung beſeſſen zu haben, noch ehe ſie in Berührung mit den Hindus kamen. Die Battaks auf Sumatra, die bis jetzt jede Berührung mit Fremden zu vermeiden wußten, beſitzen eine eigene Schriftſprache, geſchriebene Geſetzbücher, geordnete Staatsverfaſſung und mancherlei mediciniſche und naturhiſtoriſche Kenntniſſe. Auf Java findet man als Denkmäler einer urſprünglichen Cultur die in Stein gehauenen Schriftzeichen der Kawi-Sprache. [1]

Zu einer höhern Bildung wären dieſe Stämme auf Java und Sumatra aus eigenem Antrieb ſchwerlich gelangt, wie das Beiſpiel der Battaks zu beweiſen ſcheint. Allein ſchon frühzeitig kamen ſie in mannichfaltigen Verkehr mit dem nahen Feſtlande Hindoſtan, dieſer älteſten Wiege der Cultur, die wir kennen. Bald verbreiteten ſich die Hindu-Prieſter über Java, Bali und Sumatra, und ſuchten der heiligen Religion Brahmas Eingang unter den Einwohnern zu verſchaffen. Auf Sumatra ſcheinen die Braminen nicht viel Anklang gefunden zu haben, doch findet man auch auf dieſer Inſel einzelne Bildſäulen von Siwa und Bawhani, und die Sprache der Einwohner hat einige Sanskritworte angenommen. Glücklicher waren ſie auf Java und Bali. Hier wurde der braminiſche Cultus allgemein eingeführt, das Volk wurde in Caſten eingetheilt, wie in Hindoſtan, und Landbau, Induſtrie und Kunſt kamen in Flor. Die Sprachen dieſer Inſeln nahmen allmählich ſo viele Worte des Sanskrit an, daß der urſprüngliche malayiſche Charakter jetzt nur mit Mühe in den javaniſchen und baliſchen Dialekten zu erkennen iſt, die frühere Schrift verſchwand und wurde allmählich ganz vergeſſen. Heute noch bedienen ſich die Javanen der Sanskritbuchſtaben und ſchreiben wie die Hindus von der Linken nach der Rechten; die altjavaniſche Kawi-Sprache iſt, wie oben erwähnt, nur noch den Prieſtern auf Bali bekannt. Es läßt ſich nicht beſtimmen, in welcher Zeit dieſe Veränderungen auf Java und Bali ſtattfanden; jedenfalls geſchah es erſt nach der Reformation Buddhas, indem die Buddha-Secte auf dieſen Inſeln ausſchließlich vorherrſchte. Die jetzige Generation von Java hat kaum eine Ahnung von dem hohen Grade von Bildung, zu dem ſich ihre Vorfahren in dieſen Zeiten geſchwungen hatten, allein prächtige Tempelruinen, Statuen, Säulen, Inſchriften, die man allenthalben auf Java findet, zeugen jetzt noch von den vergangenen Tagen des Glanzes. Außerdem haben ſich religiöſe und poetiſche Werke aus dieſer Zeit erhalten, die von der damaligen Bildung Zeugniß geben. Unter dem Volke hat ſich nichts erhalten, als einige abergläubiſche, von der Brama-Religion verehrte Ideen und Gebräuche, ſowie die Bongings (öffentliche Tänzerinnen), die heute noch, wie zu den Zeiten der Braminen, in zierlichen, durchſichtigen Gewändern ihre graziöſen Tänze aufführen, und die ſinnlichen Zuſchauer zu näherer Bekanntſchaft mit ihren feilen Reizen anzuregen ſuchen.

Java blieb unter der milden Herrſchaft der Braminen bis zu Ende des 14ten Jahrhunderts. Um dieſe Zeit hatten die Herrſcher von Malacca und einige Fürſten von Sumatra die mohammedaniſche Religion angenommen und ſuchten dieſelbe nun auch den Javanen aufzudringen. Scheik Mulana, ein eifriger Anhänger Mohammeds aus Arabien, zeichnete ſich am meiſten aus bei dieſer Bekehrung, und begründete theils durch Ueberedung, theils durch Waffengewalt die neue Religion auf Java; die Tempel wurden zerſtört,

---

[1] Nach neuern Forſchungen war dieß die alte Sprache der Javanen, und ein rein malayiſcher Dialekt. Sie kam bei dem Volke ganz in Vergeſſenheit, und die Kenntniß derſelben erhielt ſich bloß bei der Prieſtercaſte. Bei dem Sturze der Hindureligion auf Java flüchteten viele Prieſter nach Bali, und dort wurde die Kenntniß des Kawi bis heute bewahrt. Die Kenntniß der Schrift ging übrigens verloren, und dieſe alten Steinſchriften ſind jetzt Hieroglyphen, die ſich nicht mehr enträthſeln laſſen.

die Braminen getödtet oder in die Wildniſſe getrieben, während die übrigen ſich nach Bali flüchteten. Auf dieſer, von einem kriegeriſchen Volke bewohnten Inſel erhielt ſich die Religion Buddha's in ihrer ganzen Strenge bis auf den heutigen Tag, während auf Java der neue Gottesdienſt bald allgemein herrſchend wurde.

Die Jünger Mohammeds zeigten ſich hier, wie in Griechenland, als eifrige Zerſtörer des Alten, und bald kam die Kunſt und Induſtrie in gänzlichen Verfall, auch der Landbau wurde nur noch nachläſſig betrieben, da die neuen deſpotiſchen Herrſcher ihre Unterthanen nach Willkür beraubten und ſo allen Erwerbtrieb vertilgten. Die Javanen wurden arm, und ſo mußten auch die Sultane ſelbſt die Quellen ihrer Einkünfte verlieren. Ihr einziger Luxus beſteht jetzt in koſtbaren Kleidern und Waffen, die ſich von einer Generation auf die andere forterben; ihre Wohnungen ſind ohne Zierde und Bequemlichkeit, roh gezimmert und nur durch ihren Umfang von den Hütten der Armen unterſchieden. Das geringe Volk der Javanen hat übrigens etwas Bildung bewahrt, ſie zeichnen ſich durch ſanftes und höfliches Weſen aus, und können meiſtens leſen und ſchreiben.

Von Java aus hat ſich der Islam auch auf viele andere Inſeln des indiſchen Archipels verbreitet. Es fanden Auswanderungen ſtatt nach Borneo und Sumatra, und auf erſterer Inſel wurden die Reiche Banjermaſſing und Pontianak, auf letzterer das Reich von Palembang geſtiftet. Auf den Inſeln Lombok, Floris, Ombay, Celebes und den Molukken wurden die Bewohner der Küſtenſtriche bekehrt, und nur im Innern blieben die rohen Eingebornen ihren alten Gewohnheiten und Gebräuchen treu.

Dieß war der Zuſtand der Malayenſtämme im indiſchen Archipel, als die Europäer im 16ten Jahrhundert anfingen ſich dort feſtzuſetzen. Seitdem hat ſich wenig verändert, nur wurden auf Ketti, Celebes und Amboina eine beſchränkte Anzahl von Eingebornen zum Chriſtenthum bekehrt, und ſo findet man jetzt alle Religionen, die von den älteſten Zeiten her eingeführt waren, durch eine größere oder geringere Zahl ihrer Bekenner vertreten.

Die meiſten Anhänger zählt der Islam. Zu ihm bekennen ſich ſämmtliche Einwohner von Java, Sumatra (mit Ausnahme der Battaks), Malacca und der nahe liegenden Inſeln, ein großer Theil von Celebes und endlich die Küſtenbewohner von Borneo, Floris, Solor und Ombay. Auf Sumatra und Malacca beſteht dieſe Religion in ihrer ganzen Strenge, während die Javanen mancherlei braminiſchen Aberglauben beibehalten haben und ſich nicht ſtreng an die Vorſchriften des Korans halten. Weiter nach Oſten ſind die Bekenner des Islam ziemlich roh und kennen kaum die Hauptprincipien ihres Gottesdienſtes. Sie haben übrigens regelmäßige Regierungsformen, ſind umgänglich gegen Fremde und treiben mitunter Handel und Seefahrt.

Die heidniſchen Bewohner dieſer öſtlichen Inſeln ſind meiſtens rohe Wilde; ſo die Dajaks auf Borneo, die Alfuren auf den Molukkiſchen Inſeln Ceram, Gilolo ꝛc., die Bergbewohner von Floris und Ombay. Sie zeichnen ſich aus durch Mordgier und Hinterliſt und hängen die Köpfe der erlegten Feinde als Trophäen in ihren Hütten auf; nicht leicht betritt ein Fremder ungeſtraft ein ſolches Gebiet, und auch unter ſich führen ſie häufig Krieg. Der Landbau ſteht bei ihnen auf der niederſten Stufe, ſie pflanzen höchſtens Fruchtbäume und Mais, der in dieſen üppigen Ländern faſt ohne Pflege gedeiht. Ihre Wohnungen ſind bald bloße Dächer von Palmzweigen oder elende Lehmhütten, in denen ſich mehrere Familien zuſammendrängen. Kleider ſind ein Luxusartikel, den ſie kaum kennen, dagegen ſind ſie wohl verſehen mit Angriffs- und Vertheidigungswaffen, die ſie theils ſelbſt verfertigen, theils von den Küſtenbewohnern eintauſchen. Man findet bei ihnen Bogen, Pfeile, Lanzen, Schilde, Panzer, Meſſer, in neuern Zeiten auch häufig Schießgewehre, mit denen ſie gut umzugehen wiſſen. Sanftere Sitten herrſchen übrigens bei den Heiden auf Timor, Sumbawa und wohl auch bei den Battaks, obwohl dieſe durch ihr Menſchenfleiſch-Eſſen berüchtigt ſind.

Auf Bali hat ſich, wie oben erwähnt, der braminiſche Gottesdienſt erhalten, und dieß Volk zeichnet ſich aus durch Tapferkeit, Nationalſtolz und Betriebſamkeit. Die höhern Fürſten, beſonders die Prieſter beſitzen viele Kenntniſſe, Gewandtheit in Staatsſachen, und wußten bis vor kurzem ſtets die Unabhängigkeit ihrer kleinen Inſel zu bewahren. Der Kunſtſinn ſcheint bei den Balineſen abgenommen zu haben, man findet wohl ſchöne Tempel, die ſich jedoch mit den alten Ruinen auf Java nicht vergleichen laſſen.

Die Zahl der zum Chriſtenthum bekehrten Malayen iſt nicht bedeutend, man findet deren auf Celebes, Amboina, Ketti und Timor. Es iſt bemerkenswerth, daß die Miſſionäre bisher nur unter den heidniſchen Malayen Eingang für ihre Lehren finden konnten. Die ſtrenggläubigen Sumatreſen würden eher das Leben laſſen als ihren Glauben, und ſelbſt die unwiſſenden Mohammedaner der öſtlichen Inſeln halten feſt an der Lehre ihres Propheten. Dem nüchternen Sinne des Malayen ſcheint dieſe einfache, von allem myſtiſchen Pompe befreite Religion am meiſten zu entſprechen, während ſie zugleich ſeinen ſinnlichen Neigungen ſchmeichelt. Auch brüſten ſich die Mohammedaner damit, daß der Koran die neueſte der geoffenbarten Religionen enthält, und indem ſie Moſes und Chriſtus als Vorläufer Mohammeds anerkennen, iſt in ihren Augen der Koran natürlich vollkommener als die Bibel und Uebergang zum Chriſtenthum ein Rückſchritt. Indeſſen iſt nicht zu läugnen, daß die holländiſche Regierung den Miſſionären auf Java Hinderniſſe in den Weg legt und ihnen nur auf den entfernteren Inſeln freien Spielraum läßt. Die zum Chriſtenthum bekehrten Malayen ſind nicht viel mehr cultivirt als ſie früher waren; doch treiben ſie ihre gewohnten Beſchäftigungen, Landbau und Viehzucht mit mehr Eifer und zeichnen ſich aus durch Reinlichkeit, Sorgfalt im Anzug und ſanftes Benehmen.

Eine höhere Cultur werden die Malayen unter den gegenwärtigen Verhältniſſen kaum erlangen. Sie halten mit orientaliſcher Indolenz an ihren Gewohnheiten und können nur durch den Drang der Umſtände oder Verkehr mit Europäern zu einer Veränderung bewogen werden. In den größern Städten, wo die Eingebornen die verfeinerte Lebensweiſe der Europäer vor Augen haben, hat ſich unter ihnen einige Betriebſamkeit entwickelt. Zu Surabaya und Samarang findet man javaniſche Schmiede, Zimmerleute, Schneider, Schuhmacher, die den europäiſchen Handwerkern wenig nachſtehen. Andere treiben Hauſirhandel oder legen nach Art der Chineſen kleine Läden an. Zu mechaniſchen Arbeiten haben ſie viel Geſchick und würden bedeutende Fortſchritte darin machen, wenn ſie

urch ausgebreitetern Verkehr mit gebildeten Nationen angeregt würden. Dieß wird übrigens kaum ſtattfinden, da eine Einwanderung nach dieſen heißen Ländern für den Europäer beinahe unausführbar iſt.

Die Botſchaft des Präſidenten der Vereinigten Staaten

Wir erinnern uns nicht, je eine ſo leere, nichtsſagende Botſchaft geleſen zu haben als die des Hrn. Fr. Pierce, nicht als ob ſich nicht immer noch manches Bemerkens- und Beachtenswerthe darin fände, ſondern namentlich weil über die einzelnen Streitfragen mit fremden Mächten nahezu gar kein Aufſchluß gegeben iſt. Hr. Fr. Pierce ſcheint alle dieſe Fragen mit einer gewiſſen ſtudirten Nichtachtung zu behandeln, und wenn wir dem Schluſſe der Botſchaft eine Wichtigkeit beilegen wollen, ſo iſt der Sinn des Ganzen kaum ein anderer als der: „wartet nur; binnen fünfzig Jahren haben wir hundert Millionen Menſchen, und dann legen ſich alle dieſe Streitigkeiten von ſelbſt durch unſere Uebermacht bei.“ Dieſe Hinweiſung auf die künftige Macht und Größe der Unien iſt wenn nicht gerade der bedeutendſte, doch der bezeichnendſte Theil der Botſchaft, und wir führen dieſe Stelle deßhalb wörtlich an: „die zehnjährigen Berichte über den Cenſus haben ein Geſetz ſtetigen Fortſchritts herausgeſtellt, wonach jedes Vierteljahrhundert die Bevölkerung ſich verdoppelt. Dauert dieß Geſetz des Fortſchritts nur noch ein Jahrhundert ungehemmt an, ſo führt es uns zu faſt unglaublichen Reſultaten. Hiezu kommt noch das Einſtrömen der arbeitenden Maſſen aus Oſtaſien nach der Weſtſeite unſerer Beſitzungen, ſo wie der wahrſcheinliche Zutritt bereits in andern Theilen unſerer Halbkugel vorhandener Bevölkerungen, welche innerhalb der genannten Zeit mit jährlich wachſender Stärke die natürliche Anziehungskraft eines ſo ungeheuren, mächtigen und in Wohlfahrt fortſchreitenden Bundes ſich ſelbſt regierender Republiken fühlen und um das Vorrecht nachſuchen werden, in ihren ſichern und glücklichen Verein aufgenommen zu werden, wobei ſie durch einen friedlichen geſunden Incorporationsproceß auch weite Striche eines jungfräulichen, üppigen Bodens mitbringen, der beſtimmt iſt ſich mit den raſch anwachſenden und raſch ſich ausbreitenden Millionen unſeres Stammes zu füllen. Tauſende von Menſchen, welche bereits heran gewachſen ſind, und die Rechte freier Männer ausüben, werden ihre Augen ſchließen bei dem Anblick einer innerhalb der majeſtätiſchen Verhältniſſe der amerikaniſchen Unien eingeſchloſſenen Bevölkerung von mehr als hundert Millionen Menſchen. Bisher hat unſer Regierungsſyſtem ſo zu ſagen nur in einem Miniaturmaaßſtab gewirkt in Vergleich mit der Entwicklung, die ſie in einer ziemlich nahen Zukunft annehmen muß.“ Es werden hier ganz unverkennbar die Völker der übrigen Staaten Amerika's eingeladen, das Joch ihrer jetzigen Regierungen abzuſchütteln, und ſich und ihr Gebiet dem Schutze des Sternenbanners zu übergeben, natürlich Cuba und Porterico, hinſichtlich deren man klagt, daß die Regierung ſo fern iſt, und die Unterhandlungen ſo ſchwierig ſind, zuerſt, wenn nicht Mexico noch den Vorrang hat, von welchem eben wieder ein Theil durch eine von San Francisco ausgegangene Flibuſtiererpedition abgeriſſen werden ſoll.

Die Ausſichten ſind allerdings ſehr ſtolz, und bis jetzt ſcheint kein irgend bedeutendes Hinderniß denſelben gegenüber zu ſtehen, allein, — „es iſt dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen.“ Hundert Millionen auf dem Boden Nordamerika's ſind ſchon eine ganz erkleckliche Bevölkerung, und es dürfte ſich zeigen, daß manche Einrichtungen und Zuſtände, die ſehr heilſam und zuträglich ſind, ſo lange man nur einige hundert Meilen weſtwärts zu gehen hat, um über die gewöhnliche bürgerliche Geſellſchaft hinaus auf freien, unangebauten Boden zu gelangen, nicht mehr haltbar ſind und verderblich werden, ſo wie die Bevölkerung ſich drängt, und daß mit der Aufnahme ganz verſchiedener Racen der ganze Charakter des Staatenbundes ſich ändern möchte. Dieſer Gedanke ſcheint auch in der That Hrn. Pierce vorzuſchweben, denn er läßt ſich als ächter Demokrat — was in Amerika ſo viel iſt als Föderaliſt — mit großer Umſtändlichkeit darüber aus, daß die Vereinigten Staaten nur ein Conglomerat, das Ergebniß eines Compromiſſes ſind, worin die einzelnen Staaten eine gewiſſe Summe von Rechten an die Centralregierung abgetreten haben, und nur hinſichtlich dieſer beſtimmten Rechte der Centralregierung unterworfen ſind. Ein ſolcher lockerer Staatenbund kann allerdings manche Glieder in ſich aufnehmen, muß aber auch immer weniger gemeinſame Intereſſen haben, und der Congreß, beſtehend aus dem Hauſe der Repräſentanten des Volks überhaupt und dem Senat als der Verſammlung der Staatenrepräſentanten, wird immer mehr factiſch zu einem Geſandtencongreß. Es iſt ein ſehr bezeichnender Umſtand, daß während in den letzten zwei Jahrzehnten das engliſche Oberhaus ſtufenweiſe ſchwächer geworden, und in kluger Erkenntniß ſeiner Schwäche nur ſehr ſelten dem Votum des Unterhauſes widerſprach, in Amerika der Senat in demſelben Verhältniſſe ſtärker und entſchiedener in ſeinem Auftreten geworden iſt. Der Grund dieſer entgegengeſetzten Erſcheinung iſt leicht zu erſehen: die Streitigkeiten zwiſchen ganzen Gebietsabtheilungen, die mehrfach beſprochenen sectional differences, laſſen ſich nicht leicht durch Majoritätsbeſchlüſſe abmachen, ſondern nur durch Compromiſſe. Die Hauptfrage der letzten Jahre war die über die Sklaverei, und dieſe, welche die Union zu ſprengen drohte, wurde beigelegt durch ein von den angeſehenſten Senateren vorgeſchlagenes Compromiß. Auf dieſes wird jetzt noch immer als auf den Rettungsanker zurückgewieſen; auch dießmal vom Präſidenten in faſt beweglicher Weiſe, mit deutlicher Hinweiſung auf den Urheber und Beförderer jenes Compromiſſes, Hrn. H. Clay. Die Urſachen ſind leicht zu erklären. In dem Maaße als die mittlern und nördlichern Staaten den Sklavenſtaaten an Reichthum und Bevölkerung vorauseilen, wird die Zahl derjenigen Volksrepräſentanten, welche kein perſönliches Intereſſe bei der Sklaverei haben, immer größer, und die ſüdlichen Staaten im Repräſentantenhaus immer unmächtiger; das iſt im Senate viel weniger der Fall: denn bilden auch die Senatoren der Sklavenſtaaten nicht mehr die Mehrzahl, ſo ſind ſie doch jedenfalls ſtark genug, alle Maaßregeln zu hemmen, wenn man ihre Wünſche unberückſichtigt laſſen wollte; man muß ſie alſo berückſichtigen, und der Senat wird

eine Politik zu ihren Gunſten aufrecht erhalten, ſelbſt wenn ſich die Mehrzahl der Mitglieder des Repräſentantenhauſes dagegen erklären ſollte. Das Gewicht der politiſchen Macht muß demnach in den Senat fallen. Dieß erſcheint als eine Anomalie, ſobald man ſich erinnert, daß die Grundlage des amerikaniſchen Staatsrechts die Herrſchaft der Majorität iſt, und man wird nun vollkommen einſehen, was die beweglichen Bitten um inniges Zuſammenwirken zur Aufrechthaltung des „neuen Bundes der Freundſchaft und gegenſeitigen Vertrauens“ bedeuten, und was es heißen will, wenn der Präſident ſich ſpeciell darüber in folgender Weiſe ausläßt: „Wenn die Gefahren der Vergangenheit nicht als Wahrzeichen dienen, ſo erfüllen ſie augenſcheinlich nicht den Zweck einer weiſen Vorſehung. Wenn das Grab ſich über alle geſchloſſen haben wird, welche jetzt die Gebote der Pflicht zu erfüllen bemüht ſind, ſo wird man auf das Jahr 1850 als auf eine Periode voll ängſtlicher Beſorgniſſe zurückweiſen. Ein glücklicher Krieg war eben beendet, und der Friede brachte eine ungeheure Gebietsvermehrung mit ſich. Störende Fragen über die innern Einrichtungen eines Theils des Bundes erhoben ſich, Fragen, welche die conſtitutionellen Rechte der Staaten berührten. Aber trotz beſtehender Abweichungen in Anſicht und Geſinnung über einzelne Beſtimmungen der Geſetze hat doch die Zuſtimmung ausgezeichneter Bürger, deren Ergebenheit für die Union nie in Zweifel gezogen werden konnte, unſern Inſtitutionen erneute Kraft gegeben und in der ganzen Union ein Gefühl von Ruhe und Sicherheit zurückgeführt. Daß dieſe Ruhe keinen Stoß erleidet während meiner Amtszeit, wenn ich irgend die Macht habe es abzuwenden, deſſen können die, welche mich ins Amt brachten, verſichert ſeyn.“ Aus ſolchen Aeußerungen erkennt man erſt recht, wie heftig und drohend die Kriſe des Jahres 1850 war, und die vorſichtigen allgemeinen Redensarten, in die der Präſident ſich hüllt, beweiſen, wie ungern man die Sache öffentlich beſpricht. Die obenerwähnte beſondere Hervorhebung der Staatenrechte iſt namentlich berechnet, dem Hauſe der Repräſentanten die Weiſung zu geben, nicht den Streit über die Sklaverei aufs neue zu beginnen.

Die ſchroffe Erklärung zu Gunſten der Staatenrechte hat auch noch außerdem ihre ganz praktiſchen Folgen, denn der Präſident erwähnt des langen und heftigen Streits über die ſogenannten „internal improvements,“ d. h. über die Frage, ob „Arbeiten localer Art innerhalb der einzelnen Staaten aus dem Nationalſchatz beſtritten werden ſollen,“ und geht dann auf den Plan einer Eiſenbahn quer durch den Continent über, einen Plan, deſſen Nützlichkeit, ja Nothwendigkeit er anerkennt, den er aber nicht mit den Mitteln der Union ausführen laſſen will; er will ausharren bei dem politiſchen Grundſatz, daß die Union mit der Ausführung ſolcher Arbeiten ſich nicht befaſſen darf, und daß die Conſtitution eine ſolche Einmiſchung in die innern Angelegenheiten der einzelnen Staaten verbiete. Man könnte vielleicht dieſe Anſicht mit dem Rechte der Union, in Landſtrichen, die noch nicht Staaten, ſondern bloß Gebiete (territories) ſind, Straßen zu führen beſtreiten, aber ein großer Theil der Eiſenbahn muß jedenfalls durch Landſtriche gehen, welche jetzt ſchon Staaten ſind, und der Präſident ſchließt ſeine Bemerkungen über dieſe Angelegenheit mit den Worten: „wir können warten, aber wir können nicht die Arche unſerer Sicherheit bei Seite ſetzen.“ Aus dieſer Anſicht kann man den Schluß ziehen, daß der Präſident zwar den Plan einer ſolchen Eiſenbahn indirecter Weiſe fördern wird, wie ſein Vorgänger bereits durch Ausſendung von Nivellirungscommiſſionen gethan hat, deren Arbeiten im Februar dem Congreß vorgelegt werden ſollen, aber in eine directe Uebernahme der Eiſenbahn wird derſelbe nicht willigen. Das wird an manchen Orten ziemlich hart auffallen, man hat ſchon von verſchiedenen Seiten auf die im Unionsſchatze liegenden Millionen ſpeculirt, und dieſe ſollen nicht dazu hergegeben werden. Gegen Verwilligung von Ländereien als Entſchädigung für die Unternehmer hat der Präſident ſich indeß nicht ausgeſprochen. Es iſt alſo abzuwarten, was die Privaten und die einzelnen Staaten thun; die Speculation auf die im Staatsſchatz liegenden 32 Mill. D. ſcheint abgewieſen, und die ſtrenge Aeußerung des Präſidenten hinſichtlich der unabweislichen Redlichkeit im Staatshaushalt ſcheint damit in directem Zuſammenhang zu ſtehen.

Daß der Präſident die Wichtigkeit der Eiſenbahn quer durch den Continent nicht verkennt, zeigt die Hinweiſung auf die Gefährlichkeit, Koſtſpieligkeit und, im Fall eines Kriegs, Unbrauchbarkeit der Straßen über die Landengen von Panama, Nicaragua und Tehuantepec. Dieſer 3 Straßen iſt jedoch außerdem kaum, und des Plan eines Iſthmuscanals, der unter einer gemeinſamen nordamerikaniſchen, engliſchen und franzöſiſchen Commiſſion jetzt geprüft werden ſoll, gar nicht gedacht, man ſcheint demnach, ſo viel indirecte Unterſtützung den erſteren Unternehmungen auch zu Theil werden mag, ſie als Privatſachen gelten laſſen zu wollen, und ſie erſcheinen dadurch nur um ſo mehr als Mittel, dieſe betreffenden Staaten, Mexico und Centroamerika, auf indirecte Weiſe an ſich zu ketten. Die Botſchaft iſt hinſichtlich der Verhältniſſe zu denſelben äußerſt wortkarg, und meldet nur, daß eine Geſandtſchaft nach Centro-Amerika geſchickt wurde, welche gut aufgenommen worden ſey und hoffentlich „noch innigere und freundſchaftlichere Verbindungen zwiſchen dieſen einzelnen Staaten unter einander und mit der nordamerikaniſchen Union begründen werde.“ Wenn der Präſident in Bezug auf England ſagt, es hätten ſich „bedeutende (embarrassing) Streitfragen zwiſchen beiden Regierungen in Betreff Centro-Amerika's erhoben,“ ſo muß man ſich erinnern, daß dieſe centro-amerikaniſche Angelegenheit vor vier Jahren faſt zum Kriege mit England führte, daß ein engliſcher Capitän in der Fonſeca-Bay die Tigerinſel, welche dieſen Golf beherrſcht, beſetzte, während zugleich die Stadt San Juan de Nicaragua als Greytown dem König der Mosquitoindianer, dem Schützling der Engländer, vindicirt wurde. Alle dieſe Anſprüche ſind von Seite Englands aufgegeben, die Tiger-Inſel verlaſſen — nach einer unverbürgten Nachricht in neueſter Zeit von Nordamerikanern beſetzt worden — und über Greytown wurde mit der Union ein Abkommen getroffen. Engliſche Conſuln hatten angefangen, mit den einzelnen Staaten Centro-Amerika's in Unterhandlungen zu treten und Schutzverträge mit ihnen abzuſchließen, aber Hr. Bulwer, damals engliſcher Geſandter in Waſhington und, wie es ſcheint, mit der Hauptleitung der nordamerikaniſchen Verhältniſſe betraut, verweigerte dieſen Schutzverträgen ſeine Billigung. Es iſt dieß ſehr charakteriſtiſch, denn man wollte den Nordamerikanern, die leicht das Uebergewicht erhalten konnten, keine Veranlaſſung geben, ähnliche Verträge abzuſchließen. Letzteres ſcheint dennoch beabſichtigt, und daher die Zerwürfniſſe mit England, welches „durch gütliche Uebereinkunft ſie zu ſchlichten vorgeſchlagen hat.“

Auf die Beſetzung Greytowns und der Tigre-Inſel durch die Engländer war ein Vertrag gefolgt, den Clayton mit Bulwer im J. 1850 abgeſchloſſen. Der Hauptinhalt war, daß kein Theil eine ausſchließliche Gewalt über den zu erbauenden Canal ausübe, daß kein Theil irgend einen Strich von Centro-Amerika zu beſetzen und zu coloniſiren ſuchen ſolle. Im J. 1852 wurde zwiſchen Webſter und Crampton ein neuer Vertrag abgeſchloſſen, der den frühern beſtätigt, die Anſprüche, welche England im Namen des Mosquitokönigs auf San Juan de Nicaragua erhoben, aufgibt, aber auch die Territorialſtreitigkeiten der beiden Staaten Nicaragua und Coſta Rica ſchlichtet — eine Anmaaßung, wogegen Nicaragua heftig proteſtirte. Aber auch in Nordamerika fand der Vertrag wenig Beifall: die Whigs hatten ihn geſchloſſen, die Demokraten ſahen darin ein Aufgeben der Monroe-Doctrine, und England ſelbſt gab ihnen das Mittel an die Hand ſich gegen denſelben auszuſprechen, indem es die bisher nur als Handelspoſten betrachteten Niederlaſſungen von Balize und einigen Inſeln an jener Küſte namentlich Roatan, Bonacca ꝛc. als Colonien erklärte, wonach Anſiedlungen daſelbſt rechtlich begründet waren. Dagegen wurde von den Amerikanern remonſtrirt, weil dieſe wohl ſahen, daß durch den Beſitz dieſer Inſeln England ſich in Bezug auf den Handel jener Länder den Löwenantheil zugeſichert. Darüber ſchweben nun die Unterhandlungen, die mit Zuziehung eines Bevollmächtigten von Nicaragua gegenwärtig in London geführt werden.

Wenn der Präſident über dieſe Angelegenheit nicht viel Worte machte, ſo iſt es begreiflich; dringendere Gründe zum Stillſchweigen ſcheint er über die Fiſchereifrage zu haben. Es möchte ſonderbar ſcheinen, daß dieſe anſcheinend ſo einfache Frage ſich bereits faſt zwei Jahre hinſchleppt, und daß die Amerikaner, denen Webſter gleich im Beginn des Streits ſo zuverſichtlich und ſtolz zugerufen: „ſeyd überzeugt, daß die Rechte unſerer Fiſcher werden geſchützt werden und daß man zu Waſhington nicht ſchläft!“ ſich jetzt ſo ſtill über die Sache äußern, faſt noch ſtiller als über die Japangeſchichte, die, ſelbſt nach den Worten des Präſidenten zu ſchließen, den erwarteten Erfolg keineswegs haben wird. Schon dieß läßt vermuthen, daß bei den faſt zweijährigen Unterhandlungen noch ganz andere Dinge als die Fiſcherei mit unterlaufen, und eben dieß iſt es, was man nicht gern geſteht. Die Fiſchereifrage bietet keine große Schwierigkeit, aber England hat ſie ſehr geſchickt benützt, um andere billige Forderungen durchzuſetzen. Im J. 1818 wurde ein Vertrag über die Fiſcherei bei Neufundland abgeſchloſſen, und den Amerikanern hinſichtlich des Rechts, wo ſie die Fiſcherei ausüben dürfen, nicht unbedeutende Zugeſtändniſſe gemacht; aber ſie ſind ſeitdem immer weiter gegangen, und endlich hat die engliſche Regierung dieſem Umſichgreifen Gränzen geſetzt. Die Vorſtellungen der Amerikaner halfen nichts, man verwies ſie auf den Vertrag von 1818, und dieſer ſprach ganz deutlich gegen ſie; man mußte alſo ſich aufs Unterhandeln legen, und dabei ſtellte England ſeine Forderungen, deren Verfolgung die Vereinigten Staaten nöthigen ſoll, mehrere gegen das Emporkommen von Canada ergriffene Handelsmaaßregeln aufzugeben. Man erwartete hierüber eine Erklärung in der Botſchaft, und einige Nachrichten, welche den Inhalt derſelben voraus meldeten, ſagten ausdrücklich, die engliſchen Forderungen hinſichtlich der Zulaſſung des canadiſchen Getreides und der von engliſchen Unterthanen gefangenen Fiſche, ſo wie die Naturaliſirung in den engliſchen Colonien gebauter Schiffe ſey zugeſtanden, nur die letzte Forderung, daß es den Engländern geſtattet ſeyn ſolle, von den Oſthäfen der Vereinigten Staaten nach Californien Handel zu treiben, ſey abgeſchlagen. Letzteres iſt für die Engländer ein ſehr wichtiger Punkt, da die Amerikaner durch dieß ihnen reſervirte Recht des Handels aus den Oſthäfen der Union nach Californien — was als Küſtenſchifffahrt bezeichnet wird — einen großen Vorſprung in der Wohlfeilheit der Fracht von China und Indien nach Europa haben. Indeß ſcheinen die Unterhandlungen noch keineswegs ſo weit gediehen, und da dieſe Angelegenheit uns einen Einblick in die gegenſeitigen Verhältniſſe thun läßt, ſo ſehen wir uns veranlaßt näher darauf einzugehen, da ſolche kitzliche Fragen von den Amerikanern abſichtlich gemieden werden, und der Präſident dieß Beiſpiel ſeiner Landsleute in der Botſchaft nur allzu ſtark befolgte.

Es iſt natürlich, daß die Bewohner der engliſchen Colonien das Umſichgreifen der amerikaniſchen Fiſcher nicht gerne ſehen, und man hat vielfach von Klagen der einzelnen Colonien gehört. Indeß ſcheinen dieſe ſehr einſeitiger Natur zu ſeyn, und wenn an einzelnen Orten, z. B. auf der Prinz Edwards Inſel, die Fiſcherei im Abnehmen iſt, ſo lag der Grund hauptſächlich darin, daß die Bewohner ſich dem gewinnbringendern Ackerbau zuwandten. In den andern Colonien, namentlich in Neuſchottland, wo die dem Ackerbau minder günſtigen klimatiſchen und localen Verhältniſſe die Beſchäftigung mit der Fiſcherei fördern, iſt kein Abnehmen bemerklich; dagegen beklagt man ſich hier, daß die amerikaniſche Union ihre Fiſcher durch Prämien unterſtützt und auf die Einführung von Fiſchen durch Fremde einen ſchweren Zoll gelegt hat. Wir finden hier alſo den erſten Zweck der engliſchen Regierung: ſie will ihre Fiſcher auf gleichen Fuß mit den amerikaniſchen ſtellen, und wenn die amerikaniſche Regierung ſich deſſen weigert, die ganze Strenge des Vertrags von 1818 aufrecht erhalten. Indeß ſcheint nicht einmal dieß gerade nothwendig: die engliſchen Fiſcher haben dadurch, daß ſie an Ort und Stelle wohnen, ſo unbeſtreitbare Vortheile über die amerikaniſchen, daß letztere häufig ihren Vortheil dabei finden, nicht die Fiſche ſelbſt zu fangen, ſondern ſie den Engländern abzukaufen; die eigentlichen Fiſcherfahrzeuge, denen die Prämien der Vereinigten Staaten zu gute kommen, ſind alſo großentheils engliſche, und wenn die amerikaniſchen Fiſcher in größerer Anzahl kommen, ſo hat die brittiſche Colonie durch deren Verſorgung mit verſchiedenen Nothwendigkeiten noch einen Gewinn. Dieſe indirecten Vortheile ſieht die Maſſe der Coloniſten freilich nicht ein, und petitionirt gegen die Amerikaner; die engliſche Regierung aber kennt ſie und benützt nur die unbillige Bevorzugung der Amerikaner, um von dieſen andere Vortheile gewährt zu erhalten. Dazu gehört die Naturaliſirung der zahlreichen, in den brittiſchen Colonien gebauten Schiffe, welche bis jetzt noch von der amerikaniſchen Regierung verweigert wird, um nicht ihrem eigenen Schiffbau Eintrag zu thun. Es iſt dieß eines der Mittel, das die engliſche Regierung anwendet, die amerikaniſche von ihrem Schutzſyſtem abzubringen.

Noch beachtenswerther ſind die Handelsverhältniſſe zwiſchen dem eigentlichen Canada und dem angränzenden Gebiet der Vereinigten Staaten. Seit England ſein ſtrenges Colonialſyſtem, wodurch allen nicht engliſchen Waaren ein Differentialzoll auferlegt wurde, abgeſchafft hat, iſt das canadiſche Parlament auf dieſe Idee

eingegangen, und hat nicht nur ſämmtliche Waaren aus Amerika zu gleichem Zoll wie engliſche, ſondern auch die Erzeugniſſe des Ackerbaues ganz frei zugelaſſen. Unter ſolchen Umſtänden finden es die Bewohner von Canada natürlich hart, daß ihre Erzeugniſſe in den Vereinigten Staaten einen prohibitoriſchen Zoll — vom Weizen 20 Proc., bei einem Durchſchnittspreis von 10 Dollars alſo 2 D. vom Quarter — zahlen ſollen. Die engliſche Regierung hat deßhalb ſchon ſeit fünf Jahren Unterhandlungen mit Nordamerika angeknüpft, um freie Einfuhr zu erlangen, aber die amerikaniſche Regierung hat ſich unerbittlich gezeigt. In Canada zeigte ſich ſtarke Luſt, Repreſſalien zu gebrauchen, da aber dieſe wahrſcheinlich nicht bloß den Amerikanern, ſondern auch und vielleicht am meiſten den Canadiern geſchadet hätten, ſo rieth die engliſche Regierung dem canadiſchen Parlament davon ab; wahrſcheinlich wurde aber die Fiſchereifrage von derſelben zum Theil zu dem Zwecke aufgegriffen, die Amerikaner auf dieſe Weiſe zur Nachgiebigkeit zu nöthigen. Indeß iſt es ſehr zu bezweifeln, ob die Abſicht der amerikaniſchen Regierung mit dieſer für die Canadier zum Theil wirklich drückenden Maaßregel erreicht wird, und wir führen deßhalb eine Stelle aus Lord Grey's bekanntem Werke [1] an, welche den Gegenſtand in einem für Amerika faſt höhniſchen Tone beſpricht: „Obwohl die Beſchränkungen des canadiſchen Handels durch die Vereinigten Staaten einen Stempel ſelbſtſüchtiger Unbilligkeit und Eiferſucht an ſich tragen, welcher der Republik oder vielmehr denen, deren Einfluß im Rathe derſelben vorherrſcht, nicht ſonderlich zur Ehre gereicht, ſo iſt doch meiner Anſicht nach nichts klarer, als daß dieſe Beſchränkungen für die Vereinigten Staaten unendlich nachtheiliger als für Canada ſind, und daß auf der andern Seite die Folgen von Repreſſalien Canada's hauptſächlich auf letzteres zurückfallen würden. Die Canadier beklagen ſich hauptſächlich über die Ausſchließung ihrer Ackerbauerzeugniſſe, namentlich des Weizens, und da letzterer in den benachbarten Staaten der Union manchmal theurer iſt als in Canada, ſo verliert allerdings der canadiſche Landmann. Da aber die Vereinigten Staaten im allgemeinen Ackerbauerzeugniſſe ausführen, und noch lange Zeit ausführen werden, ſo regelt ſich der Kornpreis auf ihren eigenen Märkten nach dem Preis, den ſie für ihre ausgeführte Waare auf den fremden Märkten erhalten, wohin auch das canadiſche Erzeugniß geführt wird. Deßhalb iſt es unmöglich, daß der Kornpreis in der Union längere Zeit viel höher ſeyn kann als in Canada, und der Verluſt des canadiſchen Landmanns, der dieſes nahen Markts beraubt iſt, kann vergleichsweiſe nicht groß ſeyn. Der Nachtheil aber, der den Vereinigten Staaten ſelbſt aus dieſer Beſchränkung erwächſt, iſt keineswegs ſo unbedeutend. Seit der Vollendung des Lorenz-Canals und der Abſchaffung unſerer Schifffahrtsgeſetze wird Canada mehr und mehr ein furchtbarer Nebenbuhler der Vereinigten Staaten im Kornhandel. Von den beiden Verbindungslinien zwiſchen den großen Seen und dem atlantiſchen Ocean, nämlich auf dem Lorenzſtrom und Canal nach Quebec und dem Erie-Canal nach Neuyork hat der erſtere einen großen Vortheil vor dem zweiten voraus, weil zwiſchen den entfernteſten weſtlichen Seen und dem Meere keine Umladung nöthig iſt und viel größere Schiffe als auf dem Erie-Canal fahren können. Die Folge iſt eine große Zeit- und wahrſcheinlich auch Gelderſparniß. Neuyork hat dagegen in den niedrigen Frachten nach Europa und andern Haupthäfen der Welt einen entſprechenden Vortheil, ſeit der Aufhebung der Schifffahrtsgeſetze aber und der Eröffnung der canadiſchen Häfen für alle Flaggen iſt dieſer Vortheil ſehr gemindert, und es iſt Grund vorhanden zu glauben, daß der Handel zwiſchen dem fernen Weſten und den Haupthäfen der Welt am wohlfeilſten auf dem St. Lorenzcanal betrieben werden kann. In dieſer Concurrenz der canadiſchen Häfen mit dem von Neuyork wird der canadiſche Müller und Kaufmann durch die Aufrechthaltung des Zolls der Vereinigten Staaten auf Ackerbauerzeugniſſe geradezu gefördert, denn wenn dieſer Zoll überhaupt eine Wirkung haben ſoll, ſo muß er den Preis in den Vereinigten Staaten höher halten, als in den benachbarten canadiſchen Provinzen, und bei einer ſchwachen Concurrenz kann eine kleine Verſchiedenheit den Ausſchlag darüber geben, welcher der beiden Rivalen den fremden Conſumenten am leichteſten verſorgen kann. Wäre es möglich, daß das Geſetz der Vereinigten Staaten ſeinen Zweck erreichte, und den Preis in der Republik weſentlich höher hielte, als in Canada, ſo würde dieß in kurzer Zeit den bedeutendſten Theil des Mehlhandels von Neuyork nach Europa, Cuba und Braſilien auf Canada übertragen, und die dafür erhaltenen Manufacte, Zucker und andere Waaren für die Anſiedler im Weſten würden denſelben Weg einſchlagen. Daß der Zoll, den die Vereinigten Staaten auf die Ackerbauerzeugniſſe Canada's legen, dieſe Wirkung haben wird, ſcheint mir ſo klar, daß ich im Intereſſe des letztern wünſche, der Zoll möchte noch einige Jahre erhalten bleiben, bis der Handel ſich durchaus feſtgeſtellt hat. Von dieſem Geſichtspunkt aus betrachtet glaube ich, daß die wahre Politik dieſes Landes und Canada's dahin geht, ſich aller fernern Verhandlungen mit den Vereinigten Staaten über den auf die canadiſchen Erzeugniſſe gelegten Zoll zu enthalten, es ihnen zu überlaſſen, wie ſie die Sache ihrem Intereſſe gemäß einrichten wollen, und ſich in der Regelung des canadiſchen Tarifs nicht darum zu kümmern."

Vergleichen wir dieß mit dem Gerücht, daß in den Unterhandlungen ſchon faſt alle Punkte zugeſtanden ſeyen mit Ausnahme der „Küſtenfahrt" zwiſchen den Oſthäfen der Union und Californien, ſo kommt man zu dem Schluß, daß die Amerikaner die Thorheit ihrer gegen Canada gerichteten Politik einzuſehen beginnen, und ſie gegen die ihren Fiſchern zu gewährenden Rechte aufopfern wollen; daß aber die Engländer dieß als kein Opfer mehr anſehen, ſondern die freie Fahrt zwiſchen den Oſthäfen und Californien verlangen, woran ihnen ungemein viel liegen muß. Von dieſer ganzen ſpitzigen Handelspolitik, worin anzuſcheinlich die Amerikaner nicht das Uebergewicht haben, ſagt uns der Präſident in ſeiner Botſchaft kein Wort, obgleich gerade dieſe Verhältniſſe zu dem einzigen gefährlichen Nachbar, den die große Republik hat, am meiſten Beachtung verdienen. Allerdings mögen dieſe Handelsverhältniſſe im Vergleich zu dem allgemeinen Handel Amerika's als gering erſcheinen, und ſie verſchwinden beinahe unter der allgemeinen „prosperity", aber als politiſche Symptome ſind ſie um ſo beachtenswerther. Schreitet Canada, wie in den letzten Jahren fort, ſo hat es in zehn Jahren Jahren 5 Mill. Menſchen, in 20 Jahren 10 Mill. und dann iſt es, wenn bis dahin auch die Vereinigten Staaten die Summe von

[1] The Colonial Policy of Lord John Russells Administration.

50 Mill. erreicht haben ſollten, ein gar nicht unbedeutender Nachbar; denn dieſe canadiſche Bevölkerung iſt bei dem Stagniren des franzöſiſchen Theils viel compacter und homogener als die der Vereinigten Staaten, welche dann auch fünf Millionen Sklaven und ſonſtige Farbige zählen wird, ein Contingent, das bekanntlich nicht zur inneren Einigung beiträgt und ſichtlich die Achilles-Ferſe der Vereinigten Staaten iſt; die Scheu, mit der man jetzt ſchon dieſen Gegenſtand behandelt, zeigt dieß zur Genüge.

Charakterverſchiedenheiten des däniſchen Volks.

(Von A. E. Meinert.)

Deutſch mitgetheilt von Dr. Edmund Zoller.

Die Seeländer ſind im allgemeinen von kleinem Wuchs, und können ſich in dieſer Hinſicht nicht mit den Jüten oder Fühnen meſſen; ſie haben gewöhnlich blaue Augen, aber ſchwarzes Haar dazu, und ſcheinen keinen großen Werth auf das zu legen was der Dichter goldene Locken nennt: „Er hat Haare wie eine Adlerklaue," heißt es auf breit Seeländiſch. Man kann ſagen, daß bei den Seeländern das Gefühl mächtiger iſt als der Verſtand. Iſt dieß der Fall, ſo ſcheint die Thatſache leicht zu erklären, daß nirgends die Macht des Adels mehr auf dem Nacken des Bauern laſtete als juſt auf Seeland; ein Gefühlsmenſch iſt leicht zu unterdrücken. Heutigen Tags, da das Bewußtſeyn ſeines Rechts und ſeiner Freiheitsanſprüche lebendig bei ihm geworden, beſchuldigt man ihn eher ſtarrer Widerſetzlichkeit oder, wie es auf Seeländiſch heißt, „Dulherrighed" (Starrköpfigkeit). Aber an wenigen Orten iſt die Wohlthätigkeit ſo groß als auf Seeland; ſelten verſchließt man die Thüre vor dem, der bittet, und bei Gilden und andern Beluſtigungen wird ſtets auch der Arme bedacht. Die Leute machen meiſt ohne Hülfe der Obrigkeit ihre Sachen mit einander ab. Selbſt Diebereien werden vom Volke untereinander abgeurtheilt und der überwieſene Verbrecher muß dann gewöhnlich etwas zum Beſten geben, ſo daß eine ſolche Unterſuchung häufig mit Tanz und Luſtbarkeit endet; aber in Zukunft trägt nicht nur er, ſondern auch ſeine Kinder und Kindeskinder den Diebsnamen.

Der Seeländer iſt im Ganzen genommen ſehr geſchwätzig; iſt mal ſeine Zunge im Gang, ſo wird man ihn ſchwer wieder los und er wiederholt zwei-, dreimal, was er geſagt, um ſeinen Worten das rechte Gewicht zu geben. „Ja, wir ſind ganze Sprachmeiſter, wir Seeländer!" ſagt er ſelbſt.

Der alte Aberglaube verſchwindet nach und nach vor der Aufklärung der Jetztzeit; aber er iſt doch noch nicht ganz ausgerottet, wenn er auch nur im Verborgenen lebt und der Bauer ihn weder vor ſich, noch vor andern bekennen will. „Das alte Hexenpack iſt todt!" ſagt er, vergißt aber dennoch nicht, am St. Johannistag den Flachs mit Laub zu zieren: d. h., er ſteckt einen Maienzweig zwiſchen die Flachsſaat in das Feld, was ſeit alten Tagen für ein unfehlbares Mittel gilt, die unterirdiſchen Geiſter abzuhalten. Auch entſchlüpft ihm noch bisweilen das Wort, ſein Vieh ſey verhext, oder er ſchickt insgeheim nach einer klugen Frau, wenn er ſelbſt mal krank iſt, daß ſie einen Bannſpruch über ihn leſe. Traditionelle Vorſtellungen erhalten ſich Jahrhunderte lang bei einem Volk, ſelbſt wenn ſie ihre wahre Bedeutung für daſſelbe längſt verloren haben. Noch in unſeren Tagen wird dort von Blutstropfen geſprochen, die aus dem Sacramente gefloſſen ſeyen, und auf der Hvilehöie bei Slagelſe, wo die heiligen Geiſter erwachten, als ſie von Jeruſalem zurückkamen, ſteht ein Kreuz, das verfallen zu laſſen nicht räthlich wäre. Ja des Volkes unbewußte Erinnerungen von dem was früher ſich tief in den Herzen regte, gehen ſogar in die älteſte Heidenzeit zurück, und an mehreren Orten auf Seeland werden in der St. Johannisnacht auf den Höhen Feuer angezündet, wie in der Heidenzeit, zur Erinnerung daran daß Balder auf den Scheiterhaufen gelegt wurde. Was das chriſtliche Leben betrifft, ſo klagt man allgemein darüber, daß es zu ſchlummern ſcheine; an manchen Orten wird jedoch kräftig und mit Erfolg gegen dieſe Gleichgültigkeit angekämpft.

Wenn man von Kopenhagen nach Frederiksborg reiſt, ſo breiten ſich vor dem Blicke die großen nordſeeländiſchen Waldſtrecken aus. Dieſe waren jedoch in alten Tagen weit bedeutender als jetzt. Vor hundert Jahren nämlich war Frederiksborgamt mit Ausnahme der Gegend im Weſten ein einziger unabſehbarer Wald; nur da und dort zeigten ſich einzelne angebaute Flecke, wo der Wald ausgerottet war, weßhalb die Orte dieſer Gegend meiſt auf Röd (ausgerodeter Platz) endigen, wie Söllerröd, Birkeröd, Hilleröd. Hier iſt die alte Köhlergegend. In jetziger Zeit hat jedoch das Köhlerweſen beinahe ganz ſeine Bedeutung verloren und nur einzelne Häusler in Grib-Skov, weſtlich vom Eſerom-See, betreiben die Kohlenbrennerei noch, indem ſie das Reisholz und die Knorren aufhäufen welche beim Fällen der Bäume übrig blieben, die hohen Meiler mit Grastorf bedecken und dann anzünden. In alten Tagen hatte dieſe Beſchäftigung eine weit größere Bedeutung, und obwohl die meiſten der gegenwärtigen Bewohner dieſer Gegend nie einen Kohlenmeiler geſehen, tragen ſie doch den gemeinſchaftlichen Namen „die Köhler."

Die alten Kohlenbrenner waren ein ſchlimmes Volk. Sie ſahen finſter und abſtoßend aus; ſelbſt untereinander waren ſie

nur wenig umgänglich; ſie beſtahlen einander, wann ſich Gelegenheit bot, wie ſie auch wegen ihrer Trunkſucht und ihres ſtreitſüchtigen Weſens berüchtigt waren. Man erzählt, daß ſie auf ihren häufigen Reiſen nach Kopenhagen immer eine fünfte Wagenrunge von Hauſe mit ſich nahmen. Natürlicherweiſe ſagten ſie, es geſchehe, weil eine ſolche leicht in Stücke gehen könnte; aber ihre eigentliche Beſtimmung war doch, in vorkommenden Fällen als Waffe benützt zu werden.

Im übrigen aber waren die Seeländer wegen ihrer Gewandtheit und Unerſchrockenheit bekannt, und zeichneten ſich in alten Tagen als der ſeeländiſche Bauer noch leibeigen war, durch ein lebhaftes Freiheitsgefühl aus. So erzählt man, wie ein paar junge Herren einſt von Kopenhagen ausritten und einer langen Reihe Bauernwagen begegneten; es machte ihnen Spaß, die armen Bauern krummbuckeln zu ſehen, und während ſie vorbeiritten, gaben ſie jedem mit der Reitpeitſche einen kleinen Streich über den Nacken. Aber ganz zuletzt in der Reihe kamen zwei Kohlenbrenner; dieſe ſprangen als die Peitſche auch ihnen drohte, raſch von ihren Wagen herunter, prügelten die guten Herren tüchtig durch und baten ſie, wenn ſie das nächſtemal dieſen Spaß wieder verſuchen würden, zuerſt nachzuſehen, ob keine Kohlenbrenner dabei ſeyen.

Es iſt indeß wohl kaum anzunehmen, daß die Beſchäftigung allein dieſen Menſchen ihr eigenthümliches Gepräge gegeben haben ſollte; wahrſcheinlich waren dieſe unermeßlichen Waldſtrecken im Alterthum und Mittelalter der Zufluchtsort für Geächtete und Verbrecher, wie ſich ja auch ganze Völkerſchaften in früherer Zeit in Wälder zurückgezogen und dort eine Zeitlang umhergetrieben haben. Vielleicht ſtammten die Kohlenbrenner urſprünglich von einem ſolchen Volke ab, wie ſie auch einige Aehnlichkeit mit den ſchoniſchen Waldbewohnern, den Gyngerne, haben, welche ſo bekannt ſind in der däniſchen Geſchichte, und ſich auch heutzutage noch als Soldaten im Kriege auszeichnen. Indeß mag immerhin im Kohlenbrennerhandwerk ſelbſt etwas liegen, was ſie roh und wild machte; denn ſeitdem dieſes aufgehört, haben ſie ſich merklich zum Beſſern gewandt, und werden jetzt als recht geſittete und ordentliche Leute geſchildert.

Die alten Kohlenbrenner ſind zum größten Theil jetzt Torfbauern geworden. Durch Frederiksborgamt ziehen ſich nämlich große Moorgründe und niemand verſteht es ſo gut als die Bewohner dieſer Gegend, den Torf zuzubereiten. Dieſe Leute haben im übrigen ganz den Charakter der Seeländer. Den Winter hindurch kennt ihre Faulheit keine Gränzen, aber ſobald das Frühjahr kommt, ſieht man ſie Morgens um zwei oder drei Uhr ſchon auf den Beinen; ſie werfen raſch einige Kleider um, nehmen in der Eile das Frühſtück zu ſich, gehen dann ins Moor hinaus und ſtehen den ganzen Tag im Schlamm bis an die Kniee, um die Torfmaſſe zuſammenzukneten. In der ſpäteren Jahreszeit ſieht man ſie die ganze Nacht hindurch fahren, um frühzeitig in Kopenhagen zu ſeyn, wo ſie, ihre Waare feil bietend, Straße auf, Straße ab fahren. Iſt dieß aber beſorgt und ſie fahren wieder heim, ſo ſchlafen ſie den ganzen Weg über, und es iſt ein gar wunderlicher Anblick, eine lange Reihe Bauernwagen langſam dahin fahren zu ſehen, ohne einen Menſchen beim ganzen Train zu entdecken. Der Kutſcher hat ſich nämlich auf den Boden des Wagens gelegt, um dort ſein Schläfchen zu machen.

Unter den Bauern, welche täglich nach Kopenhagen kommen, ſieht man jedoch keinen ſo häufig als den Amager in ſeiner holländiſchen Tracht. Er verſieht die Hauptſtadt mit grüner Waare, und man findet auch auf Amager den größten Theil des Bodens mit Kohl, Rüben und Möhren bepflanzt, während ihre Viehzucht ſo gering iſt, daß ſie ſich nicht einmal ſelbſt mit Futter verſehen können. Sie ſind Küchengärtner im Großen, und finden in der Hauptſtadt reichlichen Abſatz für ihre Waaren; zuweilen fahren ſie ſogar bis Kallundborg; denn es iſt nur unbedeutend, was man auf Seeland an Küchengewächſen pflanzt, und die Amager ſind geſchickte Handelsleute, wie ihre Stamm-Eltern, die Holländer. König Chriſtian II war mit der niederländiſchen Prinzeſſin Eliſabeth verheurathet Sie oder vielleicht ſpäter die Holländerin Siegbrit (das Täubchen von Amſterdam), die ſo viel bei dem König galt, überredete ihn, Coloniſten von Holland kommen zu laſſen, welche die Dänen lehren könnten, was ſie damals noch nicht verſtanden, nämlich Küchengewächſe zu pflanzen. Es wanderten 24 Familien ein, welchen man Wohnungen in einem Dorfe anwies, das ſpäter das Holländerdorf genannt wurde. Lange Zeit bewahrten ſie Sprache und Sitte ihrer Voreltern; ihr Hausweſen und ihre öffentlichen Einrichtungen waren ganz nach der heimiſchen Gewohnheit geordnet uud in ihrer Kirche wurde holländiſch gepredigt. Aber im Verlauf der Zeiten vergaßen ſie ihre Mutterſprache und heutzutage verſtehen die meiſten wohl kaum etwas anderes als däniſch; nur einzelne alte Leute wiſſen noch etwas Holländiſch, und man wird dieſe ſich darüber beklagen hören können, daß ſie in der Jugend vom Vater Prügel bekamen, wenn ſie däniſch ſprachen, während ſie es jetzt, wenn ſie Kinder haben, Mühe koſtet, dieſe Holländiſch zu lehren, und manchmal vermögen ſie kaum mit guten Worten und Kuchen ihren Kindeskindern ein einzelnes Wort beizubringen. Indeſſen findet man doch noch manches, was an den alten Stamm erinnert; die kleinen reinlichen Zimmer, die mit hellblauer Oelfarbe angeſtrichenen Decken, Thüren und Fenſterrahmen ſind ganz holländiſch, ebenſo die Namen und Trachten des Volks.

Auch in dem alten däniſchen Fiſcher- und Schifferdorf Drapör ließen ſich verſchiedene Holländer nieder; im übrigen iſt der größte Theil der Bevölkerung däniſchen Stammes. Die Holländer hielten ſich bis vor hundert Jahren ganz abgeſondert von ihnen, heuratheten nur unter einander, und noch heutzutage theilt ſich die Bevölkerung in Dänen und Holländer. Dennoch nahmen jene raſch die Kleidertracht dieſer an; denn da ſie den Anbau der Küchengewächſe von ihnen gelernt hatten, merkten ſie wohl, daß ſie beſſeren Handel machten, wenn ſie die Tracht ihrer Lehrmeiſter trugen. In unſern Tagen haben die Männer ſie wieder abgelegt nur die Weiber behielten ſie bei, da ſie nun einmal zu ihrem Geſchäft als Grünshändlerinnen gehört.

Im übrigen iſt Amager wegen ſeines Mangels an Brennmaterial bekannt, und man ſieht die Bauern der Inſel häufig mehrere Meilen nördlich von Kopenhagen Torf holen. In alten Tagen beſaßen ſie etwas Wald; aber dieſer verbrannte bei der großen ſchwediſchen Belagerung. Die Amager ſind daher genöthigt, mit dem Brennmaterial äußerſt ſparſam umzugehen, und ſollen die Gewohnheit haben, wenn ſie geräucherte Schinken ſieden, einen Sack mit Grütze zugleich in den Eiſentopf zu hängen, und ſo ſich ein Gericht zuzubereiten, das ſie Sackgrütze nennen.

Die Viehzucht auf Amager iſt wie geſagt nicht im Stande, die Inſel mit dem Nöthigen zu verſehen; indeſſen fehlt ſie natürlicherweiſe nicht ganz, und auf der weſtlichen und ſüdlichen Seite findet man große Strecken, welche im Winter unter Waſſer ſtehen, wo man im Sommer jedoch das Vieh graſen läßt; dieß iſt auch größtentheils mit der Inſel Saltholm der Fall. Im Frühjahr bringt man das Vieh auf Booten und Prahmen (flachen Fahrzeugen zum Waarentransport) von Amager herüber und läßt es

während des Sommers von Mädchen hüten, welche wie die Säterjanterne in Norwegen in hölzernen Hütten wohnen, die nicht sonderlich bequem eingerichtet sind, bis sie im Winter wieder heimkehren; gar häufig finden sie, wenn sie im folgenden Jahr nach der Insel zurückkehren, ihre Hirtenhäuser von den Wassern fortgerissen.

Endlich müssen wir unter denen, deren Geschäft eine unmittelbare Berührung mit den Einwohnern der Hauptstadt mit sich bringt, die Fischer vom Oeresund nennen. Betrachten wir die Reihe elender Fischerdörfer, die sich von Skovshoved bis Gilleleie hinzieht, so haben wir gleichsam ein Bild von dem Wechsel der Zeit vor uns vor Augen. Wir sehen hier einen schwachen Rest jener Thätigkeit, welche einst eine der Hauptreichthums-Quellen Dänemarks war, obgleich selbst damals mehr die Fremden als die Dänen Nutzen daraus zogen.

Von Skovshoved und Taarbök sieht man täglich Fischermädchen nach Kopenhagen hereinkommen, und in Regen und Sturm ihre schweren Körbe mit Fischen auf dem Rücken herbeischleppen, um sich einen spärlichen Verdienst zu verschaffen. Die Häuser der Fischer sind in einem elenden, verfallenen Zustand; überall treten uns die Spuren der Armuth und Unreinlichkeit entgegen; grunzende Schweine und schreiende Kinder, Fischergarne, welche zum Trocknen aufgehängt sind, alte Boote und der Gestank halb verfaulter Fische sind die unverkennbaren Wahrzeichen eines seeländischen Fischerdorfs.

Wenden wir uns von dem nördlichen Seeland nach Süden, so sehen wir auch dort Eigenthümlichkeiten, die unsere Aufmerksamkeit verdienen. Man glaubt hier bereits den Einfluß, den die südlichere Lage auf das Wachsthum der Pflanzen übt, zu bemerken; die Baumfrüchte beginnen eine wichtige Rolle im Leben des Volkes zu spielen; vor jedem Bauernhof sieht man gewöhnlich einen Garten, der reichlich mit Obstbäumen bepflanzt ist, und namentlich wird von dort jedes Jahr eine große Masse Kirschen und Pflaumen mit Schiffsgelegenheit nach Kopenhagen verführt. Sind die Preise flau, so trinkt man den Most statt des Bieres oder verwendet ihn zur Grützsuppe, welche ein wichtiges Gericht in einer seeländischen Bauernhaushaltung ist. Auch beim Volk und seiner Lebensweise bemerkt man verschiedene Eigenthümlichkeiten. Die Häuser haben ein schmuckeres Aussehen; die Riegelmauern sind übertüncht, und die Obstbäume, die sie umgeben, dienen dazu, das Ganze freundlicher zu machen. Die Aussprache des Volkes ist etwas singend, im übrigen aber deutlich, und der Südseeländer soll die dänische Sprache besser sprechen als das Volk irgend einer andern Gegend. Namentlich groß ist der Sinn für Geselligkeit, der sich in ihren heiteren Gilden ausspricht, welche im südlichen Seeland sehr häufig sind, und selbst die Arbeit geschieht mit Gesang und Lust, und der Abend vereinigt die Leute häufig zum Tanz.

Die südseeländische Inselgruppe knüpft sich in Hinsicht ihrer Naturbeschaffenheit und des Volkslebens ziemlich nahe an das südliche Seeland; indessen gehört doch nur eine von den drei größeren, nämlich Möen, unmittelbar zu Seeland. Der Bewohner von Möen ist beinahe ganz und gar ein Seeländer, er hat seine Vorzüge und seine Mängel; wir finden bei ihm dieselben Volkssitten, hören dieselben Ausdrücke und Redensarten. Allerdings glaubte man auch wieder einzelne Eigenthümlichkeiten zu bemerken. So sollen die Bauernhäuser auf Möen geschmackvoller und prächtiger gebaut seyn als irgendwo in Dänemark, und die hübschen Bauerngärten und Gartenstuben mit großen Glasfenstern scheinen auf einen mehr als gewöhnlichen Sinn für Naturschönheiten zu deuten. Ebenso soll Möen der Ort in Dänemark seyn, wo die Mahlzeiten am raschesten aufeinander folgen und wo man überhaupt sich das Leben so angenehm als möglich zu machen sucht. Dabei ist es eine Merkwürdigkeit, daß man auf ganz Möen nicht ein Wirthshaus findet. Der westliche Theil von Möen hat ungefähr dieselbe Natur wie Südseeland, herrliche fruchtbare Felder, schöne Buchenwälder und Obstbäume rings um die Häuser der Bauern.

Falster ist von der Insel Möen durch ein schmales Wasser, den Grönsund getrennt, und die Sage weiß von der Zeit zu erzählen, da beide Inseln noch Eins waren und man von Falster nach Phanefjord auf Möen zur Kirche ging. Falster schließt sich deßhalb auch wie Möen noch an Südseeland an, sowohl was Natur als Volkssitten angeht. Lolland und Falster nennt man gewöhnlich in einem Athemzug; man stellt sie im täglichen Leben zusammen, wie sie von Alters her gemeinschaftlich regiert werden.

Der Lolländer scheint einer ganz eigenen Menschenrace anzugehören. Er hat für nichts anderes Sinn als für den Boden und seine Bebauung, welche ihn auch beinahe zu jeder Zeit hinlänglich beschäftigt. Hinsichtlich der Aussprache gleicht er am meisten dem Bewohner von Fühnen; dagegen bemerkt man hier nichts von der fühnischen Lebendigkeit und geistigen Aufgewecktheit, so wenig als man den häuslichen Fleiß kennt, der dort so wesentlich in des Volkes Leben eingreift.

Man hört auf Lolland nur selten von Zank und Hader; die Leute kommen im Ganzen genommen gut mit einander aus, schweigen lieber, wenn es nicht der Mühe lohnt zu sprechen, und zeigen große Verträglichkeit und Nachsicht mit den Fehlern anderer. Deßhalb hat der Bewohner von Lolland einen großen Widerwillen gegen den Krieg und lebt lieber in gutem Einverständniß mit den Feinden des Landes, als daß er gegen sie auszöge.

Bei den auf Lolland wie in Südseeland so allgemeinen Arbeitsgilden kommen alle Leute aus dem Kirchspiel auf Pferd und Wagen zusammen, und Abends nach beendigter Arbeit werden in der Scheune Tische mit Speisen aufgestellt, während die Jugend sich im Hofe mit Spiel und Scherz so gut als möglich unterhält. Eine andere eigenthümliche Sitte, die nun ziemlich außer Gebrauch gekommen, war früher Lolland und Seeland gemein, nämlich die Diebstonne zu trinken. Man schaffte eine Tonne Bier auf Rechnung des Diebes an; er mußte mittrinken und wurde für sich und sein Geschlecht mit dem Diebsnamen getauft.

Die Bewohner von Lolland und Falster konnten nie recht mit einander auskommen, und wo sie sich treffen, z. B. auf dem Markt von Nyköbing, liegen sie sich gewöhnlich in den Haaren. Sie machen sich gegenseitig lustig über einander, und namentlich ist es ein Lieblingsspaß des Falstringers zu zeigen, wie man auf Lolland spricht; sie selbst nähern sich in der Sprache mehr den Seeländern und sind deßhalb an eine reinere Aussprache gewöhnt. Auf der andern Seite spotten die Lolländer über die Tracht auf Falster, und es ist auch wirklich ein seltsamer Anblick, wenn man die Masse weißer Linnen sieht, aus welcher die falster'schen Weiber in die weite Welt hinausschauen. Die beiden Nachbarinseln haben indessen in Natur und Volksleben ungemein viel ähnliches.

Dabei können sich die Falstringer trotz aller Geschicklichkeit nicht mit den Lolländern messen, was den Ackerbau angeht, wie es auch in Hinsicht auf die Beschaffenheit des Bodens heißt: Lolland ist ein Weizenland, Falster dagegen ein Schotenland, und es gibt keinen Ort in ganz Dänemark, wo die Felder in dem Grad mit Schoten besät sind und von wo sie in solch' reichlicher Masse ausgeführt werden, als gerade von Falster.

Die Bewohner von Fühnen ſind zwar ein achtungswürdiges Volk, aber ſie ſcheinen doch eine zu große Neigung zu beſitzen, ſich ſelbſt auf Koſten ihrer andern Landsleute zu erheben. „Wir Dänen,“ hört man ſie ſagen, nicht im Gegenſatz zu Deutſchen oder Franzoſen, ſondern zu Jüten und Seeländern; ſie betrachten ſich gewöhnlich als das Herz von Dänemark. Zwar beſitzen ſie nicht den Verſtand des Jüten, noch das Gemüth des Seeländers, aber ſie übertreffen beide an Aufgeweckтheit, man trifft häufiger friſche Lebendigkeit und Thätigkeit als Kraft und Ausdauer unter ihnen, und Leute, die ſie zu kennen glauben, klagen darüber, daß es dem Bewohner von Fühnen zumeiſt bei dem was er unternimmt, an einem feſten Plane fehlt — er läuft einem Phantaſiebild nach und geräth dabei auf Abwege. Es liegt etwas Mildes und Freundliches im Weſen des Bewohners von Fühnen; wir können ſie Dänemarks Kindervolk heißen, und es iſt höchſt merkwürdig, daß gerade unter ihnen der Dichter geboren wurde, bei welchem ſich die kindliche Phantaſie ſo ſchön ausgeprägt hat (Anderſen). Auch iſt es eine bekannte Sache, daß nirgends in ganz Dänemark ein ſo ächt religiöſes Leben iſt als in dem phantaſiereichen Fühnen.

Der Bewohner von Fühnen lebt gut und reichlich wie der Seeländer, aber die Verſchwendung bei den Gilden iſt hier weit größer. Die Hochzeiten dauern gewöhnlich drei bis vier Tage, und während der ganzen Zeit hat man oft über hundert Menſchen zu bewirthen. Das trifft jedoch den einzelnen nicht ſo ſtark, da die Gäſte beinahe immer eine gute Föring (Fracht) von Hauſe mitbringen. In Fühnen iſt Bier von Alters her das Lieblingsgetränk und das Graböl (Leichenbier) iſt noch heutzutage ein ſtreng gehaltener Gebrauch. So beſuchte einſt ein alter Bauer ſeine Tochter, die im benachbarten Kirchſpiel verheurathet war. Als er dort krank wurde und ſein Stündlein herannahen ſah, ſagte er zu den Umſtehenden: „Hört Kinder! wenn ich todt bin, müßt ihr mich in meine Heimath bringen, denn ich möchte nicht, daß meine Nachbarn um ihr Leichenbier kämen.“ Namentlich hält man in Fühnen viel auf ein Getränke, das den Namen Horedgaleöl führte, es iſt ſtark gemalztes Bier, das mit warmer Gähre zuſammengepeitſcht wird und lau am beſten ſchmeckt.

Der Bewohner von Fühnen gilt im allgemeinen für ſehr gelehrig; er lernt mit Leichtigkeit ſich der Art und Säge bedienen, und auf manchen Bauernhöfen iſt ein eigenes Hauhaus, das gewöhnlich zu nützlichen Arbeiten oder zu angenehmem Zeitvertreibe verwendet wird. Man ſieht jedoch nur ſelten eine bedeutende Frucht dieſer natürlichen Anlagen; denn daß verhältnißmäßig der größte Theil unſerer Falſchmünzer von Fühnen ſtammt, kann zum mindeſten nicht als eine gute Frucht angeſehen werden. Dagegen ſteht es weit beſſer mit dem weiblichen Hausfleiß; nur an wenigen Orten in Dänemark kommt dieſer dem auf Fühnen gleich, und man merkt dieß ſogleich bei dem erſten Tritt in ein Bauerngehöft. In den meiſten Häuſern findet ſich nämlich ein Webſtuhl, an welchem man früh und ſpät arbeitet, wenn kein wichtigeres Geſchäft zu verrichten iſt; die großen grün bemalten Kiſten ſind gewöhnlich voll Trilch und Leinen; denn wohlhabende Leute verkaufen ungern, was auf dieſe Weiſe verarbeitet worden, und man findet oft ſo viel ſolches Zeug in einem Haus, daß es für hundert Jahre zureichte. Ebenſo ſieht man gewöhnlich in der Staatsſtube ein ungeheures Bett mit bunten Vorhängen, wo Pfühl auf Pfühl liegt, beinahe bis zur Decke hinauf. Während aber die Frauen und die Mädchen auf dieſe Weiſe ihre Winterabende zubringen, liegen die jungen Männer gewöhnlich auf den Bänken ausgeſtreckt und ſchlafen; ſie können ja ihre Hände brauchen, ſolange es Tag iſt, um Rechen und Schaufeln zu machen oder Dachſchnüre zu flechten, um das Strohdach damit aufzubinden; Abends jedoch arbeiten ſie ſelten etwas. Die Frau würde auch die Beleuchtung dazu nicht aufwenden; ſie ſagt nämlich, daß die Arbeit der Männer an Winterabenden des Lichtes nicht werth iſt, und im allgemeinen brennt in den Bauernſtuben nicht mehr als ein einziges dünnes Licht, das die Weiber zwiſchen ſich ſtehen haben; ſo ſitzen die Männer gewöhnlich in der Dunkelheit, und ſollte einer auch Luſt verſpüren, in einem Buch zu leſen, ſo darf er ſich kaum dem Lichte zu nahen wagen. Hieraus erſehen wir, daß auf dem gerühmten Hausfleiße nicht der beſte Geiſt ruht; die Arbeit geſchieht ohne Leben und Luſt, ohne Geſang und Plauderei, und es iſt im Ganzen eine ſtichhaltige Erfahrung, daß nur da, wo Männer und Frauen gemeinſchaftlich bei einer Arbeit beſchäftigt ſind, wie es bei den ſeeländiſchen Dreſchgilden und in den jütiſchen Strickſtuben der Fall, die Arbeit auch mit Freude und Luſt verbunden iſt.

Es iſt ein nicht ungewöhnlicher Zug bei den Bewohnern von Fühnen, daß er auf die Bewohner anderer Provinzen herabſieht, namentlich auf den Jüten, der in ſeinen Gedanken ein armer Hund iſt; natürlich vergilt ihm dieß der Jüte und iſt voll von Geſchichten über den Fühnen. So iſt es eine bekannte Sache, nämlich in Jütland, daß die Leute auf Fühnen ihre Buchweizengrütze ſo ſteif kochen, daß wenn ſie kalt iſt, ſie ſich einen großen Ring daraus ſchneiden können, welchen ſie um den Arm nehmen, wenn ſie auf den Markt gehen. Ein Mann, der ſein Pferd verloren, rief deßhalb ſeinem Nachbar zu: „Kannſt du finden meinen Gaul, ſo kriegſt du Grütze gnug fürs Maul.“

Wer von dem niedern flachen Lolland nach Langeland überſetzt, wird angenehm überraſcht, wenn er dieſes fruchtbare, waldreiche Hügelland betritt, deſſen Anmuth und Schönheit in ganz Dänemark weit und breit bekannt iſt. Man bemerkt auch ſogleich ein ganz anderes Gepräge bei dem Volk, und der lebendige muntere Langeländer ſcheidet ſich auf den erſten Blick von dem etwas langſamen und phlegmatiſchen Lolländer; dagegen ſchließt ſich die Inſel in Hinſicht auf Natur und Menſchenleben ganz und gar an Fühnen an, daß wir kaum im Stande wären, einen Zug langeländiſcher Eigenthümlichkeit hervorzuheben. Dieß iſt um ſo überraſchender, als eine äußerſt geringe Verbindung zwiſchen dieſer Inſel und Fühnen ſtattfindet. Wir müſſen deßhalb annehmen, daß es ein und derſelbe Volksſtamm iſt, der ſich unter ähnlichen äußeren Verhältniſſen auf ein und dieſelbe Weiſe entwickelte. Ein hübſches, abgeſchliffenes Weſen, milde Freundlichkeit und Zuvorkommenheit, ein hoher Grad geiſtiger Aufgeweckтheit fällt hier wie in Fühnen ſogleich in die Augen; aber man ſtößt hier wie dort die Leute leicht vor den Kopf, und die Sittlichkeit ſteht nicht auf den feſteſten Grundlagen. Man hat die Langeländer Dänemarks Franzoſen genannt, eine Bezeichnung, welche nicht ganz am unrechten Platz iſt, wohl aber auch auf Fühnen ſeine Anwendung finden könnte.

Nirgends in ganz Dänemark iſt die Luft ſo mild, die Natur ſo üppig als auf der kleinen Inſel Thorſeng ſüdlich von Fühnen. Sie iſt zwar nur durch einen ſchmalen Sund von Fühnen getrennt, dennoch halten ſich die Einwohner ſtreng abgeſondert; man ſieht ſelten Einen ſeine Heimathinſel verlaſſen, um ſich irgend anderswo niederzulaſſen; ſie nennen ihre Inſel friſchweg das Feſtland und ſtellen ſie als ſolche den umliegenden kleinen Inſeln entgegen. Im Ganzen genommen findet man bei den Thorſengern viel Zuſammenhalten, und verlangt man etwas von jemand, ſo heißt es gewöhnlich: „Ja, ich will wohl, wenn die andern wollen.“ Man beſchuldigte ſie in früherer Zeit häufig der Unfügſamkeit und

Widerſpenſtigkeit; wenn ſie zuſammenberufen wurden, um etwas auszuführen, wozu ſie keine Luſt hatten, ſah man ſie gewöhnlich ſich eine Zeitlang betrachten, dann ſetzte einer den Zeigefinger auf den Tiſch, ſogleich folgten die andern ſeinem Beiſpiel und alle waren einig. Im übrigen paßt wie geſagt beinahe alles, was wir von Fühnen geſagt haben, auch auf Thorſeng.

Keine Gegend von Dänemark iſt ſo dicht bevölkert als die dritte der ſüdfühniſchen Inſeln, nämlich Aerö und deßhalb iſt es auch häufig beſchwerlich für den Arbeiter, ihr Auskommen in der Heimath zu finden, weßhalb man ſie jährlich in großen Schaaren nach Als oder Schleswig ziehen ſieht, um ſich einen Dienſt zu ſuchen. Vielleicht ſteht auch die beſondere Luſt zum Handel, die man hier findet, mit der dichten Bevölkerung in Verbindung. Auf Aerö, heißt es, will jeder Handel treiben, um ſeine Waaren ſo vortheilhaft als möglich abzuſetzen; Bauern, Schiffer, Matroſen und Taglöhner, alle ſind Kaufleute, und namentlich ſind die Weiber aufmerkſam, was einen Nutzen abwerfen kann. Es iſt im Ganzen eine Erſcheinung, die wir überall in der Welt treffen, daß gerade bei einem ruhigen, beſonnenen Volke, welches abgeſondert lebt, ſich der Handelsgeiſt am leichteſten und kräftigſten entwickelt. Schon in frühen Tagen muß Aerö in dieſer Hinſicht geweſen ſeyn, was es jetzt noch iſt; denn die Sage erzählt gar manches Abenteuer, was den Schiffern auf ihren Fahrten begegnet iſt. Im Winter ſucht der Schiffer zu erfahren, was in Flensborg, Kopenhagen und in andern Orten an der Oſtſeeküſte den beſten Abſatz finden wird. Sobald das Frühjahr da iſt, ſticht er in die See und nimmt die erſte Ladung entweder von Hauſe mit oder in einem der nächſten Häfen und fährt ſo den ganzen Sommer hindurch bis ſpät in den Herbſt hinein von Hafen zu Hafen und findet überall Abſatz. Und wirklich zeichnen ſich dieſe Aerö-Schiffer gewöhnlich durch große Redlichkeit und Zuverläſſigkeit aus; es liegt eine merkwürdige Ruhe und ein ſtrenger Ernſt in ihrem ganzen Weſen, und ſelbſt die ganz jungen Leute ſieht man ſtill und ſtreng ihr Geſchäft beſorgen. Der Vater übergibt deßhalb auch ſeinem halberwachſenen Sohne ruhig ſein Schiff und ſitzt indeſſen zu Hauſe, ohne bang ſeyn zu müſſen, daß der Junge ſein Vertrauen täuſchen werde.

Dieſe angeborne Ruhe zeigt der Bewohner von Aerö bis zum letzten Augenblick. Man findet nicht viel Krankheiten auf der Inſel; denn die Luft iſt gewöhnlich rein und geſund und die Lebensweiſe mäßig; aber der Menſch muß ja doch einmal ſterben, und wenn nun ein Bauer krank wird, ſo laufen ſeine Nachbarn und Bekannten zuſammen und ſchwatzen ihm den ganzen Tag vor, wie zum Tode elend er ausſehe. Er nimmt dieß mit äußerſter Ruhe hin und ordnet an, wie es bei ſeinem Begräbniß gehalten werden ſoll. Jeder kommt nun mit ſeinem guten Rath: der eine meint, er habe Fieber — man müſſe ihm Ader laſſen; ein anderer, er ſey behext — man müſſe ihn beſprechen; ein dritter empfiehlt ihm das Nachtmahl zu nehmen — es könnte doch vielleicht eine Veränderung vorgehen. Die Hausmutter tiſcht indeſſen ihr beſtes Gericht auf: einen ungeheuer dicken Aepfelpfannenkuchen in zerlaſſener Butter, und es gilt als ein ſchlimmes Zeichen, wenn der Kranke nichts davon genießen kann. Dann muß er ſicherlich ſterben, aber — das iſt ja unſer aller Beſtimmung.

Die Bewohner von Bornholm ſind ein eigenthümlich Volk, das zwar däniſch ſpricht, aber mit einem gewiſſen ſingenden Ton und beſonderen Wendungen und Redensarten. Stolz auf ihr Volk und Land beſitzen ſie einen bedeutenden Ehrgeiz, und artet dieſer auch bisweilen zu Trotz und Eigenſinn aus, ſo bleibt es doch auch gewiß, daß ſich bei ihnen Kraft und Tüchtigkeit in hohem Maaße ausſpricht; ſie haben hinlänglich bewieſen, daß ſie auszuführen im Stande ſind was ſie beſchloſſen, und daß Bornholm zu Dänemark gehört, lag in ihrem freien Willen. Der Bauer dieſer Inſel war nie leibeigen; er mußte ſein kleines Land zu vertheidigen, und auf nichts legte er einen ſo großen Werth als auf dieſes Bewußtſeyn. Jeder Bornholmer iſt Landwehrmann und mancher Bauer zugleich Officier. Als ſolcher zeichnet er ſich gewöhnlich etwas durch ſeine Tracht aus; ſeine Frau, welche im übrigen ihr Hausweſen fleißig beſorgt, möchte gleichfalls ihre Rolle ſpielen, und da die andern Männer und Frauen nicht zurückſtehen wollen, ſo iſt es nicht zu verwundern, daß die Leute auf der Inſel etwas ſtädtiſch gekleidet ſind.

Man findet jedoch ſowohl bei Männern als bei Frauen großen Fleiß und Strebſamkeit, und man braucht nur zu wiſſen wie die Uhrmacherei ſich auf Bornholm ausbreitete, um ſich eine Vorſtellung von der Geſchicklichkeit des Volkes und ſeinem Sinn für mechaniſche Arbeiten zu machen. Vor ungefähr hundert Jahren war dieß Handwerk auf der Inſel ſo gut als unbekannt; da ſtrandeten einige engliſche Schiffe, welche mit Uhren beladen waren, an der Inſel. Dieſe wurden in der Gegend vertheilt, um getrocknet und gereinigt zu werden; bei Gelegenheit lernte man die Einrichtung einer Uhr kennen, ſuchte ſie anfangs zu eigener Unterhaltung nachzumachen und hieraus entwickelte ſich ſpäter ein eigener Erwerbszweig für die Inſel und die Hauptſtadt Rönne allein zählt in dieſem Augenblick 40 Uhrenmacher mit 78 Geſellen. Die Werke ſelbſt ſind zum größten Theil gut und bedürften, um einen vermehrten Abſatz zu gewinnen, nur eines hübſchen Aeußern.

Man klagt im allgemeinen über die große Unreinlichkeit, die auf der Inſel herrſchen ſolle, und es heißt, man ſehe in der Bauernſtube nicht allein Lamm und Ziege, ſondern die Ferkel haben häufig ihren Platz unter dem Ofen. Indeſſen ſind die Leute, wie wir wiſſen, gegen Beſchuldigungen dieſer Art immer ſehr empfindlich, und man erzählt auch auf Bornholm die bekannte Geſchichte von dem Manne, der, als er ein Mittageſſen bei einer Bauernfrau beſtellt und hinzufügte: etwas Schmutz würde nichts thun, einen mit dieſer Ingredienz reichlich verſehenen Tiſch fand, und aufgefordert wurde ſich das Gericht ſchmecken zu laſſen, an das er wohl von Haus aus gewöhnt ſey.

Man ſchreibt dem Bornholmer eine gewiſſe Schlauheit zu, die nicht immer die beſte Anwendung findet. Aber man erzählt auch manchen unſchuldigen Spaß, wie die Geſchichte mit dem Amtmann, der, in der Ueberzeugung daß der Gebrauch ausländiſcher Waaren für das Volk verderblich ſey, dem Kaffee den Krieg erklärt hatte, und nun von Ort zu Ort reiſte, um dieſe Peſt, wie er es nannte, auszurotten. Natürlicherweiſe verbarg der Bauer den Kaffeekeſſel vor dem Amtmann, denn man wollte ſich doch mit einem ſo mächtigen Herrn gut ſtehen. Aber der Amtmann war ſchlau; er zog etwas Kaffee heraus und bat die Bauernfrau, ihn zuzubereiten. Doch ſie war noch ſchlauer, ſchöpfte das Flüſſige ſorgfältig ab und ſetzte mit einer verſtellt einfältigen Miene den Satz auf den Tiſch.

Hier wie an den meiſten Orten beſteht das Freien unter den Bauern mehr im Abſchluß eines Handels als in einer Liebeserklärung. So beſaß eine reiche Wächtersfrau eine gräßlich häßliche Tochter; aber das Geld zog — und es fand ſich ein Freier ein. Nun wurde viel hin und her gehandelt, was er alles mit bekommen ſollte. Unter anderem verlangte er ein paar Wagenräder, aber die Bäurin wollte ſie nicht geben; die müſſe er haben, meinte er, denn das Mädchen ſey gar ſo gräßlich. Das war zu viel für das weibliche Herz und ſie zeigte ihm daß, wenn ſie auch häßlich

ſey, ſie doch Kraft genug habe, ihn durchzuprügeln und zur Thüre hinauszuwerfen.

Endlich iſt es eine Folge der abgeſonderten Lage, daß auf Bornholm der Aberglaube in hohem Grade herrſcht. Man glaubt noch häufig, Gnomen verwechſeln die Kinder, und in Krankheitsfällen bedient man ſich mancher abergläubiſchen Mittel; ſo hält man geſchmolzenes Blei in einem Faß mit Waſſer über des Kranken Haupt, oder nimmt gebranntes Haar mit Quellwaſſer, das ein Nüchterner geholt hat.

Noch müſſen wir bemerken, daß man auf Bornholm beſtimmte Spuren zweier verſchiedenen Volksſtämme findet. Gegen Norden ſehen wir einen großen, ſtarken aber dabei ernſten und wortkargen Volksſchlag mit breiten Schultern und knochigem Geſichte, blauen Augen, hellem Haar und einer ſtarken Baßſtimme; die Bewohner des Südens dagegen ſind kleiner, leichter, lebendiger mit braunen Augen und ſchwarzem Haar. Jene ſollen den Dalekarlier in Schweden, dieſe dagegen den Slawen an den ſüdlichen Küſten der Oſtſee gleichen.

Unſere älteſten Sagen erzählen, daß es eine Zeit gab, da Jütland und die däniſchen Inſeln unzuſammenhängend und unabhängig von einander waren. Da kam der Deutſche und wollte ſeine Herrſchaft über die Halbinſel ausbreiten, und bei dieſer Gelegenheit mußten die Jüten bei ihren Brüdern auf der Inſel Hülfe ſuchen; mit vereinten Kräften gingen ſie dem Feind entgegen, überwanden ihn, und beſchloſſen von nun an, Laſt und Mühe mit einander zu tragen. Was hier erzählt wird, iſt nicht eine einzelne Begebenheit, ſondern bildet den Inhalt eines wichtigen Theils der däniſchen Geſchichte. Die Jüten zeichnen ſich überall aus, und dieſes treue brave Volk mußte am meiſten für das gemeinſchaftliche Vaterland leiden; ſie haben alles Unglück geduldig und ohne Murren ertragen, und der Däne braucht nur einen Blick auf ſeine Geſchichte zu werfen, um zu fühlen daß er dem Jüten ſeine volle Liebe ſchuldet, denn er hat für ihn gelitten und geſtritten.

Der Jüte iſt langſam in allen ſeinen Bewegungen, und zeigt in allem was er vornimmt, eine beſondere Umſtändlichkeit; deßhalb kann er aber doch keineswegs der Trägheit beſchuldigt werden, da er im allgemeinen bei dem was er einmal unternommen, feſt aufhält, und mit all ſeiner Bequemlichkeit verſteht er doch vortrefflich den Mangel von ſeiner Thüre zu halten. Die Deutſchen, welche uns in den letzten Jahren einen Beſuch abſtatteten, waren nicht wenig verwundert, keine Spur von dem zu finden was ſie Armuth nannten; ſie ließen ſogar die Behauptung fallen, wir hätten ſicher unſere Armen fortgeſchickt.

In den Marſchen, wo die Jüten namentlich von Weſten in der Ernte als Schnitter und ſonſt als Dammbauer Arbeit ſuchen, rühmt man ſie als ſtille, ausdauernde und tüchtige Leute, die ehrlich und verläßlich ihr Geſchäft verrichten und dabei äußerſt ſparſam leben. Die Jüten in Kopenhagen ſparen ſich, während ſie in des Königs Dienſten ſtehen, häufig einen guten Schilling zuſammen, indem ſie zugleich als Aufwärter und Hausknechte arbeiten; dann und wann bleibt ein ſolcher Menſch gern in Kopenhagen, beginnt einen kleinen Handel und beſchließt ſein Leben oft als reicher Mann. Mit dem Talent zum Handel vereinigt der Jüte Sparſamkeit in ungewöhnlichem Grade. Er läßt keine Gelegenheit vorbeigehen, ſich einen noch ſo unbedeutenden Verdienſt zu verſchaffen, arbeitet Tag und Nacht, um ein paar Schilling zu erwerben; denn Etwas zu Etwas gibt Etwas, ſagt der Jüte. Man hat in Kopenhagen Beiſpiele davon gehabt, daß ein ſolcher Mann, der zu Reichthum und Wohlſtand gelangt war, früh Morgens aufſtand, um auszugehen und ſeinem alten Herrn die Stiefel zu putzen. Dieß mag lächerlich und kleinlich erſcheinen — aber wen der Jüte zuerſt lieb gewonnen, bei dem hält er bis ans Ende aus.

Der Handel mit Rindvieh iſt eine der liebſten Beſchäftigungen des Weſtjüten, und ein guter Rindviehſtand iſt für ihn das Höchſte. „Habt Ihr meine Ochſen geſehen?“ iſt das gewöhnliche Wort, womit der Fremde empfangen wird, und nun geht es gleich auf die Weide hinaus, wo jedes einzelne Stück unterſucht und gewürdigt wird. Mancher Bauer iſt bei dieſem Handel ein wohlhabender Mann geworden und hat, wie das gewöhnlich geht, auf das Gute dieſer Welt einen übertriebenen Werth zu legen gelernt. „Man ſoll die Species (Reichsbankthaler) über alles lieben,“ äußerte ein ſolcher. „Ja gewiß! antwortete ſein Nachbar: „das iſt das erſte und größte Gebot, und das andere lautet: man ſoll ſein Rindvieh lieben gleich als ſich.“

Ein hübſcher Zug bei dem Jüten im allgemeinen iſt das große Mitgefühl, das er für die unvernünftigen Geſchöpfe nährt. Er liebt ſein Pferd wie ſich ſelbſt und ſcheint ihm des Guten nicht genug thun zu können. Iſt er ſelbſt krank, ſo begnügt er ſich mit einem Hausmittel, das gewöhnlich nicht viel ſagen will. Fehlt dagegen ſeinem Thiere etwas, ſo ſchickt er ſogleich nach dem Pferdedoctor. Im Ganzen weiß der Jüte kein ſchlimmeres Schimpfwort als „Thierquäler,“ und will er recht ſeine Verachtung gegen einen Menſchen ausdrücken, ſo heißt es: „Ja, was ſoll er auch taugen, er mißhandelt das unvernünftige Vieh!“ Wir ſehen darin einen unendlichen Grad von Gutmüthigkeit und Anſpruchsloſigkeit ſich offenbaren. Das Thier hat keinen andern Gott als den Menſchen, ſagt ein altes Sprüchwort, und in dieſem Worte liegt der Grundgedanke des höchſten alten Hirtenlebens gleichſam vor Augen.

Man erzählt einen hübſchen kleinen Zug von einem Jüten, der nach der Schlacht mit ſeinem Bataillon durch eine Stadt marſchirte. Plötzlich war er verſchwunden und in ein Haus gegangen. Man glaubt, es ſey die Rachſucht, die ihn dazu treibe und ſchickte ihm einen Cameraden nach. Aber da ſteht er im Hofe, müd und erſchöpft, wie er von der blutigen Schlacht gekommen und füttert die Schweine. Er hatte ſie vor Hunger ſchreien hören, als er vorüberzog und konnte es nicht übers Herz bringen, die unvernünftigen Thiere Noth leiden zu laſſen.

Es iſt eine Merkwürdigkeit in Oſtjütland, daß wir hier wieder die Reſte alter Volksfeſte finden, deren Spuren in ganz Fühnen verſchwunden zu ſeyn ſcheinen. So weit ich in Erfahrung bringen konnte, treten ſie namentlich nördlich von Aarhuus und zwar theilweiſe in veränderter Geſtalt entgegen. Am Abend des erſten Pfingſttags ſoll ſich noch an mehreren Orten die Jugend um den Maibaum verſammeln, der nicht wie in Seeland umhergetragen, ſondern feſt in die Erde geſteckt wird und um welchen nun das junge Volk luſtig tanzt. Auch iſt es ein hübſcher Anblick, wenn man am Valborg-Abend (den 1 Mai) über der Bucht von Kalö auf den Anhöhen von Mols Feuer anzünden und in der dunkeln Nacht ihren rothen Schein über die Waſſer werfen ſieht.

Dieſes Mols iſt durch vielerlei einfältige Geſchichten, die man den Bewohnern zuſchreibt, ſehr bekannt geworden. Wer jedoch mit der Erwartung in dieſe Gegend kommt, bei dem jetzigen Bewohner von Mols etwas dem Entſprechendes zu finden, wird ſich im höchſten Grade getäuſcht ſehen; das fruchtbare hügelige Land iſt vortrefflich angebaut, und läßt man ſich mit einem Bauern in

ein Geſpräch ein, ſo wird man manche kluge und treffende Antwort erhalten. Der Bewohner von Mols hat beſtändig ſo viel als möglich für ſich gelebt; ab und zu trifft er wohl mit ſeinen Nachbaren auf der andern Seite der Bucht zuſammen. Dieſe ſcheinen geſchwätzige luſtige Patronen zu ſeyn, welche die Leute gerne zum Beſten haben, und die alten Geſchichten von den Bewohnern von Mols ſind vielmehr von ihnen ſelber erfunden, als daß ſie eine Rolle darin ſpielten. Der Bewohner von Mols kommt nur ſchwer aus ſeinen Hügeln heraus, und ſelbſt die, welche von dem großen Lohne in Aarhuus angelockt, Dienſte dort nehmen, kehren gewöhnlich nach ganz kurzer Zeit wieder in ihre Heimath zurück.

Beinahe überall in Dänemark ſehen wir, wie ſich die Volkstracht nach und nach verliert; nur auf abſeit gelegenen Eilanden findet man bisweilen, namentlich beim weiblichen Geſchlechte, Trachten, die das Gepräge der Vorzeit tragen. Deſto mehr fällt es in die Augen, wenn man in der Umgegend von Kanders bei den reichen Bauern längs der grasreichen Küſtenbucht die alte Tracht findet. Sie tragen nämlich einen dunkelfarbigen Rock mit großen Silberknöpfen, die als Schmuck von vorne in einem Bogen bis auf den Rücken laufen, ſchwarze kurze Sammethoſen mit Silberſchnallen und Stiefel mit langen Schäften. Die reichen Leute dieſer Gegend ſetzen eine Ehre darin, dieſe alte Tracht beizubehalten; ſie wiſſen, daß ſie ihnen ein prächtiges Ausſehen verleiht, und da ſie ſehr koſtbar iſt, ſo brauchen ſie nicht zu fürchten, daß ſie zu allgemein werde.

Mit ein paar Worten müſſen wir der deutſchen Anſiedler gedenken, welche vor ungefähr hundert Jahren aus der Pfalz und Heſſen einwanderten, um die Alheide anzubauen. Sie wurden auf 20 Jahre von Steuern, Zehnten und Kriegsdienſten befreit, und noch in unſern Tagen wird ihr Geiſtlicher aus der Staatscaſſe bezahlt; da ſie auf dieſe Weiſe das Land jedes Jahr Geld koſten, ſo hat man vorgeſchlagen, ſie nach Deutſchland zurückzuſchicken und auf der Alheide Wald anzupflanzen. Dieß wäre jedoch die größte Ungerechtigkeit. Dieſe Menſchen haben ja kein anderes Vaterland mehr als Dänemark; zwar wird ihr Gottesdienſt deutſch gehalten und ſie ſprechen auch dieſe Sprache unter einander, aber ſie beginnen doch bereits ſtark jütiſche Worte damit zu vermiſchen, wie ſie auch alle däniſch verſtehen und ſprechen. Ihre Tracht und ganze Lebensweiſe ſtimmt mit der ihrer Nachbarn zuſammen; ſie haben den berühmten Hausfleiß jener angenommen und ſie dafür den Werth der Kartoffeln gelehrt, welche der Jüte lange nicht eſſen wollte, da er behauptete, es ſey Schweinefutter. Eine Merkwürdigkeit iſt es, daß auf der ganzen Colonie nur ein einziges Paar Pferde exiſtirt, und dieſe gehören dem Pfarrer; ſie kennen kein anderes Zugthier als den Ochſen, ſo daß man, ſelbſt wenn ſie zu einem Feſt fahren, einen Wagen hinter dem andern, voll von geputzten Leuten, mit Ochſen beſpannt, langſam einherfahren ſieht.

Auf der jütiſchen Heide treibt ſich eine merkwürdige Art von Menſchen umher, das ſogenannte Natmändsvolk. Von früheſter Jugend an bis zu ihrem Tode ziehen dieſe Landſtreicher oder, wie ſie ſich ſelbſt nennen, Wanderer, von Ort zu Ort, und alle Verſuche, ihnen Geſchmack für ein ordentliches, anſäſſiges Leben beizubringen, ſind bis jetzt mißglückt. Sie haben etwas Fremdes und Undäniſches in ihren dunkeln Geſichtern und länglichen ſcharfen Zügen; doch iſt man nicht im Stande, mit Beſtimmtheit zu entſcheiden, woher ſie ſtammen oder wie lange ſie ſchon auf dieſe Weiſe heimathlos auf der Heide umherziehen. Vielleicht ſind ſie Reſte eines vorzeitigen Volkes, vielleicht Abkommen von Wegelagerern aus den Zeiten der bürgerlichen Unruhen, vielleicht ſind ſie von Deutſchland eingewandert; jedenfalls gehören nur wenige von ihnen zu den ſogenannten Zigeunern, die in ſpäteren Jahrhunderten von Aſien nach Europa kamen. Man ſieht ſie nie in großen Haufen, ſondern Mann und Frau ziehen mit ihren Kindern umher; das kleinſte wird gewöhnlich von der Mutter in einem Korbe auf dem Rücken getragen, die andern laufen nebenher und ſo wandern ſie von Ort zu Ort.

Im allgemeinen verſtehen die Männer ſich auf die eine oder andere Handthierung wie Fenſtereinſetzen, Meſſerſchleifen oder Keſſelflicken, und die Frauen ſind im Prophezeien und Herbeiſchaffen von geſtohlenen Sachen durch Zauberei wohl erfahren; man darf dieß jedoch nur als ihre Nebenbeſchäftigung anſehen, denn Betteln und Stehlen iſt ihr eigentliches Gewerbe, und der vereinzelte Heidebauer wird oft durch Drohung gezwungen, ihre Beutel und Taſchen mit Speiſe und Geld zu verſehen. Wo ſie nur immer Gelegenheit finden, mauſen und ſtehlen ſie, zertreten die Saat des Bauern und legen ſich zu Nacht in ſein Roggenfeld; aber die Häuſer ſind ja auch bei Nacht für ſie verſchloſſen, und ſelbſt beim ſtärkſten Unwetter hat der jütiſche Bauer keinen Platz in ſeinem Haus für einen Natmand. Er wird als ein unreines Thier betrachtet: ein eigenes irdenes Geſchirr, das außer ihm nur noch der Hofhund benützt, iſt zu ſeinem Gebrauch beſtimmt; er muß an der Thüre ſtehen bleiben, während man ihm Speiſe und Trank reicht; es iſt ihm nicht geſtattet ſich niederzuſetzen, und ſelbſt der elendeſte Bettler würde lieber hungrig fortgehen als eine Schale benützen, aus der ein Natmand geſpeiſt hat.

Es gibt gewiſſe Verrichtungen, welche der Bauer für unrein hält, ſo das Abdecken von Pferden, Hunden oder Katzen; dieß überläßt er dem Natmand. Er nennt ihn einen Kjeltring (Lumpen), ohne jedoch damit den Begriff ſittlicher Schlechtigkeit zu verbinden; denn oft hört man ihn den oder jenen als einen honetten Kjeltring rühmen, und wirklich ſind auch heutzutage die meiſten ſo weit honett, daß man ſelten von großen Verbrechen von ihnen hört. Werden ſie beleidigt, ſo hört man ſie wohl vom rothen Hahn ſprechen; aber es bleibt beinahe immer bei der Drohung. Es war in einer längſt verſchwundenen Zeit, daß Leute wie Jens Langkniv ihr Weſen draußen auf der Heide trieben; heutzutage iſt man dort ſo ſicher als irgendwo anders, obwohl man an wenigen Orten ſo gute Gelegenheit hat, unentdeckt ein Verbrechen zu begehen.

Sie bedienen ſich gegenſeitig einer eigenthümlichen Sprache, des ſogenannten Lumpen-Latein. Das Volk nennt nämlich gewöhnlich dasjenige Latein, was es nicht verſteht. Dieſe Sprache iſt zum größten Theil aus däniſchen Wörtern zuſammengeſetzt, welchen man eine fremde Endung gegeben. Sie wurde lange als ein Geheimniß behandelt, bis man durch Verrätherei zum Schlüſſel derſelben gelangte. Der Verräther freilich wurde mit dem Tod beſtraft.

Im allgemeinen ſind ſie völlig unbekannt mit den bürgerlichen Verhältniſſen; die Ehe wird durch Stabbrechen vollzogen. Oft iſt ein Mann mit zwei oder drei Frauen zugleich verheurathet, und wird man einander überdrüſſig, ſo gibt es kein Hinderniß für die Scheidung. Man ſorgt gewöhnlich dafür, daß die Kinder getauft werden, läßt ſie jedoch wie Heiden aufwachſen, bis ſie oft im ſpäten Alter im Zuchthaus von Viborg unterrichtet werden; denn dort ſind ſie recht eigentlich zu Hauſe. Im übrigen ſteht

man hie und da auf der Heide ein Haus aus Torf oder eine Lehmhütte, wo ſie den Winter zubringen; bisweilen nehmen ſie auch für dieſe Zeit bei einem Bauern Dienſt, aber ſie laufen immer wieder fort, ſobald das Frühjahr kommt, um ihr freies Leben auf der lieben Heide fortzuführen.

Ueber den Urſprung des Namens Amazonenſtrom.

Von einem Hrn. Af. Wallace iſt eine Reiſebeſchreibung unter dem Titel: Narrative of travels on the Amazon and Rio Negro, herausgekommen, welche mehrere einheimiſche Stämme genau beſchreibt. Unter dieſen nehmen die Indianerſtämme am Fluſſe Uaupès einen vorzüglichen Rang ein, denn ſie ſcheinen einer bedeutenden intellectuellen Cultur fähig. Ihr Körper iſt ſchlank, ſtark gebaut und gut entwickelt; ſie treiben Ackerbau und haben bleibende Wohnſtätten. Dieſe erinnern an die koloſſalen Häuſer einiger Stämme des indiſchen Archipels, denn ſie ſind ſo gebaut, daß ſie viele Familien, manchmal einen ganzen Stamm aufnehmen können. Eines, welches Hr. Wallace ſah, war 115′ lang, 70′ breit und etwa 30′ hoch, aus Holz und Palmblättern mit großer Mühe und Geſchicklichkeit gebaut, und ſorgfältig mit Palmblättern gedeckt. Dieſe Häuſer ſind in ihrer Art gut möblirt, obwohl das Volk, das ſie baut, völlig unbekleidet iſt, und eine bemalte nackte Haut als den beſten Beweis von Anſtand betrachtet. In einer beſtimmten Beziehung iſt die Nachricht über dieſe Indier von beſonderem Intereſſe, da ihre Sitten und ihr Ausſehen die alte Fabel von einem Amazonenvolk in der Nähe dieſes mächtigen Stroms zu erklären ſcheint. Wir führen die wahrſcheinliche Erklärung dieſer Fabel mit den eigenen Worten des Reiſeberichts an: „der Gebrauch von Zierrathen und Schmuckſachen verſchiedener Art iſt faſt durchaus auf die Männer beſchränkt. Die Weiber tragen ein Bracelett am Handgelenk, aber keine Halsketten, und keinen Kamm in den Haaren, ſie haben ein Band unterhalb des Knies, von Jugend an ſehr feſt geknüpft, um die Waden anſchwellen zu machen, was als eine große Schönheit gilt. Nur wenn die Weiber an den Feſtlichkeiten tanzen, tragen ſie eine aus Korallen zierlich gefertigte Tanga oder Schürze, nur etwa 6 Zoll im Geviert, ſonſt wird ſie aber nie getragen, und auch gleich nach dem Tanze wieder abgenommen. Die Männer dagegen tragen das Haar ſorgfältig geſcheitelt, auf beiden Seiten gekämmt und hinten in einen Zopf gebunden. Bei den jungen Männern hängt es in langen Locken den Hals hinunter, was ihnen in Verbindung mit dem unfehlbar auf dem Kopf eingeſteckten Kamm ein höchſt weibiſches Anſehen gibt. Dieß wird noch erhöht durch zahlreiche Halsketten und Braceletten von Korallen und ſorgfältige Ausrottung jeder Spur von Bart. Dieſe Umſtände zuſammengenommen machen es höchſt wahrſcheinlich, daß die Geſchichte von den Amazonen aus dieſem weibiſchen Anſehen der Krieger ſtammt, auf welche die alten Reiſenden ſtießen. Ich bin zu dieſer Annahme umſomehr geneigt, als der erſte Anblick denſelben Eindruck auf mich machte, und ich erſt beim Nähertreten bemerkte, daß ich Männer vor mir hatte; da der Vordertheil des Körpers und die Bruſt durch den ſtets geführten Schild bedeckt iſt, ſo bin ich überzeugt, daß jeder, der ſie zuerſt ſieht, ſie für Weiber hält. Wir haben deßhalb bloß anzunehmen, daß Stämme mit denſelben Sitten, wie wir ſie jetzt am Uaupès finden, auch die Gegenden bewohnten, wo man die Amazonen geſehen haben will, und wir haben eine ganz natürliche Erklärung des Berichts, der alle Geopraphen in ſo große Verlegenheit ſetzte.“

Ueber die künſtlichen Hügel von Nordſyrien.

Hr. Ainsworth theilte in der ſyroägyptiſchen Geſellſchaft zu London am 13 December einige Bemerkungen über dieſe Hügel mit, welche die Araber Tell, die Türken Teppeh nennen. Sie finden ſich faſt unwandelbar in ſolchen Gegenden des Landes, welche ſeit undenklicher Zeit angebaut ſind. Oberflächlich betrachtet ſind es meiſt Hügel von loſer Erde, bei näherer Unterſuchung aber zeigen ſie eine Maſſe von Töpfergeſchirren, Glas, manchmal Münzen und allerlei Schutt. Es gibt einzelne Ausnahmen, wie zu Dſchindah Aba, wo Baſalt mit dem Schutt gemiſcht ſcheint, und zu Gul Baſchi, Tell el Burk und einigen andern Punkten, wo der Schutt auf Fels aufliegt. Faſt immer liegt ein Dorf neben einem ſolchen Tell, und auf dem Gipfel von einigen derſelben ſtehen noch Schlöſſer, wie zu Aintab, Killis und Aleppo, welch letzterer Hügel hauptſächlich aus Fels beſteht, auf andern liegen noch Ruinen von Schlöſſern, wie zu Dſchindariz, Azaß, Tell Beſchir und Tell Kalid, auf andern Ruinen von Tempeln, wie zu Tell Balkis. Einige ſind von rieſenhaften Rollſteinen, ähnlich den Menhirs und Peulvans der Celten, umgeben, ſo zu Ak Diparin. Keine Tells findet man in den felſigen Diſtricten von Scheich Barakat oder Marubidſch (Hieropolis), obwohl Ruinen aus früheren chriſtlichen Zeiten im erſten vorkommen; auch findet man keine in den Weidegründen von Uruk (dem alten Imma). Dieſe Hügel weichen in Höhe, Form und Art von den Grabhügeln ab, wie man ſie in den Ebenen von Troja, Seleucia, Cilicien, über Hannibals Leiche in Bithynien und an andern Orten findet. Ob. Chesney beſchreibt dieſe Hügel in ihrem Zuſammenhang als die merkwürdigſte Erſcheinung in Nordſyrien. Man hat Grund zu glauben, daß der urſprüngliche Kern dieſer Hügel in die aſſyriſche Zeit zurückreicht, oder aus Ruinen jener Zeit beſteht. Strabo ſchildert Ihana und Zela als auf Hügeln erbaut, die urſprünglich von Semiramis errichtet wurden. Herodot, Diodorus Siculus und die LXX nennen ſie „Comata,“ Xenophon braucht einen Ausdruck, der wörtlich „Erdhügel“ bezeichnet. Die kürzlich von dem Geiſtlichen L. Parter gemachte Entdeckung, daß der Tell von Salebiat (Saladins Hügel), welcher den Reiſenden wohl bekannt iſt, aus babyloniſchen Backſteinen beſteht, würde dieſe Vermuthung beſtätigen. In ſpäteren Zeiten brauchte man ſie namentlich zu Zwecken der Vertheidigung oder des Cultus, d. h. zur Errichtung von Schlöſſern und Tempeln. Zu Gul Baſchi und an einigen andern Orten, wo die Umgebungen ſumpfig ſind, haben die Eingebornen, ebenſo wie zu Khorsabad in Aſſyrien, ihre Dörfer auf

den Gipfel gebaut. Die Thatsache, daß diese Hügel unter den verschiedenen auf einander gefolgten Herrschern als Vertheidigungsplätze benützt wurden, läßt sich historisch nachweisen. Manche ehemals berühmte Orte sind jetzt nur elende Dörfer am Fuße der hohen Tells der alten Zeit; von vielen geschieht in der Geschichte keine Erwähnung, obwohl sie augenscheinlich Ruinen von wichtigen Orten, wenn nicht terrassirte Bauten sind, ähnlich denen, welche Layard in Nordmesopotamien fand. Nicht weniger als 16 solcher Tells finden sich im Thale des Karasu (Schwarzwasser) des alten Oenoparas, welche von der frühern Bevölkerung und Blüthe dieser Gegend zeugen, über welche bis jetzt keine historischen Nachrichten sich fanden. Hr. Ainsworth weist auf den Umstand hin, daß eine Reihe von Gebäuden von den auf einander folgenden Gewalten auf solchen Hügeln errichtet wurden, und daß die Eingebornen eine große Achtung davor bewahrt haben, wodurch diese Ruinenhügel mehr oder minder unverletzt blieben. Er schließt daraus, daß sie eine reiche archäologische Ernte liefern würden, freilich nicht in der Art, wie die Hügel von Kujundschik, Nimrud und Khorsabad, manches aber würde man finden, das die syrische Kunst und den Cultus aufhellen würde, der auf die einfachen assyrischen Formen gepfropft wurde. Die Unterordnung des neuen Dorfes unter den Tell, die allenthalben übliche Benennung des Dorfes nach dem Tell, nicht der Tells nach dem Dorfe, und die Erhaltung des Hügels selbst manchmal durch künstliche Mauern oder Wälle von cyclopischen Steinen, alles beweist die Ehrfurcht, womit die Eingebornen von jeher diese mächtigen Denkmale der alten Zeit betrachtet haben. Hr. Ainsworth hatte dieser Mittheilung eine Karte hinzugefügt, welche die Lage von nahezu hundert dieser Tells bestimmt.

Miscellen.

Ueber eine Sammlung von Fischhaken-Münzen die im J. 1847 in Indien gefunden wurden, und wovon man 50 Stück nach England brachte, las Prof. Wilson in der numismatischen Gesellschaft am 22 December eine Abhandlung vor. Man fand diese Münzen, 397 an der Zahl, beim Aufgraben eines Hauses im Dorfe Sangeswara an der Küste von Canara. Die Umschriften sind selten ganz erhalten, durch Vergleichungen entdeckte man aber, daß die Gesammt-Umschrift auf der einen Seite „Sultan Ali Adil Schah" und auf der andern „Zarb Lari dangh-fikka" (geschlagen zu Lari, gestempeltes Geld) lautet. Auf einigen zeigen sich Spuren eines Datums, und auf einer erkennt man deutlich das Jahr 1071 (= 1679 n. Chr.). Man kennt zwei Fürsten mit Namen Ali aus der Adildynastie von Bidschapur, und die mit einer Zeitangabe versehene Münze stammt aus der Zeit des zweiten. Die Bezeichnung „Lari" weist auf die ursprünglich zu Lari oder Lar geschlagenen Münzen hin. Dieß Lar ist ein kleines Fürstenthum in Persien, das von Abbas dem Großen endlich unterworfen wurde. Dasselbe war im Besitz von Gambrun, dem Haupthafen und Emporium des persischen Golfs, und war lange der Hauptsitz des Handels mit den Ländern an der malabarischen Küste, mit Cotschin, Calicut und Ceylon. Die Fürsten von Bidschapur nahmen diese eigenthümliche Münzform auf, und auch die ersten Mahrattenfürsten müssen sie wegen ihrer Besitzungen in Concan und weiter im Süden geschlagen haben. Die Portugiesen scheinen diese Münzen zuerst nach Indien gebracht zu haben. (Liter. Gaz. 31 December.)

•

Neuere Forschungen in dem fränkischen Begräbnißplatz zu Evermeu durch Abbe Cochet haben zur Entdeckung vieler interessanter Gegenstände geführt. Man hat kürzlich etwa 60 Gräber gefunden. Ein Duzend Vasen, meist an den Füßen aufgestellt, waren das Ergebniß der letzten Ausgrabungen. Auch fand man zwei Franciscas oder kurze Streitärte, welche Agathias und Sidonius Apollinaris so genau beschreiben, und eine Menge Messer, darunter zwei sehr große. Diese hatten tiefe Furchen in den Klingen, wahrscheinlich um hier Gift einzulegen. Diese Ausgrabungen liefern auch einige merkwürdige Thatsachen über die Lebensdauer in jenen Zeiten. Die große Mehrzahl aller Leichen auf diesem ungeheuren Begräbnißplatze ist von Leuten zwischen 20 und 30 Jahren, sehr wenige sollen von Leuten hohen Alters seyn. Dasselbe Resultat ergibt sich aus den neuen Ausgrabungen bei Harnham in der Nähe von Salisbury, wo unter 70 Leichen nur 4 von hohem Alter waren. (Liter. Gaz. 31 December.)

•

Reste einer römischen Veste bei Tours. Hr. Boileau, eines der thätigsten Mitglieder der archäologischen Gesellschaft der Tonraine hat auf einem Ausflug, den er kürzlich nach den Höhen von Larcay bei Tours machte, bedeutende Ruinen entdeckt, und fand bald, daß es die Reste einer Kriegsbefestigung waren, die von Strecke zu Strecke halbrunde, volle Thürme ohne Oeffnung hatten; sonderbarerweise ist nur die Ost-, Süd- und Westseite mit einer Mauer umgeben, die Nordseite aber ganz offen. Die Südfronte hat 75 Metres Länge, die Mauern 5 bis 6 M. Höhe und 4 M. Dicke. Die Vergleichung mit den alten Mauern von Tours und der Veste Larcay führt zur Ansicht, daß diese Festung von den letzten Vertheidigern des römischen Reichs in Gallien herrühre. (Revue archéol. December.)

•

Bevölkerung der französischen Provinzen in Nordafrika. Nach einer genauen Aufnahme durch die arabischen Bureaus beträgt die einheimische Bevölkerung in der Provinz Algier 583,472, in der Provinz Oran 335,422, in der Provinz Constantine 924,193. Dieß bezieht sich indeß nur auf den anbaufähigen Boden, den sogenannten Tell, in der Sahara wohnen noch 480,768 Menschen. Dieß gibt eine Gesammtsumme von 2,323,855. Außerdem wohnen noch innerhalb des eigentlichen europäischen Gebiets 172,030 Eingeborne, so daß die Anzahl auf 2,445,885 steigt, die jedoch sehr verschiedener Abstammung sind, nämlich Kabylen (Berbern), Araber, Mauren, Kuluglis (Abkömmlinge von Türken und Eingebornen), Juden und Neger; Berber und Araber sind die Grundbestandtheile. Die Zahl der Europäer ohne die Armee ist 124,401; davon sind 69,980 Franzosen, die andern 54,421 Fremde. Unter diesen Fremden nehmen die Spanier mit 35,129 den ersten Rang ein, dann kommen Italiener 7408, Malteser 5609, Deutsche 3025, Schweizer 1223. Hinsichtlich des Wohnorts und der Beschäftigung zerfallen sie in 80,143 Städtebewohner, und 44,258 Landbewohner, von denen jedoch nur 30,000 wirklich den Boden bauen. (Revue de l'Orient. Decbr.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Eine Wochenſchrift

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Nr. 2. 13 Januar 1854.

Skizzen aus Coſta Rica.

1. San Joſe.

Die Hauptſtadt der Republik Coſta Rica iſt noch von keinem Reiſebeſchreiber geſchildert worden. Mit Ausnahme einiger Notizen Felipe Molinas in ſeinem „Bosquejo de Coſta Rica“ und einiger flüchtigen Bemerkungen in dem gedruckten Tagebuch des Hrn. Lammich, Exſchulmeiſter von Kreiſewitz, bei Leobſchütz, fand ich in den verſchiedenen Reiſebüchern, die über Central-Amerika erſchienen ſind, von San Joſe kaum mehr, als die Erwähnung des Namens. Hr. Lammich ſchildert recht liebenswürdig-naiv die Menſchen, mit denen er hier zu thun hatte, vor allem aber ſich ſelbſt, ſeine eigenen Schickſale und Erlebniſſe. Die Gabe klarer Anſchauung und plaſtiſcher Darſtellung iſt ihm nicht gegeben. Er verſetzt die Hauptſtadt in einen Gebirgskeſſel und ſchließt ſie mit hohen Bergen ein, während San Joſe in einem freien, weiten Plateau gelegen, welches durchſchnittlich über 5 Leguas breit und über 10 Leguas lang iſt, eines der ausgedehnteſten Hochthäler im Tafellande der Andes von Mittel-Amerika.

Dieſes Plateau oder Hochthal enthält wieder viele Erhebungen und Senkungen, Hügel, Thäler und Schluchten, welche durch die verſchiedenen Flüſſe abgeſetzt und gegraben werden. San Joſe ſteht auf einer ſolchen Anhöhe, deren Fuß rings umher der Thalgrund des Rio Torres und des Rio Maria-Aquilar umſäumt. Dieſe zwei Flüßchen verſehen die Bevölkerung mit Trinkwaſſer in der trockenen Jahreszeit, und ergießen ſich in den Rio Grande de Coſta-Rica, der durch wilde Thalſchluchten und einſame Urwälder brauſend ſeine Waſſer nach dem ſtillen Ocean ſendet.

Die Straßen San Joſe's erheben und ſenken ſich auf dieſem abſchüſſigen Boden, ſind übrigens nach einem regelmäßigen Plane in geraden Richtungen angelegt und durchſchneiden ſich rechtwinklig. Das Plaſter, aus den kleinen Rollſteinen der Flüſſe beſtehend, läßt viel zu wünſchen übrig.

Nur wenige Häuſer haben ein oberes Stockwerk, aber die meiſten beſitzen ſogenannte Veranda's, d. h. bedeckte Galerien, die nach der Straße oder nach dem Hofe gerichtet ſind. Das gewöhnliche Material des Häuſerbaues iſt getrockneter Lehm mit dürren Pflanzenſtengeln gemiſcht und durch quer gezogenes Rohr, deſſen Enden an die Tragbalken des Daches genagelt ſind, befeſtigt. Man behauptet, daß ſolche Lehmwände bei einiger Elaſticität weniger Gefahr laufen, durch Erderſchütterungen umgeworfen zu werden. Die Dächer ſind mit plumpen und ſchweren Hohlziegeln zum Schutze gegen die ſtarken Regengüſſe bedeckt. Leichte, flache Ziegel, oder Blechdächer, welche ſich für ein Land, das mit allen übrigen Republiken Central-Amerika's häufigen Erdbeben ausgeſetzt iſt, ungleich beſſer eignen würden, ſind hier nicht gekannt.

Viele Häuſer entbehren der Glasfenſter, viele Stuben empfangen ihr Licht nur durch die geöffnete Thüre. Die meiſten Zimmer haben nur Steinpflaſter, in ſehr wenigen Häuſern findet man gedielte Fußböden. Keinem Hauſe fehlt der innere Hof, der oft mit Blumen, Mais und Piſangs bepflanzt oder mit wildwachſenden Büſchen und Bäumen bedeckt iſt.

Die innere Einrichtung der Häuſer iſt ſelbſt bei den Wohlhabendſten überaus einfach. Ein Tiſch, und mitunter eine alte Kommode, eine lange Holzbank oder ein Dutzend Stühle den Wänden entlang, durch die ganze Länge des Zimmers aber die ſelten fehlende, buntleinene oder geſtrickte Hängematte, die an beiden Enden mit zuſammenlaufenden Schnüren und zwei Stricken an die Decke befeſtigt iſt. Die Hängematte vertritt das koſtſpieligere Sopha, und iſt dem Beſitzer hier, wo man ſo gut wie in Neapel und im Orient das dolce far niente liebt, ein behaglicheres Meubel, als Diwan oder Schaukelſtuhl. Ein Spiegel, ein Crucifix und einige Heiligenbilder an den geweißten Wänden vollenden den magern Schmuck des armſeligen Empfangzimmers. Die Reichen ſind natürlich etwas beſſer eingerichtet. Die Wände ihrer Salons ſind gewöhnlich mit bunten, geſchmackloſen Tapeten überkleiſtert. Mitunter haben ſie aufgepolſterte Stühle und neben der Hängematte noch ein Sopha. Aber ſelbſt in den Häuſern der erſten Staatsbeamten und der begütertſten Kaufleute, ja ſogar bei dem Präſidenten der Republik und ſeinem Bruder, dem General der Armee, der die ergiebigſten Goldminen am Aguacate und ſehr einträgliche Kaffeehaciendas beſitzt, herrſcht keine luxuriöſe Einrichtung nach europäiſchem Begriffe, noch weniger aber jenes Comfort, deſſen Geheimniß der Engländer und der Yankee am beſten verſteht, und das nach dem Geſtändniß des Senators Michel Chevalier unentbehrlich zu einem „ruhig behaglichen Lebensgenuſſe“ iſt. Eben ſo vermißt man hier die holländiſche Reinlichkeit. Der Boden wird

nicht häufig gefegt, die Fenster werden noch seltener gewaschen. Nichts einfacheres als das Arbeitszimmer des Herrn Don Juan Mora, Kaffeehändlers und Präsidenten der Republik. Dr. Castro, der frühere Präsident der Republik, den eine Militäremeute stürzte, hat den am schönsten ausgestatteten Salon von San Jose. Aber auch hier vermißt man Comfort und wirklichen Geschmack.

Unter den öffentlichen Gebäuden existirt nicht Eines, das dem Europäer durch Schönheit oder Größe auffällt. Das Regierungsgebäude, die Caserne mit der hölzernen Galerie und hohen Fahnenstange, die Universität, das Theater, all das sind ganz unansehnliche Bauwerke, welche selbst als Privathäuser in jeder europäischen Hauptstadt für klein und armselig gelten würden. Der neue Nationalpalast, zu welchem ein ehemaliger preußischer Feldmesser den Plan entworfen, und der jetzt unter der Leitung des deutschen Architekten Kurze fortgebaut wird, verspricht etwas mehr. Statt des gewöhnlichen getrockneten Lehmkoths ist das Baumaterial ein hellgrauer erdiger Trachyt voll von Feldspath- und Augitkrystallen, der auch leicht zu bearbeiten ist. Bei dem Bau, der in Ermangelung tüchtiger Maurer und Zimmerleute nur sehr langsam vorwärts schreitet, sind meist Sträflinge in Ketten beschäftigt, die sich aber nach der allgemein herrschenden Sitte der Indolenz und Schonung so wenig als die freien Arbeiter anstrengen. In diesem Nationalpalaste sollen sich künftig sowohl die Gerichtshöfe als der Congreß, der gegenwärtig in einem elenden Locale tagt, versammeln.

Selbst die Kirchen von San Jose sind kleiner und armseliger, als wir sie bis jetzt in irgend einem andern katholischen Lande gefunden. Die Kirchen del Carmen und de la Merced sind keiner Beschreibung werth. Die Kathedrale hat nur die günstige Lage an der Ostseite des großen, freien Hauptplatzes auf dem höchsten Punkte der Stadt für sich, ist übrigens ein ganz unbedeutendes Gebäude. Ein bestimmter architektonischer Styl ist aus demselben kaum herauszufinden. Die mauerförmige Façade mit gewundenen Pilastern ist etwa 60' hoch und weiß angestrichen; das Innere ist roh buntscheckig ausgeschmückt. Die Kanzel ist mit Heiligenbildern bemalt, deren Meister noch bei den Chinesen mit Nutzen die Malerkunst studiren könnten. Der Hauptaltar wie die Seitenaltäre sind nur mit schlechtvergoldetem Schnitzwerk und einigen Heiligenbildern verziert, ermangeln übrigens ganz jener reichen, oft geschmackvollen Ornamentirungen, welche sonst die Altäre katholischer Kirchen in andern Ländern, z. B. in Canada, tragen. Die armseligsten Figuren aber machen die magern, mit schlechten Oelfarben beschmierten Holzsäulen, welche in vier Reihen das Schiff der Kirche stützen. Ueberhaupt trägt in dieser Kirche alles das Gepräge der Nachlässigkeit und der Ersparung. Nicht einmal Stühle sind angebracht, mit Ausnahme des für den Bischof bestimmten Sammetlehnstuhles vor dem Hochaltar. Der Präsident der Republik, die Minister und ihr Gefolge nehmen bei großen, kirchlichen Feierlichkeiten auf einer Holzbank Platz, alle übrigen Andächtigen müssen auf dem Steinpflaster knien. Am Eingang steht an einer bemalten Holzwand die Aufschrift: Esta es casa de dios, casa de oracion, no de vanitades (dieß ist ein Haus Gottes, ein Haus des Gebets, nicht der Eitelkeit). Die beiden Thürme, die früher die Façade der Kathedrale schmückten, wurden wegen Baufälligkeit abgetragen, da man ihren Einsturz bei dem ersten starken Erdbeben befürchtete. Das verheerende Erdbeben vom 2 Sept. 1842, welches Carthago, die alte Hauptstadt des Landes, mit ihrer Kathedrale in Schutt verwandelte, machte auch die San Joseſiner noch ängstlicher und vorsichtiger, als es sonst in ihrer Natur liegt. An der Stelle jener Steinthürme wurde ein, vom Kirchengebäude getrenntes hölzernes Glockenthürmchen errichtet, welches wohl so lange functioniren wird, als die Erdbebenfurcht dauert, und die Kirche kein übriges Geld gefunden, ein paar neue solidere Steinthürme zum übrigen Schmuck der Kathedrale zu bauen.

Der Mangel an Thürmen wie an hervorragenden Bauwerken überhaupt trägt nicht wenig dazu bei, der Hauptstadt Costa Rica's einen recht bescheidenen Anblick zu verleihen. Sie sieht durch diesen Mangel sogar noch kleinlicher und armseliger aus, als sie wirklich ist. Auch in diesem Punkte zeigt sich recht auffallend der Contrast gegen Nordamerika, wo stattliche Kirchthürme die frühe Existenz jeder aufschießenden Stadt der Wildniß bezeichnen und gleichsam mit zu ihrer Geburtsgeschichte gehören. Städtchen, welche eigentlich noch in den Windeln liegen, kündigen sich dort schon in weiter Ferne durch einige gothische Thurmspitzen oder durch das stolze, hochaufragende Schiff irgend einer neuen methodistischen, presbyterianischen oder katholischen Kirche an. In Unter-Canada haben selbst die kleinsten Dörfer stattlichere Kirchenbauten als diese Hauptstadt einer centralamerikanischen Republik, die durch das fabelhafte Aufblühen ihres Kaffee-Exports jetzt schon fast berühmt geworden. Selbst im türkischen Orient, wo doch alles Ruin und Verfall ist, wetteifern die kleinen, halbverödeten Schmutzstädte durch Zahl und Schönheit ihrer vielen schlanken Thurmbauten, mit denen sie sich dem Reisenden schon von weitem so stolz und stattlich ankündigen.

In Central-Amerika haben die Städte nicht die Prätensionen oder die Vorliebe der Orientalen für das Malerische. In Costa Rica wirken Erdbebenfurcht, geringer Einfluß der Geistlichkeit, Armuth der niedern, andächtigen Volksclasse und der religiöse Indifferentismus der Reichen gleichmäßig gegen die Richtung solcher überflüssigen und kostspieligen Zierden. San Jose ist bereits über 70 Jahre alt, und hat noch keinen Thurm, der über die grünen Riesenblätter des Pisangs hervorragt. Milwaukee und Wisconsin steht erst seit 15 Jahren auf einer Stelle, die vordem Sumpf gewesen, und es ist jetzt schon eine thurmreiche Stadt, deren byzantinische Kuppeln und durchbrochene gothische Thürme stolz über die übrige Häusermasse aufragen und mit den ehernen Stimmen ihrer Glocken den über dem großen Spiegel des Michigan-Sees hingleitenden Schiffen schon von weitem verkündigen, was der Reichthum, die Rührigkeit und die Andacht eines jugendlichen Volks vermögen.

In Costa Rica erscheint im Gegensatze alles noch anspruchsloser, armseliger, als es in der That ist. Wer San Jose von der Ferne erblickt, wo nur wenige Häuser durch die grüne, spanische Wand der Haciendas schimmern, hält diese Hauptstadt für noch unbedeutender und kleiner als sie wirklich ist. Wer die Häuser von außen betrachtet, würde ihrer innern Einrichtung noch weniger Luxus zutrauen, als sie wirklich enthalten. Wer die Zimmerausstattung, die Meubles und die Lebensweise der Bewohner sieht, würde letztern noch weniger Vermögen zutrauen, als sie in der That besitzen.

Die Bevölkerung der Hauptstadt Costa Rica's beläuft sich auf etwa 15 bis 16,000 Seelen. Diese Zahl ist das Mittel verschiedener Angaben, die uns gemacht worden sind. Genaue statistische

Nachweiſungen exiſtiren in dieſem Staate nicht, und ſelbſt der Finanzminiſter, Don Emanuel Carazo, wußte uns nichts Beſtimmtes darüber zu ſagen. Die Abfaſſung genauer ſtatiſtiſcher Tabellen hat ihre beſondern Schwierigkeiten in einem dünn bevölkerten und noch wenig organiſirten Lande, wo keine Perſonalſteuer erhoben wird und bei jedem Zählungsverſuche die Familienmitglieder von gereifteren Jahren ſich zu verbergen trachten, aus Furcht in die Miliz eingereiht zu werden. Der dem Congreß im Jahre 1849 vorgelegte Cenſus gibt die Bevölkerung des ganzen Departements von San Joſe, nämlich der Hauptſtadt mit Inbegriff aller umgebenden Haciendas und der vier Dörfer Union, Pacaca, Escazu und Aſerri auf 31,149 an.

Am Sonnabende, dem wöchentlichen Markttage, ſtrömt dieſe Landbevölkerung der nächſten Umgebung in Maſſe nach der Stadt. Man hat da eine günſtige Gelegenheit die Phyſiognomie des Volks von Coſta Rica überhaupt zu ſtudiren. Denn auch von den entfernten Städten und Gegenden von Carthago, Alajuela, Barba und Heredia ſtrömen Hunderte von Käufern und Verkäufern hieher, um ihre Producte gegen Geld umzuſetzen, oder ſich mit neuen Vorräthen zu verſehen.

Der große „Platz“ der ein ziemlich regelmäßiges Viereck bildet und über 10,000 Menſchen faßt, iſt außer den Marktagen nur bei religiöſen Feſtlichkeiten oder militäriſchen Uebungen belebt. Jeden Sonnabend iſt hier ſchon von 7 Uhr Morgens an viel Leben. Je beſſer die Wege und je geringer der Regen, deſto größer die Zahl der Marktbeſucher, die ſich in den trockenen Sommermonaten auf 7 bis 8000 belaufen ſoll, während die Umſatzſumme jedes Markttages auf circa 14,000 Piaſter geſchätzt wird.

Ueberblickt man das ganze Schauſpiel des Marktes von den hohen Stufen der Kathedrale, ſo kann man ihm einen ziemlich maleriſchen Charakter nicht abſprechen, obwohl die Tracht des Landvolks etwas einförmig iſt. Das weibliche Marktpublicum iſt wenigſtens um ein Fünftel zahlreicher als das männliche und natürlich viel hübſcher. Schöne Männer ſind unter dem Landvolk Coſta Rica's eine große Seltenheit, hübſche Landmädchen ſieht man dagegen ziemlich viele. Der Menſchenſchlag iſt hier reiner ſpaniſch geblieben, als in irgend einem andern Staate Central-Amerika's. Dennoch iſt auch hier die indianiſche Blutmiſchung auf ſehr vielen Geſichtern bemerkbar, und man kann wohl im Durchſchnitt annehmen, daß unter dem Landvolk wenigſtens der fünfte Menſch gewiſſe Spuren der Racenmiſchung in ſeiner Phyſiognomie trägt, während unter den Städtern das Verhältniß mehr zu Gunſten der unvermiſchten Race iſt.

Die Männer ſind im Allgemeinen von gewöhnlicher Größe und ziemlich wohl gebaut, aber von ſchlaffer, nachläſſiger Haltung mit gebräuntem Teint, faſt ohne Ausnahme ſchwarzhaarig, gewöhnliche Stirne, ſchwarze Augen, unſchöne breite Naſen, die wie die häufig hervorſtehenden Backenknochen bei der geringſten Racenmiſchung die eigenthümliche indianiſche Form verrathen. Oft ſieht man auch ſehr häßliche, ſtark gebräunte, auffallende Zigeunergeſichter. Stroh- oder Palmhüte mit ſchmalen Rändern ſind die gebräuchliche Kopfbedeckung. Ueber den Hemden an kühlen oder regneriſchen Tagen eine geſtreifte Decke als Ueberwurf, Beinkleider von geſtreiftem Zwillich oder Baumwollzeug, keine Schuhe. Ueber neun Zehntheile der Bevölkerung Coſta Rica's ſind Barfüßer, die aus Sparſamkeit oder Bequemlichkeit der Schuhe wenigſtens an den Wochentagen entbehren. Selbſt die Kinder wohlhabender Kaufleute der Stadt laufen gewöhnlich bis zum zehnten Jahre barfuß. Die Ariſtokratie San Joſe's, d. h. die reichen Plantagenbeſitzer und Händler, kleiden ſich nach franzöſiſchem Schnitt, lieben das knapp Anſtehende und halten beſonders auf elegante Kopfbedeckung, welche aus Pariſer Seidenhüten oder ſehr feinen aus Palmblättern geflochtenen Panamahüten mit ſchmalen Rändern beſteht.

Die Weiber tragen ſehr kleine Stroh- oder Palmhüte von derſelben Form wie die Männer. Nur leicht bedecken ſie damit den oberſten Theil der ſchönen Haare. Um den Hals ſind Ketten von Glasperlen oder Metallgeſchmeide mit Kreuzchen und Heiligenbildern oft zwei- und dreifach geſchlungen. Ohrringe ſind nicht im Brauche, deſto mehr aber Fingerringe. Das Kleid von geblümtem Kattun, unter welchem der nackte Fuß hervorlauſcht, reicht nach oben nur bis an die Hüfte. Den obern Theil des Körpers bis zum Nacken deckt nur ein leichtes, weißes Hemd, aus dem der Buſen gewöhnlich bis über die Hälfte ſichtbar iſt. Wenn ſie ausgehen, ſchlagen ſie den bunten Ripoſo, ein langes Umſchlagtuch, auf deſſen Schönheit und Neuheit viel gehalten wird, über den Nacken. Die meiſten Mädchen und jüngern Frauen haben volle, lange, dunkelſchwarze Haare, die ſie ſauber ordnen und in zierlich geflochtenen Zöpfen tragen.

Zuweilen haben dieſe Haare einen ſeidenartigen Glanz und ſind dann von ungemeiner Schönheit. Die Stirne iſt regelmäßig und meiſt ſchön, die Naſe dagegen iſt ſelten hübſch geformt, meiſt zu breit. Die edle griechiſche Naſenform, welche ſonſt unter den Frauen Caſtiliens und Andaluſiens nicht eben ſelten vorkommt, iſt hier nicht zu ſehen. Der Mund iſt fein geſchnitten und die Zähne ſind meiſt gut geformt, oft weiß wie Elfenbein.

Faſt alle Frauen Coſta Rica's haben brünette Geſichtsfarbe. Je nach der Racenmiſchung und nach der Lebensweiſe iſt der bräunliche Teint mehr oder minder dunkel ſchattirt. Weiße Hautfarbe und friſchroſige Wangen gehören hier zu den ſeltenſten Beigaben der Schönheit. Die Städterinnen des höhern Standes ſind im Allgemeinen weniger hübſch als die jüngern Frauen und Mädchen der Landſchaft, conſerviren ſich aber dafür länger, da ſie ſich der Sonne und Näſſe nicht ausſetzen, geſündere Wohnungen haben und beſſere Koſt genießen. Ich ſah in San Joſe mitunter Frauen von 30 bis 40 Jahren die noch ſehr jugendlich ausſahen, während die Bäuerinnen in denſelben Jahren bereits verwelken und im höhern Alter ſehr dunkelbraun und häßlich werden.

Am Tage des Wochenmarktes herrſcht ſchon von 7 Uhr Morgens an viel Leben auf dem Marktplatz, und die herumziehenden Ellenwaaren- und Quincaillerie-Händler (Trucheros) ſind in der Regel am früheſten anweſend. Erſtere halten ihre mit Segeltuch überſpannten Buden am weſtlichen Ende des „Platzes“, letztere an der Oſtſeite nächſt der Kathetrale. Die hier gangbarſten Waaren ſind Kleiderſtoffe, geblümte und geſtreifte Kattune, bunte lange Shawls, baumwollene und ſeidene Halstücher u. ſ. w. Sämmtliche Artikel von wohlfeiler Sorte. Erzeugniſſe von einheimiſcher Induſtrie ſieht man in dieſen Buden nicht. Vor etwa 16 Jahren noch, ehe der Kaffee als Tauſchartikel nach England ging, war unter den Landleuten ſo wenig Geld, daß ſie nur in ſelbſtgewebte Stoffe ſich kleiden konnten. Der Taglohn iſt ſeitdem um das drei

fache geſtiegen, während die Einfuhr der wohlfeilen engliſchen Zeuge die Anfänge einer einheimiſchen Induſtrie erſtickte. Von andern Staaten Mittel- und Südamerika's liefert Guatemala die geſtreiften Ueberwürfe für die Männer, Chili die langhaarigen Satteldecken von verſchiedenen Farben.

In den Buden an der Oſtſeite ſieht man beſonders viele Glas- und Steingutwaaren, ſowohl engliſche als deutſche Fabricate, alles von der ordinärſten Sorte. Meſſer, Scheeren, eiſerne Küchengeräthe ſowie die langen Machetes ſind engliſche Fabricate. Die Machetes, welche in England lediglich für den Gebrauch dieſer Länder geſchmiedet werden, ſind ſäbelartige Meſſer, anderthalb Zoll breit und 1 bis 2 Fuß lang, an der Spitze etwas gekrümmt mit hornenem Griff in lederner Scheide. Sie dienen den Eingebornen zu allen möglichen Verrichtungen; der Krämer ſchneidet damit ſeinen Käs, der Fleiſcher ſchlachtet damit ſein Vieh, die Waldboten nach dem Sarapiqui hauen ſich damit den Weg durch Büſche und Lianen. Auch als Schutzwaffen gegen Menſchen und wilde Thiere leiſten die Machetes gute Dienſte; man bezahlt ſie mit 2 bis 6 Piaſtern. Einheimiſche Fabricate ſind die plumpen Albardes, d. h. mit Ochſenhäuten bezogene Sättel nebſt Geſchirre, Lederzeug und den üblichen Querſäcken (Alforjas). Strohgeflechte zu Decken, Palmenhüte, Roſenkränze, geflochtene Hängematten und rohe Guitarren werden zum Theil von den ſeßhaften halbciviliſirten Indianern des Landes verfertigt. Die Hüte bilden einen der Hauptartikel des Wochenmarktes und bedecken einen großen Theil der Bodenfläche des „Platzes“. Man findet ſie von ſehr verſchiedener Feinheit und Güte im Preiſe von 2 Realen bis 4 Piaſter. Die feinſten Palmenhüte, welche von Ecuador, Peru und Panama kommen, koſten bis 30 Piaſter.

Die meiſten Quincailleriewaaren auf dem Markt San Joſe's ſind engliſchen Urſprungs. Deutſchland liefert dazu nur Spielwaaren, Glaswaaren der ordinärſten Sorten, gemalte Heiligenbilder, Bremer Seife, kölniſches Waſſer u. ſ. w.

Reis und Cacao werden in offenen Säcken verkauft, erſterer in kleineren Maaßen, letzterer nach der Zahl. Die Cacaobohnen, die zugleich als Scheidemünze zum Verkehr dienen — Kupfermünzen exiſtiren nicht, und die kleinſte Silbermünze des Landes iſt ein halber Real — kommen zum großen Theil aus Guayaquil im Staate Ecuador. Feiner und aromatiſcher iſt der Landescacao aus den Ebenen von Matina an der Oſtſeite der Cordilleras, der einzigen Gegend des Landes, wo die Cacaocultur in Blüthe iſt, obwohl der Baum hier allenthalben in den heißen Regionen nach beiden Oceanen gedeiht. Der Cacao iſt hier ein Lieblingsgetränke der wohlhabendern Stände, und wird dem Kaffee vorgezogen. Unraffinirter, brauner Zucker, das ſogenannte Dulce, kommt in plumpen kohlköpfförmigen Scheiben von 1½ Pfund Schwere zahlreich auf den Markt.

Früchte und Gemüſeſorten, Hühner und Eier, Butter und Käſe werden meiſt von Weibern feilgeboten, die auf dem Boden kauern mit Papiercigarren, leichte Wölkchen aus dem Munde blaſend; die ſchönen und fremdartigen Südfrüchte, welche um Spottpreiſe zu haben ſind, erregen die Verwunderung und den Appetit der neuen Ankömmlinge aus dem Norden. Bananenfrüchte oder Paradiesfeigen in Rieſentrauben bis 15 Pfund ſchwer von verſchiedenſter Größe und Güte ſind hier vorherrſchend. Roh gegeſſen ſind ſie ein angenehmes Obſt, gekocht ein vortreffliches, wohlſchmeckendes, geſundes Gemüſe. Man kauft davon in der trockenen Jahreszeit ſo viel für 1 Real, daß man Mühe hat die Früchte zu tragen, und ſie wären im Nothfalle hinreichend eine kleine Familie zu ernähren. Die Orangen ſind hier ſehr wohlſchmeckend, größer, ſüßer und ſaftiger als die portugieſiſchen, dauern wie die Citronen das ganze Jahr hindurch, und man kauft deren zwei Duzend für einen halben Realen. Ananas ſind in der Umgebung von San Joſe bei weitem weniger und nicht ſo wohlſchmeckend, als in den tiefern Regionen, und werden im Vergleiche mit andern Früchten viel theurer bezahlt. Doch kauft man die ſchönſte Ananas für einen halben Real. Die köſtlichſte Frucht des Landes und zugleich häufig und billig iſt die Anone, etwas größer als die Pomeranze von der Form der Pinienzapfen mit mattgrüner dachziegelförmig geſchuppter Schale. Das Fleiſch der Anone iſt weiß, voll hellbrauner länglicher Körner, ſehr aromatiſch von überaus lieblichem, erdbeerartigem, pikantem Geſchmack. Die Grenadillos ſind den ſüdeuropäiſchen Granatäpfeln ähnlich, nur etwas kleiner und von feinem Geſchmack. Koketen werden zumeiſt nur als Eingemachtes gegeſſen. Sonſt ſind noch einige Palmfrüchte und die ſogenannten Aguacates häufig auf dem Markt und Lieblingsfrüchte der Eingebornen. Unter allen tropiſchen Obſtſorten die ich verſuchte, haben die Aguacates den eigenthümlichſten Geſchmack, ſie ſind nicht ſüß, aber überaus zart, fein und gleichen der vegetabiliſchen Butter.

Unſere beliebteſten europäiſchen Gemüſeſorten fehlen dem Markt von San Joſe. Man hat mit ihrer Anpflanzung verſchiedene Verſuche gemacht, die zum Theil mißglückten, was wohl in der Unkenntniß der Behandlung und in der Eigenthümlichkeit der tropiſchen Jahreszeiten ſeinen Grund hatte. Einige Sorten von Blumenkohl und Kohlrüben kommen wahrſcheinlich gut fort, und würden ſich gewiß auf dem Markt gut verkaufen laſſen. Kartoffeln ſind hier nicht ſehr beliebt und erſcheinen nur in geringer Zahl auf dem Markte und den Umgebungen von Carthago. Man bezahlt die Cajuela [1] mit zwei einem halben Realen, Mais mit 4, Bohnen mit 5 Realen. Die ſchlechte Landesbutter koſtet 3 bis 4, der Käſe anderthalb Realen per Pfund, ein junges Huhn 1 bis 1½ Realen, 1 Duzend Eier 1 Real. Die Preiſe der meiſten Agriculturgegenſtände ſind der größern Fruchtbarkeit des Landes und des geringern Taglohns ungeachtet höher als in den weſtlichen Staaten Nordamerika's, zum Theil ſelbſt höher als in den Neuengland-Staaten.

Der Marktbeſuch iſt eine Gewohnheit und zugleich eine Zerſtreuung für die meiſten Coſtaricaner. Die Bauern, die ſonſt in Bezug auf Trank und Speiſe äußerſt einfach und enthaltſam leben, verſuchen an ſolchen Tagen doch ein Gläschen Gebranntes. Schnaps- und Liqueurſchenken ſind an den Sonnabenden voll von Beſuchern, und ſelbſt das Bier der deutſchen Kneipe, ein hier noch ſehr neumodiſches Getränk, fängt an zu ziehen. Auf dem Markt ſelbſt werden viele Näſchereien und Erfriſchungen verkauft: grobgebackenes Zuckerbrod in vielerlei Formen, Roſenſyrup, gezuckertes Reiswaſſer und ein anderes Lieblingsgetränke des Volkes, welches aus dem Saft des Zuckerrohrs gewonnen wird.

Gegen 11 Uhr Vormittags erreicht das Marktgetümmel ſeinen Höhepunkt. Um die Mittagsſtunde treten viele plumpe Ochſen-

[1] Fünf Cajuelas ſind gleich einem preußiſchen Metzen.

wagen und Maulthiertreiber bereits ihren Rückzug an, beſonders in der Regenzeit, wo ſie die Gewitter und die ſtarken Platzregen fürchten, welche in der Regel gegen 2 Uhr Nachmittags beginnen. Sobald die gethürmte Haufenwolke ſich am nördlichen Horizont zur Regenwolke geſtaltet und der erſte ferne Donner erdröhnt, brechen die Trucheros ihre Buden mit ihren Leinwanddächern ab. Wenn um 3 Uhr Nachmittags die hellen Blitze über das Thal hinzucken und der Regen in Strömen ſtürzt, iſt der ganze Marktplatz wie verödet.

Das holländiſche Monopol auf Java.

Von Dr. Huberwald.

Während die weſtindiſchen Colonien durch die Aufhebung des Sklavenhandels allmählich in Verfall gerathen, heben ſich in den holländiſchen Beſitzungen von Oſtindien von Jahr zu Jahr die Production und der Handel. Hier hat ſich die Regierung durch kluge Benützung alter Geſetze eine reichliche Quelle von Einkünften verſchafft, ohne der verhaßten Sklavenarbeit zu bedürfen. Man läßt den fruchtbaren, von acht Millionen Menſchen bewohnten Boden von Java durch die Eingebornen ausbeuten und dem Anſchein nach ſind die Javanen frei, in Wirklichkeit aber nichts weiter als geduldige Leibeigene, die ſich ſchweren Arbeiten unterziehen zum alleinigen Vortheil ihrer weißen Gebieter.

Erſt in unſerer induſtriöſen Zeit wurde dieſe profitable Ausbeutung der Arbeit durch den Grafen van den Boſch ausgeſonnen. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts ſah ſich die ſouveräne oſtindiſche Compagnie, erliegend unter einer ſtets anwachſenden Schuldenmaſſe, genöthigt, ihre reichen Beſitzungen an den Staat abzutreten. Um dieſe Zeit waren die Verwaltungskoſten der Colonien ſtets größer als die Einkünfte und wurden durch die bald folgenden Kriege noch erhöht. Die Engländer führten manche Verbeſſerungen ein, allein im Ganzen blieb alles beim Alten, und nach der Rückgabe an Holland im Jahre 1816 blieben die oſtindiſchen Colonien wie früher eine Quelle beträchtlicher Ausgaben für das Mutterland, trotz der Fruchtbarkeit des Bodens wurde wenig producirt und der Handel wollte ſich nicht heben. Verſchiedene Vorſchläge, die dieſem Uebelſtande abhelfen ſollten, wurden verworfen, bis endlich im Jahre 1830 König Wilhelm I auf einen Plan einging, der von dem Grafen van den Boſch, einem ausgezeichneten Staatsmann, entworfen war. Boſch ging mit ausgedehnten Vollmachten als General-Gouverneur nach Batavia und bewerkſtelligte mit Gewandtheit und Schnelligkeit die wichtigen Reformen, die er für die Verwaltung von Java vorgeſchlagen hatte.

Das neue Syſtem ſtützte ſich auf alte javaniſche Gebräuche (Adat) und fand darum nicht den geringſten Widerſtand: das bebaute Land auf Java zerfällt nämlich in eine große Anzahl von Landgütern (Tjatja's), und die Beſitzer dieſer Güter bilden den Adel des Landes. Ein jeder hat eine größere oder kleinere Anzahl von Bauern (Wuwong's),[1] die das Land für ihn bebauen und ihm zwei Fünftheile des Ertrags abliefern müſſen; der Tjatja-Beſitzer ſelbſt hat die Verpflichtung einen Theil ſeines Einkommens, gewöhnlich die Hälfte, an ſeinen Lehensherrn, den Sultan abzutreten, ſo daß alſo der letztere etwa den fünften Theil des ganzen Ertrags erhält. Statt dieſer Abgabe konnte der Lehensherr auch befehlen, daß der fünfte Theil des angebauten Feldes zur Cultur einer beliebigen Pflanze verwendet und der ganze Ertrag davon an ihn abgeliefert werde. Von dieſem Rechte hatten die indolenten Fürſten von Java nur wenig Gebrauch gemacht, und als die holländiſche Compagnie ein Reich nach dem andern unterwarf, war es ganz in Vergeſſenheit gerathen. Man erhob das geſetzliche Fünftheil des Ertrags der Ländereien als Abgabe, und da die Javanen faſt ausſchließlich Reis pflanzten, ſo war dieſe Landrente natürlich von wenig Werth.

Der Plan des neuen Gouverneurs beſtand darin, dieſen alten Gebrauch der Beſteuerung wieder einzuführen, und er erließ alſo einen Befehl, daß allenthalben auf Java der fünfte Theil des angebauten Landes mit Kaffee- oder Zuckerpflanzungen je nach der Beſchaffenheit des Bodens angelegt werden ſollte. Da dieſes Geſetz dem alten Adat, der auf Java immer heilig bewahrt wird, gemäß war, ſo fand es keinen Widerſtand. Um übrigens die Ausführung desſelben zu erleichtern und zu beſchleunigen, mußte man den Häuptern der Javanen, den ſogenannten Regenten, Intereſſe daran einzuflößen. Dieſe Regenten ſind vornehme Javanen, deren Vorfahren von den ehemaligen Fürſten als erſte Beamte in den einzelnen Diſtricten angeſtellt geweſen waren. Als ſolche hatten ſie die Verwaltung, Juſtiz und vorzüglich die Erhebung der Abgaben zu beſorgen, ſie führten verſchiedene Titel, als Tommongong, Adipatti ꝛc., ihre Würde war erblich und ſie genoſſen bei dem Volke faſt eben ſo hohes Anſehen als die Fürſten ſelbſt. Die holländiſche Regierung hatte dieſen Leuten unter dem Titel Regenten ihre Functionen gelaſſen, ſie bekamen einen bedeutenden Gehalt, ſtanden übrigens unter der Controle von holländiſchen Beamten. Dieſe Regenten üben einen unbedingten Einfluß auf das Volk, und van den Boſch übertrug ihnen klugerweiſe die Ausführung ſeines neuen Edicts. Sie ſollten in Verein mit den holländiſchen Beamten die paſſendſten Ländereien auswählen, die Zahl der Arbeiter beſtimmen und die Oberaufſicht über die Pflanzungen führen. Um ihnen den gehörigen Eifer einzuflößen, wurden dieſen Herrn beſtimmte Procente von dem Ertrag der Ernte zugeſichert, und ſo unterſtützten ſie mit aller Bereitwilligkeit den neuen Plan, der ihnen einen beträchtlichen Zuwachs ihres Einkommens verhieß.

Die guten Javanen gehorchten dem eigennützigen Befehl ihrer verehrten Häuptlinge, und bald erſtanden weitgedehnte Pflanzungen, durch deren werthvolle Producte die Magazine und Caſſen der Regierung ſich füllten. Man legte hauptſächlich Kaffee- und Zuckerpflanzungen an; erſtere wurden direct durch die Beamten und Re-

---

[1] Dieſe Bauern machen die Maſſe des Volkes aus, während die Zahl der Eigenthümer gering iſt. Sie ſind wahre Glebä Adſcripti und dürfen ihre Herren nicht verlaſſen. Ihre Kinder bleiben ſtets in demſelben abhängigen Verhältniß; geht die Tjatja an einen andern Eigenthümer über, ſo theilen auch die Bauern daſſelbe Loos.

genten dirigirt, die letztern durch Privatleute aus Holland. Durch einen Contract überläßt ihnen die Regierung das nöthige Land, macht Vorschüsse für Anlage und Einrichtung der Zuckerfabriken, und stellt die nöthigen Arbeiter zur Verfügung des Pflanzers. Hingegen ist dieser verbunden, seinen Zucker um einen bestimmten Preis an die Regierung abzuliefern. Für die arbeitenden Javanen ist das Verhältniß dasselbe, wie in den Kaffeepflanzungen; die Regierung macht übrigens bei den letztern größern Gewinn. Sämmtliche auf diese Weise gewonnene Producte wurden jedes Jahr von der Regierung nach Holland versendet, und zu Amsterdam und Rotterdam öffentlich versteigert. Der Gewinn, den diese Speculation abwirft, war schon in den ersten Jahren beträchtlich, und bald konnte man nicht nur die Ausgaben für die Colonien bestreiten, sondern auch noch einen jährlichen Ueberschuß nach Holland schicken.

Hier war inzwischen die belgische Revolution ausgebrochen, und die Finanzen geriethen bald in eine trostlose Verwirrung. Man nahm also die Schätze des tropischen Landes mit Begierde an und munterte die indischen Beamten auf, den vortheilhaften Kaffeebau noch mehr in Schwung zu bringen. Dieser Befehl wurde nur allzu bereitwillig auf Java befolgt, man wetteiferte in der Anlage von neuen Pflanzungen, die Ausfuhr und die Ueberschüsse erhoben sich mit jedem Jahre, und während die Ausfuhr von Java vor 1830 nicht mehr als 15 bis 18 Millionen Gulden werth war, stieg sie 1832 schon auf 24, im nächsten Jahre auf 28 Millionen, und so ging es fort bis jetzt, wo die jährliche Ausfuhr über 50 Millionen beträgt.

Diese fortwährende Vermehrung der Pflanzungen drückt die Javanen zu Boden und kann mit der Zeit zu traurigen Resultaten führen. Schon längst ist das ursprüngliche Gesetz von van den Bosch überschritten; man hat Plantagen angelegt in unbewohnten Gegenden und die Eingebornen von weit entlegenen Districten dahin getrieben, wo sie fern von ihren heimathlichen Dörfern für die fremden Gebieter arbeiten müssen. Der Reisbau hat bedeutend abgenommen, und wenn eine Ernte mißräth, so droht die schrecklichste Hungersnoth. Selbst in gewöhnlichen Jahren wird Reis von Sumatra und Bengalen eingeführt, und der Preis dieses unentbehrlichen Nahrungsmittels ist oft so hoch, daß ihn die armen Javanen kaum erschwingen können.

Als Entschädigung für den Kaffeebau sind die Landrenten vermindert, in manchen Residentien ganz aufgehoben, und die Javanen erhalten, so lange sie arbeiten, täglich 20 Cents (etwa 10 kr.); allein diese Entschädigung ist nicht hinreichend, um davon zu leben, und für die Bestellung ihrer eigenen Felder bleibt ihnen keine Zeit, da sie außer den Plantagenarbeiten auch noch unentgeldliche Frohndienste an den Chausseen, Wegen und Brücken verrichten, und den eingeernteten Kaffee nach den oft entfernten Magazinen transportiren müssen. Dieses Volk scheint zum Leiden bestimmt; unter ihren eigenen Herrschern wurden sie willkürlich beraubt und gebrandschatzt, jetzt stehen sie unter dem Schutz der Gesetze, allein sie werden von gesetzlichen Aufsehern zu übermäßiger Arbeit getrieben und leiden oft noch Mangel an den nothwendigsten Bedürfnissen des Lebens.

Mehrere einsichtsvolle coloniale Beamte haben in Broschüren und Zeitungen auf dieses Elend der Javanen aufmerksam gemacht, während andere bei den Generalstaaten auf Abhülfe drangen. Bis jetzt sind alle derartige Bestrebungen vergebens gewesen, man möchte wohl die Lasten der Javanen erleichtern, allein wie soll man die Lücke in dem ungeheuern Budget decken, wenn die Ueberschüsse von Java wegfallen? Verschiedene Vorschläge, die diesen beiden Zwecken entsprechen sollten, wurden von den Kammern als ungenügend verworfen, und die einzige wirksame Maaßregel, Aufhebung des Monopols der Handelsmaatschappy, wurde bis jetzt kaum berührt oder nur von weitem angedeutet. Diese Actien-Gesellschaft war von Wilhelm dem Ersten ins Leben gerufen worden, um die holländische Seefahrt zu heben; sie machte dabei schlechte Geschäfte, und erhielt darum noch 1830 das vortheilhafte Privilegium, sämmtliche Producte von Java nach Holland auszuführen und dort öffentlich zu versteigern. Für diese Dienste wird die Maatschappy von der Regierung übermäßig bezahlt, sie unterhält in Indien ein Heer von reich besoldeten Agenten, ihre Schiffe sind überflüssig bemannt und ausgerüstet, und trotz dieser in jeder Beziehung verschwenderischen Verwaltung erhalten die Actionäre jedes Jahr bedeutende Dividenden. Wenn man sich entschließen könnte dieses Monopol aufzuheben und die Producte auf Java schon zu versteigern, wie dieß seit einigen Jahren auf Sumatra mit dem besten Erfolg geschieht, so würde die Regierung viele Millionen ersparen, die jetzt in die Taschen der reichen Capitalisten fließen, und mit diesem Gelde könnte man das Loos der Javanen bedeutend erleichtern, ohne von den colonialen Ueberschüssen etwas zu verlieren. Allein die reichen Actionäre lassen sich ihr profitables Monopol nicht so leicht entreißen. Sie umhüllen ihre Speculation mit dem Nimbus der Vaterlandsliebe, und blenden den Uneingeweihten mit der Aufzählung der Vortheile, die das Mutterland durch sie gewinnt. Bei den hoch- und höchstmögenden Herren scheinen sie besonders viel zu gelten, von einer Aufhebung des Privilegiums wagt man da gar nicht zu sprechen, und von einem der ephemeren Ministerien des Jahres 1849 wußten sie wieder eine Verlängerung desselben auf 25 Jahre zu erschleichen. Es ist ein Unglück für die Javanen, daß man in Holland die wahre Lage der Sachen so wenig kennt, und sie werden noch manche Jahre, nicht nur für die Renten der Staatsschuld, sondern auch für die Vermehrung des Reichthums der Millionäre von Amsterdam sich plagen müssen.

Persien.

Das kaum mehr zu bezweifelnde Bündniß Persiens mit Rußland und das zuverlässig daraus entspringende Zerwürfniß mit England veranlassen uns auf die Geschichte und Verhältnisse dieses Landes einen kurzen Blick zu werfen, um einen Boden für die Beurtheilung der demnächst folgenden Ereignisse zu gewinnen. Das einst mächtige Iran, dessen Herrscher sich noch immer die „Zuflucht der Welt" schelten läßt, ist tief, sehr tief gesunken; selbst die Herrschaft

der Sophis und unter dieſen die Regierung des großen Abbas konnte nur in einzelnen Städten einen vorübergehenden Glanz erzeugen, der mit dem kurzlebigen Menſchen, der ihn hervorrief, bald auch wieder verſchwand. Geſellſchaftlich ſteht Perſien noch völlig im Mittelalter, nach unſern Begriffen und den Anforderungen der neuern Zeit darf man alſo Perſien nicht beurtheilen. Führten wir noch die Waffen des Mittelalters, ſo möchte Perſien immer noch als ein ziemlich wichtiger Staat gelten, aber die neuere Kriegskunſt macht geiſtige Mittel und wegen der großen Geldbedürfniſſe eine national-ökonomiſche Entwicklung nöthig, ſo daß Perſien ein verächtlicher Feind geworden iſt. Doch täuſche man ſich nicht: es iſt ein verächtlicher Feind zum Angriff, bei der Vertheidigung aber ſtreiten Land und Klima und ſelbſt die Verödung gegen den Fremden, der eindringen will, und da ſeine geographiſche Lage zwiſchen Indien und dem türkiſchen Reich ihm ſtets eine Bedeutung geben wird, ſo verdienen die innern Zuſtände eine Beachtung, ein ſo ſchmähliges Bild von Schwäche, Verſunkenheit, Verödung und Corruption uns auch die neuere Geſchichte darbietet.

Perſien hat ſeit der Eroberung durch die Araber ſich nur in ſehr kurzen Zwiſchenzeiten ſelbſt angehört. In den erſten Jahrhunderten war es an das Chalifat gekettet, allmählich machten ſich die einzelnen Provinzen unabhängiger, und es tauchte in demſelben wieder mehr perſiſches Leben auf. Die Schwäche des Chalifats und der Mongoleneinbruch verſchafften dann wieder den Turkomanen die Oberhand. Die Erhebung der Sophis kann man als eine Reaction des perſiſchen Lebens gegen die Turkomanenherrſchaft bezeichnen, in ähnlicher Weiſe, wie einſt die Erhebung der Saſaniden eine Reaction gegen das unter den rohen Arſaciden herrſchende fremde Weſen war. Zweihundert Jahre behaupteten ſich die Sophis, und mit ihrem Falle erhob ſich ein blutiger Deſpot, Nadir Schah, der aber zeigte, was Perſien unter einer kräftigen Fauſt immer noch ſeyn könne. Nach Nadir Schahs gewaltſamem Tode zerfiel das Reich: Afghaniſtan löste ſich als beſonderer Staat ganz ab, in Weſtperſien aber gewann merkwürdiger Weiſe ein Nationalperſer, Kerim-Chan eine Zeitlang die Oberhand. Er ſcheint ſelbſt gleichſam erſtaunt geweſen zu ſeyn, daß ein Nationalperſer eine ſolche Stellung erreichen könne, und nannte ſich ſelbſt niemals Schah, ſondern bloß „Wekil", Regent. Unter ſeinen ſchwächern Nachkommen wurden die Turkomanen des Nordens wieder Herr, und Aga Mohammed begründete die Kadſcharen-Dynaſtie, welcher die mehr als 40jährige Regierung ſeines Neffen Baba Chan, bekannter unter dem Namen Feth Ali Schah, jene Feſtigkeit gab, welche nur die lange Dauer und die Gewohnheit der Menſchen verleihen kann. Wäre Feth Ali Schah ein Mann von großem Geiſte geweſen, wie Nadir Schah oder auch nur wie ſein Oheim Aga Mohammed, der ihm durch Hinwegräumung aller möglichen Prätendenten den Weg zum Throne gebahnt, ſo hätte nicht nur Perſien einer neuen Epoche des Glanzes entgegengehen können, da das Heranrücken der Engländer von Südoſten, der Ruſſen von Norden und die Rivalität Frankreichs Perſien im Anfang dieſes Jahrhunderts zu einem höchſt geſuchten Bundesgenoſſen machte, ſondern auch eine neue Culturepoche hätte beginnen können.

Feth Ali Schah war nicht der Mann dieſe Stellung zu benützen. Er erbte die Reichthümer, welche ſein grauſamer, habſüchtiger Oheim Aga Mohammed aufgehäuft, ein großer Theil der Schätze Nadir Schahs, der bekanntlich Nordhinduſtan und den Pfauenthron von Delhi geplündert, war von Kerim Chan gerettet und geſpart worden. Feth Ali Schah vergeudete dieſe Schätze größtentheils im Innern ſeines Harems, wo er 600 Kebsweiber zählte, die ihm 75 Söhne, Schahzadehs (Königskinder), und mindeſtens eben ſo viel Töchter gebaren. Zu den Verſchwendungen des Harems kamen wiederholte Kriege mit den Ruſſen, in denen wichtige Provinzen, wie Schirwan, Georgien, Armenien kurz das ganze Land von Derbent bis zum Araxes verloren gingen. Wiederholte Aushebungen, koſtſpieliges Kriegsmaterial, Verſchleuderungen und Unterſchleiſe in allen Zweigen der Verwaltung, endlich die Verſchwendungen von 70 Prinzen, die ihrer königlichen Abſtammung nicht beſſer Ehre machen zu können glaubten, als wenn ſie die Befriedigung aller Launen eines üppigen Lebens verſchwenderiſch mit Gold lohnten, alles das mußte endlich den perſiſchen Schatz erſchöpfen. Das Volk merkte die Geldverlegenheiten ſeiner Fürſten an den ſteigenden Abgaben, an den Erpreſſungen jeder Art, der Pomp und Glanz des Hofs in Teheran ſchwand allmählich, während das Volk tief verarmte, wozu die Sitte Feth Ali Schahs ſeine Söhne zu Provinzialgouverneuren zu ernennen nicht wenig beitrug, denn dieſe hauſten nicht nur unbarmherzig in den ihnen untergebenen Provinzen, ſondern hatten natürlich auch mehr Mittel ſich im Amte zu behaupten, als ſie einem mit der königlichen Familie nicht verwandten Privatmanne zugeſtanden wären; indeß ſind dennoch die Beiſpiele nicht ſelten, daß ſie, wenn allzu bedeutende Klagen bei ihrem Vater einliefen, dieſen durch reichliche Geſchenke geradezu beſtachen, und ſich ſo in ihren Stellen hielten. Eine Schilderung der Zeit kurz vor dem Tode Feth Ali Schahs, vom Staatsrath Tornau [1] gibt einen Einblick in dieſe Verhältniſſe und z. B. die Nachricht, daß nicht nur der ſtets in Teheran anweſende Sohn des alten Feth Ali Schah, Ali Mirza, der als Gouverneur der Stadt den Namen Zilli Sultan führte, und der bekannte Huſſein Ali Mirza, Firman Firmai oder Generalgouverneur von Fars, ſondern auch noch die Gouverneure von Kermanſchah und Mazanderan Thronanſprüche erhoben und die Erhebung des Enkels Feth Ali's, Mohammed, auf den Thron nicht zugeben wollten, ſondern ſchon bei Lebzeiten ihres Vaters keinen Tribut mehr ſchickten und Truppen aushoben. Dieß hatte zwei Folgen: erſtens mußten dieſe Provinzialgouverneure, um ſich in ihren eigenen Provinzen ſicher zu ſtellen, die dortigen einflußreichen Leute, namentlich die Häupter der Iliyats oder Wanderſtämme möglichſt ſchonen, und zweitens ſah ſich Mohammed, als er mit Hülfe der Ruſſen und Engländer zum Throne gelangt war, genöthigt, alle die Schahzadehs, ſeine Oheime, von ihren Poſten zu entfernen. Der Schritt war nicht wohl zu vermeiden, aber jetzt verſinken dieſe Schahzadehs immer mehr in Noth und Elend und ſind für den König, wie für das Land, eine ſchwere Laſt und Verlegenheit.

Man hatte mit um ſo größerer Sicherheit nach Feth Ali's Tode in Perſien einen Bürgerkrieg erwartet, als die öffentliche Meinung den Sohn Abbas Mirza's, Mohammed, als den ruſſiſchen, den Firman Firmai von Fars, Huſſein Ali Mirza, als den

[1] S. den Aufſatz: „Aus der neueſten Geſchichte Perſiens. Die Jahre 1833 bis 35." Vom Staatsrath von Tornau. Zeitſchrift der deutſchen morgenländiſchen Geſellſchaft. 1848 IV. und 1849. I. Heft.

engliſchen Throncandidaten bezeichnete. Es iſt noch jetzt ein Räthſel, wie England ſich von den Ruſſen bewegen laſſen konnte, deſſen Candidaten mit Officieren und ſelbſt mit Geld zu unterſtützen. Als Feth Ali ſtarb, bemächtigte ſich der in Teheran anweſende Zilli Sultan des Throns, aber Mohammed zog mit ſeinen geübten Truppen aus Aderbeidſchan herbei, ſchlug die zuſammengeraffte Schaar Zilli Sultans, und dieſer floh nach Bagdad, wo er noch jetzt von einer engliſchen Penſion lebt. Dieß iſt aber nicht der einzige perſiſche Prinz, den England in Reſerve hält. Der oben erwähnte Firman Firmai von Fars, Huſſein Ali Mirza, brach gleich nach erhaltener Todesnachricht von Schiras auf, unterſtützt von ſeinem leiblichen Bruder Haſſan Ali Mirza, dem es an Kriegstalent und Muth nicht fehlte. Aber die wenigen diſciplinirten Truppen Mohammed Schahs machten in einem Gefecht nicht weit von Iſfahan den Anſprüchen des Firman Firmai ein Ende; beide wurden gefangen genommen, und Haſſan Ali Mirza, den man am meiſten fürchtete, geblendet. Als die Truppen des Schah gegen Schiras heranzogen, flohen die Söhne Huſſein Ali Mirza's, und gingen ſpäter nach England, von wo ſie nach Meſopotamien zurückkehrten, und, — wenn wir nicht irren, — zu Kerbelah dem perſiſchen Wallfahrtsorte, ſich jetzt aufhalten.

Ob das irgend eine Folge haben kann, möchten wir ſehr bezweifeln, denn Feth Ali Schahs Syſtem, das die Ohnmacht ſeiner Söhne erklärt, erklärt auch die innere Zerrüttung des Landes zur Genüge. Tornau ſpricht ſich darüber in folgender Weiſe aus: „In der Verwaltung des Landes folgte Feth Ali Schah genau der Politik ſeines Onkels Aga Mohammed Chan, deren Hauptgrundſatz war, keinen mächtigen Vaſallen im Lande zu dulden. Die einzelnen Häuptlinge und Chane großer Nomadenſtämme oder ihre Söhne wurden vom Schah zu Hofe berufen, und alle ihre Schritte ängſtlich bewacht. Der geringſte Ungehorſam wurde für Rebellion angeſehen, und oft mit dem Tode beſtraft; der Nomadenſtamm wurde in einem ſolchen Falle unter mehrere Häuptlinge vertheilt, die leichter bewacht und zum Gehorſam gezwungen werden konnten. Zu Statthaltern der Provinzen ernannte Feth Ali Schah ſeine Söhne, welche dieſelben wie Arrendegüter oder gepachtete Grundſtücke anſahen, und ſo viel Geld erpreßten, als der Boden zu liefern vermochte. Einheimiſche Edelleute, die irgend einen Einfluß in der Provinz hätten ausüben können, wurden als Weſire oder Beglerbegs in fremde Provinzen geſandt, wo ſie dasſelbe Erpreſſungsſyſtem, wie die Prinzen, befolgten. Dieſe aber konnten in den Ländern, über welche ſie geſetzt waren, ihres Eigennutzes und ihrer ausſchweifenden laſterhaften Lebensweiſe wegen ſich keine ſtarke Partei erwerben. Wahre aufopfernde Anhänglichkeit an ſie wohnte in keinem Herzen; nur durch Geld verſchafften ſie ſich Anhänger, deren Treue dem Meiſtbietenden gehörte. Bei einer ſolchen Verderbniß in der ganzen Verwaltung hatte Feth Ali Schah für ſeine Ruhe nichts zu befürchten. Er wußte ſehr wohl, daß eine Empörung ſeiner Söhne nicht von langer Dauer ſeyn könnte, da ihre Macht auf einem zu unſichern Grunde erbaut war: auf der Ergebenheit und Treue ihrer Untergebenen. Um die Ruhe des Landes herzuſtellen und zu erhalten, war ihm kein Mittel zu ſchlecht, doch gab es unter dieſen auch ein gutes, das Feth Ali Schah oft gebraucht hat. Er trat nämlich in Verwandtſchaft mit einem gefürchteten Häuptling, vermählte entweder ſich ſelbſt oder einen ſeiner Söhne mit deſſen Tochter, und verſicherte ſich auf dieſe Weiſe der Anhänglichkeit des Chans, der dadurch freilich viel von ſeiner Popularität verlor, denn beim Volke war die Verwandtſchaft mit den Kadſcharen Grund genug zum Haſſe, den dieſer über ganz Perſien verbreitete Herrſcherſtamm durch ſeine Erpreſſungen, Ausſchweifungen und Unterdrückungen überall ſich zugezogen hatte.“ Hier iſt das Herrſchaftsſyſtem Feth Ali Schahs und ſeine Folge, entſchiedene Entfremdung des Volkes von der Kadſcharenherrſchaft, ſehr klar gezeichnet. Mit Kadſcharenprinzen wird alſo England nirgends viel ausrichten, Rußland aber erntet den Vortheil dieſes allgemeinen Haſſes gegen die Kadſcharenfamilie, die, ſelbſt von turkomaniſchem Stamm und im Norden durch die vielfach unter ruſſiſchem Einfluß ſtehenden Turkomanenſtämme gedrängt, von der großen Maſſe der Nation, den Perſern, gründlich gehaßt, ſich an eine fremde Macht, und zwar natürlicherweiſe an eine Landmacht anlehnen muß.

Man kann nicht umhin, die Folgerichtigkeit dieſes Benehmens anzuerkennen, und namentlich daraus einen Schluß auf die Wichtigkeit der ſüdlichen, von der turkomaniſchen Macht entfernten und rein perſiſch gebliebenen Provinzen zu ziehen, welche noch überdieß auch zu den reichern und fruchtbarern gehören. Der Generalgouverneur von Fars hatte ſchon vor dem Tode Feth Ali Schahs nicht nur mehrere Jahre keinen Tribut mehr gezahlt, ſondern ſich auch ſelbſt geradezu, wie wir oben erwähnt, als Naib Sultan (Thronfolger) erklärt, was nebſt dem ruſſiſchen, für Mohammed Mirza, den Sohn Abbas Mirza's, geltend gemachten Einfluß hauptſächlich dahin wirkte, daß der alte Schah ein Jahr vor ſeinem Tode Mohammed Mirza feierlich zu ſeinem Thronfolger einſetzte. Huſſein Ali Mirza, der Generalgouverneur von Fars, hatte auch entſchieden am meiſten Mittel, ſeine Anſprüche geltend zu machen, und hätte England irgend ernſtlich für ihn Partei genommen, wie man es in Perſien ſelbſt erwartete, ſo wäre höchſt wahrſcheinlich Mohammed Schah nicht auf den Thron gekommen. Huſſein Ali Mirza hatte, um ſich einigermaaßen ſicher zu ſtellen, die perſiſchen Nomadenſtämme des Südens ſchonen müſſen, und auf ſeinem unglücklichen Zuge gegen Mohammed Schah begleiteten ihn auch mehrere Tauſende derſelben; als der Zug durch die raſchen Märſche Sir H. Bethune's mißlungen war, kehrten ſie in ihre Heimath zurück. Die Kraft dieſer ſüdperſiſchen Stämme iſt ungeſchwächt, und alle Umſtände laſſen vermuthen, daß England ſich dort bedeutende Einverſtändniſſe geſichert hat, Einverſtändniſſe, die jedenfalls wirkſamer ſeyn werden, als die Perſonen von verhaßten oder mindeſtens mit großem Mißtrauen betrachtete Kadſcharenprinzen.

Das Regiment Aga Mohammed Chans, Feth Ali Schahs und Mohammed Schahs, welcher letztere im Jahr 1848 ſtarb und den Thron ſeinem 18jährigen Sohn Naſſireddin hinterließ, hat ſeine Früchte getragen. Das ſiebzig Jahre lang fortgeſetzte Syſtem, keinen bedeutenden Familieneinfluß aufkommen zu laſſen, hat die Sicherheit des Herrſchers gegen Aufſtände angeſehener Männer und Clanhäuptlinge verſtärkt, aber das Reich geſchwächt; der Haß gegen die Kadſcharen beſteht dennoch, er hat ſich nur in die tiefern Schichten zurückgezogen, und gibt ſich durch die ausgeſprochene Feindſchaft der ſüdlichen und nördlichen Truppen, d. h. der Turkomanen und eigentlichen Perſer, kund. Man hat durch Grauſamkeit, Verrath und Hinterliſt die großen Häuptlinge beſeitigt, aber an die Stelle der Localeinflüſſe hat man nicht die Kraft einer centraliſirten, regel-

mäßigen Verwaltung zu ſetzen gewußt, dazu fehlte es an Bildung und Wiſſen. So iſt das alte Syſtem der Provinzialhäuptlinge gebrochen, aber durch nichts haltbares erſetzt, und die Völkerſchaften vereinigen ſich jetzt im Haſſe gegen eine räuberiſche Regierung. Perſien zerfällt gegenwärtig in zehn große Provinzen: Aderbeidſchan, Irak Adſchemi, Fars, Lariſtan, Kirman, Irak Arabi, Jezd, Chorafan, Maſanderan und Ghilan. Die Bevölkerung welche man auf acht Millionen anſchlägt, iſt keineswegs homogen: fürs erſte zerfällt ſie in Anſäſſige, etwa zwei Drittheile, und in Nomaden, ein Drittheil; dann tritt die Stammesverſchiedenheit ein: Aderbeidſchan iſt jetzt großentheils von Turkomanen bevölkert, und es hat ſich ein aus Perſiſch und Türkiſch gemiſchter Dialekt ausgebildet; Irak Adſchemi, Kirman, Lariſtan und Fars ſind mit Ausnahme einiger Nomadenſtämme größtentheils von Perſern bewohnt; in Irak Arabi hauſen arabiſche Stämme, Jezd iſt perſiſch, aber zu iſolirt, um einen Einfluß auszuüben, Ghilan, Mazanderan und Chorafan ſind großentheils perſiſch, aber namentlich im letztern ſind Turkomanen-, Kurden- und Afghanen-Colonien, und Maſanderan und Chorafan den Einfällen der Turkomanen vielfach ausgeſetzt. Eine Verſchmelzung der verſchiedenen Provinzen des Reichs zu Einer Nation iſt unter dieſen Umſtänden ſo gut wie unmöglich und das Verwaltungsſyſtem ſo mangelhaft, daß partielle Aufſtände jeden Augenblick vorfallen, und auch ſchon wiederholt unter dem jungen Naſſireddin das Reich heimgeſucht haben.

Daß unter dieſen Verhältniſſen an eine unabhängige Haltung der perſiſchen Regierung zwiſchen ſich widerſtrebenden Einflüſſen nicht zu denken ſey, verſteht ſich von ſelbſt, und wie klar man ſchon vor Jahren dieſe Verhältniſſe erkannte, kann man aus folgender Stelle des Annuaire des deux Mondes (Jahrg. 1851/2) erkennen, deren Verfaſſer die Lage folgendermaaßen ſchildert: „In Perſien mehr als anderswo iſt es für einen Miniſter unmöglich ſich auf ſeinem Poſten zu erhalten. Abgeſehen von den innern Intriguen, die ihn unaufhörlich im Geheimen untergraben, und durch Beſtechung einer Königin Mutter oder einer Favoritin früh oder ſpät den Sieg davontragen, muß er auch noch jeden Tag gegen die widerſprechenden Forderungen Rußlands und Englands ankämpfen, er muß zu London und zu Petersburg ſich angenehm machen. Eine ſolche Aufgabe überſteigt freilich alle Kunſtgriffe auch der orientaliſchen Diplomatie. Der Großweſir kann nicht ewig die gleiche Wage halten zwiſchen den beiden Mächten, die ſich um ſeine Geſchmeidigkeit und ſeinen guten Willen ſtreiten. Sobald er für den einen oder andern Partei genommen hat, ſobald er das mindeſte Zeichen einer Bevorzugung ſich entſchlüpfen ließ, ſo hat er ſich einen mächtigen Feind geſchaffen, der nicht ruht, bis er geſtürzt iſt. Die ewige Rivalität Englands und Rußlands, das iſt die große Frage, die ſich an dem Hof von Teheran bewegt, die unter tauſend Formen, bei jeder Gelegenheit, mit einer Ausdauer und Gewandtheit auftritt, die eines größern Schauplatzes würdig wären. So entfernt auch von der Bewegung der europäiſchen Politik der Schauplatz iſt, auf dem die Cabinette von London und Petersburg ſich bekämpfen, ſo enthält er doch das Geheimniß der künftigen Schickſale Aſiens. Wird Aſien ruſſiſch oder engliſch ſeyn? Meiſter von Georgien und den andern kaukaſiſchen Provinzen wird Rußland immer weiter gegen Süden fortgeriſſen; es gehorcht den Inſtincten ſeiner überlieferten Politik, die es gegen Teheran, wie gegen Konſtantinopel treibt. England, das ſeine Fahnen an den Ufern des Indus und auf den Höhen des Himalaya aufgepflanzt hat, will nicht, daß eine europäiſche Macht durch ihre Nähe die Sicherheit ſeiner indiſchen Beſitzungen bedrohe. Das entgegenſtehende Intereſſe beider Mächte iſt klar bezeichnet; um es zu verſtehen, braucht man nur einen Blick auf die Karte zu werfen; Rußland iſt ſtets zur Offenſive bereit, England vertheidigt ſich, ſchützt vorerſt die Unabhängigkeit Perſiens, um es nachher deſto ſicherer zu beherrſchen, und der Hof von Teheran iſt der bewegliche Boden, auf dem dieſer unaufhörliche Kampf der Intereſſen und Einflüſſe ſtattfindet." So äußerte man ſich ſchon vor beinahe zwei Jahren, zu einer Zeit als noch von keiner Menſchikowiſchen Note die Rede war; ſo ſehr auch der Artikel von Aerger gefärbt iſt, daß alle Bemühungen Frankreichs dort einen Einfluß zu gewinnen nicht verfangen wollten, weil Frankreich in der That dort keine Intereſſen zu ſchützen hat, und ſo unwahrſcheinlich die ebendaſelbſt gelegentlich ausgeſprochene Beſchuldigung klingt, daß ſich England und Rußland im Jahr 1845 verbunden hätten, den franzöſiſchen Einfluß zu beſeitigen, ſo iſt die Schilderung im Ganzen doch vollkommen richtig.

Es iſt indeß ganz natürlich, daß ein Entſchluß der perſiſchen Regierung unter dieſen Umſtänden nie unabänderlich iſt, und ſo vernimmt man auch jetzt wieder, daß der engliſche Miniſter am Hofe noch nicht verzweifelt hat, die Wage wieder auf ſeine Seite zu ziehen. Wo nur geheime, oft ziemlich ſchmutzige Intriguen das Räderwerk ſind, da kann man freilich den Gang der Dinge nicht verfolgen, und die in den letzten Jahren vorgegangenen Wechſel laſſen ſich nur aus einigen öffentlichen Thatſachen ungefähr abnehmen. Nach den Ereigniſſen des Jahres 1848 ſank der ruſſiſche Einfluß in Teheran: man glaubte es in Europa genügend beſchäftigt. Um ſeinen Einfluß wieder zu erringen, ſoll Rußland den Miniſter Mirza Taghi Chan durch einen Militäraufſtand, der im März 1849 ausbrach, zu ſtürzen geſucht haben; die öffentliche Stimme gab wenigſtens den Aufſtand der ruſſiſchen Geſandtſchaft ſchuld, und das Volk ward mit Mühe abgehalten, die Ruſſen in Teheran ſammt und ſonders zu maſſacriren. Welche Stimmung auch am Hofe gegen die Ruſſen herrſchte, kann man aus dem Umſtand abnehmen, daß um dieſelbe Zeit mehrere entſchiedene Anhänger Rußlands, unter andern der Beglier Beg von Tebris, hingerichtet wurden. In den folgenden Jahren aber, als man in Perſien ſah, daß Rußland in Europa die Arme wieder frei habe, erhielt der ruſſiſche Einfluß die Oberhand, zum wenigſten weiß man, daß im J. 1851 auf Forderung des Fürſten Dolgoruki der Generalgouverneur der Provinz Maſanderan, ein Mitglied der königlichen Familie, abgeſetzt werden mußte; zugleich kam auch, da Jar Mohammed von Herat um dieſe Zeit ſtarb, ein neuer Zug gegen Herat aufs Tapet, doch ohne ſonderliche Folgen; die Schwäche der Regierung machte kräftige Anſtalten dazu unmöglich. Ob jetzt der Entſchluß Perſiens feſt ſteht, mit andern Worten, ob ſich Rußland durch Drehungen und Geſchenke die Perſer zur Genüge verbunden hat, das läßt ſich mit keiner Art von Gewißheit behaupten; nach neuern Nachrichten ſollte man vermuthen, daß abermals ein Umſchlag erfolgt iſt, und daß man die Kriegsrüſtungen gegen die Pforte und England zwar nicht eingeſtellt hat, aber ſo nachläſſig betreibt, daß von einem Erfolg nicht die Rede ſeyn kann. Eine beſtimmte Richtung wird erſt dann

in die Ereigniſſe kommen, wenn England im perſiſchen Golf und in Afghaniſtan unter eigenem Namen aufgetreten iſt.

Zum Schluſſe müſſen wir noch eines Umſtandes erwähnen, der vielleicht nicht ohne bedeutende politiſche Folgen bleibt: es ſind mehrfache religiöſe Bewegungen im Gange. Diejenige, welche am meiſten Aufſehen machte, iſt die Secte der Babis. Ihre Geſchichte ſo weit wir ſie kennen, [1] iſt folgende. Vor zehn Jahren trat im ſüdlichen Perſien ein Mann auf, welcher behauptete, er ſey zu den Menſchen geſandt, um ihnen das Thor zu Gott zu eröffnen, darum nannte er ſich „Bab", was im Arabiſchen „Thor" bedeutet. Er ſcheint eine gewiſſe gelehrte Bildung erhalten zu haben, denn er ſprach fertig arabiſch, und zwar, wie wir aus Wrights Mittheilungen ſchließen müſſen, rein arabiſch. Er verkündigte, alle Menſchen müßten ihm unterworfen ſeyn, und die Gewalt, die der Schah ausübe, ſey deßhalb eine unrechtmäßige. Man rief ihn nach der Hauptſtadt und verbannte ihn endlich an einen Ort in der Nähe der türkiſchen Gränze, d. h. man verſetzte ihn aus dem perſiſch redenden Theil des Landes in den türkiſch redenden, um ihn von ſeinen gefährlichen Verbindungen loszureißen. Indeß blieb er immer mit ſeinen Anhängern in ſchriftlicher Verbindung, dieſe mehrten ſich ſtark, ſo daß die Regierung endlich mit Gewalt gegen ſie einſchritt. In Folge deſſen glaubte man auch gegen das Haupt der Secte ſelbſt ſtrenger verfahren zu müſſen, man rief ihn nach Tebris, wo ein Mollah ihn ins Verhör nahm, und dann für einen Ketzer und Narren erklärte, worauf er öffentlich ausgepeitſcht und dann an ſeinen Verbannungsort zurückgebracht wurde. Allein die Execution half nichts, die Zahl der Babis mehrte ſich, und nun wurde „Bab" abermals nach Tebris geführt und dort erſchoſſen. Darüber brach in Zengan, einer Stadt auf dem Wege von Tebris nach Teheran, ein Aufruhr aus, mehrere Bataillone mußten gegen den von 8000 Menſchen bewohnten und von einem fanatiſchen zur Secte der Babis bekehrten Mollah vertheidigten Ort geſchickt werden, den man erſt nach ſieben Monaten einnahm; alles was ſich widerſetzte, wurde niedergeſchoſſen; dieß ereignete ſich im Sommer des J. 1850. Seit dieſer Zeit iſt aber die Secte nicht untergegangen, ſondern ſie hat, um die Hinrichtung ihres Oberhaupts zu rächen, Mordanſchläge gegen den Schah geſchmiedet, der bekanntlich auf der Jagd von ihnen überfallen und verwundet wurde. Die Folge dieſer That waren die ſchauderhaften Hinrichtungen, die in Europa ein wahres Entſetzen erregten. Allem Anſchein nach iſt die Secte nicht todt, ſondern beſteht im Stillen fort.

Ob man die Bewegungen der Geiſtlichkeit damit in Verbindung bringen darf, iſt ſehr ungewiß, zuverläſſig aber, daß dieſe gleichfalls nicht ſonderlich mit der Kadſcharenherrſchaft einverſtanden iſt. Bekanntlich mußte ſchon vor 6 oder 7 Jahren Mohammed Schah, Naſſireddins Verfahrer, einen Zug nach Iſfahan unternehmen, um die Gewaltherrſchaft, die dort der Muſchtehid, d. h. das Oberhaupt der ſchiitiſchen Geiſtlichkeit, durch die Luti's, einen Haufen Taugenichtſe und Räuber, über die Stadt ausübte, ein Ende zu machen. [2] Der Muſchtehid beugte ſich, aber die Sache war damit keineswegs zu Ende, vielmehr hat Mohammed Schah ſeinen Sohn Naſſireddin ein ſchlimmes Erbtheil hinterlaſſen. Im Sommer 1850 wurde der Scheich el Islam von Aderbeidſchan verhaftet und nach Teheran geführt; kurze Zeit darauf meldeten einige Nachrichten, es ſey eine umfaſſende Verſchwörung gegen den Schah angezettelt, aber entdeckt worden, an der Spitze ſehen die einflußreichſten Geiſtlichen geſtanden, und zahlreiche Verhaftungen in Teheran und in andern Städten erfolgt; der Zweck der Verſchwörung ſey geweſen, den Schah zu entthronen, und „einen Nachfolger Alis", d. h. einen ächten perſiſchen Schiiten auf den Thron zu ſetzen. Bei unſerer mangelhaften Kenntniß der innern Zuſtände Perſiens läßt ſich aus ſolchen Angaben kein ſicherer Schluß ziehen, aber ſo viel ſcheint ſicher, daß manche Kräfte im Werke ſind, welche die Kadſcharenherrſchaft untergraben. Dann iſt jedenfalls ein Kampf zwiſchen den perſiſchen und turkomaniſchen Stämmen unvermeidlich, und in einem ſolchen Kampf muß England eben ſo gewiß auf Seite der perſiſchen Stämme ſtehen, als Rußland auf Seite der turkomaniſchen ſtehen wird. Ein Bruch des allgemeinen Friedens zieht alſo auch in Aſien die weitgreifendſten Zerrüttungen nach ſich, während, wenn die Aſiaten ſich ſelbſt überlaſſen blieben, die Entwicklung ſich viele Jahre hinziehen kann.

[1] Immer noch die Hauptmittheilung iſt die des Miſſionärs Wright in der Zeitſchrift der deutſchen morgenl. Geſellſchaft 1851. III.

[2] Schon Feth Ali Schah mußte auf ſeiner letzten Reiſe nach Iſfahan gegen das Geſindel einſchreiten laſſen, und im J. 1845 mehrten ſich die Klagen dermaßen, daß Mohammed Schah einen völligen Kriegszug gegen dieſe Lutis unternahm.

Das Gefängnißweſen in den Vereinigten Staaten Nordamerika's.

Federzeichnung von E. Silas.

Justitiae partes sunt, non violare homines; Verecundiae, non offendere. [1]
Cicero.

Viel iſt ſchon herüber und hinüber geſagt worden über das Gefängnißweſen der Vereinigten Staaten Nordamerika's, wo man die Einzelnhaft erfand und dieſelbe neben dem Schweigſyſtem anwendete; wird man in Deutſchland noch einige Worte von Jemand vernehmen wollen, der es ſich zur ernſtlichen Aufgabe ſtellte, die Wirkungen dieſer „Büßungen", wie man ſich halb und halb bemäntelnd ausdrückt, ſo genau als möglich zu prüfen? Man iſt ja ſchon mehrfach zur Nachahmung geſchritten und kann hinlänglich eigene Erfahrungen gemacht haben, weßhalb es unter Umſtänden ſehr zweifelhaft erſcheint: ob eine mißfällige Stimme noch Aufnahme und Anklang finden werde. Indeſſen gehört der Gegenſtand jedenfalls zu den hochwichtigſten Seiten der vergleichenden Ethnologie, weßhalb die Leſer dieſes Blattes wohl geneigt ſeyn dürften, ſich erlangte Reſultate vortragen zu laſſen.

[1] Gerechtigkeit lehrt, die Menſchen nicht verletzen, Scham, ſie nicht beleidigen.

Im Allgemeinen kann und darf nicht verkannt werden, daß jedenfalls in den Vereinigten Staaten ein großes Experiment zur Belehrung der übrigen Menſchheit zur Durchführung gebracht wird, indem daſelbſt die Bevormundung ſogar bei der Jugend bis zu einem ſehr hohen Grade in Wegfall kömmt. Dem Kinde wird faſt durchgehends und in allem der eigene, freie Wille gelaſſen, ſowohl im elterlichen Hauſe als in den Schulen und im übrigen Leben. Träten nicht verſchiedene, beſonders auch von außen kommende Verwickelungen hinzu, ſo könnte endlich die berühmte Behauptung des alten Römers Antonin: „der Menſch iſt von Natur wohlwollend", zu einer Entſcheidung hier zu Lande gebracht worden. Davon muß man jedoch unter obwaltenden Umſtänden billigerweiſe abſehen, und wenn nicht zu läugnen iſt, daß die Willkür, in welcher die hieſige Jugend aufwächſt, mehr als zu viele Individuen erzeugt, von denen die Geſellſchaft offenbar ſtark beläſtigt wird, ſo ſteht doch immer noch unumſtößlich feſt: es komme die Beläſtigung keineswegs allein aus den jungen Menſchen ſelbſt. Der Geſellſchaft im Allgemeinen, in ihrer Unvollkommenheit, müſſen offenbar viele von der Jugend herrührende Beläſtigungen ganz oder theilweis auf die Rechnung geſtellt werden, weil jugendliche Nachahmungsſucht dabei nicht außer Acht gelaſſen werden darf, ſoll Billigkeit in der Beurtheilung obwalten. Meiner Anſicht nach dürfte unter obwaltenden Verhältniſſen jedenfalls mehr und ſorgſamere Erziehung, mehr Zügelung der Jugend in ihrer Willkür zu empfehlen ſeyn, und hierbei ein Unterlaſſungsfehler der Geſellſchaft vorliegen. Denn die allgemein ausgeſprochene Behauptung: nur auf dieſe Weiſe ließen ſich freiheitsliebende Menſchen heranbilden, und nur ſo vermeide man den Fehler der Europäer durch ſtrenge Erziehung in die Jugend den Hang zur Knechtſchaft und Knechtung zu pflanzen, erſcheint mir durchaus nicht ſtichhaltig. Plautus traf gewiß das allein Erſprießliche, wenn er ſagte:

> Modus omnibus in rebus, est optimum habitu;
> Nimia omnia nimium exhibent negotium ex se. [1]

Unter allen Umſtänden ſteht hier zu Lande feſt: Individuen, welche in Verfolgung ihrer Willkür von Jugend auf nicht gehemmt werden, ſollten ſpäter mit um rückſichtsvollerer Nachſicht behandelt werden.

Die Beläſtigungen der hieſigen Geſellſchaft durch einzelne Individuen rühren aber nicht bloß von Eingebornen her, ſondern mehrfach auch von Eingewanderten, und man wird demnach veranlaßt, die Geſellſchaft in deren Gefängnißweſen oder Bußverfahren nicht allzuſtreng zu beurtheilen.

Die Billigkeit geſteht der hieſigen Bevölkerung gewiß gern die Befugniß zu: Mitglieder, deren Thun und Treiben als ſchädlich und gemeingefährlich angenommen wird, durch Gefangenſetzung zur Beſinnung und Beſſerung hinzuleiten. Ich zweifle, daß es unter Menſchen dahin kommen werde, hiervon abzuſehen; ja es kömmt mir vor, als entfernten wir uns je länger je mehr von einem früher zur Regel gemachten Maaßhalten. Denn unſre germaniſchen Vorfahren ſtellten bekanntlich ganz in Abrede, daß einer des andern Richter ſeyn könne und räumten der Geſellſchaft nur die Befugniß zur Befreiung von Individuen ein, welche als gemeinſchädlich angeſehen wurden, wogegen das Recht andere zu richten und zu ſtrafen in der Neuzeit immer mehr und mehr in Anſpruch genommen erſcheint. Daß aber die Amerikaner [2] vom inhumanen Fehler der Strafſucht ganz beſonders behaftet ſind, drängt ſich jedem Beobachter derſelben ſehr bald auf, und man entdeckt die Haupturſache in ihrer Bekennerſchaft des alten Teſtamentes, deſſen Verfaſſer ſich nicht bis zur Höhe eines geläuterten Humanismus erhoben hatten. Ebenſo augenfällig iſt eine gewiſſe rohe Sorgloſigkeit in Betreff des Gefängnißweſens, neben kokettem Beſtreben: die Strafluſt hinter heuchleriſchem Vorgeben — nur auf Buße oder Beſſerung auszugehen — zu verſtecken.

Zugeſtanden von allen, die mit dem hieſigen Lande nur etwas genauer bekannt ſind, iſt New-York der civiliſirteſte Platz in demſelben. Das Unterſuchungsgefängniß für Zeugen und Angeklagte ſind die berüchtigten „Halls of Juſtice", denen die New-Yorker den ſehr bezeichnenden Spitznamen „Tombs" (Grabgewölbe) beigelegt haben und wohinein auch auf kurze Zeit zur Strafe Verurtheilte geſperrt werden. An einem andern Orte bin ich näher auf das Bauliche dieſer auf Sumpfboden errichteten Gerechtigkeitshalle eingegangen. Hier möge — zur Sache gehörend — noch bemerkt ſeyn, daß Spazierhöfe ganz darin fehlen und in den nur acht Fuß breiten Mittelgängen iſt die Luft ſtets äußerſt unrein. Nur die im untern Stockwerke befindlichen Gefangenenzellen ſind geräumig, während dieſelben nach oben immer enger und enger werden. Ventilation findet höchſt unvollkommen ſtatt, ebenſo Erwärmung, und die engſten, niedrigſten Zellen ſind faſt allzeit mit je zwei Gefangenen beſetzt, während unten die Menſchen zu ſechs beiſammen ſtecken. Kurz der Name „Tombs" iſt äußerſt treffend gewählt! Und in dieſe ſcheußlichen Höhlen kommen ſchlimmſten Falls Perſonen, die bloß leichter Vergehen halber eingeſperrt werden; beſſern Falls aber Leute, denen nicht einmal Vergehen beſtimmt nachgewieſen ſind; beſten Falls jedoch Zeugen, die außer Stande waren, Bürgſchaft für ihr Erſcheinen vor Gericht zur erforderlichen Zeit zu leiſten. Wer alſo das Unglück hat, als Zeuge aufgefordert worden zu ſeyn, unbemittelt iſt und keine bemittelten Bürgen zu ſtellen vermag, kann unter Umſtänden drei Monate lang an dieſem abſcheulichen Orte, im Lande ſogenannter Freiheit, mit allerlei unliebſamer Geſellſchaft zuſammengethan ſitzen, um ſeine Geſundheit untergraben zu laſſen. Hierher wurde erſt kürzlich einer meiner Bekannten, ein Deutſcher von angeſehenſter Familie über Nacht geſperrt, weil er des Abends unwohl auf der Straße wurde, und ein alberner, brutaler Polizeibeamter ihn für betrunken hielt, weil ihm die deutſche Sprache ganz fremd war, obſchon der fünfte Theil von hieſiger Bevölkerung ſo redet. In St. Petersburg, unter der ſogenannten Knutenherrſchaft, werden für die deutſche Bevölkerung, obſchon ſie nur etwa den fünfzehnten Theil der Geſammteinwohner bildet, immer eine entſprechende Anzahl Deutſchredender angeſtellt, während die hier herrſchende, engliſch redende Mehrheit eine ſo billige Rückſicht nicht kennt. Ohne den raſchen Beiſtand eines angeſehenen Landsmannes würde

[1] Maaßhalten in allen Dingen iſt das beſte; das Uebermäßige macht auch übermäßige Mühe.

[2] Ich brauche dieſen Namen zur Bezeichnung der Bewohner der Vereinigten Staaten Nordamerika's nur der Kürze wegen, nicht eben weil ſie ſich ſelbſt in anmaaßender Ueberhebung ausſchließlich alſo nennen. A. d. V.

mein Bekannter lange haben die unsaubern „Tombs" bewohnen müssen, weil er angeklagt war, den Weisungen des Polizeimannes nicht sofortige Folge gegeben zu haben.

Diese verrufenen „Halls of Justice" gehören nun aber zu den anerkannt besten Untersuchungsgefängnissen der Vereinigten Staaten Nordamerika's! —

Ich habe in meinem Umgangskreise hier in New-York mehrfach mein Befremden über ein solches Gefängniß ausgesprochen und stets nur leere Ausflüchte machen hören. Man weiß, daß ich die Feder führe und darum sagt man mir nicht geradezu, was andern gesagt wird: „anständige Leute werden nicht dorthin gebracht und fürs Gesindel ist die Einrichtung noch viel zu gut, zumal für das eingewanderte." Das heißt nun in deutlicher Umschreibung: „wer Yankee ist, weiß Bescheid, ist gekannt und kommt nicht in den Fall, zumal wenn er Geld hat, und hat er keins, so ist er ein Lump und es geschieht ihm Recht, wie dem irish and dutch people, oder dem nigger. Irische, Deutsche, die alberner Weise dutch genannt werden, und Neger, sieht man zusammen als einen Klumpen der Bevölkerung an, kaum gut genug, um von den Angloamerikanern ausgebeutet zu werden und als Humus für diese modernen „Lieblingskinder Jehovahs" zu dienen. Kein Unterrichteter wird mir darin Unrecht geben.

Hätten die Amerikaner humane Neigungen, dann würden längst angemessenere Gefangenenanstalten hergestellt worden seyn, da es hierzu eben nur des Ausspruches der Mehrheit bedürfte. In die Enge getrieben, pflegt man allgemein in den Vereinigten Staaten als Hauptentschuldigung obwaltender Barbareien der erwähnten Art anzuführen, daß seither die erste Nation der Welt, welche allein würdig erscheine frei zu seyn, mit Ueberwindung des Materiellen noch zu viel zu schaffen gehabt hätte. Allein unsre deutschen Vorfahren hatten zur Zeit, als sie daran festhielten, daß Niemand seines Bruders Richter seyn könne, noch weit mehr mit dem Materiellen zu ringen; es muß demnach die Ursache der Erscheinung durchaus in einer Verhärtung der Gemüther gesucht werden. Das alte Hebräervolk zeigte dieselbe Inhumanität, denselben Barbarismus, den ich für eine Schattenseite des Nationalitätenhaders und des bornirten Nationalstolzes ansehe, genährt noch durch die Anbetung des goldenen Kalbes!

Die Klage des Ennius über seine Zeitgenossen: „Lapides sunt corde multi, quos non miseret neminis,"[1] kann in Amerika aber zur vollen Anwendung gebracht werden wegen der Bußgefängnisse (Penitentiaries), indem da nicht bei der harten Strafe des Einsperrens stehen geblieben wurde, sondern noch andere Grausamkeit hinzutrat. Man strafte über die Bestrafung hinaus, denn nicht nur daß die Gefangenen während der ersten vier bis sechs Wochen vollkommen unbeschäftigt in ihren einsamen Zellen blieben; man ließ viele bis vier Wochen in Zwangsstühlen sitzen, sperrte sie in ganz dunkle Zellen, und was der Unmenschlichkeiten mehr waren. Erst kürzlich wurden noch die wohlbegründetsten Anklagen über grausame, ganz gesetzwidrige Behandlung Gefangener in den New-Yorker Staatsgefängnissen von dem Gouverneur Hunt — (nicht Hund, wie mehrfach angeführt ist) — in angemessenster Form gebracht. Die betreffenden Beamten wurden indessen nicht entfernt, sie blieben nach wie vor im Amte, und es hieß nur im Gouverneursbescheide: „es würden wohl künftig die Beamten sich solcher Dinge nicht mehr schuldig machen!" Man vermuthet, daß die wegen ihrer Grausamkeiten gegen arme Gefangene angeklagten Personen bei der Wahl Hunts zum Gouverneur sich besonders thätig gezeigt hätten und deßhalb der Gerechtigkeit Hohn gesprochen werde. Ich weiß nicht bestimmt, ob das so der Fall ist, indeß ähnlich sieht es dem hiesigen Treiben durchaus!

Besonders gereicht das sogenannte Schweigsystem den Amerikanern zur Schande, weil der Geiz dasselbe dictirte und aufrecht erhielt. Die Gefangenen werden zu angestrengter Arbeit in Gemeinschaft gezwungen, und es wird ihnen dabei die Marter des Schweigens auferlegt. Vergebens haben Menschenfreunde länger als 25 Jahre mit warmen Herzen ihre Stimmen dagegen erhoben, indem sie die ungeheuren, fast unglaublichen Uebel, welche dieser Gefängnißscandal unläugbar hervorrief, zur Sprache brachten; Geiz und Rachsucht behielten die Oberhand bei versteinerten Herzen und leichtsinniger Selbstsucht.

Wenn der Humanist sich entschließt, menschlicher Unvollkommenheit Zugeständnisse zu machen, so kann derselbe doch nicht weiter gehen, als bis zur Berechtigung der Gesellschaft: sich zu schützen und Straffällige zu bessern, indem sie dahin geleitet werden, fortan den Neigungen der Gesellschaft gemäß zu leben. Eine Befugniß, die Gesundheit oder das Leben der Straffälligen anzugreifen und zu zerstören, kann nicht zugestanden werden. Als grausame Bornirtheit erscheint es aber, Straffällige durch üble Behandlung zur nachfolgenden Belastung der Gesellschaft hinzuführen.

Es liegen gegenwärtig hinlänglich begründete statistische und andere Belege vor, um eine Untersuchung darüber anzustellen, wie weit das seither angewendete Straf- oder Bußverfahren Dienste geleistet. Diesen Belegen zufolge starben durchschnittlich in Philadelphia zwischen dem Alter von 15 und 60 Jahren außerhalb des Gefängnisses bei gleicher Menschenzahl 147 Personen, wenn innerhalb desselben 289 Todesfälle vorkamen. Noch ungünstiger ergab sich das Verhältniß bei den Schwarzen; denn während im Gefängniß zu Philadelphia die Todesfälle 7.77 waren, kamen außerhalb unter diesem Theile der Bevölkerung nur 2.89 vor. Die successive Tödtung vieler Gefangener in dem Philadelphier Bußgefängniß erscheint außer allen Zweifel gestellt, und die Ursache muß im Absonderungssystem gesucht werden, da unter ziemlich gleichen Verhältnissen im Gefängniß von Charlestown bei Boston, wo gemeinschaftliche Arbeit eingeführt ist, nur 119 Weiße starben, während in der Stadt 128 Todesfälle vorkamen unter gleicher Menschenzahl. Die größere Sterblichkeit am erstgenannten Orte muß um so sicherer auf Rechnung des Trennungssystems gesetzt werden, als die Schwarzen — zu längerer Haft durchschnittlich verurtheilt — auch am meisten Sterbefälle lieferten.

Während eines Zeitraums von zehn Jahren wurden im Philadelphier Bußgefängniß 109 Gefangene wahnsinnig, wobei sich das Verhältniß zwischen Schwarzen und Weißen gleich blieb. Das gibt durchschnittlich auf 1000 Köpfe 26.20, während außerhalb des Gefängnisses nur ein Wahnsinnsfall auf das Tausend der Bevölkerung zu rechnen ist. Das System hat demnach eine Mehrzahl von 25.20 gegen 1 zum Wahnsinn gebracht. Im Gefängniß von Char-

[1] Steine statt der Herzen haben viele, die Niemands Noth bewegt.

lestown wurde dagegen nicht mehr als 1 von 1474 wahnſinnig, welches Verhältniß auch ungefähr außerhalb desſelben ſtattfand.

Was nun die Einwirkung der Einzelhaft auf eine Mehrzahl der Gefangenen anbetrifft, ſo hat die Erfahrung bewieſen, daß alle, die über ein Jahr im Philadelphier Gefängniß eingeſperrt waren, eine „kindiſche“ Einfalt an den Tag legten. Hier zeigt ſich demnach in der Hauptwirkung allerdings ein natürliches Reſultat, und eine Geſellſchaft, die wirklich viel Kindiſches zur Schau trägt, könnte damit gewiſſermaaßen befriedigt erſcheinen, wenn nicht eben in den überzahlreichen Sterbe- und Wahnſinnsfällen zu viel hartherziger Barbarismus bei ſo chriſtkirchlich ſeynwollenden Leuten hervorträte.

Das Geſchrei über derartige Gefängnißreſultate hallte im menſchenleeren Raum von ganz Amerika wieder; dennoch verſtand man nur aus einem Extrem ins andere zu verfallen, indem das Schweigſyſtem bei gemeinſchaftlicher Arbeit in andern Gefängniſſen zur Anwendung kam, und nun eifrige Verfechter von zwei Seiten gegen einander loszogen, den erbärmlichſten Hülſen- oder Schalenſtreit führend, während in beiden Fällen dabei die armen Gefangenen das „kindiſche“ Verfahren zu erdulden hatten. Wenn auch bei Anwendung des Schweigſyſtems nicht ſo viele ſtarben oder verrückt wurden, blieben das Kindiſchmachen und Kindiſchwerden neben andern Uebeln als heilloſe Reſultate zurück. Onanie zerrüttete die Geſundheit einer Menge nicht nur, ſondern dieſe pflanzte dieß ohnehin ſchon arg verbreitete Laſter nach ihrer Entlaſſung in verſtärktem Maaße fort, und das unvermeidliche perſönliche Bekanntwerden der Gefangenen unter einander zog überdem ſpäter viele üble Folgen für die Geſellſchaft nach ſich, ſo daß dieſelbe ohne Ausübung vieler Grauſamkeiten, d. h. ohne Anwendung des ganzen Bußapparates kaum übler daran geweſen ſeyn dürfte, als mit demſelben.

Was man zur Verbeſſerung des Gefängnißweſens angeführt hat, will ich hier nicht wiederholen, es beſteht zumeiſt nur in Palliativen. Die Radicalmittel, beſſere Erziehung, beſſere Geſellſchaftseinrichtungen, liebevollere Behandlung und vor allem Geduld, ſcheinen mehr unter das Capitel über fromme Wünſche gezählt zu werden, und gewiß mit vielem Rechte. So lange im allgemeinen hier die altteſtamentariſche Lebensauffaſſung verfolgt wird mit ihrer grobkörnigen Selbſtſucht, geſpickt obendrein mit heuchleriſchem Phariſäismus, werden die Majoritäten nicht dahin zu bringen ſeyn, ein humaneres und weiſeres Verfahren in der angegebenen Richtung einzuſchlagen, und wenn Humanitätsprediger nur als unpraktiſche Faſeler verlacht und verſpottet, nicht aber getheert, gefedert und erſchlagen werden, ſo muß dieß hier ſchon als großer Zeitfortſchritt gelten, dem das derbe Auftreten direct nicht zuſagt. Die kraftvolle Rohheit, das mit Zweckenſtiefeln auftretende Laſter wird vom verfeinerten Barbarismus auch hier zu Lande aus der Geſellſchaft verbannt; kaum daß Judge Lynch — wie man das Lynchverfahren ſcherzhaft perſonificirend nennt — noch hie und da gelegentlich einmal das Rauhe herauskehrt. Wer aber die Sache des Humanismus ſchärfer im Auge hält und das Thatſächliche vom Schein zu unterſcheiden weiß, der ſieht ein, daß die ſich ſtark brüſtenden Amerikaner überall ſehr viel taube Nüſſe knacken. Die Leutchen ſind wie ihre Meubeln aus rohem Holze maſchinenmäßig-uniform zugeſchnitten und dann mit gleißendem Lack überpinſelt. Von ſolider Politur im Sinne der alten Welt nur ſelten einzelne Spuren!

Schweden.

Die öffentliche Aufmerkſamkeit hat ſich, namentlich ſeit der Thronrede, womit der jetzige Reichstag eröffnet wurde, mehr mit dieſem Lande beſchäftigt, und die bekannt gewordene Neutralitätserklärung für vorkommende Fälle iſt Gegenſtand zahlreicher Commentarien geworden. Das Wichtigſte davon iſt jedenfalls die officielle Erklärung, daß der Stand der öffentlichen Angelegenheiten Europa's einen ſolchen Schritt nothwendig mache. In England tröſtet man ſich, wenigſtens die Journale, daß die öffentliche Meinung in Schweden und Dänemark den Ruſſen abgeneigt ſey, und glaubt, damit ſey die Sache ſo ziemlich entſchieden; ob man in unterrichtetern Kreiſen eben ſo denkt, iſt eine andere Frage, die wir füglich unbeantwortet laſſen können. Die officielle Neutralitätserklärung geht dahin, daß man den beiden kriegführenden Mächten die Häfen, mit Ausnahme einiger Kriegshäfen, öffnen, jedoch keine Priſen aufnehmen werde, und daß ſich die Flotten in dieſen Häfen mit ihren Bedürfniſſen, Kriegsvorräthe abgerechnet, verſehen könnten. Wenn es damit abgemacht wäre, ſo könnte man ſich beruhigen; aber wer ſteht dafür, ob die kriegführenden Mächte ſich mit den ihnen ſolchergeſtalt eingeräumten Rechten begnügen? Und wenn nicht, wenn nun der eine ſich damit nicht begnügt, ſo wird der andere daraus ein Recht ableiten, ſeinerſeits die durch ſolche officielle Neutralitätserklärung gezogenen Gränzen zu überſchreiten. Haben die ſcandinaviſchen Mächte, die jetzt ihre Kriegsſchiffe in Stand ſetzen, die Macht ſolchen Eingriffen Widerſtand zu leiſten? Die Antwort wird wohl jeder gleich von vornherein mit Nein geben, alſo wird wohl oder übel Partei ergriffen werden müſſen, ſo ſchwer auch die Wahl werden mag; denn daß die Regierungen ſich mit der öffentlichen Meinung in Scandinavien in einen ſchneidenden Widerſpruch ſetzen, ſobald ſie ſich für Rußland erklären, leidet keinen Zweifel; wollten ſie ſich aber mit England verbünden, ſo ſind weitere innere Veränderungen im Zuſtande dieſer Länder nöthig, Veränderungen, zu denen man ſich ſeit einer Reihe von Jahren noch nicht hat entſchließen wollen. Was Dänemark betrifft, ſo hat die Vornirtheit der Eiderdänen und die Kurzſichtigkeit Englands die Regierung faſt mit Gewalt auf die ruſſiſche Seite getrieben, und die Erklärung, daß die Regierung eine Geſammtverfaſſung im däniſchen Reiche einführen könne, ohne das Landesthing zu fragen, iſt ſachlich begründet, ſo viel Einwendungen auch von der conſtitutionellen Seite zu machen ſeyn möchten. Man *kann* den Eiderdänen in *ihrer* Beherrſchungsweiſe der ſüdlichen Hälfte des Königreichs nicht folgen, man *will* die gerechten Anſprüche der Herzogthümer nicht befriedigen; da bleibt dann freilich nichts übrig, als eine ſelbſteigene Entſcheidung zu fällen, und zwiſchen Scylla und Charybdis durchzuſteuern, auf die Gefahr hin es mit beiden gründlich zu verderben. Die Sache hat aber für Deutſchland noch eine andere Bedeutung: Holſtein iſt Bundesland, und wenn die Regierung Partei für Rußland ergreifen will oder muß, ſoll ſich Deutſchland dadurch aus ſeiner nothwendigen und ſo lange wie immer möglich aufrecht zu erhaltenden Neutralität herausreißen laſſen? Dabei bleibt der Fall, daß Deutſchland möglicherweiſe einen andern Gang geht als Dänemark noch völlig ausgeſchloſſen. Die unſeligen Folgen der von allen Seiten in Bezug auf die ſchleswig-holſteiniſche Sache eingehaltenen Politik, die ſchließlich niemand als

Rußland zu gut kommen kann, wie ſich aus der bevorſtehenden oder vielleicht bereits eingetretenen Miniſterveränderung in Dänemark kundgibt, treten alſo jetzt ans Tageslicht, und wir brauchen gar nicht mehr näher darauf einzugehen.

Die Sache iſt aber auch für Schweden von höchſter Bedeutung. Ueber die öffentliche Stimmung des Volks in dieſem Lande gegen Rußland kann kein Zweifel ſeyn, und die Regierung würde dieſer Stimmung geradezu ins Geſicht ſchlagen, wenn ſie nicht ihre Neutralität erklärte mit dem Rückgedanken, ſich gegen Rußland auszuſprechen, ſobald ſie Partei ergreifen muß. Die Bitterkeit, mit welcher Aeußerungen von Blättern commentirt werden, die als halb officiell betrachtet ſind und ſich Rußland günſtig ausſprechen, zeigt die Richtung des öffentlichen Geiſtes zur Genüge, wenn ſie nicht außerdem bekannt wäre; aber die Regierung kommt, namentlich wenn Dänemark ſich mehr und mehr zu Rußland neigt, in eine furchtbare Verlegenheit, und die Spaltung im Innern muß im Verlauf der Dinge zum Ausbruch kommen. Man erkennt dieſe Verlegenheit bereits an den Beſtrebungen die Reichstagsmitglieder zu gewinnen. Ein jugendliches Mitglied der königlichen Familie hat eine nicht unbedeutende Zahl der Mitglieder des Bauern- und Bürgerſtandes zu ſich beſchieden, und ſie für die Anſichten der Regierung zu gewinnen geſucht. Die Abſicht mochte gut ſeyn, aber das Verfahren war jedenfalls nicht ſonderlich zweckmäßig, und hat ſehr bittere Bemerkungen hervorgerufen, in denen man den jungen Fürſten erinnerte, „daß das ſchwediſche Volk ein Recht habe, über ſein eigenes Schickſal ſelbſt zu verfügen“, und worin man zu verſtehen gab, daß ſeine Familie durch Wahl auf den Thron gekommen ſey, und denſelben auch wieder verlieren könne. Es iſt dieß ein deutlicher Fingerzeig, wie hoch das Mißtrauen bereits geſtiegen iſt, und wenn gleich vorerſt wenige in dieſen Ton einſtimmen mögen, ſo iſt es doch augenſcheinlich, daß ſich in Schweden ſeit der Thronbeſteigung des Königs Oskar die Stimmung ſehr zu ſeinem Nachtheil geändert hat.

Man hat in Deuſchland allzu wenig Specialkenntniß von ſchwediſchen Zuſtänden, man kennt kaum die Namen von Perſonen, um welche ſich mehrre politiſche Ereigniſſe und Fragen drehen; wir dürfen daher nicht auf Einzelnheiten eingehen, ſondern müſſen uns an allgemeine Schilderungen halten, denen es an analogiſchen Verhältniſſen in Deutſchland ſelbſt keineswegs fehlt. Wie bei uns die alten Stände durch Herunterkommen des Adels und durch Hofeinfluß ihre Bedeutung verloren haben, ſo geht es jetzt mehr und mehr in Schweden. Noch geraume Zeit nach dem J. 1809 war der in Kriegs- und Friedensämtern erfahrene Adel auf dem Reichstag bedeutend, er hatte noch den ererbten alten Unabhängigkeitsſinn, und ſeine Oppoſition blieb geraume Zeit gar nicht ohne Wirkung, darum war auch noch das Ritterhaus geachteter, jetzt aber iſt dieß bedeutend anders geworden. Daß der Adel durch die Aufhebung des Vorrechts, wonach ſeine Güter als Frälſe (freie) den Familien nicht genommen werden konnten, daß durch die Beſchränkung der Fideicommiſſe viele Familien herunterkamen, iſt ganz wahr; ebenſo daß von den ehemaligen 3000 adeligen Familien nur noch 1200 beſtehen und nur noch 150 ihre Reichthümer behalten haben. Alles das iſt auch in andern Ländern vor ſich gegangen, und 150 begüterte Familien wären mit Zuziehung der hohen Beamten des Staats und der Kirche noch immer im Stande den Adel in Schweden zu repräſentiren. Darin liegt alſo der Fehler nicht, ſondern in dem Selbſtrepräſentationsrecht des Adels, das einer Menge gänzlich abhängiger Leute in das Ritterhaus führt, und es möglich macht durch dieſes den Reichstag zu beherrſchen und die Beſchlüſſe anderer Stände zu vernichten. Es hat ſich aus dem Adel und dem höhern Bürgerſtand ein zahlreicher, für das arme Schweden zu zahlreicher Beamtenſtand gebildet, der mit bureaukratiſchem Geiſte wohl genährt, aber auch, wie vielfach der deutſche Beamtenſtand, durch erworbene Kenntniſſe und eine in der Uebung der Geſchäfte gewonnene ehrenwerthe Unabhängigkeit ſich auszeichnet. Noch vor wenigen Jahren fanden die Häupter dieſes Beamtenſtandes in ihrer Stellung im Ritterhaus die Mittel zwar manche von unten herauf dringende Wünſche und Begehren zurückzuweiſen, aber auch ihren auf lange Erfahrung gegründeten Anſichten von Verwaltung und Regierung Geltung zu verſchaffen. Wir haben in Deutſchland ſelbſt zu manche ehrenwerthe Beweiſe von Thätigkeit ſolcher Männer, als daß man die Bedeutung einer ſolchen Partei auf dem ſchwediſchen Reichstag und zwar im erſten Stande, im Ritterhaus, verkennen könnte.

Was man der Regierung König Oscars namentlich zum Vorwurf macht, iſt eines Theils die Schwäche, mit der er ſeine anfänglichen Reformplane nach und nach fallen ließ, andern Theils das herrſchende Syſtem, allen Widerſpruch, jede feſte Oppoſition im Ritterhaus zu vernichten; ſelbſt die Oppoſition der eigentlichen Repräſentanten der hohen Beamtenwelt iſt jetzt verſtummt, und zwar wie man geradezu ſagt, durch den Einfluß des „jungen“ Hofs. Der Vorwurf greift tiefer als man gewöhnlich glaubt: denn er ſchließt nichts geringeres ein, als daß der Hof und ſeine Einflüſſe eine unbeſchränkte Gewalt anſtreben, und die Nationalvertretung zu einer Chimäre machen wollen. Indem auch die Oppoſition, welche bisher noch im begüterten Adel ſich kundgab, ſowie die der höhern Beamten fortdauernd gebrochen wird, fallen alle moraliſchen Schranken hinweg und der Hof wird ein Werkzeug, möglicher Weiſe in fremder Hand. Man ſieht leicht, wohin der Vorwurf zielt; diejenigen, welche ſich bis jetzt aus Grundſatz einer radicalen Veränderung der Dinge in Schweden widerſetzt haben, werden zum Schweigen verdammt, weil ſie weder den Hof noch die Grundſätze der radicalen Oppoſition vertheidigen wollen, ſie können nichts thun, als ſich in die Dunkelheit zurückziehen; es bleibt alſo nur die radicale Oppoſition und die Sprache dieſer letztern, welche vor einigen Jahren, als man an die Aufrichtigkeit der Reformbeſtrebungen König Oscars glaubte, ſehr mild geworden war, zeigt durch ihre jetzige Heftigkeit ganz deutlich — und ſpricht es auch geradezu aus — daß ſie an die Aufrichtigkeit des Königs nicht mehr glaubt. Man hebt ſelbſt die Regierung Carl Johannes heraus, die zwar ſehr conſervativ geweſen ſey, bei deren Maaßregeln man aber doch immer gewußt habe, wo man daran g:weſen, und die ihre Reformmaaßregeln nicht hinterrücks habe vereiteln laſſen. Das iſt eine Sprache, welche auf eine bereits vorhandene ſehr tiefe Kluft deutet, eine Kluft, die ſich erſt ſeit einem Jahre ſo tief gegraben hat, denn erſt ſeit dieſer Zeit iſt die Sprache ſo ſchroff und bitter geworden.

Wenn die ſchwediſche Regierung mit oder ohne directe Schuld in ein ruſſiſches Bündniß hineingezogen wird, ſo kann man die Zufälle, die bei dem geringſten Umſchlag des Glücks daraus ſich entwickeln müſſen, ohne Mühe vorausſagen. Das iſt das Gefährliche an den jetzigen europäiſchen Zuſtänden, daß der Sieg des einen oder des andern Haupttheils die ernſteſten und gewaltigſten

Veränderungen im Innern der übrigen Staaten hervorrufen muß. Langſam im Laufe vieler Jahre hat ſich der Stoff des Haders angeſammelt, ſchnell und unerwartet kann der zündende Funke hineinfallen, und zu äußerem Krieg und Verlegenheit kommen innere Zerwürfniſſe aller Art. Auch in Schweden hat ſich der Zunder gehäuft, und glücklich noch, wenn nicht Mellins „Traum" von einer temporären Unterjochung durch Rußland zur Wirklichkeit wird.

Nachrichten aus Cayenne.

(Nachforſchung (exploration) welche auf Befehl der hohern Colonialverwaltung H. M. P. Lugarre, Einwohner von Cayenne, zum Behufe genauerer Kunde über die Bodenerzeugniſſe, zumal des Kautſchuk, vom 24 September 1852 bis 26 Januar 1853 im Thelle unter dem Winde des franzöſiſchen Guyana gemacht hat.)

Erſter Ausflug auf dem Maroni-Fluſſe.

Am 24 September 1852 fuhr ich raſch mit fünf Tapuyes, [1] (Kautſchuk-Arbeitern) auf meinem Boote ab; am 2 October darauf fuhr ich in den Mana-Fluß ein. Bei eintretender Ebbe kehrte ich ins Meer zurück, um 8 Uhr Abends ankerte ich an der Mündung des Maroni, dem Dorfe der Indier gegenüber, auf demſelben Punkte, wo ehemals ein franzöſiſcher Poſten ſich befunden.

Am 3ten ſetzte ich meine Reiſe bis zur zweiten holländiſchen Niederlaſſung (Etabliſſement) fort. Um 4 Uhr Abends als ich vor Anker lag, erhielt ich den Beſuch des Hrn. Montecattini, Grundbeſitzers in dieſer Niederlaſſung, wo ich auf ſeine Einladung ans Land ſtieg. Ich fand bei ihm die herzlichſte Gaſtfreundſchaft, nützliche Aufſchlüſſe und zwei Kähne, die ganz beſonders geeignet für meine Fahrten (recherches) waren. Hr. Montecattini, von Geburt ein Franzoſe, aber als Holländer nationaliſirt, lebt ſeit fünf Jahren auf dem linken Ufer des Maroni, und treibt mit den Boſch-Negern Handel mit Zimmer- und Schreinerholz; der größte Theil dieſes Holzes wird unter den Sauts [2] ausgebeutet, von wo aus die Verſendung leicht iſt.

Nachdem wir zwei Tage zur Reparatur unſerer Fahrzeuge verwendet, begann ich meine Nachforſchungen auf dem rechten Ufer, von der Mündung bis zum zweiten Saut, oberhalb des holländiſchen Poſtens Armina.

In den niedrigen Gegenden (terres basses), zwiſchen der Bucht (crique) Lamantine und den hochgelegenen Gegenden (terres hautes) fand ich Kautſchuk-Bäume, nicht familienweiſe, doch in hinreichend großer Anzahl, um einer Induſtrie zu genügen. Copahu-Bäume findet man in den hochgelegenen Gegenden, und unter dem zweiten Saut, auf bergigen Inſeln, findet man ſie familienweiſe. Dieſe Bäume ſind minder zahlreich in den Buchten, welche gegen die Mana hin ſich erſtrecken. Ihre Ufer ſind mit Zimmer- und Schreinerholz bedeckt, als Wacapu, Balata, St. Martin, Ceder, Angelique, Acajou, Grignon, Tarub (Stauba), ein Schiffsbauholz erſter Qualität zur Schiffsbekleidung vorzüglich geeignet.

Als ich der Bucht (crique), welche oberhalb dem Plateau Napoleon Bonaparte der Niederlaſſung des Hrn. Montecattini gegenüber ſich befindet, hinaufuhr, bemerkte ich mehrere Carbets [1] der Boſch-Neger und Wege, um das Holz fortzuziehen (pour le hallage des bois). Ich fuhr dieſe Bucht ſo weit als möglich hinauf, und ohne die Hinderniſſe die ſie auf einer gewiſſen Höhe unſchiffbar machen, würde ich ſie bis an ihre Quelle verfolgt haben, von wo aus ich in die Mana gelangt wäre.

Auf den kleinen Bergen findet man den Luca-Baum (Castanheiro Sapucaio), Canari-Macaque, deſſen Frucht ſehr ölig und von beſſerem Geſchmack iſt als derjenige welcher aus Para kommt, allein die Einſammlung derſelben bietet manche Schwierigkeiten.

Ich durchzog das ganze holländiſche Ufer, das mit Ausnahme der Buchten ſo fruchtbar als das franzöſiſche iſt. Ich ſchlief vorher Nachts bei Boſch-Negern, die mich ſehr gut aufgenommen haben. Als ich jedoch bemerkte daß meine Gegenwart ihnen Beſorgniſſe einflößte, that ich mein möglichſtes um ſie zu beruhigen, indem ich ihnen begreiflich machte, daß die Franzoſen nie etwas Böſes gegen ſie im Schilde getragen und überdieß keine Sklaven mehr haben. Dieſe Neuigkeit und die kleinen Geſchenke, welche ich unter ſie vertheilte, machten ſie zutraulich, am Ende faſt läſtig.

Ich ließ an verſchiedenen Orten 50 Copahu-Bäume einſchneiden ohne irgend einen Erfolg; ein einziger jedoch gab eine Flaſche Balſam. Ich fragte meine Leute nach der Urſache der Erfolgloſigkeit; ſie antworteten mir, die Jahreszeit ſey nicht günſtig, man müßte in den Monaten März, April, Mai und Junius operiren.

Der Fluß Maroni iſt dem Amazonen-Fluſſe ſo ähnlich, daß meine Tapuyes ihn „die Tochter der Amazone" nannten. Die Durchſichtigkeit des Waſſers, die Reinheit der Luft die man einathmet, laden den Reiſenden ein hier auszuruhen, und er verläßt dieſe Ufer nur ungerne.

Es wäre zu wünſchen daß die Mana-Niederlaſſung (l'établissement de la Mana) an den Maroni verlegt würde, in jeder Beziehung der ſchönſte und reichſte aller Flüſſe des franzöſiſchen Guyana; alles gedeiht dort nach dem was ich geſehen und gehört

[1] Tapuyes heißt man die Eingebornen oder Indier, welche im nördlichen Para, nahe an dem Fluſſe der Amazonen und Oyapock, wohnen.

[2] Sauts nennt man jene Waſſerfälle, welche durch Felſenbarrikaden im Fluſſe entſtehen.

[1] Hölzerne Hütten, mit breiten Brettern bedeckt, deren Dächer bei weitem die Steine überragen, die ſie unterſtützen, um die Bewohner gegen Regen und Sonne zu ſchützen.

habe von Hrn. Montecattini, ehemaligem Pflanzer von Surinam, vortrefflich.

In den beiden holländiſchen Niederlaſſungen arbeiten Europäer in der Sonnenhitze, ohne deßwegen zu erkranken.

Ich habe bemerkt daß der Boden an der Quelle fruchtbarer als an der Mündung des Fluſſes iſt; man athmet dort ein unbeſchreibliches Wohlbehagen ein, welches die Abweſenheit der Inſecten, deren Stiche man nicht zu fürchten hat, noch vermehrt.

Das herrliche Land welches dieſer Fluß beſpült, ſollte von europäiſchen Armen ausgebeutet werden, denn es iſt berufen einſt eine große Rolle zu ſpielen.

Nach meinem Umzug ließ ich am 9 November ein Gehäge (sentier) öffnen, welches vermuthlich 30 Kautſchuk-Bäume einſchloß, die nahe genug an einander ſtanden, um eine Probe davon zu machen. Nachdem ich Einſchnitte gemacht und die Milch (Saft) vorbereitet hatte, in der auf der Amazonen-Inſel üblichen Weiſe, gelangte ich zur Gewißheit, daß ein Mann täglich 50—60 Bäume einſchneiden und ſechs bis ſieben Paar Schuhe, d. i. 3 Kilogr. Gummi elaſticum erlangen kann.

Am 9 November wollten meine Arbeiter, begierig in größerer Anzahl dieſe Bäume zu finden, den Maroni bis zu ſeiner Quelle hinauffahren und in die Flüſſe eindringen, welche mit dem Amazonenſtrom in Verbindung ſtehen. Zu dieſem Zweck begaben wir uns nach der Mana-Niederlaſſung, um uns mit Lebensmitteln zu verſehen, und den 12ten fuhren wir wieder in den Maroni ein.

Zweiter Ausflug in den Maroni, in Geſellſchaft des Hrn. Montecattini, der mir als Dolmetſcher gedient hat.

Am 17ten ſchlugen wir unſern Weg nach dem obern Maroni ein, wo die Boſchs (Neger) wohnen. Mein Reiſegefährte ſchiffte ſich in ſeiner Barke (Canot) mit ſechs Indianern des Fluſſes ein, und ich in dem meinigen mit meinen Tapuyes. Vom Beginn unſerer Fahrt wetteiferte unſere Mannſchaft in der Geſchwindigkeit, und meine Leute, wiewohl geringer an Zahl, trugen den Sieg davon. Wir übernachteten beim Indianer Cornelis; ich fand hier zwei indiſche Familien von Sinnamary, die mir ſagten, daß die Kautſchuk-Bäume, welche ſie unter dem Namen Taba-Taba kennen, an ihrem Fluſſe in größerer Anzahl ſich befinden als am Maroni, und einen großen Durchmeſſer haben.

Am 16ten ſetzten wir unſere Reiſe um 6 Uhr Morgens fort, und Abends übernachteten wir auf der kleinen Inſel Caſſaves de Patata Douces (ſüßer Patatakuchen).

Am 17ten gegen 8 Uhr Morgens kamen wir, nachdem wir den erſten Saut überſchritten hatten, an dem holländiſchen Poſten Armina an, wo wir anhielten um ihn zu durchziehen.

Derſelbe iſt ſeit ungefähr 15 Jahren verlaſſen. Man bemerkt noch einige Häuſertrümmer, Citronenhecken und einige Brodbäume; er liegt hoch und angenehm. Um 2 Uhr Nachmittag ſetzten wir unſere Reiſe fort, und begegneten mehreren Fiſchottern, welche den Fluß durchſchnitten. Unſere Leute machten vergebens Jagd auf ſie. Meine Mannſchaft verfolgte eine, und als ſie in ihre Nähe kam, ſtürzt ſich einer davon, Namens Antonio José, ins Waſſer, tauchte hinter dem Thiere unter, und erſchien einen Augenblick darauf ſeine Beute beim Schweife emporhaltend. Am 6ten karbetirten [1] wir für die Nacht.

Am 18ten brachten wir den Tag auf dieſem Punkte zu um Unterſuchungen anzuſtellen. Wir fanden Copahu-Bäume, Zimmerholz erſter Qualität und Farbenholz für Schreinerarbeiten in großer Menge. Wir machten, aber ohne Erfolg, Einſchnitte in einigen Copahus.

Am 19ten um 6 Uhr Morgens fuhren wir weiter, um zehn Uhr fanden wir den zweiten Saut, der nicht ſehr hoch iſt; der Fluß iſt überall ſchön, breit und mit Inſeln bedeckt. An beiden Ufern ziehen ſich ungeheure und dichte Wälder dahin. Um vier Uhr machten wir auf einer großen Inſel Halt, wo wir mehrere Negerhütten fanden. Wir durchſtreiften die Inſel, die voller Copahu-Bäume iſt, aber unſere häufigen Einſchnitte blieben alle ohne Ergebniß — ein Beweis, daß die Jahreszeit ungünſtig war. Nichtsdeſtoweniger fühlten wir auf der ganzen Inſel den Geruch des Copahu, welcher aus den Spalten der Bäume herausdringt.

Am 20ſten mit Anbruch des Tages, im Augenblick als wir unſere Reiſe fortſetzen wollten, bemerkten wir einen Kahn den Fluß hinabfahren, welcher eine Lanze am Schiffsvordertheil hatte; wir riefen ihm zu, und als er unſerem Ufer nahe war, erkannten wir den Grand-Mann (Großen Mann), Häuptling der Boſch-Neger. Als er landete, gingen wir ihm entgegen, er grüßte uns ſehr gnädig, indem er uns die Hand reichte. Eh' er ans Land ſtieg, zog er einen Kanonierüberreck (capote de canonier) mit Aufſchlägen am Kragen und Aermeln an, denn vor ſeiner Landung hat ihn nichts von den übrigen vier Negern, die gleich ihm in Kolimbe [1] waren, ausgezeichnet. Wenn er jedoch nach Surinam geht, legt er ſein Ordonnanzcoſtüm an, und der Statthalter empfängt ihn als den wirklichen Präſidenten der Boſch-Republik, die Holland allein anerkannt hat. Er iſt ein Mann von ſchönem Wuchs, 65 bis 70 Jahre alt, der weder ſchreiben noch leſen kann, aber in ſeinen Unterhaltungen viel Verſtand zeigt.

Wir brachten den Tag ſehr angenehm mit ihm zu, und unterhielten ihn ſo gut wir konnten. Zum Glück hatte ich noch etwas Wein und Liqueur, wovon ich ihm anbot. Er trank mehrmal auf meine Geſundheit und auf die des guten Paſtors von La Mana. Ich verlangte durch meinen Dolmetſcher allerlei Aufſchlüſſe über ſein Land und deſſen Producte; er antwortete mir ohne Zaudern und in einer mich ſehr befriedigenden Weiſe; ich ſprach ihm von Kautſchuk, deſſen Samen ich ihm zeigte. Er kannte ihn, ohne genau angeben zu können, wo er ihn geſehen hatte, allein er verſprach mir ihn aufſuchen zu laſſen.

Was die wahren Tucas [2] betrifft, womit in Para ſtarker Handel getrieben wird, findet man deren in den Bergen des Maroni, und bei den indiſchen Völkerſchaften findet man dieſe Bäume ſogar gruppenweiſe.

Wir zeigten dem Häuptling Steinchen die wir aus dem Fluſſe aufgeleſen, er lachte und fügte hinzu, er habe bei ſich zu Hauſe Steinchen der Art, die überdieß ſo rein wie das Waſſer des Fluſſes ſeyen, und verſprach bei ſeiner nächſten Reiſe Hrn. Montecattini welche mitzubringen.

Ich ſprach ihm von der Emancipation unſerer Neger, die ihm unbekannt zu ſeyn ſchien, von unſern Sitten und Gebräuchen, von den Vortheilen, welche für ihn und die Seinigen durch Anknüpfung von Geſchäften mit dem dem Maroni ſo nahe gelegenen La Mana erwachſen würden.

---

[1] Karbetiren (carbeter) iſt ein creoliſcher Ausdruck und heißt ſo viel als unter einer aus Zweigen und Blättern aufgeführten Hütte Obdach nehmen.

[1] Kolimbe iſt eine Art Schürze oder kleine Unterhoſe.

[2] Tuca iſt eine Art ſehr ſchmackafter Mandeln, die in England beſonders ſehr geſchätzt werden; die Engländer beziehen ſie aus Para, wo ihre Schiffe zweimal im Jahre weiche laden.

Er ſagte mir: „ich werde mit Vergnügen nach La Mana kommen, um den guten Paſtor zu ſehen und ihm für die Beweiſe des Wohlwollens zu danken, womit er mich beehrt, ſeitdem ich ihn kenne.“

Aus ſeiner Antwort und der Weiſe in der er ſich ausdrückte, erſah ich, daß Hr. Puech, Pfarrer von Mana, ſein Vertrauen gewonnen, und dieſer ihn bewegen könnte dem Lande vortheilhafte Bedingungen anzunehmen.

Aus der langen Unterhaltung die wir mit einander hatten, ward mir klar wie das Mißtrauen, welches die Franzoſen ihm einflößen, von der Angelegenheit von Oyapock, die ihm bekannt iſt, und von einigen Perſonen welche eine Concurrenz, die ſie übrigens nicht aushalten könnten, zu entfernen Intereſſe haben, herrühren.

Ich ſagte ihm: die Bonnis-Neger ſeyen in den Wohnſitzen von Oyapock bewaffnet und in feindlicher Weiſe erſchienen, daher man ſie mit Gewalt zurücktreiben mußte, darüber könnten ſie ſich nicht beklagen, und wir hätten nach dem Völkerrecht gehandelt. Was jedoch die Beſorgniſſe betrifft, die man über die Franzoſen einflößt, ſo ſey kein Grund dafür da, weil ſie keine Sklaven mehr haben, noch irgend jemanden unterdrücken wollen. Dieſe Aufklärung befriedigte ihn ſo ſehr, daß er nochmals meine Geſundheit ausbrachte. Man hatte ihm eingeredet die franzöſiſchen Kugeln erreichen ſelbſt Berge, durchbohrten ihr Ziel, und es gäbe kein Bollwerk gegen ſie.

Ich habe zu erwähnen vergeſſen daß Hr. Kappeler, holländiſcher Agent, beauftragt den Boſch-Negern Erlaubnißſcheine auszuſtellen, wenn ſie nach Sarmonne gehen, zugleich Holzhandel treibt.

Nachdem wir am 21ſten vom Grand-Mann Abſchied genommen und ihn vermocht hatten einige kleine Geſchenke von uns anzunehmen, ſetzten wir unſere Reiſe fort; am Abend karbetirten wir auf einer andern Inſel, um die Nacht daſelbſt zuzubringen. Am 23ſten verlaſſen wir dieſelbe, nachdem wir längs des Fluſſes bis zur Rothſand-Inſel, wo wir mehrere Karbets (Negerhütten) gefunden, unſere Forſchungen fortgeſetzt hatten. Dieſe Inſel iſt ſo ſchön gelegen, daß die Boſchs ſie zu ihrem Ruhepunkt (relache) gewählt haben, und hier ihre Lebensmittel aufnehmen, ſey es wenn ſie den Fluß auf-, ſey es wenn ſie ihn abwärts fahren. Es geſchieht ſelten, daß man nicht daſelbſt jemanden träfe; die ſüdliche Spitze iſt eine röthliche Sandbank, von der ſie den Namen führt. Man findet daſelbſt hübſche Steinchen, welche die Rolle von Edelſteinen (pierres fines) ſpielen könnten. Ich glaube daß, grübe man bis zu einer gewiſſen Tiefe nach, man Edelſteine fände, denn der Diamant ſtrebt in Folge ſeiner ſpecifiſchen Schwere nach unten.

Den 24ſten brachten wir mit Nachforſchungen auf der Inſel und den Bergen, welche in ihrer Nähe ſich befinden, zu, aber ohne Ergebniß. Am 25ſten verließ mich Hr. Montecattini um nach Hauſe zurückzukehren, und ließ mir Hrn. Toriqui als Dolmetſcher, mit dem ich meine Reiſe fortſetzte. Die Fahrt fing an ſchlecht zu werden; die Berge ſind höher, die Sauts rücken näher aneinander. Um 2 Uhr kamen wir bei einer Gruppe von Inſeln an, zwiſchen welchen wir einen Durchgang wählen mußten. Nachdem wir ohne Erfolg mehrere Paſſagen verſucht hatten, gingen wir auf einen großen Saut los. Allein aus der Höhe und Schnelligkeit des Waſſers urtheilten wir, daß es nicht derjenige ſeyn könne, durch welche die Boſchs gewöhnlich fahren — denn ſie ſind zu zweien in ihren Kähnen und ſelten mehr; wir warteten nun bis zum Morgen und hofften glücklicher zu ſeyn.

Am 26ſten bei Tagesanbruch begannen meine Leute von neuem einen Durchgang zu ſuchen, doch vergebens. Wir kehrten daher zum großen Saut zurück, und, nachdem wir unſere Effecten, die im Kahne ſich befinden, ausgeladen hatten, blieben zwei Mann darin um ihn zu lenken, und die andern blieben am Ufer um ihn zu bugſiren (remorquer). Als ſie aber an den Punkt, wo der Strom am reißendſten iſt, ankamen und ſich hinabgeriſſen fühlten, ließen ſie plötzlich, einen Nothſchrei ausſtoßend, am Saut los — und in einem Augenblick war der Kahn mit den beiden Männern im Abgrund verſchwunden; derjenige, welcher das Steuerruder lenkte, Antonio Calixto von Pavia, der erfahrenſte auf Reiſen dieſer Art, klammerte ſich an einem Felſen an, und kam mit einigen Ritzen (égratignures) davon; allein der, welcher am Vordertheil des Kahnes ſich befand, Zepherino mit Namen, ward vom Strome fortgeriſſen, und erſt nach einigen Augenblicken erſchien er wieder auf der Oberfläche ſchwimmend gleich einem Fiſche, bald nach rechts, bald links ausbeugend, um die Klippen, die ihn umgaben, zu vermeiden. Erſt als er an die Wirbel (remous) angekommen war, konnte er ohne Unfall eine Felſen-Inſel gewinnen. Während dieſer Zeit blieben wir alle bewegungslos in der größten Angſt; ſobald wir ihn aber gerettet ſahen, ſtießen wir ein Freudengeſchrei aus. Seine Cameraden warfen ſich freiwillig ins Waſſer um zu ihm zu gelangen. Nachdem ſie eine Weile lang ausgeruht hatten, ſprangen ſie alle wieder ins Waſſer um ſchwimmend den Kahn aufzuſuchen, den ſie erſt lange nachher und in ſehr ſchlechtem Zuſtande fanden. Sie beſſerten ihn ſchlecht und gerecht aus, und wir ſchlugen denſelben Weg nochmals ein, auf dem es, mit größerer Vorſicht, dießmal durchzukommen uns gelang. Nicht weit von da, auf einer Inſel lagerten wir uns, denn wir bedurften ſehr der Ruhe, ein Theil unſerer Lebensmittel war verloren gegangen.

Am 27ſten ſetzten wir unſere Fahrt fort, und da unſere Lebensmittel bald alle waren, mußten wir öfter auf die Jagd ausgehen als wir gewünſcht hatten. Die Fahrt wird immer beſchwerlicher in Folge der geringen Tiefe des Waſſers. Wir waren genöthigt nach dem Felſen zu gehen, um den Kahn zu erleichtern, welchen unſere Leute fortſchoben (poussaient). Dieſe Reiſen müſſen zur Zeit des hohen Waſſerſtandes unternommen werden, weil alsdann die Sauts leicht zu paſſiren ſind, und man den gefährlichſten durch Umfahrung der Inſeln, die ſo häufig in dieſem Fluſſe, ausweichen kann. Um 4 Uhr Abends gelangten wir an eine große Inſel wo wir Karbets fanden; da es noch nicht ſpät war, hatten wir Zeit genug die Felſenreihe zu unterſuchen, welche den Fluß durchſchneidet und deren Rauſchen uns einige Beſorgniſſe für den morgigen Tag einflößte.

Am 28ſten um 6 Uhr ſetzten wir unſern Weg fort, und um 8 Uhr hatten wir die Sauts paſſirt, und zwar viel leichter als wir Tags vorher geglaubt. Nach dieſen Sauts bemerkten wir die Mündung eines Fluſſes der von Oſten kam. Wir verfolgten den Maroni, welcher in ſüdlicher Richtung fließt. Um 9 Uhr kamen wir in einen Hafen, der auf dem rechten Ufer liegt und von welchem aus man ein Dorf ſieht. Zwei Weiber (Negerinnen) die wir in der Ferne wahrgenommen hatten, waren als wir uns näherten, verſchwunden, woraus wir ſchloſſen, daß ſie im Dorf uns als Feinde angekündigt haben. Wir beeilten uns daher unbewaffnet ans Land zu ſteigen und gingen ins Dorf, wo alle Welt verſammelt und mit Säbeln bewaffnet war. Da wir an ihren Gebärden bemerkt hatten, daß unſer plötzliches Erſcheinen ſie überraſcht, noch ehe ſie zu irgend einem Beſchluß gekommen waren, grüßten wir ſie, lachten hell auf und reichten

ihnen gleich alten Freunden die Hände. Unſere Weiſe ſchien ihnen ſo freundlich und aufrichtig, daß ſie zu uns herankamen, uns befühlten, die einen die Hand, die andern den Arm, ein Zeichen der Achtung, die ſie vor den Weißen noch bewahrt haben, und ihre Säbel verſchwanden wie durch einen Zauber

Unſer Dolmetſcher ſagte ihnen, daß wir keine Lebensmittel mehr hätten, und ihnen welche abkaufen wollten.

Der Hauptmann des Dorfes, nachdem er unſere Effecten in ſeine Wohnung hatte tragen laſſen, wo wir wohnten, und nachdem er uns mit Lebensmitteln verſehen hatte, ſagte zu uns: dieſes Dorf heißt Pulingudu (Empörer von 1804). Der Fluß den Ihr da unten geſehen habt, heißt Lava, an deſſen Ufern wohnen die Bonnes-Neger, drei Tagreiſen von der Mündung entſpringt er auf der Höhe des Oyapock, und der Fluß, dem Ihr gefolgt ſeyd, iſt der Maroni, den die Boſchs, unſere Herren, bewohnen.

Bald darauf ſagte er uns, er ſey verpflichtet zum Hauptmann des nächſten Dorfes der Boſchs (denen ſie Tribut zahlen) in einer Entfernung von vier Stunden zu gehen, um ihm von unſerer Anweſenheit Kenntniß zu geben, da er Tadel zu erwarten habe, weil er ohne Erlaubniß des Grand-Mannes in ſeinem Dorfe aufgenommen habe. Um Mittag ging er mit meinem Dolmetſcher ab. Während ihrer Abweſenheit ward ich von den Männern und Weibern mit Fragen beſtürmt, die alles wiſſen, alles was ich hatte, ſehen und betaſten wollten. Ich geſtehe, hätte ich nicht die Gewohnheit mit Wilden umzugehen gehabt, ich würde mich gefürchtet haben. Nichtsdeſtoweniger fühlte ich mich durch die Rückkehr des Hauptmanns und meines Dolmetſchers von einer großen Beklemmung befreit.

Letzterer erzählte mir, daß ſeine Gegenwart den Boſch-Hauptmann in Erſtaunen geſetzt, daß man ihn bei ſeiner Ankunft in ein Zimmer gebracht, das er nur beim Zurückreiſen verlaſſen habe; daß der Hauptmann die Aelteſten des Dorfes zur Berathung über unſer Schickſal einberufen, und ein Mitglied der Verſammlung ſich alſo geäußert: „der Hauptmann des Dorfes Pulingudu iſt des Verraths ſchuldig, weil er Fremden die Einkehr in ſein Dorf geſtattet hat, ohne Erlaubniß des Grand-Man. Dieſe Leute, ſetzte er hinzu, ſind nur zu dem Zweck gekommen, unſere Lage auszukundſchaften und unſerer Gold- und Silberminen ſich zu bemächtigen. Ihre Behauptungen ſind Lügen, ſie ſind Spionen, ausgeſandt uns eine Falle zu legen. Nachdem die Verſammlung bald darauf auseinander gegangen war, hatte man meinen Dolmetſcher in Freiheit geſetzt, und der Hauptmann des Boſch-Dorfs, nachdem er dem Hauptmann des Dorfes Pulingudu den Befehl gegeben uns morgen fortzuſchicken, iſt zu ihm gekommen ſich bei ihm zu entſchuldigen und ihm einen großen Vagura [1] mit Caſſava [2] zum Geſchenk zu machen. Nachdem ſie einige Zeit mit einander geplaudert und der Hauptmann und mein Dolmetſcher Abſchied genommen, hörten ſie Flintenſchüſſe; Mißtrauen iſt es was ſie ſo mit den Fremden umzugehen veranlaßt.

Den 29ſten brachten wir im Dorfe Pulingudu zu um Lebensmittel einzukaufen, damit wir den Fluß hinunter fahren könnten, da die Boſchs uns weiter hinaufzugehen verboten hatten.

Wir durchſtreiften das Dorf, das ſehr ſchön auf dem Plateau liegt und eine große Strecke Waldes beherrſcht. Es hat Frucht- und Kaffeebäume. Wir ſahen hier die vier Feldſtücke (Kanonen) welche dieſe Neger oder ihre Vorfahren 1804 einem holländiſchen Poſten, den ſie niedergemetzelt, abgenommen haben. Wir bemerkten auch zwei aus Lehm roh geformte Statuen in Hütten eingeſperrt, wovon die Eine eine dicke Negerin, die andere einen großen Neger vorſtellt, beide, wie ich glaube, Symbole ihrer Religion.

Gegen 4 Uhr des Abends hatten wir den Beſuch von vier ſchönen Bonnis-Negern, welche eine Sendung bei den Boſchs hatten. Nachdem wir ſie mit einigen Gläſern Liqueur bewirthet hatten, ſagte mir der eine von ihnen auf gut Creoliſch, wie es in Cayenne geſprochen wird, daß er dahin gehe. Ich fragte ihn wohin? in derſelben Sprache. Aber er ſchwieg und ließ mir durch meinen Dolmetſcher ſagen, daß er einen jüngern Bruder habe, der dieſe Sprache gut ſpreche. Ich ließ mehrere Fragen an ihn richten, worauf er alſo antwortete: „wir ſind zahlreicher als die Boſchs; es gibt Franzoſen unter uns. Wir haben viele Saſſaparilla und Tucas, aber wir ſind unglücklich, da wir nichts ohne Erlaubniß der Boſchs thun können.“

Ich erklärte ihm darauf daß die Franzoſen keine Sklaven mehr haben, und daß ſie den Maroni ohne Furcht hinabfahren und bei uns von ihren Herren ſich losmachen könnten. Als er mir die Geſchichte von Oyapock berührte, gab ich ihm dieſelbe Antwort, die ich dem Grand-Man gegeben hatte. Er war mit meinen Aufſchlüſſen ſo zufrieden, daß er meinen Dolmetſcher umarmte und ihm verſprach, er werde bald nach der Mündung des Maroni hinabfahren. Ich zeigte ihm Kautſchuk-Samen; er kannte ihn, und verſprach mir ihn aufzuſuchen und mir das Ergebniß ſeiner Nachforſchungen mitzutheilen. Die Pulingudu verſprachen es mir ebenfalls. Die Saſſaparilla findet ſich auch bei ihnen, allein ſie wollten uns nicht erlauben uns hievon perſönlich zu überzeugen, in der Furcht wir könnten deßwegen von ihren Herren, den Boſchs, mißhandelt werden, von denen ſie ſich übrigens bald losreißen werden.

Am Maroni und deſſen Verzweigungen wohnen ungefähr 15,000 Neger, die faſt gar nichts erzeugen und wovon die Hälfte den Boſchs zinsbar, ſelbſt ihre Sklaven ſind, als:

Im Dorfe Pulingudu ungefähr	200
Die Bonnis am Lava-Fluſſe ungefähr	5000
Am obern Saranna-Fluſſe und in einer Bucht welche mit dem Maroni in Verbindung ſteht und unterhalb des Dorfes Pulingudu, ungefähr .	3000
Die in 14 Dörfern oder Hauptmannſchaften am Maroni vertheilten Boſchs ungefähr . . .	7000
Zuſammen	15,200

Alle dieſe Neger wohnen im franzöſiſchen Guyana, mit Ausnahme derjenigen welche am Fluſſe Saranna und in der Bucht, welche im Maroni ausmündet, wohnen.

Da der Hauptmann des Dorfes Pulingudu mir geſagt hatte, daß er zwei Reiſen unter die indiſchen Völkerſchaften, welche jenſeits der Boſchs wohnen, gemacht, fragte ich ihn welche Reiſeroute er verfolgt.

Man muß zuvörderſt, ſagte er, die Erlaubniß des Grand-Man haben. Die ganze Reiſe hin und her dauert einen Monat. Hinter den Dörfern der Boſchs hat man noch vier bis fünf Tage Wegs um die Berge zu überſchreiten, deren Abhang gegenüber der Weg zu dem Fluſſe der Völkerſchaften führt, welche von dem Fluſſe Maroni, Surinam und Demerary ſich geflüchtet und wovon einige noch die urſprüngliche Sprache ihrer Länder reden. Wir holen bei ihnen Hängematten und Jagdhunde ſpaniſcher Race,

[1] Vagura iſt ein langer viereckiger Korb, deſſen Deckel über den Boden weit hinausgeht.

[2] Caſſava iſt ein kleiner, flacher Kuchen aus Couac bereitet, der ſelber aus Ueberbleibſeln von Manioswurzeln, die auf einem Trockeneiſen getrocknet werden, bereitet wird.

Dieſe Indier verſchaffen ſich ihrerſeits dieſen Gegenſtand an einem andern Fluſſe, an welchem indiſche Völkerſchaften wohnen, die nicht dieſelbe Sprache wie ſie reden. Weder ich noch einer der Meinigen ſind je bis zu dieſen Völkerſchaften gekommen. Die erſteren wollen es nicht und behalten dadurch das Monopol des Verkehrs zwiſchen uns und ihren Nachbarn. Alles was ich weiß, iſt daß ſie faſt alle Kähne aus Baumrinde haben, deren Bau höchſt ſinnreich iſt. (Dieſelben Bäume befinden ſich auch am Maroni).

Meine Tapuyes urtheilten aus der Erzählung dieſes Mannes, daß die Völkerſchaften von denen die Rede, nicht weit von dem Fluſſe der Trompeten (das Trompetas), deſſen Mündung bei Abuder, einer Stadt am linken Ufer des Amazonenfluſſes, ſich befindet.

Bei dieſer Gelegenheit will ich erwähnen, daß ich im Jahre 1846, auf einer Reiſe am obern Amazonenfluſſe, den Fluß der Trompeten zwei Tage lang hinaufgefahren, und daß ich dort erfahren, Hr. Adam von Bauyn ſey ebenfalls im Jahre 1832 oder 1833 mit Tapuyes dieſen Fluß hinaufgefahren, um nach Cayenne zu gelangen; da er jedoch das rechte Ufer ſtatt des linken beſtieg, gelangte er nach Demerary, nachdem er den Maroni verfehlt hatte.

Am 30ſten verließen wir die Pulinguduer, nachdem wir mehrere kleine Gegenſtände, die uns noch übrig geblieben waren, unter ſie vertheilt hatten; der Dorfhauptmann gab uns vier Mann zur Begleitung um uns den Weg durch die erſten Sauts zu zeigen. Als unſer Boot im Weiten war, feuerten wir mehrere Flintenſchüſſe als Zeichen unſerer Dankbarkeit ab, worauf ſie mit einem Freudengeſchrei antworteten.

Am 1 December kamen wir am Fuß eines hohen Berges an, an dem rechten Ufer des Fluſſes, wo wir die Nacht zubrachten. Am 2ten erklommen unſere Leute bei Tagesanbruch dieſen Berg. Auf dem Gipfel angekommen, kletterte einer von ihnen auf einen hohen Baum, von dem aus er noch bei weitem höhere Berge wahrnahm, an deren Fuße die beiden Flüſſe Lava und der obere Maroni ſich bildeten. Sie fanden Wacapou und Tarubes von außerordentlicher Dicke. Abends um 6 Uhr kehrten nur drei von ihnen zurück, der vierte hatte ſich verirrt. In der Nacht feuerten wir mehrere Flintenſchüſſe ab, aber umſonſt. Auch Tags darauf blieben unſere Nachforſchungen erfolglos. Erſt am dritten Tage fanden wir ihn faſt vor Hunger ſterbend wieder; dieſer Unfall und die Weigerung der Boſchs entmuthigten meine Leute, die in der Regel abergläubiſch ſind. Am 5ten waren unſere Lebensmittel faſt zu Ende, daher wir beinahe den ganzen Tag auf die Jagd ausgingen.

Am 6ten reiſten wir des Morgens weiter. Um 4 Uhr Abends, in der Nähe des Poſtens Armina, begegneten wir dem Grand-Man, der nach Hauſe zurückkehrte. Er ſchien minder gut geſtimmt für uns, denn er hatte durch eines ſeiner Boote, das einen Tag früher als wir den Fluß herabgefahren, gehört, daß wir ohne ſeine Erlaubniß in eines ſeiner Dörfer eingedrungen waren. Als er jedoch die Gründe die uns dazu gezwungen, erfahren hatte, war er wieder zufrieden und erinnerte mich an mein Verſprechen, ihm bei meiner Rückkehr von Cayenne einige Gegenſtände nach ſeinem Geſchmack zu bringen. Er gab uns beim Abſchied die Hand. Wir übernachteten auf einer Inſel, auf welcher es Carbets gab. Am 7ten fuhren wir den letzten Saut herab und übernachteten auf der kleinen Inſel der Caſſaves des Patates Douces.

Den 8ten brachten wir die Nacht bei dem indiſchen Hauptmann Cornelis zu, wegen des ſchlechten Wetters und der entgegendringenden Fluth. Wir erfuhren mit unſäglichem Vergnügen von den Indiern dieſes Dorfes, daß der Hr. Generalcommiſſär des franzöſiſchen Guyana während unſerer Reiſe in den Fluß gekommen war und das Plateau Bonaparte für eine Niederlaſſung bezeichnet habe. [1] Der Platz konnte nicht beſſer gewählt werden, ſowohl wegen der Berühmtheit ſeines Namens, als wegen der ſchönen Lage und Fruchtbarkeit des Bodens. An Flußwaſſer könnte man jedoch während des Sommers, zumal zur Zeit der ſtarken Fluthen, daſelbſt Mangel leiden.

Am 9ten kamen wir bei Hrn. Montecattini um 2 Uhr Nachmittags an. Am 10ten ſchickten wir uns zur Abreiſe an. Am 11ten reiſten wir mit der Morgenfluth und hielten an der Niederlaſſung Napoleon Bonaparte, wo mehrre Arbeiter bereits beſchäftigt waren Hütten (cases) aufzurichten. Um 6 Uhr Abends lichteten wir den Anker und um 11 Uhr warfen wir ihn an der Mündung der Bucht Lamantine.

Am 12ten am frühen Morgen fuhren wir wieder ab. Um 2 Uhr Nachmittags gewahrten wir das Dampfboot Oyapock an der Mündung des Manafluſſes. Um 6 Uhr warfen wir, einen Augenblick nach ihm, am Flecken Bourg Anker.

Am 13ten fuhren meine Leute den Mana bis zum erſten Saut hinauf, und kamen am 17ten alle fieberkrank zurück. Sie haben daſelbſt Kautſchuk-Bäume in ſo großer Anzahl und von größerem Durchmeſſer als am Maroni entdeckt, auch einige Saſſaparilla-Pflanzen. Dieſer Fluß iſt, nach der Meinung eines Tupuya, Namens Antonie Calixto de Paria, des tüchtigſten meiner Tupuyes, fruchtbar.

Am 19ten verließen wir die Mana, und am 24ſten, nachdem wir gegen Wind, Hagel und hohe Meereswellen vergebens gekämpft hatten, waren wir genöthigt nach der Mana zurückzuſteuern um unſere Segel auszubeſſern und uns mit Lebensmitteln zu verſehen. Meine Leute waren noch immer krank. Am 30ſten fuhren wir wieder ins Meer ein, und erſt am 11ten Januar 1853, konnten wir in den Fluß Cananoma einfahren, um Lebensmittel aufzunehmen.

Am 13ten, während wir bei den Einwohnern uns mit Lebensmitteln verſahen, fanden wir in der Bucht Kautſchuk-Samen, die wir ihnen zeigten. Sie kennen ſie unter dem Namen von Körnern (Palma Christi grand bois), und es gibt deren an den Flüſſen Cananoma und Iracubo. Ich kündigte ihnen an, daß ich vom Generalcommiſſär beauftragt ſey die Bäume aufzuſuchen welche ſolche Körner tragen, daß man ſie Kautſchuk nenne und daraus Schuhe und eine große Anzahl nützlicher Gegenſtände verfertige, daß die Entdeckung dieſer Bäume eine Quelle des Reichthums für die Gegenden unter dem Winde und für Guyana im allgemeinen würde.

Die Indianer dieſes Fluſſes kennen wohl dieſe Bäume, wiſſen aber nicht daß dieſelben zu etwas brauchbar ſind, ſie haben ihnen bisher keinen Werth beigelegt. Sie erſuchten mich den Fluß noch etwas über ihr Dorf hinaus zu befahren, wo wir mehrere Kautſchuk-Bäume fanden. Ich zeigte ihnen, wie man die Milch ausgieht. Sie verſprachen mir dieſe Bäume aufzuſuchen und dem Commandanten des Bezirks, ſobald ſie ſolche in einiger Anzahl gefunden haben, davon Anzeige zu machen. Sie baten mich auch künftigen Frühling zu ihnen zu kommen und ihnen die Bearbeitung des Gummi zu zeigen.

[1] Dieſer Plan wurde ſeitdem aufgegeben, und Hr. Fourichon, Nachfolger des famoſen Sarda Garriga von dem ſoviel die Rede, hat den Paß St. Charles am Oyapock, dem entgegengeſetzten Ende der Colonie, gewählt Nun iſt auch Hr. Fourichon erſetzt durch den Schiffshauptmann Bonnard, der vielleicht wieder eine andere Wahl trifft.

Den 15ten gelangten wir zur Mündung des Sinnamary, und Tags darauf um 5 Uhr Abends kamen wir im Flecken an. Am 17ten besuchte ich mehrere Einwohner des Dorfs, die mich seit lange mit Ungeduld erwarteten. Sie ersuchten mich ihnen die Kautschuk-Bäume zu zeigen, die sie unter dem Namen Körner von Palma-Christi groß Holz (graines de Palma Christi grand bois) kannten, wegen ihrer Aehnlichkeit mit den Körnern der wirklichen Palma-Christi.

Den 18ten fuhr ich mit meinen Tapuyes den Fluß bis zu den zwei indischen Dörfern hinauf, wo ich selbst auf dem Wege Kautschuk-Bäume sah; diese Indier nennen sie Potono Titrimari. Ich fragte sie, ob sie die Oerter kennen, wo diese Bäume in beträchtlicher Anzahl neben einander wachsen. Sie sagten mir, daß es deren überall gäbe, daß sie aber nie auf die Menge geachtet, da sie nicht wüßten daß sie etwas nütze wären, und sie von den Früchten keinen andern Gebrauch machten als sich ihrer als Lockspeise beim Fischfang zu bedienen, da gewisse Fische lüstern darnach seyen.

Ich belehrte sie über den Nutzen der Kautschuk-Bäume: wie man die Milch herauszieht und was man zu thun hat, um den elastischen Gummi in seinen verschiedenen Formen daraus zu erhalten. Ich fügte hinzu, daß er sehr vortheilhaft verkauft wird und daß die Regierung sie belohnen werde, wenn es ihnen gelänge diese Bäume gruppenweise aufzufinden. Sie waren über diese Mittheilung so erfreut, daß sie mir versprachen sich unausgesetzt damit zu befassen und die Ortsbehörden von dem Ergebniß in Kenntniß zu setzen.

Als ich bei dem Indier Philippo ein Stück Werg von der Rinde des Baumes gesehen hatte, welchen die Portugiesen Castheneiro Camymayo, die Creolen Canari Macaque und die Indier dieses Flusses Meeu Turandri nennen, fragte ich ihn, ob sich nicht hier eine andere Art Bäume befinde, die diesen gleichen, und welche die wahren Tuca sind, die uns aus Para zukommen.

Nachdem ich ihm begreiflich gemacht, welches die Form seiner Schale (cabassi) ist, versicherte er mich, daß dieser Baum unter dem Namen Tucutier existire, daß er aber nie gewagt habe ihn zu öffnen, fürchtend es wäre Gift. Er hätte mir welche verschafft, wenn ich meinen Aufenthalt bei ihm hätte verlängern können. Die Tuca bilden einen Handelszweig von Para. Schiffe, größtentheils englische und amerikanische, kommen zur Zeit der Ernte, welche gegen Ende Februar anfängt und bis Mai und Junius dauert, um starke Ladungen aufzunehmen. Die Rinde des Baumes gibt die besten Stoffe, die Schiffe zu kalfatern, und das Holz ist zur Bemastung sehr tauglich. Der Baum wächst sehr hoch, sehr gerade und wird sehr dick.

Den 21sten stieg ich am Flecken aus und gab den Einwohnern mehrere Zweige von Kautschuk-Bäumen die sie erkannten. Die HH. Cousin und Vorart welche immer Holzlager hier besaßen, versicherten mich, daß diese Bäume an ihrem Flusse sehr zahlreich sind, daß sie es übernehmen würden, deren gruppenweise in Cayenne aufzufinden und dem Commandanten davon Kenntniß zu geben. Sie nahmen mir das Versprechen ab in der guten Jahreszeit zurückzukommen, um ihnen die Zubereitungsmittel zu zeigen; denn, setzten sie dazu, das wäre unser Glück, da man diese Industrie ohne alle Hülfsmittel betreiben kann.

Der Fluß Sinnamary scheint fruchtbar und verdient von Tupuyes untersucht zu werden. Nach dem was ich mit meinen Tupuyes, welche sehr erfahren in der Sache sind, gesehen, nach dem was alle Indier mir gesagt und nach den Erkundigungen die ich eingezogen, bin ich überzeugt, daß der Kautschuk, Copaiu, Tuca, Taube, die Grenadelle, sowie die Sassaparilla und viele andere nützliche Pflanzen gruppenweise in den Wäldern des französischen Guyana vorhanden sind.

Am 22sten um 4 Uhr Morgens reisten wir aus der Mündung des Sinamary ab, und den 26sten um 8 Uhr Morgens warfen wir im Hafen von Cayenne Anker.

Ethnographische Bemerkungen über die Bewohner des niederen Nubiens.

(Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rußland. XIII. Bd.) [1]

Der Reisende, welcher aus Europa nach Aegypten gekommen ist, lernt die zahlreichen Arten seiner Bewohner nicht sobald unterscheiden. Anfangs überraschen ihn Gesichtsbildung, Körperbau und Sprache derselben nur insofern, als sie überhaupt von allem verschieden sind, was er in unserem Welttheile gesehen. Erst nach und nach erlangt sein Auge Fähigkeit, die individuellen Züge dieser so gemischten Bevölkerung, welche ihm anfangs einstammig erschien, von einander zu sondern. Er überzeugt sich, daß der niederägyptische Fellah dem Landbauer Oberägyptens unähnlich, daß aber beide verschieden sind von dem in Afrika's Sandwüsten frei nomadisirenden Beduinen-Araber; daß Kopten und Juden, syrische Christen und Osmanen, Mograbin (arabische Abendländer) aus Tunis oder Marocco, und Eingeborne von Mecca, jeder mit charakteristischen Merkzeichen und Besonderheiten sich darstellen, welche uns nach einiger Gewöhnung ihre Abkunft nicht verkennen lassen. Der olivenfarbige Abyssinier, der braungelbe Hindu, der heller oder dunkler schwarze Neger, der rothbraune Nubier, anfänglich in eine Masse nichtweißer Leute zusammenfließend, unterscheiden sich allgemach von einander, und bilden selbstständige, scharfgezeichnete Gruppen.

Während meines Aufenthalts in Cairo hatte ich Gelegenheit, mit einem dieser Stämme in sehr häufige und andauernde Beziehung zu treten, namentlich mit den Bewohnern des niederen Nubiens, die sich selbst Barabra (Mehrzahl von Berberi, d. i. Berber) nennen, und von uns Nil-Berbern (zum Unterschiede von den Berbern am Atlas) genannt werden. Ihre Wohnsitze sind zwischen der ersten Katarakte des Nils in Assuan (unter 24° 5′ 23″) und der zweiten am Wadi-Chalfa (unter 21° 53′ 33″). Dieses Land, seit alter Zeit Aegypten unterthan, ist wenig bewohnt, es enthält einige 80 Dörfer von geringer Größe und ein Städtchen, Derr, welches jetzt, nachdem die Stadt Ibrim (1812) durch Ibrahim Pascha's Truppen zerstört worden, für die Hauptstadt dieses Landes gilt. Der Strich guten und angebauten Landes, welcher zwischen den beiden Katarakten die Ufer des Nils säumet, ist sehr schmal, und vermindert sich noch mit jedem Jahre durch

[1] Der Artikel soll von Rafalowitsch eingesendet seyn, unseres Wissens ist aber Hr. Rafalowitsch vor zwei Jahren gestorben, der Artikel kann also nur aus seinem Nachlaß seyn, der vielleicht noch manches Wichtige, namentlich über die Nationalität der Kopten enthält. A. d. R.

Anhäufungen quarzigen Sandes, den die nordweſtlichen Winde aus den benachbarten Wüſten herbeiführen, und welcher jetzt am linken Ufer des Fluſſes anſehnliche Räume überdeckt, die in alter Zeit urbar geweſen. Daher reichen die Naturerzeugniſſe nicht zur Ernährung der ganzen Bevölkerung, obſchon dieſe nur etwa 40,000 Seelen ausmacht, von denen außerdem ein anſehnlicher Theil ſchon in jungen Jahren die Heimath verläßt und nach Aegypten geht, um dort ein kleines Capital ſich zu verdienen, mit welchem die Barabra dann wiederkehren, um unter der glühenden Sonne und dem ewigreinen Himmel ihres felſigen Nubiens ihr übriges Leben zuzubringen.

In Aegypten angelangt, widmet ſich der Nilberber, den man den Savoyarden Afrika's nennen kann, vorzugsweiſe, ja ausſchließlich, zweierlei Beſchäftigungen. Die meiſten werden um ſehr geringen Sold Matroſen auf Kron- und Privat-Fahrzeugen, deren viele Tauſende die gelben Wellen des Nil von Aſſuan bis zum Mittelmeer befurchen. Die Enthaltſamkeit und ungemeine Ehrlichkeit der Barabra erwerben ihnen den Vorzug vor ägyptiſchen Matroſen. Dieſelben Eigenſchaften machen es uns erklärbar, warum ſo viele Nubier als Thorwarte und Hausdiener in großen Häuſern, Comptoirs und Magazinen, in Läden oder Waarenlagern unter freiem Himmel u. ſ. w. gemiethet werden. In Alexandrien und Cairo überträgt man ſolche Aemter nur dieſem Volke.

Im Verlaufe meiner Reiſen durch Aegypten verbrachte ich beinahe fünf Monate in einer Barke auf dem Nil: das erſtemal im Januar und Februar 1847, auf dem Waſſerwege von Cairo nach Roſette und Damiat; dann vom 1 October bis 20 December desſelben Jahres, auf der Fahrt von Alexandrien durch Oberägypten bis Wadi-Chalfa. Beidemale beſtand die Mannſchaft meiner Barke zum größeren Theile aus Berber's, und ſo hatte ich Gelegenheit, einige Beobachtungen über ihre Gebräuche und Sitten zu machen, die hier folgen ſollen, obſchon ich ſie nur für ſehr unvollſtändig halten kann.

Das erſte phyſiſche Kennzeichen, welches uns auffällt, wenn wir mit Nilberbern bekannt werden, iſt ihre röthlichbraune, ganz der Farbe der Chocoladetafeln gleichkommende Hautfarbe. Dasſelbe Röthlichbraun zeigt auch die Oberfläche der Granitfelſen und Inſeln, welche das Bette des Nils am erſten und zweiten Katarakte durchſchneiden, während in Aegypten das Kaffeebohnen- oder beſſer Erbſengelb der Gewäſſer des Nils auch von der Haut des Fellah's und Stadtbewohners zurückgeſtrahlt wird. Einem europäiſchen Auge iſt die Farbe der Nilberbern durchaus nicht zuwider und angenehmer als die olivengrüne Tinte des Abyſſiniers oder die ſchmutzigſchwarze anderer Afrikaner. Der männliche Berber iſt von mittlerem oder mehr als mittlerem, ſeltener von kleinem Wuchſe, wogegen die Weiber ſehr häufig unter der gewöhnlichen weiblichen Größe ſind. Alle haben einen hagern und ſehr kräftigen Körper; ihre oberen und unteren Extremitäten ſind etwas lang, aber durch Vollkommenheit der Umriſſe ausgezeichnet; Hände und Füße ſind klein und ſchön geformt, wie bei den Aegyptiern; die Muskeln erſcheinen wenig ausgebildet, Waden fehlen faſt ganz, und Fett iſt gar nicht vorhanden. Ein feiſter Berber iſt eine ebenſo große Seltenheit wie ein beleibter Fellah im Delta. Die Bruſt iſt kegelförmig, der Schädel nicht groß, die Stirne hoch und gerade, das Auge groß, ſchwarz, und, beſonders am weiblichen Geſchlechte, von ſehr einnehmendem Ausdrucke naiver, kindlicher Milde und Verſchämtheit. Die Braue iſt dünn, das Geſicht länglich und etwas ſchmal, aber ohne vorſpringende Backenknochen, die Naſe iſt gerade und ſchön, der Mund groß und mit dicken Lippen, welche die weißen, ſenkrechten und großen Zähne nicht vollſtändig bedecken. Die Kinnbacken ſind wenig entwickelt, das Kinn iſt klein und anmuthig abgerundet, der Hals lang und dünn, der Bart kurz und ſchwach, das Kopfhaar ſchwarz, ohne Glanz und kraus, aber nicht der Wolle ähnlich, wie bei den Negern. Zweimal ſah ich Kinder mit hellem und gelblichem, doch nicht eigentlich blondem Haare.

Der eben beſchriebene Typus iſt erheblichen Veränderungen unterworfen, wenn nicht beide Eltern eines Kindes von nubiſchem Stamme ſind. Sehr häufig verheurathen ſich Berbern mit Negerinnen, und alsdann wird die Hautfarbe der Kinder dunkler, das Haar wird krauſer, die Naſe eingedrückt, und die weiße Umhüllung der Augäpfel nimmt eine gelbliche Tinte an. Seltener ſind Ehebündniſſe zwiſchen Berbern und Abyſſinierinnen oder ächten Aegyptierinnen; in ſolchen Fällen entfernen ſich die Nachkommen zwar minder weit von dem urſprünglichen Typus, aber die Haut wird heller und das Haar iſt in den erſten Lebensjahren gelblich. Es verdient Bemerkung, daß die Fellahs in der ſüdlichen Thebais und um Aſſuan, da ſie gewöhnlich nackt auf den Feldern arbeiten, von der Sonne dermaßen geſchwärzt werden, daß ihre Haut viel dunkler wird als die der Berbern, obſchon dieſe ſüdlicher wohnen — eine zufällige, nicht organiſche Erſcheinung, die eben deßhalb weder an den weiblichen Fellahs bemerkt wird (denn dieſe ſind der Sonne weniger ausgeſetzt), noch an jüngeren Kindern, die kaum dunkler von Farbe ſind als die Bewohner Cairo's und Mittel-Aegyptens, wogegen die rothbraune Farbe des Nilberbers allen Perſonen dieſes Stammes eigen iſt, welches auch ihr Alter oder Geſchlecht ſey. Aus dieſer merkwürdigen Thatſache darf man wohl ſchließen, daß Veränderungen der Hautfarbe nicht von klimatiſchen Umſtänden allein abhangen. Die Bevölkerung des Städtchens Derr in Nieder-Nubien liefert einen ferneren Beweis hiefür: dieſe Leute nennen ſich ſelbſt Barabra und ſprechen deren Sprache; demunerachtet unterſcheiden ſie ſich ſehr in der Hautfarbe, die weit heller iſt, und ſelbſt in den Zügen; und wirklich ſind ſie Nachkommen von Bosniern, die Sultan Selim I, als er Aegypten erobert hatte, nach Nubien ſchickte und in Derr anſiedelte. Seitdem ſind ungefähr drei Jahrhunderte verfloſſen und doch iſt der urſprüngliche Typus dieſer Anſiedler unverändert geblieben.

Die Phyſiognomie und überhaupt das äußere Anſehen der Nil-Berbern machen ſie den ägyptiſchen Fellahs in vieler Beziehung ähnlich. Dennoch muß ich gegen die Meinung Champollions des Jüngern und anderer Forſcher proteſtiren, wornach dieſe Berbern eben derjenige Stamm ſeyn ſollen, welcher in alter pharaoniſcher Zeit Aegypten bevölkerte, und den wir z. B. in den Gräbern und Hypogäen von Theben, El-Kaba, Beni-Haſſan abgebildet finden. Als vornehmſter Grund zu dieſer Behauptung wird angeführt, daß die Haut der männlichen Aegyptier auf den erwähnten Abbildungen immer mit dunkler Zimmtfarbe oder röthlichem Braun gemalt ſey. Aufmerkſames Studium dieſer Bilder in den thebaniſchen Gräbern und Vergleichung derſelben mit dem, was ich bei phyſiologiſcher Unterſuchung der heutigen Aegyptier und Nubier beobachtet, haben mich von dem Ungrunde dieſer Theorie überzeugt. In dieſer Hinſicht iſt ein, ſüdweſtlich im Dorfe Gurne, am öſtlichen Abhang der libyſchen Bergkette ausgehauenes Hypogäum beſonders merkwürdig: es beſteht aus einem länglich-viereckigen Gemache; die Mauern ſind mit einem weißen Kitt überzogen; auf demſelben iſt unter andern Gegenſtänden ein Zug Neger beiderlei Geſchlechts, desgleichen Weiber und Kinder der Barabra (alles Tribut bringend) dargeſtellt; auch bewahren die Farben ihre ganze urſprüngliche Friſche. Dieſer Zug nimmt einen Theil der ſüdlichen Mauer des

Hypogäums ein; die Weiber der Berbern ſind mit ſolcher Treue von den Malern wiedergegeben, daß es ſelbſt meinen Bootsleuten auffiel; gleichwohl zeigt ihre Phyſiognomie große Verſchiedenheit von den Geſichtsbildungen der Aegyptier, die auf der öſtlichen Mauer links vom Eingange, mit allerlei Handarbeiten beſchäftigt, dargeſtellt ſind; man ſieht deutlich, daß dieſe ein anderer Stamm ſind. Außerdem iſt die Haut der Weiber und Kinder der Berbern auf dieſen Gemälden von derſelben röthlich braunen Farbe, die ihnen von Natur eigen, während die ägyptiſchen Weiber in allen Hypogäen mit gelber Farbe gemalt erſcheinen. Schon oben iſt bemerkt worden, daß in Oberägypten die Hautfarbe der unter glühender Sonne arbeitenden männlichen Fellahs wirklich ſehr viel dunkler wird, als die ihrer im Schatten der Bauernſtube ſitzenden Weiber und Kinder. Die Gemälde von Theben überzeugen uns, daß die Künſtler des Alterthums dieſe Verſchiedenheit beobachtet hatten und ſie annäherungsweiſe darſtellten, denn die ägyptiſchen Männer ſind auf dieſen Gemälden röthlichbraun und die Weiber gelb gemalt. Bei den Berbern, deren Farbe nicht durch Einwirkung des Sonnenſtrahls entſteht, ſondern von den allgemeinen natürlichen Bedingungen ihrer Organiſation abhängt, haben beide Geſchlechter gleiche Farbe.

Einen fernern ſehr erheblichen Grund wider die angeführte Hypotheſe Champollions des jüngern und anderer liefert uns die Sprache der Barabara, welche mit dem alten Koptiſchen durchaus keine Verwandtſchaft darbietet.

Die Kleidung der in Aegypten ſich aufhaltenden Barabra-Männer iſt von der Kleidung der dortigen Fellahs oder Stadtbewohner aus niederem Stande nicht verſchieden. Ueber die weiße oder farbige zitzene Weſte ohne Aermel, welche von vorn mit einer Menge runder Knöpfchen zugeknöpft wird, und über die weiten, nur bis ans Knie reichenden Pluderhoſen ziehen ſie ein langes hell- oder dunkelblaues Hemd aus Baumwollenzeug mit weiten Aermeln. Den Kopf bedecken ſie mit einer weißen baumwollenen Mütze oder einer dergleichen aus grauem Filze, oder einem rothen, wollenen Tarbuſch, gewöhnlich umwunden mit einem weißwollenen, ſeltener muſſelinenen Shawl, den die Matroſen immer auf eine ihnen eigenthümliche Weiſe winden. Sie gehen barfuß und tragen nur bei feſtlicher Gelegenheit rothe Schuhe von Saffian, Strümpfe tragen ſie niemals. Bei kaltem Wetter hüllen ſie ſich in einen weiten wollenen Mantel ohne Aermel, der grau, braun oder weiß und dunkel geſtreift iſt. Außerdem tragen die Männer vom Knabenalter an einen am linken Arme über dem Ellbogen an einem Riemen befeſtigten platten Dolch in einer Scheide aus rothem Saffian. In den Barken zur Zeit der Schifffahrt und in den Dörfern Nieder-Nubiens iſt die Kleidung der Berbern einfacher und beſteht aus dem bloßen Hemd und einer weißen Mütze. Die Kinder beiderlei Geſchlechts gehen völlig nackt bis ins 8te oder 10te Lebensjahr; von da ab ziehen die Knaben ein Hemd an oder binden ein Stück Leinwand um die Hüften; die Mädchen aber begnügen ſich bis zu ihrer Verheurathung mit einem den Unterleib umziehenden Riemen, von welchem andere, dünne, 5 bis 6 Werſchok lange Riemchen aus Gazellenfell herabhangen. Dieſer Gürtel wird mit Glasperlen und Muſcheln geſchmückt und bildet eine ſehr durchſichtige Bedeckung, bei welcher die Schamhaftigkeit der Mädchen jedoch ſich befriedigt. Verheurathet ſich eine, ſo löst ihr der junge Gemahl ſelbſt am Abend nach der Hochzeit dieſen Gürtel, und ſchon am nächſten Tage erſcheint die junge Frau in engen leinenen Pantalons von ſehr unſchönem Zuſchnitt. Den ganzen Oberkörper bis an die Hüften laſſen auch die verheuratheten Frauen unbekleidet, und bedecken ihn nur, wenn ſie das Haus verlaſſen, mit einem Stück weißer Leinwand. In Derr tragen ſie eine Art Hemd ohne Aermel, das bis an die Knie reicht und ſeiner ganzen Länge nach an den Seiten offen iſt.

Die an verſchiedenen Stellen des Körpers wachſenden Haare werden von beiden Geſchlechtern mittelſt Scheermeſſern oder einer Salbe aus Kalk und Arſenik ſorgfältig beſeitigt; die Männer ſcheeren außerdem das Haupt, nur auf dem Scheitel ein Büſchel Haare ſtehen laſſend, das viele in einige dünne Zöpfe flechten. Bei Frauen und Mädchen hängt das Haar in vielen dünnen Flechten um Hals und Wangen; dieſe Flechten bilden ſpiralförmige Locken, wenn ſie aufgeflochten werden, was aber ſelten geſchieht. Eine gleiche Art von Kopfputz findet man in Abyſſinien und verſchiedenen Gegenden des innern Afrika's; ja die oben erwähnten bildlichen Darſtellungen in den Hypogäen, wie die noch jetzt ſich vorfindenden weiblichen Mumien überzeugen uns, daß in altägyptiſcher Zeit dieſelbe Sitte beſtand. Die Berberinnen ſalben ſich das Haar mit Ricinusöl, welches, vom Kopfe auf Hals und Buſen träufelnd, ihre Kleidung tränkt und einen ſehr widerlichen Geruch verbreitet; auch wird der Ricinus faſt nur zu dieſem Zwecke in Nubien gezogen. Wie alle Weiber des Oſtens, färben ſie ſich die Nägel und Handflächen mit den Blättern der Henna, die Augenlieder an der innern Seite mit einem ſchwarzen Streupulver, und tätowiren das Kinn, die Hände und andere Theile des Körpers. In das rechte Naſenloch ſtecken ſie einen großen kupfernen oder ſilbernen Ring, an Arme und Füße aber, oberhalb der Ellnbogen und Knöchel, Arm- und Beinringe von denſelben Metallen oder ſchwarze von Büffelhorn aus Siut. Die Ohren ſchmücken ſie mit Ringen, die öfter doppelt ſind, ſo daß der eine am Ohrläppchen hängt, der andere am obern Rande des Knorpels; und am Halſe tragen ſie eine Menge Schnüre aus Glasperlen, Korallen, Muſcheln, zuweilen auch maſſive ſilberne Reife.

Es leidet keinen Zweifel, daß die junge Nubierin in dieſem Putze den Männern ihres Stammes um ſo bezaubernder erſcheinen muß, als ſie, gegen die allgemeine Sitte mohammedaniſcher Weiber, immer mit unbedecktem Antlitz ſich zeigt. Als unparteiiſcher Berichterſtatter muß ich jedoch bekennen, daß man hübſche, weibliche Geſichter ſehr ſelten, und auch dieſe vielleicht nur unter ſehr jungen Mädchen findet. Die alten Weiber ſind wahrhaft fürchterlich anzuſehen, beſonders wenn ſie ihrem gebleichten Haar mittelſt Henna eine Feuerfarbe geben, wie ich dieß in Derr geſehen habe. Die verheuratheten Frauen altern ſehr raſch, und zwar aus denſelben Urſachen, wie die Aegyptierinnen. Dieſe Urſachen ſind: allzufrühes Heurathen, häufige Entbindungen, das ſchwüle Klima, kärgliche Nahrung und entkräftende häusliche Arbeiten. Unter den letztern iſt die Bereitung von Mehl aus den harten Körnern des Duchn (einer Art Mais, welche hier die oberägyptiſche Durra erſetzt), ohne Mühlen und Mühlſteine, nicht die leichteſte. Man zerreibt die Körner mittelſt eines großen runden Kieſels auf einem etwas ausgehöhlten und geglätteten Granitſteine, dem Bruchſtück einer alten Säule oder Statue. Während dieſer ſehr langwierigen und mühevollen Operation liegt die Frau auf den Knieen, wobei ſie eine vollkommen claſſiſche und höchſt anmuthige Poſitur annimmt.

Die Wohnungen der Barabra in den Dörfern Nieder-Nubiens ſind weder von Seiten ihrer Geräumigkeit, noch ihrer Gemächlichkeit zu empfehlen und inſofern nicht beſſer als die ägyptiſchen. Es ſind niedrige Hütten, mit trocknen Maisſtengeln gedeckt, und aus rohen Backſteinen oder häufiger aus getrockneter Erde errichtet, zuweilen auch (wenn das Dorf am Fuß der Berge liegt, die mit dem Nil parallel laufen), aus Schutt, den Winde

von den Abhängen der aus lockerem Sandstein bestehenden Berge in die Ebene führen. Dessen ungeachtet haben die nubischen Dörfer den wichtigen Vorzug vor den Dörfern Nieder- und Mittel-Aegyptens, daß sie, als auf einem, vom Nile niemals überschwemmten Grunde erbaut, keine künstlichen Aufwürfe zur Unterlage bedürfen. Daher liegen sie in Nubien weit auseinander; die Luft hat viel freiere Circulation, und es herrscht mehr Reinlichkeit; die letztere verdankt man zum Theil auch der geringen Zahl des Hausviehs, dessen die Berbern, da sie Mangel an Futterkraut haben, nur ebenso viel unterhalten, als zur Wässerung der Felder und ähnlichen Arbeiten nöthig ist. Vor jeder Bauernhütte errichten die Weiber aus Nilschlamm senkrechte, ziemlich regelmäßige Cylinder, die inwendig hohl sind, und bei 3—4 Fuß Höhe 1—2 Fuß Durchmesser haben; die Dicke ihrer Wände ist nicht über ½ oder ¾ Zoll. Von oben wird die Oeffnung dieser Cylinder mit einem flachen runden Deckel aus Thon verwahrt; der innere Raum aber wird zuweilen mittelst senkrechter Scheidewände mehrfach abgetheilt. Ist die Höhe des Cylinders bedeutend, so bringt man von außen und von innen kleine Steine in den Wänden an, die übereinander stehen und kleine Stufen bilden, auf welchen die Hausfrau emporklimmt oder ins Innere steigt. Diese Cylinder nehmen sich von weitem wie Säulentrümmer aus, aber ihre Bestimmung ist rein wirthschaftlich: in Ermanglung anderer und bequemerer Behältnisse, z. B. hölzerner Kasten oder großer thönerner Kruken, die man in Aegypten hat, dienen sie, um Getreide, Datteln, Bohnen und ähnliche Vorräthe gegen Mäuse, Vögel u. dgl. zu verwahren. So schlecht und wenig dauerhaft das Material dieser Cylinder ist, so erhalten sie sich doch gut in einem Lande, wo niemals Regen fällt, und wo der Lehm in einer Sonnengluth, die zur Sommerszeit im Sande bis 54° R. steigt, beinahe gebrannt wird.

Wenn man durch die Dörfer der Barabra geht, so bemerkt man oft vor den Hütten einen Hausrath, der in Aegypten, und überhaupt unter den Morgenländern, selbst Leuten der vornehmsten Stände, ungebräuchlich. Es sind dieß hölzerne Bettstellen, bestehend aus einem, auf vier niedrige Füße gestützten, länglichen hölzernen Rahmen, der mit Rohrgeflecht überspannt ist. Auf diesen Bettstellen schlafen die Barabra, um vor kriechendem Ungeziefer, besonders Scorpionen, die in Nubien sehr zahlreich, sicher zu seyn. Der Gebrauch derselben ist auch darum sehr vortheilhaft, weil er zur Zeit des Nachtschlafes keine Anhäufung allzuvieler Leute in einem engen Raum gestattet, wie bei den ägyptischen Fellahs der Fall ist, welche familienweise auf einer alten, am Boden ausgebreiteten Doppelmatte, dazu in Rauch und schädlichen Ausdünstungen aller Art, liegen. Außer der erwähnten Bettstelle findet man in den Stuben der Nil-Berbern nur einige Krüge von verschiedener Größe, um Wasser und Milch zu verwahren, dann Hühnerkörbe, Doppelmatten von häuslicher Arbeit aus dünnen Dattelblättern, und bisweilen — einen gesprungenen und mittelst Drath zusammengeflickten Teller aus Fayence, eine oder zwei grüne Weinflaschen, sogar einen kleinen Spiegel in rothem pappenem Rahmen; die letztgenannten Gegenstände werden von den aus Aegypten zurückkehrenden Schiffern mitgebracht. Bei den Scheichen siehst du außerdem einen Teppich aus Syrien oder Smyrna, eine lange arabische Flinte, die durch Schleichhandel aus Cairo gekommen, und zwei oder drei mit venezianischem Kupfergrün gefärbte, geflochtene Stühle, in Cairo angefertigt. Solchen Aufwand können aber nur wenige machen.

Der Ackerbau ist in Nieder-Nubien sehr wenig entwickelt. Die Berge, die von der einen Cataracte zur anderen, längs der Nilufer hinziehen, lassen zwischen ihrem Fuß und dem Strome nur einen sehr schmalen Strich Ackerland; dieser ist stellenweise nicht breiter als 100 bis 150 Schritt. An vielen Punkten, zumal des linken Ufers, findet man ziemlich geräumige Ebenen, die jetzt gänzlich mit Sand überdeckt sind, z. B. in Wadi-Chalfa, Wadi-Sebua, um Amada u. s. w.; und Verödung breitet sich immer weiter über Strecken aus, die weiland von den wohlthätigen Wellen des Nils und seinem fruchtbaren Schlamme bedeckt waren und zu altägyptischer Zeit gewiß reiche Ernten lieferten. Dreizehn große Tempel, deren prächtige Trümmer heutzutage in Nieder-Nubien anzutreffen, dienen in unseren Augen als unzweifelhafter Beweis dafür, daß dieses jetzt verödete Land einst in einer blühenden Lage war. Die Canäle, welche man vor Alters an den Rändern der Wüste zog, und die Pflanzungen von Stachel-Acazien (Sunt), welche den andrängenden Sand aufhielten, sind verschwunden, und „der fürchterliche Typhon bringt ungehindert ins innere Heiligthum der Isis.“ Der Nil wässert nicht mehr die Felder, die doch augenscheinlich aus den Ablagerungen eines Schlammes entstanden sind, und die Bewässerung der Saaten wird durchs ganze Jahr mittelst Maschinen zum Wasserschöpfen bewerkstelligt; diese sind Räder mit thönernen, an ein langes Seil befestigten Töpfen oder Hebebäume (schaduf), etwas ähnlich den in Rußland gebräuchlichen Brunnen-Krahnen. — Die vornehmsten Erzeugnisse sind: Durra (holcus sorgum), Gerste, Bohnen, Linsen, Kürbisse, Melonen, Bamie (hibiscus esculentus), etwas Tabak, Senna, Ricinus, Henna u. s. w. Unter den merkwürdigsten Bäumen nenne ich: Dattelpalmen, besonders in der Nachbarschaft von Ibrim und Derr, Acazien, Feigen u. s. w.

Aus den angeführten Ursachen kann auch die Viehzucht hier nicht gedeihen: die Barabra unterhalten zwar Ochsen, Büffel, Esel, Ziegen und Schafe, aber in geringer Zahl; Kamele und Pferde findet man bei den Arabern in den benachbarten Wüsten. Vom Hausgeflügel bemerkt man in den Dörfern nur Hühner und Tauben. Die Eingebornen können also sehr wenig Fleisch essen (obschon es für sie eine große Liebhaberei ist), wie sie denn überhaupt in Speisen sehr mäßig sind. Die Mannschaft meiner Barke nährte sich immer von Zwieback und Linsen, die in Wasser mit Salz gekocht waren, ohne irgend eine andere Würze; dabei mußten sie oft einige Tage hintereinander 12—14 Stunden lang rudern, oder vom Morgen bis zum Abend, bei 35 und mehr Grad Hitze, die schwerfe Barke ziehen. Wegen dieser dürftigen Nahrung kommen die Leute sehr bald von Kräften, und gewiß würden fünf russische Matrosen mehr ausrichten können als zehn Nubier.

Reisende versichern, daß der Nil-Berber Schlangen, Eidechsen und Krokodile zu verzehren im Stande sey; ich habe mich davon nicht persönlich überzeugt, wohl aber gesehen, mit welchem Genusse sie die Schöpse verzehrten, die ich ihnen, wie es Sitte ist, während unserer Fahrt einigemal schenkte. Sie aßen recht eigentlich alles an dem Thiere, das Fell allein ausgenommen, das sie in den Fluß warfen, da man in Nieder-Nubien vom Gerben nichts versteht. In ihren Dörfern gewinnen sie aus dem Mehle der Durra (holcus sorgum), nachdem es mit heißem Wasser vermischt worden und eine Zeitlang gegohren hat, ein eigenthümliches Getränk (mrise), das wie Bier zischet, trübe, gelblich und säuerlich ist, und durch Hinzufügung verschiedener Kräuter berauschend wird. Die Barabra lieben es leidenschaftlich, aber auf Barken kann man es nicht halten. In Cairo gibt es einige Anstalten, in denen dieses Getränk ausschließlich für die Nubier gebraut wird; es fließt daselbst in getrocknete und ausgehöhlte Kürbisse; seinen Geschmack habe ich immer widerlich gefunden. Die Schiffer in

den Barken rauchen Tabak aus Pfeifen, die in Aegypten gekauft ſind; in Nubien aber bedient man ſich der letzteren ziemlich ſelten; die Eingebornen kauen das gedörrte und zerkrümelte Blatt des Tabaks, indem ſie noch etwas weiße Soda beimiſchen.

Ueber die verſchiedenen Stämme in den Provinzen Aſterabad und Maſanderan.

In der Verſammlung der ethnologiſchen Geſellſchaft zu London am 7 December wurde von Baron de Bode eine Mittheilung hierüber vorgeleſen. Dieſe Provinzen werden von dem ſüdlichen Ende des kaſpiſchen Meeres beſpült, und umfaſſen die ſogenannte Elbrus-Kette, welche im Süden von Irak Adſchemi und Choraſan, gegen Oſten und Nordoſten von den Turkomanenſtämmen, und im Weſten von der Provinz Ghilan begränzt wird. Der öſtliche Theil der Provinz iſt in den Zendbüchern als Ver-Khana oder die ſiebente Wohnung des Heils bezeichnet, und die Griechen benannten ſie demnach Hyrcania. Dieß Land mit ſeinem weſtlichen Theil oder Tabariſten bildete die Wiege des parthiſchen Reichs der Arſaciden. Dieſe Provinzen ſind ſehr bewaldet, die Nordabhänge und der Kamm des Elbrus iſt mit rieſenhaften Bäumen bedeckt, der ſchmale Streif zwiſchen ihnen und dem kaſpiſchen Meer mit üppiger Vegetation angefüllt. Das Klima iſt feucht und das kaſpiſche Meer liegt etwa 80′ unter dem Meeresniveau. Diodorus Siculus ſagt in ſeinen Fragmenten über den Zug Alexanders des Großen nach Perſien: „Beim Zug durch Hyrcanien kam Alexander mitten in eine Gruppe von Wohnungen, welche man die glücklichen Dörfer nannte, und ſie verdienen den Namen in der That, denn kein Land in der Welt übertrifft ſie in der Schönheit ihrer Früchte.“ Die Bewohner können betrachtet werden als aus zwei Claſſen beſtehend, nämlich die ſogenannten Ureinwohner und die verſchiedenen Stämme, welche ſich hier niedergelaſſen haben. Die Landbauer gehören zu der Claſſe, welche in Perſien unter dem Namen Tott oder Tadſchik bekannt iſt; der letztere Name iſt in Bochara und Chiwa, der erſtere in Perſien üblich, und man gebraucht ihn, um ſie von den Wanderſtämmen der Iliyats zu unterſcheiden, die man zuweilen auch Türken nennt, obwohl ſie nicht alle türkiſcher Herkunft ſind. Die Einwanderer beſtehen aus Türken, Kurden, Arabern, Afghanen, Belutſchen, Berbern (?), Kaukaſiern und ſelbſt Hindus. Die Totts wandern nicht, ſondern leben in Dörfern, die meiſt in den Wäldern liegen und von dichten, undurchdringlichen Hecken umgeben ſind. Die Totts in Maſanderan und Ghilan ſind auch unter dem Namen Ghilekis bekannt, einem Wort, das von Ghil, Schlamm, herkommt, weil Ghilan ein ſehr ſumpfiges Land iſt. Ghilan war weniger fremden Angriffen ausgeſetzt, und ſeine Bewohner haben daher ihre alte Sprache, einen Zenddialekt, beibehalten, aber die Provinz Aſterabad war ſtets ein Durchzugland für die Horden Centralaſiens und iſt ſtark von Einwanderern beſiedelt, die eine Miſchſprache von Perſiſch und Türkiſch, oft mit dem eigentlichen Dſchagatai der Turkomanen gemiſcht, ſprechen. Die Totts von Aſterabad haben ein eigenthümlich unabhängiges Weſen, das ſich nicht in Maſanderan findet; auch ſind ſie raſcher und aufgeweckter. Ihre Dörfer ſind den Angriffen der Turkomanen mehr ausgeſetzt; ſie ſind von Kindheit auf an den Gebrauch des Feuergewehrs gewöhnt, und jeder fühlt, daß ſeine Sicherheit vor Turkomanenangriffen von ſeiner eigenen Kraft und Entſchloſſenheit abhängt. Dieß Vertrauen auf die eigene Vertheidigung iſt ſo nothwendig, daß während ein Theil die Felder baut, der andere auf der Wache ſteht, um die Turkomanenüberfälle abzuwehren. Das Vieh auf der Weide wird ebenſo bewacht. Sie können nur in Geſellſchaften von einem Dorf zum andern reiſen, ſonſt würden ſie in die Hände der Turkomanen fallen, und nach Chiwa als Sklaven verkauft werden. Der Chan von Chiwa iſt der Hauptförderer des Sklavenhandels im Orient, da er die Turkomanen und Uzbeken auffordert, Sklaven zu fangen, wo ſie nur immer zu bekommen ſind. Baron Bode ließ ſich oft durch dieſe Bergbewohner, die ein ſchöner Menſchenſchlag ſind, escortiren, und obwohl ſie durch die Cholera ſtark gelichtet ſind, ſo halten ſie ſich doch gut gegen den Feind. Sie ſind meiſt ſchwarz gekleidet, mit ſchwarzen Kullahs oder hohen Schaffellmützen in gewöhnlicher perſiſcher Weiſe, und haben eine lange Luntenflinte auf der Schulter. Ihre blaſſen durch ſcharfe ſchwarze Augen belebten und mit einem buſchigen ſchwarzen Bart gezierten Geſichter geben ihnen ein ernſtes, befehlendes Anſehen. Doch drückt ſich in den Geſichtern Sorge und Bekümmerniß aus. Die Kefar-dſcheribi und Sawadkuhi, die erſtern in den Thälern ſüdlich von Aſterabad, die letztern in den ſüdlichen oder Bergdiſtricten von Maſanderan, ſind gleichfalls Totts. Zu dieſen gehören auch die Laridſchani. Dieſe haben eine große Anzahl Dörfer theils in dem Thale des Larfluſſes, theils an den Abhängen der Berge und in den Defileen. Sie ſind ein abgehärtetes Volk, athletiſch, mit gut proportionirten Gliedern und einem männlichen, einnehmenden Ausdruck. Die Frauen ſind ſehr ſchön. Die Verheerungen der Peſt und Cholera haben ihre Anzahl ſehr vermindert. Die Tanakabuni bewohnen den weſtlichen Theil von Maſanderan zwiſchen den Bergen, welche dieſe Provinzen von Ghilan ſcheiden, und gleichen den übrigen Bergbewohnern.

Miscellen.

Der alte rothe und grüne Marmor von Athen, deſſen Fundorte ſeit undenklicher Zeit verloren waren, ſollen von einem deutſchen Bildhauer, Namens Siegel, wieder aufgefunden worden ſeyn. Der rothe Marmor ſoll am Südabhang der Tangetuskette, der alte grüne an der Nordküſte der Inſel Tinos ſich finden. (Athen. 31 December.)

Silberverſendung nach Indien und China. Vom 20 Januar bis 20 December 1853 wurde aus England 6,682,177 Pfd. St., darunter nur 986,574 Pfd. St. in Gold verſendet. Die ſechs Millionen Pfd. St. Silber kamen wahrſcheinlich größtentheils aus Frankreich, deſſen Bank jetzt nur noch 100 Mill. an Silber gegen 200 Mill. an Gold hat.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 3. 20 Januar 1854.

Geldverhältnisse.

Es kann nicht fehlen, daß die annähernde politische Krise zahlreiche Betrachtungen über Geld- und Handelsverhältnisse hervorruft; diese sind oft breit genug, enthalten aber meist verzweifelt wenig Greifbares, und lassen sich in sehr wenig Sätze zusammendrängen. Die englischen Blätter rühmen, und mit Recht, das Ergebniß der neuesten finanziellen Rechnungsablage ihres Landes, die im ganzen Jahr einen Ueberschuß von 1,300,000 Pf. St., und im letzten Vierteljahr einen Ausfall von noch nicht 300,000 Pf. ergab, trotz starker Steuernachlässe, die einen viel stärkern Ausfall hätten erwarten lassen. Es ist keine Frage, England ist finanziell die unabhängigste Macht Europa's, doch muß begreiflicher Weise, wenn der Krieg zum Ausbruch kommt, auch sie an den Geldmarkt gehen, und dem allgemeinen Gesetz desselben sich fügen; dann müssen ihre Fonds fallen, die jetzt noch verhältnißmäßig ungemein hoch stehen, denn es ist in der That keine Consequenz darin, daß im Anfang des vorigen Jahres bei einem Zinsfuß der Bank von 2 Proc. die Consols auf Pari, und jetzt, wo der Zinsfuß 5 Proc. ist, noch immer auf 93 stehen — am 14 Januar 93⅛; so bald die Regierung freilich große Summen aufnehmen muß, kann dieß nur zu mindestens 5 Proc. geschehen, mögen diese Procente nun nominell ausgedrückt seyn, oder sich unter einem nominell höhern Capitalbetrag verstecken. Ist die englische Regierung in diesem Fall, so kann man sich die Lage der andern denken: die französische Regierung soll bereits dahin gebracht seyn, auf dem Markte Renten zu dem laufenden Preise zu verkaufen, ohne ein eigentliches Anlehen zu contrahiren. Groß können die Summen, welche man auf diese Weise erhält, nicht seyn, da die französische Regierung auf diese Weise ihrem eigenen bisherigen System, die Renten künstlich empor zu heben, entgegenarbeitet, und das Mißtrauen in die Staatsfinanzen steigen würde, sobald ein solches Verfahren mehr an die Oeffentlichkeit gelangte.

Daß jedenfalls solche indirecte Mittel sich Geld zu verschaffen, nicht ausreichen, zeigen die immer wieder auftauchenden Gerüchte von Anleihen; so soll jetzt eines bei der Bank negociirt werden, und zwar zum Betrag von 250 Millionen Franken; das ist aber keineswegs wahrscheinlich, denn ein solches Anlehen wäre nicht mehr und nicht minder als ein financieller Staatsstreich, weßhalb das Gerücht denn auch gleich hinzusetzt, Fould oder Pereire, d. h. eine der finanziellen ames damnées des kaiserlichen Regiments, solle Bankgouverneur an Graf d'Argouts Stelle werden, denn daß letzterer in ein solches Anlehen nicht willigen wird, liegt auf der Hand: er kann die Banknoten nicht auf die Summe von 900 Millionen hinaufsteigern und das baare Geld nicht auf die Summe von 45 Millionen herabsinken lassen. Eines ist so unmöglich wie das andere, und das Gerücht fügt denn auch alsbald hinzu, die Banknoten sollten Zwangscurs erhalten. So weit wäre der finanzielle Staatsstreich fertig; allein, wenn gleich ein solcher Streich nicht außerhalb der Gränzen der Möglichkeit liegt, so läßt er sich doch nur unternehmen, wenn demselben unmittelbar der Krieg folgt, denn in solchem Falle würde der ausgesprochene Zwangscurs nur als ein temporäres Mittel erscheinen, um dem plötzlichen und übermäßigen Schrecken entgegenzuarbeiten — ein Mittel, das auch die Republik 14 Tage nach ihrer Verkündigung ergriff. Da ein plötzlicher Continentalkrieg wenig Wahrscheinlichkeit für sich hat, so ist das Gerücht vorerst wohl müßig, zeugt aber für die schlechte Ansicht, die man im Allgemeinen von dem Stand der französischen Finanzen hegt.

Es wäre indeß ungerecht, wollte man der jetzigen französischen Regierung, deren finanzielles Gebahren wir freilich keineswegs entschuldigen wollen, die Schuld dieses Standes der Dinge allein aufbürden. Das unglückliche System, Renten zu verkaufen, statt Geld zu entlehnen — ein System, welches das Geld des Volks zu Hunderten von Millionen in den unergründlichen Sack der Capitalisten wirft, ist alt, und nicht bloß auf Frankreich beschränkt, Ludwig Philipps Regierung wollte es niemals gelingen, die Einnahmen und Ausgaben ins Gleichgewicht zu bringen: in den ersten Jahren hinderten es die Kriegsrüstungen und die Behauptung von Algier, dann die Ereignisse des Jahres 1840, später theils die wachsenden Seerüstungen, theils die Eisenbahnen, die halb vom Staat, halb von Compagnien gebaut wurden, und dem Staat vorerst nur Kosten, keine Einnahmen brachten; in den Jahren 1846 und 47 verschlimmerte die Theurung das Uebel, und die Revolution des J. 1848 kostete nicht nur ungeheure Summen, sondern brachte auch der Industrie und dem Handel einen noch kaum verwundenen Stoß bei. Das System der jetzigen Regierung, beiden einen erkünstelten Aufschwung zu geben, hat die Sache nur verschlimmert, und seit die Nothwendigkeit ungeheure Getreidemassen auswärts anzukaufen der

Bank das baare Geld entzieht, fehlt den Schwindeleien der reale Boden, und der Luxus des Hofs kann den mangelnden Verbrauch der durch die Theurung zurückkommenden mittlern und untern Classen nicht erſetzen. Die franzöſiſche Induſtrie, zu einem nicht geringen Theil auf Luxusgegenſtände berechnet, iſt ohnehin geeignet, in ſchlimmen Zeiten, wie die jetzigen, mehr zu leiden. Man erwartet, in Folge der ſchlechten Neujahrsverkäufe, nächſter Zeit viele Fallimente in Paris und ſchlimme Rückwirkungen auf die Fabrikanten. Hiezu kommt die Noth unter dem kleinen Landvolke, welche ſich an mehreren Orten ſchon durch Unſicherheit kundgegeben und eine unter den jetzigen Umſtänden ziemlich fatale Stimmung erzeugt hat; jedenfalls iſt die Regierung nicht auf Roſen gebettet.

Es iſt ein alter Spruch, daß in Geldſachen die Gemüthlichkeit aufhört, aber auch bis zu einem nicht geringen Grade die Verſtellung. So rückſichtsvoll die engliſche Preſſe, ſelbſt die Times, ſich gegenwärtig über die franzöſiſche Regierung ausdrückt, in Geldſachen hat dieſe Rückſicht ein Ende. Aus der Times iſt die obige Mittheilung, daß die franzöſiſche Regierung neucreirte Renten an der Börſe zu verkaufen ſuche, um ſich Geld zu verſchaffen, und die Times meldet, daß „das nothwendige Anlehen von 200 Mill. Fr. für die franzöſiſche Regierung und von 50 Mill. Fr. für die türkiſche verſchoben bleiben müſſe und werde, ſo lange nicht jede Hoffnung einer gütlichen Ausgleichung erſchöpft ſey; wenn man während eines Zwiſchenraums günſtiger Gerüchte den Verſuch machen wollte, dieſe Anlehen an die Börſen zu bringen, ſo könne man ſie anſehen, als ſollten ſie nur in Eile vor einer unvermeidlichen Exploſion noch an den Mann gebracht werden; dieſe finanziellen Unternehmungen ſeyen alſo keineswegs ſicher, bis poſitive Friedensverträge allſeitig angenommen und veröffentlicht ſeyen.“ Es iſt dieß eine höfliche Andeutung, daß England die Schnüre des Geldbeutels halte, und ſie je nach Umſtänden öffnen oder feſter zuziehen könne.

Das tritt jetzt, wo die Entſcheidung herannaht, mehr und mehr hervor: die Engländer werden ihren Reichthum benützen, um ſich Allianzen zu ſichern, denen, die nicht mit ihnen gehen wollen, Anleihen weigern, denen, die ſich zu ihren Werkzeugen machen, Anleihen verſchaffen. Es gibt keine dringendere Anmahnung für einen Staat, ſich unabhängig in ſeinen finanziellen Verhältniſſen zu ſtellen, als eine ſolche Andeutung. Namentlich erkennt man aus der Sprache, welche Times und der Economiſt, der andern zu geſchweigen, gegen Oeſterreich führen, daß das Verhalten dieſes Staats gar nicht nach den Wünſchen Englands iſt: zwar hat es ſich durchaus nicht für Rußland erklärt, im Gegentheil zeigt ſein Verhalten gegen den weſtlichen Theil der Türkei, daß es ſeine Unabhängigkeit Rußland gegenüber ſchützen will; aber es ſoll mehr thun, es ſoll Rußland bekriegen, damit die Engländer in Aſien freie Hand behalten. Die Times (vom 7 Jan.) äußert ſich zwar ſehr geringſchätzig gegen die in Deutſchland ausgeſprochenen Anſichten, als ob es in Aſien ſonderlich von Rußland zu fürchten habe; allein dieſe Verheimlichung der Gefahr in Aſien iſt nicht nur hinreichend durch engliſche Gewährsmänner ſelbſt, ſondern auch durch das Anſammeln von Truppen an der Gränze von Afghaniſtan, und die immer wahrſcheinlicher werdende Sendung einer Expedition nach dem perſiſchen Golf — ſey es um Perſien gegen Rußland zu ſtützen oder das mit Rußland verbündete Perſien anzugreifen — beſtätigt. Ehe England mit Fug an Oeſterreich die Forderung ſtellen kann, gegen Rußland mit Heeresmacht aufzu ten, muß es vorher ſelbſt ſeine Stellung zu Frankreich ins Klare ſetzen, es muß zeigen ob Frankreich wirklich der aufrichtige Bundesgenoſſe Englands iſt, und ob die franzöſiſchen Rüſtungen nicht allenfalls gegen Oeſterreich und England gerichtet ſind. Ehe dieß ſich nicht entſcheidet, kann Oeſterreich aus ſeiner beobachtenden Stellung nicht heraus, welche Folgen auch das Zurückſtrömen öſterreichiſcher Staatspapiere nach Oeſterreich vorerſt haben mag. Wir ſind ſehr verſucht zu glauben, daß wenn England ſeine franzöſiſche Papiere und Actien nach Paris zurückwirft, die Folgen für Paris in Kurzem nicht viel geringer ſeyn werden.

Das alles iſt indeß nur ein Anfang der finanziellen Wirren, welche Europa beim wirklichen Ausbruch eines Kriegs bevorſtehen, ſie werden ſich jedoch erſt dann in ihrem vollen Umfang zeigen, wenn die Stellung Frankreichs zu den Hauptmächten, England und Rußland, unwiederruflich entſchieden iſt. Bis dahin wird man wohl thun, die Berichte von den Geldmärkten zwar zu beachten, doch mit großer Vorſicht aufzunehmen; ſolange nicht die Stellungen in Europa ſchärfer gezeichnet ſind, ſind wohl einzelne finanzielle Stöße, aber keine Kataſtrophen zu gewärtigen. Zudem ſo groß der Einfluß der engliſchen Geldmacht iſt, ſo hat doch auch der Continent ſeine Stützpunkte, die um ſo bedeutender ſind, als England bei ausbrechendem Kriege allem aufbieten muß, um ſeine eigene Induſtrie und ſeinen Handel neben der Verſorgung des Staats mit Geld im Gange zu erhalten. Von der moraliſchen Seite betrachtet hat das Jahr 1848 eine günſtige Wirkung hinterlaſſen: jener unvermuthet hereinbrechende Sturm überraſchte die Capitaliſten dermaaßen, daß ſie im erſten Schrecken alles verloren glaubten, aber der Gang der Ereigniſſe hat zur Genüge gezeigt, daß die Nothwendigkeit des geſellſchaftlichen Zuſammenhanges und die Bedürfniſſe des Verkehrs mächtiger ſind, als das Uebelwollen und die Verkehrtheit der Menſchen, und daß nach ſolchen Stürmen die Katze, wie man zu ſagen pflegt, immer wieder auf die alten Füße fällt. Das hindert freilich nicht, daß die Verlegenheiten der Staaten und der Einzelnen ſehr groß werden könne

Dieſe Verlegenheiten werden indeß auch England mit allem ſeinem Reichthum nicht erſpart werden. Man erkennt dieß jetzt ſchon an dem hohen Stand des Fonds, welcher im gegenwärtigen Augenblick eher ein ungünſtiges als ein günſtiges Zeichen iſt; augenſcheinlich hat man Geld dem Handel und der Induſtrie entzogen, um es in den Fonds anzulegen, ſonſt hätte der Unterſchied zwiſchen dem Stand des Fonds, im Verhältniß zu ihrem Ertrag, und dem Zinsfuß der Bank, den man als den geringſten anſehen kann, nicht ſo bedeutend ſeyn können. Das reiche England hat bei jeder großen Zinſenzahlung, ſey es im Inland oder Ausland, Geld übrig, und wenn das Publicum Dreiprocents zu 92 bis 94 kauft, während die beſten Wechſel nur zu 4¾ bis 5 Proc. discontirt werden, ſo herrſcht augenſcheinlich eine gewiſſe Scheu, es im Handel anzulegen. Die engliſche Regierung hat gewiß nicht wie die franzöſiſche Geld aufgewendet, um die Fonds in der Höhe zu halten, ſie iſt vielmehr darauf bedacht, daß es dem Handel nicht an Geld fehle. Man macht ſich gar leicht übertriebene Begriffe von der Bedeutung des Fallens der Fonds: wenn ſolche auch einmal 10 bis 20 Proc. heruntergehen, ſo beweiſt dieß weiter nichts, als daß manche Leute mehr Fonds gekauft haben, als ſie halten können, und daß ſie ſich gezwungen ſehen, zu niedrigen Preiſen loszuſchlagen,

um ſich Geld zu verſchaffen. Ein hoher Zinsfuß iſt nicht immer ein ungünſtiges Zeichen, ſo wenig als ein niedriger Zinsfuß immer ein günſtiges iſt; letzteres bedeutet bloß, daß die vorhandene Induſtrie- und Handelsthätigkeit das vorhandene Capital nicht zu abſorbiren vermag. Es herrſcht in Nordamerika bei einem doppelt ſo hohen Zinsfuß in der Regel ſo viel oder mehr Handelsthätigkeit als in Europa. Wenn in England die Conſols auf 70 fallen ſollten, ſo beweist es nur, daß das Geld allgemein mehr als 5 Proc. werth iſt; es wird nicht einmal den Staat ſonderlich afficiren, der während des Kriegs oft genug Dreiprocentige zu 60 weggegeben hat, nnd ſie ſelbſt in dieſem Augenblick, wo Conſols ungefähr 93 ſtehen, auch nicht zu 90 anbringen wird, wenn er einer größern Summe bedarf. Letzteres ſcheint gegenwärtig noch nicht der Fall, wenigſtens hat ſich die Regierung bis jetzt noch mit Schatzkammerſcheinen geholfen.

Die kitzliche Frage für England iſt die, ob es im Fall eines Kriegs ſeinen jetzigen Handel aufrecht erhalten kann. England hat ſeit zehn Jahren ſeine Ausfuhr verdoppelt; ſie iſt im Laufe des letzten Jahrs allein um 15 Millionen Pfd. St. geſtiegen; ſeine Schifffahrt, die vor zwei Jahren durch die Aufhebung der Schifffahrtsacte im Sinken war, hat ſich ſeit der Mitte des Jahres 1852 durch den raſch ſteigenden Handel und die Auswanderung nach Auſtralien, ſo wie im vorigen Jahre durch den bald beobachteten Ernteausfall raſch gehoben, und Schiffbau, Frachten und Matroſenlohn ſtehen ungewöhnlich hoch; es iſt eine in England unerhörte Erſcheinung, daß von 14 Mill. Tonnen Fracht — in den erſten 11 Monaten des Jahres — 6 Millionen auf die fremde Schifffahrt kommen, ein Beweis, daß die Berechnung Englands bei der Aufhebung der Kornzölle und der Schifffahrtsacte im Ganzen nicht unrichtig war, obwohl die Entdeckung Californiens und Auſtraliens die übeln Folgen ſo raſch ausglich und die günſtigen Folgen ſo außerordentlich entwickelte. Man kann mit Zuverſicht behaupten, daß ſeit dem Jahre 1848 — die zwei vorhergehenden waren bekanntlich für England nicht ſonderlich günſtig — außerordentliche Umſtände England zu Hülfe gekommen ſind: fürs erſte die ungeheuren Geldſummen, die nach England geflüchtet wurden, dann die Entdeckung Californiens, welche die Ausfuhr ſteigerte, und endlich die Auſtraliens, welche Ausfuhr und Auswanderung zugleich ungeheuer vermehrte, und ſomit einen Schiffsbedarf nöthig machte, der die Frachten durchſchnittlich im vergangenen Jahr um 15 bis 20 Proc. ſteigerte, wie man aus den Circularen der großen Rheder erſehen kann. Zugleich hat der Freihandel und die Aufhebung der Schifffahrtsacte England den Fremden bei weitem zugänglicher, und die Capitalfülle das Land mehr und mehr zum Mittelpunkt des Welthandels gemacht. Wird das auch ferner in dem Maaße der Fall ſeyn, wenn ein Krieg, z. B. mit Frankreich, ausbricht und Kaper die Meere bedecken? wenn die fremden Schiffe, die jetzt drei Siebentheile des Handels führen, durch die Unſicherheit des Meeres mehr weggeſcheucht werden? Wer vermag es jetzt ſchon zu ſagen, welche Grundſätze in den künftigen Kriegen über das Recht der Neutralen werden aufgeſtellt werden? Hat doch das Morning Chronicle ganz kürzlich noch bei Gelegenheit der ſchwediſch-däniſchen Neutralitätserklärung geradezu ſich dahin ausgeſprochen, daß England den Satz, „frei Schiff, frei Gut“, nicht zugeſtehen könne; werden ihn dann die andern zugeſtehen wollen? Was aus dem neutralen Handel werden ſoll, kann man ſich aus jenem Artikel des Morning Chronicle entnehmen, der die ganze Gewaltthätigkeit und den Hochmuth des vorigen Kriegs athmet [1], und der in allen Seehäfen, die auf Neutralität hoffen, große Bedenken erregen wird. Ein Seerecht aber, wie es hier in Ausſicht geſtellt wird, würde auf England ſelbſt zurückfallen, namentlich wenn das Kriegsglück nur auf kurze Zeit umſchlägt. England darf nicht vergeſſen, daß Frankreich eine Korſarenflotte ausrüſtet, und vollkommen fähig iſt, ſie binnen kürzeſter Friſt zu bemannen, was ſelbſt von engliſchen Journalen, auch von der bisher in dieſer Beziehung immer noch ſehr ſanguiniſchen Times jetzt (ſ. 10 Jan.) in Bezug auf die engliſche Flotte bezweifelt wird. Wie wird es dann um den engliſchen Handel ſtehen? Wird es auch nur möglich ſeyn, die zahlloſen Kauffahrer zu convoyiren? Erleidet aber der Handel einen bedeutenden Schaden oder auch nur eine bedeutende Unterbrechung, ſo wird die finanzielle Folge nicht ausbleiben. England kennt unzweifelhaft den ingrimmigen Haß, den eine ſehr zahlreiche Partei in Frankreich gegen alles was Engliſch heißt, hegt. So mächtig es zur See iſt, und ſo gewiß es am Ende ſeinen Gegner beſiegt, ſo gut kennt es die Gefahren, die ſeinem Handel durch einen Seekrieg drohen, und darum ſucht es ihm durch einen Landkrieg auszuweichen, der nicht auf ſeine Koſten, jedenfalls nicht mit ſeinem Blute geführt würde. Es wird alle Minen, und namentlich die financiellen, ſpringen laſſen, um dieſen Landkrieg in möglichſter Bälde herbeizuführen.

Die größte Gefahr droht bei einer mehr oder minder ſtarken Unterbrechung des Handels den Engländern durch die Amerikaner, welche nicht unterlaſſen werden, diejenigen Handelswege, welche die Engländer nicht mehr in gleichem Maaße unterhalten können, zu verfolgen, und dadurch einen großen Theil des engliſchen Handels an ſich zu ziehen. Das eigene Intereſſe wird die Engländer nöthigen, einen großen Theil ihrer Manufacte den Amerikanern in Commiſſion zu geben, da ſie vielfach es nicht mehr wagen können, den Detailfrachtfuhrhandel zu übernehmen. Erwägt man, daß drei Siebentel des engliſchen Handels jetzt durch fremde Schiffe beſorgt werden, von denen dann ein großer Theil ſeine Waaren nicht mehr nach England führt, ſo muß vor allem der bedeutende Zwiſchenhandel Englands ſchwer leiden, abgeſehen davon daß ſie für ihren Eigenhandel vielfach noch von Fremden werden abhängig werden. Die Rolle, welche Amerika als neutrale Macht in einem künftigen Seekriege ſpielen wird, muß bei der herangewachſenen Stärke dieſes Staats nothwendig eine ganz andere ſeyn, als vor 45 Jahren, wo es von den großen kriegführenden Mächten mißhandelt wurde; daß Nordamerika ſich eine ſolche Behandlung nicht mehr gefallen laſſen wird, weiß niemand beſſer als die Engländer ſelbſt. Es iſt keine übertriebene Annahme, daß die Hälfte des jetzigen engliſchen Seehandels bei einem Seekriege mit Frankreich wenigſtens eine Zeitlang in die Brüche fällt, und die Rückwirkung hievon ſowohl auf die Induſtrie als auf die Finanzen läßt ſich ohne Mühe berechnen. England war im Jahre 1812, als es alle Meere beherrſchte und Nordamerika noch ein ſchwacher Staat, zudem Englands Handel nicht der vierte Theil des jetzigen war, faſt zur Verzweiflung gebracht; jetzt wo alles in England künſtlicher hinaufgeſchraubt iſt, wo ſomit

[1] Der Artikel ſteht in der Nummer vom 5 oder 6 d. M.; wir kennen ihn bloß aus der Shipping and Mercantile Gazette vom 6.

erlittene Unfälle viel empfindlicher treffen, ſind die Ausſichten auch viel gefährlicher, und die Stimmung im Innern kann drohend werden. Die engliſche Regierung hat dieß ſelbſt großentheils verſchuldet, da ihre Politik nur allzu lang, namentlich in Bezug auf Spanien und Deutſchland, die politiſchen Intereſſen den Krämerintereſſen hintanſetzte. Neuere Erſcheinungen laſſen keinen Zweifel, daß ſie die Thorheit eingeſehen, aber große Fehler laſſen ſich nicht ſo ſchnell gut machen; indeß wird das Mögliche geſchehen, und während vielleicht jetzt ſchon England ſich factiſch im Kriege mit Rußland befindet, kann noch einige Zeit verſtreichen, bis die andern europäiſchen Staaten hineingezogen und die Stellungen aller klar werden. Dieſe Zwiſchenzeit wird namentlich auf dem finanziellen Gebiet benützt werden, um den Feinden Verlegenheiten zu bereiten, den Freunden aber unter der Hand zu helfen. Dadurch gewinnen die Geldverhältniſſe in der nächſten Zeit ein erhöhtes politiſches Intereſſe.

Skizzen aus Coſta Rica.

2. Naturhiſtoriſche Bemerkungen.

Die Hauptkette der Cordilleras in Coſta Rica folgt der allgemeinen Richtung des ganzen Gebirgsſyſtems von Central-Amerika und Mexico, nämlich von Südoſt nach Nordweſt in geringen Abweichungen, und ſpaltet ſich in mehrere Parallelketten, welche ausgedehnte Plateaux und Längenthäler einſchließen und gegen das Gebiet von Nicaragua ſich tiefer herabſenkend, die Uferlandſchaften der beiden großen Binnenſeen dieſes Staates umſäumen. Querjöcher ſchließen dieſe Längenthäler an ihren äußerſten Enden ab, und Seitenketten laufen von dem Hauptgebirgsrücken in entgegengeſetzter Richtung nach Oſt und Weſt, beſonders aber gegen den ſtillen Ocean aus.

Der Richtung der Kammhöhen folgend, ſind dem Tafellande eine Reihe von Pics und kleinen Berggruppen aufgeſetzt, von denen die meiſten unverkennbare Spuren einer frühern vulcaniſchen Thätigkeit tragen. Sie ſtehen zwar den Rieſencoloſſen der vulcaniſchen Kette Südamerika's, beſonders den Vulcanen von Quito, an Höhe beträchtlich nach, bilden aber wie dieſe eine Reihe einzelner Eſſen, welche als Abzugscanäle für die im tiefern Gluthherd ſich bildenden Gaſe und Dämpfe dienen oder dienten, und deren mitunter geſtörte oder gänzlich unterbrochene Thätigkeit (wie hier ſelbſt der richtige Inſtinct des Volkes glaubt) die Urſache häufiger Erdbeben iſt, die in frühern Jahrhunderten, wo die Krater der Vulcane ſtärker rauchten, wahrſcheinlich viel ſeltener waren. Der Chirriqui, mit welchem die Vulcanreihe Coſtarica's im Süden beginnt, erhebt ſich 11.265′, der Rovalo 7012′, der Vulcan Blanco 11,740′ der Irazu bei Cartago über 11,100′. Einige der höchſten Berge dieſer Cordilleras, worunter der Vulcan Turrialba, der dem Irazu an Höhe mindeſtens gleich zu ſeyn ſcheint, iſt noch nicht trigonometriſch gemeſſen. Vom Irazu oder Vulcan von Cartago an reihen ſich weiter gegen Nordweſten die langgeſtreckten Trachytkegel des Barba und Botos, welchen die regelmäßige Vulcanform fehlt, und dieſen gegenüber auf der Südweſtſeite des Plateau's von San Joſe eine Gruppe anderer Berge an, deren Gipfel verſchiedene Namen führen. Im Norden gegen den Nicaragua folgen die Vulcane von Miravalles, Oroſi und La Vieja; der Vulcan von Herradura läuft ſüdlich von Tarcoles in entgegengeſetzter Richtung gegen den ſtillen Ocean aus. Die Dotaberge bilden etwas mehr nördlich einen rauhen Kamm, welcher parallel mit der Hauptrichtung der Cordilleras ſtreicht.

Der ſüdliche Theil des Staates Coſta Rica vom Vulcan Irazu bis zum Pic Chirriqui und zur Gränze von Veragua iſt noch eine wahre terra incognita, welche faſt zwei Breitegrade umfaßt. Dieſe ganze Strecke Landes iſt eine ungeheure, waldbedeckte Wildniß, in welcher außer einigen indianiſchen Jagdvölkern nur wilde Thiere leben. Die Cordillera iſt von dieſer Seite noch niemals überſchritten worden. Man kennt nur die Namen einzelner Berge, welche man der Form nach für Vulcane hält, ohne daß man je Rauch auf ihren Gipfeln geſehen, oder von erloſchenen Kratern beſtimmte Kunde hat. Ihre Höhe wurde von der Küſte aus trigonometriſch beſtimmt.

Gegen die Richtigkeit dieſer Meßoperation ſind theilweiſe gegründete Zweifel vorhanden. Die mittlere Höhe der eigentlichen Cordillerakette iſt auf dieſer Seite unbekannt; man kennt nicht einmal die plaſtiſche Form und weiß nicht mit Beſtimmtheit, ob die Ketten ſcharfe Kämme bilden, oder — was wir für wahrſcheinlicher halten — zu Plateaux und Hochthälern ſich erweitern wie im Tafelland des Centrums. Ebenſo wenig iſt etwas Näheres über den Lauf der Flüſſe bekannt, welche von dieſer Seite der Cordilleren beiden Oceanen zufließen und deren Richtungen und Krümmungen von den Kartenzeichnern größtentheils nach der Phantaſie entworfen worden ſind. Nicht einmal der ſchmalſte Theil dieſes Landes von Boca del Toro und dem Golfo Dulce, welchen Hr. Laſond zur Anlegung einer Handelsverbindungsſtraße geeignet glaubte, iſt genau unterſucht worden. Wenige Gegenden Aſiens ſind ſo unbekannt, wie dieſer Theil von Central-Amerika und faſt das ganze Innere des Iſthmus im Nordoſten und Südoſten von Panama, wie ſchon Humboldt in ſeinem Werke über Mexico erwähnt.

Die nördliche Fortſetzung der Cordilleras und die Berge, welche das Tafelland des Centrums einſchließen, beſtehen aus einem hellgrauen Trachyt, der im allgemeinen von geringerer Härte iſt und als Bauſtein verwendet wird. Wir fanden daſſelbe Geſtein vorherrſchend, ſowohl auf dem öſtlichen Abhange der Cordilleras zwiſchen San Miguel und Deſengaño, als auf der Weſtſeite jenſeits des Berges Aguacate, der den mächtigſten Gränzſtein des Hochthales von San Joſe gegen Weſten bildet. Lange nach der Erhebung der Trachytketten dauerten vereinzelte vulcaniſche Durchbrüche fort, welche dunkler gefärbte vulcaniſche Geſteine mit vorwaltend pyrogeniſcher Grundmaſſe zu Tage förderten. Höchſt intereſſante Durchbrüche dieſer Art ſind im Tafellande ſelbſt beſonders zwiſchen Alajuela und der Garita zu ſehen. Die tiefe Schlucht des Rio Grande ſelbſt am öſtlichen Fuße des Aguacate, wo unterhalb dem Zollhauſe der Fluß durch ſein enges Felsbett braust,

verdankt wahrſcheinlich einem ſolchen vulcaniſchen Durchbruch ſeine Entſtehung. Die ſteilen Felswände, die ſich dort am rechten Ufer erheben, und über welche der Weg nach Atmas führt, beſtehen aus einem dunkelgefärbten, vulcaniſchen Porphyr mit augitiſcher Grundmaſſe und vielen einzelnen Kryſtallen von Augit und Labrador, dem Melaphyr des berühmten Faſſathales von Tyrol faſt zum Verwechſeln ähnlich. Die meiſten Vulcane des Landes ſcheinen wie die in Quito und Peru aus ungeheuern aufeinander gethürmten Maſſen von Trachytblöcken zu beſtehen, zeigen weder Lavaſtröme noch Aſchenkegel, und haben ſowohl die ältern Sedimente als die ungeſchichteten Geſteine durchbrochen und ſich über den Spalten aufgethürmt. Lange nach der Entſtehung der Andes als Kettengebirge brachte die fortdauernde vulcaniſche Thätigkeit Geſteinarten andern Urſprungs auf die Oberfläche. Die hellgrauen erdigen Trachyte ſind die ältern Geſteine der Andes, die dunkeln Augitreichen, dem Dolerit oder Melaphyr ähnlichen Geſteinarten die jüngſten vulcaniſchen Bildungen. Zwiſchen beiden kommen Uebergänge von Geſteinen vor, die je nach dem Vorwalten des Feldſpaths oder des Augits zum Trachyt oder Melaphyr ſich neigen.

Die geologiſche Unterſuchung der Cordilleras, welche den nordweſtlichen Theil Coſta Rica's durchziehen, ſcheint die Anſicht der Gebirgsforſcher zu beſtätigen, welche ſowohl die Bildung jenes ungeheuern Gebirgsſyſtems, des ausgedehnteſten unſers Planeten, als die ähnlicher Gebirge in der alten Welt nicht als das Werk einer einzelnen plutoniſchen Kraftäußerung, ſondern als das Reſultat einer langen Reihe von Erhebungen betrachten, welche anfangs unter dem Meere ſtattgefunden und durch eine Reihe wiederholter Durchbrüche einzelner Vulcangruppen und das Oeffnen der Kegelberge zu einer längern krateriſchen Thätigkeit gelangt ſind.

Der Trachyt bildet überall die Baſis und den eigentlichen Kern der aus der langen Meridianſpalte hervorgebrochenen Gebirgsmaſſe. Die unterirdiſchen Kräfte, welche in dieſen Gegenden noch heute durch die krateriſche Thätigkeit der Vulcanreihe, durch vereinzelte Bildungen der Vulcane und beſonders durch Erderſchütterung den fruchtloſen Durchbruch verſuchend, wirkſam ſind, weiſen deutlich auf die Exiſtenz einer großen vulcaniſchen Spalte hin, als deren Lippen gleichſam die oberſten Schichten der Cordilleren zu betrachten ſind. Faſt alle bisherigen Beobachtungen ſtimmen darin zuſammen, daß die in den Cordilleras ſo häufigen Erdbeben meiſt nur in der Richtung des Streichens der Ketten und oft ſogar nur an der innern Lippe der Spalte ſtattfinden. Es wiederholt ſich in Central-Amerika dieſelbe Erſcheinung wie an der Küſte von Chili, wo der weſtliche Litoralſtrich bis zur Höhe der Gebirgskette ſehr häufig von Erdbeben heimgeſucht wird, während das öſtliche Gehänge dieſer Kette, auf welcher 24 thätige Vulcane ſtehen, meiſt unerſchüttert bleibt und ein Erdbeben in den Pampas eine große Seltenheit iſt. In San Salvador und Nicaragua, wo eine ungleich mächtigere vulcaniſche Thätigkeit ſich offenbart und die Gaſe und Dämpfe des unterirdiſchen Herdes unaufhörlich durch die geöffneten Schlote vieler Feuerberge entweichen, ſind Erdbeben ungleich ſeltener und weniger verheerend, als auf der Strecke von Irazu bis zu den ſüdlichen Ufern des großen Nicaraguaſees. An den wenigen ſchwachrauchenden Kratern läßt ſich nur noch eine geringe permanente Verbindung zwiſchen dem vulcaniſchen Herde und der Atmoſphäre wahrnehmen. In den Ebenen von Mosquitia ſind die Erdbeben eben ſo ſelten wie in den Pampas von Buenos Ayres.

Außer den vulcaniſchen Geſteinarten und den ſpäter entſtandenen Tuffen, welchen wir allenthalben an der Oberfläche begegnen, finden wir ſowohl an den Ufern des ſtillen Oceans als auf den öſtlichen Terraſſen zwiſchen Cartago und Turrialba und im Hochthale von San Joſe ſelbſt, beſonders am Fuße des Berges San Miguel, oberhalb Escazu, mehrere intereſſante ältere Sedimentgeſteine, welche zum Theil noch deutlich geſchichtet ſind, ſehr viele Muſchelverſteinerungen, namentlich aus dem Geſchlechte Pecten, Terebratula, Oſtrea enthalten und wahrſcheinlich in die Reihe der juraſſiſchen Bildungen gehören. Der dichte, hellgraue, harte Kalkſtein mit ſplitterigem Bruch, der oberhalb Escazu vorkommt, ſteht dem Kalkſtein der obern Juraſchichten überaus ähnlich. Ein dunkler gefärbter, minder compacter Kalkſtein, der ſehr viele Muſchelverſteinerungen enthält, kommt bei Navarro, öſtlich von Cartago vor.

Ein dichter, heller Kalkſtein mit erdigem Bruch, mit Metalloxyd bänderartig durchſetzt, und dadurch marmorähnlich, wird auf der Hochebene zwiſchen Cartago und San Joſe gebrochen, er ſteht nach ſeinem petrographiſchen Charakter gewiſſen Kalkſteinen der Kreide ſehr ähnlich, und bietet ein vortreffliches Material zu Ornamentirungen.

Die intereſſanteſte Gegend zu geologiſchen Studien bietet die Bay von Tarcoles dar. Hier ſtehen trachytiſche Felſen im Contact mit Sedimentgeſteinen ſpätern Urſprungs. Dieſelben plutoniſchen Kräfte, welche die Hauptſpalte der Andes öffneten, zerriſſen die Erdkruſte auch in vielen andern Richtungen, durch welche Seitenketten und Querjöcher des Gebirges entſtanden. Sie zertrümmerten den Schichtenbau der vorhandenen neptuniſchen Bildungen, erhoben ſie theilweiſe auf Höhen von 6 bis 7000′ und drängten einen Theil der durchbrochenen Felſen nach der Küſte des ſtillen Oceans. Zwiſchen Tarcoles und der Mündung des Rio Grande ragt ein mächtiger Fels in das Meer hinein und wird unaufhörlich von den Wogen der Brandung gepeitſcht. Das Profil dieſes Felſens iſt ſehr ſchön aufgeſchloſſen. In den obern Schichten iſt ein grauer Kalkmergel mit ſtarkem Thongehalt vorherrſchend, die Baſis bilden dünnere Schieferſchichten. Der Schichtenbau dieſes Felſens, der auch Verſteinerungen enthält, iſt wenig geſtört. Viele von den Hügeln und Terraſſen zwiſchen dem weſtlichen Abfall des ſtillen Meeres und dem Golf von Nicoya ſind aus vulcaniſchen Tuffen gebildet, ſo die Waldhügel bei San Matteo und in der maleriſchen Umgebung der Hacienda von Pigres.

Höchſt merkwürdig iſt die Einlagerung einer mächtigen Quarzſchicht, welche am weſtlichen Fuße des Berges Aguacate eine bedeutende Strecke fortſtreicht und ſehr reich an Golderzen iſt. Dieſe Goldlager, welche durchaus nur an den Quarz gebunden zu ſeyn ſcheinen, ſind noch wenig ausgebeutet. Sie wurden im J. 1822 entdeckt und lieferten anfangs einen ziemlich bedeutenden Ertrag. Bei der Scheidung des Metalls ergab ſich 66 Proc. reines Gold, 33½ Proc. Silber und etwa ein halbes Procent Kupfer. Don Joſe Joaquin Mora, der Bruder des gegenwärtigen Präſidenten der Republik, welcher Eigenthümer des Bodens iſt, auf dem die zuletzt entdeckten edlen Metallgänge aufgefunden worden, zeigte uns ſehr ſchöne Proben und verſicherte, daß der durchſchnittliche Goldgehalt in ſeinen Minen 25 Proc. des Quarzgeſteins beträgt, und

daß er bei dem Beginn der Arbeiten aus 200 Pfund Geſtein 110 Unzen Gold gewonnen habe.

Kupferminen wurden in der Gegend von Cartago aufgefunden, andere Metalle exiſtiren in verſchiedenen Gegenden des Landes. Vor Jahrhunderten waren die Goldminen von Tiſſingal, unweit Boca del Toro, nahe der Gränze von Veragua, im ganzen Lande berühmt. Seitdem durch die räuberiſchen Ueberfälle von Piraten und Indianern die an der atlantiſchen Küſte begonnene Cultur zerſtört wurde, ſind auch die Goldminen von Tiſſingal verſchwunden. Molina führt unter den verſchiedenen Metallen, die im Lande gefunden worden, Platin, Kupfer, Blei, Eiſen und Zink auf. Auch ſpricht man von Steinkohlen öſtlich am Golfo Dulce. Alle dieſe angeblichen Minenentdeckungen erheiſchen noch Beſtätigung. Außer den Goldminen des Aguacate werden nirgends im Lande Erzgänge bergmänniſch ausgebeutet.

Das Tafelland von Coſta Rica hat eine mittlere Höhe von etwa 5000 Fuß. Der Anbau geht an den Abhängen der Berge noch beträchtlich über dieſe Höhe hinauf. Die Terraſſen nach beiden Oceanen haben eine wechſelnde Meereshöhe von 1000 bis 3500 Fuß. Die Tiefebenen die ungemein fruchtbar, zum Theil aber ſehr ungeſund ſind, wie die Sumpfebene von Matina, erheben ſich nur wenige hundert Fuß über den Spiegel des Oceans.

Das Klima wechſelt natürlich auf einem Territorium von ſo mannichfaltiger horizontaler Gliederung und ſo verſchiedenartiger plaſtiſcher Form. Man hat hier wie in Mexico Regionen mit den auffallendſten Contraſten der Temperatur und der Organismen: tierras calientes oder die heißen Regionen, wo der Cacao, der unter allen Tropenpflanzen bekanntlich der meiſten Wärme bedarf, die Ananas, der Melonenbaum und die ächte Paradiesfeige vortrefflich gedeihen. Die Tierras templadas oder gemäßigte Region (3000 bis 6000′), wo der beſte Kaffee wächst, und das Zuckerrohr reiche Ernte gibt, und die Tierras frias oder die kühle Region, 6000 bis 8000 Fuß, wo Weizen, Gerſte und Haber ergiebige Ernten geben.

In den zwei letzteren Regionen iſt das Klima geſund, auf der Höhe des Tafellandes ſchwankt der mittlere Thermometerſtand zwiſchen + 65° F. (14⅔° R.) und 75° F. (19° R.). Die höchſten Hitzegrade zwiſchen 12 nnd 3 Uhr überſteigen nicht + 82° F. (22° R.) und die tiefſte Temperatur ſinkt nicht unter + 57° F. (11° R.). Die Temperatur in den Tiefebenen gegen den ſtillen Ocean beträgt im Mittel + 75 bis 85° F. In der atlantiſchen Seite ſind uns keine Thermometerbeobachtungen bekannt. Die Oſtſeite des Landes hat keine eigentliche trockene Jahreszeit; es regnet dort mit ſehr geringen Unterbrechungen faſt jeden Tag einige Stunden, doch iſt der Niederſchlag vom Julius bis November geringer als in den übrigen Monaten. Im Tafellande und auf der Weſtſeite dauert die trockene Jahreszeit, wo nur ſehr wenig Regen fällt, vom Anfang December bis Mitte April. Die Atmoſphäre iſt zwar in dieſer Jahreszeit immer noch beträchtlich feuchter als in Nordamerika während des Sommers, aber der Boden iſt ſehr trocken. Die andern Pflanzen werden überall verſengt, wo ſie nicht Schatten und Feuchtigkeit haben, die ſchönen Wieſen verſchwinden. Nur die Wälder behalten ihren grünen Schmuck, denn nur wenige Bäume dieſes Landes haben den Blattfall der nordiſchen Waldflora. Der vorherrſchende kühle Nordwind jagt die Staubwolken auf den Straßen und Wegen auf, und der Stadtaufenthalt iſt dann ſehr unangenehm.

Nach dem erſten Regen die im Mai ſchon weit reichlicher fallen, ſchmückt ſich der Boden wieder mit friſchem Grün. Die Wege und Landſtraßen bleiben erträglich bis zum Monat Auguſt. Es finden zuweilen kurze Unterbrechungen von 5 bis 6 Tagen ſtatt, die ſich aber nicht regelmäßig einſtellen. Im Ganzen aber hat die Witterung vom Auguſt bis Ende October den regelmäßigſten Gang. Die Morgen ſind heiter, der Horizont zeigt nur einzelne leichte Wolkenformen, unter denen der Cirrus und der Cirro Cumulus die vorherrſchenden ſind. Von neun Uhr Morgens an wo die Sonne ſichtbar auf den feuchten Grund des Waldes wirkt, kommen dichtere Wolken zum Vorſchein. Die Haufenwolke oder der Cumulus bildet ſich zahlreicher im Zenith.

Um die Kammhöhe der Cordilleras ſammelt ſich die Schichtenwolke (Stratus), die wie in den Alpen der Schweiz oft geſpenſterartig an den Abhängen der Berge bis tief in das Thal herabzieht. Gegen die Mittagſtunde ſind in der Regenzeit die Gipfel der Vulcane ſelten unverhüllt. Unter dem Haupte des Irazu (Vulcanes von Cartago) erhebt ſich bereits der Strato Cumulus oder die entfernte Haufenwolke in dicker drohender Maſſe. Es iſt als wenn dem Waldboden der Höhen überall der Waſſerdunſt in dichten Bläschen dampfartig entſteige. Zwiſchen 12 und 1 Uhr hat man in der Regel die erſten fernen Donnerſchläge. Der Nordoſtwind iſt noch vorherrſchend und treibt die dicken Gewitterwolken vom Irazu über die langgeſtreckten Kegelberge des Barba und Botos in ſüdweſtlicher Richtung hin. Mit dem Eintritt des Gewitterregens, der gewöhnlich erſt nach 2 Uhr beginnt, ändern ſich die Luftſtrömungen und der Wind jagt die Gewitter in den verſchiedenſten Richtungen.

Unter den Breitegraden Deutſchlands iſt die gewöhnliche Höhe der Gewitterwolken 4 bis 6000 Fuß. Auf der Hochebene ſchätzen wir dieſelbe auf 8 bis 10,000 Fuß. Bei beſonders heftigen Gewittern ſenken ſich die Wolken beträchtlich. Nach den heftigſten elektriſchen Entladungen ſteigen ſie dann gewöhnlich wieder empor. Mit niederſtürzendem Platzregen verſchwindet die gebirgsartige Form der Wolken und eine einfärbig graue Nimbuswolke bedeckt den ganzen Horizont. Im September und October, den ſtärſten Regenmonaten, dauert der Niederſchlag 4 bis 5 Stunden und oft bis in die Nacht hinein. Genaue Meſſungen des Niederſchlags ſind uns nicht bekannt. Nach den Beobachtungen des Herrn Witting in Cartago (die aber nicht während der ganzen Regenzeit angeſtellt wurden) betrug der im Julius gefallene Niederſchlag nur 2″ 3‴ und im Auguſt 4″ 4‴. Dieß würde auf keine bedeutende Regenmenge im Vergleiche mit andern Tropenländern ſchließen laſſen. Cartago, obwohl nahe dem Fuße des waldreichen Vulcans Irazu gelegen, iſt aber aus phyſiſchen Urſachen über die man nur vage Hypotheſen wagen kann, vom Niederſchlage ungleich mehr verſchont als die gegen die Mitte der Hochebene gelegene Stadt San Joſe und der ganze weſtliche Theil der Thalſohle bis zur Schlucht des Rio Grande und der Garita. Im Hafen Punta Arenas regnet es auch nach ſichern Beobachtungen weit weniger als in Eſparza, San Matteo und in allen näher dem Gebirge gelegenen Gegenden; die von der erhitzten Sandoberfläche der Halbinſel, auf welcher

Punta Arenas ſteht, aufſteigende Strömung warmer Luft verhindert dort wahrſcheinlich die Zerſetzung der Wolken.

Coſta Rica iſt unter den Bewohnern Central-Amerika's wegen ſeines vielen Regens übel berüchtigt. In einigen Theilen Nicaragua's iſt der Niederſchlag wahrſcheinlich noch ſtärker. Am Rio San Juan und den Uferlandſchaften beider großen Binnenſeen ſoll faſt täglich Regen fallen, während in San Salvador und Guatemala der jährliche Niederſchlag ſicher geringer iſt. Man erkennt das an der Cultur des Indigo und der Cochenille, welche in Coſta Rica wegen allzugroßer Feuchtigkeit nicht gedeihen konnten, während beide den Hauptexportartikel jener nördlichen Republiken bilden. Indeß hört man auch aus Guatemala häufige Klagen über Fehlſchlagen der Cochenille wegen einfallender Regen, und nach den neueſten Nachrichten von dort ſoll man ſogar mit dem Plane umgehen, die Cochenille durch den Kaffeebaum zu erſetzen, und den Kaffee als Tauſchartikel gegen die europäiſchen Manufacturwaaren zu exportiren.

Die Ebenen an der öſtlichen oder atlantiſchen Seite ſcheinen eine etwas wärmere und conſtantere Temperatur zu haben, als der ſchmale Küſtenſtrich am ſtillen Ocean. Die Vegetation iſt großartiger, die Bäume ſind im Allgemeinen höher und dickſtämmiger als an der Weſtſeite. Pflanzen, welche die heißeſte Temperatur vertragen, gedeihen dort vorzüglich. Der Cacaobaum in der ſehr fruchtbaren aber ungeſunden Ebene von Matina, welche Kenner an Fruchtbarkeit dem Nil-Delta gleichſtellen, trägt Bohnen von feinſtem Aroma. Die koſtbarſten Schmuck- und Farbehölzer: der Mahagonybaum und verſchiedene Arten von Cedrelen, der Braſilienholzbaum (Caesalpinia echinata), der Gelbholzbaum (Brussonetia tinctoria), und die für den mediciniſchen Gebrauch wichtige Sarſaparilla (smilax sarsaparilla) gedeihen im Oſten reicher und ſchöner als am weſtlichen Fuße der Cordilleras. An beiden Küſtenſtrichen Coſta Rica's iſt der Vanillenſtrauch mit ſeinen ſchmalen, ſchönduftenden Fruchtkapſeln (Epidendron Vanilla), der Pfefferſtrauch, der Melonenbaum (Carica Papaia), der Seidenbaumwollenbaum (Bombax Ceiba), die Oelpalme (Elæis Oleracea), die Fächerpalme (Mauritia flexuosa), die Kohlpalme und der Manglebaum gemein. Die Kokospalme gedeiht am Golfe von Nicoya, die ſtachlichte Ananasſtaude (Ananasa sativa) und der Piſang (Musa sapientum) gehen bis in die gemäßigte Region hinauf, geben aber lange nicht die gleichen ergiebigen Ernten. Dieſe heiße Region iſt zugleich durch die Ueppigkeit der Lianen und paraſitiſchen Pflanzen, welche in einer Meereshöhe von 3000 Fuß ſchon beträchtlich abnehmen, auffallend charakteriſirt.

Das Thierreich iſt durch die größten und ſchönſten Formen der Aequinoctialzone an beiden Küſtenſtrichen Coſta Rica's vertreten. Es kommen hier die meiſten Arten der Quadrupeden Südamerika's: der Tapir, das größte Säugethier der neuen Welt, der Jaguar oder amerikaniſche Tiger, der Cuguar oder amerikaniſche Löwe, viele Affenarten (die aber hier doch viel weniger Mannichfaltigkeit zeigen als am Orinoco und in Braſilien), kleine, ſüdamerikaniſche Hirſche, Nabelſchweine u. ſ. w. vor. Von den Vögeln ſind beſonders die buntfarbigen Arten zahlreicher als auf dem Tafelland der Cordilleras. Die Papageien, die Tukane (Rhamphastos), die glänzenden Trogonarten, reichbefiederte Schmuckvögel (Ampelis), das Hokkohuhn (crax alector), Löffelreiher und Trompetenvögel ſind die hervorragenden Gattungen aus der Claſſe der Vögel, der Gelbſchwanz (Cassicus montezuma), am San Juanfluß und Sarapiqui der zahlreichſte Vogel, durch ſeine Lebensweiſe und architektoniſche Kunſt beſonders intereſſant, kommt an der Weſtſeite viel ſeltener vor. Einzelne derſelben und manchmal ſelbſt ganze Schwärme kommmen wohl auch in die gemäßigte Region auf die Hochebene von San Joſe, erſcheinen aber dort nur als Gäſte als verirrte Fremdlinge und Strichvögel. Bald ziehen ſie wieder in die Tiefe zurück, deren wärmere Luft und gleichmäßigere Temperatur ihnen beſſer behagen. Am auffallendſten iſt der Unterſchied beider Regionen in Bezug auf Reptilien. Keiner von beiden gewaltigen Sauriern, welche am Meeresſtrande und an den Ufern der Flüſſe, beſonders in der Nähe ihrer Mündungen, in furchtbarer Zahl auftreten, geht bis zum eigentlichen Tafellande. Der ächte Kaiman (Crocodilus Lucius) mit der Hechtſchnauze und verſchiedene wahre Krokodilarten mit ganzen Schwimmhäuten an den Füßen, ſehr gewölbter Schnauze und knorrigem Nacken wie Krokodilus Rhombifer, kommen nur in den Flüſſen der Tiefe vor, und ſcheinen am Rio Grande und in den verſchiedenen Gewäſſern, welche dem atlantiſchen Ocean zufließen, kaum bis zu einer Höhe von 500′ flußaufwärts zu gehen. Auch die großen grauen Leguane halten ſich nur in den wärmſten Gegenden nahe dem Meere auf. Die Lurchen dieſer warmen Region ſind wahre Rieſen im Vergleich mit derſelben Amphibienfamilie, welche Sümpfe und Gebirgsflüſſe des Plateau von San Joſe beleben. An Landconchylien iſt Coſta Rica überaus arm, was der Seltenheit der Kalkgebirge zuzuſchreiben iſt. Jenſeits des Golfes von Nicoya in der Gegend von Capo Blanco wie auch bei Tarcoles ſpült das Meer jedoch eine bedeutende Menge von Muſcheln an das Land, und es ließe ſich von dort ein einträglicher Perlmutterhandel treiben. Außer verſchiedenen Arten von Aviculaceen mit zweiſchaligen Muſcheln, worunter auch eine Varietät Avicula margaritifera (meleagriua margaritifera), welche grünlich grau mit weißlichen Strahlen iſt (deren Schalen die Perlmutter und deren tropfenartige Auswüchſe bekanntlich die ächten Perlen geben), ſieht man auch viele Conus, Oliva, Trochus, Cypräa, Tellina, Bennsarten u. ſ. w. am Strande. Zugleich fiſcht man dort vortreffliche Auſtern von ungemeiner Größe, welche in Punta-Arenas mit Vorliebe gegeſſen werden. Unter den Inſecten dieſes Küſtenſtrichs kommen viele tropiſche Prachtarten vor, beſonders Buprefiden, Elateriden, Caſſiden u. ſ. w. Im Ganzen aber iſt die Inſectenfauna weniger großartig und brillant als an der atlantiſchen Seite, und beſonders ſteht ſie an Glanz und Größe den Inſecten von Braſilien und Guyana nach. Viele Formen, beſonders aus den Geſchlechtern der Saperden, Lamien, Cerambyciden ꝛc. erinnern auffallend an europäiſche Formen. Merkwürdigerweiſe kommt hier nicht Einer von den koloſſalen Repräſentanten der Scarabäen vor, die ſonſt in keinem tropiſchen Lande fehlen, während an der Oſtſeite Central-Amerika's nahe dem caraibiſchen Meer mehrere Species dieſer Rieſenkäfer erſcheinen. Auch die gefährlichen Arachniden erinnern hier nicht an die großen Arten dieſer Thierclaſſe in andern Tropenländern. Die Spinnen ſind hier nicht von außerordentlicher Größe. Die Taranteln und der zwölfzackige Scorpion (androctonus), den wir in den Waldgegenden von Jeſus Maria zwiſchen San Matteo und Eſparza häufig unter den Baumrinden finden, ſind hier nicht größer als dieſelben Thiergeſchlechter in Louiſiana zwiſchen dem 30° und 33° nördlicher Breite.

Auf der Höhe des Tafellandes, deſſen Mitte die Hauptſtadt San Joſe einnimmt (4 bis 5000′ Meereshöhe) ändert ſich der Naturcharakter auf das überraſchendſte. Der Wald bietet hier nicht mehr die finſtere Majeſtät der mächtigen Urwälder wie am Sarapiqui- und San Juanfluß, wo dickſtämmige Rieſenbäume mit gewaltigen Laubkronen ſich bis 140′ über dem Boden erheben, und die Vögel die ſich auf denſelben fröhlich ſchaukeln, dem Schrotſchuſſe unerreichbar ſind. Der primitive Wald im eigentlichen Hochthale iſt verſchwunden und hat der Cultur Platz gemacht. Die kleinen Wäldchen, welche in den Schluchten und den Abhängen der Flußinſeln ſtehen geblieben, ſind nur der karge Nachwuchs jener Urwälder, welche die Axt des neuſpaniſchen Holzfällers ausgerodet hat. Erſt auf den höhern Bergabhängen welche die Wände des Hochthales bilden, erſcheinen wieder maſſenhafte Anſammlungen von Bäumen. Es ſind viele neue Geſchlechter, die in der heißen Region nicht vorkommen. Man findet Eichen von ſehr fremdartigem Anſehen, Coniferen die nicht mehr an unſere dünnnadlichen Kiefern des Nordens erinnern; Weiden und Pappelarten und andere Repräſentanten eines kühleren Klimas gemiſcht mit tropiſchen Formen, von denen aber nur eine geringe Artenzahl ſich bis zur Meereshöhe von 8000′ verirrt, und die in dieſen Regionen bereits eine merkliche Verkümmerung ihres Wuchſes nach oben erleiden.

Auch der Lianen- und Paraſitenreichthum hat in der milden Atmoſphäre des Tafellandes bedeutend abgenommen. Die Wäldchen ſind daher ſonniger und freundlicher, weil die ausgedehnten Schirme jener Häng- und Kletterpflanzen, welche in den Wäldern der tiefern Region ſich von Baum zu Baum fortziehen, hier dem Sonnenlicht das Eindringen bis auf den Boden geſtatten, die candelaberartigen Schmarotzer, die einen ſo wunderbaren Schmuck der Baumkoloſſe am Sarapiqui und Rio Grande bilden, fehlen ganz. Viele Culturpflanzen, wie der Cacaobaum, der Vanilleſtrauch, der Indigo, der Brodfruchtbaum, die Sarſaparille u. ſ. w. würden ſelbſt durch Beihülfe der künſtlichen Pflege hier nicht mehr gedeihen, da ſie einer höhern und anhaltendern Temperatur bedürfen, als hier durchſchnittlich herrſcht. Auch andern Pflanzen, wie dem Piſang, Ananas, verſchiedenen Palmenarten ſieht man bereits die Verkümmerung an, obwohl ſie noch vielfach gepflanzt werden. Selbſt der Mais und das Zuckerrohr, obwohl ſie noch bis zu einer Höhe von 6500′ recht gut fortkommen, geben nicht mehr einen ſo reichen Ertrag wie auf den Terraſſen und Tiefebenen vom Meeresſtrande bis auf 3000′ aufwärts. Der Piſang, die nützlichſte Nahrungspflanze für den Armen, wird in jeder Hacienda cultivirt. Seine vom Winde ſtark zerfetzten Blätter haben bei weitem nicht die Pracht und Größe, wie in den herrlichen Piſangwäldern in der Nähe von Tarcoles, wo auch die Bananen ungleich größer, ſüßer und ſchmackhafter ſind, und in noch weit dickern Trauben an den Bäumen hängen. Die geeignetſte Temperatur ſoll für den Piſang unter dem Aequator an der Meeresküſte ſeyn, wo er bei einer Temperatur von + 27° R. den größten Ertrag liefert. Sein häufiges Vorkommen bei Heredia, Cartago und an den meiſten hochgelegenen Dörfern des Tafellandes, wo der Piſang noch immer den Schmuck der Haciendas bildet und gute Früchte trägt, widerſpricht der Behauptung jener Pflanzengeographen, welche die Temperaturgränze, jenſeits der die Frucht des Piſangs ſelten zur Reife kommen, auf etwa + 19° R. angeben, während hier im Tafellande von Coſta Rica in Gebirgsgegenden, deren mittlere Temperatur nicht über + 13° R. beträgt, die Bananenernte immer noch gut iſt. Die Pflanzen, welche unter allen künſtlich gezogenen Vegetabilien ſich in der milden Region des Tafellandes am wohlſten befinden, ſind der Orangenbaum, der hier beſtändig Blüthen treibt und Früchte anſetzt, und der Kaffeebaum, der in der Umgebung von San Joſe den reichſten Ertrag gibt und beſſer gedeiht, als auf den wärmeren Terraſſen jenſeits Aguacate.

Der Anblick der wilden Vegetation hat in dem Hochlande von Coſta Rica nur noch wenig Tropiſches. Cactus- und Agaven werden künſtlich als Heckenpflanzen gezogen. Der prächtige, ſenkrecht aufwachſende, ſäulenartige Cactus, deſſen maleriſche Form uns in verſchiedenen Küſtengegenden am ſtillen Ocean, beſonders bei Punta Arenas und Tarcoles, ſo fremdartig auffiel, kommt hier nicht mehr fort. Die ungeheuern Blüthenſtengel der Agaven, welche zwiſchen den Mündungen der Baranca und des Rio Grande ſich zu zahlreichen Gruppen mit kronleuchterartig geſtellten Blüthen erheben, ſind hier ſeltene Erſcheinungen. Dagegen begrüßt man viele Bäume und Büſche eben ſo wie andere Pflanzen, die uns an nordiſche Pflanzengeſtalten erinnern, obwohl ſie abweichende Species ſind. Eine Pappelart mit großen Blättern, die nicht hoch wird, iſt die häufigſte Heckenpflanze. Man ſieht unter vielen Formen der gemäßigten Zonen das Geißblatt, den Hollunder, die Saalweide, freilich in etwas ſüdlicher Entwicklung, unter den niedern Kräutern die Milchdiſtel, die Neſſel, den Hühnerdarm, die hier mit den Sinnpflanzen (**Mimosa sensitiva** und **Mimosa pudica**) auf allen künſtlichen Wieſen und natürlichen Savannen zerſtreut ſtehen.

Die Thierwelt hat auf dieſer kühlen Andeshöhe eine ähnliche Metamorphoſe erlitten. Man bemerkt es beſonders bei jenen Geſchlechtern wirbelloſer Thiere, denen ein geringes Vermögen der Ortsbewegung gegeben iſt, wie bei den Landſchnecken, den Scorpionen und vielen Inſectenarten. Von dem Vorkommen der großen reißenden Katzenarten im Hochthal ſelbſt haben wir keine beſtimmte Nachricht. Doch ſcheinen Jaguare, Pumas (**Felis concolor**) und andere Katzen bis zu einer Meereshöhe von 8000′ in den Andeswäldern, welche das Tafelland umgeben, vorzudringen. Jaguarhäute kommen auf dem Markte von San Joſe nicht ſelten vor, und man kann hier ein ſchönes Fell für einen Piaſter kaufen. Im Ganzen ſcheint aber doch den Katzenarten die heiße Tiefe behaglicher, und die meiſten Tiger (Jaguare) ſollen in der Landſchaft Miravalles und in den Waldebenen am San Carlosfluſſe, welche ſich höchſtens 1500′ bis 2000′ über den Meeresſpiegel erheben, vorkommen. Der Tapir geht nie ſo hoch. Die kleinen Hirſcharten (**cervus rufus** und **mexicanus**) ſind ſeltener. Affen ſind nicht zu finden, und die in Gefangenſchaft gehaltenen Rollſchwanzaffen, die man aus der warmen Region nach San Joſe bringt, kränkeln hier und leiden an Katarrh und Lungenſchwindſucht, ganz ähnlich wie die Affen im Pflanzengarten zu Paris. Ein junges Aeffchen, das wir ſelbſt in jener grünen Region erbeutet und nach San Joſe gebracht hatten, ſchien bei einer Temperatur von + 13° R. ſtark zu frieren. Dagegen kommen in dieſer Region gepanzerte Gürtelthiere (Armadille), Beutelratten, eine Faulthierart von hellbräunlicher Farbe mit langen und dichten Haaren und zwei Krallen an den Vorderfüßen (**Bradypus didactylus**) und der ſüdamerikaniſche Waſchbär (**Procyon cancrivorus**), der ſich durch höhere und

ſchlankere Beine, durch kürzere Nägel und Ohren von dem bekannten nordamerikaniſchen Waſchbären auszeichnet und ſich ſowohl von Früchten als Inſecten nährt, ziemlich häufig vor.

Die gefiederten Bewohner dieſes Hochthales haben im allgemeinen nicht die bunte Farbenpracht, wie die Vögel der heißern Region. Den verſchiedenen Papageiarten, den coloſſalen Araſſen, deren maſſenhafte Prachterſcheinung an den Küſtenſtrichen beider Oceane den von Norden kommenden Reiſenden ſo ſeltſam überraſcht, ſcheint die milde Luft des Hochlandes eben ſo kalt und unbehaglich wie den Affen. Auf unſern Streifzügen durch das Hochthal ſahen wir nur ſelten einzelne Heerden von kleinen Papageien, die ſich beſonders in Zeiten einſtellen, wo gewiſſe Lieblingsfrüchte reifen, aber ſie erſcheinen nie als Standvögel. Es ſind flüchtige Wanderer, welche Neugierde oder Naſchluſt zuweilen verleitet, ſich ſo hoch heraufzuwagen, die aber das kühle Hochland wieder fliehen, ſobald die Nordwinde der trockenen Jahreszeit ihr buntes Gefieder ſchütteln. Die Colibris ſind hier zwar nicht ſelten, aber durch weniger mannichfaltige und farbenſprühende Arten vertreten wie in den wärmern Lüften der Tierras Calientes. Ampelis und Trogonarten haben wir hier nie geſehen, und im allgemeinen muß man ſich wundern, daß bei ſolcher Nähe der heißen Region und bei der ungemeinen Leichtigkeit, womit die Vögel ihre Bewegungsluſt befriedigen können, ſo wenige Vogelarten der heißen Region ſich in die Luft der Tierra Templada nach dem fruchtreichen und wohlcultivirten Hochthal dieſes Tafellandes verſetzen. Nur der ſchwarze melancholiſche Aasgeier (Cathartes foetens), der große gefleckte Ziegenmelker (caprimulgus rufus) und die ſüdamerikaniſche Schwalbe ſcheinen ſich in beiden Regionen gleich wohl zu fühlen. Die feingezeichneten Turteltauben kommen etwas ſeltener vor als in der Tiefe. Der prachtvolle Specht mit der ſcharlachrothen Haube (Picus princeps), der einen verſchiedenartigen Temperaturgrad vertragen kann und gerne weite Reiſen macht, iſt ziemlich gemein. Auf der Savanna in der Nähe von San Joſe erſcheint der ſüdamerikaniſche Regenpfeifer in großen Heerden. Mehrere Ortyxarten, der nordamerikaniſchen Wachtel an Größe ähnlich, ſahen wir häufig in den Wieſen bei Aſerri. An Zahl wie an Mannichfaltigkeit iſt die ornithologiſche Ausbeute für den Sammler auf dieſer Höhe bedeutend geringer, als in der Küſtenregion jenſeits des Aguacate.

Noch auffallender iſt die Verkümmerung der Formen in der Reptilienclaſſe wahrzunehmen, die vor allem einen hohen Grad von Wärme und Feuchtigkeit liebt. Die ſchönen, farbenſchillernden Kammeidechſen, die wir in den Umgebungen von San Juan, und die großen, grauen, ſchuppigen Leguane, die wir an der Küſte des ſtillen Oceans ſo zahlreich beobachtet hatten, verſchwinden ſchon bei einer geringen Meereshöhe. Die wenigen Saurierarten, die hier vorkommen, ſind von unbedeutender Größe. Man badet in den Flüſſen des Hochthales, ohne Kaimane oder gefräßige Fiſche zu fürchten. Nicht einmal Schildkröten haben wir in dieſer Region gefunden. Auch die Rieſenfröſche ſind verſchwunden, und ſtatt ihrer treten kleine, aber ſehr bunte und zierlich gefärbte Lurchenarten auf. Auch Schlangen ſind ſelten, und obwohl die meiſten Landbewohner mit nackten Füßen durch Wälder und Savannen gehen, kommen Unglücksfälle doch nicht häufig vor. Der furchtbare Trigonocephalus lanceolatus, das gefährlichſte Reptil in den tropiſchen Zonen Amerika's, ſcheint wenigſtens in dieſem Theile Coſta Rica's zu fehlen, obwohl Zuckerplantagen ſonſt der Lieblingsaufenthalt dieſer Schlangen faſt in jeder Hacienda ſind. Wir fanden dagegen mehrere Arten der Korallenſchlangen, und die ſüdamerikaniſche Klapperſchlange, Crotalus durissus, die weniger hübſch über dem Rücken gezeichnet iſt als die nordamerikaniſche Art, aber ein noch ſchneller tödtendes Gift in ihren Zahndrüſen bewahrt, kommt zuweilen in den Kaffeeplantagen bei San Joſe vor.

Unter den Landmollusken kommen einige Bulimusarten vor, die aber nicht viel größer ſind als in Nordamerika. Die Inſectenfauna trägt einen auffallend nordiſchen Charakter. Die Prachtſchmetterlinge der Tiefe ſind großentheils verſchwunden. Es fliegen Hipparchien und Coliasarten wie auf unſern deutſchen Wieſen neben einzelnen Schmetterlingsformen der tropiſchen Zone. Die Käfer ſind reich an Farben, aber auffallend kleine Mosquitos und Sandfliegen kommen nicht mehr vor, dagegen ſind Flöhe und Niguas (pulex penetrans) eine unangenehme Plage; die Heuſchrecken, die im Monat Julius, als wir Tarcoles beſuchten, zu vielen Millionen auf den Waldwieſen hüpften und in Guanacaſte auf den Maisfeldern und Piſangpflanzungen beträchtliche Verheerungen anrichteten, haben ſich noch nie auf das Hochland gewagt, und die Angſt, welche ſich aller Kaffeeplantagenbeſitzer in San Joſe bemächtigt hatte, welche ihre ſchönen Ernten durch dieſe gefräßigen Gäſte ernſtlich bedroht glaubten, hat ſich als völlig überflüſſig bewährt. Seit Menſchengedenken hat die Wanderheuſchrecke Central-Amerika's noch nie die Höhe der Andesthäler heimgeſucht, während ſie an den Küſtenlandſchaften von San Salvador, Nicaragua und Coſta Rica ſich immer weiter auszudehnen ſcheint. Das Scorpionengeſchlecht iſt auf dieſer Höhe nur durch kleine, nicht gefährliche Arten repräſentirt. Mehrere eigenthümlich charakteriſirte Inſectengattungen wiederholen ſich in den verſchiedenen Regionen, haben aber in der milden Region faſt zwergartige Repräſentanten im Vergleich zu den Formen in der Tierra Caliente.

Die dritte Region der Tierras Frias beginnt auf einer Höhe von etwa 6500'. Cerealien, welche eine mäßige kühle Temperatur lieben, wie der Weizen und die Gerſte, gedeihen ſchon auf einer Höhe von etwa 1000' über der Thalſohle von San Joſe (5000' Meereshöhe) ziemlich gut und geben hier doppelte Ernten. An Gramineen iſt dieſe Region reicher als die Terra Templada und die Tierra Caliente. Die Waldvegetation geht bis zu den höchſten Gipfeln der Vulcane, oder findet an der ſteinigen Beſchaffenheit des Terrains, nicht an dem Klima, ein Hinderniß. Die natürliche Baumgränze läßt ſich hier nicht beſtimmen, da die höchſten Berge ſich nur bis etwa 11,000' erheben. Animaliſche und vegetabiliſche Organismen erinnern mitunter an die Formen der ſubalpinen Region, und auf den Höhen des Irazu kommen mehrere nordiſche Käfergeſchlechter, z. B. Meloe, Carabicinen und unter den Landſchnecken Helix und Bulimusarten vor, die in den tiefern Regionen keine oder nur wenige Repräſentanten anzuweiſen haben.

Die Landſchaft des Südens.

Nach T. Addiſon Richards von E. Pelz.

Ueber die Naturſcenerie des Südens der Vereinigten Staaten Nordamerika's haben wir ſeither nur ſehr wenig vernommen, ſowohl was Abbildungen als auch Beſchreibungen anbelangt; ihre Schönheit iſt auswärts und daheim nur äußerſt mangelhaft bekannt. Von Touriſten, die auf den großen Straßen zu wandern pflegen und von denen das Reiſen als eine Art Geſchäft, gewiſſermaaßen handwerksmäßig, betrieben wird, läßt ſich wenig an Berichten erwarten, da ſie faſt immer die mindeſt intereſſanten Gegenden — die Intervallen der Naturinſpiration — berühren; ebenſowenig wird die tadelnswerthe Blindheit verſchwinden, welche aus Verehrung des Entfernten Naheliegendes überſieht.

Die Natur hat in ihrer verſchwenderiſchen Ausſchmückung unſeres Landes keinen Theil desſelben vergeſſen, am wenigſten den worüber wir jetzt ſchreiben. Keiner der ſchönen Schweſterſtaaten kann gewinnendere Reize entfalten, als die des „ſonnigen Landes" ſind; oder wenn ſie vielleicht in einzelnen Zügen mangeln, ſo treten ihm allein eigene Schönheiten ausgleichend dazwiſchen. Stolze Gebirgshöhen erheben ihre Stimmen des Lobes zum Himmel; die Donner des Niagara wiederhallen bei Talluah, ſowie das lieblichere Gemurmel von Kaaterskill (oder Catskill) und Trenton, bei Ammicalolah und Toccan beantwortet wird. Für die grünen Wieſen des Nordens, geſprenkelt mit Landhäuſern und weidenden Heerden, hat der Süden ſeine breiten Savannen, ſtill unter dem Schatten des Palmetto und der Magnolie; für die Großartigkeit des Hudſon, des Delaware und des Susquehanna gibt es hier myſtiſche Lagunen, in deren ſtattlichen Bogengängen von Cypreſſen die Phantaſie nach Belieben alles Wilde der Vergangenheit und Zukunft durchfluthen kann. Als Tauſch gegen die ſchönen Landſeen des Nordens hat der Süden die lieblichſten der Thäler, componirt und eingerahmt dem Traume eines Malers gleich — raſenbedeckte Horicoes und Winnepiſſeogees. Ueber ſich ſanfte und in der zeugungskräftigen Wärme der Sommerſonne glühende Wolken, hat er unter ſich geheimnißvolle Höhlen liegen, deren Myſterien noch ungeleſen ſind.

Wir werden kurz von den verſchiedenen Typen landſchaftlicher Schönheit des Südens ſprechen, und die merkwürdigſten Beiſpiele einer jeden anführen. — Das unterſcheidende Merkmal der Gebirgsſcenerie in den ſüdlichen Staaten, im Gegenſatze zu denen des Nordens, iſt das Pittoreskere. Die großen Züge der Catskills, der Adirondacs, der Spitzen der Green- und White Mountains (grünen und weißen Berge) ſind nur äußere Glieder der mächtigen Alleghanykette, die ihren Mittelpunkt in Virginien hat und ihre berühmteſten Gipfel als Nachtrab in Georgien und in den Carolinen beſitzt. Die Alleghanies in den nördlichen Staaten laufen in ſtattlicher, ununterbrochener Linie aus, wogegen daheim im Süden jeder ihrer Schritte frei und fröhlich iſt. Hier ſind ſie im glücklichſten und launenhafteſten Humor gruppirt, jetzt in graciöſen Umriſſen einherziehend, zierlich einander den Pfad durchkreuzend, oder ſich im Begegnen herzlich umarmend; hier geſammelt in freigebigem Wetteifer und dort — plötzlich abbrechend in zerriſſenen und finſtern Abhängen, Launen von Verliebten darſtellend. Alles in alpenartiger Verſchiedenheit, Verwickelung und Ueberraſchung. Von der allgemeinen Ebene aus geſehen, ſind die Berge ſtets hinlänglich unregelmäßig in Form und Lauf, um angenehme Contraſte zu bieten. Das Vorhandenſeyn dieſer Verſchiedenheit, ein ſo weſentliches Element des Maleriſchen, gibt der ſüdlichen Gebirgsregion überwiegenden Reiz vor jener des Nordens.

Manch ein Reiſender vergangener Zeit — bevor die reißend ſchnelle Fortbewegung der Dampfwagen die geduldige und beharrliche Poſtkutſche verdrängt — wird ſich erinnern, wie die „rauhen Stellen" auf ſeiner langen, langen Reiſe nach dem Weſten, über die Hügel Marylands, „geebnet" wurden durch die Schönheit der ewig wechſelnden Landſchaft, — wie alle Mühſeligkeiten des Weges, die Stöße und Schläge der ſchlecht abgeflachten Hohlwege, und die ſchwierigen Aufgänge ſich weit empor ziehender Gebirgsſpitzen vergeſſen waren bei der ſchönen Erinnerung an die reizende und ſchnelle Abwechſelung von Thal, Felſen und Waſſerfall, und an die weitumfaſſenden Panoramas, die ihn beſtändig begleiteten und ſeine Leiden vergalten.. Virginien — das edle, alte Virginien! jetzt wie ehemals die ſtattliche und beturbante Duenna unſrer großen Nationenfamilie — iſt voll von Schönheiten, die uns für immer in den Gränzen ihres alten Gebietes zurückhalten könnten. Ihre bewundernswerthe Naturbrücke und noch wundervollere Weirs Höhle, ſind Epiſches in der Poeſie der Natur, worauf ſie allein ihren Ruf ſtolz begründen könnte; dennoch ſprechen außerdem — von den finſtern Klippen bei dem Zuſammenſtrömen der Gewäſſer an Harpers Fähre (Harpers Ferry) im Oſten, durch die ganze, ſich windende Reihenfolge ihrer vielen, berühmten Heilquellen bis zu den äußerſten weſtlichen Gränzen — ruhige Thäler und zerklüftete Gebirgsformationen zu ihrem Ruhme. Der Künſtler kann ſich nicht wohl verirren bei ſeinem Suchen nach Begeiſterung. Wir verweilen nur einen Augenblick in Virginien, unſere ſpecielle Beſtimmung iſt noch weiter ſüdlich, wo wir den ſchlagendſten Typen der Naturſchönheit, von denen hier die Rede iſt, in Beiſpielen begegnen. Dieſe Beſtimmung iſt Georgien und die Carolinen.

Wenn der Reiſende die Hügelregion von Raleigh verläßt, tritt er weſtlich in eine Welt intereſſanter und neuer Scenen, deren Aufzählung ſchon unſere gegenwärtige Aufgabe überſteigen würde. Unter dieſen Schönheiten iſt der Black Mountain (ſchwarze Berg), der Monarch der Blue Ridge (blauen Kette) als Haupt und als höchſter Punkt des Landes im Süden zu betrachten; erhabener in der That über die Fläche des rund umherliegenden Landes als irgend ein Gipfel der Union, ſelbſt den Mount Waſhington nicht ausgenommen. Der eindrucksvollſte Anblick dieſer herrlichen Schaubühne iſt in der Paſſage von Hickory Nut Gap (Hickorynuß-Spalte) zu gewinnen, einem der großen natürlichen Ausgänge der Blue Ridge nach Süden. Noch weiter hin verfolgt das Coweta-Flüßchen ſeinen koketten Weg an der Baſis vieler ſtolzen und maleriſchen Hügel, und der French Broad River (franzöſiſche Breitfluß), nachdem er ſeine Macht durch die Waſſer von hundert tributären Bächen vermehrt, treibt ſeinen Lauf zornig durch eine 40 Meilen lange Gebirgsbarriere, bis er in den weniger unebenen Regionen von Tenneſſee ausruht. Dieſem Strome folgt die einzige Landſtraße zwiſchen den Staaten Tenneſſee und Nord-Carolina, und es wurde eine hübſche Chauſſee zur Erleichterung des großen Verkehrs zwiſchen den weſtlichen und ſüdlichen Staaten angelegt. Ueber hunderttauſend Köpfe Schlachtvieh werden alljährlich über dieſelbe

nach Nord-Carolina und von da ſüdwärts weiter getrieben. Wir erinnern uns unſerer erſten Reiſe auf dieſer prachtvollen Chauſſee noch. Wir hatten ſie längſt geſchichtlich gekannt, und erreichten dieſelbe am Ausgange eines ſchönen Sommertages nach wochenlanger, beſchwerlicher Reiſe über Gebirgspfade, wo der Lotus nicht im Traume als gedeihend gedacht wird; wir ſchwärmten im Anblick, unſerem getreuen Bucephalus einen langſamen Schritt geſtattend. Ach! kaum hatten wir das blaue Waſſer gekreuzt, als eine Staubwolke das träge Nahen einer Armee wackelnder Schweine verkündete, durch welche wir während der Dauer einer traurigen halben Stunde den Weg erſtreiten mußten. Nachdem dieſe Barricade überwunden, ließen wir unſere Peitſche knallen, aber nur um wieder und immer wieder andern Abtheilungen zu begegnen, ſo wie wir Punkt für Punkt auf dem ſchlängelnden Wege erreichten. Nicht nur daß wir genöthigt waren langſamer und vorſichtiger zu reiſen, als über die rauhen Gebirgspäſſe, ſondern es kam jetzt ein fetter Burſche, gepreßt von ſeinen Brüdern unter unſere Räder, um unſer Gleichgewicht entſetzlich zu gefährden. Dieſe treffliche Straße iſt wohl unterhalten, in kurzen Zwiſchenräumen mit trefflichen Gaſthäuſern verſehen, ein ſeltenes Geſchenk auf der ſüdlichen Reiſe, denn oft haben wir bei unſern Streifereien es als eine ganz beſondere Gunſt außerordentlich dankerfüllt angeſehen, wenn wir bei guter Gelegenheit irgend etwas Eßbares zur Speiſe und ein Meſſer zum Zerſchneiden vorfanden.

Bei Annäherung der Gränze von Tenneſſee ſtolpert der Touriſt über die ergötzlichen Epiſoden von Verfeinerung und Erfriſchung unter den Porticos von Warm Springs (Warmbad). Dieß iſt einer der vorzüglichſten Sommeraufenthaltsorte, von der Art wie ſie der Süden ſo häufig beſitzt, und welche die Südländer in letztern Jahren ſo glücklich zu würdigen gelernt haben; Zufluchtsorte, bei weitem die Spaa's des Nordens übertreffend an maleriſchen Umgebungen und ihnen völlig an mediciniſchen Tugenden gleich kommend. Man kann ſich kaum eine glücklichere Sommerheimath denken, als dieſelbe in den ſocialen und feſtlichen Vergnügungen der verfeinerten und genialen Cirkel gefunden wird, welche in dieſen ſtillen Gegenden zuſammenkommen, verſteckt zur unmittelbaren Unterhaltung mit der Natur in ihrer ſtricteſten Einſamkeit und in ihrer edelſten, erhabenſten Weiſe, oder gewürzt von den freizebigſten Mitteln und Anwendungen der Jagd. Der French Broad [1] iſt ſehr umwegvoll auf ſeinem Laufe und wird — wie ſichs fügt — auf beiden Seiten von aufgethürmten Hügeln eingeſchloſſen; die Straße hängt ſich an ſeine Ufer und iſt oft in den Fluß hineingebaut auf der Baſis großer Felsklippen, von denen ſie nicht ſelten überſchüttet wird. Ein großer Theil des Fluſſes beſteht aus einer Reihenfolge heftiger Strömungen, obgleich er ſich gelegentlich in ſeichte Seen ausweitet, oder in tückiſche, bodenloſe Tiefen bei Engpäſſen zuſammendrängt. Die Chimney Rocks (Kaminfelſen) und Painted Rocks (bemalten Felſen) ſind berühmte Punkte des French Broad in der Nachbarſchaft von Warm Springs. Die einen erhielten ihren Namen von der eingebildeten Aehnlichkeit mit einem Kamin, im ſteilen Aufſteigen mächtiger Trappfeiler und in den Höhlungen beſtehend, welche ſich an deren Baſis vorfinden, keineswegs unnütze Schlupfwinkel, wenn ſich feindliche Reiſende begegnen, oder beim Durchzuge von Viehheerden, wovon wir vorhin ſprachen. Die Kaminfelſen bilden faſt den letzten auffallenden Punkt von Gebirgscharakter in der Flußpaſſage gegen Tenneſſee, deſſen Gebiet dicht jenſeits liegt. Die Painted Rocks können als Zwillingsgemälde der Chimney Rocks gelten. Neben ihren maleriſchen Tugenden haben ſie ein ſpecielles, traditionelles Intereſſe in den phantaſtiſchen Zeichnungen, die von dem Pinſel der ureinwohnenden Cimabues und Giottos herrühren. Viele von dieſen Malereien ſtehen noch auf der Vorderſeite der Felſen, und zwar in Farben, die wenig von Sturm und Regen gelitten haben während der langen Reihe von Jahren, welche vergangen ſeyn müſſen ſeitdem ſie gemacht wurden.

Mit der Geſchichte des French Broad und ſeiner beſchützenden Hügel ſind eine Menge von poetiſchen und wunderſamen Legenden verwebt, ſo wie in der That mit jedem Fleck von Schönheit im Süden. Der ehrwürdige Jäger — und viele von der reinen Lederſtrumpflinie ſind noch hier zu finden — wird mit ſeinen Erzählungen und ſeinem Aberglauben vom Vergangenen den Weg beleben, wenn er euch über Fels und Kluft geleitet, oder wird die Abendſtunden damit hinbringen, während er euch ſeine heimathliche Gaſtfreundſchaft ſpendet, und ihr müßt ſie mit Einfalt des Herzens aufnehmen, wenn ihr irgend einen Platz in ſeinem Herzen behalten wollt. Nicht die mindeſt gewinnende dieſer Erzählungen iſt die zauberiſche Geſchichte der unglücklichen Tſelica, deren mythiſche Ereigniſſe wir aus dem Manuſcript-Gedicht des geehrteſten Barden und Chroniſten des Südens entnehmen.

In dieſer reizenden Romanze verliebte ſich Ockwallee, ein junger und galanter Häuptling der Muscogees, in die ſchönſte Tochter der rivaliſirenden Nation der Cherokees. Das Paar zog ſich vor den Späheraugen erbitterter Verwandten in eine verſteckte Hütte zurück. Eines traurigen Morgens, während das träumeriſche Mädchen eine geſchmackvolle Webearbeit für ihren abweſenden Krieger fertigt, begegnet derſelbe den zornigen Geſichtern ſeiner unbarmherzigen Feinde. Er ward erſchlagen. Tſelica mit wilden Augen und eiſigem Herzen bringt den blutigen Leichnam in einen nahebei verſteckten Kahn: Ueberwältigt von ihren Sorgen wahrt ſie nicht den treibenden Nachen vor den kochenden Stromſchnellen, ſie ſinkt mit dem todten Geliebten unter. Als Geiſt des Waſſers lebt ſie fort, und wehe dem der in ihre Arme geräth, ſie hält ihn für ihren Geliebten und zieht ihn mit ſich in die Tiefe, um ihn zu ihren angehäuften Feinden zu werfen.

Durch die Hickory Nut Gap, die Saluda- und Ruban Gaps, findet man eine fertige und leichte Paſſage aus der romantiſchen Region von French Broad zu gleich anziehenden Punkten der benachbarten Staaten. Die Ruban Gap durchſchneidet die große Apalachenkette in der nordöſtlichen Ecke von Georgien, und iſt ein Pfad von außerordentlichem Intereſſe. Bei der größten Erhöhung entſpringen die Gewäſſer des Tenneſſee und Savannah ſo nahe bei einander, daß es nur das Werk eines Gallatages ſeyn würde ſie zu vermählen. Hier ſtreift das entzückte Auge über das weitausgebreitete Thal des Tenneſſee, von meilenweiter unberührter Wildniß auf den erfreulichen Anblick lachender Pflanzungen und ſtrahlender Landhäuſer überſpringend. Während das Ohr dem vergnüglichen Geflüſter fallenden Gewäſſers ſich zuneigt, bietet ſich dem Auge des Beſchauers im Glitzern der benachbarten Fälle von Caſtatoia eine Milchſtraße von Cascaden äußerſt neuen und verſchiedenen Cha-

[1] Allgemeine Abkürzung für French Broad River.

rakters dar. Die glückliche Gruppirung der Berge an dieſer Stelle bringt den ſchlagendſten Nebeleffect hervor den wir jemals ſahen. Die Dünſte welche täglich aus dem Waſſer des Tenneſſee aufſteigen und das ganze Thal erfüllen, erſcheinen bei Sonnenaufgang wie ein weiter See, eingefaßt von den umſchließenden Hügelreihen. Der ſo gebildete Nebel iſt von einer Dichtigkeit, daß ſeine Erſcheinung der Solidarität des Waſſers ähnelt und beim Fallen gleich einer Maſſe von Schaum ſich darſtellt. Gleich Waſſerfällen ſteigt er die Berge herab bis zu deren Baſis, und verfließt dann in der Ebene bis zum gänzlichen Verſchwinden. Den Punkt ausgenommen, wo der Dunſt fließt, iſt die Atmoſphäre ſo durchſichtig und trocken wie am Mittag. Er trägt alle Züge eines bona-fide-Waſſerfalls, der die großartigen Anſprüche des Niagara beſchämt, bis auf Eines — den Donner ſeiner mächtigen Stimme.

In den Päſſen der Hickory Nut und Saluda iſt das wilde Anſehen des Landes oft gemildert und beſeitigt durch lachende Sommerwohnungen der wohlhabenden Beſitzer in den weniger geſunden Niederungen. Bei voller Tagesbeleuchtung tauchen hier zur Beſchäftigung des Auges und zur Bewegung der Phantaſie hinreichende Schönheitsformen auf; aber beim myſtiſchen Mondlicht, unter deſſen zauberiſchem Einfluß wir meiſt dieſe hinreißenden Scenen betrachteten, erſcheinen bei jedem Schritte die reichſten Gemälde.

Die Hauptgegenſtände des Intereſſes in der Gebirgsſcenerie von Süd-Carolina ſind der Table Rock mit den benachbarten Spitzen von Caeſars Head und Bald Mountain. Der Table Rock iſt eine edle Palliſadenlinie, die ſich nahe an tauſend Fuß auf der Krone eines majeſtätiſchen Hügels erhebt und eine Höhe von 4300 Fuß über der Meeresfläche erreicht. Die nördliche Fronte, über eine halbe Meile lang, iſt perpendicular, während die entgegengeſetzte Seite allmählich abfällt. Einſt wurde zu Ehren des in der Nähe wohnenden Staatsmannes, Calhoun, auf dem Gipfel des Table Rock ein großes Feſt unter Kanonendonner gefeiert, wozu das am Fuße des Rieſenhügels befindliche Volk die Vivats rief. Eine Flucht wohlgeſicherter Holzſtufen leitet den öſtlichen Abhang hinauf, Der Gipfel des Felſens iſt verhältnißmäßig eben, viel davon iſt mit hohen Bäumen beſetzt, während andere Theile ſteinig und unfruchtbar ſind. Nahe dem Mittelpunkte dieſes ſtolzen Gebietes befinden ſich die Trümmer eines Gebäudes, das zur Küche eines nicht errichteten Hotels beſtimmt war. An der linken Seite des Berges iſt ein koniſcher Ausläufer befindlich, der Stool (Seſſel) genannt, zufolge einer Sage, die ihn zum Sitze des großen Geiſtes macht. Am Fuße dieſes Gebirges liegt das ſchöne Thal von Saluda, bewäſſert von dem ſich ſchlängelnden Kryſtallfluſſe gleichen Namens, und auf der entgegengeſetzten Seite dieſes Thales befinden ſich die federigen Cascaden von Slicking. Dieſe Waſſerfälle tropfen von einer Reihenfolge felſiger Terraſſen, deren höchſte das anliegende Thal überragen und die einen trefflichen Anblick des Table Rock nebſt den umringenden Ausläufern beherrſchen. Unfern dieſer Oertlichkeit, die ſehr beſucht iſt, befindet ſich der Kings Mountain, ein Platz revolutionären Bündniſſes, und Graſſy Mountain, ein eigenthümlicher, freundlicher Felskegel, unfruchtbar, mit Ausnahme einer kümmerlichen Vegetation auf dem Gipfel, nach Art der Skalpplecke der Indianer.

Wir dürfen dieſe Hügel nicht verlaſſen, ohne der berühmten Yonah-Currahee-, Lookout-, Cahutta-, und Rock-Mountains in Georgia zu gedenken. Yonah, oder der große Bär, iſt ein anſehnlicher Gipfel, auf eines der lieblichſten Thäler des „Pine State“ (Fichtenſtaates) herabſehend und verbunden mit Erzählungen von Vorgängen, die wir an entſprechender Stelle zu berichten haben werden.

Currahee iſt bei den Georgiern beliebt, ſowohl wegen der Thatſache, daß es ihre erſte Berg-Liebe iſt, die ſich in einſamer Größe im Süden der großen Milchſtraße von Hügeln erhebt, als auch wegen ſeiner eigenen maleriſchen Reize. Currahee iſt ein beſonderer Sammelplatz der Jäger, denen Wildpret über alle Liebhabereien geht.

Lookout Mountain vereinigt auf ſeinem Gipfel die Staaten von Tenneſſee, Georgia und Alabama, und ſelbſt ohne hervorſtechende Anziehkraft dient er die unvergleichliche Landſchaft umher zu entfalten. Der Cahutta iſt ein Glied der Mitte zwiſchen der Hügelregion der öſtlichen und weſtlichen Ecke von Georgia. Er nimmt das Centrum des alten Cherokee-Beſitzes ein. Seine felſige Auffahrt bildet eine außer Gebrauch gekommene Straße, die wir einſt nicht ohne Gefahr unterſuchten. Der Rock Mountain iſt hauptſächlich merkwürdig wegen ſeiner eigenthümlichen iſolirten Lage; nichts Verwandtes oder Aehnliches zeigt ſich in ſeiner Nähe zur Erheiterung ſeiner Einſamkeit. Es iſt ein ausgedehnter Fels, 6 Meilen im Umfang, gebettet in die Erde bis zu einer Tiefe, die in architektoniſchem Verhältniß zu ſeiner Größe ſteht und ſo vollſtändig von allen fortgeſetzten Schichtungen entblößt, daß die Annahme: er ſey vom Himmel gefallen, eben ſo gut als irgend eine andere aufgeſtellt werden kann.

Rock Mountain iſt ein ſo vielbeſuchter Platz, daß ein Obſervatorium von 165 Fuß Höhe auf ſeinem Gipfel errichtet wurde; aber ſelbſt mit dieſer vermehrten Erhöhung bleibt die Ausſicht monoton, ſo weit iſt der einſame Berg von ſeiner eigentlichen Heimath fortgewandert. Ein entzückter Touriſt hat die Summa ſeiner Bewegung im Album des Rock-Mountain-Hotels alſo niedergelegt:

„Oh, mercy! sich a pile of stones
Was never seed by John A Jones“ [1]

Die Hügelanſichten in Georgien wie in Süd-Carolina, obſchon vielfältig und ſchön, weichen doch den größern Reizen der Thäler und Waſſerfälle. Die Thalſcenerie des Südens empfängt ihren eigenthümlichen Reiz mehr von dem verſchiedenartigen und ſpaßhaften Humor der Gebirge, deren Anzahl und launenhafter Lauf beſtändig die abſonderlichſten und ſeltſamſten Eckchen und Thäler bilden, ſo wie auch von den großen Ebenen, die am Fuße der langen Reihe der Catskills liegen. [2] Dieſe Thäler nehmen die Stelle der großen Seen des Nordens ein und tragen viel bei, die Abweſenheit dieſer bezaubernden Gebilde zu erſetzen, deren Mangel dem Reiſenden gleichwohl bisweilen bei ſeinen ſüdlichen Streifereien fühlbar wird, trotz der Stellvertretung, die er hin und wie-

[1] Nur in Proſa etwa wiederzugeben mit etwa: „O, Barmherzigkeit! ſolch einen Haufen Steine hat niemals geſehen John A Jones!“ Wie einem als Deutſchen dieſer Hanns anheimelt, der zahlreiche Wahlverwandtſchaften im Koppenbuch der Sudeten und anderwärts im lieben Deutſchland beſitzt!

[2] Die Ausläufer der Alleghanies ſcheinen hiernach Einen Namen mit den Catskill Mountains im Staate New-York zu tragen, was ich auf keiner Karte bemerkt und in keiner Schrift ſeither erwähnt fand. D. U.

der in einem faulen Fluſſe finden mag, oder im Glanze eines funkelnden Baches; denn wie Lamartine paſſend ſagt: „Waſſer iſt bei den Naturſcenen ſtets das, was das Auge bei einem ſchönen Geſicht iſt: „Elle les éclaire, elle leur donne ce rayonnement, cette physionomie qui le fait vivre, parler, enchanter, fasciner le regard qui le contemple.“

Neben dem lieblichen Thal von Saluda, geniſtet am Fuße des Table Mountain, gibt es in Süd-Carolina das ſchöne Thal von Jocaſſee, zertheilt von dem plaudernden Waſſer des glänzenden Keöwee, der rechte Platz, um darin einen Sommermorgen zu verträumen oder in Mondlichtſtunden mit den Waldland-Elfen und der heitern Fee zu tanzen! Im lieblichen County von Habersham in Georgien iſt Nacoochee, oder der Abendſtern, die Königin der Thäler, verſchleiert in den breiten Schatten von Yonah und anderer majeſtätiſcher Hügel; während im äußerſten Weſten des Staates das Dogwood-Thal ſo gefahrvoll verführeriſch für den eiligen Wanderer wird, als es in der himmliſchen Stadt die Eitelkeits-Meſſe für die Pilgrime war. Dieſe Punkte ſind Typen einer reichen und weitausgedehnten Thallandſchaft; ſie ſind klein an Flächenraum, nur ein halbes Duzend Meilen lang und eine oder zwei breit. Sie ſind vollſtändig umgeben von maleriſchen Gebirgsmauern und wohlcultivirten, productiven Pflanzungen mit ihren Blockhäuſern oder anſpruchsvollen Landſitzen, welche überall in ihren glücklichen Schlupfwinkeln zu finden ſind. Man findet ſie häufig reich an Mineralien und ein erfolgreiches Suchen nach Gold hat viele von ihren angenehmen Plätzen traurig entſtellt. Wie hundert Stellen im Süden, ſo haben auch hier viele ihre Namen von romantiſchen Sagen empfangen, die mit ihnen verkunden ſind. Wo die urſprüngliche Nomenclatur unglücklicherweiſe vergeſſen oder zurückgewieſen wurde, ſind gewöhnlich moderne Taufnamen im Uebermaße eines ſchlechten Geſchmackes erfolgt. So iſt der Reiſende aufgefordert, die Reize der Schlammbucht (Mud Creek) zu bewundern, den Sonnenaufgang auf dem Gipfel des Schweinehügels (Pig Hill) zu erwarten, oder ſein Ohr der Melodie der Wagenſchmiercascade zu leihen.

Im Zuſammenhange mit dem Beſuche des Reiſenden zu Jocaſſee ſteht in der Regel der von den benachbarten Fällen des White Water, an und für ſich ſelbſt angenehm und noch glücklicher in Erinnerung erhalten durch die Verbindung mit den wilden Schönheiten der Gebirgsthäler und Ränder, die man im Herumſtreifen am Buſen des netten Thales im Umkreiſe weniger Meilen vorfindet. Aber er wird ſtets mit Entzücken vorzugsweiſe ein Andenken an den Keöwee, das ſtille Gewäſſer des Jocaſſee-Thales, behalten.

Das Thal von Nacoochee oder der „Abendſtern,“ wenn man ſich demſelben zufällig von Oſten nähert, berührt Herz und Auge des würdigenden Beſchauers gleich den ſeligen Fügungen eines Traumes, — es iſt die weite Ausdehnung einer ſchwellenden Ebene, umgeben und eiferſüchtig abgeſchloſſen von aller übrigen Welt durch einen Hügelzug des luxuriöſeſten Grüns, in allen den verſchiedenen Tinten, welche enge Nachbarſchaft und allmählich anwachſende Entfernungen verleihen; man hat vor ſich den prächtigſten Teppich von vielerlei Gräſern, zahlloſen Blumen, nebſt dem betroddelten Mais und dem biegſamen Korn aller Gattungen, durchwirkt mit Landhäuſern und des Rauches blauen Locken, mit dem Windhauche emporſteigend, ſowie mit den veränderlichen Schatten dahinſtreifender Wolken und der unbeſtändigen Fluth des jugendlichen Gewäſſers Chattahoochee. Gleicht nicht das alles lieblichen Traumgebilden?

Im Buſen des Nacoochethales erhebt ſich eine coniſche Verſchanzung von ungewöhnlicher Größe, mit deren Geſchichte ein wahres Chef d'Oeuvre urſprünglicher Romantik verwebt iſt, mit der Sage nämlich, welche dem Thale ſeinen Namen Nacoochee gegeben hat. Dieſe lautet:

In vergangenen Tagen, vor der Verfallzeit wo die ſtolzen Indianer gezwungen wurden

„Zu liefern ihr luſtiges Land
In des Fremden ſtärkere Hand;“

fand der große Geiſt einen ernſtlichen Nebenbuhler um die Liebe ſeiner Kinder des Thales in der himmliſchen Perſon der weitberühmten und anbetungswürdigen Nacoochee, ſouveränen Prinzeſſin des Landes. Des Mädchens Vater war ein mächtiger Häuptling ihrer kriegeriſchen Nation und betrachtete mit erblichem und unbeſiegbarem Haſſe und Neid die Tapferkeit des benachbarten Stammes. Unglücklicherweiſe war das Herz der jungen Prinzeſſin frühzeitig von einem galanten Jüngling geſtohlen worden, dem Sohne des Herrſchers jener verrufenen Race; und wann unterlag jemals die Liebe eines Indianermädchens irgend einem widerſtrebenden Geſchick? In den ſtillen Stunden, wenn der Traumgott unbeſtrittene Macht ausübt, kamen ſie zuſammen und küßten und gelobten — und gelobten und küßten und kamen wieder zuſammen. Den Verlauf treuer Liebe zerſtörte feindſelig eine boshafte Wege der Auskundſchaftung dieſer geheimen Zuſammenkünfte, an den Wigwam des väterlichen Häuptlings ſchlagend. Er fuhr empor! Nacoochee, der Sonnenſtrahl ſeiner Seele, war fort! Aufſprangen die Krieger mit geſpannten Bogen und rachgierigen Mienen. Jetzt fühlt das Thal ihre verſtohlenen Tritte; — ein dünner Reif iſt den Tändeleien des nächtlichen Zephyrs hingegeben; er gehört dem ſchönen Mädchen und zu ihren Füßen kniet das Pfropfreis des Nebenbuhlers eines verhaßten Stammes; ein ſchauderhafter Schrei erfolgt kaum eher als der befiederte Pfeil abgeſendet wird; das Mädchen ſieht die Gefahr — ſie wirft ſich vor ihren Geliebten, empfängt den verhängnißvollen Schaft, nach ſeinem Herzen abgeſendet, und ſtirbt! Der Jüngling ſinkt in einer Raſerei der Verzweiflung an ihre Seite, ein ſelbſtgebrachtes Opfer am Altare der Liebe. Die Krieger ſammeln ſich nun umher, Reue befällt alle Herzen und am ſchmerzlichſten das des kinderloſen Häuptlings; er härmt ſich ab und ſtirbt, um mit den verhängnißvoll Liebenden im Buſen des Thales begraben zu werden. Ein geheiligter Hügel iſt über ihrer Ruheſtätte errichtet, auf deſſen Gipfel eine einzelne Fichte gepflanzt ſteht. Dieß tragiſche Grabdenkmal mit ſeinem düſtern Baum hat ſich noch bis auf unſere Tage erhalten und iſt kein anderes, als das, welches nun einen ſo intereſſanten Zug in der Landſchaft von Nacoochee bildet.

Die Flußſcenerie des Südens hat ihre Reize, aber ſie iſt mit Ausnahme des Tſelica, oder French Broad, insgeſammt durchaus nicht an Standpunkt und Abwechſelung mit den Schönheiten der Gewäſſer des Nordens zu vergleichen. Die Gebirgsſtröme ſind zahlreich, dahinrauſchend in fröhlichen Scherzen, oder in jungfräulicher Reinheit und Grazie ſtill fluthend. Wenn ſie die Hügel verlaſſen und die ſandige Erde des Flachlandes berühren, werden ſie

trübe und faul, aber ihre Ufer ſind oft dicht bedeckt mit üppigem Laubwerk, oder ſie erheben ſich in gewaltigen und grotesken Felſenufern (Bluffs). Die Geſtade des Savannah, des Alabama und Miſſiſippi tragen überwiegend dieſe Züge, vergnüglich für das Auge, aber niederſchlagend für den Anwohner. In den untern Theilen der atlantiſchen Golf-Staaten ſind die Flüſſe von eigenthümlicher Schönheit in der nebligen Atmoſphäre und in ihren prachtvollen Draperien von Laubwerk der Lebens- und Waſſer-Eichen, der Orangen, des Lorbeers, der Magnolia und tauſend hängenden Weinſtöcken, Mooſen und Immergrüns, mit den Reis- und Baumwollenfeldern in die Gewäſſer tauchend. Der Cooper und der Aſhley ſind ſchöne Beiſpiele dieſer Claſſe ſüdlicher Flußproſpecte. Eine Paſſage auf dem letzteren iſt mit unverhältnißmäßigen Erinnerungen begleitet. Die monotone Fläche der Landſchaft wirft die ganze Bürde des Intereſſes auf die träumeriſche Atmoſphäre nebſt der üppigen Vegetation und unterſtützt dasſelbe wirklich. Sogar in der Wintersmitte verleihen die zahlloſen Immergrüne der Scene ein lachendes Ausſehen, während es durchaus unmöglich iſt, die Sommerverſchwendung von Schönheit zu beſchreiben. Nichts an Grazie und Reichthum kann erdacht werden, was nicht enthalten wäre in den weiten Reisfeldern, von dem erſten Aufſproſſen der jungen Pflanzen bis zur goldenen Schattirung des reifenden Kornes; in den ehrwürdigen Hainen maſſiver Eichen, deren Formen kaum unter dem Reichthum hangender Mooſe und Weinreben zu unterſcheiden ſind, und im köſtlichen und eindrucksvollen Anblick der Waldſümpfe und finſtern Lagunen. Die gigantiſchen Cypreſſen, das tiefe Bett eines Canals durch dieſe Dſchungeln zu beiden Seiten, ſo weit das Auge einzudringen vermag, einfaſſend, verflechten ihre Aeſte und bilden große kathedrale Bogengänge, prächtig geſchmückt mit hängenden Weinranken und blühenden Sträuchern. Leben und Tod ſind in dichter Umarmung zu ſehen, indem die blühende Ausſchmückung ſich rund um die faulenden Ueberreſte einer vergangenen Vegetation ſchlingt. Das allgegenwärtige Moos — ſcherzhaft des Todes Banner genannt — ſpricht in ſeinem trauernden Fall die Gefahren und Schrecken dieſer lockenden Orte aus, fürchterlich wie die ſchreckliche Inſchrift über Dante's Hölle. Das Land iſt vergiftend und Peſtilenz liegt in ſeinem Athem. In feierlicher Harmonie mit der Scene ſteht der parexite Schrei des wilden Vogels, die Geſpenſterform der hagern, ſkelettartigen Kraniche, das Ziſchen der buntgekleideten Schlangen und die ungeſchlachte Erſcheinung des fürchterlichen Alligators.

„Nichts von heil'rer Erzeugung läßt hier ſich ſehn,
Nichts von Schönheit! wild-knorrige Bäume,
Gleich grauſen Geſpenſtern erſcheinend — ſtinkende Sträucher,
Verderbend die düſtre Atmoſphäre — dunkele Schatten,
Das Gemiſch, halb eine Wolke halb ein Feind
Im Anrücken, lauernd am wilden Rande des Sumpfes,
Dunkel mit ſeiner ernſten und verbietenden Stirn,
Dieß das allgemeine Anſehen!"

Nur im Winter mag ſich der Wanderer in dieſe gräßlichen und doch verführeriſchen Schatten wagen. Sogar die acclimatiſirte Eiferſucht meidet ſie zu jeder andern Jahreszeit, die höhern und ſandigen Fichten-Wüſten aufſuchend, oder die Städte und Städtchen.

In die Hügelregion zurückkehrend, mit der wir zur Zeit hauptſächlich zu thun haben, wollen wir einen Blick auf die Waſſerfälle werfen. Während Nord-Carolina in den ſüdlichen Staaten vorſtrahlend wegen ſeiner Gebirgsanſichten iſt, wird Georgien nicht weniger ausgezeichnet durch die Lieblichkeit ſeiner funkelnden Cascaden.

In der Nachbarſchaft von Nacoochee und Yonah befindet ſich die luſtige Fluth des Toccoa-Toccoa des Schönen, ein Elfenſtrom, der in einem reizenden Sprunge über einen Abhang von zweihundert Fuß ſetzt. Einfachheit und Ruhe bilden den Eindruck dieſer Lieblingsſcene; das Spritzen ſeines fallenden Schaumes iſt nur ein ſanftes Wiegenlied, und kaum haben die Waſſer das untenliegende ſchattige Bett berührt, ſo rieſeln ſie, erſichtlich in nichts verwirrt durch ihren ungewohnten Sturz, fröhlich und geräuſchlos weiter wie vorher. Manche poetiſche Einfälle ſind von der ſüßen Stimme des Toccoa geboren worden; dieſe Träumereien erzählen uns unter anderem, wie die grauſamen rothen Männer, begierig auf das Blut ihrer weißen Feinde, ſich der Pilotage eines Weibes anvertraut und von derſelben über die gefahrvolle Stelle des Abgrundes in den Tod geführt wurden, den ſie zu geben ſuchten.

Aber wenige Meilen entfernt vom Toccoa iſt die Reihenfolge ſchöner Waſſerfälle in den tiefen Schlund von Tallulah. Die Granitmauern dieſer Schlucht erheben ſich an Stellen bis zur Höhe von tauſend Fuß, und innerhalb des Laufes einer Meile fällt der Terrora-Fluß, welcher dieſelbe durchbrauſet, in acht bis neun Cascaden von wildeſtem und ausgedehnteſtem Charakter herab. In den untern Fällen — der Serpentine und dem Horicon — tanzen die Waſſer luſtig, obſchon oben unter dem heitern Laubdach luſtiger Haufen von Buchen und Birken, während die Oceaux und die Tempeſta unter verwirrten Haufen gezackter und unfruchtbarer Felſen raſen oder ſich drehen. Der Lauf des Bettes in der Schlucht iſt außerordentlich gefährlich, aber die Bedürfniſſe und Vergnügungen der Beſucher haben bequeme Pfade zu allen anziehenden Stellen erzeugt. Die Moral von Tallulah dem Schrecklichen und Toccoa dem Schönen ſteht in ſo lebhafter Oppoſition wie ihre Namen anzeigen. Während Toccoa mit einem Blicke zu überſehen iſt, liefern nicht zwei Punkte des Tallulah dasſelbe Gemälde; der eine gleitet in unveränderter Lieblichkeit und Gefälligkeit der Form dahin, während der andere jetzt vor Freude toll wird und dann plötzlich in Verzweiflung verfällt.

Die Umgebung und bis zu gewiſſer Ausdehnung die ganze Region von welcher wir geſprochen — iſt kürzlich von heimathlichen Touriſten viel beſucht worden und viele Herren haben ſich angenehme Landſitze da errichtet, wo ſie die Hälfte des Jahres zubringen. Beide Orte vermehren ſich reißend an Zahl und Form, denn der ganze Süden iſt reich an jeder Art von Mineralquellen. Bequeme Gaſthäuſer werden immer weniger ſelten und die Landſtraßen gewinnen einladenderes Anſehen. Noch wird der nordiſche Reiſende ſchwer die überwiegenden Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten ſeiner mehr bereiſeten und beſſer geordneten Routen vermiſſen; die Nebenwege ſind erbärmlich, das Volk unwiſſend, die Fuhren ſpärlich und elend, und die Reiſeausgaben werden unverhältnißmäßig groß. Die bekannte Gaſtfreundlichkeit und Ritterlichkeit des „Landes der Fichten, der Cedern und des Weines" hat nichts zu thun mit den demüthigen Wohnungen in den Wildniſſen der Wälder; und in der That das Volk im Süden, obſchon gutherzig, iſt im Allgemeinen zu unwiſſend oder zu ſtolz auf das Geheimniß der

Behaglichkeit ſeiner Heimath, um einem Gaſt ſein Exil vergeſſen zu machen. Dem übel geordneten, elenden Zuſtande ihrer Wohnungen nach zu urtheilen, dürfte der Fremde auf die Vermuthung gerathen, daß ſie nur einen kurzen Aufenthalt genommen hätten und lediglich auf eine Gelegenheit warteten, um vergnüglichere Sitze aufzuſuchen.

In den Gebirgsregionen ſind die Niederlaſſungen ſo entfernt von einander, und die öffentlichen Beförderungsgelegenheiten ſo unzureichend, daß die einzige wahre Art des Reiſens die mit Zelt und Bagage iſt. Nur wenige Gaſtwirthſchaften ſind außerhalb der Ortſchaften zu finden, ſo daß der Reiſende ſein Quartier in irgend einer Hütte ſuchen muß, wohin er bei Einbruch der Nacht zufällig geräth. So ein Obdach ſuchend, werden ihm die beſcheidenen Gebirgsbewohner ſagen, daß ſie niemand bewirthen, aber wenn er fürlieb nehmen wolle mit dem was ſie haben, ſo könne er darauf rechnen. Oft iſt er genöthigt ſein Pferd ſelbſt zu beſorgen; iſt das gethan, ſo tritt er in eine baufällige Hütte ohne Fenſter, ohne Möbel, ohne irgend etwas, mit Ausnahme hier und da eines — Pianofortes, im befremdenden Gegenſatze mit dem gewöhnlichen Zuſchnitt der Einwohner. Der Geſchmackſinn iſt nicht beſſer bedacht als das Geſicht, er kann den beſten Appetit von der Welt an ein Stück rohes Kornbrod vergeuden, auch auf eine Schnitte unverdauliches Rauchfleiſch, oder vielleicht auf ein halbgahres Huhn. Wenn er des Abends lieſet oder ſchreibt, kann es nur bei dem röthlichen Glanze eines Fichtenſpahnes geſchehen, und wenn er ſchlafen will, ſo dient dazu ein rauhes, oft ſchmutziges Bett, umringt vom geſammten Haushalte, vom ſchnarchenden Patriarchen bis zum wohltönenden Säugling, denn dasſelbe Gemach iſt univerſell: Küche, Sprachzimmer und Boudoir.

Dieß iſt das Waldleben! ſehr verſchieden ſowohl von dem in den Städten, als auf dem Lande in der Niederung, wo die Wohnungen der begüterten und erzogenen Südländer alle Genüſſe der höchſten geſellſchaftlichen Verfeinerung und die allgemeinſte Geiſtescultur darbieten.

Der Karawanenführer in der Sahara.

General Daumas hat kürzlich ein Buch herausgegeben unter dem Titel: „Mœurs et Coutumes de l'Algérie: — Tell, — Kabylie, — Sahara.“ Da derſelbe vielfach an Ort und Stelle ſich erkundigte, und meiſtens bei den Eingebornen ſelbſt, ſo haben ſeine Mittheilungen einen beſondern Werth. Die Karawanenreiſen nach dem innern Afrika intereſſirten ihn beſonders, und er fragte unter anderm einen Araber aus, der mehrmals die Reiſe gemacht hatte unter der Leitung eines Targi — dieß iſt die einfache Zahl des bekannten Worts Tuareg, mit dem der ganze Stamm bezeichnet wird — über den ſo wie über die Zurüſtungen zur Reiſe und den Aufbruch er ſich folgendermaßen äußert.

„Ein Targi von Dſchebal Hoggar, Namens Scheggen, ließ ſich im Jahr 1839 zu Metlili nieder, und verheurathete ſich daſelbſt in demſelben Jahr. Aus Inſtinct, aus Gewohnheit und aus Nothwendigkeit abenteuerlich geſinnt, wie alle ſeine Brüder, die Tuaregs, hatte er ſchon mehrere Karawanen aus Tuat nach dem Sudan geführt, und war endlich Chrebir (Karawanenführer) von Profeſſion geworden. In der Sahara nennt man den Führer einer Karawane ohne Unterſchied Chrebir, Menir oder Delil [1], denn dieſe Flotten der Wüſte wagen ſich nicht ohne Oberhaupt, wie Ihr Chriſten glaubt, auf unſer Sandmeer, das, wie das andere, ſeine Wellen, ſeine Stürme und ſeine Klippen hat. Jede Karawane folgt unbedingt dem Herrn, den ſie ſich gegeben hat; er befiehlt unumſchränkt, er iſt der Rais an Bord. Er hat Tſchauſche unter ſich, um ſeine Befehle auszuführen, Schnafs (Reiſende) welche das Land ausſpähen, einen Chodſcha (Schreiber) um bei den Verhandlungen den Vorſitz zu führen, ſie in Ordnung zu halten, die Uebereinkünfte niederzuſchreiben, im Fall des Todes eines Reiſenden ſeinen letzten Willen aufzuſetzen und ſeine Erbſchaft in Obhut zu nehmen; einen öffentlichen Ausrufer um die Anzeigen zu machen, einen Mudden (Muezzin) um zum Gebet zu rufen, und endlich einen Imam, um es über die Gläubigen auszuſprechen.

„Der Chrebir iſt immer ein Mann von erprobter Einſicht, Rechtſchaffenheit, Tapferkeit und Gewandtheit. Er weiß ſich nach den Sternen zu richten; er kennt aus der Erfahrung früherer Reiſen die Wege, die Brunnen und die Weiden, die Gefahren gewiſſer Wegſtrecken und die Mittel ſie zu vermeiden, alle Häuptlinge deren Gebiet man durchziehen muß, die Geſundheitsvorſchriften in den verſchiedenen Ländern, die Hülfsmittel gegen Krankheiten, Brüche, Schlangenbiſſe und Skorpionenſtiche. In dieſen ungeheuern Einöden, wo nichts den Weg anzuzeigen ſcheint, wo der vom Wind aufgeregte Sand oft die Spuren der Reiſenden verwiſcht, hat der Chrebir tauſend Mittel ſich zurecht zu finden. Bei Nacht, wenn kein Stern am Himmel ſcheint, beim bloßen Anblick einer Handvoll Gras oder Erde, die er mit den Fingern unterſucht, die er beriecht und mit der Zunge beleckt, erräth er, wo man iſt, ohne je ſich zu verirren. [2]

„Wenn eine Karawane einen Chrebir wählt, ergibt ſie ſich ihm ganz, er iſt aber auch vor dem Geſetz verantwortlich für ſie und muß bei Strafe ſie vor allen Unfällen bewahren, die nicht von Gott kommen; er zahlt die Dia (Blutpreis) für alle Reiſende, die durch ſeine Schuld ſterben, ſich verirren oder getödtet werden; er iſt ſtrafbar, wenn es der Karawane an Waſſer fehlt, wenn er ſie gegen Räuber nicht zu beſchützen oder vertheidigen wußte. Indeß, wenn man einmal im Marſch iſt, ſo iſt Umkehr nicht mehr möglich, die Reiſe, mag ſie glücklich oder unglücklich ſeyn, muß vollendet werden; eine Karawane wird ſich alſo, ehe ſie an

[1] Chrebir ſollte im Reinarabiſchen Chabir heißen, das r iſt Zuſatz des mogrebiniſchen Arabiſchen, das Wort kommt von chabar, wiſſen, in der zweiten Form „Nachricht geben.“ Menir kommt von nar, leuchten, alſo der Erleuchter, Delil von dalla, den Weg zeigen.

[2] Schon Ibn Batutah bemerkt: „Ich ſah nicht ohne Erſtaunen, daß unſer Führer, obgleich das eine Auge blind, das andere krank war, den Weg vollkommen erkannte.“ Auch Leo Africanus berichtet, der Führer ſeiner Caravane ſey auf dem Weg durch eine Augenkrankheit erblindet, habe aber bei Berührung des Graſes oder Sandes erkannt, daß man ſich einem bewohnten Ort nähere.

einem ſichern Orte ankommt, wo man Recht finden kann, wohl hüten einen Führer, der ſie in Gefahr gebracht hat, anzuklagen oder zu bedrohen. Um dem Geſetz zu entgehen, könnte ein unredlicher Chrebir, wie dieß, obwohl ſelten, vorgekommen iſt, ſie an die Tuaregs verkaufen, in einen Hinterhalt fallen laſſen, die Beute theilen und bei den Räubern bleiben.

„Scheggen hatte alle Eigenſchaften, die einen guten Chrebir machen; er war jung, groß und ſtark, Meiſter des Arms, ſein Auge gebot Achtung, und ſein Wort gewann das Herz. Wenn aber im Zelt ſeine Sprache ſanft war, einmal unterwegs ſprach er nur wenn es noth that, und lachte nie. Aus Leidenſchaft und von Standes wegen dem Reiſen ergeben, hatte er ſich, wie zu Metlili, ſo auch zu Inſalah, dem äußerſten Punkt von Tuat, wo die Karawanen des Weſtens ſich vereinigen, und im Dſchebel Hoggar, den man durchziehen muß, um nach dem Sudan zu kommen, verheurathet. Er hatte ſomit Freunde und Verwandte auf den beiden Hauptſtationen der Straße, und dieſe ſeltſame Einrichtung, welche durch die Sitten und das Geſetz der Moslems geſtattet iſt, ſetzte ihn in nothwendige Verbindung mit den Kaufleuten der algieriſchen Sahara, von Tuat und Marokko, und ſicherte ihm zugleich den unerläßlichen Schutz der Tuaregs.

„Er war unſer Gaſt und gut aufgenommen worden, denn er hatte auf ſeinen frühern Reiſen einige unſerer Marabuts kennen gelernt; er ſprach uns oft von ſeinen Abenteuern, und ſtets mit ſo viel Beredſamkeit, daß er einen lebhaften Eindruck auf die jungen Leute machte. Als wir ihm zuhörten, kam uns die Luſt der Abenteuer; die Hoffnung auf gutes Glück lockte uns, ſeine Stellung übrigens ſicherte uns, daß er uns nicht in eine thörichte Unternehmung hineinziehen könne. Gekannt und verheurathet in unſerm Stamm mit einer jungen, reichen und ſchönen Frau, die ihm eben ein Kind geboren, betrachteten wir ihn als einen der unſrigen. Wir beſchloſſen alſo, 15 an der Zahl, lauter Verwandte oder Freunde, Marabuts aus der Familie der Uled Zighem, unter ſeiner Anführung eine Reiſe ins Land der Neger zu wagen, und brachen am nächſten Tage auf nach den Städten der Beni Mzab, Gardeia, Beni Isgem und Mellika, wo wir uns mit den im Sudan geſuchteſten Waaren und ſolchen, die durch ihren Umfang uns am wenigſten im Marſch aufhalten konnten, verſorgten. Dieß waren Nadeln, Korallen, Glasperlen, Papier, Schwefel, Benzoe, Zimmt, Drur (eine Art Weihrauch), ſchwarzer Pfeffer, Schaſchias (Mützen), Tuch, Sacktücher, Wachs, Baumwollenzeuge, Habaias (Wollkleider), Strohhüte, Eiſen- und Stahlwaaren, die wir in Tuat gegen Tabak und Salz austauſchen ſollten. Jeder von uns belud drei Kamele, und wir kamen nach Metlili zurück, um unſere Vorbereitungen zu beendigen. Unſere Abreiſe wurde auf den folgenden Donnerſtag angeſetzt, denn dieſer Tag iſt ein glücklicher, um Reiſen zu unternehmen. Der Prophet hat geſagt: „„Reiſt nur an einem Donnerſtag, und ſtets in Geſellſchaft. Seyd Ihr allein, ſo folgt Euch ein böſer Geiſt, ſeyd Ihr zu zwei, ſo verſuchen Euch zwei Geiſter; ſeyd Ihr zu drei, ſo ſeyd Ihr gegen ſchlimme Gedanken geſichert, und ſobald Ihr zu drei ſeyd, wählt ein Oberhaupt.““ Die Jahreszeit war übrigens günſtig; der Monat Auguſt ging zu Ende, die ſtärkſte Hitze war vorüber, und wir mußten in Tuat friſche Datteln finden, um unſere Vorräthe zu vermehren.

„Die große Zahl unſerer Verwandten, Freunde und Nachbarn umgab uns; viele weinten und wir ſelbſt hatten Thränen in den Augen, denn wir verhehlten uns die Gefahren der Unternehmung nicht, und obwohl entſchloſſen, fühlten wir doch Kummer, für ſo lange Zeit, vielleicht für immer, die welche uns liebten und welche wir liebten zu verlaſſen. Aber unſer Entſchluß war gefaßt, und wir hätten gern uns ſogleich auf den Weg gemacht, wäre es auch nur geweſen, um das Lebewohl, welches das Herz erweicht, zu vermeiden. Am Abend dieſes Tages ſchoſſen wir nach einem gemeinſamen Mahl dem Gebrauche gemäß zuſammen, um unſerm Chrebir einen vollſtändigen Anzug und 30 Duros Geld zu geben; eben ſo wurde dem Gebrauche gemäß beſchloſſen, ihn während der Reiſe freizuhalten.

„Wir ſollten am zweitnächſten Tage abreiſen und verwandten den letzten Tag, um unſere Reiſevorräthe herzurichten, nämlich für jeden von uns 1 Saa Kuskuſſu, 1½ Saa Datteln, einen Schlauch mit Butter, mit getrocknetem Fleiſch (Chrelea), zwei Schläuche mit Waſſer, einen Schöpfeimer von Leder mit ſeinem Strick, um die Kamele zu tränken, zwei Paar Schuhe (belgha), Nadeln zum Nähen des Leders, Riemen um alles feſt zu machen, einen Stahl und Thom (eine Art Zunder). Unſer Waſſervorrath ſollte uns bis zum nächſten Halt reichen, der von Datteln, Fleiſch und Kuskuſſu bis Gelea, wo wir ihn erneuern konnten. Aber für eine ſo lange Reiſe darf man ſich nicht bloß gegen den Durſt und Hunger verwahren; man muß auch gegen bewaffnete Angriffe auf der Hut ſeyn. Die beſten Freunde eines Reiſenden ſind ein gutes Gewehr, ſein Piſtol und ſein Säbel. Wir nahmen die unſrigen mit Feuerſteinen, Pulver und Kugeln in Vorrath, und für den Augenblick 24 Schüſſe in Bereitſchaft in den 24 Schilfſtücken unſeres Gürtels (Mahazema). Jeder von uns wählte dann vier ſtarke, gut bepackte Kamele, drei für die Waaren, das vierte fürs Gepäck.

„Die Sonne des Donnerſtags war endlich aufgegangen, dieß war die Stunde der Abreiſe und des Lebewohls. Unſere 64 Kamele und meine fünfzehn Reiſegefährten waren ſchon umgeben von der ganzen Bevölkerung Metlilis und der der Zelte unter den Mauern der Stadt gelagert. Sobald ich angelangt war, ſetzte man ſich in Marſch. In dieſem Augenblick kam unter die bisher ſchweigende Menge eine große Bewegung. Unſere Verwandten, unſere Freunde, unſere Marabuts riefen: Gott iſt groß! Gott iſt groß! Und von allen Seiten kamen die Frauen mit den Krügen auf den Hüften herbei und beſprengten die Rücken unſerer Kamele mit friſchem Waſſer unter dem Ruf: „„wenns Gott gefällt, wird's Euch gelingen.““ So zogen wir, umgeben, gedrängt und gefolgt 5—600 Schritte weit; in dem Maaße, als wir vorrückten, minderte ſich die Menge, und als wir endlich allein waren, und wir uns umwandten um einen letzten Blick auf unſere geliebte Stadt zu werfen, ſahen wir unſere Mütter, unſere Frauen und unſere Kinder, auf den Boden niedergebeugt, die Erde aufnehmen, die wir betreten hatten. Es iſt bekannt, daß dieß Zeichen der Liebe Gott angenehm iſt.

„Trübſelig verſenkt in unſere Gedanken zogen wir langſam durch den Palmenwald, der ſich unterhalb Metlili ausbreitet, als wir beim Umbiegen eines Pfades der ſchönen Meſauda, der Frau eines unſerer Scheichs, begegneten; ſie kam von ihrem Garten zurück, gefolgt von einer Negerin, die einen Korb mit Früchten auf ihrem Kopfe trug. Keine Frau in Metlili iſt ſchöner und zierlicher und

ihr Name bedeutet „die Glückliche.“ Das war ein gutes Anzeichen. Die Freude kehrte in unſere Herzen zurück, und wir riefen laut: „„Gott wird unſere Reiſe ſegnen.““ Einer von uns näherte ſich ihr und ſagte: „„Meſauda, Gott liebt dich; löſe deinen Gürtel und laß ihn im Winde flattern; du wirſt uns Glück bringen; bei der Rückkehr werden wir dir einen reicheren und ſchöneren nebſt den zierlichſten Pantoffeln von Hauſſa bringen.““ — „„Wenn es Gott gefällt,““ antwortete die junge Frau, „„ſo reiſet und kehrt in Frieden zurück.““ Damit löſte ſie ihren Seidengürtel, faßte die beiden Enden, und ſchwang ihn lächelnd in der Luft.

„Etwas weiter hin ſtießen wir auf den Scheich Salah, der von Gelea zurückkam. Er ritt eine ſchwarze, prächtige, reich gekleidete Stute mit einem rothen Lederſattel von Tafilelt [1] und einem Zügel aus Fizig [2] mit Gold und Silberſtücken geziert. Salah ſelbſt war gut gekleidet: ſein Burnus von Gardeia war weiß wie der Schnee; ſeine Piſtolen und ſein langes Gewehr von Tunis damascirt; ſein Jatagan hing an ſeiner Seite mit einer ſchön gearbeiteten Silberſcheide. Zwei große Jagdhunde ſpielten und liefen vor ihm, und zwei gut gekleidete und berittene Diener gaben ihm das Geleite. Im Vorüberreiten ließ der Scheich ſeine Stute Sprünge machen und wünſchte uns Glück. Das Sprüchwort ſagt:

„„Mache dich nie auf den Weg, wenn die erſte Perſon, die dir beim Herausgehen aus deinem Hauſe begegnet, eine häßliche oder alte Frau iſt oder eine Sklavin; wenn du einen Raben allein und wie verwirrt in der Luft herumfliegen ſiehſt; wenn zwei Leute neben dir ſich ſtreiten und der eine zum andern ſagte: Gott verfluche deinen Vater! ſo wenig dich auch dieſer Fluch angehen mag, er wird auf dein Haupt fallen. Aber wenn deine Augen erfreut werden durch eine junge Frau, durch einen ſchönen Reiter oder ein ſchönes Pferd. Wenn zwei Raben, der Glückliche und die Glückliche (mesaud und mesauda), vor dir fortfliegen; wenn Wünſche, Worte oder Namen von guter Vorbedeutung dein Ohr treffen, dann mache dich mit Zuverſicht auf den Weg. Gott der über ſeine Diener wacht, benachrichtigt ſie ſtets durch eine Vorbedeutung, wenn ſie ſich auf die Reiſe begeben.““

„Wir zogen alſo aus unter glücklichen Vorbedeutungen.“

[1] In Tafilelt oder Tafilalet wird das ſchöne Leder bereitet, das wir Maroquin, die Araber aber Filali nennen.

[2] Stadt und Diſtrict im Norden von Tuat, berühmt durch die Geſchicklichkeit ſeiner Arbeiter in Stickerei auf Filali.

Ein Beſuch in Schamyls Reſidenz.

(Bericht des Moskoter Bürgers, Kaufmanns dritter Gilde Minai Schajew, des Sohnes Atarows über ſeine Reiſe nach Dargo-Wedenno, der Reſidenz Schamyls. [1] Nord. Biene. 18 und 19 December 1853.)

In den erſten Tagen des Mais 1848 kam ich mit einem Militärzuge nach der Veſte Wosdwiſhenskaja, und ſtellte mich dem Oberſten, jetzt Generalmajor, Möller-Sakomelski vor und zeigte ihm meinen Entſchluß an, nach der Tſchetſchna zu gehen, um meine Baſe Uluchanowa zu ſehen, welche im J. 1840 zur Zeit eines Einfalls der Tſchetſchenzen in Moskol gefangen fortgeführt und ſpäter unter die Zahl der Frauen Schamyls aufgenommen worden war. Der Oberſt Möller-Sakomelski erlaubte mir, mit den Kundſchaftern in Verkehr zu treten, und durch ſie eröffnete ich einen Briefwechſel anfangs mit den Naibs Duba-Sadulah und Dalchik, ſodann durch den Naib Duba mit Schamyl ſelbſt. Die Naibs antworteten mir, daß ohne die Erlaubniß ihres Imams, d. h. Schamyls, ſie ſich der Veſte Wosdwiſhenskaja nicht nähern könnten. Als ich mich aber ſchriftlich an Schamyl ſelbſt wandte, ſchickte, drei Tage nach Abſendung meines Briefs, der Naib Duba einen Kundſchafter an mich, mit der Erklärung im Namen Schamyls, daß von ſeiner Seite einige vertraute Männer, der Naib Duba ſelbſt, der Liebling und geheime Rath Schamyls, Egie Abſchi, der Aelteſte des Dorfs Datſchen-Barſa, Maſa und Tagir, der Aelteſte des Dorfs Ulaskart, mir entgegen und zu meiner Begleitung nach der Reſidenz des Imams geſchickt werden würden.

Als man mich wiſſen ließ, daß die Abgeſandten Schamyls ſich ſchon vier Werſt von der Veſte Wosdwiſhenskaja befänden, verabſchiedete ich mich von dem Oberſten Möller-Sakomelski, der mich noch warnte, zog tſchetſchniſche Kleider an, nahm eine vollſtändige Bewaffnung zu mir, ließ mich von zwei gut berittenen Leuten aus dem unterworfenen tſchetſchniſchen Dorfe Utaga begleiten und verließ mit ihnen die Veſte. Einer dieſer Begleiter war mein Kunak (Gaſtfreund), der Tſchetſchenze Siſa.

Längs der Schlucht des Argun näherte ich mich den Abgeſandten Schamyls, und als ich denſelben auf einen guten Gewehrſchuß näher gekommen war, beriethen wir uns, wer vor uns vorwärts gehen ſolle. Die unterworfenen Tſchetſchenzen wollten nicht weiter gehen, und auf mein Zureden, daß ſie mich aus ihrer Hand in die Hände ihrer Glaubensgenoſſen überliefern und mich mit ihnen bekannt machen ſollten, erwiderten meine Führer, daß ſie

[1] Der Einſender dieſer Mittheilung, Hr. Gr. Sollogub, bemerkt in einer Note: „Auf meiner Durchreiſe durch Moskol hatte ich Gelegenheit, Atarow, einen Mann, der Schamyls Gaſt geweſen war, kennen zu lernen. Ich bat ihn, ſeine Erinnerungen zu Papier zu bringen; er verſprach bereitwillig meine Bitte zu erfüllen, entſchuldigte ſich aber, daß er des Ruſſiſchen nicht ganz mächtig ſey. Nach einiger Zeit ſchickte er mir den obigen Artikel, von dem nur durch Hrn. Werdarewski einige grammatiſche Fehler verbeſſert und der Styl etwas geglättet wurde. Das Weſentliche der Erzählung und ſelbſt die Ausdrücke ſind der größeren Treue wegen in Form und Ordnung beibehalten worden.

mit den Leuten Schamyls in Blutfehde ſtünden, und deßhalb mit ihnen durchaus nichts zu thun haben wollten. Auf dieſe Antwort redete ich ihnen abermals zu, und erinnerte ſie, daß nach ihrem muſelmänniſchen Geſetz der Kunak eher ſterben, als ſeinen Freund in Gefahr verlaſſen ſoll. Siſa ließ ſich durch mein Zureden überzeugen und beſchloß mir zu folgen, mein anderer Begleiter aber blieb an Ort und Stelle zurück. Als ich mit Siſa mich vorſichtig den Abgeordneten Schamyls näherte, und bis auf etwa 50 Klafter zu ihnen hingekommen war, fragte ich meinen Begleiter, ob er vielleicht einen derſelben erkenne. Siſa antwortete, er kenne nur Einen, den Naib Duba, der ſich von den übrigen durch ſeinen gelben Turban auszeichnete.

„Seyd gegrüßt, Naib Duba!“ rief ich laut auf tſchetſchniſch, den Naib von Ferne bewillkommend. „Seyd gegrüßt, Gaſt des Herrn!“ antwortete mir der Naib, und wir näherten uns einander allmählich, beobachteten aber dabei die äußerſte Vorſicht, da wir einen Hinterhalt befürchteten. Als ich mich dem Naib bedeutend genähert hatte, ſprengte ich vor, und ſtreckte ihm die Hand entgegen; wir begrüßten uns beide nach tſchetſchniſcher Sitte, und dann wurden dieſelben Begrüßungen zwiſchen mir und dem anweſenden Egie Adſchi wiederholt, der einen weißen Turban trug.

Nach verſchiedenen gegenſeitigen Begrüßungen und Glückwünſchen erkundigte ſich Egie Adſchi, ob ich ſelbſt alsbald zu Schamyl gehen oder ob ich nur ihm durch ſie eine Nachricht zukommen laſſen wolle. Ich entgegnete, daß ich ihm keine Nachricht für ihren Anführer mitzugeben hätte, ſondern daß ich perſönlich ihn und ſeine Gattin, meine Baſe, zu ſehen wünſche und daß ich deßhalb die geehrten Naibs bitte mich zu ihrem Imam zu geleiten. Sie entgegneten, daß ſie meinen Wunſch mit Vergnügen erfüllen würden. Nun wandte ich mich zu meinen Begleitern zurück, die ſchon weit entfernt waren, doch mich noch hören konnten, als ich ihnen zurief: „lebt wohl, kehrt zurück, und bezeuget dem Oberſten Möller meine Achtung!“

Als ich mit meinen neuen Begleitern eine halbe Werſt weit gezogen, ſah ich hinter einem hohen Grabhügel (Kurgan) vierzehn Tſchetſchenzen; dieß war die Bedeckung des Naibs, zu der wir nun bald ſtießen, ich mußte einem jeden der Reiter die Hand reichen, und mit allen die Begrüßungen austauſchen, wobei ich ſprach: „Ihr jungen Leute, wollt ihr wirklich mich glücklich zu eurem Anführer bringen?“ — „Wir werden es verſuchen!“ antworteten die Reiter, entfernten ſich etwas und ſangen nun mit lauter, betäubender Stimme eine Hymne, die Ilalagla [1] heißt.

So ſetzten wir fröhlich den Weg fort in die Berge, und bald überſchritten wir einen Arm des Argun, der ſich hier in drei Arme theilt. Auf dem Wege ſtießen wir häufig auf Meierhöfe feindlicher Tſchetſchenzen, die hier „Kutan“ heißen. Unſer Weg war ſchlecht, zu Zeiten ſehr mühſelig, ſo daß wir größtentheils zu Fuße gehen mußten, da der Weg unaufhörlich bergauf und bergab oder durch dichten Wald führte. Im Walde ſtießen wir auf wilde Schweine, die hier heerdenweiſe hauſen, und von der Rinde des Platanen-Baumes (Tſchinar) nähren. Dieſe wachſen hier in Menge und erreichen eine außerordentliche Höhe. Das Mühſeligſte von allem war für uns der Uebergang über den Berg Schbut; wir mußten alle zu Fuß gehen, ich konnte mich kaum den Berg hinaufſchleppen, und mein Pferd führten die mich begleitenden Tſchetſchenzen. Ich vermuthete, und dieß beſtätigte ſich auch in der Folge, daß man mich nicht ohne Abſicht dieſen mühſeligen Weg führte; man argwohnte, ich wollte die Gegend und die Wege auskundſchaften. Erſt am ſiebenten Tage erreichten wir das Dorf Datſche-Barſa, wo der Naib Duba wohnt, in deſſen Hauſe ich über Nacht blieb. Im Hofe des Quartiers bemerkte ich ein einziges Geſchütz, vor dem ein Aſiate als Schildwache ſtand.

Bald nach unſerer Ankunft im Nachtlager kamen alle Bewohner des Dorfes in die Wohnung des Naib, darunter auch Egie Adſchi und Tſchuka, der Vater Duba's; ſie ſetzten ſich im obern Stockwerk des Hauſes nieder und tranken ruſſiſchen Thee unter einer offenen Galerie, die ſie hier „Tſchardag“ nennen; wir waren Zeugen des luſtigen Verfahrens der Nuker's (Diener) des Naib mit den Schaaren neugieriger Eingeborner, die das Haus erfüllten; ſie bewaffneten ſich endlich mit Stöcken, ſchlugen auf die Menge und trieben ſie fort mit den Worten: „wer ſeyd Ihr? was wollt Ihr? habt Ihr nie Ruſſen geſehen?“

Wir brachten den Abend angenehm in Geſprächen zu; man gab mir gut zu eſſen und einen Raum zum Schlafen. Am andern Morgen machten wir uns wieder auf den Weg, zogen über unwegſame Berge, und ſetzten in der Nähe von Ulaskart, wo Tagir wohnt, über einen zweiten Arm des Argun. Hier hielten wir uns nicht auf, ſondern zogen abermals an einem Berg vorüber, und kamen ins Dorf Mchta-jurt, dann ins Dorf Tchik-jurt; jenſeits des letztern kamen wir wieder an furchtbare Berge, Wälder, Felſen und Steilabhänge, und alle dieſe Hinderniſſe mußten überſtiegen werden, bis wir endlich in ein ungeheures Thal kamen, in deſſen Mitte das große Dorf Wedenno liegt, rechts aber, vier Werſte oſtwärts von dem Dorfe, ſieht man eine kleine etwa ſieben Werſt im Umfang haltende viereckige Gebirgsöffnung, die rechts von hohen waldigen Bergen, links von einer furchtbaren Schlucht umgeben iſt, in deren Grund der Chlilo fließt. Mitten in dieſer Oeffnung ſieht man einen flachen Platz, auf dem ſich ein von verſchiedenen Gebäuden umgebenes Schloß erhebt. Dieſe unzugängliche Localität heißt Dargy-Wedenno und iſt die Reſidenz Schamyls.

In dem Schloß iſt nur Ein Thor, und dem Thore gegenüber innerhalb der Befeſtigung iſt ein Thurm mit einem Geſchütz zur Vertheidigung des Eingangs. Das Schloß Schamyls iſt von zwei Reihen großer in die Erde eingeſchlagener aufrechter Balken umgeben, zwiſchen denen Steinſchutt eingeſtampft iſt. Etwas rechts von der Befeſtigung liegt ein beſonderes Dorf für die Müriden. Gleichfalls in geringer Entfernung ſteht ein von Wachtpoſten gehüteter Pulverthurm. Vor der Befeſtigung liegt ein kleiner Aul, wo hauptſächlich Handwerker wohnen, unter denen ſich ſelbſt ein Uhrmacher befindet. Aus den Bergen iſt mitten in die Befeſtigung eine Quelle geleitet, und dieſe in einem großen Erdbaſſin gefaßt, welches der Badeort heißt, indem ſich hier auch gewöhnlich Menſchen und Pferde baden. Aus dem Baſſin läuft das Waſſer in eine ſchroff abfallende Schlucht nach dem Fluſſe Chlilo. In geringer Entfernung von da findet ſich auch das Proviantmagazin mit Vorräthen von Mais, Weizen und Hirſe. Alles dieß wird in großen ausgehöhlten Fäſſern aufbewahrt.

Nach Dargy-Wedenno kam ich am ſiebenten Tage Abends und wurde in dem Hauſe Egie Adſchi's untergebracht. Am erſten Tage ließ mich Schamyl noch nicht zu ſich kommen, weil noch keine Erkundigungen über die Urſache meiner Ankunft eingezogen waren, und Schamyl argwöhnte, ich möchte in irgend einem beſondern Auftrag von den unterworfenen Auls gekommen ſeyn. Solche Erkundigungen wurden drei Tage lang geſammelt, und in dieſen drei Tagen ſchwebte ich jeden Augenblick zwiſchen Leben und Tod, weil im Fall ungünſtiger Gerüchte über mich meine

[1] Dieß iſt vermuthlich nichts als das verletzerte „la ila ill'allah“ wie der oben erwähnte „Adſchi“ ein Hadſchi, und der Name „Sadula“ das ſchlecht geſprochen „Saad ullah“ iſt. A. d. U.

Hinrichtung unvermeidlich geweſen wäre. Uebrigens wurde ich im Eſſen und Trinken gut gehalten, und obwohl ich vor Beſorgniß bebte, zeigte ich doch vollkommene Kaltblütigkeit. Am dritten Tag wurde ich zu Schamyl zum Abendeſſen eingeladen in ſein Fremdenhaus, wo gewöhnlich diejenigen ſpeiſen, die dem Imam nahe ſtehen. Dieß Haus liegt in der Mitte der Feſtung. Hier nahm man mich nach muſulmaniſcher Sitte freundlich auf. Gegen Ende des Gaſtmahls gab man Pillau, und hier bemerkte ich zu meinem Erſtaunen, daß alle Gäſte, deren es zwanzig waren, nachdem ſie den Pillau gegeſſen, in Aufregung geriethen, finſter die Stirne runzelten und mich ſehr unfreundlich zu betrachten anfingen; ſtaunend und voll Schrecken dachte ich bei mir: hat man mich darum ſo gut bewirthet, um mir nachher den Kopf abzuſchlagen? Indeß behielt ich trotz dieſer Gedanken meine äußere kaltblütige Haltung bei, ſchwieg, ſchaute meine Tiſchgenoſſen an, und beruhigte mich endlich bei dem Gedanken, es ſey vielleicht bei ihnen Sitte nach dem Pillau finſter zu werden und einander in das Ohr zu reden. Ich verſuchte mich mit Fragen an meinen Nachbar zu wenden, niemand aber gab mir Antwort.

Nach dem Pillau gab man kleine Kuchen aus Maismehl, die ſehr gut zubereitet waren. Dieß galt als das Deſſert, und während meine Tiſchgenoſſen noch immer in einer gewiſſen Verzagtheit da ſaßen, bot man mir zum zweitenmal von den kleinen Kuchen an; ich wies ſie zurück, mit dem Bemerken, ich ſey ſatt, worauf der Gaſtgeber mir ſagte: „eſſet, das hat Eure Baſe Euch zubereitet!“ — „Ah,“ erwiderte ich, „wenn dem ſo iſt, ſo will ich mit Vergnügen eſſen.“ Ich nahm mir noch eine ziemliche Menge und trug dem Ueberbringer auf, meiner Baſe für ihre Mühe zu danken. Während dieſer ganzen Zeit ſahen meine Tiſchgenoſſen wie früher finſter aus; ſie fuhren fort mich drohend anzuſehen, bis endlich ein junger Müride ins Zimmer trat, und laut einige Worte in der Mundart des Gebirgs ſagte. Hierauf änderten die Tiſchgenoſſen vollſtändig ihr Benehmen gegen mich, wandten ſich im Geſpräche an mich, und ſelbſt ihr vornehmſter Achund, der neben mir ſaß, zeigte ſich ſehr freundlich.

Später erfuhr ich alles, was mir damals räthſelhaft war. Es zeigte ſich, daß ſie meine Baſe während des Eſſens in das benachbarte Zimmer geführt, mich ihr durch das Büffetfenſter gezeigt und ſie gefragt hatten, ob ſie mich kenne. Anfangs erkannte ſie mich nicht, und erwiderte den Fragenden: „ſeyd Ihr von Sinnen, das ſoll mein Bruder ſeyn!?“ Dann bat ſie aber, daß man mich zum Sprechen veranlaſſe, und als ich nichts ahnend mit dem der mir den Kuchen anbot, ſprach, erkannte ſie mich an der Stimme, und erklärte dann, ich ſey nicht ihr Bruder, ſondern ihr Vetter, [1] was bei ihnen Uſukar Kardaſch heißt, und endlich nannte ſie mich beim Namen. Mein Geſicht, das ſich in den acht Jahren unſerer Trennung verändert hat, und mein dem der Bergbewohner ähnlicher Anzug konnten allerdings meine Baſe zum Irrthum veranlaſſen, und wäre ſie nicht auf den Gedanken gekommen meine Stimme zu hören, ſo hätte man mich für einen kecken Betrüger, wo nicht gar für einen Spion genommen, und ich wäre dem Tode nicht entgangen.

Nach dem erwähnten Vorfall blieben wir noch lange bei Tiſch, und der oberſte Mollah oder Achund, Namens Adſchioff Kady, ſprach freundlich mit mir und forſchte mich ſichtlich aus. Nach beendigtem Mahle ging ich in mein Quartier in das Haus Egie Adſchi's, wo ich bis zum folgenden Tage blieb. Nun fühlte ich mich bereits zuverſichtlicher, und lud Egie Adſchi ein, mit mir einen Spaziergang im Thale zu machen. Auf dieſem Spaziergang kamen wir in den Aul, beſuchten alle Handwerker, und da ich die Geſchicklichkeit des hieſigen Uhrmachers erproben wollte, trug ich ihm auf ein Glas in meine Uhr zu ſetzen. Er vollzog den Auftrag ganz gut. Aus dem Aul gingen wir nach dem Pulvermagazin und andern Gebäuden, und als wir nach Hauſe zurückkehrten, erhielten wir bald eine Einladung von Schamyl zum Abendeſſen. Ich glaubte, daß ich dießmal Schamyl beim Eſſen ſehen würde; aber wiederum war der Imam nicht gegenwärtig, ſondern nur neuangekommene Naibs, gegen 25 Perſonen. Nach dem Eſſen wandte ich mich an den oberſten Achund mit den Worten: „wenn ich nicht würdig bin, die hohe Perſon Eures Imams zu ſehen, ſo erlaubt mir wenigſtens die Ehre Euch um Eure Verwendung zu bitten, daß ich meine Baſe ſehen kann.“ — „Gott wird's gewähren, daß Ihr ſie ſehet,“ antwortete der Achund, und dann gingen wir wieder in unſere Quartiere. Kaum war ich aber im Hauſe Egie Adſchi's angekommen, ſo erſchien ein Secretär Schamyls, Namens Schimichan, bei meinem Wirth und übergab ihm einen Befehl Schamyls, mich ſogleich an den Ort zu führen, wo ich meine Baſe ſehen könne. Egie Adſchi lud mich ein, einen Dolch zu nehmen, nahm ſelbſt ein Gewehr mit ſich, und wir begaben uns in die mittlere Veſte, wo die Frauen und die Habe des Imam aufbewahrt werden. Seine zwei Frauen wohnen in abgeſonderten Behauſungen, die in europäiſchem Geſchmack mit Balconen verſehen ſind.

Am Thor der mittlern Veſte, die man mit der äußern Befeſtigung nicht verwechſeln darf, trafen wir zwei Müriden als Wache, den einen an der äußern, den andern an der innern Seite des Thors. Ueberhaupt verabſäumt Schamyl keine Vorſichtsmaaßregeln: er geht nie in die Moſchee zum Gebet, als mitten durch die Müriden, die in zwei Reihen mit gezogenen Säbeln aufgeſtellt ſind. Im Hofe des Schloſſes oder der mittlern Veſte ſah ich vier Berggeſchütze, und einige ähnliche Geſchütze auf den Mauern.

Das Zimmer meiner Baſe war mit Teppichen geſchmückt und enthielt Stühle und Bettſtellen, ähnlich den georgiſchen Tacht. Meine Baſe kam uns in Begleitung von ſechs Frauen aus einem andern Zimmer entgegen. Ich verbeugte mich gegen ſie, und Egie Adſchi blieb auf der Schwelle an der Thüre. Meine Baſe fragte mich nach meiner Geſundheit, dann ſetzten wir uns auf die Tacht und auf die Stühle. Nach einigen Minuten ſtanden die Begleiterinnen meiner Baſe eine nach der andern auf, mich zu begrüßen, wobei ihre Geſichter mit dem Schleier bedeckt blieben. Nach Beendigung der gegenſeitigen Begrüßungen verbeugten ſie ſich, und alle verließen das Zimmer, in welchem nur ich mit meiner Baſe und dem mich begleitenden Egie Adſchi zurückblieben. Nun bat ich ſie in armeniſcher Sprache, ihr Geſicht zu enthüllen, ſie antwortete aber auf kumykiſch, daß ſie mich wohl verſtehe, aber in ihren Antworten ſich irren könne, und darum bitte ſie mich in kumykiſcher Sprache zu reden. Daraus erkannte ich ihre Beſorgniß, man möchte mich im Verdacht haben, ihr irgend etwas Geheimes mitzutheilen, und darum erklärte ich ſogleich Egie Adſchi ich hätte auf armeniſch meine Baſe gebeten, ihr Geſicht zu enthüllen; zugleich wandte ich mich an ihn, daß er ſeinerſeits gleichfalls meine Verwandte berede, den Schleier zu entfernen. Egie Adſchi trat nahe zu ihr heran und ſagte in der Mundart der Bergſtämme: „Mutter! Da nach unſerer Sitte eine Frau vor niemand, als vor ihren Brüdern das Geſicht enthüllen kann, ſo nehmet mich als Euren jüngern Bruder, und erzeiget mir die

[1] Im Ruſſiſchen bezeichnet man Geſchwiſterkinder mit dem Namen Bruder und Schweſter, nur ſetzt man dazu „aus der zweiten Generation“ (dwojurodny).

Liebe und Eurem Vetter die Gnade und enthüllt Euer Geſicht zum Lohne für die Mühſeligkeiten, welche unſer Gaſt beim Ueberſchreiten dieſer Berge ertragen hat, um Euch zu ſehen.“ Nach Egie Abſchi wiederholte ich nochmals dieſelbe Bitte, und meine Baſe entſchloß ſich den Schleier abzunehmen. Nun entfaltete ſich auch unſer Geſpräch freier, ſie fragte mich nach allen ihren Verwandten, als plötzlich eine Thüre aus dem Vorplatz ſich öffnete, meine Baſe ſchnell das Geſicht verhüllte und — Schamyl ins Zimmer eintrat.

Ich ſprang von meinem Sitze auf, Egie Abſchi küßte ehrfurchtsvoll dem Imam die Hand, als ich aber ſeinem Beiſpiel folgen wollte, ließ es Schamyl nicht zu, ſetzte ſich auf einen Tacht, hieß mich gleichfalls ſitzen, und fing an nach der Geſundheit der Unſrigen zu fragen. Schamyl iſt ein ſtattlicher Mann von ernſter Haltung mit hellrothen Haaren und großen Augen; auf ſeinem Geſicht ſieht man Sommerſproſſen und ſein Bart iſt roth gefärbt. Seine Kleidung beſtand aus einer dunklen Atlaßjacke (beschmet) und einem rothen Tuchmantel, ähnlich denen, wie auch andere Perſonen der höhern mohammedaniſchen Geiſtlichkeit ſie tragen. Auf dem Kopfe trug er ein kleines rothes Feß mit einer großen Quaſte, die an der Seite herunterhing. Früher, als er nach der Moſchee ging, hatte ich auf ſeinem Kopf einen großen Turban geſehen.

Sobald ich mich als Gaſt auf einen Tacht niedergeſetzt hatte, fragte mich Schamyl in gewählten Ausdrücken, ob ich glücklich angekommen, ob mir der Weg über ihre Berge gefallen habe, von wem ich die Erlaubniß zur Reiſe erhalten, und zu welchem Zweck ich eigentlich zu ihm gekommen ſey. Ich erwiderte, daß die Berge wohl gut, aber die Wege ſo ſchlecht geweſen, daß wenn ich ſie früher gekannt hätte, ich die Reiſe nicht unternommen haben würde, daß ich die Erlaubniß zur Reiſe von unſerer Behörde erhalten, und endlich daß der einzige Zweck meiner Reiſe geweſen ſey, meine Baſe zu ſehen und zu erfahren, wie es ihr gehe. Schamyl erkundigte ſich nochmals, von wem namentlich ich die Erlaubniß zur Reiſe in die Tſchetſchna erhalten hätte.

„Ich war ſo glücklich, erwiderte ich, daß Ihr ſelbſt auf meinen Brief geſtattet habt, daß ich zu Euch komme.“ [1]

Hierauf bemerkte Schamyl: „ich würde vielen eine ſolche Erlaubniß geben, nur weiß ich nicht, wer es wagen würde die Reiſe zu unternehmen.“

„Möge Gott mit Euch ſeyn,“ entgegnete ich, „meine Reiſe zu Euch hing von mir ab, meine Abreiſe wird von Eurem Willen und Eurer Gnade abhängen.“

Als Schamyl dieß hörte, lächelte er und ſagte: „nun, es ſey ſo, ich glaube aber, daß nicht leicht wieder jemand die Kühnheit haben wird, ſich zu einem ſolchen Schritt zu entſchließen.“

Hierauf that Schamyl Fragen über die Franzoſen, über Ungarn, über unſer Heer. Ich entgegnete, was ich wußte, kurz und deutlich; dann wagte ich es den Imam zu bitten, von mir nach unſerer Sitte ein Geſchenk anzunehmen. „Warum nicht?“ erwiderte Schamyl. Ich zog nun aus dem Buſen eine goldene Damenuhr, und überreichte ſie meiner Baſe, dann reichte ich einen goldenen Chronometer mit einer Kette Schamyl ſelbſt hin. Aber Schamyl nahm mein Geſchenk nicht in die Hand, und meine Baſe ſagte mir, ich ſolle den Chronometer auf den Tacht legen, was ich auch that. „Iſt es auch wirklich,“ fragte Schamyl, „bei Euch Gewohnheit Geſchenke zu geben und anzunehmen?“ Ich antwortete bejahend.

[1] Hier iſt augenſcheinlich eine Lücke, denn Schamyl wollte natürlich wiſſen, welche ruſſiſche Behörde ihm die Erlaubniß gegeben habe. A. d. U.

Nun ſprach Schamyl noch eine halbe Stunde mit mir in kumykiſcher Sprache, ſtand dann auf, und verließ das Zimmer. Meine Baſe entſchleierte nun wieder ihr Geſicht. Gegen Abend bewirthete man mich mit Thee, Birnen, Aepfeln und Trauben. Ich ſtaunte als ich im Monat Mai friſche Trauben ſah, meine Baſe erklärte mir aber, daß man hier die vorjährigen Trauben aufzubewahren verſtehe, bis es wieder neue gebe.

Nachdem ich bis zum Abend geblieben war, verabſchiedeten wir uns von meiner Baſe, und ich ging fort in Begleitung Egie Abſchi's, der mir ſtrenge verbot, irgend jemand etwas davon zu ſagen daß ich den Imam geſprochen hätte, und hinzufügte: „wenn jemand fragt, ſo ſage bloß, du habeſt deine Baſe geſehen, wenn du aber von hier fort biſt, kannſt du erzählen, was du willſt.“ — „Warum das?“ fragte ich. „Glaubſt du daß die Eurigen über mich lachen werden?“

„Nicht nur werden ſie nicht lachen, ſondern ſie werden dich todtſchlagen, wenn du nur merken läßt, daß du mit Schamyl zuſammengekommen.“

Ich bat Egie Abſchi mir den Sinn dieſer Warnung zu erklären, und er ſagte: „du haſt zweimal mit den Naibs gegeſſen, warum haſt du beidemal an dem gemeinſamen Tiſch Schamyl nicht geſehen? Darum weil nach den Geſetzen unſerer Geiſtlichkeit der Imam nicht mit einem Gjaur an Einem Tiſche ſitzen darf. Jetzt begreife es, wie du's verſtehſt, wenn du aber mit heiler Haut davon kommen willſt, ſo halte auf eine Zeitlang deine Zunge im Zaum.“

Am andern Tage, den 13 Mai, bat ich um Erlaubniß zur Abreiſe, und wollte mich von meiner Baſe verabſchieden. Statt der Antwort auf meine Bitte erhielt ich zum Geſchenk von Schamyl ein Pferd, das 150 Rubel werth war, und der Secretär des Imam erklärte mir, daß meine Abreiſe aus der Feſtung geſtattet ſey, daß ich 30 Mann als Begleiter erhalten, und der Naib Dabu den Befehl habe, mich wieder in die Nähe der Feſtung Wosdwiſhenskaja zu bringen. Am Morgen des 14 Mai verließen wir Dargy-Wedenno. Ich bat den Naib Dabu, einen andern bequemern Weg einzuſchlagen, worein er einwilligte, und wir zogen von dem Dorfe Wedenno rechts, den Lauf des Chilo abwärts bis ins Thal von Schalin, von da ſtiegen wir aufwärts nach dem Fluß Argun oberhalb der Veſte Wosdwiſhenskaja, und nachdem wir den Argun überſchritten, kamen wir an die Stelle, wo ich zum erſtenmal den Naib Duba, Egie Abſchi und ſeine Begleiter getroffen, d. h. vier Werſte von der Veſte Wosdwiſhenskaja. Mein ganzer Rückweg mochte etwa 50 Werſt lang ſeyn, ſo daß ich am Abend desſelben Tages, wo ich Dargy-Wedenno verlaſſen, in der Veſte Wosdwiſhenskaja eintraf.

Todesfälle auf den Emigrantenſchiffen.

New-York am 28 November 1853. Man hatte gar zu viel Lärmen von dem Rieſen-Klipperſchiff „Great Republik“ in den Zeitungen gemacht, ſo daß ich nicht umhin konnte, dasſelbe zu beſehen, als ich erfuhr, es ſey hier angekommen und liege

am Fuße von Wallstreet. Als ich in Begleitung einiger Bekannten in jene Gegend kam, waren wir recht hübsch gehumbugt; das Fahrzeug befand sich — mitten im Strome des East-River, und ich kann nur von seiner Außenseite sprechen, die allerdings sich stattlich genug ausnimmt. Um indessen über dieses Meerwunder doch einiges nähere folgen zu lassen, führe ich an, was ein hiesiges Blatt darüber sagt: „das Schiff hat vier Masten, ist zu 4550 Tonnen einregistrirt — 500 mehr als man früher annahm — und hat eine Tragfähigkeit bis an 6000 Tonnen. Seine Länge beträgt 325 Fuß, die Breite 53 Fuß. Die Cajüte ist sehr schön mit Mahagony getäfelt, hat Sophas auf jeder Seite, Tische mit Marmorplatten, Spiegel und Malereien. Auch eine Bibliothek für die Schiffsmannschaft findet sich an Bord. Auf dem Schiffe befindet sich eine Dampfmaschine von 15 Pferdekraft, um die schwersten Arbeiten zu verrichten. Ein Bostoner Blatt sagt: es ist nicht nur das größte Segelschiff in der Welt, sondern auch das stärkste, das je gebaut wurde. Man weiß allgemein, daß es dem Donald Mc. Key von Ost-Boston gehört, der es gebaut hat; befehligt wird es von dessen Bruder.“ [1] Gegen diese Schiffspracht und deren Beschreibung stehen die Nachrichten über fort und fort ankommende „Todes- oder Mordschiffe“ — wie man sie häufig zu nennen beginnt — gewaltig ab. Ich meine die mit Einwanderern beladenen Fahrzeuge, besonders die von Liverpool kommenden. Am 25sten d. M. langten z. B. sechs dergleichen an mit 2325 Passagieren. Die „Constellation“ hatte allein 1016 Köpfe an Bord, von denen unterwegs gerade 100 starben. Die „Hibernia“ hatte 413, von denen 33 ihr Grab in der See fanden. Also starben binnen fünf Wochen der Ueberfahrt zehn Procent. Das ist dreimal so viel Sterblichkeit als man in New-Orleans zur ärgsten Zeit des gelben Fiebers letzten Sommer hatte! Wenn ein hiesiges Blatt sagt: „doch wer kann sich über jene gräßliche Todtenliste wundern, wenn er hört, daß mehr als 1000 menschliche Wesen, Greise, Männer, Weiber und Kinder in das Zwischendeck eines einzigen Schiffes zusammengeschichtet wurden? Selbst ohne die jämmerliche Verköstigung, selbst ohne den Hunger, müßte die in dem engen Raum erzeugte Pestluft die Aermsten zu Dutzenden massacrirt haben;“ so ist das für den Bewanderten keine zu harte Sprache. Dabei muß bemerkt werden, daß glaubwürdige Personen versichern: weder die Passagierlisten noch die Todesfälle würden richtig angegeben. Als Beispiel führte ein Passagier des vor etwa einer Woche hier eingelaufenen „Washington“ (nicht die bekannte Bremer „Botenfrau“ der Dampfer) an, daß derselbe nicht, wie officiell angegeben stand, nur 930 Passagiere, als die höchste gesetzlich zulässige Zahl, sondern 1100 eingeschifft habe, woron nicht 72, sondern 180 auf der See starben! Wem fallen dabei nicht die Worte des Dichters Lenau über die nach Amerika Auswandernden ein: „die Heimath hätte reicher sie begraben.“ [2]

E. P.

[1] Bekanntlich ist dieß Schiff vor kurzem, nebst zwei andern im Strom gelegenen, bis auf den Wasserspiegel abgebrannt. A. d. R.

[2] Hiezu müssen wir bemerken, daß ein Schreiben im Morning Chronicle vom 27 December aus Neuyork erwähnt, daß im Monat November 28 Schiffe mit Auswanderern in Neuyork ankamen; davon waren 15 aus Liverpool, 3 aus London, 4 aus Havre, 2 aus Hamburg, 2 aus Antwerpen, 1 aus Rotterdam und 1 aus Bremen. Die kürzeste Ueberfahrtszeit war 29 Tage, die längste 50; die Zahl der Passagiere war 13,782, die Zahl der officiell angegebenen Todesfälle 1141; also starb fast genau der zwölfte Theil. In dem Schreiben heißt es: „diese Liste ist wahrhaft furchtbar, und mehrere Rheder sollen ihren Agenten in Liverpool Weisung gegeben haben, keine Passagiere mehr anzunehmen, bis die „Seepest“ (seaplague) vorüber sey.“ A. d. R.

Die wissenschaftlichen Anstalten im Königreich Griechenland.

Nach brieflichen Mittheilungen aus Griechenland gibt es daselbst folgende wissenschaftliche Anstalten, und zwar zunächst in Athen:

1) Die Universität, mit 46 ordentlichen und außerordentlichen Professoren und Privatdocenten. Die Zahl der Studenten betrug Ende September 1852 bereits gegen 500, die theils aus dem Königreiche Griechenland, theils von den jonischen Inseln und aus den benachbarten Provinzen der Türkei waren. Das Universitätsgebäude ist groß und umfangreich und namentlich durch seine Lage bedeutend, übrigens immer erst zum Theil vollendet. Reiche Griechen außer Griechenland haben dazu 100,000 Thaler beigetragen. In diesem Gebäude befindet sich auch die Bibliothek, welche bereits gegen 60,000 Bände enthält. Zu der Universität gehört ein botanischer Garten, welchem Professor Fraas aus Bayern vorsteht.

2) Die Sternwarte, ein schönes Gebäude, das durch die Geschenke des Barons Sina, griechischen Generalconsuls in Wien, erbaut worden ist, welcher zugleich für die nöthigen Instrumente gesorgt, mit denen das Gebäude einen Werth von 50,000 Thalern hat.

3) Die Anstalt zur Erziehung junger Mädchen, eine auf Kosten des reichen griechischen Arztes in Bukarest, Arsakis, errichtetes prächtiges Gebäude, 60,000 Thaler an Werth.

4) Die theologische Schule (geistliches Seminar), für welche ein verstorbener reicher Grieche aus Epirus, Risaris, zugleich zur Unterhaltung und Erziehung von 30 Schülern der Theologie in der Schule selbst die bedeutende Summe von 200,000 Thaler hergegeben hat. Die Anstalt ist bestimmt, einem dringenden Bedürfnisse für Griechenland durch Bildung guter und tüchtiger Geistlichen abzuhelfen.

5) Die polytechnische Schule, die auf Kosten der Regierung unterhalten wird und Unterricht in den schönen Künsten und zur Erlernung der Gewerbe gewährt. (Zu einer ähnlichen Anstalt in Athen hat ein im vorigen Jahre in Livorno verstorbener reicher Grieche aus Epirus, Sturnaris, bedeutende Summen legirt).

6) Außerdem bestehen in Athen zwei Gymnasien, zwei hellenische Schulen (Ἑλληνικὰ Σχολεῖα), die bei uns in Deutschland den Bürgerschulen entsprechen, und zwei Schulen des wechselseitigen Unterrichts.

Außer Athen gibt es noch fünf Gymnasien (in Nauplia, Patras, Tripolitza, Lamia und Syra), zehn Bürgerschulen in verschiedenen Orten des Landes, und an Schulen des wechselseitigen Unterrichts im Ganzen sechzig.

Amerikanische Notizen.

Der Zustand der französischen Colonie Guyana wird in einem Artikel des Siecle vom 25 December folgendermaaßen geschildert: „der Stand der Dinge bessert sich nicht, die

Mehrzahl der großen Häuser hat aus Mangel an Händen ihre Arbeiten eingestellt. Die Verbrecher sind in keiner sehr günstigen Lage trotz aller Sorgfalt und Bemühungen der Verwaltung: sie gewöhnen sich schwer ans Klima, die Zahl der Kranken ist bedeutend, und die Arbeit, die sie liefern, mit den Kosten in keinem Verhältniß. Die alten Colonisten leben der Hoffnung, daß die Regierung sie in der Einführung freier Arbeiter oder Culis unterstützen werde, wie dieß in andern Colonien geschehen. Während so die Geschäfte in Guyana schlecht stehen, nimmt zu Para alles einen ungeheuren Aufschwung. Die Amerikaner strömen dahin und man erwartet demnächst Dampfboote, welche zur Beschiffung des Amazonenstroms bestimmt sind."

•

Chinesen als Arbeiter in Guyana und auf Trinidad. Der Versuch die Chinesen als Arbeiter an die Stelle der Neger und der Culis zu bringen, ist von diesen beiden Colonien gemacht worden und glücklich ausgeschlagen. Eine kürzliche Veröffentlichung der englischen Regierung (s. Times 12 Januar) gibt darüber Nachrichten. Man ist bei der Auswahl der Leute nicht sonderlich sorgsam verfahren, sie kamen ohne Dolmetscher, und bestanden bloß aus Männern, doch machten sie sich freudig an die Arbeit, und zeigten eine Fügsamkeit, daß man hoffen kann, sie werden die besten Arbeiter in der Colonie werden. Die ersten kamen im Januar vor. J. an, und bestanden aus 350 Köpfen, denen im März noch 300 andere folgten. Nach dreimonatlicher Erprobung zog man sie im allgemeinen den Culis als körperlich kräftiger vor. Sie sind sehr erwerbsüchtig, und klagen, daß man sie nicht am Sonntage auch arbeiten lassen will, dennoch lassen sie sich an Nahrung und Kleidung nichts abgehen. Aus Trinidad lauten die Nachrichten ähnlich: es kamen dort im März, April und Julius 988 Köpfe an, und nach wenigen Wochen erklärten sich die Pflanzer, welche sie in Arbeit genommen hatten, dahin, daß sie intelligenter als die Neger und stärker als die Culis seyen. Sie scheinen indeß, wie sich aus der entschiedenen Abneigung einiger Colonialzeitungen ergibt, sehr zu gewaltthätigen Verbindungen unter einander hinzuneigen, was jedoch nur vortritt, wenn man ihre eigenthümlichen Ansichten nicht respectirt; sonst sind sie gelehrig und unterwürfig, und obwohl einige wegen Diebstahl, Ausreißen und verweigerter Arbeit ins Gefängniß kamen, so sind das doch wenige Ausnahmsfälle. Man bemerkt namentlich, daß sie sich sehr gewandt in neue Werkzeuge finden, die der Neger gar nicht gebrauchen würde. Die Mühe, die sie sich geben, ihre Arbeit gut auszuführen und der Umstand, daß ihre Häuser „Muster von Reinlichkeit und Ordnung" sind, erklärt die Nachricht, daß alle, welche bis jetzt Chinesen zu Arbeitern genommen haben, auch ferner solche nehmen werden. In Guyana hofft man 1500 des Jahres einzuführen; in Trinidad wollte man noch im Laufe des vorigen Jahrts 300 weitere einführen, zur Hälfte Weiber. Die allenthalben steigende Schiffsfracht erschwert jedoch dieses; ob man Weiber erhalten wird, ist noch ungewiß, doch hofft man die Sache zu Stande zu bringen und dann eine dauernde Ansiedlung herbeizuführen, da das ewige Hin- und Hertransportiren allzu viele Kosten macht.

•

Negerausfuhr von Amerika nach Afrika. Während wir in unseren Einwanderungs-Hospitälern Wholesale Murder (Engrosmord) mit mehr als 18 Procent Sterblichkeit treiben; während wir unsere Aecker mit Leichen einwandernder „Dutchmen" und „Paddies" (Irischen) düngen, folglich mit der weißen Menschenbruderschaft grausenhaft umgesprungen, kokettiren wir auf der andern Seite großartig mit den „Niggers," denen von uns per majora nur ein Affenthum zugesprochen wird. Vor kurzem ging hier, unter den Auspicien der New-Yorker Staats-Colonisations-Gesellschaft, eine Expedition nach Liberia ab, die zuerst am Gambia landen und dann nach Monrovia sich begeben soll. „Die Barke Isle de Cuba," so heißt es in hiesigen Blättern, „war zu diesem Zwecke ausgerüstet worden und die Anzahl der Emigranten beläuft sich auf 53; 32 aus Pennsylvanien, 4 von Connecticut, einer von New-Jersey und der Rest aus unserem eigenen Staate. Mit einer einzigen Ausnahme können alle, die über 11 Jahre alt sind, lesen und schreiben. Einige der Emigranten haben sogar eine gute Erziehung genossen, und es finden sich darunter zwei Methodisten-Prediger, ein Daguerreotypist, der als ein gebildeter und anständiger Mann geschildert wird, ein Schullehrer, der längere Zeit einer Schule in dem nahe gelegenen Newburgh vorgestanden hat, und ein Mann, Namens Abraham Caldwall, der hier in der Stadt ein Vermögen von 10,000 Doll. besitzen soll, allein früher lange Zeit in Liberia gelebt hat und den Aufenthalt dort vorzieht, wo er sich als freier und gleichberechtigter Mann fühlt." Auf der einen Seite wenige Beecher-Stowianer, die allenthalben umherschnurren und betteln, damit einige Dollars zusammengetrieben werden, um eine lächerlich kleine Zahl Neger zu exportiren; auf der andern die documentirte Nichtgleichberechtigung des Schwarzen! Sind das nicht Kunststücke? Aber es liegt dergleichen den Englischen gewissermaaßen im Blute; immer extrem, nimmer maaßhaltend; Garrick, der auf einer Gesichtsseite weinen konnte, während die andere lachte, war ein guter Repräsentant seines Volkes. E. P.

•

Häkler und Knöpfler. Schlechte Witze! So sagen gewiß die Betroffenen über folgende Häkelei eines Blattes im „fernen Westen": „Eine Secte der Mennoniten oder „harmlosen Christen" in Ohio hat ihre Harmlosigkeit gänzlich verloren, indem sie nämlich über einen, den übrigen harmlosen Menschen höchst harmlos erscheinenden Gegenstand höchst unharmlos wurden. Es handelte sich nämlich darum: „Ob die Glieder der genannten Secte nicht an ihren Röcken statt der bisherigen „Häkchen" Knöpfe tragen sollten." Man hatte nämlich bisher, statt der Knöpfe auf den braunen Röcken mit Stehkragen, Häkchen getragen, und zwar wohl in keiner andern Absicht, als um Harmlosigkeit anzuzeigen, zu der sie sich harmlos in einer Gemeinde von Harmlosen vereinigt hatten. Wie dieß nun aber in unserer großen Prüfungszeit zu gehen pflegt, hatte der Teufel auch Unkraut unter den Orden der Harmlosen gesäet, indem mehreren die Häkchen zu übertrieben harmlos schienen und sie deßhalb Knöpfe statt jener trugen. Es entstanden nun unter den Harmlosen zwei Parteien, nämlich die Häkler und die Knöpfler, und auf der letzten Convention im Miamithale ging es so hitzig zu unter den Harmlosen, daß man schier an die in der Kirchengeschichte verzeichnete Synode zu Ephesus erinnert wurde, welche man mit dem Namen „Räubersynode" belegte, weil die geistlichen Herren und Kirchenglauben-Stammhölzer sich das Dogma mit den ausgedrehten Schemelbeinen einbläuten. Der Hauptanstoß bei den Häklern war, daß sie die Knöpfe für zu fashionable für das Himmelreich hielten. Das Himmelreich nimmt nämlich nur die harmloseste Einfachheit auf, und da es erwiesen ist, daß die jüdischen Erzväter nur Häkchen trugen, so hatte man ganz recht, wenn man bei dieser harmlosen Tracht bleibt, zumal man annehmen kann und muß, daß die himmlische Kleiderordnung unter Sr. Majestät, Gott dem Vater, auch harmlose Häkchen vorschreibt, in welche er an Hof-

tagen mit ſeinem himmliſchen Troſt, den Engeln und Erzengeln erſcheint. Dieſes Schisma unter den „harmloſen Chriſten“ Ohio's hat eine ungeheure Senſation in der ganzen amerikaniſch-chriſtlichen Welt erregt und namentlich in dem benachbarten Cincinnati die orientaliſche Frage zurückgedrängt, indem man den Ausbruch eines blutigen und langwierigen, etwa dem dreißigjährigen ähnlichen Krieges befürchten zu müſſen glaubte. Die Methodiſten hatten bereits ſchon die Poſaunen und Trompeten blaſen laſſen, um ihr Glaubenscontingent zuſammenzurufen und flugs interveniren zu können, was bereits ins Miamithal telegraphirt wurde, damit man ſich auf Waſſer- und Brunnenkreſſe-Lieferungen vorbereiten kann, indem die Methodiſtenarmee zur großen Temperanzphalanx gehört und in jenen Artikeln große Bedürfniſſe hat. Die Straße nach Germantown, Miamisburg und Dayton war ſehr belebt, indem die Methodiſtenarmee bereits Poſten vorgeſchoben hat. Sollte der Krieg wirklich zum Ausbruch kommen, gibt es ſehr bewegte Zeiten. In Europa die orientaliſche Verwicklung oder der Kampf des Halbmondes mit dem Kreuze, und in Amerika den Krieg der Häkel mit den Knöpfen. Was ſind das nicht für bewegte Zeiten und es iſt bereits klar, was der Komet neulich verkünden wollte.“ — Ich theile dieſe, einem deutſch-amerikaniſchen Blatte des Weſtens entnommene Perſiflage namentlich darum mit, weil die dortigen kirchlichen Zänkereien dadurch einigermaaßen bezeichnet werden. Von den gegenſeitigen pöbelhaften Anfeindungen in allerlei Blättern läßt ſich ohnedem anſtändigen Leuten nichts erzählen. Mir ſcheint, unſere deutſchen Landsleute fehlen ſehr in der Manier ihres oppoſitionellen Auftretens, hinter dem nicht einmal die Einigkeit im eigenen, deutſchen Lager ſteckt. In kirchlichen oder ſogenannten religiöſen Dingen ſollte die Perſiflage nicht zur Anwendung kommen, weil ſie nur erbittert, keineswegs aber belehrt und reformirt, worauf es doch nur abgeſehen werden dürfte. E. P.

Brücken über den Lorenzſtrom und den Miſſiſippi. Seit es gelungen iſt eine Brücke über den Niagara zu ſchlagen, indem man die erſten Eiſendräthe vermittelſt eines fliegenden Drachen hinüberzog, haben die Eiſenbahn-Compagnien, die ſich bisher durch die großen Ströme aufgehalten ſahen, an die Möglichkeit gedacht, dieſe Hinderniſſe zu überwinden. Bereits haben engliſche Capitaliſten Maaßregeln ergriffen, um mit ihrer großen Eiſenbahn vom atlantiſchen Meere nach Michigan den Lorenzſtrom zu überſchreiten. Eine Compagnie von Chicago unternimmt jetzt den Bau einer Hängebrücke über den Miſſiſippi. Die Stelle des Fluſſes, welche die Ingenieure zur Ausführung dieſes kühnen Werks gewählt haben, iſt ausnehmend günſtig. Auf der Seite von Illinois erhebt ſich die ſchon blühende Stadt Rock Island; ihr gegenüber auf dem Gebiet von Iowa liegt Davonport. In der Mitte theilt eine kleine Inſel den Miſſiſippi in zwei Canäle Die Brücke wird 480′ Länge von Rock Island nach der Inſel und 1600 von der Inſel nach Davonport haben. Dieſer letztere Theil ſoll wegen der zahlreichen Fahrzeuge, die zwiſchen St Louis und den Städten von Iowa hin und her gehen, eine Zugbrücke erhalten. (Bull. de la Soc. de géogr. October.)

Miscellen.

Ueber die Cyclonen oder Wirbelſtürme des indiſchen Oceans hat ein Hr. Maillard, Ingenieur auf der Inſel Reunion, eine Mittheilung an das Bull. de la Soc. de géogr. (October) gemacht, der wir folgendes entheben: „das Hauptgeſetz der Cyclonen iſt ihre Drehung, welche in der nördlichen Halbkugel von Rechts nach Links, in der ſüdlichen von Links nach Rechts geht. Dieſe Drehung, deren Schnelligkeit bis auf 60 Seemeilen in der Stunde gehen kann, geſchieht um einen Mittelpunkt, der ſelbſt in wandelbarer, doch ziemlich bekannter Richtung fortrückt. In der Nähe des Aequators geht die Bewegung von Oſt nach Weſt, dann wendet ſie ſich in der nördlichen Halbkugel gegen Norden, in der ſüdlichen gegen Süden; unter 20 bis 25° krümmt ſich dieſe Fortrückungslinie mehr und mehr, geht endlich zwiſchen 26° und 30° gegen N und S, und beſchreibt ſo einen zweiten Theil der Parabel, welcher dem erſtern ziemlich ähnlich iſt. Dieſe Bewegung hat eine Schnelligkeit von 4 bis 40 Seemeilen in der Stunde. Der mittlere Lauf der Cyclonen iſt aber nur 15 bis 20 Seemeilen in der Stunde; ihr Durchmeſſer wechſelt zwiſchen 50 und 1000 Seemeilen. Im Mittelpunkt herrſcht gewöhnlich eine Art Windſtille, indeß iſt der Sturm um ſo gefährlicher, je näher man dem Mittelpunkte iſt. Für einen Seemann beſteht die ganze Wiſſenſchaft darin, ſich von dem Mittelpunkt und der wahrſcheinlichen Fortrückungslinie zu entfernen oder beizulegen. Dabei iſt aber zu bemerken, daß die Cyclonen ſehr häufig doppelt und dreifach ſind, d. h. aus mehreren faſt parallel laufenden Cyclonen beſtehen; man braucht übrigens ſich nur zum voraus von der Möglichkeit eines ſolchen Falles vergewiſſert zu haben, um dem einen wie dem andern auszuweichen. Wenn man aus dem Stande des Meeres, des Himmels und des Barometers die Annäherung eines Cyclonen fürchtet, ſo muß man zuerſt ausfindig machen, wo ſein Mittelpunkt iſt. Hat man die Winde richtig ausgemittelt, ſo iſt der Mittelpunkt, da der herrſchende Wind in der Tangente der Cyclonen ſich befindet, ſtets auf einer ſenkrecht ſtehenden Linie der Richtung des Windes, das heißt rechts vom Gange des Windes in der ſüdlichen und links in der nördlichen Halbkugel. Sodann muß man noch wiſſen, nach welcher Richtung der Mittelpunkt vorrückt; dazu muß man auf der Karte die Stellung des Schiffs, die Richtung des herrſchenden Windes und die perpendiculäre Linie, auf der der Mittelpunkt des Cyclonen ſich befindet, verzeichnen; wiederholt man dieß nach einigen Stunden, ſo hat man zwei Stellungen für den Mittelpunkt, und dieſe beſtimmen die Linie ſeines Fortrückens, eben dieſe, welche man vermeiden muß. Gewöhnlich ſinkt der Barometer um ſo tiefer, je näher der Mittelpunkt iſt; manchmal, beſonders nach dem erſten Sinken hat er wieder eine Neigung zum Steigen, und dieß Schwanken iſt meiſt das ſicherſte Anzeichen der Cyclonen. Man muß die Strömungen der Stürme und die Erhöhung des Meeresniveau's beachten, die im Mittelpunkt der Cyclonen manchmal einen Meter beträgt; die Strömungen ſind das Ergebniß der rotirenden Winde und haben alſo dieſelbe Richtung. Dieſe Cyclonen herrſchen nicht in allen Theilen des Meeres gleich häufig und zu gleicher Zeit. Im Meer ſüdlich vom Aequator herrſchen im Julius bis September gar keine, dann nehmen ſie zu bis Februar und März, wo ſie am häufigſten ſind. In der Nähe Indiens dagegen beginnen ſie im Junius und hören im November auf. Im Golf von Bengalen kommen ſie zweimal im Jahr, nämlich vom März bis Junius und vom October bis Januar vor. Im chineſiſchen Meer

(alſo nördlich vom Aequator) beginnen ſie wie im Weſten im Junius und dauern bis zum November.)

*

Kohlen auf Labuan. An einer genügenden Menge Kohlen hat es dort bis jetzt ſehr gefehlt, nach den neueſten Nachrichten aber ſollen ſehr bedeutende Kohlenſchichten, darunter einige von mehr als 50 Fuß Dicke jetzt entdeckt worden ſeyn. (Ind. News. 28 December.)

*

Der elektriſche Telegraph zwiſchen Calcutta und Bombay macht raſche Fortſchritte, und man hofft, daß er im Frühjahr fertig ſeyn wird. (ibid.)

*

Geographiſche Forſchungen in Südafrika. In der Sitzung der Londoner geographiſchen Geſellſchaft vom 9 Januar wurden Briefe von dem Gouverneur der Cap-Colonie, GL. Cathcart, ſowie von einem Hrn. Baines und anderen vorgeleſen, welche eine Expedition ins Innere unter der Leitung von Hrn. Baines bevorworten. Die Expedition ſoll von Grahamstown ausgehen, durch die Orange Sovereignty, d. h. das Gebiet der ausgewanderten Boeren ziehen, dann an einem Arm des Limpopo hinauf und auf dem kürzeſten Wege durch die Wüſte gehen, um den großen (Ngami-) See zu erreichen. Von da will man am Ufer eines der in den großen See fallenden Flüſſe hinauf ſo weit als möglich gegen Norden dringen. (Athen. 14 Januar.)

*

Forſchungsreiſe von der Bay von Benin aus. Ein engliſcher Arzt, Dr. E. G. Irving, der neun Jahre an der afrikaniſchen Küſte diente, hat ſich erboten das Land zwiſchen der Bay von Benin und der Straße, welche Lander einſchlug, zwiſchen Badagry und Buſſa zu unterſuchen. Dieſes Land iſt mit Ausnahme einiger Punkte, wo Miſſionäre hingedrungen, bisher nie von einem bekannten Weißen beſucht worden. Bei einem Beſuch in Abbeocouta hatte er Yarubas, ein Volk im Innern, das er auf drei Mill. Köpfe ſchätzt, kennen lernen, und ihr Land beſucht. Von dort brachte er eine vortreffliche Baumwolle mit, und eine ganz neue Art Seide, worüber mehrere angeſehene Kaufleute Londons ſehr wünſchten genauere Aufſchlüſſe zu erhalten. Sir J. Graham und Lord Clarendon haben in die Reiſe gewilligt und ihn zum engliſchen Agenten bei den Yarubas ernannt. (ibid.)

*

Weiberauswanderung aus den Shetland-Inſeln. Die von der engliſchen Regierung aufgeſtellten Commiſſäre für die Colonialländereien und Auswanderung haben die nöthigen Geldſummen angewieſen, um den Transport von 300 Frauen aus den Shetland-Inſeln nach Vandiemensland zu beſtreiten, und die Colonialregierung bietet noch mehr Geld an, wenn noch weitere Frauen zu gewinnen ſind. (Shipp. Gaz. 30 December.)

*

Die Eiſenausfuhr aus Schottland betrug im J. 1853 nicht weniger als 950,000 Tonnen, 300,000 Tonnen mehr als je vorher in einem Jahr (in ganz England 4½ Mill.). Die Vorräthe betrugen am Ende des Jahres 210,000 Tonnen, um 240,000 Tonnen weniger als am Ende des Jahrs 1852, und man rechnet alſo, daß nur 710,000 Tonnen im Jahre gemacht wurden. (Econ. 31 December.)

*

Minenſchule in Cornwallis. Die engliſche Regierung hat endlich die Nothwendigkeit eingeſehen, eine Minenſchule in großem Maaßſtab anzulegen, wenigſtens werden von Seite der großen Minenbeſitzer Anſtrengungen aller Art gemacht, um dieſe Einrichtung jetzt in Ausführung zu bringen, deren Nothwendigkeit allerdings ſehr tief gefühlt wird. (ibid.)

*

Guanoverbrauch in England. Im Augenblick herrſcht in England große Guanonoth, die nach Gardeners Chronicle vom 14 Januar durch den ungewöhnlichen Verbrauch des vorigen Jahres veranlaßt worden. Von 1846—1852 ſoll der Verbrauch durchſchnittlich nicht über 23,000 Tonnen geweſen ſeyn, im vorigen Jahre aber 64,000. Dieſe ungewöhnliche Vermehrung ohne entſprechende Zufuhr hat die jetzige Verlegenheit veranlaßt.

*

Neuere Mittheilungen Opperts über babyloniſche Alterthümer. In einem Briefe Opperts vom 24 September v. J. (ſ. Bull. de la Soc. de géogr. October) heißt es: „ich habe ſo eben die rieſenhaften Ruinen von Akkarkuf, 25 Kilometres (etwa 7 Stunden) weſtlich von Bagdad beſucht. Man kann ſich nicht direct dahin begeben, da das ſchlammige Waſſer des Canals Saklawijah, der in den Euphrat fällt, bedeutende Umwege nöthig macht. Ich habe Grund zu glauben, daß Akkarkuf identiſch iſt mit Bit Aſargat (Tempel des Aſargat) — ein Name, der ſich auf den nach Nabuchodonoſor benannten Backſteinen findet. Die alten Griechen ſprechen von einem Tempel der Atargatis in Meſopotamien. Man iſt verſucht, den Namen Atargatis als eine bloße Corruption des Bit Aſargat zu rechnen. Nach der Mythologie der Babylonier und Phönicier war Atargatis eine Göttin, die ſich mit ihrem Sohne Ichthys (Fiſch) in den See von Ascalon ſtürzte. Unter den Ruinen von Akkarkuf bemerkt man einen großartigen aber ziemlich beſchädigten Bau, der am Fuße 300 Metres im Umkreis und noch 40 Metres Höhe hat. Es ſind dieß wahrſcheinlich die Ruinen eines ungeheuren babyloniſchen Thurms, deſſen Bauart jedoch von dem anderer chaldäiſchen Denkmale verſchieden iſt. Die Backſteine bei demſelben ſind ſchwarz und ſehr dick, aber nicht ſonderlich breit; ſie ſind durch ein Cement aus Erde und Schichten von Schilf verbunden. Von Inſchriften konnte ich auf den Backſteinen von Akkarkuf nichts entdecken. Ich gedenke mich in einigen Tagen nach Niffer zu begeben, welches mit dem Calneh der Geneſis und wahrſcheinlich mit dem Hipparenum des Plinius identiſch iſt. Auf den zu Niffer gefundenen Backſteinen entdeckt man in Keilſchrift bald Ippar-Anu (Land Anus), bald Cal Anu (Haus Anus). Anu war ein chaldäiſcher Gott. Aus den Namen Ippar Anu und Cal Anu bildeten ſich ſpäter die Städtenamen Hipparenum und Chalane. Man verwechſelt manchmal Hipparenum mit Sippara, einem von Berofus citirten Ort am Euphrat. — Wir haben oben von den nach Nabuchodonoſor benannten Backſteinen geredet; unter den Namen, die man darauf findet, iſt auch der von Bit Zida, Tempel des Zid (Fiſch), des Sohns der Atargatis. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß man aus dem Namen Bit Zita, ſpäter Sittace gemacht hat, welche Stadt von den griechiſchen Geographen citirt wird. Ich bin der Anſicht Rawlinſons, welcher Bagdad auf der Stelle des alten Sittace ſucht, ſo daß Manſur, den man gewöhnlich als den Gründer von Bagdad betrachtet, daſſelbe nur vergrößert hätte. Der Urſprung von Bagdad, deſſen Name übrigens der alten perſiſchen Sprache angehört, und „Gottesgeſchenk“ bedeutet, würde alſo in eine weit ältere Zeit als das achte Jahrhundert hinaufſteigen, und die Stadt wäre vor Ankunft Manſurs dem Gott Zid geweiht geweſen.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 4. 27 Januar 1854.

Mittelsyrien und Damaskus.

Geschichtliche, ethnographische und geographische Studien von Alfred von Kremer.

Der Verfasser dieser Schrift war ehemals Professor des Bulgärarabischen an dem polytechnischen Institut in Wien, und ist gegenwärtig erster Drageman des Generalconsulats für Aegypten in Alexandrien; er wurde im J. 1849 nach Syrien geschickt, theils um sich im Lande selbst mit der Volkssprache vollständig bekannt zu machen, theils sollte er bibliographische Nachforschungen anstellen und für die k. Bibliothek in Wien Ankäufe machen, endlich aber auch eine ausführliche Topographie von Damaskus entwerfen. Letzteres Werk, das mehr für Orientalisten von Fach bestimmt ist, steht noch aus, das vorliegende ist im Laufe der dazu nöthigen Studien entstanden. Wir haben es also hier mit einem Orientalisten von Fach zu thun, und dieß ist auch der Eindruck, den das Buch gleich beim ersten Anblick macht. Das ist freilich für den allgemeinen Leser ein zweideutiges Lob, denn die orientalischen Studien bieten immer noch so viel Schwierigkeiten dar, daß man nur wenige findet, die aus diesem Studium heraustreten mit völliger Klarheit und Uebersicht im Ausdruck und Darstellung; gewöhnlich sieht man dem Erzeugniß den mühseligen Läuterungsproceß noch an, die Schlacken sind noch nicht abgeschüttelt, die Arbeit ist nicht rein. Das gilt auch, wenigstens zum Theil, von diesem Buch. Der erste Theil „Umrisse der Geschichte von Mittelsyrien und Damaskus" gibt zu viel und zu wenig: zu viel für den, welcher eine bloße Uebersicht sucht und mit einer Unmasse orientalischer Namen überladen wird, zu wenig für den Mann von Fach. Dagegen sind die andern Capitel, namentlich was Volksfeste und Gebräuche betrifft, viel besser gehalten, und erinnern mannichfach an Lane's interessantes und wichtiges Buch über „die Sitten und Gebräuche der neuen Aegyptier."

Es ist um Bücher über und Reisen im Orient eine fatale Sache. Touristenschriften hat man übrig genug gehabt, so daß man jede neue Ankündigung mit Mißtrauen aufnimmt; Schriften von Sachkundigen, die zugleich mit der nöthigen Kenntniß der Landessprache ausgerüstet sind, haben wir viel zu wenig. Man vergleiche nur das Urtheil, welches verschiedene Personen über einen ceremonienreichen Gottesdienst fällen. Dem Unkundigen erscheint manches läppisch, albern, oft geradezu unsinnig, während der Kundige, der den geheimen Sinn der Ceremonie versteht, ihn ergreifend und ansprechend finden kann. Diese Ceremonien beruhen auf alten, von dem Volk mehr gefühlten als gekannten Traditionen, die der Fremde kennen muß, um den Eindruck zu verstehen den sie machen. Eben so ist es mit der Schilderung von Völkern alter Cultur. Sitten, Gebräuche, gesellschaftliche Zustände haben für den Unkundigen keinen Sinn, und erscheinen ihm langweilig und albern; die Schilderung, die er davon gibt, trägt die Spuren dieses Urtheils, und die Ursache liegt doch wesentlich nur an ihm selbst, an der mangelhaften Auffassung. Touristenschriften über den Orient werden deßhalb, so wie man eine gewisse Anzahl derselben gelesen hat, völlig ungenießbar. Moriers Hadschi-Baba und Lane's Sitten und Gebräuche der modernen Aegyptier ersetzen und verdrängen ganze Bibliotheken von solchen Touristenschriften. Damit wollen wir keineswegs sagen, daß die Werke von allen, die nicht gründlich türkisch, persisch oder arabisch verstanden und doch diese Länder bereisten, unnütz seyen; im Gegentheil, sie können uns über die politischen Zustände und geographischen Verhältnisse, so wie über Alterthümer wichtige Aufschlüsse geben, aber über Sitten und Denkweise des Volks, über den Sinn von Gebräuchen und gesellschaftlichen Zuständen werden uns nur diejenigen aufklären, welche die Volkssprache genauer kannten und mit genügenden historischen Studien ausgerüstet waren.

Eben diese letztern sind aber noch immer sehr schwierig zu erwerben, und, wie wir schon oben bemerkten, sieht man den Erzeugnissen die mühevolle Arbeit nur gar zu leicht an. Das schreckt ab, und ist dem Buche und der Sache nachtheilig. Wir möchten deßhalb rathen von der historischen Einleitung des vorliegenden Buchs nur einen Theil zu lesen, nämlich die Eroberung Syriens durch die Araber unmittelbar nach Mohammeds Tode und die Ereignisse der Ommajadenherrscher, die ihren Regierungssitz in Damaskus aufgeschlagen hatten; von diesem Augenblick an, wo die Abbassiden ihren Sitz in Bagdad aufschlugen und Damaskus zur Provinzialstadt wurde, wird seine Geschichte ziemlich uninteressant und verworren, der Verfasser weiß jeden Augenblick nicht, wie viel oder wie wenig er geben soll, und er muß jeden Augenblick abbrechen, um sich nicht in Einzelnheiten zu verliefen, die Damaskus und Mittelsyrien gar nichts angehen. Das ist indeß bloß ein Fehler der Darstellung, nicht der Auffassung, die sehr richtig ist, und zeigt daß er den Ge-

ſichtspunkt, aus dem die vorderaſiatiſche Geſchichte aufgefaßt werden muß, ſehr richtig gefaßt hat. Der innere Zerfall des Chalifenreichs im eilften Jahrhundert und die hereinbrechenden türkiſchen Stämme ſind der Wendepunkt. So ſagt der Verfaſſer (p. 51), nachdem er die Eroberungs- und Plünderungszüge Toghtekins geſchildert, mit vollem Recht: „Charaktere, wie die des Toghtekin und Ilghazi laſſen uns einen Blick thun in die troſtloſe Barbarei der türkiſchen Condottieri, die damals das ganze öſtliche Reich der Chalifen plündernd und verwüſtend beherrſchten, wodurch alle Spuren arabiſcher wiſſenſchaftlicher Bildung und geiſtiger Cultur verwiſcht wurden, und ein Zeitalter der Rohheit und Unwiſſenheit heraufbeſchworen ward, das bis auf die Gründung des türkiſchen Reichs und mit dieſem bis nahe auf unſere Tage herab im Orient fortnährte.“ Unter der rohen Gewalt erlagen die Träger der Wiſſenſchaft und Bildung, bei ſehr wenigen Fürſten fand die Kunſt und Literatur Eingang, und ihre Träger ſelbſt ſanken zu den Schmarotzern herab, wie ſie die orientaliſche Geſchichte im 12ten und den folgenden Jahrhunderten nur allzu zahlreich aufführt. An eine geiſtige Erhebung des Volks durch die größere Bildung der höhern Claſſen war darum nicht zu denken, weil gerade der Beſitzſtand dieſer höhern Claſſen durch die unabläſſigen Wechſel der Herrſchaft gefährdet und alle Energie auf Erhaltung desſelben und auf flüchtigen Genuß des flüchtigen Beſitzes verwendet wurde. Daher im Orient dieſe geiſtige Gleichheit, die nichts als eine Gleichheit der Uncultur war und iſt. Der Verlauf der Geſchichte in Vorderaſien hat daher ſeit dem 12ten Jahrhundert ein ſehr untergeordnetes Intereſſe. Das fühlt auch der Verfaſſer, wenn er die Geſchichte der Mamelukenherrſcher, ſo weit ſie Syrien betrifft, berührt, und endlich (p. 84) wie ermüdet ſagt: „wie die bisherige Geſchichte der Mamelukenherrſcher eine wüſte Reihe von blutbefleckten Empörungen mit Herrſchern von ſehr kurzer Regierung und übermüthigen Mameluken-Emiren darbietet, ſo iſt es auch bis zum Ende dieſer Reihe der Mamelukenherrſcher. Wir wollen daher ohne auf eine genaue Schilderung ihrer Regierungen einzugehen, die ſchon deßhalb weniger Wichtigkeit für uns haben, weil Damaskus während dieſer Epoche als bloße Provinzialhauptſtadt eine höchſt unbedeutende Rolle einnahm, uns darauf beſchränken die Namen und Regierungsjahre dieſer zu Königen erhobenen Sklaven zu geben.“ Dieſe können uns vollends in keiner Weiſe intereſſiren, und wir erwähnen aus der Geſchichte von Damaskus nur noch zwei Thatſachen, welche zeigen, wie wenig ſelbſt von dem alten moslemitiſchen Damaskus — auf das frühere läßt ſich der Verfaſſer, als gänzlich außer ſeines Kreiſes liegend, gar nicht ein — erhalten iſt. Die Eroberung der Stadt durch Mangu Chan im J. 1299 und durch den furchtbaren Schlächter Timur Lenk im J. 1400 muß nach den gegebenen Schilderungen (p. 82 und 86) den größten Theil der alten Stadt vernichtet haben; unter Mangu Timur ſollen 100,000 Menſchen in Damaskus ermordet worden ſeyn, ungerechnet die große Menge, welche als Gefangene fortgeſchleppt wurden, und unter Timur war vermuthlich die Metzelei nicht viel geringer — er ließ z. B. allein eine Moſchee, in welche ſich 30,000 Menſchen geflüchtet hatten — mit Holz umlegen und niederbrennen; das folgende Jahrhundert ward durch die roheſte und entarteſte Mamelukenherrſchaft bezeichnet, und im Anfang des 16ten eroberten die Türken das Land. Was alſo an geiſtiger Cultur noch übrig iſt, muß ſich weſentlich aus den letzten dreihundert Jahren herſchreiben, die wenigſtens vergleichsweiſe friedlich waren.

Der Verfaſſer entwirft von der Bildung der Damascener eben kein ſonderlich erfreuliches Bild, das indeß nicht bloß von den Syriern ſondern von dem jetzigen Zuſtand im Orient überhaupt gilt. Er macht dabei eine Bemerkung, die wir wegen ihrer beſondern Wahrheit und Folgerichtigkeit anführen, denn ſie enthält eine wichtige moraliſche Thatſache: „mit dem 6ten Jahrhundert der Hedſchra, heißt es p. 135, begannen bereits die Wiſſenſchaften bei den Arabern zu verfallen, und ihre ganze Bildung, die ſchon früher hauptſächlich eine religiöſe war, ward ausſchließlich eine ſolche, wozu auch noch der ſtets wachſende Einfluß der Europäer beitrug, gegen den die Moslimen nur darin Zuflucht ſuchten, daß ſie ſich um ſo feſter an ihre religiöſen Inſtitutionen anklammerten, ſo daß ſelbſt noch jetzt, wo der europäiſche Einfluß im Orient allein geſetzgebend iſt, der Moslem, wenn er auch die ungeheure Ueberlegenheit des Europäers in allem übrigen anerkennt, doch noch mit Stolz ſich und ſeine Religion als die einzige wahre, und ſein Volk als das von Gott auserwählte betrachtet.“ Der Mohammedaner ſieht, wie der Verfaſſer an einer andern Stelle ſagt (p. 139): „in der Religion ſein letztes Bollwerk gegen europäiſchen Einfluß, und klammert ſich mit der Verzweiflung eines Ertrinkenden an dieſen letzten Strohhalm.“

Daraus ergibt ſich denn ganz von ſelbſt die Anſicht, daß die meiſten, welche an den Moſcheen oder ſonſtigen Schulen lernen, ihre Studien „für vollendet halten, wenn ſie den Koran leſen und ſchreiben können.“ Noch am meiſten blüht das Studium des Rechtsweſens wegen ſeiner praktiſchen Unentbehrlichkeit, aber humaniſtiſches Wiſſen, ulum edebije, [1] wie ſie es nennen, iſt nicht mehr in Damaskus und in Syrien überhaupt zu ſuchen; in Cairo zeigt man noch die Säule, an welcher der letzte Profeſſor über die Makamen des Hariri Vorleſungen hielt. Die poetiſche Sprache der alten Araber verſteht man nicht mehr, und ſelbſt die höhere Proſa kaum. Indeß fehlt es doch nicht ganz an Leuten, welche ſich aus den ältern arabiſchen Schriften unterrichtet haben, und der Verfaſſer führt namentlich einen chriſtlichen Arzt Michael Meſchaka an, der ſeine Studien an der mediciniſchen Schule in Cairo gemacht hat, und in der Geſchichte und Literatur der Araber wohl bewandert iſt. An Mitteln, das Volk durch ſeine eigene alte Literatur zu bilden, fehlt es durchaus nicht, doch wird dieß wohl nur noch durch eine europäiſche Herrſchaft geſchehen.

Von gelehrten Kenntniſſen, religiöſe und juridiſche Spitzfindigkeiten abgerechnet, weiß der Verfaſſer ſo gut wie nichts zu berichten, und das Studium fremder Sprachen iſt gänzlich vernachläſſigt; einige Chriſten verſtehen Italieniſch oder Franzöſiſch, die Mohammedaner lernen aber höchſtens Türkiſch. Auffallend iſt, daß niemand Perſiſch kann, und auch nur ſehr wenige Perſer ſich in Damaskus finden; dieß iſt um ſo mehr zu verwundern, als es in Damaskus eine eigene Claſſe von Aliden gibt, d. h. „Abkömmlinge Alis, welche die gegenwärtige osmaniſche Herrſcherfamilie als eine unrechtmäßige anſehen, die ſich der Regierung angemaßt habe.“ Dieſe Aliden bewohnen eine eigene Straße und bilden eine große eng-

[1] Ulum bedeutet Kenntniſſe, das vielbedeutige Wort „Edeb“ hauptſächlich „feine Sitte.“

verkettete Gemeinſchaft. Dieſer Anklang an Perſien führt uns noch auf einen andern Umſtand, der unſeres Wiſſens noch von keinem Reiſenden erwähnt wurde, nämlich daß in Damaskus und früher auch in Cairo das perſiſche Nauruzfeſt, d. h. das Feſt des neuen Jahrs, gefeiert wird. Sie feiern es im April und es dauert drei Tage. Die Beſchreibung, die der Verfaſſer (p. 121) davon gibt, hat etwas ſehr intereſſantes, denn es zeigt einen Anklang an die Sitte der Moccoli beim Carneval in Rom. „Am Abende dieſes Feſtes, heißt es daſelbſt, laufen die Knaben mit angezündeten, in Oel getränkten Spänen durch die Gaſſen, reißen ſich dieſelben aus den Händen, oder ſuchen ſie ſich gegenſeitig auszulöſchen.“ Der Umſtand, daß dieß Feſt, wie der Verfaſſer aus arabiſchen Quellen nachweist, ſchon in den erſten Jahrhunderten des Islam in Cairo gefeiert wurde, und mehrere Chalifen dagegen als gegen ein nicht moslemitiſches Feſt mit Gewalt einſchritten, ohne es ausrotten zu können, zeigt daß dieß augenſcheinlich aus den Zeiten der Perſerherrſchaft ſich herſchreibende Feſt ſehr verbreitet war, und ſich trotz der neuen Religion erhielt.

Es mögen dieſe wenigen Aufführungen als ein Beweis dienen, wie ſehr demjenigen, welcher Land und Volk aus eigener Anſchauung kennt, und mit dem Volke ungezwungen verkehren kann, manches Geſtalt und Bedeutung gewinnt, was an dem, der die Sprache nicht verſteht, ganz unbeachtet und bedeutungslos vorübergeht. Wir haben hier bloß den Theil der Schrift vor Augen, welcher die Schilderung der Bewohner und ihrer Sitten betrifft, und von p. 94 bis 162 geht, alſo noch keine 70 Seiten umfaßt, man wird aber in eigentlicher Kenntniß orientaliſcher Volksſitten aus dieſen wenigen Seiten mehr lernen, als aus manchem langen Buche. Den größten Theil der Schrift nehmen mehrere Ausflüge nach verſchiedenen Gegenden ein, aus denen wir ſpäterhin unſern Leſern einiges mittheilen werden.

Reiſefragmente aus den Abruzzen.

Von Dr. E.

Dritter Abſchnitt.

Im Kreis von Entrodacqua, welcher an den von Sulmona gränzt, erhebt ſich der hohe M. Argatone, umgeben von einer ganzen Schaar niederer Berge, Bergebenen und Hügel von mehr ſandiger und thoniger Beſchaffenheit. Wegen der glänzend weißen Farbe der Kalkmaſſen, die ihn zuſammenſetzen und der oft noch glänzenderen Sandſtreifen in ſeinen Schluchten, führt er auch den Namen M. Chiarano; ſüdlich iſt dieſes Gebirge ziemlich bewaldet, nördlich ganz kahl. Die langen nackten Ausläufer gewähren vom See von Scanno aus einen unheimlichen ſonderbaren Anblick. Der Sangro trennt das Argatone-Gebirge von der Meta; weſtlich läuft es über Civitella und Villetta fort bis zum M. Amaro, wo ein liebliches, fruchtbares Hirtenthal, Valle di Opi genannt, die Gränze der marſikaniſchen Gebirge am Sangro bildet. Dieſer Gebirgstheil, der ſich ungefähr 15 Miglien von Scontrone bis Opi ausdehnt, iſt der höchſte des Argatone. Längs der marſikaniſchen Kette ſtreift er dann von Villetta gegen Scanno, oberhalb Anverſa ſich mit dem M. Cucullo vereinigend. Längs dem Fluſſe Sagittario, von Anverſa bis Bugnara und Prezza laufen die nördlichſten Zweige in nordöſtlicher Richtung nach Sulmona hin. Die öſtliche Gränze dieſes Gebirges bildet die Bergkette, die ſich als ſcharf ausgeprägte Linie über Roccavallescura, Pescocoſtanzo, Revisandoli, bis zu der Ebene von Caſtel di Sangro hinabzieht; es iſt dieß die längſte, wenigſtens 20 Miglien lange Seite. In Torcias Itinerario de' Peligni findet ſich eine nähere Schilderung dieſer wenig bekannten Gegend. Von dem Gipfel des M. Greve aus, welcher in den höchſten Schluchten an der Nordſeite faſt das ganze Jahr hindurch Schnee enthält, erblickt man deutlich beide Meere, die Ebenen Apuliens und ein gutes Stück von Campanien; es iſt dieß der beſte Standpunkt um die verſchiedenen Gebirgsgruppen, ihre Veräſtelungen und Verzweigungen gehörig zu erkennen. Alterthumsforſcher drangen faſt noch nie in dieſe Wildniß.

Was die Gegend um den See von Scanno betrifft, ſo gehört ſie nach dem einſtimmigen Urtheil aller die ſie geſehen, zu einer der großartigſten und eigenthümlichſten Gebirgsgegenden Italiens. Von Sulmona führt ein romantiſcher Saumweg, längs dem Sagittario über Anverſa und Villalago dahin. Leider zeichnete bis jetzt kein Maler dieſen herrlichen, faſt ganz unbekannten Gebirgsſee, mit ſeinen Waſſerfällen, Schluchten und Höhlen. Der höchſte Theil des italiſchen Apennin bietet freilich weder Locanden und Oſterien noch irgend einen Comfort dar, wie er in der Campagna Felice, in Amalfi, Sorrent, Capri, Iſchia u. ſ. w. vorhanden, aber die erhabenſte Naturſcenerie entſchädigt reichlich für Entbehrungen und Anſtrengungen.

Das Gebirge beſteht aus einer compacten Kalkmaſſe von weißer, ein wenig ins Röthliche ſpielender Farbe. Bis zu drei Viertheilen der Höhe iſt die Schichtung vertical, hoch oben wird ſie horizontal. Es gibt Gognoſten, welche hier und dort vulcaniſche Spuren angetroffen haben wollen. Sparſame Ablagerungen von Blei ſind gefunden worden; Marmor findet ſich an mehreren Stellen. Der Colle Sordo ſcheint durch Erdbeben von der Hauptmaſſe losgeriſſen und vereinzelt worden zu ſeyn. Der Umſtand, daß einzelne erratiſche Kügelchen von Quarz, Agat und Calcedon durch das, in die Coſta delle Paje und die Faſcia di Petrana bergabſtrömende Waſſer zum Vorſchein kamen, führte auf die Vermuthung, daß größere Adern in den Eingeweiden vorhanden, aber die Bevölkerung ſcheint für die Kryſtall- und Mineralienſucherei, wie ſie z. B. im Lukmaniergebirg, im Val Cryſtallina und anderswo unter Lebensgefahren und großer Ausdauer getrieben wird, zu träge und unwiſſend. In der Montagna Grande bei Anverſa findet ſich blätteriger, ſchwefelhaltiger Kalk in Menge.

Das felſige, kluften- und ſchluchtenreiche Gebirge von Caſtro Balva und Pizzo Marcello, die Heimath und das Revier der Wölfe, Bären, Füchſe und Dachſe, beſteht aus derſelben ſecundären Formation. Bei den Quellen des Sagittario, der ſ. g. Foce di Anverſa ſind die Felſen ſo ſteil, ſo lothrecht, daß kaum die Vege-

tation, nicht einmal Schlingpflanzen Wurzel faſſen können. Hier feſſelt ein wunderſchöner, breiter, reicher Waſſerfall, Ponte dell' Inferno (Höllenbrücke), die Blicke des Wanderers, er iſt waſſerreicher als die Cascaden von Terni und Tivoli im Kirchenſtaat und die von Sora und Caſerta im Neapolitaniſchen, aber noch nie gemalt und gezeichnet. Er brauſt und ſchäumt über ein Gewirre von Felſen einher, und in der Tiefe angelangt vertheilt er ſein kryſtallhelles Waſſer in ein Labyrinth von ſich krümmenden Bächen und Waſſerſpiegeln. In der Nähe einer eigenthümlich aus Travertinmaſſe (die ſich allmählich aus dem Niederſchlage der Flüſſigkeiten gebildet) geformten Brücke ſtürzt ſich eine zweite, weniger majeſtätiſche Cascade in die Tiefe: der Punkt heißt Ponte dell Arenicce. Weiter abwärts überraſcht in der Nähe einer Schwefelquelle eine dritte Cascade, Ponte Quarto genannt. Die fiſchreichen Weiher von Villalago empfangen ihr Waſſer ebenfalls von der Foce di Anverſa. In dem Zwiſchenraume von Vallane Cupe, wo früherhin ſehr häufig Bärenjagden angeſtellt wurden, bildet das Waſſer einige kleine Inſeln und nimmt nach kurzem Laufe den Namen Foce del Lago di Scanno an. Der See ſelbſt iſt ein Stück Vierwaldſtädter-See im Kleinen. Die Partie dahin iſt am beſten von Sulmona aus zu machen: man reitet am linken Ufer des Sagittario aufwärts bis Caſtro Valve. Dieſes Städtchen liegt ungemein maleriſch, Anverſa gerade gegenüber. Bis Villalago ſetzt man alsdann wohl zehnmal über den Bach, der in ein enges Gebirgsthal eingepreßt iſt. Bei Villalago öffnet ſich zuerſt die Ausſicht auf den See: von hier geht es an dem nordöſtlichen Uferrande, an Nunziata vorüber, nach dem lieblichen Scanno. Das hohe ſcharfgezackte Gebirge rings um den See von Scanno beſteht aus weißgrauen Kalkmaſſen von ſehr verſchiedener Schichtung. Dieſer Umſtand, ſowie auch die häufig vorkommenden Höhlen veranlaßten einige Naturforſcher zu der Annahme, daß Erdbeben dieſen Theil des Gebirgs beſonders durchgerüttelt. Ferner ſchloß man aus der bedeutenden Tiefe des Sees, aus dem an ſeinem Ufer angehäuften Gerölle, ſowie aus ſeiner kraterartigen Geſtalt — aber wohl mit Unrecht — daß er der Krater eines erloſchenen Vulcans ſey. Man fand bis jetzt — eine Art Puzzolanerde etwa ausgenommen, welche ein Alluvionsproduct iſt und aus exydulirtem Eiſen, aus Quarzpartikeln von Gold- und Silberglimmer beſteht — durchaus kein reelles vulcaniſches Product. Die oberſten Quellen des Sagittario, der von ſeinem pfeilſchnellen Lauf und ſeinen pfeilartigen Cascadenſprüngen den Namen führt, heißen Fluturno, ohne Zweifel ein ſehr alter Name; ſie entſpringen aus Felsgrotten des M. Rovere bei Villalago und ſtehen wahrſcheinlich mit dem See von Scanno in Verbindung, von denen einige einen Zuſammenhang mit dem Lago di Fucino annehmen.

Sehr hohe, ſcharf gezackte und oft bis Ende Mai mit Schnee bedeckte Berge umgürten das Thal von Petterano, welches ſich in das von Sulmona öffnet; ſie verzweigen ſich theils mit den Bergen des Piano di Cinquemiglia, theils neigen ſie ſich der eigentlichen Majella zu, die ſich in nordweſtlicher Richtung in dem Bergkamm des Morrone bis in die Krümmung herabzieht, welche der Pescara-Fluß bei Popoli bildet, wo er den Gizio und den waſſerreichen Tricano vom Gran Saſſo aufnimmt. In der Montagna di Morrone öffnen ſich mehrere Päſſe und Schluchten, z. B. die Forca Palena und Coccia nach Pacentro und Palena, aber alle dieſe Päſſe ſind berüchtigt wegen der Gefahren, welche Stürme und Schneewehen den Wanderer bereiten. Der Morrone beſteht aus compactem Kalk in großen Parallelſchichten und bietet in ſeiner Bildung und Miſchung viel Eigenthümliches dar, an mehreren Stellen ſeiner Seitenfläche befinden ſich enorme Maſſen von gelblich gefärbten Sandniederſchlägen. Das tiefe Thal von Freano wird von Kalkfelſen, deren Schichtung eine nördliche iſt, in faſt unzugänglicher, überaus ſchroffer und zackiger Bildung überragt, der obere Theil desſelben iſt faſt ganz mit Wald bedeckt und ſchließt ſich an das Thal von Fura, eines der ſchneereichſten und winterlichſten. Hier entſpringt in wilder Einöde der Gizio, welcher von unzähligen Quellen bereichert, nach Petterano abwärts, an Sulmona vorübereilt, und nahe bei Popoli in den Aterno (Pescara) fließt.

Reicher an mineraliſchen Producten iſt der nördlichſte Theil des Gebiets der alten Peligner, der heutige Kreis von Acciano, doch würde eine mineralogiſche Skizze hier viel zu weit führen. Corcia in ſeiner Storia del Regno ſtellte die hierhergehörige gegnoſtiſche einheimiſche Literatur zu einem Geſammtbilde zuſammen. Die Gegend um Motina, Caſtelvecchio Subequo, Goriano Sicüli, Caſtel di Ieri bietet außer ihren peligniſch-römiſchen Antiquitäten auch in naturwiſſenſchaftlicher Beziehung großes Intereſſe dar. Durch ihren Pflanzenreichthum und durch treffliche Viehweiden berühmt iſt die Bergebene Campo Imperatore; auch verdient der eigenthümliche Luftzug in dem Paß von Popoli nach Tocco Erwähnung. Der Pescara-Fluß durchbricht hier eine hohe Bergkette, und regelmäßig beginnt gegen Abend, ſelbſt an den heiterſten, windſtillſten Tagen, ein Oſtwind von Tocco aus gegen die Cascade von Buſſi hin zu wehen, der zwölf Stunden anhält und ſich dann plötzlich in Weſtwind umwandelt. Dieſe Luftſtrömung ähnelt der regelmäßigen Ebbe und Fluth in der Meerenge von Meſſina. Man nennt ſie Vento Toccolano von der Stadt Tocco, ſie iſt oft ſo ſtark daß ſie die Bäume ſchüttelt und das Geſträuche biegt; die Landleute fabeln von allerhand Melodien, welche zu gewiſſen Zeiten ſich hören laſſen ſollen.

Von ſehr durcheinander gemengter Beſchaffenheit iſt das Gebirge um Vittorito, Rajano und Prezza; bei Rajano ſind Schwefelquellen. Von dieſem nordweſtlichen Gebirgsrücken führt die ſogenannte Forca Caruſa, ebenfalls ein hoher berüchtigter Paß, an den Lago Fucino ins marſiſche Gebiet.

Das ſo eben kurz geſchilderte Gebirge, größtentheils der Majella angehörig, enthält einige der höchſten Berge Italiens, welche meiſt das ganze Jahr mit Schnee bedeckt ſind. Schon die Alten ſchilderten das Land der Peligner als das rauheſte von ganz Italien. Horaz in ſeinen Oden nennt eine ungewöhnliche Kälte eine peligniſche; Ovid und Silius Italicus gebrauchen den Ausdruck: Gelida Sulmona. Nichtsdeſtoweniger öffnet ſich in der Mitte dieſer rauhen, ſchneereichen Berge ein wunderliebliches weites Thal, in welchem man voll Verwunderung die üppigſte Vegetation antrifft, und in welches alſobald die Leſer mich hinabbegleiten mögen. Es erſtreckt ſich von den Engſchluchten des Piano di Cinquemiglia bis über das alte Corfinium hinaus. Die Ebene von Sulmona hat wenigſtens 10 Miglien Durchmeſſer und gränzt von den Abhängen Petteranos bis zum Paß bei Popoli, von den Hügeln Pacentros bis zu denen Cuculles in einer Fülle von Laub und Fruchtbarkeit, die von unzähligen Bächen und Quellen genährt wird. In das

Lob, welches Ovid den lachenden grünen Umgebungen ſeiner Vaterſtadt Sulmona, als Gefilden, welche Bacchus, Pallas und Ceres beſchützen und lieben, ſpendet, wird jeder mit Freuden einſtimmen, der gleich mir dieſe Gegenden in der ſchönſten Frühlingszeit kennen ernte. Die beiden Flüſſe Gizio und Sagittario werden um Sulmona herum in viele Canäle geleitet und befördern den Garten- und Gemüſebau, der hier beſonders blüht. Der Bergſtrom Vella hingegen, ſchon in alten Chroniken genannt, richtet nicht ſelten durch ſeine Verheerungen großen Schaden an; er entſpringt am Guado S. Leonardo am Fuße des M. Amaro, der höchſten Spitze der Majella, und wird beſonders durch das Schmelzen des Schnees gefährlich und reißend, während er im Hochſommer faſt ganz austrocknet. Eine lebhafte Schilderung der Verwüſtungen der Vella an Bäumen, Gärten, Reben, Wieſen und Heerden liefert uns ſchon Ovid in einer ſeiner Elegien.

Ich könnte hier, nachdem ich das Peignerland in ſeinen äußern Umriſſen ſkizzirt, die Reiſe durchs Piano di Cinquemiglia nach Sulmona hinunter fortſetzen, will aber vorher noch einen kurzen Blick auf die Theile der Majella werfen, welche dem Gebiet der alten Marrucciner und Frentaner angehörten. Es ſind dieſes gerade die höchſten und intereſſanteſten Punkte des Gebirges, welches mit ſeinen Verzweigungen, ſeinen Thälern und Hügeln, ſeinen ſüdlichen und nördlichen, gegen das adriatiſche Meer gerichteten Ausläufern eine Kette von ungefähr 60 Miglien Ausdehnung bildet. Der Hauptſtock des Gebirges nimmt den heutigen Diſtrict von Lanciano ein; hier erheben ſich die beiden höchſten Berge, der M. Amaro 7400 Fuß und der M. Cavallo 7000 Fuß hoch. Der alpiniſche Kalk, aus welchem dieſe Berge nebſt ihren Ausläufern beſtehen, iſt ein ſehr compacter. Die HH. Durini, Tarcia, Del Re u. a. ſchildern die mineralogiſchen Eigenthümlichkeiten der hohen Majella und ich verweiſe auf deren Schriften. Gegen Süden zeigen dieſe koloſſalen Bergmaſſen deutliche Spuren großer Revolutionen; hier kommen die unregelmäßigſten Bildungen, die ſteilſten Klippen, die ſonderbarſten Klüfte und Spalten, die tiefſten Thäler und das größte Gewirr übereinander geſtürzter Maſſen vor; die tiefſten, faſt unzugänglichen Klüfte und Thäler ſind die del Orſente, dell' Inferno, di S. Spirito und Civitella. Auch die nordöſtlichen Felskuppen deuten auf außergewöhnliche Kataſtrophen hin. Der große Pflanzenreichthum der Majella iſt weit und breit, nicht allein in Italien, ſondern auch im Auslande berühmt, und ungeachtet ſo vieler Erderſchütterungen, die der Boden erduldet, ungeachtet der Einwirkungen der Bergſtröme, des Schnees, der Gewitter und anderer Naturerſcheinungen, welche die Oberfläche des Gebirgs trafen und umgeſtalteten, gibt es dennoch weite Bergebenen und große geneigte Flächen, welche mehr oder weniger mit Pflanzenerde bedeckt ſind; mit freudiger Ueberraſchung erblickt man hier dichte Waldungen kräftiger Buchen und Eichen und undurchdringliches Gebüſch, dort hört man das Plätſchern und Murmeln von Bächen und Quellen und labt die Blicke an grünen, lachenden und mit unzähligen duftenden Blumen bedeckten Wieſen. Die Majella iſt nicht allein das Paradies der Heerden Italiens, ſondern auch das Eldorado unzähliger Blumen- und Kräuterſammler, von denen nicht wenige behaupten, daß hoch oben Pflanzen vorkommen, welche ſonſt nirgends in Europa gefunden werden. Gewiß iſt, daß viele Klöſter Mittel-Italiens, welche, wie z. B. S. Maria Novella zu Florenz, im Rufe ſtehen, die feinſten und beſten Liqueure, Eſſenzen und Elixire zu verfertigen, ihre Reiſenden und Sammler in die Majella ſchicken. Das in ganz Italien, und ſelbſt an vielen Punkten des Orients berühmte Hundertkräuter-Elixir, ſchlichtweg Centerba genannt, wird aus den Blumen und Kräutern der Majella deſtillirt und präparirt. Die Standpunkte der ſeltenſten Species werden von dieſen Kräuterſammlern ſo geheim gehalten, daß es ſelbſt mehreren Botanikern Neapels, welche in dieſem Gebirge botaniſirten, nicht gelang diejenigen Blumen zu erhalten, welche anerkanntermeiſe die Hauptbeſtandtheile des Centerba-Elixirs (Lebensverlängerungseſſenz) bilden. Manche dieſer Kräuterſammler, Erbajuoli genannt, erwarben ſich durch den Handel mit Majella-Pflanzen ein ganz hübſches Vermögen.

Der Schnee fällt hier in großen Maſſen und bedeckt das Haupt des Gebirges faſt das ganze Jahr hindurch. In den oberen Thälern verhärtet und conglomerirt er ſich zuweilen und ähnelt dem ewigen Schnee der Alpen; daher halten einige Geographen die Majella für die bei den Alten vorkommende Nicate. Verſteinerungen von Seethieren aller Art kommen hoch oben im Gebirge vor, welches außerdem weißen und farbigen Marmor, nebſt weißem und ſchön geadertem Alabaſter an mehreren Stellen birgt. Auch an Grotten und Höhlen mit ſchönen Stalaktitenbildungen iſt kein Mangel. Gleich den höheren Gebirgen offenbaren auch die Hügel und Kuppen, in welche ſich die Ausläufer der Majella verflachen, die Thalmündungen und die Ebenen an den Küſten des Meers, die einſtige Ueberfluthung mit Meerwaſſer. An Conchylien, Ammoniten, verſteinerten Fiſchen, ſowie an höchſt eigenthümlichen vegetabiliſchen Subſtanzen einer früheren Epoche iſt nirgends Mangel. Bei Francavilla z. B. findet ſich eine glutinöſe Subſtanz, welche eine Säure und ein Oel enthält, das dem Steinöl ähnelt, vielleicht ein Ueberreſt alter Pinienwälder, welche einſt das Gebirge bedeckten.

Die ſchauerlichſte, wildeſte Gegend des Majella-Gebirges bildet der Kreis (Circondario) von Lama, nicht weit von Palena, an der obenerwähnten Straße gelegen. Steile Abgründe und Klüfte, unzugängliche Felszacken bilden den M. Amaro, deſſen Höhe von 7000 bis auf 7500 Fuß angegeben wird. Der Grat, der auf die Höhe führt, iſt ſchroff und nur für ſehr geübte Bergſteiger zugänglich. Im Vado della Valle, faſt unter dem Gipfel, ſoll ſich eine ſchöne Höhle von Bergkryſtall finden. Unterirdiſche Bergſtröme, die oft ſeltenes Geſtein hervorſchwemmen, ſcheinen das Vado della Valle mit dem der Femina Morta an der anderen Seite zu verbinden. Für reich an ſeltenem Geſtein werden der M. Cavallo, Focolone und Altare ausgegeben. Die Stalaktitengrotten Del Bove und Del Cavallone (Ochſen- und Roßhöhle) am M. Amaro ſind ausgezeichnet durch ihren Reichthum an bizarren und grotesken Figuren; auch findet ſich hier ein ganzes Lager von Madregorne und anderen Conchylien, von verſteinerten Teſtaceen und Kruſtaceen. In einem Seitenthale des M. Amaro, deſſen Boden aus Thon, Sand und Kies beſteht, will man kleine Stücke Bernſtein gefunden haben, welche eine ſchöne Politur annahmen; ebendaſelbſt ſoll auch Bergnaphtha, Erdöl, in ziemlicher Menge vorkommen.

Die Berge Palumbaro und Ciriciolo, öſtlich von der Hauptſpitze, laufen in ſchroffer Spitze zu der Höhe von 5000 Fuß empor, und enthalten in dieſer Höhe Muſcheln und verſteinerte Fiſche. Daſſelbe kommt vor bei dem M. Palena und dem M. Coccia von

geringerer Höhe; der letztere iſt durch einen tiefen Riß, durch welchen ein halsbrechender Paß führt, von dem Hauptſtock der Majella getrennt. In der Nähe des ſchön geformten Hügels, auf welchem Palena amphitheatraliſch gebaut liegt, im Gebiet von Roccascalegna hat man ein Steinkohlenlager entdeckt, das aber wie ſo mancher andere Schatz bis zur heutigen Stunde nicht ausgebeutet wird. Die Monti Pizzi, ungefähr 5 Miglien von Palena entfernt, führen den Namen von ihren ſcharfen Zacken, welche gleich den Zähnen einer Säge oder gleich Pyramiden von ungefähr 50 bis 60 Fuß Höhe perpendiculär und in Reih und Glied aufgerichtet daſtehen, wahrſcheinlich ſind es die Craniti oder Cornicoli der Alten. Vgl. Zonaras in ſeinen Annalen und Romanellis: Scoverte Frentane. Sie ſind faſt ganz von aller Vegetation entblößt, da die Pflanzenerde nirgends an ihren ſteilen Abhängen haften kann, dennoch öffnen ſich zwiſchen ihren Zacken liebliche Thäler, welche ſich bis an das linke Ufer des Sangro hinabziehen und dort mit ſchönen Buchen geziert ſind. Der M. Domenica, der gleich allen anderen, welche von Palena in ſüdöſtlicher Richtung auslaufen, Spuren furchtbarer Erderſchütterungen in ſeinen Schluchten und Riſſen darbietet, erhebt ſich bis 4000 Fuß Höhe. Unterhalb Torricella und Geſſo Palena flacht ſich das Gebirge zu Hügeln ab, deren geognoſtiſche Beſchaffenheit derjenigen der nördlichen Ausläufer ähnlich iſt. In der Nähe von Geſſo Palena, an den Ufern des Aventino, finden ſich bedeutende Gypslager, daher auch der Name des Städtchens, welches auf ſolchem Lager ruht. Die Flüßchen Parello, Verde und Roitello bewäſſern dieſe Gegend und fließen in den Sangro. Der erſtere, der in jähen Stürzen dem höheren Gebirge enteilt, bildet bei Quadri einen ſchönen Waſſerfall.

Deutlicher noch als in den oberen Gegenden manifeſtirt ſich die alte Meeresherrſchaft in den Küſtengegenden bei Baſto, Giſſi u. ſ. w., ferner bei Ateſſa, Carpineto. Zwiſchen Guardiagrele und Filetto fanden ſich Knochenlager enormer Vierfüßer von verloren gegangenen Species; die Kirche von L. Leucio bewahrt noch jetzt eine Probe davon. Der bekannte Botaniker M. Tenone gibt (neben Romanelli, Corcia, Del Re) in ſeinem „Viaggio nell' Abruzzo" intereſſante Mittheilungen über dieſe Gegend.

Dieſelben Spuren einer einſtigen Ueberfluthung des Gebirges durch Meereswogen finden wir in den Gegenden, welche früher von den Marrucinern bewohnt wurden, in dem heutigen Diſtrict von Chieti und in den Circondarien von Bucchianico, Manopello, S. Valentino und Caramanico. Von Tocco, am Peſcara abwärts bis zum Meer kommen Thon, Mergel und kreideartige Gebilde vor, welche eine Menge Verſteinerungen von Fluß- und Seethieren enthalten. Die Hügel um Chieti enthalten Teſtaceen in Maſſe Heftiger Froſt, Regengüſſe oder andere Einwirkungen verändern nicht ſelten die Oberfläche des Terrains und bringen eine Menge Verſteinerungen ans Tageslicht. Sowohl in der Umgegend von Chieti als auch bei Atri und S. Benedetto (im Römiſchen) ereignete ſich im Jahre 1843 der ſonderbare Vorfall, daß ſich kleine Hügel, Weingärten und Olivenpflanzungen in Bewegung ſetzten und eine ziemliche Strecke weit fortrutſchten. Zwiſchen S. Benedetto und Grottamare, jenſeits des Tronto, wanderte ein ganzer Sandhügel auf eine Strecke von 50 Schritten nebſt der Landſtraße, welche ſich am Meeresufer an ſeinem Fuße fortzog, ins Waſſer hinein, und verlieh dieſer Strecke — ich ſah ſie einige Monate ſpäter — ein ganz eigenthümliches, dünenartiges Anſehen. Aehnliche Erſcheinungen fanden, wenn ich nicht irre, im Jahr 1846 bei Bonn am Rhein ſtatt, und ich erinnere an Plinius, welcher uns in ſeiner Naturgeſchichte erzählt, daß auf dem Landgute eines V. Marcellus, eines angeſehenen Bürgers von Teate (des heutigen Chieti), ein ganzer Olivengarten ſich in Bewegung ſetzte und von der einen Seite der Landſtraße zur andern überſiedelte. In der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wurde der Lauf des Alento, der ſich bei Francavilla ins adriatiſche Meer ergießt, in der Gegend von Bucchianico durch einen Wanderhügel, der ihm in den Weg trat, gänzlich verändert, und im J. 1843 veränderte ſich das Rinnſal des Küſtenbachs, der von Atri nach Silvi hinunterfließt, binnen 14 Tagen in ein ganz wellenförmiges Terrain aus lauter Sandhügeln beſtehend, ſo daß der Bach gänzlich verſchwand. Man hat dieſe Erſcheinungen bis jetzt ſehr ungenügend durch unterirdiſche vulcaniſche Kräfte, durch Waſſer- oder Dampfdruck im Innern der Erde zu erklären verſucht. Aehnliche Erſcheinungen kamen in Folge heftiger Regengüſſe im Herbſt 1852 an mehrern Stellen der Schweiz vor.

Vom ſogenannten Guado di S. Leonardo, welcher die früher ſchon erwähnte Morrone-Kette von der eigentlichen Majella trennt, erſtreckt ſich 11 Miglien lang ein Thal, welches die Orta in einem tiefen Kalkbecken durchſtrömt. Die Seitenwände des Orta-Thals bieten gleich den Gebirgswänden des M. Majellone von Caramanico bis Valentino in ihren Zerklüftungen und Spalten die Spuren heftiger Erdbeben und Exploſionen unterirdiſchen Feuers dar. Für die vulcaniſche Beſchaffenheit dieſer Gegend reden eine Menge Schwefelquellen, das Vorkommen von Erdöl, Schwefel, ſchwefelſaurem Kalk und Strontian. Bei S. Croce, in der Nähe von Caramanico, quillt ein mit Schwefelwaſſerſtoffgas ſo ſtark geſättigtes Waſſer hervor, daß es die Steine inkruſtirt, welche davon berührt werden. Bei Lettomanopello ſprudeln eine Menge Schwefelquellen aus dem Boden; dieſe bilden das Flüßchen Lavino, und die Gegend wird von den Landleuten La Solfatara genannt. Der Thalboden, den der Gebirgsbach von S. Liberata bewäſſert, enthält Schichten von natürlichem Schwefel, welche an der Oberfläche mit Thon und Kreide abwechſeln. Die Bewohner dieſer Gegenden ziehen einigen Nutzen aus der Ausbeutung dieſer Producte.

Aus den tiefen Spalten der Kalkfelſen des Orta-Thals fließt, beſonders nach Regengüſſen, Erdöl, bitumen liquidum, an mehrern Stellen in ziemlicher Menge hervor. Bei Crocefiſſo di Ballebona und in der Nähe eines den Cöleſtinern gehörigen Landguts ſind die obern, vom Waſſer entblößten, aus Thon und Kreide beſtehenden Schichten des Thalbodens ganz mit Erdöl infiltrirt, ähnlich den Schichten, welche über dem reinen Schwefel bei Lettomanopello gelagert ſind. Die größten Erdölquellen finden ſich am Fuße des Morrone, da wo das Gebirge am ſteilſten abfällt. Hier herrſcht überhaupt ein ſumpfiges Terrain vor, rings umher thon- und lehmhaltig und mit herabgerollten Steinmaſſen bedeckt. Der Boden iſt gleichſam mit Erdöl getränkt, und verhärtete Maſſen desſelben liegen überall umher. Die vier Quellen kryſtallhellen Waſſers, welche das Flüßchen Arello bilden, hauchen einen ſtarken bituminöſen Geruch aus, und an drei Punkten des hier befindlichen Moraſtes ſieht man das Erdöl tropfenweiſe hervorquellen und auf der Oberfläche des Waſſers ſo lange fortſchwimmen, bis es ſich an die zufällig mit ihm in Berührung kommenden Körper anheftet. Nach heftigem

Gewitterregen und nach plötzlichem Schneeſchmelzen wird das Erdöl aus den Felſenöffnungen oft mit ſolcher Kraft hervorgetrieben, daß es in der Luft einen Bogen beſchreibt, bevor es die Erde berührt. Die alsdann hervorquillende Menge iſt ſo groß, daß die Ufer des Arello auf eine Strecke von zwei Miglien damit beſleckt ſind. Die Fiſche welche hier gefangen werden, haben meiſt alle einen bituminöſen Geſchmack, und der Geruch des Oels verbreitet ſich weit hinaus in die umliegende Gegend. In der Nähe von Lettomanopello quillt aus dem Geröll eines Hügels ein Erdöl von ſehr ſchwarzer Farbe hervor, welches von den Bauern durchgehends ſtatt des Pechs gebraucht wird. Auch ſtößt man hier auf reinen Schwefel in kleinen Adern nierenförmig in das Geſtein eingepreßt. Bei Paterno wird überall ſehr viel Gyps gegraben nebſt Erden, welche dem Strontiangeſchlecht angehören, wie z. B. blättriger Cölestin, der faſt immer, beſonders in Sicilien, in gaſtlicher Verbindung mit gediegenem Schwefel gefunden wird.

Ich übergehe die Verſteinerungen, die Spuren von Kohlenlagern und die anderen mineralogiſchen Merkwürdigkeiten, welche öſtlich, nördlich und weſtlich von dem eigentlichen Majellagebirge angetroffen werden, und erinnere nur noch an die Queckſilberadern und an den Arſenik, der bei Caramanico, Salle und S. Valentino gefunden wird, ferner an die Fundorte von Ambra bei Turvi, an die Scherben und Spuren von Makaſit, Talk und Agat in der Nähe von Guardiagrele, an das Vorkommen von Onyx und Agatſteinen in der Nähe der Orta-Quellen, und einige Höhlen mit Schwefelkies in ſehr ſchönen Kryſtallen bei Serra Monacesca, ſo wie überhaupt an die Schmelzhütten und Oefen bei Caramanico, wo aber leider nicht viel Fleiß und Geſchicklichkeit aufgewendet zu werden ſcheint. Der nördliche Theil des Morrone, des Guado di S. Leonardo, ſo wie die nordweſtlichen Ausläufer der Majella enthalten ebenfalls prächtige Weideplätze und einen ſehr großen Reichthum an ſchönen und ſeltenen Pflanzen.

In Rapini und bei Tocco, in der Nähe Popolis am Pescara wurden ein Paar oskiſche Inſchriften gefunden, welche ſich auf uralte Weideberechtigungen und Weidegeſetze beziehen ſollen. Der Landſtrich von der Majella nordwärts nach Chieti, Pescara und ans adriatiſche Meer hinunter iſt einer der lieblichſten, ſchönſten und fruchtbarſten Italiens. Daher ſagt mit Recht der wackere Geſchichtſchreiber Chieti's, Camarra: „Ubi pulchrius solum? Nam hic omnibus admodum regio, aut picturata floribus, aut gemmata pomis, aut distincta oleis aut est intertexta vinetis etc.“ Man vergleiche Durini: „Sopra un Vulcano“ bei Torcia: Itinerario de' Peligni; desſelben: Relazioni sul solfo e bitume d'Abruzzo in den Atti della R. Accademia delle Scienze; Del Re, Corcia u. a.

Das wäre nun im allgemeinen der Charakter der Majella, der Charakter des Landes, welches Peligner, Marruciner, Frentaner und laraceniſche Samniter einſt bewohnten. Einen großen Theil dieſes Landes durchſtreifte ich in genußreichen Excurſionen, und bitte nun die Leſer wieder mit mir in das Gaſthaus des Gebirgsſtädtchens Roccaraſo zu treten, und von hier aus mit mir die Reiſe nach Sulmona, Chieti, Atri und an den Tronto bis zur Gränze des Kirchenſtaats fortzuſetzen.

Die ſtarknochige Wirthin des „weißen Adlers“ zu Roccaraſo klopfte mir zum Abſchied herzhaft auf die Schultern, nachdem ſie mir eine lange Geſchichte von einem Engleſe erzählt, der einſt ein Paar Tage bei ihr logirt und den weißen Adler für den beſten Gaſthof Italiens erklärt hatte. Sie tröſtete meinen ſehr ängſtlichen Vorleuten, daß das Piano di Cinquemiglia, das wir nun zu betreten hatten, dieſen Augenblick keine Gefahr von Wölfen und Räubern darbiete. Die Gegend wird immer kahler und rauher; das Städtchen Reviſondoli bleibt rechts, und die Straße führt gerade auf eine Hügelkette los, welche in der Nähe einer Capelle, S. Maria della Portella, künſtlich durchgebrochen iſt. Es iſt buchſtäbliche Wahrheit, wenn ich verſichere, daß noch vor wenigen Jahren die Reiſenden, welche dieſen Paß zu überwinden hatten, zu Hauſe ihr Teſtament machten, und ſowohl zu San Maria della Portella, als auch zu Rocca Vallescura mehrere Stoßgebete an den angeſehenſten Haus- und Familienheiligen um Schutz und Beiſtand auf der Reiſe durch den Paß zu richten pflegten.

Sobald man dieſen Durchſtich hinter ſich hat, öffnet ſich die berüchtigte Vergebene, das oft erwähnte Piano di Cinquemiglia, durchſchnitten von einer faſt ſchnurgeraden, breiten und ungefähr 5 bis 6 Fuß dammartig erhöhten, königlichen Landſtraße. Das Thal iſt 5 Miglien lang und ungefähr $1\frac{1}{2}$ bis 2 Miglien breit, es liegt 4500 bis 5000 Fuß hoch; die ſüdlichen Ausläufer der Majella begränzen es rechts, und zwar durch die Bergkuppen von Mazzamora und Favone; links ſchickt der oben genante Argatone den M. Paradiſo und Pratella als Gränzwächter vor. Ende Mai's erblickte ich hier rechts und links in den Schluchten noch ſehr viel Schnee; die höhern Gebüſche halten ihre Knoſpen noch nicht entfaltet, und nur einzelne Buchen verkrüppelten und niedrigen Wuchſes grünten ſpärlich da, wo ſie vor Nord- und Oſtwinden geſchützt ſtanden. Der Boden des Thals, theilweiſe mit Geröll des höhern Gebirges gefüllt, bot im allgemeinen eine ziemlich verſumpfte Fläche dar, ſo daß das Durchziehen eines feſten Dammes eine wahre Wohlthat für den Verkehr war. Im Winter iſt dieſer Paß wegen der Orcane und Schneeſtürme, welche ſich hier oben austoben, ſo wie auch wegen der vielen Wölfe, welche im Gebirge hauſen und bei großer Kälte bis Roccaraſo und Reviſondoli vordringen und auf Beute ausgehen, in der That ſehr gefährlich. Der Verſuch, vier kleine Weiler in dieſer Bergebene zu erbauen, ſchlug daher gänzlich fehl, und die zu dieſer Coloniſation auserſehene Mannſchaft hat ſich jetzt mit den Bewohnern von Roccaraſo und Roccavallescura zuſammengeſchmolzen. Es vergeht übrigens faſt kein Jahr, daß nicht ein Paar arme Wanderer in den Schneeſtürmen, welche Geſicht und Athmen nehmen, umkommen. Beſonders berüchtigt aber iſt dieſer Paß dadurch geworden, daß im Jahre 1528 300 Fußgänger — ſo erzählt Jovius — und im Jahre 1529 600 Deutſche, welche der Fürſt von Oranien aus Aquila nach Neapel führen wollte, hier durch Kälte und Schneeſtürme umkamen. Dieſe Ereigniſſe pflanzten ſich als vielvergrößerte Sagen fort, und nähren bis zur heutigen Stunde die Angſt vor dem Paſſe. Uebrigens ſchildert ſchon der alte Geograph Alberti dieſe Gegend als ſehr gefährlich, und auch der Umſtand, daß die Alten den nähern Weg durch dieſe 5 Miglien lange Bergmulde nicht benützten, ſondern den Umweg über Campo di Giove und Palena nach Aufidena vorzogen, ſpricht nicht ſehr für das Piano di Cinquemiglia. Daß Räuber in dieſem Paſſe, wo Naturerſcheinungen und Aberglauben aller Art ſchon den Muth des Wanderers lähmten, gute Geſchäfte

machten, iſt auch begreiflich. Schutzhäuſer (Galittoni), welche man zum Schutze der Wanderer gegen plötzlich hereinbrechendes Unwetter erbaute, wurden eine Reihe von Jahren hindurch von den Räubern als Schutz- und Schlupfwinkel benützt und liegen jetzt in Trümmern da. Ein ähnliches Schickſal hatte die ſogenannte Taverna Arſa, welche zu einer Räuberherberge erſten Ranges wurde, trotz aller berittenen und unberittenen Gendarmen. Erſt Delcarretto, der im J. 1848 entlaſſene Polizeiminiſter des Königreichs beider Sicilien, machte mit Energie hier ſowohl als in Apulien, Calabrien und an den römiſchen Gränzen dem Räuberunfug ein Ende.

Es wurden ſehr viele Vorſchläge zur Coloniſirung dieſer Gegend gemacht. Andreas Pigonati ſchlug eine Baumſtraße von 20,000 Stämmen vor, endlich wurde nach dem Beiſpiele der Alten eine treffliche, erhöhte Landſtraße erbaut, welche eine ſchnelle Paſſage möglich macht. Hier wäre in der That eine kleine Eiſenbahn an ihrem Platze, und mein ſcherzliebender Kutſcher verſäumte auch nicht, ein ſolches Project zur Sprache zu bringen. Es war ein windſtiller, kalter, aber reiner und ſchöner Mainachmittag, als ich pfeilſchnellen Laufs über das verrufene Piano dahineilte. In der Mitte des Wegs trafen wir eine ganze Karawane holzſammelnder Buben und Mädchen; dicke Sandalen aus Thierfellen bekleideten die Füße und die Röcke und Jacken beſtanden aus grobem, hellblauem Tuch. Der Menſchenſchlag war klein und gedrungen, nicht fett und voll, aber ſehr ſtarknochig; die Mädchengeſichter waren meiſt rund, keineswegs oval, auch herrſcht die ſchwarze Farbe weder in ihren Augen noch in ihren Haaren vor. Auf dem Kopfe trugen ſie alle ein ſackleinenes, tief auf den Nacken herabhängendes Polſter, das den Druck der ſchweren Holzlaſt mildern ſollte. Die Buſen dieſer Mädchen waren alle mit duftenden Narciſſen geſchmückt, welche überall am Wege, beſonders aber da, wo verkrüppelte Buchen wurzelten, in Menge blühten. Als ich anhielt und die erſte beſte um ihren Buſenſtrauß bat, erhielt ich alle, wenigſtens zehn bis zwölf, wie auf Commando und zwar ohne alle Nebenabſichten; ein kleines Geldgeſchenk ſetzte ſie in Verwunderung und Erſtaunen, und der Dank blieb ihnen vor Freude auf den Lippen ſtecken. Ich bin überzeugt daß Jahre vergehen, wo dieſe genügſamen, grundehrlichen Geſchöpfe nicht ein einziges Silberſtück zu ſehen bekommen.

Nachdem ich die berüchtigten fünf Miglien glücklich zurückgelegt, begannen andere vier, nicht weniger gefährliche Miglien, denn nun ging es von dem Punkte, wo rechts eine kryſtallklare Quelle emporſprudelt und links ein Saumpfad durch den Sparviera-Paß nach Scanno (6 Miglien) führt, in eine tiefe, ſchauerliche Schlucht hinein, wo in vielen langen und kurzen Zickzackwindungen die Straße ſich fortſchlängelt. Himmelhohe Berge umſtarren dieſen Engpaß, kahle Kalkſteingipfel thürmen ſich rechts und links empor, und von Geſtein zu Geſtein plätſchert in ſchmalem Rinnſal der Bach, deſſen Quelle mich ſo eben noch am Rande des Paſſes gelabt hatte. Mehrere Brücken geleiten die Straße bald rechts, bald links über Waſſerfälle und Berggeröll hinüber, und oft krümmt ſie ſich unter den Wölbungen vorſpringender Kalkmaſſen wie in Galerien fort. So geht es eine Zeit lang bergab. Plötzlich öffnet ſich nach einer kurzen, raſchen Wendung über ein neues Dutzend Schlangenwindungen hinüber der Blick in die Ferne. Welch eine Ueberraſchung bietet ſich hier den erſtaunten Blicken dar! Ueber graue, kahle Felsmaſſen hinüber und hinunter gleiten die Augen in eine Fülle friſcheſten Grüns. Es iſt die Ebene von Sulmona, die heraufleuchtet, und darüber hinaus thürmen ſich wiederum Hügel auf Hügel, Felſen auf Felſen, Berge auf Berge bis hoch in die Wolken in den ſchönen, blauen Aether hinein. Voll Entzücken über dieſen ungehofften Anblick ließ ich den Wagen halten und labte mich an der Großartigkeit der Ausſicht. Plötzlich überzog ein lichter Purpurſtreif das in der Ferne vor mir liegende Gebirge, und majeſtätiſch wie der Thron eines Berggottes, alle andern Zacken und Gipfel überragend, flammte der Gran Saſſo im Glanze der untergehenden Sonne mit ſeinen Schneefeldern empor. So ſchön und herrlich erblickte ich den höchſten Berg Italiens niemals vorher.

Skizzen aus Coſta Rica.

3. Flüſſe. — Seen. — Verkehrswege.

Coſta Rica als ein ſchmales Gebirgsland beſitzt in der plaſtiſchen Form ſeiner Oberfläche nicht die unermeßlichen Vortheile des Verkehrs, welche die Natur den Vereinigten Staaten Nordamerika's in ſo reichem Maaße verliehen hat. Es gibt weder ausgedehnte Binnenſeen noch breite Ströme mit geringem Gefälle, die für eine großartige Binnenſchifffahrt ſich eignen, noch jene ungeheuern Ebenen, welche in dem großen Thalbecken Nordamerika's zwiſchen dem weſtlichen Rücken der Apalachen und dem öſtlichen Gehänge der Rocky Mountains ſich ausdehnend dem Bau von Chauſſeen und Eiſenbahnen ſo günſtig ſind. Der fruchtbarſte, geſündeſte und bevölkertſte Theil des Landes ſteht in Coſta Rica auf dem hohen Rücken der Cordilleras ſelbſt, der ſich hier zwar nicht zu einer ſo maſſenhaften Breite verflacht, wie in den Hochebenen von Mexico, aber doch über drei Viertheile der Bodenfläche mit ſeinen Vulcangruppen und Abfällen, mit Hochthälern, Plateaux und Terraſſen einnimmt. Die Flüſſe, welche hier entſtehen, ſind nur in gewiſſen Jahreszeiten waſſerreich, tragen den Charakter aller Gebirgswaſſer, ſind reißend und von ungleicher Tiefe und führen in wildem Laufe eine Menge von Rollgeſteinen und Felsblöcken mit ſich, wobei ihr Bett je nach der Neigung des Terrains ſich bald verengt, bald erweitert.

Von dieſer Art ſind im Oſten der Chirriqui, der Chirripo, Matinafluß, Pacuar, Reventazon, Parasmina, Tortugero, Eſtrella und Talamanca, welche ſämmtlich von den öſtlichen Abhängen der Cordilleras dem atlantiſchen Ocean zufließen. Das hohe Tafelland im Centrum ſelbſt bildet die Waſſerſcheide verſchiedener Flüſſe. Die höchſte Thalerhebung, welche ſich zwiſchen San Joſe und Cartago befindet, trennt die Gewäſſer, die von der einen Seite dem atlantiſchen, von der andern Seite dem ſtillen Ocean zufließen.

Die Cordilleras nehmen vom Vulcan Irazu an eine mehr oſtweſtliche Biegung. Die hier von den Abhängen fließenden Gewäſſer bilden den Sarapiqui und den San Carlos, die beiden be-

deutendſten Gebirgsflüſſe, welche in nördlicher Richtung dem San Juan zufließen. Den Rio San Juan ſelber zählt Coſta Rica theilweiſe zu ſeinem Gebiet, da er die Gränze dieſes Staates gegen Norden bildet.

Nach dem ſtillen Ocean fließen der Alvarado, die Rios de la Flor und de la Culebra, die in den ſogenannten Papagaiengolf ausmünden, nachdem ſie die ſchönen Savannen der Provinz Guanacaſte bewäſſert haben. Der Rio de las Cañas, der Tembique, die Barranca und der Rio Grande fließen in den Golf von Nicoya. Letzterer hat unter allen Landesflüſſen den längſten Lauf; er entſteht an den höchſten Stellen der Waſſerſcheide, welche das Plateau des Centrums in der Breite durchſchneidet. Weiter ſüdlich findet man den Birris, den Rio Dulce, den Guamanche und den weſtlichen Chirriqui oder Chirriqui viejo genannt.

Alle dieſe Flüſſe ſind entweder gar nicht, oder doch nur bis zu einer nicht ſehr beträchtlichen Strecke von ihrer Mündung ſchiffbar, und contraſtiren in ihrem Naturcharakter und ihren Terrainverhältniſſen außerordentlich gegen den Miſſiſippi, Red River, Arkanſas, Ohio, Illinois, Hudſon und all die ſchönen Ströme der Vereinigten Staaten und Canada's, welche ſchon in geringer Entfernung von ihren Quellen breit und waſſerreich ſind, und über das Bett in ruhiger Majeſtä hingleiten bei einem Gefälle, das oft kaum einen Fuß auf die engliſche Meile beträgt, und Dampfern von bedeutendem Tiefgang und geringer Dampfkraft das Stromaufwärtsfahren erleichtert.

Jenes mächtige Schauſpiel auf- und abdampfender Rieſenſchiffe und eines ungeheuern Binnenverkehrs, das uns auf den Strömen der Vereinigten Staaten überraſchte, wird Coſta Rica niemals genießen. Gleichwohl ſcheint es, daß wenigſtens einige der genannten Flüſſe, und darunter glücklicherweiſe die wichtigſten, für kleine Dampfer von ſehr geringem Tiefgang ſchiffbar ſind. Auf dem Rio San Juan iſt dieſe Schifffahrt bereits im Gang. Der Sarapiqui ſollte nach einem mit dem Amerikaner Foreſt abgeſchloſſenen Vertrag von 1854 an beſchifft werden. Der Rio San Carlos ſcheint der Dampfſchifffahrt nicht unzugänglicher als der Sarapiqui. Unter den weſtlichen Flüſſen iſt wenigſtens der Rio Grande bis zu einer Strecke von 8 Leguas von ſeiner Mündung nach der Stelle, die man las Trojas nennt, hinreichend tief, um Dampfſchiffen, die nicht über 24" Tiefgang haben, die Einfahrt zu geſtatten. Eine Geſellſchaft hatte ſich während unſeres Aufenthaltes in San Joſe zu dem Zwecke gebildet, den Rio Grande auf dieſe Strecke zu beſchiffen und den auf der Hochebene geernteten Kaffee nach las Trojas zu führen. Unter den öſtlichen Flüſſen ſcheinen der Matinafluß, der Pacuar, Reventazon und Parasmina noch die meiſten Chancen zu einer Binnenſchifffahrt in mehr oder minder großen Entfernungen von ihrer Mündung darzubieten. Für große Steamer aber iſt keiner dieſer Gebirgsflüſſe zugänglich.

Hinſichtlich der Seen ſteht Coſta Rica noch augenfälliger den Vereinigten Staaten nach. Der Socorro, der Surdidor und Barba ſind ſo winzige Seen, daß ſie nicht einmal auf den bisherigen Landkarten eine Stelle fanden. Von dem großen und tiefen Nicaragua-See kann Coſta Rica höchſtens einen kleinen Theil auf ſeiner Nordweſtgränze beanſpruchen, und da das ganze Land von Miravalles bis Guanacaſte nur eine unbewohnte Waldwildniß bildet, ſo hat dieſer See für die Bevölkerung bis jetzt noch wenig Werth.

Während in den Vereinigten Staaten die natürliche Beſchaffenheit des Terrains die Ausführung eines ausgedehnten Eiſenbahnnetzes und von Landſtraßen in allen Richtungen unterſtützt, und das Klima durch trockene Sommer und kalte Winter nicht wenig zur Erhaltung dieſer Wege beiträgt, ſtößt in dem gebirgigen und feuchten Coſta Rica, wo an der Oſtſeite faſt das ganze Jahr, an der Weſtſeite während ſieben Monaten tägliche Regengüſſe fallen, und der lehmreiche aus der Verwitterung des Trachyts hervorgegangene Boden die Feuchtigkeit an der Oberfläche zurückhält, der Straßenbau auf außerordentliche Schwierigkeiten.

Dieſe natürlichen Hinderniſſe eines ausgedehnten Binnenverkehrs werden durch die ſchmale Längenform des Landes und die reiche Küſtenentwicklung an beiden Oceanen mit einſchneidenden Buchten und Golfen und ſehr guten natürlichen Häfen einigermaßen wieder ausgeglichen. Die Entfernung von dem Tafellande des Centrums, wo der Sitz der Cultur iſt, nach beiden Oceanen iſt ſo gering, daß jeder, der nur einen Blick auf die Landkarte wirft, ſich wundern muß, wie hier die Verbindungswege noch fehlen können. Hier trifft die Indolenz der Regierung wie der Nation ein vollkommen begründeter Vorwurf. Vergebens ſucht man mit nichtigen Gründen die Nichtexiſtenz von guten Fahrſtraßen in einem Lande wo es an Steinen und Holz nicht fehlt, zu entſchuldigen. Jede gute und tüchtige Regierung müßte die nöthigen Geldmittel für die Ausführung von Werken auftreiben, die zu den Lebensbedingungen eines aufblühenden und wohlhabenden Staates gehören. Die nöthigen Hände müßten eben ſo für Arbeiten gewonnen werden, die noch wichtiger ſind als der Anbau von Kaffeeplantagen, weil jene nicht nur der Gegenwart, ſondern allen künftigen Generationen zu gut kommen und ohne dieſelben eine ſtarke Einwanderung und eine raſche Zunahme der Bevölkerung nicht möglich iſt, während der Kaffeecultur ſelbſt bei mangelnden Fahrwegen durch die Schwierigkeiten und Koſten des Landtransports ſehr enge Gränzen geſtellt ſind.

Der einzige erträgliche Fahrweg, der eine längere Strecke umfaßt, führt von San Joſe über den Aguacate auf einer Paßhöhe von über 6000' nach dem ſtillen Ocean. Auf dieſem Wege fahren die zweirädrigen Karren mit den Kaffeeſäcken von der Hochebene nach dem Hafen Punta Arenas. Dieſe Straße iſt 24 Leguas (von je 5000 Varas) lang, und iſt während der trockenen Jahreszeit ziemlich gut zu befahren, während vom Mai bis Ende Julius die Communication ſchwierig iſt, und vom Auguſt bis zum November der Wagenverkehr ganz unterbleibt. Ueber die meiſten Flüſſe führen ziemlich ſolide ſteinerne Brücken, und der Staat ſoll an Zuſchüſſen bis zum Jahre 1848 für dieſe Verbindungsſtraße die Summe von 150,000 Peſos ausgegeben haben. Der Wegbau ſteht unter der Leitung einer Commiſſion, welche den Namen „Junta Itineraria" führt.

Die Straße, welche in entgegengeſetzter Richtung nach dem Sarapiqui führen ſoll, iſt bis zur Höhe von Deſengaño fahrbar, und die Arbeiten ſchreiten äußerſt langſam vorwärts. Außerdem exiſtiren ſchlechte Fahrſtraßen von San Joſe nach Cartago und Alajuela. Maulthierwege exiſtiren von Deſengaño nach dem Sarapiqui, von Cartago nach dem atlantiſchen Hafen Moine, von Esparza nach Guanacaſte und von da bis zur Gränze des Staates Nicaragua. Von Athenas bis San Ramon auf der Weſt-

ſeite des Aguacate, wohin gegenwärtig eine ziemlich ſtarke Auswanderung aus der Umgebung von San Joſe zieht, um dem Milizdienſte zu entgehen; endlich ein ſehr langer, aber äußerſt ſchlechter Waldweg von San Joſe nach Aſerri über die Dotaberge nach der Gränze von Neu-Granada. Dieſen lebensgefährlichen Weg, der durch unwirthbare, waldige Wildniſſe führt, ſchlagen nur in der trockenen Jahreszeit einige Viehhändler ein, welche durch den hohen Gewinn verleckt Hornvieh, Maulthiere und Pferde von Coſta Rica nach Panama führen.

Der Kriegsverlauf.

Die Ereigniſſe gehen ihren Gang und ihre Bedeutung iſt immer mehr im Steigen, denn alles iſt von beiden Seiten wohl abgemeſſen und mit Rückſicht auf ein größeres Ziel unternommen. Das Wichtigſte was in letzter Zeit vorgefallen, ſind die Gefechte zwiſchen Kalafat und Krajowa; zwar iſt ihre Geſchichte ſchnell erzählt, aber ihre Bedeutung darum nicht geringer. Die Ruſſen zogen von Krajowa gerade weſtwärts gegen Czitate, nach der einen Angabe, um von hier aus die linke Flanke der Befeſtigungen von Kalafat zu faſſen, nach der andern um einen Uebergang hier zu ſuchen. Die Türken ziehen ihnen entgegen, es kommt während 3 oder 4 Tagen (vom 6 bis 8 oder 9 Jan.) zu ſehr hitzigen Gefechten, die ohne Entſcheidung waren, indem die Türken nach Kalafat und die Ruſſen nach Krajowa zurück gehen. Aber Gortſchakoff ſelbſt ſoll inzwiſchen in letzterem Orte eingetroffen und ein bedeutender Park ſchweren Geſchützes daſelbſt zuſamengebracht worden ſeyn, was beweist, daß ein Hauptſchlag gegen Kalafat beabſichtigt worden, und vielleicht noch beabſichtigt wird. Man muß dieß wenigſtens auch aus der Nachricht ſchließen, daß Widdin nach der Südſeite befeſtigt werde, ſonach erwartet man den Uebergang der Ruſſen aufwärts oder abwärts, aber in der Nähe von Kalafat.[1] Das iſt vielleicht einer der wichtigſten Schritte, die bis jetzt noch von den Ruſſen geſchehen ſind: gelingt es ihnen von der kleinen Walachei aus die Donau zu überſchreiten, ſo ſtehen ſie an oder in Serbien, und der Krieg erhält von dieſem Augenblick an einen andern Charakter.

Bis jetzt iſt im türkiſchen Reich keine gewaltſame Bewegung zu Gunſten der Ruſſen erfolgt; ob dieß ſo bleiben wird wenn die Ruſſen in Serbien eindringen oder wenigſtens von Widdin nach Niſſa längs der ſerbiſchen Gränze fortziehen, iſt eine andere Frage. Die Türkei und England ſuchen den Einfluß Rußlands auf die türkiſchen, namentlich ſlawiſchen Provinzen zu untergraben, und letzteres hat dabei wohl noch den Zweck im Auge ſein Syſtem von Föderalismus der verſchiedenen Provinzen unter türkiſcher Oberhoheit allmählich in Ausübung zu bringen. Der Sultan hat bekanntlich, während Rußland auf der Erneuerung der alten Verträge beſteht, und die türkiſche Regierung ſich auch noch das Anſehen gibt darüber in Unterhandlungen treten zu wollen, die Schutzverträge in Bezug auf Serbien, die Moldau und die Walachei thatſächlich aufgehoben, und durch beſondere Fermane dieſen Provinzen ihre bisherigen Rechte aus eigener Gnade zugeſichert, die ruſſiſche Garantie derſelben aber für nichtig erklärt. Fürſt Alexander Karageorgiewitſch hat den betreffenden Ferman erhalten, wagt aber nicht denſelben zu publiciren, denn durch dieſe Publication und Anerkennung desſelben erklärt er ſich als Gegner Rußlands und Freund der Türkei, eine Stellung, die er, wenn die Ruſſen im Lande oder auch nur in der Nähe ſind, nicht durchführen kann, weil zwar wohl die ſerbiſche Regierung in einem allgemeinen Einverſtändniß mit der türkiſchen handeln, aber nicht thatſächlich gegen die Ruſſen Partei nehmen kann. So wie die Ruſſen Kalafat nehmen und bei Widdin über die Donau gehen, ſo iſt eine Parteinahme unvermeidlich, und gar nicht denkbar, daß die Maſſe des ſerbiſchen Volks mit den glaubens- und ſtammverwandten Ruſſen zum Vortheil ihrer alten Dränger, der Türken, einen Hader anfangen werde. Kommen aber die Serben zu Gunſten der Ruſſen in Bewegung, ſo iſt faſt ſelbſtverſtändlich daß der Aufſtand gegen die Türkenherrſchaft ſich bis nach Montenegro hin verbreite. Man ſieht deßhalb ſehr deutlich, weßhalb die türkiſchen Befehlshaber ſich einem Vorrücken der Ruſſen von Krajowa her mit ſo verzweifelter Anſtrengung widerſetzen; man erkennt aber auch das Intereſſe, das Rußland hat, ſich der Stellung von Kalafat zu bemächtigen. Das Gerücht, welches behauptet, Gortſchakoff habe erklärt, Kalafat müſſe genommen werden, und wenn es 20,000 Mann koſten ſollte, gründet ſich wohl auf die richtig erkannte Bedeutung dieſer Poſition.

Man muß den Ausgang der verſchiedenen Gefechte bei Czitate und Radovann als den Ruſſen ungünſtig bezeichnen, wenigſtens in ſo fern, als ſie ihre Abſicht gegen Kalafat nicht erreichten, ſondern während der Vorbereitungen zum Angriff, der angeblich am 13 Jan. d. h. am griechiſchen Neujahrstag, ſtattfinden ſollte, überfallen und aufgehalten wurden. Dieſer Ausgang iſt ihnen in den Augen der Bewohner des türkiſchen Reichs ſehr nachtheilig, faſt ſo nachtheilig, wie das Gefecht bei Oltenitza, denn es zerſtört mehr und mehr den Nimbus ihrer Ueberlegenheit, und dieſer Nimbus muß erſt durch große Erfolge wieder errungen werden. Zudem verſchlimmert er auch ihre Stellung in der Walachei ſelbſt, wo ihnen mit Ausnahme eines allerdings bedeutenden Theils der Bojaren die Stimmung keineswegs günſtig iſt: der Bauer erinnert ſich allzu gut der unmäßigen Lieferungen, der Städtebürger der nicht minder unmäßigen Einquartierungen, und ſo hat ſich eine den Ruſſen höchſt abgeneigte Stimmung der Mehrzahl des Landes bemächtigt. Zwar iſt an einen bewaffneten Widerſtand gegen die Ruſſen nicht zu denken, die ſchwachen Verſuche in der kleinen Walachei wurden raſch und mit Strenge unterdrückt, aber nicht nur hat ſich ein Theil der als Gensdarmerie gebrauchten Dorobanzen dem ruſſiſchen Dienſt geradezu entzogen, und iſt zu den Türken übergegangen, ſondern ausgewanderte Walachen ſollen ſich in Schumla unter Anführung eines jun-

[1] Ein engliſcher Offizier (ſ. Naval and Milit. Gaz. vom 21 Jan.) meint, die Ruſſen würden in der Nähe von Siſſowa übergehen, und nach dem wichtigen Tirnowa marſchiren um den rechten und linken Flügel der türkiſchen Armee zu trennen: militäriſch möchte dieß ſo ziemlich denſelben Erfolg haben, wie ein Uebergang bei Kalafat, aber nicht in politiſcher Beziehung.

gen Sturdza ſammeln, und andrerſeits ſcheint man unter dem ohnehin mit den Ruſſen nicht ſprachverwandten Volke bemüht geweſen zu ſeyn, die Anſicht zu verbreiten, die ruſſiſche und die orientaliſche Kirche ſeyen gar nicht eins und dasſelbe. Das ſind Symptome von Widerſtand und Feindſeligkeit in einem Lande, wo die Ruſſen ſie gewiß nicht, wenigſtens nicht in dieſer Ausdehnung, erwartet hatten.

Inzwiſchen gehen auf der türkiſchen Seite allerhand ſeltſame Dinge vor: nach Schumla ſollen 6000 Armenier abgehen, Mehmed Zadyl Paſcha (Czaykowski) iſt aufs Aeußerſte bemüht, ſeine chriſtlich-türkiſche Schaar zuſammenzubringen, welche eine Fahne mit dem Kreuz im weißen und dem Halbmond im rothen Felde erhalten ſoll, in Albanien und Macedonien ſollen gleichfalls Chriſten geworben werden, während die Pforte in Bosnien den Chriſten Rechte gewährt, und ihnen Sitz im Senat einräumt, als ſey die Gleichberechtigung in vollem Zuge. Es möchte wohl keinem Zweifel unterliegen, daß alle dieſe chriſtlich-türkiſchen und türkiſch-chriſtlichen Beſtrebungen in Rauch aufgehen, ſo wie die Ruſſen einen großen Sieg erfechten, denn dann fällt bei den Türken der Muth und die Zuverſicht, und bei den Chriſten wächst die Hoffnung auf gänzliche Befreiung vom Türkenjoch; aber bedeutende Erfolge ſind nöthig, den Nimbus wieder zu gewinnen, und der Winter, wenn nicht allenfalls feſtes Eis die Donau noch bedeckt, möchte ein ſchlechter Zeitpunkt ſeyn, um dieſe Erfolge zu erringen; zudem hat Rußland in den polniſchen und andern Anführern der Türken erbitterte und wachſame Gegner, welche auch auf die Stimmung des chriſtlichen Theils der Bevölkerung einzuwirken eifrigſt bemüht ſind.

Bezüglich dieſer Stimmung müſſen wir noch einen Umſtand hervorheben, der nicht ohne Intereſſe iſt. Seit der Ernſt des Kriegs immer näher rückt, iſt die eitle Planmacherei hinſichtlich deſſen, was die Diplomatie aus und mit der Türkei machen ſoll, mehr und mehr verſtummt, doch iſt die Idee einer Wiederherſtellung des byzantiniſchen Reichs abermals mit einer gewiſſen Hartnäckigkeit vorgebracht worden, dießmal mit dem eigenthümlichen Beiſatz, daß gegen die Idee eines Föderalismus in der Türkei geradezu polemiſirt wird. Da letztere anerkannt engliſches Fabrikat und in engliſchen Whigjournalen präconiſirt worden iſt, ſo ſcheint aus der Polemik dagegen hervorzugehen, daß in dem Plan eines neubyzantiniſchen Reichs mehr ruſſiſche Tendenz liegt, als der Verfaſſer zugeben will oder vielleicht ſelbſt weiß. Wir legen vorerſt auf keinen beider Plane ein ſonderliches Gewicht, da bei dem herrſchenden Kriegsſtand jedenfalls vorerſt entſchieden werden muß, wer ſeinen Plan überhaupt ins Leben rufen kann. Nur der Sieg kann dieß entſcheiden, und von einem Siege des einen oder andern Theils ſind wir noch weit entfernt, wenn gleich Stimmen ſich erhoben haben, welche eben in dem Einlaufen der beiden verbündeten Flotten ins ſchwarze Meer ein neues Friedenszeichen erkennen wollen.

Dieſe Anſicht erſcheint ſehr ſeltſam, um ſo ſeltſamer, als das Einlaufen durch die zugleich mit bewerkſtelligte Sendung türkiſcher Truppen nach Batum und Trapezunt einen entſchiedenen, ſelbſt von den Times geradezu eingeſtandenen Friedensbruch enthält. Indeß läßt ſich die Anſicht wenigſtens erklären. Sie iſt ſo viel man weiß von Paris ausgegangen, und dort iſt man mehrfachen Correſpondenzen zufolge in verſchiedenen ſonſt wohl unterrichteten Salons durchaus der Anſicht, daß das Zuſammengehen Frankreichs mit England nicht aufrichtig, und der Zeitpunkt nicht fern ſey, wo eine Schwenkung erfolgen werde. Doch wurde die Frage aufgeworfen, ob ſich die kaiſerliche Regierung nicht doch zu tief ſchon mit England eingelaſſen habe, als daß eine Schwenkung möglich ſey. Girardins Preſſe, die freilich mit ihren Anſichten nicht recht herausrückt, iſt ſeit dem Bekanntwerden des Einlaufens beider Flotten ins ſchwarze Meer geneigter an Frieden zu glauben, was ſie vorher in keiner Weiſe war. Der Grund iſt vermuthlich kein anderer, als daß man nach dieſem Ereigniß das Bündniß Frankreichs mit England als aufrichtig anſieht, und nicht glaubt, daß Rußland einem wirklich beſtehenden Bündniß dieſer beiden Mächte ſich ernſtlich widerſetzen werde. Gegen letzteres iſt wohl zu bemerken, daß ſich ein Reich wie Rußland ſchwerlich ſo protokolliſiren laſſen werde, wie Holland vor 20 Jahren. Zudem ſind die Zweifel in die Aufrichtigkeit Frankreichs noch immer nicht genügend gelöst, die Seerüſtungen dauern in demſelben, ja in noch ſtärkerem Maaßſtab fort, der Kaiſer hat an den Marineminiſter Ducos ein Belobungsſchreiben erlaſſen, daß ſeine Thätigkeit es möglich gemacht habe, die Seemacht in größter Schnelle zu verdoppeln, ja zu verdreifachen, umfaſſende Matroſenaushebungen ſind angeordnet, kurz die Rüſtungen werden in einer Weiſe betrieben, als ſtände ein Krieg mit der erſten Seemacht der Welt unmittelbar bevor. Dieſe ungewöhnlichen Rüſtungen ſollen ſogar ſchon Veranlaſſung zu diplomatiſchen Gegenvorſtellungen geworden ſeyn. Mag dieß Gerücht wahr oder nicht wahr ſeyn, jedenfalls beweiſt es, daß mehrfach dieſe Seerüſtungen unbegreiflich gefunden werden, wenn Frankreich nichts beabſichtigt, als Hand in Hand mit England gegen Rußland zu gehen.

Sey dem indeß, wie ihm wolle, das Einlaufen der beiden Flotten ins ſchwarze Meer und die dadurch möglich gewordene Unterſtützung der türkiſchen Armeen in Aſien ſind Thatſachen; nur fragt ſich, inwieweit ſie Rußland wirklich nachtheilig ſind. Angeblich ſollen zwei ruſſiſche Expeditionen, deren jede 12,000 Mann an die aſiatiſche Küſte bringen ſollte, dadurch verhindert worden ſeyn, allein wenn es ſich einmal um Krieg handelt, iſt man mit der Verſetzung von Truppencorps gar eilig, als wäre eine ſolche Expedition nur Kinderſpiel. Daß Rußland ſeine Truppen in Aſien verſtärken wird, und verſtärken muß, iſt ſehr deutlich, wenn es aber deren Verſorgung nicht übermäßig läſtig machen will, ſo darf es die Zahl nicht gar zu groß machen, und in ſolchem Fall bietet das kaſpiſche Meer die Mittel dar, eine nicht unbedeutende Verſtärkung in größter Ruhe nach Transkaukaſien zu ſenden, wo noch überdieß Aushebungen unter der chriſtlichen Bevölkerung gemacht werden. In Aſien hat inzwiſchen der Winter dem Krieg ein Ende gemacht, denn in einem Lande, wie Armenien, wo der Schnee gewöhnlich mehrere Fuß hoch liegt und die Kälte auf 15—18° ſteigt, zudem das Holz ſehr mangelt, iſt das Kriegführen an und für ſich faſt eine Unmöglichkeit. Truppenverſtärkungen der Türken können vorerſt nichts bewirken, ja möglicher Weiſe nur den Unterhalt der Truppen bedeutend erſchweren. Die Frage, wie ſich die Dinge in Aſien geſtalten, hängt vors erſte von Perſien ab, denn ſo wahr es auch ſeyn mag, daß Perſien als Feind und als Freund gleich verächtlich ſey, ſo bleibt doch immer ſeine Lage von Wichtigkeit. Es iſt weder für England noch für Rußland ohne Bedeutung, ob ein perſiſches Corps an der türkiſchen Gränze als Feind der Engländer

und Türken oder als der der Ruſſen ſteht, denn Rußland muß im letztern Fall ein Corps dagegen aufſtellen, hat es alſo nicht gegen die Türkei zur Verfügung. Bei dem Uebergewicht Rußlands über die dortigen Turkomanenſtämme und dem nicht mehr zu bezweifelnden Einmarſch in Chiwa, wodurch es Perſien von Nordoſten und Nordweſten her bedrohen kann, und zwar in viel größerer Nähe als England, iſt Perſien wohl genöthigt für Rußland Partei zu nehmen, ſo unangenehm es ihm auch ſeyn mag. Was von der ſonderbaren Erklärung der Times über den Umſchlag der Dinge in Teheran, herbeigeführt durch die Bemühungen Hrn. Thompſons, zu halten, müſſen wir vorerſt dahin geſtellt ſeyn laſſen; die Nachrichten aus Damascus und Aleppo zeugen nicht für einen Umſchlag zu Gunſten Englands.

Iſt Rußland Perſiens ſicher, d. h. muß es nicht auch Front gegen dieſes machen, ſo wird es im Frühjahr zuverläſſig auf der Straße von Bajeſſid und Gumri aus gegen Kars und Erzerum vordringen. Die ruſſiſchen Berichte melden zwar bis jetzt nichts über neue Erfolge in Aſien, da die Jahreszeit wohl allen Bewegungen Einhalt gethan hat, deſto ſicherer iſt es aber, daß Vorbereitungen in großem Maaßſtab betrieben werden, wenn gleich die Angabe, daß die aſiatiſche Armee auf 100,000 Mann gebracht werden ſoll, ſtark übertrieben ſeyn mag. Stehen die Ruſſen in Erzerum, mit dem linken Flügel an den Taurus gelehnt, mit dem rechten gegen das ſchwarze Meer ſich ausdehnend, ſo können ſie, wenn auch langſam, von der aſiatiſchen Seite gegen Konſtantinopel vorrücken. Wird dann durch ein Vorrücken über Kalafat-Widdin der weſtliche Theil der Türkei in Aufſtand gebracht, ſo kann Konſtantinopel auch von Weſten her bedroht werden, und Rußland nimmt eine militäriſch-politiſche Stellung ein, aus der es durch kein Flottenmanöver herauszubringen iſt. Das ſcheint vorerſt der Plan, und nach dieſem Plan haben wir alſo wahrſcheinlich die Bewegungen der Landheere zu beurtheilen. Man wird zugeben, daß dieſem Plane keine unüberſteiglichen Hinderniſſe im Wege ſtehen, außer wenn eine Landmacht auftritt, und den Bewegungen im Weſten Halt gebietet. Zu einem ſolchen Heraustreten iſt aber keine Veranlaſſung, ſolange nicht die verbündeten Flotten etwas mehr thun als die ruſſiſche begrüßen und warnen, ſolange ſie nicht Sebaſtopol und andere Seeplätze angreifen, und den thatſächlichen Beweis liefern, daß es ihnen Ernſt iſt Rußland durch ein Bündniß von vier Mächten in ſeine Schranken zurückzuweiſen, wie im Jahr 1840 Frankreich durch ein Bündniß der vier andern Mächte in die Schranken gewieſen worden iſt. Wenn die bisherigen, wiewohl noch nicht officiellen, doch ſehr wahrſcheinlichen Nachrichten richtig ſind, iſt das gerade Gegentheil der Fall, und Rußland fordert, daß, wenn die Pforte Frieden wolle ein türkiſcher Abgeſandter ins ruſſiſche Lager komme, verſehen mit einem Ferman, der es ausſpreche, daß die Pforte den gegenwärtigen Streit als einen rein ruſſiſch-türkiſchen betrachte.

Die wichtigſte Frage iſt nun, was Rußland auf die völlig feindſelige Haltung der Weſtmächte — feindſelig, weil ſie eine offene Unterſtützung der Türken involvirt — weiter thun wird, und ob die Weſtmächte auf halbem Wege ſtehen bleiben werden. Die Entſcheidung ſteht alſo vor der Thüre. Die Weſtmächte ſind am weiteſten vorgegangen und ſie müſſen auch den erſten Schlag führen, wenn ſie ſich nicht lächerlich machen, und alle Zweifel an ihrer Aufrichtigkeit beſtätigen wollen. Man darf nur die engliſchen Journale leſen, nicht die „politiſchen" wie die Times, über die man ſich nachgerade mequirt, ſondern die militäriſchen, um die Richtigkeit dieſer Anſicht beſtätigt zu finden. Wir führen hier aus der Naval and Military Gazette (vom 14 Jan.) eine ſolche Stelle an, welche den Ton und Geiſt bezeichnen mag. „Der miniſterielle Theil der Preſſe hat ſich auf eine höchſt langweilige Weiſe bemüht, der öffentlichen Meinung das Unrecht Rußlands zu beweiſen, das kaum eines Beweiſes mehr bedarf. Factiſch rechtfertigt im Kriege der Erfolg alles, und das wirkſamſte Mittel das Geſchrei der Friedensprediger oder factioſer Gegner niederzuſchlagen iſt, als Sieger mit der Siegesbeute heimzukehren. Mit Energie und Entſchloſſenheit hätte eine franzöſiſche Armee bereits die ruſſiſchen Diviſionen über den Pruth zurücktreiben und brittiſche Flotten mit den weggenommenen Reſten der ruſſiſchen Seemacht im ſchwarzen und baltiſchen Meere in unſere Häfen zurückgekehrt ſeyn können, nachdem ſie dem ruſſiſchen Autokraten ihre Bedingungen dictirt. Wie die Sachen ſtehen, gebührt alle Ehre dem Kaiſer Nikolaus. Auch wollen wir der Geſchicklichkeit und Klugheit, mit der ſeine Befehlshaber zu Land und zur See ihre Operationen führten, nichts abdingen. Mit einer ins lächerliche gehenden Faſelei (fatuity) hat man die ruſſiſchen Erfolge herabgeſetzt und die der Türken übertrieben. Anfangs hat man die Unglücksſchlacht von Sinope mit Unglauben aufgenommen, weil es doch gar nicht angenehm war, daß eine türkiſche Flotte und ein türkiſches Arſenal unter unſerer Naſe bombardirt wurde; indeß zeigt ſich in kurzem der Bericht nichts deſtoweniger nur allzu wahr. Dann gefiel es der nichtsthuenden Politik, die Wichtigkeit des Unfalls herabzuſetzen, und endlich war man kindiſch genug, das Benehmen der Ruſſen als barbariſch und grauſam zu brandmarken und ihnen unnöthiges Gemetzel vorzuwerfen, als ob die Ruſſen den Krieg ohne Pulver und Kugeln führten und mit weichen Polſtern oder Zuckerwerk ſchößen. Dem armen Admiral Nachimoff ſagt man, er ſolle ſich ſchämen, daß er nach Verſtärkungen ſchickte, während er doch, nach der Anſicht engliſcher Journaliſten, eine hinreichende Macht hatte, um die Escadre zu Sinope anzugreifen. Aber der tapfere Admiral dachte klüglich daran, daß die erſte Gewähr des Erfolgs im Kriege die ſey, die größte verfügbare Macht auf einen gegebenen Punkt zu bringen, und daß wenn man ſchlagen will, man hart darauf ſchlagen muß. Hierin liegt nicht bloß Verſtand, ſondern auch Menſchlichkeit, obgleich die Kriegsunkundigen das Gegentheil behaupten mögen. Wir wiederholen: alle Ehre dieſes Kriegs gehört bisher Rußland: dieß hat nicht bloß geſchwatzt, ſondern vorſichtig, geſchickt und kühn gehandelt"

Dieſe Sprache contraſtirt freilich recht ſeltſam mit den wunderlichen Schachzügen der Diplomatie, die wohl ihre Gründe haben mag, aber die Verhöhnung der Journaliſten iſt deſto treffender, und der Widerſpruch, der zwiſchen dem Verfahren der Diplomatie und dieſer natürlichen Sprache beſteht, muß ſich doch endlich löſen. Zudem kann die engliſche Regierung unmöglich verkennen, was ihr Militärjournale und Officiere jeden Tag ſagen können, daß ſobald die ruſſiſchen Verſtärkungen eingetroffen und Operationen mit gleichzeitiger Deckung ihrer Poſitionen in der Walachei möglich ſind, die türkiſche Armee nicht im Stande iſt, es mit der ruſſiſchen aufzunehmen. Der Mangel an Organiſation und an brauchbaren Officieren in der türkiſchen Armee iſt ein Uebel von ſo großer Bedeutung, daß auf die Länge keine Kampfluſt der Truppen und keine

Fähigkeit der höhern Führer es auszugleichen vermag; ſelbſt die Kämpfe um Kalafat ſind ein indirecter Beweis hievon, denn wenn die türkiſche Armee wäre was ſie ſeyn müßte, um es dauernd mit den Ruſſen aufzunehmen, ſo wäre ſie nach den für die Ruſſen ungünſtigen Gefechten von Kalafat aus gegen Krajowa vorgerückt; das aber hat ſie trotz ihrer überlegenen Zahl doch nicht gewagt. Ein anderer Umſtand, der den Engländern noch mehr am Herzen liegen muß, iſt der elende Zuſtand der türkiſchen Armeen in Aſien, worüber nach den engliſchen Andeutungen ſelbſt kein Zweifel ſeyn kann. Ein Correſondent der Naval and Military Gazette hält es ſogar für faſt gewiß, daß die Ruſſen auf Batum und Trapezunt zu Lande marſchiren, und die mehrmaligen Andeutungen, daß engliſche Truppen nach dem ſchwarzen Meer abgehen ſollten — ja eine Angabe will ſogar wiſſen, daß ſich 5000 Mann engliſcher Truppen auf der Flotte befinden — laſſen keinen Zweifel über den ſchlechten Stand der Dinge daſelbſt. Die Zeit der Zögerungen geht alſo raſch zu Ende und die Zeit der Handlung muß bald die Stellung aller Betheiligten ins Klare ſetzen.

Jasmin und die Volkspoeſie im ſüdlichen Frankreich.

(Revue des deux Mondes. 1 Januar.)

Eine der merkwürdigſten Thatſachen unſerer Zeit iſt das Wiedererwachen oder der zähe Beſtand gewiſſer Dialekte, die bisher nichts auszurotten im Stande war. Man nennt dieſe Dialekte Patois, wie um ihnen etwas Spöttiſches oder Gemeines anzuhängen. Mehrere derſelben ſind aber keineswegs Patois im gemeinen Sinne des Worts, ſondern Sprachen denen das Schickſal nicht günſtig war, die aber ſich erhielten, und Lebenskraft genug bewahrten, um von Zeit zu Zeit irgend einem unerwarteten Genie als Werkzeug zu dienen. Dieſe Sprachen haben indeß nicht bloß ein literariſches Intereſſe, ſondern die Geſchichte findet auch darin ihre Leuchte, und die eindringendſten Fragen erheben ſich aus ihrem Studium. Sie ſind die Trümmer der localen mit der lateiniſchen vermiſchten Sprachen. Der Dialekt, der noch jetzt im Süden Frankreichs geſprochen wird, iſt der letzte Zeuge einer ganzen Epoche, der man den Namen der romaniſchen gegeben hat. Man geht freilich zu weit, wenn man annimmt, eine ganze Welt dieſes Namens habe, beſtimmt abgeprägt, mit einer gleichmäßigen Sprache beſtanden; gewiß iſt aber, daß etwas der Art verſucht worden iſt. Politiſch und literariſch beſtand der allerdings verworrene und unklare Entwurf einer romaniſchen Welt, die ſich über Catalonien, einen Theil des nördlichen Spaniens, eine ganze Seite Italiens und einen großen Theil des jetzigen Frankreichs ausdehnte, und eine im Grunde gleichmäßige, wenn auch dialektiſch mannichfach ſchattirte Sprache rede. Was iſt daraus im Ausgang des Mittelalters geworden, nach dem 12ten Jahrhundert und den Kämpfen der Albigenſer, durch welche der Geiſt des Nordens und die frühreife ſüdliche Civiliſation in Conflict kamen? Das ſchließliche Uebergewicht der franzöſiſchen und die Niederlage der romaniſchen durch die Dichtung der Troubadours verherrlichten Sprache. Unterdrückt in ihrem Aufſchwung und ihrer Entwicklung blieb ſie eine bloße Maſſe von Dialekten, ins Volk verbannt, die Sprache des Ackerbauers, des Handwerkers, des Taglöhners, und doch hat ſie ſelbſt in dieſer gedrückten Stellung nicht minder ihre Ueberlieferungen von Jahrhundert zu Jahrhundert bewahrt. Jeder Dialekt hat ſeinen Dichter gehabt, in der Provence war es Nic. Saboly mit ſeinen naiven, weit verbreiteten „Noels provençaux“, in Languedoc im 17ten Jahrhundert Goudouli, der unſerem Jasmin ganz unähnlich ſeinen Weinberg verkaufte um zu trinken, und darum nicht minder auf den Tod Heinrichs IV Verſe machte, denen Malherbe nichts ähnliches an die Seite zu ſetzen hatte. Im 18ten Jahrhundert trat in Béarn Deſpourrins auf, der zierliche und pikante Pyrenäendichter. Dieſe Sprache mit ihrer Vergangenheit und der Anmuth ihrer erſten Entwicklung hat, obwohl ſie in ihrer Blüthe als literariſches Idiom unterging, einen nicht unbedeutenden Einfluß ausgeübt. Sie hat etwas von ihrem Glanz den neueren Poeſien mitgetheilt, und noch im 16ten Jahrhundert hat Montaigne in ſeine vielfarbige, kräftige Proſa manche ihrer gebräuchlichſten Ausdrücke aufgenommen, obgleich ſie damals ſchon nur noch die Sprache des unteren Volkes war.

Man glaube indeß nicht, daß ein Tag hinreichte, um den Kampf zwiſchen den beiden Sprachen zu entſcheiden, um die Unterſcheidung zu ſchaffen, welche gegenwärtig zwiſchen einem von gewiſſen Geſellſchaftsclaſſen in gewiſſen Fällen und in allen Acten des öffentlichen Lebens gebrauchten Idiom und der bloß vom Volk und im gewöhnlichen Leben üblichen Sprache beſteht. Zur Zeit des Pyrenäenvertrags (in der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts) war das Franzöſiſche noch für alle Claſſen des Rouſſillon eine fremde Sprache, und erſt am Ende des 17ten brachte es die Macht Ludwigs XIV dahin, daß es in bürgerlichen Acten und von den Prieſtern in der Predigt gebraucht wurde. Es iſt noch nicht hundert Jahre her, daß die Akademiker von Marſeille geſtanden, ſie dächten provençaliſch. Einer der letzten und eigenthümlichſten Zufälle der ſüdlichen Sprache im vergangenen Jahrhundert war die Darſtellung einer languedokiſchen Oper am Hofe. Dieß geſchah im J. 1754. Die Oper hieß Daphnis und Alcimadure. Grimm, der allgemeine Chroniſt der literariſchen Ereigniſſe, ſpricht in ſeiner Correſpondenz von dieſer Erſcheinung, und ergeht ſich dabei in einer höchſt unerwarteten Abhandlung. Er wirft die Frage auf, was geſchehen wäre, wenn Heinrich IV den Einfall gehabt hätte, die Hauptſtadt Frankreichs unter den ſüdlichen Himmel zu verlegen; was die franzöſiſche Sprache gewonnen oder verloren hätte durch Aufnahme der ſüdlichen Empfindungen und Ueberlieferungen; ob ſie nicht gemeſſener, wohlklingender geworden, eine beſtimmtere Proſodie erhalten hätte und folglich für Poeſie und Muſik paſſender geworden wäre. Gänzlich ins Volk zurück verwieſen, von allen Seiten durch die franzöſiſche Sprache gedrückt, höchſtens noch in einzelnen Augenblicken als eine Curioſität beachtet, glaubte man ſie dem Untergang nahe: doch ſollte ſie noch härtere Proben beſtehen, nämlich die gewaltſame und ſyſtematiſche Unterdrückung des provinzialen Lebens, die Einwirkung der modernen Centraliſation und die Vermengung aller fran-

zösischen Bevölkerungen erst durch die Kriege des Kaiserreichs, dann durch die Leichtigkeit und Schnelligkeit der Reisen, und dennoch hat sie in neuerer Zeit ihre Dichter gehabt, nicht nur im Gebiet von Agen, wo Jasmin zuerst auftrat, sondern in der Provence, dem ältesten und prächtigsten Brennpunkt der romanischen Poesie; ja hier hatte sie sogar ihre Grammatiker, ihre Sprachforscher, ihre Kritiker, welche sich mit den Dichtern verbinden, um wo möglich den eigenthümlichen Geist ihres Heimathlandes wieder zum Leben zu bringen.

Der gascognische Dialekt hat die Nacheiferung des provençalischen geweckt, und ein eifriger Forscher, Hr. J. Roumanille, hat die Lieder dieser provençalischen Dichter in seinem „Le Prouvençalo" gesammelt. Roumanille, aus dem Volke hervorgegangen, ein bescheidener Arbeiter in einer Druckerei zu Avignon, und selbst Dichter, scheint die Seele dieser Bewegung. Er hat, wie Saboly, „Noëls" geschrieben, wovon eine, „die beiden Tauben", schnell ins Volk überging. Ein anderer der provençalischen Dichter, Aubanel, besingt die „Faucheurs" in einem rohen aber kräftigen Liede, oder er malt mit einer düstern Energie den „neunten Thermidor", wo er den Henker darstellt, müde und abgestumpft vom menschlichen Blute, wie er endlich selbst unter seinem Messer umkommt. Ein anderer, Glaup, ist ein provençalischer Teniers, wie ihn St. René Taillandier nennt. Seltsame, in ihren Aeußerungen mannichfache und doch im Grunde aus denselben Gedanken hervorgehende Wiedergeburt, deren lebendigster und bekanntester Ausdruck stets Jasmin bleibt! Jasmin hat bereits eine ganze Laufbahn hinter sich, er ist aus dem Halbdunkel eines provinziellen Rufes hervorgegangen, Paris hat ihn mehrmals gehört, und einige seiner Dichtungen sind durch Uebersetzungen bis nach Nordamerika verbreitet. Die Akademie selbst, die französische Akademie, hat ihn gekrönt, und dieß seltsame Zusammentreffen südlicher Lebendigkeit und akademischen Ernstes hat Jasmin in seinem Gedicht, „Langue française, Langue gasconne" gefeiert, wo das Piquante dieser Stellung in einer idealen und geistreichen Apotheose beider Sprachen aufgeht. Wie hat sich diese originelle Natur gebildet, welche mit unsrer Zeit in so starkem Contrast steht?

Jasmin ist im März 1799 geboren; sein Vater war ein armer buckliger Schneider, seine Mutter eine gewöhnliche Frau aus dem Volke. In seinem elterlichen Hause sah es sehr ärmlich aus, und Jasmin hat es selbst in seinen „Erinnerungen" mit lebendigen Farben gezeichnet. Rührende Züge kommen in denselben vor; doch scheint er nicht alles erzählt zu haben, wie sich aus Nachstehendem ergibt, das nicht von ihm erzählt ist. Jasmin hatte 13 oder 14 Jahre: alle Abende läuft er zu den Versammlungen der Kinder des Quartiers, und ist ihr König, denn er kann lesen und schreiben, und erzählt lange Geschichten aus dem Stegreif. Und doch ist er schon nicht mehr Kind, die Flammen des Jünglings beginnen, und ein Mädchen, das an diesen Zusammenkünften Theil hat, nimmt einen Platz in seinen keimenden Träumen ein. Im Volksleben, ja auch anderswo, geht man rasch, und bald ist zwischen beiden von nichts geringerem die Rede, als von Heurath. Aber wie? Das junge Mädchen ist reich, d. h. ihre Mutter hat einen kleinen Handel, und sie ist die Demoiselle des Viertels. Inzwischen gehen die schönen Abende hin, nur an einem einzigen Tag der Woche fehlt Jasmin gewöhnlich bei den Zusammenkünften. Diese Abwesenheiten erregen Verdacht, namentlich bei dem Mädchen, und man beschließt ihn zu überwachen und den Delinquenten zu überfallen. Man folgt ihm eines Abends, während er in ein benachbartes Viertel eilt. Plötzlich fällt er mitten unter die lärmende Schaar, die sich seiner bemächtigt, aber was sieht man beim Mondenlicht unter seinem Kleid hervorschauen? Ein Stück Brod. Die ganze Schaar schweigt alsbald, sie fühlt, daß hier ein Geheimniß von Armuth und Almosen steckt, das junge Mädchen selbst erröthet. In der That ging Jasmin alle Freitag Abend an die Thüre von zwei Schwestern, las Martines — er hat ihre Namen aufbewahrt — um das Almosenbrod zu empfangen. „Der Freitag", sagt Jasmin naiv, „war ein Unglückstag für mich; an einem Freitag sah ich meinen Großvater im Spital sterben; am Freitag sah ich immer meine Mutter weinen; stets am Freitag ging unser Brod zu Ende."

Inzwischen wurde Jasmin Perückenmachersjunge, und hatte endlich seinen eigenen Laden, wo für ihn ein neues, von Poesie und Wohlstand erhelltes Leben aufging. Ueberspringen wir einige Jahre: Jasmin ist nicht mehr das arme Kind, das in der Nacht fortgeht, um das Almosenbrod zu holen. Allenthalben wird er mit Glanz empfangen, die Städte geben ihm Feste, senden ihm Kronen oder goldene Becher; er hilft Kirchen bauen, sein Ruhm hat begonnen. Und doch ist er immer noch dieselbe lebhafte und bewegliche Natur, leidenschaftlich und glühend, lustig und bewegt, stets wortfertig und mit dieser ersten populären Grundlage weiß er aus dem steten Contrast der Vergangenheit und der Gegenwart neue originelle Züge zu entwickeln. Vor einigen Jahren, als ihn eine benachbarte Stadt Aiguillon, feierlich einholte, war seine erste Erinnerung die, daß er eines Tags, als seine erste Communion, im J. 1811, sich näherte, keine Schuhe hatte. Man verlangte einen Boten, um Briefe nach Aiguillon zu tragen, und bot 4 Fr. Das war der Preis für seine Schuhe. Er marschirte lustig fort, und kurz vor seiner Ankunft in Aiguillon setzte er sich vor einem Bache nieder, um sein Stück Brod zu essen und Wasser zu trinken. Dieß war gerade der Ort, wo man ihn 30 Jahre später feierlich einholte, und diese Jugenderinnerung trat zuerst vor seine Einbildungskraft. So bildete und entwickelte sich diese Natur, lernte an dem Schauspiel seiner ärmlichen Kindheit sich mit einem mäßigen Leben begnügen, und am Schauspiel seines Glückes der Armuth keinen Haß und Neid beimischen, er blieb der Mann des Volks, so sehr auch sein Ansehen und sein Ruhm stieg.

So bildete sich der Mensch, aber wie der Dichter? Ist Jasmin mit Einemmal zu diesem Ausdruck von Gefühlen, Grundsätzen und Bildern gekommen? Das erste Hinderniß für ihn war die Sprache selbst, von der er später einen so feinen Gebrauch machte. Als der Hauch der Poesie in ihm sich erhob, was war diese Sprache? Seit zwei Jahrhunderten war sie nicht mehr geschrieben, es war ein regellos im Volke schwimmender Dialekt, den keine literarische Bewegung festhielt. Einerseits schien er nichts besseres thun zu können, als sich dem französischen zu nähern, andererseits schien er nur geeignet gewissen lustigen Einfällen des Volks als Ausdruck zu dienen; er schwankte noch zwischen beiden Gefahren, entweder zu entarten oder noch mehr zu versinken; er lief Gefahr, nur halb französisch zu reden, oder zur gemeinen Sprache für Volkswitze zu werden. Da überkam es ihn eines Tags, daß rings um ihn her das Leiden, das Gefühl, die Liebe sich ausspreche, daß der Aus-

druck dieſer Empfindungen, von dem man ſich keine Rechenſchaft geben konnte, darum in ſeiner Einfachheit nicht minder wahr und beredt ſey, ohne darum franzöſiſch oder gemein zu ſeyn. Darin lag für ihn eine ganze Offenbarung. Wenn man das eigentliche Verdienſt, die wahre Originalität Jasmins erkennen will, ſo muß man ſagen, es lag darin, daß er das Geheimniß dieſer natürlichen Beredſamkeit fühlte, daß er ſeine Sprache von den franzöſiſchen Nachahmungen wie von Gemeinheiten reinigte, ſo daß ſie endlich die zarteſten und lebhafteſten Empfindungen der menſchlichen Seele ausdrücken konnte. Hierin liegt die Verſchiedenheit zwiſchen den frühern Dichtungen Jasmins von 1825 bis 35 und der Reihe lieblicher Gedichte, die ihren Ausgangspunkt in ſeinen „Erinnerungen“ haben. Fragt man aber Jasmin, wie er ſich als Dichter gefühlt habe, wann er angefangen Verſe zu machen, ſo wird er antworten: „ich weiß es nicht, ich erinnere mich nicht angefangen zu haben.“

Wenn wir ſagen, daß in dem Augenblick, wo Jasmin im Süden aufzutreten anfing, ſeine Sprache nicht mehr geſchrieben und ſomit um ſo ſchwerer aufs neue als poetiſche Sprache zu fixiren war, ſo trug eben dieſer Umſtand nicht wenig dazu bei, eine der merkwürdigſten Seiten dieſes beweglichen, lebendigen Weſens zu entwickeln. Jasmin erfindet nicht bloß ſeine Gedichte, er ſpielt ſie auch, d. h. er recitirt ſie mit einem eigenthümlichen Accent, der manchmal ins Pathetiſche geht; es iſt dieß ein ſehr merkwürdiger Zug an ihm. Jasmin hatte eine ſchmachtende, zarte Romanze „me cal mourir“ (ich muß ſterben) gedichtet, die im Süden Beifall fand, aber ſie war bis dahin nur mündlich bekannt. Kurz darauf recitirt er ein anderes kleines Gedicht in einer Geſellſchaft, und das Journal von Agen rückte dasſelbe ein. Was thut nun der Dichter? Abends ſtreicht er um ein benachbartes Haus her, um ſeinen Triumph zu genießen. Aber ach Täuſchung! ſowie man an das Gedicht kommt, erklärt einer, das ſey lateiniſch, ein Gelehrter ſpringt auf, bemächtigt ſich des Blattes, und er erklärt, das ſey ein ganz unverſtändliches Patois. Der Dichter hält ſich nicht länger und tritt ein — es war bei einem Uhrmacher, unter dem Vorwand, nach der Zeit zu fragen, um ſeine Uhr darnach zu richten — er hatte keine. Man nennt ihm die Stunde und fragt ihn zugleich über das Räthſel aus, Jasmin läßt ſich begreiflicher Weiſe nicht bitten, und lieſt die Verſe vor, die vielen Beifall finden. „Aber, ſagte er, ich erkannte den Fehler meines Kleides, die Schwierigkeit des Leſens. Man mußte das Publicum lehren, das Patois zu leſen, das es nie geleſen hatte, und ich begann es ſelbſt zu leſen mit Gewandtheit und dramatiſch.“ An dieſem Tage lief Jasmin an allen Orten herum, wo er wußte, daß das Journal ſey. Ueberall brauchte er Vorwände, ſo durchſichtig, wie den beim Uhrmacher: beim Kaufmann kaufte er etwas, im Kaffeehaus nahm er ein Glas Branntwein, den er nicht liebte. Der Abend war koſtſpielig für ihn, aber allenthalben hatte er ſeine Verſe verſtändlich gemacht. „Dieß that ich, erzählte er, fünf Jahre lang, ſo oft das Journal eine meiner Dichtungen brachte.“

Daraus entſprang für Jasmin das Bedürfniß ſelbſt zu leſen, und daraus entwickelte ſich die fieberhafte Action, die manchmal in Erſtaunen ſetzt. Der Schauplatz erweiterte ſich für ihn: vom Kaufladen und Kaffeehaus kam er in die Salons, in ungeheure Zuſammenkünfte, und gleich anfangs widmete er ſeine Muſe dem Dienſt der Wohlthätigkeit; ſpäter wurde der mehr und mehr beliebte Dichter der unentbehrliche Held aller Feſtlichkeiten, die einen nationalen oder öffentlichen Charakter trugen. Beziers errichtet Riquet eine Statue, und Jasmin kommt herbei, um in kraftvollen einfachen Verſen den Gründer des Canal du Midi zu beſingen; die Stadt Alby errichtet ein ähnliches Denkmal für Lapérouſe, wiederum kommt Jasmin und wird im Triumph empfangen. Er lieſt aber ſeine Gedichte nicht hinter geſchloſſenen Thüren, ſondern oft in Gegenwart von 3 bis 4000 Perſonen. In Toulouſe befindet er ſich mitten unter zahlreichen Arbeiterverſammlungen, ſelbſt unter freiem Himmel auf einer Wieſe hat er manchmal ſeine Verſe geleſen. Und in dem Maaße, als der Schauplatz ſich für ihn erweitert, in dem Maaße, als er ſich vervielfältigen muß, um zu Toulouſe, zu Bordeaux, zu Bayonne, Tarbes, Pau, kurz im ganzen Süden aufzutreten, verdoppeln ſich auch ſeine Kraft und ſeine Mittel, um eine wechſelnde Zuhörerſchaft zu entzücken, ſo daß dieſe Art von Auftreten eines der Elemente ſeiner Natur geworden iſt. Kaum beginnt er ſeine Recitation, ſo beleben ſich ſeine Züge, ſeine ſüdliche, ohnehin ſcharf geſchnittene und bewegliche Phyſiognomie ſtrahlt alle die Eindrücke, die Trauer und die Freude, wieder. So vermengt ſich bei Jasmin der Schauſpieler mit dem Dichter. So berauſchend indeß auch die Erfolge für einen Mann ſind, der gewohnt iſt ſtets öffentlich aufzutreten, ſo iſt Jasmin doch zu einſichtsvoll, um nicht zu wiſſen daß, wenn er ſonſt nichts wäre, er nur ein Gegenſtand der Neugierde ſeyn würde; er weiß, daß ſeine wahrſten und dauernden Erfolge anderswo liegen, nämlich in den unverfälſchten, ächten Anregungen welche eine anſprechende, ungeſchminkte Poeſie erweckt. Dieſe Anregung ſpricht ſich nicht immer lärmend aus, aber das Herz fühlt, der Geiſt genießt ſie. Manches gewöhnliche Melodram hat Leute zum Weinen gebracht, die niemals über die Ode von Horaz, über die Flucht der Zeit weinten, und doch bleibt die Ode des lateiniſchen Dichters mit ihrem unvergänglichen Reiz fort und fort beſtehen. Iſt ein Schauſpieler, wie Jasmin, ſelten, ſo darf er doch nie den Dichter verdrängen, der noch ſeltener iſt.

Was Jasmin als Dichter beſonders auszeichnet, iſt der Umſtand, daß er mit einem Volksidiom, das er ſelbſt zu ſeiner urſprünglichen Einfachheit und Naivität zurückzuführen ſucht, zugleich zur Kunſt vorgedrungen iſt. Mit einem ſo zu ſagen beſchränkten Werkzeug iſt es ihm gelungen, allgemeine Wahrheiten der menſchlichen Seele auszudrücken. Mag er die reine unglückliche Leidenſchaft in ſeinem „Blinden“ und „Martha“ ſchildern oder die bald ſelbſt von Liebe ergriffene Coquetterie in „Franzounetto“ malen, oder das Doppelopfer der beiden Brüder, die ſich gegenſeitig ihre Liebe und ihr Leben opfern, wie in den „zwei Zwillingen“, oder endlich in ſeinen Epiſteln und Gelegenheitsgedichten die tiefſten Fibern des Herzens anregen, überall fühlt man die wahre menſchliche Seite heraus. Faſt immer entlehnt er eine Thatſache dem Volksleben, und entwickelt ſie in einer Reihenfolge von kurzen, raſchen Gemälden und ergreifenden Bildern, in Schilderungen fein aufgefaßter ländlicher Scenen. Das Auftreten eines jungen blödſinnigen — nach dem naiven Ausdruck des Volks unſchuldigen — Mädchens, das in Agen jedermann kannte, und dem die Kinder zuriefen: „Martha, ein Soldat!“ oder von der man ſagte: „Martha geht aus, ſie muß Hunger haben!“ dieſe einfache Thatſache inſpirirt den ſüdlichen Dichter, und gibt ihm Gelegenheit, ein

ganzes Gedicht voll Opfer, Selbſtverläugnung und Leidenſchaft zu entwerfen.

Wer iſt das blödſinnige Mädchen? Was iſt das Geheimniß dieſes Blödſinns, dieſer Unſchuld, welche macht, daß ſie bei dem Spott unbarmherziger Kinder große, ſtupide Augen öffnet? Es war im J. 1798; alles iſt in Bewegung in einer kleinen Stadt, die von dem klaren, raſchen Strom des Lot beſpült wird: es werden die Looſe zum Militärdienſt gezogen. Wie viele junge Leute werden das väterliche Dach verlaſſen müſſen! wie viele junge Mädchen werden ſich mit Aengſtlichkeit fragen, ob ſie ihren Bräutigam behalten oder vielleicht für immer verlieren! Eine namentlich, die artigſte und ſchönſte von allen, die „damette“ unter den Bäuerinnen, wartet mit gepreßtem Herzen zu Hauſe, ſie ſagt ſich, ſie werde ſterben, wenn ſie ihren Verlobten Jacques verliere. Eine ihrer Geſpielinnen, Annette, ſucht ſie auf. Während Martha beunruhigt und aufgeregt iſt, bleibt Annette lächelnd und lebhaft. „Hm!“ ſagt ſie, „ich liebe Joſeph, und wenn er geht, werde ich traurig ſeyn, vielleicht weinen, aber ſo ſehr ich ihn liebe, ſo werde ich ihn doch zurückerwarten ohne zu ſterben. Kein Burſche ſtirbt für ein Mädchen; es iſt nur allzu wahr, niemand verliert mehr, als der welcher geht!“ Inzwiſchen ſchlagen die Mädchen Karten mit ſteigender Spannung, alles kündigt Glück und Freude an, als plötzlich eine fatale Pique-Dame kommt. In demſelben Augenblick ertönt die Trommel, das Herz der Mädchen iſt gepreßt, das Loos hat entſchieden! Wen hat es verſchont? Annette's Joſeph iſt unter den Begünſtigten, aber Jacques der Bräutigam Martha's hat Nr. 3 gezogen. Er iſt ausgehoben und muß fort. Allerdings hat er weder Vater noch Mutter mehr, Martha iſt das einzige Band, das ihn hält, und im Fortgehen verſpricht er ſeiner Braut, wenn der Krieg ihn verſchone, zurückzukehren und ſie zu heurathen. Damit eröffnet ſich das Gedicht. Annette iſt das ſorgloſe Mädchen, und nimmt das Leben leicht, Martha iſt ernſt und leidenſchaftlich, ſie fühlt ſich zum voraus ergriffen von der Angſt des Ferneſeyns, vielleicht des Verlaſſenwerdens. Jacques iſt ein junger Menſch, der eine neue Welt vor ſich aufgehen ſieht und eine Treue zu wahren hat.

Einige Zeit verläuft und Jacques ſchreibt nicht, man weiß nichts von ihm; der Frühling hüllt das Land in ſeinen Balſamduft, aber Martha iſt gleichgültig dagegen, die Schwalben kommen und bauen ihr Neſt wieder, aber ſie wecken nur noch trübe Gedanken: „die Schwalben ſind gekommen, ich ſehe ſie beide im Neſte da droben, man hat ſie nicht getrennt, wie uns beide. Sie kommen herab, ich habe ſie faſt in der Hand; wie ſind ſie glänzend und hübſch! ſie haben ſtets das rothe Bändchen am Halſe, das Jacques ihnen im vorigen Jahre an meinem Namenstag anhängte, wenn ſie kamen und aus unſeren verſchlungenen Händen die Fliegen herauspickten!“ Die arme Martha ſiecht ſichtlich dahin, alle Welt hat Mitleiden mit ihr, ſo daß der Pfarrer ſie dem öffentlichen Gebet empfiehlt, als mit einemmal ein alter Oheim ihr etwas ins Ohr ziſchelt. Alsbald iſt Martha gerettet, das Feuer kehrt zurück in ihr erloſchenes Auge, „ihr Blut läuft erfriſcht unter ihrer weißen Haut.“ Sie will arbeiten, und wird Händlerin, und da ſie hübſch und freundlich iſt, will alles von ihr kaufen. Sie hat nun eine andere Liebe, die Liebe zum Gelde, zum Gewinn. Warum iſt Martha ſo geldgierig geworden? Mit dem, was ſie gewonnen, und was ihr der alte Onkel verſprochen hat, gedenkt ſie Jacques loszukaufen. Schon iſt ſie nahe dem Ziele, als ein anderes Unglück kommt; der alte Onkel ſtirbt und Martha iſt abermals auf ſich ſelbſt angewieſen. Nun verkauft ſie alles, Haus, Laden und Möbel, um die nöthige Summe zuſammenzubringen. „Betrachtet ſie“, ſagt der Dichter, „freudig, wenn gleich im Trauergewand, ſcheint ſie der Engel des Schmerzens, der ſeinen Flug nach dem Glück nimmt, das ſich wieder ein wenig öffnet!“ Martha geht mit dem Erlös ihres ganzen Eigenthums zum Pfarrer, und bittet ihn Jacques aufzuſuchen, und ihm das Geld zu ſchicken, das ihn zurückbringen ſoll zu ihr, die ihn liebt. Ihr Opfer iſt gebracht und nun fühlt ſie ſich freier, ſie hat keine reiche Mitgift mehr, ſie hat „nichts mehr als einen Schemel, einen Fingerhut, ein Beſteck und ein Spinnrad.“ Sie muß angeſtrengt arbeiten um zu leben. Dennoch iſt ſie glücklich und „ihre Gedanken ſpinnen ebenſo viele wolkenloſe Tage, als ſie Fäden aus ihrem Rocken zieht.“ Sie erwartet nur noch Jacques; der Tag iſt ſchon beſtimmt, an einem Sonntag ſoll er ankommen. Er kommt auch wirklich, aber er hat den Urſprung des Geldes, das ihn frei gemacht hat, nicht errathen, und zudem iſt er von einer Frau begleitet. „Wer iſt dieſe Frau?“ fragte der Pfarrer mit ſtarker Stimme. „Die meinige, .. ich bin verheurathet,“ erwidert Jacques beſchämt, ſenkt den Kopf, wie ein Verbrecher und wagt Martha nicht anzuſchauen. Die arme Martha, ſie ſeufzt nicht, ſie klagt nicht, nur ſtößt ſie einen Schrei aus, dann heftet ſie einen ſeltſamen, freundlichen Blick auf Jacques und lacht, wie eine Närrin. „Ach!“ ſetzte der Dichter hinzu, „ſie konnte nicht mehr anders lachen.“ Das iſt die Tragödie der Liebe in einem einfachen Herzen.

Marthe kann einen Begriff von der Art der Erfindung bei dem ſüdlichen Dichter geben. Es ſind nicht große, in rieſenhaften Blöcken zugeſchnittene Entwürfe, und Jasmin macht darauf auch gar keinen Anſpruch, aber in allem kreiſt friſches Leben. In ſeinen Geſammteigenſchaften iſt Jasmin zugleich ein Volks- und ein gebildeter Dichter, wie der Schotte Burns, die in ihrem Urſprung ſich gleichen: beide bedienen ſich des Volksdialekts, ſie haben ſelbſt einen Inſtinct der ſtrengern Kunſtanforderungen, ihre Poeſie iſt wahr und menſchlich, und doch, welche Contraſte! Alles iſt für Jasmin günſtig, das Leben und die Poeſie. Er hat den Erfolg nicht zufällig aufgefunden, er hat ihn geſucht, aber mit dem leichten Ruhm auch den Wohlſtand und die dichteriſche Aufmunterung gefunden. Jasmin hat die Armuth gekannt, aber nicht das Unglück, das ſich an einen Menſchen heftet, um alle ſeine Plane zu zerſtören und ſeine Träume zu vernichten. Er iſt vielleicht der glücklichſte Menſch unter der Sonne, glücklich mit ſeinem Fleck Landes, ſeinen Früchten, ſeinen Verſen, und in dieſen ſpiegelt ſich auch das Glück: ſelbſt wenn ſeine Poeſie die Kämpfe des Herzens und der Leidenſchaft malt, ſo rührt ſie ohne traurig zu machen, und ſtets läßt ſie etwas von dem heitern, glänzenden Himmel ſehen. Es iſt die Poeſie einer glücklichen Natur. Was ſollte Jasmin noch fehlen, da er die öffentliche Achtung, den Wohlſtand, den Erfolg für ſich hat, abgeſehen von der wunderbaren Gabe alles unter dem Prisma ſeiner Einbildungskraft zu ſehen. So iſt es dem armen Burns nicht ergangen, darf man ſich wundern, daß er manchmal herzzerreißende Töne fand, um das zu malen, was er ſo gut fühlte? Als Sohn eines Pächters in Ayrſhire nahm er Theil an den rohen Arbeiten der Familie; von heftiger Natur liebte er ein junges Mädchen und wurde Vater, ehe er ſein Kind nähren konnte, und als er

endlich auch das Mädchen heurathete, dauerte die Armuth und Entblößung fort. Er übernahm eine Pachtung da aber Speculation seine Sache nicht war, so machte er auch hier schlechte Geschäfte, und mußte endlich eine kleine Stelle als Kornmesser übernehmen. Unglücklicherweise liebte er zu Zeiten auch das Wirthshaus und den Whiskey allzu sehr. Der einzige Lichtblick seines Lebens ist der erste Erfolg seiner Gedichte, und diese gleichen seinem Leben. Er besingt die Frauen und den Whiskey und das arme Schaf Mailie, aber seine Inspiration wird zur Stimme des schottischen Volksgeistes, wenn er die Caledonia besingt, wenn er im „Samstag Abend in der Hütte" das Landleben schildert, wo die Bauern beten und in der Bibel lesen. Diese Inspiration weicht sehr von der des südlichen Dichters ab, und doch hatte auch Burns die Schlingen, die sich auf der Bahn jedes Volksdichters finden, zu befahren. Er war nach Edinburgh gegangen, wo man ihn den „Ossian des Flachlandes" nannte. Hier zogen ihn die berühmtesten Schriftsteller zu ihren Gastmählern, die Säle der Großen stritten sich um ihn, die Lords bewunderten die Originalität seiner Einfälle, und die stolzen Ladies waren entzückt von seiner naiven Beredsamkeit. Er blieb nahezu ein Jahr in Edinburgh, bald aber war er nicht mehr neu, und man hörte auf ihn zu bewundern. Das Klügste hatte ihm einer seiner Freunde am ersten Tage gesagt: „kehren Sie zurück in ihr Dorf, und retten Sie Ihre Unabhängigkeit!" Und in der That was wollen Volksdichter auf einem andern Schauplatz, wo ihnen alles fremd ist, die Menschen, die Sitten, die Beschäftigungen. Ihr Geist bedarf der heimischen Atmosphäre, und dieß fühlte auch Jasmin, als er sich weigerte seine Gedichte in Paris herausgeben zu lassen.

Uebrigens haben Jasmin und Burns, so verschieden in andern Beziehungen, einen wesentlichen gemeinsamen Zug: weder der eine noch der andere haben die gehässige, gemeine Seite des Volks zu schildern gesucht; sie haben nicht die Wunden des Volks vergiftet, das Elend gereizt, seinen Neid entflammt, sondern sie haben das Volk geschildert in seinem einfachen, rohen Leben, in seinen Arbeiten, in seinen Freuden, wie in seinen Leiden. Aus den Erinnerungen seiner frühern Armuth hat der südliche Dichter nur das edelmüthige Mitgefühl gezogen. So ist er auch selbst bei der ersten Aufforderung stets bereit zu helfen, und allenthalben hat er seit 20 Jahren seine Stimme für die Armuth erhoben. Vor einigen Jahren sah der Pfarrer eines kleinen Kirchenspiels in Perigord seine Kirche allmählich in Ruinen fallen, ohne zu wissen womit er sie wieder aufbauen solle. Da kommt ihm der Gedanke, Jasmin zu Hülfe zu rufen, und beide beginnen alsbald ihre Pilgerfahrt, sie durchziehen den Süden, halten überall an, der Dichter recitirt seine Verse vom „Priester ohne Kirche", von der „Kirche die den Einsturz droht", und der Priester sammelt hinter dem Dichter die Almosen. Bald ist der Zweck erreicht, eine neue Kirche erhebt sich, und am Tage, wo sie in Anwesenheit von sechs Bischöfen, 300 Priestern und der ganzen umwohnenden Bevölkerung eingeweiht werden soll, will einer der Prälaten über die Unendlichkeit Gottes predigen, hört aber eins der Gedichte Jasmins „der Priester ohne Kirche", und wählt alsbald dieses zum Text seiner Predigt. Ein andermal, im Jahr 1846, als der Winter streng, das Elend groß und allgemein war, und man Unruhen wegen der herrschenden Noth befürchtete, macht sich Jasmin abermals auf, bittet für die Unglücklichen, bestärkt den Armen in redlichem Wandel, und erweckt allenthalben eine fruchtbare Mildthätigkeit. In solcher Weise ist Jasmin ein wahrer Volksdichter im neuen und erhabenen Sinne des Worts, weil er das religiöse Gefühl der Massen ausspricht, und dazu beiträgt, dem Elend des Volks seinen Stachel — den Haß, zu nehmen. Ist diese Epoche eine der rührendsten im Leben Jasmins, so ist sie auch literarisch die Quelle einer Reihe von Gedichten geworden, in denen er die christliche Mildthätigkeit unter den mannichfachsten Formen schildert.

Als endlich die französische Akademie den Verfasser von Martha und Françonnetto krönte nach so vielen im Süden, seinem Gebiet und seinem Königreich, errungenen Erfolgen, hat sie etwas so sonderbares, staunenswerthes gethan? Die akademische Krone galt dem wohlthätigen Einfluß einer Poesie, die allerdings der gascognischen Sprache sich bediente; aber ist dieß nicht die Sprache eines ganzen Volks? Es gibt in Frankreich zahlreiche Bevölkerungen, die dem Lande durch ihre Neigung angehören, deren Sprache aber nicht die französische ist; man kann ohne Uebertreibung sagen, daß viele sie nicht verstehen, eine noch weit größere Zahl sich ihrer gewöhnlich nicht bedient, sondern nur in besondern Fällen anwendet. Und doch denken diese Bevölkerungen in ihrer eigenen Sprache; es ist ein natürlicher Einklang zwischen ihrer Sprache, ihren Leiden, ihren Freuden, ihren Arbeiten, ihrer Art zu fühlen und zu denken. Die glänzendste französische Poesie wird vielleicht ohne Einfluß auf sie bleiben, weil sie ihnen völlig fremd ist. Jasmins Poesie hat durch die Art ihres Inhalts, wie durch ihre Sprache, das doppelte Verdienst, die besten Gefühle in der Seele dieser Bevölkerungen anzuregen, und zugleich sie die Reize eines geistigen Lebens kosten zu lassen, zu ihrer moralischen und intellectuellen Erziehung beizutragen, so daß der akademische Preis einen doppelt nützlichen Sinn hat. Man spricht von dem Scandal, daß die Akademie ein Patois krönen soll. Man falle doch nicht in den Irrthum der guten Leute, die einige Zeit nach 1830 aus der Bretagne zurückkamen, und ganz unwirsch waren, daß sie dort nur ein unverständliches Patois gefunden hätten; sie reichten Petitionen an die Regierung ein, „sie möchte doch in diesen unglücklichen Ländern die Sprache Voltaire's und Rousseau's verbreiten." Hüten wir uns aus der Einheit ein Amalgam, aus der Gemeinsamkeit des Lebens und der Interessen der Völker einen Mischmasch zu machen, in welchem alle Localphysiognomie, alle Originalität verschwindet. Man hat das Gesetz, das die Mannichfaltigkeit zu einer der Bedingungen des menschlichen Lebens macht, schon allzu herb angegriffen. Wenn die Eisenbahnen die Landstriche durchziehen, aber den Himmel und den unzerstörbaren Charakter der Natur unangetastet lassen müssen, so lasse man doch auch die Bevölkerungen bei ihren Sitten, ihren Gebräuchen, ihrer Ueberlieferung, ihrer Sprache, die manchmal auch ihre Poesie hat. Jasmin sagte vor zehn Jahren in Bezug auf das Volk: „nehmet ihm sein Elend und laßt ihm seine Sprache."

Die Miſſion nach Centralafrika in den Jahren 1850 und 1851, von dem verſtorbenen James Richardſon.

Unſere Leſer kennen bereits aus den einzelnen, von Zeit zu Zeit mitgetheilten Nachrichten im allgemeinen den Gang dieſer wichtigen Entdeckungsreiſe, die bereits zweien der Hauptheilnehmer, Richardſon und Overweg, das Leben koſtete. Als Richardſon ſtarb, wurden ſeine Tagebücher nach London geſchickt; ſie umfaßten acht Bände in enger Schrift, voll von ungeordneten Bemerkungen und Materialien. Die Wittwe Richardſons trug dem durch mehrere Schriften über den Orient bekannten Bayle St. John die Ordnung dieſer Materialien auf, und das Ergebniß waren zwei Bände, worüber Hr. Morel Fatio in der franzöſiſchen geographiſchen Geſellſchaft Bericht abſtattete. Dieſer Bericht (ſ. Bull. de la Soc. de geogr. Auguſt, September, October) iſt es, den wir hier, da die Zuſammenſtellung genau und ſehr überſichtlich iſt, wiedergeben. Bekanntlich hatte Richardſon ſchon in den Jahren 1845/6 eine Reiſe nach der Sahara gemacht, und war von Tripoli, trotz dem Abrathen ſeiner Freunde und ſelbſt des Beys, und ohne andere Unterſtützung als die einiger Kaufleute von Ghadames, die er in Tripoli kennen gelernt hatte, ins Innere gereist. Er beſuchte Ghadames, Ghat und Murzuk, aber damals gingen keine Karawanen in den Sudan ab: ſo konnte er nicht dahin vordringen, und mußte nach einem neunmonatlichen Aufenthalt unter den Tuaregs und andern Saharaſtämmen wieder nach Tripoli zurückkehren. Dieſe Reiſe erſchien im J. 1848 zu London in zwei Bänden.

Richardſons Abſicht war namentlich geweſen, den Sklavenhandel kennen zu lernen und die Mittel zu ſeiner Unterdrückung aufzuſuchen. Nach ſeiner Rückkehr ſchlug er ſeiner Regierung eine umfaſſendere Expedition vor, die namenlich den Zweck hatte, Handelsverträge mit den bedeutendſten Fürſten des Innern, namentlich mit dem Sultan von Bornu, abzuſchließen. Die neue Miſſion ſollte indeß ohne allen diplomatiſchen Pomp unternommen werden, und Richardſon wie auf ſeiner erſten Reiſe unter dem Namen Jakub reiſen. Zwei Deutſche, Barth und Overweg, ſuchten um die Erlaubniß nach, ſich der Expedition anzuſchließen; ſie ſollten die Reiſe auf Koſten und unter dem Schutze der engliſchen Regierung machen und ihre Berichte und Journale an dieſe richten. Sie waren ſchon zu Tripoli angekommen, als Richardſon am 31 Januar 1850 daſelbſt eintraf. Man mußte Lebensmittel, Inſtrumente und Gepäck von Malta abwarten, ſo wie ein daſelbſt erbautes Fahrzeug, das man in ſeine Theile zerlegen konnte und das zur Erforſchung des Tſchad-Sees beſtimmt war. Das ſchlechte Wetter, die Langſamkeit, mit der alles in jenen Ländern betrieben wird, und die Schwierigkeit paſſende Diener zu finden, verurſachten eine bedeutende Verzögerung, ſo daß ſie ſich erſt am 30 März nach Murzuk auf den Weg machen konnten.

Die Karawane Richardſons beſtand vorerſt aus den HH. Barth und Overweg, aus Juſuf Mokni, dem Sohn des ehemaligen Gouverneurs von Fezzan, der das Vermögen ſeines Vaters im Trunke vergeudet hatte, und keine andern Fehler haben ſollte. Es war ein Burſche von gutem Ausſehen und vornehmer Haltung, und da er in der Wüſte keine Gelegenheit hatte ſeiner herrſchenden Leidenſchaft zu fröhnen, ſo hatte Richardſon keinen Anſtand genommen, ihn als Dragoman anzunehmen. Nach dieſen Herren kamen der Bedeutung nach die Tſchauſche, arabiſche Reiter, welche bei der Perſon der Reiſenden Janitſcharendienſte verrichteten, dann eine Anzahl freier Neger von Tunis, die unter dem Schutze der Karawane ihr Vaterland im Innern wieder aufſuchen wollten. Dieſe Leute, von denen mehrere verheurathet und von ihrer Familie begleitet waren, mußten auf eigene Koſten reiſen; nur einige derſelben traten in den Dienſt der Reiſenden. Die Neger ſollten namentlich in den eigentlichen Ländern der Schwarzen nützlich werden. Um die Karawane voll zu machen, ſchloß ſich ihnen ein Marabut aus Fezzan an, der ihr durch ſeinen heiligen Charakter Schutz verleihen ſollte, und alle Kameltreiber waren gleichfalls Leute aus Fezzan, die kürzlich von Murzuk nach Tripoli gekommen waren.

1. Reiſe von Tripoli nach Murzuk.

Beim Ausgang aus Tripoli ſtößt man in einiger Entfernung auf eine Art Vorſtadt, die aus Gärten und Landhäuſern beſteht und Maſchiah heißt; jenſeits derſelben dehnt ſich der erſte Sandgürtel aus, dann wird das Land eine undulirende, mit grünen Strichen überſäte Ebene; einige Araberhütten und Heerden beleben die Landſchaft. Die Karawane nimmt ihren Weg nach den Gharian-Bergen, an deren ſteilen, zerriſſenen Abhängen zahlreiche Bäche herabkommen. Innerhalb der Berge liegt das Schloß Gharian, wo 200 Mann Wache halten. In dieſem Lande, das 101 arabiſche Diſtricte enthalten ſoll, hauſen Troglodyten: denn alle Dörfer ſind unterirdiſch, und keine Wohnung, als hie und da ein elendes arabiſches Fort, erſcheint über dem Boden. Jenſeits Gharian ſetzte die Karawane ihren Weg ſüdweſtlich fort, mitten unter Olivenwäldern und Feigenhainen, Felſen und angebaute Abhänge wechſeln mit einander ab, bald aber zeigen ſich die erſten Symptome der Wüſte unter der Form kahler Hügel und ſteiniger Thäler. Das Grün wird ſelten, man bemerkt einige der Bäume welche die Araber Batum nennen, eine Art Lentiscus, übrigens wenig oder keine Vögel, nur wenige Eidechſen. Allmählich wird das Land unfruchtbarer, der Batum verſchwindet, die Natur wird immer rauher, bis man plötzlich durch eine Oeffnung in dem Felſen den Wady Eſch-Schrab mitten zwiſchen Kalkhügeln und in ſeiner Mitte die reizende Oaſe Mizdah entdeckt. Es iſt dieß in Wahrheit nur ein kleiner Fleck grüner Gerſte, die im Schatten einiger Dattelbäume wächst, aber mitten in der Wüſte iſt der Eindruck höchſt erfreulich. Mizdah beſteht aus zwei Dörfern, die von Arabern bewohnt ſind, deren Scheich die Reiſenden beſucht und gern ſich als Führer bis an die Gränzen ſeines kleinen Gebiets gebrauchen läßt. Dreihundert Palmen, ein halbes Duzend Miniaturfelder, die durch Brunnen von ziemlich ſüßem Waſſer benetzt werden, und einige mit Zwiebeln bepflanzte Gärten machen ſeinen ganzen Reichthum aus. Drei Tage hatte die Karawane nach dem Schloß Gharain und drei weitere nach Mizdah gebraucht.

Südlich von Mizdah am Ende des Wady Eſch-Schrab kommt man an zwei zerſtörten arabiſchen Schlöſſern vorbei, dann ſtößt man wieder auf die Wüſte, die fortläuft bis zur großen Hochfläche von Hamadah, welche die nördlichen Zugänge von Fezzan ſchützt; einige Riſſe in den Felſen verbergen tiefe Wadis mit einigen Brunnen, neben denen die Araber ihre Zelte aufſchlagen. Die Karawane lagerte in einem dieſer Wadis in der Nähe von römiſchen Ruinen. Von Mizdah nach dem Wadi Taghibiſchah

hat die Karawane zum erſtenmal den Wüſtenwind zu befahren. Die glühende mit Sand erfüllte Atmoſphäre hüllte die Reiſenden mit einem Schleier ein, durch den man kaum die unter der Laſt erliegenden Kamele unterſcheiden konnte; kaum vermochte man noch zu athmen, als man glücklicherweiſe Taghidſchah erreichte. In dieſem Thale mitten unter Bäumen weideten die Heerden der Waled Bu Seif, wandernde Araber, die niemals die Oberhoheit von Tripoli anerkannten. In der Nähe dieſes Orts entdeckte Dr. Barth ein prächtiges und reiches Grab aus der chriſtlichen Zeit; dieß etwa 17 Metres hohe Grabmal ſcheint dem 4ten oder 5ten Jahrhunderi anzugehören.

Von Wüſte zu Wüſte, von Wady zu Wady gelangte die Karawane von Mizdah in vier Tagen nach dem Wady Tabuniah, nahe am Eingang der Hochebene von Hamadah; von Mizdah an war das Waſſer in den Brunnen brackiſch und bitter geweſen, zu Tabuniah war es ſalzig und man findet auch gemeines Salz. Richardſon wollte, ehe er die gefürchtete Hochfläche von Hamadah betrat, Ghariah oder Gharbiah, eine alte Römerſtadt, beſuchen, die noch einige Reſte des Alterthums mit lateiniſchen Inſchriften beſitzt; er verließ deßhalb die Karawane und kam nach einigen Stunden in ein enges Thal, wo einige alte Gebäude etwa 20 in Noth und Elend lebende Familien vor dem Unwetter ſchützten. Dieß war Ghariah.

Die Hochfläche von Hamadah erſtreckt ſich von Norden gegen Süden und man braucht 6 bis 7 Tage, um ſie zu durchziehen. Dieß iſt mit Ausnahme einer furchtbaren Wüſte zwiſchen Ghat und Ahir eine der ſchwierigſten Strecken, die man in Afrika finden kann. Richardſon zog vor bei Nacht zu reiſen, während ſeine beiden Gefährten den Tag wählten; die Karawane theilte ſich demnach in zwei Hälften. Am Tage war die Hitze furchtbar, bei Nacht aber und bei Nordwind die Kälte eiſig, mehr als einmal fiel während dieſes Zuges der Thermometer auf Null.[1] Den dritten Tag vereinigten ſich die getrennten Theile der Karawane wieder, um ſich nicht mehr zu trennen. Wenige Thiere finden ſich in dieſem öden waſſerloſen Lande; die Reiſenden jagten einige Muffelthiere auf, übrigens ſah man nur Eidechſen und Schlangen; wenige Vögel, darunter Schwalben, flogen um die Kamele her, und belebten nur wenig die Landſchaft, deren Boden zu vier Fünftheilen völlig kahl, und zum letzten Fünftheil mit magern Büſchen bedeckt iſt.

Nahe bei Sokna hört die Hochfläche von Hamadah, deren Höhe über dem Meer Dr. Overweg auf 1500' ſchätzte, auf, und ſie bildet das ſogenannte Dſchebel el Sudi (ſchwarze Gebirg). Sechs Tagreiſen jenſeits Sokna zwiſchen Murzuk und Aegypten bricht ſich das Gebirge in ſteilen Felſen und nimmt den Namen El Harudſch an. Dieſe Hochfläche mit ſenkrechten Seiten ſcheint beſtimmt zu ſeyn, die Fortſchritte des Handels und der Civiliſation zwiſchen den Ufern des Mittelmeers und Centralafrika aufzuhalten. Indeß jenſeits dieſer Schwelle verlängert ſich Fezzan wie ein Vorgebirge, und zu beiden Seiten dehnte ſich die Wüſte mit ihren zahlloſen Oaſen wie ein mit Inſeln bedeckter Ocean aus.

Nach langer Anſtrengung iſt endlich die furchtbare Hamadah überſchritten: man gelangt nach dem Wady El Haſi, einem ſandigen Thal mit einem ſchwachen Brunnen. Bald kommt man nach Eſſar und erblickt einige Büſche, dann geht es einige Stunden durch eine Einöde noch furchtbarer als die Hamadah ſelbſt, und endlich gelangt die erſchöpfte Karawane nach Edri im Lande Iſch-ſchaty. Dieſe ehemals blühende Stadt iſt nur noch ein Ruinenhaufen; in einem der zahlreichen innern Kriege unter den Völkern der Sahara wurden ihre Dattelbäume zerſtört und die auf 20 Familien geſunkene Bevölkerung vermindert ſich noch mit jedem Tage. Dieſe Leute ſind von gemiſchter Race, die einen weiß, wie die Bewohner der Küſte, die andern ſchwarz, wie die ſchwärzeſten Neger. Im Thale von Edri iſt das Waſſer gut, und man bemerkt einige Gasquellen. Eſchſchaty iſt ein Dattelland, und die Gärten erzeugen außerdem Feigen und Trauben. Dieß fruchtbare Land gehorcht Murzuk.

Nach Edri findet man Sand, und braucht zwei Tage, um herauszukommen, und nach dem Wady Guber zu gelangen, wo einige Dattelbäume ſind und einige Fuß unter der Erde ſich Waſſer findet. Dann beginnen wieder die Sandſtriche, die ſich weſtlich über Ghadames und Suf hinaus, öſtlich bis nach Aegypten erſtrecken, und man durchzieht nacheinander die Wadys El Makmak, El Dſchumar und El Dſchakadaſa, deren Waſſer gut, obwohl etwas ſchwefelhaltig iſt. Dieſe Sandwüſte iſt indeß doch nicht ganz unfruchtbar: alle Tage findet man grüne Stellen und ſüßes Waſſer und kleine von Palmen umgebene Seen. In dieſen Ebenen hauſen die Tuaregs von Fezzan, welche die Bewohner von Murzuk ihre Araber nennen. Sie bedecken ſich das Geſicht, wie ihre Brüder von Ghat, aber ihre Schleier oder Thelems ſind weiß und nicht ſchwarz; ſie ſprechen arabiſch und die Sprache von Ghat; ihr eigentlicher Name iſt Tanelkums; ſie ſind unabhängig.

Die Hitze wurde nach und nach unerträglich, als endlich vor den Augen der Reiſenden, wie ein grüner Gürtel zwiſchen dem Sand und den Gebirgen, der Wady Garbi erſchien, gewöhnlich nur der Wady ſchlechtweg genannt wegen ſeiner großen Fruchtbarkeit. Dieß vortrefflich angebaute Thal enthält zahlreiche wohl bevölkerte Dörfer, es iſt aber ſchwer anzugeben, ob ſeine Einwohner Weiße oder Neger ſind. El Wady iſt eine Senkung des Bodens zwiſchen der Sandwüſte und der Hochfläche, auf welcher Murzuk liegt, und empfängt die von den Wiederlagern dieſer Hochflächen herabfließenden Gewäſſer; deßhalb iſt auch die Ebene mit Anbau jeder Art bedeckt, und von zahlreichen Bächen bewäſſert. Die Hausthiere ſind in Menge vorhanden, und die Dattelbäume bilden ganze Wälder. Die Karawane ruhte einige Tage aus im Dorfe Laghariſah, und brach dann nach Murzuk auf über Azerna, ein neues Dorf neben einer zerſtörten Stadt, verließ dann El Wady und gelangte über Agar am 6 Mai nach Murzuk, wo ſie erwartet war, und zu ihrer Ehre die brittiſche Flagge auf dem Schloſſe aufgezogen fand.

Die Entfernung von Tripoli nach Murzuk war in 39 Tagen zurückgelegt worden, man hätte aber einige Tage weniger brauchen können. Richardſon ſchildert die durchzogene Gegend in folgender Weiſe:

Erſte Zone, beſtehend aus Sand und den Dattelpflanzungen, welche Tripoli umgeben.

Zweite Zone: die Gharian-Berge, eine Regengegend, auf deren Nordabhängen Oliven und Feigenbäume wachſen, während auf dem Südabhang die Vegetation der Barbaresken ſich in ihrer vollen Kraft entfaltet.

Dritte Zone: die Kreidehügel und die großen Thäler zeigen allmählich die Dürre der Sahara bis zum gänzlichen Verſchwinden der Olivenbäume.

Vierte Zone: die Hamadah, eine ungeheure öde Hochfläche, welche Tripoli von Fezzan trennt.

[1] Es iſt nicht angegeben ob Reaumur oder Fahrenheit; letzteres betrüge — 14° R und erſcheint gar zu ſtark.

Fünfte Zone: die sandigen Thäler und Kreidefelsen; zwischen El Hasi und Eschschaty findet man grüne Strecken und Bäume, und es gibt Hasen, Gazellen und Mufflethiere.

Sechste Zone: Sand, der sich zwischen Eschschaty und El Wady ausdehnt, wellenförmige Ebenen und Thäler mit Bäumen und Gras.

Siebente Zone: die sandigen Thäler El Wadys mit ihren Dattelwäldern, ihrem Anbau und ihren zahlreichen Dörfern.

Achte Zone: die Hochfläche von Murzuk, ein von Thälern, Hügeln und bald sandigen, bald steinigen Ebenen durchschnittener Landstrich.

2. Aufenthalt zu Murzuk.

Fezzan, ein Paschalik, welches die Oberherrlichkeit des Sultans von Konstantinopel anerkennt, ist ein Strich der Sahara, wo die fruchtbaren Thäler minder selten als in andern Theilen sind. Es zerfällt in zehn Districte, von denen der bedeutendste El Hofrah die Hauptstadt Murzuk enthält, umgeben von schönen Gärten und Dattelwäldchen. Man erntet zweimal im Jahre: im Frühjahr Gerste und Weizen, im Sommer und Herbst Mais, Mohrhirse und anderes Korn; Bewässerungscanäle vertheilen das Wasser zweimal des Tages. Die andern Districte sind der Wady Ghodwah, Sebaa, Buanis, El Dschofrah, wo Sokna liegt, die zweite Hauptstadt Fezzans, welche durch ihre vortrefflichen Datteln berühmt ist, Honn, Wady Gharbi, Eschschaty, Wady Scharki und Gatrun. Murzuk liegt in gerader Linie 420 (engl.) Meilen von Tripoli, ist eine Stadt, die sich sehr glänzend darstellt, und durch die Thätigkeit des brittischen Consuls Gagliuffi eine wichtige Stadt zu werden verspricht, nicht als ob der englische Consul hier brittische Interessen zu vertreten hätte, die noch nicht vorhanden sind, sondern er soll nur die Wege bereiten.

Die Gesammtbevölkerung Fezzans beläuft sich nach der letzten von den Türken veranstalteten Zählung auf 26,000 Seelen, die Hauptstadt ausgenommen ein elendes Volk, welches von Tag zu Tag ärmer wird unter dem ottomanischen Joch, das sie mit Steuern und Abgaben jeder Art überbürdet; der Betrag der jährlich erhobenen Steuern wird auf 50,000 Mahbubs (1 Mahbub = 5¼ Fr.) geschätzt. Der Gouverneur in Fezzan wohnt immer zu Murzuk, und unterhält 630 Bewaffnete, das ist wenig, wenn man erwägt, daß Fezzan von Norden nach Süden mehr als 300 (engl.) Meilen Ausdehnung und Murzuk allein über 400 Mann Besatzung hat. Die Bewohner von Fezzan liefern einen Theil dieser Soldaten, welche gut logirt und genährt sind, aber die natürliche Abneigung dieser Völker gegen die Kriegsdisciplin macht, daß die Türken viele Mühe haben sie zu recrutiren.

Murzuk hat eine Bevölkerung von 2000 Seelen von sehr gemischter Farbe und ohne bestimmten Charakter. Vom October bis Januar, zur Zeit wo die großen Karawanen aus dem Sudan und Bornu, so wie eine starke Anzahl minder bedeutender Karawanen aus allen Theilen Afrika's ankommen, findet ein großer Markt statt. Man schätzt den Werth der auf diesem Markte ausgetauschten Waaren durchschnittlich auf 50,000 spanische Piaster. Die Hauptwaaren sind Sklaven, Sennesblätter und Elfenbein; der Sudan schickt viele Baumwollenzeuge, man findet Leder und Felle von verschiedener Art; einige Straußenfedern, der in Fezzan von dem Baume Tholuk (einer Art Mimosa) gewonnene Gummi sind neueingeführte Erzeugnisse auf dem Markte von Murzuk. Die Waaren, die aus dem Innern für Tripoli ankommen, sind einer doppelten Steuer unterworfen, denn sie müssen in beiden Städten 12½ Procent bezahlen. Die Sklaven, welche für Konstantinopel bestimmt sind, zahlen keinen Zoll, die welche nach Tripoli gehen oder in Fezzan bleiben, nur 10 Mahbubs auf den Kopf.

Das Klima von Murzuk scheint sehr verderblich, die Fieber sind häufig, und entspringen aus den feuchten Ausdünstungen der Hochfläche auf der die Stadt liegt; die Wüste ist dagegen sehr gesund.

Während Richardsons Aufenthalt hielt Rais Mustapha, Gouverneur von Fezzan, seinen Einzug in Murzuk; da er neu auf diesen Posten ernannt war, brachte er 200 arabische Reiter mit sich, um die irregulären Soldaten von Fezzan abzulösen. Mustapha war eine alte Bekanntschaft von Richardson, der ihn auf seiner ersten Reise zu Ghadames gesehen hatte. Die Ankunft dieses Beamten, der für die Reisenden stets ein besonderes Wohlwollen zeigte, war für diese sehr vortheilhaft: unter seinem Schutze konnten sie ihren Aufenthalt in der Hauptstadt von Fezzan benützen, um die Sitten und Gebräuche des Landes kennen zu lernen, und kostbare Nachrichten über die Länder einzuziehen, die sie zu durchwandern gedachten. Er gedachte bald nach Ghat im Lande der Tuaregs aufzubrechen. Er hatte auf seiner ersten Reise beim Aufenthalt in dieser Stadt einen Tuareg-Scheich Namens Hatitah, kennen lernen, und suchte jetzt diesen Umstand zu benützen. Nach der Sitte des Landes stellt sich der Fremde, der in diesen Gegenden ankommt, unter den Schutz einer der vornehmsten Personen, der er Geschenke macht, und die dagegen für seine Sicherheit Gewährschaft leistet. Gagliuffi hatte ihm geschrieben, er möchte mit einer Bedeckung kommen, und die Reisenden von Murzuk nach Ghat geleiten. Hatitah, der sich mit dem Titel eines englischen Consuls geschmückt hatte, kam auch wirklich mit den beiden Söhnen Schafu's, des Sultans der Tuaregs von Ghat, an der Spitze einiger bewaffneten Leute, welche Richardson sich anheischig machte, während der Reise zu ernähren und mit Zelten zu versehen; auch wurde ausgemacht, daß an Hatitah und an die zwei Söhne des Sultans 200 spanische Piaster ausgezahlt werden sollten. Man mußte es sich gefallen lassen, und Richardson bemerkt dabei, daß die Behörden voll Achtung und Aufmerksamkeit gewesen seyen, aber der Consul Ihrer brittischen Majestät, ein levantinischer Kaufmann, sich durch einen allzu großen Handelsgeist bemerklich gemacht habe; er wirft ihm vor seine Regierung in Contribution gesetzt zu haben, „aber, fügt er hinzu, kann es anders seyn? Jeder Bewohner orientalischer Länder betrachte: eine Regierung wie eine Milchkuh."

3. Von Murzuk nach Ghat.

Richardson reiste am 25 Junius unter schlimmen Auspicien von Murzuk ab. Hatitah hatte ihm angekündigt, daß zwischen den Hauptstaaten Centralafrika's der Krieg ausgebrochen sey, und daß die Tuaregs von Tombuctu sich rüsteten über die Tuaregs von Ahir herzufallen. Was sollte mitten unter den kriegführenden Parteien aus der Karawane werden? Man setzte sich inzwischen in Marsch und erreichte noch am Abend Thurgan, am nächsten Tage Telawa, wo Richardson, der durch die Reise in der vollen Sonne krank geworden war, zwei Tage lang Halt machen ließ. Dann gelangte man nach Scharaba. Die beiden HH. Barth und Overweg waren zum großen Verdruß Hatitahs mit einigen Tarelkum-Arabern vorausgegangen. Am 1 Julius befanden sich die

Reiſenden zu Kuwana, wo man Waſſer findet, wenn man den Sand aufkratzt. Der Weg der Karawane ging auf einem ſteinigen Boden längs einer ſandigen Hochfläche, die ſich weit nach Oſten erſtreckt. Dieſer Landſtrich, welcher Bardſchudſch heißt, iſt ſpärlich mit Tholuks überſäet, welche wie ſchwarze Punkte auf dem Sande erſcheinen; die für die Jahreszeit friſch gewordene Temperatur zeugte für die Höhe des Landes. Von Zeit zu Zeit flüchteten Gazellen, drei oder vier auf einmal, raſch vor den Reiſenden, einige Raben krächzten bei ihrer Annäherung und die Luftſpiegelung mit ihren Täuſchungen vollendete das afrikaniſche Landſchaftsbild. Richardſon fand die HH. Barth und Overweg bei einer Lache von Regenwaſſer gelagert, denn es regnet manchmal in dieſen Ländern, aber nur in ſtarken Gußregen; man blieb an dieſer Lache zwei Tage. Seit der Abreiſe von Murzuk hatte Hatitah unaufhörlich gebettelt, theils für ſich, theils für die Scheichs von Ghat und andern Orten des Landes der Tuaregs, alle Tage waren es neue Forderungen, um etwas mehr als den für das Geleite beſtimmten Preis zu erhalten. Von dem letzten Lagerplatze nach Talazaghi iſt es nur einige Marſchſtunden; hier erfuhr Richardſon von einer kleinen Sklaven-Karawane, daß zu Ghat Leute En Nurs, des Sultans von Ahir, ſich mit Sklaven befänden. Talazaghi iſt ein kleiner maleriſcher Wady, wo man Regenwaſſer und etwas Gras findet, was aber dieſen Ort bemerkenswerth macht, ſind rohe Sculpturen auf einigen Felſen; ſie ſtellen kämpfende Menſchen mit Thierköpfen und Thiere jeder Art dar, aber keine Kamele. Dieſe Darſtellungen ſcheinen aus einer Zeit zu ſtammen, die über die jetzigen Bewohner des Landes hinaufreicht.

Im Wady Haghanin zu Nama Samatani fanden die Kamele das einzige zu ihrer Nahrung geeignete Gras auf dieſem Wege; es iſt übrigens ein öded Land, und man ſieht keine Thierſpuren mehr, die des Muffelthieres abgerechnet. Von Strecke zu Strecke bemerkt man runde, viereckige oder kreuzförmige Einfriedungen von Steinen; es ſind dieß die Moſcheen der Wüſte. Im Oſten bemerkt man die Berge Maghi-Laghen, dann ſpäter im NO die Ebene, wo Serdalus liegt, das die Karawane zur Seite läßt. Bald darauf endet die Hochebene von Fezzan plötzlich, und dann tritt man in eine natürliche gegen N. gerichtete Spalte. Richardſon beſchreibt ſie bald als einen engen, gewundenen, kaum offenen, und von oben erleuchteten Hohlweg, bald als einen wahren Tunnel. Beim Heraustreten aus dieſem Paſſe findet man eine ſehr merkliche Niveauveränderung: man ſteigt hinab bis zur Ebene von Taeta, der man folgt und wo ſich der Brunnen Tabea befindet. Hier überſchritten die Reiſenden die Gränzen von Fezzan um das Land der Tuaregs zu betreten. Von der Ebene Taeta aus bemerkt man die Berge von Ghat. Tabea iſt ein angenehmer Ort, wo reichliches Gras für die Kamele wächst. Die Karawane kam hier am Abend vor dem Ramazan an, zu deſſen Feier die Gewehre abgeſchoſſen wurden. Ein Kamel, das ſich auf dem Wege verletzt hatte, wurde geſchlachtet, zerſtückt, verkauft und vor dem allgemeinen Feſte verzehrt; letzteres wurde übrigens von den Leuten Richardſons nur einen Tag lang beobachtet, da das Geſetz von Leuten auf der Reiſe nicht mehr verlangt; die Tuaregs faſteten gar nicht. Von Tabea gibt es zwei Wege nach Ghat, einen ſchwierigen und einen leichten aber längern. Richardſon ſchlug mit den HH. Barth und Overweg den kürzern ein, während das Gepäck den andern zog, und die Karawane in einen von einer Menge aufrecht ſtehender viereckiger Felſen gebildeten Paß eindrang. Dieß iſt der Paß von Abulaghlagh; wenn man aus demſelben herauskommt, erblickt man den Kaſr Dſchanun (Geiſterpalaſt), eine von der Natur gezackte Felſenmauer, welche ganz wie eine ungeheure Veſte ausſieht. Kein Targhi würde ſich dort hin wagen, obwohl der Aberglaube unermeßliche von den Geiſtern in der Wüſte geſammelte Schätze in dort befindliche mächtige Höhlen verſetzt. Auf ſeiner erſten Reiſe hatte ſich Richardſon verirrt, und wäre beinahe in dem allein gewagten Verſuch, das Geiſterſchloß zu unterſuchen, umgekommen; wenig fehlte, ſo wäre Dr. Barth dießmal in eine ebenſo kritiſche Lage gekommen. Die Karawane war am Wady Atulah dem Kaſr Dſchanun gegenüber und im Angeſicht der oſtwärts liegenden Waxirah-Berge angekommen. Trotz der Weigerung der Tuaregs, welche nicht als Führer dienen wollten, reiſten die HH. Barth und Overweg ab. Aber der erſtere verirrte ſich und konnte erſt am nächſten Tage in einem Zuſtande gänzlicher Erſchöpfung, und nachdem er 28 Stunden ohne zu trinken zugebracht hatte, wieder aufgefunden werden. Der Unfall hatte keine nachtheiligen Folgen; durch ſeine gute Conſtitution war Dr. Barth bald wieder hergeſtellt, und am 18 Julius erreichte die Karawane Ghat, 24 Tage nach ihrer Abreiſe aus Murzuk.

4. Aufenthalt zu Ghat.

Ghat liegt auf dem Kamm eines ſteilen Berges, der es im Norden überragt. Es iſt von einer ſchlechten zehn Fuß hohen und von ſechs ſchwachen Thoren durchbrochenen Mauer umgeben, und bietet einen elenden Anblick dar. Die Häuſer ſind nicht mit Kalk beweißt, wie bei den Mauren, ſondern haben die Farbe der rohen Luftziegel, aus denen ſie erbaut ſind. Ein einziges Minaret, das dieſen Namen verdient, und einige Datteln und Oaſen ziehen die Aufmerkſamkeit auf ſich. Außerhalb der Stadt bilden einige Häuſer, einige Hütten und Gärten eine Vorſtadt. Uebrigens hat die Oaſe, in welcher Ghat liegt, nicht mehr als 3 (engl.) Meilen im Umfang, und von dem Berg, der die Stadt beherrſcht, kann man ſie nebſt der rings umliegenden Wüſte ganz überſehen. Richardſon fand hier wieder die Scheichs, die er auf ſeiner erſten Reiſe kennen gelernt hatte, unter andern den ehrwürdigen Schaſu, von dem er früher Beweiſe von ausgezeichnetem Wohlwollen erhalten hatte, aber Hatitahs neuerliches Benehmen hatte dieſe Erinnerungen etwas erkältet.

Ghat, auf dem Gebiet der Azgher-Tuaregs erbaut, iſt eine der Etappen der Sudankarawanen, von einem Volke mauriſchen Urſprungs bewohnt, und der Gouverneur, Hadſch Achmed, iſt ſelbſt ein Maure von Tuat. Dieſer iſt ein Marabut, und genießt darum eines anerkannten Einfluſſes, aber die politiſche Gewalt liegt ganz in den Händen der Azgher-Tuaregs. Hier iſt zu bemerken, daß Azgher der Name des Stammes iſt, während Tuareg den Namen des Volks bezeichnet, zu dem faſt alle die Wanderſtämme der Sahara gehören. Weſtlich und ſüdweſtlich von Ghat nach Timbuctu hin wohnen die Haghar-Tuaregs, die von Ahir nennen ſich Kailui-Tuaregs und in Timbuctu ſelbſt wohnen die Sorgho-Tuaregs. Das Oberhaupt der Tuaregs von Ghat war dem Namen nach der alte Schaſu, deſſen Sohn Richardſon von Murzuk nach Ghat begleitete. Er nahm die Reiſenden ſehr gut auf, kaum waren ſie aber zu Ghat angekommen, ſo mußten ſie ſich mit der Austheilung der Geſchenke befaſſen, die jeder Reiſe in Afrika vorangehen müſſen, und ohne welche auf keinen Erfolg zu rechnen iſt. Sobald dieſe große Angelegenheit beendigt war, dachte Richardſon daran, einen Handelsvertrag mit England vorzuſchlagen, zu welchem Ende alle Scheichs ſich verſammelten, und

eine regelmäßige Berathung hielten, die zwei Tage dauerte, und mit einer Vertagung bis zum Wintermarkt ſchloß, wo eine größere Anzahl Scheichs verſammelt ſeyn würde.

Da nun Richardſon durch nichts mehr in Ghat aufgehalten wurde, ſo ſuchte er ein Geleit nach dem Lande Ahir; da ſich gerade Kallui-Tuaregs zu Ghat befanden, ſo trat man mit ihnen in Unterhandlung und der Sohn Schafus entſchloß ſich nach einigem Zögern die Reiſenden zu begleiten. Der Aufenthalt Richardſons zu Ghat dauerte nur ſieben Tage, die er benützte, um ein Wörterbuch und Geſpräche im Dialekt der Tuaregs von Ghat zu ſammeln.

(Fortſetzung folgt.)

Forſchungen über die Krankheiten der Vegetabilien.

(Nach dem Athen. Franç. 21 Januar.)

Hr. Guerin-Meneville theilte in der Sitzung der franzöſiſchen Akademie vom 9 Januar einiges über ſeine Nachforſchungen mit, die wenn gleich hinſichtlich der Gründe der Krankheiten nicht näher bekannt — er verweist auf frühere Mittheilungen aus dem Jahr 1852 — doch einen beachtenswerthen Umſtand zu beweiſen ſcheinen, nämlich daß der Krankheitsſtoff, der in den letzten Jahren im Norden namentlich die Kartoffeln heimſuchte, jetzt im Süden andere Gewächſe ergreift, und auf den Norden wenig Wirkung mehr äußerte. Da das auffallende Vorherrſchen der Traubenkrankheit jenſeits der Alpen und die ſchwachen Verheerungen im Norden derſelben bereits auch in Deutſchland viele Aufmerkſamkeit erregt haben, ſo mögen die Angaben über einige Beobachtungen, die vom Mai bis October vor. J. angeſtellt wurden, immerhin einiges Intereſſe haben.

„Die Beobachtung neuer Thatſachen hat dieß Jahr meine frühere beſtätigt, daß die große Epidemie, welche ſich an vielen Pflanzen zeigt, und namentlich am Weinſtock, allein oder mindeſtens hauptſächlich in einem Phänomen der Temperatur ihren Grund hat. Meine Beobachtungen erſtreckten ſich über die Departements des Var, der Rhonemündungen, der Niederalpen, Vaucluſe, Gard, Drome, Ardeche, Isère, Rhone und Seine. Nachdem ich die Epidemie in den Niederalpen beobachtet hatte während der ganzen Zeit der Erziehung der Seidenraupen bis zum Eierlegen, entſchloß ich mich die genannten zehn Departements zu unterſuchen und dabei von Süden nach Norden aufzuſteigen. Indem ich an den Alpen emporſtieg bis zu dem Punkte, wo der Weinſtock aufhört, bemerkte ich daß die Krankheit in dem Maaße verſchwindet als man gegen die Höhe anſteigt oder gegen Norden vorrückt. In den Alpen, wie zu Paris, beſteht die Krankheit nicht, man findet ſie nur an geſchützten gegen Süden oder Oſten ausgeſetzten und in die Höhe gezogenen Pflanzen oder in kleinen Stadtgärten, wo eine künſtliche Atmoſphäre die Krankheit hervorruft. Die Pflanzungen, an denen man hauptſächlich die Epidemie beobachtet, ſind die künſtlichen Wieſen von Eſparſette, die Cerealien, die Melonen, Kürbiſſe, Tomaten u. ſ. w., der Rebſtock, Roſenſtrauch, Maulbeerbaum, Nußbaum u. ſ. w. bis zu den Erlen unſerer Thäler. Die Eſparſette z. B. entwickelte ſich vom December bis Februar prächtig, dann kränkelte ſie und bedeckte ſich mit Oidium, ſo daß der ſtarke unangenehme Geruch, den ſie aushauchte, wenn man ſie ſchnitt, fürchten ließ, ſie möchte dem Vieh nachtheilig werden.

„Alles Getreide, namentlich auf den frei gelegenen Höhen, war in derſelben Zeit, wo es ſtationär und oft unter dem Schnee ſeyn ſoll, prächtig; aber das in der Ebene, im großen Thale der Durance, ſowie in den höhern Theilen der Departements blieb klein, niedrig und ohne normale Entwicklung. Später, während April, Mai und ſelbſt Junius hatten die Höhen, welche dem Luftzug gut ausgeſetzt waren, und ſchon Aehren zeigten und in Blüthe kamen, ziemlich ſtarke Kälte und namentlich kalte Regen zu befahren, ſie bedeckten ſich mit röthlich ſchwarzen Flecken, die Blätter rollten ſich, und mitten unter den kalten anhaltenden Regen ſchienen ſie an fortdauernder Trockenheit zu leiden. Das Getreide auf der Ebene, in kaltem Boden, das ſtets um 14 Tage in der Ernte zurück iſt, hatte ſich langſam und wie gewöhnlich entwickelt, die ſchlechte Witterung hatte keinen Einfluß auf daſſelbe, und es gab eine gute Ernte, während das auf den Höhen, welches im December, Januar und Februar ſo ſchön geweſen war, nicht einmal die Ausſaat zurückgab. Eine intereſſante Bemerkung, welche beweiſt, daß die Krankheit des Getreides der zu hohen Temperatur des Winters zuzuſchreiben iſt, iſt die, daß alle Landleute, welche ihr Getreide aus was immer für einem Grunde ſpät geſäet hatten, eine ziemlich gute Ernte erhielten.

„Die Maulbeerbäume entwickelten ſich frühzeitig, und haben alle die kalten Regen befahren, welche die erſte Zeit der Raupenzucht ſo verderblich machten. Man hat welche geſehen, die um Oſtern mit Blättern bedeckt waren. Später bedeckten ſich alle Blätter dieſer Bäume mit rothen Flecken, die ich ſehr genau unterſuchte. Bei vielen war die Krankheit ſo ſtark, daß die Blätter ſich rollten, und vertrockneten, ſo daß man ſie zur Fütterung nicht brauchen konnte. Ebenſo war es mit den Nußbäumen und vielen andern, deren Blätter ſich mit Roſtflecken bedeckten.

„Der Weinſtock wurde ſtärker als je vorher angegriffen, die kalten Regen im Mai verzögerten den Ausbruch der Krankheit um etwa 14 Tage, dieſer Aufſchub gab den Winzern einen Augenblick Hoffnung, bald aber erkannten ſie, daß dieſer Strauch viel heftiger als in früheren Jahren angegriffen ſey. Indeß gab die ſehr verſchiedene Lage der Gegenden der verſchiedenen Departements, welche den Stand der Dinge unter ſehr verſchiedenen Umſtänden erſcheinen ließ, Anlaß zu beſtimmten Bemerkungen: es iſt jetzt poſitiv, daß alle Thäler, die von einem großen Luftzug durchſtrömt und ſo orientirt ſind, daß namentlich im Winter kalte Winde durchſtreichen, von der Krankheit mehr oder minder vollſtändig verſchont blieben. Die Abhänge der Hügel gegen Norden ſind meiſtens in demſelben Fall, und gewiſſe Hochflächen theils im äußerſten Süden, theils im mittleren Frankreich litten wenig oder nur in den Biegungen des Bodens, die gegen den Wind ſchützen."

Eine Bauernhochzeit in Jütland.

Die Feſte tragen in Dänemark, Norwegen und Schweden beinahe ganz das gleiche Gepräge: der Hauptunterſchied beſteht am Ende nur in der Bewirthung, die ſich weſentlich nach der größeren oder geringeren Vermöglichkeit richtet; es iſt jedoch merkwürdig, daß gerade in den Gegenden, wo die Volksbeluſtigungen ſchon von Alters her keine wichtige Rolle geſpielt haben, ſich die Feſte ſtets durch Ueppigkeit und zahlreich eingeladene Gäſte auszeichneten, deßhalb möchte eine jütiſche Bauernhochzeit das typiſche Bild für alle andern ſeyn. Gerade acht Tage vor dem Feſte reitet ein junger Burſche als „Bydemand" (Hochzeitsbitter) aus, und an jedem Ort, wohin er zu dieſem Auftrag kommt, ſagt er ſeine „Einladung" her, die er entweder auswendig gelernt oder in ſeinen Hut geſchrieben hat. Der Anfang lautet folgendermaaßen: „nachdem es dem dreieinigen Gott gefallen, wahre Liebe zwiſchen dem jungen N. N. und der frommen N. N. zu ſtiften, ſo wollen ſie durch eine andächtige Copulation oder Trauung ihre eheliche Verbindung in der — Kirche, am Sonnabend, den — vollziehen laſſen. Meine freundliche Bitte iſt deßhalb, du wolleſt mit Frau, Kindern und Familie dem Vater der Braut die Ehre erweiſen u. ſ. w" Das Hochzeitsfeſt wird gewöhnlich am Sonnabend gefeiert; jede eingeladene Familie ſendet zum voraus eine Beiſteuer für die Bewirthung, wie ein paar Hühner, ein gutes Stück Butter, einige Eier oder Etwas dergleichen, und am beſtimmten Tage verſammeln ſich die Gäſte im beſten Staat beim Haus der Braut, wo jeder Ankommende mit Muſik empfangen wird. Man genießt nun etwas Frühſtück, und begibt ſich dann zur Kirche; dieß geſchieht zu Wagen; an der Spitze des Zuges reiten gewöhnlich einige junge Burſche; auf dem vorderen Wagen befinden ſich die Muſikanten, die mit der Clarinette blaſen; Braut und Bräutigam kommen gewöhnlich erſt in der Kirche zuſammen, jeder mit den Seinen, nur iſt es Pflicht des Bräutigams, daß er zuerſt da iſt. Die Muſik zieht nun vor der Braut und ihrem weiblichen Gefolge von der Kirchhofsthüre bis zur Kirche voran und kehrt dann zurück, um auf dieſelbe Weiſe den Bräutigam mit ſeinem Gefolge von Männern und Jünglingen abzuholen. Nach der Trauung ziehen die vereinten Schaaren zum Haus der Braut, wo man mit Suppe, Fleiſch, Fiſch oder Schinken, Grütze, Braten und Kuchen bewirthet wird; zum Schluſſe ſingt man ein Lied ab, worin die Gäſte von dem Schaffer eingeladen werden am Morgen des nächſten Tages ihre Sitze wieder einzunehmen. Dann beginnt der Tanz, und es iſt merkwürdig, wie der Jüte, wenn er erſt mal anfängt luſtig zu werden, bei den Gelagen unermüdet ausbält; eine ſolche Hochzeit dauert gewöhnlich drei Tage, oft ſogar ein gutes Stück vom vierten dazu und in all' der Zeit wird jeden Abend getanzt, meiſt bis ſpät in die Nacht hinein, oft ſogar bis Tagesanbruch. Der Tanz iſt überhaupt ein weſentlicher Theil der nördlichen Hochzeitsfeſte; in alten Tagen tanzte man beim Geſang von Kriegsliedern; jetzt geſchieht es nach den Tönen einer kratzenden Violine; aber die alten eigenthümlichen Gebräuche die damit verbunden ſind, werden noch aufrecht erhalten. Die Braut muß zuerſt einen Rundtanz mit allen Mädchen tanzen; dann geht ſie weg und vertauſcht den Brautkranz mit der Frauenhaube, worauf ſie mit allen Frauen tanzen muß, ſo daß man ſagen kann, ſie tanzt aus der Mädcheninnung in die Fraueninnung hinüber; in Seeland geht der Tanz ſogar nach ächt altnordiſcher Weiſe aus dem Hauſe, durch das ganze Dorf, über Hecke und Feld, oft durch Schmutz und Schlamm. — Der Abſchluß der Ehe geſchieht nicht eigentlich bei der Hochzeit, ſondern bei der Jagilde: zu dieſer Zeit findet ſich das Paar beim Geiſtlichen ein, legt das Gelübde ab und begehrt das öffentliche Aufgebot; von dieſer Zeit betrachtet man ſich als Mann und Frau, obgleich das Verhältniß ſo weit als möglich geheim gehalten wird, bis endlich die Hochzeit ſelbſt durch den Hochzeitsbitter öffentlich verkündet iſt.

Miscellen.

Ein Ereigniß aus der aſſyriſchen Geſchichte. In der ſyroägyptiſchen Geſellſchaft zu London am 10 Januar legte Hr. Sharpe die Zeichnung einer mit Sculpturen bedeckten Platte aus Khorsabad vor, welche von den HH. Botta und Bonomi herausgegeben worden war. Sie ſtellt eine Flotte phöniciſcher Schrift dar, welche Bretter von einer Stadt an der Küſte wegführen. Das Holz wird von den Bergen nach der Küſte herabgebracht: der aſſyriſche geflügelte Stier begleitet die Schiffe, und auf der einen Seite iſt der Fiſchgott der Philiſter. Hr. Sharpe vermuthet, dieß ſeyen die Schiffe von Tarſus im Dienſte Sanheribs, welche das Holz des Libanon von der Stadt Tyrus herbeibringen, damit es von dem aſſyriſchen Heere bei der Belagerung von Peluſium, wo Sanheribs Heer vernichtet wurde, verwendet werde. Das zweite Buch der Könige erwähnt der Belagerung von Peluſium als der Stelle, wo dieß Ereigniß eintrat, nicht, ſondern dieß wird von Herodot berichtet. Dagegen melden weder das Buch der Könige noch Herodot, daß eine Flotte zum Beiſtand von Sanheribs Heer da war, aber die Umſtände machen dieß wahrſcheinlich, und im 48ſten Pſalm, wo ein Dankgebet dafür dargebracht wird, daß die Stadt Jeruſalem nicht von den Aſſyriern belagert wurde, erfahren wir auch, daß der Herr die Schiffe von Tarſus durch einen Oſtwind zerſtreute. Die drei Schriften, das Buch der Könige Capitel VIII und XIX, Herodot und der 48ſte Pſalm machen es wahrſcheinlich, daß Sanherib damals eine phöniciſche Flotte auf dem Mittelmeer hatte, und dieſe Sculptur ſcheint die Abbildung derſelben zu ſeyn. (Athen. 21 Januar.)

*

Archäologiſche Entdeckung bei Evreux. Die Arbeiten an der Eiſenbahn von Paris nach Caen haben am Eingang der Stadt Evreux intereſſante Alterthümer zu Tage gefördert. Als man den Grund zu einem der Pfeiler des Viaducts ausgrub, fand man nur einige Metres von der großen Straße zahlreiche Gräber. Man wußte bereits, daß dieſer ganze Theil der Stadt auf der Stelle eines gallorömiſchen Begräbnißplatzes gelegen war, er hatte zu verſchiedenenmalen alte Särge, namentlich am Rande der alten Römerſtraße gefunden. Aber die neueſten Entdeckungen haben eine größere Wichtigkeit. Man fand namentlich einen großen Sarkophag aus Einem nahe zu drei Metres langen Stein. Dieſer ungeheure Steinſarg war mit einem gleichfalls aus Einem Stein geformten und gewölbten Deckel geſchloſſen. Die Spuren von Eiſenklammern, welche dieſen halb cylindriſchen Deckel hielten, waren vollkommen ſichtbar. Eine große

Menge Neugieriger war bei Eröffnung des Grabes gegenwärtig, worin man nur zerfressene Knochen und die Reste eines Stücks aus Baumbast fand, welche die beiden Rohrknochen zusammenband. In der Nähe des Sargs war der Boden besäet mit römischen Backsteinen, Resten von Knochen und langen eisernen Nägeln, die ohne Zweifel von Holzsägen herstammen. Die merkwürdigste Entdeckung ist aber die eines viereckigen Gebäudes, wo jede Seite neun Metres Ausdehnung hatte, und deren Grundmauern aus großen mit Sculpturen bedeckten Steinen bestanden, die augenscheinlich aus noch älteren Gebäuden stammten. Eine Seite des Gebäudes war zerstört, und alle Blöcke bestehen aus Bruchstücken von Gesimsen, Friesen nnd Capitellen, sämmtlich sehr schön ausgeführt. Man wird die Nachgrabungen fortsetzen, sobald die strenge Kälte nachgelassen hat, um die alten Denkmale völlig bloß zu legen. (Athen. Franç. 21 Januar.)

•

Alterthümer zu Canossa. Der Correspondent des Athenäum, welcher im vorigen Jahre die Nachrichten über die interessanten Entdeckungen in Cumä mittheilte, meldet in einem Schreiben aus Neapel vom December v. J., daß die Ausgrabungen aufs neue begonnen haben, doch ist noch nichts besonderes entdeckt worden; indeß wurde in neuerer Zeit die Aufmerksamkeit auf Canossa gelenkt, das nach einer Stelle des Horaz zu schließen von Griechen und Römern bewohnt war, denn er nennt es „Bilinguis." Die neapolitanische Regierung hat den berühmten Alterthumsforscher Cav. Bonucci nach Canossa geschickt, um die dortigen Ausgrabungen fortzusetzen; man erwartet bedeutendes zu finden, da besonders große Vasen dort bereits entdeckt wurden und zwar Vasen, die auf die besten Zeiten des griechischen Geschmacks hindeuten. Vieles Werthvolle ist in Privathände übergegangen, und die Regierung sucht es jetzt wieder zusammenzubringen; „die Gräber bei dieser Stadt, heißt es in dem Briefe, sind vollständige Gebäude mit vielen Kammern aus Tuffblöcken erbaut und mit Fresken, jedoch meist von architektonischem Charakter verziert. Mehrere dieser Gräber sind ohne Zweifel schon besucht worden, da das römische Gesetz gestattete oder wenigstens nicht hinderte, daß man Münzen und Metalle daraus mit fortnahm, zum Glück aber ist das, was wir am meisten schätzen, nämlich diejenigen Gegenstände, welche den Stand der Kunst aufklären, unberührt geblieben. So hat man selbst in Gräbern, die schon zu der Römer Zeiten betreten waren, einige merkwürdige Terra-Cotta-Vasen gefunden, welche mit der Zeit die Aufmerksamkeit der archäologischen Welt auf sich ziehen werden. Sie stellen, wie man allgemein glaubt, Porträts der Todten oder ihrer Freunde dar, und aus den Köpfen gehen zierlich ausgeführte Genien, Bilder der Fortuna, der Victoria u. s. w. hervor. Formen und Gegenstände wechseln." Cav. Bonucci wird auf Befehl der Regierung in kurzem einen Bericht über die bisherigen Funde herausgeben. (Athen. 7 Januar.)

•

Neueste Nachrichten über die Expedition nach Central-Afrika. Hr. A. Petermann theilte dem Athenäum vom 21 Januar die neuesten vom 4 Nov. datirten Nachrichten von Dr. Vogel mit, der sich eben auf dem Wege nach dem Tschadsee befindet. Die Briefe sind von Tegerry, zwischen Murzuk und Bilma datirt, wo man sich einige Tage aufhielt um Lebensmittel zu sammeln für die Reise durch die nun folgende zehn Tagereisen breite und ganz vegetationslose Wüste. Der Winter war eingetreten, d. h. die Hitze hatte etwas nachgelassen, und überstieg um Mittag nicht 82° bis 85° F. (22° bis 23° R.). Aber dieser angenehme Wechsel trat ein unter furchtbaren Sandstürmen, die jede Spur des Wegs vernichteten, so daß der Schwager des Pascha von Murzuk, der um zwei Tage zurück war, sich drei Tage lang verirrte, und die Karawane, bei der sich Hr. Vogel befand, hätte ohne die genaue Wegkenntniß des Prinzen von Bornu wahrscheinlich dasselbe Schicksal getheilt. Zu Gatrun, zwischen Murzuk und Tegerry, war die große Bornu-Karawane angekommen mit 4 bis 500 Sklaven, meistens Mädchen und Knaben unter 12 Jahren. „Es war das erstemal, sagt Vogel, daß ich einen richtigen Begriff bekam von dem was Sklaverei und Sklavenhandel wirklich ist." Die unglücklichen Gefangenen, welche Lasten bis zu 25 Pfund auf dem Kopfe tragen mußten, hatten das Haar und selbst die Haut oben auf dem Kopfe verloren. Sodann hatten sie die Wüste in eisernen Fesseln zu durchziehen, die ihnen erst abgenommen werden, wenn sie in Murzuk sind, und auf dem Marsch werden sie auf die abscheulichste Weise mißhandelt und so schlecht wie möglich genährt. Durch die Karawane erfuhr man, daß zwischen den Fellatahs und dem Sultanat Bornu der Krieg abermals ausgebrochen sey, und eine Bornu-Armee westwärts gegen Kano marschire. Von Dr. Barth sind ältere Briefe, aber keine neueren Nachrichten eingelaufen.

•

Reise eines algierischen Derwisches in Syrien. Die Zahl der Personen, welche sich nicht mehr mit oberflächlichen Beschreibungen des Orients begnügen, ist im Wachsen. Die obengenannte, eigentlich fingirte Reise ist von einem Hrn. Guys, der seit 40 Jahren in Syrien sich aufhielt, und durch seinen Charakter als Consul Gelegenheit hatte, die verschiedenen Racen näher kennen zu lernen. In Beirut war er fortdauernd in Verkehr mit Maroniten und Druſen, zu Latakieh fand er Mittel in die Geheimlehren der Nussairies und Ismaeliten einzudringen. Zu Aleppo war er in täglicher Berührung mit den arabischen, kurdischen und turkomanischen Stämmen, die im Winter aus den Berggegenden Kleinasiens nach dem milderen Klima der syrischen Ebenen auswandern. Da er so mitten unter den verschiedenartigsten Elementen lebte, und die mannichfaltigsten und bizarrsten Sitten und Gebräuche kennen lernte, konnte er — so schreibt die Revue de l'Orient. vom Januar — den gegenwärtigen Zustand Syriens unter einem ganz neuen Lichte schildern, ihre bedeutendsten Städte und Denkmale, die türkische Verwaltung, die Sitten der verschiedenen Religions-Genossenschaften beschreiben. Der Verfasser hat auch die Naturgeschichte nicht vernachlässigt, Medicin, Vorurtheile und Aberglauben jeder Art waren für ihn Gegenstand eines besondern Studiums. Geschichte ist in dem sonderbar betitelten Werke ausgeschlossen, denn alles, was sich hierauf bezieht, hat er schon in einem früheren Werke „Beirut und der Libanon" abgehandelt und damit gezeigt, daß er in diesem Zweige wohl bewandert ist

•

Reise eines Europäers nach Mecca. Nach dem Athen. vom 21 Jan. ist Lieutenant Burton, der auf Antrieb der englischen geographischen Gesellschaft unter dem Namen Scheich Abdallah Medina, Mecca und einige andere arabische Städte besuchte, glücklich nach Aegypten zurückgekehrt.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 5. 3 Februar 1854.

Die Stadt der Bruderliebe,

Philadelphia.

(Federzeichnung von C. Pelz.)

L'occasion de faire des heureux
est plus rare, qu'on ne pense.
J. J. Rousseau.

Des trefflichen William Penn Schöpfung interessirte mich schon sehr lebhaft, als ich noch ein junges Bürschlein war, und das rührte her von der Lectüre der bekannten Hallischen Missionsnachrichten, die lange Zeit eine der besten Quellen waren für Kenntniß der innern Verhältnisse Nordamerika's, besonders aber Pennsylvaniens. Ein ächter Nachfolger Jesu von Nazareth verwendete sein großes Vermögen nicht nur zum Ankaufe bedeutender Landstrecken, um den Bewohnern der alten Welt zurufen zu können: „Kommt her alle die ihr mühselig und beladen seyd!" sondern er that noch mehr, indem er obendrein mit seiner Persönlichkeit für eine schöne Idee eintrat. Penn stiftete seine Colonie auf amerikanischem Boden, wie er in einem Briefe ausdrücklich sagte: „to afford an asylum to the good and oppressed of all nations, to frame a government which might be an example to show men as free and as happy as they can be." (um den Guten und Bedrückten aller Nationen eine Zufluchtsstätte zu gewähren, um eine Regierungsform zu bilden, die das Beispiel abgeben möchte, die Menschen so frei und glücklich zu zeigen als sie seyn können). Welch herrliches Unternehmen! Man sollte meinen, in solchem Falle müsse Segen auf dem angewendeten Gelde ruhen und die Leute würden endlich einmal des Irrthums zu überweisen seyn — durch einen Erfolg wenigstens — von denen behauptet wird, daß der Mensch sich auf Erden noch am besten befinde, wenn er von seinesgleichen gehudelt werde. Kann es einen interessanteren Gegenstand für Beobachtungen und Untersuchungen geben, als die Zustände Pennsylvaniens, und vor allem seiner commerciellen Hauptstadt Philadelphia? Die Wirkungen des Stolzes, der Herrschsucht und ähnlicher Fehler, oder eigentlich Schwächen der Menschen zu studiren, hat man sehr häufig Gelegenheit; weit seltener zeigt sich dagegen Liebe und wahre Frömmigkeit, Religiosität, Humanität oder wie man eine Erscheinung benennen will, die in den Handlungen von Leuten wie Penn zur Anschauung kömmt. Es ist da viel Erkenntniß zu erwerben, und ich bemerke dieß zum voraus, damit Liebhaber von Illusionen mir nicht den Vorwurf machen dürfen, sie durch einen anlockenden Gegenstand verführt zu haben. Meine Absicht geht durchaus nicht dahin, weichgeschaffenen Gemüthern den ihnen so ersprießlichen Glaubensstab zu zerbrechen, weil ich dieß für nutzlos erachte. Zur energischen Entschlossenheit sind solche Menschen doch nicht zu bringen, folglich kann Erkenntniß ihnen auch nichts nützen; man zerbricht ihnen mit derselben nur eine Krücke, auf der sie noch immer so so einherhumpeln, und bewirkt lediglich ihr unerquickliches Zusammensinken. Meine Worte sind an die Stärkern gerichtet, welche Wahrheit und Erkenntniß zu ertragen vermögen, ohne dabei in Verzweiflung zu unterliegen. Ihnen kann ohne Gefahr und sogar mit großem Nutzen gezeigt werden, daß sehr häufig menschliche Fehlerhaftigkeit zu den ersprießlichsten Resultaten hinführt, umgekehrt aber Vollkommenheiten einzelner leider nicht selten mehr Schlimmes als Gutes zur Folge haben. Dieß müssen die Stärkern einsehen oder einsehen lernen, und darum lade ich sie ein, mir bei einer Betrachtung Philadelphia's zu folgen.

Zu Anfang des Jahres 1851 war ich das erstemal in Philadelphia. Schnee mit Regen untermischt fiel an allen Tagen meines damaligen Aufenthaltes. Schon gewöhnt an New-Yorks großstädtischeres Wesen, fiel bei mir „Penns Schöpfung" allzu sehr dagegen zurück. Die eintönigen, nach dem New-Yorker Maaßstab eng zu nennenden Straßen, mit ihren Trottoirs von gebrannten Ziegelsteinen, auf die hohen Kanten ihrer Breitseiten gesetzt, übten im triefenden, doppelt holprich erscheinenden Zustande besonders beengenden Einfluß auf mich aus. Unvorsichtigerweise erwähnte ich gegen gute Philadelphier Stadtpatrioten, deren es dort gar viele gibt, einer Aeußerung, die gegen mich hinsichtlich des Aufenthalts in der Unien überhaupt gemacht worden war: „Sie werden bald herausfinden, daß der gebildete Europäer nur allenfalls in New-York einige Zeit zu leben vermag ohne zu versimpeln, sonst aber an keinem Orte!" Damit hatte ich natürlich in ein arges Wespennest gestechen. „Kommen Sie hieher", lautete die Abfertigung, „im Frühling, oder noch besser im Herbst, und dann urtheilen Sie!"

Das ließ sich übrigens doch noch immer eher mit anhören, als jene banale Weisung, die hier zu Lande dem Beobachter so allgemein entgegengeworfen wird: „erst zwanzig Jahre in der Unien

zu ſeyn, ehe man über dieſelbe mitſprechen wolle!" womit ſogar der ſtrenge Horaz mit ſeinem „Nonum prematur in annum" noch anſehnlich überboten erſcheint. Gleichwohl liegt wenigſtens etwas Beherzigenswerthes darin, den Stab nicht allzu raſch über Dinge zu brechen, die uns beim erſten Anblick mehr mißfallen als behagen. Wir ſind meiſt nur in einer mittlern Zeit geeignet zur Fällung billiger Urtheile, und es läßt ſich überdem mit den Menſchen überall in der Welt beſſer leben, wenn eine gewiſſe Erkenntniß ſo lange wie möglich vertagt wird.

Was alſo außer oben erwähnter Abfertigung in der Stadt der Bruderliebe ſonſt noch Liebevolles hinter meinem Rücken über mich geweiſſagt wurde, wie etwa: „das iſt wieder einer, der nach bloßem Hiehergucken ſich durch ſein Geſchreibſel über uns blam'ren wird!" u. ſ. w., ging mindeſtens nicht buchſtäblich in Erfüllung; denn ich beſchied mich bis jetzt, und ſchreibe erſt nachdem von mir der empfangenen Weiſung gewiſſenhaft Folge geleiſtet worden iſt, und ich Philadelphia vorher auch noch im Frühjahr und Herbſt beſucht habe. Vom Sommer war geſchwiegen worden, und es gelüſtete mich nicht, auch noch den Mantel chriſtlicher Liebe von dieſem Jahrestheile dort zu lüpfen. Möge die um dieſe Zeit zwiſchen dem Delaware und Schuylkill bratende halbe Million Menſchen wenigſtens von mir ungeſchoren bleiben, die Lupe eines ethnologiſchen Unterſuchers hat außerdem daſelbſt hinlängliche Beſchäftigung. Was ich noch im September dort genoß an Ausdünſtungen aller Art und an Staub aller Gattungen neben dem größten Ueberfluß an Langeweile, wäre im Stande geweſen das lebhafteſte Verlangen nach ſommerlicher Vermehrung zu hintertreiben.

Die Lage der Stadt kam mir zu jeder Jahreszeit „hausbacken" vor, ohne ſonderlichen Aufſchwung nach irgend einer Seite hin. An hundert Meilen vom atlantiſchen Ocean entfernt, kann der Platz ſchon aus dieſer Rückſicht die Concurrenz mit günſtiger gelegenen Hafenorten der öſtlichen Vereinsſtaaten nicht beſtehen, und obſchon der breite Waſſerſpiegel des Delaware ſo wie die zum Theil recht hübſchen Ufer des Schuylkill als große Annehmlichkeiten Philadelphia's erklärt werden müſſen, reichen ſie doch bei der ſonſtigen Lage dieſer Stadt in einer Ebene nicht hin zur Begründung ſo hervorragender Anſprüche auf Schönheit, wie ſolche namentlich von New-York gemacht werden können. Der höchſte Punkt der Fläche, auf welcher Philadelphia ſich ausbreitet, iſt nur 64 Fuß über dem Flußſpiegel erhaben. Dennoch erſcheint die Wahl des Platzes vortrefflich, wenn der Gedanke Penns, ein Aſyl — alſo keine Weltſtadt in den möglichſten Beziehungen — ſchaffen zu wollen, feſtgehalten wird; denn mit ihm verträgt ſich die bloße Befriedigung localer oder höchſtens provinzieller Bedürfniſſe ganz wohl.

Noch ehe das Unvermeidliche an jedem Orte der Vereinigten Staaten Nordamerika's, der Beſuch eines Begräbnißplatzes, über mich in Philadelphia erging, wurde ich eines ſchönen Tages im Mai des Jahres 1852 auf den Thurm von „Independence Hall" — wie hier das Stadt- oder Rathhaus heißt, weil da zuerſt die Unabhängigkeitserklärung am 4 Julius 1776 erfolgte — mit halber Gewaltanwendung transportirt. Ich ſollte mich par ordre de Mufti von der Vortrefflichkeit der Lage einer Rivalin New-Yorks überzeugen! Nun es möge zur Bethätigung meiner germaniſchen Gründlichkeit vor allen Dingen angemerkt ſeyn, daß man ſich auf dieſer Erhöhung genau unter 39° 56′ 59″ B. und 75° 9′ 54″ L von Greenwich befindet.

Auf einer guten Specialkarte hatte ich mich vorher gehörig orientirt, und demzemäß das Bild der Halbinſel oder Landzunge, bei der Vereinigung des Schuylkill mit dem mächtigen Delaware, in mich aufgenommen, welche Philadelphia trägt. Das Stadtgebiet ähnelt überaus einer auf den Kopf geſtellten Yankee-Lady vom reſpectabelſten Alter, wenn nämlich der nach Süden hinlaufende Theil als der untere gelten ſoll. Die Kopftheile dieſer Figur, welche bei Menſchen als die beſſern erachtet ſind, weil das Gehirn dahin gehört, repräſentirt eine nicht allzu große Inſel, League Island. Waſſer fließt ſomit an der Gehirnſtelle. Treffliche Charakteriſtik für den, der ſie zu erkennen verſteht! Sodann macht ſich die bedeutendſte Habichtsnaſe bemerkbar, darunter ein zahnloſer entſetzlicher Mund und die ſchauerliche Kinnpartie, gebildet insgeſammt vermittelſt der Schuylkill-Einfaſſung. Der am Delaware getragene Hinterkopf hat eine bedeutende Sumpfpartie. Den langen Normalhals erblicken wir ſymboliſch eingekerbt zu beiden Seiten durch Piers Schiffeanlagebrücken, die Hinneigung zum Dollarverſchlingen andeutend. Daran ſchließt ſich eine unſchicklich ausgebogene Rückenpartie und vorn ein Bruſtfleck, wie ſolcher bei Yankee-Ladies von ungefährlichem Alter üblich zu ſeyn pflegt, vielverſprechend im hübſchen Lemon Hill und wenig haltend im dahinter befindlichen Penitentiary. Aber auf den geſegneten Leib mit ſeinem reizenden Wiſſahiccon-Thale laſſe ich nichts kommen, da trägt die Lady reiche Schätze im Schooße, Schätze wie ſie nur immer die Natur in freigebigſter Art darzubieten vermag.

In der untern Partie, die vorſtehend als Kopf bezeichnet wurde, alſo von der Mitte der beiden Stadttheile Moyamenſing und Southwark an bis zum Ende von Paßyunk, iſt die Halbinſel ungefähr drei und eine halbe Meile breit, die City, oder Halspartie, iſt jedoch nicht viel über zwei Meilen über die ganze dortige Inſelbreite ausgeſtreckt. Spring Garden und Northern Liberties dehnen ſich ſchon wieder über drei Meilen aus, während der Diſtrict of Penn und Kenſington über vier Meilen Breite haben. Die dahinterliegenden noch incorporirten Stadttheile, Penn Township, Northern Liberties und Richmond nehmen von Fluß zu Fluß die Strecke von fünf Meilen ein. Broadſtreet, welche die Stadt in ihrer Mitte von Norden nach Süden durchſchneidet, iſt über ſieben Meilen lang.

Was uns an der Stadt ſelbſt zunächſt auffallen muß, iſt deren überaus regelmäßige Bauart. Mit nur ſehr geringen Ausnahmen laufen alle Straßen rechtwinkelig von Norden nach Süden und von Oſten nach Weſten. Dieſe Bauart ſteht der in der Unionscapitale Waſhington befolgten ſehr nach, wo vermittelſt ſchräg einſchneidender Straßen jedem Winde die freie Durchſtrömung verſtattet iſt, ſo daß Luftſtagnationen nur da ſtattfinden können, wo geſchloſſene Straßenviertel oder Gehöfte angelegt ſind. Bei der tiefen Lage Philadelphia's wäre eine derartige Rückſichtsnahme überaus wünſchenswerth geweſen. Jedenfalls iſt ſehr zu beklagen, daß der von Penn entworfene Plan nicht wenigſtens beibehalten wurde, welcher auf den vierfachen Raum berechnet geweſen iſt, den jetzt die eigentliche Stadt einnimmt und den kurzſichtiger Eigennutz außer Acht ließ, weil der edle Stifter — nicht deſpotiſch genug in ſeinen Beſtimmungen verfuhr. Gebe man der amerikaniſchen Willkür das Herrlichſte,

Edelſte und Höchſte preis und ſie zieht daſſelbe herab in die Pfütze materiellen Schachergetriebes. Nur die unerbittlichſten, unverdrehbarſten Geſetzbeſtimmungen ſind einigermaaßen im Stande davon zurückzuhalten. Ich ſage einigermaaßen, denn was hat man an Jefferſons herrlichem Conſtitutionswerk gemacht, trotz deſſen vorſichtiger Berclauſulirung! Penn wünſchte, jedes Haus ſollte inmitten eines Gärtchens ſtehen, der friſchen Luftſtrömung überall Zugang verſtattend, allein man klebte die Häuſer aneinander, wie Schwalben ihre Kothneſter zu bauen pflegen. Der edle Mann ſchlug ferner vor: den Kai von Delaware mit Einer Reihe Häuſer auf Frontſtreet abzuſchließen und ſo den Anblick auf den ſchönen Strom frei zu laſſen; die Gewinnſucht befleckſte das Land indeſſen bis dicht an den Fluß! Des trefflichen Stifters beſte Ideen wurden von einer in der Freiheit nur nach dem Gemeinen ſich hinneigenden Anſiedlerſchaft jammervoll verhunzt, ſo daß die Dinge unter der Fuchtel eines bornirten Corporals kaum übler hätten verlaufen können.

Als 1682 William Penn ſelbſt hieher kam, nachdem im vorhergegangenen Jahre das erſte Schiff mit Anſiedlern angelangt war, die ſich demnächſt um das erſte Haus „the blue Anchor tavern“ herum, nahe der Mündung von Dock Creek niederließen, da wo jetzt Front- und Dockſtreet ſich kreuzen, war allerdings noch keine Rede vom dermaligen Hauptmagnet Philadelphia's, von der Steinkohle. Es ließen ſich nicht an den faſt unvermeidlichen Einfluß des Umſatzes von etwa zwanzig Millionen Dollars für ungefähr dreißig Millionen Tonnen ſchmutzender Anthracitkohlen, die jetzt alljährlich hieher zum Verſchleiß kommen, im voraus Berechnungen ſchließen; eben ſo wenig konnte an eine Hafenfrequenz von jährlich 27,060 Schiffsladungen gedacht werden mit Einfuhren von 18 Millionen Dollars an Werth neben Ausfuhr von 300,000 Faß Weizenmehl, 100,000 Faß Maismehl, 20,000 Faß Kornmehl und außerdem 225,000 Büſchel Weizen, ſo wie 600,000 Buſchel Mais. Der ehrliche, fromme Penn rechnete zu ſtark auf den wohlthätigen Einfluß der Freiheit, welcher nur durch angemeſſene Erziehung erfolgen kann, die eben Beſchränkungen unerläßlich macht, welche ſo häufig leider in Deſpotie ausarten, während ſie auf der andern Seite thöricht eben ſo oft von der Willkür für Knechtſchaft ausgegeben ſind. Eine goldene Mittelſtraße, das iſt gewiß, läßt ſich bei Freiheit mit mangelhafter oder gar ſchlechter Erziehung und Nichterziehung wie Verziehung, ſchwerer erreichen, als bei Anwendung vernünftiger Disciplin; denn wir ſehen in Amerika abermals die Ausartung durch Selbſtſucht und deren Schweſter Habgier. Penn brachte hauptſächlich nur Höher-Humaniſtiſches in Anſchlag zum Wohle „Guter und Unterdrückter“, die ein Aſyl finden ſollten. Allein das „Gute“ an den Menſchen verlor ſich leider mit dem Aufhören der Unterdrückung, ſo wie ſich die Theilnahme des Armen in Härte verkehrt, wenn ſeine Armuth in Reichthum verwandelt wird. Es war bei der Gründung Philadelphia's keine Rede von vorherrſchender Geldmacht und daher kommendem Einfluß, denn wie paßte dazu die Bruderliebe? Bei 2500 Einwohnern im Jahre 1684, unter denen der Einfluß frommgeſinnter Führer vorwog, ließen ſich Zuſtände nicht voraus berechnen, die mit einer Bevölkerung von 500,000 Köpfen, welche der Platz 1853 gewiß reichlich hat, herbeikommen mußten. Ohne Verläugnung des humanen Grundſatzes: „Quisquis praesumitur bonus, donec probetur contrarium“ (jeden für gut zu halten, der nicht das Gegentheil dargethan) ließen ſich nicht einmal Abſonderungsmaaßregeln durchführen, und ſo ſtrömten natürlich obendrein nicht bloß „Gute und Bedrückte“, ſondern auch mit groben Fehlern und Laſtern Beladene, hauptſächlich durch dieſelben bedrückt, herbei. Dieſe theilten ein unſittliches Contagium deſto leichter mit, als Laſter ſich in der menſchlichen Geſellſchaft überall eher verbreiten wie Tugenden, und ohnehin jede Geſellſchaft, ſey ſie noch ſo auserwählt, allzeit aus ſich ſelbſt unſittlichen Stoff entwickelt. Penn konnte ſeiner innern Natur nach die Zukunft nicht dahin vorausſehen, daß die Leidenſchaft der Gewinnſucht in ſeinem Aſyl, wie im ganzen weiten Unionsgebiete, zur Alleinherrſchaft kommen und nach ihr ſich alles richten werde. Einem Manne ſeiner Art war es unmöglich zu argwöhnen, daß bei der Bevölkerung eines ganzen Erdtheiles das Geiſtige und Höhere vollſtändig unter ein Bleigewicht des kraſſeſten Materialismus gerathen könne! Ihn beſeelte der Gedanke, ſeinen Mitmenſchen eine Zufluchtsſtätte zu ſchaffen, wohin ſie die edelſten Güter des Lebens, „Glaubens- und andere Freiheit“ vor der Unterdrückungsſucht retten möchten. Daß die Dinge jemals dahin ausarten könnten, einen Götzendienſt des goldenen Kalbes, umgeben von heuchleriſchem Scheinchriſtenthum, eine Höherſtellung materieller Dinge über das Ewige in der Menſchheit zu begründen; daß man ſeine Laren an einen Ort geflüchtet haben könne, den ein ſchwerer Berg todten Geſteins belaſten werde, daran dachte Penns ganze Zeitgenoſſenſchaft noch nicht. Am allerwenigſten hätte man ſich träumen laſſen, daß unter dem Schutze freier, politiſcher Inſtitutionen es jemals dahin kommen werde, allen Zufluß an geiſtigem Leben nur durch Importation und Emigration aus Europa erwarten zu können, daß man aus ſich ſelbſt nichts derartiges erzeugen, vielmehr als verſchlingender Sumpf erſcheinen werde! Es wurde außer Acht gelaſſen, daß alles im Gange der Natur beſtimmten Geſetzen unterworfen iſt, und kein Frühling ohne vorherigen Winter erfolgen kann. Man wollte ein neues Separatleben in Amerika beginnen, von der großen Menſchenfamilie gedachte ſich ein Theil zu trennen, ohne zu bedenken, daß die Geſammtheit gewiſſen kosmiſchen Geſetzen unterworfen iſt und ſeyn muß! Dem traurigen Ergebniß im einzelnen entflieht der Menſch auf Erden nirgendwo, dagegen iſt ihm der Troſt im Hinblick auf den Entwicklungsgang des großen Ganzen überall nahe!

Das Häuſermeer zu unſern Füßen, wenn wir auf dem Thurme von Independence Hall ſtehen, dehnt ſich viel weiter gegen Norden hin aus als gegen Süden. Zur eigentlichen „City of Philadelphia“ gehört nur der ſchon erwähnte, von Fluß zu Fluß zwei Meilen lange und eine Meile breite Stadtſtreifen zwiſchen Cedar- oder Southſtreet im Süden und Vineſtreet im Norden gelegen. Die übrigen Stadttheile, im Süden: Moyamenſing, Southwark und Paßyunk, im Norden: Spring Garden, Northern Liberties, Diſtrict of Penn, Penn Townſhip, Kenſington, Richmond u. ſ. w. tragen nicht nur eigene Namen, ſondern haben auch ihre ſelbſtſtändigen Municipalitäten, obſchon ſie eben ſo zur großen Stadtkryſtalliſation gehören, wie weiterhin Germantown ꝛc., die man gegenwärtig noch als entferntere Vorſtädte anſehen kann, bis ſie gleichfalls enger in das allgemeine Häuſermeer einverleibt ſeyn werden.

Philadelphia gilt als einer der geſündeſten Plätze der Union, indem hier jährlich im Durchſchnitt nur eine Perſon aus der Zahl von 45 ſtirbt, welches günſtige Verhältniß ſich unter den Groß-

ſtädten der Union nur noch in Boſton vorfindet. Unſtreitig rührt aber die größere Sterblichkeit in New-York — 1 aus 34 — großentheils vom ungleich vermehrten Zuſtrömen fremder Einwanderer her, denn es ſind die ſonſtigen Verhältniſſe an beiden Orten ziemlich gleich, ſogar müſſen New-York noch gewiſſe Vortheile zugeſtanden werden. Gewöhnlich ſchreibt man dem im Verhältniß ſich günſtig herausſtellenden Zuſtand der Sterblichkeit in Philadelphia der dort graſſirenden Waſchſucht von Häuſern und Trottoirs zu, vor welcher zu gewiſſen Zeiten kein Vorübergehender ſeiner trockenen Kleidung und Haut ſicher iſt, gerade wie im ſcheuerſüchtigen Bremen, wo nebenbei gleichfalls gewiſſe Kothſammlungen gehegt und gepflegt werden, wie dieß in Philadelphia auch der Fall zu ſeyn pflegt. Ich denke aber, es ſteht damit wie bei der Hydropathie, wenn derſelben Allheilkraft zugeſchrieben wird.

Was Philadelphia einen höchſt monotonen Anſtrich gibt, iſt die für Europäer undenkbare Gleichmäßigkeit ſeiner etwa 75,000 Häuſer, denen kalmükenhafte Aehnlichkeit eigen erſcheint. Wären nicht an allen Ecken die Straßennamen angeſchrieben, kein Fremder würde im Stande ſeyn ſich zurecht zu finden. Man möchte oft die große Wette eingehen, ſich in derſelben Straße zu befinden, welche kurz zuvor beſucht wurde, und dennoch befindet man ſich in der That ganz anderswo. Morgenländiſche Zauberei ſcheint im Spiele zu ſeyn, und doch iſt nichts als die Wirkung des St. Cuſtom, welche ihr Spiel treibt; dem heiligen Herkommen folgend, baut alle Welt das Haus in jener amerikaniſchen Normalform von drei Fenſter Breite mit drei Stockwerken und einem Erdgeſchoß, gewiſſermaaßen die Schiffseinrichtung ſtarr auch auf dem Lande beibehaltend. Angelſächſiſche Geiſtesträgheit erſcheint mit angelſächſiſchem Eigenſinn in dieſem Kleben am uniformen Herkommen gepaart und quetſcht die Häuſer in dieſer Ziegelſteinform aus. Der deutſche Sondergeiſt, welcher ſich in der alten, europäiſchen Heimath unter der patriarchaliſchen Diſciplin wie unter dem Beamtendruck entwickelte, Herrliches auf dem Gebiete geiſtiger Entfaltung leiſtend, erliegt hier der verſteckteren Herrſchaft, dem heuchleriſch hinter Freiheitsvorſpiegelungen verborgenen Drucke einer angloamerikaniſchen Majorität, auch in Bezug auf den Hausbau.

Je länger ich in Amerika bei und je tiefer ich in deſſen innerſte Verhältniſſe eindringe, um ſo mehr erkenne ich die Lichtſeiten der „Zucht“ im Leben der alten Heimath, deren Schattenpartien von mir offenbar überſchätzt wurden. — Wir taumeln indeſſen ja alle immer nur von Pol zu Pol empor zur höhern Erkenntniß und Entwicklung! Damit kann und muß man ſich tröſten. — So viel bleibt ausgemacht: wo man in Deutſchland eine billige Mittelſtraße trifft, da lebt der geiſtig Strebſame und im deutſchen Sinne ſittlich Verfahrende, während er in Amerika nur vegetirt. Dieß geſtehen immer mehr und mehr Gebildete meiner Bekanntſchaft, die drüben eifrig ſtrebſam nach demokratiſch-republikaniſcher Seite hin waren.

Dieſe Häuſermonotonie, welche faſt größer erſcheint als in andern Großſtädten der Union, die engeren Straßen im Verhältniß zu denen New-Yorks, und der Mangel an breiten Granittrottoirs, wogegen die ſchmaleren Ziegel-Bürgerſteige ſehr abfallen; dieß alles und ich möchte ſagen der enger zugeſchnittene Habitus des Philadelphiers, gegen andere Großſtädter Amerika's, laſſen die Stadt der Bruderliebe kleinſtädtiſch erſcheinen, trotz ihrer Größe. Das Vorhandenſeyn einzelner Prachtgebäude vermag dieſen Eindruck nicht zu verwiſchen.

Die Mehrzahl der Straßen iſt nur 50 Fuß breit, von welcher Regel jedoch die Längenſtraße Broadſtreet mit 113 Fuß Breite und unter den Querſtraßen Marketſtreet mit 100 Fuß Breite hervorſtechende Ausnahmen machen; zwei oder drei anderweite Abweichungen von 60 bis 66 Fuß Breite fallen nicht ſonderlich auf.

Zur Bezeichnung des raſchen Anſchwellens der Häuſermaſſe iſt zu bemerken, daß in den letzteren Jahren nicht weniger als durchſchnittlich 3500 neue Gebäude alljährlich errichtet wurden und dabei ſind Wohnungen noch geſucht genug, um das Benehmen vieler Häuſerbeſitzer gegen ihre Miether beſonders hart und unbrüderlich heraustreten zu laſſen. Penns liebevoller Sinn iſt ſo ſehr aus leider nicht wenigen Philadelphiern gewichen, daß fortwährend arme Menſchen, die außer Stande ſind, den Miethzins auf die Minute prompt zu entrichten, mit ihren geringen Habſeligkeiten ohne Umſtände und ohne alle Rückſichten auf rauhe Witterung und dergleichen, an die Luft auf offene Straße geſetzt werden. Der Reichthum zieht die Leute in Fabriken zur Arbeit für einen Lohn, der nur eben zum Auskommen hinreicht, und entläßt dieſelben meiſt plötzlich, ohne alle Rückſicht, wenn die Aufträge ſtocken. Dabei werden die ärmſten erbarmungslos vor die Thüren geworfen, ſobald ſie aus ganz natürlicher Folge ſolcher Entlaſſungen den Hauszins nicht zahlen können, und zwar thut dieß derſelbe Reiche, der das erſtere vorher gethan! Er thut es, von den Geſetzen beſchützt, die von ihm gegeben ſind, weil er zur Wahlzeit die Stimmen der Aermeren erſchmeichelte, erkaufte und erheuchelte. — Nicht etwa Schwarzſeherei zeichnet ſo, vielmehr dictiren anerkannte Thatſachen dieſe Bemerkungen, und ein Blick in Philadelphia's Tagesliteratur liefert hundertfältige Beweiſe.

Dieſe letztere iſt namentlich repräſentirt durch den „Public Ledger“ mit 48,000 Auflage täglich; „Dollar Newspaper“ 40,000 wöchentlich; „Scotts Weekly Paper“ 40,000; „Saturday Evening Poſt“ 42,000; „American Courier“ wöchentlich 35,000; und unter den Monatblättern „Godey's Lady's Book“ mit 60,000. — Zur Schande und Charakteriſtik der ſehr bedeutenden deutſchen Bevölkerung Philadelphia's (an 100,000 Köpfe) ſind die Auflagen von drei unbedeutenden deutſchen Blättern, die da erſcheinen, höchſt unbedeutend, und neben vorgenannten engliſchen gar nicht in Vergleich zu ziehen.

Die verfallende Penn Cottage, die Market- und Secondſtreets und — der Palaſt eines Fabrikanten von Univerſalmedicin auf Cheſnutſtreet, ſind trefflich charakteriſirende Denkmale für den obwaltenden Zeitgeiſt, zumal wenn noch die auf Thirtſtreet, nahe Deckſtreet, ganz aus Eiſen errichtete „Penn Mutual Life Inſurance Office“ mit in Betracht kömmt. Unter dem Deckmantel des Namens eines edlen Mannes wird Wucher mit dem Gelde des Betrückten getrieben, der gedrängt von der eiſernen Nothwendigkeit des landesüblichen „Help Yourſelf“ ſein Leben zu verſichern gezwungen iſt, damit die Seinen nicht verhungern müſſen, falls der Ernährer ſtirbt. Penns Haus läßt man verfallen, denn an demſelben kann ſich die Selbſtſucht nicht zeigen. Aber das Standbild Penns vor dem Pennſylvanian Hoſpital ſtellte man auf, damit die Leute ſehen mögen, daß die lebende Selbſtſucht ſich hinter dieſem Aushängeſchilde mit der Hoſpitalität breit mache, die thatſächlich im Hoſpitale nicht zu

finden iſt. Könnte der edle Penn dieſen Verlauf ſeiner Stiftung ſehen, er würde nicht an die Wahrheit dieſer Erſcheinung zu glauben vermögen.

Mit unabſichtlicher aber bedeutungsvoller Ironie iſt die Münze der Union in die Stadt der Bruderliebe verlegt worden, und Judas hält dieſen Säckel mit Eiferſucht gegen alle andern Bewerber feſt. Dieß Etabliſſement gehört übrigens unter die erſten Sehenswürdigkeiten des Ortes. Auf Cheſnutſtreet, nahe bei Broadſtreet, zeigt ſich uns die Nachahmung eines griechiſchen Tempelgebäudes in joniſcher Ordnung, deſſen Porticus von ſechs Pfeilern unterſtützt wird. Die Sonnabende und Sonntage ausgenommen, ſteht der Beſuch für Jedermann täglich von 9 bis 12 Uhr frei. Die Schauluſtigen unterzeichnen in einer Vorhalle ihre vielgeliebten Namen in das unerläßliche Fremdenbuch, ohne das ſelbſt die größte Sehenswürdigkeit in Amerika unbeſucht bliebe; denn was exiſtirt für den Amerikaner intereſſantes, wenn er den Pfeffer ſeines Ichs nicht daran thun kann in möglichſt ſtarker Portion? Ein Führer geleitet darauf die Beſuchenden zunächſt in die Schmelze, dann in die Barrengießerei, hiernach in ein Walzwerk und endlich in die Präganſtalt. Der Maſchinenbetrieb in letzterer iſt am unterhaltendſten zu betrachten; alle Arbeit wird durch Mechanik verrichtet und die dabei angeſtellten Menſchen erſcheinen lediglich als Maſchinenbedienung. Die Prägpreſſen, obſchon mit einer Druckkraft von 200 Tonnen arbeitend, bewegen ſich mit einer eleganten Leichtigkeit, welche man graciös zu nennen veranlaßt iſt. In einer Minute werden auf einer Preſſe ungefähr vierzig Münzen auf beiden Seiten geprägt. Den Kenner erfreut namentlich eine Dampfmaſchine, durch die alle erforderlichen mechaniſchen Arbeiten eigentlich verrichtet werden, oder von der die einzelnen Maſchinen ihre Kräfte erhalten. Ich habe bisher nur ſehr wenige Dampfmaſchinen geſehen, die mit gleicher Leichtigkeit, Geräuſchloſigkeit und Beſtimmtheit arbeiteten. — In dieſe Münze fließt ein anſehnlicher Theil des Rohgoldes und Rohſilbers, das die Menſchen mit Daranſetzung ihrer Geſundheit und ihres Lebens dem Erdgeiſte abringen, um ausgeprägt zu werden, und weit mehr Qualen als Segen unter den Kindern der Erde zu verbreiten, weil die Münzen allzuhäufig in Hände übergehen, die nicht ſchaffen und auf denen der Fluch des Müßigganges ruht in einer Bürde von Laſtern.

Doch erheben wir unſern Blick über dieſe Einzelnerſcheinungen, um namentlich zu ſehen was die Thorheit der Menſchen vom geſunden Gedanken Penns hinſichtlich der Stadtanlage übrig gelaſſen? Anſtatt die Wohnhäuſer in die Mitte von Gärten zu ſtellen, finden wir ſie — wie ſchon geſagt — in monotonen Reihen aneinandergepreßt, die nur durch Straßenbreiten unterbrochen ſind. Selten liegt noch ein Garten- oder Hofraum zwiſchen zwei Nachbarhäuſern, vielmehr ſind die etwa übrig gelaſſenen Gartenräume bornirter Weiſe hinter die Häuſer verwieſen. Da nun aber die Straßenviertel ringsherum mit Häuſerfronten beſetzt und ſomit gefängnißartig eingeſchloſſen zu ſeyn pflegen, ſo fehlt in der heißen Jahreszeit namentlich jenes wünſchenswerthe Durchſtrömen der friſchen Luft, jener „Zug," ohne den jeder Garten ſeiner beſten Zuthat entbehrt. — Stagnirende Luft hat viel ähnliches mit ſtagnirendem Gewäſſer. — Als kümmerlichen Erſatz hat man ſechs ſogenannte „Public Squares" in der City übrig gelaſſen, wovon jeder die Größe zweier gewöhnlichen Straßenviertel oder Blocks wie es in New-York heißt, einnimmt, und wovon nur das Penn Square im Mittelpunkte der City durch doppelte Größe eine Ausnahme macht. Den übrigen Stadttheilen fehlen die Squares ganz, und um auch ſogar in der zuſammengedrängten City die Benutzung dieſer öffentlichen Erholungsplätze und Athmungswerkzeuge möglichſt zu beſchränken, hat man die unſäglich einfältige Veranſtaltung getroffen, die Squares gerade zu der Jahreszeit durch Schließung unbenützbar zu machen, wo eben Promenaden in der Stadt am wünſchenswertheſten erſcheinen, weil man da nicht ſo gut und leicht ins Freie kann als ſonſt, nämlich im Winter und Frühjahr. So fand ich zu Anfang Mai 1852 den angenehmen Franklin Square verſchloſſen, in deſſen Nähe ich wohnte; die luſtig grünenden Bäume und der verführeriſche Raſen, ſie konnten nur hinter Eiſengittern betrachtet werden, als ob es wilde Thiere einer Menagerie wären. Es hieß: der Eintritt werde erſt verſtattet, wenn alle Vorkehrungen getroffen ſeyen, durch Aufſchüttung friſchen Sandes auf die Wege u. ſ. w. Dieß würde an einem einzigen Tage zu bewirken ſeyn, oder es ſollte vielmehr die Inſtandhaltung permanent gemacht werden, wie dieß bei allen öffentlichen Promenaden in Europa der Fall iſt, die vernünftig verwaltet ſind. Der Yankee iſt aber die barbariſchſte Gewohnheits-Maſchine auf Erden und hat überdem keinen Sinn für Naturſchönheit und Naturgenuß. Den Vorſchriften des St. Cuſtom folgt er ſo ſtumpfſinnig wie das Schaf dem Leithammel! Die Deutſchen aber kamen in der Mehrzahl nach Pennſylvanien ſchon als ein Menſchenſchlag, der von Rechtswegen den allgemeinen Namen „Kilian Duſel" tragen ſollte, und die Leutchen verſimpelten und verſimpeln fortwährend, wie unmöglich dieß auch erſcheinen mag, unter der Yankee-Fuchtel. Man könnte in vielen Fällen behaupten, ſie ſeyen aus dem europäiſchen Regen unter die amerikaniſche Traufe gerathen. Daher fand ich auch überall in Philadelphia reges Mißvergnügen unter den Deutſchen, wenige Ausnahmen abgerechnet, wenn von mir dieſe Sperr-Maaßregel durchgehechelt wurde, aber nicht etwa mit der Verwaltungs-Borniertheit! Behüte der Himmel! gerade im Gegentheil waren die guten Leute über mein Losziehen dagegen unzufrieden und geriethen mehrfach deßhalb in gallige Aufregung. Ein Stier aber, den der rothe Lappen erboſte, mit vorgeſtreckten Hörnern blind daher rennend, iſt als lenkſames Geſchöpf zu betrachten, gegen einen pennſylvaniſchen Deutſchen gewöhnlichen Schlages, den man durch Kritik in ſeiner Duſerei etwas ſtört.

Noch iſt jedoch nicht alle Hoffnung an dieſen Kindern der alten, guten Mutter Germania verloren, ich denke die Yankee's ſetzen es mit dem Temperanz-Geſetz auch in Pennſylvanien noch durch! Dann, wenn die Altäre des heiligen Gambrin verlaſſen werden ſollen; wenn es gilt, den geliebten Bierkneipen Valet zu ſagen, dann werden möglicherweiſe die Deutſchen Philadelphia's und Pennſylvaniens ſich von ihren gleich innig geliebten Bärenhäuten erheben und Wunder der Thätigkeit und Tapferkeit verrichten, bis das Biertrinken wieder erobert iſt und ſie — wieder auf die Bärenhäute ſinken, ſich einbildend, Ausgezeichnetes gethan zu haben. Der verſchmitzte Yankee läßt ihnen eine Weile ungekränkt die große Errungenſchaft, ſeine Schafe — von ihm Dutchmen genannt — um ſo ruhiger nach allen andern Richtungen hin ſcheerend. Ab und zu hudelt er natürlich dieſe ſeine Untergebenen auf verſchiedene Art, denn ihm iſt bekannt, daß ſie immer etwas gehudelt ſeyn wollen.

Dort im Weſten von Spring Garden, am Schuylkill, leuchtet

eine anſehnliche grüne Partie zu uns herüber, deren oberer Theil „Lemon Hill“ genannt wird. Warum? wiſſen wir niemand zu ſagen, und weil an dieſer Stelle durchaus keine „Citronen (Lemons) blühen“, ſo ſchien mir die Verſion einer deutſchen Dame viel für ſich zu haben, welche ſteif und feſt bei dem von ihr verdutſchten [1] Lämmer Hill verharrte, wie oft ſie auch berichtigt wurde. Die deutſchen Lämmer des geliebten Hirten St. Gambrinus ziehen dorthin zum Beſuch vortrefflicher Lagerbier-Kneipen, die ihre Keller im kühlen Schooße des Hügelufers haben. Jedenfalls hat die Yankeeſchaft den Platz getauft, und demnach lediglich eine weltbekannte Leidenſchaft für Aufſchneidereien bekundet, wobei König Zufall dann meiſterlich ſein Spiel zu treiben beliebte in einer Bierparodie auf Großmeiſter Goethe's herrliches Mignon-Lied! — Ich wünſchte, der Zeitpunkt wäre ſchon da, wo die engliſchen „Rulers“ dem deutſchen Kilian Duſel das Bierglas vor dem Munde wegnähmen, wo Lämmer Hill das Bierparadies verlaſſen werden muß, zufolge der Yankee-Fuchtel; ich wünſche dieß noch zu erleben, um mich zu vergewiſſern, ob der alte große Junge hier im Lande der ſogenannten Freiheit nicht etwa auch flennt, anſtatt zu handeln!

Unterhalb Lemon Hill liegen „Fairmount Water Works“, durch welche die Stadt mit Trinkwaſſer verſorgt wird. Die Anlage iſt von einem Deutſchen, dem verſtorbenen Friedrich Graff gemacht, der auf einem in der Nähe befindlichen Denkmal nicht nur ſeinen guten deutſchen Vornamen eingebüßt hat, durch die Engliſirung in Frederick, ſondern obendrein esquiriſirt worden iſt. Graff hatte bei Lebzeiten ſehr ſtark mit der Yankee-Concurrenz zu kämpfen, welcher aber der deutſche Genius zu ſehr fehlte, um bei dem Waſſerwerk ſiegen zu können. Durch Humbug und Tricks allein ließ ſich das plumpe Waſſer nicht auf eine Höhe locken, daher mußte man ein durch ſeine bewunderungswerthe Einfachheit glänzendes Pumpwerk des Deutſchen gelten laſſen, welches das Waſſer in Reſervoirs hebt, die 102 Fuß über dem Flußſpiegel liegen. Aber nun mußte der Deutſche wenigſtens ſo viel als möglich durch Frederick und Esquire engliſirt werden, wobei das „aff“ des Familiennamens ſtark im Wege war. Der Deutſche wird in Amerika bei Schöpfungen, die er ganz allein hervorbringt, durch Engliſche faſt immer in ſecundäre und Handlangerſtellungen gedrängt. Läßt ſich das aber ausnahmsweiſe nicht thun, ſo amerikaniſirt, d. h. engliſirt man Perſonen nebſt Namen nach Möglichkeit, und ſucht irgend welche Vornehmthuerei daran zu miſchen, durch Titel, wie Esquire und dergleichen, um gewiſſermaßen den Dummſtolz der engliſchen Majoritätsmaſſe zu begütigen. Ein Esquiriſirter gehört zum mindeſten nicht mehr der Maſſe an, die man als dutch, womit plump, tölpelhaft gemeint iſt, auf das brüderlichſte geringſchätzt und verachtet.

Sehr zu bekagen iſt der Mangel an einem Filtrirapparat bei dieſem Waſſerwerk. Die Ausſicht auf der Höhe der Reſervoirs lohnt das Beſteigen derſelben, allein die darunter befindlichen Gartenanlagen wollen nichts ſagen, als zu kleinlich, gezwungen und ſteif.

(Schluß folgt.)

[1] Verdutſchen, von dem Spitznamen Dutch für Deutſch hergeleitet, hörte ich einigemal in New-York brauchen, zur Bezeichnung des ſprachlichen Verderbens, das trefflich durch den Provinzialism „Verquatſchen“ ausgedrückt wird. Ich fand es recht bezeichnend und wende es darum an. A. d. V.

Ueber die aztekiſchen Ortsnamen.

Von Joh. Carl Ed. Buſchmann.

Der Verfaſſer hat ſich tief in die aztekiſche Sprache eingelaſſen, wohin wir ihm zu folgen weder Luſt noch Muth haben. Die ergötzlichen Namen in Wielands Koxkox und Kikequetzel ſind durch ächte aztekiſche Worte faſt überboten, und wir bewundern Hrn. Buſchmanns Muth in dieſe Sprachen und ihre Verzweigungen einzudringen, fürchten aber, ſo ſehr wir den Werth ſolcher Studien anerkennen, faſt, er werde zu keinem ſehr erquicklichen Reſultat kommen. Hr. Buſchmann hat die Hülfsmittel, welche Alex. v. Humboldt zuſammenbrachte, er iſt Mitarbeiter Wilhelms v. Humboldt geweſen, er iſt ſelbſt nach Mexico gegangen, kurz er iſt äußerlich und innerlich zu einer ſolchen Arbeit befähigt, wie wenig andere, und doch ſetzen wir wenig Hoffnung, daß er zu einem ihn ſelbſt befriedigenden Reſultate über dieſe Sprache gelangen werde. Die Gründe gibt er uns ſelbſt an die Hand. Humboldt nimmt 20 Sprachen in Mexico an, „welche alle ganz verſchieden ſcheinen.“ Clavigero gar 35, und Lt. Simpſon, der im J. 1849 eine Expedition gegen die Navajo-Indianer befehligte, führt unter den 10,000 in den Pueblos von Neumexico wohnenden Indianer neun verſchiedene Sprachen auf, „von denen mindeſtens ſechs kaum die ſchwächſte, wenn irgend eine Spur eines verwandten Urſprungs zeigen.“ Das widerſpricht, geradezu geſagt, aller ethnographiſchen Erfahrung, und wir möchten eher behaupten, daß wir die Geſetze, wie dieſe Sprachen ſich verändern, zu wenig kennen; daß uns die genaue Kenntniß der einzelnen Sprachen zu ſehr fehlt, als daß man annehmen könnte, es beſtände eine ſolche Unzahl kleiner Völkerſchaften mit radikal verſchiedenen Sprachen neben einander. Hr. Buſchmann führt uns ſelbſt in einem Abſchnitt ſeiner Schrift: „Merkwürdigkeiten der mexikaniſchen Sprache“ ſolche Beiſpiele von Formenreichthum, von grammatiſchen Vor- und Nachſätzen der Worte, ſolche Beiſpiele der „reichſten Bekleidung mit grammatiſchem Stoff“ auf, nebenbei auch eine ſolche Umgeſtaltung der urſprünglichen Bedeutungen — das Wort „teocuitlatl“ Götterdreck, für Gold und Silber, iſt noch keine der ſchlimmſten — daß wir faſt jede beliebige Umgeſtaltung von Worten und ihrem Sinne in den verſchiedenen Dialekten möglich halten müſſen. Daß dieß keineswegs übertrieben iſt, wollen wir an einem von Buſchmann ſelbſt zu dieſem Behuf angeführten Beiſpiele zeigen. Derſelbe ſagt p. 27: „Wer kann es tadeln, wenn der Außenſtehende den aztekiſchen Namen des Mais „tlaolli“ für ein einfaches Wort hält? Treten wir ihm aber näher, ſo ſehen wir auch die Form „tlayoalli“ daneben erſcheinen, die freilich nur fehl leiten kann, und erfahren ferner, daß dieſer Name, unterſchieden von andern Namen des Maiſes, nur den ausgekörnten, aus den Aehren geſonderten Mais, die bloßen trockenen Körner bezeichnet. Tlaolli iſt nur das zuſammengezogene Partic. paſſ. des Zeitworts „oya,“ auskörnen, das unverſehrte Participium „tlaoyalli“ ausgekörnt, beſteht daneben. Von dem Stamme iſt nur das „o“ in dem Worte, und die Fixirung des Begriffs auf den Mais iſt willkürlich.“ Nach dieſer Probe, bei der dem geneigten Leſer, wie uns ſelbſt, wohl eine Gänſehaut überläuft, wollen wir Hrn. Buſchmann für die Ergebniſſe ſeiner Arbeiten ſehr dankbar ſeyn, denn ſie ſind hiſtoriſch und ethnographiſch von Bedeutung, aber uns in

ſeine Sprachforſchungen nicht tiefer einlaſſen, und nur beifügen, daß wir es gar nicht für unmöglich halten, ein weiteres Studium werde eine Verwandtſchaft gar mancher, anſcheinend himmelweit verſchiedener Sprachen herausſtellen, und die Zahl der angeblich radikal verſchiedenen Sprachen und Völker zwiſchen dem Rio Colorado und dem Staate Nicaragua ſehr anſehnlich beſchränken.

Wir kommen nun an die Ergebniſſe, welche Buſchmann aus ſeiner Sprachkenntniß gezogen hat, und wenn ſie auch noch nicht ſehr umfangreich erſcheinen, ſo kommt dieß zum Theil daher, daß er kaum recht gewagt hat, aus ſeinen eigenen Vorderſätzen den nothwendigen Schluß zu ziehen. Dieß bezieht ſich namentlich auf den Umſtand, daß man bisher ſehr allgemein die Herkunft der Azteken aus dem Norden ableitete; ſie ſollen hauptſächlich vom Rio Gila herabgekommen, und allmählich das ſüdliche Land überzogen haben. Dieſe Annahme iſt ſo eingewurzelt, daß Hr. Buſchmann nicht wagt das Gegentheil unumwunden auszuſprechen, obwohl man es ſeiner ganzen Abhandlung anſieht, daß er dieſer Anſicht iſt. Zwar hat er (ſ. p. 57) bei ſeinem „Studium des mexikaniſchen Wortſchatzes noch Spuren geſucht, welche auf alte Wohnſitze der Mexikaner hindeuten," und führt vorerſt den Namen des Monats Atemoztli an, welcher „Herabkommen des Waſſers" bedeuten ſoll, und welcher den Zeitraum vom 15 Dec. bis 5 Jan. umfaßt, was für die Tropen durchaus nicht paſſe, aber in dem eigentlichen Kern ſeiner Schrift, nämlich dem 7ten Abſchnitt über die Verbreitung der aztekiſchen Namen, gibt er Nachrichten, welche mit der Annahme, daß die Azteken und die ſechs andern mit ihnen verwandten Stämme, die den gemeinſamen Namen Nahuatl führen, von Norden gekommen ſeyen, in geradem Widerſpruch ſtehen. „In dem ehemaligen Vicekönigreich Neuſpanien (heißt es p. 103) ſind a) voll von aztekiſchen Ortsnamen die Hauptſitze der aztekiſchen Sprache, die Intendenzen oder jetzigen Staaten Mexico, Puebla, Veracruz; b) es ſind entweder reich an ſolchen, oder liefern doch viele Beiſpiele folgende Provinzen, in denen größtentheils oder theilweiſe andere Sprachen herrſchen: Queretaro, Oaxaca, Tabasco, Tamaulipas, Michuacan (oder Valladolid), Guadalaxara, jetzt Jalisco genannt. Gar keine kommen vor in Yucatan, in beiden Californien, und in dem ganzen hohen Norden des Landes, in Neumexico, wie in dem großen öſtlichen Lande der freien Indianer, Coahuila und Texas. Als eine weitere Claſſe bezeichnet Hr. B. diejenigen Provinzen, in welchen aztekiſche Namen eine Seltenheit ſind. Dieſe ſind Guanaxuato und Zacatecas in der Mitte des Landes, Neu-Leon und San Luis Potoſi im Oſten, und ſelbſt Sinaloa und Durango im Weſten. Da nun nach der gewöhnlichen Annahme die Völker, welche die Nahuatlſprache redeten, vom Rio Gila herabkamen, ſo ſollte man ihre Ueberreſte in dem Landſtriche zwiſchen der Sierra Madre und dem ſtillen Meere am zahlreichſten erwarten; nun aber finden ſich in Ober- und Niedercalifornien gar keine, in Sinaloa und Durango ſehr ſchwache und zum Theil unſichere Spuren, und erſt in Jalisco, wo aber mehrentheils nicht aztekiſche Völker wohnen, werden ſie zahlreicher, wobei noch zu bemerken, daß der Rio Grande de Santiago, welcher in der Nähe der Hauptſtadt entſpringt, unmittelbar nach dieſem Landſtrich führen mußte. Merken wir ferner nach den neuern Forſchungen, namentlich André's, noch an, daß die in ziemlicher Zahl nordwärts vom Rio Gila entdeckten „Caſas grandes," die man längere Zeit als untrügliche Beweiſe ehemaliger aztekiſcher Niederlaſſungen anſah, mit den Azteken gar nichts zu thun haben, ſo muß man geſtehen, daß die bisherige Annahme, die Azteken ſeyen von Norden her ins Land gezogen, ſo verbreitet ſie auch ſeyn mag, doch auf verzweifelt ſchwachen Füßen ruht.

Hiezu kommt denn noch, daß die aztekiſchen Ortsnamen im Süden, namentlich in Guatemala, deſſen indianiſcher Name Quauhtemallan von Buſchmann (p. 111) ſelbſt als aztekiſch vindicirt wird, eben ſo zahlreich als im Norden ſpärlich ſind. Wir haben bis jetzt aus der Geſchichte der indianiſchen Reiche vor der ſpaniſchen Eroberung allzu wenig ſicheres entnehmen können, als daß wir uns auf etwas anderes verlaſſen könnten, als was noch jetzt vor unſern Augen liegt. Erwägt man, daß der Untergang und die Zerſtörung der Tolteken ins eilfte, die Einwanderung der Azteken in das Land Anahuac gewöhnlich ins zwölfte Jahrhundert geſetzt wird, ſo dürfen wir, da der Faden der Tradition abgeriſſen und das Geheimniß der Hieroglyphen noch nicht wieder aufgefunden iſt, uns vorerſt auf keine andern Führer verlaſſen, als auf die Denkmäler und Ueberreſte, denn die hiſtoriſchen Mittheilungen ſowohl der mexicaniſchen, als der ſpaniſchen Geſchichtſchreiber ſind bis jetzt, aus Gründen die weiter unten ſich klar herausſtellen werden, ſo verworren, daß ſich über die Wanderungen der Völker nichts mit Sicherheit entnehmen läßt, und Buſchmann hat ſeine intereſſante Abhandlung mit ſolchen Citationen wohl etwas gar zu reichlich ausgeſtattet. Die Thatſache der aztekiſchen Ortsnamen bis nach Nicaragua hinab iſt von um ſo größerer Bedeutung, als es aus der Darſtellung von Buſchmann (p. 123 f.) hervorgeht, daß Guatemala nie ganz, ſondern nur einzelne Provinzen vorübergehend, dem aztekiſchen Reiche angehörten; gilt dieß aber von Guatemala, ſo muß es in noch ſtärkerem Maaße von Honduras und Nicaragua gelten; die aztekiſchen Namen aber, und die den aztekiſchen Bauten ähnlichen Ueberreſte ſind ſo zahlreich, daß ſie eine längere Beſetzung des Landes durch aztekiſche Stämme vorausſetzen, denn von einzelnen Kriegszügen, die allerdings berichtet werden, konnten ſo dauernde Bauten nicht herrühren. Zudem iſt Guatemala das eigentliche Heimathland der alten Ruinen und Ruinenſtädte, weit mehr als das eigentliche Mexico. Buſchmann ſagt ausdrücklich (p. 114): „Wir ſehen in dem Lande Guatemala in alter Zeit mächtige Reiche und volkreiche Städte blühen neben vielen kleinen Staaten und zahlloſen Ortſchaften. Seine alte Herrlichkeit wird bekundet durch die noch vorhandenen Trümmer von Städten, Bauwerken und Monumenten, deren Zahl und Umfang ſich bei jeder neuen Erforſchung vermehrt hat. Ich habe ſchon geſprochen von den großartigen Städteruinen bei Palenque, Oceſingo und Mexico. Es kommen hiezu die von Copan, ferner die von Quiriqua und Santa Cruz del Quiché, entdeckt, erforſcht und meiſterhaft dargeſtellt von Stephens und dem Architekten Catherwood; einiges entdeckt von Oberſt Galindo; die ganz neuerlich von E. G. Squier in der Provinz Nicaragua aufgefundenen Reſte, die Entdeckungen von Waldeck u. ſ. w. Dr. Mendez hat die Ruinen von Dolores in der Provinz Verapaz, ſo wie die der Stadt Tikal im J. 1848 entdeckt und im J. 1852 abermals beſucht, wobei noch weitere Städteruinen aufgefunden wurden." Die Bildſäulen in den Ruinen von Tikal ſollen von merkwürdigen Schriftcharakteren [1] umgeben ſeyn. Guatemala iſt alſo das eigent-

[1] Ueber dieſe angeblichen Schriftcharaktere hat Profeſſor Rafinesque-Schmalz im Atlantic Journal ſich vernehmen laſſen, und unſer Verfaſſer

liche Land der alten Erinnerungen, dasjenige, in welchem die Ruinen aus den verschiedensten Zeiten sich finden, viel zahlreicher als in Mexico und viel mannichfaltiger als in Yucatan, wo die Ruinen allen bisherigen Forschungen nach einen einheitlichen Charakter tragen; aztekische Spuren wenigstens sind sehr unsicher. Bemerkenswerth ist, daß die Hieroglyphen in Yucatan mit denen in Mexico und Guatemala wenigstens eine äußere Aehnlichkeit haben, von einer innern können wir freilich bei unserer mangelnden Kenntniß nicht reden. Da nun alle Völker, von den Azteken in Mexico bis zu den Völkern in Nicaragua herab — auch von den alten Tolteken wird es ausdrücklich angegeben — solche Hieroglyphen hatten, so werden wir hinsichtlich des Ursprungs einer mittelamerikanischen Cultur in eine sehr alte Zeit versetzt, und wenn man erwägt, welche Umwandlungen Sprachen und Dialekte der Völker, Reiche und Staaten in einem so langen Zeitraum befahren mußten, so darf man sich nicht wundern, wenn manche sonst wohl unterrichtete Leute die Hoffnung hinsichtlich dieser Hieroglyphen zu einer Ermittlung der alten amerikanischen Geschichte zu gelangen, völlig aufgegeben haben, und namentlich die Amerikaner, Gallatin und Prescott, über alle Geschichte vor der spanischen Eroberung ein sehr wegwerfendes Urtheil fällen, welches Buschmann, wie uns scheint mit Recht, nicht billigt, das aber insofern begründet ist, als uns noch eine Menge Vorarbeiten fehlen, um eine Kritik der widersprechenden Angaben der Geschichtschreiber, worunter mehr als ein geborner Mexicaner, zu unternehmen.

Um so werthvoller ist das, was unwidersprechlich vorliegt, aber Buschmann geht auf die Alterthümer nicht näher ein, sondern nur auf die Sprache, bekanntlich ein dorniges Feld; indeß was er ermittelt hat, bestätigt die obigen Ansichten. „Groß ist", sagt der Verfasser p. 130, „in Guatemala, die Zahl der Sprachen und Völkerschaften", und selbst in dem verhältnißmäßig so kleinen Nicaragua werden wenigstens fünf verschiedene angegeben. In beiden Ländern, in Guatemala und Nicaragua, sind Völkerschaften, die aztekisch sprechen, und wenn man allenfalls noch von dem ersteren annehmen kann, daß sie durch aztekische Eroberung herein kamen oder auch nach der spanischen Eroberung durch die Spanier hereingeführt wurden, so läßt sich doch dasselbe nicht von Nicaragua sagen, wo das Daseyn der aztekischen Sprache wenige Jahre nach der Eroberung amtlich nachgewiesen wurde (s. p. 142 ff.), und zwar in der Art, daß die Indianer angeben, sie seyen vor langen Zeiten in dieß Land eingewandert, weil sie vor der Unterdrückung ihrer Stammesgenossen geflohen seyen; dennoch haben sie fast genau die 20 Monatstage der Mexicaner, und Buschmann führt sogar Beispiele an, „von selbstständigen Bildungen aztekischer Worte, die auf eine lange Unabhängigkeit der Sprache deuten können." [1] Das deutet also auf eine Wanderung hin, die über die Gründung des neuern aztekischen Reichs (1325 n. Chr.) hinaufreicht.

Ueber diese Kreuz- und Querzüge der Völker, in Bezug auf welche der Verfasser mehr als genügende, aber freilich zugleich mannichfach sich widersprechende Zeugnisse spanischer Schriftsteller anführt, können wir bis jetzt noch unmöglich zu einem genügenden Ziel gelangen, die einzelnen Nachrichten, deren Wahrheit oder Unwahrheit wir noch nicht gehörig beurtheilen können, helfen uns wenig, desto wichtiger ist das allgemeine Bild des Landes zwischen dem 30° und 12° N. B., das aus Buschmanns Darstellung hervorgeht, es ist eine bis jetzt noch unentwirrbare Völkermischung, in der die Nahuatlacs, d. h. die sieben die aztekische Sprache sprechenden Stämme, besonders hervortreten, aber doch trotz ihrer mehrhundertjährigen Herrschaft keineswegs die andern an Zahl sonderlich überragen. Einen sonderbaren und vielleicht lehrreichen Gegensatz macht die Halbinsel Yucatan. Auf der ganzen weiten Strecke von 30° bis 12° herab gibt es nicht Ein Gebiet so groß wie Yucatan, in welchem, wie in diesem, nur Eine Sprache, die Mayasprache, herrschte. Ein Blick auf die Karte erklärt dieß: das Land steht weit in den mexicanischen Meerbusen hinein vor, und ist im Rücken, gegen Westen, von den übrigen Stämmen durch ein sehr unwegsames Gebirg abgeschlossen. Die Völkerverwirrung im Westen von Yucatan kann nur Folge vielhundertjähriger wechselvoller Kriege seyn, von denen Yucatan großentheils verschont blieb: die Völkerzüge gingen in seinem Rücken südwärts und nordwärts. Buschmann, der sich die Verbreitung der aztekischen Ortsnamen zum Gegenstand seines Studiums gemacht hat, läßt deßwegen ausdrücklich Yucatan aus dem Spiel, für den aber, der die amerikanischen Alterthümer erforschen will, möchte es gerathener seyn, gerade auf das abgeschlossene Yucatan besonders zu achten, und es zum Gegenstand seiner Forschung zu machen. Man kann an der verworrenen Geschichte und den verworrenen Denkmälern des Landes im Westen von Yucatan viele Zeit vergeuden, die man vielleicht viel nützlicher auf die yucatekischen Alterthümer und namentlich auf die Maya-Sprache verwendet, die noch immer eine der bedeutendsten lebenden Sprachen Amerika's ist, und von der wir nicht unbedeutende Ueberreste aus älterer Zeit besitzen.

Hr. Buschmann zieht aus seinen Untersuchungen, wenigstens in dem uns vorliegenden Bande, [1] eigentlich gar keine Schlußfolgerungen, und das ist doch, wenn auch voreilige Schlüsse sehr fatal sind, gar zu wenig, indeß führt er die Briefe des Abbé Brasseur de Bourbourg an, zu dessen Folgerungen er selbst augenscheinlich hinneigt, obwohl er sie zuverlässig in der gegebenen Ausführlichkeit als voreilig betrachtet. Hr. Abbé Brasseur de Bourbourg nimmt vier Epochen amerikanischer Cultur an, von denen die zwei ersten in ein unbestimmt hohes Alter hinaufreichen, die dritte soll mit dem Ende des 5ten Jahrhunderts nach Chr. beginnen, und die vierte und letzte, die eigentlich aztekische, mit dem 12ten Jahrhundert. Mit wie viel Recht Hr. Brasseur de Bourbourg diese Eintheilung macht, vermögen wir nicht zu beurtheilen und führen nur die Ansicht an, von welcher er ausgeht. Der Hauptsitz der mittelamerikanischen Cultur ist ihm Guatemala und zum Theil Yucatan; ein großes

führt eine lange Stelle daraus an; es wird genügen darauf hinzuweisen, daß Rafinesque den Ursprung dieser Schrift von den libyschen Alphabeten ableitet und somit die Ruinen von Palenque einem Volke zuschreibt, das Eines Stammes mit den Atlanten, d. h. den Guanchen und den Stämmen der libyschen Wüste gewesen; er will sogar schon Worte herausgebracht haben. Buschmann verweist diese ganze Geschichte nicht ohne Grund ins Fabelreich.

[1] Auf einen ganz ähnlichen Schluß führt das „Ergebniß der Götternamen" hinaus, indem „die zu Tage kommenden Eigenthümlichkeiten für das Alter dieser Niederlassung zeugen. Einige Namen sind mit mexicanischen Göttern übereinstimmend, andere, allerdings aztekisch, scheinen eigenthümlich, und einige besonders wichtige sind weder aus dem Heimathlande bekannt, noch leicht aus der Sprache zu entwickeln." Diese aztekische Colonie geht also auf Jahrhunderte zurück.

[1] Er führt den Titel „Erste Abtheilung" und ist aus den Verhandlungen der Berliner Akademie besonders abgedruckt

Reich hat ſich um dieſen Kern geſammelt, und die eigenthümliche Cultur gegründet, deren mannichfaltige, doch in ihrem Weſen übereinſtimmende Ueberreſte ſich vom Rio Gila bis tief nach Nicaragua hinein verbreiten; in welche Zeit dieß Reich und dieſe Bildungsepoche hinaufreicht, wird nicht angegeben, da aber die dritte Epoche mit dem Ende des 5ten Jahrhunderts beginnen ſoll, ſo muß ſie bedeutend über die chriſtliche Zeitrechnung hinaufreichen, wenn die Entfaltung einer ſolchen Cultur und die Bildung eines ſolchen Reichs erklärt werden ſoll. Dieß große Reich löste ſich ſpäter in eine bedeutende Anzahl kleiner ſich unter einander bekriegender Staaten auf, und während dieſer Unruhen wurden die Nahuatl ſprechenden, d. h. die aztekiſchen Völker nach Norden und Süden verdrängt, und gründeten ſpäter nördlich von Guatemala das bekannte mexikaniſche Reich, das aber im Vergleich mit den frühern einen großen Verfall der Cultur zeigt.

Vorerſt wollen wir bloß bemerken, daß die Sprachforſchungen Buſchmanns dieſer Anſicht in keiner Weiſe widerſprechen, daß die auffallende Verſchiedenheit der vergleichsweiſe modernen aztekiſchen und der ältern guatemalteſiſchen, ſowie der yukateſiſchen Denkmäler die Anſicht von ſehr verſchiedenen Culturepochen beſtätigt; daß die Stadt, welche man gewöhnlich mit dem Namen Palenque bezeichnet, Jahrhunderte lang vor der ſpaniſchen Eroberung zerſtört worden ſeyn muß, denn die Trümmer ſind zum Theil mit ſehr alten Bäumen überwachſen, und waren ſchon zur Zeit der ſpaniſchen Eroberung den umwohnenden Stämmen ſelbſt völlig unbekannt geworden. Wir kommen ſomit jedenfalls in ein ſehr hohes Alter hinauf, ſo daß in dem langen Zeitverlauf die Miſchungen und Verſchiebungen der Völker und ihrer Sprachen ſehr bedeutend ſeyn konnten. Ein Hauptergebniß der Arbeit Buſchmanns iſt jedenfalls das, daß die Azteken nicht als Eroberer nach Nicaragua kamen und die dortige aztekiſche Sprache kein Ergebniß des jüngſten mexikaniſchen Reich iſt; das unterſtützt die Anſicht Braſſeurs de Bourbourg bedeutend, wenn auch noch vieles näher aufgeklärt werden muß. Die Anfänge des Studiums dieſer mittelamerikaniſchen Alterthümer und Sprachen ſind indeß nicht mehr als unbedeutend anzuſehen. Iſt das, was Hr. Aubin, deſſen auch Hr. Buſchmann (p. 183) erwähnt, und über den wir näheres ſchon früher (ſ. Jahrg. 1852 Nr. 257) mitgetheilt, geleiſtet haben ſoll, auch nur zur Hälfte wahr, ſo darf man bald größern Enthüllungen entgegenſehen.

Dieſe Studien ſind auch gar nicht ſo zwecklos, als ſie manchem ſcheinen mögen. Die Nachkommen der Völker, von denen jene Denkmäler des Alterthums herrühren, leben noch, und werden mit jedem Jahr mächtiger. Seemann hat in ſeiner neuerlich erſchienenen Reiſebeſchreibung darauf hingewieſen, daß die Peruaner oder Quichua an Zahl und Reichthum bedeutend heranwachſen; in Guatemala liegt die Macht factiſch in den Händen der Indier, in Yucatan war in den letzten Jahren die Gefahr groß, daß die Indier die geſammte Creolenbevölkerung ermordeten oder aus dem Lande jagten; auch in manchen Theilen Mexico's wachſen die Indier an Zahl. Daß ſie bis jetzt noch ſehr ſelten in die Politik ſich miſchen, darf nicht als Gegenbeweis gegen das Wiederemporkommen der Indier betrachtet werden. Wie in Paraguay und den nächſt daran ſtoßenden Provinzen die Guaraniſprache über die ſpaniſche das Uebergewicht erhält, ſo mehr und mehr in Yucatan die Maya, in Guatemala die Quicheſprache. In Yucatan verſtehen die Weißen meiſt auch die Mayaſprache, und ſo wie man aus den Städten hinaus kommt, hat die Kenntniß des Spaniſchen gewöhnlich ein Ende. Die Völker werden ſich allerdings mannichfach umgeſtalten, aber die alten Sprachen werden wiederum eine immer größere Bedeutung erhalten, und mit den alten Sprachen auch die Erinnerungen an die alten Völker.

Tod und Begräbniß eines buddhiſtiſchen Prieſters in China.

(Nach einer Mittheilung R. Fortune's im Athen. 21 Jan.)

Da ich einige Tage lang mich in einem großen buddhiſtiſchen Tempel, der zwiſchen den Theebergen in der Nähe von Ningpo liegt, aufhielt, war ich Zeuge einiger Ceremonien bei dem Tode und dem Begräbniß eines buddhiſtiſchen Prieſters, die mir ſo merkwürdig und intereſſant ſchienen, daß ich ſie alsbald niederſchrieb, und ich ſende ſie Ihnen jetzt in der Hoffnung Ihren Leſern etwas angenehmes zu erweiſen. In einem großen buddhiſtiſchen Kloſter ſind zwei Claſſen von Prieſtern: die erſte und zahlreichſte iſt die, deren Glieder ſich täglich in dem größten Tempel verſammeln, und eine Art gemeinſamen Gottesdienſtes abhalten. Die Leichen dieſer Männer werden nach ihrem Tode verbrannt und ihre Aſche in Urnen aufbewahrt. Die zweite Claſſe wohnt in kleinen hübſchen Häuſern, wo ſie ein ſehr faules Leben führen, und nichts zu thun zu haben ſcheinen, als ihren Privatandachten obzuliegen. Ihre Leichen werden nach ihrem Tode nicht wie die der erſtern verbrannt, ſondern nach den lieblichſten Stellen an den Abhängen der Berge gebracht, die ſie während Lebzeiten ſelbſt für ſich ausgeſucht haben. Einer dieſer Leute ſtarb während meines Aufenthalts im Kloſter.

Ein junger Prieſter, faſt noch ein Knabe, kam eines Morgens athemlos in das Haus gelaufen, wo ich wohnte, und rief meinen Gaſtwirth, ebenfalls ein Prieſter, hinaus mit den Worten: „Komm mit mir, ſchnell, denn Tang-a ſtirbt.“ Wir eilten nach dem nahen Hauſe, wo der Kranke wohnte, fanden aber daß der Herr des Schreckens ſchon vor uns ſich eingefunden hatte, denn der Prieſter war todt. Inzwiſchen hatten ſich etwa ein Dutzend Perſonen geſammelt, die alle aufmerkſam das Geſicht des Todten betrachteten. Nach einigen Minuten wurde Befehl gegeben, die Leiche zu waſchen und anzukleiden, und ſie von dem Bett nach einem kleinen Zimmer mit offener Vorderſeite zu ſchaffen, welches auf der entgegengeſetzten Seite des kleinen Hofs lag. Moskitovorhänge wurden um das Bett herumgehängt, auf dem der Todte lag, eine Lampe und mehrere Lichter angezündet, ſowie einige Stücke Räucherwerk, und dieſe Tag und Nacht brennend erhalten. Drei Tage lang lag ſo die Leiche auf dem Paradebett, während welcher Zeit in beſtimmten Zwiſchenräumen vier oder fünf Prieſter in gelben Gewändern ihre

eigenthümlichen Lieder ſangen. Am dritten Tag ſagte man mir, der Sarg ſey bereit, und als ich den Wunſch zu erkennen gab, ihn zu ſehen, führte man mich in einen anſtoßenden Tempel. „Sind zwei Prieſter geſtorben?“ fragte ich, als ich zwei Särge an demſelben Platze ſah. „Nein,“ erwiederte einer, „dieſer zweite Sarg iſt für den Prieſter, welcher bei dem Verſtorbenen lebte, und wird hier bleiben, bis man ſeiner bedarf.“

Am Abend des Tags, als ich von meinen Ausflügen zwiſchen den Bergen zurückkehrte, ging ich abermals hin, um zu ſehen, was vorgehe, und nun bot ſich mir eine ganz verſchiedene Scene dar. Hier muß ich aber zuvor die Form des Gebäudes beſchreiben, damit man dieß Schauſpiel deſto beſſer verſtehe. Das kliene Haus oder der Tempel beſtand aus einem Mittelbau und zwei Flügeln, die in rechtem Winkel gebaut waren, und mit dem Mittelbau drei Seiten eines Vierecks bildeten; eine hohe Mauer verband die beiden Flügel, und ſo wurde ein ſehr kleiner Hof oder chineſiſcher Garten gebildet. Ein viereckiger Tiſch wurde innen in dem Mittelbau aufgeſtellt, einer vor demſelben, und vor jedem der beiden Flügel wieder einer. Jeder dieſer Tiſche war mit Speiſen beſetzt, als Reis, Gemüſe, Früchten, Kuchen und andern Leckereien, ſämmtlich aus dem Pflanzenreich, und als Opfer für Buddha beſtimmt. Dieß Opfer unterſcheidet ſich von andern, die ich häufig auf öffentlichen Straßen und in Privathäuſern ſah, dadurch daß auf allen den Schüſſeln keine animaliſche Speiſe ſich findet. Die buddhiſtiſche Prieſterſchaft verabſcheut es, thieriſches Leben zu zerſtören und thieriſche Speiſe zu genießen. An zwei Schnüren, die quer über den Hof ausgeſpannt waren, von dem mittlern Tempel bis zu den Enden der Frontmauer, hingen zahlreiche aus Papier nach chineſiſcher Form geſchnittene Kleider, und auf dem Boden lag eine große Menge Papier in der Form und Farbe des gewöhnlich umlaufenden Spree-Silbers. Die Kleider und das Silber gelten als Opfer für Buddha, und waren jedenfalls ein wohlfeiles Mittel, werthvolle Geſchenke zu machen. Ein rohgemaltes Bild Buddha's hing in der Mitte des Hofs, vor welchem Weihrauch brannte, und vollendete nebſt vielen andern bedeutenden Gegenſtänden das Bild, das ſich meinem Blick darbot. „Iſt das nicht ſehr ſchön?“ ſagte einer der Prieſter zu mir, „habt Ihr irgend Darſtellungen dieſer Art in Eurem Lande? Ihr müßt am Abend herkommen, wenn Alles mit Lichtern erhellt iſt, wo das Schauſpiel großartiger und impoſanter ſeyn wird.“ Ich verſprach am Abend zurückzukehren, und nahm inzwiſchen Abſchied.

Gegen 8 Uhr Abends kam ein alter Prieſter um mir zu ſagen, daß alles angezündet ſey, daß die Ceremonien beginnen würden, und bat mich freundlich ihn zu begleiten. Bei unſerm Eintritt flammte der ganze Hof von dem Licht vieler Kerzen, die Luft war mit Weihrauch angefüllt, und das Schauſpiel machte wirklich einen außerordentlichen und imponirenden Eindruck. Ein Prieſter in einem reichen Scharlachkleid, mit einer Art von Sternenkrone auf dem Kopfe, und ein anderer von geringerem Rang gingen im Hofe auf und ab, und verbeugten ſich langſam vor den Bildern der Götter. Endlich betraten ſie den Mittelbau und nahmen Platz an zwei Tiſchen. Der Hoheprieſter, wenn ich ihn ſo nennen darf, nahm den obern Theil des Zimmers ein, und ſein Stuhl und Tiſch ſtanden auf einem höhern Boden als die andern, welche genau vor ihm ſaßen. Ein Diener ſetzte jetzt eine Schale mit Thee vor jeden, und der Gottesdienſt begann. Der Hoheprieſter ſprach ein Paar Sätze in einem halb ſingenden Tone, und machte dabei viele Bewegungen mit den Fingern, indem er eine Menge Reiskörner auf den Tiſch vor ſich hinſetzte. Zwei kleine in tiefe Trauer (weiß) gekleidete Knaben warfen ſich oftmals vor dem Tiſch, an dem der Hoheprieſter ſaß, nieder, und in ſeltſamem Contraſt zu dieſer ſcheinbaren Andacht ſaß eine Menge Chineſen rauchend auf beiden Seiten und ſahen zu, als wäre es ein Schauſpiel oder ſonſtige Unterhaltung. Die andern Prieſter hatten ſich jetzt dem Singen, das manchmal ſehr langſam, manchmal raſch und laut, aber im allgemeinen melancholiſch war, wie alle chineſiſche Muſik, angeſchloſſen.

Ein Prieſter, der neben mir ſaß, flüſterte mir nun ins Ohr: Buddha ſelbſt werde jetzt erſcheinen. „Ihr werdet ihn nicht ſehen, noch ich, noch irgend jemand hier, außer der hohe Prieſter im Scharlachgewand, mit der ſternenförmigen Krone auf dem Kopfe; dieſer wird ihn ſehen.“ Außerhalb wurden jetzt drei Raketen abgefeuert, und alles ward plötzlich todtenſtill, man hätte eine Nadel auf den Boden fallen hören können. Der Prieſter neben mir flüſterte jetzt: „Buddha kommt!“ — „Werft Euch nieder! ah! nimmt Eure Mützen ab“, ſagte einer der ſchon erwähnten jungen weißgekleideten Prieſter. Die Knaben nahmen ſogleich ihre kleinen weißen Mützen ab, und beugten ſich tief hinab auf die Strohkiſſen vor den verſchiedenen Altären, und ſchlugen mit den Köpfen wiederholt auf den Boden. In dieſem Augenblick war das Schauſpiel eines der ſeltſamſten, die ich je geſehen, und obwohl ich wußte, daß es nichts als Täuſchung und Götzendienerei ſey, ſo muß ich doch geſtehen, daß die Scene einen faſt abergläubiſchen Eindruck auf mich machte. „Und iſt Buddha noch hier unter uns?“ fragte ich den Prieſter zu meiner Seite. „Allerdings“, erwiederte er, „der Hoheprieſter ſieht ihn, obgleich er ſonſt für niemand ſichtbar iſt.“ So blieb die Sache eine oder zwei Minuten lang, dann begann der Führer der Ceremonien abermals in dem ſchon erwähnten gedehnten Tone zu ſingen, verſchiedene Kreisbewegungen mit den Händen zu machen, die Reiskörner zu ſetzen und wieder zu entfernen, und die andern fielen ein, wie vorher. Mein alter Freund, der Prieſter, der mich hergebracht hatte, um mich dieſe Ceremonien ſehen zu laſſen, erſchien jetzt wieder, und ſagte mir, ich hätte nun alles geſehen was zu ſehen der Mühe werth ſey, der Gottesdienſt ſey jetzt nahezu vorüber, es ſey ſehr ſpät und Zeit nach Hauſe zu gehen. Auf dem Wege nach unſerer Wohnung benachrichtigte er mich, die Leichenbeſtattung werde am nächſten Morgen unmittelbar vor Sonnenaufgang ſtattfinden, und wenn ich dabei zu ſeyn wünſche, ſo wolle er mich zur geeigneten Zeit abrufen.

Früh im Zwielicht des nächſten Morgens, noch ehe die Sonnenſtrahlen die Gipfel der höchſten Berge gefärbt hatten, wurde ich durch den Knall von abgebranntem Feuerwerk geweckt. Ich kleidete mich ſchnell an und eilte nach dem Hauſe, wo am verhergehenden Abend die Scene aufgeführt worden war, und befand mich unter den letzten der Herbeigekommenen. Ein Blick in den Hof überzeugte mich, daß die Opfer gänzlich beſeitigt ſeyen, die Tiſche waren leer, und nicht das geringſte Stück war mehr übrig; es ſchien als ob die Götter mit ihrem Mahle zufrieden geweſen ſeyen. Die (Formen von) Silberſtangen und die zahlreichen buntbemalten Kleider, welche als Opfer dargebracht worden waren, glimmten noch,

vom heiligen Feuer verzehrt, in einer Ecke des Hofes. Als der Trauerzug langſam längs dem bedeckten Wege an dem Tempel hinzog, erſcholl die große Glocke in langſamen, gemeſſenen Tönen, Raketen wurden hie und da abgefeuert und zahlreiche Prieſter ſchloſſen ſich im Fortgange des Zugs an. Als derſelbe den letzten Tempel der Reihe erreicht hatte, wurde die Leiche auf zwei Stühlen vor einem der mächtigen Bilder niedergelegt, und recht in chineſiſcher Weiſe ging alles, ehe man weiter ſchritt, zum Frühſtück nach Hauſe. Nachdem dieß wichtige Geſchäft abgethan, vereinigte ſich alles wieder im Tempel, und ein kurzer Gottesdienſt wurde abgehalten, während die Träger emſig die Stricke richteten, an denen ſie den Sarg trugen. Als alles fertig war, gingen zwei Leute zum Tempel hinaus, und feuerten drei Raketen ab, worauf der Zug aufbrach. Zuerſt kamen zwei Knaben, welche kleine Fahnen auf Bambusſtangen trugen, dann kamen zwei Leute, welche auf eherne Gongs ſchlugen, dann der vornehmſte Trauer, weiß gekleidet; er trug auf einem kleinen Tiſche zwei brennende Leuchter, etwas Weihrauch und die Gedenktafel. Nach dem Haupttraurer kam der Sarg, gefolgt von den jungen Prieſtern des Hauſes, zu dem der Todte gehört hatte, ebenfalls weiß gekleidet, dann die Diener, und zuletzt von allen eine lange Reihe von Prieſtern.

Ich ſtand auf der einen Seite des Sees, dem Tempel gegenüber, um den Zug, während er ſich auf der andern Seite herumwand, deſto beſſer zu überſehen. Es war ein ſchöner Octobermorgen, die Sonne blickte jetzt über die Berge im Oſten hinter dem Kloſter hervor, und ergoß einen Strom von Licht über Waſſer, Gebüſch und Bäume, während jedes Blatt von Thautropfen glänzte. Unter ſolchen Umſtänden machte die lange, ſonderbare Proceſſion einen höchſt impoſanten Eindruck. Die Knaben mit ihren Fahnen, der vornehmſte Trauer, der langſam mit ſeinen brennenden Kerzen im hellen Tageslicht heranſchritt, die lange Linie von Prieſtern mit ihren raſirten Köpfen und fliegenden Gewändern, der See vorn und die von Bäumen und Büſchen bedeckten Hügel dahinten, alles bot ſich zu gleicher Zeit meinem Blick dar. Als wir über eine von dem Tempel etwas entfernte Brücke zogen, kam ein zu der Familie des Verſtorbenen gehöriger Mann mit einem Korb voll Kaſch (kleinen Münzen) und bot einer Menge der im Trauerzug Befindlichen davon an, was ſie mit anſcheinendem Widerſtreben annahmen. Die meiſten Prieſter folgten dem Sarg nur eine kurze Strecke vom Tempel, aber der vornehmſte Trauer, die nähern Freunde und Diener folgten mit einer Muſikbande der Leiche bis zu ihrem letzten Ruheplatz. Dieſer war an dem Fuße eines reich bewaldeten Hügels an einer ſchönen, abgelegenen Stelle ausgeſucht, und hier ließ man den Sarg ohne andere Ceremonien, als das Abfeuern einiger Raketen, auf dem Boden ſtehen, wo er bei einer ſpätern Gelegenheit übertragt werden ſollte.

Ueber die neueſten Ausgrabungen Mariette's um den großen Sphinx von Dſchizeh.

(Nach E. de Rougé. Athen. Franç. 28 Jan.)

In der franzöſiſchen Akademie haben die Nachrichten dieſer neuen Ausgrabungen großes Aufſehen gemacht; der Gedanke dazu wurde erweckt durch eine neuere Schrift des engliſchen Alterthumsforſchers Birch, der in den Papieren Caviglia's einen Plan aufgefunden hatte, aus dem hervorzugehen ſchien, daß die Nachgrabungen dieſes Alterthumsforſchers in früherer Zeit ſchon Kammern zu Tage gefördert haben, die jetzt wieder mit Sande bedeckt ſind, und an eine Mauer zu ſtoßen ſcheinen, welche dem Denkmal als Einſchließung diente. Dieſe Kammern ſollen mit Sculpturen geſchmückt geweſen ſeyn, auf welche Caviglia vielleicht nicht achtete, deren Inſchriften aber jetzt vielleicht dienen könnten, Auskunft zu geben über die Zeit, wo dieſer koloſſale Sphinx ausgehauen wurde.

Dieſe Vermuthungen waren völlig gegründet. Der Herzog von Luynes, deſſen archäologiſche Einſichten bekannt, ſchlug Herrn Mariette vor, für einige Zeit die zur Aufgrabung des Serapeums eingeleiteten Arbeiten aufzugeben und verſprach die Koſten der neuen Forſchung zu tragen. Hr. Mariette hat noch keinen umſtändlichen Bericht darüber erſtattet, einige Auszüge aus ſeiner Correſpondenz werden aber eine Einſicht in das bisher Erreichte geben. „Der Hauptzweck meines Auftrags," ſchreibt er im erſten Brief, „ging dahin, zwei oder drei kleine, in den Felſen nordweſtlich von dem Sphinx ausgehauene Kammern aufzuſuchen, welche Caviglia ſchon im J. 1816 entdeckt hatte. Die Vorderſeite einer dieſer kleinen Kammern war mit Hieroglyphen geſchmückt, und da alles vermuthen ließ, daß dieſe Inſchriften auf den Sphinx Bezug hätten, ſo beauftragte mich der Herzog von Luynes ſie wieder aufzufinden und zu copiren, in der Hoffnung, daß ihr Inhalt dazu dienen würde, einen Theil des Schleiers zu lüften, der noch immer dieß ſtaunenswerthe Denkmal einhüllt, das man nicht müde wird zu bewundern, ſelbſt nachdem man die Pyramiden betrachtet hat.

„Nach den Maaßen Caviglia's glaubte ich dieſe Kammern ſeyen unter den ungeheuren Sandhügeln vergraben und erhalten, welche die nach und nach um den Sphinx her unternommenen Arbeiten im Norden deſſelben aufgehäuft hatten, bald aber überzeugte ich mich, daß dieſe Kammern dieſelben ſeyen, welche ich ſchon lange kannte, welche auf dem Plane der HH. Wilkinſon und Lepſius verzeichnet ſind, und welche gewöhnlich von den Engländern bewohnt werden, die eine Nacht bei den Pyramiden zubringen. Damit iſt ſchon hinreichend geſagt, daß die Inſchriften verſchwunden ſind. Die erſte dieſer Kammern iſt die, welche das Werkchen des Hrn. Birch bezeichnet. Nach den Angaben einiger unſerer alten Arbeiter, die ſchon mit Caviglia ſelbſt gearbeitet haben, wurde die vordere Façade zur Zeit der Entdeckung weggenommen, und ſie befindet ſich vielleicht jetzt im brittiſchen Muſeum. Bezüglich der zweiten Kammer haben die Spuren von Kalk an den Felswänden bewieſen, daß ſie ehemals eine Verkleidung hatte; jetzt bieten dieſe zwei Kammern kein Intereſſe mehr dar. Ich mußte nun trotz der Schwierigkeiten an den Sphinx ſelbſt mich machen, denn rings um dieß Denkmal her iſt der Boden auf eine unglaubliche Weiſe umgewühlt worden: hier ſind nicht bloß Sandhügel, ſondern Sand-

berge. Bei meiner Ankunft war der Sphinx bis an den Hals in Sand eingehüllt und Trümmer bedeckten den ganzen Rücken. Ich ſuchte mir nun vorerſt über die Einſchließungsmauer Sicherheit zu verſchaffen: hinten am Sphinx ſind die Mauern vollſtändig erhalten, aber die ſchon auf Caviglia's Plan verzeichnete Mauer im SW konnte ich nicht gehörig ausfindig machen. Ich ſah nichts als verworrene Maſſen von Backſteinen, die durch das Regenwaſſer zuſammengebacken waren. Die Einſchließungsmauer iſt dagegen völlig ſicher auf ihrem ganzen Umkreis, im W wie im S des Sphinx, und ich habe ſie hinreichend bloß gelegt, daß Reiſende, die jetzt kommen, ſich mit eigenen Augen von ihrem Daſeyn überzeugen können. Indem ich der ſüdlichen Mauer Schritt vor Schritt folgte, ſtieß ich auf die andere Mauer, die nach den Angaben auf meinem Plan aus Steinen aufgeführt ſeyn ſoll, ich konnte ſie aber nicht näher erforſchen, da mein Zweck war, den Sphinx ſelbſt näher zu unterſuchen.

„Ich begann nun die Privatwohnungen im NO der großen Einſchließungsmauer aufzuräumen, Wohnungen, die in der griechiſchen Zeit aus Backſteinen aufgeführt wurden, und ſo befand ich mich endlich an dem Sphinx. Ich wußte damals nicht, daß trotz der Angaben Caviglia's die Südſeite des Denkmals noch ganz unberührt iſt, und machte mich zuerſt an die Nordſeite. War die Sphinx ein Grabmal, ſo mußte aus denſelben Gründen, weßhalb die Galerien der Pyramiden gegen Norden auslaufen, der Eingang der Sphinx auf derſelben Seite geſucht werden. Die Arbeiten dauerten 19 Tage und 19 Nächte, denn erſt in einer Tiefe von 62 Fuß unter dem Boden ſtieß ich auf das breite Pflaſter am Fuße des Denkmals. Die Ergebniſſe dieſer Forſchungen ſind folgende:

1) Der Sphinx hat trotz der ägyptiſchen Darſtellungen dieſes Denkmals, die ihn uns als auf einem Säulenſtuhl ruhend zeigen, kein Piedeſtal.

2) Ich kann nach Unterſuchung der Oertlichkeit unmöglich annehmen, daß der Sphinx die urſprüngliche Höhe der Hochfläche auf der er ruht, anzeige, denn dieſe Hochfläche wurde nie ausgehauen. Der Sphinx iſt ein natürlicher Fels, ein Geſchenk der Natur, wie die falſche Pyramide von Illahun und einige andere Denkmale. Der Meißel hat nie etwas anderes daran berührt, als den Kopf, der mit einer unendlichen Kunſt ausgehauen iſt. Darauf deuten auch die griechiſchen Inſchriften hin, die man in der Umgebung findet, und in denen es heißt, daß die Götter ſeinen Leib gebildet hätten. Aber die Natur hat keinen vollſtändigen Sphinx geſchaffen; er war vielmehr gleichſam nur roh zugehauen und wie auf die Ferne berechnet; die Aegyptier haben dieſem Mangel abgeholfen durch zwei Schichten von Mauerwerk; die erſte, die am Felſen aufliegt, iſt beſtimmt die bedeutenden Löcher zu ſtopfen, welche der Stein darbot. Dieſe Löcher ſind zahlreich: ich fand eins am Anfang des Schenkels, in das ich mit mehrern Leuten eindrang. Wahrſcheinlich hat Pater Vanſleb dieß für eine Grabkammer genommen. Die zweite Schichte von Mauerwerk beſteht aus ganz kleinen Steinen. Dieß iſt die Arbeit eines Künſtlers, denn vermittelſt dieſes Mauerwerks heben ſich die Formen des Sphinx mit einer Anmuth und Großartigkeit, über die man mit jedem Tag mehr ſtaunt. Der Sphinx iſt alſo eigentlich auf einem Felſenkern gebaut; die urſprünglichen Mauern beſtehen noch auf der ganzen Nordſeite, und ich zweifle nicht, daß in einer von Letronne herausgegebenen Inſchrift von der Wiederherſtellung dieſer Mauer die Rede iſt.

3) Der um den großen Sphinx her aufgehäufte Sand konnte nie durch die Winde hergebracht werden, ſondern er iſt durch Menſchenhände hergeſchafft und hart genug, daß ich Stufen einhauen konnte. Eine harte Sandſchichte wechſelt regelmäßig mit einer etwa einen Fuß hohen Schichte kleiner Steine. Es iſt alſo gewiß, daß in einer unbekannten Zeit das Denkmal vergraben war.

4) Ueber dieſen künſtlichen Schichten erheben ſich die Sandaufwürfe der frühern Ausgrabungen; ich fand hier zwei Bruchſtücke einer an den Sphinx gerichteten Votivtafel. Er iſt hier dargeſtellt liegend auf einem Altar, den Kopf geſchmückt mit einer großen Sonnenſcheibe, wodurch die Art von Kopfputz, die in dem oben auf dem Kopfe des Sphinx befindlichen Loche angebracht iſt, beſtimmt wird. Er heißt gewöhnlich „Horus am Horizont.“ Der Sphinx war alſo ein Gott, und man betete ihn als ſolchen an, oder vielmehr, dieſe Statue, aus der ein Spiel der Natur einen liegenden Löwen mit einem Menſchenkopf gemacht hatte, galt als das Bild der Sonne, die unter dieſer Geſtalt im ägyptiſchen Pantheon perſonificirt war. Allerdings iſt von der untergehenden Sonne die Rede, und es iſt merkwürdig, daß die Araber ſelbſt den Sphinx von Zeit zu Zeit, wenn ihre Erinnerungen aufwachen, „saba el lail“, den Löwen der Nacht, nennen. Sie bezeichnen den Ort, wo er ſich erhebt, als eine Felſeninſel.

5) Die Länge des Sphinx, von der Spitze der Tatzen bis zur Schwanzwurzel beträgt 57,55 Metres, d. h. 172′ 6″. Caviglia gibt ihm nur 143.

6) Da das Mauerwerk wegen der Curven, und namentlich wegen der des Bauchs bedeutend überhängt, hat man gegen die Mitte des Körpers ein Wiederlager aus ſehr dicken Steinen erbaut, die auf dem Boden ruhen. Es iſt ein Würfel von zwei Metres Höhe, der gegen den Bauch ſelbſt anliegt. Ich habe ermittelt, daß auf der ganzen Länge des Bauchs kein Eingang nach unterirdiſchen Kammern vorhanden iſt. Das iſt eine in Bezug auf die Nordſeite des Denkmals jetzt gewiſſe Thatſache.

„Ich hatte noch etwas Geld und benützte es, um aufs neue die Tatzen zu unterſuchen, deren Pflaſterung Caviglia kaum unterſucht hatte. In einigen Tagen war der zwiſchen den Tatzen liegende Tempel ſo wie der vorhergehende Dromos aufgeräumt und genau unterſucht. Ich nahm eine gute Abſchrift der Stele von Thotmes IV, und machte drei Abdrücke. Ich habe ermittelt, daß dieſer Stein, ſo wie die beiden Stelen des Tempels von Ramſes II, nicht auf ihrem urſprünglichen Platz iſt.

„Vor dem Sphinx beſteht ein gepflaſterter Dromos (Gang), der auf der Nordſeite in der Verlängerungslinie des Sphinx ſich endet, im Süden geht er über dieſe Verlängerungslinie hinaus. Wohin führt dieſer gepflaſterte Weg? An die große, von mir entdeckte Einſchließungsmauer und, wie man auf meinem Plane ſehen wird, nach dem einzigen Thore, das den Zutritt in dieſe Einſchließungsmauer öffnet. Hier iſt der eigentliche Tempel des Sphinx mitten in den cyklopiſchen Mauern, wovon allein die Könige, welche die Pyramiden erbauten, das Muſter gegeben haben. Berge von Sand füllten den Raum an, ſo daß die Einſchließungsmauer bis jetzt vor aller Augen verborgen war. Ich ſtieß auf das Pflaſter mit Steinplatten etwa 24 Fuß unter dem Gipfel der Mauern,

aber das einzige Thor, das ich kenne, liegt noch tiefer als dieſe 24', konnte alſo nur in unterirdiſche Kammern unter dem Pflaſter führen. Nachdem man durchs Thor eingetreten iſt, verfolgt man einen 18' hohen und 7' breiten Gang, der ſich in ſanftem Abhang unter die Einſchließungsmauer ſenkt. Bald öffnet ſich rechts ein kleinerer zweiter Gang, der nach einer Kammer führt. Ihm gegenüber liegt links ein dritter Gang aufwärts und führt an die freie Luft auf die Höhe des Pflaſters. Die große Galerie geht aber immer abwärts fort, und wir haben ſie in eine große Tiefe verfolgt, ohne zu wiſſen wohin ſie führt.

„Wahrhaft bewundernswürdig iſt die Wahl und Verwendung der Materialien, aus denen der Tempel erbaut iſt. Das große Thor beſteht ganz aus Blöcken von roſenfarbenem Granit. Der große Gang ſelbſt iſt trotz ſeiner 18' Höhe von einem Ende zum andern aus Granit aufgeführt, und man geht auf einem Pflaſter von Platten des ſchönen Alabaſters, womit die Pharaonen nicht ſehr verſchwenderiſch umgingen. In der kleinen ſüdlichen Kammer und dem aufſteigenden nördlichen Gang ſind Pflaſterung und Decke aus Granit, während die Mauern aus Alabaſter ſind. Ich war aufs höchſte erſtaunt: die Einfachheit des Styls erregt Bewunderung, und man wird geblendet von dem Glanze des Alabaſters, in welchem die Kerzen ſich ſpiegeln. Bis jetzt habe ich meine Entdeckungen nicht weiter fortgeſetzt."

In einem zweiten Briefe berichtet Hr. Mariette von dem Ergebniß ſeiner Forſchungen in den unterirdiſchen Kammern. Er hat eine ganze Menge von Kammern und Gängen, ſämmtlich aus Granit und Alabaſter, aufgefunden. Allerwärts herrſcht die wunderbare Verwendung großer polirter Blöcke, dieß eigenthümliche Kennzeichen des innern Baues der großen Pyramiden, und namentlich des ſtaunenswerthen abwärts geneigten Ganges in der großen Pyramide des Suphis. Leider herrſcht aber auch überall derſelbe Mangel an Inſchriften und Basreliefs. Man kann alſo keine beſtimmte Aufklärung über den Erbauer dieſes Denkmals erwarten, als durch irgend eine ſpecielle Inſchrift oder ein ſpäteres Denkmal, das der Zufall der Nachgrabungen zu Tage fördern könnte. So wurden die erſten ſichern Nachrichten über den Sphinx ſelbſt der Wiſſenſchaft gewonnen durch die verſchiedenen Anrufungen, welche mehrere ägyptiſche Könige auf Votivpfeilern neben dem Sphinx oder innerhalb ſeiner Einſchließungsmauer eingraben ließen. Der älteſte dieſer Votivpfeiler (Stelen) trägt das Datum des 9. Athyr aus dem erſten Regierungsjahr Thotmes IV. Oben iſt der König dargeſtellt ſtehend an dem Sphinx, dem er Weihrauch opfert und die Libation darbringt. Der Sphinx liegt auf einem hohen Säulenſtuhl, der mit den dem architektoniſchen Styl der erſten Dynaſtien eigenen Zierrathen geſchmückt iſt, die zur Zeit Thotmes IV nicht mehr üblich waren. Die verſchiedenen Namen, die auf dem Votivpfeiler dem Sphinx gegeben werden, ſind die gewöhnlichen Namen des Sonnengottes, und laſſen keinen Zweifel darüber, was der Sphinx für die Aegyptier war. Der ſolchergeſtalt mit der Sonne in ihren hauptſächlichſten Perſonificationen gleichgeſtellte Sphinx wird von dem König Thotmes angebetet. Der zweite Theil der Inſchrift, bei weitem der wichtigſte, iſt leider ſehr verſtümmelt, doch iſt darin die Rede des Gottes an den König noch ziemlich erhalten. Eine beſonders koſtbare Mittheilung iſt in der dreizehnten Linie enthalten, von der nur ein Bruchſtück übrig iſt. Man ſieht hier den Reſt eines Königsrahmens, den man nach einer von Lepſius herausgegebenen Tafel nur dem König Schafra zuſchreiben kann, dann unterſcheidet man noch die Worte „gemacht das Bild von Tum, Har-em-aſchu," [1] d. h. des Sphinx. Wenn man ſich erinnert, daß der Sphinx in einer beſtimmten Verbindung mit der zweiten Pyramide ſteht, die man dem König Schafra oder Chefren zuſchreibt, ſo kann man nicht zweifeln, daß dieſe leider verſtümmelte Linie ausdrücklich erwähnt, daß König Schafra den Sphinx herſtellen ließ. Thotmes IV hatte ohne Zweifel einige Ausbeſſerungen oder Verſchönerungen am Tempel vorgenommen. So nennt Philippus, der das Heiligthum von Karnak wieder hergeſtellt hatte, in ſeiner Widmung Thotmes III als den Erbauer dieſes verehrten Heiligthums.

Mariette legt beſondern Nachdruck auf die Vollendung in der Behauung und Einfügung der großen Granitblöcke in dem von ihm entdeckten unterirdiſchen Tempel. Auch dieß iſt, wie die Anwendung der gegeneinander gekehrten Lotusblätter als Zierrath, ein eigenthümlicher Zug der Gänge in der großen Pyramide. Man muß ſtaunen über die Vollendung, zu der die Architektur in dieſer Beziehung ſchon ſeit der vierten Dynaſtie gelangt war. Die in Form von Gebäuden ausgehauenen Sarkophage zeigen gleichfalls eine einfache und zierliche Ausſchmückung, wo alles in vollkommener Harmonie iſt. Wir wiſſen von keinem einzigen Tempel, den man in dieß hohe Alter hinaufführen kann, und wenn die Nachgrabungen am großen Sphinx uns eine Probe davon zurückgeben können, ſo leiſtet Hr. Mariette der Archäologie einen eben ſo ausgezeichneten Dienſt, als durch die Entdeckung der unterirdiſchen Gänge des Serapeums.

Einiges über Auswanderung nach Braſilien.

Wir haben ſeit Anfang dieſes Jahres bereits mehrere Zuſendungen über die Angelegenheit der Auswanderung nach Braſilien erhalten, von denen wir vorerſt höflichkeitshalber Meldung thun müſſen, ohne für jetzt näher auf die Sache einzugehen. In der That, wir wiſſen eigentlich nicht recht, wie wir zu der Ehre dieſer Zuſendungen kommen, da wir im vorigen Jahre uns wiederholt ganz entſchieden gegen jede Auswanderung nach Braſilien, außer allenfalls nach San Leopoldo, wo man ſich der Gewaltthätigkeiten und des Uebelwollens der braſilianiſchen Regierung und Behörden erwehren kann, ausgeſprochen haben, hauptſächlich aus dem Grunde, weil die braſilianiſche Regierung, oder richtiger geſagt die großen Fazendeiros, die ſie beherrſchen, nur auf Sklavenarbeit ausgehen. Das iſt unſere aus den bisherigen Nachrichten geſchöpfte Anſicht, und wenn wir ſie jetzt nicht umſtändlicher begründen, ſo liegt die Urſache darin, daß uns noch einige verſprochene Mittheilungen feh-

[1] Tum oder Atmu iſt die untergehende Sonne, Har-em-aſchu bedeutet der „Gott am Horizont."

len, um den ſehr innigen Zuſammenhang zwiſchen der innern Sklavenpolitik und der äußern gegen die argentiniſchen Provinzen beobachteten nachzuweiſen; einiges, namentlich eine Publication des Intendanten von Porto Alegre, konnten wir ſchon im vorigen Jahre mittheilen, nähern Mittheilungen ſehen wir aber noch entgegen. Iſt es zu beweiſen, daß Braſiliens äußere Politik, trotz den neuerlichen officiellen Aeußerungen, auf Erhaltung der Sklaverei und ſelbſt des Sklavenhandels berechnet iſt, dann bedarf es keines Beweiſes mehr, daß die Abſichten im Innern auf dasſelbe hinausgehen, und daß eine Auswanderung in ſolche Länder keineswegs rathſam iſt. Es kann unter dieſen Umſtänden nur ein ungläubiges Lächeln erwecken, wenn eine in Coloniſation „machende“ kleine Schweizer Zeitung „der Coloniſt“ (ſ. Nr. 3 vom 20 Jan. d. J.) uns glauben machen will, der Kaiſer von Braſilien habe die Angebote mehrerer engliſchen Häuſer, den Fazendeiros chineſiſche Landarbeiter bis zu 20,000 jährlich zu liefern, aus dem humaniſtiſchen Grunde zurückgewieſen, weil es ihm „um den Aufſchwung und die Kräftigung der freien Arbeit“ zu thun ſey. Ohne dem „erleuchteten braſilianiſchen Herrſcher“, resp. der braſilianiſchen Regierung, im mindeſten zu nahe treten zu wollen, glauben wir von der ganzen Geſchichte kein Wort: denn gewiß ſind ſolche Anerbietungen nicht geſtellt worden, da es den Engländern in Guiana, Trinidad und Jamaica noch ſelbſt an ſolchen Arbeitern fehlt, und auch die Spanier angefangen haben, ſolche in Cuba einzuführen. Die braſilianiſche Regierung wird ſonach wohl ſchwerlich in dem Fall geweſen ſeyn, ihre „erleuchteten humaniſtiſchen Anſichten“ in ſolcher Weiſe zur Schau zu tragen.

Zu dieſer Anſicht ſind wir um ſo mehr berechtigt, wenn wir eine Zuſendung betrachten, die uns von Robert Melly et Cie. in Genf geworden iſt. Dieß Haus hat ſich an die Spitze einer neuen ſchweizeriſchen und deutſchen Coloniſationsgeſellſchaft geſtellt, welche eine Colonie an der Halbinſel Superaguhy, an der Einfahrt der Bay von Paranagua (etwa unter 25° 30′ S. B.) begründen will. Dem Wunſch, eine Art Aufforderung zur Auswanderung nach Braſilien in unſer Blatt einzurücken, können wir begreiflicherweiſe nicht entſprechen, da es einestheils mit dem Zweck unſeres Blattes, anderntheils mit unſerer eigenen Ueberzeugung gar nicht übereinſtimmt. Dagegen wollen wir auch die „Grundlagen eines Vertrags mit dem Coloniſten, der eine Schuld contrahirt, um ſich auf Superaguhy niederzulaſſen“, keiner nähern Kritik unterwerfen, ſo manche Blößen uns dieſelbe auch zu bieten ſcheint. Indeß müſſen wir doch einer Stelle aus dem Begleitſchreiben erwähnen, wo offen zugeſtanden wird, daß die Grundlagen des Vereins noch nicht von der braſilianiſchen Regierung angenommen ſind, und daß ſie erſt „auf andere Wege gebracht werden ſoll.“ Das ſieht keineswegs ſehr ermunternd aus, und was von „preußiſchen und portugieſiſchen Cabalen“ geſagt iſt, die ſich der Auswanderung nach Braſilien widerſetzen, noch viel weniger, wenigſtens hat die preußiſche Regierung unſeres Wiſſens nichts gethan, als vor unbeſonnener Auswanderung gewarnt, und einigen braſilianiſchen Werbern oder richtiger Seelenverkäufern das Handwerk gelegt.

Endlich ſind uns auch lithographirte Mittheilungen über die Colonie Dona Franciſca zugekommen, die indeß bereits großentheils in der „Hamburger Zeitung für deutſche Auswanderungs- und Coloniſationsangelegenheiten“ (Nr. 4.) abgedruckt ſind. Sie lauten leider etwas gar zu roſig, als daß wir ihnen unbedingten Glauben beimeſſen könnten. Was wir namentlich vermiſſen, ſind beſtimmte Angaben über die Zahl der Coloniſten und über Sterbfälle. Die eifrigen Vorſprecher dieſer Colonie, deren Gedeihen wir indeß keineswegs geradezu beſtreiten wollen, obgleich das Klima unter 26° 50′ für nordiſche Conſtitutionen mannichfach ungünſtig ſeyn möchte, würden in ihrem eigenen Intereſſe beſſer thun, auch die Schattenſeiten nicht zu verſchweigen. Aus andern Nachrichten wiſſen wir, daß die Sterblichkeit in der erſten Hälfte des vorigen Jahrs nicht ganz gering war. Daß die Colonie eher Ausſicht hat fortzukommen, als die Arbeiter auf den Plantagen mit den Parceria-Verträgen, möchte unzweifelhaft ſeyn; daß aber die Hamburger Auswanderungszeitung auch dieſen Parceria-Verträgen ſo eifrig das Wort redet, iſt eben kein ſonderlich günſtiges Zeichen für ihre beſondern Schützlinge, die Colonien auf den Gütern des Prinzen von Joinville. Indeß können wir ein günſtigeres Zeichen für dieſe Colonie aus einem beſondern Umſtand ableiten. Es zeigt ſich bereits, wie aus einigen an uns gelangten Briefen hervorgeht, eine Eiferſucht zwiſchen den verſchiedenen Coloniſationsgeſellſchaften, die nur günſtig auf die Behandlung der Auswanderer einwirken kann.

Was wir gegen Anſiedlungen in Braſilien im allgemeinen einzuwenden haben, läßt ſich auf einige Sätze zuſammendrängen. Die Parceria-Verträge ſind in einem Lande, wo an Recht und Gerechtigkeit gegen mächtige Grundbeſitzer nicht zu denken iſt, an und für ſich verderblich, ganz abgeſehen von dem Umſtand, daß dieſe Anſiedlungen in einem für nordiſche Conſtitutionen zu warmen Gebiet gemacht werden ſollen, und daß bei ſolchen Parceria-Verträgen der arme Arbeiter unter zehn Fällen nicht einmal zum unabhängigen Grundbeſitzer wird. Der zweite Punkt iſt das Verhalten der braſilianiſchen Regierung, das man bis jetzt vergebens herauszuſtreichen ſich bemüht hat; ſolange dieſe die von ihr ſelbſt mit den braſilianiſchen Kammern berathenen und verfaßten Geſetze, die wirklich zum Vortheil einer vernünftigen Einwanderung ſind, nicht ausführt, darf man ſein Vertrauen nicht auf ſie ſetzen. In einem der an uns gelangten Briefe heißt es, „binnen zehn Jahren werde das deutſche Element zuverläſſig triumphiren, und der Fazendeiro in ſeiner Faul- und Unwiſſenheit ruinirt daſtehen.“ Wir wollen aus dieſem Satze keine andere Folgerung ziehen, als daß die Einwanderungsgeſellſchaften den mächtigſten Gegner, den ſie im Lande haben, noch nicht überwunden, und ſelbſt die Regierung noch nicht auf ihrer Seite haben, denn in demſelben Briefe heißt es: „wir Deutſche wollen die Regierung auf andere Wege bringen.“ Man hat alſo entſchieden noch mit dem Uebelwollen der braſiliſchen Regierung zu kämpfen, und da dieſe ſeit mehr als drei Jahren das bereits beſtätigte Coloniſationsgeſetz nicht ausgeführt hat, und fortwährend Ausflüchte ſucht, um es nicht anwenden zu dürfen, ſo darf man ſie mit Fug und Recht der Zweizüngigkeit und des Uebelwollens beſchuldigen, wo nicht gar einer abſichtlichen Verlockung zur Auswanderung. Das ſind noch keine ſehr roſigen Ausſichten. Daß es in Braſilien ſelbſt an hochgeſtellten Perſonen nicht fehlt, welche die Auswanderung auf beſſeren Grundlagen, als bisher, fördern wollen, iſt wahr, noch aber ſind ſie nicht durchgedrungen. So wie in Braſilien die Sachen jetzt noch ſtehen, iſt es eher zu rathen nach den Plataſtaaten auszuwandern. Von Hrn. Kerſt iſt in dieſer Beziehung kürzlich eine Schrift erſchienen, der wir demnächſt eine

beſondere Beſprechung widmen wollen. Sollte freilich eine Auswanderung nach Braſilien — verſteht ſich außerhalb der Tropen — in größerem Maaßſtab gelingen, ſo dürfte es für den deutſchen Handel und für die Auswanderer ſelbſt, welche in regerem Verkehr mit dem alten Vaterlande bleiben, förderlicher ſeyn als Anſiedlungen tiefer innen im Lande, auch bei der freieſten Flußſchifffahrt. Doch dürfte darüber, wenn man an die offenbare Feindſeligkeit der braſiliſchen Regierung und der braſiliſchen Behörden gegen Sao Leopoldo denkt, noch mancher Rübenherbſt vergehen, und die Auswanderer noch manche ſchwere Zeit durchzumachen haben.

Schilderung eines Negerkönigs.

Unſere Leſer erinnern ſich wohl der am Ende des Jahres 1851 erfolgten Einnahme der Negerſtadt Abbeokouta am Lagos-Fluß durch die Engländer. Dieſe kommen mit ihrer Küſtenbewachung in allerlei Zerwürfniſſe mit den verſchiedenen Häuptlingen, von denen die einen ſich dem engliſchen Einfluß beugen, den Sklavenhandel abſchaffen, und ſich friedlichem Verkehr hingeben wollen, während die andern den vortheilhaften Sklavenhandel fortzuſetzen beſtrebt ſind. Daß in den engliſchen Berichten die welche England widerſtreben, Uſurpatoren heißen, verſteht ſich von ſelbſt, thut aber hier nichts zur Sache. In den Times vom 21 Januar ſteht ein Schreiben von einem Commander, Namens Arthur Gardley Wilmot, der nähere und nicht unintereſſante Mittheilungen über die dortige Lage der Dinge macht. Nach der Einnahme von Abbeokouta am Ende des Jahres 1851 durch die Engländer mußte der Uſurpator Koſoko fliehen, und der rechtmäßige König Akitoye wurde wieder eingeſetzt, zeigte ſich aber bald als ein ganz unfähiger Trunkenbold. Die Engländer haben es deßhalb wiederum mit Koſoko zu thun, und über dieſen gibt nun der erwähnte Officier folgende Nachricht. „Ehe die Feindſeligkeiten im J. 1851 begannen, hatte ich zwei Unterredungen mit ihm in ſeiner eigenen Stadt, um ihm die Bedingungen des Vertrags über Abſchaffung des Sklavenhandels anzubieten. Er war dabei von ſeinen Häuptlingen und etwa 5000 Bewaffneten umgeben. Alle portugieſiſchen Sklavenhändler wohnten der Unterredung bei. Nach derſelben kehrte ich in meinem Nachen zurück, mußte aber, nachdem ich ſieben Meilen weit gerudert war, in dem Fluſſe Anker werfen, weil ein furchtbarer Tornado losbrach. Unſere Lage war nichts weniger als angenehm, da es ſich ſpäter auswies, daß Koſoko uns ein Dutzend Canoes nachgeſchickt hatte, um uns ermorden zu laſſen. Der Tornado hinderte die Ausführung, da die Finſterniß ſo groß war, daß die Leute in den Canoes uns nicht entdecken konnten; am nächſten Morgen entkamen wir. Nach der Einnahme von Lagos erfuhr ich dieß von einem der portugieſiſchen Sklavenhändler und von einigen befreundeten Häuptlingen. In derſelben Nacht mordete der Barbar einen Mann und eine Frau ſeinem Fetiſch, und die Fetiſchtrommeln lärmten die ganze Nacht, um die Mannſchaft des Harlequin ans Ufer zu locken und ſie gleichfalls zu ermorden. Das zweitemal gingen Hr. Becroft, Capitän Gardner und ich abermals nach Lagos, um den König zur Vernunft zu bringen, und blieben im Hauſe eines Sklavenhändlers, Namens Marco, bis es Sr. Majeſtät gefallen würde uns zu ſehen. Sobald der König Nachricht von unſerer Ankunft erhielt, ſchickte er nach Marco, und ſagte ihm, wenn er nicht unſere Köpfe abſchlage, oder abſchlagen laſſe, ſo wolle er (der König) ihm den Kopf abſchlagen laſſen. Umgeben von 10,000 Bewaffneten, die nur auf das Zeichen warteten, über uns herzufallen, waren wir in einer ſchlimmen Lage. Nach zweiſtündiger Angſt rettete uns die Feſtigkeit des Sklavenhändlers, der wahrſcheinlich keinen Deut ſich um unſere Köpfe gekümmert hätte, aber die Folgen fürchtete; zudem war einer der Häuptlinge uns freundlich geſinnt, und drohte ſeinem Herrn ihn mit 3000 Mann zu verlaſſen, wenn er den „weißen Mann“ berühre. Ich hatte die Freundſchaft dieſes Häuptlings bei einem frühern Beſuch gewonnen; er focht bei Lagos gegen uns, trat aber ſpäter auf meine Vorſtellungen auf Akitoye's Seite. Hätte letzterer nur irgend etwas getaugt, ſo hätte dieſer Häuptling, der ein Mann von Bedeutung iſt, ihn niemals verlaſſen, und würde nicht in dieſem Augenblick gegen den Sohn desſelben intriguiren. Ehe der König uns ſah, ſagten uns die Sklavenhändler im Vertrauen, wir ſollten auf keinen Fall etwas bei dem König eſſen oder trinken, denn er wolle uns vergiften. Als wir den König verließen, flüſterte uns dieſer zu, wir ſollten bei den Sklavenhändlern nichts eſſen oder trinken, da ſie uns zu vergiften beabſichtigten. Man kann ſich denken in welch angenehmer Lage wir waren, denn nachdem wir den Waffen und dem Gift aus des Königs Hand entgangen, ſollten wir nun gleiches von den Sklavenhändlern befahren, die uns ebenſo herzlich haßten. Wir bewachten ſie indeß genau, koſteten nur von dem, was ſie ſelbſt aßen, nahmen ein prächtiges Mahl auf Koſten unſeres Freundes Marco ein, und ſagten ihnen dann Lebewohl, feſt entſchloſſen, uns nie mehr in die Gewalt ſolcher Schurken zu begeben, außer mit einer tüchtigen Truppenmacht im Rücken. Ich kenne viele Beiſpiele, daß Koſoko Europäer, die ihr Geld von ihm allzu dringend verlangten, bei Seite ſchaffte, kann es aber hier nicht erwähnen, da der Brief zu lange würde. Als Lagos blockirt wurde, opferte man Hunderte von Männern und Weibern dem Fetiſch, um Glück gegen uns zu erringen, und auf einer Inſel, des Königs Haus gegenüber, wurde ein Mann und eine Frau lebendig gepfählt und an einer langen Stange befeſtigt, wo ſie geraume Zeit hängen blieben, nachdem ſie ſchon todt waren. Schädel und Knochen fanden wir in ungeheurer Menge. Ein ärgeres Ungeheuer, als dieſer Koſoko läßt ſich kaum denken. Einmal wollte er ſich eines jungen Mädchens bemächtigen, welche die Braut eines andern war. Sie wies ihn ab, da aber in dieſem Lande alle Bewohner Sklaven des Königs ſind, ſo waren ſie hülflos; er bemächtigte ſich des Mädchens und ihres Bräutigams, ſättigte ſeine Luſt an ihr mit Gewalt, ließ ſie dann zuſammenbinden, beiden den Magen aufſchneiden und

ſo hinſterben. Zwei engliſche Matroſen mußten beim erſten Angriff auf Lagos ſchwer verwundet zurückgelaſſen werden. Einem wurde der Kopf abgeſchlagen, und der Ueberbringer für dieſe Heldenthat reichlich belohnt, der andere wurde noch lebend vor den König gebracht, und ſollte den engliſchen Kriegstanz tanzen. Als er ſich weigerte, ließ er ihn auf die ſchauderhafteſte Weiſe martern und ihm endlich den Kopf abſchlagen. Ich hoffe dieſe Beiſpiele von afrikaniſcher Barbarei werden genügen; ſolange Koſoko in ſeiner jetzigen Stellung bleibt, wird der Sklavenhandel fortdauern, und das Leben jedes Miſſionärs und jedes Kaufmanns iſt gefährdet. Ein geſetzmäßiger Handel kann nicht aufkommen, weil alles Eigenthum unſicher iſt. Koſoko haßt uns und ſucht ſich für ſeine letzte Niederlage zu rächen."

Die Miſſion nach Centralafrika in den Jahren 1850 und 1851, von dem verſtorbenen James Richardſon.

(Fortſetzung und Schluß.)

5. Von Ghat nach Tintalus.

Bis Ghat hatte Richardſon Länder durchzogen, die er bereits kannte, vor ihm öffnete ſich nun aber das Königreich Ahir (oder Asben), ein geheimnißvolles, nur aus den Berichten arabiſcher Reiſender bekanntes Land, in das noch kein Europäer eingedrungen war. Am 25 Julius brach die Karawane von Ghat auf, und kam nach zwei Stunden durch Berket, eine bedeutende, von guten Mauern, Dattelwäldern und Gärten umſchloſſene Stadt. Dieſer Ort iſt ſehr maleriſch, aber die Datteln von Berket ſind die letzten, die man auf dem Wege nach dem Sudan trifft. Man traf hier die Kailuis, welche die Miſſion nach Tintalus begleiten ſollten, und bei ihnen eine Karawane von Kaufleuten, die in ihr Land zurückkehrten. Am zweiten Tage kam man nach Akuru, das ſich durch einen kleinen See aus Regenwaſſer auszeichnet; dieſer Ort, ſagen die Araber, gibt einen genauen Begriff von der Wüſte der Tibbus; der Sohn Schafu's, der bisher die Miſſion begleitet hatte, verließ ſie plötzlich, um ſeinen Vater zu beſuchen, der ſich damals bei ſeinen Heerden in der Umgegend von Arukin befand; „er werde, ſagte er, in der Nähe von Falesles wieder zur Karawane ſtoßen," was zweifelhaft ſchien. Inzwiſchen rückte die Karawane langſam in dieſen Felſenwüſten vor, die von jeder Art von lebenden Weſen verlaſſen ſind. Am Fuße eines Steilabhanges, den man mit großer Vorſicht hinabſteigen mußte, befanden ſich einige kleine Seen oder Lachen von Regenwaſſer, dann kam man an einen ſchmalen Wady, Abſchundſcher, wo man die Zelte aufſchlug. Plötzlich kam ein Eilbote von Ghat mit der Nachricht Hattahs an, daß ein gewiſſer Sidi Dſchafel-Waled-Sakertaf, von der Oaſe Dſchanet (oder Ghanet) ſich rüſte, die Chriſtenkarawane auf ihrem Wege nach dem Sudan am Brunnen von Tadſchetterat, acht Tagemärſche von Abſchundſcher, anzugreifen. Auf dieſe Nachricht fingen die Kailuis des Geleits an unruhig zu werden, Richardſon aber verließ Abſchundſcher am 1 Auguſt, nachdem er an Schafu und ſeinen Sohn ſchriftlich das Vorgefallene gemeldet. Inzwiſchen bemerkte man eine kleine Karawane, die aus dem Sudan mit Sklaven kam. Die Kaufleute, welche dieſelbe bildeten, hatten nichts von den Planen Sidi Dſchafels gehört, und Falesles und Tadſchetterat ganz ruhig verlaſſen; übrigens benachrichtigten ſie Richardſon, daß es von Falesles bis an die Stelle, wo er angegriffen werden ſollte, vier Tagemärſche durch eine abſcheuliche waſſerloſe Wüſte ſey.

Am Brunnen von Falesles fand die Karawane ein Depot von Datteln, das ein vorausgegangener Theil der Karawane hier zurückgelaſſen hatte; in der Wüſte iſt ein ſolches Depot heilig, ein einfaches Zeichen, ein Stab oder ein Stück faules Holz dient als Anzeige, und hundert Karawanen könnten vorüberziehen, ohne fremdes Eigenthum anzurühren. Dieſer Vorrath kam ſehr gelegen, denn es zeigte ſich ſpäter, daß die Lebensmittel im Lande Ahir, wo Elend und Krankheiten herrſchten, ſelten waren. Uebrigens war die Provinz Tidek, wohin die Karawane ihre Richtung nahm, in ganz anarchiſchem Zuſtande, ohne eine anerkannte Behörde, und die Reiſenden konnten hier die Beute des erſten beſten Räubers werden. Das alles war gar nicht angenehm, und machte Richardſon ſehr bedenklich; während die Karawane am Brunnen von Falesles, der glücklicherweiſe gutes Waſſer ſpendete, ſich noch ausruhte, zeigte ein Araber allein auf ſeinem Kamele ſich am Horizonte. Es war Mohammed Wateiti, der Sohn Schafu's; treu ſeinem Verſprechen kam er auf ſeinem ſchönen Kamel nach einem Marſch von drei Tagen und drei Nächten. Er kam um die Reiſenden zu ſchützen und zu beruhigen; er wußte nichts von den Drohungen Sidi Dſchafels, der, wie er ſagte, ein alter Vetter ſeines Vaters ſey, und gar wohl dieß Gerücht verbreitet haben könne, um ſich eine Wichtigkeit zu geben. Am nächſten Tage brach die Karawane gegen SW auf, und folgte dieſer Richtung bis Eſalan. Sieben Stunden von der Straße, neben den Bergen im SW iſt die Oaſe von Dſchanet, der Wohnſitz des famoſen Sidi Dſchafel; ſein Brunnen iſt der Verſammlungsort der Jäger des Landes, und der Sohn Dſchafu's ſchlug Richardſon vor, dorthin einen Ausflug zu machen; dieſer lehnte es jedoch ab, da ſeine Gegenwart gleichſam als eine Art Schutz betrachtet werde.

Der Waſſermangel nöthigte die Reiſenden ſich oſtwärts nach dem Wady Arukin zu richten. Die Karawane war ſeit mehrern Tagen auf einer flachen Felſenhöhe fortgezogen, als mit einemmale dieſe aufhörte, und das Thal von Arukin erſchien, das in einer ungeheuren Höhlung ſich hinſchlängelte, am Fuße von Bergen, die in wilder Pracht übereinander gethürmt waren. Der Wady Arukin iſt bewaldet, und Gras iſt reichlich vorhanden; die Karawane ruhte hier einen Tag aus, um das Ende des Ramazan mit Gewehrſchüſſen zu feiern; aus Mangel an Lebensmitteln mußten ſich aber die Freudensbezeugungen hierauf beſchränken; übrigens war Richardſon leidend und von traurigen Gedanken ergriffen; man brach das Lager ab, und ſetzte ſich wieder in Marſch. Endlich war man nur noch eine Stunde von dem famoſen Brunnen von Tadſchetterat entfernt, wo der Räuber Sidi Dſchafel die Chriſten ermorden ſollte: man brach vorſichtig auf, Kundſchafter wurden vorausgeſandt, aber der Platz war leer, und man konnte ſich der Freude überlaſſen bei dem Gedanken durch ein falſches Gerücht beunruhigt worden zu ſeyn. Uebrigens war das Waſſer gut, man erquickte ſich raſch, um nicht den Leuten von Dſchanet, falls ſie allenfalls doch die Reiſenden verfolgen ſollten, Zeit zur Ankunft zu laſſen, und nach einem forcirten Marſch erreichte man Eſalan. Hier mußte Schafu's Sohn die Karawane verlaſſen, was jedoch erſt nach einem heftigen Streit

mit Richardſon wegen neuer Geldforderungen, welche dieſer abſchlug, geſchah; doch verſtändigte man ſich endlich.

Von Eſalan an, wo das Waſſer nur ſtehen gebliebenes Regenwaſſer iſt, ſieht man nichts als granitiſche Felſen, zum Theil völlig coniſcher Form; es iſt ein entſetzliches Land. Ehe man aber zu den ſieben Brunnen von Aiſu gelangt an der Gränze von Ahir, mußte man die erſten Regentropfen des Sudans koſten, dann ein furchtbares Gewitter ausſtehen mit Blitz, Donner und ſo heftigen Windſtößen, daß es auf Augenblicke ſchwer war ſich im Sattel zu halten; es war eine erſte Probe des Tropenklima's.

Richardſon war leidend und mußte einen Tag zu Aiſu ausruhen, denn unmittelbar darauf mußte wieder eine Wüſte, ähnlich der vorigen durchzogen werden; kaum hatte man ſich in Marſch geſetzt, als die Reiſenden in Unruhe verſetzt wurden; einige Haghar Tuaregs auf Maharis folgten hartnäckig der Karawane, eine gefährliche Geſellſchaft, in der That waren es aber nur arme Teufel, die am Ende ſich mit der Karawane recht gut vertrugen; dieſe lagerte eine Zeitlang zu Takirat, dann im Wady Tſchinani, wo man die friſchen Spuren eines ſtarken Regenfalls bemerkte, und betrat dann den erſten bewohnten Diſtrict von Ahir (oder Aſben, wie man auch dieß Land nennt). Der Ort hieß Taghadſchit. Der Boden iſt noch felſig, doch ſieht man ſchon Grün, von Blumen verſchönt und von Bäumen beſchattet. Hier war es wo plötzlich ein einzelner Mann auf einem Mahari herbeikam, und die geleitenden Kailuis aufforderte, die Chriſten einer zahlreichen Schaar von Tuaregs auszuliefern, die ihnen folgten. Dießmal war die Sache ernſthaft, man mußte ſich in Vertheigungsſtand ſetzen, und Richardſon vertheilte, um den Eifer ſeiner Leute, die ſich indeß gut benahmen, zu ſporneu, tüchtig Geſchenke. Der Feind war indeß in großer Anzahl und in der Nacht wurden die Kamele der Karawane weggenommen. Nach langen Unterhandlungen mit den Räubern kam man endlich überein, ihnen Waaren von etwa 50 Pfd. St. an Werth zu übergeben. Es waren Leute aus der Umgegend unter Anführung eines Marabut, welche den Plan gefaßt hatten, unter Begünſtigung des anarchiſchen Zuſtandes der Provinz die Reiſenden auszuplündern. Als die Uebereinkunft abgeſchloſſen war, verſprach der zufriedengeſtellte Marabut den Gäſten ſeinen Schutz und ließ die Kamele zurückgeben.

So kam Richardſon aus der Wüſte heraus, um den prächtigen Wady Kaltadah zu betreten, der ſich durch tropiſche Vegetation auszeichnet und am Fuße der Tidekberge liegt, wo viele Löwen hauſen ſollen. Man ſah indeß nur wenige Gazellen und zum erſtenmal drei Strauße. Neben den Brunnen von Anamghur, wo das Waſſer aus dem felſigen und ſandigen Boden heraustritt, kam ein Mann von Seluſit, der den Kailuis des Geleits ſehr wohl bekannt war, mit der Nachricht, daß die Scheichs der Umgegend ſich neuerdings verſammelt hätten, um die Chriſten aufzuhalten, und ſie zu zwingen Moslems zu werden, da kein Chriſt ihr Land durchziehen dürfe. In der That kam bald darauf die ganze Bande an, man mußte abermals mit dieſen Verbreitern des Islam unterhandeln, und für 36 Pfd. St. an Waaren opfern. Nach dieſer letzten Prüfung beeilten ſich die Reiſenden Seluſit zu erreichen, obwohl das, was nun ſchon zum zweitenmal vorgefallen war, kein großes Zutrauen auf die Bewohner des Landes einflößte.

Seluſit, von Dumpalmen umgeben, hat ganz das Ausſehen einer Sudanſtadt; im benachbarten Thale gibt es auch noch andere Bäume, unter andern den Suak, [1] deſſen Zweige die Kamele abfreſſen. Man hielt hier an, aber in der Nacht wurden alle Kamele, ſowohl die der Kailuis als die der Chriſten, fortgetrieben. Inzwiſchen kam aber nach Seluſit ein Neffe des Sultans En Nur, den ſein Oheim der Karawane Richardſons entgegengeſchickt hatte. Nun nahmen die Sachen eine andere Wendung, ein Theil der Kamele fand ſich wieder, und die Karawane brach ſobald wie möglich nach Tintaghoda auf, indem ſie das zur Befahrung des Tſchad-Sees beſtimmte Schiff bis auf ſpäteres Abholen in den Händen eines zuverläſſigen Mannes zurückließ. Nach zwei Stunden kam man nach Tintaghoda, die Stadt der Marabuts, ſo genannt, weil alle Bewohner zu einem Stamm von Heiligen gehören, der ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht fortpflanzt. Dieſer Theil des Landes Ahir gibt noch ganz das Bild der Sahara: es ſind ſtets furchtbare Thäler, untermiſcht mit langen Felſenwüſten, nur ſind die Bäume mit Schmarozerpflanzen bedeckt, und die Tholufs erreichen eine ungeheure Größe; die Dumpalme und der Suak herrſchen vor. Die Häuſer von Seluſit und Tintaghoda ſind mit den Blättern der Dumpalme gedeckt; einige derſelben ſind nur Schuppen oder Hütten die auf Pfoſten ruhen, gerade hinreichend, um am Tage Schatten zu geben und in der Nacht gegen die ſchädlichen Ausdünſtungen zu ſchützen.

Die Marabuts von Tintaghoda nahmen die Chriſten gut auf, behaupteten, ſie hätten ihre Namen in den Büchern mit der Angabe ihrer Ankunftszeit gefunden, und man müſſe ſie umſomehr gut aufnehmen, als ſie von dem großen Sultan der Türken, Abdul Medſchid, den Paſchas und Marabuts von Tripoli und Murzuk, und andern Heiligen empfohlen ſeyen; auch iſt zu bemerken, daß ſie ſich einbildeten, ihr großer Sultan En Nur werde hinreichend Einfluß auf die Reiſenden haben, um ſie zu beſtimmen Moslems zu werden

Inzwiſchen machte Richardſon ſeine Berechnung, was ihm die Reiſe von Taghadſchit nach Tintaghoda gekoſtet; die Summe belief ſich auf 150 Pfd. St.; es war das größte Opfer, das die Miſſion bis jetzt gebracht hatte, aber dieſe Ausgabe hatte ſie auch aus der ſchlimmſten Lage, in die ſie bisher gekommen, gezogen. Man wartete auf Nachrichten von dem Sultan En Nur und dem von ſeinem Neffen angekündigten Geleit, als eines Nachmittags Tintaghoda plötzlich von einem furchtbaren Regenſturz überfallen wurde, der eine große Ueberſchwemmung verurſachte, welcher man mit Mühe entging. Indeß ging dieſe Gefahr ebenſo wie die anderen vorüber, und zudem kehrte nach dem ſchlechten Wetter ein Theil der verlornen Kamele zurück, und das ungeduldig erwartete Geleit kam endlich an. Es waren die Neffen und Enkel des Sultan, welche die Karawane unter ihren Schutz nehmen und nach Tintalus geleiten ſollten, wo ſich damals En Nur befand; man machte ſich alſo auf den Weg über Granitfelſen hin, die da und dort hohe zerriſſene Gipfel darboten. In einiger Entfernung von Tintalus nahmen die Kailuis, welche die Karawane von Ghat her geleitet hatten, von Richardſon Abſchied, ehe ſie ſich in ihre Heimath begaben; über den zu Ghat feſtgeſtellten Preis gab es einige Streitigkeiten, nichtsdeſtoweniger kam man mit einigen Geſchenken weg, und am folgenden Tage, den 3 October, betrat die Karawane das breite, fruchtbare Thal, wo die Stadt Tintalus, für den Augenblick das Ziel der Reiſe, ſich erhob; 70 Tage war man von Ghat her unterwegs geweſen.

[1] Mit den Rüſſen dieſes Baumes färbt man die Lippen ſchwarz oder roth.

6. Aufenthalt zu Tintalus.

Richardſon war bei ſeiner Ankunft zu Tintalus ſehr betroffen über das elende Ausſehen dieſes Orts, von dem er ſo viel gehört hatte; es iſt in der That nichts als ein großes Dorf von etwa 150 Häuſern oder Hütten, mitten in einem hie und da mit Bäumen bepflanzten Thale; ſeine ganze Wichtigkeit beſteht darin, daß der Sultan En Nur für eine Zeitlang ſeine Reſidenz hier aufgeſchlagen hatte. Er beſitzt hier eine Art Palaſt, wenn man ein Haus ſo nennen kann, das etwas minder unwohnlich als die andern, aber wie ſie aus Steinen, die mit Schlamm verbunden ſind, erbaut iſt. Einen Steinwurf nördlich von Tintalus erhebt ſich ein anderes Dorf von gleichem Ausſehen, das, wie Tintalus, nur von Sklaven und andern dem Sultan gehörigen Leuten bewohnt iſt.

Nachdem Richardſon ſeine Zelte auf einem das Land überſchauenden Sandhügel hatte aufſchlagen laſſen, rüſtete er ſich dem Sultan ſeinen Beſuch zu machen, und wählte zu dem Ende eine Menge Gegenſtände aus, durch die er ſich die Gunſt Sr. Hoheit zu erwerben hoffte; doch benahm ſich der Sultan bis auf einige Erpreſſungen ziemlich ehrlich gegen Richardſon und ſeine Gefährten und verſprach ſie ſelbſt bis Bornu zu geleiten. Richardſon fand den Sultan leidend an Krankheiten des vorgerückten Alters, und derſelbe beklagte ſich auch über den Zuſtand, in welchem ſich das Land befand. „Alle Diſtricte, ſagte er, ſind in Gährung, das Volk hat das Joch der Sultane abgeworfen, und die Straßen ſind durch Räuberbanden unſicher gemacht.“ Richardſon konnte die Urſachen dieſer Kriſe, in welche ihn ſein böſer Stern hineingeworfen hatte, nicht recht begreifen; die Nachricht verdiente indeß Beachtung und er hatte bald Gelegenheit, die Richtigkeit zu erproben, denn in einer Nacht, als Richardſon vergeſſen hatte Wachen auszuſtellen, ſtahl man ihm einen Theil ſeines Gepäcks, unter andern auch ſeinen Theevorrath, ein empfindlicher Verluſt für einen Engländer. Dießmal zeigte ſich der Sultan ſehr zornig, und befahl Nachforſchungen anzuſtellen, die aber keinen andern Erfolg hatten, als daß man erfuhr, es ſeyen Leute von Tidek und Taghadſchit geweſen, die zu Tintalus eine Hochzeit gefeiert, allerlei Beluſtigungen angeſtellt hatten und den Platz nicht ohne eine nächtliche Razzia verlaſſen wollten.

In Folge dieſes Vorfalls bat En Nur Richardſon ſeine Zelte abzubrechen, und ſich Tintalus und ſeinen Einwohnern mehr zu nähern, was auch ſogleich geſchah; zugleich ſchrieb der Sultan an alle Scheichs der Umgegend, daß ſie ſeine Gäſte beſchützen und allen Einwohnern befehlen ſollten, ſie als geheiligte, ſeinem Schutz anvertraute Perſonen zu betrachten. Andererſeits erklärte der befragte Kadi, „es ſey nicht recht, Chriſten während der Nacht zu beſtehlen oder zu tödten, und dieſe könnten auf die Räuber ſchießen und ſie tödten.“ Gewiß in einem moslemitiſchen Lande iſt eine ſolche Entſcheidung bedeutend; auch legte Richardſon ein großes Gewicht darauf, weil ſeine Leute dadurch aufgemuntert wurden, ſich im Fall eines Angriffs zu vertheidigen.

Man kann aus dem Tagebuch Richardſons ſich nicht wohl eine Vorſtellung von der Regierung des Landes oder Königreichs Ahir machen. Welche Macht hat En Nur, der große Sultan der Kailuis? Und wie kommt's, daß der Sultan von Aghadez, der thatſächlich in der Hauptſtadt des Landes reſidirt, ihm untergeordnet iſt, und weniger Einfluß genießt? En Nur ſcheint der Aelteſte der Sultans, der von allen geachtet wird, und an den man ſich in allen ſchwierigen Fällen ſchließlich wendet; auch ſcheint die Gewalt in ſeiner Perſon zu beruhen, denn die andern Häuptlinge ſind verſetzbar, er allein bleibt. En Nur beſitzt Theile von Provinzen; ſo gehört ihm ein Diſtrict von Damerghu, und er hat eine Wohnung zu Zinder; er erhält zahlreiche Abgaben von den andern Häuptlingen des Landes, er häuft Reichthümer an, mit denen er eine gewiſſe Anzahl Sklaven und Vertraute unterhält, ein genügendes Heer, um von Zeit zu Zeit, wie ſeine Nachbarn in Bornu, einige Razzias gegen die benachbarten Völker zu machen.

Richardſon hatte auch Schwierigkeiten ſich über die Eintheilung des Landes Nachrichten zu verſchaffen, und ſtieß auch von vorn herein auf viele Abneigung der Eingebornen, ihm über die Zahl der Bewohner Aufſchlüſſe zu geben. Am Ende des erſten Bandes ſeines Tagebuchs gibt er aber eine ausgedehnte Liſte aller bewohnten Orte mit der Anzahl der Einwohner. Dieſe Liſte iſt nach einer von dem Secretär En Nurs arabiſch abgefaßten Schrift überſetzt, und gibt auch die Entfernungen nach Stunden und Tagreiſen an. Freilich darf man ſie nur mit Vorſicht aufnehmen. Nach den Berechnungen des Secretärs von En Nur beträgt die erwachſene männliche Bevölkerung 12,731 Köpfe; dieß würde nach der Art der Kailuis die Bevölkerungen zu rechnen, und mit Inbegriff der Bewohner von Tintalus und Aghadez, die ſich auf 2950 Seelen belaufen, mit den rechtmäßigen Frauen, den Sklavinnen oder Concubinen und Kindern im Ganzen 59,000 Einwohner ausmachen; hiezu kommen noch einige Stämme an der Gränze, alles das aber gibt doch ein im Verhältniß zu ſeiner Ausdehnung ſehr ſchlecht bevölkertes Land. Richardſon gibt dem Lande Ahir von N nach S eine Länge von 11 Tagemärſchen oder etwa 220 engl. Meilen und eine Breite von O nach W von 8 Tagereiſen oder 160 Meilen.

Aghadez, die bedeutendſte Stadt, liegt iſolirt und kann als Verbindungsglied zwiſchen den Ländern der Tuaregs und der Schwarzen betrachtet werden. Das Land hat ein maleriſches Ausſehen: bald ſind es hohe, nackte, granitiſche Bergketten von 3—4000', die nach allen Richtungen laufen und von einzelnen Gipfeln überragt werden, bald tiefe von Steilabſtürzen eingefaßte Thäler, bald Streifen von Grün, in denen der Tholuk und alle Arten von Mimoſen und Acazien, ſowie der Suak ſich zu bedeutender Höhe erheben, und mit Schmarotzerpflanzen bedeckt ſind, die zu Guirlanden und Feſtons ſich ſchlingen. Wilde Thiere verſchiedener Art bevölkern dieſe Einöden, ſcheinen aber keinen ſonderlichen Schrecken einzuflößen. Um die Dörfer her baut man in der trockenen Jahreszeit einige Hülſenfrüchte vermittelſt Bewäſſerung, dieſe Arbeit iſt aber den Sklaven überlaſſen. Die Dattelbäume geben gute Früchte, die ſich jedoch nicht aufheben laſſen.

Die Kailuis, welche von den Kaufleuten im Norden Afrika's mit dem allgemeinen Namen Tuaregs bezeichnet werden, erſchienen Richardſon berberiſchen Stammes, gemiſcht mit den verſchiedenen Racen Centralafrika's. Sie ſind minder ſtolz und trotzig als die Tuaregs von Ghat, die von reinerem Berberblut ſind. Die Kailuis ſind groß und gewandt, haben faſt europäiſche Züge, während andere mehr den Arabern gleichen und manche völlig ſchwarz ſind. Die Frauen ſind kleiner als die Männer, faſt immer fett, wie die Maurinnen der Küſte, und erreichen oft eine ungeheure Dicke; ohne häßlich zu ſeyn, haben ſie doch nichts beachtenswerthes in ihren Zügen. Die Kailuis tragen, wie die Tuaregs, auf dem Kopf einen langen, ſchmalen, ſchwarzen Baumwollenſtreifen, mit dem ſie das Geſicht einhüllen, ſo daß nur die Augen und die Naſenwurzel frei bleiben; das iſt der Thelem. Sie raſiren ſich den Kopf wie alle Moslems und tragen wenig

Bart. Ihr Hauptkleidungsstück ist ein weiter Baumwollrock, Tobe genannt, mit weiten Aermeln; diesen tragen sie auf dem Leib, wie ein Hemd; Wohlhabendere tragen auch Beinkleider, die am Bein selbst eng, um die Hüften weit und am Gürtel geschlossen sind; alle haben starke Ledersandalen. Diese Gegenstände kommen sämmtlich aus dem Sudan, denn im Lande Ahir selbst gibts keine Manufacturen, Aghadez ausgenommen, wo man das Leder verarbeitet; auch fabricirt man hier Säckchen mit Grigris (Amuletten), die man von irgend einem berühmten Amulettenschreiber niederschreiben läßt und unter den Armen, auf den Schultern oder am Halse trägt. Alle Männer gehen bewaffnet; unter dem linken Arm tragen sie einen Dolch, von der Schulter herab hängt ein Säbel, und in der Rechten führen sie eine Lanze oder einen Wurfspieß; im Kriege tragen sie auf ihren Maharis einen Schild von gegerbtem Leder. Mehrere sind noch mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, welche letztere oft vergiftet sind; auch sieht man einige Gewehre, welche durch die Karawanen nach der Küste gebracht werden.

Die Vornehmen und Reichen verschmähen das Nationalcostüm, und kleiden sich wie die Mauren, mehr oder minder reich. Die Frauen tragen Baumwollentoben, welche sie vom Kopf bis zu den Füßen einhüllen; diese Toben sind meist mit Indigo blau gefärbt, manchmal mit Gummi glänzend gemacht, doch gibt es auch weiße mit Seidenstickereien um den Hals, und, obwohl sehr selten, buntfarbige; einige Frauen tragen Beinkleider, das Originellste an ihrer Toilette ist aber die Mode, das Gesicht gelb zu färben. Die Sitten scheinen sehr lax und ohne von den mehr als ausdrucksvollen Tänzen zu reden, für welche Männer und Weiber sehr leidenschaftlich eingenommen sind, geben sich die Frauen allen Ausschweifungen hin in einem Lande, wo die Sprache das Wort Keuschheit nicht kennt, und alle Frauen, wenn keine Gefahr dabei droht, gleich zugänglich sind. Auch die Männer kennen keine Gränzen der Sinnlichkeit als die, welche Alter und Ausschweifungen mit sich bringen. Vielleicht, meint Richardson, machen sich die Frömmsten ein Gewissen daraus, mit den Frauen ihrer Nachbarn Verbindungen zu unterhalten.

Die Sultane oder Scheichs, welche sich in die Gewalt theilen, sind Hirten oder Kaufleute, ihr Haupthandel ist der mit Sklaven, wovon zwei Drittheile durch ihre Hände gehen. Die Sultane erheben auch Steuern von den Karawanen, die durch ihr Gebiet ziehen, und diese sind, wie Richardson aus Erfahrung wußte, ebenso lästig als unregelmäßig. Manchmal, wenn sie Hunger haben, machen sie eine Razzia gegen einen fernen Stamm, fallen unvermuthet über ihn her, und versehen sich mit Vieh und Sklaven. Wie man sich denken kann, sind die Kailuis, Vornehme wie Geringe, in ihrem Geschmack nicht sehr wählig. Ihre Nahrung besteht in Moorhirse oder Mais; auch haben sie Heerden von Schafen, Rindern und Kamelen, aber die Ochsen dienen ausschließlich zum Transport der Waaren von Ahir nach dem Sudan, ebenso wie die Esel, die sehr zahlreich und bei einer so zerstreuten Bevölkerung nützlich sind. Die Reichen, sowie sämmtliche Tuaregs haben Kamele von guter Race oder Maharis. Bei allen Festen reitet der Kailui auf seinem Mahari, dessen ernster, stiller Schritt durch den Ton einer rohen Trommel geregelt wird, um die Gruppen von Eingeladenen her, und die Anwesenheit dieses Thiers gibt den Festen einen eigenthümlichen Charakter; sonst würden sie sich von denen des Sudan nicht unterscheiden. Die Männer tanzen während sie ihre Lanzen schwingen, die Sklaven aber tanzen und singen dabei.

Während Richardson zu Tintalus sich aufhielt, beschloß Dr. Barth die Zeit zu benützen und einen Abstecher nach Aghadez, der bedeutendsten Stadt des Landes Ahir, zu machen. Er reiste mit einer Karawane, die von dem Sohne En Nurs befehligt war, ab, und kam nach sieben Tagemärschen in Aghadez an, einem großen auf einer Hochfläche von granitischer Formation liegenden Flecken, um welchen her in einer Senkung des Terrains sich Gras und Holz findet. Das Land soll reich an Löwen, Wildschweinen, Straußen und Affen seyn.

7. Von Tintalus nach Zinder.

Richardson hielt sich ziemlich lang zu Tintalus auf und konnte das Land Ahir ganz bequem studiren; sein Journal ist angefüllt mit interessanten Einzelnheiten über dieß bisher noch ganz unerforschte Land. Er benützte auch seine Zeit, indem er ein Wörterbuch der Kailui-Sprache sammelte, wie er es in Bezug auf die andern Sprachen gemacht hatte. Nichtsdestoweniger fing die Zeit an ihm lang zu werden, und schon oft hatte er daran gedacht sich wieder auf den Weg zu machen, aber jedesmal hatte ihm En Nur abgerathen. Dieser, der eine aufrichtige Zuneigung zu der Mission gewonnen hatte, versprach stets den Reisenden, sie selbst nach Bornu zu führen, aber dazu mußte er den Durchzug der großen Salzkarawane abwarten, welche jährlich diese Waare aus Bilma, einer östlich bei den Tibbus gelegenen Stadt, bringt, und auf dem Wege nach dem Sudan durch Ahir zieht. Diese Karawane kam nicht an, und die Reisenden sahen sich auf unbestimmte Zeit in Tintalus wie eingekerkert, als endlich der Sultan, selbst ungeduldig geworden, die Abreise auf den 2 November festsetzte, die Karawane möchte nun angekommen seyn oder nicht. Zur bestimmten Zeit setzte sich En Nur auch wirklich in Marsch mit dem größten Theil seiner Leute, aber nach einigen Tagreisen beschloß er abermals anzuhalten, um die Karawane von Bilma zu erwarten. Man mußte den neuen Aufschub sich gefallen lassen. Anfang December erschien endlich die so lange erwartete Karawane, und da nun den Sultan nichts mehr aufhielt, so setzte sich die vereinte Karawane von dem Lager zu Tschintagana, wo Richardson und seine Gefährten sich in der Geduld hatten üben können, in Marsch.

Allmählich hatte die Temperatur sich gemildert, am Morgen der Abreise zeigte der Thermometer nur 34° F. (nicht ganz + 1° R.), aber während des Tages übte die Sonne wieder ihre Kraft. Die Straße, um nach Damerghu zu gelangen, liegt etwa 1000 Fuß über dem Meeresniveau, und läuft großentheils an einem Wady hin, der mit Felsen eingefaßt ist, welche dicht von Bäumen beschattet sind, und an deren Fuß die Reisenden ihre Zelte aufschlugen; man sah hier nur Spuren wilder Thiere und mehrmals lagerte man nahe an Löwenhöhlen mitten unter den Ueberresten ihrer Festmahle. Auf dem Marsche erhielt Richardson von den mit der Salzkarawane aus Bilma gekommenen Reisenden merkwürdige Aufschlüsse über den Handel mit dieser Waare und die Art ihrer Bereitung; auch sah er zum erstenmal die Indigopflanze. Man erreichte so die Berge Baghzem, eine mächtige, wahrscheinlich sehr breite Felsenwüste, die von zahlreichen Wadys durchschnitten ist, in denen der Tholuk wächst; die Sklaven der Karawane sammelten das Gummi dieses Baumes, aber in geringer Menge. Die Karawane ließ diese Berge rechts liegen und zog südwärts über einen wellenförmigen mit Bäumen und Grün bedeckten Boden; die Dumpalme herrscht hier vor, auch findet man allenthalben etwas Wasser. Am Christtag lagerte man an einem Ort,

Namens Bergu oder Bargot, und einige Tage nachher erreichte man eine mächtige Hochfläche oder Hamadah, jenſeits deren das Land Damerghu ſich öffnet.

Die Thiere dieſer Hochfläche ſind meiſt unſchädlich, nämlich die Giraffe, der wilde Ochs (vielleicht eine Art Hirſch), eine große und eine kleine Gazellenart, der Strauß, das Guineahuhn. Auch findet man mehrere Arten Geier und Raben, viele kleine Vögel, einige Eidechſen, Heuſchrecken, Ameiſen, Schmetterlinge und große Schildkröten. Dr. Overweg will Hyänenſpuren entdeckt haben. Was die Bäume betrifft, ſo iſt es der ewige Tholuk, der Gummibaum, den man allenthalben in der Sahara findet, und einige andere zwerghafte Bäume, die man mit der reichen Vegetation um Timbuktu in keiner Weiſe vergleichen kann. Der 1 Januar 1851 fand die Reiſenden auf der Hochfläche, leidend unter einem heftigen Nordoſtwind, der ohne Zweifel bis zu dieſer Hamadah, welche die Centralhochfläche Afrika's ſcheint, ungeheure Räume durchwandert hatte. Endlich kamen ſie nach dem Dorfe Inafamet, das von Tuaregs bewohnt iſt, von denen die einen weiß, die andern ſchwarz ſind; die Frauen verhandelten an die Karawane Käſe und einiges Geflügel. Die Bewohner dieſes Landes ſcheinen in einem gewiſſen Ueberfluß zu leben; ſie haben Pferde, und Richardſon bemerkt mit Vergnügen, daß ſie gegen die Chriſten viel höflicher ſich gezeigt hätten, als die bisher durchzogenen Bevölkerungen. In einem andern Dorfe zu Gumrek ſah man 5—600 Stück Vieh ohne die Pferde zu rechnen; die Landſchaft war ziemlich angenehm geworden, von Wäldern durchſchnitten, aber der Anblick des Landes war keineswegs tropiſch.

Am 6 Januar betrat Richardſon Damerghu und man ſah die erſten Proben des dem Lande eigenthümlichen Anbaues. Man fängt damit an den Boden mittelſt Feuer zu reinigen, wie am Meeresufer und die Aſche dient als Düngungsmittel; das Land iſt wellenförmig, von kleinen, mit Moorhirſe angeſäeten Wadys durchſchnitten, und zahlreiche Dörfer ſind an dem Wege zerſtreut. Die Einwohner ſind ſchwarz und ſprechen die Sprache von Bornu. Damerghu iſt der Kornſpeicher für das Land Ahir und ſcheint durchaus von Sklaven bevölkert, die den Tuaregs gehören. Deßhalb rechnet man es nicht zu den Ländern des Sudan, obgleich es nach Klima und Beſchaffenheit dazu gehört. Der Sultan En Nur beſitzt in dieſem Lande ein Dorf, Namens Tabſchilli; die Reiſenden hielten hier an, und wurden von den Sklaven des Sultans bewirthet.

Die Mitglieder der Miſſion trennten ſich hier; es wurde beſchloſſen, daß Richardſon ſeinen Weg mit dem Sultan nach Zinder fortſetzen ſolle, während Barth nach Kano, und Overweg nach Teſau und Marady ging. Die Trennung, obwohl ſie nur temporär ſeyn ſollte, geſchah von allen Seiten nicht ohne weichmüthige Empfindungen, denn in den Einöden Afrika's iſt es eine ſehr ungewiſſe Sache, ob Reiſende, die ſich trennen, je auch einander wieder ſehen. Nach der Abreiſe ſeiner Gefährten beſuchte Richardſon das Dorf Fumta Bu Bekr, deſſen Einwohner an Augenkrankheiten litten; zwei Tage ſpäter drang die Karawane in einen Wald von Zwergbäumen ein, ging über den Berg Boban Birni, und ſchlug ihre Zelte auf dem Gebiet von Bornu einige Stunden von Zinder auf, in der Provinz Damagram; man erreichte dieſe Stadt am 11 Januar.

8. Aufenthalt zu Zinder.

Kaum hatte Richardſon die Vorſtadt betreten, ſo verließ er die Smala En Nurs und ging gerade nach der Stadt. Man hatte ihn erwartet, ein Haus war zu ſeiner Aufnahme bereit, und ein Sklave des Sultans von Bornu fand ſich ein, um ihm als Führer zu dienen; nach ſo manchen Unfällen und Ungewißheiten ſchien alles eine günſtige Wendung zu nehmen. Lebensmittel waren reichlich vorhanden, und der Anblick von Zinder, ſeine maleriſche Lage und ſeine nicht erwartete Bedeutung erfüllte Richardſon mit Freuden. Er erfuhr bei ſeiner Ankunft, daß Briefe von Murzuk ihn zu Kuka erwarteten, und der Sultan von Zinder drang lebhaft in ihn, ſich nach dieſer Stadt zu begeben, ehe er den Sudan betrete. Richardſons erſte Sorge war, Geſchenke auszuwählen und ſie dem Sarki oder Sultan der Stadt, ſowie dem Scherif anzubieten; dieſer letztere war ein Maure aus Fez, der unter Abdelkader den Krieg gegen die Franzoſen in Algier mitgemacht hatte. Richardſon durchwanderte dann die Stadt, welche bedeutend, durch Mauern und Hügel in verſchiedene Quartiere abgetheilt iſt, und angeblich 20,000 Einwohner haben ſoll, was Richardſon auf die Hälfte herabſetzen zu dürfen glaubt. Ueberall fand er das Volk günſtig für ihn geſtimmt, er beſuchte den Markt, und hörte nirgends das Wort „Kafir" murmeln, das ihm bisher noch nie erſpart worden war. Der Markt war voll Menſchen und mit Waaren bedeckt; man ſah hier Ochſen, Schafe, Kamele, Eſel und Ziegen in Menge, Ochſenfleiſch und Hammelfleiſch roh und gekocht; Moorhirſe, Mais, etwas Weizen, getrocknete Fiſche, Hülſenfrüchte, Honig; außerdem waren eine Menge Waaren zu kaufen, und namentlich Sklaven in großer Anzahl. Die Rechnung geſchieht vermittelſt Wadas (Kauris), wovon 2500 etwa einen ſpaniſchen Piaſter gelten.

Die Bevölkerung von Zinder iſt mit Kailuis und andern fremden Stämmen gemiſcht, auch iſt das Blut nicht ſo rein, wie im Innern, wo der Schwarze ganz vorherrſcht. Ibrahim, der Sarki oder Sultan von Zinder, der Vaſall des Scheichs von Bornu, der zu Kuka reſidirt, iſt von ſeinen Unterthanen ausnehmend gefürchtet. Er ſteht im Rufe gerecht zu ſeyn, aber ſeine Art zu ſtrafen iſt furchtbar: man hängt und köpft nicht zu Zinder, man ſchneidet den Schuldigen den Bauch auf oder hängt ſie an den Füßen auf, bis der Tod erfolgt. Der Platz der Hinrichtungen iſt durch einen Baum, den Todesbaum, bezeichnet; wer unter ſeinem unglückweiſſagenden Schatten vorübergeht, wird alſobald ergriffen, getödtet und an den Zweigen aufgehängt; nur der Henker darf ungeſtraft dieſen verfluchten Boden betreten. Um dieſen Schreckensort her häufen ſich die Knochen der Leichen, die von den Hyänen und Geiern, welche mit der Reinigung der Stadt beauftragt ſind, abgenagt werden. Es gibt nur Einen Todesbaum, die andern ſind nur Fetiſchbäume, und der Sarki ſelbſt begibt ſich im Anfang jedes Jahr mit ſeinen Beamten unter einen dieſer Bäume, um feierlich eine Austheilung von Kauris an die Volksmaſſe zu machen. In dieſem Lande iſt der Islam nur auf der Oberfläche, in Bornu, wie im Sudan überhaupt, bekennt ſich zwar die Mehrzahl der Völker zum Islam, im Grunde aber beſteht das Heidenthum fort.

Während ſeines Aufenthalts zu Zinder konnte Richardſon zahlreiche Nachrichten ſammeln über die Hauptſtaaten Centralafrika's, über die verſchiedenen Menſchenracen, die es bewohnen und über ihre Geſchichte, über den mächtigen Stamm der Fellatahs, der gegenwärtig kraft des Rechts der Eroberung über Timbuktu, Sakkatu, Kaſchna und andere Länder herrſcht. Auch konnte er den Sklavenhandel in der Nähe ſtudiren, und war Zeuge abſcheulicher Scenen bei der Rückkehr von einem Zug oder Razzia, den der Sultan von Zinder perſönlich gegen die benachbarten Dörfer von Teſawa gemacht hatte, um ſich die Mittel zur Bezah-

lung ſeiner Schulden zu verſchaffen; denn dieß iſt die Quelle des Sklavenhandels. Um ihre Schulden an die fremden Kaufleute zu bezahlen, machen die Fürſten Centralafrika's Jagdzüge gegen ihre eigenen Unterthanen, und verkaufen ſie heerdenweiſe. In dieſer Beziehung ſcheint die Entrüſtung Richardſons gegen die civiliſirten Staaten, welche noch die Sklaverei aufrecht erhalten, etwas nachgelaſſen zu haben; „die Schwarzen, ſagt er, ſind die eigentlichen Menſchenräuber und Händler, allerdings häufig angereizt durch die Kaufleute im Norden und Süden; man muß aber geſtehen, daß wenn es keine weißen Kaufleute gäbe, um die aus Afrika ausgeführten Sklaven zu kaufen, ſo würde die Sklaverei darum nicht minder beſtehen. Eine große Macht, wie England oder Frankreich kann allein mit der Zeit die Sklaverei in Afrika ausrotten."

Das Leben der männlichen Bevölkerung zu Zinder ſcheint in gänzlichem Müßiggange zu verlaufen, das nur hie und da durch die Aufregung der Razzias unterbrochen wird, an denen jeder direct oder indirect ein Intereſſe hat. Die Frauen theilen ihre Zeit zwiſchen der Küche und Toilette, Unterhaltungen gibt es nicht außer dem Tanz beim Schall der Trommel. So verläuft die Zeit für dieſe Neger. Die fremden Kaufleute ſcheinen in dieſer eingeſchlafenen Stadt gleichfalls einzuſchlummern, ſie verkaufen ihre Waaren im Großen an den Sultan, und überlaſſen ſich dann der Trägheit, während dieſer Razzias anordnet und ausführt, um ſie in Gefangenen zu bezahlen. Die dichte, ſchwere Atmoſphäre laſtet auf den Augenliedern, und ſtumpft die Denkkraft ab; deßhalb iſt Zinder auch ein unangenehmer Aufenthalt für einen Fremden, und Richardſon ſchätzte ſich glücklich eine über Gurai, in der Provinz Mingo, nach Kuka gehende Karawane benützen zu können, um dieß Volk von Nichtsthuern zu verlaſſen. Er nahm alſo Abſchied von Sarki, der ihm ein ſchlechtes Pferd zum Geſchenk machte, und machte ſich zur Abreiſe fertig.

9. Von Zinder nach Gurai und Guſumana.

Am 9 Februar verließ Richardſon Zinder auf dem von Ibrahim ihm geſchenkten Pferde; er hatte ſeine Kamele verkauft, um nach der Landesſitte reiſen zu können, wo das Kamel überflüſſig wird, denn man trifft alle zwei oder drei Stunden Waſſer, und das raſchere Pferd leiſtet mehr Dienſte als das Kamel. Die Karawane zog oſtwärts und kam am Abend nach Dair Mummegai, einem großen ziemlich bevölkerten Dorfe; am nächſten Tage nach Deddidſchi, deſſen Einwohner beim Anblick der Karawane flüchteten, ſo groß iſt die Furcht vor den Leuten von Bornu. Das ſchwach angebaute Land erzeugt Moorhirſe, und die Thiere geben Milch in hinreichender Menge um die Einwohner zu nähren. Das Hausgeräthe beſteht in Calebaſſen und die ſehr rohen Ackergeräthſchaften ſind von einheimiſchen Handwerkern aus dem Eiſen des Sudans gefertigt.

Die Karawane beſuchte nacheinander die Dörfer Dermu und Guddemuni; in der Nähe des letztern iſt ein See, deſſen ſich die Einwohner bedienen, um mehrere Früchte und Gemüſe zu bauen. [1] Einige Stunden ſpäter kam man an den Weiler Dergurla, der auf Befehl des Karawanenführers geplündert wurde, weil die Bewohner ihnen Waſſer verweigert hatten. Dann zog man durch zahlreiche Dörfer, Loguſſa, Gerremari, Lekarari, Agari, Giddeſcher und Gollori, deren Bewohner unter Hütten von conſcher Form wohnen, auf deren Gipfel zum Theil ein Straußenei prangt. Zu Gamalak ändert ſich das Land; hier beginnt ein Gebirgsrücken von Granit, Gneiß und anderem Urgeſtein. Die Straße durchzieht ein ſchönes mit Felſen beſäetes Land, und führt durch Tungari, wo mehrere Dörfer beiſammen liegen mit einer Bevölkerung von 2000 Seelen, die minder furchtſam ſcheint als die der Dörfer näher bei Zinder. Der Sultan der Provinz Mingo, welcher zu Gurai wohnt, ſchützt ſie gegen die Räuber von Bornu. Am 14ten kam Richardſon nach Gurai, ſehr ermüdet von ſeiner Reiſe zu Pferd, und am nächſten Tage beſuchte er den Sultan, der ihn auf ſeinem Thron, einer Art erhöhter Plattform, empfing, um welche ſeine Beamten ſich aufſtellten. Nach einem Austauſch von Geſchenken zog ſich Richardſon zurück, ſehr zufrieden mit dem Empfang, der ihm geworden.

Gurai iſt minder bedeutend als Zinder und kann 7000 Einwohner haben; die Stadt, auf einigen Hügeln ohne Bäume und ſonſtige Vegetation erbaut, iſt von einem waſſerloſen Graben umgeben, der mit einer Dornenhecke eingefaßt iſt; dieſe an einigen Stellen lebendige, an andern bloß aus feſt ineinander geflochtenen Zweigen gebildete Hecke ſchützt die Stadt hinreichend gegen die Art von Angriffen, die ſie zu fürchten hat. Zu Gurai hörte Richardſon von den Mampams reden, es ſcheint aber daß dieſe Geſchichte von Menſchenfreſſern ſich auf alte Ueberlieferungen bezieht; ſie iſt auch nach und nach ſeltſam ausgeſchmückt worden, nach den Angaben der Landeseingebornen gibt es nichts mehr dergleichen, und die Sage iſt jetzt eine reine Verleumdung.

Am 19ten brach die Karawane nach Kuka auf, wohin ſie nach 15 Tagen gelangen ſollte. Richardſon, den das Pferd krank gemacht hatte, nahm wieder ein vortreffliches Kamel, das der Sultan von Gurai ihm geſchenkt hatte, und man marſchirte nun durch ein wellenförmiges, mit Wäldern von Zwergbäumen, Dumpalmen überſäetes und von Tümpeln ſtehenden Waſſers durchſchnittenes Land. Der Strich iſt öde, und bis nach Guſumana, einem auf einer Anhöhe gelegenen und ein großes Thal überſchauenden Dorfe, bemerkt man keinen Anbau. Nach der Ausſage der Landeseingebornen fangen hier die Elephanten an ſich zu zeigen.

Mit dem 20 Februar 1851 endet Richardſons Journal. Er war krank als er von Gurai aufbrach, und ſeine Kräfte verließen ihn allmählich. Er hatte ſich bisher über Hitze und Mattigkeit beklagt, ſcheint aber über ſeine Lage im allgemeinen nicht unruhig geweſen zu ſeyn. Plötzlich traf ihn das Klima tödtlich, und nachdem er nur wenige Tage lang krank geweſen, erloſch er faſt ohne Schmerzen; Dr. Barth, der auf die erſte Nachricht herbeigeeilt, traf ihn noch lebend. Richardſon ſtarb zu Unguratua, ſechs Tagreiſen von Kuka am 4 März 1851, 11 Monate nach ſeiner Abreiſe von Tripoli.

[1] Wahrſcheinlich nach der Regenzeit. A. d. U.

Der Kryſtallpalaſt in Sibirien.

(Nach Tſchernyſchewsky. Nord. Biene 8 Jan.)

Zu den Abwechslungen der Reiſe in Sibirien gehören vor allem auch die verſchiedenen Arten der dortigen Beförderung. Der Reiſende, der von einem Ende Sibiriens zum andern reiſt,

befindet ſich bald im Wagen, bald zu Pferde, auf dem Rennthier, im Schlitten, den Hunde ziehen, und endlich in einer Art Kahn, der ſich durch den Namen „der Mörder“ empfiehlt. Die Poſtbeförderung in Kähnen geſchieht auf der Lena für diejenigen, welche dieſe Art des Fortkommens dem Reiten auf dem vielfach von Schluchten durchriſſenen Ufer auf einer Strecke von mehr als 3000 Werſt vorziehen. Als ich an einem hellen Maitag von einer Poſtſtation im Kahn abfuhr, genoß ich das Schauſpiel der maleriſchen Lenaufer, und von den Wellen gewiegt ſchlief ich ein unter dem einförmigen Ton der Ruderſchläge, aber dieſe einſchläfernde Muſik ſchwieg plötzlich, der Kahn fuhr ſtiller dahin, die Ruderer hörten auf zu ſingen, und ich öffnete die Augen.

An die Stelle des hellen Tageslichts war ein Halblicht getreten, weil die Lena hier auf einer großen Strecke mit einem Eisgewölbe bedeckt war, das drei Klafter hoch über dem Waſſer hing. Dieſe Decke hatte eine völlig horizontale Lage, ja in der Mitte ſchien ſie ſich ſogar etwas niederzuſenken; an einigen Stellen drangen die Sonnenſtrahlen durch, wie durch das beſte Glas; ſtellenweiſe reflectirte ſich das Licht wie in Tauſenden von Kryſtallen, meiſtentheils aber nahmen die Sonnenſtrahlen beim Durchgang durch die dicke Eisſchichte eine bläuliche Färbung an, welche die Einbildungskraft in die lazurblaue Höhle auf der Inſel Capri verſetzte, mit deren Schönheit indeß das Bild, welches ich erblickte, es wohl aufnehmen kann.

Nachdem ich mit gierigem Blick den vollen Reiz der mich umgebenden ungewöhnlichen Oertlichkeit eingeſogen hatte, begriff ich nur allmählich die ganze Gefahr unſerer Lage, im Fall dieß wunderbare Dach plötzlich zuſammenſtürzte. Ich ſchrie den Ruderern zu: „rudert kräftiger, Jungen, auf daß uns dieß Eis nicht todtſchlägt!“ — „Still, Herr!“ erwiderten ſie flüſternd, „man darf nicht rudern, noch ſchreien, ſondern muß ſo ſtill, wie möglich, fahren, damit nicht vom Lärm und Geſchrei das Eis plötzlich einſtürze.“ Ich begriff die Richtigkeit dieſer Anmahnung, weil die kleinſte Lufterſchütterung hinreicht, das ſchon halb zerſtörte Eis völlig zum Bruch zu bringen. „Wartet nur,“ flüſterte einer der Ruderer, „ſowie wir ans Tageslicht hinausfahren, ſo feuert Euer Gewehr ab, und Ihr werdet ſehen, daß das ganze Gewölbe fällt. Nur erſchreckt nicht, es wird ein arger Schlag ſeyn.“ — „Und bis wann kommen wir denn hinaus?“ — „Manchmal geht die Decke 15 Werſt weit, in dieſem Jahre ſind wir aber noch nicht gefahren, ſomit wiſſen wir es nicht genau.“ — „Seit wann iſt denn dieß Eis ſtehen geblieben?“ — „Das mag Gott wiſſen; dieſer Fluß friert im Vorjahre bei der Ueberſchwemmung zu, im Winter fällt das Waſſer, und das Eis ſtützt ſich auf die Felſen und hält ſich, bis die Sonne es auflöst.“

Die Urſache war wirklich ganz einfach. In dieſer Gegend hat die Lena hohe ſteile Ufer, und nur im Herbſt, wenn während des kurzen Sommers die Umgegend etwas aufgethaut iſt, füllen ſich dieſe Ufer mit Waſſer und der Strom gefriert während der Ueberſchwemmung. Dann tritt ein zehnmonatlicher Winter ein, natürlich fällt das Waſſer in ſeinem Bette, und läßt ein durch die ſtarke Kälte feſt gewordenes Eisdach zurück, das da, wo es ſich auf die gegenüberliegenden Felſen ſtützt, in der Luft hängt; wo es keine ſolche Stützen hat, ſenkt ſich das Eis mit dem Waſſer, wird von demſelben zerriſſen und fortgeführt. Wenn man dieß wunderbare Spiel des Zufalls mit irgend etwas vergleichen kann, ſo iſt es mit dem Kryſtallpalaſt der Londoner Ausſtellung. Die Vergleichung lockte mich, und ich ſtellte mir alle Schönheiten des Kryſtallpalaſtes vor, denn auch dieſer ſtützte ſich auf Säulen, da die Felſen an der Lena wegen der Aehnlichkeit mit ſolchen ſeit langer Zeit die Lena-Säulen heißen, ich verſetzte in meiner Einbildung alle die aus allen Enden der Erde herbeigebrachten Prachtſtücke hinein, die Wahrheit zu ſagen, bemühte ich mich aber mit aller Kraft die augenſcheinliche und nur allzu wirkliche Gefahr zu vergeſſen, in der ich mich befand. Plötzlich zeigt uns ein heller Lichtſtreif die Nähe der ſichern Rettung, und kaum war unſer Nachen unter dem Eiſe herausgekommen, ſo ſchoß ich mein doppelläufiges Gewehr in den Kryſtallpalaſt ab. Das Echo wiederholte den Schuß tauſendfältig, plötzlich vernahm man ein Krachen des Eisbaues, der durch die Lufterſchütterung in Bewegung geſetzt zuſammenſtürzte, und durch die Entladung der unter ihm eingeſchloſſenen Luft ein ſolches Krachen und Dröhnen verurſachte, als wäre das heftigſte Gewitter losgebrochen, oder als arbeitete die furchtbarſte Batterie.

Die Ruderer beeilten ſich der furchtbaren Welle zu entgehen, welche der Fall der Eismaſſe im Waſſer auftrieb, und mit Mühe retteten wir uns vor deren Anprall.

Miscellen.

Das Muſeum von Lambäſis. Dieſe Stadt, die man fehlerhafter Weiſe gewöhnlich Lambeſſa nennt, war während der ganzen Dauer der römiſchen Herrſchaft in Afrika das Hauptquartier der Armee, welche mit der Vertheidigung der Gränzer des Reichs beauftragt war. Dieſe Armee beſtand aus einer Legion, der dritten auguſtaniſchen und mehreren Hülfscohorten, unter andern der ſechsten der Commagenier. Dieſe beiden Corps, namentlich das erſtere, haben zu Lambäſis zahlreiche Spuren ihres Aufenthalts zurückgelaſſen. Die Wälle des Lagers der Legion waren im J. 1849 noch faſt unangetaſtet; damals wurden ſie eingeriſſen, um aus den Materialien ein Strafhaus zu bauen, aber man hat das Prätorium, eine Art Baſilika, das mitten im Lager noch aufrecht ſteht, und deren Bau man Diocletian zuſchreibt, reſpectirt. Im Innern dieſes Baues, des beſt erhaltenen und bedeutendſten von allen in der alten Stadt, hat der Geniecapitän Touſſaint das Muſeum von Lambäſis eingerichtet. Bezüglich der Inſchriften iſt dieß Muſeum gewiß eines der bedeutendſten der Welt. Die HH. Renier und Delamarre haben im J. 1851 während eines fünfmonatlichen Aufenthalts mehr als 1000 Inſchriften entdeckt, abgeſchrieben oder gezeichnet. Die meiſten derſelben ſind im Prätorium niedergelegt. Unter den mannichfachen Ueberreſten des Alterthums bemerkt man eine Statue des Aeſculap und der Hygiea, die aus einem Aeſculaptempel kamen, ſechs Büſten von Kaiſern und Kaiſerinnen, welche Renier und Delamarre zu Macuna (dem alten Verecunda) fanden u. ſ. w. Dieſe ſind aus weißem Marmor und zum Theil in ſehr gutem Styl. (Athen. Franç. 28 Februar.)

Die jetzige Bevölkerung der Sandwich-Inſeln. Ueber dieſe gibt eine Mittheilung des Amſterdamer Handelsblatts (30 Januar) folgendes: „die gegenwärtige Bevölkerung der Inſeln

wird auf 65,000 Seelen geschätzt, worunter 4000 Fremde, die übrigen theils Eingeborne, theils gemischter Race. Von den Fremden sind drei Viertheile Amerikaner. Noch vor nicht 70 Jahren belief sich die Bevölkerung auf 400,000 Seelen. Diese entsetzliche Verminderung ist um so erschreckender, wenn man bedenkt, daß weder Kriege, noch locale Krankheiten dazu mitgewirkt haben, und im Gegentheil das Land vollkommen gesund ist. Die Mannschaft Cooks ließ allerdings eine schlimme Krankheit auf den Inseln zurück, und was diese begonnen, scheinen die Pocken fortgeführt zu haben. Sollte die Cholera auf ihren eigenthümlichen Sprüngen die Inseln besuchen, dann würden wahrscheinlich in kurzem alle Eingebornen ausgerottet seyn, so empfänglich sind sie für alle bösartigen Krankheiten, die das menschliche Geschlecht plagen.

•

Die amerikanischen Matrosen werden wie es scheint der Regierung viel zu schaffen geben. Nach dem New-York Courier and Enquirer beklagt man sich sehr über die immer laxer werdende Disciplin auf den Handelsschiffen, die in immer größerem Umfang von fremden Matrosen bemannt werden, von denen viele sehr widerspänstige und verworfene Charaktere sind, indem namentlich viele englische Matrosen sich darauf befinden, die wegen schlechten Betragens von den Marinelisten gestrichen wurden. Man geht deßhalb mit einem sehr strengen Disciplinargesetz um. (Shipp. Gaz. 26 Januar.)

•

Englands Kohlenhandel. Die Liter. Gazette vom 28 Januar entlehnt aus einem englischen Provinzialblatt, dem Durham Advertiser, folgendes: Unsere Kohlenindustrie hat sich in solchem Umfange entwickelt, daß nicht weniger als 37,000,000 Tonnen jährlich gewonnen werden, die an den Ausgrabungsorten 10 Mill. Pf., und an den Consumtionsorten mit Einschluß der Transport- und andern Kosten 20 Mill. Pf. werth sind. Das im Kohlenhandel steckende Capital beträgt 10 Mill. Pf. Etwa 400 Schmelzöfen in Großbritannien verbrauchen jährlich 10 Mill. Tonnen Kohlen und 7 Millionen Tonnen Eisenstein, um 2,500,000 T. Eisen zu erzeugen im Werth von 8 Mill. Pf. Die Hauptstadt allein verbraucht für ihre Manufacturen und häuslichen Bedürfnisse 3,600,000 T. Kohlen, unsere Küstenschiffe verführten im J. 1850 über 9,360,000 Tonnen nach verschiedenen Häfen im Königreich, [1] und 3,350,000 Tonnen wurden nach fremden Ländern und brittischen Besitzungen ausgeführt. Hiezu kommt noch, daß etwa 120,000 Menschen stets mit der Ausbeutung der Kohlengruben beschäftigt sind, und in einigen nördlichen Grafschaften mehr Personen unter als über dem Boden arbeiten.

•

Die Erforschung des nördlichen Australiens, welche von der Londoner geographischen Gesellschaft unternommen und durch General Haug ins Werk gesetzt werden sollte, wird jetzt in die Hände der Regierung übergehen — ein Umstand, der gelegentlich bemerkt, von mehreren englischen Blättern nicht günstig beurtheilt wird, da man allerlei persönliche Bevorzugungen fürchtet, während eine directe Unterstützung der geographischen Gesellschaft und das Ueberlassen der ganzen Leitung an diese lieber gesehen worden wäre. Doch dieß geht uns hier nicht an. Am 23 Januar fand eine Versammlung der geographischen Gesellschaft statt, in welcher der Secretär Shaw die Vorschläge der Committee der Gesellschaft mittheilte. Man wollte vom Victoria- und Albert-Fluß in der Carpentaria-Bay ausgehen, und vorerst wenigstens bis zur Wasserscheide zwischen den nordwestlichen und nordöstlichen Flüssen vordringen, da man guten Grund hat zu vermuthen daß, abgesehen von dem allgemeinen geographischen Interesse, das sich an die Bestimmung der Nordgränze der innern Wüste knüpft, auch ein reiches Feld für Colonisation sich öffnen werde. Der Plan wurde dem Colonialamt vorgelegt, und erst vor wenig Wochen am 18 Januar begab sich eine Deputation der geographischen Gesellschaft zu dem Colonialminister, Herzog von Newcastle, um weitere Rücksprache mit ihm zu nehmen. Da erklärte dieser, wegen wachsender Wichtigkeit der Unternehmung wolle die Regierung sie selbst in die Hand nehmen, und den Capitän Stokes (bekannt durch frühere Reisen) mit dem Befehl über dieselbe beauftragen. Ein Geologe und ein Botaniker, auch ein Zeichner sollen die Expedition begleiten. Wie es scheint soll die Expedition in Moreton-Bay sich sammeln, und von dort also zu Schiffe durch die Torresstraße nach dem Carpentaria-Golf abgehen. (Shipp. Gaz. 24 Januar.)

•

Die Erforschung des Tschadda. Nach einem Schreiben Macgregor Lairds (der bekanntlich die frühere Nigerexpedition mitmachte) soll das zur Erforschung des Tschedda bestimmte Dampfboot bis März fertig seyn und am 1 Jul. die Nigermündung verlassen können. Ihm sollen drei Boote aus Metall, 50′ lang und 18′ breit und von Eingebornen bemannt, beigegeben werden, theils um die höhern Theile des Flusses zu befahren, theils um den Reisenden eine sichere Rückfahrt zu gewähren, falls dem Dampfboot ein Unfall zustoßen sollte. Die drei von der Admiralität ernannten Officiere der Expedition sollen Ende Mais nach Fernando Po abgehen. Die Zahl der Europäer im Dampfboot soll nicht 10 oder 12 übersteigen, aber man will lauter gebildete Männer auswählen. Die Mannschaft der Boote sowohl als des Dampfboots sollen Neger seyn, im Ganzen 80 bis 90 Mann. Das Dampfboot, das zehn Knoten in der Stunde geht, soll auf 30 bis 35 Tage mit Kohlen versehen werden. Vom 1 Julius an wird das Wasser im Niger und Tschadda steigen etwa 75 Tage lang. Diese Zeit soll benützt werden. (Liter. Gaz. 28 Januar.)

Ueber die Vegetation zwischen Tripoli und Murzuk. In der Versammlung der Linné'schen Gesellschaft vom 17 Januar theilte Berth. Seemann ein Schreiben von Dr. Vogel aus Murzuk mit, das gleichsam als Commentar einer Sammlung getrockneter Pflanzen diente, die an den bekannten Botaniker Dr. R. Brown gesendet worden waren. Die Pflanzen sind namentlich in Fezzan selbst, wenige im nördlichen Afrika gesammelt. Dr. Vogel hatte gehofft, eine reiche Sammlung in den großen Thälern zu machen, welche er etwa um 30° N. B. durchzog, mit Ausnahme einer Ruta aber in minder ausgesetzten Lagen fand er alles verdorrt; die langen Bündel verwelktes Gras und die mit Artemisia und Thymus bedeckten Felder zeigten, was man wenig Monate früher hätte sammeln können. Je weiter er gegen Süden vorrückte, desto nackter wurde das Land, bis endlich um

[1] Merkwürdig ist, wie sehr der Transport von Kohlen auf Eisenbahnen zunimmt: im J. 1852 wurden 377,907 Tonnen auf Eisenbahnen befördert, im J. 1853 schon 629,712 Tonnen. Diese Thatsache, welche mit der Zeit der Kohlenschifffahrt bedeutend Eintrag thun wird, kam durch ein Schreiben eines Correspondenten der Shipp. Gaz. (27 Jan.) zu Tage, welcher den einen höhern Sold fordernden Kohlenschiffern ans Herz legt, daß sie durch solches Verfahren den Kohlentransport selbst auf die Eisenbahnen drängen.

Fezzan faſt jede Spur wilder Pflanzen mit Ausnahme einer ſtaudenartigen Tamarix und einer einzigen Hülſenpflanze, von den Arabern Agul genannt und als Kamelfutter benützt, verſchwunden war; Tagelang ſah man nichts als Dattelpalmen, halb vergraben in dem treibenden Sand. In den Gärten um Murzuk baut man mehrere Arten Korn und Gemüſe. Während des Winters wächst Gerſte und Weizen, im Sommer Goſub und Gaſuli, Pflanzen, die man bisher ſo unvollſtändig kannte, daß der eine Reiſende ſie als Bohnen, der andere als Reis, der dritte als Moorhirſe beſchreibt; man wird indeß bald beſſer damit bekannt werden, da Hr. Vogel Proben von beiden eingeſandt hat. Unter den wenigen Bäumen um Murzuk iſt der ſchönſte ein Kornus, Karno bei den Arabern genannt, der eine Höhe von 80′ und einen Durchmeſſer von 3′ erreicht. Die Gummi-Acazie ziert die ſteinigſten Thalgehänge der Wadys Scherki und Gharbi. Dr. Vogel fand es etwas ſchwierig ſich gute Proben von dem Gummi zu verſchaffen, da es von den Arabern, die es als Nahrungsmittel ſammeln, eifrig aufgeſucht wird. Die Pflanze, welche die im Handel befindlichen Sennesblätter liefert, trifft man im Wady El Gharbi weſtlich von Murzuk, wo ſie wild unter Dattelbäumen wächst. Auch kommt ſie in ungeheuren Maſſen in Ahir vor. Peganum Harmala, von den Eingebornen Harmel genannt, nimmt einen ausgezeichneten Platz in der Materia Medica der Araber ein, da es als Vorbeugungsmittel gegen Augenkrankheiten gilt. Es kommt an der Nordküſte bis Fezzan vor, ebenſo die unter dem Namen Coloquinthen bekannte Cucurbitacee, deren Früchte von den Straußen gegeſſen werden. Die Tibbus lieben den Samen ſehr, den ſie röſten, nachdem ſie ihn vorher 12 Stunden im Waſſer liegen ließen, um ihm den bittern Geſchmack zu nehmen. Die Sonnenblume wird in den kleinen Gärten von Fezzan gebaut und 9′ hoch. Die Wurzelrinde einer Pflanze, welche dem Dornſtrauch gleicht, wird von den Arabern zum Gerben des Leders und zum Rothfärben benützt, während die Kohle derſelben Staude zur Pulverbereitung dient. Dr. Vogel gibt einen intereſſanten Bericht über die Dattelpalme: „Ganz Fezzan, ſagt er, und halb Tripolitana lebt von der Dattelpalme. Jede Thüre, jeder Pfoſten iſt aus Dattelbaumholz gemacht. Die ärmeren Claſſen leben in Hütten, die ganz aus Palmblättern beſtehen. Dieſe Dattelpalmen liefern die allgemeinſte Nahrung für Menſchen und Vieh, Kamele, Pferde, Hunde, alles frißt Datteln, ſelbſt die Kerne werden, wenn man ſie im Waſſer hat erweichen laſſen, dem Vieh gefüttert.“ An Form und Größe der Frucht ſcheint die Datte ſo ſehr zu variiren, als unſere Kirſchen und Pflaumen, denn Dr. Vogel ſchickte Abbildungen und Beſchreibungen von nicht weniger als 38 Varietäten. Als Probe, in welcher ungeheuren Anzahl dieſer Baum vorkommt, erwähnt er das Beiſpiel, daß die Leute des Sultans Abdelbſchelil, der im J. 1829 Sokna belagerte, in 7 Tagen 43,000 Bäume niederhieben, und daß doch noch 70,000 ſich finden. Der Ertrag iſt vergleichsweiſe gering, denn 100 erwachſene Bäume geben nur etwa 40 Centner Datteln, die an Ort und Stelle 30 Schilling werth ſind. Wenn man die Blätterkrone ausſchneidet, ſo ſammelt ſich in der Höhlung ein ſüßer Saft, Lagbi genannt, der ſehr erfriſchend iſt, aber in wenig Stunden zu gähren anfängt, ſauer und dann ſehr berauſchend wird. In Tripoli gibt's Orangen, Citronen, Piſtazien, Granatäpfel, Feigen, Maulbeeren, Pfirſiche, Aprikoſen, Mandeln, Oliven, Opuntien und Trauben in großer Menge; Aepfel und Birnen reichlich, aber von ſchlechtem Geſchmack; Melonen und Waſſermelonen gelangen zu großer Vollkommenheit und letztere wiegen manchmal 150 Pf. Auch Kartoffeln gedeihen in Tripoli und die Knollen werden ſehr groß und ſchmackhaft. Von den obenerwähnten Früchten gehen Granatäpfel, Feigen, Pfirſiche, Mandeln und Trauben bis Murzuk (25° 55′ N. B.). Der Weinſtock gedeiht gut an den Ufern der Natronſeen in Fezzan, die blauen Varietäten ſind gewöhnlich, die weißen aber ſelten. Einige Apfelbäume finden ſich noch im Wady Eſchſchaty (etwa 26° 30′ N. B.), aber die Früchte ſind ungenießbar. Orangen, Citronen und Piſtazien gehen nicht über die Targonaberge, und ſind auf einen Diſtrict von etwa 50 (engl.) Meilen von der Küſte beſchränkt. Die Olive findet ſich nicht über Beniolid am Südabhang der Targonaberge (31° 44′ N. B.) hinaus, und an demſelben Orte findet ſich auch die letzte Opuntia vulgaris. Der Maulbeerbaum geht bis Sokna (29° 4′), die Aprikoſe aber bis Sebha (27° 3′). Baumwolle (ſowohl Goss. arboreum als herbaceum) ſieht man um Murzuk in den Gärten, der Boden geſtattet aber keinen großen Anbau. (ibid.)

*

Pflanzenproben von den Ufern des Amazonenſtroms. In der Verſammlung der Linné'ſchen Geſellſchaft zu London am 17 Januar zeigt Hr. S. Stevens Proben von getrockneten Pflanzen nebſt Rinde, Harz, Holzdurchſchnitten u. ſ. w. die in der Nähe von Santarem von einem Hrn. Bates geſammelt wurden. Die Sammlung beſteht aus etwa 30 Species, die ſich durch ihren Nutzen oder ihre mediciniſchen Eigenſchaften auszeichnen, darunter die Murixe, eine Art Byrſonima, deren Rinde zum Gerben dient, während das Holz Zeuge dunkelroth färbt; die Carubeira, welche in feine, dünne und doch feſte Brettchen geſägt wird, die zur Fabrication von Guitarren benützt werden; die Curua, eine ſtammloſe Palme, mit deren Blättern man hauptſächlich die Häuſer deckt; die Cupá-uba (Copaifera), deren Mark den mediciniſchen Balſam manchmal in ſolcher Menge liefert, daß ein einziger Baum bis fünf Gallonen gibt; zuweilen berſtet ein dergeſtalt mit Balſam überladener Baum von ſelbſt mit einem lauten Knall. Nach Hrn. Bates geſchieht dieß manchmal auch mit dem Kautſchuk-Baum. Die Sammlung enthält ferner den Maſſarandúba, oder Kuhbaum, aus dem eine rahmartige Milch fließt, wenn man Einſchnitte in die Rinde macht; den Itauba, aus dem man ſehr dauerhafte Canoes von 70—100 Palmen Länge aus Einem Stamm aushöhlt; den Umiri, deſſen Rinde von einem ſehr duftigen Oel durchdrungen iſt, deſſen ſich die Frauen als Parfüm bedienen; den Breo Branco, der in Menge ein weißes duftiges Harz liefert, das man ſtatt Kampher in Inſectenſchachteln anwendet u. dgl. (ibid.)

*

Anacharis alsinastrum. Dieſe Waſſerpflanze, die aller Wahrſcheinlichkeit nach aus Amerika eingeführt wurde, iſt kürzlich auch in Irland entdeckt worden. In England traf man ſie zuerſt im J. 1842 im See von Dunſe Caſtle in Berwickſhire, ſpäter in faſt allen mittlern Grafſchaften. In der Cam und Ouſe hat ſie ſich ſo gewaltig vermehrt, daß ſie bereits eine unerträgliche Plage geworden iſt, und die Flußbetten dermaaßen anfüllt, daß ſie die Schifffahrt hindert. Im J. 1848 gab Herr Babington eine Beſchreibung davon in ſeinen „Annalen der Naturgeſchichte“, und vor wenigen Monaten veröffentlichte ein Herr Pamplin einen intereſſanten Bericht über ihre Entdeckung und ſpätere Verbreitung in einem beſondern Schriftchen. (ibid.)

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 6. 10 Februar 1854.

Zustände von Borneo.

Von S. Friedmann.

Als wir im September 1841 mit der Brick Zwaluw längs der Westküste des großen Eilandes Borneo hinsegelten, näherten wir uns am 19. auch einer zahlreichen Inselgruppe, die das Land wie ein Korallengürtel umgibt, und von welchen das Eiland Labuan das verhältnißmäßig größte ist. Es war damals unbewohnt, wenigstens entdeckte man vom Schiffe aus keine Spuren menschlicher Wohnungen. Mochten auch hinter dem dichten Gürtel der Küstenwaldungen einige Hütten der Dajahs, geschmückt vielleicht mit den, den Europäern abschreckenden, dort aber als Hauszierde dienenden menschlichen Schädeln verborgen gewesen seyn, so änderte doch diese gewiß nicht zahlreiche Bevölkerung nichts an dem wilden Aussehen der Insel. Ihre Länge beträgt etwa drei deutsche Meilen, ihre Breite von SW nach NO ist etwas geringer. Sie hat etwa die Gestalt eines Dreiecks und ist in der Mitte von einer kleinen Meeresbucht ausgefurcht, in deren Grund die Mündung eines Baches sich befindet. Einsam schlugen die gekräuselten Wellen an den niedrigen, mit Rhizopboren geschmückten Strand, nicht einmal ein kleiner, aus einem ausgehöhlten Baumstamm bestehender Fischerkahn, wie man sie in großer Zahl oft in der Nähe der Küste schwimmen sieht, durchfurchte diese stille, vom Schatten der nahen Riesenstämme verdunkelte Bai. Wer hätte gedacht, daß diese jungfräuliche Insel wenige Jahre später von England mit bewaffneten Fahrzeugen erobert, die jetzt so stille Bai mit zahlreichen Kriegsschiffen besetzt, an dem waldbegränzten Strand Batterien errichtet würden, und das Gehämmer von Marine-Etablissementen sich hören ließe, wo damals höchstens nur hie und da das Geschrei von Affen und Papageien vernommen wurde?

Die Expedition Englands nach der Insel Labuan, die Pläne dieses, mehr noch durch seine geistigen und moralischen Kräfte als durch die materielle Macht furchtbaren Staates in Bezug auf Borneo, und endlich das Benehmen der holländischen Regierung und des Volkes bei dieser Gelegenheit gibt uns Anlaß einige Notizen über die politischen Verhältnisse der Küstenbewohner Borneo's, sowie ich sie zum Theil selbst an Ort und Stelle erfahren, als auch durch mündliche Mittheilungen erfahrner Freunde kennen gelernt habe, mitzutheilen.

Von der niederländischen Regierung wird das große Eiland Borneo, in welchem ein nicht bloß auf den sogleich zufließenden Gewinn, sondern vorzüglich auf zukünftige Vortheile sehender Staat blühende Fürstenthümer gründen und reiche Schätze gewinnen könnte, leider noch immer als ein sogenannter „Lastpost" d. i. als ein Besitz angesehen, den man nur behält damit andere Nationen sich nicht auf demselben festigen, und den man demgemäß auch nur mit geringem Eifer verwaltet. Als den Mittelpunkt der ostindischen Besitzungen sehen die Niederländer das reiche gewinngebende Java an, um welches die übrigen, obwohl ungleich größeren Länder wie eine schützende, aber an sich selbst ungenießbare Schale um den köstlichen Kern gelagert sind. Der Umstand daß Java schon bei der Ankunft der Holländer im Jahre 1596 von einer ziemlich gebildeten und arbeitsamen Nation bevölkert war, mit welcher man Handelsverträge schließen konnte, und die sich allmählich dem Dienste der große Quantitäten von Colonialwaaren suchenden Handelscompagnie anschloß, machte daß das Hauptaugenmerk der Niederländer allmählich sich auf diese Insel richtete, und die übrigen Ländermassen, obgleich sie andere, besonders Metallschätze enthalten welche Java gänzlich mangeln, eine weit untergeordnete Rolle spielen. Aber es kann nicht geläugnet werden, daß hier eine gewisse Engherzigkeit von Seite der niederländischen Regierung obwaltet, indem sie momentane Ausgaben für Besetzung und Administration von Ländern scheut, welche dieselben nach einem nicht sehr entfernten Zeitraum mit reichlichen Zinsen wieder erstatten würden, wobei der durch größere Handelsverbindung entstehende mittelbare Gewinn noch nicht gerechnet ist. Daß auch die jetzt moralisch depravirten und unter einer Despotenherrschaft geknechteten Völker durch eine geregelte und humane Regierung eines gebildeten und freien Volkes an Cultur und Wohlfahrt gewinnen würden, ein Umstand der vom philantropischen Standpunkt aus als die Hauptsache betrachtet wird, will ich hier gar nicht in Rechnung bringen. Denn man müßte wohl ein Kind seyn wenn man glaubte, daß irgend eine europäische Nation Geld und Leute für Eroberung eines Landes opfert, aus dem einzigen Grunde um dessen Bewohner gebildeter, humaner und daher glücklicher zu machen, mögen auch die Manifeste und Proclamationen an die zu unterwerfenden Völker nur den Geist der Humanität athmen und jedes Motiv von Eigennutz und Herrschsucht sorgfältig versteckt werden. Es ergeht indessen den gebildeten, han-

deltreibenden Völkern wie den Alchymiſten, welche nur Gold zu machen ſuchten, uns aber bei dieſer Gelegenheit mit großen Entdeckungen bereicherten, die ſie Anfangs gar nicht im Auge hatten. Ebenſo wird von den ſeefahrenden Nationen Bildung und Humanität den fernen Völkerſchaften gebracht, obwohl es nur materielle Vortheile waren, welche die ſchwellenden Segel von Europa's Geſtaden nach den fernen Welttheilen führten, wovon das durch Wohlfahrt blühende Java ein erfreuliches Beiſpiel liefert.

Daß es nicht genügt große Länder zu entdecken und nominell zu beſitzen, ſondern daß es der herrſchenden Nation unerläßliche Pflicht iſt und die Nothwendigkeit es gebietet, an der Cultivirung der gewonnenen Länder kräftige Hand anzulegen, wenn auch in den erſten Jahren die Märkte Europa's noch nicht mit den Producten des fernen Landes erfüllt werden, davon liefert ein großartiges Beiſpiel der von den Holländern entdeckte fünfte Welttheil. Als ſie unter dem General-Gouverneur Van Diemen von Batavia aus nach Oſten ſegelten und ein großes, weit in die gemäßigte Zone der ſüdlichen Hemiſphäre hineinragendes Land dem erſtaunten Blicke der Seefahrer ſich kund that, wurde die große Entdeckung weder in Oſtindien noch im Mutterlande ſehr beachtet, ſowie überhaupt die ungeheuren Ländermaſſen Neuhollands, da ſie für die Production von colonialen Waaren wegen Mangel an gebildeten Einwohnern untauglich erſchienen, mit unverzeihlicher Nachläſſigkeit behandelt wurden. Die Engländer bemächtigten ſich derſelben gleichſam als herrenloſe Länder und die Goldminen Auſtraliens, der Reichthum der dortigen Gebirgsketten am beſten Kupfer, ſowie die täglich mehr ſich ſchwingenden Colonien Auſtraliens, die im gemäßigten Klima wohnend Ackerbau und Viehzucht wie im Mutterlande treiben können, beweiſen zur Genüge, daß die Holländer einen koſtbaren Diamant wegwarfen, weil ſie ſich die Mühe nicht gaben, die ihm anhängende Erdſcholle abzulöſen.

Nicht viel beſſer verfahren die Niederländer mit Borneo, das ebenfalls in Gefahr ſteht in Brittanniens Hände zu fallen, wenn nicht die holländiſche Regierung, wozu freilich wenig Ausſicht vorhanden iſt, ſich entſchließt von ihrem bisherigen Syſtem, das nur den materiellen Vortheil der nächſten Zukunft berückſichtigt, abzugehen und jenes der Engländer anzunehmen, das wenn gleich eben ſo ſehr die materiellen Vortheile ſich zum Ziele nehmend, doch von einem allgemeineren Standpunkt ausgeht und weiter gehende Plane verfolgt, deren Ziel nicht immer die nächſte Zukunft, noch der unmittelbare materielle Gewinn iſt.

Wir wollen, um einige Einſicht in die ethiſchen und politiſchen Zuſtände Borneo's zu gewinnen, einen Blick auf die Bevölkerung der Süd- und Weſtküſte werfen, und ihre neuere Geſchichte kürzlich ſkizziren, wodurch ihr Verhältniß zur holländiſchen Regierung hervorgehen wird, und endlich die Schritte des im Hintergrunde ſtehenden Albion betrachten, das allmählich vorwärts ſchreitet, und dem die Unthätigkeit ſeiner Rivalen zum Wegweiſer und zur Stütze dient.

Die Ureinwohner Borneo's ſind die Dajahs oder gewöhnlich Dajaken genannt. [1] Unvermiſcht, in ihrer urſprünglichen Lebensweiſe und unabhängig von fremden Völkern, würde man ſie wahrſcheinlich in den Centraltheilen des Landes finden; aber noch ſind wenig europäiſche Reiſende tief ins Innere Borneo's gedrungen, und die wenigen, welche das Wageſtück verſuchten, mußten dem Argwohn und der Mordluſt der Bewohner zum Opfer werden. Der Dajah, wie er ſich in den Provinzen Sambas, Pontianak und Borneo Proper findet, hat zwar im allgemeinen ein häßliches Ausſehen, doch iſt er von großem und ſchlankem Körperbau, die Schädelbildung den allgemeinen Charakter der malayiſchen Race tragend, ohne daß jedoch die Glabella ſo eingedrückt als bei den Malayen iſt, ſo wie auch die Backenknochen nicht ſo weit hervorragen als bei den Malayen. Die Hautfarbe des Dajah iſt die dunkelbraune, es fehlt der gelbliche Anſtrich, der dem Malayen und Javanen für den Europäer ein etwas widerliches Anſehen gibt. Nach amtlichen Mittheilungen iſt die Zahl der unter niederländiſcher Herrſchaft ſtehenden Dajahs an der Süd- und Weſtküſte Borneo's 348,000. Die Dajahſprache iſt eine eigenthümliche, verſchieden von der malayiſchen, in mehrere Dialekte zerfallend. Sie ſind der Schrift unkundig, doch beſteht bei ihnen die Sage, daß ihre Ahnen eine originelle Schrift und Bücher hatten. Im Innern des Landes würde man vielleicht auf höhere Civiliſation ſtoßen, die bei den Küſtenbewohnern durch den Jahrhunderte hindurch erfahrenen politiſchen Druck auf eine ſehr niedrige Stufe herabgeſunken iſt. Die wenigen Nachrichten, welche hinſichtlich der Sitten der Dajahs nach Europa gedrungen ſind, enthalten viel des Irrthums und der Uebertreibung. Selbſt in Oſtindien wird von ihnen erzählt, daß ſie es als Ehrenſache betrachten, bevor ſie in das männliche Alter treten und heirathen können, eine gewiſſe Anzahl Köpfe, gleichviel ob von Freunden oder Feinden abzuſchlagen, und daß derjenige verachtet iſt, der ſolche Siegestrophäen nicht aufzuweiſen im Stande iſt. Die Wahrheit der Sache iſt, daß die einzelnen Dörfer der Dajahs, wovon jedes unter einem erblichen Herrſcher, „Sawa", ſo wie noch unter einem vom Volke gewählten „Pangara" ſteht, häufig im Kriegsſtande verkehren, ähnlich wie dieß bei den Battahs auf Sumatra der Fall iſt. Aber nicht im offenen Kampfe wie bei den letztern begegnen ſich die ſtreitenden Parteien, ſondern im Hinterhalte lauert der Dajah, bis ſein perſönlicher oder politiſcher Feind ſorglos vorübergeht oder bis er ihn im friedlichen Geſchäfte überraſcht, wo er ihm mit einem Klewang (langem Säbel) den Kopf vom Rumpfe abſchlägt. Die feindlichen Schädel werden im Hauſe bewahrt und dienen als Zierde und Siegeszeichen. Mit Wohlgefallen ſehen die Malayen, die natürlichen Feinde der Dajahs, ſolchem gegenſeitigen Morden der ihnen unterwürfigen Dajahs zu, da es ihnen um ſo leichter wird, ſich als ihre Herren zu behaupten, je mehr ihre Untergebenen die Kraft, die ſie zum Widerſtande gegen den gemeinſchaftlichen Feind verwenden ſollten, zu ihrem eigenen Verderben gebrauchen. Seit Jahrhunderten nämlich bewohnt die Küſten Borneo's ein wahrſcheinlich von der Halbinſel Malakka ausgezogener Malayenſtamm, welcher die Dajahs unterjocht hat, und ſie bis zur jetzigen Zeit mit deſpotiſcher Macht beherrſcht. Viele Dajahs ſind den malayiſchen Radjas wegen Schulden als Leibeigene anheimgefallen, und da die wenigſten von ihnen im Stande ſind ihre Schulden zu bezahlen, die Nachkommen aber für ihre Eltern haftbar ſind, ſo iſt ihre Sklaverei eine ewige. Doch gibt es auch einige Meilen von der Küſte entfernt noch freie Dajahs, und der holländiſche Commiſſär, Tobias, ſchätzt die Zahl der an der Weſt-

[1] Sie ſelbſt nennen ſich Dajah, Orang Dajah, ſo daß das eingeſchaltete k weder zum Worte gehört noch des Wohllautes wegen nöthig iſt.

küſte Borneo's, drei Meilen landeinwärts wohnenden Dajahs auf 80,000. Die den Malayen unterworfenen Dajahs ſind genöthigt, den fünften Theil des Ertrags ihrer Felder als Abgabe zu entrichten und auch außerdem Frohndienſte zu leiſten.

Die Zahl der auf Borneo's Weſtküſte wohnenden Malayen wird auf 81,180 Seelen geſchätzt. Sie bekennen ſich ſämmtlich zur mohammedaniſchen Religion, während die Dajahs der Annahme des Islamismus ſich bis jetzt widerſetzten. Drei malayiſche, unter ſich unabhängige Sultane regieren auf Borneo's Süd- und Weſtküſte, nämlich einer zu Sambas, einer zu Pontianak und einer zu Banjermaſſin. Ackerbau, Handel und Schifffahrt ſind die Beſchäftigungen der Malayen auf Borneo. Obgleich ſie aber die Herrſcherruthe über die politiſch und ſittlich tief geſunkenen Dajahs ſchwingen, ſo haben ſie auch ihrerſeits längſt aufgehört, das gefürchtete Volk des indiſchen Archipels zu ſeyn, indem ihre alte Tapferkeit nachgelaſſen und ihre Sitten depravirt ſind. Mit Leichtigkeit könnte Holland durch kräftige Leitung und zweckmäßige, mit Macht aufrecht gehaltene Geſetze Malayen ſowohl als Dajahs aus dem tiefen Verfall hervorziehen, in welchen ſie durch Jahrhunderte lange Entartung gerathen, und ſie zu fleißigen und verträglichen Bewohnern bilden, wobei der Handel und der Staatsſchatz von Niederland gewiß nicht zu kurz kämen. Auch der Dajah iſt nicht ohne gute Anlagen. Gutmüthig von Art, lenkſam und vertrauensvoll, wenn man ihn einmal zur Ueberzeugung gebracht, daß nur ſein Beſtes beabſichtigt wird, würde er ſich gewiß gern einer humanen und geordneten Regierung unterwerfen, die ihm Sicherheit der Perſon bei mäßigen Abgaben gewährt und dabei für ſeine ſittliche und geiſtige Cultur Sorge trägt.

Eine dritte Claſſe der Bevölkerung Borneo's, welche ſowohl Malayen als Dajahs überragt und ſie beide ſich zinsbar zu machen droht, bilden die Chineſen. Verhältnißmäßig gering an Zahl, wußten ſie durch feſtes Zuſammenhalten ſowohl als durch Liſt und Schlauheit die in ihrer Nähe wohnenden Malayen und Dajahs von ſich abhängig zu machen, und verſtanden es überdieß in den Goldbergwerken unermeßliche Reichthümer zu gewinnen, welche ſie zum Theil nach China zurückbringen, indem viele Auswanderer, nachdem ſie ſich im fremden Lande bereichert, mit Schätzen beladen ins Geburtsland zurückkehren. Es iſt noch nicht ganz ein Jahrhundert, daß die Chineſen auf Borneo ſich niedergelaſſen, und ſchon ſind ſie zu einer ſolchen politiſchen Bedeutung gelangt, daß die übrige Bevölkerung vor ihnen zurückweicht. Es war nämlich im Jahre 1760, daß der Sultan von Sambas, Amar Almudin, der von dem induſtriellen Eifer der Chineſen gehört hatte, einigen dieſer Abenteurer erlaubte, ſich in ſeinem Reiche niederzulaſſen, um dem Handel und dem Ackerbau einen höhern Schwung zu geben. Ein Jahr darnach betrug die Zahl der auf der Weſtküſte Borneo's angeſiedelten Chineſen bereits über 1000 Köpfe. Sie mußten jährlich 4 Gantang (Körbe von einem halben Kubikfuß Inhalt) Staubgold dem Sultan liefern. Malayen und Dajahs hatten noch die Aufſicht über die Chineſen. Bald aber wußten dieſe ſich der Herrſchaft der Malayen zu entziehen, beſonders als mit jedem Jahre die Anzahl der chineſiſchen Einwanderer ſich vermehrte. Zehn Jahre nach der erſten gaſtlichen Aufnahme der Treuloſen auf Borneo zettelten ſie eine Verſchwörung an, wobei es auf Ermordung aller in der Nähe der Chineſen wohnenden Dajahs abgeſehen war. Als dieſe nämlich ihr Feſt, „Tadjau", feierten, wo ſie gegen den Abend halb berauſcht in den öffentlichen Verſammlungsplätzen beiſammen waren, fielen die Chineſen meuchleriſch über ſie her und ermordeten über 10,000 der unbewaffneten Dajahs. So ſchwach und unthätig war aber ſchon damals die malayiſche Regierung, daß ſie ſolche Gräuelthaten nicht rächen konnte, noch ernſten Willen hiezu zeigte. Die Chineſen bezahlten zwar den bedungenen jährlichen Tribut, der ihnen tauſendfältig durch die reichen Goldminen Borneo's, die ſie fleißig bearbeiteten, vergütet wurde, lebten aber außerdem faſt ganz unabhängig. Viele von ihnen erwarben ſich ſchon damals große Schätze und kehrten mit denſelben beladen in ihre Heimath zurück, aus welcher alsbald, durch das Glück ihrer Landsleute angeregt, eine zehnfache Menge neuer Glücksſucher herbeiſtrömte. Die Chineſen auf der Weſtküſte Borneo's gehören größtentheils zu den kräftigen Gebirgsbewohnern der Provinz Canton und Ho-kian. Sie haben ſich auf Borneo zu kleinen Staaten, Kong-ſie genannt, vereinigt, wählen Häupter, „Panglimas", aus ihrer Mitte und üben ihre eigene, zum Theil in grauſamen Strafen und Körperverſtümmelungen beſtehende Rechtspflege nicht nur bei ihren Angehörigen aus, ſondern wenden ſie auch in geſchärfter Weiſe bei den armen Dajahs an, die ihnen meiſtens zinspflichtig ſind. So lange der genannte Sultan, Amar Almudin, lebte, bezahlten die Chineſen den von ihnen bedungenen Tribut; als aber nach dem Tode desſelben ſein Sohn, Abu Bahar, zur Regierung kam, weigerten ſie ſich ferner Abgaben zu entrichten, da ſie vorgaben, daß ſie durch ihren langen Aufenthalt im Lande auch ein Recht auf dasſelbe erworben hätten, und kein Grund für ſie verhanden wäre, irgend einem Volke Tribut zu entrichten. Da rief der Sultan im Jahre 1818 die Holländer gegen die widerſpänſtigen Chineſen zu Hülfe. Der General-Gouverneur von Batavia, ſtatt bewaffnete Macht nach Borneo zu ſenden, um ſeinen Vorſchlägen auch den nöthigen Nachdruck geben zu können, begnügte ſich die Commiſſäre, Beckholz und Elout, dahin zu ſenden, damit ſie die Angelegenheiten von Borneo ordneten. Unverrichteter Sache jedoch kehrten die Commiſſäre zurück, die Chineſen blieben unabhängig und kümmerten ſich nicht um den Sultan von Sambas. Eine zweite Commiſſion mit Nahuys an der Spitze, wurde am 13 Januar 1819 abgeſchickt, und es wurde ihr ein kleines Detaſchement Soldaten beigegeben. Dieſe Sendung war glücklicher als die vorige. Die Chineſen wurden unter die unmittelbare Oberherrſchaft der Holländer gebracht, eben ſo wurde Niederland das Protectorat des ganzen Gebiets von Sambas übertragen, dem Sultan ein jährlicher Gehalt von Holland feſtgeſetzt, den Chineſen aber ein Kopfgeld im Betrage von zwei Gulden jährlich für jeden Erwachſenen auferlegt. Chineſiſche Vögte, welche von der eingetriebenen Steuer den zwanzigſten Theil erhielten, wurden angeſtellt, ſo daß das eigene Intereſſe der Vögte das genaue Eintreiben der Steuern erforderte. Es waren damals zu Sambas fünf Kong-ſies angeſiedelt, die folgendermaaßen vertheilt waren:

1)	der Kong-ſie	von	Montrado	mit	16,000 Seelen
2)	„ „	„	Lakati	„	8000 „
3)	„ „	„	Lamar	„	1000 „
4)	„ „	„	Sepang	„	10,000 „
5)	„ „	„	Budal	„	8000 „
					41,000 Seelen in der

Provinz Sambas. Außerdem war zu Pontianak der bedeutende Kongsie Koe-ſuang, ſo wie im Reiche Banjermaſſin zahlreiche Anſiedelungen der Chineſen exiſtirten, deren Geſammtzahl auf Borneo ſich wohl auf 92,000 Seelen belaufen mag.

Nicht lange währte der verſprochene Gehorſam der Chineſen. Die Niederländer, welche mit ein Paar hundert Bajonnetten ſo viele Tauſende aufrühreriſche und mittelſt ihrer politiſchen Verfaſſung leicht ſich concentrirende Haufen zum Gehorſam zwingen wollten, mußten nothwendig in ihrem Vorhaben ſcheitern. Schon im März 1819 entſtand ein Aufſtand zu Mampana, wobei mehrere Soldaten meuchleriſch getödtet und der holländiſche Reſident verwundet wurde. Die Chineſen forderten vom Sultan von Sambas nichts weniger als die Auslieferung aller Europäer, was jedoch verweigert wurde. Um dieſe Schmach zu rächen, erſchien alsbald von Batavia eine Beſatzung von vollen 80 Mann! Die durch tauſendfältige Uebermacht trotzig gewordenen Chineſen beruhigten das Häuflein, wie man Kinder beſänftigt. Sie verſprachen ſich künftighin ruhig zu verhalten und ihren ſchuldigen Tribut zu entrichten, ohne jedoch Wort zu halten. Ob ſie Unrecht daran thaten, iſt jedoch noch eine große Frage, denn jeder Unparteiiſche wird ſich wohl die Frage aufwerfen: welches Recht hat eine Nation, Gehorſam und Steuern von einem Lande zu fordern, für deſſen Wohl es noch nichts geleiſtet, dabei aber auch nicht die Handelsweiſe jener Völker beobachtet, die ihre, wenn gleich unbilligen Forderungen wenigſtens durch Waffengewalt in Ausführung zu bringen ſuchen, und ſich ſo das Recht des Stärkern ſichern? Wir wollen indeſſen hiemit keineswegs behaupten, daß die Anſprüche Hollands auf die Oberherrſchaft Borneo's ungerecht ſeyen, aber wer ernten will muß auch ſäen, und wie der Vater für die Erziehung ſeines Kindes ſorgen muß, ſo iſt auch dem Beſitzer eines, beſonders ſo verwahrloſten Landes die heilige Pflicht auferlegt, für die ſittliche und geiſtige Bildung des ihm zugefallenen Landes zu ſorgen. Aber, wir müſſen es wiederholen, nicht nur aus dem Geſichtspunkte der Humanität, auch für das materielle Intereſſe der Niederländer wäre es höchſte Zeit, wenn ſie einmal kräftig die Zügel der Regierung in die Hand nehmen, und momentane Opfer nicht ſcheuten, wo viel zu gewinnen und im Unterlaſſungsfalle alles zu verlieren iſt.

Am 7 Sept. 1821 wurde der Commiſſär Tobias nach Borneo geſchickt. Er ſollte vorzüglich unterſuchen: 1) welche Geſinnungen die verſchiedenen Volksſtämme gegen die niederländiſche Regierung hätten, 2) was die Urſache der Widerſpänſtigkeit der Chineſen wäre, ob vielleicht die ihnen auferlegte Steuer unpaſſend oder zu bedeutend ſey. Tobias entledigte ſich ſeines Auftrags mit Einſicht und Sachkenntniß. Sein amtlicher Bericht lautete dahin, daß die Geſinnungen der Bevölkerung Borneo's gegen die niederländiſche Regierung im Ganzen freundlich ſey, eben ſo ſey die den Chineſen auferlegte Steuer weder zu groß, indem ſie ihrem Reichthume gemäß wohl das Zehnfache entrichten könnten, noch ſey ſie unzweckmäßig, aber es herrſche ein Geiſt der Widerſpänſtigkeit unter den Chineſen, der nur zu beſiegen ſey, wenn ſtärkere Garniſonen nach Borneo geſendet, ſie ſelbſt durch holländiſche Beamte regiert und beſonders ihre politiſche Macht gebrochen würde, ſo daß ſie aufhörten kleine Staaten unter ſich, ſomit Staaten im Staate zu bilden. Eben ſo müſſe die Adminiſtration des Landes ſich bis auf die niederſten Claſſen der obigen Volksſtämme erſtrecken.

Die erſte Sendung des Commiſſärs Tobias nach Borneo war, wie die vorhergehenden, nur aus einer Commiſſion beſtehenden, fruchtlos. Diplomatiſche Unterhandlungen und ſelbſt Drohungen konnten die unwilligen Chineſen nicht zum Gehorſam bringen. Am 19 Auguſt 1822 aber landete dieſer Commiſſär zum zweitenmale an der Weſtküſte Borneo's, dießmal jedoch von einem Detaſchement Truppen begleitet, welche den obwohl feigen, doch geſtützt auf ihre Ueberzahl trotzigen Chineſen mehr Ehrfurcht einflößen ſollten. In der That hatte der Anblick der wohlgerüſteten europäiſchen Truppen eine ganz andere Wirkung als die frühern diplomatiſchen Unterhandlungen. Zwar ſcheinen die Chineſen auf die Ankunft einer bewaffneten Macht vorbereitet geweſen zu ſeyn, denn am Strande und an den Flußmündungen waren Forte errichtet mit hohen Erdwällen und ſpitzigen Bambus umringt. Aus den Schießlöchern ſchauten die wenn auch alten und etwas verroſteten aber dennoch brauchbaren Kanonen heraus. Dennoch wagten die Chineſen nicht ernſtlichen Widerſtand zu leiſten, und es kam am 22 Auguſt 1822 mit dem beſonders aufrühreriſchen Kongſie Larong zum Vertrage, worin er unbedingte Unterwerfung unter die holländiſche Herrſchaft, Bezahlung der ihm auferlegten Steuern, ſowie den 140 Tael Gold als Buße und überdieß Erſatz der Kriegskoſten verſprach. Ein ähnlicher Contract wurde auch mit der chineſiſchen Bevölkerung zu Sambas geſchloſſen, und auch die politiſche Beziehung derſelben zum Sultan feſtgeſetzt. Zugleich wurde beſtimmt, daß die Kongſie zuſammen fortan keine Conföderation mehr bilden, ſondern jede für ſich beſtehen ſollte, daß hingegen der holländiſche Reſident ihre Gränzen und gegenſeitigen Beziehungen vermitteln ſollte. Kleinere Juſtiz- und Polizeiangelegenheiten ſollen den chineſiſchen Behörden überlaſſen bleiben, Criminalſachen und alle wichtigen Angelegenheiten müſſen vor das Forum der holländiſchen Richter gebracht werden.

So zweckmäßig dieſe Uebereinkünfte auch ſchienen, ſo zeigte ſichs doch nach kurzer Zeit, daß es nur halbe Maaßregeln waren, welche die Regierung genommen. Man hat mit Recht es getadelt, daß die Regierung mit den Häuptern der Kongſies überhaupt einen Tractat abſchloß, wodurch dieſe als ſelbſtändige politiſche Macht anerkannt wurden. Man hätte ſie als holländiſche Unterthanen einfach zum Gehorſam bringen und ihnen jede politiſche Bedeutung benehmen ſollen. Freilich wäre hiezu wenigſtens eine Macht von 3 bis 4000 Mann in den verſchiedenen Provinzen Borneo's Süd- und Weſtküſte nöthig, aber der Erfolg wäre ein dauernder und auch bezüglich der geſammten Bevölkerung am vortheilhafteſten geweſen. Die ganze Beſatzung auf Borneo beſtand zu jener Zeit aus 519 Mann, wovon 185 zu Pontianak, 115 zu Mampana, 168 zu Sambas, und die übrigen in kleinern Forten zerſtreut waren.

Kurz nachdem der Commiſſär Tobias die Angelegenheiten auf Borneo ſo gut es mit der geringen ihm zu Gebote ſtehenden Macht geſchehen konnte, geordnet hatte, wurden in den von Chineſen ſtark bevölkerten Diſtricten Mandor und Montrado zwei Forte mit je 50 Mann Beſatzung angelegt. Als aber das kleine Detaſchement von 50 Mann zu Sinkawang ankam, wurde es von einigen Tauſend bewaffneten Chineſen angefallen, ſo daß es ſich mit Verluſt von einiger Mannſchaft zurückziehen mußte. Ermuthigt durch dieſen Erfolg gingen die Rebellen weiter, zerſtörten mehrere Kaffee-

plantagen und verſuchten auch den Sultan von Sambas zur Theilnahme am Aufſtand zu bewegen. In der Provinz Pontianak erhoben ſich die Chineſen ebenfalls gegen die niederländiſche Regierung und belagerten mit 5000 Mann das Fort Mampana. Glücklicherweiſe kamen gerade zu jener Zeit 600 Mann niederländiſche Truppen von Makaſſar und Batavia und entſetzten die Feſtung. Die chineſiſchen Soldaten flohen nach allen Seiten als ſie von der Ankunft der Truppen Kunde erhielten. [1] Wegen dieſer Vorfälle ſollten die Chineſen zur Rechenſchaft gezogen, neue Strafen ihnen auferlegt und Maaßregeln zur Verhütung fernerer Aufſtände getroffen werden. Als man aber mit der Ausführung dieſes Planes beſchäftigt war, kam die Kunde von einem furchtbaren Aufſtande auf Java nach Borneo zugleich mit dem Befehle, die dort ſtationirten Truppen nach Batavia einzuſchiffen. Bis auf 100 Mann verließen daher die holländiſchen Truppen die Küſten Borneo's, ſo daß den Chineſen wieder freier Spielraum gegeben war.

Nach Beendigung des javaniſchen Krieges im Jahre 1830 wurde wieder eine etwas größere Beſatzung nach Borneo geſchickt, doch blieben die Verhältniſſe im Ganzen die vorigen. Der Zuſtand der Dajah- und Malayenbevölkerung blieb unverändert, die Zahl der Chineſen vermehrte ſich von Jahr zu Jahr, ſie entrichteten jedoch ihren Tribut regelmäßig. Denn, ſagen ſie, um einem etwas anſpruchvollen Nachbar zu befriedigen, können wir ihm jährlich ein kleines Geſchenk wohl geben. In allem übrigen haben ſie ſich ſo ziemlich wieder vom Einfluſſe Niederlands losgeſagt.

Der politiſche Zuſtand der Küſtenbevölkerung Borneo's war im Anfange der vierziger Jahre folgender. Die ſittlich und geiſtig tief geſunkenen, von zweien Seiten tyranniſirten Dajahs würden gleich Kindern jeder Autorität ſich unterwerfen, aber auch mit Liebe jenem Herrn anhängen, der ihre materielle Exiſtenz etwas verbeſſerte und ſie auf den geiſtigen und moraliſchen Verfall aufmerkſam machte, in welchen ſie durch lange Vernachläſſigung ihrer geiſtigen Intereſſen geſunken. Die Malayen, politiſch ſchwach, obgleich ſie von ihren Vätern den Deſpotismus geerbt, den ſchon jene über die Ureinwohner des Landes ausgeübt, lechzen nicht minder nach einem kräftigen und humanen Schutzherrn, und die Bereitwilligkeit, mit welcher der Sultan von Sambas und Pontianak ſich den holländiſchen Commiſſären in die Arme warf, beweiſt, daß eine organiſirende und humaniſirende Nation ſogleich Hand ans Werk legen könnte, ohne zuerſt durch mörderiſche Kämpfe Sünden gegen die Menſchlichkeit zu begehen, die nur durch eine darauf folgende, ernſtlich gemeinte Erhebung und Beglückung des Volkes einigermaaßen wieder gut gemacht werden könnte.

Endlich beſtand die chineſiſche Bevölkerung, wie wir ſahen, aus depravirten aber induſtriöſen Menſchen, die einer kräftigen und zugleich humanen Regierung ebenfalls ohne beſondre Anſtrengung ſich fügen würden.

In jene Zeit fielen aber die Siege der Britten über China, Schifffahrt und Handel nach dieſem großen Reiche wurden lebhafter als je, und England warf auf ſeinem Wege dahin einen Seitenblick auf Borneo, wo es vor allem einen feſten Punkt zur Anlegung von maritimen Etabliſſements wünſchte, um von dort aus ſeine weitern Plane zu verfolgen. Die Wahl fiel auf das Eiland Labuan. Es war Britannien nicht unbekannt, mit welcher Fahrläſſigkeit Holland das große und politiſch wichtige Borneo ſeit langer Zeit behandelte. Ohne ſich daher viel um den Vertrag von 1824 zu kümmern, gemäß welchem den Niederländern die Herrſchaft über den größten Theil des indiſchen Archipels eingeräumt wurde, ſomit auch Borneo mit den anliegenden Inſeln ihnen gehörte, beſchloß man ohne weiteres die Beſitznahme von Labuan vorzunehmen. Ohne daß man zu Batavia eine Ahnung des vorhandenen Planes hatte, ſegelte ein Geſchwader von 2 Fregatten, 3 Bricks und 3 Dampfſchiffen von Singapore nach dem von England auserkornen Eiland, und ihre Landung am fremden Geſtade war auch der Moment der Beſitznahme derſelben. Denn die Holländer waren wohl, wie von ſo vielen Hunderten kleiner Eilande des Archipels auch Herren dieſer Inſel, aber kein einziger Soldat, ja nicht einmal ein Bewohner der ſich als holländiſcher Unterthan rechnete, wohnte auf dem waldbedeckten Eiland. Kann man die Beſitznahme Labuans keineswegs als eine Heldenthat oder als einen Zug, der dem Rechtlichkeitsſinn Englands beſondere Ehre macht anſehen, ſo hätte dagegen ſeine Wiedereroberung, nachdem das Geſchehene in Batavia bekannt geworden, keine unbedeutende Expedition erfordert. Denn das einmal militäriſch beſetzte und ſchnell mit Strandfortificationen verſehene Eiland hätte zu ſeiner Eroberung wohl die Hälfte der niederländiſchen Flotte erfordert, und die Folgen nach geſchehener Eroberung wären überdieß für Holland vielleicht nicht ohne Gefahr geweſen.

Der Verluſt eines kleinen Eilandes, welches die Holländer ſelbſt nie der geringſten Beachtung würdigten, wäre für ſich ſelbſt von keiner Erheblichkeit. Aber ſeine Lage gegenüber der Küſte Borneo's, und der Umſtand, daß der Vertrag von 1824 einmal ungeſtraft gebrochen iſt, macht die Eroberung dieſes ſcheinbar unbedeutenden Eilandes zu einem wichtigen Ereigniß. Seit längerer Zeit hat England, abgeſehen von der Eroberung Labuans, einen eigenthümlichen Weg zur Geltendmachung ſeines Einfluſſes im indiſchen Archipel eingeſchlagen, der weder von dem Forum der Moralität verurtheilt werden kann, wenn das Endziel ſeiner Beſtrebungen den Mitteln gleicht, die England zu ihrer Erreichung verwendet, noch kann man behaupten, daß es gegen die eingegangenen Verträge handle. Dieſer Weg beſteht in der Verbreitung europäiſcher Cultur und Induſtrie, in der Bekehrung zum Chriſtenthum, und in allen jenen Mitteln, welche eine geiſtige und ſittliche Erhebung der Völker zu Wege bringen können. Bereits ſind zu Borneo-Proper ſowohl als auch an vielen andern Punkten des Archipels, welche ferne von holländiſchen Beſatzungen liegen, durch die Engländer mehrere Schulen angelegt, engliſche Miſſionäre durchziehen das Land und predigen dem Volke die Religion der Engländer, womit ſie freilich auch ihre Herrſchaft einzuſchmuggeln trachten. Es wird bereits jährlich eine nicht unbedeutende Quantität engliſcher Kattune, eiſerner Geräthſchaften und andere Erzeugniſſe engliſcher Fabriken conſumirt, das Volk wird auf dieſe Weiſe allmählich für engliſche Sitten, Sprache und Cultur gewonnen, und Britannien erobert Länder ohne Kanonen, ohne Feſtungen und ohne Garniſonen, es iſt eine geiſtige Eroberung und eben darum eine dauernde und werthvolle.

[1] Nach dem Berichte des Commiſſärs Tobias verhielt ſich die Bevölkerung an der Weſtküſte Borneo's im J. 1824 folgendermaaßen: Malayen und Araber 131,946 Seelen, Bugineſen 11,360, abhängige Dajahs 237,740, Chineſen 46,074, unabhängige Dajahs 80,000, im Ganzen 590,100 Seelen. Die Zahl der Einwohner der Süd- und Weſtküſte bis etwa 4 Meilen landeinwärts beträgt 1,34[illegible],700 Seelen.

Gegen Eroberungen ſolcher Art wird ſich Holland nur ſchützen können, wenn es ſeinen Nebenbuhlern zuvorkommt und denſelben Weg wie ſie einſchlägt, um ſich beim Volke beliebt zu machen. Möge es rüſtig ans Werk gehen! Herzlich würde ich und gewiß jeder ein gutes Gelingen wünſchen, der das biedere, aber oft nur allzu bedächtige Volk der Niederlande näher kennen gelernt hat. Wäre den unglücklichen Bewohnern Borneo's nur ein kleiner Theil jener Wohlfahrt zugebracht, deren ſich die Einwohner Java's in immer größerem Maaße zu erfreuen haben, ſo müßte die ganze civiliſirte Welt ſolche Eroberungen gutheißen, deren Folge die Beglückung der überwundenen Völker iſt. Könnten wir uns indeſſen einen Augenblick den Hoffnungen hingeben, daß die niederländiſche Regierung ihre und der Bewohner Borneo's Vortheile bald beherzigen und die gehörigen Mittel hiezu ergreifen werde, ſo verſchwindet ſie und macht einem niederſchlagenden Gefühle Platz, wenn wir den Faden der auf Borneo bezüglichen Ereigniſſe weiter verfolgen.

Die Nachricht von der Gewaltthat der engliſchen Escadre unter James Brooke drang nach Niederland. Häufige Interpellationen ans Miniſterium erfolgten in den Generalſtaaten wegen der Fahrläſſigkeit in der Wahrung wichtiger Colonien. Der Miniſter der Colonien fand ſich endlich zu der Erklärung veranlaßt, daß bezüglich des Geſchehenen bereits auf diplomatiſchem Wege unterhandelt worden, und daß der Vertrag von 1824 nach der Erklärung Englands deßhalb nicht verletzt ſey, da in Borneo ſelbſt nirgends eine militäriſche Niederlaſſung durch England gegründet, das kleine Eiland Labuan aber nicht zu dem größern Inſelcomplex gehöre, deſſen Beſitz kraft des genannten Vertrags den Niederländern geſichert ſey. Um aber weitere Eingriffe von Seite Englands zu verhüten, ſeyen die nöthigen Anordnungen bereits getroffen. In der That wurde ein Gouverneur von Borneo in der Perſon von Arnoldus Laurens Weddik ernannt, alle Küſtendiſtricte der ganzen großen Inſel in Unterdiſtricte getheilt, für welche alle eigene Beamte ernannt werden ſollten. Der neu ernannte Gouverneur ſchloß mit den Sultanen von Sambas, Pontianak und Banjermaſſin einen neuen, aus 20 Artikeln beſtehenden Vertrag, wovon wir das Bemerkenswertheſte im Auszuge mittheilen wollen.

Vertrag zwiſchen Arnoldus Laurens Weddik, Vertreter S. M. des Königs der Niederlande, und Abu Bakar Tadjudin, Sultan von Sambas.

Art. 1. „Da durch den Vertrag vom 25 Sept. 1819 das ganze Gebiet von Sambas der niederländiſchen Regierung abgetreten wurde, ſo wird dieſes Land als zu Niederländiſch-Indien gehörig betrachtet, und es wird S. M. der König der Niederlande durch den Gouverneur-General von Niederländiſch-Indien vertreten."

Im zweiten Paragraph wird das ganze Gebiet von Sambas genau begränzt, und beſonders auch alle Inſeln, welche zu dieſem Reiche gezählt werden, genannt.

Art. 3. Seiner Hoheit dem Sultan von Sambas wird das Gebiet von Sambas als Lehn ertheilt.

Art. 7 beſtimmt dem Sultan einen jährlichen Gehalt von 12,000 Gulden.

Art. 10 beſtimmt die Ausübung der Rechtspflege. Es heißt darin: die Regierung überläßt dem Sultan die Ausübung der kleinen Juſtiz und das Polizeiweſen, jedoch mit der Beſchränkung, daß er keine ſchwerere Strafe als 20 Streiche oder 20 fl. Buße auferlegen dürfe. Alle wichtigern Fälle gehören vor die holländiſchen Behörden. Den letztern ſind auch insbeſondere in jeder Hinſicht und ausſchließlich unterworfen alle im Gebiete von Sambas ſich zeitlich oder definitiv aufhaltenden Europäer und Chineſen. Derſelbe Artikel beſtimmt auch, daß jede wegen geſchehener Vergehungen zu unternehmende körperliche Verſtümmelung ſtrengſtens unterſagt ſeyn ſoll. Insbeſondere aber wird dem Sultan ans Herz gelegt, der barbariſchen Sitte des Kopfabhauens von Seite der Dajaks mit allen Kräften entgegenzuwirken.

Art. 14. „Um zu verhindern, daß irgend eine fremde Macht, es ſey eine europäiſche oder aſiatiſche, einen nachtheiligen Einfluß auf das Einverſtändniß, das zwiſchen der niederländiſchen Regierung und dem Sultan obwaltet, ſich erwerbe, verſpricht S. H. von fremden Mächten, Fürſten oder deren Repräſentanten oder Agenten weder Briefe noch Geſchenke, noch Geſandtſchaften anzunehmen oder an dieſelben ſolche zu ſenden ohne Wiſſen und Zuſtimmung der holländiſchen civilen Behörden."

Art. 16. „S. H. verpflichtet ſich zu verhindern, daß Europäer ſich ohne Wiſſen und Zuſtimmung der holländiſchen Behörden innerhalb des Reiches niederlaſſen, und er wird, ſobald Verſuche hiezu gemacht werden, ſogleich der genannten Behörde Anzeige machen."

Art. 17 verbietet den Sklavenhandel und die Einfuhr von Sklaven, ſo wie noch mehrere Beſtimmungen zur Abſchaffung der perſönlichen Verpfändungen gegeben ſind.

Der Vertrag iſt datirt vom 10 des Monats Hadji 1264 der Hedſchra, und iſt bekräftigt durch den General-Gouverneur Rochuſſen am 9 Januar 1849.

Leider ſchienen aber alle genannten Maaßregeln nur genommen zu ſeyn, um den Anforderungen der Generalſtaaten ſcheinbar Genüge zu leiſten; denn weit entfernt, daß die zur Organiſirung des ganzen Landes nöthigen Beamten und die militäriſche Macht nach Borneo geſchickt wurden, war ſelbſt der Aufenthalt des neuen Gouverneurs auf ſeinem Poſten nur von ſehr kurzer Dauer. Denn ſchon im Anfang des Jahres 1850 wurde ihm eine Commiſſion in Makaſſar aufgetragen und ſein Poſten blieb unbeſetzt.

So läßt denn die holländiſche Regierung ſorglos den Ereigniſſen ihren Lauf, während ihre überall thätigen Rivalen langſam aber ſicher den Grund unterminiren, auf welchem ſie bis jetzt noch ſicher ſtehen, den ſie aber, einmal erſchüttert, unmöglich mehr behaupten können.

Die Stadt der Bruderliebe,

Philadelphia.

(Schluß.)

In derſelben Gegend von Spring Garden fällt uns namentlich die Penitentiary durch ihre eigenthümliche Bauart auf, deren

ſpecielleren Beſprechung für eine andere Gelegenheit vorbehalten bleiben muß, ſo wie dieß auch mit dem dahinter liegenden Girard College der Fall iſt. Nur beiläufig möge bemerkt ſeyn, daß es gewiß eine höchſt merkwürdige Erſcheinung genannt werden muß, hier, wo nach des edlen Stifters Abſicht die bedrückte Menſchheit eine Zufluchtsſtätte finden, wo Nächſtenliebe als erſtes Gebot herrſchen ſollte, das Grauſamſte und Fürchterlichſte erfunden und zur Anwendung gebracht zu ſehen, was ein Menſch dem andern anzuthun im Stande iſt: Einzelhaft! Der freien Bewegung beraubt zu ſeyn, iſt ſchon eine ſehr harte Strafe, und die Benennung Buße (penitence) erſcheint als Ironie dafür. Aber einſam abgeſperrt zu werden, kann nur zwei Hauptreſulte haben, welche ſich auch in der amtlichen Statiſtik klar herausſtellen, nämlich im allgemeinen: völlige Vernichtung der innern Kraft und Herabbringen des Menſchen zum Wiſchlappen, oder in einzelnen Fällen, gänzliche Verhärtung neben — Wahnſinn. Dieſe Reſultate, und keine erſprießlichere, hat man auch von Anfang der Anwendung dieſer ſcheußlichen Erfindung an bis jetzt hier in der Philadelphier Penitentiary zur Erfahrung gebracht. Das große, allmächtige Heilmittel kranker Seelen, die hingebende Liebe, welches William Penn zur Anwendung gebracht wiſſen wollte in ſeiner Colonie, es iſt ſchnell verdorrt unter dem Sirocco ſelbſtſüchtiger Willkür. Als Bedrückte trugen die Einwanderer aufopfernde Liebe im Herzen, und unter dem Banner der Freiheit erwuchs in ihnen nur die Habſucht, und dieſe machte ſie grauſam, hart gegen ſchwächere Mitmenſchen.

Vielleicht entſteht hiergegen der Einwand, daß nur Verbrecher an der Gemeinwohlfahrt zur Strafe verurtheilt werden, die Buße heißt, allein ganz abgeſehen davon und von dem Umſtande, daß hauptſächlich Privatrache dabei wirkſam wird; abgeſehen auch von dem, was humaniſtiſcher Seits allzeit gegen ſolche Bußen oder Strafen im allgemeinen einzuwenden iſt, ſo treten obendrein noch arge Uebelſtände als Anklagepunkte hinzu, die ich nicht ganz zurückhalten mag. Werfen wir nur einen Blick auf eines der verbreitetſten Blätter Philadelphia's „The Sun," welches ſelten oder nie gegen die allgemeine Stimmung ſpricht oder verſtößt, ſondern dieſelbe faſt immer ſehr richtig bezeichnet, ſo ſteht da z. B. in einer Nummer: „faſt alle Mordthaten, die ſeit vielen Jahren in und um Philadelphia vollbracht worden ſind, haben Fremdlinge (Foreigners) verübt, Auswürflinge einer übermäßigen europäiſchen Bevölkerung, mit deren Fluch wir ſeit Jahren belaſtet ſind, und welche durch Umgang und Geſellung die amerikaniſchen (d. h. die engliſch redenden) Maſſen in Elend und Verbrechen verſenken."

Dagegen wurde unwiderlegbar eingewendet, daß allerdings Wahrheit darin liege; faſt alle beſtraften Verbrecher ſeyen Ausländer geweſen; indeſſen ließen ſich doch nur ſeit langer Zeit ein paar vereinzelte Fälle anführen. Dahingegen wären in viel kürzerer Zeit eine bedeutende Menge Mordthaten geſchehen, die nicht von Eingewanderten herrührten, und deren Thäter entweder gar nicht verhaftet wurden, oder wenn verhaftet und unterſucht, durch die großen Maſchen des Geſetzes hindurchſchlüpften mit unbedeutenden oder keinen Strafen! Dafür wurden eine Menge Beiſpiele als Belege aufgeführt.

Es iſt Thatſache, daß überall in der ganzen Union, namentlich die ſogenannten Foreigners, vor allem aber Deutſche, faſt für jedes Vergehen ſtreng beſtraft werden, wogegen den Engliſchen ſtets wenn möglich durchgeholfen wird, weil immer die Mehrzahl der Geſchworenen und alle Richter Engliſche ſind. Brauche ich noch beſonders hervorzuheben, in welch grellem Widerſpruche dieß zu den Abſichten Will. Penns ſteht? Der Deutſche kommt hieher, verlockt durch prahleriſche Anpreiſungen einer Freiheit u. ſ. w., die er hier genießen ſoll, weil ſie auf dem Papiere ausgeſprochen iſt. Er kann den Lorenzoſtrom der Geſetzesmaſſe nicht einmal in ſein Gedächtniß aufnehmen, und wenn dieſes noch ſo gut ſeyn ſollte, denn kaum einzelne der routinirteſten Advocaten und Richter ſind genau damit bekannt. Es haben die Amerikaner keinerlei eigentliche Fürſorge zur Aufnahme der Einwandernden getroffen, man müßte denn ein ſcheußliches Ausplünderungsſyſtem dafür gelten laſſen wollen. Als Landwucherer bieten ſie, für mehr Dollars als er ihnen Cents gekoſtet, den rohen, erſt zu klärenden Boden dem Einwanderer und ſchwindeln ihm goldene Berge vor, um darauf, wenn die Beſchwindelung geſchehen iſt, das landesübliche „Help-Yourſelf" zu ſagen. Oft gehört das verkaufte Land gar nicht den Verkäufern! — Aber man nimmt die unbemittelten Einwanderer zu den härteſten, ungeſundeſten Arbeiten, welche eben verrichtet werden müſſen, und wozu Sklavenbeſitzer ihre Neger nicht hergeben würden, weil dieſe ihnen Geld koſten, oder weil ſie einen Geldwerth haben. Sind ſolche Arbeiten gethan, während welchen der Arbeitslohn auf tauſenderlei Weiſe verkümmert und verkürzt zu werden pflegt, ſo entläßt man die Arbeiter ohne alle Rückſichten auf eine Möglichkeit ihres fernern Fortkommens. Es wird ihnen eben auch nur das kalte „help-yourſelf" mit auf den Weg gegeben, und die Kranken ſteckt man höchſtens in Spitäler, wo nach amtlichen Kritiken Mord im Großen (Wholesale murder) an der Tagesordnung iſt. Daneben ſieht der Eingewanderte von den herrſchenden Engliſchen — wie oben angedeutet — ungeſtraft noch andere directere Verbrechen begehen, und läßt er ſich nun ſelbſt zu einer Schwäche verleiten, ſo faßt ihn die Strenge der Geſetze, denn man braucht Sündenböcke und findet ſie um ſo lieber unter den „Foreigners", weil daraus ein Entſchuldigungsgrund, wenn nicht gar eine Großmacherei angemaaßter Vorzüglichkeit hergeleitet werden kann. Amerika zeichnet ſich dadurch wirklich aus, daß es die durchgeknetetſten Tartüffes in ſocialer, politiſcher und religiöſer Beziehung aufzuweiſen hat!

Wenn wir von Fairmount Water Works den Schuylkill hinaufgehen, ſtoßen wir etwa in der Mitte von Penn Township am öſtlichen Ufer auf Laurel Hill Cemetery, wohin ſicher jeder Beſucher von den Philadelphiern geführt oder gewieſen wird, der nach Sehenswürdigkeiten ausgeht. Und in der That iſt dieſer Begräbnißplatz ſchön zu nennen! doppelt angenehm natürlich für jeden, der nicht todt dorthin geſchafft wird. Es ſind zwei anſehnliche Flecken am Hügelufer des Schuylkill mit ſchönen Bäumen beſtanden, unter denen Bemittelte ihre Todten begraben laſſen, um hinterher ihre Trauer um dieſelben auf deren Gräbern zur Schau tragen zu können, weil eben der romantiſch gelegene Platz und St. Cuſtom allzeit bei günſtigem Wetter viele Beſucher herbeizieht. Man ſtößt auf dieſes Kokettiren mit den Begräbnißplätzen und in denſelben überall durch die ganze Union, und ſie ſind eines der überweiſendſten Zeichen ſchwacher Gefühlsſeite bei der Bevölkerung. Aehnliches ſah ich in St. Petersburg, wo man an einem gewiſſen Tage die Begräbnißplätze beſucht, um auf den Gräbern ſeiner Angehörigen zu ſchmauſen,

um zu ſehen und ſich ſehen zu laſſen, um zu freien und gefreit zu werden, kurz, um ſich ein „Vergnügen“ zu machen! — Die Ruſſen aber laſſen es doch bei Einem Tage bewenden, während die amerikaniſchen Ladies namentlich eben ſo oft die Cemeteries beſuchen, als ſie „Shopping“ [1] gehen. Beides gibt ihnen Vorwände, um ihre Arbeitsſcheu zu bemänteln! Alle Einwendungen gegen die Schwäche, wo nicht Abweſenheit der Gefühlsſeiten bei den Amerikanern laſſen ſich — in Betreff der zur Schau getragenen Trauer auf den Begräbnißplätzen — durch den Erfahrungsſatz ſehr leicht beſeitigen, daß wahres Gefühl allzeit ſtumm iſt und Einſamkeit ſucht, daß jedes Geſehenwerden für dasſelbe verletzend erſcheint. Je mehr Aeußerlichkeit, um ſo weniger Gefühl! Die von St. Cuſtom vorgeſchriebenen ſtrengen Regeln für Darlegung der Trauer im Anzug legen beſtenfalls nur Verſtand an den Tag, welcher in der That den Mangel an Gefühl bei den Amerikanern ausgleichen hilft.

Eine der hervorſtechendſten Merkwürdigkeiten von Laurel Hill Cemetery erblickt der Beſucher ſogleich hinter dem Eingangsgebäude, das im doriſchen Style erbaut iſt. Ich meine die „berühmt“ genannte Sculptur eines gewiſſen Thom, beſtehend aus zwei im Vordergrunde befindlichen Männergeſtalten, wovon die eine, in liegender Stellung, mit der andern daneben ſtehenden ſich zu unterhalten ſcheint, während im Hintergrunde ein Roß ſteht, das den Kopf hängt. Dieſe Gruppe befindet ſich unter einem Ueberbau in gothiſchem Styl, und jeder Unvorbereitete wird ſicher auf alles andere rathen, als auf den Gegenſtand dieſer Darſtellung. Ohne Zweifel wird angenommen, daß wenigſtens eine von den beiden hier abgebildeten Menſchenfiguren allda begraben liege und daß die Scene ſich auf irgend eine denkwürdige Begebenheit beziehe. Nichts von allem dem iſt der Fall, vielmehr handelt ſichs reinweg nur um — Darſtellung einer Scene aus Walter Scotts Roman, „Old Mortality!“ Es wurde lediglich damit St. Show (Sanct Schau, oder Gepränge) ein Opfer dargebracht, und damit allerdings die ganze Cemetery-Angelegenheit unwillkürlich ausgezeichnet charakteriſirt, wenn auch mit ironiſchem Zuſatz. Unter den eigentlichen Grabdenkmälern habe ich hier eben ſo wenig als anderswo in Ametika Ausgezeichnetes an Sculpturen bemerkt, und das hängt ganz natürlich zuſammen. Die Amerikaner beſitzen keinen Kunſtgeſchmack, daher kommen unter ihnen auch keine Künſtler auf, zumal ihnen jede hervorragende Lehrerſtellung ſo zuwider iſt, wie die ihren Dummſtolz beleidigende Lehrlingſchaft. Es entſtehen daher nur allenfalls die Self-made- (ſelbſtgemachten) Stümper, oder ſpeculirenden Unternehmer, welche kein einwanderndes Talent aufkommen laſſen; Mittelmäßigkeiten, die vom Auslande kommen, werden dann als Mietharbeiter von den angloamerikaniſchen Speculanten benützt, die es verſtehen den bornirten Nationalſtolz auch nach der Kunſtſeite hin auszubeuten. Da kann man ſich nicht über allgemein verbreitete Stümperei verwundern, und eben ſo wenig darüber, daß einzelne Amerikaner von wirklichem Talent, wie der Bildhauer Powers und der Maler Leutze — um Namen anzuführen — den amerikaniſchen Staub von ihren Füßen ſchütteln, weil von Kunſtförderung in ſolcher Atmoſphäre nicht die Rede ſeyn kann. Wo die Altäre des Plutus und des Diebesgottes Merkur von den Maſſen eifrig umlagert ſind, da findet der Verehrer und Anhänger des Apoll und der Minerva nicht ſeine Stelle!

Wenn Philadelphier, die europäiſche Neigungen kennen, den Europäer zum Beſuch der Hauptſehenswürdigkeiten einladen, ſo nehmen ſie in zehn Fällen gegen einen mit ihm den Weg über Laurel Hill Cemetery, um auf der „Wiſſahiccon Road“ über Germantown heimzukehren. Denn die Reize des Thales, das vom Wiſſahiccon-Flüßchen durchrauſcht wird mit ungefähr 700 Fuß Fall auf kurzer Strecke, ſtehen im Rufe, und es werden deßhalb „Parties“ dorthin arrangirt. Dabei darf man ſich indeſſen durchaus keine Frequenz denken, wie ſie etwa bei ſchönen Partien in der Nähe europäiſcher, beſonders deutſcher Großſtädte ſtattfindet. Um einen ſolchen Erfolg herbeizuziehen, müßte mit dem Beſuche dieſes Thales ſich noch etwas anderes und „Reelleres“ verbinden; denn ohne die Gräber auf Laurel Hill Cemetery käme ganz ſicher niemand in dortige reizende Gegend, als etwa grüne, d. h. friſch eingewanderte Deutſche, die auch jetzt gern dorthin wandern, bis ſie verpanket ſind. Schönheiten der Natur ſtehen bei Amerikanern nur etwa gelegentlich aus „Faſhion“ im Ruf, und er beſucht ſie, um als Faſhionable zu gelten; allein es knüpft ſich, wie geſagt, im Sinne der ſonderbaren Leute daran nichts „Reelles“, ſie wiſſen damit kein ſolides „Buſineß“ (Geſchäft) zu machen, d. h. die Schönheiten laſſen ſich nicht zu Gelde machen! Unter zehn Ladies, die in Trauer einen Begräbnißplatz beſuchen, ſind gewiß neun Speculantinnen auf — neue Ehemänner! Wer im Stande wäre, St. Cuſtom dahin zu bewegen, daß er jede Ehe der Philadelphier im Wiſſahiccon-Thale geſchloſſen vorſchriebe, der würde den reizenden Erdenfleck permanent ſtark zu bevölkern vermögen. Die unverheurathete Männerwelt Philadelphia's dürfte ſich auch nur den Spaß machen, uniſono zu erklären, keine Frau zu nehmen, die nicht fleißig das liebliche Thal beſuche, und das Wunder wäre gleichfalls bewirkt; man würde eine förmliche Hetzjagd auf Naturſchönheiten unter der Bevölkerung entſtehen ſehen, die gegenwärtig nur höchſt ſpärlich Sinn dafür an den Tag legt, denn von der Ladyſchaft in Trab geſetzt thut ein Yankee als Vater und dergleichen das Unglaubliche, ganz gegen ſeine innerſte Natur Laufende. Wer Gelegenheit hat den „Trouble“ kennen zu lernen, welchen unverheurathete Amerikanerinnen in einem Hauſe verurſachen, begreift die Anſtrengungen, ſolche Spukgeiſter loszuwerden! Ich weiß, daß ich dieſer Aufſtellungen halber hier in Amerika demnächſt für keinen Gentleman erklärt werde, man wird von Satyre oder Pasquill und dergleichen gegen mich reden, wie das ſchon wegen früher veröffentlichter Federzeichnungen von mir geſchah. Aber ſogar die eingefleiſchte angloamerikaniſche Preſſe hat ſchon bei den ſchärfſten Darſtellungen das Zugeſtändniß machen müſſen, es ſey Wahrheit darin enthalten geweſen! Nun wohl, mich leitet auch bei verſtehenden Betrachtungen nichts als das Beſtreben, Wahrheiten an den Tag zu fördern! Mich bewegt weder Haß noch blinde Vorliebe, und ich ſchreibe nicht um zu tadeln, zu verkleinern, oder zu verleumden, ſondern reinweg nur um Beſtehendes ſo darzuſtellen, wie es mir in Wahrheit erſcheint. Daß dieß keine Entſchuldigung vor der Beſchuldigung genannt werden kann, beweiſen bittere Angriffe der amerikaniſchen Preſſe auf meine Perſönlichkeit, die ich ſo viel als nur immer möglich aus dem Spiele gelaſſen habe. Mein Beſtreben

[1] Shopping heißt: die Shops, Verkaufsläden, beſuchen, um namentlich den Dreß, Putz, auf dem Leibe zu zeigen, Verkäufer zu trillen und zu kokettiren. A. d. V.

geht mehr dahin, die Resultate anhaltender Beobachtungen zu liefern, als persönliche Erlebnisse, bei denen man allzu sehr Partei bleibt. Ich solle mehr die Lichtseiten des amerikanischen Lebens hervorheben, sagten mir einige. Allein jede solche Absichtlichkeit liegt meiner Natur fern; ich folge nur dem Rathe des Altmeisters Goethe und greife überall frisch ins volle Leben, ohne vorheriges Aussuchen und künstliches Präpariren. Meine Meinung ist: jeder Vogel solle immer pfeifen wie ihm der Schnabel gewachsen!

In Germantown zeigt man uns gern die dasigen Alterthümer, nämlich einige noch vorhandene Steinhäuser der ersten Ansiedler und etliche Plätze, die durch Gefechte aus dem Revolutions- und Befreiungskriege berühmt sind. Es geschieht dieß mit einem gewissen Stolz auf die Tapferkeit der Vorfahren, welcher nicht ohne Beimischung von Geringschätzung gegen die nicht republikanischen Europäer ist. Betrachtet der Unterrichtete was man sich erkämpft, was dabei auf die Gunst besonderer Verhältnisse zu schieben ist, was die jetzigen Nachkommen der alten Freiheitskämpfer in der Mehrzahl für Leutchen sind, so läßt sich ein ironisches Gefühl dabei nicht unterdrücken. Handelte es sich in Europa nicht um mehr, als um bloße politische Formen, ohne andern socialen Untergrund, dann würde man auch da längst mit der einen oder der andern fertig geworden seyn. Aber der gebildete Europäer hat zu erwägen, was ihm an geistigen Errungenschaften verloren gehen kann, wenn er über den Haufen wirft, was — zum Theil wenigstens — seinen Culturstandpunkt bedingt, und darum ringt er mehr um die Sache als um die Form, während der Amerikaner fortwährend mit dem Knacken tauber Formennüsse zu sehr beschäftigt erscheint.

Hat ein Besucher Philadelphia's Empfehlungen aus ganz guten Händen an Leute bekommen, die denn doch irgend etwas Gastfreundliches für den „Foreigner" — gewissermaaßen Schanden halber thun müssen, so kommt jetzt, ich meine 1853, sicher ein Besuch in Parkinsons Refreshment Garden, auf Chesnutstreet nahe der 10ten Straße, an die Reihe, schon weil der Amerikaner gar zu gern selbst in den Conditoreien herum nascht und so Gelegenheiten willkommen heißt, wo er dazu gewissermaaßen unwillkürliche Veranlassung hat. An Pracht kommt Parkinsons Etablissement dem von Taylor in New-York nicht gleich, indessen möchte ich dasselbe gemüthlicher eingerichtet nennen, als letztgenanntes. Durch diese, erst 1853 eröffnete Restauration hat Philadelphia einen Fortschritt mehr auf der Luxusbahn gethan, die der ganzen Union bald genug eine andere Richtung geben dürfte. Wie lange sich dabei demokratisch-republikanische Formen selbst nur äußerlich aufrecht erhalten lassen werden, muß die Zukunft lehren! Wie bemerklich übrigens schon jetzt ist, daß das Gebäude der demokratisch-republikanischen Institutionen mürbe zu werden beginnt, davon geben namentlich die Feuerlösch-Compagnien Philadelphia's schlagende Beispiele, deren seitherige Freiwilligkeit in ein Lohnwesen umzusetzen beginnt. Ein bedeutender Beweggrund ihres Zusammenhaltens in letzterer Zeit lag offen vor in der Hinneigung der Leutchen zu äußerem Gepränge und damit verbundenen Ausschweifungen mancherlei Art. Eine Bevölkerung, die sich über europäische Militärparaden weidlich belustigt, die derenthalben mit Verachtung auf die „geknechteten Monarchensklaven" gar zu gern herabsieht, führt selbst freiwillig das sinnloseste Paradespiel auf, welches sich nur denken läßt. Der Zufall fügte es, daß ich zu Anfang Mai 1852 eine große Parade der Feuerleute in Philadelphia mitansehen mußte, weil meine Umgebung mich dazu veranlaßte. Ich will mittheilen, was mir davon noch im Gedächtniß ist.

Es waren gegen 6,000 Feuerleute zur Parade versammelt, und die Feuerlöschmannschaften von New-York, Boston, Baltimore, Washington und andern Städten hatten fast alle ihre disponiblen Mannschaften mit den Philadelphiern vereinigt. Darunter waren auch 24 Knaben aus Baltimore, als Vertreter einer unter dem Namen „Union Band" dort bestehenden Knaben-Compagnie, die „Feuermannschaft spielt," sowie etwa in Deutschland von den Kindern „Soldaten" gespielt wird, nur daß diese „Union Band" mit wirklichen Löschinstrumenten — tüchtigern Arbeitern öfter im Wege ist.

Außerdem gehörten noch dazu an 2000 Musiker, Aufwärter und dergleichen. Es waren nahe an hundert Compagnien beisammen, und Mannschaften wie Instrumente waren in hochgeputztem Paradezustande, d. h. man war gekleidet wie im wirklichen Dienst dieß nicht der Fall ist, und führte mit sich nur Parade-Instrumente! — Die Männer trugen allerlei buntuniformirte Kleidung, jedoch ohne allen militärischen Zuschnitt, und waren eben so wie ein förmlicher Wald von Flaggen, Bannern und Feuerlösch-Parade-Instrumenten, überreich mit Kränzen und Bouquets behangen. Dabei glänzte viel Silber an Instrumenten u. s. w., darunter hauptsächlich silberne Sprachrohre bemerkbar wurden. Die Mannschaften gingen im nachlässigen Schritt und Tritt den vor ihnen herziehenden Musikchören nach, ihre Hände hatten lange Seile erfaßt, an denen sie die Spritzen u. s. w. zogen. Dazwischen bewegten sich allerlei Maskenzüge, z. B. William Penn und eine große Schaar als Indianer verstellter Personen, das indianische Wesen äußerlich nachahmend, zum großen Jubel der Straßenjugend, die auf jene eigenthümliche Weise gröhlten, wie dieß auch geschieht wenn wirkliche Indianer sich sehen lassen. Der amerikanische Mob macht seine Persönlichkeit gern überall geltend. — Dann zeigte sich auch eine Freiheitsgöttin auf einem Siegeswagen und was dergleichen reines Schaugepränge mehr war. Von geistiger Bewegung und geistigem Leben konnte höchstens das Geschrei und Gepfeife der Straßenbrut Zeugniß ablegen! Das Ganze war ein so sinnloses, völlig unnützes Schauwerk, daß man beharrlich an das bekannte Vorkommen von Extremseiten im Menschen denken mußte, um nicht außer Acht zu lassen, in welcher Umgebung man sich befand, nämlich unter nüchternen, utilitarischen Amerikanern; und ein paarmal hunderttausend Menschen wurden den ganzen langen Tag nicht müde solchen leeren Trödel anzugaffen! Wie wenig tüchtige Wahrheit hinter dem Gepräng steckt, ergibt sich aus der Thatsache, daß der Unfug gerade unter der Philadelphier Feuermannschaft dermaaßen um sich gegriffen hat, um denselben allgemein unerträglicher als selbst Brände erscheinen zu lassen.

Was ich über Kirchen, Wohlthätigkeitsanstalten, Hospitäler, Schulen, sogenannte höhere Unterrichtsanstalten nebst Bibliotheken und dergleichen anführen könnte hier in Philadelphia, das würde zu sehr nach amerikanischer Allgemeinheit schmecken, die anderwärts zur Sprache kommen soll. Ich will daher nur noch speciell auf den ansehnlichen Manufacturbetrieb, namentlich im Maschinenbau, Metallwaaren, Seilerwerk, allerlei Geräthe, Zuckerraffinerie, Marmorwerk u. s. w. hinweisen, wozu auch deutsche Bierbrauerei

gezählt werden könnte. 1850 wurden mit einem Anlagecapital von 33,737,911 Doll., 34,505,156 Doll. Rohmaterial nebſt Feuerung für 64,114,212 Doll. Producte nach Angabe des Cenſus erzeugt.

Zum Schluſſe noch eine Thatſache zur Charakteriſtik der Deutſchen Philadelphia's. Der jammervolle Zuſtand der Hoſpitäler veranlaßte den Zuſammentritt mehrerer Deutſchen, in denen noch nicht alles Mitgefühl für die Leiden deutſcher Landsleute erſtickt war. Es kam die Errichtung eines Hoſpitals unter deutſcher Verwaltung zum Vorſchlage. — Ueber ſolches Erfrechen brachen die Yankee's in unſägliche Wuth aus, nannten es Anmaaßung, Particularismus u. ſ. w., kurz und lang, ganz ohne Noth, denn bei der bekannten deutſchen Uneinigkeit konnte ohnehin nichts zu Stande kommen, als — Geſchwätz und Hin- und Herſtreiterei!

Das Quäkerthum, deſſen Eigenthümlichkeiten allbekannt ſind, iſt in Philadelphia ziemlich ſtark vertreten und zwar getheilt in zwei Parteien, über deren Verſchiedenheiten ſich gelegentlich ein Näheres mittheilen läßt.

Briefe aus den toskaniſchen Maremmen.

(Athenäum 7 und 28 Januar).

Paganico, November 1853.

I.

Ein ſchöner Himmel und klares friſtiges Wetter, viel kälter als gewöhnlich in dieſer Jahreszeit im mittleren Italien, veranlaßte mich im verfloſſenen Winter meinen lang beabſichtigten Ausflug in die viel beſprochenen und wenig beſuchten toscaniſchen Maremmen zu unternehmen. Dieſer Name, den man jetzt hauptſächlich dem Diſtricte gibt, welcher von Livorno ſüdwärts bis Civita Vecchia längs dem Mittelmeer liegt, iſt noch jetzt ein furchtbares Wort für toscaniſche Ohren. Fieber, Rheumatismen und Peſtilenz, Barbarei, Banditen und geſetzloſe Gewaltthat, und ſchlechte oder gar keine Straßen, Gaſthöfe und Lebensmittel, Verödung, Entvölkerung und Verfall, das ſind die Gedanken, die allgemein, nicht bloß von Reiſenden, ſondern auch von den Toscanern ſelbſt damit verbunden werden. Von allem dem iſt, wie gewöhnlich in ſolchen Dingen, einiges wahr, mehreres iſt wahr geweſen, und einiges iſt entſchieden falſch. Meine „Scappata," wie die Toscaner ſagten, in dieſe gefürchtete Gegend ſollte mich ſelbſt und andere in den Stand ſetzen, ein richtigeres Urtheil über dieſen übelberüchtigten Landſtrich zu fällen. Von dem furchtbarſten und mindeſt zweifelhaften Theil der Maremmen-Schrecken, der Peſtilenz, welche über ihren ſumpfigen Flächen brütet, und in den eingeſchloſſenen Thälern lauert, iſt der Reiſende vom October bis April frei. Ein Ausflug in die Maremmen muß alſo trotz der Unbequemlichkeit, die aus der Zunahme der andern ſchlimmen Eigenſchaften entſpringt, eine Winterreiſe ſeyn. Die Eiſenbahn führt den Reiſenden in drei und einer halben Stunde von Florenz nach Siena und von da — ſo weit iſt der Fortſchritt in der Reiſebeförderung ſchon geſtiegen — geht eine Diligence, wie ſie zu nennen ſich beliebt, nach Groſſeto, der Hauptſtadt der Maremma und einer der fünf Compartimenti, in welche Toscana getheilt iſt. Der kleine altmodiſche, vierſitzige Wagen, geht mit vier kräftigen Maremma-Kleppern, einer wegen ihrer Behendigkeit und Ausdauer ſehr geſchätzten Race, um fünf Uhr Morgens früh ab, in der öfter getäuſchten als erfüllten Hoffnung, um zwei Uhr Nachmittags in Groſſeto, eine Strecke von 52 (engl.) Meilen, einzutreffen. Der Weg iſt, wie alle Chauſſeen in Toscana, vortrefflich, aber ſehr bergig.

Um fünf Uhr Morgens ſollte aufgebrochen werden, der Conducteur kam aber als ächter Italiener um drei Uhr, um mich abzurufen, worüber ich als ächter Britte zornig wurde, und ſchwur, daß ich keine Minute vor der bezeichneten Stunde in den Wagen ſteigen würde. „Faccia suo commodo, faccia suo commodo!" (laſſen Sie ſich nicht ſtören), erwiderte der vollkommen gutmüthige, aber durchaus ungeſchäftsmäßige Italiener. Ich ſtand gemächlich auf, ging nach einem Kaffeehaus, von denen ich ſchon um dieſe frühe Stunde mehrere in der Hauptſtraße von Siena offen fand, frühſtückte ebenſo gemächlich, und genau um fünf Uhr ſtieg ich in den Wagen, wo ich drei Pächter aus der Maremma fand, die mit dem Conducteur ſeit mehr als einer Stunde ganz geduldig auf mein Erſcheinen warteten. Niemand war ungeduldig, niemand unfreundlich, niemand ungehalten gegen mich, und ihre unzerſtörbare Gutmüthigkeit ließ mich erröthen über meine blindhartnäckige Pünktlichkeit. Faſt zwei Stunden vergingen, ehe ich etwas von dem Lande ſehen konnte, durch das ich hinfuhr. Als wir vier oder fünf Stunden von Siena entfernt waren, ſah einer meiner Reiſegefährten hinaus und bemerkte: das Thal, in dem wir ſeyen, litte ſo ſtark als irgendein Theil der Maremma von der Malaria. Hier alſo, etwa fünf Stunden von den geſunden Höhen, auf denen Siena liegt, beginnt ſchon die Maremma mit ihrem eigenthümlichen Fluch. In Wirklichkeit war auch nicht eine Wohnung zu ſehen. Das niedrige, von einer üppigen aber rohen Vegetation angefüllte Thal iſt von Bergen eingeſchloſſen, die mit prächtigen Steineichenwäldern bedeckt ſind, deren tiefe immergrüne Maſſen hie und da von den grauen Reſten zerſtörter Thürme maleriſch unterbrochen ſind. Bald kamen wir an einem einſamen, elend ausſehenden Hauſe vorüber. „Hier," ſagte einer meiner Reiſegefährten, „fiel voriges Jahr der Mord vor." Mir ſchien, der Bericht komme gerade recht, um mich einzuweihen in die Maremma-Schrecken; es zeigte ſich aber aus der Erzählung, daß es ein Streit und eine Feindſchaft war, wie ſie allenthalben hätten vorkommen können. In der That konnte ich von Gewaltthaten gegen zufällige Reiſende nichts vernehmen. Nach den Angaben meiner Reiſegefährten, welche wohlhabende Landleute ſchienen, zeigt ſich die Geſetzloſigkeit dieſes Landſtrichs in einer andern, von dem politiſchen Standpunkt betrachtet vielleicht viel ſchlimmeren Weiſe. Alle drei erklärten, ſie hätten ſchon Zuſchriften erhalten, daß ihre Häuſer niedergebrannt werden würden, wenn ſie nicht eine beſtimmte Summe an einem beſtimmten Ort hinterlegten. Sie hatten jedesmal der Forderung Genüge geleiſtet und behaupteten, die Regierung gewähre ihnen keinen Schutz; die Polizei ſey ganz nutzlos, Verſtellungen bei den Behörden hälfen nichts, und man habe nur die Wahl zu zahlen

oder ſich ſelbſt zu ſchützen. Letzteres findet manchmal ſtatt, denn in der Maremma gilt das Verbot Waffen zu führen nicht.

In dem Maaße als wir tiefer in die Maremma eindrangen, beſſerte ſich der Anblick der Landſchaft. Etwa neun Stunden von Siena erreichten wir eine liebliche bewaldete Stelle, deren Geſchichte in auffallender Weiſe die großen Veränderungen beweiſt, welche in dem Geſundheitszuſtand dieſes Landſtrichs vorgegangen ſeyn müſſen. Dieſer Ort heißt Petriolo. Im Grunde eines engen, ſchmalen Thales zwiſchen hohen, ſteilen, dicht mit prächtigen Steineichen bedeckten Bergen, die jetzt in der ganzen Schönheit des herbſtlichen Goldbraunes erglänzten, läuft ein kleiner Fluß, die Farma. Eine alte Steinbrücke, ein ſeltener Luxus in der Maremma, führt in Einem ſtarken Bogen von dem einen immergrünen Felſenufer aufs andere. Eine ziemlich gut erhaltene mittelalterliche Mauer ſchließt einen bedeutenden Raum an der Bergſeite unmittelbar über der Brücke ein; dieſer Raum war einſt angefüllt mit Wohnungen und iſt jetzt mit Unterholz bewachſen. Eine kleine Capelle am Brückenkopf ſtützt ſich auf einige an den Abhang des ſteilen Ufers angebaute Bogen, unter denen eine heiße ſtark mit Schwefel geſchwängerte Quelle aus dem Felſen ſpringt, eine Maſſe Schwefel in ihrem Falle abſetzt, und ſich in den Bach unten ergießt. Dieß iſt alles, was von den einſt berühmten Bädern von Petriolo noch übrig iſt. Dieß iſt jetzt einer der ſchlimmſten Sitze der Malaria. Eine Nacht hier in den Sommermonaten zugebracht würde man zuverläſſig mit ſchwerer Krankheit, wo nicht mit dem Tode büßen. Giorgio Santi beſchreibt in ſeiner Reiſe durch den alten Staat von Siena am Ende des vorigen Jahrhunderts ſeinen Beſuch in Petriolo folgendermaaßen: „Was für ein entſetzlicher Ort iſt dieß! In einer dunkeln Schlucht am Rande eines Wildbaches, nicht eines Fluſſes, unter ſchwefeligen und mephitiſchen Ausdünſtungen ohne trinkbares Waſſer, ohne Luftzug, bei einer erſtickenden Hitze am Tag und einer höchſt durchdringenden Feuchtigkeit bei Nacht, und zwar am Anfang Septembers, bei häufigen und dicken Nebeln, und ohne alle Unterkunft als im ſogenannten Wirthshaus, wo man weder Brod, noch Wein, noch Waſſer finden kann! Jedes lebende Weſen, deren man übrigens an dieſem elenden Orte wenig ſieht, ſchien gelb, aufgedunſen, melancholiſch und nur halb am Leben. Wir blieben hier nur acht Stunden, allerdings den heißeſten des Tages, und ſchon fühlte ich's wie Blei auf meinen Augenliedern; unſer Führer, ein geſunder und kräftiger junger Mann, bekam hier das Fieber!“

So war Petriolo im J. 1798, und ſo iſt es noch, außer daß der ſogenannte Gaſthof ganz verſchwunden iſt. Die frühere Geſchichte des Orts gibt aber ein anderes Bild. Die Jahrbücher der Republik von Siena enthalten mehrere Nachrichten über die von Zeit zu Zeit durch die Behörden der Republik zur Erhaltung der Bäder von Petriolo ergriffenen Maaßregeln. In den Jahren 1270 und 1333 wurden die Bäder und andere Gebäude auf öffentliche Koſten wieder hergeſtellt, und ein Markt, der in einer benachbarten Gemeinde abgehalten wurde, nach Petriolo verlegt; ſehr frühzeitig ſcheint ein Hoſpital hier gegründet worden zu ſeyn. Im J. 1404 wurden die Mauern, welche allein noch für die Vergangenheit zeugen, von der Republik errichtet wegen der häufigen Anfälle, denen die Badeſucher von den Räubern und Landſtreichern ausgeſetzt waren, von denen die Umgegend ſeit den kurz zuvor beendeten Kriegen ſchwärmte. Dieſe Kriege waren vorgefallen zwiſchen der Stadt Siena und ihren verbannten ghibelliniſchen Bürgern, welche ſich in der Nähe unter dem Schutz des Grafen von Ardenghesca aufhielten, der auf einem Berg in der Nähe hauste und den größten Theil des umliegenden Landes beſaß. Bei mehreren Gelegenheiten finden wir Notizen, daß vornehme Perſonen auf Koſten der Stadt in den Bädern unterhalten wurden, ſo Uguccione Caſale, Herr von Cortona, im J. 1388 und im J. 1434 Niccolo Piccinini, der wohlbekannte Anführer der „freien Lanzen“ mit 30 ſeiner Leute. Aber der vornehmſte Gaſt, deſſen die Chroniken dieſes verlaſſenen Orts erwähnen, war Se. Heiligkeit Papſt Pius II; denn eine kleine, noch jetzt in der Mauer der Brückencapelle befindliche Marmortafel meldet, daß Se. Heiligkeit im Junius 1460, im October 1462, und wiederum im Mai 1464 kurz vor ſeinem Tode ſich hier befand. Groß waren die Vorbereitungen, welche die Republik bei dieſer Gelegenheit machte, und unendlich die Ruhmredigkeit der Stadtchroniſten darüber. Noch aber knüpft ſich an dieſe Thatſachen das Intereſſe, daß ſie den Beweis liefern, das Klima müſſe damals ganz verſchieden von dem geweſen ſeyn, was es ſeitdem geworden iſt.

Von Petriolo nach der kleinen Stadt Paganico führt der Weg durch einen außerordentlich ſchönen Landſtrich. Die Steineichenwälder auf den Höhen wechſeln ab mit Thälern und Bergabhängen, die mit einer Menge meiſt immergrüner Stauden, beſonders Ciſtus, Laureſtinus und Arbutus, im reichſten Wachsthum, das man ſich nur denken kann, überwuchert ſind. Der Arbutus erreicht oft die Größe eines bedeutenden Baums, und da er in dieſer Jahreszeit mit einer Menge ſeiner kleinen wachsartigen Blüthen und ſeiner glänzenden rothen Scharlachbeeren überdeckt war, gab er der Landſchaft ein buntes, reiches Ausſehen, wie ich es nie ſchöner gefunden habe. Die Ausſicht gegen SO iſt durch die große Maſſe des Monte Amiata und einiger andern hohen Gipfel der Apenninen geſchloſſen, auf mittlere Entfernung ſieht man hie und da Striche des Ombrone, des Hauptfluſſes der Maremma, in den Sonnenſtrahlen erglänzen, und die ganze Waldlandſchaft iſt eine der lieblichſten, die ich je geſehen. Nach Paganico führt der Weg von dieſen prächtigen Bergen hinab in ein Thal, das nur wenig über der See liegt. Die niedrige Fläche um die faſt verlaſſene Stadt her iſt eine der ſchlimmſten Stellen in der Maremma. Etwa ein Dutzend baufällige Gebäude ſtehen noch in dem öden Viereck, das die Mauern dieſer einſt bedeutenden Stadt einſchließen. Außerhalb derſelben zeigt das elende Ausſehen des Thals die Schwäche der Unglücklichen, die verurtheilt ſind, gegen den tödlichen Einfluß des Klimas zu kämpfen. Man kann ſich die Wahl einer ſolchen Stelle zu einer Stadt unmöglich erklären, außer durch die Annahme, daß auch hier das Klima einſt ein ganz anderes geweſen ſeyn muß. Das beſte der wenigen in Paganico noch ſtehenden Häuſer iſt ein Wirthshaus, das ich beſſer fand, als ich es hier erwarten konnte. Seine Bewohner waren eben von ihrer jährlichen Sommerwanderung zurückgekehrt, denn niemand, der möglicher Weiſe entkommen kann, denkt daran, den Sommer zu Paganico zuzubringen, und das Ausſehen der wenigen Knechte und Bauern, die bleiben müſſen, zeigt dem Reiſenden nur zu deutlich was ihr Loos war.

II.

Ruſellä.

Die tödliche Malaria, welche Paganico ein halbes Jahr hindurch unbewohnbar macht, iſt, wie ich am Abend, den ich hier zubrachte, erfuhr, nicht die einzige, wenn auch zweifelsohne die hauptſächlichſte Urſache ſeiner Verödung. Die Stadt und faſt der ganze umliegende Diſtrict wurde zu einem Marquiſat erhoben und einer alten ſieneſiſchen Familie, Namens Patrizi, verliehen. Dieſe ſtarb im J. 1747 aus, und die wenig einträglichen Güter gingen an den römiſchen Zweig der Familie über. Unter einem fremden abweſenden Gutsherrn, von deſſen Beſitzthum dieſe unglücklichen Thäler nur einen unbedeutenden, uneinträglichen und entlegenen Theil bildeten, verſchlechterte ſich der Zuſtand des Diſtricts raſch, ſo daß der größte Theil des anbaufähigen Bodens jetzt unangebaut daliegt. Daß dieſer Stand der Dinge die Malaria vermehrt, zeigt die allgemeine Erfahrung aller mit dem gleichen Uebel behafteten Landſtriche unzweifelhaft. So vermehrt ein Uebel das andere, und Verderben und Hoffnungsloſigkeit erreichen ihren Gipfel.

Von Paganico nach Groſſeto iſt das Land minder ſchön als vorher, aber etwas links von der Straße, zwei kleine Stunden ehe man nach Groſſeto kommt, iſt einer jener wunderbaren Ueberreſte einer entſchwundenen Zeit und eines untergegangenen Volks, welche die verachtete Maremma zu einem claſſiſchen Land für den Alterthumsforſcher und Ethnologen machen, und dem politiſchen Forſcher beweiſen, daß der Zuſtand dieſer Küſte in alter Zeit ſehr verſchieden von dem jetzigen geweſen ſeyn muß. Etwa zwei Stunden von Groſſeto, unmittelbar unter dem Dorfe Batignano, führt die Straße von dem letzten der Berge, zwiſchen denen ſie ſich durchgewunden, in die flache Alluvialebene hinab, in deren Mitte die Stadt ſteht. In der Entfernung von etwa vier Stunden — zwei von Groſſeto — iſt das blaue Mittelmeer, in dem die Sonne ſich ſpiegelt. In der Mitte der Ebene iſt die hübſche kleine Stadt von ihren modernen, artig aus Backſteinen aufgeführten und gut unterhaltenem Mauern eng umzogen und bemüht, das Sumpfmiasma möglichſt fern zu halten. Rings umher iſt eine weite Ebene ſo flach, wie eine Billardtafel, meiſt braun, trübſelig und dürr, hie und da von angebauten Stellen belebt, anderswo aber auch durch breite Tümpel ſtehenden Waſſers befleckt. Ehe man in dieſe Ebene hinabfährt, ſieht man in einiger Entfernung eine Linie weißer Steine horizontal an der Seite eines bewaldeten Berges hinlaufen. Wer kein ſcharfes Auge hat, kann ſie für natürliche Klippen nehmen, denn oberhalb und unterhalb iſt dichter Wald. Dieß ſind die Mauern der berühmten Etruskerſtadt Ruſellä, die bei den Gelehrten für eine der älteſten jener Städte gilt, deren jüngſte von der Höhe ihres Alterthums herab auf die Werke der Cäſarn als modern herabſehen kann. Italieniſche und fremde Alterthumsforſcher haben die Lage des Orts ſchon genau beſchrieben, aber mit Ausgrabungen iſt erſt vor kurzem ein ſchwacher Anfang gemacht worden.

Für die zahlreichen Alterthumsdilettanten, welche die Poeſie der Stelle genießen und ſich in die Träume verſenken wollen, die ſich dicht aufdrängen, wenn man unter den alten Eichen ſteht, deren Wurzeln vergeblich das titaniſche Mauerwerk dieſer foſſilen Nation vom Platze zu ſtoßen ſuchen, für dieſe mag ein kurzer Ausflug auf den Gipfel des Berges, auf dem die Stadt ſteht, ein Ausflug, den man auf dem Wege nach Groſſeto leicht machen kann, genügen. „Aber", ſagt Dennis, „niemand ſoll es wagen, den Platz von Ruſellä zu erforſchen, der nicht durch die Stärke oder Werthloſigkeit ſeiner Kleider dornenfeſt iſt." Daß in letzterem Fall des unglücklichen Forſchers Fleiſch hart bedroht iſt, ſcheint dem gelehrten Alterthumsforſcher gleichgültig. Die Vorſicht iſt indeß keineswegs überflüſſig. Wer den Bau kritiſch unterſuchen will, muß den Weg um die Mauern, etwa eine Stunde, nothwendig machen. Das iſt ein ſchwieriges Unternehmen. Der wildverwachſene Wald, der den Boden innerhalb und außerhalb der Mauern bedeckt, wird faſt, und an einigen Stellen völlig, undurchdringlich durch dichtes Unterholz von einem Strauch, Namens Marruca, deſſen ſcharfe, ſtarke, gekrümmte Dornen das Durchkommen aufs äußerſte erſchweren. Dieſe Marruca findet ſich in der ganzen Maremma in großer Menge, und die Toscaner betrachten ſogar ihr Vorhandenſeyn als ein unverkennbares Anzeichen von Malaria. Das iſt nun ſicherlich falſch, denn die Staude findet ſich in vollkommen geſunden Gegenden im ſüdlichen Frankreich. Doch iſt es auffallend, daß ſie in Toscana außerhalb der Maremmen unbekannt iſt.

Die Alterthumsdilettanten, welche keine tiefen Unterſuchungen anſtellen wollen über die Unterſchiede zwiſchen pelasgiſchen, cyklopiſchen, tiryntbiſchen, horizontalen, polygonalen und rechteckigen Stylen des Mauerbaues, brauchen ſich indeß nicht in einen Kampf auf Leben und Tod mit dieſem furchtbaren Wächter der Mauern der geſunkenen Stadt einzulaſſen, ſie können den Berg von hinten erſteigen, und verlaſſen zu dem Ende die Straße in der Nähe eines kleinen Baues, der den Namen der Bäder von Ruſellä führt, wo eine Quelle warmen Waſſers, ähnlich der von Petriolo, aber minder ſtark mit Schwefel geſchwängert, aus dem Boden hervordringt. In einer nahen Hütte kann man einen Führer erhalten, und ein Weg von ein bis anderthalb Stunden führt dann den Forſcher ins Innere der Stadt. Allerdings iſt der Theil der Mauern, den er auf dieſem Wege zu ſehen bekömmt, nicht der ſchönſte; die höchſten und beſterhaltenen Theile ſind im Norden der Stadt, und — wie die meiſten wünſchenswerthen Dinge dieſer Welt — am ſchwierigſten zu erreichen.

Von der Höhe, die von den Mauern umſchloſſen wird, blickt der Wanderer herab über die ganze Ebene, auf der Groſſeto liegt, und die der Ombrone durchfließt; auch ſieht man, daß ſie von Bergen eingeſchloſſen iſt, welche bei Caſtiglione della Peſcaja etwa 6 Stunden weit gegen Norden ans Meer reichen, während andere dritthalb Stunden von Groſſeto ſie im Süden einſchließen. Dieſe ganze Ebene beſteht aus Alluvium, das der Ombrone im Lauf der Jahrhunderte herabgebracht hat, und es muß eine Zeit gegeben haben, wo Ruſellä an der Küſte ſtand. Erwägt man, wie unmöglich es iſt anzunehmen, daß ein cultivirtes, reiches und luxuriöſes Volk 8 oder 10 große volkreiche Städte in einem dermaaßen peſtilenzialiſchen Landſtrich angelegt haben ſollte, daß ſie ſechs Monate im Jahr unbewohnbar wären, ſo muß ich annehmen, daß dieſe Ebene, halb Land, halb Sumpf, die nicht nur ſelbſt peſtilenzialiſch iſt, ſondern auch die Peſtilenz weit landeinwärts trägt, nicht vorhanden war zur Zeit als die Gründer Ruſellä's das rieſenhafte Mauerwerk aufführten, das noch ſtehen kann, um andere eben ſo große Aenderungen zu erfahren, als die welche es bereits erfahren hat. Man mag vielleicht denken, daß, ſo alt auch dieſe Mauern

ſeyn mögen, ſie doch nicht weit genug hinaufreichen, um eine hinreichend lange Zeit für eine ſolche geologiſche Aenderung, wie ich ſie hier annehme, zu umfaſſen. Sind aber die Thatſachen, die man mir hinſichtlich der zur Gewinnung von Land in dieſem Diſtrict unternommenen Arbeiten erzählte, nicht bedeutend übertrieben, ſo wird dieſer Einwurf ſchwinden. Ich hoffe Gelegenheit zu haben, dieſe Arbeiten ſelbſt zu unterſuchen und mich von der Richtigkeit der erzählten Thatſachen zu vergewiſſern, worüber ich ſpäter Bericht zu geben gedenke.

Meine Leſer werden vielleicht glauben, ich hätte aus eitler Prahlerei dieſen Brief aus Ruſellä datirt, dem iſt indeß wirklich ſo, denn ich ſchreibe dieſen Brief in der Jagdſtation eines Landbeſitzers der Maremma vor einem flackernden Feuer. Signor Giacobetti, der gutmüthige und höfliche Beſitzer von Ruſellä und den benachbarten Ländereien, der ſeine Morgenjagd aufgab, um mich auf meinen Wanderungen um ſeine zerſtörte Stadt her zu begleiten, wohnt zu Batignano, einem Dorfe auf der Straße von Siena nach Groſſeto. Dieſen Morgen, während ich mit einem Führer, der wie ich zu ſpät entdeckte, in ſeinem Leben den Berg nicht erſtiegen hatte, mit wenig Ausſicht auf Erfolg einen Weg durch die Marruca-Dickichte ſuchte, entdeckte ich auf den Feldern hinter der bewaldeten Höhe ein kleines einzelnes Steingebäude. Vergnügt in der Ausſicht irgend ein menſchliches Weſen zu finden, das mir den Weg zeigen könnte, ging ich gerade auf das Haus zu, und an einem kleinen drei Fuß hohen und zwei Fuß breiten Fenſter ſah ich ein gutmüthiges rothes Geſicht unter einer mächtigen Pelzmütze, das mich freundlich zum Hereinkommen einlud. Die Thür befand ſich auf der entgegengeſetzten Seite hoch oben in der Mauer, und man mußte auf einer äußern Treppe nach dem einzigen Zimmer des Hauſes hinaufſteigen, das 12 oder 14 Fuß vom Erdboden ſich befand. Der Eigenthümer der Pelzmütze und alles Landes umher empfing mich an der Thüre in einem Robinſon-Cruſoe-Coſtüm, um das ich, gelegentlich bemerkt, ihn lange ehe ich die Höhe von Ruſellä erreichte, ſchon beneidete, denn das zottige ziegenhaarne Kleid ſetzte Hrn. Giacobetti in Stand, furchtlos durch manches Dornengebüſch zu ſchreiten, das in Form von mehr als Einem Fetzen Zoll von meinen Tuchkleidern nahm. Er bot ſich mir freundlich zu meinem Führer an, nahm ſein Gewehr aus der einen Ecke und machte in einer andern ein Paar Hunde frei, die er dort angebunden, und war alsbald zum Ausflug bereit. Die Paar Minuten, die damit verliefen, reichten hin um den ganzen Inhalt dieſes einfachen Schießhauſes in Augenſchein zu nehmen. Ein unbehauener Baumſtamm in der Mitte ſtützte das Dach und eine Menge verſchiedenartiger Gegenſtände hing an Pflöcken daran herum. Drei Decken von Ziegenfellen dienten als Bettſtatt für den Herrn und zwei Diener, doch erwartete erſterer etwas Bettzeug aus Batignano; einige Bretter dienten als Tiſch, ein Koffer als Kleiderſchrank, eine Feuerſtelle mit zwei oder drei irdenen Töpfen machten die Artikel der Einrichtung voll. Was mich ſelbſt betrifft, ſo geſtehe ich daß nach dem langen Herumſtolpern mit dem luſtigen Jäger über ſeine Berge und nach meinen Kämpfen mit den Marrucadickichten ich ſehr froh war, vor Einbruch der Nacht mich in einem guten Gaſthof zu Groſſeto zu finden.

Die Revolution in China.

Es iſt noch immer nicht die mindeſte Ausſicht vorhanden, über den Gang und die Verhältniſſe dieſer Revolution klarer zu ſehen; wir wiſſen über ihren Urſprung und ihre bewegenden Kräfte noch immer ſo wenig wie vorher, außer daß die elende Mandſchu-Regierung durch ihre Mißbräuche jedem Aufſtand eine breite Grundlage gegeben hat. Ueber die Fortſchritte der Revolution ſind die Nachrichten immer gleich dürftig und unbeſtimmt; wir wiſſen zwar, daß in der Provinz Petſchili, in welcher Peking liegt, Gefechte vorgefallen, die nach der verdächtigen Angabe der Peking-Zeitung günſtig für die Kaiſerlichen ausgegangen, aber dieſer günſtige Ausgang will, wie es ſcheint, nicht mehr heißen, als daß die Inſurgenten noch nicht nach Peking vorgedrungen; ebenſo erfahren wir von Truppenmärſchen der Inſurgenten und von Stadteinnahmen in der Provinz Kiang-ſi und hinüber über den Jang-tſe-kiang nach der Provinz Hupi; da aber von Schlachten nichts berichtet wird, dieſe Provinzen auch ſchon vor 18 und 10 Monaten von den Inſurgenten ſiegreich durchzogen waren, ſo ſcheint faſt, dieſe Truppenzüge bezweckten gar nichts als Eintreibung von Tribut zur Fortführung des Krieges. Die Sache auf der Karte zu verfolgen iſt theils ſchwierig, theils ganz unmöglich, ſowohl wegen der mannichfachen Schreibart, als wegen mancher palpabeln Ungenauigkeiten, und ſelbſt auf der ſorgfältigen Karte von Berghaus haben wir uns umſonſt bemüht, einen Zuſammenhang der Bewegungen herauszubringen. Das ſcheint indeß auch kaum nöthig, denn die einzelnen Eroberungen von Städten bedeuten ſehr wenig, ſolange nicht die Hauptſtadt Peking und mit dieſer der Mittelpunkt aller Verwaltung genommen iſt; das iſt aber auch nach den neueſten Nachrichten noch nicht geſchehen, und über den Gang der Ereigniſſe im Innern China's müſſen wir uns vorerſt des Urtheils ganz enthalten.

Dagegen ſcheint aus den bisherigen Nachrichten eine Folgerung ſich zu ergeben, die für den künftigen Gang der Dinge nicht ohne ein bedeutendes Intereſſe iſt. Wir haben ſchon früher auf den Umſtand aufmerkſam gemacht, daß zwiſchen dem Gebahren der Inſurgenten im Innern und denen von Fokien, die, geleitet von den geheimen Geſellſchaften, ſich Amoy's und Schanghai's bemächtigten und ſelbſt die Behörden von Canton in große Unruhe verſetzten, kein ſonderlicher Zuſammenhang beſtehe. Das ſtellt ſich nun immer mehr heraus; nicht nur haben die Inſurgentenhaufen in Kiang-ſi nicht den mindeſten bekannt gewordenen Verſuch gemacht den Rebellen in Amoy zu Hülfe zu kommen, ſondern ſelbſt der eigentliche Regierungsſitz der Inſurgenten, Nanking, ſcheint ſich, obwohl ſie den Lauf des Jang-tſe-kiang bis herab nach Tſchin-kiang-fu beherrſcht und auch letztere Stadt beſetzt halten, um das Schickſal der „Leute vom kleinen Meſſer“ in Schanghai nicht das mindeſte zu kümmern, [1] ſo wichtig auch für ſie es wäre, nicht ſowohl den hier dominirenden Rebellen zu Hülfe zu kommen, als der Mandſchu-Regierung den Beſitz dieſer Städte und damit das Einkommen, das ſie aus dem Handel zieht, zu entreißen. Es iſt dieſer Umſtand, worüber uns die europäiſchen

[1] Indeß ſoll nach dem Bericht eines engliſchen Officiers aus Amoy vom 25 October in Nanking eine „Adreſſe“, ſoll wohl heißen, ein „Aufruf“ an die Inſurgenten in Schanghai ſich vorgefunden zu haben, und dieſe darin aufgefordert werden, gegen die Mandſchus aufzuſtehen. Allein gerade das Vorhandenſeyn eines ſolchen Aufrufs ſcheint gegen einen innern Zuſammenhang beider Bewegungen zu zeugen.

Nachrichten aus China völlig im Dunkeln laſſen, nur ein Beweis mehr, wie wenig wir über die innern Zuſtände China's wiſſen. Wir haben durchaus keinen Anhaltspunkt, uns das Verhalten der Nankingregierung zu erklären, da ihr ſonſtiges Auftreten weder von Unverſtand, noch von Schwäche zeugt. Fällt aber Schanghai wiederum, wie Amoy, in die Hände der Kaiſerlichen, ſo ſind dieſe Meiſter der Mündung des Jang-tſe-kiang, ſie können den Handel der den Inſurgenten im Innern unterworfenen Provinzen in großem Umfang ſperren, und wenn letztere nicht durch einen Hauptſchlag Peking bezwingen, ſie allmählich wieder einengen. Der Fall Schanghai's aber iſt gar nicht unwahrſcheinlich, denn die Sachen gehen dort ziemlich denſelben Gang, wie in Amoy: man ſchlägt ſich nicht ernſthaft, ſondern „à la chinoise," hält aber die Stadt möglichſt blockirt, und wie den Inſurgenten in Amoy die Munition und das Geld ausging, und ſie ſich genöthigt ſahen erſt von den Reichen, dann von der ganzen Stadt Contributionen zu erheben und ſomit ihre Stellung zu untergraben, ſo ſcheint es auch in Schanghai zu gehen. Vielleicht wäre dieß ſchon erfolgt, wenn nicht die Europäer in gewiſſer Weiſe gegen die Mandſchu-Regierung Partei genommen hätten.

Bekanntlich haben die Conſuln das Syſtem der Nichtintervention und der möglichſten Neutralität vorangeſtellt; ſie konnten nicht anders: denn wie hätte es ihnen einfallen können, für die eine oder die andere Partei zu ergreifen, ſie hätten geradezu befürchten müſſen, daß die verſchiedenen europäiſchen Nationen und die Nordamerikaner dazu auf verſchiedene Seiten getreten wären und ſich bekämpft hätten. Den erſten Fehler machten freilich die Chineſen ſelbſt, namentlich der Tao-tai (Gouverneur) von Schanghai, der ehemals einer der reichſten Hongkaufleute in Canton war, jetzt ein Mandarin unter dem Namen Wu iſt, und in dieſer unruhigen Zeit eine bedeutende Rolle ſpielt. Er war es, der zuerſt europäiſche Fahrzeuge miethete, eine kühne Abweichung von dem alten Geſetze des Reichs; er war es auch, der dem Generalgouverneur der Provinz vorſchlug, die famoſe Aufforderung an die Europäer um Beiſtand zu erlaſſen — ein Schritt, den nur die höchſte Noth entſchuldigen konnte, da er den chineſiſchen Völkern auf einmal die Machtloſigkeit der kaiſerlichen Regierung vor Augen bringen, und ſomit ihr die letzte moraliſche Stütze rauben mußte; er that aber noch mehr, er ſuchte ganz offenbar die Europäer in den Kampf gegen die Rebellen mit hineinzuziehen. Die Aufforderung an die Conſuln, die kaiſerliche Armee mit ihren Schiffen zu unterſtützen, iſt vom 6 März v. J.; die Conſuln eilten herbei, ehe ſie aber alle angekommen waren — der engliſche Bevollmächtigte kam am 21 März gerade an dem Tage, wo die Inſurgenten in Nanking einzogen — kam die Nachricht vom Falle Nankings an: die Conſuln ſprachen ſich in ihrer Antwort an den Tao-tai für vollſtändige Neutralität aus, das war aber begreiflicherweiſe nicht der Wunſch des letztern; er ließ durch ſeine Anhänger emſig die Nachricht verbreiten, die Inſurgenten ſeyen den fremden Barbaren äußerſt ungünſtig geſinnt, und wenn ſie nach Schanghai kämen, ſo wären letztere ihres Lebens und Eigenthums nicht mehr ſicher; ſogar geſchmiedete Proclamationen der Inſurgenten wurden ausgeſtreut, worin dieſe feierlich dem chineſiſchen Volk verſprachen, daß ſie die Demüthigung, welche China im Krieg von 1840 erlitten, in dem Blute der Barbaren rächen würden. Die Gegner der Regierung verbreiteten das Gegentheil: die Inſurgenten ſeyen für die Fremden ſehr günſtig geſinnt. Unter dieſen Umſtänden war es natürlich, daß man ſich nähere Auskunft zu verſchaffen ſuchte, denn Leben und Eigenthum der Fremden ſtand bei einem Zuſammenſtoß auf dem Spiel. Oberſt Marſhall, der nordamerikaniſche Geſandte, wollte ſich auf der Fregatte Susquehannah nach Nanking begeben, aber das Waſſer war zu niedrig und er mußte halbwegs wieder umkehren; nun ſchickte Sir George Bonham, der engliſche Bevollmächtigte, ſeinen Dolmetſcher Meadows ab, der am 14 April nach Tauyang gelangte, dort fand er aber den Canal beinahe trocken und ſomit kam er nicht weiter. Indeß erfuhr er auf ſeinem Wege nicht nur durch Mandſchu-Tataren, die dem Gemetzel von Nanking und Tſchin-kiang-fu entronnen waren, den wahren Stand der Dinge, ſondern machte auch die Entdeckung, daß die Mandarinen ſich dem Volk gegenüber rühmten, die Europäer hätten ihnen ihre Unterſtützung zugeſagt, und bald würden ihre Flotten erſcheinen. Eine auf den Mauern der Stadt Schang-ſchu angeheftete und in allen umliegenden Diſtricten verbreitete Proclamation ſprach dieſe officielle Lüge aus, und mußte die Europäer in den Augen der Inſurgenten compromittiren. Dieſe Gefahr war um ſo größer, als der Tao-tai Wu, von dem augenſcheinlich dieſer Plan ausgegangen, eine gute Anzahl europäiſch gebauter Fahrzeuge gekauft oder gemiethet hatte, [1] was den Anſchein, als hätten die Europäer Partei für die Kaiſerlichen gegen die Inſurgenten genommen, noch vermehrte. Dieſer Stand der Dinge führte zu der bekannten, viel beſprochenen und vielfach getadelten Fahrt Sir G. Bonhams nach Nanking. Man mußte ins Klare kommen, und da die in Schang-ſchu angeheftete Proclamation den Plan der chineſiſchen Mandarinen nur allzu deutlich an den Tag brachte, ſo war Sir G. Bonham beſonnen genug, als die Inſurgenten in Tſchin-kiang-fu und ſelbſt noch weiter oben auf ihn feuerten, das Feuer nicht zu erwidern. Sir G. Bonham muß in Nanking ganz beſtimmte Verſicherungen erhalten haben, nicht nur daß die Inſurgenten gegen die Fremden nichts unternehmen, ſondern ſogar, daß ſie nicht gegen Schanghai ziehen würden; denn anders läßt es ſich nicht erklären, wie er unter den damaligen drohenden Verhältniſſen gleich nach ſeiner Rückkehr aus Nanking, das er am 2 Mai verlaſſen, aus Schanghai nach Hongkong abſegeln konnte.

Die dortigen Europäer und namentlich die Engländer ſahen ihn mit Beſtürzung abreiſen, da hiedurch auch das Dampfboot Hermes ihnen entzogen wurde; ſie baten den amerikaniſchen Geſandten, er möchte den Plymouth, der zur japaniſchen Expedition ſtoßen ſollte, zurückhalten, aber Oberſt Marſhall erklärte, es ſtehe ihm nicht zu darüber zu verfügen; ſo blieb nur das engliſche Dampfſchiff Salamander von bloß 6 Kanonen, und die franzöſiſche Dampfcorvette Caſſini. Schon vorher hatten ſich die in Schanghai verſammelten Europäer und Amerikaner, etwa 300 an der Zahl, zu gemeinſamer Vertheidigung aneinander geſchloſſen, ein Freiwilligencorps errichtet und ſich in den Waffen geübt. Es liegt in dieſem Verhalten eine Zuverſicht auf europäiſche Kraft, den feigen Chineſen gegen-

[1] Meiſtens ſogenannte Lorchas, die den Handel an der chineſiſchen Küſte treiben, gewöhnlich unter portugieſiſcher Flagge, aber auch Bricks und ſelbſt Dreimaſter von amerikaniſchen Kaufleuten; der Tao-tai handelte nicht lange und zahlte prompt; die amerikaniſchen Kaufleute aber wollten ſich dieſe Gelegenheit zu einem guten Handel nicht nehmen laſſen durch politiſche Bedenklichkeiten.

über, der man ſeine Achtung nicht verſagen kann; nur ging dieſe Zuverſicht inſofern etwas gar zu weit, als manche, namentlich die Amerikaner, welche die Unterbrechung des Handels am ungeduldigſten ertrugen, glaubten man beſchleunige die Entſcheidung, wenn man ſich für die Kaiſerlichen oder die Inſurgenten ausſpreche. Es liegt in dieſer Uebertreibung eine unſägliche Verachtung der Chineſen, die freilich durch die Emſigkeit, mit der ſich die Kaiſerlichen und die Inſurgenten um die Gunſt der Fremden bemüheten, und ſpäter als die Stadt in die Hände der Inſurgenten „vom kleinen Meſſer“ gefallen war, durch den Anblick des lächerlichen Kriegs geſteigert wurde, den Inſurgenten und Kaiſerliche miteinander führten.

Dieſer Anfang von Einmiſchung, den die Mandarinen in ihrer Schwäche und Verlegenheit mit den Haaren herbeigezogen, hat ſchon ſehr nachtheilige Folgen gehabt; in der kaiſerlichen Flotte dient eine Anzahl Europäer um gutes Geld, und unter den Inſurgenten finden ſich gleichfalls welche. Die Inſurgenten ſollen in der Stadt Schanghai eine anſehnliche Summe Geldes entdeckt haben, welche die Mandarinen nicht mehr hatten mit fortnehmen können, und deßhalb vergruben; dieß ſetzte ſie in den Stand ebenfalls fremde Schiffe zu miethen, und ein gewiſſer Reynolds, der den Inſurgenten auf ſeinem Schiffe Munition zuführte, fiel mit demſelben in die Hände der Kaiſerlichen, die ſeine ganze Mannſchaft enthaupten ließen, und ihm ſelbſt wäre das Gleiche wiederfahren, wenn nicht ſämmtliche auf der kaiſerlichen Flotte dienende Fremde einſtimmig erklärt hätten, daß ſie in einem ſolchen Falle austreten würden. Es bildet ſich ſonach ein Condottieriweſen aus, welches die Stellung der Conſuln außerordentlich erſchwert, und dem ſie doch nicht ſteuern können, denn ihre Leute gehorchen nicht, ſondern gehen ihrem Gewinne nach. Zudem erlauben ſich die europäiſchen Schiffscommandanten gleichfalls ganz ſonderbare Dinge, die ſich nur aus der bodenloſen Schwäche der Mandarinen erklären laſſen. Der North China Herald meldet z. B. aus Schanghai vom Anfang Novembers: „alles was wir über den Krieg ſagen können, läuft auf folgendes hinaus: die Kaiſerlichen haben viel vergebliche Angriffe zur See und zu Lande auf die Stadt gemacht, aber die Inſurgenten behaupten dieſelbe ſo feſt wie je; die Kaiſerlichen haben mit ihrem ſchlecht gerichteten Feuer vom Fluſſe her die römiſch-katholiſche Kathedrale getroffen, worauf der Caſſini der Antilope befahl weiter hinauf im Fluſſe zu gehen; der Taotai ſtellte dem Zollhaus gegenüber ein bewaffnetes Boot auf, das, weil daraus eine Colliſion mit den Inſurgenten entſpringen konnte, von dem Spartan weiter hinauf gewieſen wurde, und jetzt in der Bucht von Su-tſchau liegt.“ Ueber dieſe drei kurzen Sätze macht eine Mittheilung in den Indian News (vom 28 Dec.) folgende Bemerkungen: „hierüber ließen ſich erbauliche Betrachtungen anſtellen, die aber hier zu lang wären; wir wollen deßhalb für jetzt bloß hinſichtlich des erſten Satzes anmerken, daß die Inſurgenten weſentlich durch Fremde unterſtützt ſind, unter denen die Anſicht zu herrſchen ſcheint, daß für ihre Intereſſen die Sache in ihrem jetzigen Stande erhalten werden müſſe, wenigſtens Schang-hai nicht in die Hände der Kaiſerlichen fallen dürfe. Was den zweiten Satz betrifft, ſo nöthigte das franzöſiſche Dampfboot Caſſini die Antilope, ein fremdes, von dem Taotai angekauftes und in ein chineſiſches Kriegsfahrzeug umgewandeltes Schiff ſeine Stellung zu verlaſſen, die von einer Kugel getroffene katholiſche Kathedrale liegt aber jenſeits des Südthors der chineſiſchen Stadt, faſt eine Stunde von der europäiſchen Anſiedlung. Bezüglich des dritten Satzes endlich kann man ſagen, daß der engliſche Commandant des Spartan ſich nur durch den franzöſiſchen des Caſſini hat übertreffen laſſen; es iſt nicht einzuſehen, aus welchen Rechtsgründen ſie ſich eine überwiegende Gewalt im Hafen anmaaßen, und nicht nur die Maaßregeln der chineſiſchen Regierung zur Wiedereinnahme der Stadt hindern, ſondern auch den Zollaufſeher abhalten, ſein Amt den Umſtänden gemäß auszuüben.“

Aus dieſen Einzelnheiten ergibt ſich, wie es mit dem Nichtinterventionsprincip ſteht. Die Sache hat auch ſchon zu feindlichen Auftritten zwiſchen Kaiſerlichen und dem oben erwähnten, zu Schanghai von den Fremden errichteten Freiwilligencorps geführt. Am Abend des 14 November zogen etwa 500 Kaiſerliche nach der Factorei der Engländer, um ſich einiger Kanonen zu bemächtigen, die ihrer Behauptung nach an die Rebellen ſollten abgegeben werden; ſie wurden durch die Wache des engliſchen Schiffes Spartan entdeckt und mit Hülfe der Freiwilligen vertrieben, wobei mehrere Chineſen getödtet und auch einige Fremde verwundet wurden. Dieſer Vorfall veranlaßte den engliſchen Conſul Alcock zu einer „Notification“ [1], worin er ſich einerſeits beklagt, daß es kein Mittel gebe, die Leute zu zwingen die vorgeſchriebene Neutralität zu beobachten, andrerſeits aber auch nachſtehende Bemerkung macht, welche für die wachſende Erbitterung der Kaiſerlichen gegen die Fremden zeugt: „die Wegnahme der Kanonen, obgleich wahrſcheinlich der unmittelbare Zweck des nächtlichen Einbruchs, war vermuthlich nicht der einzige. Rache gegen diejenigen, welche direct und ſyſtematiſch allnächtlich die Inſurgenten in der Stadt mit Kanonen und Kriegsbedürfniſſen verſehen ſollen, und die man durch einen Angriff auf ihre Häuſer und durch Zerſtörung ihres Eigenthums ſtrafen will, mag ein zweiter Zweck geweſen ſeyn.“ Nimmt man dazu, daß die Kaiſerlichen eine Anzahl fremder Matroſen um hohen Sold an ſich gezogen haben, ſo kann man ſich die Confuſion denken, die unter dieſen Umſtänden herrſcht. Daß die Fremden in Schanghai, und namentlich die höher geſtellten Kaufleute und Geſchäftsführer, welche das Freiwilligencorps bilden, ſo ungeſcheut für die Inſurgenten Partei nehmen, wie dieß aus allen Anzeichen hervorgeht, wird die engliſchen Behörden in große Verlegenheit der chineſiſchen Regierung gegenüber bringen; indeß wird letztere wohl den Affront hinunterſchlucken müſſen, da ſie andrerſeits zu ſehr beſchäftigt iſt, um auf directere Weiſe Rache dafür zu nehmen. Die Sache mag in China nun verlaufen wie ſie will, ſo können die Fremden jedenfalls nur durch Entfaltung von Gewalt ſich in einer ſichern Stellung behaupten, denn nur die Furcht kann Repreſſalien verhindern.

Uebrigens iſt zu bemerken, daß beide Parteien ſich ſehr emſig um die Europäer bewerben, und alles vermeiden, mit ihnen in Colliſion zu kommen, ſelbſt der oben erwähnte Angriff auf die Factoreigebäude in Schanghai wurde auf eine drollige, ächt chineſiſche Weiſe entſchuldigt; die kaiſerlichen Truppen, welche eindrangen, ſollen durch ein Corps Rebellen zurückgedrängt worden ſeyn, die gleich den Fremdlingen gekleidet waren, und auf welche ſie nicht gefeuert hätten, aus Furcht einen ächten Fremden zu treffen. Der

[1] Dieſe „Notification“ findet ſich in der Overland China Mail (Hongkong 11 Dec.) vollſtändig, und iſt eine Probe der Rathloſigkeit der britiſchen Behörden.

Eifer mit dem man einzelne Europäer und Nordamerikaner anzuwerben ſucht, iſt eine Huldigung, die man der geiſtigen und moraliſchen Ueberlegenheit der Europäer darbringt. Die Art, wie man ſich vor einer Handvoll „Barbaren“ beugt, iſt beluſtigend und bezeichnend zugleich. Indeß iſt das Auftreten von Europäern und Nordamerikanern in beiden Lagern immerhin ein großes und ernſtes Uebel, wird aber, ſolange der Kampf ſich in dieſer Weiſe an den Küſten hält, nicht zu vermeiden ſeyn. Von mehrern Seiten wird die Anſicht ausgeſprochen, daß die Aufſtände zu Schanghai und die drohenden Ausbrüche zu Canton und in der Umgegend ausgehen würden, wie die Sache zu Amoy. Dieſer Anſicht huldigt namentlich die Overland China Mail, während ein langes Schreiben eines engliſchen Officiers aus Amoy vom 25 Oct. (alſo vor der Wiedereinnahme der Stadt) ein ſolches Ergebniß als höchſt unwahrſcheinlich anſieht. Wir können wie geſagt kein Urtheil fällen, und verweiſen nur auf den Umſtand, daß die Overland China Mail ihre Anſicht hauptſächlich auf die Behauptung ſtützt, daß die Unruhen an der Seeküſte, in Fokien, in Schanghai und Canton, mit der Sache der Nankinger Inſurgenten in gar keiner Verbindung ſtehen. Ueber dieſen Punkt ſcheinen die Anſichten der verſchiedenen Berichterſtatter ziemlich übereinſtimmend, und ſind dieſe richtig, dann hängt allerdings der ganze nächſte Verlauf der Dinge von den langhaarigen Inſurgenten ab, die unter dem famoſen Tai-ping ſtehen, über die Erfolge oder Nichterfolge dieſer letztern aber wiſſen wir freilich, wie ſchon erwähnt, ſo gut wie nichts.

Die Poeſie der celtiſchen Racen.

(Nach E. Renan. Revue des deux Mondes. 1 Febr.)

Man erwägt nicht hinreichend, wie viel ſeltſames die Thatſache hat, daß eine alte Race bis in unſere Tage herein und faſt unter unſern Augen ihr eigenthümliches Leben fortſetzt auf einigen im Weſten verlorenen Inſeln und Halbinſeln, allerdings mehr und mehr durch den Lärm von außen zerſtreut, aber immer noch ihrer Sprache, ihren Erinnerungen, ihrer Geſchichte und ihrem eigenthümlichen Geiſte treu. Man vergißt namentlich, daß dieß kleine jetzt an den Enden der Welt mitten unter Felſen und in Gebirgen, wo ſeine Feinde es nicht bezwingen konnten, zuſammengedrängte Volk im Beſitz einer Literatur iſt, die im Mittelalter einen unermeßlichen Einfluß ausübte, der europäiſchen Einbildungskraft eine andere Wendung gab, und ihre poetiſchen Gebilde faſt der ganzen Chriſtenheit auferlegte. Man darf indeß nur die authentiſchen jetzt faſt vergeſſenen Denkmale des gäliſchen Geiſtes öffnen, um ſich zu überzeugen, daß dieſe Race ihre eigenthümliche Art zu fühlen und zu denken hatte, daß nirgends die poetiſche Illuſion ſich mit leckendern Farben ſchmückte, und kein Zweig der Menſchenfamilie dieſem gleichkam an Tönen, die zum Herzen dringen. Ach! auch er iſt verurtheilt zu verſchwinden: Arthur kommt nicht wieder aus ſeiner verzauberten Inſel, und St. Patrik hatte Recht, als er zu Oſſian ſagte: „die Helden die du beweinſt, ſind todt; können ſie wieder erſtehen?“ Es iſt Zeit dieſe zauberiſchen, am Horizont verſchwimmenden Töne aufzuzeichnen, ehe ſie vor dem wachſenden Tumult der einförmigen Civiliſation verſchwinden. [1]

Vortreffliche Werke erleichtern gegenwärtig die Aufgabe deſſen, welcher das Studium dieſer merkwürdigen Phaſe des Menſchengeſchlechts unternimmt: Wales namentlich zeichnet ſich durch eine wahrhaft erſtaunliche wiſſenſchaftliche und literariſche Thätigkeit aus. Arbeiten, welche den gelehrteſten Schulen Europa's zur Ehre gereichen würden, ſind hier das Werk eifriger Dilettanten. Ein Bauer, Namens Owenn Jones, gab im J. 1801 unter dem Titel „gäliſche Archäologie von Myvyr“ die wunderbare Sammlung heraus, die noch jetzt das wahre Arſenal der kymriſchen Alterthümer iſt. Eine Menge gelehrter und eifriger Arbeiter, die Herren Aneurin Owenn, Thomas Price, W. Rees, John Jones traten in die Fußſtapfen des Bauern von Myvyr, bemühten ſich ſein Werk zu vervollſtändigen und aus den von ihm geſammelten Schätzen Nutzen zu ziehen. Eine durch ihren Geiſt und ihre hohe geſellſchaftliche Stellung gleich ausgezeichnete Frau, Lady Charlotte Gueſt, nahm es über ſich Europa mit der wunderbaren Sammlung der Mabinogion, [2] der Perle der gäliſchen Literatur, dem vollſtändigſten Ausdruck des kymriſchen Geiſtes in einer Reihe von Bänden bekannt zu machen. Dieß prachtvolle Werk, das im Laufe von 12 Jahren mit einer des vollendetſten Gelehrten würdigen philologiſchen Sorgfalt vollendet und mit dem Luxus ausgeſtattet wurde, den nur der reiche engliſche Liebhaber ſeinen Werken geben kann, wird ohne Widerſpruch eines der ſchönſten literariſchen Denkmale unſerer Zeit bleiben, und mit der Zeit beweiſen, wie lebendig das Gefühl der celtiſchen Stämme noch in unſerem Jahrhundert ſein mußte, um einer Frau den Muth einzuflößen, ein ſo ungeheures Werk zu unternehmen und zu vollenden. Schottland und Irland haben gleichfalls ihre alte Geſchichte mit manchen Denkſchriften bereichert, und auch die Bretagne, obgleich allzu ſelten mit den jetzigen ſtrengen Anforderungen der Philologie und Kritik ſtudirt, hat den celtiſchen Alterthümern ſein Contingent in manchen werthvollen Arbeiten geliefert.

Nicht leicht hat ein Volk iſolirter gelebt, und ſich von fremder Miſchung ferner gehalten: durch Eroberung auf halbvergeſſene Inſeln und Halbinſeln zurückgedrängt, hat es dem fremden Einfluß eine unüberſteigliche Schranke entgegengeſtellt; es hat alles aus ſich ſelbſt gezogen, daher die mächtige Individualität, der Haß gegen den Fremdling, welcher bis auf unſere Zeit den vorherrſchenden Zug dieſes Volkes gebildet hat. Die römiſche Civiliſation hat es kaum erreicht und wenige Spuren unter ihnen zurückgelaſſen, der germaniſche Einfall trieb ſie zurück, durchdrang ſie aber nicht. [3] Noch

---

[1] In England iſt gegenwärtig durch das etwas übertriebene Walliſerthum einige Reaction gegen das celtiſche Alterthum eingetreten, und ſelbſt das Quarterly Review hat im vorigen Jahr bei Gelegenheit der Beſprechung eines Buchs über die ſogenannten ſieben Meiſter über die ganze celtiſche Nationalität den Stab gebrochen und ſie als abgethan bei Seite geſchoben. A. d. R.

[2] Das Wort Mabinogi, im Plur. Mabinogion, bezeichnet eine dem Lande Wales eigenthümliche Form von romantiſcher Erzählung. Urſprung und erſte Bedeutung des Worts ſind ſehr unſicher.

[3] Dagegen iſt freilich zu bemerken, daß wir nur Denkmale und Kenn-

jetzt widerſtehen ſie einem viel gefährlichern Einfall, der modernen Civiliſation. In dieſem zurückgezogenen Leben, in dem Mißtrauen gegen alles Fremde muß man die Erklärung der Hauptzüge des Charakters der celtiſchen Race ſuchen. Bei keinem andern Stamm waren die Bande des Blutes ſtärker und legten mehr Verpflichtungen auf, ja der Familiengeiſt ſcheint jede umfaſſendere Organiſation erſtickt zu haben. Auch ſcheint das Volk an und für ſich keines ſonderlichen Fortſchritts fähig zu ſeyn, das Leben erſcheint ihm ein ein gegebener Zuſtand, woran der Menſch nichts zu ändern vermag; es glaubt leicht an die Macht des Schickſals und fügt ſich, darum ſollte man dieſen Stamm kaum für einen Nachkommen Japhets halten. Daher kommt denn auch ſeine Traurigkeit. Man durchblättere die Geſänge des 6ten Jahrhunderts, ſie klagen mehr über Niederlagen, als ſie Siege beſingen. Seine ganze Geſchichte iſt eine lange Klage, eine Erinnerung an ſeine Verbannung, ſeine Flucht über die Meere. Selbſt ſeine Freudengeſänge werden zu Elegien, und nichts gleicht der entzückenden Traurigkeit ſeiner Nationalmelodien.

Die unendliche Zartheit des Gefühls, welche die celtiſche Race bezeichnet, iſt innig mit dieſem Bedürfniß des Inſichgekehrtſeyns verbunden. Wenn es erlaubt wäre, den Nationen wie den Individuen ein Geſchlecht beizulegen, ſo müßte man die Celten, namentlich die Kymren, eine weibliche Race nennen. Keine hat in die Liebe ſo viel Geheimnißvolles gelegt, keine hat das Ideal der Frau mit mehr Zartheit aufgefaßt und war mehr davon beherrſcht. Es iſt das ein wahrer Rauſch, ein Wahnſinn, ein Taumel. Man leſe den ſeltſamen Mabinogi von Peredur, oder ſeine franzöſiſche Nachahmung, Perceval le Gallois; dieſe Blätter ſind, ſo zu ſagen, feucht von weiblichem Gefühl. Die Frau erſcheint hier wie eine Art unbeſtimmter Viſion, ein Mittelweſen zwiſchen dem Menſchen und der überſinnlichen Welt. Ich kenne keine Literatur, die etwas ähnliches bietet. Man vergleiche Ginevra und Iſolde mit den ſkandinaviſchen Furien Gudruna und Chriemhild, und man muß geſtehen, daß die Frau, wie ſie das Ritterthum aufgefaßt hat, dieß Ideal von Milde und Schönheit als höchſter Zweck des Lebens aufgeſtellt, weder eine claſſiſche, noch eine chriſtliche, noch eine germaniſche, ſondern eine celtiſche Schöpfung iſt.

Die Stärke der Einbildungskraft ſteht faſt immer im Verhältniß zur Verinnerung des Gefühls und einer ſchwachen äußerlichen Entwicklung des Lebens. Der ſo beſchränkte Charakter der Einbildungskraft Griechenlands und Italiens hängt zuſammen mit der leichten Entfaltung der ſüdlichen Völker, bei denen die ſtets nach außen ſich öffnende Seele nur wenig in ſich ſelbſt zurückgeht. Verglichen mit der claſſiſchen Einbildungskraft iſt die celtiſche in der That das Unendliche, verglichen mit dem Endlichen. In dem ſchönen Mabinogi vom „Traum des Maxen Wledig“ ſieht der Kaiſer Maximus im Traum ein ſo ſchönes Mädchen, daß er beim Erwachen erklärt, nicht ohne ſie leben zu können. Jahre lang durchziehen ſeine Abgeordneten die Welt, um ſie aufzufinden, und man trifft ſie endlich in der Bretagne. So geht es auch mit dem celtiſchen Stamm: er arbeitete ſich ab, ſeine Träume für Wirklichkeit zu nehmen. Das weſentliche Element des poetiſchen Lebens der Celten iſt das Abenteuer, d. h. die Verfolgung des Unbekannten, ein Lauf ohne Ende nach dem ſtets fliehenden Gegenſtand des Wunſches. Das iſts, was der heilige Brandan jenſeits der Meere träumte, was Peredur ſuchte in ſeinem myſtiſchen Ritterthum, was der Ritter Owenn auf ſeinen unterirdiſchen Wanderungen erſtrebte. Vielleicht hängt ein weſentlicher Fehler der gäliſchen Völker, die Trunkſucht, ein Fehler, der allen Traditionen des 6ten Jahrhunderts zufolge die Urſache ihrer Unfälle war, mit dieſem unbeſieglichen Bedürfniß der Selbſttäuſchung zuſammen, denn dieſe Neigung abgerechnet iſt das Volk mäßig und der Sinnlichkeit nicht zugethan.

Daraus entſpringt auch das tiefe Gefühl für die Zukunft und die ewige Beſtimmung ſeines Stammes, die ſtets den Kymren aufrecht erhalten hat und ihn neben ſeinen altgewordenen Beſiegern jung erſcheinen läßt. Daher das Dogma von der Wiederauferſtehung der Helden, deſſen Entwurzelung dem Chriſtenthum am ſchwerſten geworden zu ſeyn ſcheint. Daher der celtiſche Meſſianismus, dieſer Glaube an einen künftigen Rächer, der Cambrien wieder herſtellen und es von ſeinen Unterdrückern befreien wird. Das iſt der geheimnißvolle Leminek, den Merlin ihnen verſprach, das iſt der Lez Briez der Armoricaner und der Arthur der Walliſer. Dieſe Hand, die aus dem See herausfährt als Arthurs Schwert hineinfällt, ſich deſſen bemächtigt und es dreimal ſchwingt, das iſt die Hoffnung der celtiſchen Race. Kleine mit ſtarker Einbildungskraft ausgerüſtete Völker rächen ſich auf dieſe Weiſe an ihren Siegern; da ſie ſich innerlich ſtark, äußerlich ſchwach fühlen, erhebt ſich ein ſolcher Kampf, verzehnfacht ihre Kräfte und macht ſie fähig Wunder zu thun.

Die Literatur von Wales theilt ſich auf den erſten Anblick in drei vollkommen verſchiedene Zweige: die bardiſche oder lyriſche Literatur, die im ſechsten Jahrhundert ihren vollen Glanz entfaltet in den Werken von Taliesin, Aneurin, Liwarch-Hen, und durch eine ununterbrochene Reihe von Nachahmungen bis auf die heutige Zeit ſich fortſetzt; die Mabinogion oder romantiſche Literatur, die gegen das 12te Jahrhundert ſich feſtgeſetzt hat, aber durch die zu Grunde liegenden Gedanken an die älteſten Zeiten des celtiſchen Geiſtes ſich anſchließt, endlich eine kirchliche und Legenden-Literatur, die einen ganz beſondern Stempel trägt. Dieſe drei Literaturen ſcheinen neben einander gelebt zu haben, faſt ohne ſich zu kennen. Die Barden verachteten die Volksſagen, deren Form ſie zu nachläſſig fanden; Barden und Erzähler ſcheinen dagegen ſehr wenig Verkehr mit der Geiſtlichkeit gehabt zu haben, und man iſt manchmal zu der Annahme verſucht, ſie hätten das Chriſtenthum gar nicht gekannt. Unſerer Anſicht nach muß man in den Mabinogion den wahren Ausdruck des celtiſchen Geiſtes ſuchen, und es iſt zum Erſtaunen, daß eine ſo merkwürdige Literatur, die Quelle faſt aller romantiſchen Schöpfungen Europa's, bis auf unſere Zeit unbekannt blieb. Der Grund liegt ohne Zweifel in der Zerſtreuung der walliſiſchen Manuſcripte, welche bis ins letzte Jahrhundert herein von den Engländern als ein Zeichen des Aufruhrs verfolgt wurden, ſo daß ihr Beſitz Gefahr brachte.

---

niß von ſeinen Zuſtänden haben, ſeit es mit ſeinen germaniſchen Nachbarn zuſammengeſtoßen iſt; nicht nur in den letzten anderthalb tauſend, man kann mit ziemlicher Zuverſicht ſagen, ſeit 2000 Jahre iſt es unaufhörlich unter dem Schwert oder dem Geſetz der germaniſchen Völker erlegen, und dieſe Unterordnung erzeugte ſeine Iſolirung, ſeinen Haß gegen alles Fremde. Die Völker Galliens haben ſich mit Ausnahme Armorica's völlig dem Joch der Römer und ſelbſt ihrer Sprache gebeugt; man kann alſo nicht ſagen, daß die römiſche Civiliſation ſie kaum erreicht habe, und eben ſo wenig iſt dieſer Satz in Bezug auf die germaniſchen Stämme gültig, denn gar viele Celten ſind germaniſirt worden. A. d. U.

Die Mabinogion ſind uns in zwei Hauptmanuſcripten enthalten, eins aus dem 13ten Jahrhundert in der Familie Vaughan, das andere aus dem 14ten, bekannt unter dem Namen des rothen Buchs von Hergeſt, jetzt im Jesuscollegium zu Oxford. Lady Ch. Gueſt konnte aus kleinlichen Rückſichten nur das letztere benützen, das bloß eine Copie ſcheint. Der eigentliche Ton der Mabinogion iſt mehr romantiſch als epiſch: die Individualität des Helden iſt ganz unbegränzt. Es ſind edle offene Naturen, die ſich in voller Freiheit bewegen; jeder erſcheint als ein Halbgott mit einer übernatürlichen Gabe ausgerüſtet, die faſt immer an einen wunderbaren Gegenſtand geknüpft iſt. Die untern Claſſen, die man doch vorausſetzen muß, zeigen ſich kaum, höchſtens in der Ausübung eines Handwerks, und ſind in dieſer Beziehung ſehr geehrt. Die etwas zuſammengeſetztern Erzeugniſſe der menſchlichen Induſtrie ſind als lebende Weſen betrachtet, die ihre eigene magiſche Kraft haben; eine Menge berühmter Gegenſtände haben Eigennamen, ſo das Schiff, die Lanze, das Schwert, der Schild Arthurs, das Damenbrett Gwenddolens, wo die ſchwarzen Stücke von ſelbſt gegen die weißen ſpielen; das Horn Bran-Galeds, in welchem man ſtets das gewünſchte Getränk fand; der Wagen Morgans, der ſich ſelbſt dahin lenkte, wohin man wollte; der Keſſel Tyrnogs, der nicht kochte, wenn man Fleiſch für einen Feigling hineinlegte; der Schleifſtein Tudwals, der nur das Schwert der Tapfern ſchärfte; das Kleid Padarns, das nur einem Edlen ſich anſchmiegte, der Mantel Tegans, den keine Frau anziehen konnte, die nicht makellos war. Das Thier iſt noch individueller aufgefaßt: es hat einen Eigennamen, perſönliche Eigenſchaften, eine Rolle, die es in ſeiner Weiſe und mit allem Bewußtſeyn entwickelt. Derſelbe Held erſcheint zugleich als Menſch und als Thier, ohne daß man die Scheidungslinie der beiden Naturen ziehen könnte. Die Sage von Kilhwch und Olwen, die außerordentlichſte unter den Mabinogion, beruht auf dem Kampf Arthurs gegen den König-Eber Twrch-Tyrwth, der mit ſeinen ſieben Friſchlingen allen Helden der Tafelrunde die Spitze bietet. Die Abenteuer der 300 Raben von Kerverhenn bilden eben ſo den Gegenſtand des Traums von Rhonabwy. Der Gedanke von ſittlichem Werth oder Unwerth ſcheint indeß faſt zu fehlen. Es gibt boshafte Weſen, welche die Damen beleidigen, ihre Nachbarn plagen, und ſich nur im Böſen gefallen, weil dieß ihre Natur iſt, man ſcheint aber ſie darum nicht zu haſſen. Alle anderen Weſen ſind vollkommen gut und redlich, aber mehr oder minder mit Gaben ausgeſtattet. Das iſt der Traum eines weichen Geſchlechts, welches das Uebel als ein Verhängniß, nicht als ein Ergebniß des menſchlichen Gewiſſens nimmt. Die ganze Natur iſt verzaubert und fruchtbar, wie die Einbildungskraft ſelbſt, an unendlich mannichfaltigen Schöpfungen. Das Chriſtenthum erſcheint kaum, man fühlt wohl ſeine Nähe, aber es ändert den rein naturaliſtiſchen Kreis, in dem ſich alles bewegt, nicht im mindeſten. Ein Biſchof erſcheint an der Tafel neben Arthur, aber ſeine Function beſchränkt ſich darauf, die Schüſſeln zu ſegnen. Die Heiligen Irlands erſcheinen einen Augenblick, um Arthur ihren Segen zu ertheilen und ſeine Geſchenke zu empfangen, aber ſie ſind dargeſtellt als Leute, die man kaum kennt und nicht verſteht. Keine Literatur des Mittelalters hat ſich von dem mönchiſchen Einfluß ferner gehalten. Man muß augenſcheinlich annehmen, daß die Barden und walliſiſchen Erzähler ſehr abgeſondert von der Geiſtlichkeit lebten, ihre eigene Bildung und eigenen Ueberlieferungen hatten.

Der Reiz der Mabinogion beruht hauptſächlich in der liebenswürdigen Heiterkeit des celtiſchen Bewußtſeyns: es iſt die klare Erzählung eines Kindes, ohne Unterſcheidung von Edel und Gemein, etwas von dem ruhigen ſtillen Ideal, in das uns die Stanzen Arioſts verſetzen. Das Geſchwätz der franzöſiſchen und deutſchen Nachahmer im Mittelalter, Chrétiens von Troyes und Wolframs von Eſchenbach kann von dieſer reizenden Erzählungsweiſe keinen Begriff geben. Was in dieſen idealen Compoſitionen der celtiſchen Racen, wenn man ſie mit denen der germaniſchen vergleicht, beſonders auffällt, iſt die Milde der Sitte, die darin athmet. Hier findet man nichts von den ſchrecklichen Rachethaten der Edda und des Nibelungenliedes. Man vergleiche nur den celtiſchen und den germaniſchen Helden, Beowulf und Peredur z. B. Welcher Unterſchied! hier alle Schrecken einer blutigen Barbarei, der Rauſch des Kampfes, der ſo zu ſagen uneigennützige Geſchmack an Vernichtung und Tod, hier dagegen ein tiefes Gefühl von Gerechtigkeit, allerdings auch eine große Erhebung des perſönlichen Stolzes, aber auch das Bedürfniß der Aufopferung, eine ausgeſuchte Höflichkeit. Um die eigenthümlichen Schönheiten zu verſtehen, bedürfte es ein zartes Gefühl für die walliſiſche Erzählung, ein Verſtändniß des Naiven, deſſen ein bloß gelehrter Ueberſetzer ſchwerlich fähig geweſen wäre. Um die zierlichen Schöpfungen eines mit weiblichem Tact ſo auffallend begabten Volks wiederzugeben, bedurfte es der Feder einer Frau. Einfach, lebendig, ohne Künſtelei und ohne Trivialität iſt die Ueberſetzung von Lady Ch. Gueſt ein treuer Spiegel des kymriſchen Originals.

Die Mabinogion theilen ſich in zwei völlig geſchiedene Claſſen, die eine bezieht ſich ausſchließlich auf die beiden Halbinſeln Wallis und Cornwallis, und knüpfen ſich an die Heldengeſtalt von Arthur, die andere iſt letzterem fremd, hat nicht bloß die kymriſch gebliebenen Theile Englands, ſondern ganz Großbritannien zum Schauplatz, und führt uns durch Perſonen und Erinnerungen in die letzten Zeiten der römiſchen Beſetzung zurück. Dieſe zweite, wenigſtens hinſichtlich des Gegenſtandes ältere Claſſe, zeichnet ſich auch durch einen viel mythologiſcheren Charakter, einen keckern Gebrauch des Wunderbaren, eine räthſelartige Form und einen Styl voll Alliterationen und Wortſpiele aus. Unter dieſe gehören die Mabinogion von Pwyl, Branwen, Manavidan, Math, Sohn Mathonwy's, der Traum des Kaiſer Maximus, die Sage von Llud und Llewelys und die Legende von Taliesin. Zum Cyklus von Arthur gehören die Mabinogion von Owain, Gheraint, Peredur, Kilhwch und Olwen, und der Traum von Rhonabwy. Auch iſt noch zu bemerken, daß in dieſer zweiten Claſſe die beiden letzten Erzählungen beſondere Anzeichen von hohem Alter an ſich tragen. Arthur wohnt hier in Cornwallis und nicht, wie in den andern, zu Caerleon am Uſk. Er erſcheint hier mit einem individuellen Charakter, er jagt und führt ſelbſt Krieg, während er in den neuern Erzählungen nur noch ein allmächtiger, unabhängiger Kaiſer iſt, um den ſich eine Pleiade von handelnden Helden gruppirt. Der Mabinogi von Kilhwch und Olwen bildet durch ſeine ganz primitive Phyſiognomie, durch die Rolle, welche nach den Dogmen der celtiſchen Mythologie der Eber darin ſpielt, durch die ganz übernatürliche und magiſche Verwebung der Erzählung, durch zahlloſe Anſpielungen, deren Sinn wir nicht

mehr verſtehen, für ſich allein einen Cyklus, und ſtellt uns die kymriſche Dichtung in ihrer ganzen Reinheit dar, ehe ſie durch die Einführung eines fremden Elements umgewandelt wurde.

Ohne in eine Analyſe dieſes merkwürdigen Gedichts einzugehen, möchte ich doch einen allgemeinen Begriff ſeiner Originalität geben. Kilwch, Sohn Kilydds, des Fürſten von Kilyddon, hat den Namen von Olwen, der Tochter des Yſpaddaden Penkawr ausſprechen hören, und verliebt ſich ſterblich in ſie ohne ſie je geſehen zu haben. Er ſucht Arthur auf, um ihn um ſeine Hülfe bei dieſer ſchwierigen Eroberung anzugehen; er weiß in der That nicht einmal, wo die Schönheit wohnt, die er liebt; Yſpaddaden iſt übrigens ein abſcheulicher Wütherich, der niemand lebend aus ſeinem Schloſſe läßt, und deſſen Tod durch das Schickſal an die Heurath ſeiner Tochter geknüpft iſt. [1] Arthur gibt Kilhwch einige ſeiner tapferſten Gefährten, um ihn in ſeinem Unternehmen zu unterſtützen. Nach wunderbaren Abenteuern kommen die Ritter an das Schloß Yſpaddadens, und es gelingt ihnen das junge Mädchen, das Kilhwch im Traum erblickt, zu ſehen. Erſt nach drei Tagen harter Kämpfe erhalten ſie die Antwort von Olwen's Vater, der die Hand ſeiner Tochter unter Bedingungen verſpricht, die anſcheinend unmöglich zu erfüllen ſind. Die Ausführung dieſer auferlegten Proben bildet eine mächtige Kette von Abenteuern, den Faden einer wahren romantiſchen Epopöe, die ſehr unvollſtändig auf uns gekommen iſt. Von achtunddreißig Abenteuern, die Kilhwch auferlegt ſind, enthält das Manuſcript, deſſen ſich Lady Ch. Gueſt bediente, nur ſieben oder acht. Was in dieſen ſonderbaren Erzählungen am meiſten auffällt, das iſt die Rolle, welche die durch die walliſiſche Einbildungskraft in verſtändige Weſen umgewandelten Thiere ſpielen. Die innige Verbindung des Menſchen und des Thieres, die der Poeſie des Mittelalters ſo werthen Bilder vom Ritter mit dem Löwen, dem Ritter mit dem Falken, dem Ritter mit dem Schwan, die den Rittern geläufigen durch die Anweſenheit als edel betrachteter Thiere, wie Faſan, Reiher u. ſ. w. geheiligten Gelübde ſind ebenſo viel Schöpfungen celtiſcher Einbildungskraft. Selbſt die Kirchenlegende zeigt dieſelbe Färbung: die Milde gegen Thiere zeigt ſich in allen Legenden der Heiligen aus der Bretagne und Irland. Eines Tages ſchlief der heilige Keivin beim Beten am Fenſter mit ausgebreiteten Armen ein. Eine Schwalbe, welche die offene Hand des alten Mönchs ſieht, findet den Platz vortrefflich, um hier ihr Neſt zu machen; der Heilige erblickt bei ſeinem Erwachen die Mutter, welche ihre Eier ausbrütet, und um ſie nicht zu ſtören, ſteht er nicht auf, als bis die Kleinen ausgebrütet ſind.

Dieſe rührende Milde hängt mit der eigenthümlichen Auffaſſung der Natur von Seite der celtiſchen Stämme zuſammen. Ihre ganze Mythologie iſt nur ein durchſichtiger Naturalismus, nicht der anthropomorphiſche Naturalismus Indiens und Griechenlands, wo die Kräfte des Weltalls, zu lebenden, bewußten Weſen umgeſtaltet, mehr und mehr ſich von den phyſiſchen Erſcheinungen loslöſen, und ſelbſtſtändige Geſtalten werden, ſondern es iſt die Liebe zur Natur ſelbſt, der lebendige Eindruck ihrer Zaubergewalt und die traurige Bewegung, die der Menſch empfindet, wenn er ihr gegenübergeſtellt ſie von ſeinem Urſprung und ſeiner Beſtimmung ſprechen zu hören glaubt. Die Legende von Merlin iſt der Reflex dieſes Gefühls. Verlockt durch eine Waldfee flieht er mit ihr um im Walde zu leben; die Boten Arthurs finden ihn ſingend an einer Quelle: Viviane hat ihm unter einem Hagedornſtrauch ein Zaubergefängniß erbaut. Hier weiſſagt er die Zukunft des celtiſchen Stammes, er ſpricht von einem jungen bald ſichtbaren, bald unſichtbaren Mädchen des Waldes, das ihn durch ihre Zauberkunſt gefangen hält. Mehrere Sagen von Arthur tragen denſelben Stempel, und er ſelbſt wird in der Volksmeinung ein Waldgeiſt. So ſagt Gervais von Tilbery: „wenn die Forſtleute beim Mondlicht ihre Runde machen, hören ſie oft einen großen Lärm von Hörnern, und ſtoßen auf Schaaren von Jägern; fragt man ſie, woher ſie kommen, ſo lautet die Antwort, ſie gehörten zum Gefolge des Königs Arthur.“ Die franzöſiſchen Nachahmungen der bretagiſchen Romane bewahrten noch ſelbſt den wenn auch abgeblaßten Eindruck dieſes unbeſieglichen Zaubers, welche die Natur auf die Einbildungskraft der celtiſchen Stämme ausübt. Yblis, die Heldin von Lancelot, das Ideal celtiſcher Vollkommenheit, bringt mit ihren Gefährtinnen ihr Leben hin in einem Garten mitten unter Bäumen, die ſie mit religiöſer Verehrung pflegt. Jede von ihren Händen gepflückte Blume entſteht augenblicklich wieder, und die Verehrer ihres Andenkens verpflichteten ſich, wenn ſie eine Blume abſchnitten, eine andere an ihrer Stelle zu pflanzen.

Der Cultus der Wälder, Quellen und Steine erklärt ſich aus dieſem primitiven Naturalismus, gegen den alle in der Bretagne abgehaltenen Concilien eifern. Der Fels ſcheint wirklich das natürliche Symbol der celtiſchen Racen zu ſeyn. Er iſt unbeweglich, wie ſie, und ein Zeuge, der nicht ſtirbt. Das Thier, die Pflanze, die Menſchengeſtalt namentlich drücken das göttliche Leben nur unter einer beſtimmten Form aus, und ſetzen in dem Volk, das ſie als Symbol wählt, ſchon eine ziemlich vorgeſchrittene Ueberlegung voraus. Der Stein dagegen, der nicht lebt, und alle Formen anzunehmen fähig iſt, war der Fetiſch aller Völker in der Kindheit. Das Denkmal der Patriarchenzeit iſt nichts als ein Steinhaufen. Pauſanias ſah noch die 30 viereckigen Steine von Pharä aufrecht ſtehen, von denen jeder den Namen einer Gottheit trug. Der Menhir, den man auf der ganzen Oberfläche der alten Welt von China bis nach der Inſel Oueſſant findet, iſt nichts anderes als das von der kindlichen Menſchheit gebrauchte Symbol. [1]

Man hat oft bemerkt, daß aller Volksglaube, der noch in den verſchiedenen franzöſiſchen Provinzen lebt, celtiſchen Urſprungs iſt, und die ſtarke Färbung von Naturalismus, die darin vorherrſcht, iſt nicht unbemerkt geblieben. So oft der alte celtiſche Geiſt in unſerer Geſchichte wieder hervortritt, erſteht auch wieder der Glaube an die Natur und ihre magiſchen Einflüſſe. Eine der am ſchärfſten bezeichneten Kundgebungen ſcheint mir die des Mädchens von Orleans zu ſeyn. Dieſe unbeugſame Hoffnung, dieſe Feſtigkeit in ihren Verſicherungen der Zukunft, dieſer Glaube, daß das Heil des Reichs von einem Weibe ausgehen werde, das ſind von dem

[1] Dieſer Gedanke findet ſich in mehreren Romanen aus dem kymriſchen Cyklus, z. B. im Lancelot. Zu bemerken iſt, daß in dieſen Sagen auch der Prototyp von Shakeſpeare's König Lear vorkommt: Gwrhyr kämpft um Creiddylad, Tochter Llyr's (Cordelia, Tochter Lears).

[1] Wir wollen mit dem Verfaſſer nicht rechten, aber mit ſolch allgemeinen Sätzen laſſen ſich die eigenthümlichen celtiſchen Steindenkmale, die ihre beſtimmten Begränzungen haben, nicht abmachen. Dieſe gar zu poetiſche Auffaſſung des Celtenthums hat gerade der gründlichen hiſtoriſchen und philologiſchen Erforſchung bisher ſehr geſchadet. A. d. U.

claſſiſchen und deutſchen Geiſt ganz abweichende, in Wahrheit celtiſche Züge. Domremy war der Mittelpunkt eines Druidencultus, deſſen Erinnerungen ſich noch in manchem Volksaberglauben fortpflanzten; das Haus der Familie d'Arc war von einer im Lande berühmten Buche beſchattet, in welcher Feen ſich aufhalten ſollten. In ihrer Kindheit hing Jeanne Blätter- und Blumenkränze an ihren Zweigen auf, welche während der Nacht verſchwunden ſeyn ſollen. Ihre Proceßacten ſprechen mit Schrecken von dieſer unſchuldigen Sitte ihrer Kindheit als von einem Verbrechen gegen den Glauben, und doch täuſchten ſich die hartnäckigen Theologen nicht ganz. Das Mädchen war in der That mehr druidiſch als chriſtlich. Sie kannte weder den Papſt noch die Kirche, der ſie ihre Geſichte unterwerfe ſollte, ſie kannte nur die Stimme ihres Herzens. „Dieſe hört ſie in Feld, im Rauſchen des Windes durch die Bäume. Als man ſie während des Proceſſes mit Fragen und ſcholaſtiſchen Spitzfindigkeiten peinigte, erwiderte ſie auf die Frage, ob ſie Stimmen vernehme, „wenn ſie im Walde wäre, würde ſie wohl die zu ihr gelangenden Stimmen hören.“ Die Legende von ihr tauchte ſich in dieſelbe Farbe: nie ſollen Wölfe die Lämmer ihrer Heerde angefallen, und als ſie noch klein war, die Vögel wie gezähmt in ihrem Schooße ihr Brod gefreſſen haben.

(Schluß folgt.)

Bericht über die Beſteigung des Monte-Roſa im Jahre 1851, von den Herren A. und H. Schlagintweit.

Die erſten Verſuche zur Beſteigung des Monte-Roſa wurden von der Südſeite aus gemacht. Die HH. Vincent, Zumſtein und von Welden u. ſ. w. gelangten damals auf die Vincentpyramide, Ludwigshöhe und Zumſteinſpitze. Die höchſte Spitze konnte von der Südſeite bis jetzt nicht erreicht werden. Theils verhinderte dieſes ihre große Entfernung von den bewohnten Orten, aber noch mehr die Schwierigkeiten, welche das Terrain zwiſchen der Zumſteinſpitze und der höchſten Spitze entgegenſtellte.

Von der Walliſer-Seite, von Zermatt aus, machten 1847 die HH. Ordinaire und Puiſeux aus Beſançon den erſten Verſuch. Sie gelangten bis auf die Einſattlung zwiſchen dem Nordende und der höchſten Spitze, 346′ unter der letzten. Dieſelbe Stelle erreichten auch im Jahre 1848 und 1849 die HH. Ulrich und Gottlieb Studer, deren ſchöne Arbeiten über die Topographie und Geographie der Walliſer-Alpen allgemein bekannt ſind. Im Jahre 1848 ſind ihre Führer Maduz und Mathias zum Laugwald von dem Sattel bis zur Spitze hinaufgeſtiegen, nämlich auf jene gegen Oſten gelegene Erhöhung des Felſenkammes; es iſt dieſes derſelbe Punkt, welchen auch wir beſtiegen haben. Es ſey uns geſtattet beizufügen, daß wir bei unſeren Beobachtungen auf dieſem Gipfel Gelegenheit hatten, die erſte barometriſche Meſſung desſelben auszuführen.

Wir verließen Zermatt am Morgen des 21 Auguſt 1851. Der erſte Tag wurde nur dazu verwendet, auf einen hohen Punkt zu gelangen, wo wir die Nacht zubringen konnten, um ſo viel als möglich den Weg des folgenden Tages abzukürzen.

Wir hatten unſer Nachtlager „In den Gadmen“ bei 2835 M. = 8475 F. Man fand dort einige kleine Mauern von Geſteinstrümmern in der Nähe einer natürlichen Höhlung der Felſen errichtet, welche nur wenig Schutz gewährten; wir hätten daher faſt ebenſo gut unſer Nachtlager am Fuße der Felſen „Ob dem See“ auf dem entgegengeſetzten Ufer des Gletſchers nehmen können; aber der erſte Platz, derſelbe, welchen auch die HH. Ulrich und G. Studer benützten, hatte den Vortheil, noch einige kleine Geſträuche von Wachholder zur Unterhaltung des Feuers zu bieten. Der Weg von Zermatt nach den Gadmen, auf welchem man nicht der geringſten Schwierigkeit begegnet, kann leicht in einem halben Tage zurückgelegt werden; wir langten daher ſehr frühzeitig dort an. Es erlaubte uns dieſer Umſtand, wie wir gehofft hatten, mehrere der Verſuche zu wiederholen, welche wir am folgenden Tage auf dem Monte-Roſa anzuſtellen beabſichtigten, ſowie die nöthigen Inſtrumente in Ordnung zu bringen.

Den 22ſten ſtanden wir um 3 Uhr des Morgens auf; die Kälte hatte uns während der Nacht weniger beläſtigt als wir gefürchtet hatten, obgleich der Himmel ſehr rein und die Strahlung ſehr lebhaft war. Der Thermometrograph war nur auf — 3,8° C. herabgegangen, was auch noch die Lufttemperatur um 3 Uhr war. Wir brachen vor 4 Uhr auf, um zuerſt den rechten Zufluß des Gorner-Gletſchers zu überſchreiten, welcher zwiſchen dem Weißthore und dem Nordende herabkömmt; wir begannen erſt ziemlich nahe dem anderen Ufer, etwas oberhalb der Felſen Ob dem See, ſtärker anzuſteigen. Der Weg, welcher auch auf unſerer Karte angegeben iſt, zieht ſich zwiſchen den Abhängen des Nordendes und zwiſchen einem kleinen ſecundären Kamme hindurch, welcher mehr durch die Unebenheiten des ſchneebedeckten Bodens und durch zerſtreute hervorſtehende Felſen, als durch eine ununterbrochene Felſenlinie gebildet wird; dieſer kleine Kamm iſt zuerſt ſichtbar unterhalb des Nordendes.

Man kann in dem Terrain, welches wir zu überſchreiten hatten, mehrere Abſtufungen unterſcheiden, welche in Beziehung auf die Oberflächengeſtaltung ziemlich abweichend ſind. Die erſte wird durch Schneeabhänge von einer ziemlich gleichmäßigen Neigung gebildet, jedoch viele Stellen ſind ſehr zerſpalten. Da wir dieſe Stellen ſehr frühe des Morgens erreicht hatten, ſo waren die Spalten häufig mit feſtgefrornen Schneelagen bedeckt, welche den Uebergang erleichterten. In dem zweiten Theile des Weges begegnet man einer großen Zahl von Eisfragmenten von cubiſcher und pyramidaler Geſtalt; ſie ſind die Reſte von Firnbrüchen, welche zuweilen von jenen ſecundären Eis- und Schneemaſſen herabſtürzen, die auf den ſteilen Abhängen des Nordendes ruhen. Die

Größe dieſer Fragmente verzögerte etwas die Schnelligkeit des Anſteigens; es iſt dieß der einzige Platz, wo man Lawinen fürchten könnte. Die Spalten, welche natürliche Durchſchnitte der Schneeanhäufungen gewähren, zeigten, daß auch ihre innere Structur ſehr unregelmäßig war. Die ganze Maſſe ſchien aus Lawinenreſten zuſammengeſetzt zu ſeyn, ähnlich jenen, welche man an der Oberfläche beobachtete; nur waren die Trümmer im Innern kleiner, ſowohl wegen ihres theilweiſen Abſchmelzens, als auch wegen des Druckes der darüber laſtenden Maſſen.

Indem wir unſern Weg fortſetzten, trafen wir ſehr große Unregelmäßigkeiten des Bodens, ungefähr entſprechend jenem Punkte, an dem man den kleinen ſecundären Kamm überſchreitet, welcher ſich von hier gegen das Nordende hinaufzieht. Die Felſen ſind von den Schneelagen überdeckt, aber die letzten ſind in Folge davon ſehr unregelmäßig geſtaltet und bilden zuweilen ſehr ſteile Erhöhungen. Man gelangt ſo in das Firnmeer jenes Zufluſſes des Gorner-Gletſchers, welcher zwiſchen dem Nordende und der höchſten Spitze entſpringt und ſpäter im Niveau des Gorner-Gletſchers endigt. Bis hieher, es war 9 Uhr Morgens, hatten wir unſere Beſteigung ohne Unterbrechung fortſetzen können; wir hatten uns nur dann von unſerem Wege entfernt, wenn es uns möglich war ſchneefreie Felſen in der Nähe zu erreichen, um von denſelben Handſtücke mitzunehmen und um dort die Richtung und Neigung der Schichten zu beobachten. Aber jetzt mußten wir anhalten, um den Uebergang über einen breiten Firnſchrund zu finden. Einer unſerer Führer, welcher auf einer zu dünnen Schneedecke ſich vorwärts wagte, war ſo eben durchgebrochen; obgleich er an einem Seile feſtgebunden war, war er doch etwas erſchreckt und befand ſich ſelbſt auf einige Augenblicke nicht ganz wohl. Die Spalte zeigte ſich weiter nach Weſten weniger breit; wir überſchritten ſie hier, und waren um 10 Uhr auf die kleine Einſattlung zwiſchen dem Nordende und der höchſten Spitze gelangt. Dieſer Punkt bildet den Fuß des Felſenkammes der höchſten Spitze, er befindet ſich 4528 M. = 13,938 F. über dem Meere. Die Spitze erhebt ſich über dieſen Sattel noch 346′; ihre Abhänge ſind ſo ſteil, daß der Schnee ſich nur an einzelnen Punkten feſthalten kann. Zugleich werden die Wände von einem ſehr quarzreichen und harten Glimmerſchiefer gebildet, der nur wenige Unebenheiten und hervorſpringende Punkte darbietet, welche die Beſteigung erleichtern konnten.

Der obere Theil dieſes ſchmalen Kammes zeigt zwei Erhöhungen oder kleine Spitzen: diejenige welche ſich unmittelbar über dem Sattel befindet, iſt in den oberen Theilen auf allen Seiten von ungemein ſteilen Wänden umgeben; die zweite findet ſich ein wenig weiter gegen Oſten; es iſt die, welche wir erreichten. Wir brauchten faſt zwei Stunden, um dieſe Höhe von etwas mehr als 300′ heraufzuſteigen. Wir waren öfters gezwungen die dünne Eiskruſte mit unſern Hämmern von den Felſen zu entfernen, um einen feſten Anhaltspunkt zu gewinnen; auch haben wir einigemale Meißel, die wir mit uns hatten, in kleine Felſenſpalten eingeſchlagen, um uns an denſelben feſtzuhalten.

Die Spitze, welche wir um 12 Uhr 10 Minuten erreichten, iſt ein ſehr ſchmaler Kamm, deſſen Wände in den oberen Theilen etwas weniger ſteil auf der ſüdweſtlichen Seite, als auf der Abdachung gegen den Sattel ſind.

Die zweite kleine Erhöhung, welche wir früher erwähnt haben, befand ſich in ganz geringer Entfernung von uns gegen Weſten; nachdem wir von dem Sattel aus den Kamm und die zwei Erhöhungen auf demſelben betrachtet hatten, ſchien es uns, daß ſie von gleicher Höhe ſeyen; dasſelbe hatten früher auch die beiden Führer Maduz und Zum Taugwald Hrn. Ulrich berichtet; aber directe Meſſungen zeigten, daß die im Weſten gelegene zweite kleine Spitze um 22′ = 7,1 M. höher war als die Spitze, auf welcher wir uns befanden. Ein paar Einzahnungen des Kammes und die allgemeine Steilheit der Felſen verhinderte uns, wie bereits erwähnt, bis dorthin vorzugehen.

Die Größe der Oberfläche unſerer Spitze beſchränkt ſich auf wenige Quadratmeter wegen des ſteilen Abfalles der Felſenwände nach allen Seiten. Um 12 Uhr 20 Minuten ſtand

das Barometer auf	438,18 MM.
das Thermometer im Schatten	— 5,1° C.
das befeuchtete Thermometer	— 5,5° C.

Obgleich das Thermometer — 5,1° C. zeigte und ſpäter nur auf — 4,8° C. ſtieg, ſo konnten wir doch, da die Luft ſehr ruhig war, länger als eine halbe Stunde auf dem Gipfel verweilen; wir benützten die wenigen freien Augenblicke, welche uns unſere Beobachtungen ließen, um das ausgedehnte Panorama zu betrachten, von dem wir umgeben wurden. Es reicht vom Apennin bis zu den Alpen des Berner Oberlandes und Graubündtens. Es iſt eine großartige Reihe von Ketten und Gipfeln, deren Anblick für die Geographie und Geologie von großem Intereſſe iſt. Einer der hervortretendſten Charaktere dieſes Ueberblickes iſt die bedeutende und allgemeine Erhebung der Alpen auf der Nordweſtſeite und die weit geringere Höhe jener Bergzüge, welche ſich im Süden des Monte-Roſa befinden. In dem erſten Theile, nämlich auf der nördlichen Seite, zeigen ſich die großen Maſſen des Mont-Blanc, die Felſennadel des Matterhorn, das Weißhorn u. ſ. w. Bis zu den Gipfeln des Berner Oberlandes dehnen ſich in mannichfachen Formen ſchneebedeckte Kämme und Gipfel aus, während im Gegentheile in den ſüdlichen Gebirgsketten die dunkle Färbung der Alpenweiden und der Wälder vorherrſcht. Die Thäler, deren Sohle man überblickt, ſind nicht zahlreich; man kann nur das des Gorner-Gletſchers und jenes von Macugnaga auf größere Erſtreckung verfolgen; die übrigen ſind faſt durchgängig verdeckt; ſie werden nur bemerkbar durch den leeren Raum, welchen die verſchiedenen Bergketten zwiſchen ſich laſſen. Das Thal von Macugnaga, unmittelbar am Fuße des ſteilen Abfalles des Monte-Roſa gelegen, gewährt einen überraſchenden Anblick; man erkennt dort ſehr gut die Häuſer, Bäume und Culturen. Die Ebenen von Piemont und der Lombardei überblickt man in großer Ausdehnung; aber, obgleich der Tag ſehr rein war, konnten wir doch kaum einige der hervortretendſten Punkte unterſcheiden.

Ehe wir die Spitze verließen, war der Stand der Inſtrumente folgender (um 1 Uhr):

Barometer	437,99 M.M.
Thermometer	— 4,8 C.
Befeucht. Thermom.	— 5,2 C.

Zum Herabgehen bedurften wir weniger Zeit als zum Hinaufſteigen, weil wir, auf unſere früheren Schritte zurückkehrend, nicht nöthig hatten, den einzuſchlagenden Weg aufs neue aufzuſuchen. Wir gelangten auf den Sattel um 1 Uhr 45 Minuten, wo wir noch 2½ Stunden zubrachten, um unſere Beobachtungen zu vervollſtändigen. Unſere Führer ſchlugen nun vor, einen anderen Weg zur Rückkehr zu wählen. Die Sonne hatte ſeit 10 Uhr Morgens die zerſpaltenen Firnmaſſen beſchienen, welche wir überſchritten hatten, als ſie noch durch die Kälte der Nacht erhärtet und durch den Schatten des Nordendes geſchützt waren; es war zu fürchten, daß der erweichte Schnee den Uebergang über die großen Spalten ſehr erſchweren möchte. Wir nahmen daher unſere Richtung gegen den Gorner-See, und waren während dieſes Weges ſo

glücklich, auf einer kleinen Felseninsel, welche einen Theil des Kammes „In der Schwärze“ bildet, einige wenige phanerogamische Pflanzen zu finden, bei einer Höhe von 3723 M. = 11,462 P. F.

Etwas unterhalb dieses Platzes begegneten wir dem ersten Hindernisse; es war dieses eine Terrasse, welche den Zufluß seiner ganzen Breite nach durchzog; sie zeigte einen so steilen und zerspaltenen Abfall, daß wir während 1½ Stunden uns ganz vergeblich bemühten, einen Weg über diese Senkung hinab zu finden. Da die Zeit schon sehr vorgerückt war, so entschlossen wir uns endlich durch eine Schlucht von gefrorenem und theilweise in Eis verwandeltem Schnee hinabzusteigen, welche eine Neigung von 60—62° hatte. Wir stießen zum Glück auf keine sehr bedeutenden Spalten, und kamen mit Stricken alle fest verbunden und ohne irgend einen Unfall über diese schwierige Stelle hinab. Es war schon merklich dunkel, als wir nach 7 Uhr des Abends auf unserem früheren Nachtlager, auf dem rechten Ufer des Gletschers, angelangt waren. Der Mangel an Lebensmitteln und an Holz veranlaßte uns nach kurzer Ruhe unseren Weg noch bis zu den Alpenhütten am Riffelberge fortzusetzen, welche wir erst um 11 Uhr des Nachts erreichten. Wir waren während unserer Besteigung begleitet von Peter Taugwalder auf dem Platz, Peter Innerbinner und Hans Joseph zum Taugwald. Wir waren mit denselben in jeder Beziehung vollständig zufrieden, hatten keinerlei Uebelbefinden empfunden, und die kleinen Unfälle zweier unserer Führer waren der Art, daß man sie nicht wohl der Verdünnung der Luft zuschreiben kann.

Den folgenden Tag kehrten wir auf den Gorner-Gletscher zurück, um seine Structur und seine Topographie zu untersuchen und um die Zeichnung des Monte-Rosa auszuführen. Das Interesse dieser Beschäftigungen wurde für uns noch sehr erhöht durch die Erinnerung an alle Einzelnheiten, welche wir den vorhergehenden Tag ganz in der Nähe beobachtet hatten. Es sey uns gestattet noch hinzuzufügen, daß wir ein lebhaftes Vergnügen empfanden, als wir mit dem Fernrohre die Spuren unseres Weges im Schnee wohlerhalten bis zum Gipfel verfolgen konnten. [1]

Es ist für die orographische Structur des Monte-Rosa sehr charakteristisch, daß derselbe aus einer Reihe von neun Gipfeln besteht, welche in einem langen und sehr hohen Kamme vereinigt sind; derselbe ist vom Weißthor-Paß und vom Col Delle Piccie begränzt; [2] seine mittlere Richtung geht von Norden nach Süden.

Wir haben versucht, die neun Gipfel auf einer graphischen Darstellung im Maaßstabe von 1:50,000 zu vereinen. Ihre gegenseitige Lage, zunächst in Beziehung zur höchsten Spitze bestimmt, beruht größtentheils auf den trigonometrischen Arbeiten von Welden, mit denen wir einige kleinere Triangulationen verglichen, die wir selbst in den obersten Theilen der Firnmeere des Gorner-Gletschers und des Lys-Gletschers mit dem Vorhometer und mit einem kleinen Verticalkreise ausgeführt hatten. Da die Lage des Col Delle Piccie nicht unmittelbar mit jener der höchsten Spitze verbunden werden konnte, wurde sie zunächst auf die Vincent-Pyramide bezogen. Die horizontale Entfernung vom Weißthore zum Col Delle Piccie beträgt, mit der Richtung des Meridians sehr nahe zusammenfallend, neun Kilometer; die Signal-Kuppe entfernt sich von dieser Linie um 625 M. gegen Osten, die Vincentpyramide um 700 M. gegen Westen. Die Entfernung von der Projection des Nordendes bis zu jener der Vincentpyramide beträgt 3880 M. Der Kamm selbst, welcher die verschiedenen Gipfel unter sich verbindet, ist um 900 M. länger als die geradlinige Entfernung auf dem Meridian.

Mehrere Gipfel waren schon durch frühere trigonometrische oder barometrische Messungen bestimmt. Wir selbst haben mit dem Barometer die zwei Pässe gemessen, welche den Kamm begränzen, und unter den Gipfeln die Vincentpyramide und die höchste Spitze.

Die höchste Spitze des Monte-Rosa ist nach unsern Beobachtungen 4640 M., 14,284 Par. F., 2380,7 Toisen.

An diesen Resultaten der Berechnungen ist die obenerwähnte Localcorrection von + 22 P. F. = 7,1 M. Höhe angebracht. Die geographischen Positionen des Monte-Rosa sind das Mittel der Bestimmungen von Oriani, Carlini, Coraboeuf und Welden. Die Höhe dieses Gipfels war zu wiederholtenmalen trigonometrisch bestimmt worden, nämlich von Saussure, Oriani, Carlini und Plana, Coraboeuf, v. Welden und Berchtold. Deleros hat ein Mittel aus sämmtlichen trigonometrischen Berechnungen abgeleitet und dafür 4639,6 M. erhalten. [1] Die Resultate unserer barometrischen Bestimmungen stimmen demnach ungemein gut mit dem trigonometrischen Mittel überein. Wir dürfen dieses günstige Verhältniß wohl dem Umstande zuschreiben, daß mehrere Tage vorher ein sehr gleichmäßiges Wetter geherrscht hatte, und da unsere correspondirenden Stationen den Monte-Rosa nach aller Seiten und in sehr verschiedenen Höhen umgaben. Die größten Abweichungen von dem mittleren Resultate, welche die Berechnungen nach den einzelnen Stationen zeigen, betragen + 30 M.

In den Umgebungen des Monte-Rosa begränzen sich die Dialekte dreier Sprachen, der deutschen, französischen und italienischen. Das Französische herrscht in dem nordwestlichen, das Italienische in dem östlichen und südöstlichen Theile. Es wird nämlich das Französische im Herzogthum Aosta und in Savoyen gesprochen, die italienischen Dialekte sind die Landessprache in Piemont und in jenen Theilen, die früher zum Herzogthume Mailand gehörten. Nur an wenigen Stellen, z. B. am untern Ende des Lysthales in Pont St. Martin, hat sich das Italienische etwas über seine frühere Gränze hinaus verbreitet. Ein besonderes Interesse bietet das Deutsche wegen seines Auftretens auf dem Südabfalle der Alpen; es findet sich dort vorzüglich in einigen Thälern, die vom Monte-Rosa auslaufen.

Es hat dieses Auftreten des Deutschen jenseits der Alpen schon lange die Aufmerksamkeit von Saussure, von Welden und anderen Forschern erregt. Unter den neueren Arbeiten, die sich darauf beziehen, ist besonders jene von Albert Schott: „die deut-

---

[1] Wir bemerkten oben, daß die Neigung der Felsen ganz nahe der Spitze weniger steil ist auf der Seite gegen die Zumstein-Spitze, als auf jener gegen das Nordende; man könnte daher vorschlagen, bis zu 30 oder 40 M. über den Sattel emporzusteigen und sich hierauf gegen Westen zu wenden, um auf die entgegengesetzte Seite, auf die südliche, zu gelangen; dieses hätte, wie es uns scheint, den Vortheil, direct auf die erste Erhöhung zu führen. Die etwas sanfte Neigung nach der Südseite erstreckt sich aber nicht über die ganze Abdachung; unmittelbar über dem Firnmeere, d. h. am untern Theile, ist der kleine Kamm sehr steil, dieß ist wohl, wie auch Hr. Zumstein fand, das wesentlichste Hinderniß, wenn man versuchen wollte, von der Südseite kommend, die höchste Spitze zu ersteigen.

[2] Wie früher mitgetheilt wurde (Poggendorff's Ann. Bd. LXXXVI. S. 583 und 584) ist das Weißthor, der höchste Paß in den Alpen, 3618 M., 11,138 P. F. hoch. Der Col delle Piccie liegt unmittelbar neben der Vincenthütte, deren Höhe 3162 M., 9734 P. F. ist. Wir bewohnten diese kleine Hütte vom 3 bis 16 September 1851.

[1] Saussure erhielt 2430 Toisen = 4736 M. Diese Zahl, welche offenbar zu hoch ist, wurde nicht in das oben angeführte trigonometrische Mittel aufgenommen. Die Höhe, welche Domherr Berchtold fand, ist 4637 M. Sie war als Hr. Deleros sein Mittel berechnete, noch nicht veröffentlicht, würde jedoch dasselbe nicht um einen Meter ändern.

schen Colonisten in Piemont," zu nennen. Es wurde dort aus den Sprachformen des Dialekts nachgewiesen, daß die Deutschen aus dem Wallis stammten und bei ihrer Einwanderung die hohen Pässe, die vom Wallis herüberführen, benutzten.

Ich habe versucht, auf einer kleinen Karte die Sprachengränzen einzutragen. Es sind dort zugleich die Pässe angegeben, durch welche diese Thäler mit dem Wallis verbunden sind; das Matterjoch oder das Col du St. Theodule 10,322 P. F., das Weißthor 11,138' (der höchste Paß in den Alpen), des Monte-Rosa 9046'; ich füge nun noch einige Bemerkungen über die Zahl der Deutschen auf der Südseite des Monte-Rosa hinzu. Von Welden schätzte deren Zahl auf 9000, was, wie schon Schott bemerkt, zu viel ist. Schott nahm 7000 an.

Wir erhielten in diesen Thälern folgende Angaben:

Im Lysthale	2900
Im Flußgebiet der Sesia	2000
Im Anzascathale (Macugnago) . .	1100
Es beträgt demnach die Gesammtzahl der Deutschen kaum über	6000

Die größere Angabe von Schott (1842) beruht auf der Annahme einer größeren Einwohnerzahl für einzelne Orte. In den letzten 10 Jahren hat sich im allgemeinen die Zahl der deutschredenden Bewohner nicht vermindert; nur in Rimella, das ganz isolirt liegt und sehr wenig Verbindung mit Deutschland hat, läßt sich ein überwiegender Einfluß des Italienischen bemerken.

Zum Schlusse führen wir noch aus dem „Bericht von Professor Buys-Ballot in Utrecht, in dem Jahresberichte der physicalischen Gesellschaft für 1850" einige Stellen über die Bewegung und Oscillation der Gletscher an. „Die Methode, nach welcher die Bewegung bestimmt ist, ist sehr zweckmäßig und einfach. Irgendwo auf dem Eise wird ein Stab festgesetzt, und sein Ort zum Durchschnittspunkt zweier festen Linien gemacht, deren Enden an den festen Wänden des Gletscherthales deutlich und unbeweglich angedeutet sind. Wenn der Stab nun nach einigen Tagen fortgerückt ist, so wird ein anderer Stab auf den Durchschnittspunkt gestellt, und man kann von da aus den Abstand und die Richtung zum fortgeschobenen Stabe leicht bestimmen. Wir sagen auch die Richtung; d. h. es konnte bestimmt werden, ob ein gegebener Punkt und wie viel er seitwärts auswich; wenn man nicht auch diesen Zweck hat, würde die Methode von Hrn. Desor in 1844 angewandt, wohl nicht sicherer seyn, aber schneller zum Ziele führen.

„Am Pasterzengletscher fanden sie aus sehr zahlreichen Beobachtungen folgende mittlere Geschwindigkeiten für 24 Stunden. Im oberen Theile bei den Burgställen 6 Centimeter und 11 Ctm. Im mittleren Theile bei der Johannishütte 7, 18, 23, 28, 24, 9 und 8 Ctm. Am unteren Boden, nach einer steilen Senkung, 33 und 43 Ctm. Am Hintereisgletscher an der oberen Station 12 Ctm., an der unteren 8 Ctm., und beim Vernagtgletscher, oben 6 und 13 Ctm., und weiter unten 6, 9 und 8 Ctm. Die Verschiedenheit der Geschwindigkeit rührte davon her, daß einige Blöcke mehr auf der einen oder anderen Seite, andere in größerer Entfernung von beiden Seiten gelegen waren; die Mitte rückte stets am schnellsten fort. Dann hatte auch die Temperatur einen beschleunigenden Einfluß, sowie eine reichlichere Circulation des Wassers. Diese Umstände werden natürlich ausführlicher discutirt. Ferner sehen wir, daß die Hrn. Verf. das Fortrücken der Gletscher im allgemeinen einer Verschiebbarkeit der einzelnen Theile der Gletschermassen zuschreiben. Diese Verschiebbarkeit ist bedingt durch eine feine Zersplitterung der Eismasse, welche durch den bedeutenden Druck der übereinander angehäuften Eismassen und durch den Widerstand der Unterlage um so leichter hervorgebracht wird, da das Eis ein sehr spröder Körper ist. Hat so die Bewegung einmal begonnen, so wird die Zersplitterung durch die Reibung gegen die Unterlage wohl etwas vermehrt. Die Schnelligkeit der Bewegung wird durch die Neigung der Unterlage und durch die verticale Höhe, d. h. Dicke, des Eises, auf welches sich der hemmende Einfluß der Reibung vertheilt, wesentlich verändert. Von dem letzteren Umstande ist die Vertheilung der Schnelligkeit in der Gletschermasse unmittelbar bedingt; es wird nämlich dadurch bewirkt, daß die Mitte stets schneller sich bewegt als der Rand, und daß die oberen Theile schneller gehen als die unteren, welche dem Sitze der Reibung näher sind. Das letztere wurde besonders von Agassiz an einer vertical gestellten Spaltenwand beobachtet. Sie verwerfen die Rutschtheorie von Gruner und Saussure, aber auch die Dilatationstheorie von Charpentier. Einigen Einfluß auf die Bewegung scheint aber die Dilatation ebenfalls auszuüben, indem nach Désor die Temperatur des Eises im Innern mehrmals nach der Winterkälte — 2°,2 C. gefunden wurde, und so weit kann gewiß das Wasser gefrieren. Aber es sind nicht die physischen Gründe, die uns zur Beurtheilung aufgetragen sind, wir müßten denn die Sache ausführlicher aufnehmen. Die Hrn. Verf. bemerken noch mit Recht wider die Plasticitätstheorie von Forbes, daß das Eis die Eigenschaften eines festen Körpers so entschieden zeige, daß sie diesen Begriff gewiß von ihm nicht trennen dürfen. Sie schreiben der größeren Menge Wasser, die im Sommer überall in den Haarspalten vorhanden ist, auch eine Beschleunigung der Gletscherbewegung durch seine Schwere zu. Auch trägt dieses Wasser, durch die großen Spalten unter dem Gletscher anlangend, dazu bei, daß das Eis an der unteren Oberfläche noch etwas mehr abschmilzt. Sehr wahr bemerken noch die Herren Schlagintweit, daß diese untere Oberfläche nicht unter 0° seyn kann, und daß also nicht die Rede ist von einem Anfrieren an dem Boden.

„Die Oscillationen der Gletscher, d. h. die Veränderungen ihrer absoluten Größe, wurden in drei Gruppen gebracht:

1) Oscillationen von den Schwankungen der Temperatur abhängig.
2) Oscillationen durch Schneeanhäufung und Moränenbildung bedingt.
3) Das unregelmäßige Vordringen einzelner Gletscher.

„Die erste Ursache der Oscillationen steht am nächsten mit der Meteorologie der betreffenden Orte in Zusammenhang, die mittlere Temperatur des Jahres kann eine Quantität Eis schmelzen und je nachdem diese größer oder kleiner ist als die Quantität, die durch die Bewegung des Gletschers nachgeführt wird, wird der Gletscher abnehmen, d. i. zurückweichen oder größer werden, d. h. vorwärts rücken. Die Endmoräne deutet das Maximum der Größe an, die ein Gletscher je erreicht hat; also war es nur von den Gletschern unsicher, die dicht an ihre Endmoräne sich anschlossen, ob sie vielleicht noch im Ausbreiten begriffen wären; sonst beobachtete man an allen Gletschern in 1846, 1847 und 1848, in welchen Jahren die Verf. Messungen angestellt haben, ein Zurückweichen, am meisten an den secundären Gletschern. Bei diesen secundären und im allgemeinen bei den kleinern Gletschern, zeigen sich ziemliche Unregelmäßigkeiten, wenn man die Zu- und Abnahme allein von der Temperatur abhängig machen wolle. Wirklich ist denn auch 2) die Einwirkung durch Schuttanhäufun-

gen nicht zu vernachläſſigen. Auf den großen Gletſchern kommen die Moränen und der Schutt mehr gleichmäßig vor, ſie haben alſo immer nahe denſelben Einfluß; dagegen ereignet es ſich oft, daß ganze Strecken auf den ſecundären Gletſchern ohne Schutt und Gerölle gefunden werden; dieſe Partien ſchmelzen dann leichter, wenn auch der betreffende Sommer nicht ſehr heiß iſt. Merklicher noch ſcheint es zu ſeyn, daß ſelbſt in heißen Sommern bei vielem Schutt nur wenig Abſchmelzung ſtattfindet. Der dritte Einfluß iſt ein ſehr beſonderer und unregelmäßiger, durch die Unterlage bedingt. Wenn ein Gletſcher bei ſeinem langſamen allmählichen Vorrücken den Rand einer Terraſſe oder eine andere ſehr bedeutende Unebenheit erreicht, und er rückt nun noch etwas weiter fort, ſo geht nun die regelmäßige Bewegung in die unregelmäßige über, denn er bricht in großen Stücken ab, die nun eine große Strecke erfüllen können. Die Bruchſtücke nehmen einen größeren Raum ein als zuvor die zuſammenhängende Maſſe, und füllen bisweilen das Bett eines dort dahinfließenden Baches aus, wie beim Vernagtgletſcher z. B. periodiſch der Fall iſt, wie aus den vom Hrn. Verf. geſammelten Daten hervorgeht. In dieſen Zeiten haben die tiefer gelegenen Gegenden immer die Gefahr von Durchreißen des hinter dem Eisdamme angeſammelten Waſſers. Auf das Klima der Orte, in deren Nähe ein Gletſcher ſich befindet, übt er einen wärmeerniedrigenden aber ausgleichenden Einfluß aus. Iſt die Temperatur unter 0°, ſo fügt er der Kälte nichts zu, aber iſt ſie ziemlich hoch, ſo macht er viel Wärme latent."

Miscellen.

Alt- und neuperſiſche Münzen. In der Londoner numismatiſchen Geſellſchaft las am 26 Januar Hr. Vaux eine Mittheilung von Hrn. S. Poole über eine von Feth Ali Schah geſchlagene Kupfermünze, Kasbegi genannt. Die Münzen dieſer Art zeichnen ſich durch den Umſtand aus, daß verſchiedene Thiere, welche vermuthlich eine ſymboliſche Bedeutung haben, darauf vorkommen. Auf der vorgelegten Münze erſcheint ein Löwe, der einen Hirſch packt. Merkwürdigerweiſe iſt dieß derſelbe Typus, wie auf alten perſiſchen Münzen, welche der Herzog von Luynes in ſeinem Werk „über die Münzen der Satrapien und Phönicier" beſchreibt. Auf dieſen erſcheint am häufigſten ein Löwe, der einen Stier oder einen Hirſch zerreißt. Iſt nun anzunehmen, daß die Neuern den alten Typus copirt haben, oder erſcheint ohne ſolches Muſter der alte Typus nach 2000 Jahren auf den neuern Münzen abermals? Hr. Poole wies den Fortgang der alten perſiſchen Münzen nach, und zeigte daß der Löwe, der den Hirſch zerreißt einer der alten nationalen Typen Perſiens iſt. (ibid.)

•

Vaſen aus Rhodus. Aus einem Schreiben des engliſchen Viceconſuls zu Mitylene geht hervor, daß er während ſeines kurzen Aufenthaltes auf Rhodus mehrere Alterthümer geſammelt hat, namentlich Vaſen. Einige derſelben gehören dem älteren Styl an, haben meiſt geradlinige (geometrical) gemalte Zierrathen ohne eingeſchnittene Linien auf einem milchweißen Grund, während die Gefäße ſelbſt aus einem groben rothen Thon beſtehen; andere haben eine Aehnlichkeit mit den archäiſchen Amphoras aus Vulci, indem eine junge, nackte Figur herantritt zu einer männlichen in Chiton und Peplos gekleideten Figur; andere zeigen rothe Figuren auf ſchwarzem Grund. Ein Bruchſtück einer großen Vaſe zeigte ſich ganz ähnlich denen, die man in der Baſilicata findet. Hr. Newton ſchloß aus der Maſſe von zerbrochenen Töpfergeſchirren, daß Rhodus früher als Fabricationsort derſelben berühmt geweſen ſeyn muß. (Athen. 4 Februar.)

•

Sonderbare Wetterbeobachtung. Das vorige Spätjahr vom October bis in den Januar herein zeichnete ſich durch trockene Kälte aus; es iſt dieß in ſeiner weiten Verbreitung jedenfalls eine auffallende Erſcheinung, über welche ein Hr. Glaiſter in der Londoner meteorologiſchen Geſellſchaft am 24 Januar eine ziemlich umſtändliche Mittheilung machte, die indeß trotz ihrer Umſtändlichkeit zu wenig Concluſives enthält, als daß wir ſie mittheilen möchten. Doch heben wir eine beſonders auffallende Thatſache aus: „Am 9 November begann die Periode kalten Wetters und dauerte fort bis zum 8 Januar. Ihre Vertheilung zwiſchen den verſchiedenen Breitegraden iſt intereſſant. Im October ſank der Thermometer von Jerſey (49°,5′) bis 51° N. B. von 53° 5 F. auf 50° F., zwiſchen 52° und 53° N. B. war keine Veränderung bemerklich, von 53° bis 56° N. B. ſank aber der Thermometer bis auf 47° F. Vom October bis November war die Temperatur ſüdlich von 51° N. und nördlich von 53° um 6° F. geſunken, zwiſchen dieſen beiden Parallelen aber betrug die Abnahme der Temperatur 9°, ſo daß ein breiter Streif kalter Witterung mitten durch das Land ging. In derſelben Zeit herrſchten Nebel ſo ſtark vor, daß kaum ein Tag frei war, am häufigſten und dichteſten waren ſie aber gerade in dem oben erwähnten kalten Streifen." (ibid.)

•

Flachsbau in Irland. Das ſeit einiger Zeit eingetretene Steigen des Flachsbaues in Irland iſt ganz ungewöhnlicher Art geweſen, nämlich 1848 53,863 Acres, 1849 60,314 A., 1850 91,040 A., 1851 138.619 A., 1852 157,008 A., und 1853 175,495. Trotz dieſer ungeheuren Zunahme im Bau des einheimiſchen Flachſes war die Entwicklung der Linnenmanufactur doch ſo raſch, daß die Einfuhr von Flachs und Werg im Jahr 1852 70,115 Tonnen, den Ertrag von etwa 280,000 Acres, betrug, und im Lauf des Jahres 1853 wird die Einfuhr noch geſtiegen ſeyn, denn im Anfang Octobers betrug ſie bereits 62,264 Tonnen. Auch fangen die iriſchen Pächter an, den Werth des Samens kennen zu lernen, und es entſtehen mehr und mehr neue Oelmühlen. (Liter. Gaz. 4 Februar.)

•

Eine Monatsſchrift für Blinde in erhöhten Lettern iſt in England im Werke; man ſucht einen Fond für die erſten Hefte zuſammenzubringen, und hofft daß ſpäter der Abſatz das übrige decke. (Liter. Gaz. 28 Januar.)

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Eine Wochenſchrift

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Nr. 7. 17 Februar 1854.

Die Goldküſte von Afrika.

Erſter Artikel.

Wir haben ſelten ein ethnographiſches Werk mit gleicher Befriedigung aus der Hand gelegt, als das von Brodie Cruikſhank, welches im vorigen Jahr unter dem Titel: „eighteen years on the goldcoast of Africa“ erſchienen iſt. Wir erhalten durch daſſelbe eine Einſicht in die ſocialen Verhältniſſe, wir wollen nicht ſagen der, aber doch wenigſtens einiger Negervölker, wie ſie bis jetzt uns noch nicht geliefert wurde. Letzteres hat ſeinen Grund theils in dem gewöhnlich nur kurzen Aufenthalt von Europäern an dieſer höchſt ungeſunden Küſte, theils in dem ſehr erklärlichen Widerwillen, mit dem ſich die meiſten nach einer kurzen Bekanntſchaft mit den trotz alles Widerſpruchs tief unter den Weißen ſtehenden Negervölkern wieder abwenden. Dieſen Widerwillen konnten bloß Leute überwinden, welche, von einem wahrhaft chriſtlichen Geiſte durchdrungen, es als die Pflicht der Weißen anſehen, das viele Ueble, welches letztere der Negerrace erwieſen, dadurch wieder gut zu machen, daß man auf alle, und zwar auf die uneigennützigſte Weiſe ſich bemüht, die Neger geſellſchaftlich und moraliſch zu heben. Man wird aus dieſem Satze von ſelbſt abnehmen, daß ſehr wenige Menſchen ſich auf dieſen Standpunkt ſtellen konnten, nicht als ob es an ſolchen, wahrhaft wohlwollenden Menſchen, namentlich in England fehlte, ſondern weil ſehr wenige mit der Geduld und Ausdauer gerüſtet, und auch mit den materiellen Mitteln und Gelegenheiten ausgeſtattet ſind, um ſo tief in die Verhältniſſe einer verachteten Claſſe einzudringen. Leute, welche bloß mit den gewöhnlichen philanthropiſchen Ideen ausſtaffirt ſind, werden dieß nicht leiſten, im Gegentheil hat man nicht ſelten die Erfahrung gemacht, daß ſolche mit einer guten Doſis von dünkelhaftem Philanthropismus ausgeſtattete Europäer, die z. B. auf die ſklaventreibenden Yankees gar hoch herabgeſehen, an Ort und Stelle, als ihr Philanthropismus und ihre Grundſätze von Gleichheit der Menſchenrechte ſich praktiſch bewähren ſollten, auf eine gar wunderliche Weiſe umgeſchlagen haben. Der Anblick einer fremdartigen Race, namentlich wenn man ſie zum erſtenmal nicht einzeln, ſondern in Maſſe ſieht, macht einen höchſt ſonderbaren Eindruck; man fühlt plötzlich, was auch die eingeſogenen philoſophiſchen Begriffe ſeyn mögen, daß der Unterſchied zwiſchen den Racen, und namentlich zwiſchen Weißen und Negern, nicht bloß „hauttief“ iſt, weßhalb auch manche behauptet haben, daß man mit ſolchen fremden Racen wohl das Genus „homo“, aber kaum die Species vor ſich habe. Auf dieſe Anſicht iſt man auch namentlich dadurch gekommen, daß es mit den Miſchlingsracen gar nicht recht vorwärts will, und es z. B. in Amerika ziemlich zweifelhaft geworden iſt, ob die reinen Miſchlingsracen, nämlich die Abkömmlinge von Weißen und Negern, ſich ſelbſtſtändig als Race behaupten werden. Auf dem feſten Lande Amerika's, wo meiſt Weiße, Rothe und Schwarze in der ſeltſamſten Weiſe ſich durchkreuzen, läßt ſich über das Ergebniß, das nothwendig ein ſehr complicirtes ſeyn muß, noch nichts ſagen, aber die bisherige Erfahrung ſpricht nicht für lange Dauer der Mulatten. Die Phyſiologie wird über die verwickelte Frage nicht ſo leicht zu einem Schluß kommen, aber wo, wie z. B. auf Hayti, reine Schwarze und Mulatten neben einander ſtehen, hat die Negerrace, trotz der geiſtigen Ueberlegenheit der Mulatten, das entſchiedene Uebergewicht erhalten. In den Racenunterſchieden liegt eine intenſive Kraft, die viel ſtärker iſt als man gewöhnlich annimmt, und was die Negerrace ſelbſt betrifft, ſo hat gerade dieſe auf dem ihr zuſagenden Boden eine phyſiſche Energie, welche der des Weißen die Wage hält. Während die Indier Nordamerika's und die Südſeeinſulaner vor der Berührung mit der weißen Race auf eine bis jetzt völlig unerklärliche Weiſe dahin ſchwinden, behauptet ſich der Neger zwiſchen den Tropen und ſelbſt über dieſe hinaus mit einer Fruchtbarkeit und Stärke, die der Weiße nie überwältigen wird, eben ſo wenig als der Schwarze dauernd über ſeinen Kreis hinaus gehen kann. Man hat Schwarze als Sklaven ſeit 3000 Jahren, ſo weit immer die Geſchichte zurückgeht, nach Nordafrika gebracht; nirgends aber iſt hier ein Negerſtamm einheimiſch geworden, ſo wenig als die Tſcherkeſſen und Georgier in Aegypten und Babylonien, wo ſie Jahrhunderte lang die politiſche Macht in den Händen hatten, nennenswerthe Nachkommen hinterlaſſen haben, oder die Engländer in Indien welche hinterlaſſen. Darin liegt Beweis genug, daß den Racen von Natur gewiſſe Gränzen geſteckt ſind, die ſie nicht überſchreiten können. Ein heißes, feuchtes Klima iſt dasjenige, in welchem der Neger gedeiht und der Weiße zu Grunde geht, während andererſeits in den heißen aber trockenen Höhenſtrichen Mittelamerika's der Neger ſich nicht hält, der rothe Indianer aber fortkommt, und, wie neuere Beobachtungen gezeigt haben, ſelbſt gegen den Weißen wieder Boden gewinnt.

Wir haben dieſe Bemerkungen über die Racenverhältniſſe vorangeſchickt, weil das ganze Buch Cruikſhanks und namentlich ſein Hauptzweck, für die Civiliſirung der Schwarzen thätig zu ſeyn, gewiſſermaaßen darauf beruht. So ſagt er (I. p. 7): „es iſt die Aufgabe gebildeter Nationen, die Fahne der Civiliſation in barbariſche oder heidniſche Länder zu tragen. Dieß Geſchenk iſt bis jetzt immer die Folge von Eroberung und Unterwerfung geweſen, und den Nationen aufgedrungen worden, nicht aus Beweggründen des Wohlwollens, ſondern durch die natürliche Ueberlegenheit der Civiliſation über die Barbarei, welche letztere unterliegen muß, wenn ſie mit der erſtern in dauernde unmittelbare Berührung kommt. Das Klima Afrika's ſchließt den Gedanken an Eroberung und dauernde Beſetzung durch Europäer aus, auch wenn die Amalgamation der Racen möglich wäre. Eben ſo wenig iſt eine Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß die Negerrace erlöſche, gleich andern einheimiſchen Racen, welche bei der Ankunft der Europäer vom Erdboden verſchwunden ſind. Die phyſiſche Stärke des Negers wird, ſo weit wir beurtheilen können, ihn ſtets vor dieſem Schickſal bewahren; es gibt alſo nur Einen Weg Afrika zu civiliſiren und zu erobern, nämlich den, welchen die Liebe und chriſtliche Milde verzeichnen." Gelegentlich wollen wir hierbei bemerken, daß man aus dieſen Worten auf keinen Frömmler und Phantaſten ſchließen darf, Hr. Cruikſhank iſt vielmehr ein ſehr klarer Kopf, bei dem der Verſtand nicht mit dem Herzen davongelaufen iſt. Das aber iſt es eben was dem Buche das eigenthümliche Intereſſe gibt.

Die Goldküſte, deren Schilderung der Verfaſſer ſich zum Gegenſtand geſetzt, iſt verhältnißmäßig von geringem Umfang; aber es iſt kein Zweifel, daß die Schilderung des Negerlebens auf einen viel größern Umkreis paßt, zum Mindeſten vom Gambia bis zur Biafra Bay und tief ins Land hinein, ſoweit nicht das immer weitere Vordringen des Islam aus dem Innern die Zuſtände weſentlich umgeſtaltet. Der Verfaſſer beſchränkt ſich aber klüglich auf die Goldküſte allein, die er aus langer perſönlicher Erfahrung kennt; dieſe erſtreckt ſich von Aſſini bis zum Fluſſe Volta, d. h. von 13° 30′ bis 18° O. L. mit einer nicht zu beſtimmenden Ausdehnung ins Innere des Landes hinein. Eine Reihe Forts ſind hier im Beſitze der Europäer; jetzt finden ſich hier nur noch Engländer, Holländer und Dänen, früher waren auch Franzoſen da, die aber ſeit dem letzten Kriege verſchwunden ſind. [1] Die große Zahl dieſer Forts, früher einige Duzend, iſt jetzt auf etwa zwölf zuſammen geſchmolzen. Der Zweck dieſer zahlreichen Forts war kein anderer als der Sklavenhandel, ſie dienten ſämmtlich als Comptoire für denſelben. „Ein Blick auf die Karte, ſagt Cruikſhank, zeigt, wie dicht dieſe Küſtenſtrecke mit Befeſtigungen ausgeſtattet geweſen ſeyn muß, und wie eifrig der Sklavenhandel betrieben wurde, zu deſſen Behufe ſie errichtet waren. Bei unſern jetzigen Anſichten hierüber liegt etwas ganz abſcheuliches in dem Gedanken, daß ſich die Völker Europa's wie Blutegel an Afrika hängten, und deſſen Lebensblut ausſaugten, während jetzt, wo der Sklavenhandel nicht mehr geſtattet wird, die Küſte faſt vernachläſſigt und aufgegeben iſt." Gegenwärtig iſt es die Aufgabe der Europäer durch durch Förderung eines lebhaften Productenhandels die friedliche Arbeit zu fördern, dadurch den Sklavenhandel und die Sklaverei ſo weit möglich zu vernichten und allmählich das Licht der Aufklärung zu verbreiten. Daß letzteres nur unter europäiſcher Leitung möglich iſt, wird das Nachfolgende genugſam beweiſen.

Wir halten ein näheres Eingehen auf die Ethnographie und Geſchichte dieſer Küſte für überflüſſig zu unſerm Zweck, und wenige Bemerkungen werden zur Orientirung genügen. Die Völker dieſes Strichs reden mit Ausnahme ſchwacher Reſte älterer Stämme dieſelbe, nur dialektiſch verſchiedene Sprache. [1] Der Dialekt der Fantis wird mehr und mehr das allgemeine Ausgleichungsmittel an der Küſte, und die Macht der Aſchantis gibt im Innern der Sprache derſelben ein Uebergewicht, obwohl hier wegen des gebirgigen Terrains die Aſſimilirung viel geringer iſt. Seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts erhob ſich im Innern die Macht der Aſchantis, umfaßte allmählich alle Staaten im Norden der Goldküſte, ging ſelbſt noch öſtlich und weſtlich über die oben angegebenen Gränzen hinaus, und gelangte an die Seeküſte, ſo daß das Reich der Aſchantis einen großen Bogen um die ganze Goldküſte bildete. So lange die Könige der Aſchantis mit dieſen Eroberungen im Innern beſchäftigt waren, ließen ſie die Goldküſte in Ruhe, um ſo mehr, als ſie von da ihre Kriegsvorräthe bezogen. Der Charakter ihrer Herrſchaft war ein rein feudaler: ſie ließen die einheimiſchen Fürſten der eroberten Provinzen und begnügten ſich mit einem Tribut; Aufſtände konnten unter ſolchen Umſtänden nicht ausbleiben, dienten aber geraume Zeit nur dazu die Heere des Königs der Aſchantis in Uebung zu erhalten und ſeine Schätze zu vermehren. In dem Maaße aber, als dieſe Könige ſich der Küſte näherten, wo ſie mit Stämmen zuſammentrafen, welche ihre Kriegsbedürfniſſe gleichfalls und in noch reichlicherem Maaße von den an der Küſte ſitzenden Europäern bezogen, mußte der Wunſch aufkommen, ſich auch dieſer Küſtenſtriche zu verſichern.

Die Veranlaſſung zum Kampfe gegen die Küſtenbewohner, namentlich die Fantis, konnte unter ſolchen Umſtänden nicht ausbleiben, und nicht lange währte es, ſo waren ſie unterworfen. Jetzt kamen aber die Engländer mit ihnen in Conflict, und zwar durch folgende Veranlaſſung: die Europäer zahlten von jeher an die Häuptlinge der Ländereien, in denen ſie ſich niederließen, einen gewiſſen Pacht; von dem Augenblick an, wo die Aſchantis Herren im Küſtenlande wurden, nahmen ſie auch dieſen Pacht in Anſpruch; die noch nicht ganz bezwungenen Fantis wollten ihre Anſprüche nicht ganz aufgeben, und ſchlugen eine Theilung vor, die aber der König der Aſchantis nicht zugab. Dieſe Angelegenheit hatte die Sendung des bekannten Bowdich, dem wir ſo viele Nachrichten über dieſe Länder verdanken, zur Folge; der König war im Recht, und Bowdich erklärte ſich ſelbſt dafür, daß die bisher an die Fanti-Häuptlinge gezahlten Summen nun an den König der Aſchantis gezahlt werden müßten. So kam im J. 1817 ein Friedensvertrag zu Stande, in welchem jedoch ausbedungen wurde, daß die Küſtenbewohner in der Nähe der engliſchen Forts und überhaupt die Fantis unter brittiſchem Schutz ſtehen ſollten, ſo daß der König, im Fall er ſich zu beklagen

[1] Seit drei Jahren auch die Dänen, welche 1831 ihre Forts um 10,000 Pf. an die Engländer verkauften.

[1] Die Aſchantis oder Schantis im Innern und die Fantis an der Küſte ſollen ihre Namen haben von einer Wurzel „Schan" und einem Baume „Fan", ſo daß ſie Schan-Eſſer und Fan-Eſſer bedeuten. Cruikſhank findet dieſe Ableitung des Namens nicht unwahrſcheinlich, da ähnliche Bezeichnungen mannichfach vorkommen.

hätte, nicht gleich die Feindſeligkeiten beginnen, ſondern ſich erſt an den Gouverneur wenden ſolle, um eine friedliche Beilegung zu vermitteln. Man kann ſich denken, daß das Joch der Aſchantis nicht leicht auf den Fantis laſtete, und als kurz darauf der König der erſtern einen Krieg im innern Lande zu führen hatte, und um keine Nachricht über den möglicherweiſe ungünſtigen Verlauf derſelben ins Küſtenland gelangen zu laſſen, die Päſſe ins Innere ſchloß, verbreiteten ſich bald Gerüchte von einer Niederlage der Aſchantis im Lande. Um dieſe niederzuſchlagen, ſchickte der König nach afrikaniſcher Sitte an die Bewohner von Commendah, die ſich am widerſpenſtigſten zeigten, Kinnladenknochen als Trophäen zum Zeichen ſeines Erfolgs, aber ſeine Boten wurden verhöhnt, mißhandelt und verjagt, worauf der König ſich um Abhülfe an den Gouverneur wandte. Dieſer verweigerte ſie, der König wollte geraume Zeit nicht glauben, daß die Engländer den kurz zuvor geſchloſſenen Frieden ſo ſchamlos brechen würden, und ſchickte einen Abgeſandten um den andern, immer den nächſten vornehmer als den vorhergehenden, an den Gouverneur; umſonſt, nicht nur die Genugthuung, ſondern auch die fernere Bezahlung des Pachtgeldes wurde verweigert. Die angeblichen Unfälle des Königs und die unter den Fantis herrſchende Erbitterung gegen die Aſchantis ſchienen eine paſſende Gelegenheit die Macht der letztern zu brechen. Unter dieſen Umſtänden ward der engliſche Gouverneur, der die Schuld dieſes Treubruchs trug, abgerufen [1], und der unglückliche M'Carthy erſetzte ihn, der in den Aſchantis nur einen barbariſchen Feind, in den Fantis ein unterdrücktes Volk, und in den augenblicklichen Umſtänden eine gute Gelegenheit ſah, den engliſchen Einfluß auszudehnen. Er unterſtützte und begünſtigte in aller Weiſe den wachſenden Geiſt des Widerſtandes unter den Fantis, ein Benehmen, worin der König der Aſchantis nur den ſchamloſeſten Treubruch erblicken konnte. So kam es im J. 1823 endlich zum offenen Krieg, und M'Carthy wurde am 21 Januar 1824 gänzlich geſchlagen und verlor ſelbſt das Leben; erſt im Auguſt desſelben Jahrs gelang es, den Aſchantis eine entſcheidende Niederlage beizubringen. Doch verfloſſen noch mehrere Jahre, bis es einem neuen Gouverneur, Hr. Maclean, gelang, den Frieden (im J. 1830) herzuſtellen. Das erlittene harte Joch und ein langer blutiger Kampf hatte einen allgemeinen Geiſt des Widerſtandes gegen die Herrſchaft der Aſchantis von Aſſini bis zum Voltafluß hervorgerufen; die Aufſtände einiger tributären Fürſten ſchwächten die Macht der Aſchantis, und der Zauber ihrer Unbeſiegbarkeit war durch wiederholte Niederlagen gebrochen. So gelang es endlich einen Frieden zu vermitteln, der die Aſchantis aus dem Küſtenlande ins Innere verwies.

Mit dieſem Frieden beginnt eine neue Zeitrechnung für die Goldküſte und die Möglichkeit, auf dieſe rohen Völker einen civiliſirenden Einfluß auszuüben. So viel mußten wir des Folgenden wegen über die Geſchichte der Goldküſte beibringen, da wir bei manchen Erſcheinungen im Leben dieſer Völker zurückweiſen müſſen auf Ereigniſſe im Laufe dieſes Kriegs, und andrerſeits dieſe Ereigniſſe ſelbſt nur eine Erklärung finden in den innern Lebensverhältniſſen und der Geſellſchaftsverfaſſung dieſer Negervölker.

Dieſe iſt da, wo nicht die Europäer eine öffentliche Sicherheit geſchaffen haben, weſentlich eine Feudaleinrichtung, und der Verfaſſer mag wohl recht haben, wenn er in einer Stelle behauptet (ſ. I. p. 295) „ihre religiöſen Gebräuche, ihre bürgerlichen Einrichtungen und vor allem ihre eigenthümliche Denkart trügen ſämmtlich den Stempel hohen Alterthums." Wir finden z. B. bei ihnen die auch bei Malayen, Battahs und den Ureinwohnern Indiens gebräuchliche Erbfolge der Neffen [1], und zwar der Söhne von Schweſtern, nicht von Brüdern, da man jedenfalls auf dieſe Weiſe der Reinheit der Abſtammung ſicher iſt. Dieſer Gebrauch reicht zuverläſſig in ein ſehr hohes Alter hinauf, obgleich die Neger niemals, wie dieß bei den ächten Arabern, namentlich in Südarabien, der Fall iſt, eine lange Ahnenreihe aufzuzählen wiſſen. Der Verfaſſer läßt ſich (I. p. 290) in ſehr überflüſſige und ſelbſt mehr als zweifelhafte Betrachtungen über den Fortgang der menſchlichen Geſellſchaft und die Entſtehung dieſer Feudaleinrichtungen ein, meint aber am Ende ſelbſt, „es ſey ganz müßig, viele Worte in eitlen Speculationen über den Gegenſtand zu verlieren", und geht auf den Eindruck über, den die Erſcheinung der Weißen und die Erwerbung der glänzenden Waaren, die ſie boten, auf den Neger haben mußten. Aber erſt bei der Beſprechung der Sklaverei und ihres Urſprungs weiſt er auf den eigentlichen Grund dieſes Feudalismus hin: man weiß, was in älterer Zeit in Aſien und ſelbſt in Europa die väterliche Gewalt war; was mußte ſie aber in einem Lande ſeyn, wo Sitte und Klima die Vielweiberei in unbeſchränkter Ausdehnung mit ſich bringen, wo das Weib vom 9ten oder 10ten Jahre an völlig mannbar, mit 20 bis 25 eine Matrone iſt, der Mann aber vom 15ten bis 55ſten, oft noch länger, ſeine männliche Kraft behält, wo Familien mit mehr als 100 Kindern nichts ſeltenes ſind? der Verkauf der Töchter bringt Geld oder Geldeswerth, und die heranwachſenden Söhne bilden den Schutz und Schirm des Vaters und ſeiner Angehörigen. Rechnet man hiezu die augenſcheinlich ſehr alte, auch im indiſchen Archipel gebräuchliche Sitte der Verpfändung von Menſchen wegen Schulden [2], ſo erkennt man leicht, wie ſich nothwendig einzelne Familien von bedeutender Zahl bilden und eine gewiſſe vereinte Macht darſtellen mußten, noch ehe der Sklavenhandel ſeine Folgen entwickelte. Dieſer mußte vor allem den Werth der Sklaven erhöhen, und das Familien- oder Clanhaupt, das ſich die Befugniß anmaaßte, den mißliebigen Theil ſeiner Angehörigen zu veräußern, bedeutend bereichern. Der ſteigende Werth der Sklaven machte mehr und mehr daß man ſie ſuchte; zuerſt wurden wohl hauptſächlich Kriegsgefangene als Sklaven an die fremden Sklavenhändler verkauft, dann ging es ſo weit, daß man Krieg anfing um Sklaven zu erhalten, bis endlich Staaten,

[1] Sämmtliche engliſche Forts an der Goldküſte ſtanden damals noch unter der Leitung einer afrikaniſchen Compagnie, aber gerade im J. 1821 wurde dieſe aufgehoben, die Forts und Niederlaſſungen unter die Krone geſtellt, und dem Gouverneur von Sierra Leone untergeordnet, zu welcher Stelle Sir Ch. M'Carthy ernannt wurde. Dieſer befand ſich ſchon darum in höchſt fataler Lage, weil faſt ſämmtliche Angeſtellte der aufgehobenen afrikaniſchen Compagnie ſich weigerten, unter dem neuen Gouverneur zu dienen; ſo war dieſer in eine Lage gebracht, wo er ohne genügende Kenntniß der Localverhältniſſe handeln mußte.

[1] Der Verfaſſer führt in einer Note an, daß der bekannte arabiſche Reiſende Ibn Batutah von derſelben Sitte als im Sudan herrſchend berichte.

[2] Dieſe Sitte beſteht noch in voller Kraft, und häufig werden Familienglieder, nach gemeinſamer Berathung (ſ. I. 318), verpfändet; die Sache iſt ſo gewöhnlich, und gilt auch für ſo wenig ſchimpflich oder beläſtigend, daß nicht ſelten einzelne Familienglieder ſich freiwillig anerbieten, als Pfand zu dienen und ſo zeitweilig oder für immer als Sklaven zu dienen.

ähnlich dem von Dahomey, ſich ausbildeten, deren ganze Anlage auf Krieg und Sklavenfang gebaut iſt. Daß dieſer Sklavenfang eine Folge des auswärtigen Sklavenhandels iſt, ſieht man auch daraus, daß das Wort, welches dafür an der Goldküſte gebräuchlich [1], aus dem Portugieſiſchen ſtammen ſoll.

Der Sklavenfang, der mit der wachſenden Ausdehnung des Sklavenhandels zunahm und die größte Unſicherheit zur Folge hatte, mußte die ſchon durch die Polygamie und das Menſchenverpfänden entſtandene und ausgebildete Clanverfaſſung, in welcher das Oberhaupt mehr oder minder unumſchränkt gebot und ſelbſt Mitglieder der Genoſſenſchaft verkaufen konnte, noch ſteigern, denn für kleine, einzelne Familien war keine Sicherheit mehr. Das Aneinanderſchließen war eine Sache der Nothwendigkeit, und konnte nur eine Unterordnung unter einen mächtigen Häuptling werden. Daraus aber entſprangen zwei Dinge, die mit unſern Anſichten von knechtiſcher Unterwerfung der Neger unter einem Oberhaupt gleich ſehr in Widerſpruch ſtehen. Der Clanhäuptling hatte ein ganz ſpecielles perſönliches Intereſſe an dem Zuſammenhalten und Gedeihen ſeines Clans; mußte er ſich alſo, durch Krieg oder Furcht vor dem Krieg gezwungen, einem größern Häuptling unterwerfen, ſo erhielt letzterer keinen directen Einfluß auf den Clan des Unterworfenen, und der letztere blieb Häuptling; daraus entſprang die durchaus feudale Verfaſſung größerer Reiche, wie z. B. des der Strichs Aſchantis. Der König eines ſolchen Reichs konnte gegen die Häuptlinge nicht zu willkürlich verfahren, weil er ſonſt befürchten mußte, daß mehrere derſelben ihm den Gehorſam aufkündigten, wovon die Geſchichte des Aſchantireichs zahlreiche Beiſpiele liefert. Andererſeits konnte der Clanhäuptling ſelbſt gegen ſeinen größer gewordenen Clan nicht allzu tyranniſch verfahren; er konnte viele einzelne Ungerechtigkeiten begehen, mehrere Einzelne verkaufen oder hinrichten, ſowie er aber ſo weit ging, daß die Sicherheit der Mehrzahl gefährdet wurde, ſo ſtanden die Clanmitglieder gegen ihn auf, und ſetzten ihn ab, ermordeten ihn auch zuweilen und ſetzten einen andern an ſeine Stelle. Alſo neben der durch Polygamie und Menſchenverpfändung großgewordenen Sklaverei eine Art roher republikaniſcher Freiheit.

Cruikſhank ſagt (l. p. 233), es ſey ſchwer die Art dieſer einheimiſchen Regierungsform zu beſtimmen, und fährt dann fort: „Es iſt kein Deſpotismus, noch eine conſtitutionelle Monarchie, weder eine Oligarchie noch eine Republik, ſondern ſie hat etwas von allen dieſen Formen und hängt ſehr ſtark von dem individuellen Charakter und dem Reichthum des Häuptlings ab. Ueberdieß iſt ſie durch überlieferte Sitten und Gewohnheiten, welche den Umfang der Gewalt des Häuptlings, ſowie die Rechte des Volks zu beſtimmen ſcheinen, ſtark modificirt. [2] Aus dieſem Grunde ſehen wir neben einander deſpotiſche Handlungen und Fälle, wo eine große Freiheit und Gleichheit ſich kund gibt, in denen die Autorität des Häuptlings faſt erloſchen ſcheint.“ Nicht minder deutlich ſpricht er über die Feudalverhältniſſe: „der ausgedehnte Diſtrict von Waſſaw, der unmittelbar an das Gebiet von Apollonia ſtößt, zerfällt in zwei Theile, Weſt- und Oſtwaſſaw, der erſtere dem Namen nach unter einem Häuptling, Namens Badu Muſſa, der letztere unter Enimil. Die Gewalt aber, welche dieſe Häuptlinge ausüben, iſt bloß die von Feudaloberhäuptern, ohne alle wirkliche Gewalt über die kleinen Häuptlinge, ihre Vaſallen. Einige von dieſen, welche eine größere Anzahl von perſönlichen Angehörigen haben, als ihre Oberherren, trotzen ihrer Gewalt und zwingen ihn nicht ſelten zu ihrem Willen. Wo die Intereſſen des Oberhaupts und der Vaſallen Hand in Hand gehen, iſt der letztere ſtets bereit die Bedeutung ſeines Herrn herauszuheben, alſo die Wichtigkeit des gemeinſamen Vaterlandes zu erhöhen, wo aber der Vortheil des Vaſallen wenig betheiligt, oder gar dem des Oberherrn entgegen iſt, wird er lau in ſeinem Dienſte oder gar widerſpänſtig, und um die Folgen eines ſolchen directen Ungehorſams abzuwenden, ſucht er die Unterſtützung anderer Häuptlinge desſelben Herrn ſich zu ſichern. Daſſelbe Feudalſyſtem herrſcht unter den Denkaras, den Aſſins, den Abrahs, und ſo weiter unter den Akims, Aquapims und andern.“ Mit einem Wort, es iſt allenthalben dieſelbe durch die Einrichtung der Familie erzeugte und durch den Sklavenhandel und die Unſicherheit geſteigerte Form, welche auch die großen Erfolge und die ſchnellen Glücksumſchläge des Reichs der Aſchanti erklärt. Ein entſchloſſener Fürſt führt ſeine Vaſallen zu glücklichen Kriegen, und bereichert dadurch eben ſowohl dieſe, als ſich ſelbſt. Von dem Augenblick an, wo ein ſchwächerer Fürſt auftrat und das Glück ihn verließ, verließen ihn auch die Clanhäuptlinge und die auswärtigen Eroberungen fielen ſchnell ab. Die Geſchichte des Aſchantireichs, wie Cruikſhank ſie (l. p. 40 bis 164) ſchildert, liefert den Commentar zu dieſem Satze.

Dieſe ganze Geſellſchaftsverfaſſung verliert mit der Unterdrückung des Sklavenhandels und der Begründung der engliſchen — wir wollen nicht ſagen Oberherrſchaft, ſondern nur der Oberleitung — ihren eigentlichen Boden. Die Haupturſache der ausgedehnteren und ausgebildeten Feudalherrſchaft entſprang aus der Nothwendigkeit des Schutzes: Familien und ganze Stämme hatten ſich, um der Vernichtung durch Krieg und Hinwegſchleppung in die Sklaverei zu entgehen, unter die Herrſchaft eines mächtigen Häuptlings geſtellt; ſelbſt von ganzen Städten ſind Beiſpiele vorgekommen, daß ſie ſich zu Unterthanen ſolcher Häuptlinge erklärten. Alles dieß fällt weg, ſowie der Sklavenverkauf nach außen aufhört und die Engländer die Fehden der einzelnen Häuptlinge zu vermitteln bemüht ſind.

Der Zuſtand der Dinge, wie er namentlich im Laufe des

---

[1] So ſagt wenigſtens Cruikſhank; das Wort lautet panyarra, womit man namentlich das Wegfangen von Reiſenden bezeichnet; wir können indeß im portugieſiſchen Wörterbuch kein entſprechendes Wort finden; daß das vielgebrauchte Wort „palaver“, Beſprechung, Proceß, aus dem Portugieſiſchen entnommen iſt, leidet keinen Zweifel.

[2] Wie weit freilich ein ſolcher Häuptling die Sache treiben kann, ſieht man an dem Beiſpiel Apollonia's, deſſen König die Engländer endlich mit Gewalt abſetzten. Er hatte ſchon eine Menge Grauſamkeiten begangen, und namentlich fremde Kaufleute ermordet, als die Engländer (im J. 1835) gegen ihn marſchirten und ihn zwangen ſich künftig menſchlicher zu benehmen. Als Garantie mußte er eine gewiſſe Quantität Gold in Cap Coaſt Caſtle niederlegen. Nach einiger Zeit verfiel er wieder in ſein altes Treiben, mordete Fremde und ſelbſt Europäer, zahlte für jeden Kopf, den ſeine Leute ihm einlieferten, 2 Unzen Gold, und preßte dafür, umgeben von einer Leibwache von 2000 Mann, ſein Volk aus. Die Engländer boten die Fantis auf, marſchirten gegen ihn, und ſo verhaßt war der Wüthrich nicht nur den Fremden, ſondern ſeinem eignen Volk geworden, daß niemand ihn den Anmarſch der fremden Truppen meldete, bis dieſe an der Gränze ſeines Landes eintrafen. Seine Unterthanen verließen ihn alsbald, und ſo mußte er endlich nach kurzem Widerſtand erliegen; die Engländer ſperrten ihn in Cap Coaſt Caſtle ein, wo er wenige Jahre darauf (1851) ſtarb. Das Volk wählte dann einen andern Häuptling an ſeine Stelle. Die unſinnige Grauſamkeit des Wüthrichs — er wollte ſeine ganze Stadt mit einem Kranz von Köpfen umgeben, — erklärt ſich hauptſächlich aus der Unterdrückung des Sklavenhandels. Hätte dieſer fortgedauert, ſo hätte er die gemarterten Menſchen einfach verkauft. Seine eigenen Unterthanen wollten ihn ermorden und wurden nur mit Mühe von den Engländern abgehalten.

vorigen Jahrhunderts, wo der Sklavenhandel am ſtärkſten ging, geworden, erklärt auch völlig die anfängliche leichte Unterwerfung des Landes unter die Gewalt der Aſchantis. „In einem Zuſtand der Geſellſchaft, der keine Iſolirung zuläßt, ſondern wo die Menſchen um ihrer gegenſeitigen Sicherheit willen ſich vereinigen müſſen, iſt Freiheit und Unabhängkeit völlig unbekannt. Solche Genoſſenſchaften ſind, namentlich wenn der Geiſt der Habſucht einmal geweckt iſt, größtentheils in fortdauerndem Kriegszuſtande mit ihren Nachbarn. Der einſame Reiſende, der Jäger, der ſich etwas zu weit von ſeiner Heimath gewagt hat, der Arbeiter auf einer Pflanzung, ja der Waſſerträger, der von einem entfernten Teich heimkehrt, wird ſo leicht weggefiſcht und ohne Furcht vor Entdeckung geraubt, daß niemand ſich ohne gehörige Begleitung über einen beſchränkten Umkreis der Wohnungen hinauswagt. Dieſe Unſicherheit, welche ſie auf enge Gränzen beſchränkte, machte auch ihre Kenntniß der umwohnenden Stämme, ſelbſt der geographiſchen Lage derſelben, unſicher und beſchränkt.“ Unter dieſen Umſtänden konnte das zahlreiche Volk der Fantis, da es ihnen an jedem Vereinigungspunkt fehlte, und die einzelnen Stämme ſehr häufig mit einander im Kriege und ſtets mißtrauiſch gegen einander waren, einem mächtigen vereinten Volke, das von einem einzigen Willen geleitet war, unmöglich widerſtehen. Sie erlitten eine Tyrannei, die einen großen Theil des Volkes hinwegraffte, und einen noch größern in Sklaven umwandelte, die theils nach dem Aſchanti-Lande geſchleppt wurden, theils den noch übrig gebliebenen Fantihäuptlingen zufielen, denn es lag in der Politik der Aſchantis, dieſe großentheils beſtehen zu laſſen, um durch ſie ihre Stämme noch beſſer auszubeuten. Was alſo von freien Leuten noch übrig geblieben war unter dem vorherigen Zuſtand, das wurde in Folge der Aſchanti-Eroberung vollends zu Sklaven gemacht.

Unter dieſen Umſtänden mußte die Verpflichtung der Fantis gegen die Engländer für ihre Befreiung von dem Joche der Aſchantis ſehr groß ſeyn, und es gelang den letzteren auch die Häuptlinge ſo weit günſtig zu ſtimmen, daß ſie Frieden unter einander und mit den Aſchantis hielten, und die Wege im Lande ſicher wurden, ſo daß die Händler ungefährdet hin und her gehen konnten, eine Wohlthat, die man lange auf der Goldküſte nicht gekannt hatte. Mit ſeinen Bemühungen aber, die Häuptlinge zu größerer Gerechtigkeit und Menſchlichkeit gegen ihre Untergebenen zu bewegen, gelang es dem Gouverneur, nachdem ſo lange der verworrene Zuſtand des Landes dazu beigetragen, ihre Macht ſo unbeſchränkt wie möglich zu machen, nur ſchlecht, obwohl ſich namentlich in den Städten bald zeigte, daß ihre Macht, ſobald der europäiſche Einfluß nur einmal Frieden und Ordnung hergeſtellt hatte, in ihren weſentlichen Grundlagen gebrochen ſey. Cruikſhank ſchildert die geringe Macht der Caboſirs in den Städten (ſ. I. p. 243). Die höhere Sicherheit, welche die Städtebewohner genießen, die Mannichfaltigkeit der Beſchäftigungen, die Möglichkeit durch Handel zu Reichthum zu gelangen, und endlich der directe Verkehr mit den Europäern, das Anſehen dieſer letztern den Häuptlingen gegenüber, alles dieß wirkte zuſammen, die Macht der Caboſirs in den Städten weſentlich herunterzubringen, „ſo daß nicht zu zweifeln iſt, daß die Bewohner der Küſtenſtädte ein unendlich größeres Maaß von Freiheit haben, als ihre Brüder im innern Lande, und daß die daſelbſt beſtehende einheimiſche Regierung ſich dem Republikanismus und der Gleichheit bei weitem mehr nähert. In den Städten Cap Coaſt, Anamabee, Accra und andern, die unter den Kanonen der europäiſchen Forts liegen, finden wir, wie im Innern, die erbliche Gewalt eines Königs, Häuptlings oder Caboſirs. Er iſt das anerkannte Haupt der Stadt, hat aber nicht, wie die Häuptlinge im Innern, irgend einen Anſpruch an die Dienſte der Einwohner als ſeiner Vaſallen. Wie jeder bedeutende Mann hat er einige Sklaven, und als Haupt der Familie nimmt er das volle Recht der Oberherrſchaft ſelbſt über die entfernteſten Blutsverwandten in Anſpruch; dieß iſt aber nicht mehr als ein Privatmann auch thun kann, und wenn er nicht reich oder ſeine Familie nicht mächtig iſt, wird ſeine Gewalt dadurch nicht vermehrt. Er iſt die erſte obrigkeitliche Perſon der Stadt, führt im Rathe und im Gerichtsſaal den Vorſitz, aber ſeine Stimme gilt um nichts mehr als die der übrigen Räthe und Richter auch. Dieſe beſtehen aus den Häuptern von Familien, die durch Reichthum Anſehen in der Stadt genießen, dann aus einer Art Volksrepräſentanten, indem die Städte in Diſtricte getheilt ſind, deren Vorſteher gleichfalls im Rath ſitzen.“ Hiezu kommt, daß dieſe Diſtricte eigene Compagnien bilden, die außerordentlich eiferſüchtig aufeinander ſind, und ſomit einander gegenſeitig beaufſichtigen. Man kann ſomit ſagen, daß in den Städten die Gewalt der Häuptlinge ziemlich beſeitigt iſt, ſchon aus dem einfachen Grunde, weil man der größern Sicherheit wegen ihrer weniger bedarf.

Im Innern wirkten freilich dieſe Elemente, welche in den Städten und in der Nähe der Europäer die willkürliche Macht der Häuptlinge beſchränkten, bei weitem nicht in dieſer Weiſe, und es iſt ganz natürlich, daß „die Erinnerung an ihre unbeſchränkte Gewalt zu friſch in den Köpfen der Häuptlinge, und die Verſuchung in die alte Tyrannei zurückzufallen, allzu ſtark war, als daß der Gouverneur ihr immer hätte einen glücklichen Widerſtand entgegen ſetzen können“ (II. p. 7). Von dem Augenblick an, wo die Aſchantis durch die Ueberlegenheit der Engländer verjagt waren, mußte eine gewiſſe Unterordnung der Häuptlinge unter die engliſche mehr moraliſche als phyſiſche Obermacht eintreten. Hier beginnt alſo die Periode, wo die civiliſirende ſchützende Gewalt der Europäer ſich geltend machen mußte unter allen und neuen Mißbräuchen der Gewalt, unter Vorurtheilen und Widerſpänſtigkeiten aller Art.

Das frühere Syſtem des Sklavenhandels und die allgemeine Unſicherheit hatten die Bevölkerung in Herren und Sklaven umgewandelt, und die Macht der Häuptlinge innerhalb ihrer Stämme ſelbſt war faſt unbeſchränkt und höchſt drückend geworden. Die nun eingetretene Sicherheit lockerte dieß Verhältniß, und ſo wenig die Häuptlinge dieſe allgemeine Urſache ihrer veränderten Stellung erkannten, ſo ſehr machte ſie ſich fühlbar. Die Stämme unterſtützten die Anſprüche der Häuptlinge nicht mehr wie früher, und ſo gelang es dem äußerſt vorſichtig vorſchreitenden Gouverneur, ſie nach und nach in beſtimmtere Abhängigkeit zu bringen: ſowie einer die Gränzen ſeiner Gewalt überſchritt, ſo daß Klagen folgten, nöthigte ihn der Gouverneur eine gewiſſe Summe Gold in Cap Coaſt Caſtle als Garantie für ſein künftiges Wohlverhalten niederzulegen. Dieß wurde bewerkſtelligt trotz der ſpärlichen Mittel, welche die engliſche Regierung für die Verwaltung ausgeſetzt hatte, und trotz der ſchwachen Macht einer Compagnie von 120 Mann eingeborner Truppen. Die Nothwendigkeit eines Beſchützers gegen die Macht der Aſchantis und die eigene Unfähigkeit der Häuptlinge ihre Unabhängigkeit zu

behaupten, die gegenſeitige Furcht und Eiferſucht der Häuptlinge und die wachſende Ueberzeugung der Maſſen von dem wohlthätigen Einfluß der engliſchen Oberleitung und der von ihnen geübten Gerechtigkeitspflege trugen dazu bei, die Macht der Engländer zu befeſtigen. Die Stellung der letztern zu den Häuptlingen läßt ſich nicht beſſer ſchildern als in den Worten Cruikſhanks (II. p. 11): „die Unparteilichkeit unſerer Entſcheidungen, die gleiche Gerechtigkeit gegen Reich und Arm, die Zügelung der Unterdrücker, und die allgemeinen Beſchränkungen, welche die widerſpänſtige und faſt unverbeſſerliche Geſinnung der Häuptlinge zu angemeſſener Unterwerfung zwangen, ließen ſie nach einer Rückkehr der frühern Geſetzloſigkeit ſeufzen und faſt bedauern, daß ſie das Joch der Aſchantis abgeworfen, die, wenn ſie nur ihre Einkünfte bezogen, ſich nicht darum kümmerten, wie die Vaſallenhäuptlinge ihr Volk unterdrückten.“ So ſtanden die Engländer auf einem ziemlich gefährlichen Boden, um ſo mehr, als ſie bei Unterſuchung grober Verbrecher und Mißhandlungen auf manche grauſame und barbariſche Gebräuche ſtießen, die ihnen vorher gar nicht bekannt waren, und mit dem Fetiſchdienſt zuſammenhingen, den ſie anfangs in aller Weiſe ſchonen mußten, wenn ſie nicht einen allgemeinen Widerſtand hervorrufen wollten.

Dieſe Klippe ward vorerſt glücklich vermieden, denn nicht nur wurde bloß gegen offenkundige Rechtsverletzungen und namentlich bei angeſtellter Klage eingeſchritten, ſondern auch dieſe Rechtsverletzungen abgeſtellt, ohne ſich weiter um die Gebräuche zu kümmern und ohne ſie direct anzugreifen, obgleich der Gouverneur nicht verſäumte, die Schwarzen außerhalb des Gerichtshofs auf manchen Unſinn und manche Abſcheulichkeit aufmerkſam zu machen. Inzwiſchen trug die allgemein herrſchende Sicherheit ihre Früchte, und der Handel, namentlich auch mit den Aſchantis, von denen das meiſte Gold nach der Küſte gebracht wurde, lebte auf. Die Aſchanti-Kaufleute hatten ſich anfangs noch, in Erinnerung der vorherigen Unſicherheit, an einzelne Häuptlinge gewendet, und von dieſen durch Geſchenke Sicherheit erkauft, auch von ihnen Träger gemiethet, wodurch ihnen ein großes Einkommen zufloß. Allmählich aber merkten ſie, daß ſie den Schutz der Häuptlinge gar nicht mehr nöthig hätten, ſie reiſten einzeln, und nahmen ihre eigenen Träger mit; dadurch entging einzelnen Häuptlingen ein beträchtlicher Gewinn, ſie mußten ſich, wenn ſie ihre Sklaven nicht geradezu müßig unterhalten wollten, auf andere Arbeit werfen, und ſo begann — erſt ſeit etwa 15 Jahren — die Bereitung des Palmöls, welche eine ſehr umfangreiche und lohnende Beſchäftigung geworden iſt.

Unter dieſen Umſtänden ging eine ſehr bedeutende Veränderung an der Goldküſte vor, die Zahl der Freien wuchs wieder, und die Gelegenheit zum Erwerb und die Sicherheit ſetzte viele Familien in den Stand ihre Angehörigen wo immer möglich aus der Sklaverei, in welche ſie durch Noth und Gewaltthat gerathen waren, loszukaufen. Freilich ging dieß anfangs ſehr langſam, bald aber mehrte ſich die Zahl dieſer Befreiungen durch die Wachſamkeit der Regierung und die raſche Beſtrafung von Gewaltthat. Die Gewißheit Recht zu finden gab der ganzen Bevölkerung das Gefühl des Schutzes, der ihr nun geworden, und ſie ließen ſich Gewaltthaten von Seite ihrer Häuptlinge nicht mehr ſo leicht gefallen. Dieſe ſelbſt mußten ſich häufig nach Cap Coaſt Caſtle begeben, waren ſelbſt Zeuge der Verhandlungen über Rechtsfälle, und bald konnten ſie ſelbſt gegen die Entſcheidungen, welche ſie anfänglich als bloße Verfolgungen angeſehen, nichts mehr einwenden. So begannen ſie allmählich ſich als Beamte der Regierung zu betrachten, die mit der Leitung der Angelegenheiten unter ihrem eigenen Volk beauftragt, aber der Oberaufſicht des Gouverneurs unterworfen waren. Die Umänderung, die im ganzen Zuſtande der Goldküſte eingetreten, war ſehr weitgreifend, und konnte bald nicht ohne Rückwirkung auf den moraliſchen Zuſtand des Volkes bleiben.

Briefe aus den toskaniſchen Maremmen.

III.

Groſſeto.

Dieſe Stadt beſitzt in ihrer Nähe zwei Gegenſtände von großem Intereſſe: einen für diejenigen, die lieber rückwärts ſchauen, die in ihren Gedanken ſich gern mit der Vergangenheit beſchäftigen; den andern für diejenigen, welche ihren Neigungen und Gewohnheiten nach ſich mehr durch die Plane und Hoffnungen der Gegenwart und die Ausſichten auf die Zukunft angezogen fühlen. Den erſtern ſprach ich in meinem vorigen Brief von den ehrwürdigen Mauern von Roſellä, die letztern werden ſich angezogen finden durch die wichtigen und höchſt intereſſanten Arbeiten, die zur Urbarmachung der Sümpfe und zur geſundheitlichen Verbeſſerung des ganzen Diſtricts unternommen werden. Zu Groſſeto muß der verſtändige Reiſende in dieſer Mitte des 19ten Jahrhunderts rückwärts ſchauen in die Vergangenheit, oder vorwärts in die Zukunft, denn die Gegenwart bietet außer der Gelegenheit zum letztern ſehr wenig oder nichts intereſſantes. Dem Rückwärts- wie dem Vorwärtsſchauenden bietet ſich in der Ferne ein Bild von Reichthum, Wohlfahrt und dichter Bevölkerung. Die zahlreichen Ueberreſte etruskiſcher, einſt ſtark bevölkerter, reicher und mächtiger Städte zeugen dafür, was der Stand der Dinge an dieſer Küſte in der fernen Vergangenheit war, und die bedeutenden Arbeiten, die ich zu ſchildern ſuchen werde, ſcheinen die gegründete Hoffnung an die Hand zu geben, daß derſelbe einſt wieder hergeſtellt werden wird.

Das Mittel, welches dieſe wunderbaren Veränderungen hervorgebracht hat und wieder ſolche hervorbringen ſoll, die bewegende Kraft, welche auf den glücklichen Zuſtand die Verödung herbeiführte, und ſo Gott will, auf die Verödung wieder den glücklichen Zuſtand herbeiführen wird, iſt, wie ich glaube, eins und daſſelbe, das Waſſer. Nicht bloß in dieſem Theile der Weſtküſte der Halbinſel, und auch nicht bloß auf der Weſtküſte haben die aus dem Stand der Gewäſſer entſprungenen Erſcheinungen Veränderungen und Unheil unter den Städten und Staaten Italiens angerichtet, wie man ſie in gleicher Größe und Häufigkeit und in derſelben Periode ſelten beiſammen fand. Der gegenwärtige Zuſtand von Italiens größtem Strom, dem Po, iſt der Art, daß er allen denen, welche bei dem durchſtrömten Lande betheiligt ſind, die ernſtlichſte Sorge erweckt. Kein Jahr vergeht,

ohne daß der Strom bedeutendes Unheil anrichtet, indem er durch die künſtlichen Dämme bricht, welche allein ihn abhalten ſeine Gewäſſer über die Lombardei zu ergießen. Und jedes Jahr macht natürlich dieſen Zuſtand ſchlimmer, denn die Strömung iſt nicht im Stande, die Maſſe Erde mit ſich in die See zu führen, welche die Gewäſſer jedes Jahr aus den höher gelegenen Theilen Piemonts herabbringen. Der Arno ſchwemmt unaufhörlich die Erde aus den Apenninen nach dem toscaniſchen Meer, in dem Maaße, daß Piſa, welches bekanntlich im Mittelalter ein Seehafen war, jetzt volle zwei Stunden davon entfernt liegt, und der Ombrone, der zweitgrößte Fluß in Toscana, that ſeit langer Zeit und thut jetzt noch unter den Mauern von Ruſellä daſſelbe. Natürlicher Weiſe iſt die Kraft des Waſſers unabläſſig beſchäftigt die ganze Oberfläche der Welt umzugeſtalten; aber die Apenninenkette beſteht größtentheils aus viel weicherem, zerreiblicherem, der Einwirkung des Waſſers weniger Widerſtand leiſtendem Geſtein, als die andern Bergketten Europa's, darum ſind in denſelben mächtige Landſchlipfe, welche ungeheure Erdmaſſen loslöſen, eine gewöhnliche Erſcheinung.

Meine Anſicht iſt deßhalb, daß Ruſellä, als es eine blühende Stadt war, auf einem von der See beſpülten Vorgebirge in vollkommen geſunder Luft lag, daß der Ombrone, unterſtützt von 3 oder 4 kleinen Bächen, welche von den Bergen herab in den Sumpf nördlich von Groſſeto fließen, im Laufe der Jahrhunderte zuerſt die lange ſchmale Sandbanklinie abſetzte, welche allmählich den mächtigen See von Caſtiglione, den Lacus Prelius der alten Geographen, einſchloſſen, und ohne Zweifel einen Theil des Sees in trockenes Land, einen andern aber in peſtilentialiſche Sümpfe umwandelte. Wir haben Beweiſe, daß dieſe Küſte ſchon im Anfang unſerer Zeitrechnung ungeſund war: Tibull (Eleg. III. 5.) warnt ſeine Freunde, nicht die warmen Bäder dieſer Gegend im Sommer zu beſuchen; der jüngere Plinius (Epiſt. V. 6.) ſpricht von der Ungeſundheit der toscaniſchen Küſte. Indeß iſt es auf der andern Seite aus verſchiedenen Thatſachen, welche Signor Repetti aus den Localgeſchichtſchreibern ſammelte, gewiß, entweder daß das Klima in ſpäterer Zeit ſich beſſerte, oder daß die von den claſſiſchen Autoren erwähnte Ungeſundheit weit geringer war, als ſie ſeit Menſchengedenken geworden iſt. Wir finden z. B. daß Kaiſer Guido und ſeine Gemahlin im September 892 zu Ruſellä ſich befanden. Wir leſen von dem Heere Friedrichs II, daß es in der Mitte des 13ten Jahrhunderts während der Sommermonate in Strichen der Maremma lagerte, wo man jetzt zuverläſſig nicht Eine Sommernacht ungeſtraft zubringen könnte. Wir finden, daß die Truppen der Republik Siena im Auguſt und September 1224 Groſſeto belagerten, und daß Kaiſer Ludwig der Bayer und ſein Gefolge unter denſelben Mauern im September 1328 vier Tage lang bivouakirten.

Dieſe Notizen ſind intereſſante Andeutungen über den wahrſcheinlichen Zuſtand dieſes Diſtricts während jener Jahrhunderte; nehmen wir aber auch an, die Küſte ſey zur Zeit Tibulls ungeſunder geweſen als im Mittelalter, habe ſich dann gebeſſert und ſey in unſerer Zeit abermals ſchlechter geworden, ſo laſſen ſich dieſe Veränderungen, wie mir ſcheint, durch mannichfache Modificationen der einen ſtets wirkenden Urſache leicht erklären. Die Erſchaffung einer Ebene aus einem ehemaligen Seebett ſchritt unwandelbar vorwärts durch die Bildung von Teichen und deren allmähliche Ausfüllung, durch Sperrung von Waſſerläufen und Bildung neuer. Es iſt leicht einzuſehen, daß in dieſen verſchiedenen Stadien eine größere oder geringere Ausdehnung von ſtehendem Waſſer die ungeſunde Beſchaffenheit der Atmoſphäre verbeſſert oder verſchlimmert haben kann. Andrerſeits läßt ſich aber auch recht wohl annehmen, daß trotz des erwähnten Aufenthalts von Truppen in dieſen Gegenden während des Mittelalters das Klima ſeit ſeiner erſten Verſchlechterung immer ſchlimmer geworden ſeyn kann. Denn der Grad von Ungeſundheit, welcher völlig hinreichte, die Aufmerkſamkeit der wiſſenſchaftlich gebildeten und üppigen Bewohner des kaiſerlichen Roms zu erwecken und ſie zur Vorſicht zu veranlaſſen, konnte unbeachtet oder wenigſtens unverſtanden bleiben von den unwiſſenden Soldaten der dunkelſten Zeit des Mittelalters. Und dieſe Anſicht der Sache wird durch den Umſtand beſtätigt, daß nur ſechs Jahre, nachdem Ludwig der Bayer ſich ſund ſeine Leute den Folgen einer Lagerung unter den Mauern von Groſſeto ausſetzte, wahrſcheinlich in völliger Unkenntniß der Gefahr, welche ihm drohte, der große Rath von Siena einen Beſchluß erließ, welcher dem Richter von Groſſeto geſtattete, ſich während der Monate Julius, Auguſt und September von ſeinem Poſten zu entfernen.

Unter der unendlichen Zahl von Schriftſtellern, welche ihre Anſichten über die Ungeſundheit der Maremma ausſprachen, glaubten manche, ein guter Theil der Ungeſundheit möchte den Ausdünſtungen der zahlreichen, mit Schwefel, kohlenſaurem Gas und andern Stoffen geſchwängerten Quellen zuzuſchreiben ſeyn, welche man in dieſem Diſtrict findet. Aber in andern Theilen der Welt haben ähnliche Quellen keine ſo ungünſtigen Reſultate für ihre Nachbarſchaft, und wenn ſie die Atmoſphäre in der Maremma verderben, ſo kommt dieß wahrſcheinlich daher, daß man ſie zu ſtehenden Pfühlen ſich ausbilden läßt, ſtatt daß man dem Waſſer den nöthigen Ablauf verſchafft. Das Uebel kommt alſo wieder unter die allgemeine Claſſe der ſtehenden Gewäſſer.

Schon unter Cosmo I zog der beklagenswerthe Zuſtand dieſer Ufer die Aufmerkſamkeit der großherzoglichen Regierung auf ſich; unter ihm und ſeinen Nachfolgern wurden Verſuche gemacht, denſelben zu verbeſſern, Verſuche, die einige, jedoch keine großen Folgen hatten; unter den letzten Fürſten der mediceiſchen Dynaſtie ließ man aber die Sachen ganz in ihren alten Zuſtand zurückfallen, oder eigentlich, wie es ſcheint, in einen ſchlimmern, wie je. Denn als Franz II, der erſte Großherzog aus der Familie Lothringen, kurz nach ſeiner Thronbeſteigung im J. 1745 einen Cenſus ſeines Herzogthums aufnehmen ließ, hatte Groſſetto, deſſen Bevölkerung im J. 1640 noch 1340 Seelen betragen hatte, nur noch 648 Seelen. Eine der erſten Beſtrebungen des ſtets thätigen Peter Leopold nach ſeiner Thronbeſteigung im J. 1765 hatte die Verbeſſerung dieſes, des unglücklichſten Theils ſeines Gebiets, zum Zweck. Energiſche Maaßregeln, das Waſſer aus den Sümpfen abzuleiten, wurden ergriffen, und Vortheile angeboten, um Menſchen und Capitalien in dieſe faſt entvölkerte Provinz zu ziehen. Da aber dieſe Verſuche wenig Erfolg gehabt zu haben ſcheinen, wurde eine aus den fähigſten Männern zuſammengeſetzte Commiſſion aufgeſtellt, um über die Sache zu berichten, was auch im J. 1776 geſchah. Sie ſchlug weitere und verbeſſerte Waſſerableitungen vor und legte großes Gewicht auf den Plan, den großen See von Caſtiglione durch Vertiefung und Herbeiführung einer durchgehenden Strömung zu verbeſſern. Dieß hielt ſie für die einzig mögliche Verbeſſerung, „da

der See weder durch Ableitung noch Auffüllung aufgetrocknet werden kann." Man ergriff alſo Maaßregeln, alles durch die Herbſtgewäſſer herabgebrachte Alluvium abzuſperren, da die Ablagerung desſelben fortwährend dazu beitragen würde, den See in einen Sumpf zu verwandeln. Dieſer Plan ging alſo dahin, dem Gang der durch die Natur ſelbſt in Bewegung geſetzten Kräfte hemmend in den Weg zu treten. Als der jetzige Großherzog im J. 1825 den Thron beſtieg, war der Zuſtand der Maremma faſt ſo ſchlimm wie je. Im J. 1833 wurde die Leitung der neuen Arbeiten dem Cav. Aleſſ. Manetti als Oberingenieur aufgetragen, und der glückliche Fortgang der ſo oft begonnenen und ſo oft aufgegebenen Unternehmung macht ihm und ſämmtlichen Betheiligten alle Ehre.

Der verfolgte Plan iſt gerade das Gegentheil deſſen, den Peter Leopolds Commiſſion vorſchlug, und deſſen wir oben gedachten. Statt zu verſuchen den See, der Thätigkeit der Natur für das entgegengeſetzte Reſultat zum Trotz, tief und rein zu halten, haben die jetzt in glücklichem Fortſchritt befindlichen Arbeiten den Zweck, dieſe Wirkung der Natur zu erleichtern, zu fördern, regelmäßig zu machen, und dadurch dieſe ungeheure Waſſerfläche in eine furchtbare Ebene umzuwandeln. Vermittelſt Canälen aus dem Ombrone werden die mit erdigen Stoffen beladenen Gewäſſer dieſes Fluſſes in den See geleitet, und durch ein Syſtem von Schleußen genöthigt ihre Bürde abzulagern. Ein Empfehlungsſchreiben an den Oberaufſeher der Arbeiten verſchaffte mir Gelegenheit in ſeiner Geſellſchaft dieſelben zu beſichtigen, und ich verdanke ihm nachfolgende intereſſante Belehrung. Zwei Drittheile des ganzen Sees, der beim Beginn dieſer Arbeiten nicht weniger als 33 (engl.) Quadratmeilen umfaßte, wurden bereits ausgefüllt und in anbaufähiges Land umgewandelt; ein Theil hievon iſt auch ſchon angebaut. Der Plan bezüglich der Eigenthümer des Bodens iſt folgender: die Regierung übernimmt den Sumpf und zahlt nach dem geſchätzten Werth dem Eigenthümer einen Pacht. Iſt der Boden in feſtes Land umgewandelt, ſo geht der Beſitz an den Eigenthümer zurück, und dieſer zahlt den abgeſchätzten Unterſchied des Werthes. Dieſer Unterſchied iſt natürlich ſehr bedeutend, und als ich fragte, ob die Eigenthümer dieſen erhöhten Werth auch immer zahlen könnten, ſagte man mir, die Eigenthümer ſeyen lauter große Grundbeſitzer, und hätten noch immer gezahlt. Die größte Tiefe, die man ausfüllen mußte, war etwa 18 toscaniſche Braccie (zwiſchen 34 und 35′ engl.), aber ein günſtiges Jahr, d. h. ein Jahr wo der Fluß häufig und ſtark anſchwillt, ſetzt 11 bis 12′ Erde ab. Dieß ſind die auffallenden Thatſachen, welche, wie mir ſcheint, alle Schwierigkeiten der Annahme heben, daß die ganze Ebene von Groſſeto durch ſolchen Niederſchlag entſtand, ſeit die Etrusker die Küſte als eine mächtige und reiche Nation bewohnten.

Es iſt ſehr merkwürdig, den jährlichen Fortſchritt der Auffüllung zu beobachten, was man an verſchiedenen Stellen thun kann, wo Gräben durch den neu abgelagerten Boden hindurch offen gehalten werden. Natürlicherweiſe bleibt der Boden geraume Zeit, nachdem er die nöthige Höhe erreicht hat, im Zuſtande eines weichen Schlammes, und iſt dann für den Uneingeweihten gefährlich zu betreten. Ich habe viel große Bäume bemerkt, welche durch die Ueberſchwemmung des vorigen Winters herabgebracht wurden. Man erwartet, daß das noch übrige Drittheil des Sees in etwa 7 oder 8 Jahren ausgefüllt ſeyn wird. Die Zahl der dabei beſchäftigten Arbeiter beträgt gegenwärtig 130, ſie ſind meiſtens aus den Abbruzzen, und ihr Taglohn iſt etwa 14 Pence (42 kr.), ungefähr 3 oder 4 Pence mehr als der Lohn für gewöhnliche Feldarbeit in dieſem Landſtrich. Dafür erhält man aber eine Tagesarbeit, die durch keinen Lohn aus dem minder kräftigen und trägen Toscaner herauszubringen wäre. Die Arbeiten werden nur im Winter fortgeſetzt; im Sommer kehren dieſe Leute in ihre heimiſchen Berge zurück.

Wenige Landſtriche auf Erden ſind von der Natur in höherem Maaße mit den Elementen des Reichthums ausgeſtattet, als dieſe lang verachtete und verlaſſene Maremma, wenn nur der Fluch der Malaria daraus entfernt werden könnte. Die Berge ſind reich an Mineralſchätzen verſchiedener Art, die Ebenen an ſchwellender Fruchtbarkeit, die See an Fiſchen, die Küſte an Häfen. So reichlich zahlt der Boden ſelbſt den elenden und eiligen Halbanbau, der ihm unter den jetzigen Umſtänden zu Theil wird, daß das Sprüchwort geht: „in der Maremma wird man in Einem Jahr reich, ſtirbt aber in einem halben." Der Erfolg jedoch, der die Arbeiten in der Nähe von Groſſeto bereits begleitet hat, die anerkannte Verbeſſerung des Geſundheitszuſtandes von Groſſeto, welcher die Folge geweſen, rechtfertigt die Erwartung, daß die Zukunft dem Lande nicht minder günſtig ſeyn wird als es die Vergangenheit geweſen. Das Vorherrſchen der Malaria in andern Theilen der Maremma hängt augenſcheinlich mit ähnlichen Urſachen zuſammen, und die verſchiedenen Localitäten werden nach und nach in ganz gleicher Weiſe behandelt werden. Und dabei iſt zu bemerken, daß die ungeheuren Sümpfe des Sees Caſtigliene della Pescaja, bei denen der Erfolg ſo günſtig war, bei weitem die ſchwierigſte aller Malaria-brütenden Niederungen der Maremma bilden.

Groſſeto beginnt inzwiſchen in ſeinen Sterblichkeitstabellen und ſeiner Geſundheit eine entſchiedene Beſſerung zu fühlen und anzuerkennen. Die Bevölkerung war im J. 1849 ſchon auf 3,172 geſtiegen. Indeß wird es immer noch von allen weltlichen und geiſtlichen Behörden in den Sommermonaten verlaſſen. Ein paar ſchlecht bezahlte Prieſter werden zurückgelaſſen, um die nöthigen geiſtlichen Dienſte zu verſehen, während der Biſchof und ſein Capitel ſich nach Siena begeben, die Advocaten, Magiſtrate u. ſ. w. ſich beim Herannahen der Hundstage nach einem kleinen etwa acht Stunden entfernten Dorfe in den Bergen, Namens Scanſano, flüchten, wo die Luft vollkommen rein iſt. Man nannte mir jedoch auch manche Leute, welche die Stadt wohl verlaſſen könnten, es aber doch nicht thun. Unter denen, welche Jahr um Jahr der Malaria und all' ihrer Brut von Fiebern, Rheumatismen und Waſſerſuchten trotzen, befindet ſich vor allen die vortreffliche Wirthin des bequemen Gaſthofes. Der Alterthumsforſcher Dennis rühmt La Palandri, die Perle aller Wirthinnen, als eine Frau, die über 60 Jahre ununterbrochen in fortdauernder guter Geſundheit in Groſſeto gelebt habe. Er wohnte hier im J. 1844, und jetzt im Winter 1853/54 iſt La Palandri ſo geſund, fürchtet die Malaria ſo wenig, und ihr Gaſthof iſt ſo vortrefflich wie je.

Die Poeſie der celtiſchen Racen.

(Schluß.)

Das Intereſſe der Mabinogion liegt nicht bloß darin, daß ſie uns einen Einblick in den epiſchen Geiſt der celtiſchen Race gewähren, ſondern namentlich in dem Einfluß, den dieſe Form der Erzählung auf den Continent ausgeübt hat, indem ſie im 13ten Jahrhundert die Poeſie Europa's umgeſtaltete und das Wunder verwirklichte, daß die Schöpfungen einer halb bezwungenen Race auf die Einbildungskraft des Continents in ſo ausgezeichnetem Maaße eingewirkt haben.

Wenige Helden verdanken der Wirklichkeit weniger, als Arthur. Seine Zeitgenoſſen, Gildac und Aneurin ſprechen gar nicht von ihm, Beda kennt ihn nicht einmal dem Namen nach, bei Taliesin und Liwarch Hen erſcheint er nur in zweiter Linie. In Nennius dagegen, der um 850 lebte, iſt die Legende bereits vollkommen entwickelt: Arthur iſt bereits der Vertilger der Sachſen und das Oberhaupt eines Heers von Königen, der nie eine Niederlage erfahren, nach Jeruſalem zieht, um das Muſter des wahren Kreuzes zu holen u. ſ. w. Endlich in Geoffroy von Monmouth iſt die epiſche Schöpfung vollendet: Arthur herrſcht über die ganze Welt, er erobert Irland, Norwegen, Gascogne, Frankreich, das er dem Tribunen Flotto entreißt, Rom, das er dem Lucius Tiberius abnimmt trotz des Widerſtandes des Senators Porſenna. Er gibt zu Caerleon ein Tournier, dem alle Könige der Erde anwohnen, er ſetzt 30 Kronen auf ſein Haupt, und läßt ſich als Herrſcher der Welt anerkennen. Es iſt ſo wenig glaublich, daß ein kleiner König des 6ten Jahrhunderts, den ſeine Zeitgenoſſen kaum bemerkten, in der Nachwelt zu einer ſo koloſſalen Größe angewachſen ſey, daß mehrere Kritiker annehmen, der Arthur der Sage und der unbekannte Häuptling dieſes Namens hätten gar nichts mit einander gemein, der Sohn Uther Pendragons und der Göttin Ceridwen ſey ein ganz ideeller Held, ein Ueberreſt der alten kymriſchen Mythologie. Und in der That finden wir in den Symbolen des Neudruidismus, d. h. der aus dem Druidismus entſprungenen Geheimlehre, die ſich bis ins Mittelalter herein unter der Form einer Freimaurerei fortſetzte, Arthur in ein göttliches Weſen umgewandelt und eine rein mythologiſche Rolle ſpielend. Wenn hinter der Fabel eine Wirklichkeit ſich birgt, ſo muß man mindeſtens geſtehen, daß die Geſchichte uns keinen Aufſchluß bietet. Die Entdeckung von Arthurs Grab auf der Inſel Avalon im J. 1189 iſt ohne Zweifel eine Erfindung der normanniſchen Politik, wie man auch im J. 1283, demſelben Jahr, in welchem Eduard I die Reſte der walliſiſchen Unabhängigkeit unterdrückte, ſehr zur rechten Zeit ſein Diadem auffand, das man mit den andern Juwelen der Krone Englands vereinigte.

Man erwartet natürlich in den Mabinogion Arthur als den Repräſentanten der celtiſchen Nationalität dargeſtellt zu ſehen, wie in Nennius, als ſiegreichen Anführer der beſiegten Celten gegen die Sachſen. Dem iſt aber nicht alſo: Arthur zeigt in den Mabinogion nicht den Charakter eines Nationalhelden; ſeine Rolle beſchränkt ſich darauf die Helden um ſeine Tafelrunde zu ſammeln, die Ordnung ſeines Palaſtes und die Geſetze ſeines Ritterordens aufrecht zu erhalten. Er iſt allzu ſtark, als daß jemand daran denken könnte ihn anzugreifen. Er iſt der Karl der Große der carlovingiſchen Romane, der Agamemnon Homers, eine der neutralen Perſonen, die nur dazu dienen, die Einheit des Gedichts herzuſtellen. Der Gedanke des Kampfes gegen den Fremdling, der Haß gegen den Sachſen erſcheint nicht ein einziges Mal. Die Helden der Mabinogion haben kein Vaterland: jeder kämpft nur, um ſeine perſönlichen Vorzüge zu zeigen und aus Abenteuerluſt, aber nicht um eine nationale Sache zu vertheidigen. Das Celtenland iſt die Welt, man nimmt gar nicht an, daß es außerhalb derſelben andere Völker gebe.

Durch dieſen allgemeinen und ideellen Charakter hat die Arthurſage einen ſo erſtaunlichen Einfluß auf die europäiſche Poeſie ausgeübt. Wäre Arthur nur der mehr oder minder glückliche Vertheidiger eines kleinen Landes geweſen, ſo hätten ihn nicht alle Völker aufgenommen, ſo wenig als den Marco der Serben oder den Robin Hood der Sachſen. Der Arthur, der die Welt verlockte, iſt das Haupt eines Ordens der Gleichheit, wo alle ſich an dieſelbe Tafel ſetzen, und der Menſch nur im Verhältniß zu ſeiner Tapferkeit und ſeinen natürlichen Anlagen gilt. Um das Schickſal einer unbekannten Halbinſel kümmerte ſich die Welt nicht; was dieſe verlockte, war der ideelle Hof, wo Gwenhwyvar (Ginevra) den Vorſitz führte, wo um die monarchiſche Einheit die Blüthe der Helden ſich ſammelte, wo die Damen, eben ſo keuſch als ſchön, nur nach den Geſetzen des Ritterthums liebten, wo die Zeit verfloß mit Anhörung von Erzählungen und der Erlernung feiner Sitte. Hierin liegt der Zauber dieſer Tafelrunde, um welche das Mittelalter alle ſeine Ideen von Heldenthum, Schönheit, Keuſchheit und Liebe gruppirte. Durch die Enthüllung des Ideals einer feinen Geſellſchaft vor den Augen einer barbariſchen Zeit hat ein an dem Ende der Welt vergeſſener Stamm ſeine Helden Europa auferlegt, und im Gebiet der Einbildungskraft und Empfindung eine in der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes vielleicht beiſpielloſe Revolution bewirkt.

Wenn man die europäiſche Literatur vor der Einführung der kymriſchen Romane auf dem Continent mit dem vergleicht was ſie geworden iſt, ſeit die Trouvères aus den kymriſchen Quellen zu ſchöpfen begannen, ſo erkennt man ohne Mühe, daß ein neues Element in die poetiſche Auffaſſung der chriſtlichen Völker gekommen iſt und ſie weſentlich modificirt hat. Das carlovingiſche Gedicht geht durch ſeine Auffaſſung und die Motive, die es in Bewegung ſetzt, nicht aus der claſſiſchen Art und Weiſe heraus: der Menſch handelt nach ganz ähnlichen Beweggründen, wie in der griechiſchen Epopöe. Das vorzugsweiſe romantiſche Element, das Abenteuer, das Hinreißen der Einbildungskraft, die den celtiſchen Krieger unaufhörlich nach dem Unbekannten ſtreben läßt, dieſer zum Lebensſyſtem umgewandelte Kampf iſt noch nicht zum Durchbruch gekommen. Roland unterſcheidet ſich von den Helden Homers nur durch ſeine Rüſtung, dem Herzen nach iſt er ein Bruder von Ajax oder Achill. Parceval dagegen gehört einer andern Welt, die durch einen Abgrund von derjenigen geſchieden iſt, in welcher ſich die Helden des Alterthums bewegen. [1]

Die wunderbare Umgeſtaltung der Poeſie bewirkten aber die kymriſchen Romane namentlich durch die gegen die vorherige Härte

[1] Dieſe Auffaſſung wird wohl manchen Widerſpruch erregen, denn namentlich das Abenteuerſuchen lag tief im germaniſchen Charakter. Wie das von aller Realität losgeriſſene Luftgebäude des Arthurhofs entſtand, darüber enthalten wir uns jedes Urtheils; die celtiſche und deutſche Sagengeſchichte iſt noch zu wenig erforſcht. A. d. U.

und Strenge gänzlich veränderte Auffaſſung des weiblichen Charakters. Es war wie ein elektriſcher Funke: in wenigen Jahren war der Geſchmack Europa's umgeſtaltet. Faſt alle Frauengeſtalten, welche das Mittelalter kannte, Ginevra, Iſolde, Enide ſind vom Arthur-Hof. In den carlovingiſchen Gedichten iſt die Frau nichts, ohne beſtimmten Charakter und Individualität; die Liebe iſt roh, wie im Roman von Fierabras, oder kaum angedeutet, wie im Rolandslied. In den Mabinogion dagegen gehört die Hauptrolle ſtets den Frauen. Die ritterliche Galanterie, die es zum höchſten Glück des Kriegers macht, einer Frau zu dienen und ihre Achtung zu gewinnen, der Glaube, daß die ſchönſte Anwendung der Stärke die iſt, die Schwäche zu retten und zu rächen, alles das iſt in hohem Grade celtiſch, oder hat wenigſtens zuerſt ſeinen Ausdruck bei den celtiſchen Völkern gefunden. Einer der auffallendſten Züge in den Mabinogion iſt die Zartheit des weiblichen Gefühls. Alle Dienſte werden den Rittern von Frauen geleiſtet: dieſe empfangen ſie am Schloß, waſchen ihnen Kopf und Geſicht, entwaffnen ſie nach der Rückkehr von ihren Abenteuern, rüſten ihr Pferd, verbinden ihre Wunden, bereiten ihr Lager und ſchläfern ſie mit Geſängen ein. Nach dem älteſten walliſiſchen Geſetz iſt eines der erſten Hofämter dasjenige des jungen Mädchens, das die Füße des Königs, wenn er ſaß, in ſeinem Schooß halten ſollte. Bei allem dem kommt niemals eine Leichtfertigkeit, ein rohes Wort vor, und die Naivetät dieſer reizenden Erzählungen macht es durchaus unwahrſcheinlich, daß dabei ein Hintergedanke ſtattfände. Der Eifer der Ritter, die Ehre der Damen zu vertheidigen, iſt ein zotenhafter Euphemismus nur bei den franzöſiſchen Nachahmern geworden, welche die jungfräuliche Schamhaftigkeit der kymriſchen Romane in eine freche Galanterie umwandelten, ſo daß dieſe im Original ſo keuſchen Werke zum Scandal des Mittelalters wurden, kirchlichen Tadel hervorriefen und der Gedanke von Unſittlichkeit daran ſich knüpfte, wie dieß jetzt noch für manche Perſonen mit dem Namen Roman der Fall iſt. Allerdings iſt das Ritterthum eine zu complicirte Thatſache, als daß man glauben könnte, es ſey aus Einer Quelle entſproſſen. Gewiß aber iſt der Gedanke, die Achtung einer Frau als den höchſten Zweck der menſchlichen Thätigkeit aufzufaſſen, und die Liebe zum oberſten Grundſatz der Sittlichkeit zu machen, nicht antik und eben ſo wenig germaniſch. Findet man in der Edda und in den Nibelungen, unter den furchtbaren Ausbrüchen der Selbſtſucht und Rohheit, den Keim dieſes Geiſtes der Aufopferung, der reinen Liebe, welche den Grund des Ritterthums ausmacht?

Die Einführung der kymriſchen Romane in die Strömung der europäiſchen Literatur bewirkte in der Art, das Wunderbare aufzufaſſen und anzuwenden, eine nicht minder tiefe Revolution. In den carlovingiſchen Gedichten iſt das Wunderbare noch ſchüchtern und ſchließt ſich dem chriſtlichen Glauben an; das Uebernatürliche wird unmittelbar durch Gott und ſeine Abgeſandten bewirkt. Bei den Kymris dagegen liegt das Wunderbare in der Natur ſelbſt, in ihren verborgenen Kräften, in ihrer unerſchöpflichen Fruchtbarkeit; hier iſt es ein geheimnißvoller Schwan, ein weiſſagender Vogel, eine plötzlich erſcheinende Hand, ein Rieſe, ein ſchwarzer Wüthrich, ein magiſcher Nebel, ein Drache, ein Schrei, den man hört, und der durch Schrecken tödtet u. dgl.; nichts von der monotheiſtiſchen Auffaſſung, wo das Wunderbare nur ein Wunder, ein Abgehen von den gewöhnlichen Geſetzen iſt. Ebenſo wenig finden ſich hier die das Leben der Natur perſonificirenden Weſen, welche den Grund der indiſchen und griechiſchen Mythologie bilden. Hier iſt der Naturalismus vollſtändig, der Glaube an das Mögliche unbegränzt, es gibt unabhängige Weſen, welche die Grundlage ihrer geheimnißvollen Macht in ſich ſelbſt tragen, eine Idee, die dem Chriſtianismus ganz zuwider iſt, der in ſolchen Weſen nothwendig nur gute oder böſe Geiſter ſieht. Dieſe ſeltſamen Weſen werden darum auch als völlig außerhalb der Kirche ſtehend dargeſtellt, und wenn der Ritter der Tafelrunde ſie beſiegt hat, befiehlt er ihnen, Ginevra zu huldigen und ſich taufen zu laſſen.

In dieſem rein naturaliſtiſchen Wunderweſen intereſſirt ſich die Natur ſelbſt bei der Handlung und tritt handelnd auf, das große Geheimniß des Schickſals entſchleiert ſich durch die geheime Verſchwörung aller Weſen, wie in Shakeſpeare und Arioſt. Es wäre merkwürdig zu erforſchen, was Celtiſches an dem erſtern dieſer Dichter iſt, Arioſt iſt vorzugsweiſe celtiſcher Dichter: alle ſeine Maſchinerie, ſeine Motive, alle Schattirungen des Gefühls, alle ſeine Frauengeſtalten und Abenteuer ſind den celtiſchen Romanen entlehnt. So wird man die geiſtige Rolle dieſes kleinen Stammes begreifen, welcher der Welt den Arthur, die Ginevra, den Lancelot, Perceval, Merlin, den h. Brandan, den h. Patrick, faſt alle dieſe Sagenkreiſe des Mittelalters gegeben hat, und iſt es nicht ein ſeltſames Geſchick, daß einige Nationen allein das Recht haben, der Welt ihre Helden zu liefern? Noch ſeltſamer iſt es, daß die Normannen, d. h. von allen Völkern dasjenige, welches vielleicht am wenigſten mit den Celten ſympathiſirte, den Ruf der celtiſchen Fabeln verbreitet haben. Geiſtvoll und nachahmend wurde der Normanne allenthalben vorzugsweiſe der Repräſentant des Volks, dem er ſich zuerſt mit Gewalt aufgedrungen. Franzoſe in Frankreich, Engländer in England, Italiener in Italien, Ruſſe in Nowgorod, vergißt er ſeine eigene Sprache, um die des beſiegten Volkes zu reden und der Dolmetſcher ſeines eigenthümlichen Geiſtes zu werden. Der ſo lebendig ausgeſprochene Charakter der celtiſchen Romane mußte Eindruck machen auf Menſchen, die ſo leicht fremde Ideen auffaßten und ſich aneigneten. Die erſte Bekanntmachung der celtiſchen Sagen geſchah durch die lateiniſche Chronik Geoffroy's de Monmouth im Jahre 1140 unter den Auſpicien Roberts von Gloceſter, eines natürlichen Sohnes Heinrichs I. Heinrich II fand Geſchmack an denſelben Erzählungen, und auf ſeine Veranlaſſung ſchrieb Robert Wace um das Jahr 1160 in franzöſiſcher Sprache die erſte Geſchichte Arthurs, und öffnete die Bahn, die nach ihm ein Schwarm von Nachahmern, Provençalen, Franzoſen, Italiener, Spanier, Engländer, Skandinavier, Griechen, Georgier u. ſ. w. betraten.

Der Sitz dieſer Poeſie iſt durchaus das Land Wales: Orte, Genealogien, Gewohnheiten, alles iſt walliſiſch. Dieſem Lande muß man die Initiative der romantiſchen Schöpfung zuſchreiben, hier allein hat ſich der Geiſt der celtiſchen Völker in authentiſchen, vollſtändigen Werken ausgebildet. Dieß wird noch klarer hervortreten, wenn wir einen Blick auf die bardiſche und kirchliche Literatur Cambriens werfen, und nach ſeinen Sagenerzählern auch ſeine Dichter und ſeine Heiligen betrachten.

Wenn man in der Geſchichte der celtiſchen Stämme den Zeitpunkt beſtimmen will, von dem man ausgehen muß, um ihre geiſti-

gen Schöpfungen zu beurtheilen, ſo wird man nothwendig ins ſechste Jahrhundert zurückgeführt. Die Racen haben faſt immer eine beſtimmte Zeit, in der ſie aus der naiven Anſchauung zur Reflexion übergehen, wo ſie zum erſtenmal alle bisher verſchloſſenen Schätze ihrer Natur am Licht des Tages entfalten. Dieſer poetiſche Augenblick des Erwachens und der erſten Thätigkeit war für die celtiſchen Stämme das ſechste Jahrhundert. Das noch junge Chriſtenthum hat den Nationalcultus noch nicht erſtickt, der Druidismus vertheidigt ſich in ſeinen Schulen und ſeinen heiligen Orten; der Kampf gegen die Fremden, ohne den ein Volk niemals zum vollen Bewußtſeyn ſeiner ſelbſt gelangt, hat den höchſten Grad von Lebhaftigkeit erreicht. Das ſechste Jahrhundert iſt das Zeitalter aller populär gebliebenen Helden, aller charakteriſtiſchen Heiligen der celtiſchen Kirche; es iſt das große Zeitalter der bardiſchen Literatur, das durch die Namen von Taliesin, Aneurin und Liwarch Hen verherrlicht iſt. Wer den Kopf dazu ſchüttelt, wenn man dieſe halb fabelhaften Namen als hiſtoriſch betrachtet, und wer die bis auf uns gelangten Gedichte nicht als authentiſch betrachten will, dem antworten wir, daß hierüber kein Zweifel mehr möglich iſt, daß die Einwürfe Schlegels gegen Fauriel vor den Forſchungen einer klaren, unparteiiſchen Kritik verſchwunden ſind.[1] Dießmal hat, eine ſeltene Ausnahme, der Zweifel Unrecht gehabt. Das ſechste Jahrhundert iſt in der That für die celtiſchen Völker ein hiſtoriſches Jahrhundert. Wir kennen dieſe Epoche ihrer Geſchichte ſo genau und ſicher, als das griechiſche oder römiſche Alterthum. Allerdings haben die Barden bis auf eine ziemlich neue Zeit fortgefahren, unter den populär gewordenen Namen Taliesin, Aneurin und Liwarch Hen Gedichte zu machen, aber eine Verwechſelung dieſer faden rhetoriſchen Uebungen und der ächten Bruchſtücke, welche die Namen dieſer Dichter tragen, Bruchſtücke voll von perſönlichen Zügen, localen Umſtänden, individuellen Leidenſchaften und Gefühlen, iſt gar nicht möglich.

Der Gegenſtand der Bardenpoeſie des 6ten Jahrhunderts iſt einfach und ausſchließlich heroiſch; Patriotismus und Ruhm ſind die großen Motive, alle zartern Gefühle fehlen gänzlich, von Liebe iſt keine Spur darin, ebenſo wenig eine beſtimmte religiöſe Idee, nur ein vager, naturaliſtiſcher Myſticismus, der Ueberreſt der druidiſchen Lehre, und eine in Tiraden ausgedrückte Moralphiloſophie, wie man ſie in der halb bardiſchen, halb chriſtlichen Schule des h. Cadoc lehrte.[2] Die Oppoſition des Bardismus gegen das Chriſtenthum zeigt ſich in einer Menge origineller und rührender Züge. Die Milde und Zähigkeit des celtiſchen Charakters können allein erklären, wie eine ſo offenkundige Ketzerei ſich neben dem herrſchenſchenden Chriſtenthum erhielt, und wie heilige Männer, z. B. Kolumkill, die Vertheidigung der Barden gegen die Könige, welche ſie unterdrücken wollten, übernehmen konnten. Vermittelſt dieſer Toleranz dauerte der Bardismus fort bis tief ins Mittelalter herein, als geheime Lehre mit einer Sprache, worin einzelnen Worten beſondere Bedeutungen beigelegt wurden, und mit Symbolen, die faſt alle der Sonnengottheit Arthurs entlehnt waren. Dieſe Auflehnung der männlichen Gefühle des Heldenthums gegen das überſtrömende weibliche Gefühl in dem neuen Cultus iſt ein ſehr merkwürdiges Schauſpiel. Dieſe alten Repräſentanten der celtiſchen Geſellſchaft empört der ausſchließliche Triumph des friedlichen Geiſtes, dieſe in Leinwand gekleideten, pſalmenſingenden Leute mit trübſeliger Stimme, welche das Faſten predigen und die Helden nicht mehr kennen. Die Abneigung, welche das Volk von Armorica den Zwergen und Korigans gegen das Chriſtenthum zuſchreibt, hängt gleichfalls mit der Erinnerung an den Widerſtand zuſammen, den die Verkünder der chriſtlichen Lehre anfangs erfuhren. Die Korigans ſind nach der Anſicht der bretagniſchen Bauern große Fürſtinnen, welche das Chriſtenthum nicht annehmen wollten, als die Apoſtel nach der Bretagne kamen. Sie haſſen die Geiſtlichkeit und die Kirchen, fliehen beim Klang der Glocken, und fürchten namentlich die heilige Jungfrau, denn dieſe hat ſie von den Quellen verjagt; wer ſie am Sonnabend, dem ihr geweihten Tage, ihre Haare ſtrählen oder ihre Schätze zählen ſieht, iſt ſicher des Todes. Auch die Zwerge lieben weder den Sonnabend noch den Sonntag; an dieſen Tagen ſieht man ſie Schändliches begehen am Fuße der Kreuze, und an den Kreuzwegen tanzen, indem ſie ſich an der Hand halten.

Abgeſehen von dieſem Widerſtand, den die chriſtliche Milde in denjenigen Claſſen zu überwinden hatte, deren Anſehen durch die neue Ordnung der Dinge litt, waren die celtiſchen Racen durch ihr Naturell dem Chriſtenthum, das ſich vorzugsweiſe an die demüthigen Empfindungen der menſchlichen Natur wendet, ſehr geneigt, und dieſes fand hier wohl vorbereitete Schüler. Darum hat auch die neue Religion wunderſchnell bei dieſen Völkern Eingang gefunden. Armorica und Irland zuſammen zählen kaum zwei oder drei Märtyrer, und ſie müſſen, um ihre Anzahl zu vermehren, diejenigen dazu nehmen, welche bei den angelſächſiſchen und normaniſchen Einfällen fielen. Hier zeigt ſich in ſeiner ganzen Bedeutung der tiefe Unterſchied zwiſchen der celtiſchen und germaniſchen Race. Die Germanen erhielten das Chriſtenthum erſt ſpät und widerwillig, aus Berechnung oder mit Gewalt, nach blutigem Widerſtand und furchtbaren Aufſtänden. Das Chriſtenthum war in mehrfacher Beziehung ihrer Natur zuwider, und man begreift die Klagen der reinen Germaniſten, die noch jetzt dem Chriſtenthum vorwerfen, daß es ihre männlichen Vorfahren verderben habe. So war es nicht mit den celtiſchen Völkern; dieſe kleine ſchwache Race war von Natur chriſtlich, das Chriſtenthum wandelte ſie nicht um, nahm ihr nichts von ihren Eigenſchaften, ſondern vervollkommnete dieſe. Man vergleiche die Legenden über die Einführung des Chriſtenthums in beiden Ländern, die Kriſtna-Saga z. B. mit den reizenden Legenden von Lucius und St. Patrick. In Island ſind zufällig bekehrte Seeräuber die erſten Apoſtel: ſie leſen bald die Meſſe, bald hauen ſie ihre Feinde nieder, bald greifen ſie wieder zu ihrem ehemaligen Gewerbe, alles geſchieht nach Umſtänden, ohne wahren Glauben. In Irland und in der Bretagne wirkt die Gnade durch die Frauen, durch einen gewiſſen Reiz der Reinheit und Milde. Der Aufſtand der Germanen ward nie ganz erſtickt, nie vergaßen ſie die erzwungene Taufe und die Unterſtützung der Miſſionäre Karls durch das Schwert bis zu dem Tage, wo der Germanismus ſich rächte, und Luther nach ſieben Jahrhunderten das Seitenſtück zu Wittekind bildet. Die Celten dagegen waren ſeit dem dritten Jahrhundert vollſtändig Chriſten. Für die Germanen

[1] Das gilt indeß nicht von der Sprache dieſer Gedichte. Bekanntlich hat das Mittelalter, dem jede archäologiſche Idee fremd war, die Texte in dem Maaße, als man ſie abſchrieb, verjüngt, und ein Manuſcript in gewöhnlicher Sprache zeugt gewöhnlich nur für die zeitgenöſſiſche Sprache des Copiſten.

[2] Dieſer, einer der bedeutendſten Lehrer der celtiſchen Kirche, gehört Armorica und Wallis gemeinſam an.

war das Chriſtenthum lange Zeit nichts als eine römiſche, ihnen von außen her auferlegte Einrichtung, und nur ſchwer bildete ſich eine nationale Geiſtlichkeit. Bei den Celten dagegen kam das Chriſtenthum nicht aus Rom, ſie erhielten es aus erſter Hand, und hatten ihre eigene Geiſtlichkeit und ihre eigenen Gebräuche. Ueberall ſonſt fußte das Chriſtenthum auf die griechiſche oder römiſche Civiliſation als erſte Grundlage, hier fand es einen neuen und ſehr empfänglichen Boden.

Wenige Kirchen haben ein ſo reines Ideal chriſtlicher Vollkommenheit dargeboten, wie die celtiſche im 6, 7 und 8ten Jahrhundert. Nirgends wurde vielleicht Gott mehr im Geiſt angebetet, als in den großen Mönchsſtädten von Iona, Bangor, Clonard, Lindisfarne. Die wahre Sittlichkeit, die Naivität und der Reichthum der Erfindung, welche die Legenden der bretagniſchen und iriſchen Heiligen auszeichnet, ſind wahrhaft bewundernswerth. Keine Race hat das Chriſtenthum mit ſo viel Originalität aufgenommen, und indem ſie ſich dem allgemeinen Glauben unterwarf, ſo hartnäckig ihre Nationalphyſiognomie bewahrt. In der Religion wie in allem andern haben die Celten die Iſolirung geſucht, und, überzeugt das Chriſtenthum aus erſter Hand erhalten zu haben, wollten ſie nicht gern mit der übrigen Welt ſich vereinigen. Daher der lange Kampf der bretagniſchen Kirchen gegen die römiſchen Anſprüche, ein Kampf, den Aug. Thierry vortrefflich geſchildert hat; daher die Unbeugſamkeit Columbans und der Mönche von Iona, welche ihre Gebräuche und Einrichtungen gegen die ganze Kirche vertheidigten; daher endlich die falſche Stellung der celtiſchen Racen, als dieſe große, immer mehr um ſich greifende Macht ſie auf allen Seiten umrungen hatte. Auch iſt die bedeutende Originalität des celtiſchen Chriſtenthums noch heut zu Tage lange nicht verwiſcht. Die Bretagne in Frankreich hat zwar den Rückſtoß der Revolutionen, welche der Katholicismus auf dem Continent erfuhr, gleichfalls gefühlt, iſt aber doch noch jetzt einer derjenigen Theile der Bevölkerung, bei welchem das religiöſe Gefühl am meiſten Unabhängigkeit bewahrt hat. Irland bewahrt noch in ſeinen entlegenen Provinzen, z. B. in Galloway, ganz beſondere Cultusformen, die ſich mit nichts anderm in der Chriſtenheit vergleichen laſſen. Der Einfluß des modernen Katholicismus, ſonſt den Nationalgebräuchen ſo verderblich, hat hier durch die Nothwendigkeit, eine Stütze gegen den Proteſtantismus in der Anhänglichkeit an locale durch die Zeit geheiligte Gebräuche zu finden, eine ganz entgegengeſetzte Wirkung gehabt.

Das Gemälde dieſer chriſtlichen Inſtitutionen, die von denen des übrigen Occidents ſo durchaus abweichen, dieſes manchmal ganz ſeltſamen Cultus, dieſe Heiligenlegenden, die einen ſo tiefen Stempel der Nationalität tragen, dieß iſt es, was die Schriften über die kirchlichen Alterthümer von Irland, Wales und Armorica ſo intereſſant macht. Keine Heiligengeſchichte iſt ſo ausſchließend national, bis zum 12ten Jahrhundert hatten die celtiſchen Völker ſehr wenig fremde Heilige in ihr Martyrologium aufgenommen, und keines enthielt ſo viel mythologiſche Elemente. Das celtiſche Heidenthum bot der neuen Lehre ſo wenig Widerſtand, daß die Kirche ſich nicht veranlaßt ſah, gegen dasſelbe mit der Strenge aufzutreten, die ſie anderswo gegen die mindeſten Spuren von Mythologie entfaltete. Die ſorgfältige Abhandlung von W. Rees über die „Heiligen des Landes Wallis", die des John Williams, eines ſehr unterrichteten Geiſtlichen der Diöceſe St. Aſaph, „über die kirchlichen Alterthümer der Kymris" geben einen hinreichenden Begriff, welch großes Intereſſe eine vollſtändige und gründliche Geſchichte der celtiſchen Kirchen vor ihrem völligen Uebergang in die römiſche bieten würde. Man könnte noch das neuerdings wieder aufgelegte gelehrte Werk von Dom Lobineau „über die Heiligen der Bretagne" hinzufügen, wenn nur die Halbkritik des guten Benedictiners nicht die naiven Legenden ſo übel zugerichtet hätte.

Irland namentlich mußte in jenen fernen Jahrhunderten eine ganz abſonderliche religiöſe Phyſiognomie zeigen, welche höchſt originell ſich darſtellen müßte, wenn die Geſchichte ſie ganz entſchleiern könnte. Sieht man im 6., 7. und 8ten Jahrhundert dieſe Legionen von iriſchen Heiligen, die den Continent überſchwemmen, völlig canoniſirt aus ihrer Inſel anlangen, und ihre volle Hartnäckigkeit, ihre Anhänglichkeit an alte Gebräuche und ihren ſcharfen Geiſt mitbringen; erwägt man, daß bis zum 12ten Jahrhundert die Schotten — dieß iſt der Name den man den Irländern gab — als Lehrer der Grammatik und Literatur im ganzen Occident dienten, ſo iſt gar nicht zu zweifeln, daß Irland in der erſten Hälfte des Mittelalters der Schauplatz einer eigenthümlichen religiöſen und mönchiſchen Bewegung geweſen ſeyn muß. Leichtgläubig wie ein Kind, ſchüchtern, indolent, fügſam konnte der Irländer allein ſich mit jener gänzlichen Selbſtentſagung in die Gewalt ſeines Abts hingeben, wie wir es in der Geſchichte und in den Legenden der iriſchen Kirche finden. Einem Volk gegenüber, das nur durch die Einbildungskraft und die Sinne lebte, glaubte die Kirche ſich nicht veranlaßt, gegen die Launen der religiöſen Phantaſie ſehr ſtrenge aufzutreten, ſie ließ dem Volksinſtinct ſeine Freiheit, und daraus entſprang die vielleicht am meiſten mythologiſche und den Myſterien des Alterthums ähnlichſte Form, welche die Jahrbücher des Chriſtenthums darbieten.

Die Legende des H. Brandan iſt ohne Widerſpruch das ſeltſamſte Erzeugniß dieſer Verbindung des celtiſchen Naturalismus mit dem chriſtlichen Spiritualismus. Die Neigung der iriſchen Mönche zu Seezügen durch den ganz mit Klöſtern bevölkerten Archipel des ſchottiſchen und iriſchen Meeres, [1] die Erinnerungen an noch weitere Fahrten in den Polarmeeren lieferten den Rahmen zu dieſem ſeltſamen, an Localeindrücken ſo reichen Werke. Plinius berichtet ſchon, daß zu ſeiner Zeit die Celten ſich aufs offene Meer hinauswagten, um unbekannte Inſeln aufzuſuchen; Letronne hat bewieſen, daß im J. 795, 65 Jahre vor den Normännern, iriſche Mönche nach Island kamen, und ſich am Ufer niederließen. Die Normänner fanden dort iriſche Bücher und Glocken, und eine Menge Ortsnamen zeugen noch für den Aufenthalt dieſer Mönche, die man Papä (Väter) nannte. Auf den Faröern, den Orkaden, den Shetland-Inſeln, kurz an allen Ufern der nördlichen Meere trafen die Skandinavier ſchon dieſe Papä, deren Sitten mit den ihrigen einen ſo ſeltſamen Contraſt bildeten. Sahen ſie nicht vielleicht auch das große Land, das Columbus, ihren Sagen folgend, ſpäter wieder

[1] Die iriſchen Heiligen bedeckten ganz wörtlich die weſtlichen Meere. Eine ſehr große Anzahl bretagniſcher Heiligen, und zwar gerade die berühmteſten, St. Tenenan, St. Renan u. ſ. w. ſind ausgewanderte Irländer. Die bretagniſchen Legenden von St. Malo, St. David, St. Pol de Leon ſind voll von ähnlichen Reiſen nach den fernen Inſeln des Weſtens.

auffand? Gewiß iſt nur, daß die Sagen einer von einem großen Fluß durchſchnittenen Inſel im Weſten Irlands ein Dogma der Geographen des Mittelalters war. Man erzählt, um die Mitte des 6ten Jahrhunderts ſey ein Mönch von langer Meerfahrt zurückgekehrt und habe im Kloſter Cluainfert die Gaſtfreundſchaft in Anſpruch genommen. Der Abt Brandan bat ihn die Brüder durch den Bericht „von den Wundern Gottes, die er im großen Meer geſehen“ zu erfreuen. Barontus ſprach ihnen von einer in Nebel gehüllten Inſel, auf der er ſeinen Schüler Mernoc gelaſſen; dieß iſt das „gelobte Land,“ das Gott ſeinen Heiligen aufbewahrt. Brandan mit 17 ſeiner Mönche wollte dieß geheimnißvolle Land aufſuchen. Sie beſtiegen eine Barke von Leder, und nahmen nur einen Schlauch voll Butter mit, um die Felle einzuſchmieren. Während 7 Jahren lebten ſie ſo auf ihrer Barke, überließen Gott die Segel und das Steuer, und hielten nur an, um Weihnachten und Oſtern auf dem Rücken des Fiſchkönigs Jasconius zu feiern. Jeder Schritt in dieſer Mönchsodyſſee iſt ein Wunder, jede Inſel ein Kloſter, wo die Bizarrerien einer phantaſtiſchen Natur den Wunderlichkeiten eines ganz idealen Lebens entſprechen. Da ſtößt man auf eine Inſel der Schafe, wo dieſe Thiere ſich nach ihren eigenen Geſetzen regieren; dort iſt das Paradies der Vögel, wo das geflügelte Geſchlecht nach der Mönchsregel lebt, und zu den canoniſchen Stunden die Mette und den Lobgeſang anſtimmt. Brandan und ſeine Gefährten feiern hier Oſtern mit den Vögeln, und bleiben 50 Tage da, bloß genährt durch den Geſang ihrer Gaſtwirthe. Zu einer andern Zeit ſtoßen ſie auf die „köſtliche Inſel“, das Ideal des Mönchslebens mitten in den Wellen. Kein körperliches Bedürfniß macht ſich hier fühlbar, die Lampen zünden ſich von ſelbſt zur h. Meſſe an, und brennen nie aus, es iſt ein Geiſterlicht; völliges Schweigen herrſcht auf der ganzen Inſel; jeder weiß wann er ſterben wird, man fühlt weder Wärme noch Kälte, keine Traurigkeit, keine Krankheit des Körpers oder Geiſtes. Dieß dauert ſeit dem h. Patrick, der dieß alles angeordnet hat. Das „verheißene Land“ iſt noch wunderbarer; hier herrſcht ewiger Tag, alle Kräuter haben Blumen, alle Bäume tragen Frucht. Nur einige bevorzugte Menſchen haben es beſucht; bei ihrer Rückkehr merkt man es an einem Wohlgeruch, den ihre Kleider 40 Tage lang behalten. Mitten unter dieſen phantaſtiſchen Träumen erſcheinen Bilder der Wirklichkeit: das durchſichtige Meer, die Eisfelder und Eisinſeln, die an der Sonne ſchmelzen, die vulcaniſchen Erſcheinungen Islands, die Spiele der Wallfiſche, der ſcharf hervortretende Charakter der norwegiſchen Fjords, die plötzlichen Nebel, die grünen mit Kraut bedeckten Inſeln, die in den Fluthen verſinken. Die phantaſtiſche, ausdrücklich für eine andere Menſchheit geſchaffene Natur, dieſe ſeltſame Topographie, wo Einbildung und Wirklichkeit auf eine verwirrende Weiſe ſich miſchen, machen aus dem Gedicht des heiligen Brandan eine der wunderſamſten Schöpfungen des menſchlichen Geiſtes, und vielleicht den vollſtändigſten Ausdruck des celtiſchen Ideals.

Man begreift leicht, daß dieſe unbeſiegliche Neigung zu Fabeln die celtiſche Race bei ihren Nachbarn ſehr in Mißcredit bringen mußte, und ſelbſt die Bollandiſten mußten dieſe wunderbaren Legenden, denen keine andere Kirche etwas ähnliches an die Seite zu ſtellen hat, als „apokryphe Extravaganzen“ aus ihrer Sammlung ausſchließen. Noch ſchlimmer fuhren natürlich die Celten der Nation gegenüber, die auf ihren geſunden Verſtand am ſtolzeſten iſt. Das arme Irland mit ſeiner alten Mythologie, ſeinem Fegfeuer des h. Patrick [1] und den phantaſtiſchen Reiſen des h. Brandan konnte vor dem anglikaniſchen Puritanismus keine Gnade finden.

Skizzen aus Coſta Rica.

4. Von San Joſe nach dem ſtillen Ocean. — Alajuela. — Der Aguacate. — Der Vulcan Herradura. — San Mattee. — Esparza.

Am 26 Junius verließ ich San Joſe in Begleitung des engliſchen Vicecenſuls Schebel, der einen Ausflug nach Tarcoles am ſtillen Ocean beabſichtigte, und eines jungen deutſchen Kaufmanns, Hrn. Nanne aus Hamburg, welchen Handelsgeſchäfte nach Punta Arenas führten. Es hatte die Nacht zuvor ſtark geregnet, der Morgen aber war ſonnenduftig, die Büſche glänzten luſtig grün und der Himmelsdom zeigte jenes klare tiefe Blau, welches unter den Tropen jeder Regennacht regelmäßig folgt, und bekanntlich der Zone zwiſchen den Wendekreiſen bei einer überaus durchſichtigen Atmoſphäre eigenthümlich iſt. Nur leichte Cirruswölkchen ſchwebten über dem Gipfel des herrlichen Vulcans von Cartago, und ein linder Nordoſt trieb ſie vom Irazu über den langgeſtreckten Waldkegel des Barba hin, wo ſie hängen blieben und gegen Mittag zum drohenden Gewitter ſich geſtalteten.

Wir durchritten das Plateau von San Joſe in ſeiner größten Längenausdehnung. Zu beiden Seiten der Straße nach Alajuela zogen ſich Haciendas mit weißen Häuschen und glänzendgrünen Kaffeebäumen, Piſangpflanzungen, Maisfelder und umzäunte Wieſen hin. Nur am Rande der kleinen Flüſſe, welche im muntern Laufe je nach den Jahreszeiten wildbrauſend oder ſanftmurmelnd durch das Längenthal hinfließen, ſind dieſe Haciendas durch Buſchwald unterbrochen. Ein liebliches Wäldchen dieſer Art bedeckt eine kleine Stunde von San Joſe die Ufer des Rio Virillo und bildet einen der reizendſten Spaziergänge. Am Rande der Landſtraße bilden mexikaniſche Pappeln mit dreieckigen Cactus, Kokotenbäumen, Agaven und verſchiedenerlei Fruchtbäumen die lebendigen Zäune und ſtrotzen in dieſem Monat von friſchem Leben. Dieſe Pappel, die nicht wie die italieniſche ſchlanke Rieſenſäulen bildet, ſondern in beſcheidener Höhe bleibt, iſt einer der wenigen Bäume des Landes, welcher dem Blattfall des Nordens unterworfen und ſein freundliches Laub gewöhnlich bis gegen Ende November verliert. Man erkennt darin den Fremdling, der hier nicht urſprünglich zu Hauſe, ſondern von einer kühlern Region nach dem Aequator verſetzt worden iſt. Er wurzelt hier faſt auf jedem Boden, treibt ſchnell ſeine grünen Reiſer und iſt die bequemſte Heckenpflanze, gedeiht aber in

[1] Aus dieſer im Mittelalter äußerſt berühmten Mythe ſoll nach den Annahmen von Ozanam, Labitte und Wright Dante den Rahmen zu ſeiner „Divina Comedia“ entnommen haben.

der höhern Region beſſer als in der Tiefe. Dieſer fremde Pflanzengaſt, den erſt die Regentage im Mai wieder mit friſchem Laube zieren, contraſtirt mit ſeinen ſchwanken, langſtieligen, leicht beweglichen Blättern gegen die altgrünen, ſtarren und ſteifen Pflanzenformen der Tropen, des Cactus und der Agave, ſeiner Nachbarn, welche nie ihre Farbe wechſeln und mit ihren feinſpitzigen Stacheln, die ſchon zur Zeit des Montezuma den Eingebornen als Stecknadeln dienten, ſelbſt den Vögeln zuwider ſind, die ſich nur ungern darauf niederlaſſen.

Gegen 1 Uhr waren alle Gipfel der Volcanos vom Irazu bis zum Votos mit dräuenden Gewitterwolken umhüllt. Wir ſpornten unſere Maulthiere, um Alajuela noch vor dem Regen zu erreichen. Aber der Nordoſt war flinker, und breitete den finſtern Himmelsmantel bis nach dem waldigen Aguacate aus. Blitze zuckten, Donner krachten und wir wären ohne unſere ſoliden Kautſchukmäntel bis auf die Haut durchaus durchnäßt worden. So kamen wir mit einer oberflächlichen Befeuchtung davon, wurden aber doch für die Saumſeligkeit, die wir des Poſtabgangs wegen von San Joſe gezeigt, empfindlich genug geſtraft. Die Fahrſtraße von San Joſe nach Alajuela iſt ziemlich gut, wenn die Sonne nur einige Stunden Zeit hat den Boden zu trocknen. Bei jedem einfallenden Regen aber wird deſſen lehmichte Oberfläche ſo glatt, daß alte, unſicher gehende Maulthiere mit Bein-, und der Reiter mit Halsbruch bedroht iſt, und man muß dann im Regen nur Schritt für Schritt reiten.

Von Alajuela iſt faſt nichts bemerkenswerthes zu ſagen, als daß es die eigentliche Reſidenz des älteſten deutſchen Anſiedlers in Coſta Rica, Hrn. Barth, des Münzdirectors iſt. Derſelbe bewohnt nur von Amtswegen die Hauptſtadt, und reitet jeden freien Tag nach Alajuela, wo er Haus, Hof, Gütchen, Frau und ein halb Dutzend Kinderchen hat. Dieſer würdige Landsmann nahm uns ſehr gaſtfreundlich auf, und wir ſchliefen hier zum Abſchied für ziemlich lange Zeit auf guten Matrazen in eiſernen Bettſtellen. Der Abend wurde mit Geſprächen über Coſta Rica's Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zugebracht. Herr Barth iſt ein praktiſcher und wohlerfahrener Mann, nicht nur mit ganz geſundem Menſchenverſtand, ſondern auch mit der beneidenswerthen Gabe Peſos zu machen geſegnet. Er kam als armer Bergmann ins Land, und hat jetzt einträgliche Kaffeeplantagen und Potreros mit ſchmuckem Hornvieh. Er hat die Cultur des Landes noch im Keime geſehen, freut ſich jetzt der ſchönen Blüthe und hofft mit dem Beiſtand einiger hunderttauſend kräftigen deutſchen Anſiedlerhände auch die ſchönen Früchte noch zu erleben.

Mit Anbruch des Tages ſtanden unſere Mulas geſattelt. Ich benützte die erſte Frühhelle um das Städtchen zu durchſtreichen. Alajuela hat etwa 2500 Einwohner und iſt der Hauptort eines eigenen Departements. Straßen und Bauart der Häuſer ſind ganz ſo wie Heredia, mit dem es auch einen großen viereckigen, unkrautüberwucherten Platz und eine Kirche mit Thürmen gemein hat. Die Umgebungen ſind ebenſo fruchtbar, und die Manzana ziemlich guten Maisbodens bis zur Entfernung eines halben Stündchens vom Städtchen wird mit 25 bis 30 Peſos bezahlt.

Auf halbem Wege von Alajuela nach la Garita nimmt der Boden ſichtbar an Ertragsfähigkeit ab. Mais und Bohnen werden nur noch ſtellenweiſe gebaut und das meiſte Land iſt dem weidenden Vieh überlaſſen. Gegen Mittag erreichten wir das **Zollhaus** am Rio Grande; eine kurze Strecke zuvor hörten wir dieſen **Fluß** in der Tiefe brauſen, und Herr Nanne machte mich auf einen **Fernblick** nach der Schlucht des Rio aufmerkſam, wo man am **äußerſten** ſüdweſtlichen Horizont bereits die blaue Fläche des **ſtillen** Oceans durch eine ſchmale Felslücke erblickt. Das Zollhaus, la Garita, hat den günſtigſten Standpunkt den ich je zu ſolchem **Zwecke** geſehen. Vom hohen Ufer aus beherrſcht das Auge die **Schlucht** und die Abhänge des gegenüber ſich erhebenden Berges Aguacate. Steile Porphyrklippen fallen vom rechten Ufer beinahe ſenkrecht in das Flußbett. Schmuggler können von keiner Seite die **Schlucht** umgehen oder den Fluß durchwaten, und keine Contrebande iſt **hier** ohne das Einverſtändniß der Zollwächter möglich.

Während die Zollbeamten ein mageres Mittagseſſen für **uns** bereiteten, und mein junger Landsmann aus Hamburg ſich in der bunten Hängematte wiegte, machte ich mit meinem Hammer **einen** Ausflug nach dem Fluſſe. Das Geſtein des mächtigen Felſens, deſſen Spalte hier der Fluß durchrauſcht, iſt ein ſchwarzer Augitporphyr. Die Rollſteine im Rio Grande beſtehen faſt ſämmtlich aus vulcaniſchen Felsarten, untermiſcht mit wenigen Kalkſteinen, aber ohne eine Spur von Quarz, der erſt auf der Weſtſeite des Aguacate vorkommt. Unter den Pflanzen und Inſecten ſammelte ich manche Arten, welche den Umgebungen von San Joſe fehlen.

Die Cultur des Hochthals hat hier ihre äußerſte Gränze erreicht.

Die Fahrſtraße ſteigt jenſeits des Rio Grande gleich ziemlich ſteil empor. Man reitet öfters durch Gehölz und kommt wieder an baumloſe Stellen, wo man das ausgedehnte Plateau in ſeiner ganzen Länge überſieht mit all den ſchönen Bergen, die es umgeben. Am äußerſten öſtlichen Hintergrund trat die mächtige Kegelgeſtalt des Vulcans von Turrialba links vom Irazu hervor. Es war zum erſtenmal, daß ich jenen Vulcan wie auch den zackigen Hauptkamm der Dotaberge im Süden erblickte.

Zwei Leguas (6 engl. Meilen) weſtlich von la Garita liegt das Dörfchen Atenas ziemlich hübſch von Wieſen und Maisfeldern umgeben. Wir ritten ohne Aufenthalt ungeachtet der drückenden Mittaghitze weiter, da wir vor dem Anfang des Gewitters die Paßhöhe des Aguacate zu überſchreiten wünſchten. Eine halbe Stunde oberhalb Atenas führt ein Seitenweg durch den Wald, den wir einſchlugen, da der Hauptweg noch ſchlechter und durch die Karrenräder verdorben war. Gegen 3 Uhr hatten wir die äußerſte Paßhöhe des Gebirgs erreicht. Der Wald war links vom Wege gelichtet, und wir genoſſen einen herrlichen Fernblick nach dem ſtillen Ocean. Jenſeits der grünen Waldterraſſen des Aguacate und der Thalſchluchten der Flüſſe Turrubres, Jeſus Maria und Barranca, lag duftig blau der ſchöne Golf von Nicoya ausgebreitet. Zur Linken im Südweſten erhebt ſich der Doppelkegel des Vulcans von Herradura, der in ſeiner Form viele Aehnlichkeit mit dem Veſuv und der Somma hat, aber bis an den Rand ſeines Gipfelkraters mit dichten Wäldern bedeckt iſt. Man ſoll zuweilen eine dünne Rauchſäule über ſeinem Gipfel ſehen, und ein heftiger Donner läßt ſich in beſtimmten Perioden aus ſeinem Krater hören. Es iſt eine um ſo merkwürdigere Erſcheinung, als dieſe regelmäßigen Detonationen nie von Steinauswürfen oder größern Eruptionen begleitet ſind. Oft macht der alte Feuerberg Pauſen von mehrern Monaten

dann fängt er wieder an ſo laut zu brüllen, daß man ihn ſehr deutlich in San Matteo hört, obwohl die Entfernung in gerader Linie mindeſtens 6 Leguas oder 18 engl. Meilen beträgt. Niemand hat dieſen räthſelhaften Vulcan bis heute beſtiegen. Es iſt nicht die Höhe, ſondern die Dichtigkeit des wegloſen Urwaldes, welche dieſe Beſteigung hier ſo mühſam, ſo ſchwierig und koſtſpielig machen würde.

Wir hatten uns des Fernblicks nur wenige Minuten zu erfreuen. Ein heftiger Nordoſtwind jagte die Schichtenwolken über den Aguacate hin, welche die ganze Hochterraſſe in Nebel einhüllten. Die Temperatur änderte ſich und wurde empfindlich kühl, ohne daß gleichwohl ein Niederſchlag erfolgte. Einige hundert Fuß unterhalb der Paßhöhe fanden wir eine kleine Hacienda, in der noch Zuckerrohr und eine Piſangart (musa sapientum), die mehr Kälte als die ächte Paradiesfeige (musa paradisiaca) verträgt, gepflanzt wurde. Es war die höchſte Stelle, an der ich dieſe Culturpflanzen beobachtet habe, nah bei 6800′ über dem Golf von Nicoya. Man ſteigt an der Weſtſeite des Aguacate faſt noch ſteiler herab, als man von der Schlucht des Rio Grande heraufgekommen. Der Weg war ſtellenweiſe ſehr ſchlecht, doch lange nicht ſo mühſam und bodenlos wie der Weg vom Sarapiqui nach Deſengaño. Je weiter man in die Tiefe hinabſteigt, um ſo freundlicher wird die Landſchaft zu beiden Seiten des Wegs. Der Wald iſt hier an ſehr vielen Stellen gelichtet, und man reitet ſelten eine Viertelſtunde ohne an Landhäuschen mit Piſanggärtchen und Maisfeldern vorüberzukommen. Die Sonne neigte ſich ſchon tief über den Bergen jenſeits des Golfes von Nicoya, als wir den Ort San Matteo erreichten, der kein eigentliches Dorf iſt, ſondern aus zerſtreut liegenden Haciendas beſteht.

Wir nahmen unſer Quartier bei Nicolaus Chaves, in deſſen hölzernem Häuschen die meiſten Durchreiſenden abzuſteigen pflegen. Don Nicolaus Chaves iſt ein kluger, welterfahrner, vielgereiſter Mann, der auch in Europa ſich umgeſehen und in Italien ſich mehrere Jahre aufgehalten hat. Er plauderte mit Vorliebe von Genua und ſeinen Marmorpaläſten; das meinte er, ſey das ſchönſte, was er je geſehen, und die Naturpracht ſeines tropiſchen Vaterlandes Coſta Rica wollte er in Erinnerung an jene Wunderwerke der europäiſchen Cultur kaum als etwas Schönes gelten laſſen. Es klang mir dieſe Sprache ſonderbar aus dem Munde eines Neuſpaniers, beſonders in einer Zeit, wo mein Naturſinn noch ziemlich von dem Anblick der fremdartigen Organismen dieſer warmen Zone berauſcht war. Auch contraſtirte das unſtäte Leben, welches Señor Chaves früher geführt und die Schilderung ſeiner Eindrücke in den Glanzſtädten Italiens ſonderbar genug gegen das ſtille Leben in einer einſamen Waldgegend am Fuße der Cordilleras und gegen die primitive Einfachheit des Holzhäuschens, das er bewohnte. Ganz ſtraflos aber gibt ſich keiner dem Wandern und Schweifen von Jugend an hin. Hr. Chaves, der mit einem hübſchen jungen Weibchen verheurathet war, mußte ſeine frühere Wanderluſt durch häufige Anwandlungen von Unruhe und Unzufriedenheit büßen. Die Zugvogelgewohnheiten befallen faſt jeden ſelbſt in ältern Tagen wieder, wenn er ſich dem Wanderleben lange hingegeben hat. So genügte auch unſerm Wirth nicht das ruhige Wohnen in der ſtillen Landſchaft, und er ſann bereits auf Mittel, ſein Beſitzthum zu verkaufen und in Heredia Handel zu treiben.

Das Häuschen des Señor Nic. Chaves war von Cedernholz, dem gewöhnlichen Baumaterial dieſer Gegend. Ein Vorhöfchen mit einer Steinmauer trennt es von der Landſtraße. Akazien und Orangenbäume erhoben ſich über dem Dach. Hinter dem Hauſe lag ein Gärtchen mit ſehr ſchönen Piſang-, Mango- und Melonenbäumen, unter deren Schatten Ananasſtauden in regelmäßigen Reihen gepflanzt waren. Die langen, ſchmalen Blätter mit Stachelrändern ſchießen üppig empor, biegen ſich und ſinken dann unter dem eigenen Gewicht. Die Ananasfrucht iſt hier nicht nur weit größer, ſondern auch ungleich aromatiſcher und wohlſchmeckender als in den Umgebungen von San Joſe.

Die Bananenbäume haben hier ſelten über ein Dutzend Rieſenblätter, die ſich nach oben kronenartig entfalten. Sie ſind hier nicht nur weit größer, ſondern auch ſchöner grün und beſſer erhalten als auf der Hochebene, wo der Wind die Blätter an vielen Stellen zerreißt. Oberhalb der dunkellilafarbigen Rieſenkrone, die ſich nur ſelten ganz öffnet, wachſen in quirlförmiger Stellung die Früchte in 6, 8 bis 10 Reihen. Eine ſolche Fruchttraube ſoll hier manchmal 30 bis 40 Pfund wiegen. Es gibt wenige Früchte, die an Form und Geſchmack ſo variiren wie die Banane. Der Mangobaum hat einen harten Stamm, rauhe, braungraue Rinde, längliche, ſchmale dunkelgrüne, zugeſpitzte Blätter, die in reicher Fülle wachſen und dichten Schatten werfen. Der Papaia- oder Melonenbaum hat einen holperigen Stamm mit grauer Rinde. Seine gefingerten Blätter ſind an langen Stengeln ſehr zierlich gruppirt, faſt kronartig wie die Palmen und die baumartigen Farrenkräuter, und ſtreben wie dieſe immer lichtſuchend in die Höhe. Die großen Früchte, die den Melonen an Ausſehen und Geſchmack ſo nahe kommen, ſind an kurzen Stielen oben am Stamme dicht an der Blätterkrone befeſtigt.

Die weitern Umgebungen ſind freundlich, eine große Wieſe und Zuckerpflanzung lehnt ſich an den Fuß einer waldigen Anhöhe. An verſchiedenen Stellen tritt durch Humusſchichte und Pflanzendecke ein vulcaniſcher Tuffſtein zu Tage. Man hat von hier eine beſonders hübſche Ausſicht auf den Vulcan von Herradura, und Hr. Chaves erzählte mir viel von den Einzelnheiten dieſes Feuerberges, der eben wieder in redſeliger Laune war, und deſſen dumpfe Donner deutlich durch die Stille der Nacht aus dem ungeheuern Wäldermeer, das uns von ihm trennte, herunterdröhnten.

Wir ſetzten am 28 Junius die Reiſe fort, paſſirten nach zweiſtündigem Ritt die Flüßchen Turrubres und Jeſus Maria, und kamen gegen Mittag in Esparza an. Dieſes Dorf enthält nichts Bemerkenswerthes, bietet aber als älteſte Anſiedlung der Spanier an der Weſtküſte von Coſta Rica ein hiſtoriſches Intereſſe dar. Wir nahmen ein frugales Frühſtück bei einem Eingebornen dicht an dem großen Platze ein. Maisbrod oder Tortillas, Bohnen, Eier und Milch, mitunter auch etwas Hirſchfleiſch, ſind die gewöhnlichen Gerichte, die man hier dem Reiſenden vorſetzt. Der übliche Preis für ein Frühſtück iſt 3 bis 4 Realen, für ein Abendeſſen und Nachtquartier 1 Peſo. Zuweilen weigern ſich die Leute im höflichſten Tone, den Preis für die Bewirthung zu beſtimmen, erwarten aber dann ein um ſo größeres freiwilliges Geſchenk. Eigentliche Wirthshäuſer gibt es nicht, aber in jedem Häuschen kann man nöthigenfalls einkehren und Bewirthung erlangen. In jedem Orte gibt es gewiſſe Häuſer, welche vorzugsweiſe beſtimmt ſind, dem

Reiſenden die Poſada zu geben. Beſondere Bequemlichkeit darf man nicht erwarten, man iſt ſchon froh, wenn man ein erträgliches Bett mit einer Strohdecke ohne Ungeziefer findet. Höflich und dienſtfertig ſind die Leute in der Regel. An eine uneigennützige Gaſtfreundſchaft darf man ſo nahe an der Landſtraße nicht denken. Eine Viertelſtunde weſtlich von Esparza theilt ſich der Weg; die alte Landſtraße führt direct nach einer Furt des Fluſſes Barranca, in deren Nähe eine Brücke gebaut werden ſoll. Man reitet durch einen prächtigen, hochſtämmigen Wald, und ſieht zu beiden Seiten Baumkoloſſe, die hier endlich wieder an die Urwaldmajeſtät am San Juan und Sarapiqui erinnern. Wer den naſſen Ritt durch die Barranca ſcheut, wo ſelbſt an der ſeichteſten Stelle das Waſſer dem Maulthier bis an die Bruſt reicht, der ſchlägt den ſchmalern Waldweg zur Linken ein, wo eine große Uebergangsfähre an Stricken über den Fluß gezogen wird.

Jenſeits der Barranca ſind einige Anſiedlungen, und man reitet von da in einer kleinen Stunde bis an den Strand des ſtillen Oceans, deſſen mächtig toſende Brandung man ſchon in bedeutender Entfernung hört.

Briefe aus dem Weſten.

(Von Arthur Schott.)

Der mittlere Rio Bravo del Norte.

Geologiſch botaniſche Skizze.

Es iſt ſchon eine geraume Zeit, daß ich nicht mehr Zeit und Gelegenheit hatte, mich ſchriftlich an Ihr geehrtes Blatt zu wenden; eben jetzt den Miſſiſippi hinauffahrend und durch ſchlechtes Wetter in den Salon gebannt, habe ich Muße, Ihnen einiges mitzutheilen, was vielleicht den Leſern des Auslands von einigem Intereſſe ſeyn mag.

Kurz nachdem ich das erſtemal vom Rio Bravo del Norte nach Waſhington zurückgekehrt war, erhielt ich Auftrag, abermals an die Ufer jenes mir lieb gewordenen Stroms zurückzugehen, um wieder eine Vermeſſungspartie anzuführen. Das erſtemal hatte ich an dieſem merkwürdigen Bergſtrome die Linie von der Mündung des Rio Bravo bis nach Laredo hinunter beendigt. Dieſer Strich hat, dem Strom gefolgt, eine Länge von etwa 245 engl. Meilen; die zu ſolcher Beſtimmung nöthigen Berechnungen hatte ich bis jetzt noch nicht Zeit zu vollbringen, und darum mag ſich der wiſſenſchaftliche Leſer an dem Ausdruck etwa 245 nicht ſtoßen. Hierüber genauer zu ſeyn, iſt ſelbſt für mich, unter deſſen Obſorge dieſe Linie vermeſſen wurde, noch vor Jahr und Tag nicht möglich, bis alle Compaßbeobachtungen und Kettenlängen mit den aſtronomiſchen Aufnahmen verglichen und corrigirt ſeyn werden. Bis dahin möge dann dem wiſſenſchaftlicheren Leſer die allgemeine Beſtimmung von 245 Meilen genügen. [1] Von dieſer Meilenzahl gehören von der Puercos-Mündung gezählt 60—70 in die Formation des Magneſia- und Muſchelkalks, der größere Reſt aber zieht ſich über die tieferen Schichten der unteren Kreide, meiſtens aus einem in Farbe und Schattirung wechſelnden Grünſand beſtehend; hin und wieder erſcheint auch namentlich an der Mündung von Seitenthälern ein blaun feſter Kalkſtein, der gewöhnlich von ockrigem weichem Sandſtein oder verſchiedenen Mergellagern, auch Thonſchichten über- oder unterlagert oder auch durchſchoſſen iſt. Dieſer blaue Kalk iſt, wenn er nicht dem Oolith ſelbſt angehört, jedenfalls ganz oolithiſcher Natur.

Die ganze Bergbildung der bezeichneten Linien entlang iſt waſſer- und quellenarm, charakteriſtiſch mit der Formation, der ſie angehört. So arm an Waſſer, ſo reich iſt ſie an Verſteinerungen und Foſſilien verſchiedener Art, ſowohl der Maſſe als der Geſchlechter- und Specieszahl nach, Ammoniten, Seeſterne, ein- und doppelklappige Muſcheln, über deren ſyſtematiſche Identität ich übrigens hier noch nichts Beſtimmtes zu ſagen vermag. Einen weiteren Beweis von unterſee'ſcher Bildung dieſes Landſtriches bieten aber außer einigen andern mehr vereinzelt daſtehenden Entdeckungen ſehr ausgedehnte Lager von foſſilen Auſterbänken, zuweilen bloße 3—4 Fuß breite Lager von Breccie, noch häufiger aber die wohl und friſcherhaltenen Gehäuſe ſelbſt aufweiſend. Oft überſchritt ich ſolche Stellen, daß ich mir einbilden konnte als ob ich während der Ebbe am Seegeſtade hinginge. Wohl war es eine Ebbe, welche dieſe urzeitlichen Auſterbänke hier wieder aufgedeckt, aber keine, welcher wieder ſchnell eine Fluth mit dem Umſchwung des Erdballs und unter dem Einfluß des Mondes folgt. Allgemeiner überſichtlicher Betrachtung nach ſtreichen alle Hauptſchichtungen unſeres Landſtriches von SSW nach NNO, mehr oder weniger abweichend gegen SW nach NO; dieſem entſprechend iſt auch der Lauf der Nebenflüſſe und Bäche, durchaus auf dem linken, aber öfters durch andere Einflüſſe unterbrochen auf dem rechten Ufer

[1] Von 10 Generalkarten mag kaum eine im Stande ſeyn, eine durch ſolche Correction ſich ergebende Differenz ſichtbar zu geben.

des Rio Bravo. Dabei formen alle jene Schichtenzüge ſolche Wellenlinien, wie ſie noch heutzutage die auf den Strand laufende Meeresbrandung verurſacht. Es iſt dieß wohl natürlich, da hier wie dort gleiche Urſachen zu Grund liegen. Alle dieſe gigantiſchen Wellenlinien, jetzt Hügellehnen oder Reihen von dünenartig nebeneinander gelagerten Kreiderücken ließen ſich leicht nach den in ihnen vorgefundenen Foſſilien bezeichnen und benennen, wobei nicht viele Ausnahmen zu machen wären; ich that dieß wirklich theilweiſe ſelbſt in meinen topographiſchen Ortsbeſtimmungen.

Von Ammoniten fand ich, ſo viel ich mich erinnere, nur zwei Species, und davon bin ich über den einen mit mir noch nicht ganz einig. Letzteren fand ich in feſtem Magneſiakalkſtein, während der andere auf der ganzen Linie in der Kreide wie im Kalk häufig und zeitweiſe wiederkehrte. Im feſteren Geſtein fand ich Petrefacten wohl ſeltener, was aber kein Beweis für deren größere Seltenheit hier ſeyn kann. Weniger den zerſtörenden Einflüſſen des Waſſers und der Luft unterworfen, alſo überhaupt weniger aufgedeckt, iſt deren ſelteneres Erſcheinen leicht erklärt. Wie die Ammonitenlager treten auch Muſchelconglomerate im Flußthal des Rio Bravo oft in Maſſe und periodiſch wiederkehrend auf; manchmal ſind dieſelben faſt ausſchließlich nur durch Ein Geſchlecht gebildet, oft zeigen ſie aber auch ein Gemiſch von 7—8 Geſchlechtern und Arten, oft ſind ſie gebrochen und haben dann ein mehr breccienartiges Anſehen, oft ſind ſie aber ganz und zeigen dann die gerundete Form von Conglomeraten. Muſchelbreccie fand ich häufig im obenbezeichneten oolithiſchen Kalkſtein, oder in deſſen Mergel oder Thonſchichten eingebettet.

Einige Geſchlechter zweiklappiger Muſcheln hielten ſich da, wo ſie ganz erhalten und häufig vorkamen, faſt ausſchließlich in den von ihnen behaupteten Schichten, in denen dann nur ausnahmsweiſe andere Foſſilien zu finden waren. Aehnlich verhält es ſich mit den vorhin bezeichneten Auſterbänken. So bieten die in verſchiedenen Höhen abgelagerten Foſſilien eine Art Scala für die relative Tiefe, unter welcher einſt jene antediluvianiſchen Geſchlechter gelebt haben mochten.

Steinkohlen fand ich an ſechs verſchiedenen Stellen, wovon ich drei Lager ohne weiteres als baumürdig erklären möchte. Es könnten da treffliche, mitunter ſtark bitumenhaltige Kohlen gewonnen werden; die meiſten davon ſind indeſſen Braunkohlen, an denen ſich noch deutlich die Abdrücke von Gräſern, und hin und wieder von dikotyledonem Laub erkennen laſſen. Die Schichten wechſeln von ½—4 Fuß Dicke, wobei gewöhnlich Quantität und Qualität in entſprechendem Verhältniß ſtehen.

Eigentliches Eiſenerz fand ich nicht, wohl aber ſo vielverſprechende Spuren davon, daß ich an ein Vorhandenſeyn desſelben um ſo eher glaube, als ſein Vorkommen in dieſer Formation gewöhnlich iſt.

Beſonders merkwürdig war mir dagegen der überſchwängliche Reichthum an Bohn- oder magnetiſchem Erz, der durchaus über das ganze Land hin geſtreut iſt. Es findet ſich da von allen Größen und Geſtalten; ich ſammelte es von der Größe eines Gänſeeies bis zur Größe einer Erbſe; ebenſo in der Geſtalt von Würfeln, Pyramiden, Kugeln, Polygonen jeder Art, bald einförmig, bald ſtrahlenförmig, bald in verſchiedenen prismatiſchen Kryſtallen zuſammengeſetzt, bald mit bald ohne Kern. Letzterer ſchien häufig durch irgend ein vegetabiles Bruchſtück gebildet zu ſeyn, manchmal fand ich aber auch ein- oder doppelklappige Muſcheln oder Seeſterne davon überzogen.

Weniger vertreten als die Meerwaſſer-Thierwelt fand ich die der Pflanzen, doch immer genug, um dem Reiſenden Intereſſe zu bieten. Oefters fand ich nämlich in den Sandſteinſchichten verſteinerte Pflanzen, die aber wegen des weichen Materials, in dem ſie geformt waren, nicht viel boten um ſie genau zu erkennen. Es ſchienen Seewaſſerconferven zu ſeyn. Ein anderer öfters gemachter Fund, in dieſes Fach gehörend, waren Blöcke und größere und kleinere Bruchſtücke foſſilen Holzes. Seiner Structur nach war ſolches in ex- und in endogenes einzutheilen. Letzteres dürfte vielleicht der Claſſe der Palmen zuzuſchreiben ſeyn; ich fand öfters viel größere Blöcke davon als ich fortzubringen im Stande war, ſo namentlich einmal bei Eagle Paß ein Strunkſtück 2½ Fuß lang, 1½ Fuß breit und 1 Fuß dick. Nicht ungewöhnlich traf ich ſie auf Höhen oder Abhängen ſo an der Oberfläche liegen als ob ſie eben jetzt noch zuſammenhängend und aufrechtſtehend niedergeworfen worden wären, morſch gebrochen, allein die zuſammengehörenden Stücke regelmäßig aneinander gereiht. Viele Texasreiſende hatten mir ſchon früher erzählt, daß ſie in ein und dem anderen Theile dieſes Landes aufrechtſtehende aber vollkommen verſteinerte Bäume geſehen hätten, welche ſie der Aehnlichkeit wegen verſteinertes Mesquiteholz nannten. Hier muß ich bemerken, daß mir dieß noch durch keinen wiſſenſchaftlichen Mann beſtätigt wurde. Obwohl wiſſenſchaftlich nicht ganz in dieſe Skizze gehörend, nenne ich hier noch eine Art Geröllſteine, die der Rio Bravo unter anderen mit ſich führt. Es ſind in einem kalkartigen oder thonigem Cement eingeteigte Bruchſtücke von den verſchiedenartigſten Geſteinen, wie ſie der ältere Kalk, Trapp, Baſalt, Chlorit, Feldſpath, Thonſtein und viele andere von oberen Landestheilen herab liefern. Sie ſind als Sendlinge von dorther merkenswerth, weil ſie Zeuge von ſolchem Geſtein in den oberen Gegenden des Stromes ſind, wie es hier unten nicht vermuthet werden kann. Zuſammengeſetzt und abgeſchliffen, wie ſie ſind, liefern ſie recht hübſche Stücke für Curioſitätenſammlungen. Ob dieſe Conglomerate ältere Gebilde ſind oder noch jetzt täglich im Fluß gebildet werden, vermag ich nicht zu ſagen; ich fühle mich indeſſen geneigt letzteres anzunehmen.

Sowohl im Flußbett als auch auf den Höhen finden ſich unter dem vielen Bohnerz und tauſendfältig verſchiedenen Geröllſteinen auch eine große Menge Feuerſteinbrocken von unterſchiedlicher Farbe und Zeichnung. Waſſergewalt muß ſie von höhergelegenen Kreidegebirgen hieher geführt haben, wo ich nirgends Feuerſtein regelmäßig eingelagert fand. Hier liegen dieſe Brocken zuſammen mit Grünſtein, Quarz, Horn- und Thonſtein mit Kalkſteinen verſchiedener paläologiſcher Abſtufung, mit Chalcedonen, Eiſen u. a. m.

Hinſichtlich des Waſſers, ſo weit es deſſen mineraliſchen und und geologiſchen Charakter betrifft, finden ſich manche merkenswerthe Eigenſchaften. Im allgemeinen kommt dabei nur der Strich vom Pueros bis zur Mündung des Arroyo de los Olmos (Elm Creek, Ulmbach) in Betracht, d. i. eine Strecke von 100 bis 110 Meilen. Von da abwärts bis Laredo finden ſich zwar noch einige Zuflüſſe, ſie ſind aber ſo unbedeutend, dabei iſt ihr Waſſergehalt ſo von zufälligen Regen abhängig, daß dem Beſchauer wenig daran zu merken bleibt. Alles Tagwaſſer ſcheint auf dieſer Linie beſonders auf der Texasſeite gleich von der trockenen immer durſtigen Kreide gänzlich verſchluckt zu werden und ſeinen Auslauf erſt unterirdiſch im Bett des Rio Bravo ſelbſt zu finden. Mehr oder weniger haben alle dieſe Gewäſſer ein größtentheils trockenes Flußbett, indem ſich nur ſelten einzelne kleine Teiche halten, deren olivenfarbenes Waſſer einen unangenehmen ſüßlich

salzigen Geschmack hat, wie es scheint der Kreide charakter-eigen. Ueber die Gestalt ihrer Wasserbetten später, wenn ich auf die hydrographische Beschreibung dieses Landes kommen werde.

Ihrem Wesen nach durchaus verschieden sind die beiderseitigen Zuflüsse des Rio Bravo aufwärts von Las Moras, welcher etwa 30 Meilen oberhalb dem Arroyo de los Olmos ausmündet. Hier finden sich texanischerseits auf der verhältnißmäßig kurzen Strecke von 70—80 Meilen ziemlich häufige Zuflüsse als da sind vom Pueros angefangen: Fairy springs (Feenquelle), Rio San Pedro, Arroyo San Pedro (St. Petersbach), auf den neuen amerikanischen Karten (Stampedecreek), San Felipe, Arroyo Zoguete (Mudcreek, Schlammbach), Arroyo Piedras Pintas (bunter Felsenbach) und Las Moras (Mulberrycreek, Maulbeerbach). Auf der mexikanischen Seite sind die bedeutenderen Arroyo San Diego, San Rodrigo und einige andere, deren Namen ich nicht erfahren konnte, welche zu benennen ich mich aber scheute, da ich bei dem spanischen Volkscharakter vermuthe, daß solche nicht unbenannt blieben. Auf dem rechten Ufer des Rio Bravo scheinen die Zuflüsse überhaupt besser und gleichmäßiger vertheilt, und vergleichende Ansichten darüber denke ich ebenfalls in einer hydro-topographischen Skizze niederzulegen. Die genannten Zuflüsse auf der Texasseite befinden sich alle im Muschel- und Magnesiakalke, die untersten vielleicht auch in einem jüngern Gebilde, vielleicht dem weißen Jurakalk. Sie fließen fortwährend reichlich mit krystallklarem blauspiegelndem Bergwasser und sind vollkommen als Forellenbäche zu bezeichnen, sowie man sie auch in Bergländern Europa's trifft. Da wo sie zuweilen von auffallenden Felsbänken gesperrt sind, bilden sie kleine Teiche, deren Spiegelfläche jene bekannte zauberhafte meerblaue Farbe zeigt, wie sie Wassern von gleichem Charakter eigen ist.

Mehrere von diesen Bächen haben ganz nach Art jüngerer Kalksteinwasser tiefe trichterförmige Quellen, aus denen die ganze von ihnen geführte Wassermasse auf einmal zu Tag sprudelt. Aehnliche Beispiele hievon im mittleren Europa bieten die Blau und die Brenz, Zuflüsse der obersten Donau, Ochin Beului im Banat [1] und mehrere andere in ähnlicher Formation entspringende. In diese Classe gehören namentlich San Felipe und Fairy Springs. In der Quelle des ersteren ist kaum Bewegung wahrzunehmen, und man erkennt eine etwa 25 Fuß tiefe Quelle nur am aufperlenden kohlensauren Gas, während bei der letzteren der aufwallende Sprudel so mächtig ist, daß ich darin schwimmend mich nur mit aller aufgebotenen Körperkraft demselben nähern und ein paar Minuten darüber halten konnte. Nach oberflächlicher Wahrnehmung (mein Thermometer war schon lange vorher zu Grund gegangen) ist die Temperatur aller dieser Wasser an ihren Quellen höher als die gewöhnlicher Quellen. Die auflösende Kraft jener ist dadurch vermehrt, wie sie auch in der That darein hängende Sträucher und Holz, sowie Felsenbänke und Geröll auf ihrem Grunde unglaublich schnell überkrusten. Ausgezeichnet hierin ist Arroyo Piedras Pintas.

Alle die genannten Wasser scheinen sehr tief gehende Quellen zu haben, was ihr unveränderlicher, von klimatischen Verhältnissen ganz unabhängiger Wasserreichthum bestätigt. Es sollte mich keineswegs Wunder nehmen, wenn einmal spätere genauere Untersuchungen deren Thätigkeit mit vulcanischen Kräften in Verbindung bringen sollten. Am Lauf dieser Zuflüsse ist auch charakteristisch, daß je höher oben im Flußthal gelegen, ihr Lauf um so kürzer wird. So läuft das Wasser von Fairy Springs nicht eine volle englische Meile, während 70 Meilen weiter hinunter Las Moras einen Lauf von über 30 Meilen hat. Das Bett des San Pedroflusses ist das längste von allen und würde in dieser Reihe eine Ausnahme machen; allein sein Bett scheint überhaupt eine bedeutendere Formations-Abtheilung zu bezeichnen, die nur für sich selber betrachtet werden darf.

Dem Wesen des Flüssigen und des Starren entsprechend sind die Verhältnisse der Pflanzenwelt. Ich machte in Gesellschaft mit mehreren anderen Mitgliedern der Gränzcommission eine ziemlich ausgedehnte Pflanzensammlung, die mancherlei neue Arten und wohl auch Geschlechter enthalten mag. Sie ist der Zeit in den Händen mehrerer Gelehrten des Landes, welche nach beendigten Untersuchungen Verzeichnisse darüber kundmachen werden. Mich hier über irgend etwas der Art, d. i. in Einzelnheiten beschreibender oder systematischer Botanik einzulassen, liegt nicht im Zweck vorliegender Skizze, und der Leser mag sich darum mit einem allgemein übersichtlichen Bild der Physiognomie hiesiger Pflanzenwelt begnügen, bis einmal nach vollbrachten Endstudien gelehrte Zeitschriften sich betreffender Sondertheile bemächtigen können.

Das Land am Rio Bravo herunter gehört so wie dieser ganze westliche Theil von Texas nicht zu den holzreichen. Trockenes Klima und dürre, Feuchtigkeit verschluckende Gesteinsbildung mögen hievon die Ursache seyn, in Verbindung mit der geographischen Lage. Weder die wasserlosen im Inneren so zerklüfteten Kalk- oder Kreiderücken, noch der darauf sich bildende Boden sind der Vegetation günstig. Andererseits mag hier aber auch die Wirkung wieder als Ursache auftreten, indem eben jene dürren nackten Rücken nicht allein keine wolkenanziehende, sondern eine dünstezertheilende Kraft äußern. Ueppig erscheint die Pflanzenwelt am Rio Bravo nur da, wo sie unmittelbar mit Wasser oder atmosphärischem Niederschlag in Berührung kommt, d. i. fast einzig nur am Rand des Flusses und seiner seichten Wasser. Viele Mulden in den weiten ausgedehnten Prairien, wo sich Regenwasser oft nur für einige wenige Stunden oder Tage sammelt, bilden dann noch in jenen unübersehbaren Hügelflächen gleichsam kleine Inseln etwas mehr begünstigten Pflanzenlebens. An den Flüssen und Bächen findet sich aber ein dichter mehr oder weniger breiter oder schmaler Raum, gebildet durch Wasser- und Marschpflanzen. Zu näherer Bezeichnung des botanischen Charakters derselben mögen einige Namen von Geschlechtern und Arten dienen, die ich aber mehr nach der Reihe ihres Vorherrschens als nach irgend einem System aufzähle.

1) Im Muschel-, Magnesia- und oolithischen Kalk. Weiden (Salix, Saos, mexik.); Beinholz (Celtis, palos blancos); amerikanisches Kopfblumenholz (Cephalanthus, Rosas di San Juan); Eichen, namentlich Lebenseichen (Quercus, Encino); Platanen (Platanus, Alamo); Eschen (Fraxinus, Fresno); Wachsbeerbaum (Melia, Jaboncillo); Pekannuß (Carya, Nueces); Wallnuß (Juglans, Nogales); Judasbaum (Cercis); Ulmen (Ulmus, Olmos); Persimmen (Diospyros, Jabote); Maulbeerbaum (Morus, Mora); Zitterpappel (Populus) zuweilen von den Mexikanern auch Alamo genannt. [1] Chelopsis (Mimbre); mehrere Rhus (Sumacharten).

2) Im Grünsand. Mit wenigen Ausnahmen kommen hier alle vorhergenannten Bäume und Sträucher vor; zu ihnen gesellen sich aber noch andere als: Cercidium (Retamma, mexik.), viele aus der Familien fiederblättriger Mimoseae und Leguminosae.

---

[1] Während eines früheren Jahrgangs in diesen Blättern besprochen.

[1] Alamo der spanische Name für Populus, doch hörte ich am Rio Bravo meistens die abendländische Platane damit bezeichnen.

wie das falſche Ebenholz; der Guisache, Guisachillo, Guajillo, Coſſea Cimaron; Lusinia; der Come mit eßbaren Früchten. Ausnahmsweiſe der giftige Kaſtanienſtrauch; der Kapellanienſtrauch; aus der Familie der Zygophyllaceae iſt der Guaican (Guaiacum) ſehr gemein. Falſches Braſilienholz, deſſen botaniſchen Namen ich noch nicht kenne, der aber ſyſtematiſche Verwandtſchaft mit dem Comebaum zeigt. Ferner eine Ephedra ſchlingend in die Familie der Zapfenträger gehörig; mehrere Smilax und Clematisarten; auch eine Species Cardiospermum. Hier auf eine vollſtändige Reihe perennirender, ein- oder vieljähriger Pflanzen Rückſicht zu nehmen, würde zu weit führen. Dabei müßte ich noch eine Menge Lücken laſſen für Pflanzen, die neu und noch nicht benannt und eingereiht ſind; dieſe Arbeit hätte alſo hier keinen Werth.

Der Standpunkt aller genannten Gewächſe reicht nur wenige Fuß über die Linie des Hochwaſſerſtands, viele davon ſteigen aber auch bis auf die Ueberſchwemmungsgränze hinunter.

Das zweite Stockwerk 25—36 Fuß über dem Stromſpiegel iſt dann die Heimath mehr trockenen Stand liebender Gewächſe. Unter dieſen herrſcht der Mesquitebaum (Leguminosae) vor, ſo daß ich nach ihm dieſen Theil der Flußthalwände Mesquiteflats or Mesquitebanks (d. i. Mesquiteflächen, Mesquitewände) benannte. Der Boden iſt hier faſt durchaus hellfarbiger, trockener ſandiger Lehm mit viel Kalkgehalt, durchaus aufgeſchwemmt (diluvial). Wo das Flußbett ſich durch hereintretende Kreiderücken verengt und oft in ſteilen, ſelbſt ſenkrecht abgeriſſenen Felsriffen abfällt, bildet der Mesquitebeſtand nur einen ſchmalen zuſammengepreßten, zuweilen auch unterbrochenen Raum. Dagegen ſind die Mesquiteflächen, wo ſie nicht durch Hügel beengt ſind, ins Land hinein ohne Gränzen. Die Weiden- und Beinholzmarſchen dagegen ſah ich nie über eine Meile breit zwiſchen des Waſſers Rand und den höher liegenden Mesquitebänken. Oft aber verſchwinden ſie auch ganz, wenn gleichzeitig auf beiden Seiten Höhen ans Flußufer treten. Nach oben zu, d. i. vom Rio San Pedro nach dem Puercos hin, behauptet die Lebenseiche faſt allein das Recht auf den dort ſehr zwiſchen Felſen eingezwängten Marſchſtücken.

Die eigentlichen Höhen endlich haben ihre eigenthümliche Pflanzenwelt. Niedrige oft krüpplige und meiſtens dornige Sträucher bedecken dieſelben größtentheils nur ſpärlich, manchmal aber auch ſo dicht, daß es Menſchen und zahmen Thieren unmöglich iſt durchzukommen. Vorherrſchend dabei ſind auch wieder Mimoſen, Leguminoſen, Zygophyllaceen, Rhamnaceen, Anakardiaceen, Cactaceen, Lonſtaceen u. a. m. Jenſeits des San Pedro gegen den Puercos zu weichen dieſe faſt ganz, ſich nur noch in tieferen, geſchützteren Lagen behauptend. An ihre Stelle treten ein paar Yucca- und ein paar Aloearten. Von den erſteren iſt die Yucca Draconis die bedeutendſte und gewöhnlichſte. Sie trägt ihre furchtbare Stachelkrone oft auf einem 20—25 Fuß hohen Stamme; von den letzteren iſt eine kleine Pflanze, die den mexikaniſchen Namen Lechuguilla führt, die widrigſte. Sie bedeckt oft weite Strecken ſo vollkommen, daß nichts dazwiſchen aufkommen kann. Eine ſolche Lechuguilladecke iſt unüberſteigbar, da die Stacheln ihrer Blätter ſelbſt durch ſtarke Stiefel gehen. Von allen Cactaceen fand ich außer der gemeinen Opuntie keine Pflanze, die ſo hemmend in den Weg träte wie Lechuguillen. Die verſchiedenen Cactusarten finden ſich je nach ihren Geſchlechtern und Arten von den höchſten Kreiderücken an ſtufenweiſe bis herunter beinahe zum Stromſpiegel, wo ſich die gemeine und ſtrauchartige Opuntien noch oft im dunkelſten Marſchdickicht vorfinden. Von allen Bäumen, die bis zum Waſſerſpiegel herabſteigen, gehen die Lebenseichen in geſchützten Lagen wieder am höchſten; doch erinnere ich mich nicht, ſie weiter unten als 70 Meilen oberhalb Laredo geſehen zu haben. Auf zwei Standpunkten, wo ich ſie zuletzt fand, war der Boden vorzugsweiſe ockerig und verrieth Spuren von Eiſenerz. Da ich ſie da nur ausnahmsweiſe und gleichſam an dieſe Localität gebunden fand, ſo vermuthe ich, daß dieſer Baum ſolch armen eiſenhaltigen Boden liebt; den Pekanbaum fand ich von der Mündung des San Pedro an am häufigſten im Bereich jener obengenannten Zuflüſſe. Als Gäſte im Landſtrich zwiſchen Laredo und dem Puercos ſind zu betrachten der Comebaum, der Guiſache und die Coſſea Cimmaron, die nur in der Nachbarſchaft von Laredo erſcheinen, und dann die ſonderbare Fonquiera mit ihren nackten, ſchlangenartigen, ſtachelbeſetzten Stengeln und prachtvollen ſcharlachrothen Blüthenthyrſen. Sie ſcheint urſprünglich dem oberen Rio Bravo und Neumexico anzugehören, folgt aber den ſecundären Kalkſchichten durch das Land herunter bis zur Mündung des San Pedro. Wie die Cactaceen ſind auch verſchiedene Species von Portulaccaceae den dürren Landſtrichen am Rio Bravo eigen. Eine davon iſt als eßbar ein wahrer Segen für den Reiſenden.

Außer der großen Familie der Compoſiten ſind die hervorragendſten in der Flora des Rio Bravo folgende: Filices 6—8, davon nur zwei im unteren Theil vorkommen; einige wenige Lichenes, zwei Lycopodien und nur wenige Mooſe. Für die ganze Claſſe Cryptogamia ſcheint der Boden zu trocken und das Klima zu dürr. Von den Lycopodien iſt die eine L. hygrometricum (mexikaniſche Felſenroſe) wegen ihrer faſt unzerſtörbaren hygrometriſchen Eigenſchaften beſonders merkenswerth. Auch von den Filices ſcheinen mehrere dieſelben Eigenſchaften in hohem Grade zu beſitzen. Nyctaginaceae iſt eine andere Familie, die hier ſehr ſchöne und merkenswerthe Repräſentanten zeigt, mit ihnen ſind die Krameriaceae und Polygalaceae namhaft vertreten. Die Asclepiadeae erſcheinen oft und in verſchiedenen Geſchlechtern auf ebenſo ungleichen Standpunkten. Mit dieſen wechſeln auch die Oxalidaceae auf allen Höhenſtufen des Flußthales. Labiatae, Scrophulariaceae und Polemoniaceae haben ihre Mitglieder auf den verſchiedenartigſten Standpunkten. Von erſteren iſt beſonders ein zierlicher Strauch (Satria) mit ſchönen kobaltblauen Blumen und feiner ſtarken aromatiſchen Eigenſchaft bemerkenswerth; von letzteren aber finden ſich ſehr ſchöne der Ziergarten-Cultur würdige Geſchlechter, namentlich von den Geſchlechtern Gilea und Phlox. Die Scrophulariaceae haben hier ebenfalls einen ebenſo gewöhnlichen als prachtvollen Vertreter in einem Strauch mit lichtgrauem Laubwerk und ſchönen lilafarbenen Blumen, welche er nach jedem Regen hervortreibt. Seines graugrünen Anblicks wegen gab ihm der Mexikaner den bezeichneten Namen Ceniso (Aſchenſtrauch); botaniſch ſteht er, wenn er nicht dazu gehört, den Gerardien ſehr nahe. Euphorbia und Croton bilden weiter zwei ſehr ausgebreitete Familien der hieſigen Pflanzenwelt. Von letzteren iſt eine kleine Art Strauch im Gebrauch als aromatiſcher Thee, wie er häufig von den Eingebornen wie von Texasreiſenden anſtatt des chineſiſchen getrunken wird. Verbenaceae weiß ich durch beinahe ein Dutzend Geſchlechter und Arten vertreten; darunter iſt auch wieder ein ſehr gemeiner Strauch mit zarten weißen Blüthentrauben, die einen ungemein ſtarken Vanillegeruch verbreiten. Auch er wird von jedem Regen wieder zu friſchem Aufblühen erfriſcht. Von Liliaceae wurden mir nur ein paar Pflänzchen bekannt, die vermuthlich dem Geſchlecht Amaryllis angehören; dagegen finden ſich auf den verſchiedenartigſten Standorten die Solanaceen vertreten, von denen

mehrere im Küchen- und wieder andere im populären Arzneigebrauch ſind. In mehr feuchte Lagen oder förmlich an und ins Waſſer gebunden finden ſich verſchiedene Gewächſe wie Chara, Potamogeton, mehrere Compoſiten, auch drei Filices, zwei Lobelien, eine kleine Art mit ſchönen kornblauen Blumen, beſonders aber L. cardinalis mit ihren pyramidalen Scharlachthyrſen, die ſich beſonders prachtvoll ausnahmen, wo ſie am Spiegel jener zauberhaften Forellenbäche ſtanden, ihrem Bild auf dem Grunde derſelben entgegenwinkend. Von Gramineen incl. Juncaceae, Carices, Arundo u. dgl. m., finden ſich in den entſprechenden Lagen mehrere merkwürdige Geſchlechter. Die ſtacheligen Vertreter davon werden zuweilen durch ihr maſſenhaftes Vorherrſchen ſehr läſtig, worin ihnen beſonders in niedern offenen Marſchen ein paar Compoſiten (Aster und Helianthus) getreulich Stange halten. In Marſchen und oft überſchwemmte Stellen gebunden finden ſich auch ein paar Lythraceae, darunter ein ſehr zierliches kriechendes Pflänzchen Neesia und dann in der Nähe von Laredo eine Heimia ausgezeichnet durch gelbe (xantiſche) Blumen, die einzige einer ſonſt durchaus blaublühenden Familie. Endlich ſind es auch noch ein paar Amaranthaceen, die in zwei Species Gomphrena ein Paar niedliche Vertreter bieten, während dem der Reſt mit den Chenopodiaceen, dieſen botaniſchen Gemeinplätzen, oft weitausgebreitete Strecken offenen Marſchlandes für ſich in Anſpruch nehmen. Mit wenigen Ausnahmen ſind die ſchönſten Geſchlechter und Arten aus den Anagraceae an die Nachbarſchaft des Waſſers oder in ſeinen Ludwigien in dieſes ſelbſt gebunden. An dieſe nachtfreundlichen Gewächſe ſchließen ſich auch die Capparidaceae mit ihrem ſonderbaren Blüthenbau. Von den Aristolochieae fand ich nur eine Species Aristolochia; Orchideen ſcheinen aber ganz zu fehlen. Convolvulaceae ſind durch einzelne wunderbar ſchöne Species Convolvulus und ein zierliches Pflänzchen Evolvulus vertreten. Von Cucurbitaceae fand ich zwei Geſchlechter.

Fehlt es nun vorliegender Flora, da wo ſie nicht unmittelbar in ſegnender Berührung mit Waſſer ſteht, an jenem üppigen ſaftigen Wachsthum, ſo beſitzt ſie dagegen alle Vorzüge und Schätze der Flora eines trocken ſonnigen Klima's. Die Bildungen des Kohlenſtoffes herrſchen darin vor und ich möchte darum den weſtlichen Theil von Texas den Medicin- und Handelsgewächsgarten der Vereinigten Staaten nennen. Gewiß iſt noch bei weitem nicht ſo viel Aufmerkſamkeit auf ein Schweſterland des ſchätzereichen Mexico geworfen worden, wie es ſolches verdient. Von den meiſten Durchreiſenden wird es nach oberflächlicher Anſchauung höchſtens nur als eine elende Zuwage betrachtet, die der Ehre, der großen Union anzugehören, kaum werth iſt.

Eine oft und vielbeſprochene und immer verdammte Eigenſchaft dieſer Flora iſt ferner, daß faſt alle Gewächſe mit wenigen Ausnahmen, die den tieferen Marſchen angehören, ſcharf und unnahbar mit Dornen, Stacheln, Haken oder brennenden Haaren bewaffnet ſind. Ich glaube, wollte man die bewaffneten und unbewaffneten Gewächſe zählen, ſo wäre es kürzer die beiden Ziffern durch Zählen letzterer feſtzuſtellen, da die andern in der Mehrzahl ſind. Gleichzeitig könnte ein mit Muße geſegneter Humoriſtiker ein förmliches ſpinologiſches Syſtem von Pflanzencharakteren aufſtellen. Uebrigens iſt dieſe Neigung Dornen und Stacheln zu bilden, nur wieder eine Folge klimatiſch trockener Verhältniſſe, welche die Erzeugung von Fibrin begünſtigen. Wurzel-, Stamm- und Zweigleben herrſchen auf Koſten der wäſſerigen Säfte und der Chlorophyllbildung vor. Farbenpracht, Geruch, Harze, Oele u. dgl. werden dabei gleichfalls durch das Klima begünſtigt. Letzteres hat noch eine weitere Eigenthümlichkeit des hieſigen Pflanzenlebens zur Folge, indem ein faſt zehnmonatlicher Sommer mit zuweilen ſich mitten in der Zeit wiederholenden Frühlingen, deren jeder Regen einen hervorruft, hier die Gewächſe ein wahrhaft dreifaches Leben führen läßt. Hier bildet jede Regenloſigkeit gleichſam wieder einen dürren heißen Winter, während welchem die Pflanzen ein Innenleben führen, ſammeln und ſich bereiten, dem Ruf des erſten befruchtenden Regens zu folgen. Beſonders geeignet für ſolches Klima ſind die Cactaceae, Portulaccaceae und dann wieder die Mimosaceae und Leguminosae; ebenſo die Zygophyllaceae, Nyctagynaceae u. a. m. Vom Februar angefangen nimmt die Größe und Vollkommenheit der meiſten Gewächſe in dieſem Theil von Texas mit der höher ſteigenden Sonne zu. So fand ich z. B. ſchon im Januar blühende Pflänzchen, die bei der 3ten und 4ten Ernte im September oder ſpät im Herbſt kaum mehr als dieſelben Species zu erkennen waren.

Mit dieſem hoffe ich dann ein andermal Gelegenheit zu haben dem Leſer eine Reihe von Einzelheiten aus der Pflanzenwelt des Rio Bravo vorführen zu können, was der Plan vorliegender Skizze mir nicht geſtattete. Dieſe hat nur den Zweck eine Reihe gemachter Betrachtungen zuſammenzufaſſen und gleichſam unter einen Geſichtspunkt zu bringen.

Ueber das Wiederemporkommen der Civiliſation und Literatur im neuen Griechenland.

(Von Marino Breto. Athen. Franç. 11 Februar.)

Bei der Unwiſſenheit, in welche das griechiſche Volk unter dem Türkenjoche verſank, beruhte ſeine Civiliſation nur noch auf zwei Stützen, der Sprache und der Religion, und die Erhaltung der einen dankte man in großem Maaße der Fortpflanzung der andern. Der Cultus war es, der die Tradition der helleniſchen Sprache erhielt. Allerdings iſt dieſe Sprache modificirt, umgeſtaltet, verdorben, aber nicht verſchwunden; das Italieniſche iſt nicht mehr Lateiniſch, aber das Neugriechiſche iſt immer noch griechiſch. Die griechiſche Nationalität pflanzte ſich fort im Schooße der Kirche, durch den Eintritt in dieſelbe erhielt man das Bürgerrecht, daraus erklärt ſich auch die Anhänglichkeit der Griechen, ſelbſt der Mindergläubigen, an die Kirche. Im 17ten Jahrhundert erſcheinen die erſten Spuren der Rückkehr Griechenlands zum intellectuellen Leben; damals gelangten Griechen zum Range erſter Dragomans der Pforte, und die Kirche ſuchte Schutz unter ihrem Einfluß. Sie ermunterten und ſchützten die Gründung von Schulen, ein Werk, wobei man die Namen Panajotaki und Maurocordatos nie vergeſſen darf. Bald darauf wurden andere Griechen zur Würde von Fürſten der Moldau und Walachei erhoben; ſie civiliſirten dieſe Länder und führten das Studium der griechiſchen Sprache ein, welche die officielle wurde. Um ſie, wie um die Großdragomane und Patriarchen, bildete ſich ein Kern höherer

Geſellſchaft, der Verfall Venedigs gab dem Handel und der Schifffahrt der Griechen einen Aufſchwung: es ſammelten ſich bedeutende Vermögen, die Schulen mehrten ſich, griechiſche Druckereien wurden in Venedig gegründet, und gedruckte Bücher wurden minder ſelten. Das Studium des Alterthums und der Verkehr mit dem Weſten führte langſam die Civiliſation zurück. Dieß war der intellectuelle Zuſtand Griechenlands, als im J. 1716 Eug. Bulgaris zu Corfu geboren wurde.

Er machte ſeine erſten Studien zu Arta und Janina in Epirus, und wurde in letzterer Stadt zum Geiſtlichen geweiht, machte dann eine Reiſe nach Italien, und kehrte von da 26 Jahre alt nach Griechenland zurück. Man vertraute ihm die Leitung einer Schule zu Janina, dann zu Cozana in Macedonien an, und endlich wurde er zur Leitung einer andern Schule berufen, die eben auf dem Berge Athos zum Unterricht von Laien und Geiſtlichen gegründet worden war. Mit ſeinem Unterricht beginnt eine neue Aera: man war auf das Studium des Alterthums oder vielmehr in die byzantiniſche Zeit zurückgekommen; Bulgaris bezeichnet den Uebergangspunkt zwiſchen dieſer Civiliſation und der der neuen Zeit. Die Kirche, welche innigſt mit der Nation verbunden war, hatte die Oberleitung des Unterrichts, ſie duldete Ariſtoteles, empörte ſich aber beim bloßen Namen der Philoſophen. Einer der Vorgänger von Bulgaris hatte ſich beikommen laſſen von Malebranche zu reden, und dadurch einen ganzen Sturm der Geiſtlichkeit hervorgerufen. Die meiſten Lehrer dieſer Zeit waren Leute von ſehr engen Begriffen: eingeſchloſſen in den Kreis des Wiſſens der Alten, wollten ſie die Entdeckungen der Neuern durchaus nichts gelten laſſen und verachteten die Kenntniſſe und Fortſchritte des Occidents; ſie waren mit Einem Wort in der ſcholaſtiſchen Periode ſtecken geblieben. Bulgaris beſaß nicht nur einen durchdringenden Verſtand und einen umfaſſenden Geiſt, ſondern auch eine große Feſtigkeit des Charakters: er betrat den Kampfplatz mit der Ausdauer, dem Muth und der Zuverſicht, wie ſie großen Reformatoren eigen ſind. Abwechſelnd Leiter und kluger, thätiger Begründer von Schulen, beredter Prediger, ausgezeichneter Schriftſteller, aufgeklärter Theologe, tiefer Philoſoph, gewandter Mathematiker und Phyſiker blieb er keiner Seite des Wiſſens fremd und erreichte den Zweck, den er ſich vorgeſetzt hatte, aber weit entfernt, dieſe Geſellſchaft, die erſt ſeit einem Jahrhundert zum Leben zurückkehrte, in ihren Grundlagen zu erſchüttern, führte er dieſe Revolution ohne Erſchütterungen herbei. Es handelte ſich darum, den Geiſt des Weſtens, den Geiſt der Analyſe in den Orient eindringen zu laſſen. Bulgaris war von einem eifrigen, aber aufgeklärten Glauben beſeelt. Ueberzeugt, daß das Chriſtenthum die Religion der Vernunft ſey, wollte er, um der Würde des menſchlichen Geiſtes willen, daß der Glaube aus der Ueberzeugung komme, und nicht aus einer blinden Unterwerfung unter den Buchſtaben der Schrift. Er wählte den Eklektismus, um ſich nicht von der Religion loszulöſen, und dadurch den Argwohn der Kirche zu erwecken. Bulgaris erkannte zwei Arten von Theologie an, die geiſtige, die keine Unterſuchung zuließ, und eine andere, über die ſich ſtreiten ließ. Mit Hülfe dieſer Unterſcheidung konnte er die Philoſophie in den Unterricht der Theologie einführen, ohne ſich dem Bann der Kirche auszuſetzen. Bulgaris hatte kein abſolutes Syſtem angenommen, ſondern wollte nur im allgemeinen ſein Vaterland in die Wiſſenſchaften, die Literatur und den Geiſt Europa's einweihen, darum wählte er bei ſeinem Unterricht Schriftſteller von verſchiedenen Anſichten aus. Dabei unterließ er nicht zu predigen, und dieſe Predigten vertheidigten ihn am beſten gegen die Anklagen ſeiner Feinde, daß er Irrlehren verbreite. Die griechiſche Kirche, das muß man bemerken, unterſtützte die Abſichten des großen Mannes; ſie berief ihn zur Leitung der Schule auf dem Berge Athos, dann an die von Konſtantinopel, und machte ihn endlich ſelbſt zu ihrem Referendär. Doch fehlten auch ihm die Feinde und Neider nicht: die einen meinten es zwar ehrlich, bei der Mehrzahl aber war es der gemeine Neid über ſein Talent und ſeinen Einfluß, der ſich über ganz Griechenland ausdehnte. Bulgaris erlag endlich dieſen Angriffen und ſah ſich genöthigt, den Unterricht auf dem Berge Athos aufzugeben. Er begab ſich nach Konſtantinopel, wo er von dem Patriarchen Seraphin II ſehr gut aufgenommen wurde, dann als der Krieg zwiſchen Rußland und der Türkei ausbrach, ging er nach Leipzig, wo er zehn Jahre blieb und die meiſten ſeiner Werke herausgab. Seine ſpäter von unterrichteten Leuten durchgeſehene und verbeſſerte Logik bildet noch jetzt die Grundlage des philoſophiſchen Studiums in Griechenland. Wir laſſen ſeine anderen philoſophiſchen, theologiſchen und allgemein literariſchen Werke unerwähnt. Die Kaiſerin Katharina berief ihn nach Rußland und erhob ihn zum Erzbiſchof von Cherſon, aber nicht lange nahm er den erzbiſchöflichen Sitz ein, ſondern begab ſich nach Petersburg, und ſtarb dort am 10 Junius 1806 mitten unter ſeinen wiſſenſchaftlichen und literariſchen Beſchäftigungen. Die Mehrzahl ſeiner Werke iſt altgriechiſch geſchrieben, aber auch ſeine Verſuche im Neugriechiſchen ſind äußerſt glücklich; er bereitete Koray den Weg; dieſer vollendete ſein Werk, ſtärkte den von ſeinem Vorgänger eingeführten Geiſt der Analyſe, der Kritik und Unterſuchung, und wurde zugleich der Geſetzgeber für die neuhelleniſche Sprache.

Seit Bulgaris ſchreitet die geiſtige Bewegung mit raſchen Schritten fort, die Schulen vermehren ſich und einige erlangten eine wahre Berühmtheit, ſo die von Chios, Janina, Cydonia, Bucharest, Smyrna u. ſ. w. Männer, deren Namen ſtets im Gedächtniß der Griechen leben werden, ſetzten das von Bulgaris begonnene Werk fort, ſo Theotokis von Corfu, ein berühmter Prediger und guter Phyſiker, der in Rußland zur Würde eines Erzbiſchofs erhoben wurde; Lambros Photiades, Conſtandas, Benj. Vardalachos, Kumas, Pſalidas, Dunkas, Komitas, Dukas, edle Apoſtel der Civiliſation, die, mit ihrer Arbeit beſchäftigt, nicht einmal Zeit fanden ſchriftliche Denkmale zu hinterlaſſen. Schulen, Lehrer und Schüler erinnerten an die alten Zeiten; das Leben war allen gemeinſam, und das Studium nahm alle Zeit in Anſpruch.

Der Einfluß der franzöſiſchen Revolution machte ſich in Griechenland fühlbar. Die neuen Ideen drangen ein. Rigas, von ſeinem Enthuſiasmus fortgeriſſen, glaubte den Augenblick gekommen, um ſein Land vom ottomaniſchen Joch zu befreien. Seine revolutionären Lieder verbreiteten ſich in ganz Griechenland, und gaben der öffentlichen Stimmung eine andere Richtung. Der gehemmte Handel des Occidents förderte den Handel und die Schifffahrt der Griechen, ungeheure Vermögen ſammelten ſich an, und ſetzten ihre Eigenthümer in den Stand das Werk der Wiedergeburt zu fördern. Die griechiſche Jugend, ſeit langer Zeit gewohnt die Schulen des weſtlichen Europa's zu beſuchen, brachte deren Ideen in ihre Heimath zurück. Die Conſtituirung der joniſchen Inſeln zu einer Republik brachte einen Brennpunkt neuer Ideen vor die Thore Griechenlands. Die Geſellſchaft der Philomuſen hatte zur Entwicklung des Unterrichts beigetragen: ſie war zu Athen im J. 1813 geſtiftet worden, und hatte zum Zweck, die Alterthümer gegen die Barbarei der Ottomanen zu ſchützen, und Schulen zu errichten. Monarchen, Fürſten und Gelehrte bewar-

ben ſich um die Ehre, dieſer Geſellſchaft anzugehören. [1] Zu gleicher Zeit erſchienen zwei Zeitſchriften, der helleniſche Telegraph und der gelehrte Merkur (logios Hermes) zu Wien, und hielten die Griechen mit dem Fortſchritt der Wiſſenſchaften auf dem Laufenden.

Die Revolution brach im Jahr 1821 aus. Alle Freunde Griechenlands wurden ſchmerzlich davon ergriffen, denn ſie glaubten, es ſey noch nicht genugſam vorbereitet. Die Schulen wurden geſchloſſen, aber bald darauf eröffnete ein engliſcher Philhellene, Lord Guilford, auf Corfu eine Univerſität. Indeß beſuchte die griechiſche Jugend dennoch während des Unabhängigkeitskampfs die Univerſität von Frankreich, Deutſchland, Italien und England.

Der Präſident Capo d'Iſtrias ſchenkte nach ſeiner Ankunft dem öffentlichen Unterricht alle Aufmerkſamkeit und die Regierung König Otto's ſetzte dieſe Bemühungen fort. Griechenland bot nach dem Unabhängigkeitskriege nur einen Schutthaufen dar, man mußte zuerſt die Wohnungen wieder aufrichten, die Felder wieder beſtellen. Die Maſſen waren noch in der alten Unwiſſenheit, aber ihr natürlicher Verſtand erſetzte den gänzlichen Mangel an Unterricht. Die griechiſchen Frauen konnten mit wenigen Ausnahmen weder leſen noch ſchreiben. Das Griechiſche war in den von Albaneſen bevölkerten Dörfern des Continents unbekannt, und die Frauen von Poros, Hydra und Spezia ſprachen nur albaneſiſch. Die Griechen im Innern Kleinaſiens, unter aſiatiſchen Völkerſchaften verloren, hatten nicht nur das Griechiſche vergeſſen, ſie wußten nicht einmal, daß jenſeits des Meeres Landsleute ſich für ihre Unabhängigkeit ſchlugen. [2] Kaum ſind ſeitdem 25 Jahre verfloſſen, und ſchon ſind in Griechenland 485 Schulen mit 47,000 Schülern eröffnet, und 750 Profeſſoren geben Unterricht. Die Verbreitung der Kenntniſſe geſchieht durch die Preſſe, und 28 periodiſche Schriften ſind im Umlauf. Rechtswiſſenſchaft, Medicin und Theologie werden an der Univerſität Athen gelehrt. Die neue Generation, ohne Unterſchied von Stand und Geſchlecht, lieſt geläufig, und Dank den bedeutenden Fortſchritten, welche das Neugriechiſche gemacht hat, ſind die beiden auf dem griechiſchen Boden geſprochenen fremden Sprachen, die der Albaneſen und der Wlachen, die eine zur gemeinen Sprache (patois) herabgedrückt, [3] die andere nahezu verſchwunden. Jedes Jahr verbreiten ſich zu Athen gebildete Lehrer in der Türkei und in Kleinaſien; allenthalben werden Schulen eröffnet. Die jungen Lehrer ſetzen die Arbeit der Bulgaris und Photiades fort, ſie haben aber auch noch eine andere Miſſion, die ſie mit Eifer erfüllen, die nämlich die dem ottomaniſchen Joch noch unterworfenen verſchiedenen, aber mit den Griechen im Glauben und in den Intereſſen vereinigten Stämme an die griechiſche Nationalität zu knüpfen. Dieſe friedlichen Kämpfer haben die griechiſche Sprache in Kleinaſien neu belebt.

Griechenland iſt nicht minder der philexpädeutiſchen Geſellſchaft Dank ſchuldig, deren Zweck iſt jungen Mädchen den niedern und höhern Unterricht zu ertheilen, und welche zu dem Ende eine blühende Schule unterhält. Jede Schülerin, die ihre Studien vollendet, hat Anſpruch auf ein Diplom, welches ihr das Recht gibt, zu lehren. Die Regierung unterhält darin Schülerinnen, die ſie bei ihrem Austritt anzuſtellen verbunden iſt. Dieſe von der Königin unterſtützte und von einer gebildeten, einſichtsvollen Frau geleitete Unterrichtsanſtalt hat großen Erfolg gehabt. Familien, die von Athen ſehr entfernt wohnen, ſchicken ihre Kinder dahin, die hier außer in den gewöhnlichen Kenntniſſen auch im Franzöſiſchen und in den ſchönen Künſten unterrichtet werden. Die Lehrerinnen, welche aus dieſen Schulen hervorgehen, werden unter den Provinzialſchulen vertheilt, und tragen ſo zur geiſtigen Entwicklung ihrer Nation bei.

Es iſt ſehr ſchade, daß man noch nicht daran gedacht hat, ein griechiſches Theater zu bilden. An Schauſpieldichtern fehlt es nicht; man kann Johann Zambelis nennen, den glücklichen Nachahmer Alfieri's, Rizos Nerulos, Ariſtias, einen guten Tragiker, Rizos Rangabe, Vater und Sohn, Piccolos, den eleganten Ueberſetzer von Paul et Virginie, Nic. Bulgari u. a. mehr. Aber man kann in der dramatiſchen Kunſt es zu keiner Art von Vollkommenheit bringen, wenn kein Schauſpiel da iſt. Hätte Athen ein Theater, das dieſes Namens werth wäre, ſo würde ſein Einfluß auf die Sitten und auf die Sprache ſich bald fühlbar machen. Ein Haupthinderniß, das ſich der Errichtung eines griechiſchen Theaters entgegenſetzt, iſt die außerordentliche Schwierigkeit Schauſpielerinnen zu finden.

Die höhern Claſſen der Nation tragen den Keim einer glänzenden Zukunft in ſich. Die poſitiven und ſpeculativen Wiſſenſchaften werden eifrig ſtudirt. In der Advocatur ſind Leute, die ſich allenthalben bemerkbar machen würden. Die ſchönen Wiſſenſchaften werden mit Erfolg betrieben. Das neue Hellas hat noch keine großen Dichter gehabt. Chriſtopulos, der kürzlich ſtarb, war ein glücklicher Nebenbuhler Anakreons; Salomos, deſſen Hymne an die Freiheit von St. Julien ins Franzöſiſche überſetzt wurde, hätte ein großer Dichter werden können, aber die Sprache, deren er ſich bediente, wird ein Leichentuch ſeyn, das große und ſchöne Gedanken deckt. Rizo Nerulos vereinigte viel Geſchmack mit einer tiefen Kenntniß der griechiſchen Sprache; ſeine Dichtungen werden ihn überleben. Die Brüder Alexander und Panajotis Suzos haben eine große Popularität. Rizos Rangabe ſteht nach der Anſicht vieler noch über ihnen. Von Zalacoſtas, deſſen wir früher ſchon erwähnten, [1] ſagen wir hier nichts mehr. Unter den jungen Dichtern führen wir Tantalides an, der ein guter Schriftſteller, vielleicht ein großer Dichter zu werden verſprach; er verſchmähte das Studium fremder Sprachen, weil er fürchtete, ſein Styl möchte dadurch leiden. Da er unvermuthet blind wurde, zog er ſich nach Konſtantinopel zurück, wo er das Griechiſche lehrt; ſeitdem hat er nur noch eine Klage herausgegeben, die nicht ohne Verdienſt iſt. Skilitzis, Mavrogianis, Parmenides, Karatzutzas, Gianopulos haben ſich durch ſchätzbare Schriften ausgezeichnet. Hier erinnern wir auch an die Volksdichtungen Griechenlands, in denen man den poetiſchen Geiſt der Nation, frei von dem Einfluß des Alterthums und der neuen Zeit, wieder findet; dieſe Volkslieder verdienen für ſich allein ein Studium.

Es iſt zu bedauern, daß die bedeutenden Philologen, wie Koray, Dukas, zu fehlen anfangen. Die Muſtoxidi, Aſopios, Gennadios, Manuſſi und einige andere ſind die letzten Veteranen der Schaar berühmter Helleniſten, deren bedeutendſte Mitglieder wir oben genannt haben.

Zum Schluſſe noch wollen wir eine Gefahr bezeichnen, welche die neuhelleniſche Literatur bedroht. Sie hat in ihrem Wider-

---

[1] Die gewöhnlichen Mitglieder tragen einen Bronzering mit der Eule der Minerva; der Ring der ſchenkenden Mitglieder war von Gold.

[2] Ihre Kirchenbücher waren türkiſch geſchrieben mit griechiſchen Lettern.

[3] Von den großen Fortſchritten des Neugriechiſchen gegen das Albaneſiſche wollen andere Berichterſtatter nicht viel wiſſen. A. d. U.

[1] S. Ausland 1853. Nr. 36.

aufleben, wie alle Literaturen in ihrer Wiege, allerdings der Aufmunterung nöthig, aber dieſe Aufmunterung darf nicht in Lobhudeleien ausarten, welche entkräften ſtatt zu unterſtützen. Das iſt ein Fehler der atheniſchen Preſſe, vor dem ſie ſich hüten ſollte.

Erſte Dampfſchifffahrt auf dem Amazonenſtrom.

(Nouv. Ann. des Voyages. November—December.)

Durch die franzöſiſche Brick Eclipſe hat man Nachrichten aus Para vom 14 November erhalten. Die Journale und Briefe, die ſie mitbrachte, enthalten ſehr intereſſante Einzelnheiten über eine Fahrt des Dampfers Marajo auf dem Amazonenſtrom von ſeiner Mündung bis Nauta in Peru. Der Dampfer Marajo fuhr von Para am 10 September ab, und kam am 20ſten an die Mündung des Rio Negro. Zwei Tage ſpäter fuhr er nach Nauta ab, und nahm das Poſtfelleiſen für alle Zwiſchenſtationen mit ſich. Er hatte nur Einen Reiſenden an Bord, den Grafen Floreſtan, Commiſſär der braſilianiſchen Regierung, und ſeine ganze Ladung beſtand in 5000 Laſt (laix) Holz und 40 Tonnen Kohlen. Der Dampfer legte nacheinander zu Coary, Ega, Fonte Boa, Tonantin, Amatura, San Paulo und Tabatinga, dem äußerſten braſilianiſchen Gränzort, an, wohin er am 8 October gelangte. In Peru beſuchte er Loreto, das von der peruaniſchen Regierung zum Freihafen erklärt iſt, Cochequina, Pebas, Pucalpa, Iquito und endlich Nauta, wohin er am 14ten desſelben Monats gelangte.

Nauta auf dem rechten Ufer des Amazonenſtroms, nur einige Meilen von der Mündung des Ucayali iſt durch ſeine Lage zu einem großen Handelsemporium beſtimmt. Es wurde, ebenſo wie Loreto auf dem linken Ufer, zum Freihafen erklärt.

Allenthalben hat der Dampfer Holz mitgenommen; man ſchätzt deſſen Menge auf 42,600 Achas (ungefähr 890,000 Kilogr.) von den beſten Arten, wie Paracauba, Pao Mulato, Mafaranduba und einigen andern geringeren.

Die Ankunft des Marajo hat an allen den bezeichneten Orten ein großes Erſtaunen verurſacht, an einigen einen unbeſchreiblichen Schrecken. Indeß ſind da und dort viele Uferbewohner an Bord gekommen, umſomehr als die Fahrt des Dampfboots gerade in die Zeit fiel, wo alle benachbarten Völker an den Ufern des Amazonenſtroms ſich ſammeln, um die Schildkrötenbutter zu bereiten. Zu Fonte Boa flüchteten die Frauen mit den Kindern in die Wälder, und betrachteten von da nur mit ſtummem Erſtaunen die Bewegungen der außerordentlichen Maſchine, die ſie ſich nicht erklären konnten. Der Befehlshaber des Dampfboots, der ſich die Urſache ihrer Furcht leicht erklärte, ſchickte Landeseingeborne an ſie, um ihnen zu ſagen, daß ſie ohne Beſorgniß aufs Schiff kommen könnten; ſie weigerten ſich fortwährend und erwiderten, wenn ſie hingingen, würde das hölliſche Ungeheuer ihre Kinder verſchlingen. Dagegen wurde zu Loreto der Dampfer unter dem Geläute aller Glocken empfangen; der Geſe Politico, Don Francisco Ortiz, überhäufte die neuen Argonauten mit Beweiſen ſeiner Achtung und ſeines Wohlwollens, und wußte nicht, wie er ſeine Freude genug ausdrücken ſollte. Er ſchiffte ſich auf dem Fahrzeug ein, um ſich auf demſelben, begleitet von ſeinem Secretär und ſeinem Adjutanten, nach Nauta zu begeben. Zu Loreto war man ſehr beſchäftigt mit zwei peruaniſchen Dampfſchiffen, die zur Erforſchung der Flüſſe Ucayali und Guayaga beſtimmt waren. Dieſe beiden Fahrzeuge, zu denen die Maſchinen durch den Dreimaſter Star of Eaſt aus den Vereinigten Staaten gebracht worden waren, werden gegenwärtig im Arſenal der Provinz gebaut.

Der Gouverneur von Loreto, Don Manuel Ygarra, und ein deutſcher Kaufmann, Hr. Shut (Schütz?), der zu Callao ſich niedergelaſſen hat, haben mit der peruaniſchen Regierung über die Einführung von 13,000 Coloniſten im Laufe von drei Jahren unterhandelt. Einige derſelben ſind ſchon angekommen und verrichten den Dienſt als Garniſon, deren Stärke alsbald auf 2000 Mann gebracht werden ſoll; 130 Deutſche wurden nach Caballo Coro geſchickt. Zu Ega und Tabatinga hat man ſchon Steinkohlen gefunden, zu Loreto, Pebas und Iquito ſind bedeutende Lagerungen nachgewieſen. Zu Pebas wurde die Mine nur einige Schritte von dem Hauſe des Gouverneurs eröffnet, zu Iquito lag ſie am Ufer des Fluſſes ſelbſt. Die Proben, welche man nach Para brachte, laſſen glauben, daß dieſe Kohle mindeſtens den beſten Kohlen von Newcaſtle gleichkomme. Der peruaniſche Gouverneur, Don Fr. Ortiz, und der Agent der Compagnie ſind miteinander übereingekommen, daß die Landungsplätze der Dampfboote die beiden Freihäfen von Loreto und Nauta ſeyn, und daß die Kohlenniederlagen auf dem peruaniſchen Gebiet angelegt werden ſollen — an den beiden Orten, wo die Kohle am leichteſten zu gewinnen iſt, nämlich zu Pebas und Iquito.

Alle von dieſem Dampfboote beſuchten Orte ſind bis jetzt noch bloße Indianerdörfer, aber an ihrer künftigen Handelsbedeutung iſt nicht zu zweifeln, denn der liberale Charakter der Regierung und der Geſetzgebung von Peru ſichert den Fremden eine Freiheit, die ſie nicht überall finden. Ein Journal von Para ſagt ſogar, daß bei der Rückkehr des Marajo die braſilianiſche Eigenliebe eben keinen Triumph feierte, da die Berichte der Reiſenden einen ſtarken Unterſchied machten zwiſchen dem Glück und der Wohlhabenheit der peruaniſchen Bevölkerung und der Verödung, die an den Ufern des Galimoes herrſcht, dem Thal des Amazonenſtroms zwiſchen der Einmündung des Rio Negro und der braſilianiſchen Gränze zu Tabatinga. Man ſchildert die braſilianiſchen Ufer als verödet, die Dörfer ſind verlaſſen. In einem derſelben, San Paulo, fand man nur einen Greis von 87 Jahren, den man allein zurückgelaſſen hatte, während ſeine Familie einen Zug ins Innere unternommen. In einem andern, Amatura, ſah man keine lebende Seele. Einige Heerden von hohen, langen und hagern Schweinen zeugten allein dafür, daß hier Menſchen gewohnt hatten, aber für immer fortgezogen ſeyen, oder das anſäſſige mit dem Nomadenleben vertauſcht hätten.

Es gab eine Zeit, wo dieſe Gegenden blühend waren, wo eben dieß Kirchſpiel Amatura zahlreiche Gläubige in ſeiner Kirche ſich verſammeln ſah; es waren die erſten Schimmer einer Civiliſation, der es an Aufſchwung und Lebenskraft fehlte, weil die Meeresherrſchaft ebenſo wenig bei der portugieſiſchen als bei der ſpaniſchen Marine blieb. Mit dem Sinken der portugieſiſchen Seemacht treten unmerklich im Herzen dieſer fruchtbaren Länder Verödung und Tod an die Stelle freudigen Lebens; alles was nicht unter einer entfernten, unfruchtbaren Verwaltung erſtickte, floh in die Wälder und kehrte zum Nomadenleben zurück. So iſt es auf einer Strecke von nahe an 500 Leguas. Aber der Dampf iſt der elektriſche Funke, welcher beſtimmt iſt, allen dieſen

Leichen das Leben wieder zu geben. Die ungeheuren Einöden des mittlern Südamerika werden jetzt auf allen Seiten von der europäischen Civilisation angegriffen, allenthalben ist dasselbe durch ungeheure Flußläufe geöffnet, und der Dampf bringt heran, um diese zu befahren. Auf den Flügeln des Dampfes werden die Myriaden von Menschen kommen, denen es in der alten Welt zu eng wird, während die neue noch eine Wüste ist; mit dem Dampf kommen die Arme und die Arbeit, die den Boden befruchten, und der Handel, der den Werth seiner Erzeugnisse verhundertfacht.

Miscellen.

Der englische und amerikanische Buchhandel. Der Vertrag, welchen England vor anderthalb Jahren mit Nordamerika über den Nachdruck abschloß, ist nicht zum Gesetz geworden, indem derselbe im vorigen Congreß nicht mehr vorgelegt wurde. Ob er von der jetzigen demokratischen Verwaltung wieder aufgenommen wird, steht sehr dahin; indeß ist jetzt ein anderer Plan in petto: man will die fremden, also auch die englischen Bücher alle frei hereinlassen. Aber auch dem widersetzen sich die amerikanischen Nachdrucker, und verlangen, daß alle vor 1830 gedruckten Bücher wenigstens 10, die nach 1830 gedruckten 25 Procent Zoll zahlen sollen. Die englischen Blätter sind hierüber (s. Athen. 4 Februar) sehr ungehalten.

*

Die archäologische Gesellschaft für Palästina. Die Engländer scheinen mit der Gründung neuer Gesellschaften dieser Art in der That zu extravagiren. Da man in Aegypten und Assyrien so merkwürdige Entdeckungen gemacht hat, so will man jetzt gewissermaaßen die Zwischenstation erforschen. „Warum, heißt es in dem Prospectus, sollten nicht auch die alten Städte der Hebräer und der Ureinwohner Canaans erforscht werden?“ Es scheint sich ein wenig englische Bibelnarrheit in die Sache einzumischen, vielleicht sucht man auch diesen biblischen Sinn zu benützen, um desto mehr Leute zu archäologischen Forschungen herbeizuziehen.

*

Aufklärung über die aztekischen Lilliputer. Unsere Leser erinnern sich wohl theils aus unseren Mittheilungen (s. 1853. Nr. 28) theils aus englischen Blättern, des Aufsehens, das diese angeblichen Abkömmlinge einer besondern aztekischen Priestercaste erregten, und welche abgeschmackte Fabeln einige Nordamerikaner, die Geld damit machten, verbreitet haben. Jetzt theilt das Athen. Franç. vom 11 Februar einen Auszug aus der Gaceta del Gobierno del Salvador vom 8 October mit, welcher folgendes enthält: „Vor allem erklären wir, als Centro-Amerikaner, welche die Geographie ihres Landes genugsam kennen, daß die Stadt Iramaya, ihre Thürme, ihre Schlösser, ihre Minarets ein Märchen aus Tausend und einer Nacht sind, ebenso wie die aztekischen Lilliputer von der Priesterrace. Die beiden Kinder, die man in Europa zeigt, sind weder Lilliputer, noch Azteken, noch priesterlich, noch stammen sie aus Iramaya, noch gehören sie einer außerordentlichen Menschenrace an, sie kommen auch nicht aus der Republik Guatemala, sondern ihre Geschichte ist folgende: Im Departement San Miguel, in einem Dorfe Namens La Puerta, nahe bei der Stadt Usulutan, lebt eine verheurathete Mulattin, Mutter der beiden kleinen Kinder, welche schon bei uns für außerordentliche Erscheinungen galten, ebenso wie ein drittes Kind derselben Frau, das den beiden andern gleicht, und gewiß auch noch ein aztekischer Lilliputer wird, wenn irgend ein Betrüger es dafür ausgeben will. Don Raimond Selva, gebürtig aus Nicaragua, wollte mit diesen seltsamen Kindern eine Speculation machen, erhielt sie vor vier oder fünf Jahren gegen Bezahlung von einigen Unzen Gold von der Mutter, und machte sich damit nach den Vereinigten Staaten auf den Weg, indem er zugleich einen Wolf, einen weißen Hirsch und einige Titles-Affen mit sich nahm. Zu San Juan de Nicaragua nahm ihm ein Amerikaner, wir wissen nicht auf welche Weise, alle seine Curiositäten ab, und Señor Selva ließ sich seitdem von der Regierung des Staats San Salvador durch Vermittlung seines Agenten Ign. Zapeda, eine Urkunde ausstellen, welche beweist, daß er Eigenthümer der Kinder und der Thiere sey. Das Ministerium hat dieß Zeugniß ausgestellt; ob aber Señor Selva sein Eigenthum wieder erhalten hat, wissen wir nicht. Das ist die wahre Geschichte der aztekischen Lilliputer, und wir glauben eine Gewissenspflicht zu erfüllen, wenn wir die Welt von ihrem Ursprünge unterrichten.“

*

Ethnographische Nachricht aus Ostafrika. Das Bull. de la Soc. de géogr. (November—December) enthält einen Auszug eines Briefs von Krapf, worin es unter anderm heißt: „Ich habe mich in der letzten Zeit mit der Sprache der wilden, Wakuaß genannten Stämme befaßt, welche sich über einen bedeutenden Theil des tropischen Afrika's von Nigritien im W. und dem Kikuyu im O., da wo die Familie der braunen Völker beginnt, auszudehnen scheinen; die Sprache im Osten scheint eine lexikographische Verwandtschaft mit dem Arabischen in seiner ursprünglichen Form zu haben. Der grammatikalische Theil dieser Sprache hat eine auffallende Hinneigung zu dem Idiom der braunen Völker, welche den ganzen Continent südlich von der Linie bewohnen; diese scheinen alle eine gemeinsame Sprache zu haben, trotz der zahlreichen Dialekte, deren Vergleichung von hohem Interesse ist. Dieser Gegenstand wird ein wenig aufgeklärt werden durch das Wortverzeichniß, das ich der Missionsgesellschaft zu London einsandte mit einer kurzen Beschreibung der Sitten und Gebräuche dieser Wakuaß, welche an den Quellen des Nils wohnen, die man in der Breite von Kirenia suchen muß. Diesen Strich betrachten die Wakuaß als den Ursitz ihrer Vorfahrer. Sie selbst nennen sich Loikob; der Name Wakuaß ist arabisch und wird ihnen von ihren Nachbarn an der Küste gegeben. Wie viel ist noch unbekannt in diesem Theil Afrika's! Die Araber wissen, daß die Europäer gerne die unbekannten Länder im Innern kennen lernen möchten, statt aber diese Entdeckungen zu begünstigen, suchen sie aus politischen oder andern Gründen sie daran zu hindern, denn sie können sich gar nicht denken, daß bloß die Wißbegierde die Europäer antreibt.“

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 8. 24 Februar 1854.

Aug. Petermanns geographischer Kalender für 1854.

Das ist kein Buch, wie vielleicht manche dem Titel nach vermuthen, sondern ein ächter und gerechter geographischer Wandkalender. Der Einfall ist nicht übel, und ein solcher Kalender läßt sich zuverlässig noch sehr vervollkommnen und verbessern. In der Mitte ist eine Weltkugel, deren untere größere Hälfte der Kalender in englischer Sprache einnimmt, der obere ist eine Circumpolarkarte, welche einestheils die Lage der halb und halb entdeckten arktischen Länder, anderntheils die wahrscheinliche Stellung Franklins zeigen soll. Da letzterer Punkt mit der Möglichkeit, daß Franklin noch aufgefunden werde und mit den bekannten Ansichten Petermanns über ein freies arktisches Meer zusammenhängt, so wollen wir später darüber einiges sagen, und jetzt den andern Theil des Bildes, von dem wie gesagt die Circumpolarkarte das Mittelstück bildet, in Kürze beschreiben. Links oben ist eine skizzirte Karte Centralafrika's mit den Reiserouten Richardsons, Barths und Overwegs, welche eine gute Uebersicht der bereits gewonnenen und noch zu erwartenden Resultate gibt; das Wichtigste davon ist die geographische Bestimmung von Yola im Lande Fumbina oder Adamawa, ein Weg, den bekanntlich Barth gemacht hat, und wobei er den Fluß Benue etwa unter 14° O. L. v. G. überschritt; da der Flußlauf noch anderthalb Grade weiter gegen Westen voll, und erst weiterhin mit Punkten bezeichnet ist, die alte Nigerexpedition unter Macgregor Laird aber den Tschadda bis 8° O. L. v. G. ostwärts hinauffuhr, so ist nur noch eine Strecke von 4½°, freilich doch noch eine ziemliche Strecke, unerforscht, die Wahrscheinlichkeit aber vorhanden, daß Benue und Tschadda ein und derselbe Strom sind. Diese Wahrscheinlichkeit ist auch in der That so groß, daß auf sie die neue Unternehmung zur Beschiffung des Tschadda (s. Ausl. Nr. 5) welche im Sommer ausgeführt werden soll, gebaut ist. Die Bestätigung dieser Wahrscheinlichkeit hat für die physische Geographie ein großes Interesse, denn sie beweist daß sich die Gebirge Innerafrika's in einem weiten Umfang gegen Nordwesten abdachen, wodurch der Gebirgszug, der sich zwischen dem Tschadsee und dem mittlern Nigerlaufe erhebt, ein um so seltsameres Ansehen gewinnt und die ältern Geographen entschuldigt, welche den Niger von Tombuctu nach dem Tschadsee laufen ließen. Diese augenscheinlich sehr allmähliche Abdachung in einem mit siebenmonatlichem Regen getränkten Lande bildet einen so schroffen Gegensatz gegen die dürre Wüste, die gleich nördlich vom Tschadsee beginnt, daß wir nicht erstaunt seyn dürfen, hier eine der seit Jahrhunderten wenig überschrittene Gränzscheide zu finden, und was uns bis jetzt Barth über Baghirmi (s. Ausland 1853 Nr. 4) mitgetheilt, ist mehr geeignet die Neugierde zu reizen als zu befriedigen. Aug. Petermann hat mit Recht diese Kartenskizze als die Darstellung einer der wichtigsten neueren geographischen Entdeckungen in seinen geographischen Kalender aufgenommen.

Unterhalb dieses Kärtchens befindet sich eine Skizze des Isthmus von Panama und Darien mit der Angabe der Lage der Eisenbahn und des künftigen Schifffahrtscanals, zu dessen Anlegung gegenwärtig von England, Nordamerika und Frankreich gemeinsame Untersuchungen und Verarbeiten unternommen werden (s. Ausland 1853 Nr. 50). Die Darstellung enthält nichts besonderes, doch ist sie zeitgemäß. — Unterhalb derselben ist die Reiseroute Galtons (s. Ausland 1853 Nr. 30. 31) in Südafrika. Galton hat bekanntlich im vorigen Jahr die goldene Medaille der k. geographischen Gesellschaft von England erhalten und seine Reise ist ein wahrer Fortschritt. Insofern ist ihre Aufnahme ganz passend, allein ohne Zuziehung umfassenderer Karten ist diese Specialangabe nur wenig verständlich, und zudem hat der Verfasser Bemerkungen aufgenommen, die zwar in Galtons Reise sich finden, aber höchst unwahrscheinlich sind, und somit besser weggeblieben wären: auf dem Wege gegen Nordwesten ins Land der Ovampo sind „baumlose Grasebenen, welche sich bis ans Meer erstrecken sollen" angegeben; dieß Meer ist aber noch 4 bis 5 Längengrade entfernt, und man ist ziemlich nahe an den portugiesischen Besitzungen in Westafrika, deren gebirgige Küstenbeschaffenheit bekannt ist. Wo man den Raum so sparen muß, sind solche unsichere Bemerkungen überflüssig, und zudem beruht Galtons Hauptverdienst weniger in der Förderung der physischen Erdkunde, als in seinen höchst interessanten Nachrichten über die Völker dieses Landstrichs. Der Werth seiner Terrainerforschung wird sich erst herausstellen, wenn es gelingt, von dem äußersten durch ihn errichteten Ostpunkte noch weiter gegen NO vorzudringen, wo man ein angeblich flaches, dichtbewaldetes und unbewohntes Land zu durchdringen haben wird.

Der Karte von Galtons Reiseroute gegenüber ist ein Kärtchen, welches die Entdeckungen des gleichfalls mit der Goldmedaille

der Londoner geographischen Gesellschaft beehrten Cap. Inglefield in der Baffins-Bay, in Smith' und Jones' Sound darstellt. In der rechten obern Ecke sind die Fahrten des Schiffes Investigator unter Cap. M'Clure, dem Entdecker der nordwestlichen Durchfahrt, verzeichnet. [1] Beide gehören also mit zu den Franklin-Expeditionen, und wir haben, da wir die Ergebnisse der verschiedenen Fahrten früher (s. namentlich Nr. 43 vom vorigen Jahre) mitgetheilt, nichts weiter darüber zu sagen, und schließen nur noch einige Bemerkungen über Hrn. Petermanns Ansicht in Betreff des jetzigen Aufenthalts Franklins an, denn dieß ist der Hauptpunkt, der ihn wohl zu der ganzen Darstellung veranlaßte. Wir haben in den letzten Jahren wiederholt die Ansichten Petermanns über die Wahrscheinlichkeit eines freien Meeres innerhalb des Polarkreises mitgetheilt, brauchen also nicht wieder darauf zurückzukommen [2]; seine Karte bietet aber einige Besonderheiten dar. Seiner Darstellung nach erstreckt sich Grönland über den ganzen westlichen Theil des Polarkreises hin, vom Pol bis etwa 76° herab, und von 20° W. L. von G. bis über 180° W. L. hinaus. Von 20° W. L. bis etwa 170° O. L. ist um den Pol herum freies Meer. Hr. Aug. Petermann nimmt nun an, Franklin habe sich durch den Wellington Canal durchgearbeitet und sey nördlich von der Nordküste Amerika's bis etwa in die Länge der Behringsstraße gedrungen, nördlich von dieser aber eingeschlossen worden, etwa zwischen 160° W. und 160° O. L. Ostwärts und westwärts von diesem Strich zieht aber Hr. Petermann eine „wahrscheinliche Linie des Landes", Franklin müßte also in irgend einer großen Bucht vom Eis eingeschlossen seyn. Nehmen wir diese doch zum Theil sehr hypothetischen Sätze Hrn. Petermanns an, so begreifen wir nicht, wie er sich schmeicheln kann, durch eine von England aus zwischen Spitzbergen und Nowa Zemlja hinfahrende Expedition irgend etwas von Franklin aufzufinden, denn diese müßte nicht nur an der ganzen sibirischen Küste hin, sondern auch dann erst unter der Länge der Behringsstraße wieder nordwärts fahren, und dort endlich ihre Nachforschungen anstellen: denn nach Hrn. Petermanns Ansicht hätte sie zwar eine Polinja, d. h. einen eisfreien Meeresraum vor sich, aber rechts die sibirische, links, wenn auch in ziemlicher Entfernung, die grönländische über den Pol hinlaufende Küste. Viel kürzer wäre es ein Dampfschiff von San Francisco aus abgehen und durch die Behringsstraße fahren zu lassen; leider aber sind die Russen, so oft sie in jener Gegend von der Behringsstraße aus nordwärts, wo allerdings Land liegt, vordringen wollten, stets auf undurchdringliches Eis gestoßen. Betrachtet man zudem die Karte Hrn. Petermanns von dem Wellington Canal westwärts genauer, so ist es gar nicht wahrscheinlich, daß Franklin bis in die Länge der Behringsstraße gelangt seyn kann, sondern viel eher ist er in dem westwärts vom Wellington Canal von Petermann selbst verzeichneten Inseln- und Halbinselngewirr, das die Anhäufung des Eises befördern muß, stecken geblieben, so gut wie M'Clures Schiff Investigator in der minder nördlich gelegenen Banksstraße an der Nordküste von Baring Island. Solche oder ähnliche Gründe mögen die englische Admiralität geleitet haben, als sie Franklin und seine Gefährten von der Marineliste strich, und sie somit als todt annahm.

[1] Die Mitte, der Karte des Isthmus von Panama gegenüber, nimmt ein Lückenbüßer, nämlich eine kleine Karte des jetzigen Kriegsschauplatzes ein.

[2] S. namentlich Ausland 1852 Nr. 71 ff. In einem Vortrage vor der geographischen Gesellschaft vom 8 November 1852 (s. Journal of the geogr. Soc. Vol. XXIII.) sucht er namentlich durch die Hinweisung, daß sich in diesem freien Meer sehr viele Wallfische finden müßten, die Engländer anzuspornen, eine Fahrt dahin zu unternehmen. Es fehlt nicht an Leuten, welche den Ansichten Petermanns Beifall schenken, bei Manchen scheint aber auch Mißgunst gegen den Deutschen vorzuherrschen.

Damit wollen wir indeß gar nicht gesagt haben, daß nicht eine auf dem von Petermann angegebenen Wege ausgeschickte Expedition interessante Entdeckungen machen könnte, nur möchten sie allgemein wissenschaftliche seyn, und die Existenz einer so ausgedehnten Polinja, wie Petermann annimmt, möchten wir stark bezweifeln; der Umstand, daß das Eismeer nördlich von Rußland, sowie das nördlich von dem amerikanischen Continent keineswegs sehr tief ist, macht es wahrscheinlich, daß da und dort festes Land sich über die Meeresfläche erhebt, und wo dieß der Fall ist, werden auch in solcher Breite viele Eisbänke nicht fehlen. Petermann hat zuverlässig Recht, wenn er behauptet, daß die Breite nicht allein über den Kältegrad entscheide, sondern daß da, wo durch Landerhebung Eis sich anhäuft, nothwendiger Weise die Temperatur tiefer sinkt, als wo das freie Meer wogt; aber selbst in so bedeutenden Zwischenräumen, wie zwischen Spitzbergen und Nowa Zemlja, steht einen großen Theil des Jahres hindurch das Eis fest, und gerade dieser Strich ist es, welchen Petermann als die einzuschlagende Bahn vorschlägt, und zwar im Winter, weil dann das Eis an einzelnen Punkten zwar feststehe, aber eine Strömung von warmem Wasser vom Golfstrom aus sich in das nördliche Meer ergieße, weßhalb auch Wrangel zu seinen Expeditionen im Norden Sibiriens die Wintermonate gewählt und in der Ferne überall das offene Meer gesehen habe; merkwürdig genug ist der Strich im Westen von Schottland und Norwegen von Treibeis frei; wo man aber jenseits Nowa Zemlja hinkommt, was sich dort findet, das ist eben die Frage. Der mögliche Gewinn steht mit dem sehr wahrscheinlichen Verlust einer solchen Expedition kaum im Verhältniß. Hr. Petermann hat sich wohl von einer Lieblingsidee zu stark hinreißen lassen, und das hat man in England, wo „Her Majestys geographer" manche Gegner hat, nicht unbenützt gelassen. Das thut indeß dem Interesse seiner Karten keinen Abbruch.

Der Einfall, die geographischen Entdeckungen des vorhergehenden Jahres in solcher Weise in einen bildlichen Rahmen zu fassen, wie Hr. Petermann mit seinem geographischen Kalender gethan, ist gar nicht übel. Es zeigt die Fortschritte und Bestrebungen der Geographie in Einem Ueberblick. Was wir aus dem Bilde hinwegwünschen möchten, sind die phantastischen Ausschmückungen: zwischen dem Mittelstück und dem Kärtchen zur Linken hat sich eine Boa um einen Baum geschlungen und reißt ihren Rachen höchst unmanierlich auf, während ihr gegenüber ein philosophischer Panther die Karte des Isthmus von Panama sehr aufmerksam betrachtet, und rechts zwei empfindsame Eisbären Konstantinopel gerade gegenüber eine Beute mit ihren Tatzen festhalten. Solche Paraphernalien passen schlecht zu dem ernsten Gehalt der Karten selbst, denen wir viele Nachfolger wünschen; einen geographischen Kalender kann man so gut alle Jahre brauchen, wie einen andern. Es läßt sich manches darin und daran anbringen.

Skizzen aus Coſta Rica.

5. Der ſtille Ocean. — Punta Arenas. — Der Golf von Nicoya.

Niemals hat der Anblick irgend eines Meeres einen ſo gewaltigen Eindruck auf mich gemacht, wie der ſtille Ocean. Es iſt hier nicht allein das Bewußtſeyn, daß das Auge über die größte Waſſermaſſe unſeres Planeten hinſchweift, noch der Gedanke, daß der Wind, der jetzt die Fluth dieſes ungeheuren Salzwaſſerbeckens kräuſelt, direct von China oder Neuholland kommt, was hier beim Anblick dieſes Weltmeergemäldes eine ſo überwältigende Wirkung hervorbringt. Auch die Einzelnheiten des Bildes ſind herrlich. Eine edle, tiefblaue Farbe bemalt die unermeßliche Fläche im glitzernden Goldſchimmer des Tagsgeſtirns, und darüber wölbt ſich der ſchöne Tropenhimmel mit ſeinem ſanftern Blau und der mannichfaltigſten Gruppirung der Wolkenfiguren, die bald eine unbewegliche Draperie des Aethers bilden, bald als flatternde Schleier hin und her ſchweben und ihr Bild im tiefen Waſſerſpiegel reflectiren. Dazu kommt die herrliche Uferdecoration des Golfes von Nicoya, der mit ſeinen vielen Fels-Eilanden ſich immer deutlicher entfaltet, je näher man dem Hafen Punta-Arenas kommt. Nächſt den durch ihre pittoreske Schönheit weltberühmten Buchten von Neapel und Genua habe ich nie einen reizendern Golf geſehen, ja in Bezug auf wahren Naturgeſchmack iſt der Golf von Nicoya vielleicht reicher ausgeſtattet als jene Buchten Italiens, deren Scenerie ohne die glänzenden Städte und die Landhäuſer, die dort amphitheatraliſch zerſtreut liegen, lange nicht denſelben Eindruck machen würde. Hier geſellen ſich zu den ſchönen Linien der Sierra de la Hoz, welche die weſtliche Küſtenumſäumung des Golfes von Nicoya bildet und in vielzackigen Linien ſich bis zum Cabo Blanco hinzieht, die reizenden Felsconturen der Inſeln und der impoſante Anblick der Cordilleras. Ueberragt ſind ſie von ihren Vulcanen, die im Schmucke dunkelgrüner Urwälder bald den fernen Hintergrund der Landſeite bilden, bald mit ſteilzackigen Rücken bis dicht an das Geſtade ſich drängen und in den Ocean ſelbſt abfallen, wo dann die Brandung an den Klippen mit furchtbarer Gewalt emporſpritzt und das Salzwaſſer die Lianen befeuchtet, die von hohen Mauritius- oder Cocospalmen in das Meer hinabhängen. Die ſchönſten dieſer Felſen findet man zwiſchen Tarcoles und der Punta de la Herradura. Die Brandung zeigt hier eine Macht und Höhe, wie ich ſie in keinem andern Meer beobachtet habe. Sie hat das Eigenthümliche, daß ſie auch bei völliger Windſtille ſehr hoch geht. Man ſieht draußen die blaue Fläche vielleicht ſo ruhig wie das Becken eines Schweizerſees an heißen Sommertagen. Plötzlich bäumt ſich als ungeheure Walze die weiße brandende Woge aus der ruhigen Fluth hervor und ſchlägt ziſchend und donnernd gegen die Sanddüne oder den Uferfelſen. Was ſind die Mittelmeerwogen die an den maleriſchen Klippen der Inſeln Rhodes und Candia ſich brechen, oder der Wellenſchlag der Nordſee, der die Sanddünen von Dieppe und Oſtende peitſcht, gegen dieſe ſchäumende Rieſenwalze des ſtillen Weltmeers! Maulthiere und Pferde, welche die Reiſe nach Punta Arenas noch nicht gewohnt ſind, werden durch den Anblick und den Schall dieſer Brandung leicht ſcheu. Am gewaltigſten iſt dieſelbe dicht vor der Barranca-Mündung, wo ſie an einer vorſpringenden Sandbarre zerſchellend eine dreifache Reihe von weißen Schaumbögen bildet. Denke man ſich dazu noch den Anblick der fremdartigen Pflanzengeſtalten, welche die Ufer ſchmücken, die ſchönen Cocospalmen mit ihren Rieſenkronen, die auf der Halbinſel bei Punta Arenas und noch mehr bei Tarcoles ſo nah am Rande des Meerbeckens wachſen, daß die Salzfluth oft ihren runzlichen Stamm beſpritzt, und an der Barranca-Mündung die großen Krokodile, deren ſchuppiger Panzerrücken auf den brandenden Wellen ſich hebt und ſenkt wie auf einer Schaukelwiege, ſo wird man geſtehen, daß der Genuß eines an Erſcheinungen ſo reichen Schauſpiels der Opfer und Mühſeligkeiten einer Reiſe nach der Tropengegend Central-Amerika's wohl werth iſt.

Man reitet auf der ſandigen Landzunge dicht am Rande des Meeres, weil der feuchte Sand compakter iſt, und der Huf der Mula weniger tief einſinkt. Eine eigentliche Fahrſtraße gibt es von hier an nicht mehr. Auch die Ochſenkarren, welche den Kaffee nach Punta Arenas bringen, fahren auf dem naſſen Dünenſande halb im Waſſer. Nach zweiſtündigem Ritt erreichten wir die Hafenſtadt.

Punta Arenas iſt erſt ſeit 1848 als der Hafen Coſta Rica's am ſtillen Ocean bekannt. Zuvor war derſelbe etwas ſüdlicher in der kleinen Bucht von Calderas zwiſchen den Mündungen des Barranca und Machuca. Bis zum Jahre 1838, von wo der Aufſchwung des Exporthandels datirt, ſtanden hier nur wenige Häuſer. Auch heute noch ſieht man der Stadt, obwohl ſie ziemlich ausgedehnt iſt, das Neue und Unfertige an. Es wäre auch gar nicht unmöglich, daß ſie jetzt ſchon ihren höchſten Blüthestand erreicht hätte, da die Kaufleute von San Joſe demnächſt einen Verſuch machen wollen, den Hafen mehr ſüdlich nach der Bay von Tarcoles zu verſetzen. Caldera wurde hauptſächlich ſeiner Ungeſundheit wegen verlaſſen.

Die Stadt Punta Arenas dehnt ſich mehr in der Länge als in der Breite aus, und beſteht aus einer langen Hauptſtraße von Holzhäuſern, deren architektoniſcher Styl und Baumaterial von den Häuſern der Hauptſtadt San Joſe verſchieden ſind. Die ſchwingende Erſchütterung der Erdbeben, die auf dem Hochlande die mehr lange und niedrige Form der Häuſer motivirt, dehnt ſich ſelten bis an den Meeresſtrand aus, und erſchüttert den leichten Sandboden nie ſo, daß man einen Umſturz der Häuſer befürchtet. Daher haben hier die meiſten Häuſer obere Stockwerke mit offenen Gallerien; die Dächer aber ſind mit denſelben ſchweren Hohlziegeln zum Schutze gegen die Gewitterregen gedeckt. Höfe und kleine Gärtchen mit Cocospalmen, Melonenbäumen, Mimoſen und Akazien bepflanzt, trennen die verſchiedenen Häuſer. Die Vegetation der nächſten Umgebung von Punta Arenas iſt ziemlich karg, da nur ſolche Pflanzen fortkommen, welche einen ſandigen, ſalzgeſchwängerten Boden vertragen. Aber dieſe Armuth der Vegetationsdecke iſt wahrſcheinlich die Urſache der geſündern Luft, die hier nicht von den Gaſen verweſender Organismen in dem Maaße geſchwängert iſt, wie die Umgebungen von Caldera, Tarcoles, Panama und den meiſten Küſtenpunkten Central-Amerika's. Gleichwohl ſcheint uns das Lob, welches Herr Molina zu Gunſten von Punta Arenas anſtimmt, übertrieben. Sind die Fieber auch ſeltener als an andern Küſtenpunkten, ſo kommen ſie doch vor, und in der trockenen Jahreszeit von 1853 brach dort eine Epidemie aus, die beſonders unter den Fremden viele Opfer forderte. Die ſumpfigen Uferwälder, welche der Landzunge gegenüber bis an die äußerſte Mündung des Rio

de Aranjuez reichen, ſind nahe genug, um die Verbreitung ſchädlicher gasartiger Stoffe und Fieber-Miasmen durch Landwinde möglich zu machen.

In den Seitengaſſen, welche von der Hauptſtraße durch die Landzunge in der Breite auslaufen, ſind ärmliche, mit getrockneten Palmblättern bedeckte Rohrhütten, welche von Fiſchern, Schiffern und Taglöhnern, meiſt Indianern oder Halbindianern, bewohnt ſind. In dieſer Richtung ſteht auch die Kirche auf einem freien Platz der mit Salzpflanzen bedeckt iſt. Es iſt eine große, hölzerne Barrake, die unſern deutſchen Kornſpeichern ähnlich ſieht, mit einem auf vier Pfählen ruhenden Glockenthürmchen, welches wie ein Wachtpoſten der Koſaken am Kuban oder wie ein deutſcher Taubenſchlag ausſieht. Das Innere enthält eine kleine bewegliche Kanzel und einen einzigen Altar, den einige Heiligenbilder und ein halbhundert kleine Spiegel zieren. Ein anſehnlicheres Gebäude iſt das Poſthaus nah der äußerſten Spitze der Landzunge, vor welchem eine ſchöne Gruppe von Cocospalmen mit kräftigen aufſtrebenden Kronen ſteht. Die Umzäunung des Hofes bildet ein ſenkrecht aufwachſender ſiebeneckiger Cactus, deſſen ſchöne Säulenform ich hier zum erſtenmal bewunderte. Auf dem Hochlande und der atlantiſchen Seite habe ich dieſe Cactusart nie geſehen.

Das anſehnlichſte Privathaus beſitzt Hr. Medina, ein reicher Kaufmann und Grundbeſitzer von Miravalles, der auch in Deutſchland viel bekannt iſt durch ſeine Verſuche, deutſche Anſiedler nach dem Tafelland von Miravalles zu locken. Gouverneur der Stadt und Provinz von Punta Arenas iſt Hr. Cañas, gleichfalls Hausbeſitzer und Kaufmann, der zugleich einen offenen Laden hält. Punta Arenas iſt dem Kleinhandel günſtig, und beſonders ſpirituöſe Getränke finden hier einen im Verhältniß zur Bevölkerung unglaublichen Abſatz. Das Freihafenprivilegium, das ihm gemacht worden, trug außerdem nicht wenig dazu bei, Handel und Verkehr zu beleben.

Die Stadt hat mehrere Gaſthäuſer, in welchen man vergleichsweiſe beſſer aufgehoben iſt als in San Joſe. Eines derſelben hält Señora Narciſſa, bei der man für einen Piaſter täglich Wohnung und Tafel hat. Wir fanden daſelbſt eine ſehr gemiſchte Geſellſchaft: Californier, Mexicaner, Peruaner, Chilenen, die Mehrzahl Handelsleute oder Schiffscapitäne; auch ein wohlhabender Indianer von jenſeits des Golfes nahm mit Frau und Kindern an der Mahlzeit Theil. Man ſprach den ſehr guten Weinen, die hier billig ſind, von allen Seiten tapfer zu, und an den ſchönen hellen Abenden, wo man erſt recht der Geſellſchaft und der friſchen Luft genoß, weil während des Tages eine unangenehme Hitze die Meiſten in der Stube zurückhielt, ſangen die Töchter der Señora Narciſſa mit Guitarrebegleitung recht artige ſpaniſche Lieder. Ein gebildeter amerikaniſcher Seemann, der hier unſer Hausgenoſſe war, gedachte bei dieſer Gelegenheit ſeufzend der muſikaliſchen Genüſſe Europa's, und beſonders der großen Oper von Paris. Er habe Frankreich, Deutſchland und Italien bereiſt, und ſich dort in den großen Städten mehrere Jahre aufgehalten. Den Nachtigallſchnabel der Jenny Lind, die Beine der Cerito, den ſüßen Mund und die ſüßen ſchwarzen Augen der Carlotta Griſi hat er nicht bloß geſehen, ſondern angebetet, und gebärdete ſich in der Erinnerung an dieſe europäiſchen Delicen mit einem an Entzücken gränzenden Enthuſiasmus, wie man ihn ſonſt an einem Amerikaner durchaus nicht gewohnt iſt. Freilich war derſelbe nicht aus dem waſſertrinkenden Staat Maſſachuſetts, ſondern aus Charleston in Südcarolina zu Hauſe, wo die Leute wärmeres Blut und erregbarere Phantaſie haben. Im Vergleich mit der an äſthetiſchen Genüſſen ſo armen Localität einer ſandigen Halbinſel am ſtillen Ocean mußte man über die Contraſte, die ſich in der Erinnerung an die fremden europäiſchen Hauptſtädte darboten, bald lächeln und bald ſeufzen. Als um 9 Uhr die kleine Garniſon mit Querpfeifen und Trommeln den Zapfenſtreich anſtimmend dieſe muſikaliſche Converſation mit ohrmarternden Tönen unterbrach, äußerte der Amerikaner mit bittern Lächeln: „That is the opera of Punta Arenas!“

Mein kurzer Aufenthalt in Punta Arenas wurde zu täglichen Ausflügen benützt. Jeden Morgen ging ich, bevor die Sonne den ſandigen Boden erhitzte, nach der alleräußerſten Spitze der Landzunge, um ein Bad zu nehmen, und mich an dem ſchönen Naturbilde des Golfes ſatt zu ſehen. Die Seebäder ſind hier nicht ganz ohne Gefahr der Haifiſche wegen, die ſich oft ganz nahe an das Ufer wagen. Von den Sommergäſten, die ſich hier während der trockenen Jahreszeit aus San Joſe und andern Gegenden des Hochlandes einfinden, ſcheuen viele ſich hier zu baden, eben jener großen Raubfiſche wegen, oder beſuchen deßhalb einen Badeplatz an der gegenüberliegenden Seite des Golfes, wo keine Gefahr ſeyn ſoll. Bei Punta Arenas hat man zuweilen ſelbſt in dem ſogenannten Eſtero Haifiſche geſehen. Eſtero heißt jener ſchmale Meeresarm zwiſchen der Nordſeite der Landzunge und dem feſten Lande, in welchen der Rio de Aranjuez einmündet; er bildet den Hafen für kleinere Schiffe. Dreimaſter oder größere Bricks von größerem Tonnengehalt können hier der Sandbarre wegen nicht einlaufen und müſſen in der Entfernung von einer halben Seemeile nordweſtlich von der Stadt Anker werfen. Das Aus- und Einſchiffen der Waaren hat deßwegen ziemlich große Schwierigkeiten, obwohl die Brandung bei weitem nicht mehr ſo heftig iſt wie an den ſüdlichern Theilen des Golfes.

Meine naturhiſtoriſche Sammelausbeute war gering. Die Flora iſt ſehr einförmig und kaum durch einige Dutzend niederer Küſtenpflanzen repräſentirt. Jeden Morgen war an dem entlegenſten Theile der Landzunge eine große Zahl Wat- und Schwimmvögel verſammelt, die ſich gewöhnlich entfernten, wenn die Sonne höher ging. Pelikane, Kormorane, Möwen, weiße und dunkelgefärbte Reiher, Löffelreiher und der ſcharlachrothe Ibis waren die häufigſten Vögel. Auf dem Sande liefen große, graue Leguane, die ſich wenn man ſie nicht verfolgte, ſehr ſchwerfällig zu bewegen ſchienen. Suchte man ſie zu erhaſchen, ſo flohen ſie mit außerordentlicher Schnelligkeit über den Sand hin. Man erzählte mir auch von einer giftigen Schlange, nicht viel dicker als ein Regenwurm, die nicht ſelten und deren Gift tödlich ſey. Ich konnte ſie mir nicht verſchaffen. Auf dem naſſen Sande liefen feingezeichnete, langbeinige Cicindelen, welche auf kleine Fliegen Jagd machten, und in ganz ungeheurer Zahl ſind hier Taſchenkrebſe in verſchiedenſter Größe zu Hauſe, welche in Erdlöchern wohnen, und im Sonnenſchein ſpielend oder Beute ſuchend herumlaufen, bei der Annäherung des Menſchen aber mit ungeheurer Schnelligkeit davonlaufen und ſich in ihre Schlupfwinkel verkriechen. Bei einem ſo ſcheuen Charakter und ſolcher Klugheit der Taſchenkrebſe haben wir in die Eigenthümlichkeit ihrer Lebensweiſe kaum mehr einzudringen vermocht als

Goethe bei ſeinem Lidobeſuche in Venedig, obwohl die Maſſe und die Mannichfaltigkeit dieſer Cruſtaceen und das muntere Spiel, das ſie im Feuchten wie im Trockenen treiben, hier unendlich großartiger iſt. Gleichwohl glaubten wir bemerkt zu haben, daß in dieſem glücklichen Lande nahe dem Erdgürtel, auf welchem der Schöpfer einen unendlich reichern Naturſegen ausgeſchüttet, und wo ſelbſt die Faullenzer und die Eſel nicht Hungers ſterben, die Taſchenkrebſe doch leichter zu ihrem Zwecke kommen als im getrübten Lagunenwaſſer der einſt ſo reichen und mächtigen Dogenſtadt Venedig.

Ueberaus ſchön iſt der Blick von der Puntilla nach dem Golf von Nicoya, beſonders in nördlicher und weſtlicher Richtung. Der Landſpitze gegenüber liegt das Eiland St. Lucas, welches merkwürdig gezackte Umriſſe hat und ſich über der blauen Fluth des Golfes erhebt. Hinter dieſem Eiland erhoben ſich die Spitzen der Sierra de la Hoz, eines Zweiges der Cordilleras, der aber faſt in entgegengeſetzter Richtung von Südweſt nach Nordoſt ſtreicht. Rings um die Inſel St. Lucas ſind noch andere kleine Eilande, worunter die ſogenannte Vogelinſel und weiter ſüdlich die Negritos. Mehr nordweſtlich erblickt man die Umriſſe der Islas del Caballo und del Bejuco. Einige dieſer Inſeln ſteigen ſchroff aus dem Meer und bilden pittoreske Contouren, beſonders die St. Lucas und die Vogelinſel, deren Linien einige Aehnlichkeit mit dem Felſen der Inſel Capri im Golfe von Neapel haben. Faſt alle dieſe Inſeln ſind mit hohen Bäumen und dichter Vegetation bedeckt, und deutlich erkennt man die ſchäumende Brandung, die an ihren Klippen emporſpritzt, verſchwindet und wiederkehrt und dieſen Inſeln einen Anſchein von Beweglichkeit gibt. Das größte der Eilande iſt im äußerſten Nordweſten die Isla de Chira, wo einige friedliche Indianerfamilien hauſen. Hier und am Cabo Blanco, welches die äußerſte Südweſtſpitze des Golfes bildet, ſollen einſtmals intereſſante indianiſche Alterthümer gefunden worden ſeyn.

Die Goldküſte von Afrika.

Zweiter Artikel.

Der größte Theil des zweiten Bandes von Cruikſhanks Werk befaßt ſich mit den ſittlichen Zuſtänden der Goldküſte und der Hebung derſelben durch das Chriſtenthum. Das iſt ein Capitel, wo wir weder mit der Darſtellung des Verfaſſers, noch mit den aus ſeinen thatſächlichen Mittheilungen gezogenen Folgerungen ſonderlich einverſtanden ſind, aber die Wahrheitsliebe des Verfaſſers erleichtert das eigene Urtheil ungemein, wenn gleich die Art ſeiner Auffaſſung ihn veranlaßt, manche Thatſachen und Zuſtände zu übergehen, deren Kenntniß von beſonderem Intereſſe wäre. Der Grundirrthum des Verfaſſers, aus dem alle übrigen entſpringen, liegt unſerer Anſicht nach in ſeiner Auffaſſung des Verhältniſſes der Familie. Das mag etwas ſonderbar erſcheinen, wir wollen aber ſogleich erklären, was wir darunter verſtehen. Wir haben gleich im Eingang des erſten Artikels bemerkt, daß wir die Polygamie in dieſem Lande für klimatiſch geboten halten, und der alte Spruch gilt: naturam expellas furca, tamen usque recurrit. Der Verfaſſer legt einen beſondern Nachdruck auf die Einführung „chriſtlicher Heirathen" d. h. der Monogamie, und ſieht darin alles Heil. Wir wiſſen ſehr wohl, daß die Monogamie bei uns der Hauptträger der Civiliſation iſt, ob ſie aber auch bei den Negerſtämmen durchgeführt werden kann, möchten wir ſehr bezweifeln, müſſen jedoch die Sache den Phyſiologen überlaſſen. Die Frage iſt freilich für die Beurtheilung der Verhältniſſe entſcheidend: iſt die Monogamie auch bei den Negerſtämmen naturgemäß, dann ſind auch unſere bürgerlichen Einrichtungen durchzuführen; iſt ſie es nicht, dann ſind alle die Bemühungen der Miſſionäre verfehlt, die halb erzwungene Monogamie iſt ein künſtliches Gewächs, führt Ausſchweifungen anderer und ſchlimmerer Art herbei, und wird ſich nicht nur nicht halten, ſondern, wenn ſie wieder fällt, auch das andere, was die Miſſionäre aufgebaut, wieder einreißen.

Wir müſſen dieſen Umſtand in der Beurtheilung des folgenden wohl im Auge behalten, denn es zeigt ſich, daß die Fortſchritte der Miſſionsthätigkeit weit mehr dem weltlichen Unterricht, der dadurch verbreitet wurde, als dem geiſtlichen beizumeſſen ſind, obgleich Hr. Cruikſhank dieß durchaus nicht Wort haben will. Aber viele, die man für den geiſtlichen Dienſt herangezogen, fielen wieder ab, um ſich weltlichen Geſchäften zuzuwenden, die ihnen ein beſſeres Einkommen verſprachen, und wenn Häuptlinge im Innern die Errichtung von Schulanſtalten verlangten und ſelbſt unterſtützten, ſo darf man zuverſichtlich behaupten, daß der Vortheil Engliſch reden zu lernen und mit den Europäern an der Küſte eher verkehren zu können, die Hauptveranlaſſung war. Cruikſhank ſagt an einer Stelle (II. p. 113) ſelbſt, „daß die Einladungen ferner Häuptlinge, Schulen unter ihnen gründen, ein Beweis der Achtung ſey, in welcher allmählich europäiſcher Unterricht ſtehe." Ein anderer Beweis für unſere Behauptung liegt darin, daß die Anhänglichkeit an den kirchlichen Unterricht bei den meiſten vorerſt nur in dem weltlichen Gewinn lag. „Die Miſſionäre mußten ſich anfangs der Dolmetſcher bedienen, da ihnen eine Kenntniß der Landesſprache abging; ſie bildeten ſich zu dem Ende eine Anzahl junger Leute, die ſchon etwas Engliſch ſprachen, dieſe wurden ſehr nützliche Arbeiter in der Miſſionsſache, und erſetzten vorläufig die Stelle von beſſer gebildeten Schullehrern. Die Bezahlung, welche die Miſſionäre den jungen, von ihnen auf dieſe Weiſe gebildeten Leuten gaben, war vollſtändig ſo hoch, als die, welche ſie von Kaufleuten erhielten, und da eine größere Anzahl zum Miſſionsdienſt nöthig war, ſo wurden ſolche Stellen ein Gegenſtand des Ehrgeizes, bei vielen, müſſen wir leider geſtehen, mehr um des Einkommens willen, als aus einem ernſtlichen Beſtreben die Sache des Chriſtenthums zu fördern. Dieſe Lockung zog eine Menge der unterrichtetſten Eingebornen in den Kreis der (Miſſions-) Geſellſchaft, während die Erbauung von Capellen und andere Arbeiten, welche die Errichtung neuer großer Anſtalten im Lande nöthig machte, einer großen Zahl Maurer, Zimmerleute und Handlanger Beſchäftigung gab, die gleichfalls die Zahl der Chriſtengemeinde vergrößerte."

So ſehr auch Cruikſhank ein ſolches Verhalten zu entſchuldigen ſucht, ſo kann man doch, beſonders da viele, ſobald die lohnende

Beſchäftigung aufhörte, wieder vom Chriſtenthum abfielen, kein anderes Urtheil darüber fällen, als das es eine berechnete oder kindiſche Fügſamkeit gegen den Weißen und gegen den Arbeitgeber war. Wie weit dieſe Fügſamkeit gegen den Weißen geht, beſonders wenn dieſer mit Mitteln und Macht ausgeſtattet iſt, davon gibt Cruikſhank ſelbſt manche Beweiſe, der auffallendſte iſt aber ſeine eigene Aeußerung über die Art, wie das Miſſionswerk betrieben wurde. Als guter engliſcher Proteſtant muß er gegen Mönchsweſen und katholiſche Miſſionäre etwas polemiſiren, was er aber über die Rundreiſen der proteſtantiſchen Miſſionäre ſagt, ſpricht nicht ſowohl für die letztern, als gegen die Eingebornen, und zwar auf eine viel ſtärkere Weiſe, als Hr. Cruikſhank ſelbſt beachtet. Dieſe etwas koſtſpieligen Rundreiſen der Miſſionäre nach den im innern Lande errichteten Stationen ſind eine unter den vorliegenden Umſtänden ganz zweckmäßige Maaßregel, Cruikſhank aber will die Koſtſpieligkeit derſelben entſchuldigen, und ſetzt eben damit die Eingebornen aufs tiefſte herab. Die betreffende Stelle lautet folgendermaßen: „Man hat oft die Frage aufgeworfen, ob mit den Geldmitteln, die zur Verfügung der Miſſion an der Goldküſte geſtellt wurden, nicht größere Reſultate hätten erreicht werden können, und die von ſchweren Reiſekoſten verſchlungenen Summen hat man oft dargeſtellt als nutzlos hinausgeworfenes Geld. Das Chriſtenthum, hat man geſagt, braucht keinen fremden Beiſtand zu ſeiner Verbreitung und ſollte es verſchmähen den Vorurtheilen des Volkes ſich zu beugen. Der chriſtliche Miſſionär ſollte, wie die alten Apoſtel, weder Gold noch Silber noch Taſche zu ſeiner Reiſe mit ſich führen. Er ſollte demüthig durch die afrikaniſchen Dörfer wandern, in dem feſten Glauben, daß der Arbeiter ſeines Lohns würdig werde erachtet werden. Große Meinungsverſchiedenheit wird ſtets über einen Punkt dieſer Art herrſchen, aber nach unſerer Erfahrung müſſen wir es mit Zuverſicht ausſprechen, daß, wenn dieſer Weg auf der Goldküſte eingeſchlagen worden wäre, das Chriſtenthum noch wenige Anhänger zählen würde. Es iſt ſelbſt zweifelhaft, ob man den Miſſionär nicht hätte ſterben laſſen, ohne daß jemand ſeinen Bedürfniſſen abgeholfen hätte. In der chriſtlichen, wie in der heidniſchen Welt iſt der ſicherſte Weg Freunde zu gewinnen derjenige, ſie nicht zu brauchen. Nirgends iſt dieſe Wahrheit einleuchtender als in Afrika, denn wenn nicht ſchon der äußere Anſchein auf Wohlhabenheit, ja auf die Möglichkeit freigebig zu ſeyn hinweiſt, ſo wird der Europäer, ſey er Laie oder Geiſtlicher, nur auf Gleichgültigkeit und Vernachläſſigung ſtoßen. Es iſt aber ſchon bemerkt worden, daß die Anſtellung von Lehrern und die Beſchäftigung, welche die Miſſionäre zu bieten vermochten, eine Haupturſache war, daß ihre Capellen ſich füllten. Ohne Anziehungskräfte dieſer Art würden viele, die jetzt achtungswerthe Chriſten ſind, gar nie in den Bereich chriſtlicher Lehre gezogen worden ſeyn. Was iſt nun beſſer, daß es ſo iſt, oder daß barfüßige Mönche durch das Land wandern, dem Hohn der Heiden ausgeſetzt, und ohne das Mitgefühl eines einzigen Bekehrten?"

In dieſer überflüſſigen Vertheidigung des Verfahrens der Miſſionäre liegt ein hartes Urtheil gegen die Eingebornen, und ein deutlicher Fingerzeig, daß hauptſächlich das moraliſche Uebergewicht der Europäer, unterſtützt, wie ſie ſind, durch baare Mittel, ihren Schulen und ihren Lehren Eingang verſchafften, nicht aber die Gewalt des Chriſtenthums, wie die Miſſionäre es lehren. Wir wollen Hrn. Cruikſhank zwar zugeben, daß manche Fälle ächter Bekehrung vorkommen, daß bei vielen die Ueberzeugung von der Verwerflichkeit ihrer rohen heidniſchen Sitten und Gebräuche Wurzel faßte, die Hauptſache bei der Mehrzahl aber war, daß europäiſche Herrſchaft Friede und Ordnung, dadurch Sicherheit und Gedeihen des Handels herſtellte, daß der Unterricht vielen die Mittel verſchaffte, kleine Anſtellungen bei der Regierung und bei den Kaufleuten einzunehmen, daß das Bekanntwerden mit europäiſchen Waaren und mit den Bedürfniſſen eines civiliſirten Lebens die Thätigkeit ſpornte, um dieſe ſich zu verſchaffen. Das zeigte ſich am beſten, als anfangs die Schulen mehr ſolche halbgebildete, nothdürftig unterrichtete Schüler entließen, als in der Regierung und im Handelsſtand Unterkommen finden konnten. Der empfangene Unterricht und die europäiſche Kleidung machte ſie hochmüthig; Cruikſhank ſelbſt ſchildert in einer für die Mittheilung zu langen Stelle (II. p. 66 ff.), wie dieſe Leute ſich nur zum Regierungsdienſt und zum Handel, die wenig körperliche Anſtrengung bedurften, berufen glaubten, daß ſie jede Handarbeit als Sache der Sklaven hochmüthig verachteten, und da ſie nicht alle in dieſen Zweigen unterkommen konnten, ſich auf Lug und Trug legten, um ſich fortzubringen. So wurde in den Augen der Neger der Schulunterricht allmählich als ein Gegenſtand des Mißtrauens betrachtet (was accounted a disqualification) und die Anſicht wurde herrſchend, daß „die Schule etwas ſehr gutes für Weiße, aber nicht für Schwarze ſey." Erſt als mit dem wachſenden Handel und durch die Ausbreitung der Miſſionsthätigkeit, wo Dolmetſcher erfordert wurden, das Unterkommen für ſolche Leute wieder leichter wurde, änderte ſich dieſe Anſicht.

Man kann unmöglich verkennen, daß die Miſſionsthätigkeit namentlich in der erſten Zeit eine durchaus verkehrte war; der Erfolg würde ſicher ein anderer geweſen ſeyn, wenn man vorab an den Unterricht in ganz materiellen Dingen, Leſen, Schreiben und Rechnen, ſowie Handarbeiten jeder Art ſich beſchränkt, und nur allmählich erſt mit den Lehren des Chriſtenthums begonnen hätte. Cruikſhank fühlt dieß ſelbſt und ſpricht ſich auch an mehreren Stellen höchſt tadelnd über das Verfahren der Miſſionäre aus. Man kann in der That über die Vornirtheit, mit der dieſelben auftraten, nur ſtaunen. „Die erſten Miſſionäre (ſagt C. II. 115) entſetzt über die moraliſche Wüſte, die der entwürdigte Zuſtand der afrikaniſchen Bevölkerung ihren Blicken bot, und in der Anſicht, es ſey unmöglich, daß ein in ſolcher geiſtlicher Verödung lebendes Volk ſeine Ohren der Erkenntniß der Wahrheit verſchließe, beeilten ſich mit ungezügeltem, dem Fanatismus ſich näherndem Eifer die frohe Beſchaft der Erlöſung mitzutheilen. Zur Zeit und zur Unzeit donnerten ſie in widerwillige Ohren laute Klagen über ihren verlornen und elenden Zuſtand. Sie griffen ihre götzendieneriſchen Gebräuche, ihre Unſittlichkeit und ſelbſt ihre unſchuldigen geſellſchaftlichen Sitten an und verboten deren Wiederholung mit einem ſolchen Autoritätston, als beſäßen ſie die Gewalt, die ſtürmende See oder die ſtürmiſchen Leidenſchaften der Menſchen mit Einemmal zu beſchwichtigen. Der mißtrauiſche Sinn des Afrikaners nahm ſolchen Tadel ihrer Gebräuche, in einer ſo lauten, vorwurfsvollen Sprache vorgebracht, als eine perſönliche Verhöhnung auf, und ihr Stolz fühlte ſich gekränkt durch das, was ihnen als muthwillige Beleidigung erſchien. Eine allzu hitzige Einmiſchung in ihre Hausordnung und in die unbeſchränkte Gewalt, zu der ſich jedes Familienhaupt über

alle Mitglieder der Familie berechtigt hielt, vermehrte noch dieſen Geiſt des Widerſtandes. Bei dieſem übertriebenen Eifer, der ernten wollte ohne zu ſäen, und die Art des Bodens nicht berückſichtigte, war eine heftige Erbitterung die natürliche Folge." Cruikſhank, obwohl ein entſchiedener Freund der Miſſionäre und ein ächt chriſtlicher Mann, iſt doch keineswegs blind weder gegen dieſe Ausbrüche eines unklugen Eifers, noch gegen die allgemein verfehlte Richtung dieſer Miſſionäre. So ſagt er (II. p. 83): „der Gang des Unterrichts trägt einen zu ausſchließlich religiöſen Charakter. Wir erkennen an, daß die Grundlage eines jeden Unterrichtsſyſtems die Religion ſeyn ſoll, namentlich in einem Lande, wo das Heidenthum herrſcht, nichts deſtoweniger iſt es eine wohlbegründete Thatſache, daß ungetheilte Aufmerkſamkeit auf Eine beſondere Claſſe von Begriffen die Verſtandeskräfte lähmt, und die freie Entfaltung des Geiſtes, die ſelbſt für die ächte Werthſchätzung der erhabenen Wahrheiten des Evangeliums weſentlich iſt, beſchränkt. Eine trübſelige finſtere Strenge ſcheint in dem ganzen Treiben der Miſſionäre zu herrſchen. Klägliche Bilder der menſchlichen Sündhaftigkeit werden ſtets vor der Einbildungskraft entfaltet. Die Sündhaftigkeit jugendlichen Leichtſinns und der Vergnügungen, die für junge Leute ſo großen Reiz haben, werden aufs ſtrengſte getadelt. Des Chriſten Pilgerfahrt auf Erden erſcheint ihnen als eine fortdauernde Reihe finſterer Kämpfe, herber Entſagungen, harter Prüfungen und finſterer Schrecken. Die Welt wird dargeſtellt als ein Thränenthal, wo der unglückliche Menſch als elender Auswürfling wandelt, bis er unter Weinen und Kummer in das Grab ſinkt. Dieſe Bilder haben allerdings auch ihre hellere Seite, doch iſt dieß der herrſchende Charakter ihrer Predigten und Reden." Nach dieſer Schilderung des Geiſtes dieſer Miſſionäre, wie ſie von einem ihrer warmen Freunde gegeben wird, kann man ſich die Art von Chriſtenthum, wie ſie hier verbreitet werden ſollte, und den Eindruck, den ſie auf den kindlichen und kindiſchen Geiſt der Neger machen mußte, von ſelbſt denken. In neuerer Zeit iſt zwar Hr. Freeman in milderer Form aufgetreten, konnte aber ſchwerlich den frühern Eindruck austilgen, und, wie wir weiter unten ſehen werden, ſind die verſtändigſten Eingebornen der Goldküſte nicht der Anſicht, daß das Chriſtenthum daſelbſt Wurzel faſſen werde. Auch vermiſſen wir in dem Buche eine eindringlichere Schilderung der Folgen, welche dieſes Predigtweſen für die Familienordnung hatte.

Ein einziger, und zwar doch wohl hauptſächlich nur auf einige Küſtenſtädte bezüglicher Umſtand iſt näher erwähnt, nämlich der Einfluß auf die Weiber. Wir müſſen dieſe Schilderung mit den Worten Cruikſhanks ſelbſt (II. p. 96) geben, der Leſer kann ſich dann den Reſt hinzuſetzen. „Einer der erfreulichſten Erfolge der Miſſionsarbeiten iſt die höhere Stellung, welche für die Frauen gewonnen wurde. Die einheimiſchen Begriffe und Sitten hatten ſie aufs tiefſte herabgedrückt, und ſo unwahrſcheinlich erſchien jede Verbeſſerung ihres Looſes, daß der weibliche Geiſt, vertraut mit dem Schickſal einer ſolchen unwürdigen Knechtſchaft, ſich mit der Stellung begnügte, die ihr natürliches Erbtheil ſchien. Aber ein anderer Geiſt wurde durch den Klang des Evangeliums geweckt. Nicht länger gezwungen ſich der für unabänderlich erachteten Nothwendigkeit zu unterwerfen, rebellirten viele gegen die Tyrannei, in welcher ſie gehalten wurden. Sie ſtrömten in die Capellen, um die erſtaunliche Lehre zu hören, es ſey gegen das Gebot Gottes, daß ein Mann mehr als Eine Frau habe. Sie kehrten in ihre Behauſung zurück, ſannen nach über dieß tröſtliche Gebot, und fanden zu ihrem Erſtaunen, daß ſie auf einmal die Frauen, welche ſich mit ihnen in die Zuneigung ihrer Ehemänner theilten, mit ungewöhnlicher Eiferſucht betrachteten. Gardinenpredigten kamen an die Tagesordnung, Zänkereien wurden vernommen an Stellen, die bis jetzt mit dem ruhigen Deſpotismus des Großtürken regiert worden waren; Weigerungen ſich den Wünſchen ihrer Eheherren zu fügen, außer unter der Bedingung gänzlicher Scheidung von ſeinen andern Frauen, waren ganz gewöhnliche Erſcheinungen, und eine ſo allgemeine Gährung ward in den Tiefen der Geſellſchaft aufgeregt, daß Ehemänner den Anforderungen eines chriſtlichen Lebens nachgebend zu Einer Frau ſich zu halten begannen, und die Frauen theils aus Unwillen über eine getheilte Zuneigung, theils von einer unklaren Idee chriſtlicher Pflicht geleitet, in gleicher Weiſe auf einer Scheidung von ihren heidniſchen polygamiſtiſchen Ehemännern beſtanden."

Daß eine ſolche Lehre von Monogamie in einem vorherrſchend polygamiſtiſchen Lande eine gewaltige Aufregung hervorbringen, daß ſie in zahlloſe gewohnte Lebensverhältniſſe eingreifen mußte, iſt ganz begreiflich. Daß die Monogamie für Entwicklung der ſittlichen und geiſtigen Kräfte unendliche Vorzüge vor der Polygamie hat, wird kein Vernünftiger beſtreiten, die Frage iſt bloß: beſtehen unter den Negerſtämmen Afrika's nicht phyſiologiſche Gründe für die Polygamie, ſey es auch nur in der gemildertern Form, unter welcher ſie im Islam auftritt? Ueber die Ausdehnung der „chriſtlichen Heurathen" ſagt uns Cruikſhank nichts, und doch wäre gerade dieſer Umſtand von dem größten Intereſſe. Die Polygamie iſt in Afrika keineswegs wie im größten Theil Aſiens auf die Reichen und Vornehmen beſchränkt, ſondern wir wiſſen, daß z. B. die hart arbeitenden Krus, wenn ſie durch Taglohn bei Europäern etwas erſpart haben, ſich eine Frau kaufen, dabei aber dann nicht ſtehen bleiben, ſondern fort und fort um Lohn arbeiten, bis ſie fünf oder ſechs Frauen haben. Macgregor Laird führt in ſeiner bekannten Nigerfahrt einen Fall auf, der jedoch keineswegs als etwas ungewöhnliches bezeichnet wird, daß ein Landkrämer einen Markt im Innern unter Begleitung von ſechſen ſeiner Frauen bezog, die dabei alle häuslichen und Handelsgeſchäfte beſorgten, wie bei uns bezahlte Dienſtboten. Solche Beiſpiele zeigen, daß die Vielweiberei in dieſen Ländern keineswegs eine Folge der Gewalt und der herrſchenden Sklaverei, ſondern eine Erſcheinung des täglichen Lebens iſt, die jedermann als eine ſich von ſelbſt verſtehende Sache betrachtet. Die Goldküſte, wo der natürliche Geſellſchaftszuſtand durch den Jahrhunderte andauernden Sklavenhandel gründlich verdorben, ſeine übeln Seiten verſchärft und vergiftet wurden, kann in dieſer Beziehung nicht als Maaßſtab gelten. Hier hat das Verhältniß der Familie durch die Ausbildung dee Sklaverei und die Steigerung der Gewalt der Häuptlinge einen Charakter angenommen, den es tiefer im Innern nicht hat, und doch herrſcht im Innern die Polygamie eben ſo wie an der Küſte.

Nicht ohne Vorbedacht haben wir oben die Vermuthung geäußert, daß die falſche Auffaſſung des Chriſtenthums, namentlich in Bezug auf die Monogamie, ſehr ſchlimme Folgen mit ſich führen und auch das andere Gute, was die Miſſionäre geſchaffen, wieder zerſtören könnte. Das Chriſtenthum, ſo wie man es eingeführt,

wirkt, in Verbindung mit der engliſchen ſonſt namentlich in ihrer Toleranz und Nichteinmiſchung ſehr klug berechneten Regierungsweiſe, völlig auflöſend auf das alte geſellſchaftliche Syſtem, wovon wir in ſeiner Einwirkung auf die Ehe nur eine ſchwache Probe zu geben haben. Daß das rohe Fetiſchweſen ſchon durch die Anweſenheit der Europäer und den Umgang mit denſelben in ſeiner Macht und ſeinem Einfluß gebrochen wird, iſt eine ſehr natürliche Erſcheinung und würde auch keine ſchlimmen, eher gute Folgen haben, wenn die, welche vom Fetiſchdienſt ablaſſen, Chriſten, und dadurch einem moraliſchen und religiöſen Zügel unterworfen würden. Dieß iſt aber nicht der Fall, im Gegentheil die Mehrzahl derjenigen, welche vom Fetiſchdienſt abfallen, geht nicht zum Chriſtenthum über, und den Grund hievon ſuchen wir theils in der puritaniſchen Auffaſſung des Chriſtenthums überhaupt, theils in der Forderung chriſtlicher Ehen, d. h. der ſtreng auferlegten Monogamie. Es wächst alſo, nach dem eigenen Geſtändniß Cruikſhanks, ein durch keinen religiöſen Zügel gehaltenes Geſchlecht heran (ſ. II. p. 151), von dem er ſelbſt eine Auflöſung aller geſellſchaftlichen Bande und einen anarchiſchen Zuſtand befürchtet, in dem Grade, daß er ſelbſt beinahe die Erſchlaffung des Fetiſchglaubens bedauert.

Der Fetiſchglaube iſt ſehr roher Art und auf die kindiſche Furcht und Beſchränktheit des Negers gebaut. Er iſt ein grober Naturalismus; zwar hat der Neger eine dunkle Idee von einem höchſten Weſen, aber dieß höchſte Weſen iſt ihm zu hoch, es hat aus Mitleid mit dem Menſchen einer Menge lebloſer und belebter Gegenſtände göttliche Kraft verliehen und leitet den Einzelnen in der Wahl des Gegenſtandes ſeiner Verehrung; dieß kann ein Block, ein Stein, ein Baum, ein Fluß, kurz jedwedes Ding ſeyn, auf das die ausſchweifende Einbildungskraft des Negers ſich heftet. Dieſer Gegenſtand heißt für den Einzelnen Soman, für eine Familie oder Dorf Buſſam, und an dieſe gehen nun die Gebete und Opfer: reicht der Soman nicht aus, ſo geht man zu dem Prieſter oder Sofu des Buſſam, und kann dieſer nicht helfen, ſo kommt man zu den Prieſtern des Gottes Braſſo zu Maukaſſim, das der ehemalige Hauptſitz der Fanti-Macht war. Cruikſhank beſchreibt nicht ohne Grund die eng unter ſich verbrüderten Fetiſchmänner als eine ſpitzbübiſche Race, welche die Unwiſſenheit und die kindiſche Furcht des Negers auf die unbarmherzigſte Weiſe ausbeutet und ſich bereichert, daneben aber auch nicht unbedeutende Kenntniß von den Kräften der Kräuter beſitzt, und dieſe gelegentlich auch benützt, um ſich durch Beibringung ſeiner Pflanzengifte an ihren Feinden zu rächen, was viele abhalten ſoll, ſich von dem Fetiſchismus loszuſagen. Das iſt es aber keineswegs allein, was zur Erhaltung des Fetiſchweſens beiträgt, trotz der ſich mit jedem Tage mehrenden Zahl von Ungläubigen, „ſondern viele der vornehmern und intelligentern Eingebornen, welche keineswegs an den Fetiſch glauben, erkennen ſeine Bedeutung als ein Werkzeug der bürgerlichen Regierung an, und unterſtützen denſelben aus dieſem Grunde. Dieſe Leute geben unſerer Anſicht nach hierdurch einen ſtarken Beweis ihrer politiſchen Klugheit, denn es iſt durchaus kein Zweifel, daß trotz aller der elenden Betrügereien und der Abſcheulichkeiten, die bei dem Fetiſchdienſt vorfallen, derſelbe einen höchſt wohlthätigen Zwang über die Menſchen ausübt, und daß die Entfernung dieſes Zwangs ohne deſſen Erſatz durch ein ſo mächtig wirkendes moraliſches Agens, wie das Chriſtenthum, mit Einemmal zu dem Ausbruch der furchtbarſten Scenen einer brutalen und blutgierigen Anarchie Veranlaſſung geben würde." Und an einer andern Stelle heißt es: „aus dieſem Grunde iſt ein Aufgeben des Fetiſchglaubens von Seite der allgemeinen Maſſe des Volks nicht wünſchenswerth, falls derſelbe nicht durch das Chriſtenthum erſetzt werden kann. Die engliſche Regierung an der Goldküſte muß aufrichtig genug ſeyn, ihre Verbindlichkeit gegen den Fetiſch als Polizeigewalt anzuerkennen. Ohne dieſen mächtigen Alliirten wäre es unmöglich geweſen mit der ſchwachen phyſiſchen Macht der Regierung eine Ordnung aufrecht zu erhalten, wie ſie das Land in den letzten 20 Jahren ausgezeichnet hat. Die außerordentliche Sicherheit des Eigenthums in den entlegenſten Diſtricten, die große Unbeſorgtheit mit der man bedeutende Goldpackete durch einzelne Boten Hunderte von Meilen weit ſchickte, und die Leichtigkeit, womit verlorene oder geſtohlene Sachen meiſtens wieder aufgefunden wurden, haben das Erſtaunen neu angelangter Europäer erweckt."

Die engliſche Regierung hat den Vortheil dieſer ſeltſamen Maſchinerie in vollem Maaße genoſſen und ſelbſt zerbrochen. In der erſten Zeit nach Wiederherſtellung der Ruhe und dem Frieden mit den Aſhantis war der alte geſellſchaftliche Zuſtand noch völlig feſt: die Clanhäuptlinge übten über ihre rechtlich oder unrechtlich erworbenen Unterthanen und Sklaven eine unbedingte Gewalt aus, und ebenſo war bei der großen Maſſe des Volks der Glaube an den Fetiſchdienſt und ſeine Prieſter völlig unerſchüttert, die engliſche Regierung brauchte alſo nur über dieſe beiden herrſchenden Einflüſſe ein wachſames Aug zu halten, um ihren Zweck, die allgemeine Ordnung und den Frieden des Landes aufrecht zu erhalten, zu erreichen. Das Verhalten der Regierung aber, die gleiche Gerechtigkeit die ſie gegen Arm und Reich übte, der Schutz, den ſie dem Schwachen gegen Häuptlinge und Fetiſchmänner gewährte, zerbrich mehr und mehr die Macht dieſer beiden ehemals herrſchenden Einflüſſe; durch die Strafen, welche die Häuptlinge und die angeſehenſten Fetiſchmänner wegen Gewaltthat und trügeriſcher Erpreſſung über ſich ergehen laſſen mußten, ſank ihr Anſehen, und ſomit können ſie auch der Regierung zur Aufrechthaltung der Ruhe und Sicherheit die Dienſte nicht mehr leiſten, die ſie geleiſtet haben. Cruikſhank ſchildert ſelbſt die Folgen dieſes Zuſtandes wenn er (ſiehe p. 158 f.) ſagt: „die Elemente einer umfaſſenden ſocialen Zerrüttung gähren jetzt in der Tiefe, ein grollendes Mißvergnügen und eine beſorgliche Aufregung der höhern Claſſen ſowie eine wachſende Widerſetzlichkeit von Seiten der Sklaven ſind Anzeichen, daß viele von den Feſſeln zuſammenbrechen, welche die Zeit und das Recht des Stärkern um Körper und Geiſt des Volks geſchmiedet haben. Der mächtige Häuptling und der reiche Sklavenbeſitzer halten die Zügel der Gewalt nicht mehr mit der zuverſichtlichen Feſtigkeit, und ſelbſt der ſchlaue Fetiſchmann fühlt, daß er ſeine Anſprüche herunterſtimmen und ſeine Erpreßungen mäßigen muß, wenn er ſich nicht von ſeinem Opfer vor den Gerichtshof geſchleppt ſehen will. Dieß iſt ein ſicheres Anzeichen, daß neue und erweiterte Begriffe ſich allgemein durch die Geſellſchaft verbreiten, und die Vorläufer von Veränderungen ſind. Die Gefahr liegt nur darin, daß der erſte Genuß einer auch nur beſchränkten Emancipation ſo verlockend ſeyn wird, daß die Ungeduld des Unwiſſenden zu Exceſſen fortgeriſſen wird, die alle Ordnung zerſtören."

Es bedarf ſomit gar keiner weitern Ausführung, daß und warum

die höhere Claſſe, d. h. die Häuptlinge und die Fetiſchmänner dem Regierungsſyſtem der Engländer, ihrer gleich geübten Gerechtigkeit abhold ſeyn mußten; ſchon die im Lande herrſchende Sicherheit ſchwächte den Einfluß der Häuptlinge, um wie viel mehr die unparteiiſche Gerechtigkeit, welche die Feſſeln eines Sklaven nach dem andern brach, indem er, wenn nicht der Ankauf oder beſtimmte Schuldforderungen nachgewieſen werden konnten, freigegeben werden mußte. Die Maſſe des Volks dagegen fühlt die guten Folgen und will ſich dieſe nicht mehr entreißen laſſen. Die Folgen dieſes Standes der Dinge ſchildert Cruikſhank (II. p. 165) in folgender Weiſe: „Verſtändige Eingeborne, welche Einſicht genug haben, die Folgen des chriſtlichen Unterrichts und der übrigen gegenwärtig thätigen civiliſirenden Einflüſſe zu durchſchauen, zittern vor den Folgen eines Kampfes zwiſchen den zwei großen Grundſätzen der Civiliſation und Barbarei, welche anfangen das Volk in verſchiedene Lager zu ſcheiden. Sie ſehen, wie die alten Säulen der Geſellſchaft zuſammenbrechen, und ſchreiben vieles davon der Spitzbüberei der Fetiſchmänner zu, welche durch ihre Erpreſſungen die Anhänglichkeit der Fetiſchanbeter verſcherzten, und das ganze Syſtem mit dem Charakter des Betrugs brandmarkten. Sie erwarten die Erhaltung der Ordnung von einer Reformation der Fetiſchmänner, wodurch die Abſcheulichkeiten hinweggeräumt würden, die über der urſprünglichen Einfachheit dieſer Gottesverehrung aufgehäuft wurden. Sie hegen keine Feindſchaft gegen das Chriſtenthum, denn ſie ſehen, daß es Friede, Ordnung, eine höhere Beachtung der Rechte des Einzelnen wie des allgemeinen Wohls vorſchreibt. Aber ſie glauben nicht, daß es je die Lebensregel für die Menge werde, welche, wie ſie vermuthen, nur durch die Macht des Fetiſchs in Schranken gehalten werden kann.“ Eine Reformation des Fetiſchismus! Der Gedanke iſt barock, und doch iſt er von Bedeutung, denn er zeigt, daß man das Chriſtenthum, wie es bisher gepredigt wurde, für unfähig hält, die Gemüther zu ergreifen und zu erfüllen, und daß man einen Zügel nothwendig findet, um die rohe Menge im Zaum zu halten. Aus dem Ganzen geht nur hervor, daß die alte Geſellſchaftsverfaſſung zu Ende geht, und eine neue wahrſcheinlich unter Gewaltthaten eintritt, eine neue, bei welcher die Engländer, da die alten Stützen und Werkzeuge gebrochen ſind, die Verwaltung, die ſie bisher im Großen geführt, nun im Einzelnen werden führen müſſen. Es ſteht alſo den Engländern und der Goldküſte eine ſehr zweifelhafte Zukunft bevor.

Die vorgegangene Eigenthumsveränderung iſt zu ſtark, als daß ſie nicht allgemeinere Aenderungen in den Machtverhältniſſen und in den Lebenszuſtänden hervorbringen ſollten. Unter der alten Unſicherheit mußte man ſich an die Häuptlinge halten, und dieſen theils durch Hunger, theils Gewalt unterthan werden. Urſprünglich war das Familienhaupt allein als frei zu betrachten, alle ſeine oft zahlreichen Nachkommen und Verwandten waren ſeine Sklaven: er kaufte eine Frau für ſeinen Sohn, verheurathete ſeine Tochter, wenn er ſie nicht verkaufte, an einen ſeiner Sklaven, und alle dieſe mehrten die Anzahl der Abhängigen. Damit aber ging man aus dem alten patriarchaliſchen Syſtem noch nicht heraus. Die Noth, welche manche Familien zwang ihre Kinder zu verpfänden, war ſchon ein weiterer Schritt, der mit dem ſteigenden Sklavenhandel und der eben damit auch ſteigenden Unſicherheit immer weiter um ſich griff. Hiezu kam das Syſtem des Fetiſchismus: die zahlreichen Opfer, die man den Prieſtern bringen mußte, ſtürzten viele durch Armuth in Sklaverei, andrerſeits brachte die Beſchuldigung der Hexerei viele Einzelne und ganze Familien in dieſen Zuſtand: denn derjenige, welcher der Hexerei, freilich durch die Künſte der Fetiſchmänner, überwieſen wurde, ward mit ſeiner Familie zum Sklaven deſſen, der durch die Hexerei gelitten hatte, zum Theil auch der Fetiſchmänner ſelbſt. Mit dem Fortgang des Sklavenhandels wurde das Wegfangen einzelner Reiſenden Sitte und führte zu weitern Gewalthandlungen: war an dem einen Orte ein Menſch auf dieſe Weiſe gefangen worden, ſo ergriffen die Angehörigen desſelben den nächſten nicht bloß aus der Familie der Fänger, ſondern auch aus benachbarten Orten, und überließen den letzteren dann die Ausſicht ſich auf ähnliche Weiſe an dem urſprünglichen Miſſethäter zu revangiren. Cruikſhank gibt (I. p. 335) ſolche Beiſpiele und ſagt: „angenommen A. in Cap Coaſt Caſtle hat eine Geldforderung an B. in Accra, die er nicht eindringen kann. Er paßt nun die erſte Gelegenheit ab, packt einen Mann aus Accra, und behält ihn „auf A.'s Kopf“, wie ſie ſich ausdrücken, bis er Bezahlung von B. erhalten hat. Die Verwandten des Ergriffenen zwingen nun die Familie des B. in Accra, A.'s Forderung zu befriedigen.“ Indeß geht es damit nicht immer ab, und dieſe blinde Art von Repreſſalie ging oft ſo weit, daß man, wie Cruikſhank ſagt, alle Buchſtaben des Alphabets durchmachen könnte, um die Verkettung der Verbindlichkeiten herauszufinden. Natürlich kam hierin allmählich eine große Willkürlichkeit auf, und nicht leicht war jemand mehr an einem fremden Orte ſicher. Eine weitere Veranlaſſung zu Sklaverei waren und ſind die zahlreichen Geſchenke, die man den Verwandten eines Geſtorbenen gibt, natürlich in der Erwartung, daß ſie bei Gelegenheit erwidert werden; die Gebräuche bei der Beerdigung ſind überhaupt ſehr koſtſpielig und werden häufig Veranlaſſung zu Schulden, welche den Schuldner in Sklaverei führen. Alle dieſe Urſachen zuſammengenommen hatten die Zahl der Sklaven außerordentlich vergrößert, und die ganze Bevölkerung in einige Häuptlinge und Reiche und viele Sklaven umgewandelt.

Viele dieſer Urſachen der Sklaverei hörten mit Herſtellung der Ruhe und der Befeſtigung des engliſchen Einfluſſes von ſelbſt auf, nun kamen aber auch die Reclamationen wegen früherer Gewaltthaten. Cruikſhank ſagt uns (II. p. 228): „kaum ein Tag geht vorüber, wo die engliſchen Magiſtrate nicht aufgefordert werden, über die Gültigkeit des Rechts eines Herrn über Leute, die er in Sklaverei hält, zu entſcheiden. Auf Anſuchen der Sklaven werden die Herren vor Gericht gefordert, eine Unterſuchung über das Recht des Herrn angeſtellt und dieß häufig ungültig befunden, in welchem Falle der Sklave unbedingt frei wird. Iſt aber das Recht des Herrn nach den Landesgeſetzen gültig, d. h. kann er beweiſen, daß von ihm oder ſeinen Vorfahren Geld oder Geldeswerth für den Sklaven bezahlt wurde, dann iſt der Sklave genöthigt ſich loszukaufen. Der gewöhnliche Betrag in ſolchen Fällen iſt 2 Unzen Gold (8 Pfd. St.). Certificate über ſeine Freiheit werden ſodann dem Sklaven ausgeſtellt, und um ſo ſorgfältiger aufbewahrt, als der Beſitzer ſich dadurch als unter die unmittelbare Obhut der Regierung geſtellt anſieht.“ Cruikſhank ſagt, daß er ſelbſt während ſeiner magiſtratiſchen Laufbahn einige Tauſende ſolcher Emancipationsbriefe ausgeſtellt habe. Ein andere reichlich fließende Quelle von Sklaverei ſchnitten die Engländer gleichfalls ab. Es hatten ſich

im Laufe der Zeit Heurathen gebildet, in welchen das Weib nicht Sklavin wurde, ſondern frei blieb mit ihren Kindern; in dem Falle mußte aber das von dem Ehemann bezahlte Geld im Falle ihres Todes oder ihrer Trennung an ihn zurückgegeben werden. Das waren die Anverwandten nur ſelten im Stande, und ſo ließen ſich die Eheherrn nach und nach Frau und Kinder verpfänden. Die Engländer hoben dieſe Anordnung auf, und ſetzten feſt, daß das von dem Ehemann gezahlte Gold nur dann zurückgegeben werden ſolle, wenn die Frau ohne Grund ihren Ehemann verlaſſe. Der Schutz gegen Anklage wegen Hexerei und gegen die Erpreſſungen der Fetiſchmänner ſchnitt ebenfalls eine Menge Veranlaſſungen der Sklaverei ab. Wenn Hr. Cruikſhank allein im Laufe weniger Jahre mehrere Tauſend Emancipationscertificate ausfertigte, ſo darf man deren im Ganzen mehrere Zehntauſende rechnen, und man kann ſich denken, welche Aenderung im Beſitzſtand dadurch unter einer Bevölkerung, die wenig über eine Million betrug, herbeigeführt wurde. Cruikſhank ſagt (II. p. 231) ſelbſt: „mehr als einmal ward unſer ganzer Einfluß gefährdet durch eine gedrohte Einmiſchung in das unter ihnen beſtehende Sklavenweſen; das iſt die Frage, welche die größten Schwierigkeiten darbietet.“

Die engliſche Regierung wies die Gouverneure an, entlaufene Sklaven nicht herauszugeben, wenn ſie ein brittiſches Fort erreichten. Bei dieſer Verordnung gingen ſie von der in England herrſchenden Anſicht aus, daß ein Sklave, der brittiſchen Boden berühre, eben dadurch frei werde. Das wird aber an der Goldküſte zum Unſinn: denn wenn die Engländer allen mißvergnügten Sklaven in den brittiſchen Forts ein Aſyl gewähren, ſo wiſſen ſie einerſeits nicht, was ſie mit den zahlreichen entlaufenden Sklaven anfangen ſollen, andererſeits würde eine ſolche Emancipation „die gänzliche Zerrüttung der Geſellſchaft und allgemeine Anarchie zur Folge haben,“ wie Cruikſhank ſelbſt bemerkt. Die Gouverneure ſchlugen einen Mittelweg ein: wenn ein Sklave ſeinem Herrn entlief, und ſich über ſchlechte Behandlung beklagte, ſo erhielt er ein Freiheitscertificat, ſobald dieſe Klage bewieſen war, und die öffentliche Meinung billigte dieſe Entſcheidung als einen Zaum, der grauſamen Herren auferlegt wurde; wurde aber die Klage unbegründet erfunden, ſo erhielt der Herr den Sklaven zurück. Würden die Engländer weiter gehen, ſo ſagt uns Herr Cruikſhank, gewiß kein Freund der Sklaverei, die Folgen ungeſchminkt (ſ. II. p. 233). „Würden Freiheitscertificate an alle Sklaven gegeben, welche weglaufen wollen, ſo würden die Eingebornen allgemein den Gehorſam aufſagen, und den Ungehorſam der Sklaven ſummariſch mit dem Tode beſtrafen. Sklaven ſind das einzige Eigenthum vieler Leute im Lande, und keine Gründe können ſie überzeugen, daß das gewaltſame Wegnehmen derſelben nicht eben ſowohl Diebſtahl und Raub iſt, als nähme man ihnen den entſprechenden Werth in Gold. Dieſer Stand der Sklavenfrage machte es dem jetzigen Gouverneur, Major Hill, ſehr ſchwer ein Localcorps von 300 Mann aufzuſtellen. Er konnte ſeine Rekruten nur aus der Sklavenclaſſe auszuheben hoffen. Viele kamen nach dem Fort um ſich anwerben zu laſſen, und der Gouverneur weigerte ſich, ſeiner Inſtruction gemäß, ſie ihren Herrn zurückzugeben. Dieß hatte eine große Aufregung zur Folge und brachte den Gouverneur beinahe in Feindſeligkeiten mit dem Volke. Die Häuptlinge verſprachen die nöthige Anzahl Leute zu liefern, wenn der Gouverneur ſeine Werbungen einſtelle, und ſchienen bereit auf jede Gefahr hin ihre Rechte zu vertheidigen. Major Hill verfuhr mit großer Klugheit, und verhinderte einen Aufſtand, zu dem ein gewaltſame trotzige Ausführung ſeiner Inſtructionen unfehlbar geführt hätte. Aber er mußte zulaſſen, daß der Rekrut und ſein ehemaliger Herr ein Uebereinkommen trafen, wonach der letztere monatlich von dem Solde einen Theil bezog, bis die Summe von 8 Pf. der Preis ſeiner Loskaufung, voll war. Wenn die Anwerbung einiger Rekruten, die ſie noch überdieß als für die Regierungszwecke um zu ihrem eigenen Schutze nothwendig erkannten, eine ſolche Bewegung hervorrief, ſo kann man ſich unſchwer die Wirkung einer allgemeinen Emancipationsmaaßregel, d. h. der Nichtanerkennung ihres Rechts Sklaven zu halten, vorſtellen. Sie beſchwerten ſich nicht ſowohl über den perſönlichen Verluſt — denn auch die, welche bei der Anwerbung nicht litten, waren eben ſo laut in ihren Klagen — ſondern ſie ſtritten für einen Grundſatz, der den ganzen Bau der Geſellſchaftsverfaſſung berührte.“ Die Beſorgniſſe ſind auch gar nicht ungegründet, denn ſchon jetzt werden die meiſten Verbrechen von entlaufenen Sklaven begangen, die von Diebſtahl und Raub leben, weil, wie ſie ſelbſt ſagen, „ſich niemand um ſie kümmert und ſie unterſtützt.“

Man muß geſtehen, wenn man auch noch ſo ſehr von philanthropiſchen Ideen beſeſſen iſt, daß man hier eine eigenthümliche Geſellſchaftsverfaſſung vor ſich hat, die man nicht nach unſerem Maaßſtab meſſen darf. Wo die Grundlage der Familienbande eine andere iſt, wird auch die Geſellſchaftsverfaſſung eine andere ſeyn. Die engliſchen Emancipationsnarren [1] haben ſchon Spul genug angerichtet, doch ſcheint ihre Macht im Sinken, und Schriften wie die von Cruikſhank ſind ausnehmend geeignet, die bornirten Anſichten in den Hintergrund zu drängen. Cruikſhank ſelbſt theilt ihre Anſicht von der gleichen Befähigung aller Racen, und zahlreiche Beiſpiele ließen ſich anführen, wo er zu beweiſen ſucht, daß die Neger in vorkommenden Fällen nicht anders handeln, als europäiſche Nationen in minder vorgeſchrittenem Zuſtande auch gehandelt haben. Der Fehler iſt aber eben, daß die Neger, außer unter der Leitung von Europäern, nicht vorgeſchritten ſind, und es heißt zu viel behauptet, wenn man dem Sklavenhandel alles Unheil, woran die Goldküſte leidet, in die Schuhe ſchieben will; denn ähnliche Zuſtände, nur nicht in gleichem Grade durch den Sklavenhandel vergiftet, finden ſich bei andern Negerſtämmen gleichfalls, bei denen der Sklavenhandel nicht einheimiſch iſt. Die Plantagenſklaverei iſt eine furchtbare Härte; aber die Sklaverei wie ſie in der eigentlichen Negergeſellſchaft beſteht, iſt ein ſehr geringes Uebel, und wird auch von den Betroffenen meiſt gar nicht als ſolches angeſehen. Wir werden aus Cruikſhank's höchſt lehrreichem Buche noch einiges mittheilen, da wir, wie Eingangs bemerkt, nichts gleich intereſſantes über dieſe Länder geleſen.

---

[1] So kann man ſie wohl nennen. Cruikſhank erzählt (II. p. 238) den Fall, daß Hr. Madden, ein ſolcher Narr, im Auftrag der Regierung nach der Stadt Avera kam, und einer Anzahl Sklaven ohne weiters erklärte, ſie ſeyen auf Befehl der Königin Victoria frei. Die Sklaven, klüger als er, fragten ihn, ob die Königin ihnen auch zu eſſen gebe, und als er dieß verneinte, erklärten ſie, ſie wollten bei ihren Herren bleiben.

Amerikaniſche Federzeichnungen von E. Pelz.

Die Kritik in Amerika.

Wenn von mir bei Gelegenheit geſagt wurde: es könne in dem „freien" Amerika der Kritiker hart geſtraft werden für abfällige, nicht lobende Beſprechung irgend einer öffentlichen Leiſtung, ſey es nun auf dem Gebiete der Literatur oder Kunſt, ſo wurde ich hier in New-York dafür und wegen ähnlicher Behauptungen oder Aufſtellungen als Amerika feindlich, ja als Anhänger der Reaction u. ſ. w. dargeſtellt; denn es hören die ſtolzen Bürger der Muſterrepublik vielfach nicht gern ſelbſt den begründetſten und wohlmeinendſten, alſo nothwendigſten Tadel. Weit beſſer gefällt ihnen Herabſetzung alles Europäiſchen, auf das ſie wie vom hohen Olymp herab ſehen zu können vermeinen. Im lieben Deutſchland gibt es auch nicht wenige Leute, die jeden Tadel hieſigen Treibens als eine Art crimen laesae majestatis erklären, denn hier ſoll ja landesgeſetzlich das Volk die Majeſtät ſeyn; hierher flüchten ſich die Gedanken der Eldorado-Gläubigen, der Utopien-Sucher, weil Amerika weit genug von ihnen liegt und ſie ſich da nicht um das Fegen vor der eigenen Thür zu kümmern brauchen.

Um die Abderiten hier zu Lande kümmere ich mich nicht, weil — ich nicht gern leeres Stroh dreſche und ſelbſt nicht einmal aufgeklärter und aufklärender Deſpot der Aufgeblaſenen ſeyn möchte, deſſen Zucht dazu gehörte, um ihnen das erſte Erforderniß alles wirklichen Klügerwerdens, Beſcheidenheit, beizubringen. Allein einem Leſepublicum wie das iſt, vor dem ich die Ehre habe an dieſem Orte zu reden, will ich wenn möglich keine Behauptung, welche bezweifelt werden könnte, ohne Belege laſſen, wo dieſe ſich mir darbieten.

Darum führe ich an, daß Bennett, der Eigenthümer des „New-York Herald", eines der verbreitetſten hieſigen Blätter, dieſer Tage vom Gericht zu 10,000 Dollars Schadenerſatz an den Director einer eingegangenen Operngeſellſchaft, Namens Fry, verurtheilt worden iſt. Im „Herald" war nämlich die Fry'ſche Oper hart mitgenommen worden, und nun erkannten die Geſchwornen darin die Abſicht, dem Fry'ſchen Unternehmen pecuniär zu ſchaden, ſowie die Unfähigkeitserklärung eines nachweislich und nachgewieſen unfähigen, ſogenannten Künſtlers als Verleumdung angenommen wurde!

Mit der Koſten-Suppe koſtet Bennet dieß Gericht an 17,000 Dollars. — Wenn hier das fiat justitia et pereat mundus nicht paßt, ſo paßt es nirgendwo. Dennoch gönnt man ziemlich allgemein dem Bennet dieſe Schlappe, und es liegt ſogar eine Art von Nemeſis darin, wenn auch Meiſter Goethe's derbes Wort dabei in Erinnerung tritt:

„Jeder dieſer Lumpenhunde
Wird vom andern abgethan!"

Der „Herald" gilt nämlich durchweg mit Recht für ein Blatt, das die Lakaienſchaft auf dem Felde der Journaliſtik bis zum Ekel trieb und treibt, ohne alle Spur ſittlichen Ernſtes. Wer ihn bezahlt, am beſten bezahlt, der hat ihn! Mehr oder minder ſtehen zwar faſt alle Blätter auf einem, in kläglicher Weiſe vom Publicum abhängigen Standpunkte, die würdevolle Lehrerſtellung wird eigentlich von keinem mir bekannten Blatte eingenommen; überall leuchtet die Abſicht „Geld zu machen" als oberſter Beweggrund durch, indeſſen gehört doch der „Herald" zu den unverſchämteſten in dieſer jämmerlichen Richtung. Da kann es denn bei Gelegenheit nicht fehlen, daß der Spruch zur Wahrheit gemacht wird: „Womit du geſündigt, damit wirſt du geſtraft!"

Die Geſchwornen dürften im vorliegenden Falle ſo raiſoniren. Bennett, oder der „Herald", legte ſtets an den Tag, daß er nur ums Geld ſchreibt, er kennt alſo kein höheres Princip, folglich konnte er auch keine höhere Abſicht bei dem Fry'ſchen Etabliſſement verfolgen, als demſelben pecuniär zu ſchaden.

Die Geſchwornen ſind Amerikaner, ſind New-Yorker, die ſelten oder nie Höheres als das Geldintereſſe anerkennen, ſie ſind gewöhnt den Schriftſteller wie den Lehrer ihrer Kinder, oder überhaupt den Mann der Künſte und Wiſſenſchaften, nur als Perſonen zu betrachten, die bezahlt, d. h. gemiethet werden, um zu dienen wie es den Bezahlern gefällt.

Wer dieſen Amerikanern von Hingebung an höhere Intereſſen ſpricht, wird beſten Falls als Narr und Blödſinniger betrachtet, wenn nicht als Heuchler und Humbugiſt.

Es gehörte alſo langes, ernſtes Beſtreben dazu, um die Leutchen vielleicht? dahin zu bringen, ungern dem Individuum die Ausnahmeſtellung von einer angenommenen Regel zuzugeſtehen. Nur in ſolchem Falle würde vielleicht? von Geſchwornen, aus Rückſicht auf eine allgemeine Achtung, anders raiſonirt worden ſeyn. Im vorliegenden Falle hat es nichts auf ſich, daß die Mehrzahl der Geſchwornen für 20,000 Dollars Schadenerſatz ſtimmte; denn Bennett hatte dem Fry das „Buſineß" durch ſeine Kritik verdorben.

Daß die vielgeprieſene Freiheit der Preſſe in dieſem Lande unter ſolchen Umſtänden zur Fiction werden muß, verſteht ſich von ſelbſt. Ebenſo ſteht feſt, daß die Amerikaner, auch die Kritik-Ertragung anlangend, bei den über die Achſeln angeſehenen Europäern in die Schule gehen ſollten, wenn ſie eben nicht zu aufgeblaſen wären. Dieſe Freiheit ſteht, wie die meiſten andern dieſes Landes — auf dem Papiere, und man prahlt damit nur ſo lange, bis die Zuſtände entwickelt genug zur concreten Anwendung derſelben ſind; dann — ſtinkts in der Fechtſchule wie anderswo!

In Deutſchland kann man ſich darauf feſt verlaſſen, daß die zahme Xenie Goethe's ganz ausgezeichnet auch auf die Amerikaner paßt:

Die Deutſchen ſind ein gut Geſchlecht,
Ein jeder ſagt: „will nur, was recht;
Recht aber ſoll vorzüglich heißen,
Was ich und meine Gevattern preiſen;
Das Uebrige iſt ein weitläufig Ding,
Das ſchätz' ich lieber gleich gering."

Allerdings ſteht dieſe Wahrheit weder im Bromme, noch im Herrn von Raumer, die ich beide mit Aerzten vergleichen möchte, von denen hoffnungsloſe Patienten gern in ferne Bäder geſandt werden, damit ſie ihnen nicht unter den Händen ſterben, wenn ſolche Herren eben keine gar zu auffallende Quackſalberei getrieben hätten.

Eine Wendung in Betreff der Negersklaverei Amerika's.

Bei der ziemlich scharfen Auffassungsgabe der Amerikaner in materiellen Dingen mußte es auffallen, daß die Sklavenstaaten der Union ganz den großen Vortheil freiwilliger weißer Einwanderung übersahen, der den östlichen und westlichen Staaten fast allein zufloß, und daß sie so rigorös bei Aufrechterhaltung des bekannten Sklavenflüchtlingsgesetzes sich zeigten. Ohne Zweifel trug dazu die Agitation der Abolitionisten des Ostens viel bei, indem dadurch der Trotz des Südens erregt wurde, und man hatte vieles Recht zu der Behautung: ohne den Abolitionistentrödel einschließlich der Onkel Tommerei einer Mrs. Becher-Stowe würden längst vermittelnde Schritte von den Sklavenbesitzern selbst geschehen seyn. Gegenwärtig scheint in den Sklavenstaaten ruhige Betrachtung der Angelegenheit Platz greifen zu wollen, und man begreift vielleicht, daß der Osten den Süden ein wenig unter dem Deckmantel des Humanismus gehumbugt habe, indem der Vortheil weißer Einwanderung ohne Betheiligung des Südens ausgebeutet wurde. Letzterer macht Anstalten, um auch seinerseits davon zu profitiren, und welch ein Umschwung der Ideen in Bezug auf die Sklavenfrage im Süden vor sich geht, davon lieferte ganz kürzlich eines der bislang heftigsten Sklavereivertheidigungs-Blätter, der „Charleston Mercury" in Süd-Carolina den schlagendsten Beweis. Es schrieb: „der Süden hat durch das Sklavenflüchtlingsgesetz nichts als Verlust gehabt. Es war eine Dummheit von Seite der südlichen Staatsmänner. Der Werth eines verlorenen Sklaven wird im Falle seiner Einfangung verzehrt, während durch die harten Bestimmungen und die barbarische Durchführung derselben der Haß gegen das Sklaveninstitut außerhalb des Landes und die Opposition gegen dasselbe zu Hause vermehrt wird."

Noch vor ganz kurzer Zeit würde, völlig abgesehen vor drohendem Lynchverfahren, die Abhängigkeit von den Lesern jedem Journal des Südens eine solche Sprache unmöglich gemacht haben. Mit vollem Rechte macht daher ein New-Yorker Blatt folgende Bemerkungen darüber: „Dieß ist ein merkwürdiges Geständniß in Rücksicht der Gegend, aus welcher es kömmt. Es zeigt einen Wechsel der Meinung in den südlichen Staaten über diesen Gegenstand an, welcher äußerst bedeutsam ist. Während die Compromißmaaßregeln vor dem Senate lagen, waren die Gegner derselben natürlich nicht alle von den gleichen Motiven beeinflößt. Der Ultrasklavereitheil derselben stritt hauptsächlich gegen die Zulassung Californiens mit der von dem Volke angenommenen Constitution, wodurch Sklaverei ausgeschlossen wurde. Die Ultra-Antisklavereimänner verlangten, daß das Wilmot Proviso ein Gesetz für die Regierung der neuen Territorien bilden solle; daß der bestrittene Theil von New-Mexico entweder an Texas verkauft oder von Texas gekauft werde, und daß der Congreß kein Gesetz für die Auslieferung flüchtiger Sklaven passiren solle. Aber der größte Theil jener, welche der Annahme dieser Forderungen widerstritten, thaten dieses aus andern Gründen. Sie glaubten, daß sie hauptsächlich für politische Zwecke berechnet seyen, nämlich erstens, um die Administration des Präsidenten Taylor niederzubrechen, die sich weniger südlich und mehr national bewiesen hatte, als die meisten seiner ursprünglichen Unterstützer erwarteten, und zweitens die demokratische Partei auf den Ruinen der Administration in Macht zu bringen. Sie behaupteten, daß sowohl Gerechtigkeit wie gute Politik verlangen, daß die verschiedenen in den Compromißmaaßregeln enthaltenen Gegenstände einzeln abgemacht werden, daß Californien, wie es sein Recht war, und kein einziger gültiger Grund dagegen vorgebracht werden konnte, zugelassen werden sollte; daß für die Territorien eine Regierung errichtet, ohne Sklaverei zu erwähnen, und der ganze Gegenstand der Selbstbestimmung ihren Bewohnern und den gesetzlichen Gerichten überlassen werde, und daß die Bestimmung gemacht werden solle, den Streit zwischen Texas und New-Mexico in Betreff des von beiden angesprochenen Territoriums dem Urtheil der Supreme Court der Vereinigten Staaten zu überlassen. Und in Betreff des Sklavenflüchtlinggesetzes drangen dieselben immer darauf, daß wenn die durch die Constitution vorgeschriebenen Verbindlichkeiten vollständig und gerecht ausgeführt werden sollen, nicht das dafür verfaßte Gesetz in seinem Verfahren und seinen Einzelnheiten dem Gemüthe und dem Geiste des Volkes, unter welchem es in Kraft gesetzt werden soll, angemessen seyn würde. Hr. Webster, welcher diesen Zweck beabsichtigte, brachte ein Amendemen vor, welches die Einführung eines Juryverhörs bestimmte, und von verschiedenen Seiten wurden ähnliche Anträge in derselben Absicht gestellt. Aber alle, welche dieselben begünstigten, wurden überwältigt, mit Verachtung behandelt unter einem wilden Frohlocken der triumphirenden Partei, und als Feinde der Constitution und der Union denuncirt. Sie gaben natürlich nach und zwar um so bereitwilliger, weil sie klar sahen, daß die Annahme des Gesetzes in dieser Form mehr als ein Zeichen der Anhänglichkeit an die Partei und unter einer Partei-Aufregung, als aus einer überlegten und festen Ueberzeugung von der Angemessenheit desselben für den Bedarfsfall entstanden sey, und daß seine praktische Wirkung nicht die gehegten Erwartungen rechtfertigen würde. Sie sahen ein, daß die Zurückforderung eines flüchtigen Sklaven beinahe so viel kosten würde, als der Sklave werth ist, daß derselbe nach seiner Rückgabe nicht mehr so gehorsam und dienstbar seyn würde als vorher, und daß die Durchführung des Gesetzes sogar unter dem ruhigsten und loyalsten Volke der nördlichen Staaten und die gezwungene Zurückgabe in die Sklaverei von farbigen Leuten, welche Jahre lang unter ihnen gewohnt hatten und mit ihnen in freundlichen Verhältnissen gestanden waren, durch willkürliches Verfahren, ohne Jury und ohne die gewöhnlichen gesetzlichen Formen, der Sklaverei unvermeidlich einen größern Schaden zufügen muß, als diese Rückgabe Entschädigung bringen kann. Und deßhalb setzten sie voraus, daß das Gesetz entweder ein todter Buchstabe werden, oder seine ursprünglichen Freunde vor dem Verlaufe weniger Jahre wesentliche Veränderungen daran verlangen würden. Das offene Geständniß des Charleston Mercury, eines der eifrigsten Vertheidiger der Sklaverei und ihrer Rechte in den südlichen Staaten, beweist, daß diese Voraussetzungen bereits in der Hauptsache erfüllt sind. Der Widerstand gegen dieses Gesetz ist zwar unterdrückt, aber das Gesetz wird selten durchgeführt und hat bereits aufgehört, für den Süden oder Norden von großer praktischer Wichtigkeit zu seyn."

Wenn nur die europäischen Regierungen jetzt nicht etwa den ärgsten Querstrich, vermittelst großer Erschwerniß der Auswanderung nach Amerika, oder gar durch ein Verbot derselben machen!

Was die Amerikaner ein gemüthliches Christfest nennen.

Am Weihnachtsabend 1853, Samstag nämlich, feierten deutsche Bewohner von Baltimore das Christfest mit einem Tänzchen im Locale eines deutschen Bierwirthes. Gegen 10 Uhr drang eine Rotte angloamerikanischer Rowdies lärmend und Händel suchend in den Saal, so daß bald Streit an die Stelle vorheriger Fröhlichkeit trat. Ein vorsichtiger Deutscher, Namens Peter Miller, wollte sich in ächtdeutscher Weise möglichst salviren, und ging demzufolge in das untere Zimmer, wo ihm ein gewisser Luke Burns das Messer ohne weiteres in den Unterleib stach, so daß er am nächsten Tage starb.

Ein deutsches Blatt, der „Baltimore Wecker", commentirt den Fall auf nachstehende Weise:

„Das Christfest in Baltimore ist gemüthlich vorübergegangen und kaum getrübt von irgend welcher Ruhestörung. — In diesem Sinne drücken sich einige (anglo-) amerikanische Zeitungen über die Ereignisse der jüngsten Feiertage aus. Wir bemerken dazu: das Christfest ist ganz gemüthlich vorübergegangen, es wurde nur ein Deutscher ermordet, nur ein Deutscher mit Messerstichen bedeckt wie eine Zielscheibe; der Feuerkrawall dauerte nur von Sonnenauf- bis Sonnenuntergang; die Straßenwandler wurden zu Duzenden beschimpft, beleidigt und mißhandelt ꝛc. Du glückliches Moralparadies Baltimore! Man muß dich loben, denn deine Heldenjugend hat nicht dem Duzend nach gemordet, sie hat nicht Hunderte niedergestochen, nicht Tausende grün und blau geschlagen, sie hat das blutige Handwerk nur im Retail (Kleingeschäft) getrieben, man darf nicht schweigen, man muß die Herren Helden, welche die ganze Stadt in Flammen und Blut hüllen konnten, man muß sie loben, daß sie so gnädig waren. Natürlich! Gepriesen seyen die Mordthaten der moralischen Kirchenstadt! O ja, Oertel [1] hat Recht: Baltimore ist das amerikanische Rom, geht's doch manchmal recht römisch darin zu."

Letzterer Ausfall gegen römische Zustände erscheint ungerechtfertigt, denn die römische Polizei wird seit langer Zeit weit besser gehandhabt, als daß Vorfälle wie der angeführte vorkommen könnten. Die New-Yorker deutsche Presse gibt in einem ihrer Organe folgenden Senf zu der amerikanischen Christbescherung:

„Elende Scheinheiligkeit! Das unschuldigste Vergnügen verbieten die regierenden Philister am Sonntag (denn das Volk, das die Woche hindurch arbeitet, braucht kein Vergnügen, nur für die Reichen ist die Freude!), und weil das Volk sich nicht freuen, keinem Vergnügen sich hingeben darf, gibt es sich dem kannibalischen Verbrechen hin."

Darin liegt bittere Wahrheit, die leider hinterher durch einen gemeinen Ausfall auf die „Pfaffen" getrübt wird. Angenommen es sey begründet, daß von betrübenden Ausnahmefällen in der Geistlichkeit Uebles angestiftet und Rohheit u. s. w. befördert würde, wären Einzelne im Stande einem Majoritätswillen des souveränen Volkes auf solche Art entgegenzuwirken, wenn eine tüchtige Majorität vorhanden wäre? Nicht die Geistlichkeit hat in der Union die Schulen in den Händen, wenigstens nicht direct und den Institutionen gemäß; Gemeinden und Familien genießen die ausgedehnteste Freiheit in dieser Beziehung. Erzögen Familien und Gemeinden die heranwachsende Generation gut, wie wäre da ein schlechter Geistlicher mächtig? Er, der ganz von den Gemeinden abhängt!

Wollte die amerikanische Presse als wirklicher Arzt und nicht als Quacksalber auftreten, so müßte sie ihre Diagnose auf den eigentlichen Sitz des Uebels, auf die Fehler, Mängel und Gebrechen des souveränen Volkes hinrichten. Das hieße aber Lakaien zumuthen, ihren verdorbenen Herren Moral zu predigen; das hieße von der Hetäre verlangen, sie solle ihren Bezahlern Ordentlichkeit empfehlen! Mag nun Moses Recht haben mit seiner Behauptung: „das Dichten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf"; oder der edle Grieche Antonin, welcher sagte: „der Mensch ist von Natur wohlwollend!" wovon mir das Wahre in der Mitte zu liegen scheint, so fehlen die souveränen Amerikaner sicher darin, daß sie die Erziehung der Jugend arg vernachlässigen wegen ihrer Anbetung des goldenen Kalbes, wegen der sie beherrschenden Gewinnsucht.

Höchst charakteristisch ist dieses Jahr (1853) die von den Amerikanern auf den Montag verlegte Feier des auf den Sonntag fallenden Christfestes. Dem alttestamentarischen Sabbath mußte das christlichste Fest, wie der höchste republikanische Festtag, die Feier des 4 Julius weichen! Unser Maulchristenthum wird dadurch nackt und bloß dargestellt und unser alttestamentarisches Wesen dagegen illustrirt.

[1] Es ist dieß unser Landsmann, der früher namentlich durch seine Schriften über Wasserheilkunde in Deutschland sich bekannt machte, hier zur katholischen Kirche übertrat und nun deren eifriger Verfechter auf literarisch-deutschem Felde genannt werden kann.

Zeitbetrachtungen. II.

Officielle und nicht officielle Kundgebungen stehen sich fortwährend auf die seltsamste Weise entgegen, und wir würden die einen gar nicht, die andern kaum berühren, wenn nicht unter den letztern Erscheinungen vorkämen, welche auf Stimmung und Richtung mancher bisher außer dem Kreis officieller Thätigkeit stehenden Völkerschaften merkwürdige Streiflichter würfen. Officiell, d. h. den diplomatischen und selbst den Zeitungsnachrichten zufolge, sind England und Frankreich eng, selbst, wie manche wissen wollen, zu einem Schutz- und Trutzbündniß verbunden, die deutschen Mächte zum Mindesten gesagt gar nicht geneigt, Rußland zu unterstützen, was ist also zu erwarten, als daß vor der vereinten Macht der beiden westlichen Staaten Rußland nach wenigen Monaten die Segel streichen muß? Dazu scheint aber Rußland gar nicht geneigt, vielmehr geht die officielle Aufregung des Volks, um dem Kampf einen religiösen Charakter zu geben, fort, und wir hören von Männern, wie Marquis von Clanricarde und Lord Ellenborough, daß „England am Vorabend des furchtbarsten Kriegs stehe, den es je geführt." Mit dieser Aeußerung stimmt auch das Maaß der Rüstungen überein. Da es nun in keiner Weise wahrscheinlich ist, daß Rußland der ernstlichen Verwendung der Streitkräfte Eng-

lands und Frankreichs lange widerstehen könne, auch englische Blätter geradezu die Ansicht ausgesprochen haben, daß die Sache in einigen Monaten beendigt seyn werde, so steht damit die Ansicht von so bedeutenden Männen wie Clanricarde und Ellenborough, die doch gewiß nicht in den Tag hinein reden, in einem sehr schneidenden Widerspruch, und wir müssen annehmen, es sey noch etwas im Rückstand, das man voraussieht, von dem man aber noch nichts sagt. Einen Fingerzeig geben die auffallend eifrig betriebenen Seerüstungen Dänemarks und die Landrüstungen Piemonts, einen zweiten aber die Symptome, daß die illyrische Halbinsel selbst in Bewegung kommt, und die lange gährenden Kräfte einen Ausbruch drohen.

Da sammelt der türkische Kosakenhetman Czayka Czaykowski Mehemed Zadyk Pascha seine christlichen Schaaren, um unter der Kreuzesfahne für den Halbmond zu fechten, und läßt seine Waffen von dem bulgarischen Erzbischof segnen; da kommt der christliche Fürst Sturdza, erkauft sich für 200,000 Dukaten die Paschawürde und die Anwartschaft auf das Fürstenthum Moldau, und will mit Philipesko eine walachische Legion gegen die Russen organisiren, während die Russen das walachische Militär zum Dienst gegen die Türken zwingen, so daß, wie bereits vorgekommen, Walachen gegen Walachen in erbittertem Kampf einander gegenüberstehen; auf der andern Seite wird durch die russischen Behörden in der Moldau und Walachei aus christlichen Unterthanen der Pforte, aus Griechen, Bulgaren, Albanesen u. s. w. u. s. w. ein Freicorps zum Kampf gegen den Halbmond gebildet. Der moralische Werth des letztern und der der Kosaken Czayka's dürfte sich die Wage halten, und man wird eben nicht sonderlich fehl gehen, wenn man die Mehrzahl der beiderseitigen Freischaaren als Gesindel bezeichnet. Ernsthafter als diese beiden Fastnachtspossen sind die Bewegungen von Milosch und Karaiskaki. Der erstere, jetzt ein 74jähriger Greis, aber, wie man sagt, noch voll Kraft, mag für sich selbst nichts als die Wiedererlangung des serbischen Fürstenstuhls zum Zweck haben, aber das Mittel, das er anwendet, sich die Unterstützung der Russen zu sichern, ist die Aufregung der Bulgaren, der noch unter directer türkischer Herrschaft stehenden Serben in Macedonien und der bosnischen Raja. Karaiskaki, ein junger, auf deutschen Universitäten gebildeter griechischer Officier, schickt sein Officierspatent an die Regierung zurück, und dringt mit einem Haufen von 5 bis 600 Mann Griechen und Albanesen in Epirus ein, um dieses in Aufstand zu versetzen. Wenn man erwägt, welche Stimmung seit dem Beginn des russisch-türkischen Kriegs in Griechenland selbst herrscht; wenn wir vernehmen, daß man am Grabe eines jungen Tzavellas in der Grabrede ausruft: „Tod oder das griechische Kaiserthum!" wenn seit Jahren die Bestrebungen einer neuen Hetairie dahin gehen, sämmtliche Christen der orientalischen Kirche unter den präsumtiven Fittichen eines künftigen neubyzantinischen Reichs zu sammeln, so erscheint die Unternehmung des jungen Karaiskaki durchaus nicht als eine für sich dastehende vereinzelte Bewegung, sondern als das Resultat langjähriger, eben so gut, wie die alte Hetairie, nach einem bestimmten Ziele geleiteter Bemühungen. Erwägt man ferner, welcher Art die Lage der Griechen vor 33 Jahren war, wie sie durch die Unabhängigkeit an freier geistiger Bewegung gewonnen, welche Hoffnung in ihnen aufgewacht, wie die Ueberzeugung, daß die Errichtung des Königreichs Griechenland nicht die griechische Revolution abgeschlossen, sondern daß diese nur eine augenblickliche Pause gemacht, in ihnen sich befestigt hat, so muß man gestehen, daß hier noch weitere sehr ausgedehnte Veränderungen im Werk sind, und daß die griechische Regierung entfernt nicht im Stande ist, einer Bewegung Einhalt zu thun, die sie aufs tiefste compromittiren und ihren ganzen Bestand erschüttern muß.

Nach den neuesten Nachrichten hat die Bewegung in Epirus Fortschritte gemacht, und muß bei der natürlichen Entblößung der benachbarten Provinzen von türkischen Truppen die türkische Regierung sehr belästigen. Nach einem Briefe aus Corfu vom 6 Febr. soll Karaiskaki's Mannschaft auf 12 bis 1400 angewachsen seyn, die türkischen Truppen bei einem ersten Zusammenstoß geschlagen haben, und jetzt Arta belagern. Man wird vor allem von Seite der Pforte an die griechische Regierung das Verlangen stellen, daß sie ihre Gränzen besetze, und ihre Leute zurückhalte; kann sie das aber nicht, so werden andere sich finden, welche die Polizei für sie übernehmen. An einer ganzen Reihe der ernstlichsten Verwicklungen ist bei dem geringsten Erfolg des jungen Karaiskaki nicht zu zweifeln. In frühern Jahren wurde die griechische Regierung wiederholt von Epirus aus angegangen, einen beabsichtigten Aufstand gegen die türkische Regierung zu unterstützen, sie lehnte dieß jedoch ab, wie sie mußte und — bei der allgemeinen Ruhe Europa's — auch konnte; jetzt hat sich, angestachelt durch den russisch-türkischen Krieg, die Hetairistenpartei der Sache bemächtigt, und die Regierung kann sich nur mit ihrer Ohnmacht entschuldigen. Was soll die englische Regierung thun, welche die Sache nach der türkischen zunächst angeht? Sie kann aus mannichfachen Gründen nicht zu schroff dagegen auftreten, wird aber ihrerseits in Albanien alles thun, um von dieser Provinz aus eine Gegenbewegung zu Stande zu bringen. Eine solche Gegenbewegung wird sich aber schwerlich nach Thessalien und gewiß nicht nach Macedonien verbreiten, während die Aufstandsbewegung sehr leicht diese beiden Provinzen ergreifen kann. Die Nachricht, daß die türkische Regierung einem griechischen Complott auf der Spur sey, und daß ein Hauptleiter desselben in Widdin aufgefangen worden, ja daß mehrere Griechen in Konstantinopel verhaftet seyen, und der Verdacht sich sogar zur griechischen Gesandtschaft versteige, das sind alles Anzeichen, daß die Bewegung eine sehr breite Grundlage hat; und wenn ihr ein Slawenaufstand von Norden her die Hand reicht, so kann mit Ausnahme einiger Theile Albaniens in kurzem die ganze westliche Türkei ergriffen seyn. Dann bedarf es nur noch der Sendung eines französischen Heeres nach der Türkei, wodurch eine weitere nach eigenem Ermessen und mit eigenen Zwecken handelnde Macht auf den Schauplatz tritt, und die Verwirrung ist vollkommen. Was die eigenen Zwecke, wenigstens die offen zugestandenen, seyn werden, erfahren wir aus officiellen Actenstücken: „Frankreich wird sich das Loos der Christen in der Türkei angelegen seyn lassen." Was das heißen will, ersehen wir aus einem interessanten Schreiben in der Indépendance Belge aus Paris vom 14 Februar, wo es heißt: „Frankreich und England können sich, ehe sie ihre Truppen aussenden, den Weg ebnen, wenn sie vom Sultan die Ausführung seiner edelmüthigen Versprechungen erlangen; mögen die Fahnen der beiden großen civilisirten Staaten in ihren Falten die Wiederherstellung der Rechtsgleichheit zwischen Christen und Moslems mit-

bringen; mögen die Zeichen der Knechtſchaft und Eroberung, namentlich die verhaßte Kopfſteuer verſchwinden. Die Anweſenheit der Franzoſen in der Türkei iſt nur möglich unter der Bedingung, daß ſie das Symbol der Befreiung ſind. Eine Proclamation in dieſem Geiſte und in allen Theilen des ottomaniſchen Reichs verbreitet, würde einer Empörung der Griechen und der Slawen, ihrer Unglücksgenoſſen, allen Vorwand nehmen; die Waffen würden ihren Händen entſinken bei der Nachricht, daß ſie jetzt ſämmtliche verbündete Cabinette zu Protectoren und Garanten ihrer Wohlfahrt haben, und Rußland, eingeladen an einer ſolchen für die Menſchheit tröſtlichen Löſung Theil zu nehmen, könnte ſie annehmen, ohne in ſeiner Eigenliebe ſich allzu ſehr gekränkt zu fühlen. Auch darf man nicht ſagen, daß es Mißtrauen gegen den Sultan verrathen oder das Anſehen ſeiner Herrſcherwürde herabſetzen hieße, wenn man dem Sultan Emancipationsmaaßregeln dictirte, welche mit der Ankunft der anglo-franzöſiſchen Truppen zuſammentreffen müßten. Die wiederholten Opfer für einen Staat, der uns ſo ſchweres Geld koſtet, geben das Recht ihm gegenüber laut und feſt zu ſprechen. Europa muß mit dieſer Aufregung zu Ende kommen, zu der die ſchlechte Verwaltung der Türkei ſtets den Anlaß oder den Vorwand bietet, und welche die Hoffnungen Rußlands aufmuntert." Das Programm für die neue Intervention iſt ſonach fix und fertig. Was dabei am meiſten zu verwundern, iſt der Umſtand, daß England mit ſolchen franzöſiſchen Planen völlig einverſtanden ſcheint, wie man aus einem Artikel entnehmen kann, den die Times vom 18 Febr. veröffentlicht, und worin ſie in einer Note Lord Clarendon vom 24 Junius vor. J. erinnert, worin dieſelben Anſichten über die nothwendige Emancipation der Chriſten in der Türkei ausgeſprochen ſind.

Man ſieht, der Knoten, ſtatt ſich zu löſen, ſchürzt ſich immer tiefer, der Brand der ſlawiſchen Provinzen kann Oeſterreich zum Einſchreiten nöthigen, und dann hätten wir, ganz abgeſehen von den Engländern, die nicht ſäumen werden gleichfalls auf dem Schauplatz zu erſcheinen, nicht weniger als vier von Regierungen geleitete Armeen, die ruſſiſche, die öſterreichiſche, die franzöſiſche und die türkiſche neben einer im innerſten Grunde zerriſſenen und zerſpaltenen Bevölkerung. Wer unter ſolchen Umſtänden nicht einſieht, daß die letzte Stunde der Türkei geſchlagen hat, daß alle Phraſen von Aufrechthaltung der Integrität und Unabhängigkeit der Türkei ein leerer Schall ſind, mit dem iſt nicht zu ſtreiten. Man kann ſich unmöglich verhehlen, daß, wenn einmal vier oder gar fünf verſchiedene Truppencorps im Lande ſtehen, unter dem Vorwand, die chriſtlichen Völker zu ſchützen oder dem türkiſchen Reich zu helfen oder irgend eine Ordnung in dem Wirrwarr herzuſtellen, alles und jedes von den Betheiligten geſchehen kann; darunter leiden vor allem das türkiſche Reich und die darin wohnenden Völkerſchaften jedes Stammes und Glaubens, aber, wie man bald erfahren wird, die welche ſich einmengen, nicht minder, denn es wird vielen leichter ſeyn, die Finger in das Getriebe hineinzuſtecken als ſie wieder herauszubringen. Es iſt abermals die griechiſche Frage, wie ſie im J. 1821 begonnen, aber zehnfach verſchlimmert und verwirrt.

Werfen wir einen Blick auf den Geiſt, der ſich gegenwärtig unter den Griechen kund gibt, und wie natürlich da am lauteſten äußert, wo er ſich ohne Gefahr äußern kann, in dem Königreich Griechenland, ſo finden wir, daß die Idee des byzantiniſchen Chriſtenthums, des byzantiniſchen Reichs noch in den Köpfen lebt, daß das Schulweſen, wie es in Griechenland gefördert wurde, hauptſächlich den Zweck hatte, die Idee des byzantiniſchen Reichs zu verbreiten, nicht nur ſo weit die griechiſche Sprache, ſondern ſo weit die griechiſche Kirche reicht, und daß die höhern Claſſen Griechenlands zu einer „glänzenden Zukunft" ſich berufen glauben. Wir erinnern hier an die im J. 1836 niedergeſchriebene Vorrede Fallmerayers zu ſeinem zweiten Bande der Geſchichte Morea's, und führen nur einige Hauptſätze aus derſelben an. „Wenn den Griechen, ſagt er, alles antike Gepräge fehlt, wo ſaß denn der Lebenskern, das eigentlich Nationale, durch welches ſie einer Jahrhunderte lang fortwirkenden Aezkraft des Mohammedanismus widerſtanden und ſich als ein von den Osmanen abgeſonderter Völkercomplex, erhielten? Dieß Verdienſt gebührt gänzlich und ausſchließlich der griechiſchen Kirche. Das wahre Leben der Griechen beſteht in ihrer unauslöſchlichen Abneigung und Geringſchätzung gegen die Abendländer, ihre Dogmen, ihren Charakter und ihre Gewohnheiten. In unſerem duldſamen, dogmatiſcher Antipathien längſt müden Europa wird man den Sinn einer ſolchen Rede nicht überall leicht begreifen, und man muß hierüber das Urtheil lediglich der Zeit überlaſſen, die alles auf das richtige Maaß zurückführt und von jeher der Unklugen einzige Lehrmeiſterin geweſen iſt. Auch tadeln wir das griechiſche Volk nicht, daß es iſt wie es iſt, im Gegentheil möchten wir jene, denen daran liegt, auf die bisher nicht hoch genug berechnete Kraft des religiöſen Durchdrungenſeyns aufmerkſam machen und zeigen, daß ein Volk, wenn es auch politiſch noch ſo zerriſſen, noch ſo barbariſch unwiſſend und moraliſch ſchlecht ſey, dennoch nicht verachtet werden darf, ſobald es von einer dogmatiſchen Idee begeiſtert gleichſam einen idealen Mittelpunkt und Lebensherd beſitzt. Dieſer Lebensherd des griechiſchen Volks aber iſt in den beiden Städten Stambul und Moskwa verſinnlicht, dort athmet und denkt der Grieche, dort iſt ſein Altar und ſein Prätorium, dorthin wenden ſich die Neigungen aller anatoliſch Glaubenden, von Morea, vom Nilſtrom, vom Jordan, vom Orontes, von der palmyreniſchen Wüſte, aus Cypern und Caramanien; dort laufen alle romäiſchen Pulſe zuſammen und von dort gehen ſie aus. Alle dieſe durch Gebirge und Meere geſchiedenen, aber moraliſch compact zuſammenhängenden Landſtrecken waren zum großen Werke des Aufſtandes berufen. Allein die natürliche Weltordnung, die in allen Dingen folgerichtig und mit weiſer Oekonomie vorſchreitet, ließ nur erſt ein Bruchſtück dieſes Rieſenkörpers an das erwünſchte Ziel gelangen. Die Revolution hat aber nur eine Pauſe gemacht, ſie ſteckt noch in allen Gemüthern und kann und wird nur mit Erringung einer materiell breitern und volksthümlichern Grundlage ihr Ziel erreichen. Wer wird ſagen, wie, wann und durch wen dieſes in Erfüllung geht."

Die Zeit ſcheint gekommen, oder wenigſtens glaubt man in Griechenland, ſie ſey gekommen, wo dieſe Prophezeihung in Erfüllung gehen werde, wenigſtens knüpfen die Aufſtändiſchen in Epirus ihrer Proclamation zufolge unmittelbar an die Revolution von 1821 an. Wir wollen darüber weder mit den Griechen, noch mit den eifrigen Griechenfreunden ſtreiten, glauben aber, daß die Waffen nicht das Mittel ſind, deſſen ſich die Griechen mit dem beſten Erfolge bedienen werden. Die Zeit iſt vorbei, wo eine enthuſiaſtiſche Stimmung Philhellenenſchaaren hervorrufen wird,

auch legt keine ſolche Stimmung mehr andern Regierungen die Rückſicht beſonderer Schonung auf, und es wäre wohl möglich, daß Franzoſen oder Engländer in Epirus erſchienen, um dort beiden Theilen Ruhe zu gebieten. Nichtsdeſtoweniger kann die Bewegung bedeutend werden, um ſo mehr da die Lage der Dinge in den ſlawiſchen Provinzen mit jedem Tage ſchwieriger wird. Nicht nur umſtellen albaniſche Truppen Montenegro, deſſen trotzige Kämpfer man mehr fürchtet als die Griechen, im Süden, und oſtwärts in Bosnien wie in der Herzegowina werden Truppen um die ſchwarzen Berge her aufgeſtellt, ſondern ein wunderliches zu Widdin umlaufendes, auf eine ſehr naive Anſchauung gegründetes Gerücht ſagt auch, ein franzöſiſch-engliſches Corps ſey nach Novibazar beſtimmt. Dieſe Stadt beherrſcht den ſchmalen Landſtrich, durch welchen Bosnien und die Herzegowina mit Albanien und Macedonien zuſammenhängen; fiele dieſe in die Hände der Montenegriner oder empörten Serben, ſo wäre Bosnien abgeſchnitten. Das Gerücht beweist, daß man türkiſcherſeits nicht ohne Beſorgniß hinſichtlich dieſes Platzes iſt.

Man kann daraus ohne Mühe ſeine Folgerungen ziehen, und dieſe gehen dahin, daß zu einer bodenloſen Verwirrung und Zerrüttung im illyriſchen Dreieck die Elemente im reichlichſten Maaße vorhanden und bis zu einem gewiſſen Grade auch ſchon in Bewegung ſind, um ſo bodenloſer, als ſichtlich die höhere griechiſche Geiſtlichkeit, deren Erpreſſungsſyſtem eng mit dem türkiſchen Regiment zuſammenhängt, großentheils nicht mit den griechiſchen Aufſtandsbewegungen ſympathiſirt. Die möglichen Wechſelfälle zu erörtern iſt ganz überflüſſig, ſie ergeben ſich theils jedem von ſelbſt, theils ſind ſie unberechenbar, da nicht von allen handelnden Theilen die Motive ſehr klar vorliegen.

Die Herausgabe einer Zeitung in Indien.

(Nach dem Engliſchen von Dr. E. Z-hn.)

In England, wo es Ueberfluß an Verlegern gibt und wo jedem, der ſich auf eine literariſche Speculation einlaſſen will, ſogleich alles Erforderliche zu Gebote ſteht, iſt nichts leichter als die Herausgabe einer Zeitung. Ganz anders aber iſt es in den obern Provinzen Indiens, z. B. an einem Ort wie Mirut, welcher mehr als 800 engl. Meilen von einer der Seeſtädte Calcutta oder Bombay entfernt iſt. Einer meiner Freunde, welcher früher eine Zeitung in Mirut herausgab, erzählte mir neulich, mit welchen Schwierigkeiten er anfangs zu kämpfen gehabt habe, und da ſeine Mittheilung einen intereſſanten Beitrag zur Kenntniß der indiſchen Zuſtände bildet, ſo will ich ſie der Oeffentlichkeit übergeben.

Eines Morgens empfing ich von einem meiner Studiengenoſſen in Cambridge — ſo erzählte mir jener — ein Schreiben, welches folgendermaaßen lautete: „Lieber Johnnie, der alte Oberſt meint, daß eine gute Zeitung in den obern Provinzen ein dringendes Bedürfniß ſey und daß dieſelbe ſich ziemlich rentiren werde. Ich bin ermächtigt, Ihnen 1200 Rupien monatlich (1440 Pfd. jährlich) und freie Wohnung anzubieten, wenn Sie die Herausgabe des Blattes übernehmen wollen. Willigen Sie ein, ſo wird das nöthige Capital ſogleich durch Subſcription zuſammengebracht werden.“ Da meine Geſundheit in Bengalen gelitten hatte, und Mirut, die Stadt, wo die Zeitung erſcheinen ſollte, in der Nähe des Himalaya-Gebirges lag und demgemäß ein ſehr geſundes Klima hatte, ſo nahm ich das Anerbieten unter der Bedingung an, daß mein Gehalt jährlich erhöht werde, wofern es die Finanzen des Journals zuließen. Als Antwort auf meinen Brief empfing ich folgende lakoniſche Note: „Abgemacht. Benachrichtigen Sie mich unverzüglich, wie viel Geld Sie brauchen, um Typen, Preſſen und Papier zu kaufen.“ Ich meinte, daß 2500 Pfd. alle Ausgaben decken und mich nicht allein in den Stand ſetzen würden, den Arbeitern Vorſchüſſe zu machen (denn ſonſt hätten ſie Calcutta nicht verlaſſen), ſondern auch noch einen Reſt von einigen hundert Pfunden geben dürften, womit das Geſchäft während der erſten Monate geführt werden könne. Ein Wechſel von 2500 Pfd. auf die orientaliſche Bank war die Erwiderung auf dieſen meinen Koſtenanſchlag. 25 bis 30 höhere Beamte im Civil- und Militärdienſt der oſtindiſchen Compagnie hatten in zwei Tagen den ganzen Betrag durch Subſcription zuſammengebracht.

Die erſte Schwierigkeit war, mir Preſſen zu verſchaffen; eine kaufte ich von der Druckerei der Baptiſten-Miſſionsgeſellſchaft für einen billigen Preis, aber für die andere mußte ich den doppelten Werth bezahlen, obgleich ſie mir von dem Eigenthümer nur aus Gefälligkeit überlaſſen wurde — dieß iſt kein Scherz — da derſelbe ſie zur Betreibung ſeines Geſchäfts ſelbſt brauchte.

Darauf kamen die Lettern an die Reihe; ich hatte mir in den Kopf geſetzt, daß mein Manuſcript nur mit Figgins'ſchen Typen „auf die Beine gebracht“ werden könne. Einer meiner Freunde hatte mir nämlich einmal geſagt, daß ein kleiner von mir geſchriebener Aufſatz ſich „ungewöhnlich nett“ in den Figgins'ſchen Lettern ausnehme, und das dieſer Bemerkung folgende Geſpräche brachte mir die Ueberzeugung bei, daß Figgins der König der Schriftgießer ſey. Nun fanden ſich zwar eine Maſſe von allen Arten Figgins'ſcher Typen in Calcutta, aber von ſeiner Garmond war kein Buchſtabe für Geld und gute Worte zu haben, und Garmond war für den Leitartikel durchaus nöthig. Lettern von andern Schriftgießern gab's genug, allein die paßten nicht zu meinem Plan und konnten mir deßhalb nichts nützen. Endlich

hörte ich von einem „Guß“ ſchon gebrauchter Lettern und kaufte ihn für 50 Pfd. Der Titel, die Columnenmaaße, die Durchſchußlinien und die Formrahmen, in welche die Typen eingeklemmt werden, wurden bald von einigen eingebornen Handwerkern angefertigt, und mir blieb nun nichts weiter übrig als Arbeiter für meine Unternehmung zu engagiren.

Der indiſche Setzer iſt ein Weſen, welches ſich von väterlicher Seite portugieſiſcher Abkunft rühmt, und Gomez, Gonſalves oder Pereira heißt. Seine Hautfarbe iſt natürlich ſehr dunkel, aber er hat die Gewohnheit, von den Eingebornen nur wie von „ſchwarzen Thieren“ zu ſprechen; wenn er halb betrunken iſt (und nur in dieſem Zuſtande kann er ſeine Finger gebrauchen, welche ſelbſt bei heißem Wetter eiskalt ſind) arbeitet er vortrefflich. Seine Finger ſind zierlich, und er langt die Lettern mit einer wahrhaft bewunderungswürdigen Schnelligkeit aus dem Schriftkaſten hervor. Etwas ähnliches habe ich in keiner engliſchen Druckerei geſehen. Hat er ſein Tagewerk aber vollbracht — und er pflegt es mitunter in zwei oder drei Stunden zu beendigen — ſo iſt er das indolenteſte und verſchwenderiſchſte Geſchöpf auf der Welt. Er kommt nie aus den Schulden heraus und hat ſtets einen ungeſtüm mahnenden Gläubiger auf den Ferſen; trotzdem läugnet er ſeine Schulden hartnäckig ab und bezahlt nicht eher, als bis er von irgend einem Gerichtshof dazu gezwungen wird.

Ich brauchte zehn ſolcher Setzer und engagirte ſie gerade für den doppelten Lohn, den ſie in Calcutta empfingen. „Erwägen Sie doch nur die große Entfernung, Sir,“ ſagten ſie zu mir; „es iſt bitter, wenn man ſo weit von ſeiner Familie weggehen ſoll, der man Geld ſenden muß!“ Die Setzer meinten, ſie würden fünf „Ableger“ nöthig haben. Ein indiſcher Setzer hält es nämlich unter ſeiner Würde, die Lettern, die er geſetzt, ſelbſt wieder abzulegen. Außerdem ſcheint es ihm zu ſchmeicheln, daß er jemand unter ſich hat, ein menſchliches Weſen, welches ſeinem Wink und Ruf gehorchen muß, welches er ungeſtraft ſchelten und ſchlagen kann wann es ihm beliebt. Dieſe eingebornen Ableger der Schriften verſtehen kein Wort Engliſch, und manche kennen nicht einmal die Namen der Buchſtaben, aber nichtsdeſtoweniger füllen ſie einen Schriftkaſten ebenſo raſch und ebenſo genau als ein Europäer.

Die zwei Preßmeiſter, deren ich bedurfte, engagirte ich ebenfalls für einen doppelten Lohn. In Betreff des Druckers erhoben ſich neue Schwierigkeiten. Es fanden ſich Portugieſen zu Dutzenden, welche die Stelle „gegen jeden von mir zu beſtimmenden Gehalt“ zu übernehmen bereit waren, aber keiner derſelben beſaß die erforderlichen Eigenſchaften zu dem Amt, welches er verſehen ſollte. Zuletzt erwählte ich einen jungen Mann, welcher Factor in einer der Officinen zu Calcutta geweſen war. Ich wußte, daß ſein Charakter nicht der beſte ſey, ſah mich aber genöthigt, dieſen Mangel nicht zu berückſichtigen.

Ich ließ die Preſſen und Lettern an Bord eines Plattbootes ſchaffen, welches von einem Dampfſchiff ins Schlepptau genommen ward, und bezahlte das Verdecks-Fährgeld für meine buntſcheckige Druckerei-Mannſchaft, welche, wie der Bootsmann bemerkte, „die verdächtigſte Bande von Schurken ſey, die jemals eine Planke betreten habe.“ Es war in der kühlen Jahrszeit, und ſo hatten die meiſten Setzer dicke rothe Schlafmützen aufgeſetzt, die zum Gebrauch der Kuli's auf ihrer Reiſe nach der Inſel Mauritius eingeführt worden waren.

Als wir eben abfahren wollten, kam ein Beamter vom Requiſitions-Gericht an Bord und lichtete die Reihen meines Regiments. Er holte mir zwei Pereira's — zwei meiner Setzer — weg, von denen jeder neun Pfd. Vorſchuß erhalten hatte. Ich entdeckte ſpäterhin, daß ſie ihre Verhaftung ſelbſt veranlaßt.

Unter dem Oberbefehl meines Factors führte ſich die Mannſchaft anfangs recht gut auf, als wir aber die Sunderbunds [1] erreichten, fingen ſie Streit an und wollten die Autorität der Perſon, welche ich über ſie geſetzt, nicht anerkennen. Einige hatten ſich Arrak zu verſchaffen gewußt, berauſchten ſich und wurden auf dieſe Weiſe rebelliſch. Eines Morgens gegen 11 Uhr erachtete es einer der Setzer, Namens Martin Gonſalves, welcher während der Nacht tüchtig gezecht hatte, für nöthig, über Bord zu ſpringen. Das Dampfſchiff ward angehalten und ein Boot ausgeſetzt, um Martin wieder aufzufiſchen, aber ein ungeheures Krokodil kam vom Ufer herbeigeſchoſſen und verſchwand Angeſichts aller Paſſagiere mit dem Opfer, das er erhaſcht hatte. Die an Bord befindlichen Damen ſchrieen laut auf beim Anblick dieſer ſchrecklichen Scene, welche meine kleine Mannſchaft auf eine Zeit lang in eine etwas trübe Stimmung verſetzte; nichtsdeſtoweniger muß ich mit Bedauern geſtehen, daß Martin's trauriges Ende nicht die Wirkung auf ſeine Freunde hatte, welche man hätte erwarten können. Als wir einige Tage ſpäter nach Comercolly kamen, empfing ich einen Brief von ſeiner Wittwe, welche mich erſuchte, ihr zu melden, ob das Gerücht von ihres Mannes Tode wahr ſey oder nicht, indem ihr ein Heurathsantrag gemacht worden, den ſie anzunehmen wünſche.

Die ganze Reiſe bis nach Allahabad — dem Endpunkt der Dampfſchifffahrt auf dem Ganges — war nichts als eine Reihe von Unglücksfällen. Einer der Setzer verletzte ſich ſchwer an der rechten Hand, und es war ſehr zweifelhaft, ob er im Stande ſeyn werde dieſelbe wieder zu gebrauchen. Zwei von den Schriftablegern wurden von der Augenentzündung befallen, einer Krankheit, welche in Indien ſehr häufig eine Schwäche der Augen fürs ganze Leben nach ſich zieht. Einer der Preßmeiſter ward von acutem Rheumatismus im Rücken und in den Schenkeln ergriffen, und der Factor erkrankte an einem böſen Fieber, welches einen tödlichen Ausgang zu nehmen drohte. Ich hatte keine Ahnung von der ſchrecklichen Verantwortlichkeit, welche ich auf mich lud, als ich mich der Herausgabe der projectirten Zeitung unterzog.

Nach manchen Schwierigkeiten gelang es mir, die Preſſen, Typen und die Mannſchaft zu Allahabad ans Ufer zu bringen. Hier mußte ich Karren miethen, um dieſelben nach ihrem Beſtimmungsort zu ſchaffen, welcher noch 427 engl. Meilen entfernt war. Allein das hatte ſeine Schwierigkeiten, da alle Karren und Ochſengeſpanne, welche in dieſem Diſtrict aufzutreiben geweſen, zum Dienſt der Regierung requirirt worden waren. Mein Zug nach Mirut fand nämlich im December 1845 ſtatt, unmittelbar nach der Schlacht von Mudki. Durch reichliche Bezahlung gelang es mir indeſſen, dieß Hinderniß zu beſeitigen, und wir waren ſchon im Begriff aufzubrechen, als der Factor zu mir kam und ſagte:

„Sir, ich glaube, die Leute wollen davonlaufen!“

„Weßhalb denn?“ fragte ich.

„Weil jedermann ſagt, daß die Sikhs das Land erobern werden,“ erwiderte er; „daher meinen jene, ſie ſeyen ſicherer in Calcutta. Das einzige Mittel ſie zurückzuhalten, würde ſeyn, wenn Sie ihnen noch einigen Vorſchuß geben und ſie tüchtig zechen laſſen wollten, damit ſie gutes Muthes bleiben.“

Ich war gezwungen, dem Rath des Factors Folge zu leiſten, ärgerte mich aber nicht wenig als ich ſah, daß er daſſelbe Mittel

[1] So heißen die Inſeln, welche zwiſchen den zahlreichen Armen der Gangesmündung liegen. A. d. U.

zu einer künſtlichen Encouragirung bei ſich anwandte, welches er in Betreff ſeiner Mannſchaft empfohlen hatte. Als wir endlich aufbrachen, waren alle arg betrunken, ſelbſt die einheimiſchen Schriftableger befanden ſich in dieſem traurigen Zuſtande. Die Preſſen und Schriftkaſten wurden in Stroh gepackt und zu unterſt auf die Karren gelegt; über denſelben befanden ſich Bretter, welche denjenigen die noch ſitzen konnten, zum Sitzen, und denjenigen die es nicht konnten, zum Liegen dienten. Die rothen Mützen gaben dieſen Gruppen ein höchſt blutgieriges Anſehen, und hätte jemand die Geſpräche der rothmützigen berauſchten Zecher gehört, er würde ſich eingebildet haben, daß dieſe ein paar Höllenmaſchinen nach dem Kriegsſchauplatz transportirten, um der Sache raſch ein Ende zu machen. Ihre Erſcheinung war eben nicht beſonders furchtbar, aber etwas Abſchreckenderes und Widerlicheres habe ich kaum irgendwo geſehen.

Am 24 Februar 1846 erreichte die in Stroh gepackte Artillerie die in Mirut gemietheten Räumlichkeiten. Die ſanfte Stimme der Gefährtin meiner hindernißreichen, aber komiſchen Expedition flüſterte mir ins Ohr: „auf dieſelbe Weiſe brachte Napoleon ſein Geſchütz nach dem Schlachtfeld von Marengo!“ Die Karren waren unterwegs einigemal umgeworfen worden, da meine wilden Teufel durchaus die Ochſen hatten lenken wollen, glücklicherweiſe aber war die Maſchinerie unbeſchädigt geblieben. Der Kaſten, in welchen die Garmond eingepackt worden war, hatte ein Brett eingebüßt, und eine Maſſe Lettern waren in Folge deſſen unterwegs zerſtreut. Das Fach, worin die großen H lagen, ſah äußerſt leer und öde aus — ein ſehr bedauernswerther Umſtand, da vorausſichtlich ſtarke Nachfrage nach dem großen H ſtattfinden mußte, weil Lord Hardinge General-Gouverneur war; daher bemerkte der Factor denn auch ſehr wahr, als er mir einen Correcturbogen überreichte: „Wenn der Gouverneur Ardinge hieße, ſo würde alles richtig ſeyn, Sir.“

Die erſte Nummer der Zeitung ſollte am vierten März erſcheinen. Am erſten des Monats aber kam der Factor mit einem langen Geſicht zu mir und fragte, auf welche Weiſe er ſich in den Beſitz eines Ausſchießſteins ſetzen könne (einer Platte, auf welcher die geſetzte Schrift geordnet wird). In ganz Mirut war ſolch ein Ding nicht aufzutreiben und vor acht Tagen ließ ſich kein Stein von Delhi herbeiſchaffen. Es wurden überall Nachforſchungen angeſtellt, aber nirgends fand ſich eine Platte ohne einen Riß, und weder in der Stadt noch in dem ganzen Bezirk war ein Stein mit einer ebenen Oberfläche zu bekommen. Mein Factor ward endlich von einer ſchrecklichen Idee ergriffen.

„Wenn wir einen Grabſtein aus dem Kirchhof erhalten könnten, ſo wär' uns geholfen,“ meinte er. „Es gibt einige ganz hübſche dort, Sir — ich habe mir dieſelben ſchon angeſehen.“

Damit bezeichnete er mir mehrere, die herrlich paſſen würden, und ſprach von der Sache mit einer Leichtfertigkeit, welche ebenſo gottlos als widrig war. Er meinte, er wolle das Ding ſchon einrichten; allein ich war nicht verhärtet genug, um ihn in ſeinen verbrecheriſchen Plänen zu beſtärken. Ein beſonderes Augenmerk hatte er auf den Grabſtein eines Oberſten Webſter gerichtet, welcher in einem Winkel des Friedhofes lag; da die Gruft ſchon ganz zerfallen ſey, ſo werde niemand den Stein vermiſſen oder Lärm deßhalb anfangen, meinte er. Zur Rechtfertigung meines Factors muß ich jedoch bemerken, daß er ſich in einem „ſchwankenden Zuſtande“ befand, als er mir dieſe kirchenſchänderiſchen Vorſchläge machte.

Obgleich ich nicht auf dieſe ſeine ruchloſen Pläne einging, ſo benutzte ich doch den Wink und ließ den alten Mann holen, welcher die Grabſteine verfertigte, und derſelbe lieferte mir ein Exemplar — aber ein ungebrauchtes — welches unſerem Zweck vollkommen entſprach. Es war eine rohe, plumpe Platte, für die ich 15 Pfd. geben mußte; das Ebenen der Oberfläche koſtete mir außerdem noch ein Pfd. und 12 Schillinge.

Der dritte März, der Tag des Druckens kam — jener angſtvolle Tag, welcher dem des Erſcheinens der Zeitung vorausging. Meine Leitartikel waren geſchrieben, meine Correſpondenzen, Localnachrichten, Literaturnotizen und Gedichte waren fertig — da trat mein Factor ein und fragte:

„Wie ſollen wir's mit den Auftragewalzen machen, Sir? Es iſt hier kein Leim zu haben. Wir müſſen die alte Manier verſuchen und Ballen nehmen — die Leute aus Calcutta ſagen, ſie verſtänden damit umzugehen.“

Ich war der Hinderniſſe herzlich müde, welche mich mehr und mehr zu umringen ſchienen, je näher die Stunde kam, wo der erſte Bogen abgezogen werden ſollte. Allein aller Aerger war nutzlos, und ich ſah mich genöthigt, das Anfertigen jener Ballen zu überwachen, welche aus einem Stück Ziegenleder beſtanden, das mit grober Wolle ausgeſtopft ward.

Die Columnen befanden ſich auf dem Ausſchießſtein; ſie wurden in die Formrahmen eingeſchroben. Der Preßmeiſter hob die Form auf und trug ſie mit Hülfe eines andern nach der Preſſe — aber der Unglückliche ſtrauchelte und fiel, und das Ganze ward eine verwirrte Letternmaſſe, technisch „Zwiebelfiſche“ genannt. Acht Columnen ſtürzten in wilder Unordnung durcheinander hin wie die Colonnen der franzöſiſchen Armee in der Schlacht bei Waterloo. Mit denſelben Gefühlen, welche Napoleon dazumal überkamen, ſtürmte ich von meinem Bureau nach Hauſe und gab mich ganz der Verzweiflung hin. Dieſe ſchreckliche Kataſtrophe ereignete ſich um zwölf Uhr Nachts. Was waren Franklin's Schwierigkeiten im Vergleich mit den meinigen? Nichts! Und obgleich meine Augen von Anſtrengung und Wachen entzündet waren, konnte ich mich dennoch nicht des Lachens erwehren.

Der Factor erſchien und ſagte: „'S iſt eine fatale Geſchichte, Sir, aber wenn Sie die Leute mit ein paar Flaſchen Branntwein tractiren, ſo werden ſie aufbleiben und alles von neuem ſetzen. Geben Sie mir die Flaſchen, Sir, und gehen Sie zu Bette, Sir, und morgen früh um acht Uhr ſollen Sie die Zeitung gedruckt vor ſich ſehen, Sir. Ihre Gegenwart in der Druckerei regt uns alle auf, Sir.“

Ich ſeufzte, gab ihm mechaniſch das was er verlangt — ſowohl für ſich als für die Leute — warf mich aufs Bett und ſank bald in feſten Schlaf. Wahrlich! am folgenden Morgen hielt ich die Zeitung in meinen Händen. Sie enthielt zwar ein Heer von Druckfehlern, war aber nichtsdeſtoweniger ein ganz anſtändiges Product.

Bei der zweiten Nummer gab es weniger Schwierigkeiten und noch weniger bei der dritten. Die Zeitung machte Glück und ward ſtark geleſen. Sie rentirte ſich vortrefflich, und nach Verlauf einiger Zeit brauchte ich mich in keiner Weiſe mehr zu beunruhigen, denn ich hatte den erſten Factor und die beſte „Mannſchaft“ in ganz Indien.

Eine Fahrt auf dem Paraguay.

(Nach dem Franzöſiſchen von Dr. Ed. Z-hn.)

Am 27 November 1852 verließen wir die Rhede von Buenos-Ayres, und bald verſchwand die ungeheure Waſſerfläche der Mündung des la Plata hinter uns. An der Stelle, wo der Parana und Uruguay ſich vereinigen und den Rio de la Plata bilden, liegt die kleine Inſel Martin Garcia, welche ihrer militäriſchen Poſition wegen wichtig iſt; denn das alte Fahrwaſſer, das zu den Mündungen dieſer Flüſſe führt, zwingt die Schiffe, unter den Kanonen des Forts hinzuſegeln. Der Anblick der ungeheuren Waſſermaſſen, welche ſich nach tauſend Krümmungen fern am Horizont unter dem Dickicht der Rieſenbäume verlieren, iſt wahrhaft großartig. Wir fuhren in diejenige Mündung des Parana ein, welche Boca del Guaza heißt, da ſie für Schiffe von bedeutendem Tonnengehalt die ſicherſte und tiefſte iſt. Nach einer ſehr beſchwerlichen Fahrt von 20 Tagen, welche von ſchlechtem Wetter begleitet war, erreichten wir die Stadt Corrientes am Zuſammenfluß des Parana und des Paraguay.

Am 10 Januar 1853 ſetzten wir unſere Reiſe fort und fuhren in eine der drei Straßen (tres bocas) ein, welche die Mündung des unbekannten Fluſſes bilden. Das ſchwache paraguayiſche Geſchwader, welches die Einfahrt der mittleren Straße vertheidigt, begrüßte die dreifarbige (franzöſiſche) Flagge, ohne von dem Capitän die Liſte der Paſſagiere und Waffen zu verlangen, welche dieſer an Bord hatte. Unſer Lootſe war ein Indianer, welcher uns mehr aus Inſtinct als mit Sachkenntniß glücklich durch die Untiefen brachte. Wir legten in jeder Stunde mehr als 10 Meilen zurück. Bei jeder Krümmung des Fluſſes wechſelte das Gemälde, welches vor unſern Augen vorüberzog. Der Paraguay, welcher weniger Fall hat als der Parana, ſtrömt majeſtätiſch zwiſchen zwei hohen Ufern dahin, deren Berge mit Bäumen umkränzt ſind, von denen die Lianen, nachdem ſie tauſend anmuthige Arabesken zwiſchen den Zweigen gebildet haben, auf die kryſtallhelle Waſſerfläche herniederhängen, in welcher ſich ihre kleinen blauen und weißen Blüthen ſpiegeln. So weit der Blick reicht, ſieht man in den grünen Baumhallen bis in die weiteſte Ferne hinein nichts als Blumen und Blätter. Nach langer geſpannter Erwartung fahren wir endlich in die majeſtätiſchen Laubgewölbe ein, wo uns alles freudig entgegenzulächeln ſcheint; es iſt die Stunde, wo die Sänger des Waldes, ſich wiegend auf den höchſten Wipfeln der Bäume, ihre fröhlichen Lieder anſtimmen. Bei unſerer Annäherung verſtummen ſie, kommen aber doch ſo nahe, daß wir die Farben ihres prächtigen Gefieders bewundern können. Die Blüthen, welche unſere Maſte und Segelſtangen droben abſtreifen, fallen, noch feucht vom Thau und vom Duft der Nacht, zu unſern Füßen nieder.

Noch ganz hingeriſſen von dem Anblick dieſer lieblichen Natur, wird man plötzlich wie mit einem Zauberſchlage in eine ganz andere Gegend verſetzt; bei der nächſten Krümmung verſchwindet alles und man ſieht nichts als eine unendliche Savanne, deren Horizont einzig der Himmel bildet: es iſt die Wüſte, eine Wüſte mit verwelkten und verbrannten Pflanzen, auf welche die Sonne unabläſſig ihre ſenkrechten glühenden Strahlen herabſchießt. Nirgends ein Wald, nirgend ein ſchattiges Grün; weit und breit keine Bewegung, nur das Schilf neigt ſich dann und wann im Hauch des Windes; weit und breit kein Laut, nur dann und wann erhebt ein einſam wandelnder Storch, welcher als Schildwache ausgeſtellt iſt, einen ſchwachen Schrei, um ſeine Brüder von der Ankunft eines unbekannten Gaſtes zu benachrichtigen. Stundenlang bieten dieſe Einöden ſtets denſelben Anblick dar, deren Monotonie hie und da durch einzelne kleine Hütten unterbrochen wird, in denen Soldaten Wache halten; weiterhin erſcheinen wieder fruchtbare Hügel und bebaute Ebenen, welche durch Menſchen und Thiere belebt ſind und deren europäiſches Ausſehen dem Schiffer die Heimath und das väterliche Dach ins Gedächtniß zurückruft.

Die erſte Stadt, welche wir zu Geſicht bekamen, war Pilar, welche auf dem rechten Ufer unmittelbar am Fluſſe liegt; dieß Dorf, welches der Nationalſtolz mit dem Namen „Stadt“ beehrt, hat nichts Bemerkenswerthes, außer dem daß hier die Schranke war, welche der Dictator Francia zwiſchen ſich und der Welt errichtet hatte, und daß hier die Schiffe ankerten, welche Producte fremder Länder den Händen einer Creatur jenes Tyrannen übergaben. Nach Pilar erſchienen Oliva, Villeta und Villa-Franca, deren Hütten einander ſämmtlich ähnlich ſehen und deren Bewohner bei unſerm Anblick von einer abergläubiſchen Furcht ergriffen wurden. Dieſe Dörfer liegen alle auf dem linken Ufer des Paraguay; das rechte Ufer iſt wüſt und wild, und wird nur von den herumirrenden Stämmen der Indianer bewohnt; die Poſten oder Blockhäuſer, auf deren Höhe Soldaten Wache halten, um die Landbewohner von den Ueberfällen der Indianer zu benachrichtigen, dienen zugleich dazu, die Dörfer miteinander zu verbinden.

Nachdem wir etwa 200 Lieues zurückgelegt hatten, trat endlich die geheimnißvolle Stadt Aſſumpcion hinter einem vorſpringenden Uferfelſen hervor, und einige Minuten ſpäter ankerten wir einen Büchſenſchuß weit von dem Palaſt des Gouverneurs.

Obgleich Aſſumpcion einen außerordentlich großen Umfang hat, ſo gleicht es doch mehr einem Dorf als einer Stadt. Auf einem Hügel erbaut, deſſen ſanfter Abhang ſich bis zum Ufer des Paraguay hinabzieht, macht Aſſumpcion keinen impoſanten Eindruck auf den Beſchauer; man erblickt nur einzelne Kirchen, deren plumpe Thürme über die Bäume und die Ziegelſteindächer der Häuſer hervorragen. Die Straßen ſind breit und ſandig und durchſchneiden ſich in einem rechten Winkel, wie es in allen Städten Südamerika's der Fall iſt. Am Rande derſelben ſtehen beſcheidene Hütten, die halb begraben ſind unter Jasminſträuchen und Orangenbäumen; hie und da iſt die Façade eines Hauſes auch mit einem Weingeländer geziert, auf dem ſich die Zweige einer Zaunrebe verſchlingen und einen ſchattigen Zufluchtsort gegen die glühende Hitze des Tages bilden. Nur auf dem Gouvernements-Platz hat die Stadt Denkmäler aufzuweiſen, wo die Kirche el Cabildo und der Palaſt des Gouverneurs ihre Arkaden und getünchten Mauern dem Blicke darbieten; Maler und Beobachter werden für die Beſchwerden der langen Flußfahrt nur auf dem Lande belohnt.

Die Bevölkerung Paraguay's — obgleich dieſelbe ſehr ſchwer zu ſchätzen iſt — mag ſich auf 600,000 Seelen belaufen, von denen etwa 20,000 Aſſumpcion bewohnen. Das ganze Volk bildet drei Claſſen, welche man wegen der Verſchiedenheit hinſichtlich des Stammes, der Sitten und der Erziehung ſehr leicht von einander unterſcheiden kann. Die erſte Claſſe, welche von den Spaniern abſtammt und ſich rein von aller Miſchung erhalten hat, zeigt nur das Gepräge eines verkommenen Urbildes. Die Söhne dieſer alten Eroberer, welche ſich hinter einem Stolz verſchanzen, den weder die Erziehung noch die Ueberbleibſel eines verſchwundenen Reichthums entſchuldigen, ſehen mit heimlichem Neide und ziemlich deutlichem Haß, wie der Fremde ſein Talent und ſeine Induſtrie in ihrem Lande zur Geltung bringt. Sie verleben ihre Tage einſam in ihren alten Häuſern in der Stadt, unterhalten

ſich von Localangelegenheiten und rauchen, in weichen Hängematten ruhend, die duftenden Blätter des einheimiſchen Tabaks. Ihr einziger Ehrgeiz beſteht darin, durch tauſend kleine Kunſtgriffe großen Reichthum, oder durch die Annahme lächerlicher und verjährter Moden guten Geſchmack zu erheucheln. In Paraguay wie in allen ſüdamerikaniſchen Ländern iſt das weibliche Geſchlecht allein im Beſitz des Privilegiums des guten Geſchmacks und der feinen Sitten.

Die zweite Claſſe (medio pelo), von Spaniern und Guarani-Indianerinnen abſtammend, bildet die typiſche Bevölkerung des Landes. Sie findet ſich in großer Zahl in den ſo ſchwach bevölkerten Staaten Amerika's und unterſcheidet ſich weſentlich von den Gauchos und den Braſilianern. Die Männer ſind im allgemeinen ſtark und wohl gebaut, und ihre Phyſiognomie zeigt einen Ausdruck von Sanftmuth, Einſicht und Ergebung. Die meiſten beſchäftigen ſich mit Ackerbau und Viehzucht, und beſitzen daher die guten Eigenſchaften der Landleute; überdieß ſind ſie mäßig und gaſtfrei. Ihre Familie, ihr heimathliches Thal und der Thurm ihrer beſcheidenen Capelle machen ihre Welt aus. Ihrer Tracht fehlt es nicht an Anmuth; ſie beſteht in einem langen Beinkleide, deſſen ſeidene Franſen auf die Stiefel von farbigem Leder herabfallen, in einem Poncho (Ueberwurf), wie ihn der Gaucho in den La Plata-Staaten trägt, nur daß der des letztern nicht ſo zierlich iſt, und in einem Strohhut, unter dem rabenſchwarze Locken hervorquellen und welcher Augen beſchattet, deren ruhiger Blick unter dem feurigen Himmel der Tropen eine auffallende Erſcheinung iſt. Ihre Weiber ſind zwar von kleinem Wuchs, aber bewundernswerth ſchön gebaut. Sie tragen eine leichte weiße Tunica mit ſchwarzer Einfaſſung, welche ihre Reize kaum verbirgt; in ihren ſchwarzen Haaren, welche am Hinterkopf zuſammengebunden ſind und vorn einen breiten Scheitel bilden, glänzt ſtets eine Waldblume; ihr Teint, welcher dem leuchtenden Schein ähnelt, den glühende Bronze ausſtrömt, harmonirt herrlich mit dem Glanz ihrer Augen. Sie haben neben der feurigen Leidenſchaftlichkeit des indianiſchen Blutes auch die liebenswürdige Nonchalance des ſpaniſchen Charakters. Dieſer eigenthümliche Gegenſatz, ein hervorſtechender Zug des Charakters der Meſtizen, macht die Guarani-Mädchen zu reizenden Geſchöpfen.

Die letzte Claſſe beſteht aus den Mobas- und Payaguas-Indianern, welche am Flußufer in Hütten wohnen, die aus Bambus und Schilf gebaut ſind. Dieſe Unglücklichen haben ihre Wälder vor einigen Jahren verlaſſen und ihrem wilden Leben entſagt, nicht um der Wohlthaten der Civiliſation theilhaftig zu werden, ſondern um deren Gifte und Laſter zu ernten: der ſchändlichſten Trunkſucht ergeben, werden dieſe ſchwachen Stämme, welche das „Feuerwaſſer" täglich decimirt, bald ganz verſchwinden. Sie leben ganz abgeſondert und vereinigen ſich nie mit den Fremden oder mit den Söhnen des Landes. Sie beſchäftigen ſich mit Fiſchfang und mit Jagd oder ſammeln Gras für das Vieh der Stadtbewohner; das was ſie ſich durch ihre Arbeit erworben haben, vertrinken ſie ſofort wieder in den Pulperias oder Wirthshäuſern.

Ein wunderlicher Ball in Singapore.

Ein ebenſo intereſſanter als hier ungewöhnlicher Vorfall, ſchreibt ein reiſender Engländer aus Singapore, hat neulich hier unter der Modewelt von Singapore das allgemeine Geſpräch gebildet. Kim-Sing, ein reicher chineſiſcher Kaufmann, wohl bekannt als ein Antonio auf Singapore's Rialto, gerieth vor einigen Wochen auf den kecken Einfall, den erſten chineſiſchen Ball, den irgend jemand in dieſem Theil der Welt geſehen hat, zu geben. Er hatte kurz zuvor ein beſonders großes Wohnhaus mit anſtoßenden Waarenmagazinen aufführen laſſen, und beſchloß eines dieſer letztern in einen ſtattlichen Bankettſaal und Tanzſalon umwandeln zu laſſen. Wahrſcheinlich gingen ihm Europäer zur Hand mit allerlei Vorbereitungen, als Anſchaffung von Muſik und ſorgfältiger Auswahl von Erfriſchungen für ſeine Gäſte. Zahlreiche Einladungskarten an Herren und Damen aller Nationen und Zungen wurden ausgefertigt, und forderten dieſe auf, in ihren beſondern Trachten an dem beſtimmten Abend ſich in Kim-Sings Wohnung einzufinden. Eine umſtändliche Schilderung des ethnologiſchen Schauſpiels, das dieſes Feſt darbot, würde bloß als ein ſchlechter Scherz erſcheinen; aber ich verſichere, daß ich mich nicht der mindeſten Uebertreibung ſchuldig mache, wenn ich ſage, daß in der Geſellſchaft ſich Engländer, Franzoſen, Holländer, Schotten, Irländer, Deutſche, Portugieſen aus Macao, Spanier aus den Philippinen, Malayen, Parſen, Cambodſchaner, Tonkineſen, Mandarinen aus Cochinchina, Siameſen, Peguer, Araber, Javaner, Türken, Juden, Perſer, Chineſen und Miſchlinge jeder möglichen Art fanden. Ich ſchätzte mich beſonders glücklich, daß ich zu rechter Zeit angekommen war, um dieſem Feſt anzuwohnen. Ich war natürlich, wie alle anderen, von den gewöhnlichen Stammesvorurtheilen beherrſcht, und konnte, als ich dem Herrn des Hauſes mit ſeinem Zopf, ſeinen ſcharfen Zügen und mongoliſchen Augen vorgeſtellt wurde, nur mit der größten Schwierigkeit meine Lachluſt unter einer ernſten und ceremoniöſen Artigkeit verbergen. Ich wurde von einem ſehr bekannten Manne eingeführt, und fand mich deßhalb unter den himmliſchen und indiſchen Gäſten bald zu Hauſe. Da die Damen in großer Minorität waren, ſo waren jeder derſelben zwei Cavaliere zugefallen. Da ich ſonſt durchaus hier noch unbekannt war, ſo wurde ich um mein Schickſal bange, ſah mich aber angenehm getäuſcht — denn eine junge Dame von holländiſcher Herkunft, aber mit einer Farbe, ſo dunkel als die der Malayen, fand ſich ſchnell, ich weiß ſelbſt nicht recht wie an meiner Seite, und fort eilten wir, ſchwebend und pirouettirend zum Zimmer hinaus zur großen Verwunderung der aſiatiſchen Neophyten.

Ich muß hier nämlich bemerken, daß das Ballzimmer nichts geringeres war, als eine engliſche Kirche der größeren Art mit einer Reihe Pfeiler auf beiden Seiten, wo unter den Galerien eine ungeheure Maſſe Zuſchauer ſich drängte. Zunächſt nach uns folgte ein Jude in bengaliſcher Tracht mit einer kleinen zarten Engländerin, hierauf ein Feueranbeter mit einer Pariſerin, hierauf eine Menge aller möglichen Combinationen, bis der Raum wimmelte von tanzenden Paaren, die unter dem blendenden Schimmer der ſtattlichen Kronleuchter auf und abſchwebten. Nachdem ich mehrere Tänze mit meiner jungen Holländerin gemacht, tanzte ich einigemal mit einer Spanierin aus Manilla, die während des Tanzes rauchte und ein ganz erbärmliches Engliſch ſprach. Das war indeß doch, wie ſie erklärte, ihre Lieblingsſprache, obwohl ſie geläufig malayiſch und franzöſiſch redete; ich war deßhalb als

artiger Cavalier genöthigt, mein Nichtverſtehen des größten Theils ihrer Converſation zu verbergen.

Müde vom Tanzen zog ich mich zurück hinter die Pfeiler um etwas auszuruhen. Hier ſtanden kleine nette Tiſchchen vor üppigen Sofas, auf denen einige Himmliſche gemächlich ausgeſtreckt in ſeligem Opiumrauſch lagen. Sie ſchienen verſenkt in liebliche Träume und glaubten ſich vielleicht an des Lilienſees Ufern, umgeben von blühenden Orangen und Theebüſchen. Nahe bei ihnen befanden ſich einige Hindus, die aus langen Hukahs rauchten, und nicht weit von ihnen ein einſamer Türke, deſſen Geſicht eine unendliche Verachtung ausdrückte gegen die Ungläubigen aller Farben, die er um ſich her ſah. Da ich neulich erſt aus ſeinem Lande gekommen war, redete ich ihn an, und groß war ſein Erſtaunen, als er eine Begrüßung in Stambuls Sprache hörte. Die ganze Oekonomie in ſeinen Geſichtszügen erfuhr eine vollſtändige Veränderung. Er hätte gerne unſer Geſpräch bis zum Morgen ausgedehnt, hätte mich nicht die Muſik an einen Walzer gemahnt, zu dem ich eine Hourie aus Manilla aufgefordert hatte.

Um das Souper, das nun folgte, würdig zu beſchreiben, hätte ich drei Jahre lang unter einem Pariſer Profeſſor in der Gaſtronomie ſtudirt haben müſſen. Es war ein Chaos von Leckereien, die eine verlockender als die andere. Alle Arten von Früchten aus dem indiſchen Archipel, Indien, China und dem Weſten, einige in ihrer natürlichen Geſtalt, andere in ausgeſuchter Weiſe präſervirt, waren um uns her aufgeſtapelt. Hier fanden ſich Vogelneſterſuppen, Ragouts aus Känguruhſchweifen, Fiſche aller Art und Paſteten im Ueberfluß. Und endlich die Weine! Alle Weine aus Frankreich, Deutſchland und Ungarn funkelten auf dem Tiſch, und die größte Vorſorge wurde beobachtet, daß jeder mit dem, was ihm gefiel, verſorgt wurde. Unter der Mahlzeit durchſtrömten liebliche Harmonien das Zimmer, ich weiß nicht woher ſie kamen. Das gefiel mir viel beſſer als eine ſtürmiſche Tafelmuſik, die von einer Galerie herabbrauſend den Genuß einer guten Mahlzeit ſtört. So, wie ſie angebracht war, ſchien ſie dagegen einen Theil des Dufts der Früchte und der Weine auszumachen. Einige Stücke von einem italieniſchen Sängerchor geſungen riefen mir frühere glückliche Tage in Europa ins Gedächtniß zurück. Zur Abwechslung hatten wir auch ein wenig aſiatiſche Muſik, die von einigen anweſenden Europäern im Namen des guten Geſchmacks für abſcheulich erklärt wurde, die mir aber voll reicher Schönheit und in ihrer Art voll wilder leidenſchaftlicher Kraft zu ſeyn ſchienen. Uebrigens blieb ich mit aller Welt in der angenehmſten Stimmung. Zwiſchen zwei und drei Uhr Morgens ſchloß das fröhliche Feſt.

Die franzöſiſche Schule in Athen.

Schon im J. 1845 wurden von der franzöſiſchen Regierung einige Archäologen nach Athen geſchickt, um dort und in Griechenland überhaupt die Alterthümer zu unterſuchen und darüber an die Regierung zu berichten. Im J. 1846 wurde eine eigentliche Kunſtſchule in Athen gegründet, nach dem Vorbild derer in Rom, es ſcheint aber daß die Mitglieder derſelben, wenn ſie ſich auch mit archäologiſchen Arbeiten und mit Reiſen beſchäftigten, eben ſonſt nicht viel von ſich hören ließen, denn am 26 Januar 1850 erließ der damalige Miniſter des öffentlichen Unterrichts, Hr. de Parieu, eine Verordnung, welche jedem Mitglied der Schule von Athen die Verbindlichkeit auferlegte, jedes Jahr eine Denkſchrift über irgend einen Gegenſtand der Archäologie, Philologie oder Geſchichte einzuſenden. Ein Theil dieſer Einſendungen ſollte in den, im J. 1850 begründeten Archives des Missions scientifiques et littéraires aufgenommen werden. Dieſe Archives aber ſind ſchon im J. 1851 etwas ins Stocken gekommen, und gegenwärtig, wo das erſte Heft des fünften Bandes erſchienen ſeyn ſollte, iſt erſt das 7te und 8te Heft des dritten Bandes erſchienen; ſie enthalten auch eine Anzahl Arbeiten der franzöſiſchen Schule in Athen. Hr. Erneſt Beulé, der eines der thätigſten und unterrichtetſten Mitglieder derſelben zu ſeyn ſcheint, hat ſein Werk über die Akropole von Athen [1] ſelbſtſtändig herausgegeben, und damit über ſeine Thätigkeit hinreichendes Zeugniß abgelegt. Andere Arbeiten ſind „über den alten Paxr von Athen“ von Emile Burnouf (Archives etc. 1850. I), „über die Propyläen“ von demſelben (ibid.), „über den See Copais,“ von demſelben (Arch. 1850. III), „über die Inſel Euböa,“ von V. Giraud. (Arch. 1851. IX. XII), „über den Pelion und Oſſa von A. Mezières. (Arch. 3. Bd. III. IV), „Bruchſtücke einer Reiſe in den Peloponnes von den HH. Bertrand, Mezières und Beulé.“ (Arch. 3. Bd. VII. VIII.) Zugleich iſt auch in den Jahren 1850, 1851 und 1853 in der Akademie Bericht über die Leiſtungen der Schule abgeſtattet worden, ſo daß man eine allgemeine Ueberſicht ihrer Thätigkeit erhält.

Mit dem obenerwähnten Decret des Miniſters Parieu war zugleich eine Aufforderung an die Akademie der Inſchriften verbunden, daß ſie eine Commiſſion ernennen möge, um ein gewiſſes Syſtem in die Arbeiten der franzöſiſchen Schule zu Athen zu bringen. Dieſe Commiſſion beſtand aus den HH. Raoul Rochette, Haſe, Lebas, Lenormant und Guigniaut, und ſtattete am 8 März 1850 einen Bericht ab, aus dem wir das Wichtigſte hier ausheben. Die Schulen ſollen ausſchließlich aus ehemaligen Zöglingen der höhern Normalſchulen beſtehen, die bereits als außerordentliche Lehrer der humaniſtiſchen, hiſtoriſchen und philoſophiſchen Studien aufgenommen ſind; ſie ſollen unter unmittelbarer Leitung eines Facultätsprofeſſors und unter der höhern Leitung des franzöſiſchen Geſandten bei der griechiſchen Regierung ſtehen. „Die Schüler, welche den Titel von Mitgliedern der franzöſiſchen Schule zu Athen führen, bringen hier zwei Jahre zu, und können ermächtigt werden, ein drittes Jahr zu bleiben. Sie können unter Genehmigung der griechiſchen Regierung öffentliche und unentgeldliche Vorleſungen über franzöſiſche und lateiniſche Sprache und Literatur eröffnen, auch, wenn ſie dazu berufen werden, an der griechiſchen Univerſität und den griechiſchen Schulen alle mit ihren eigenen Studien verträglichen Curſe leſen. Plätze an der atheniſchen Schule werden auch den Architektenzöglingen an der franzöſiſchen Akademie zu Rom, welche der Miniſter des Innern bezeichnet, vorbehalten. Ein unter den Eingebornen ausgewählter Profeſſor des Neugriechiſchen wird der Schule beigegeben. Sieben Schüler bildeten die erſte Abtheilung, wovon drei zwei Jahre und vier drei Jahre geblieben ſind. Die zweite Abtheilung beſtand in

[1] Wir haben aus demſelben einiges „über die pelasgiſche Mauer der Akropole von Athen“ im vorigen Jahr (ſ. Nr. 42) entnommen.

den Jahren 1848 und 1849 aus sechs Schülern. Vier angehende Architekten der Schule zu Rom waren und sind noch (1850) der Schule zu Athen beigegeben, und haben wesentlich beigetragen, die Mitglieder der letztern in ihren Forschungen und namentlich in den graphischen und archäologischen Arbeiten zu unterstützen. Drei Hauptzwecke haben bisher die Schüler der Schule von Athen beschäftigt, das Bulgärgriechische, die archäologischen, historischen und literarischen Studien, und zum Theil auch Vorlesungen über französische Sprache und Literatur für die Jugend des Landes. Die meisten haben außer topographischen Ausflügen in der Nähe mehrere Reisen nach den verschiedenen Theilen Griechenlands, nach Thessalien, Epirus und Akarnanien, nach den Inseln, nach Konstantinopel und bis nach Kleinasien und Aegypten unternommen. Sie haben zu verschiedenen Zeiten Berichte, und mehrere Abhandlungen eingesandt, die der Veröffentlichung werth waren und der Schule wahre Ehre machen."

Die Commission der Akademie war indeß der Ansicht, es habe an einem regelmäßigen Plan für die Arbeiten gefehlt, und schrieb nun vor, daß sie im ersten Jahre, das als Vorbereitung gelten soll, sich hauptsächlich mit dem Bulgärgriechischen [1] und mit der allgemeinen Topographie Griechenlands beschäftigen sollten; ferner mit den Grundsätzen der Paläographie, der diplomatischen sowohl als monumentalen, mit der Numismatik und der Archäologie überhaupt, wobei sie sich namentlich auch des Lesens der alten Geographen und Historiker befleißigen sollten. Im zweiten Jahre sollten besondere Denkschriften über specielle Punkte der Topographie, Archäologie, Geschichte und Literatur ihre Aufgabe seyn, und die welche dabei Proben besonderer Befähigung geliefert hätten, ein drittes Jahr bleiben, und dann als mit speciellen wissenschaftlichen Missionen beauftragt angesehen werden, wo die Akademie die besondern ihrer Aufmerksamkeit werthen Punkte bezeichnen würde. Für das Jahr 1850 wurden folgende vier Punkte als besonders interessant bezeichnet: 1) ein Besuch der Insel Pathmos mit genauer Erforschung der dortigen Klosterbibliothek; 2) ein gründliches Studium der Akropole von Athen, was wie oben erwähnt durch Hrn. Beulé geschehen; [2] 3) Erforschung der Insel Eubœa; 4) Studium und Aufklärung über die Orte, die Sagen und Documente, welche den Mythus und die Verehrung von Trophonius erläutern können.

Seitdem wurden zwei Berichte abgestattet, am 22 Aug. 1851 und am 12 Nov. 1852. In dem ersten wurde die Topographie von Delphi und dem Parnaß, sowie die Untersuchung der Landschaften um den Ossa und Pelion, endlich ein geographisches und archäologisches Studium der Länder Großgriechenlands von der Mündung des Sillarus bis zu der des Frento als besondere Gegenstände der Aufmerksamkeit bezeichnet; in der zweiten das Studium der Topographie der Insel Aegina, sowie der Insel Lesbos, dann aber sollte das Land zwischen dem Peneus und dem thermäischen Golf, dem Haliacmon und den Ketten, welche Epirus von Ostgriechenland trennen, endlich die Olympuskette namentlich in den von Leake nicht besuchten Theilen untersucht worden.

Wir sehen hier ganz ab von den allenfallsigen politischen Zwecken, welche die französische Regierung mit diesem Unternehmen verfolgen konnte, und beschränken uns auf die Bemerkung, daß ein umfangreiches Studium des ganzen alten Griechenlands im Werke ist. Die Commission, deren Berichterstatter Hr. Guigniaut war, scheint mit den Leistungen von Engländern und Deutschen vollkommen auf den Laufenden, und macht in ihren Berichten, die eben sowohl an die Mitglieder der Schule von Athen als an die Akademie gerichtet sind, vor allem auf die Vorgänger auf diesem Felde aufmerksam. Wir beabsichtigen, aus den bereits von dem Archiv der wissenschaftlichen Missionen mitgetheilten Arbeiten einige Auszüge — denn wir können uns auf manche archäologische Streitigkeiten nicht einlassen — mitzutheilen, da sie manches für die neue und alte und auch für die physische Geographie sowie für die Ethnographie Interessantes enthalten, und haben deßhalb diese Uebersicht vorangeschickt, damit man die Quelle, aus der die Mittheilungen fließen, desto besser kennen möge.

[1] Auch das Albanesische sollte hierunter begriffen seyn, von einem Ergebniß in dieser Beziehung haben wir aber in den Mittheilungen der Archives ꝛc. nichts aufgefunden.

[2] Darüber stattete die Commission im Mai 1853 (s. Archiv 3. Bd. V.) einen besondern und sehr lebenden Bericht ab.

Miscellen.

Die Mormonen abermals arg in der Klemme. Von einsichtiger Seite ist schon auf die Neigung der angelsächsischen Race, alles Fremdartige, das sich nicht beugen und assimiliren will, unter die Füße zu treten, hingewiesen worden. Darin liegt Wahrheit, und es wird solange dabei bleiben, bis die Kraft erschöpft seyn muß, die dem Stamm innewohnt. Merkwürdig ist eine herrschende Intoleranz gegen Sectirungen, aus der eigenen Mitte entstanden, die sich dabei kund thut, sobald gewisse Hauptpunkte berührt werden, die der Stammesherrschaft zuwider laufen. In solchem Falle hat der Deutsche mit seiner rationellen Verstandesentwicklung auf ebenso entschiedene Unterdrückungsmaaßregeln zu rechnen, wie die naturphilosophische Rothhaut und eine unvorsichtig heraustretende Herrschsucht des Katholicismus. Sogar unbedeutendere, weit minder zahlreiche Aussonderungen, wie z. B. die der Mormonen, wurden gelegentlich niedergerannt, wovon zu Nauvoo im Staate Illinois Tempelruinen Zeugniß geben. Und es scheint als ob das Zurückziehen in eine Wüste der letztgenannten Secte nicht die gewünschte Unabhängigkeit gewähren sollte; denn eben tritt ein westliches Blatt, der „Missouri Demokrat", mit einer schweren Anklage gegen dieselben auf, die einen Sturm leicht zu erregen geeignet seyn dürfte, dessen Wirkungen ähnlich denen ausfallen können, welche zur Zerstörung von Nauvoo hinführten. Die Mormonen werden geradezu beschuldigt, den Capitän Gunnison und dessen Begleiter ermordet zu haben, von denen ein Vermessungscorps zur Entdeckung eines Weges für die Pacific-Eisenbahn gebildet wurde und die durch Indianer erschlagen seyn sollten. Der „Missouri Demokrat" bringt Beweise vor, daß letzteres nicht der Fall gewesen seyn könne und sagt vor allem: die „Parvanis," welche jene Regionen bewohnen, wo der Mord geschah, könnten denselben nicht begangen haben, weil ihnen der Gebrauch von Feuerwaffen völlig unbekannt sey, unser deutscher Landsmann Kern aber und andere von der Vermessungspartie durch Kugeln getroffen wurden. Die Utah-Indianer leben weit vom Orte der Gräuelthat und außerdem halten sie mit allen

Weißen Frieden, die keine Mormonen ſind. Gunniſon war freundlich von ihnen empfangen worden, als er durch ihr Gebiet kam; ſie rauchten mit ihm die Friedenspfeife und verſorgten ſein Corps ſogar mit Wild. Was es vollkommen außer Zweifel ſetzt, daß nicht Indianer die Mörder waren, iſt der Umſtand, daß die Ermordeten nicht ſcalpirt wurden, was der Indianer ſtets zu thun pflegt, wenn er einen Gegner erlegt hat, und allen Indianerſtämmen Amerika's iſt dieſer Gebrauch eigen. Man fand aber die Ermordeten gräßlich verſtümmelt, zum Theil mit abgeſchnittenen Armen, jedoch insgeſammt mit unverletzter Kopfhaut. Ein anderer, ebenſo wichtiger Anklagegrund gegen die Mormonen iſt der, daß die Karten, Schriftſtücke und Vermeſſungspläne der Partei entwendet worden ſind. Dergleichen Papiere ſind in den Augen eines Indianers werthlos; höchſtens würde er ſie als nutzlos am Boden umherſtreuen. — Der „Miſſouri Demokrat“ frägt: wer kann nun den Mord begangen haben? Die Partie befand ſich in der Mitte der Mormonen-Niederlaſſung. Die Mormonen haben durch verſchiedene Vorfälle bewieſen, daß ſie von der übrigen Welt iſolirt bleiben wollen. Sie vertrieben alle Vereinigten-Staaten-Beamten, die nicht zu ihrer Secte gehörten; ſie duldeten keinen Nichtmormonen unter ſich. Sie vertrieben den alten Bergbewohner Bridger, der dreißig Jahre in den dortigen Regionen lebte und confiscirten ſein Eigenthum; ſie ermordeten einen Nichtmormonen, der eine Fähre auf dem Wege nach Oregon hielt. Mit einem Worte, ſie wollen mit ihrer Vielweiberei und ihrem Heiligen-Humbug iſolirt leben, und wenn ſie Gunniſon und ſeine Partie ermordet haben, wie wahrſcheinlich iſt, ſo geſchah es, um die Anlage einer Central-Eiſenbahn durch ihr Territorium zu verhüten, wodurch ſie mit den Yankees in Contact kommen müſſen. — Dieſe Beſchuldigung hat ungemein viel für ſich, und die Mormonen können jedenfalls froh ſeyn, daß ſie nur durch Aufbietung anſehnlicher Mittel und Kräfte anzugreifen ſind in ihrer dermaligen Lage. Haben ſie das Verbrechen, deſſen ſie hier beſchuldigt werden, wirklich begangen, ſo verfahren ſie übrigens ganz im Geiſte des Stammes, dem ſie faſt insgeſammt entſprungen, und ahmen nur das Benehmen ihrer ſtammverwandten, angelſächſiſchen Gegner nach. Dieſe brutaliſiren zur Durchſetzung ihrer Willkür auch, ſo weit ſie können; allein es verſteht ſich von ſelbſt, daß im vorliegenden Falle, ſowie in ähnlichen andern, den Gegnern zugerufen werden wird, wie in der bekannten Fabel ſteht: „Ja, Bauer, das iſt ganz was anders!“ E. P.

*

Etwas über Neucaledonien. Das Bull. de la Soc. de geogr. (Aout—Sept.) enthält Auszüge aus dem Bericht eines Capitän Cazalis über ſeine Reiſe um die Welt, namentlich in dem ſtillen Meer, und berührt dabei auch die Inſelgruppe Neucaledonien, worüber er folgendes mittheilt: „Cazalis beſuchte ſodann die Inſel Pinos, eine aus der Gruppe von Neucaledonien. Die Bevölkerung ſchien ihm prächtig. Dieſe Wilden ſind von hoher Statur und haben untadelhafte Formen, ihr Bau zeigt eine herkuliſche Kraft an; ihre Züge ſind regelmäßig, obwohl ſtark ausgeprägt: ſie haben ein lebhaftes, ſchönes Auge, einen Mund voll prächtiger Zähne, und ihr Geſicht, mild und edel zugleich, iſt mit einem ſchönen Bart verſehen und von einem reichen, dichten, mehr gelockten als wolligen Haarwuchs eingefaßt. Sie gehen vollkommen nackt, ſind Cannibalen, ſehr kriegeriſch und oft im Kampfe mit den Bewohnern der Südſpitze von Caledonien. Die Väter Mariſten haben unter ihnen ſeit 1848 unter tauſend Schwierigkeiten und mit bewundernswerthem Muth und Einſicht eine Miſſion begründet. Der Biſchof von Amatha hat die Inſel Pinos zum Hauptquartier ſeiner Miſſionen ausgewählt. Einige Wilde fangen an auf die Stimme des Chriſtenthums zu hören. — Die Inſel Pinos, von demſelben Klippengürtel wie Neucaledonien eingeſchloſſen, ſcheint zu dieſer ungeheuren Inſel zu gehören, aber alle Stämme dieſer Gegend ſind weſentlich unter einander verſchieden. Auf der großen Inſel allein findet man dreißig in Sprachen und Sitten verſchiedene Völkerſchaften. Alle dieſe Eingebornen ſind, ohne gerade beſonders blutdürſtig zu ſeyn, Cannibalen, und führen unaufhörlich Kriege miteinander. Die Sitte Menſchenfleiſch zu eſſen iſt bei ihnen keine Folge der Rache und der Grauſamkeit, ſondern nur ein ſehr ausgeſprochener Geſchmack. Das Eigenthum, die Familie, das Andenken ihrer alten Häuptlinge ſind ihnen heilig, und ihre Nacktheit ſchließt ein ſehr bemerkenswerthes Gefühl von Schamhaftigkeit, namentlich bei den Männern, nicht aus. Die Weiber ſind hier nicht das ſchöne Geſchlecht. Die Miſſionäre wurden ſehr häufig von dieſen elenden Weſen, welche an ihren Thüren bettelu, überlaufen.“

Die geſetzliche Beſtimmung über Wittwenverbrennung in Indien. Unſere Leſer erinnern ſich vielleicht, mit welcher Klugheit Capitän Ludlow in Radſchaſtan die Wittwenverbrennung zu beſeitigen bemüht war, und einen höhern Braminen bewog, zu erklären, dieſelbe ſey in den heiligen Schriften nicht vorgeſchrieben. Dieſen Satz hat jetzt Prof. Wilſon in einer am 4 Februar in der aſiatiſchen Geſellſchaft zu London vorgeleſenen Abhandlung begründet. Im Rigveda findet ſich eine Hymne, die gewöhnlich als Autorität für die Wittwenverbrennung citirt wird; der wirkliche Text ſchreibt aber gerade das Gegentheil vor, und befiehlt den Wittwen in der Welt zu bleiben. Die Ausdrücke über die Art wie mit der Leiche verfahren werden ſoll, ſind etwas zweideutig, wahrſcheinlich aber ſollte ſie zuerſt verbrannt, Aſche und Knochen aber nachher begraben werden. Prof. Wilſon theilte eine Ueberſetzung der Hymne mit, in welcher die Wittwenverbrennung vorgeſchrieben ſeyn ſollte, und wies dann den Urſprung des Irrthums, oder der abſichtlichen Mißdeutung, nach, welche daraus entſprang, daß nämlich ſtatt des Wortes „agre“ (vorerſt) „agne“ (ignis, Feuer) geleſen wurde, wodurch der Satz „laßt ſie zuerſt hinaufgehen in die Wohnung“ in den „laßt ſie hinaufgehen in den Platz des Feuers“ umgewandelt wurde. Dieß wird auch durch den indiſchen Commentator beſtätigt, und die Ueberſetznug Wilſons ſtimmt in allen weſentlichen Punkten mit der von Max Müller[1] zuſammen. Aswalayana, der Verfaſſer der Grihya Sutras, eines Werks, deſſen Autorität der der Vedas wenig nachſteht, liefert einen weitern Beweis des wahren Sinns, indem er die Perſon bezeichnet, welche nach Vollzug der Begräbnißceremonien die Wittwen hinweggeleiten ſoll.

*

Die Bhilſa-Topen. Unter dieſem Titel hat Maj. Al. Cunnigham eine leider etwas gar zu techniſche Schrift über dieſe buddhiſtiſchen Denkmäler Indiens herausgegeben. Solche Denkmale finden ſich bekanntlich in Afghaniſtan, nahe am Indus, nahe am Ganges, zu Tirhut und Bahar und um Bhilſa in Central-Indien. Von dieſen letztern wurde das größte von Maj. Cunnigham's Bruder näher unterſucht, und dieſer veranlaßte auch den

[1] Gelegentlich bemerkt, iſt dieſer kürzlich Profeſſor ordinarius an der Univerſität Oxford an der Stelle Prof. Trithems geworden, gewiß ein ſeltener Fall.

Rath der Directoren, die Erforſchung fortſetzen zu laſſen. Lt. Maſey wurde damit beauftragt, und Major Cunnigham ſtieß im Januar 1853 zu ihm. Die Ergebniſſe ihrer Arbeit bieten ein ungewöhnliches Intereſſe; die buddhiſtiſchen Topen ſind von dreierlei Art: 1) ungeheure hohle Mauerwerke, die dem ewigen Buddha geweiht ſind; 2) Grabtopen über der Aſche ſeiner „ſterblichen Emanationen“ und der größten Heiligen; und 3) Denkmale, die an Stellen errichtet wurden, welche durch irgend ein religiöſes Ereigniß eine beſondere Weihe erhalten haben. Die erſten ſind die größten und auch in den höchſten Lagen angebracht; „die Grabtopen,“ ſagt Cunnighem, ſind die zahlreichſten, da ſie von allen Größen und aus allem möglichen Material aufgebaut ſind, je nach dem Rang des Verſtorbenen und den Mitteln ſeiner Brüderſchaft. Zu Bhodſchpur nahmen die Topen vier verſchiedene Stufen am Berge ein. Die größten, ſechs an der Zahl, ſtehen auf der oberſten Stufe und waren, wie ich glaube, Buddha geweiht, d. h. entweder dem himmliſchen Buddha, Adinath, oder den Ueberreſten des ſterblichen Buddha, Sakya. Dieſe Anſicht wird unterſtützt durch den Umſtand, daß in den größten Topen nichts niedergelegt war, und daß die Topen zweiter und dritter Größe Kryſtallkiſtchen einſchloſſen, von denen eines, gleich den Topen geformt, nur ein kleines Stückchen eines Menſchenknochens, kleiner als eine Erbſe enthielt. Die Topen zweiter Claſſe, ſechzehn an der Zahl, ſtehen auf der zweiten Stufe. Meiner Anſicht nach enthalten dieſe Topen die Aſche derjenigen, welche den Rang eines Bodhiſatwa erreichten. Wir entdeckten Reſte in fünf dieſer Topen, aber keine Inſchriften von irgend einem hiſtoriſchen Werth. Die dritte Stufe des Berges iſt mit ſieben kleinen Topen beſetzt, die vermuthlich alle über den Ueberreſten von Prateyka Buddha's, d. h. Heiligen vom dritten Range, erbaut waren. Von den acht Topen auf der unterſten Stufe iſt einer viel größer als die auf der dritten. Dieſe Topen wurden, wie ich glaube, über den Reſten des unterſten Grads der Buddha-Gemeinde, der Srawaka Buddhas, aufgeführt.“

•

Die Himalayafichte. Kürzlich wurde ein intereſſanter Bericht von Dr. Royle, dem bekannten vormaligen Oberaufſeher des botaniſchen Gartens der oſtindiſchen Compagnie zu Saharunpore, an Hrn. T. F. Kennedy, Commiſſär der Wälder und Forſten, veröffentlicht über die Anpflanzung des Deodar, der koſtbarſten Fichtenart des Himalaya, in Großbritannien. Dieſer Baum iſt namentlich in denjenigen Theilen des Himalaya zu Hauſe, die ſich zwiſchen 6500′ und 12,000′ (engl.) erheben, er wächst oben auf Bergkämmen und in der Höhe von Schluchten, wo er großen Temperaturwechſeln und heftigen Windſtößen ausgeſetzt iſt, und im ärmſten Boden gedeiht. Der Deodar wird als Zimmerholz ſehr hoch geſchätzt. Eine Gruppe in der Nähe von Simla hatte fünf Fuß über dem Boden durchſchnittlich 10′ im Umfang, eine andere Gruppe nahezu 11′, während auf dem Nordabhang des Himalaya (d. h. wohl der Vorberge des Himalaya) dieſer Baum einen Umfang von 20′ bis 30′ in derſelben Höhe über dem Boden zeigte. Das Holz ſoll vortrefflich, von hinlänglich geſchloſſenem Kern ſeyn, um zu Möbeln verarbeitet zu werden, und eine große Stärke mit dem Vortheil langer Dauer verbinden. Die Eingebornen des Himalaya ziehen für die Erbauung von Häuſern, Tempeln und Brücken den Deodar jedem andern Holze vor. Man hält ihn für faſt unzerſtörbar, namentlich ſoll er durch Würmer und Inſecten faſt gar nicht leiden; ſein einziger Fehler iſt, daß er leicht ſich entzündet. Dennoch taugt das Holz durch ſeine Stärke und Ausdauer ganz vortrefflich zum Schiffbau, und ein aus ſolchem Holz erbautes Schiff ſoll 20 bis 30 Jahre dauern. Seit 1819 hat man Verſuche gemacht, den Deodar in England einzuführen, ſie ſcheinen aber vor 1831 nicht gelungen zu ſeyn. Damals brachte ein Hr. Melville Samen nach England, und aus dieſen beſitzt man jetzt Bäume, die bereits 20′ bis 25′ hoch ſind. (Athen. Franç. 18 Februar.)

•

Die Sprache von Bornu. Das Journal Aſiatique (November-December 1853) enthält eine kurze Anzeige einer von dem Engländer Norris nach den Mittheilungen des verſtorbenen Richardſon abgefaßten Grammatik der Bornu-Sprache, und ſpricht ſich über deren ethnographiſche Stellung folgendermaaßen aus: „das Bornu, auch Kanuri genannt, iſt die Sprache des Landes, das wir unter dem Namen Bornu kennen. Das Merkwürdige davon iſt, daß ſie den bisher bekannten Negerſprachen durchaus nicht gleicht, und ebenſo wenig in der Grammatik mit den Sprachen der Galla und der Kaffern übereinſtimmt. Ihr Bau gleicht vielmehr dem der tatariſchen, und namentlich der türkiſchen Sprache. Die Subſtantive werden vermittelſt Poſtpoſitionen declinirt ohne ſelbſt eine Veränderung zu erleiden; auch der Plural wird durch Zuſetzung einer Sylbe gebildet, u. ſ. w. Man findet natürlich einige arabiſche Worte, aber ſie ſind in geringer Anzahl. Das Bornu gehört alſo einer Sprachclaſſe an, welche von den bis jetzt bekannten afrikaniſchen Sprachen abweicht. Weitere Nachrichten müſſen beſtimmen, ob die Bigharmis, die Mandaras und andere benachbarte Stämme verwandte Sprachen reden, und ob phyſiologiſche Kennzeichen die Bornueſen ethnologiſch von den andern Negern unterſcheiden, ſowie ſie durchaus von den Gallas und Kaffern verſchieden ſind.“

•

Gold in England. In der Verſammlung der geologiſchen Geſellſchaft zu London am 1 Februar berichtete Prof. Ramlay, über die Geologie der goldführenden Diſtricte von Merionethſhire, und Hr. Pattiſon über den goldhaltigen Quarz in Cornwallis. In Merionethſhire ſtieß man auf goldhaltigen Quarz als man einen Schacht nach Bleigängen einſchlug. Auch in Cornwall fand man weithinlaufende Quarzadern, die gleichfalls Gold enthalten. Aus einer Mittheilung in der Shipp. Gaz. vom 11 Februar erhellt, daß Bardens Patent-Maſchine zum Zerreiben von goldführendem Geſtein zu einem feinen Pulver, aus dem dann das Gold vollſtändig ſich ausziehen läßt, in die Hände einer Compagnie überging, und daß dieſe auch bereits ſolche Maſchinen für die Bearbeitung des Quarzes in Wales fertigen läßt.

•

Die römiſchen Gemächer im Sydenham-Palaſt. Die beiden der griechiſchen Sculptur gewidmeten Räume des Glaspalaſtes zu Sydenham, welche nach Art der Zimmer in den Paläſten der Cäſarn ausgeſchmückt ſind, nähern ſich ihrer Vollendung. Rom, Neapel, Florenz, Paris und die Städte Deutſchlands haben zu der Sammlung von Kunſtſchätzen, die hier aufgehäuft ſind, beigetragen. So das Athen. vom 11 Februar, das ſeinem eigenen Ausdruck nach „geblendet und trunken von der Schönheit“ iſt.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Eine Wochenſchrift

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Nr. 9. 3 März 1854.

Die Zigeuner der Donauländer.

Skizze von A. v. Etzel.

Man hat wohl zu allen Zeiten und in allen Landen dem braunen Völkchen der Zigeuner ein Intereſſe zugewendet und viele der gemachten Beobachtungen über dieſelben niedergeſchrieben, und dennoch bietet ihr originelles Weſen und Treiben immer noch einen Stoff dar, der Anziehungskraft genug beſitzt, dasſelbe zu einer Art Studium zu machen.

Fremdlinge in unſerem Welttheile, wie in jenen Ländern an den Quellen des Euphrat und Tigris, wohin die eigene Tradition ihre Wiege verſetzt, ſind ſie im Norden und Oſten des osmaniſchen Europa's faſt heimiſch. Zwar darf man ſich dieſen Reſt hindoſtaniſcher Abſtammung nicht als ackerbauende Bevölkerung, oder anſäſſig in ganzen, einzig von ihnen bewohnten Gegenden, Dörfern oder Städten denken, ſondern vielmehr, wie das Volk Iſraels unter den übrigen Bewohnern zerſtreut und in tiefer Abhängigkeit von denſelben, welche bis vor wenigen Jahren faſt leibeigener Sklaverei glich. In ihrer moraliſchen Verſunkenheit fühlen ſie aber kaum die große Schärfe und Verachtung, mit der ſie mehr mißhandelt als behandelt werden, und achten nicht die Zahl der Schläge, mit denen ſie für das geringſte Vergehen auf die Fußſohlen grauſam geſtraft werden. Im Gegentheil lebt die große Menge faſt in beneidenswerthem Glück; an Schmutz gewöhnt, der Bedürfniſſe baar, durch ein wenig Mamaliga, Zwiebeln, Knoblauch, Arbuſen (Waſſermelonen), Dulmane (Flaſchenkürbiſſe) oder Pottonſchön (eine ſchlechte Art Gurken), ja ſelbſt durch Wurzeln, Gras, verfaultes, gefallenes Fleiſch und geſalzene halb verfaulte, oft weggeworfene Fiſche genährt, durch ſeine wenigen Lumpen hinreichend gegen das milde Klima geſchützt, genießen ſie im ſeligen Müßiggange alle die abenteuerlichen Reize der hieſigen Natur mit vollſter Berechtigung. Gibt es aber irgendwo in Europa ein Land, welches die abwechſelnde Fülle ſolcher Reize einem Wanderleben darbietet, ſo iſt es eben die Walachei.

Die von Ungarn und Siebenbürgen ſtrahlenförmig in das Land tretenden Vorberge der hohen Gebirgszüge, die zu dem Syſtem der die Gränzen bildenden Karpathen gehören, ſcheiden das Land in zwei ganz verſchiedene, nur in der Schönheit eine Uebereinſtimmung findende Hälften. Die Weſt- oder kleine Walachei iſt entſchiedenes Bergland, und hat ungemein weitläuftige und dichte Waldungen, in denen ſich mit allen, in unſern deutſchen Ländern vorkommenden Laub- und Nadelhölzern, die oft bis drei und mehr Fuß im Durchmeſſer haben, Maulbeer-, Oliven- und wilde Obſtbäume ſüdlicherer Breiten miſchen, und denen der wildrankende Wein, der ein nicht ſchlecht ſchmeckendes und bald zeitigendes Gewächs liefert, den romantiſchſten Reiz gibt. Alle dieſe Wälder ſind aber von unzähligen Singvögeln bevölkert: Fink, Zeiſig, Ammern, Droſſeln aller Arten, und beſonders eine außerordentliche Menge von Nachtigallen, deren flötenden Schlag man hier faſt häufiger und jedenfalls lieblicher hört als im übrigen Europa, und die ihre Scheu abgelegt haben, um eine Neugierde zu beweiſen, die zum türkiſchen Sprüchwort wurde, füllen die Luft mit den entzückendſten Tönen.

Der Oſten oder die große Walachei bildet im Gegenſatze eine aneinanderhängende Ebene, durch welche die Flüſſe, in der Nähe der Donau kleine Seen bildend, in langſamem Laufe ihr Waſſer dieſem mächtigen, in der Breite von ein Viertel bis zu zwei Meilen wechſelnden Strome zuführen. Hier und dort, ſtets in weiterer Entfernung von der Donau erhebt ſich wohl noch ein Wald, aber nirgends ein Berg, kaum ſteigt das Flachland mehr zu einem Hügel an. Die nahen Umgebungen der Flüſſe beſtehen aus Sümpfen und Moräſten, denen ſich nirgends hohe Bäume, aber ſchönes, ſaftig grünes und phantaſtiſch geformtes Erlengeſtrüpp und Krüppeleichen anſchließen. Dieſe ganze Ebene iſt in ihrer großen Ausdehnung über unſere Begriffe üppig fruchtbar und mit den ſchönſten Waiden angefüllt. Der lockere Thon- und Lehmboden, der die Grundlage einer mächtigen Schicht Dammerde bildet, welche eine paradieſiſche Ernte ohne Mühe, Fleiß, vernünftigen Fruchtwechſel, Schonung und Beſſerung durch Düngen gibt, wird dafür aber auch nach anhaltendem Regenwetter ein Feind jeder Communication durch dieſelbe, und erinnert an das Wort Napoleons, welches er in der Wintercampagne 1807 aus Polen nach Paris ſchrieb, nämlich, daß es ein fünftes Element, den Koth, zu den vier bekannten, Feuer, Waſſer, Luft und Erde, gäbe. Bevölkert ſind dieſe fetten Wieſen, Waiden und Bergtriften von reichen Heerden faſt aller Arten Viehs, das ohne viele Wartung herrlich gedeiht und ſich vervielfältigt. Schafe und Pferde ſind die Hauptarten der Thiere, die gehegt werden, aber beiden wird, trotz der Vorliebe welche die Bevölkerung

dem Hirtenſtand vor dem des Feldbauers zeigt, bei der Hütung keine große Aufmerkſamkeit zugewandt; ja die ganze Mühe, die darauf verwendet wird, beſchränkt ſich meiſt darauf, die wild umherſchwärmenden Thiere an beſtimmte Brunnen zu gewöhnen, zu denen ſie dann täglich zum Trinken kommen. Das Pferd verdankt dieſer Freiheit wohl lediglich das Feuer, die Ausdauer und Behendigkeit, die es auszeichnet, denn ſein Futter beſteht ganz allein aus Gras, und wohl nie erhält es Korn. Eingefangen und zugeritten wird es in der Regel im dritten Jahre von den Zigeunern. Noch mehr vernachläſſigt iſt das ſchöne, durchgängig weiße Rindvieh mit graciös nach außen gebogenen Hörnern; die Ochſen und Büffel werden als Zugvieh benutzt, und Talg und Häute ſtehen allein in einiger Achtung; das Fleiſch und die Milch der Kühe merkwürdigerweiſe und im Widerſpruch mit dem nahen Ungarn, wo das Gulasz mit Paprika ein Hauptgenuß iſt, werden weder geliebt noch verwerthet; letztere erſetzt im flüſſigen Zuſtande oft die Milch des Schafes und Pferdes, und allein aus dem erſten dieſer beiden Surrogate werden ſechs Arten Käſe gemacht, die im höhern oder niedern Grade der Fäulniß vorzüglich munden. Für das Schwein iſt aber die Walachei das Vaterland, und in großen, faſt ungezählten Heerden treibt es ſich in den Waldungen umher, wo Eicheln und Buchekern eine treffliche Maſt liefern, und dieſe nützlichen Geſchöpfe weder Wartung noch Nahrung koſten.

Um die Dörfer, die aus einzelnen Gehöften und Häuſern beſtehen, welche oft fenſterloſe in den Schlammboden verſenkte, Koliben genannte Hütten mit Geäſt und Zweigdächern ſind, und ſelbſt um die Städte herum hält ſich zahmes Federvieh, Gänſe, Enten, Hühner und vorzugsweiſe Kalekutten auf, und in dem Holz und Lehm der Häuſer und in den Kuppeln und Thürmen der griechiſch-byzantiniſchen Kirchen niſten Tauben in unabſehbaren Schaaren. Auf den Wieſen fliegt die Biene von Blume zu Blume, genäſchig den Honig ſchlürfend, um ihn dem Beſitzer in den Korb oder dem glücklichen Finder in den Stock in einem hohlen Baumſtamme zu tragen. Von eßbarem Wilde wechſelt die Gemſe auf den rauhen Felsmaſſen der Gränzgebirge, die an Schroffheit und Wildheit ihrem Mutterſtock, den Karpathen, kaum etwas nachgeben, und die auch in ihren Schluchten zur Erhöhung der Jagdluſt Bären bergen, welche aber bei weitem nicht ſo gefährlich als die Wölfe ſind, die im Winter oft in ganzen Truppen die Heerden anfallen und ſchlimm darin hauſen. Hirſche, Rehe und Wildſchweine halten ſich mehr in den Waldungen des Flachlandes auf, aber in ſolcher Menge, daß ſie trotz des Geſetzes, welches den Bojaren allein ihre Jagd geſtattet, ein allgemeines Gut zu nennen ſind. In den mit Mais — von einer Höhe daß er den Reiter bergen kann — Weizen, Gerſte und Hirſe, ſo wie mit wahrhaftem Rieſenkohl und Spargel, der ein gemeines und natürliches Product des Bodens iſt — beſtandenen Feldern treibt der Haſe, das Kaninchen und das Rebhuhn ein heiteres Spiel und nimmt der Feldjagd jede Mühe. Die Flüſſe und Teiche bergen Fiſche, Krebſe und genießbare Schildkröten.

Das Klima iſt mild und gemäßigt, und es gehört zur Ausnahme, wenn die drei Sommermonate ſo heiß ſind, daß die Sonne alles zu verbrennen droht, und ſelbſt dann erzeugt die ungemeine Elektricität der Luft eine Menge Gewitter, die meiſt ohne Schaden vorübergehen und befruchtenden Segen Gottes in dem reichen Niederſchlag herabführen, der, ganz anders wie in unſern Breitengraden, in feinem Staube ſtatt großen Tropfen herabſtrömt. Der Winter iſt entſchieden kalt und zeichnet ſich durch heftige Schneeſtürme aus, die ſelbſt bei heitern Tagen die Luft förmlich mit kleinen Eistheilchen geſchwängert erſcheinen laſſen, ſo daß man kaum einige Schritte weit ſehen kann. Die minder reißenden Bäche, ſelbſt die größern Flüſſe und die meilenbreite Donau gefrieren zuweilen, aber wohl nie dauert die Kälte über zwei Monate, und im Februar iſt es ſchon ſo gelinde, daß man an das Beſtellen der Gärten denken kann, und der November gehört noch zu den angenehmen Monaten.

Dieß iſt der Schauplatz, auf dem ſich das braune Völkchen bewegt; man muß es geſtehen, daß es ganz dazu geeignet, ſchwere Arbeit von ſelbſt ausſchließend, zur Trägheit und Faulheit zu verführen, und daß eine ſommerliche unverdiente Ruhe im Schatten eines reichliche vegetabiliſche Nahrung bietenden Baumes ein naheliegendes Vergehen iſt.

Am zahlreichſten unter den eingewanderten Zigeunerſtrömen Europa's iſt jedenfalls der in den Donauländern ſchon von der Zeit ihres erſten Erſcheinens her geweſen, und auch auf faſt abweichende Art und Weiſe gegen die Ströme anderer Länder civiliſirt zu nennen. Die jetzt auf mehr denn 200,000 Köpfe angegebene Zahl der Zigeuner bleibt, wenn auch in gewiſſer Beziehung nomadiſirend, in den Gränzen der beiden Fürſtenthümer, wodurch es möglich wurde, die geringen, bei ihrer Einwanderung im zweiten Decennium des fünfzehnten Jahrhunderts ihnen auferlegten Pflichten nach und nach zu einem Joche umzuſchaffen, das ſie faſt zu vollſtändigen Sklaven der Krone machte. Ob die jetzt angebahnte Emancipation, welche ſie mindeſtens nicht mehr als ſachliches Eigenthum zu behandeln geſtattet, eine weitere Aenderung ihrer Lebensart herbeiführen wird, iſt eine Frage welche die Zukunft beantworten mag. Jedenfalls ſcheint es ſicher, daß wenn ſie von der geſtatteten Erlaubniß ſich zu Gemeinden zuſammenzuziehen und als ſolche zu conſtituiren Gebrauch machen werden, die eigentliche Exiſtenz derſelben aufgehoben wird, denn der Zigeuner iſt nur eben im Dunkel der Wälder unter dem Druck der Verfolgung Zigeuner, und nimmt man dieſe Kriterien fort, ſo hat er aufgehört es zu ſeyn.

Bisher hat dieſe Erlaubniß aber wenig gefruchtet und nicht mehr geholfen, als die großherzigen Plane, welche Maria Thereſia zu ihrem Wohle, wie zu dem des Staates, im Jahre 1768 ins Werk zu ſetzen ſuchte. Die Verordnung, daß ſich fortan die Zigeuner feſte Wohnſitze wählen, ſich zu Gewerben entſchließen, ihren Kindern durch Kleidung einen Begriff der Schamhaftigkeit beibringen und ſie in die Schule ſchicken ſollten, vermochten es nicht ſie zu Menſchen und Bürgern umzuſchaffen. Auch die ſtrengen Geſetze, die Unterſagung vieler ihrer ekelhaften Gebräuche, das Verbot ſie Zigeuner zu nennen, und der ihnen dafür beigelegte Titel, „Neubauern“, die gewaltſame Wegnahme der Kinder, um ihnen eine chriſtliche Erziehung aufzudringen, die Härte mit der ſchon der Umſtand, Zigeuner zu ſeyn oder länger mit ihnen verkehrt zu haben, zu ſtrenger Beſtrafung genügend erkannt wurde, blieben gleich oder in noch höherem Grade erfolglos. Joſephs II Milde und vernunftgemäß entwickelte Verordnungen zum Wohle derſelben verleiteten nur wenige das Wanderleben mit einer Anſäßigmachung und Er-

greifung von Gewerben, als Gaſtwirthe, Roßhändler, Schmiede ꝛc. zu vertauſchen.

Sollte nicht dieſe Zähigkeit, mit der das ſeltſame Geſchlecht ſich in ſeiner Urſprünglichkeit erhält, die Männer der Wiſſenſchaft und der Regierungen anſpornen, demſelben eine Aufmerkſamkeit zu widmen, die gewiß der Mühe werth iſt, da ſie dieſelben in den Beſitz mancher Spuren und Reſte von Kenntniſſen ſetzen würde, welche bei ihnen noch vorhanden ſind, aber naturgemäß immer mehr und mehr verwiſcht werden und ſchwinden. Denn daß ſie Kenntniſſe ihrer Geſchichte, urſprünglichen Heimath, ihrer früheren Geſetze, ihrer Mutterſprache in der alten Reinheit und vieler Thatſachen, die ihnen nur traditionell, uns aber durch andere Zeugniſſe beſtätigt oder entkräftet ſind, beſitzen, iſt vielfältig feſtgeſtellt. Und ſelbſt wenn dieß nicht wäre, ſo iſt des Intereſſes genug geboten in dem Daſeyn dieſes Volksſtromes, welcher, ähnlich dem der Juden, unter all dem krauſen Durcheinander eines Meeres von anderen Nationen dahinfließend, — ſich ſeine Originalität unter Kriegen, Schlachten, Wechſeln und dem Umſturz aller Dinge außer ihm bewahrt, und ſeine alten Bräuche und Gewohnheiten, Ideen, Nationalcharakter zum Trotz plötzlicher und heftiger Umwälzungen in der Geſellſchaft ſowohl, als auch trotz der langſamen, aber noch gewaltigeren Beſtrebungen allmähliger Verbeſſerung und Civiliſation, heut wie ſeit einem Jahrhunderte und hier wie in allen Ländern übt und feſthält. Es ſcheint ein beſonderer Wille des unerforſchlichen Weltenlenkers über das Geſchick dieſes ruheloſen Volkes zu walten, da nach gewöhnlichem Laufe der Dinge Eigennutz, Ehrgeiz, Politik, Genußſucht, ſowie alle anderen denkbaren Urſachen und Triebe ganz entgegengeſetzte Reſultate hätten haben müſſen.

Eine Eigenthümlichkeit, die ſich nur hier an der Donau bemerkbar macht, iſt eine Art Verfaſſung und Gliederung von Ständen oder Kaſten, welche in dieſer ſtrengen Sonderung ſelbſt nicht bei jener Zigeunerbande vorkam, welche im Jahre 1801 in der Mark entdeckt wurde, und die unter dem Namen „das Corps zum heiligen Kreuz“ einen eigenen König hatte und Reichstäge hielt, auf denen allerdings wohl eine etwas polniſche Ordnung geherrſcht haben mag und noch kühnere Griffe berathen worden ſeyn mögen, als zu ihrer Zeit in der Frankfurter Paulskirche. Den vier in Rede ſtehenden Kaſten ſtehen Woiwoden und den kleineren Abtheilungen derſelben Oberzigeuner vor, welche mit ziemlicher Macht bekleidet ſind und einen bei ſo rohem Volke gewiß merkwürdigen Gehorſam finden. Die vornehmſte dieſer vier Kaſten iſt die der Rudari oder Aurari (Goldwäſcher), die, wenn auch keinen feſten Wohnſitz, doch beſtimmte Aufenthaltsorte an den goldhaltigen Flüſſen einzunehmen pflegen; dann folgt die der Lingurary, der Löffelarbeiter, die zahlreichſte und geſitteſte Kaſte, welche ſich auch bereits der Bebauung der Felder, neben ihrem Haupterwerb der Anfertigung von Schnitzwaaren als Löffel, Spindeln, Tröge ꝛc. hingibt; die dritte Kaſte Urſari findet am nomadiſirenden Leben Geſchmack, vereint es aber mit ehrlichem Broderwerb, der ſich ihm durch das ihnen allen eigene Talent für Muſik, Tanz, Wahrſagekunſt ꝛc. darbietet. Zu dieſer Kaſte gehören auch in der Regel die Bärenführer und die Banden, welche Jahrmärkte und Meſſen durch ihre „ſtarken Manneskünſte“ verherrlichen. Die vierte Kaſte Lajeſſy oder Burkaſſy iſt die verworfenſte von allen, und leider der Zahl nach nicht unbedeutend; ſie zieht ohne Erwerb umher, wenn man das zum Geſetz erhobene Stehlen nicht als einen ſolchen betrachtet, beſitzt nicht einmal Zelte und lebt, wenn das Verbrechen ſie nicht beſſer nährt, mit eigenthümlicher Zufriedenheit in Wäldern und auf Miſthaufen von Wurzeln, Gras und krepirtem Vieh.

Natürlich führt die verſchiedene Lebensweiſe in dieſen gegliederten Ständen Verſchiedenheiten in dem Charakter und ſelbſt der äußeren Erſcheinung derſelben herbei, die jedoch wieder nicht ſo groß ſind, daß ſie die allgemeinen Kennzeichen der gemeinſchaftlichen Abſtammung verwiſchen. Ihr äußeres Anſehen iſt bekannt, wenn auch durch Romandichter und die eigene ſo gern täuſchende Phantaſie meiſt ins Schöne gemalt: denn die Precioſen in ihren bunten Zinbelröckchen und blitzendem Flitterſtaat ſind nur auf Maskeraden und Schaubühnen, nicht aber unter den Horden der Wälder und Einöden zu finden. Ja es iſt auffallend, wie ſehr das weibliche Geſchlecht gegen das männliche in Bezug auf Schönheit zurückſteht, nur kann man demſelben nicht abſprechen, daß ſein Wuchs außerordentlich ins Kleinliche und Zierliche fällt. Auch die Männer zeichnen ſich durch das Ebenmaaß ihrer Glieder aus, und beiden Geſchlechtern iſt gemeinſchaftlich die gelbbraune oder olivenfarbene Haut, die Kohlenſchwärze ihrer Haare, eine meiſt wohlgebildete Adlernaſe, ein feuriges, lebhaftes ſchwarzes Auge, eine blendende Weiße der Zähne, und im Allgemeinen regelmäßige Geſichtszüge. Die Figur iſt mehr ſchlank und gewandt, als von hohem und ſtarkem Wuchs oder gar Fettheit; die Phyſiognomie zeigt Leichtſinn und Gemüthlichkeit, hat aber oft einen zurückſchreckenden, ſcheuen Ausdruck, gepaart mit liſtiger und harrender Schlauheit, der Frucht eben ſowohl eigener Verbrechen, als der Härte und Ungerechtigkeit der Welt. Ihr Charakter iſt heiter und zur Fröhlichkeit geneigt, wobei ſie ihre natürliche muſikaliſche Anlage unterſtützt, die ſich allerdings meiſt auf Inſtrumentalmuſik beſchränkt, die ſie ſtets nach dem Gehör betreiben; nicht nur die Maultrommel, in der ſie es bis zu großer Virtuoſität bringen, ſondern auch Violine, Waldhorn, Flöte, Hautbois ꝛc. üben ſie bis zur Meiſterſchaft, und legen in die frohen Tanzweiſen vielen Ausdruck und Gemüth, woher auch ihre Banden die geſuchteſten auf den Bällen des klangreichen Ungarns und Siebenbürgens ſind, und ihre Tacte ſelbſt die polniſchen Nationaltänzer höher beleben.

Neben ihrer Leidenſchaft für die Muſik liegt eine gleiche für den Tanz, bei welchem ſich auch eine ſprechende Mimik zeigt; den Tact ſcheinen ſie in der Seele zu haben und ſind geborne Tänzer; tanzen und gehen lernen iſt bei ihnen eins, die Mutter klatſcht in die Hände und ihr Kind, das kaum auf den Füßchen ſtehen kann, macht ſeine tactmäßigen Bewegungen dazu. Sie kennen daher keine beſſeren Vergnügungen und keine andern Erholungen nach etwaiger Anſtrengung bei einer Arbeit, als ihre Tänze. Ja ihre Sinne ſcheinen ſo reizbar und empfänglich hiefür, und ihre Phantaſie ſo glühend zu ſeyn, daß ein einziger Ton aus einem bekannten Tanzliede, oder ein muſikaliſcher Accord aus der Ferne die ganze in der Nähe befindliche Jugend zum Tanze bringen kann. — Der Tanzarten ſelbſt gibt es die verſchiedenſten; der beliebteſte ſcheint der zu ſeyn welcher von ſpaniſchen Tänzerinnen auf alle größeren Bühnen Europa's unter dem Namen „la Gitana“ verpflanzt iſt, hier aber ohne Caſtagnetten getanzt wird. Jene künſtlichen Verſchlingungen und Verrenkungen, welche die Tänzerknaben im Oriente und Griechenland in den Kaffeehäuſern und Bädern zu zeigen pflegen, und

die durch ihre Grazie und den anmuthigen ſchnellen Wechſel der Stellungen ebenſo anziehen, wie durch ihre obſcönen und indecenten Gebärden abſtoßen, üben die Zigeuner, wenn ſie zu ihrer eignen Luſt tanzen, ebenſowenig, als die verſchiedenen Kunſtſtückchen, mit welchen die Mädchen uns im Abendlande auf Kirmes und Vogelſchießfeſten beſchenken, und die hauptſächlich in dem bekannten Eiertanze und Strohtanze beſtehen. Bei letzterem legen ſie eine Menge Strohſeile in Zirkelform auf die Erde und ſpringen dann abwechſelnd aus einem Kreis in den andern, bald das Stroh mit den Zähnen in die Höhe nehmend und ſich damit umſchlingend, bald dieſelben in die Luft werfend und ſie nach dem Tacte wieder auffangend. Von den Geſammttänzen iſt einer vorzugsweiſe beliebt, der von beiden Geſchlechtern, oft aber auch von den Weibern allein, beim Aufgange der Sterne ausgeführt wird. Es treten die Tanzenden in zwei Reihen, von Zuſchauern umgeben, ſich gegenüber, erheben die Arme über den Kopf, ſchnippen im Tacte mit den Fingern, und begleiten ihre Bewegungen durch entſprechende Geſticulationen. Die Figur des Tanzes iſt ein ſtets wiederkehrendes Nähern und Entfernen, ein Herumdrehen und Fliehen der Tänzer, ein endliches Ergreifen, Verſchlingen und Walzen, mit ausdrucksvoller mimiſcher Sprache in dem beweglichen Antlitz.

So feurig und leichtfüßig der Zigeuner ſich im Tanze zeigt, iſt er bei der Arbeit auffallend träge und feige, welche letztere Eigenſchaft wohl aus der deſpotiſchen Herrſchaft, unter der er vorzugsweiſe hier zu leiden hat, zu erklären iſt, und die ſoweit geht, daß jeder Fremde mit der Gewißheit befehlen kann, daß ihm gehorcht wird. Von der Faulheit iſt übrigens die Kaſte der Goldwäſcher freizuſprechen, die unbedingt in dieſem Lande die ſchwerſte Arbeit zu verrichten hat. Sie wohnt an den Ufern der goldhaltigen Flüſſe in Höhlen und Grotten, und wo ſie dieſe nicht vorfindet, in Zelten, und gegen die Winterkälte geſchützt in Koliben, die einige Fuß tief in die Erde gegraben und obenher mit Raſen auf Sparren und Geäſt gelegt, bedeckt ſind. Zu ihrer Arbeit, die ſie auf die einfachſte Weiſe verrichten, nehmen ſie ein Brett von Lindenholz, etwa ein Klafter lang und ein und einen halben Klafter breit, oben etwas hohlflächig und mit zehn bis zwölf Einſchnitten der Quere nach verſehen. Dieß ſtellen ſie ſchräg in einem Winkel von etwa 45° zum Horizonte auf, und ſchütten den goldhaltigen Flußſand darauf. Hierauf begießen ſie ihn mit Waſſer, rühren ihn mit der Hand durch, ſo daß der Sand mit dem Waſſer abgeht, die ſchwereren Theile und das Gold aber auf dem Brette zurückbleiben. Dieſe werden dann in eine Mulde gegoſſen mit Waſſer durchſpült und in einen Seihtrog gebracht, in welchem nach wiederholter Waſchung das Gold allein liegen bleibt. Der Umſtand, daß die ergiebigſte Zeit die des Regens iſt, ſetzt die armen Arbeiter der Härte des Herbſtklima's zumeiſt aus, doch ſehen ſie am liebſten Gewitter die Flüſſe ſchwellen und ſchneller fließen machen, denn nach jeder Ueberſchwemmung bleibt das Gold in Gruben zunächſt dem Flußbette zurück, die künſtlich und ſo tief gemacht ſind, daß ſie eine gewiſſe den Zigeunern ſchon bekannte Sandſchicht erreichen; von der Menge des Goldes haben ſie in gewiſſen Procenten ihren kärglichen Lohn.

Einfach wie in den übrigen Sitten ſind auch die Zigeuner in ihrer Kleidung, ja hierin geht die Einfachheit faſt nicht über das Nothwendigſte hinaus, und die Kinder gehen bis über ihr zehntes Lebensjahr vollkommen nackt, nur mit einer gehörigen Decke Schmutz bekleidet; Erwachſene aber beſchränken ſich meiſt auf Hemd und Hoſe, Rock oder Schürze, zu denen ſie als erklärte Lieblingsfarben hellblaue und rothe Stoffe wählen. Fußbedeckungen ſowie Kopfbekleidung ſieht man faſt niemals bei ihnen, ſelbſt nicht bei den anſäſſigen Zigeunern, bei denen ſonſt viel Kleiderſucht wahrzunehmen iſt. Schmuck tragen die Mädchen gern um Arm und Hals in ächtem und unedlem Metall, auch dann und wann grellfarbige Bänder, verſchmähen es aber ganz, den übrigen Bewohnerinnen dieſer Gegenden ſchroff entgegengeſetzt, ſich mit den lieblichen Kindern der Waldflora zu kränzen und ſchmücken. Daß dieſe Bekleidungszuſtände in einem Lande, wo dieß Völkchen unter freiem Himmel oder in Höhlen, höchſtens aber in laubgedeckten Erdhütten haust, mitunter zu gräßlicher Calamität führen kann, iſt begreiflich, wenn man der klimatiſchen und Terrainverhältniſſe gedenkt. Die ganze flache Sumpfgegend der Oſtwalachei iſt durch keine Bergreihe gegen die Nordweſtwinde geſchützt, und von den eiſigen Steppen Rußlands her weht oft um Weihnachten herum der „Krivatz" in alles erſtarrenden Stürmen, und macht das Wetterglas bis auf 20° unter Null ſinken. Die Linnenhemden der üppigen Walachinnen und die Gattſen ihrer rüſtigen Männer weichen dann bald den ſchwerfälligen Pelzen, aber wehe den halbnackten Zigeunern, die dieſen Tauſch nicht bewerkſtelligen können, und deren Schlupfwinkel, über welche vor einigen Wochen noch die blaue Traube unter Rebenranken reifte, jetzt unter einer fußtiefen Schneedecke begraben ſind.

Die gewerbtreibenden und anſäſſigen Familien haben ihre wahren Bedürfniſſe nicht viel höher geſteigert, als die nomadiſirenden. Außer ihrem Handwerksgeräth machen Töpfe, Schüſſel, Keſſel, Pfanne ihr ganzes Hausgeräth aus; in Bezug auf Möblirung ſind ſie noch genügſamer, denn eine grobgezimmerte Bank und ein Feldtiſch ſind meiſt ihr ganzer Beſitz, während ſie andererſeits nie raſten, ohne ihrem Viehſtande ein Pferd und ein Schwein einverleibt zu haben. Eigenthümlich iſt der Beſitz irgend eines Stück Hausgeräthes (ſelbſt bei den wandernden Familien) meiſt eines Bechers, aus edlem Metall, der ſorgfältig bewahrt von Generation auf Generation erbt, auch in der höchſten Noth nicht veräußert und von den Genoſſen nicht angetaſtet wird.

Daß ihre Nahrungsweiſe ekelhaft iſt, verſteht ſich von ſelbſt, da es bereits erwähnt wurde, wie der Zigeuner alles Fleiſch willkommen heißt, in welchem Grade der Fäulniß es ſich auch befinden mag, und ob es von einem geſchlachteten oder verreckten Thiere herrühre, durch welche Umſtände natürlich eine Viehſeuche ihnen das willkommenſte Ereigniß iſt. Eine Vorliebe für Vegetabilien und namentlich ſtark mit Knoblauch und Zwiebeln verſetzte Gemüſe iſt ihnen wohl nur hier durch die morgenländiſche Nachbarſchaft eingeimpft worden. Unter den Getränken ziehen ſie den Branntwein allen übrigen vor, aber eine noch größere Leckerei, als ſelbſt dieſer, iſt ihnen der Tabak. Sie kauen und rauchen ihn, ſowohl Mann als Weib, friſch und getrocknet mit einer ſolchen Begierde, daß ſie alles hingeben um dieſe Leckerei zu befriedigen, und oft haben ſie ſchöne und ſaubere Tabaksbeutel, die ſie in ihren Lumpen mit ſich führen, und die Pfeife iſt der ſtete Nachbar des Meſſers im Gürtel. Im Allgemeinen genießen ſie übrigens mäßig und ſelbſt ordentlich und regelmäßig, beim Aufbruch mit der Sonne, in der zehnten Morgenſtunde im Schatten eines Baumes, und endlich nach Sonnenuntergang neben einem munter loderndem Feuer. Dem Kaffee,

dieſem Reizmittel aller ſie hier umgebenden Völkerſchaften wiſſen ſie merkwürdigerweiſe keinen Geſchmack abzugewinnen, obgleich es ihnen nicht ſehr ſchwer fallen könnte, ihn zu erlangen.

Eigenthümliche feſtbaſirte Sitten und Gebräuche, welche auf eine Zigeunerreligion ſchließen ließen, haben ſich auch hier bei dem dichten Kern des Wandervolkes nicht erhalten. Ein Theil iſt Mohammedaner, wie alle die, welche jenſeits der Donau eine bleibende Stätte haben, ein anderer, der größte Theil der hieſigen, nennt ſich Chriſt, unter den griechiſch Orthodoxen die Gebräuche dieſer Kirche, unter den römiſch-katholiſchen aber die des letzteren Cultus annehmend, ohne ſich jedoch viel um die wahren Lehren der Religion oder um Begriffe von geiſtlichen Dingen zu kümmern. Die einzige Ceremonie, die ſie ſchätzen und mit betrügeriſcher Liſt auszubeuten wiſſen, iſt das Annehmen des Sacraments der heiligen Taufe; denn dieß wiſſen ſie oft, durch eigens dazu unternommene Reiſen, in verſchiedenen Orten zu wiederholtenmalen ein und demſelben Kinde zuzuwenden, freilich nur um dadurch deſto mehr Pathengeſchenke zu erhalten. Aber auch ohne Taufe legen ſie ſich Namen bei, die für die Männer gewöhnlich etwas bezügliches haben, und für die Mädchen nie poetiſch und hochtrabend genug ſind.

Die Ehe ſteht nirgends ferner von der Heiligkeit eines Sacramentes, als bei den Zigeunern, welche ſie auf die roheſte Weiſe ſchließen, und nur dabei als einzig unumſtößliches Geſetz feſthalten, daß kein anderes Volk in den Stamm komme, als eine ächte Zigeunerin. In jeder außerhalb dieſer Blutsfrage liegenden Beziehung ſind ſie unbekümmert darum, ob und welche Bande der Verwandtſchaft die ſich Begehrenden verknüpfen; ob das Mädchen ſeine Schweſter oder Fremde iſt gleichgültig, der junge Zigeuner heurathet ſie ſobald er will, und findet nie ein Hinderniß, da dort wo er überhaupt der Ceremonie der Trauung ihr Recht einräumt, dieſelbe doch nur von einem das Prieſteramt verſehenden Zigeuner geübt wird, weßhalb er auch das Weib, ſobald er ihrer überdrüſſig, ohne weitere Umſtände fortjagt. Ein übermäßiger Hang zur ſinnlichen Wolluſt geſellt ſich zu ſeinen andern Fehlern, und gemäßigter Geſchlechtstrieb gehört unter dieſem Völkchen zu den Seltenheiten. Nicht weniger ausſchweifend iſt der Zigeuner auch in der Eiferſucht gegen jeden, der nicht ſeines Stammes, und obgleich ſonſt feig und träge, iſt keine Rache zu grauſam, keine That zu ſchwarz, zu der ſich der Beleidigte nicht entſchließen könnte. Bei ihrer Lebensweiſe iſt es ziemlich natürlich, daß ſie außer dieſer thieriſchen Befriedigung der Wolluſt kein höheres Gut auf Erden kennen und ihr Herz davon voll iſt; ſo iſt dieſe denn auch der Lieblingsgegenſtand ihrer Unterhaltungen und Geſpräche. Hier erheitert ſich ihr ſonſt ernſthafter Blick, hieher hat ſich der Reſt einer eigenen Poeſie geflüchtet, und hier iſt die Phantaſie geſchäftig, ihnen die dazu nöthigen Bilder zu ſchaffen, die an Erfindungsgabe und Gluth oft an Boccaccio und die beſten der ſcabreuſen franzöſiſchen Schriftſteller erinnern. Unbegreiflich iſt es, wie bei der ſchlechten Nahrung und Lebensweiſe dieſe Menſchenrace ihre entſchiedene Schönheit, ſtarken Körperbau und den Ruf herkuliſcher Kräfte und Leiſtungen in eroſiſcher Hinſicht bewahren kann, um ſo mehr, als ſie ihre derartige Laufbahn gewöhnlich ſehr früh und ſelten ſpäter als im 14ten Jahre antreten.

So ähnlich im allgemeinen ſich die Gebräuche aller Zigeuner ſonſt ſehen, ſo verſchieden iſt ihr Begräbnißweſen, ſelbſt in dem hieſigen, von den andern Aeſten ziemlich abgeſonderten Theil des Nomadenvolkes. Der Gebrauch, die Todten an gemeinſchaftlichen Orten zu begraben, herrſcht bei ihnen wie bei den älteſten Nationen, aber die Terrainverhältniſſe ihrer Umgebung geben dieſer Sitte ihre beſtimmte Richtung. Von der Erbauung von Kirchen, Tempeln, oder überhaupt der Verleihung einer höhern Weihe des Begräbnißplatzes iſt nicht die Rede, da der Glaube fehlt, dem dieſe ihre Entſtehung verdanken. Auch eine Spur der Sitte, die von den Herrenhuter Gemeinden ſo ſchön ausgebildet iſt, aus dem Begräbnißplatz einen Garten zu bilden, wo dann der Genuß einer heitern Natur und des Blüthenduftes die Wehmuth bei dem Andenken an die heimgegangenen Geliebten mildert, fehlt bei der Ruheloſigkeit dieſes ſich nicht an feſte Stätten bindenden Volkes. Aber der den Menſchen und Nationen gemeinſchaftliche Hang, ſeine Angehörigen noch im Tode zu ehren, zeigt ſich in der Wahl der Plätze und der Sicherung der ſterblichen Reſte gegen Neugier der Menſchen und Raubſucht und Gefräßigkeit der Thiere. Einzelne begraben die Todten in den Sümpfen und Moräſten neben der Donau, andere verſenken ſie in das Waſſer der Ströme, wieder andere begraben ſie den alten Deutſchen ähnlich, in dem geheiligten Schatten alter Bäume, wieder andere endlich auf den Gipfeln hoher Berge. Die Ceremonie bei dem Begräbniß ſelbſt iſt einfach, und beſteht in ihren Hauptzügen in Wehklagen und gemeinſchaftlichem Singen von Todtenliedern; die Zeit, die zu derſelben gewählt wird, iſt der Aufgang der Sterne.

Selbſtredend kann bei ſo rohem Volke von einer Erziehung nicht die Rede ſeyn. Eine allgemeine, faſt thieriſche Liebe zu ihren Kindern macht, daß ſie dieſelben nie beſtrafen, ſondern daß dieſe von Jugend auf des Müßigganges, des Stehlens und der Betrügereien gewohnt werden. Ihre angeborne Feigheit hält allein dieſer Sittenverderbniß das Gegengewicht, und dient den außer dem Stamme ſtehenden gewiſſermaßen als Schutz, denn ſie verhindert ſie, Gewalt bei ihren Unternehmungen anzuwenden. So brechen ſie z. B. nie zur Nachtzeit in die Häuſer, und ſtehlen überhaupt nur dort, wo ſie es mit größerer Sicherheit wagen können, die ſie ſich aber allerdings durch ihre unerhörte Schlauheit faſt überall zu verſchaffen wiſſen.

Eigene und beſondere Traditionen, die das dunkle Räthſel der Herkunft der Zigeuner aufhellen möchten, haben ſich auch hier nicht erhalten, und alle die Probleme, die darüber aufgeſtellt ſind, von der abſurden Behauptung ab, daß ſie die Reſte eines vorweltlichen Geſchlechtes ſeyen, welche der Kriſis der Sündfluth entgangen wäre, bis zu jener leichtfertigen Deutung des Namens Zigeuner von Zieh-Gauner, und die darauf baſirte Abſtammung von urgermaniſchem Blute ſind hier nicht zu löſen. Ihre eigenthümliche Geſichtsbildung verräth ſie auch unter dem Zuſammenfluß von orientaliſchen Nationalitäten als Fremdlinge, und der Umſtand, daß es durchaus nicht möglich ſey, unter den lebenden Völkern eine Heimath derſelben zu ermitteln, daß eine ſolche doch aber einmal irgendwo exiſtirt haben müſſe, ließ zuerſt die Quellen des Indus für dieſe annehmen. Dieſe urſprüngliche Hypotheſe wurde durch die immer weiter gediehenen allgemeinen Sprachſtudien des vorigen Jahrhunderts zu einer Art Gewißheit erhoben, und wirklich gibt eine genauere Beobachtung Aufſchlüſſe, die ihren indiſchen Urſprung mit Sicherheit herausſtellen. Der durch alle Zigeunerdialekte der verſchiedenen

Lande durchgehende Sprachtypus iſt ein rein indiſcher, ja manche Worte ſind geradezu dem reinen Sanskrit angehörig, was mit ihrer der morgenländiſchen ganz ähnlichen Grammatik nicht als das Werk des Zufalls gelten kann, und einerſeits die hindoſtaniſche Verwandtſchaft beweist, wie andrerſeits eine directe Abſtammung von der verworfenen Claſſe der Parias nach Sir William Jones ſcharfſinnigem Beweis unmöglich macht. In den Namen, die ſie ſich ſelbſt beilegten und die ihnen hier von den ſie umgebenden Wlachen, Moldauern, Bulgaren, Ungarn ꝛc. gegeben werden, iſt überall eine Verwandtſchaft mit dem Wortſtamm „Sinth“ zu erkennen, z. B. Sinti, Sinte, Sindhie, Sintender, Sinkali als Namen der einzelnen Horden, woraus dann Zingali, Zigany, Tſchingari und Zingari der Ungarn, Wlachen und Türken wurde. Auch das böhmiſche Cykan, das polniſche Cigan, das lithauiſche Cyganas, das ruſſiſche Tzügan und das griechiſche Zingannos wie das ſpaniſche Gitanos und deutſche Zigeuner laſſen ſich auf dieſelbe Urform zurückführen, die man aber auch auf das deutlichſte bei einem am Ausfluſſe des Indus lebenden Volks den Tſchinganen findet.

Aeltere Erwähnungen in Böhmen für fehlerhafte Auslegung einer Chronik der Zeit Belas II. (1250) annehmend, ſetzt man das erſte Erſcheinen der Zigeuner in Europa auf das zweite Decennium des 15ten Jahrhunderts feſt. Hier zeigten ſie ſich zuerſt und mit Sicherheit in den Donauländern, wurden von den Zeitgenoſſen für Verſprengte aus dem wilden Kriegsheere Timurs gehalten (1417), und ſeit jener Zeit ſind ſie auf dieſem Boden heimiſcher denn irgendwo auf der bekannten Erde geworden, und es geblieben inmitten der heißen Kämpfe, die ſie umtobten, und in welche ſie hineingeriſſen wurden, um bald auf der bald auf jener Seite zu kämpfen, für ein etwas, deſſen Heiligkeit ſie nicht kennen und nicht begreifen — für eine Religion, weßhalb ſie trotz dieſes Heimiſchſeyns noch immer die ſo räthſelhaften Fremdlinge geblieben ſind.

Der Fetiſchismus an der Goldküſte.

(Nach Cruikſhank's „Gold Coast of Afrika“.)

Der Neger, umgeben von ſeiner gewaltigen Natur, iſt auf den Glauben gerathen an eine mächtige, übernatürliche, alle geſchaffenen Dinge durchdringende Gewalt, welche jedoch unthätig iſt, und ſich um die Angelegenheiten der Menſchen nicht kümmert, bis der Menſch durch einen Act des Glaubens und der Verehrung dieſe Macht in einem beſondern Gegenſtande fixirt, ihre Aufmerkſamkeit geweckt und ihre Dienſte erkauft hat, ſo daß ſie benützt werden können zu einem Segen oder einem Fluche. Der Neger iſt in ſeiner Art von Verehrung ſtets durch manche Zweifel und Befürchtungen geleitet, denn er hat keine Gewißheit über die Form ſeiner Verehrung und die ſeinen Götzen angenehmſten Gebräuche, daher die Mannichfaltigkeit ſeiner Verehrungsbezeugungen, ſeine Zweifel über ihre Wirkſamkeit und den Einfluß der Fetiſchmänner, welche häufigen und vertrauten Verkehr mit dieſer übernatürlichen Macht zu haben vorgeben. Ihre Gewalt über die Gemüther derer, die unter ihrem Einfluß ſtehen, iſt unbegränzt, denn da der Glaube der unzähligen Verehrer dieſer Macht einen localen Sitz anwies, und da, wie ſie meinen, ihre Gebete und Opfer eine Erfüllung ihrer Verlangen erkauft haben, ſo geht nach dem Willen der Bittenden eine endloſe Mannichfaltigkeit von Emanationen von dieſen Götzen aus, welche durch einen Act der Verehrung zum geweihten Aufenthalt einer lebenden denkenden Macht geworden ſind; daher die verworrene Furcht in dem Geiſte der Fetiſchanbeter, ſie möchten in irgend einem Augenblick aus unglücklichem Zufall oder Unwiſſenheit oder in Folge beſonderer an einen Götzen gerichteter Gebete das unſelige Ziel der Angriffe dieſer unſichtbaren Weſen werden. Daher die Nothwendigkeit von entgegenwirkenden Ceremonien und Zaubermitteln, um ſich gegen ſolche Angriffe zu ſchützen oder ſie zu vereiteln.

Wenn wir den Neger unter dem Einfluß ſeiner rein abergläubiſchen Empfindungen auffaßten, ſo konnten wir uns nie des Gedankens entſchlagen, er betrachte die materielle Welt als eine lebende Maſſe, die ihn mit zahlloſen, nie ſchlummernden Augen bewache. Dieſer Art ſcheint uns die Natur des Aberglaubens, welche den Europäern unter dem Namen Fetiſch bekannt iſt. Wenn dieſe Auffaſſung dem Leſer keinen klaren Begriff von dem Gegenſtand beibringt, ſo müſſen wir uns mit der Unmöglichkeit entſchuldigen, aus der Finſterniß Licht hervorgehen zu laſſen oder von der darin liegenden Myſtification ganz frei zu bleiben. Für uns mag es genügen, von einem höhern Standpunkt aus, als auf dem die Fetiſchdiener ſelbſt ſtehen, einen Schimmer auf die Macht des Aberglaubens zu werfen. der andere, mit den geheimen Bewegungen des menſchlichen Herzens vertrautere Perſonen zu einer klaren Löſung dieſer ſeltſamen und unerklärlichen Verirrungen zu leiten im Stande ſeyn kann.

Nach dieſer allgemeinen Anſicht wollen wir dem Leſer einiges über die Lebensgewohnheiten des Negers vorführen, denn wir können hier keinen Schritt thun, ohne ſtets auf die Fetiſchgebräuche zurückzukommen, ſo ſehr ſind ſie mit den tagtäglichen Beſchäftigungen und Vergnügungen des Negers verbunden. Sehr ſelten unterläßt derſelbe Morgens und Abends ſeinem Fetiſch ein Opfer darzubringen, oder, wenn er ißt oder trinkt, demſelben ſeine Verehrung zu bezeugen. Er unternimmt nichts ohne ſeine Gedanken zu einer unſichtbaren Gewalt zu erheben, und ſie durch irgend eine Ceremonie ſich günſtig zu machen, während bei einem glücklichen Ausgang unwandelbar demüthige Dankopfer dargebracht werden. Krieg wird von Königen oder Staaten nie unternommen, ohne die Nationalgottheiten zu fragen; die Fetiſchmänner „gehen hinauf ſie zu fragen,“ nachdem Opfer dargebracht worden ſind, und wenn die Antwort nicht günſtig iſt, wird der Krieg nicht unternommen. Ernente Opfer werden dargebracht, um die Gunſt und den Beiſtand der Götter und ein Verſprechen des Erfolgs zu erlangen. Iſt dieß gewonnen, ſo ziehen ſie den Feinden zuverſichtsvoll entgegen, und verlaſſen ſich eben ſo ſehr auf den Schutz ihrer Götter, als auf ihre eigene Tapferkeit. Nach dem Siege, deſſen Ruhm dem Fetiſch gebührt, ſuchen ſie ſeine fortdauernde Gunſt zu gewinnen durch Opferung vieler Kriegsgefangenen. Dieſe werden als den Schutz-

göttern beſonders angenehm betrachtet. Dieſe Anſicht ſcheint aus dem Glauben zu entſpringen, daß in ſolchen Kriegen die ſchützenden Götter des einen Volks gegen die des andern kämpfen und an dem Ergebniß des Kriegs mit den ſterblichen Kämpfern gleich betheiligt ſind.

Fetiſchmänner begleiten die Krieger ins Feld, und treiben ſie zu kühnen, tapfern Thaten durch das Verſprechen übernatürlicher Hülfe und durch unaufhörliche Anrufungen. Ihre gefangenen Feinde werden folglich als Feinde des ſiegreichen Fetiſchs betrachtet, und kein Opfer iſt ſo angenehm, als ihr Blut. Daher geht das maſſenhafte Niedermetzeln der beſiegten Feinde nach den Siegen der Könige von Aſchanti und Dahomey nicht ſowohl aus der blutdürſtigen Stimmung des Negers, als aus einem religiöſen Pflichtgefühl gegen ſeine Götter hervor. Niederlagen werden manchmal, aber nicht immer der geringern Macht der Götter der Beſiegten zugeſchrieben. Die Fetiſchmänner geben ſo leicht die Vertheidigung der letztern nicht auf, und häufig gelingt es ihnen die Beſiegten zu überzeugen, daß die Niederlage ihrem Mißfallen über unterlaſſene Ceremonien, über die Gottloſigkeit des Volks u. ſ. w. zuzuſchreiben ſey. Nach der Beſiegung der Fantis im Jahre 1807 durch den Aſchantikönig Tai Tutu Quamino war der Glaube der Fantis an den Braſſo-Fetiſch zu Mankaſſim, der bisher die Gunſt der Nation in außerordentlichem Maaße genoſſen, bedeutend erſchüttert. Die Fetiſchmänner waren indeß ſtets dem Kriege abgeneigt geweſen, benützten dieß um die Niederlage zu erklären, und bald waren die Verehrer wieder zurückgebracht zu ſeinen Altären. Es iſt beachtenswerth, daß die Aſchantis zwar Mankaſſim zerſtörten, aber den ganz nahe dabei liegenden Fetiſchwald reſpectirten.

Auch in dem Gerichtsweſen herrſcht das Fetiſch-Element vor; der Ebum-Trank, den der Angeklagte trinken muß, um ſeine Schuld oder Unſchuld zu erproben, iſt bekannt, und auch zu vielen andern Gottesurtheilen nimmt man ſeine Zuflucht, denn da der Neger Unglück und Tod übernatürlichen Urſachen zuſchreibt, ſo werden Fetiſchmänner unaufhörlich angewendet, um den Schuldigen zu entdecken. Ein Beiſpiel dieſer Art fiel etwa vor 16 Jahren in der Nähe von Anamaboe vor, und kann als Beweis dienen. In dem Dorfe Aggreyfuah wurde ein Mann, Namens Jau Nocun, von einem Siechthum ergriffen, das allen Noſtrums der Doctoren und Fetiſchmänner Trotz zu bieten ſchien. Eier waren an den Thürpfoſten zerſchlagen worden, Schnüre und Lumpen an den Zweigen des Fetiſchbaums im Hofe aufgereiht, die leere Flaſche über der Thüre aufgehängt worden, man hatte Zaubermittel um ſeinen Leib gebunden, Steine mit Lumpen und Federn umrahmt, Brod mit Palmöl beſchmiert, Yams mit Pfählen an den Boden genagelt, und weißes Geflügel geopfert, um den böſen Geiſt zu beſchwichtigen, alles umſonſt, — er ſtarb.

Der Abrah-Fetiſch wurde befragt, um den Urheber des Todes zu entdecken, und ſeine Familie erhielt Befehl den Todten zu befragen, was in folgender Weiſe geſchah. Die Bewohner von Aggreyfuah waren in der Nähe des Dorfes verſammelt, und ſetzten ſich nach den verſchiedenen Quartieren in einen Kreis. In der Mitte desſelben wurde ein mit Blättern und Zweigen bedeckter Pfahl aufgeſtellt, die Leiche wurde auf den Köpfen von Trägern herausgetragen, während die Fetiſchtrommeln gerührt wurden und die Träger um den Kreis tanzten. Endlich machten ſie vor einem der Quartiere des Orts plötzlich Halt: ſie ſchienen alle Kraft anzuſtrengen, um vorwärts zu gehen, hatten aber kaum den Fuß ausgeſtreckt, als ſie durch eine unſichtbare Kraft zurückgehalten wurden. So blieben ſie, vorwärts ſtrebend gegen den Geiſt, ſtehen, bis ſie durch die Anſtrengungen erſchöpft unter der Leiche zu Boden ſanken. Die andern Quartiere erhoben ſich ſogleich, und erklärten, der Mörder Jau Nocuns ſey einer aus dem Quartiere, vor dem des todten Mannes Geiſt die Träger gezwungen habe, zu halten. Dieß ging vor ſich unter dem Lärm der Fetiſchtrommeln und dem Tanzen der Träger, während jede der verſammelten Abtheilungen fürchtete, das Loos möchte auf ſie fallen. Man brachte jetzt die Leiche ins Dorf, trug ſie in derſelben Weiſe vor allen Häuſern des ſchuldigen Quartiers herum, bis endlich die Träger unwillkürlich vor einem Hauſe hielten, wo nun natürlicherweiſe der Mörder ſich finden mußte. Alle Inwohner des Hauſes wurden nun demſelben Gottesgericht unterworfen, und der Geiſt zwang die Träger, zu den Füßen eines alten Mannes, Namens Cogo Fi, niederzufallen, der nun einſtimmig für einen Zauberer erklärt wurde. Er wurde in der Nacht von den Vorſtehern des Orts ertränkt. Dieſer Vorfall kam erſt 14 Jahre ſpäter zu den Ohren der engliſchen Behörden, alle Umſtände wurden vollſtändig bekannt, und die Schuldigen auf eine Anzahl Jahre zum Gefängniß verdammt. Natürlich war vorher abgeredet worden, wer das Opfer dieſes Gottesgerichts ſeyn ſollte, und die Träger hatten die Weiſung erhalten, demgemäß zu handeln.

Zauberei iſt ein Verbrechen, das nach den Negergeſetzen nicht bloß der Hexe oder dem Hexenmeiſter Tod bringt, ſondern auch über ſeine Verwandten Tod oder Sklaverei. Entdeckt wird der Verbrecher namentlich durch die Fetiſchmänner, welche bei der Anklage des Schuldigen ihre eigenen Zwecke verfolgen. Wenn jemand, der kurz zuvor mit einem andern Streit gehabt, plötzlich erkrankt oder ſtirbt, ſo wird dieſer andere beſchuldigt, ihn behext zu haben, und entgeht ſelten der Strafe. Auch appelliren die der Hexerei angeklagten Perſonen an den Fetiſch, um von der falſchen Anklage befreit zu werden, und wenn man ſie unſchuldig erklärt, wird der Ankläger hart gebüßt.

Häufig werden Leute angeklagt, gefährliche Fetiſche, welche ihren Nachbarn Unheil bringen, in ihrem Beſitz zu haben. Ein merkwürdiger Fall kam zu meiner Kenntniß. Ein Bewohner von Akim forderte eine Fetiſchfrau vor Gericht, und beſchuldigte ſie den Tod mehrerer ſeiner Verwandten herbeigeführt zu haben; ſeine Angabe war, dieſe Frau ſey eine Sklavin eines Häuptlings von Akim, der kürzlich geſtorben. Der Fetiſch wurde über die Urſache des Todes befragt und erklärte, der böſe Fetiſch dieſer Frau trage die Schuld. Sie ward ergriffen und ſollte hingerichtet werden, als es ihr gelang zu entwiſchen und ihren Fetiſch mit ſich zu nehmen. Einige Zeit nachher wurde ſie in einem andern Theile des Landes von einem Mitglied der Familie des Häuptlings entdeckt, angepackt, geſchlagen und ihr der Fetiſch, den ſie trug, vom Kopfe geſchlagen. Wüthend über dieſe Behandlung goß die Frau eine Libation Rum vor ihrem Fetiſch aus und rief ſeinen Zorn über die Familie des Angreifers herab. Seit dieſer Zeit waren ſechs Mitglieder ſeiner Familie geſtorben, und ein ſiebentes lag, zu der Zeit wo er ſeine Klage vorbrachte, tödlich erkrankt darnieder. Dieſe Unfälle wurden dem Fluche der Frau zugeſchrieben; er verlangte, daß ſie vorerſt ihm als ſeine Sklavin ausgeliefert, und zweitens, daß ihr der Fetiſch

genommen werde. Nichts ging über den Ernſt, mit dem er ſeine Klage vorbrachte, und der abergläubiſche Schrecken, der ihn befallen, zeigte ſich in dem Zittern ſeiner Stimme und in den großen Schweißtropfen, die von ſeinem Geſichte herabrannen.

Die Frau bekannte, daß ſie ſeine Sklavin ſey, und daß ihre Tochter und vier Kinder ſich noch als Sklaven in ſeinem Hauſe zu Akim befänden. Sechs Jahre waren es, ſeit ſie aus dem Lande floh, um ihr Leben zu retten. Sie geſtand, daß ſie in der Hitze des Zorns ihren Fetiſch angerufen, ihres Herrn Haus zu verfluchen, das ſey aber lange her; ſie ſchien indeß nicht zu läugnen, daß ſie glaube, das Unheil ſeines Hauſes ſey dem Zorn ihres Fetiſches zuzuſchreiben, und in der That zeigt auch ihr Benehmen, daß ihr Stolz auf die Macht ihres Fetiſches ſich befriedigt fühle. Sie bat ſehr dringend, daß man ſie desſelben nicht berauben möchte, da ſie dadurch ihren Lebensunterhalt gewinne. Man ſtellte ihr vor, daß ſie wenigſtens dem Herzen nach an dem Morde ſchuld ſey, da ſie Glauben an die Macht ihres Fetiſches hatte, als ſie den Fluch auf ihren Herrn herunterrief,] und daß, ſo lange er und ſie dieſen Glauben hege, es nicht angemeſſen ſey, daß ſie einen ſo gefährlichen Fetiſch behalte. Es iſt für die Engländer äußerſt ſchwierig, ſolche Fälle zu behandeln, da es ganz unmöglich iſt, ſich mit den Negern hierüber auf vernünftige Gründe einzulaſſen. In dem vorliegenden Falle wurde angeordnet, daß die Frau den Fetiſch verlieren, aber von ihrem Herrn frei ſeyn ſolle. Aber es genügte nicht, der Frau den Fetiſch zu nehmen, der Häuptling von Akim verlangte auch, daß derſelbe ihm ausgeliefert werde, damit er ihn in ſein Land nehme, und ſeinen Zorn durch Gebete und Opfer verſöhne, um den Fluch loszuwerden. Sonſt erachtete er ſich für verloren, da er glaubte, wenn er den Fetiſch nicht beſchwichtige, ſo würden er und ſeine Familie unfehlbar ſterben. Man benützte dieß, um auch die Freiheit der Familie der Frau zu erlangen, und der Fetiſch wurde ihm überliefert, einzig unter der Bedingung, daß er die Verwandten der Frau alsbald frei laſſe. Er erklärte ſich hiezu ganz bereitwillig, aber die Frau ſchien den Fetiſch ihren Kindern vorzuziehen, und man mußte ſie zur Auslieferung desſelben zwingen. Ihre Tochter und ihre vier Enkel wurden ihr nebſt Freiheitscertificaten überliefert, und der Fetiſch dem Häuptling von Akim übergeben.

Man kann ſich einen Begriff von der Einwirkung dieſes Aberglaubens machen, wenn man erwägt, daß dieſer Mann fünf Sklaven aufgab und eine Reiſe von mehr als hundert (engl.) Meilen machte, um in den Beſitz dieſes Fetiſches zu gelangen, und daß die Frau denſelben höher ſchätzte, als ihre Kinder. Man brachte den Fetiſch in den Gerichtshof, ſorgfältig eingewickelt in ein weißes Tuch, und als man dieß zurückſchlug, zeigte ſich — eine kupferne Pfanne mit einem Klumpen Lehm, worin Papagaienfedern ſtacken. Mit dieſem gefürchteten Gott ging der arme Teufel getröſtet fort, aber das ſchreckenvolle Geſicht, mit dem er denſelben ſeinem Sklaven auf den Kopf legte, zeigte zur Genüge, mit welcher abergläubiſchen Furcht er denſelben anfaßte; die Frau aber, jetzt mit dem gebrachten Opfer verſöhnt, tröſtete ſich mit dem Glauben, daß Jaukampon (Gott) ſie in der Wahl eines neuen Fetiſch leiten werde. Man kann es für albern halten, daß Europäer ſich mit ſolchen Fällen befaſſen, hörte man aber die Neger nicht an, ſo würden ſie die Sache in ihrer eigenen Weiſe abmachen und die ganze Familie tödten. Auch würde es nicht ausreichen, wenn man den Fetiſch zerſtören wollte, denn der abergläubiſche Schrecken würde ſie doch verfolgen und zu neuen Grauſamkeiten treiben.

Man wendet ſich an die Fetiſchmänner faſt in allen Angelegenheiten des Lebens, um Diebſtähle, Ehebruch, ſowie alle Verbrechen gegen die Geſellſchaft zu entdecken, um Unheil abzuwenden, einen Segen zu gewinnen und die Zukunft zu enthüllen. Leute, die um prieſterliche Hülfe bitten, bringen den Fetiſchmännern Geſchenke, machen mit ihrem Eifer, deren Dienſt zu gewinnen, ſich oft arm und bringen ſich in Sklaverei. Das Volk iſt dermaaßen leichtgläubig, daß die unverſchämteſten Betrügereien unbeachtet und ungerügt vorgehen, und nur wenn ernſtes Unheil daraus erfolgt, wendet man ſich an die engliſchen Magiſtrate. Wir wollen hier einen Fall von Beſchwörung erzählen, der kürzlich zu unſerer Kenntniß kam. Eine Frau aus Cormantyne verklagte den Fetiſchmann aus Dixcove, er habe ihren Sohn fälſchlich des Diebſtahls beſchuldigt, und in Folge desſelben ſey ſie ſelbſt und ihre Kinder verkauft worden, um das angeblich geſtohlene Eigenthum zu erſetzen und die Dienſte des Fetiſchmanns zu bezahlen. Ein Nachbar der Frau hatte ſeine Futra oder Börſe verloren, die viel Gold enthalten ſollte. Er wandte ſich an den Fetiſchmann von Dixcove, um den Dieb zu entdecken, was dieſer durch Beſchwörung zu thun vorgab, und den Sohn der Frau als den Schuldigen bezeichnete, worauf dieſe gezwungen wurde, den Verluſt zu erſetzen.

Dieſer Fetiſchmann erſchien im Gerichtshof in einem weißen mauriſchen Kleide, das er in einer merkwürdigen Weiſe mit einem Gürtel um die Lenden gebunden hatte. Auf dem Kopf trug er einen mitraartigen Hut von feinem Geflecht. Eine ſtarke Schnur weißer und ſchwarzer Korallen hing um ſeinen Hals bis über die Bruſt herab; kleine Glocken waren an ſeiner Kleidung befeſtigt und eiſerne Caſtagnetten an ſeinen Knöcheln, und dieſe machten bei jeder Bewegung ſeines Körpers ein klingendes Getöſe. Es war ein kräftiger, junger Mann mit einer Miene ſelbſtbewußter Wichtigkeit in jedem Blick und Bewegung. Er geſtand alsbald, daß er den Dieb entdeckt und ſeinen und ſeiner Familie Verkauf veranlaßt habe, um den Verluſt zu decken. Das durch den Verkauf erhaltene Geld hatte die Perſon erhalten, der die Börſe geſtohlen worden war, und er ſelbſt fünf Pfund für ſeine Mühe empfangen. Er bekannte, daß er für die Schuld des Knaben, ja für das Vorhandenſeyn der geſtohlenen Börſe durchaus keinen Beweis habe, als den er durch Beſchwörung erlangt. Man forderte ihn auf zu zeigen, wie er bei der Sache verfahren, und kaltblütig nahm er aus einem Säckchen, das er an der Seite trug, ſechs Lederriemen, warf ſie auf den Boden und ſagte, dieſe hätten ihm die Weiſung gegeben. Befragt auf welche Art, flocht er die Riemen, brachte die Enden derſelben in einen verwirrten Haufen zuſammen, und ſagte dann, ſie ſprächen jetzt zu ihm und verſicherten, daß der Knabe der Dieb ſey. Auf die Frage, ob er glaube, wir könnten ebenfalls hören, was die Riemen ſagten, antwortete er: allerdings, wenn wir ſie nur auf die rechte Weiſe betrachteten. Wir gaben uns nun den Anſchein, ſie aufmerkſam zu unterſuchen, und erklärten dann, wir verſtünden ſie jetzt; ſie ſagten zu uns aber etwas ganz anderes als zu ihm. Auf ſeine Frage, was ſie ſagten, vernahm er, ſie beföhlen, ihn, den Fetiſchmann ſogleich zu binden, und ihn als Betrüger zu peitſchen. Dieſer Spruch, der einer großen Maſſe im Gerichtshof verſammelten Volks großes Vergnügen zu machen ſchien, ward ſogleich

vollzogen und der Fetiſchmann erhielt zwei Dutzend Hiebe mit ſeinen weiſſagenden Riemen. Die Frau und ihre Kinder wurden aus der Sklaverei erlöst, indem der Fetiſchmann und ſeine Mitſchuldigen gezwungen wurden, ſie herauszugeben. Er machte ſich ſehr beſtürzt aus dieſem Theile des Landes fort, doch wahrſcheinlich nur um ſeine Betrügereien anderswo, wohin das Gerücht von ſeiner Behandlung nicht gedrungen, wieder fortzuſetzen.

Beim Verdacht eines Ehebruchs wird die Frau vor den Fetiſchmann geführt, und um vor ihm ihre Unſchuld zu bezeugen, muß ſie ſich einem Gottesgericht, nicht unähnlich dem im levitiſchen Geſetz vorgeſchriebenen, unterwerfen. Der bittere Trank, den ſie trinken muß, ſoll im Fall ihrer Schuld die Kraft haben, ihren Leib zum Berſten zu bringen, und der Schrecken vor einer ſolchen Probe führt nicht ſelten zum Geſtändniß. Dem Beweiſe dieſes Verbrechens mit einer Frau des Königs folgt der Tod, und urſprünglich ſcheint dieß allgemein der Fall geweſen zu ſeyn, jetzt aber iſt Geldentſchädigung der gewöhnliche Landesbrauch.

Die Neger halten zu beſtimmten Zeiten allgemeine Faſten, die auch einen Theil ihrer Religion auszumachen ſcheinen, und von ſehr mannichfaltigen religiöſen Ceremonien begleitet ſind. Die Prieſter berechnen die Zeit ihrer Annäherung und fordern das Volk auf, ſich zur Beobachtung derſelben vorzubereiten. Nationalopfer der erſten Früchte werden ſtets dargebracht, ehe die Könige oder das Volk von der neuen Ernte genießen, und außer dieſer allgemeinen Feier bringt noch jeder Einzelne beſondere Opfer für ſich und ſeine Familie dar am Tage, wo ſie zuerſt davon eſſen. Um die Zeit, wo dieſe Ceremonie beobachtet wird, iſt es Sitte daß alle Männer durch das Dorf ziehen, und die Wege nach dem Fetiſchwald aufräumen. Während dieſer Aufzüge ſingen ſie laut das Lob der Gottheiten des Landes.

Es konnte nicht fehlen, daß dieſer Fetiſchdienſt und das Chriſtenthum in harten Zuſammenſtoß kamen. In dem kleinen Dorf Aſſafa, nicht weit von dem großen Braffo-Fetiſch zu Mankaſſim hatte Hr. Freeman eine Schule gegründet, und auch eine kleine Anzahl Erwachſener in die Chriſtengemeinde aufgenommen. Es erzürnte die Fetiſchmänner höchlich, daß ihr Cultus in der unmittelbaren Nähe des Hauptfetiſchs des Landes verworfen werden ſollte, und ſie begannen eine Reihe läſtiger Verfolgungen. Um dieſen Beläſtigungen zu entgehen, entfernten ſich die Bekehrten von Aſſafa, und ließen ſich unter dem „alten Quaſchi", der den Fetiſchdienſt aufgegeben hatte, in einem kleinen Dorfe nieder. Dieß brachte ſie aber dem Fetiſchwald nur noch näher, und ſetzte ſie noch mehr der Rache der Fetiſchmänner aus. Auch war das Benehmen der Neubekehrten mannichfach der Art, daß es Anſtoß geben mußte: ſie ſchienen zu glauben, die beſte Art ihren chriſtlichen Eifer zu zeigen beſtehe darin die Fetiſchverehrer zu verhöhnen, und ſie gaben ſich keine Mühe ihren Abſcheu zu verbergen, den ſie dadurch kundgaben, daß ſie die Fetiſchverehrung in ſpöttiſcher Weiſe nachahmten, und die Verehrer beſchimpften. Ferner räumten ſie das Buſchwerk hinweg, legten ihre Pflanzungen in der unmittelbaren Nähe des heiligen Waldes an, dem ſie mit einer leichtſinnigen Mißachtung ſich näherten, welche den Fetiſchmännern höchlich mißfiel, ſo daß dieſe in die Fanti-Häuptlinge drangen, die Verhöhnung ihres Gottes zu rächen. Die Fetiſchgläubigen im allgemeinen hielten dieß nicht für nöthig, da ſie an die Macht ihrer oberſten Gottheit glaubten, ſich ſelbſt zu rächen. Dieſe Hoffnung ward indeß getäuſcht, denn die Pflanzungen, welche, wie ſie meinten, verſengt werden müßten, waren ausnehmend fruchtbar, und auch eine noch ſtärkere Unbill weckte den Zorn des Gottes nicht. Einer der chriſtlichen Neubekehrten nahm keinen Anſtand, im Umkreis des Fetiſchwaldes ein Reh zu ſchießen, was als eine ſo ſchreiende Verachtung des großen Fetiſchs betrachtet wurde, daß die Prieſter endlich die Fanti-Häuptlinge bewogen, die Sache in ernſte Erwägung zu ziehen. Eine Berathung fand ſtatt, und hier wurde beſchloſſen, daß die Häuptlinge einander gegenſeitig beiſtehen ſollten, die nächſte Verhöhnung ihrer Gottheit zu ſtrafen. Abu, der Häuptling von Mankaſſim, der Repräſentant der frühern Fanti-Könige, wurde als Wächter des Fetiſch aufgeſtellt, die andern Häuptlinge verſprachen ihn zu unterſtützen, und die Verantwortlichkeit jeder Maaßregel zu theilen.

So ſtanden die Sachen, als ein Fetiſchmann, der ein untergeordneter Diener am Altar des großen Fetiſch geweſen war, dieſer Gottesverehrung entſagte und Chriſt wurde. Dieſer Abfall beunruhigte die Fetiſchmänner noch mehr, und ſie warteten nur eine Gelegenheit ab, ihn auf die Seite zu ſchaffen. Dieſe bot ſich bald, denn er hegte einen Renegatenhaß gegen ſeine alten Gefährten, und ſparte keine Mühe, ihnen ſeine Verachtung zu zeigen. So ließ er nebſt zwei andern ſich beigehen, in dem Walde etwas Holz zu hauen, was die Fetiſchmänner nicht ſobald gehört hatten, als ſie Abu aufforderten die Verbrecher zu ſtrafen. Er kam mit Tagesanbruch, ehe die Bewohner aufgeſtanden waren, ließ die Chriſten ergreifen und binden, gefangen nach Mankaſſim führen und ſteckte ihre Wohnungen in Brand.

Nachricht von dieſer Unthat kam an den Gerichtsbeiſitzer durch einen Brief von einem unterrichteten Eingebornen in der Nachbarſchaft. Vor dem Empfang dieſer Mittheilung hatten die engliſchen Behörden keine Kenntniß von den Berathſchlagungen der Häuptlinge gehabt, noch von den andern den Vorfall betreffenden Umſtänden. Ein Soldat wurde ſogleich nach Mankaſſim geſchickt, um die Freilaſſung der Gefangenen zu verlangen, und Abu aufzufordern ſein Benehmen zu erklären und zu rechtfertigen. Ueberzeugt, daß eine ſo grobe Mißkennung der engliſchen Autorität, wie ſie ſeit dem Schluß des Aſchanti-Kriegs nicht vorgekommen war, nur von einem Manne begangen ſeyn konnte, der auf das Schlimmſte gefaßt war, forderte der Gerichtsbeiſitzer zugleich den Häuptling von Anamaboe, Ammuney, auf, bei Abu ſeinen Einfluß aufzubieten, daß er ſich der Autorität unterwerfe und der Aufforderung Folge leiſte. Die Fetiſchmänner trieben ihn inzwiſchen durch den Schrecken vor der beleidigten Gottheit und durch alle ſonſtige nur erdenklichen Mittel an, den Renegaten ertränken zu laſſen; aber Abu ſchreckte vor dieſem entſcheidenden Schritte zurück. Immer noch achtete er die engliſche Regierung, und konnte ſich nicht entſchließen eine That zu begehen, die er als eine gänzliche Aufkündigung des Gehorſams betrachten mußte. Während ſie hin und her ſtritten, kam die Ladung an ihn, die, von Ammuney's kräftigem Zureden unterſtützt, die Wirkung hatte, ihn zum Gefühl ſeiner Gefahr zu bringen. Er willigte ein zu Cap Coaſt an einem beſtimmten Tage zu erſcheinen, entſchuldigte ſich aber den Soldaten nicht begleiten zu können, da er ſeine Leute, die ihn begleiten müßten, erſt in einigen Tagen zuſammenbringen könne. Er verſprach die Gefangenen mitzubringen und es ſolle ihnen kein Leid geſchehen. Dieſe Antwort ward nicht

genügend erachtet, und ein zweiter Bote an ihn abgeſchickt mit dem Begehren der Einladung alsbald Folge zu leiſten. Indeß hatte er ſich fertig gemacht, und da ſämmtliche Fanti-Häuptlinge ſeine Sache als die des Fetiſches zu der ihrigen gemacht hatten, rüſteten ſie ſich ihn zu begleiten, und ihn bei dem Proceß zu unterſtützen. Als ſie nach Anamaboe gekommen waren, ſchrieb er einen Brief an den damaligen Gouverneur, Hrn. Bannerman, und bat ihn nicht darauf zu beſtehen, daß ſie nach Cap Coaſt kämen, da ſie ein großes Gefolge bei ſich hätten und es ihnen ſchwer werden würde, ſolches dort zu erhalten; er bat deßhalb den Gerichtsbeiſitzer nach Anamaboe zu ſenden, „um das Palaver zu hören," und gab zugleich die ſtärkſten Verſicherungen, daß ſie der Entſcheidung völlig ſich unterwerfen würden.

Dieß Verlangen wurde gewährt, und die Sache zu Anamaboe unterſucht, aber der Beiſitzer war nicht wenig erſtaunt, bei ſeiner Ankunft daſelbſt ſämmtliche Fanti-Häuptlinge mit mindeſtens 3000 Mann in ihrem Gefolge vorzufinden. Er hatte bald den wahren Stand der Sache ausgemittelt. Es ging aus dem Zugeſtändniß der Chriſten, wie aus dem Zeugniß anderer augenſcheinlich hervor, daß die erſtern abſichtlich die Fetiſchverehrer beleidigt hätten und ihr Benehmen darauf berechnet geweſen ſey, ſie zu reizen. Auch ſuchte Adu ſein Verfahren nicht zu läugnen, vielmehr rechtfertigten er und die andern Häuptlinge dasſelbe als ihre Pflicht gegen ihre Götter. Leicht war es den Sachverhalt zu ermitteln, aber nicht ſo leicht die Sache in angemeſſener Weiſe zu behandeln. Man mußte die Vorurtheile des Volks, das an ſeinen Fetiſch glaubte, ſchonen, und im höchſten Grade unparteiiſch gegen Chriſten und Heiden handeln. Die Entſcheidung fiel dahin, Adu ſolle den Chriſten den vollen Werth ihres verbrannten Eigenthums, der auf 56 Pf. berechnet wurde, bezahlen, ferner eine Buße an die Regierung von 40 Pf. wegen offenkundiger Verletzung der Geſetze. Die aber, welche den Fetiſch verhöhnt hatten, mußten 20 Pf. an die Fantihäuptlinge, als Genugthuung für die ihnen durch ihren Fetiſch angethane Beleidigung erlegen. Man könnte vielleicht annehmen, die erlittene Behandlung ſey hinreichend geweſen, die Chriſten von weiterer Strafe zu befreien, aber ohne die Entſcheidung auf den urſprünglichen Sachverhalt zu gründen, wäre es unmöglich geweſen, die Fetiſchverehrer zu überzeugen, daß man ſich nicht parteiiſch für die Chriſten benommen habe. Sobald das Urtheil gefällt war, verlangten die Häuptlinge, wie ſie dieß oft thun, daß man ihnen geſtatte, ſich einige Minuten zurückzuziehen, um darüber zu berathen. Als ſie zurückkehrten, erkannten ſie die Gerechtigkeit desſelben hinſichtlich der ihnen zugeſchiedenen Entſchädigung ſowie der ihnen wegen Geſetzesverletzung auferlegten Strafe an, und drückten ihre Bereitwilligkeit aus, ſich dem Spruch zu unterwerfen, aber alle ihre Gefühle empörten ſich gegen den Gedanken, die Chriſten für ihre Verluſte zu entſchädigen. Dieſe waren in ihren Augen eine ganz ungenügende Beſtrafung für die dem Fetiſch angethane Beleidigung. Auch verlangten ſie, daß die Chriſten nicht mehr in ihr Dorf und zu ihren Pflanzungen ſollten zurückkehren dürfen, als Zeichen der Achtung für den Fetiſch, die zur Abwendung ſeines Zorns von dem ganzen Lande weſentlich ſey.

Man antwortete ihnen mit einer feſten Hinweiſung auf die Grundſätze der Gerechtigkeit, die man um ihrer Vorurtheile willen nicht umſtoßen könne; die Regierung ſey entſchloſſen Sicherheit und Schutz für alle aufrecht zu erhalten, und eine aus ihrer Vorliebe für den Fetiſch entſpringende Ungerechtigkeit könne hier keine Ausnahme bilden. Sorgfältig wurde ihnen auseinandergeſetzt, daß das Benehmen der Chriſten nicht gebilligt werde, und daß die Regierung eine abſichtliche Entweihung des Fetiſchheiligthums eben ſowohl beſtrafen werde, als die Beraubung einer Capelle; die den Chriſten auferlegte Buße ſey der Beweis für dieſe unparteiiſche Behandlung der Sache. Zugleich drückte der Beiſitzer ihnen ſeine Bereitwilligkeit aus zur Vermeidung künftiger Streitigkeiten vermittelnd einzutreten; er könne die Verweiſung der Chriſten von ihren Pflanzungen nicht gut heißen, aber um die Gefühle der Fetiſchverehrer zu ſchonen, wolle er den Chriſten anempfehlen ſie zu verkaufen; wenn es den Häuptlingen ernſt ſey mit ihrem Wunſch, dem Fetiſch Ehre anzuthun, ſo würden ſie gegen ein kleines Opfer, um die Unverletzlichkeit ſeines Aufenthalts zu ſichern, nichts einwenden.

Obwohl dieſe Gründe für die Neger weder genügend, noch überzeugend waren, ſo erzeugten ſie doch bei Häuptlingen und Volk die Gewißheit, daß die Regierung auch in dieſen, wie in andern Angelegenheiten, das gleiche Syſtem unparteiiſcher Gerechtigkeit verfolge, ſie hatten Verſtand genug einzuſehen, daß ein Verſuch dieſe Politik zu ändern zu nichts führe, und ſo unterwarfen ſie ſich denn traurig der Entſcheidung mit den Worten: „wenn unſer Herr dieſe zehn Chriſten dem ganzen Fantivolk vorzieht, ſo können wirs nicht ändern, wir ſind traurig, aber wir unterwerfen uns." In dieſen Worten liegt ein vortrefflicher Beweis für ihre Anſicht von Gerechtigkeit. Ihnen fiel nicht ein, daß man einen Grundſatz gegen eine ſo zahlreiche Oppoſition aufrecht erhalten könne. Auch enthielt ſie zum Theil eine Auflöſung der freundlichen Bande, die ſie bisher an die Regierung gefeſſelt: denn ihre große Anhänglichkeit an ihren Fetiſch machte ihre dießmalige Unterwerfung zu einem heftigen Kampfe zwiſchen ihrem Glauben und ihrer Pflicht gegen eine Regierung, welche ſie achteten, und von deren Macht, ihnen Wohlthaten zu erweiſen, ſie völlig überzeugt waren. Da keine Ausſicht vorhanden war, daß der Beiſitzer nachgebe, ſo verbürgten ſich Ottu, Häuptling von Abrah, und Ammuney, Häuptling von Anamaboe, für die Bezahlung der Buße und der Entſchädigungsgelder auf den nächſten Tag, und verließen das Fort, ſehr herabgeſtimmt durch den Ausgang der Unterſuchung.

Es war nöthig geweſen die Thore zu ſchließen, um das Gefolge der Häuptlinge nicht hereinzulaſſen, und nur 200 der Vornehmſten hatten in dem Gerichtsſaal Platz gefunden; die andern blieben außen und warteten mit Ungeduld den Verlauf der Dinge ab. Sobald er ihnen verkündet wurde, ergriffen ſie die Waffen, und in weniger als 10 Minuten war Adu von mindeſtens 1000 Bewaffneten umgeben, die ihn über ihre Köpfe emporhoben, und in trotzigem Triumph durch die Stadt trugen. Das war von den Waldhäuptlingen ohne Wiſſen der Abrahs und Anamaboes verabredet worden: ſie hatten das Palaver zu Anamaboe verlangt, um außerhalb des Bereichs phyſiſchen Zwangs zu ſeyn. Sie glaubten, da der Beiſitzer keine Truppenmacht hätte, ihn ſchrecken zu können, und da dieß fehlſchlug, wollten ſie ſich ſeiner Entſcheidung mit Gewalt widerſetzen. Während ſie Adu durch die Straßen trugen, ſangen ſie das Lob des Fetiſch, prieſen die Verdienſte des Häuptlings als ſeines Helden und häuften Schmähungen und Schimpfreden auf die Chriſten und die, welche dieſelben unterſtützten. Hie

und da erſcholl ein Schrei, man ſolle die Chriſten erſchlagen und ausrotten, und der Beiſitzer, welcher fürchtete es möchte zu Thätlichkeiten kommen, ging hinaus und ſuchte ſie zu zerſtreuen. Er ging gerade auf denjenigen Theil des Zuges los, wo Adu über die Köpfe ſeiner Träger emporgehoben wurde, und befahl ihm unwillig herabzuſteigen und ſeine Anhänger zu entlaſſen. Er ſtieg auch wirklich herab, ſeine Leute aber, welche befürchteten, der Beiſitzer möchte ihn verhaften, eilten mit ihm fort in einer andern Richtung. Indeß kamen viele der Anamaboes, in Beſorgniß um die Sicherheit des weißen Mannes, zu ſeinem Schutz herbei, ſchaarten ſich um ihn mit ſchweren Stöcken und Pallaſchen, und ſtanden auf dem Punkte, mit den Leuten aus dem Innern handgemein zu werden; dieſe aber wurden über die Wendung, welche die Sachen genommen hatten, beſtürzt und flohen. In zwei Minuten war keiner mehr in Anamaboe zu ſehen.

Sobald Ammuney hörte, daß Adu die Stadt verlaſſen, wurde ihm über ſeine Bürgſchaft für Bezahlung der ausgeſprochenen Summe bang. Er eilte ihm nach, und ſuchte ihn zur Rückkehr zu bewegen, aber Adu überhäufte ihn und Ottu mit Schmähungen als Verräther am Fetiſch und an dem zur Aufrechthaltung ſeiner Verehrung beſchworenen Vertrag. Er ſagte ihm, er ſey bloß nach Anamaboe gekommen, um die Verhandlung der Sache zu vernehmen, aber im Vertrauen daß ſämmtliche Fantis ſo feſt mit einander verbrüdert ſeyen, daß die Weißen nicht wagen würden ſie zu beſtrafen; er habe ſie aber in allen Dingen unterwürfig unter dem Beiſitzer gefunden, und jetzt ſollten ſie nur die eingegangene Verbindlichkeit erfüllen. Ammuney kehrte troſtlos heim, unter dem Hohn und den Verwünſchungen der Weiber in den Dörfern, durch die er kam, und welche ſämmtlich auf der Seite des Fetiſchhelden waren.

Viele Verſuche wurden noch gemacht Adu zur Unterwerfung zu bewegen, er mißachtete aber die Aufforderungen des Gouverneurs wie die Zureden vieler ſeiner Landsleute, verſah ſich mit Pulver und Blei, zog Kriegspfade durch den Wald, und blieb vier Monate lang in einer Stellung bewaffneten Trotzes. Viele Fanti-Häuptlinge unterſtützten ihn in ſeinem Widerſtand, verſammelten ſich in der Nähe des Fetiſchwaldes, und hielten Wache, daß nicht Adu plötzlich überfallen und fortgeſchleppt, oder die heilige Wohnung zerſtört werde. Andere Häuptlinge ſuchten zu vermitteln, und nur die Entſchädigung der Chriſten für ihre Verluſte blieb der Anſtoß; aber eine halbe Unterwerfung wurde nicht für genügend erachtet, und die Behörden zogen es vor, lieber den Gang der Dinge abzuwarten, in der Anſicht daß der Zuſtand von Ungewißheit, in welchem ſich Adu und ſeine Freunde befanden, und die Unterbrechung des Handels durch ſeine feindliche Stellnng bald allen Theilen unerträglich werden, und ſie zu einer friedlichen Beilegung geneigt machen müſſe. Auch forderte die Klugheit die Volksſtimmung in Bezug auf den Fetiſch nicht zu reizen, denn Adu war in einem heiligen Krieg begriffen, und hatte die Stimmung der Maſſen für ſich; man hätte nicht leicht auf irgend jemand ſich verlaſſen können, wenn man gegen ihn hätte marſchiren wollen. Erſt als die Unzufriedenheit im ganzen Lande allgemein und laut wurde, und die Eingebornen die Nothwendigkeit, Adu zur Unterwerfung zu bringen, vollſtändig fühlten, wurden kraftvolle Maaßregeln beſchloſſen.

Der König und die Vornehmſten von Cap Coaſt wurden aufgefordert vor dem Gouverneur und ſeinem Rath im Schloſſe zu erſcheinen, erhielten hier die Nachricht, daß es die Abſicht des Gouverneurs ſey, eine Expedition gegen Adu zu ſenden, und wurden gefragt, ob ſie Beiſtand dazu leiſten wollten. Dieſe Frage ſetzte ſie ſehr in Verlegenheit, und ſie zogen ſich zurück, um über die zu ertheilende Antwort zu berathen. Bei ihrer Rückkehr erkannten ſie an, Adu's Benehmen ſey ſehr ſchlecht, und die Nothwendigkeit ihn zum Gehorſam zu bringen, vorhanden, aber ſie wüßten nicht, wie ſie gegen den Braſſo-Fetiſch kämpfen könnten. Die Leute von Cap Coaſt ſeyen allerdings die Soldaten des Forts, und bei allen gewöhnlichen Gelegenheiten bereit für ihren engliſchen Herrn zu kämpfen, aber der Gouverneur müſſe Rückſicht haben, wenn ſie zögerten, ſich in einen Kampf einzulaſſen, der die religiöſen Gefühle des Volks ſo tief berühre. Sie baten daher die Kriegsmaaßregeln noch um eine Woche zu verſchieben, damit ſie eine neue Deputation an Adu und ſeine Leute ſenden könnten, um ihn wo möglich zur Unterwerfung zu bewegen. Seyen ihre Vorſtellungen vergebens, ſo wollten ſie ihren Beiſtand nicht länger verweigern. Der Gouverneur nahm dieß bedingte Verſprechen bereitwillig an, und um den Vorſtellungen der Deputation deſto mehr Gewicht zu geben, wurden mit großem Aufſehen Kriegsvorbereitungen gemacht. Die Deputation wünſchte vor ihrem Abgang Gewißheit zu erlangen, daß Adu nicht gefänglich eingezogen werde, der Gouverneur aber verpflichtete ſich zu nichts, denn die Unterwerfung mußte vollſtändig und unbedingt ſeyn. Adu und ſeine Anhänger gaben endlich nach, und er ging mit der Deputation nach Cap Coaſt, begleitet von den meiſten Fanti-Häuptlingen und einem zahlreichen Gefolge von Bewaffneten. Ein kecker Verſuch, den Gouverneur zu vermögen, das Palaver außerhalb des Schloſſes zu halten, da für eine ſo zahlreiche Verſammlung nicht Raum genug ſey, ward geradezu abgeſchlagen, und Adu genöthigt ſich dem Gouverneur auf jede Bedingung zu unterwerfen.

An dem hiezu beſtimmten Tage bot Cap Coaſt eine außerordentlich belebte Scene. Alle Straßen waren gedrängt voll Menſchen, welche über das große Ereigniß des Tages und den wahrſcheinlichen Ausgang ſich unterhielten. Die Fetiſchverehrer hegten noch eine ſchwache Hoffnung, daß der Gouverneur durch ihre große Zahl ſich ſchrecken laſſen werde, wenn ſie aber irgend noch weitern Widerſtand beabſichtigten, ſo mußten ihre Hoffnungen durch die Maaßregeln, welche zur Sicherung der Ruhe der Stadt ergriffen wurden, zerſtört werden. Artillerie war in Fort Williams Thurm aufgeſtellt, welcher Schloß, Stadt und Zugänge vollſtändig beherrſcht. Die Garniſon ſtand unter den Waffen, die Thore waren geſchloſſen, und nur ein kleines Pförtchen zum Eintritt der Häuptlinge offen gelaſſen; nur die Vornehmſten durften eintreten. Um 10 Uhr kamen ſie allmählich an, und nahmen ihre Sitze in dem großen Saal des Schloſſes ein. Es wurde beinahe 12 Uhr bis Adu erſchien in Begleitung der Deputation von Cap Coaſt: er betrat das Schloß in großem Staat und Pomp und ſchien beleidigt, daß ſeine Trommler und Hornbläſer ihn nicht begleiten durften; er trug ein ſehr reiches Kleid von gelbem Seidendamaſt; an Handgelenken und Knöcheln hatte er zahlreiche Goldzierrathen, während eine Schnur werthvoller Korallen untermiſcht mit Stücken rohen Goldes bis auf die Bruſt herabhing. Sein Auftreten zeigte eine ſeltſame Miſchung von ſtattlicher Würde, kecker Prahlerei und heimlicher Beſorgniß. Die Spuren langer Ausſchweifungen zeigten ſich deutlich auf ſeinem

Geſicht, und bewieſen daß er während ſeiner langen Contumaz in ſinnlichen Genüſſen Beruhigung ſeiner Furcht geſucht hatte. Voran gingen ihm mehrere Schwertträger und ſeine Dolmetſcher mit dem ſilberknopfigen Amtsſtock, und hinter ihm kam ein Diener mit ſeinem königlichen Stuhl und Kiſſen.

Sobald er in dem großen Rathsſaal ſeinen Platz eingenommen, erhielt der Gouverneur Nachricht, daß die Häuptlinge ihn erwarteten, und begab ſich ſogleich dahin begleitet von ſeinem Rath, den Magiſtraten und mehrern Officieren der Beſatzung. Als ſie am andern Ende des Saals ſich geſetzt und Muße hatten, die ganze Verſammlung zu betrachten, mußte der ſeltſame Anblick einen nicht geringen Eindruck auf ſie machen. Ueber 600 der Vornehmſten des Landes waren verſammelt, und ſaßen auf Seſſeln oder landesüblichen Stühlen längs der Mauern und bis in die Mitte des weiten Saals, in welchem nur ein ſchmaler Raum in der Mitte nach dem Sitz des Gouverneurs offen gelaſſen war. Der ganze Reſt war nur Eine dichte Menſchenmaſſe, ſo eng gedrängt, daß man nirgends den Boden ſah. Die große Ungleichheit in der Höhe der Stühle, während die wenigen zugelaſſenen Diener auf dem nackten Boden ſaßen, vermehrte noch das Groteske des Anblicks, während die reichen, bunten, von der dunkeln Hautfarbe abſtechenden Gewänder, das Flimmern von Gold- und Silberſchmuck bei vielen Anweſenden, die Staatsdegen mit Goldgriff, welche die Stellung einiger der vornehmern Häuptlinge bezeichneten, das Schwenken der Elephantenſchweife durch die kleinen Pagen und die affenartigen Mützen der Ausrufer der Häuptlinge das Buntſcheckige der Scene erhöhten. Nimmt man dazu die ernſte Haltung der Häuptlinge mit ihren ſchwarzen oder grauen Bärten, das geſpannte Hinſchauen aller nach den weißen Männern, die feierliche würdige Haltung des Gouverneurs und der Magiſtrate, die Anweſenheit eines chriſtlichen Geiſtlichen mit einer Schaar einheimiſcher Chriſten, die bei dem Ausgang der Sache ſo tief betheiligt waren, und hinter allen die kriegeriſchen Geſichter der engliſchen Officiere in voller Uniform, ſo hat der Leſer eine Mannichfaltigkeit von Bildern vor ſich, die in Verbindung mit den in Frage ſtehenden wichtigen moraliſchen und religiöſen Erwägungen eines tiefen Eindrucks nicht verfehlen konnten.

Bei ſolchen Gelegenheiten betreiben die Fantis alles ſehr formell. Das Geſchäft begann damit, daß die Deputation von Cap Coaſt vortrat und durch ihren Dolmetſcher alles, was ſeit der Aufforderung des Gouverneurs vorgegangen, bis zur Ankunft Adu's in der Halle erzählte. Dann wandten ſie ſich zu letzterem um, führten ihn vor den Sitz des Gouverneurs und ſetzten ſich ſelbſt wieder nieder. Adu machte eine tiefe Verbeugung, und warf ſein Schnupftuch zu Boden, zum Zeichen der von ihm eingenommenen unterwürfigen Stellung; dann verbeugte er ſich gegen die Magiſtrate und Officiére, und nahm ſodann dem Gouverneur gegenüber eine achtungsvolle Haltung an. Aufgefordert ſein Benehmen zu erklären, bekannte er ſeinen Irrthum und bat um Gnade, er betrachte den Streit nicht ſowohl als ſeinen eigenen, ſondern als den des ganzen Fanti-Volks, er habe in Vertheidigung ſeines Fetiſches nach dem mit den andern Häuptlingen eingegangenen Vertrage gehandelt. Er ſey im Unrecht, daß er ſo lange den Ladungen des Gouverneurs widerſtanden, aber er habe den Beiſitzer gefürchtet, den er als ſeinen perſönlichen Feind anſehe, da er ihn bei mehreren frühern Gelegenheiten hart geſtraft habe. Er proteſtire gegen das Urtheil deſſelben im gegenwärtigen Falle, bitte den Gouverneur und die Magiſtrate die Sache in Verbindung mit den Fantihäuptlingen nochmals zu unterſuchen, und erklärte endlich ſich ihrer Entſcheidung zu unterwerfen. Der Beiſitzer zeigte ſich hiemit einverſtanden, die Sache wurde nochmals, wie zu Anamaboe, verhandelt, und dann zogen ſich Gouverneur, Magiſtrate und die vornehmſten Häuptlinge ohne den Beiſitzer zur Berathung zurück. Nach deren Rückkehr in den Saal wurde Adu angekündigt, daß es bei der frühern Entſcheidung ſein Verbleiben, und daß er ſich der Bezahlung der früher erwähnten Summen zu fügen habe. In Anbetracht der Bitte der andern Häuptlinge und in der Anſicht, daß die Gewalt des Gouverneurs vollkommen gewahrt worden ſey, willigte letzterer ein, Adu wegen ſeiner Hartnäckigkeit zu verzeihen, und ihm keine weitere Strafe aufzulegen. Indeß müſſe er zur Sicherheit, daß er vollkommenen Gehorſam beobachten werde, auf zwei Jahre lang 50 Unzen Goldſtaub im Schloſſe niederlegen. Mit der Bezahlung der Strafe und der Entſchädigung an die Chriſten ward dieſe mühſelige Angelegenheit ſchließlich beigelegt.

Aber damit waren die Folgen nicht beſeitigt: während des viermonatlichen Streits war die öffentliche Aufmerkſamkeit ſtärker und eifriger mit dem Syſtem der Fetiſchverehrung beſchäftigt geweſen als je vorher. Der Abfall mehrerer Prieſter und ihre Enthüllungen über die Künſte der Fetiſchmänner erſchütterten den Glauben der Eingebornen überhaupt. Mehrere Häuptlinge, die bisher blinde Fetiſchanhänger geweſen waren, wünſchten daß die Weißen das Verfahren der Fetiſchmänner unterſuchten, augenſcheinlich entſchloſſen, das läſtige Joch abzuwerfen, wenn ſich Lüge und Betrug herausſtelle. Die Folge dieſes ungläubigen Geiſtes war eine noch entſchloſſenere Anſtrengung der Fetiſchmänner ihre wankende Macht zu ſtützen. Dieß, mehr als die Beleidigung der Chriſten, war die Veranlaſſung zur Berathung der Fanti-Häuptlinge und zu Adu's gewaltthätiger Handlungsweiſe geweſen. Zureden der Fetiſchmänner, die auf angebliche Geſpräche mit dem großen Fetiſch ſich ſtützten, hatten Adu ſo lange in ſeiner Widerſpänſtigkeit beſtärkt. So oft er eine Ladung des Gouverneurs erhielt, hatte er ſie ſtets mit der größten Achtung aufgenommen, hatte ſtets die Engländer als ſeine Herrn anerkannt, und ſeine Bereitwilligkeit, nach Cap Coaſt zu kommen, erklärt, wenn es ihm nur der Fetiſch geſtatte. Stets befragte er den Gott, und ſeine wiederholten Weigerungen wurden in den achtungsvollſten Ausdrücken ausgeſprochen. Selbſt als die Deputation von Cap Coaſt zu ihm kam, blieb er demſelben Verfahren treu. Er opferte und fragte, und dießmal erhielt er die Antwort, er könne ohne Furcht gehen. Viele Umſtände wirkten zuſammen, die Fetiſchmänner von längerem Widerſtand abzuhalten.

In den erſten Stadien des Streits hatten ſie gehofft, die Fetiſchverehrer zum allgemeinen Aufſtande zu bringen, um die Obergewalt des Fetiſchs zu behaupten, aber der Abfall der Häuptlinge von Anamaboe und Abrah war ein beunruhigendes Anzeichen ihrer ſinkenden Macht. Dennoch verzagten ſie noch nicht, und ſchickten drohende Botſchaften ihres Gottes aus, um ihren Zweck zu erreichen. Sie ergriffen jeden eintretenden ungünſtigen Umſtand, und ſchrieben ihn dem Zorn des großen Fetiſch zu. Seit Monaten war kein Regen gefallen, und das Land ſchmachtete vor Dürre; das war das Werk des Fetiſch, ein Zeichen ſeines Zorns, das ſeine Einwirkung auf die Eingebornen überhaupt nicht verfehlte. Während der

Unterſuchung zu Anamaboe fiel Ottu, der Häuptling von Abrah, ohnmächtig in der Halle nieder, und ſtarb etwa zwei Monate ſpäter mitten unter der noch andauernden Aufregung. Dieß war ein noch bedeutſameres Zeichen des Zorns des Fetiſch, da Ottu die engliſche Obergewalt ſtandhaft unterſtützte. Der Verdacht iſt aufgeſtiegen, daß ſein Tod durch die Fetiſchmänner veranlaßt worden ſey, wenigſtens wird die Folge zeigen, daß ſie wohl fähig waren mit Gift umzugehen. Hr. G. Blankſon, ein eingeborner Kaufmann zu Anamaboe, Hr. Hagſon, der Dolmetſcher des Forts, und die HH. W. Parker und Stanhope, Geiſtliche der wesleyaniſchen Kirche und eifriger Beförderer des Chriſtenthums, hatten an dem Vorgefallenen mannichfachen thätigen Antheil genommen; die Fetiſchmänner glaubten, wenn ſie dieſe aus dem Wege ſchaffen könnten, ſo werde es nicht ſchwer ſeyn, ihren abergläubiſchen Anhängern einzureden, daß der große Fetiſch ſie getödtet habe. Zu dieſem Zwecke wurde in tiefer Nacht, an einer einſamen Stelle am Ufer eines kleinen Salzſees in der Nähe von Anamaboe, ein Rath von Fetiſchmännern und Fetiſchfrauen abgehalten. Hier verabredeten ſie ihre teufliſchen Pläne, und verbanden ſich durch einen großen Eid, die Sache geheim zu halten. Eine Sammlung ward veranſtaltet, um die Dienſte eines in der Anwendung von Gift gewandten Fetiſchmanns zu erkaufen.

Während ſie ſolchergeſtalt ihre Anſtalten trafen, um das Anſehen des großen Fetiſch auf ſo gewiſſenloſe Weiſe neu zu begründen, beunruhigte das wachſende Mißvergnügen des Volks und die thätigen Vorbereitungen des Gouverneurs viele Fetiſchmänner von Anamaboe, welche den Braffo-Prieſtern die Nothwendigkeit vorſtellten, Adu nach Cap Coaſt gehen zu laſſen. Viele von ihnen ſahen ein, daß ihre Brüder zu Mankaſſim, indem ſie Adu zu fortdauerndem Widerſtand riethen, das Ziel überſchoſſen hätten, und ſie fürchteten bei längerer Widerſpänſtigkeit einen gänzlichen Sturz ihrer Macht. Sämmtliche Fetiſchprieſter befanden ſich während dieſer Zeit in großer Aufregung. Ihr ganzes Trugſyſtem, durch das ſie ihren Unterhalt gewannen, war in Gefahr. Einige hielten es für rathſam zeitig ſich von der Genoſſenſchaft zu trennen, und ſo der unvermeidlich ſcheinenden Strafe zu entgehen, während andere den Prieſtern des großen Fetiſch die Nothwendigkeit vorſtellten, ihre Anſprüche zu mäßigen, wenn ſie nicht alle ihre Vorrechte gefährdet ſehen wollten.

Dieſe Umſtände wurden um die Zeit vor Adu's Ankunft zu Cap Coaſt dem Beiſitzer insgeheim von einem Fetiſchmann mitgetheilt, welcher der Mordberathung in der Nähe des Salzteichs zu Anamaboe beigewohnt hatte; er gab ihm eine Liſte der dabei anweſenden Männer und Frauen, und lieferte ihm genügende Beweiſe ihrer Schuld. Auch enthüllte er ihm die ganze Maſchinerie der Braffo-Fetiſchmänner, das Verfahren, einverſtandene Perſonen in den dichtbelaubten Verſtecken des heiligen Waldes aufzuſtellen, damit ſie in unnatürlicher Stimme die Orakel des Gottes geben, und andere in den Zweigen über den Köpfen der Bittenden aufzuſtellen, um die Opfergaben in Empfang zu nehmen, die mit niedergeſchlagenen Augen und mit ausgeſtreckten Händen gen Himmel gehoben wurden, und die, wie man glaubte, von dem Gott ſelbſt in Empfang genommen wurden. Der Fetiſchmann Coſi Cumat, dem der Beiſitzer dieſe Nachrichten verdankte, hatte keine perſönliche Kenntniß dieſer Umſtände, und bis vor kurzem noch hatte er feſt geglaubt, daß der Braffo-Fetiſch übernatürliche Kräfte beſitze. Er erkannte an, daß er als Fetiſchmann ſelbſt ſolche trügeriſche Streiche geſpielt habe, aber ſeine Furcht vor dem großen Fetiſch ließ ihn nicht glauben, daß die Braffo-Prieſter zu einem Syſtem von Trug und Liſt ihre Zuflucht nähmen. Was ihn zur Aenderung ſeiner Anſicht führte, war die Schändung ſeiner Frau durch einen andern Fetiſchmann; die Frau war zu demſelben gegangen, um ihn wegen der Krankheit eines Kindes zu fragen, und war genöthigt worden, die Umarmung des Prieſters zu dulden. Sie klagte dieß ihrem Manne, der darüber mit dem Prieſter in heftigen Streit gerieth; dieſer beſchuldigte die Frau, ſie lüge und behauptete ſeine Unſchuld. Nun beſtand Coſi Cumat darauf, daß ſie beide zu dem großen Fetiſch gehen, und den Braffo-Prieſter um die Wahrheit befragen ſollten. Da ſagte man ihm, der große Fetiſch ſey kein Gott, die Fetiſchmänner ſeyen ſo große Spitzbuben als ſie ſelbſt, ſie betrögen nur das Volk, und er ſelbſt ſey häufig gebraucht worden, ihnen beizuſtehen, er habe oft die Orakel ausgeſprochen, über welche die Prieſter zuvor einig geworden ſeyen. Er nannte dieſen Mann und mehrere andere als Perſonen, welche das ganze Syſtem des Trugs enthüllen könnten.

Mit der Kenntniß dieſer Thatſachen beſchloß nun der Beiſitzer die Fetiſchmänner vor dem ganzen Volke bloßzuſtellen, und als Adu's Sache abgemacht war, kündigte er der erſtaunten Verſammlung an, er wolle ihr nun zeigen, welche Leute ſie unterſtützt und dadurch das Land an den Rand des Verderbens gebracht hätten. Er beſchuldigte die Fetiſchmänner einer Verſchwörung zum Mord, er ſagte er werde die Beweiſe ihrer Schuld, ſowie ihrer groben Betrügereien vorlegen, zu welchem Ende er ſie morgen wieder auf das Schloß einlade. Dieſe Ankündigung wurde mit ſehr gemiſchten Gefühlen aufgenommen: einige ſtandhafte Vertheidiger des Fetiſches ſchreckten vor einer ſolchen Darlegung zurück, während andere, namentlich die Abrahs und Anamaboes, deren Glaube ſchon erſchüttert war, ihre Zweifel gelöst und ihr Gewiſſen durch die Ueberführung der betrügeriſchen Fetiſchmänner erleichtert ſehen wollten. Die Häuptlinge befahlen, die Fetiſchmänner ihrer verſchiedenen Diſtricte in den Gerichtshof zu bringen, und die Schnelligkeit, mit der man nach ihnen ſchickte, zeigte den herrſchenden Wunſch die Sache vollſtändig ergründet zu ſehen. Adu's Proceß war vor dieſen mächtigen Anklagen zu gänzlicher Unbedeutendheit herabgeſunken.

Hier genügt die Angabe, daß die Giftverſchwörung völlig bewieſen und von den Fetiſchmännern ſelbſt bekennt wurde. Neunzehn Männer und Frauen wurden überführt, und der Beiſitzer hatte die Genugthuung, daß die Häuptlinge ſelbſt in die Sache willigten, ja noch ſtrenger ſeyn und die Verbrecher zum Tode verurtheilen wollten. Die Männer wurden zur öffentlichen Auspeitſchung und fünfjähriger harter Arbeit verdammt, die Weiber kamen ihres Geſchlechts wegen mit zweijährigem Gefängniß weg. Die öffentliche Auspeitſchung der gefürchteten Fetiſchmänner fand auf dem öffentlichen Marktplatz zu Cap Coaſt unter allgemeinem Beifall des Volks ſtatt.

Hinſichtlich der Betrügereien der Fetiſchmänner war die Neugierde nicht geringer. Dieſe Darlegung traf ihren Glauben an der Wurzel. Drei lange Tage dauerte die Unterſuchung, und der große Saal war ſtets ſo gedrängt voll, wie bei Adu's Proceß. Als endlich das Volk vollſtändig überzeugt war, zeigte ſich auf die verſchiedenen Gemüther ein merkwürdig verſchiedener Eindruck. Einige

waren erfreut, andere traurig, einige lachten, andere waren zornig. Mehrere Mitſchuldige der Fetiſchmänner, durch die man die Orakel hatte ausſprechen laſſen, enthüllten das ganze Verfahren, und gaben Beweiſe für die Wahrheit ihrer Behauptungen, indem ſie die Fälle erwähnten, wo ſie den Bittenden geantwortet hatten, von denen viele anweſend waren. Ein zorniger Häuptling drängte ſich vorwärts, und fragte einen: „warſt du der Gott, der mich des Meineids ſchuldig erklärte? Haſt du mich mein Gold umſonſt bezahlen laſſen für die Krankheit meines Kindes? Haſt du mich der Hexerei beſchuldigt?“ So geriethen ſie in immer heftigern Zorn, niemand aber, wie man ſich denken kann, mehr als Adu.

Ein ehrwürdiger alter Häuptling ſtand, als die Ordnung wieder etwas hergeſtellt war, auf, wies auf ſeinen langen weißen Bart und ſagte: „das zeigt mir, daß ich zu alt zum Lernen bin, aber es verſtärkt den Rath, den ich jetzt allen gebe, die noch jung ſind, daß ſie den Fetiſch verlaſſen und in die Schule gehen.“ Man konnte unmöglich ihre einzige Stütze und Stab ſo gänzlich gebrochen ſehen, ohne mit dieſen Leuten Mitleiden zu haben. Viele verließen das Schloß traurig und niedergeſchlagen, und man hörte ſie zu einander ſagen: „was können wir jetzt thun in Krankheit und Noth? An wen können wir uns um Hülfe wenden? Unſere Götter ſind keine Götter, unſere Prieſter haben uns betrogen.“

Als der Verfaſſer die Küſte verließ, war der Altar des großen Fetiſch, der Jahrhunderte lang eifrig verehrt worden war, gänzlich verlaſſen, und um die ſonſt geheiligten Perſonen der Prieſter kümmerte ſich niemand mehr. Adu, der ihnen ſeinen Verluſt und ſein Unglück zuſchrieb, hatte ſie genöthigt, das Geld, das ſie ihm abgenommen, wieder herauszuzahlen. Mit dieſer Schilderung will ich nicht ſagen, daß die Nachweiſung der Spitzbüberei dieſer Fetiſchprieſter den Wunſch, Fetiſche zu machen, im Lande entwurzelt habe. Dieſer Wunſch wird bleiben, bis das Chriſtenthum feſten Fuß gefaßt hat, aber es zeigt für die Gelehrigkeit des Volks, daß eine ſolche Bewegung ohne Blutvergießen vorüber gehen konnte. Eine Zeitlang zitterte die engliſche Herrſchaft in der Wagſchale, aber die ruhige und gemäßigte Haltung der Regierung hat furchtbares Unheil verhindert.

Die Plataſtaaten und ihre Beſiedlung.

Es iſt uns kürzlich eine Schrift von dem in Coloniſationsangelegenheiten vorzugsweiſe thätigen Gottfried Kerſt zugekommen, welche den Titel führt: „die Plataſtaaten und die Wichtigkeit der Provinz Otuquis und des Rio Bermejo ſeit der Annahme des Princips der freien Schifffahrt auf den Zuflüſſen des Rio de la Plata.“ Ehe wir die Frage über die jetzige Ausführlichkeit einer Coloniſation in jenem fernen Binnenlande beſprechen, müſſen wir eine allgemeine unter den gegenwärtigen Verhältniſſen der Auswanderung ſehr beherzigungswerthe Bemerkung machen. Kerſt wie die Gegner ſeines Plans, welche ſich in der „Hamburger Zeitung für deutſche Auswanderungs- und Coloniſationsangelegenheiten“ vernehmen laſſen, ſprechen ſich gegen die Fortdauer der faſt ausſchließlichen Auswanderung nach Nordamerika aus, Kerſt mehr aus politiſchen Gründen, indem er ſagt: „Nordamerika hat bereits einen guten Theil der europäiſchen Kraft in ſich aufgenommen, und man fährt in Europa fort, die bereits gefahrdrohende Macht der Union unwillkürlich immer mehr zu ſteigern, indem man ihr Menſchen, Capitalien, Wiſſenſchaft und Künſte ſo eifrig zuführt, als ſey es politiſcher Calcül der monarchiſchen Staaten Europa's, dieſem demokratiſchen Staat ſo eilig als möglich zur Weltherrſchaft zu verhelfen.“ Die Hamburger Zeitung geht mehr von nationalökonomiſchen Gründen aus, und meint die Auswanderung nach Nordamerika habe ſchon ihren Höhepunkt erreicht, weil die Bodenpreiſe, wenigſtens in den öſtlichen Staaten, ſchon eine Höhe erreicht haben, welche nicht mehr weit hinter den europäiſchen zurückbleiben, während die Auswanderung nach dem fernen Weſten die Ueberſiedelungskoſten nicht unbedeutend erſchwere. Beide Anſichten haben manches Wahre, obwohl wir weder an die „Gefahr drohende Macht“ der amerikaniſchen Union, noch an die nationalökonomiſche Wirkſamkeit dieſer Werthverhältniſſe ſo unbedingt glauben. Was die Auswanderung aus Deutſchland, ſo lange ſie nicht durch innere europäiſche Verhältniſſe ſich mindert, noch geraume Zeit nach Nordamerika lenken wird, ſind die geordnetern Verhältniſſe, die ſich daſelbſt finden, und einem Mann mit ſehr mäßigem Vermögen und Fleiß bald ein genügendes Auskommen verſchaffen. Dagegen fällt die Behandlung, welche die einwandernden armen und unwiſſenderen Deutſchen von den Angloamerikanern erfahren, die Herzloſigkeit, mit der ſie geprellt und zu den ungeſundeſten Arbeiten benützt werden, wozu man keine Negerſklaven hergibt, ſehr ſtark in die Wage, und wer in dieſer Beziehung beiträgt, die Auswanderer aufzuklären und zu warnen, hat ſich ein Verdienſt um Deutſchland und ſeine Kinder erworben. Dieſer Punkt iſt ſo bedeutend, daß wir ihn bezüglich des Raths an Auswanderer nahezu allen andern voranſtellen möchten. Wenn man daher andere Auswanderungsländer aufſucht, wo nicht Tauſende zu Grunde gehen, ehe ſie zu einem eigenen Beſitzthum gelangen können, ſo iſt dieß ein ſehr berechtigtes Streben, dem man nur den beſten Erfolg wünſchen kann.

Südamerika bietet hiezu unermeßliche Hülfsmittel, weit umfaſſender als Nordamerika, dagegen ſind aber auch freilich die Zuſtände weit weniger geordnet und haben bis auf die neueſte Zeit herab gar manche höchſt unerfreuliche Seiten dargeboten. Um ſo beachtenswerther iſt es, daß noch in den letzten 20 zum Theil höchſt unruhigen Jahren die europäiſche Einwanderung in den Laplataſtaaten und Uruguay ſich bedeutend gehoben hat, ein ſicheres Anzeichen, was dieſe Auswanderung werden kann, wenn ſich die Verhältniſſe conſolidiren, wozu jetzt alle Ausſicht vorhanden iſt; einestheils iſt eine Ermüdung nach den zum Theil ſehr unfruchtbaren Streitigkeiten eingetreten, anderntheils macht der wachſende europäiſche Handel ſeinen beſchwichtigenden Einfluß geltend: man fängt an im innern Lande zu fühlen, daß man die Seeſtädte nicht entbehren kann, und daß man in ihrer Bekämpfung eine ſelbſtmörderiſche That begeht, während die ausſchließliche Beherrſchung des innern Landes durch die Seeſtädte, namentlich Buenos-Ayres, ſich nicht

länger durchführen läßt. Die wichtigſte Erſcheinung in dieſer Beziehung, die wahre Verſöhnungsacte zwiſchen den Seehäfen und dem innern Lande, ſind die in den letzten Jahren über die Freiheit der Schifffahrt auf dem Parana und Paraguay mit den Laplataſtaaten und mit Paraguay ſelbſt abgeſchloſſenen Verträge Englands und Frankreichs ſowie des nicht minder betheiligten Nordamerika's. Vorher hatten die Machthaber zu Buenos-Ayres die Schifffahrt der Fremden auf dem Parana gehindert, um Buenos-Ayres zum gezwungenen Umſchlagsplatz zu machen, und weil man dieß Monopol nicht dulden wollte, empörte man ſich gegen Buenos-Ayres, und die am Parana und Paraguay liegenden Staaten verbanden ſich wiederholt mit Uruguay, um eine Concurrenz gegen Buenos-Ayres zu ſchaffen und nicht dem unbeſchränkten Monopol anheimgegeben zu ſeyn; wollte nun Buenos-Ayres die Vortheile ſeines Monopols nicht verlieren, ſo mußte es Montevideo, den rivalen Handelsplatz in der Banda Oriental oder Uruguay, direct oder indirect ſeiner Herrſchaft unterwerfen. Nimmt man hiezu noch, daß die ſüdweſtlichen Flußhäfen Braſiliens im Binnenlande in demſelben Falle, wie die Binnenſtaaten der Laplataprovinzen, namentlich Corrientes und Entrerios, waren, daß Braſilien ſelbſt aber aus mehrfachen, weiter unten näher zu berührenden Gründen zu verhindern ſuchte, daß dieſe Binnenhäfen geöffnet würden, daß die atlantiſchen Häfen Braſiliens dieſer Eröffnung entgegen ſind, während die innern Provinzen darauf dringen, daß ſie eröffnet werden, ſo hat man abgeſehen von den perſönlichen Reibungen, die in einem ſolchen Geſellſchaftszuſtand nie ausbleiben, den Schlüſſel zu allen den Verwicklungen, die ſeit einer ſo langen Reihe von Jahren die Laplataſtaaten heimgeſucht haben. Man wird daraus erkennen, daß der Ausdruck, der Abſchluß der Verträge über die Beſchiffung der großen Ströme ſey die Verſöhnungsacte zwiſchen den innern Provinzen und den Seeſtädten, namentlich Buenos-Ayres, keineswegs übertrieben, und daß Kerſt ſehr berechtigt iſt, von dieſem Zeitpunkt an eine neue Epoche der Laplataſtaaten zu datiren.

Wenn wir oben bemerkten, Braſilien habe ſich der Eröffnung der Häfen widerſetzt, ſo ergibt ſich dieß aus mancherlei Maaßregeln, namentlich aus ſeiner Haltung den Verträgen über die freie Flußſchifffahrt gegenüber, indem es die vom vorigen Spätjahr datirte unbefugte Proteſtation [1] von Buenos Ayres gegen dieſelbe aufnahm und veröffentlichte. [2] Dieß iſt gar nicht denkbar, wenn man nicht annimmt, in Buenos Ayres habe eine ſo entſchiedene Ueberzeugung geherrſcht, die braſilianiſche Regierung werde dieſe Verträge nicht dulden, daß es bis zu einem öffentlichen in ſeiner Befugniß als einzelner Staat gar nicht liegenden Schritt ſich verleiten ließ. Wenn alſo in der „Hamburger Zeitung für deutſche Auswanderungs- und Coloniſationsangelegenheiten" behauptet wird, Braſilien ſehe dieſe Eröffnung der Paranaſchifffahrt gern, da die Beſchiffung des Parana und Uruguay „eine unläugbar große Wichtigkeit für die braſilianiſchen Südprovinzen Rio Grande do Sul und Parana habe", ſo iſt zwar letzteres richtig, aber nicht das erſtere. Dieſe Coloniſation der Südprovinzen war ihm minder wichtig und lag ihm weniger am Herzen, als die Verſorgung ſeiner Mittelprovinzen mit Arbeitern, ſeyen es Schwarze oder Weiße. Schon dieſer Umſtand rechtfertigt das Beſtreben Hrn. Kerſts, die Auswanderer möglichſt von Braſilien abzuhalten, ſo lange dieß nicht die Beweiſe liefert, daß es ihm wirklich um freie Einwanderung zu thun iſt. Dieſen Beweis hat es trotz aller Lobpreiſungen noch nicht geliefert, und wenn die deutſchen Colonien in Dona Franciſca und Blumenau gedeihen, ſo geſchieht es trotz der braſilianiſchen Regierung. Wir ſind indeß begierig den Fortgang zu erfahren, wie es den deutſchen Coloniſten auf einem Boden ergeht, wo das Zuckerrohr und der Kaffeebaum wächst.

Kerſt rechtfertigt ſeine Abneigung gegen Einwanderungen in Braſilien, eine Abneigung, die man ihm als eine Manie vorwirft, durch die Ausſicht auf innere Erſchütterungen, die dem braſilianiſchen Reich bevorſtehen. „Es ruht auf demſelben", ſagt er (p. 5) „der Fluch der Sklaverei, der alle Hoffnung auf eine gedeihliche Entwicklung abſchneidet. Revolutionen, ſchrecklicher als diejenigen, die irgend ein anderer amerikaniſcher Staat durchgemacht hat, ſtehen vorausſichtlich in nicht allzu ferner Zukunft dieſem Lande bevor, und die herrſchende Faction daſelbſt zeigt ſich völlig unfähig dieſelbe zu beſchwören; Braſilien hat eigentlich keinen Befreiungskampf durchzumachen gehabt. Das alte portugieſiſche Regierungsſyſtem ſetzte ſich daher bis zu dieſer Stunde faſt ungeſchwächt fort; was von den weltbewegenden Ideen der Neuzeit ihm zuſtrömte, haftet nur als ſehr äußerlicher Anflug, führte aber zu keiner innern Umgeſtaltung, wie die Revolutionen in den übrigen amerikaniſchen Staaten. Iſt dieß einerſeits ein Glück zu nennen, ſo iſt es andrerſeits doch ein ſchweres Unglück, denn die Kriſis iſt nur verſchoben, das Land auf einen Vulcan geſtellt, deſſen Eruptionen um ſo furchtbarer ſeyn werden, je länger die gährenden Kräfte gewaltſam comprimirt werden. Der Mangel an hinlänglicher ſittlicher Kraft verhindert die herrſchende Claſſe zu dem Rettungsmittel, welches möglicherweiſe allein die drohende Gefahr abzuwenden vermöchte, zu greifen, nämlich das menſchenleere Gebiet nach dem Vorbilde, das die Vereinigten Staaten gegeben, der freien Einwanderung zu öffnen, die man durch die ſtärkſten Bande an die Landesintereſſen feſſelt. In dem Bewußtſeyn der Schwäche ein ſo unermeßliches Gebiet gegen irgend einen ernſten Angriff zu vertheidigen, ſucht man durch diplomatiſche Intriguen den Mangel an irgend einer realen Macht zu erſetzen." Ueber die Wahrſcheinlichkeit oder Unwahrſcheinlichkeit einer braſilianiſchen Revolution läßt ſich ſtreiten, gewiß laſſen ſich aber ſehr viele Gründe für die Wahrſcheinlichkeit angeben, und es muß ſchon durch das unvermeidliche Hinſterben der übergroßen Anzahl männlicher Sklaven nothwendig im Laufe weniger Jahre eine ökonomiſche Revolution vor ſich gehen, deren Folgen ſich nicht berechnen laſſen.

Nimmt man hinzu, daß abgeſehen von den politiſchen Gefahren, mit denen der Zuſtand Braſiliens droht, auch der bei weitem größte Theil deſſelben innerhalb der Tropen liegt, ſo darf man ſich nicht wundern, wenn man geradezu von Auswanderung nach Braſilien abräth, und die Blicke nach den Plataſtaaten wendet, deren „Stromgebiet das einzige der Erde iſt, welches gleichmäßig der heißen und gemäßigten Zone angehört, und den Austauſch aller der unendlich verſchiedenen Producte dieſer Zonen mit Anwendung

[1] Sie iſt vom 31 Auguſt 1853 datirt, und ſeltſam genug im Eingang als von „dem Staatsſecretär der auswärtigen Angelegenheiten der Provinz Buenos Ayres" bezeichnet; letztere Stadt nimmt alſo eine von den übrigen Staaten unabhängige Haltung an.

[2] Das betreffende Actenſtück ſteht bereits in der Nro. des Correio Mercantil vom 12 Sept., muß alſo unmittelbar nach der Ankunft in Rio Janeiro veröffentlicht worden ſeyn.

des Dampfes auf ſeinen Strömen [1] in ſehr wenigen Tagen geſtattet; es iſt das einzige der großen Stromgebiete, das den Lauf ſeiner Gewäſſer vom Aequator abgekehrt nach Süden gerichtet hat." Die Ausſichten für Auswanderung und Handel ſind in der That, ſeit die Eröffnung dieſer Ströme den Nachtretern der alten ſpaniſchen und portugieſiſchen Politik abgenöthigt wurde, unermeßlich, und es iſt nicht ohne Grund, wenn der Verfaſſer (p. 29) auf die Vortheile verweist, welche der Umſtand darbietet, daß die Ernten „dieſer Landſtriche gerade in die andere Jahreshälfte als die unſrigen fallen; bei dem ſteigenden Austauſch, welcher zwiſchen Amerika und Europa in Erzeugniſſen der Kunſt und Induſtrie gegen Naturproducte ſtattfindet und immer mehr ſtattfinden muß, iſt dieß für Europa wie für Südamerika von der höchſten Bedeutung.

Hr. Kerſt iſt ſomit wohl zu dem Ausſpruch berechtigt, daß „dem Platagebiet nichts fehlt, als arbeitsluſtige Menſchen, und daß ſich ihm die große Speculation zuwende, die nirgends in der Welt ein reicheres Ernteſeld finden kann." Die Schilderung der einzelnen Staaten gibt den Beweis dafür, ſo wie für die Künſte, womit Braſilien den Aufſchwung der einzelnen Plataſtaaten, namentlich der ihm zunächſt liegenden Banda Oriental aufzuhalten und fortwährend darin Unruhen zu nähren ſucht. Die Gegner Hrn. Kerſts, welche die Beförderung der Auswanderung nach Braſilien ſich zum beſondern, faſt ausſchließlichen Ziel geſetzt, haben ſich weislich gehütet, dieſen Theil ſeiner Darſtellung zu erwähnen, denn gegen ſolche actenmäßige Beweiſe läßt ſich wenig anführen. Indeß ſcheinen alle die Intriguen der braſilianiſchen Regierung ſich in Nichts aufzulöſen, weil alle die aufeinander folgenden Regierungen Uruguay's ſich immer wieder bemüht haben das Land emporzubringen. „Wunderbar ſchnell", heißt es p. 33, „entwickelte ſich nach dem Frieden vom J. 1828, der die Unabhängigkeit von Uruguay anerkannte, der Wohlſtand der neuen Republik. Die Hauptſtadt Montevideo verdoppelte in einem Jahrzehend die Zahl ihrer Häuſer und Einwohner, und der Werth ihrer Einfuhr vervierfachte ſich in Folge der beginnenden Einwanderung. Das Cabinet in Rio ſah dieſe Fortſchritte mit um ſo größerer Beunruhigung, als dieſelbe von der Provinz Rio Grande nicht unbeachtet bleiben konnten, welche durch die chineſiſche Abſperrung gegen eine größere freie Einwanderung in demſelben Zeitraum kaum den Wohlſtand wieder erlangen konnte, den ſie vor der Schilderhebung in der Banda Oriental beſaß. Es erklärt ſich hieraus die eigenthümliche Wechſelwirkung zwiſchen der Republik Uruguay und der Provinz Rio Grande, die ſich in der Erſcheinung kundgibt, daß in der letztern ſofort Symptome einer politiſchen Gährung ſich zeigen, wenn in Uruguay Frieden und Ruhe herrſcht und umgekehrt die politiſche Gährung in Rio Grande ſcheinbar verſchwindet, wenn in der Nachbarrepublik größere Unruhen Platz greifen." Von welcher Bedeutung für Handel und Einwanderung der Staat Uruguay iſt, kann man daraus abnehmen, daß bei 130,000 Einwohnern auf 4000 geogr. Quadratmeilen die Einfuhr etwa 14 Mill. Dollars beträgt, während die Ausfuhr auf mindeſtens 10 anzuſchlagen iſt, und zwar lediglich von Häuten, Hörnern, Haaren, Talg und Fleiſch der wilden Heerden. „Zu welcher Bedeutung", ſagt Kerſt, „würde der Staat aufſteigen, wenn ſein Gebiet, auf welchem 15 Millionen Menſchen behaglich leben könnten, durch europäiſche Einwanderung auch vorerſt nur von einer halben Million betriebſamer Menſchen bevölkert wäre!" Auf dem Gebiet der argentiniſchen Conföderation, welches 40 bis 50,000 Quadratmeilen umfaßt, leben bis jetzt etwa 800,000 Menſchen, „das Land iſt alſo ſo gut wie menſchenleer."

Allerdings iſt von dieſem großen Gebiet ein ſehr bedeutender Theil Weideland, auf dem „wahrſcheinlich in Jahrhunderten der Pflug nicht in Anwendung kommen wird," aber die Halbinſel zwiſchen Parana und Uruguay, welche über 4000 Quadratmeilen umfaßt, und allein den ſechsten Theil aller Bewohner des weiten Gebiets in ſich ſchließt, bietet der Einwanderung um ſo größere Vortheile, und „das Bedürfniß dem Mangel an Menſchen und Induſtrie durch Heranziehung einer Einwanderung in größerem Maaßſtab abzuhelfen, wird ſeit der Eröffnung der freien Schifffahrt immer mehr empfunden, namentlich hat die Regierung von Corrientes bereits beachtenswerthe Schritte gethan, und es iſt kein Zweifel, daß Entreries ſich beeilen wird, den übrigen Provinzen das Beiſpiel zu geben, auf welche Weiſe die Conföderation zu dauerndem und geſichertem Wohlſtand, Anſehen und Macht gelangen kann." Ein Argentiner, Namens Sarmiento, ſagt in einer ſchon vor etlichen Jahren erſchienenen Schrift, geradezu: „Entreries wird von dem Tage an, wo es einſichtsvollere Schifffahrtsgeſetze hat (d. h. die Freiheit der innern Ströme hergeſtellt iſt) das irdiſche Paradies, der Mittelpunkt der Macht und des Reichthums und die mit blühenden Städten am dichteſten beſäete Gegend ſeyn." Damit iſt freilich nicht geſagt, daß es ein Schlaraffenland ſeyn wird, man wird dieſe Reichthümer im Schweiße des Angeſichts heben müſſen, aber die Sache wird bei ſo manchen vereinten Vortheilen nicht ſchwerer, wahrſcheinlich leichter als in vielen andern Ländern ſeyn. Der Congreß ſämmtlicher Provinzen, mit Ausnahme von Buenos-Ayres, das ſich bis jetzt trotzig fern gehalten hat, iſt in Santa Fe zuſammengetreten, und hat eine Conſtitution für die argentiniſchen Staaten entworfen; die Beſtimmungen, die er für Beförderung der fremden Einwanderung erlaſſen hat, ſind ein Beweis, daß er die Wichtigkeit derſelben fühlt. Das Fernehalten von Buenos-Ayres wird den Fortgang des Werks innerer Einigung ſchwerlich ſtören; Kerſt läßt ſich über die Stellung dieſer Stadt, welche eine ſo wichtige Rolle in der geiſtigen und materiellen Entwicklung der Laplataſtaaten geſpielt hat, und ſicher auch in Folge noch ſpielen wird, folgendermaaßen vernehmen: „ob die Provinz Buenos-Ayres als unabhängiger Staat für immer ſich von der Conföderation losſagen und damit die auf Zerſtückelung der Conföderation gerichtete braſilianiſche Politik fördern wird, muß die Zeit lehren. Sicherlich werden durch eine ſolche Lostrennung die Intereſſen der Stadt Buenos-Ayres nicht gefördert werden, beſonders ſeit die Schifffahrt auf den Strömen für alle Nationen geſichert iſt. Denn die Fortdauer der Agitationen in Buenos-Ayres in der Abſicht, die innern Provinzen wieder in die politiſche Abhängigkeit von dieſer Stadt zurückzuführen, könnte leicht die Urſache werden, daß die Capitalien

[1] Die Fortſchritte des Handels auf und der Anſiedlung an dieſen Strömen hängen freilich vorzugsweiſe vom Dampf ab, und man darf ſich nicht wundern, daß, abgeſehen von dem engherzigen ſpaniſchen und portugieſiſchen Colonialſyſtem, die Anſiedlung und der Anbau ſo ſchwache Fortſchritte machten, denn von Buenos-Ayres braucht man nach Aſuncion, der Hauptſtadt von Paraguay, mit Segelſchiffen 70 Tage, während man denſelben Weg mit Dampfſchiffen in acht Tagen zurücklegt. Ebenſo wird die Belebung des Amazonenſtroms, wozu bekanntlich jetzt ein Anfang gemacht iſt (ſ. Nr. 7), hauptſächlich nur durch die Dampfſchifffahrt bewirkt werden.

die Stadt verlaſſen, um geſchützt durch das Bollwerk, das die Inſel Martin Garcia (an der Ausmündung des Uruguay und Parana in den Laplata) bietet, auf irgend einen der gelegenen Punkte der Conföderation in größerer Sicherheit verwendet zu werden. Die Bedeutung der Stadt Buenos-Ayres hängt durchaus nicht von dem Umſtande ab, daß ſie der Sitz der Bundesregierung ſey, ebenſowenig als Neuyork an Wichtigkeit dadurch verliert, daß die Regierung der Union in Waſhington ihren Sitz hat. Im Gegentheil lehrt eine 40jährige Erfahrung, daß es für den Aufſchwung von Buenos-Ayres ungleich vortheilhafter geweſen wäre, wenn dieſe Stadt den politiſchen Parteikämpfen dadurch mehr entrückt geweſen wäre, daß der Sitz der Bundesregierung auf ein neutrales Gebiet mehr ins Innere verlegt, ja daß Buenos-Ayres ſelbſt nicht einmal der Sitz der Provinz geworden wäre. Wir betrachten daher die neueſte Verfügung des Congreſſes in Santa Fe, wonach das Miniſterium der Conföderation künftig in Bajada de Parana ſich etabliren ſoll, als eine weiſe, zweckentſprechende, und ſehen in dieſer Maaßnahme eine neue Garantie für die freie Schifffahrt auf den Strömen, als des groſſen Mittels die bisher ſchwer vernachläſſigte Entwicklung der Wohlfahrt der Provinzen zu fördern. Der moraliſche Einfluß der Stadt wird immer ein höchſt bedeutſamer bleiben, auch wenn ſie darauf Verzicht geleiſtet, Herrſcherin zu ſeyn. Dieſer Einfluß wird von dem Tage an ein gewaltiger werden, wo man in Buenos-Ayres den Entſchluß faßt, den Verkehr mit und zwiſchen den Provinzen durch alle zu Gebote ſtehenden Mittel zu erleichtern."

Das iſt ſtets das A und das O der Fragen in dem großen Laplatagebiet: bis jetzt hat der mangelhafte Verkehr die entlegenen Länder brach gelegt, denn der Abſatz ihrer ſchwer ins Gewicht fallenden Producte wurde durch den theuren Transport unmöglich gemacht; ſowie dieſer Transport verbeſſert wird, kommen ihre Erzeugniſſe zum Abſatz ans Meer, und eben ſo die europäiſchen Waaren ins Innere; durch die lang und hartnäckig beſtrittene Freiheit der innern Flußſchifffahrt iſt die Grundlage zu dieſer günſtigen Entwicklung gegeben, und es gilt jetzt nur die Hand ans Werk zu legen. Das ſcheint man ſehr im Sinne zu haben, nachdem die meiſten Staaten zur Erkenntniß gekommen ſind, daß mit der Sperrung der Flüße nur ſehr eigennützige, theils buenos-ayriſche theils braſilianiſche Zwecke verfolgt wurden. Man darf ſich nicht wundern, dieß Braſilien immer als Hemmſchuh hier nennen zu hören: ſobald die innern Staaten mit den Laplatahäfen in engen Verkehr kommen, kann nicht nur Braſilien das Eindringen der Fremden in ſeine ſüdweſtlichen Gränzen nicht mehr aufhalten, ſondern dieſe innern Staaten ſelbſt, welche zum Theil dieſelben Producte haben, wie Braſilien, können Kaffee, Zucker, Kakao u. dgl. viel wohlfeiler nach Buenos-Ayres und noch mehr nach Corrientes liefern, [1] als Braſilien zur See dieß zu thun vermag, denn Braſilien muß außer dem Seetransport auch einen höchſt koſtſpieligen Landtransport bis an die Seehäfen bezahlen. Was aber noch wichtiger als dieß Handelsintereſſe für Braſilien iſt, das iſt die Sklavenfrage: kann Braſilien dieſe Waaren nicht zu dem gleichen Preiſe auf den Markt liefern, ſo wird das in den mittlern Provinzen herrſchende Syſtem der großen, mit Sklaven bebauten Fazendas noch unhaltbarer, und dieſe mittlern Provinzen, jetzt der Haupttheil Braſiliens, deſſen Fazendeiros die Regierung beherrſchen, verlieren damit ihr bisheriges Uebergewicht. Wie es dann im Innern Braſiliens ausſehen, welche Wendung der Gang der Dinge nehmen wird, das läßt ſich jetzt noch kaum berechnen; die braſilianiſche Regierung ſucht alſo, indem ſie die freie Schifffahrt der Ströme im Laplatagebiet zu hindern bemüht iſt, den bisherigen Beſtand der Dinge in ihrem eigenen Land aufrecht zu erhalten.

Um dieſe Intereſſen möglichſt zu verfechten, ſtrebt es die innern Staaten auseinander zu halten und Unfrieden zu ſäen. Wie weit dieß geht, kann man aus dem Umſtande erſehen, daß die Regierung von Paraguay am 10 Auguſt vor. J. den braſilianiſchen Geſchäftsträger aus dieſem Grunde auswies. In der deßhalb erlaſſenen Note iſt ausdrücklich angeführt, daß er „eine Spal ung zwiſchen den Schweſterrepubliken herbeizuführen geſucht habe, weil ſie ihre guten Beziehungen durch das neue Band eines Schifffahrts- und Gränzvertrags enger geknüpft haben." Dieſe officielle Erklärung über die Machinationen Braſiliens iſt äußerſt intereſſant und geeignet, auch Buenos Ayres und Uruguay, in welch letzterem Lande es gleichfalls noch eine braſilianiſche Partei gibt, die neuerlich den Schutz der braſilianiſchen Regierung nachgeſucht haben ſoll, vollſtändig zu belehren.

Was wir bei frühern Gelegenheiten über den öſtlichen Theil des Staats Bolivia bemerkt, daß er ohne Entwicklung der Schifffahrt auf dem Amazonenſtrom und ſeinen Nebenflüſſen, ſo wie auf dem Paraguay nicht zur Entwicklung kommen könne, ſondern hinſiechen müſſe, das beſtätigen die geſammelten Angaben Kerſts zur Genüge. Wir müſſen hinſichtlich der wahrhaft wunderbaren Fruchtbarkeit von Otuquis auf das Schriftchen ſelbſt verweiſen, und bemerken, daß am Ende vorigen Jahrs in Hamburg eine Geſellſchaft zuſammengetreten iſt, welche einen Landſtrich in der Provinz Otuquis, die an den Paraguay ſtößt, ankaufen will, augenſcheinlich in der Abſicht, eine Colonie dahin zu führen, und einen umfaſſenden Frachthandel mit jenen Gegenden zu eröffnen. Mit dieſem Unternehmen hat Hr. Kerſt, dem man ein Vergehen daraus macht, daß er eine Coloniſation innerhalb der Tropen begünſtige, nichts zu ſchaffen, wenigſtens finden wir ſeinen Namen in dem Vertragsinſtrument nicht genannt, und ſeine Schrift ſagt nichts von einem Coloniſationsplan in Otuquis, ſondern von Eröffnung einer Handelsſtraße dahin. Letzteres Unternehmen verſpricht außerordentlichen, wenn auch nicht ſehr ſchnellen Erfolg, die Coloniſation mag zweifelhafter ſeyn; hier iſt nur auffallend, daß man dieß Coloniſationsunternehmen angreift, obgleich es in Hamburg ſelbſt angebahnt wurde, und Hrn. Kerſt zum Sündenbock macht, alles aus keinem andern Grunde, als weil man die Auswanderung nach Braſilien

[1] Was hier von Zucker und Kaffee geſagt iſt, gilt in noch viel höherm Grade von Ipecacuanha, Vanille und ähnlichen Erzeugniſſen, die jetzt einen ungeheuern Landweg nach Rio Janeiro einſchlagen, und doch noch ſich verkaufen, während ſie, auf dem Paraguay oder Parana verſendet, nicht den zehnten Theil koſten würden. Begreiflicherweiſe iſt es mit den europäiſchen Einfuhren eben ſo. Nach den von Kerſt mitgetheilten Notizen würde ein ſehr bedeutender Theil des Handels von Rio in die Brüche gehen, wenn die innern Provinzen durch die Ströme der Laplataprovinzen zugänglich würden. Kerſt ſucht einen Hauptgrund der braſilianiſchen Politik in dem ungeheuren Reichthum der Provinz Matto Groſſo an edeln Metallen und Diamanten (ſ. p. 67), denn man ſuche auf jene denkbare Weiſe dieſe Provinz in der Iſolirung zu erhalten, und er führt auch (p. 68) eine Stelle aus einem braſilianiſchen Blatte an, die allerdings kaum einen Zweifel läßt.

befördern will, und den Vorſchlägen Hrn. Kerſts für die Laplataſtaaten entgegen iſt. Das ſind ziemlich krumme und nicht ſehr empfehlenswerthe Wege. Hr. Kerſt hat die Vorzüge des Laplata-Gebiets mit großem Talent vertreten, und die Intrigantenpolitik der braſilianiſchen Regierung ans Licht gezogen, hinc illæ lacrymæ! Wir empfehlen Hrn. Kerſts Schrift allen denen, welche ſich über die Verhältniſſe des ſüdamerikaniſchen Handels und Coloniſationsweſens unterrichten wollen. Auch ſeine Arbeiten in der Zeitſchrift für Allg. Erdkunde, wo er (II. 1.) Paraguay's innere Verhältniſſe nach alten und neuen Quellen behandelt, gehen in derſelben Richtung, und es iſt in der That ein Verdienſt, daß man die Erforſchung dieſer Länder nicht bloß in gemein utilitariſchem Sinne, der oft nicht einmal über die nächſten Zwecke hinausdenkt, ſondern in allgemeiner wiſſenſchaftlicher Weiſe behandelt.

Bruchſtücke einer Reiſe im Peloponnes im J. 1850 von den HH. Bertrand, Mézières und Beulé, Mitgliedern der franzöſiſchen Schule von Athen.

(Archives des Missions scientifiques et litteraires. Vol. III. Cah. VII. VIII.)

1. Eintritt in Laconien. — Sellaſia.

„Nach den Hermen, ſagt Pauſanias, beginnt im Weſten Laconien. Dieß ganze Land iſt mit Eichen bedeckt und man nennt es Scotitas, nicht als ob die Bäume vielen Schatten gäben, ſondern Jupiter führt den Beinamen Scotitas und etwa zehn Stadien von der Straße links ſteht ein ihm geweihter Tempel.“ Wo findet man jetzt dieſen Wald Scotitas, der ſelbſt nach dem Zeugniß von Pauſanias nicht viel Schatten gab? Man trifft auf der Straße von Arachova einige zerſtreute Eichen, die vielleicht früher zahlreicher waren. Verkalkte Stämme laſſen glauben, daß ein Brand das Land verwüſtet hat, denn zerſtörte Wälder ſieht man in Griechenland nicht ſelten. Die Hirten zünden einen Baum an um ſich im Winter zu wärmen, das Feuer pflanzt ſich fort, theilt ſich den nahen Zweigen mit, und niemand denkt daran es auszulöſchen; es brennt, ſolange es Nahrung findet. So werden die die Berge entholzt, ſo vertrocknen die Quellen, und ein ſonſt fruchtbarer Boden trägt nur noch wenige Büſche. Hat der Wald Scotitas das Schickſal ſo vieler andern gehabt, die verſchwunden ſind, und welche von den jetzigen Griechen nie erſetzt werden? Oder muß man ihn weiter auf der Straße von Sparta ſuchen? Er bedeckte einen weiten Raum, was den Vermuthungen freies Feld läßt; indeß wiſſen wir, daß er zwiſchen Lacedämon und Tegea lag. Arachova entfernt ſich von dieſer Richtung und vielleicht muß man ihn in einiger Entfernung vom Dorfe an den Ufern des Oenus ſuchen.

Der Oenus iſt jenes Wildgewäſſer, das man hinter Arachova 53mal paſſirt, und das die Griechen „saranta potamo“ (40 Flüſſe) genannt haben. Es fließt in einem engen Thale, mitten unter hundertjährigen Platanen von erſtaunlicher Größe und Stärke. Dieſe maleriſche Schlucht läuft mehrere Miglien weit, und verengt ſich zwiſchen kleinen mit Eichen bedeckten Hügeln. Vielleicht machte dieß ganze Land einen Theil des Strichs und des Waldes von Scotitas aus. Die alten Schriftſteller geben uns hierüber keine beſtimmte Nachricht. Titus Livius ſagt allein, daß Philopömen, als er von Tegea her gegen Nabis, den Tyrannen von Lacedämon, zog, ſich in dem Wald verbarg.

Wir ließen die Straße von Tegea nach Sparta zur Rechten, in der Umgegend mußte Caryes liegen, das dem Diſtrict den Namen Caryatidis gab. Pauſanias ſagt, daß die jungen Mädchen aus Sparta alle Jahre hieher kamen, um in dem Tempel der Diana zu tanzen. Aus einer Stelle im Livius weiß man, daß die Stadt auf der Straße von Tegea nach Sparta lag. Flaminius, der gegen die Spartaner marſchirte, zog über den Berg Parthenius, kam an Tegea vorüber, und lagerte am dritten Tage zu Caryes. Drei Jahre ſpäter griff Philopömen den Tyrannen Nabis von derſelben Straße her an. Das Zeugniß von Livius ſtimmt übrigens mit dem Itinerar von Pauſanias zuſammen, der von Argos kommend Caryes zur Rechten liegen ließ, wie wir es gleichfalls thaten.

Wir näherten uns Sellaſia, deſſen Lage von Leake beſtritten iſt, aber der engliſche Reiſende folgte nicht der geraden Straße von Argos nach Sparta, ſondern kam durch den Süden des Diſtricts Cynuria nach Sparta, traf auf ſeinem Wege alte Ruinen und zwei Wildwaſſer, die ſich bei dem Kloſter der 40 Heiligen vereinigen. Da in Polybius die Stelle der Schlacht durch zwei Flüſſe bezeichnet iſt, ſo glaubte er den Ort gefunden zu haben; er kannte aber den obern Lauf des Oenus nicht, wo ein anderer Zufluß bei dem Chani von Krawata einmündet. Hier iſt das Schlachtfeld Philopömens, und hier wurde der letzte der Spartaner, Cleomenes, im Kampf von Antigonus beſiegt. Der Kampf war fürchterlich, die Lacedämonier tapfer wie immer, aber die Zeit war nicht mehr, wo die Tapferkeit allein die Schlachten entſchied. Der macedoniſche Phalanx, der ſeit Chäronea ſo viele Siege erfochten, bezwang auch dießmal die tapferſten der Griechen. Nach Sellaſia, auf der Straße, welche den Ufern des Oenus

folgt, ſetzt Pauſanias den Berg Thornax, wo ſich die Statue des Apollo Pythius befand. Epaminondas kam hier auf dem Zug gegen Sparta vorüber. In der Beſchreibung eines Gefechts zwiſchen Philopömen und Nabis ſpricht Livius von einem andern Berge Barbosthenes, gleichfalls auf der Straße von Tegea, zehn Miglien von Sparta. Er lag nicht auf dem Wege, den Pauſanias einhielt, denn dieſer hätte ſonſt davon geſprochen. Man wird ihn auf der andern Straße nach Sparta ſuchen müſſen, welche nicht dem Lauf des Oenus folgt, vielleicht am Chani von Vourlia, von wo man mit Einem Blick die Ebene überſieht. Auf dieſem Wege kamen auch wir nach Sparta; wir ſtiegen lange von einer Hochfläche zur andern herab, und ſuchten umſonſt auf einem türkiſchen Wege die alte Straße. Die Ebene vor uns war mit Gras und anderer Vegetation bedeckt, links zeigten uns die Führer am Fuß eines Hügels einen Haufen neuer Häuſer; dieß iſt das moderne Sparta auf der Stelle des alten.

Vor uns ſchien der Taygetus von ſeiner Höhe herab dieß enge Thal zu erdrücken. Die höchſten Gipfel liegen gerade über Sparta, dann ſenkt ſich die Kette plötzlich gegen Süden, und verliert ſich am Ende der Maina; im Norden behält ſie länger die gleiche Höhe und läuft majeſtätiſch fort bis Arkadien. Die Landſchaft hat ein rauhes Anſehen: dieſer hohe, von ſcharfen Spitzen und tiefen Schluchten unterbrochene Berg gibt ihr eine wilde Großartigkeit, die für Lacedämonien paßt.

Nach einem mühſeligen Hinabſteigen befindet man ſich plötzlich in einer maleriſchen Schlucht, wo große Lorbeerroſenſträuche ſich über den Fluß beugen mitten unter Schilfgewächſen, weßhalb Euripides mit Recht ſie „callidonax“ (ſchönſchilfig) nennt. Er hätte auch von den Pappeln und Weiden mit den geſenkten Stämmen reden können, welche beide Ufer mit einem dichten Blätterwerk bedecken. Von einer ſehr hohen türkiſchen Brücke herab kann man den Lauf des Eurotas verfolgen, aber weiterhin iſt es nicht mehr der Eurotas mit dem ſchönen Schilf, man ſieht keine Bäume und kein Gras mehr an ſeinen Ufern, er rollt über ein Bett von weißen Kieſeln, das er nicht ganz ausfüllt, und welches in der Ebene eine breite Furche zieht. Nachdem der Weg eine Zeitlang dem rechten Ufer des Eurotas gefolgt iſt, nähert er ſich den erſten Ausläufern des Taygetus, durchzieht mit Maulbeerbäumen bepflanzte Felder, und bringt endlich am Theater vorbei am Fuß der Akropole in die alte Stadt. Eine neue hat ſich neben den Ruinen erhoben, die Griechen, die Athen wieder aufgebaut haben, wollten auch ihre Nebenbuhlern wieder aufrichten. Das iſt ein Vortheil für die Reiſenden, die um ſo leichter und bequemer die Ruinen ſtudiren können.

2. Sparta.

Die Oertlichkeit von Sparta iſt oft beſchrieben worden, aber über die Ruinen desſelben hat man noch nicht das letzte Wort geſagt. Der verworrene Text von Pauſanias erlaubt nicht mit Sicherheit den Plan der Stadt herzuſtellen, denn er durchwanderte planlos die Stadt, und beſchrieb die Denkmale, die ihm auffielen, ohne Ordnung. Auch darf man vom Studium der Oertlichkeit ſich nicht allzu viel verſprechen, denn die Ruinen ſind ſchlecht erhalten und dabei faſt ſämmtlich aus der römiſchen und byzantiniſchen Epoche. Man begreift alſo ohne Mühe, daß mit ſo wenig Mitteln, die Wahrheit kennen zu lernen, die Archäologen oft auf Vermuthungen beſchränkt ſind, deren Liſte noch nicht erſchöpft iſt. Polybius ſagt: „Sparta im Ganzen betrachtet hat eine runde Form, und liegt in einer Ebene, aber es hat in ſeinem Umfang einige Höhen. Es iſt im Oſten von dem Fluß Eurotas beſpült.“ Ein ſo deutlicher Text läßt keinen Zweifel zu. Die mit Ruinen bedeckten Hügel in der Ebene auf dem rechten Ufer des Eurotas gehören zuverläſſig dem alten Sparta an. Ein anderer Theil der Stadt, deſſen Stelle durch zahlreiche Trümmer bezeichnet iſt, dehnt ſich an ihrem Fuße aus.

Unter den Höhen fällt Eine beſonders auf, ſie iſt umfangreicher und höher als die andere, und endet gegen NW mit einem ungeheuren Theater, das man freilich in einer ſo ſtrengen Stadt nicht ſuchen ſollte. Die Mitte des Baues iſt im Hügel ausgegraben, aber die Flügel der Cavea ſind künſtlich erbaut, und haben zur Zeit Leake's den Bauern von Miſtra als Steinbruch gedient. Sie beſtehen aus viereckigen, nicht durch Cement verbundenen Steinen, die kleiner ſind als die, deren ſich ſonſt die Griechen bedienten. Dieſer Theil des Gebäudes iſt ohne Zweifel von den Römern hinzugefügt oder wieder aufgebaut, welche Veränderungen das Theater aber auch erfahren haben mag, das hohe Alter desſelben iſt nicht zweifelhaft. Obgleich die Geſetze Lycurgs die Tragödie und Komödie verboten haben, ſo gab es doch zu Sparta ein Theater, das zu Leibesübungen und ſelbſt zu öffentlichen Verſammlungen beſtimmt war. Die Stelle war mit der Sorgfalt ausgewählt worden, mit der die Alten das Vergnügen des Schauſpiels durch den Reiz der Oertlichkeit zu verdoppeln bemüht waren. Von der Höhe der Stufen herab überblickten die von großen Erinnerungen umgebenen Zuſchauer die Stadt, die ihren Stolz ausmachte, ſie konnten die Tempel ihrer Götter und die Gräber ihrer Ahnherren ſehen. Alles weckte in ihnen die Liebe zum Vaterlande. Blickten ſie über die Stadt hinaus, ſo ſahen ſie die reichen Felder, die für ſie von Sklaven gebaut wurden, und weiterhin ſchloß das Bild die unüberſteigliche Kette des Taygetus, die gleichſam den Feinden den Weg nach Sparta ſchließen ſollte. Leake gibt dieſem Theater 450′ Durchmeſſer, und hält es für ſo groß als das von Megalopolis, das größte von Griechenland nach Pauſanias; zu ſeiner Zeit ſah man noch einige zerbrochene Stufen, ich fand nur noch unförmliche Marmorbruchſtücke, denn man hat den Boden umher angebaut, und dichtes Gras wächſt mitten unter den Steinen und verbirgt ſie zum Theil den Blicken. Ein Bau von römiſchen Backſteinen, der zwiſchen den beiden Flügeln der Cavea ſtehen geblieben iſt, ſcheint der Scena angehört zu haben; die alten Spartaner, welche weder Tragödie noch Komödie vor ſich aufführen ließen, konnten nichts dergleichen haben. Ihr Theater beſtand ohne Zweifel aus runden Stufen und einem leeren Raum, auf dem die jungen Leute kämpften, alles andere datirt von der römiſchen Eroberung und vielleicht vom Kaiſerreiche.

Wirft man von der Höhe des Amphitheaters die Augen rings um ſich, ſo entdeckt man auf derſelben Höhe ein große Fläche, die ſich gegen Süden verlängert und mit einem großen römiſchen Bau endet, man ſieht mit Unmuth einige halb eingeſtürzte Mauerreſte in dieſem ungeheuren Umfang zerſtreut, kann ſich aber gar nicht täuſchen, es ſind keine griechiſchen Ruinen, ſondern alle tragen die Kennzeichen des Verfalls und ſelbſt der byzantiniſchen Baukunſt. Ich erkannte ſelbſt einige Kirchen des Mittelalters, deren halbrunde Niſchen noch aufrecht ſtehen, gleichſam um den Ruinen einen Namen zu geben. In einer Backſteinmauer fand ich Materialien, die unzweifelhaft einem griechiſchen Bau entnommen waren, und ſelbſt Trommeln von ungerieften Säulen. Von Zeit zu Zeit ſtieß ich mit dem Fuß im Gras auf viereckige Steine

aus der griechiſchen Zeit, aber keiner war an ſeinem eigentlichen Platze und ich ſah nicht eine einzige Grundmauer. Auf dem Wege nach der Hauptruine, am ſüdlichen Ende des Hügels bemerkte ich die zwei von Leake erwähnten griechiſchen Thore. Die allmähliche Aufhöhung des Bodens hat ſie ſo gut vergraben, daß ſie kaum aus der Erde hervorſtehen. Sie beſtehen aus zwei Steinen, die einen dritten tragen, und auf einer der Seiten ſcheint ein Sitz in einem der Thore ſelbſt eingehauen geweſen zu ſeyn. Vielleicht gehörten ſie zu einem öffentlichen Gebäude. Ich kam endlich an die große römiſche Ruine, die kaum genannt zu werden verdient. Es iſt ein Circus von rechteckiger Form, wahrſcheinlich unter den letzten Kaiſern erbaut; er mahnte mich an den von Romulus zu Rom. Die in der Längenrichtung wohl erhaltenen Mauern, ſind an beiden Enden zerfallen. Man ſieht noch einen Theil der Logen, die den Namen Carceres führten, und aus denen die Wagen hervorkamen.

Es genügte indeß nicht den Hügel in allen Richtungen zu durchlaufen, die Hauptſache war, zu wiſſen welche Stelle er im alten Sparta einnahm. War hier die Akropole? Das iſt ſchwer zu beantworten, denn einestheils ſagt uns Pauſanias, daß dieſelbe nicht wie die in Theben oder Argos eine bedeutende Höhe gehabt habe, anderntheils machten die Spartaner aus ihrer Akropole keine Feſtung, ſondern weihten ſie den Göttern und bauten Tempel darauf, ohne ſie mit Mauern zu umgeben, wie dieß im übrigen Griechenland Sitte war. In dem jetzigen Zuſtande des Hügels erſcheint die Stelle des Theaters als die höchſte, in der Nordoſtecke aber iſt eine vielleicht um einige Fuß niedrigere Fläche, die aber, als ſie mit Tempeln und hohen Gebäuden verziert war, höher erſcheinen mochte. Leake glaubt, hier könne man mit der größten Wahrſcheinlichkeit die Akropole annehmen.

Bei einer aufmerkſamen Unterſuchung der Oertlichkeit konnte ich längs des ganzen großen Hügels hin und zwar auf der Seite des Eurotas die Spur einer Mauer verfolgen, die am Theater auslief. An einigen Stellen ſieht man nur die Grundmauer, manchmal verſchwindet ſie ganz, ſelten erhebt ſie ſich auf einige Fuß. Es iſt eine Mauer von griechiſchem Bau, und dient faſt allenthalben einer beſſer erhaltenen byzantiniſchen Mauer als Grundlage; wie immer haben die Byzantiner die alten Materialien benützt, und oft ſogar zerſtört, um aufzubauen. Man findet mitten in einer roh zuſammengefügten Backſteinmauer große viereckige Steine, die zu einer Zeit behauen wurden, als man noch die guten Ueberlieferungen der Kunſt kannte. Sparta war früher unbefeſtigt, erſt der Tyrann Nabis ſoll eine Mauer aufgeführt haben, jedenfalls beſtand ſie zu ſeiner Zeit, wurde aber von den Achäern, als ſie ſich der Stadt bemächtigt hatten, geſchleift, jedoch ſpäter auf Befehl des Proconſuls Appius wieder errichtet; die Mauerreſte ſcheinen aus einer Zeit zu ſtammen, wo die römiſche Kunſt noch nicht ganz das Uebergewicht über die griechiſche erlangt hatte. Wahrſcheinlich ſchloß die Mauer nur dieſen Hügel ein, auf dem im Mittelalter eine Bevölkerung von 20,000 Seelen Platz fand. Alle Bewohner Sparta's konnten ſich nöthigenfalls hieher flüchten.

Augenſcheinlich war dieß der Centralpunkt der Stadt, vielleicht enthielt er ſelbſt, wie Leake vermuthet, die Agora, auf welche die Hauptſtraßen ausliefen. Der Hügel ſenkt ſich unmerklich gegen SO in der Richtung des Eurotas, und gegen SW in der Richtung des Circus. Die Agora mußte ungefähr in der Mitte der Hochfläche ſeyn, wenigſtens wäre nach den Angaben des Pauſanias es ſchwer ihr eine andere Stelle anzuweiſen. Dieſer ſonſt ſo unbeſtimmte Führer ſagt ganz beſtimmt: „wenn man von der Agora gegen W geht, ſo ſtößt man auf das Grabmal des Braſidas (von dem keine Spur mehr übrig iſt), nicht weit von da iſt das Theater aus weißem Marmor.“ Somit lag das Theater im W der Agora, und letztere auf der Höhe, wenn man ſie nicht in einen ſehr engen Raum zwiſchen die Höhe und den Eurotas einengen will. Pauſanias nimmt die Agora als Ausgangspunkt, und beſucht von da aus die verſchiedenen Quartiere, da er aber nur Eine Richtung, die nach dem Weſten angibt, ſo hat man bei den andern Wanderungen die Wahl zwiſchen drei Cardinalpunkten, den Vermuthungen iſt alſo ein weites Feld geöffnet.

Die bedeutendſte Höhe war erforſcht, aber die alte Stadt dehnte ſich bedeutend über dieſe hinaus nach allen Richtungen aus: gegen O an den Ufern des Eurotas, gegen S über kleine Höhen, die der erſten folgen, und endlich gegen W in die fruchtbare Ebene hin, welche ſie vom Taygetus trennt. Ich hatte zwiſchen der neuen Stadt und dem Theater zahlreiche Ruinen bemerkt, und verſuchte einige Spuren von griechiſchen Bauten aufzufinden, es waren aber allenthalben Gebäude aus Backſteinen und Mörtel, römiſche Bäder, große mit Miſchen verzierte und mit Stukk bedeckte Säle und endlich byzantiniſche Kirchen, die faſt immer auf Koſten der benachbarten Denkmale aufgeführt worden. Schöne Maulbeerbäume, der Reichthum Sparta's, grünen mitten unter dieſen Steinen, der Schatten unterhält ein dichtes Gras, das ihnen mindeſtens den Schmuck der Vegetation verleiht, und wenn ſie keine großen Erinnerungen hervorrufen, ſo machen ſie auf den Reiſenden doch nicht den Eindruck öder Ruinen. Der Anbau wird dieſe vielleicht allmählich entfernen, denn die Bewohner der neuen Stadt haben von dem Boden nicht Beſitz genommen, um ihn unbenützt zu laſſen. Obgleich man zu Sparta etwas mehr Verehrung für Ruinen hat als im übrigen Morea, ſo widerſteht der griechiſche Bauer doch der Verſuchung nicht ſein Feld auszudehnen. Um gerecht zu ſeyn, muß man indeß auch ſagen, daß er manchmal einen Marmorblock oder ein Säulenbruchſtück, das ihn genirt, ſorgfältig am Rande der Straße niederlegt, und ſo ſein Intereſſe mit der Achtung für das Alterthum vereinigt. So findet man an verſchiedenen Fußpfaden, die ſich unter den Bäumen kreuzen, große viereckige Steine, die ohne Zweifel aus irgend einem Unterbau eines helleniſchen Tempels losgeriſſen wurden. Häufige Nachgrabungen nach Münzen und Vaſen, welche theuer an Reiſende verkauft werden, haben die Entdeckung mehrerer Marmorgräber und einiger Inſchriften herbeigeführt. Zwei- oder dreimal ſtieß ich in dem großen Raum zwiſchen der neuen Stadt und dem Theater auf die Grundlagen helleniſcher Mauern, vielleicht Unterbauten eines Tempels. Sieht man dieſe großen ſo regelmäßig geſtellten Steine, ſo glaubt man freilich nur, ſie müßten großen Gebäuden angehört haben, aber die Griechen bauten nicht mit kleinen Steinen.

Während ich ohne viel Erfolg dieſen ganzen Theil der Stadt unterſuchte, zeigte man mir in einem Garten eine beſſer erhaltene Ruine, die Grundmauern eines viereckigen Baues, wahrſcheinlich eines Grabmals; die vier Seiten erheben ſich noch um einige Fuß über den Boden, aber der ganze obere Theil iſt zerſtört. Dieſer einfache majeſtätiſche Bau iſt würdig einer Kunſt, die keinen Schmuck ſucht. Die ſehr regelmäßig und nach dem Muſter der ſchönen Zeit zugehauenen, aber grauen und gemeinen Steine zeichnen ſich mehr durch ihre Größe als durch ihre Zierlichkeit aus. Es iſt ſicher ein ſpartaniſches Werk, denn das Ganze hat einen auffallenden Charakter von Strenge und Stärke, und iſt doch nicht ohne Harmonie, dieſe nothwendige Bedingung der griechiſchen Kunſt. Das Volk nennt dieß Denkmal das Grab des Leonidas, aber die Tradition geht hier irre, denn Pauſanias ſagt hierüber aus-

drücklich, daß das Grab des Helden dem Theater gegenüber ſich befand. Der Irrthum erklärt ſich leicht: die Griechen von Sparta kennen weder die Geſchichte, noch die Geographie ihres Landes, aber ſie haben von dem Namen Leonidas vernommen, und legen ihn der einzigen aufrecht gebliebenen griechiſchen Ruine bei.

Neue Forſchungen im Weſten führten keine Entdeckung herbei, aber ich hatte die Ufer des Eurotas noch nicht geſehen, und wünſchte die Lage des Dromos und Plataniſtes zu ermitteln. Der Fluß, den wir auf der Straße von Argos ſo beſchattet geſehen, verliert vor Sparta ſeinen ganzen grünen Schmuck: es iſt nur noch ein reißendes Wildwaſſer von unregelmäßigem Lauf, welches an den Ufern zahlreiche Spuren der Ueberſchwemmung zurückgelaſſen hat. Er rechtfertigt keine der poetiſchen Erinnerungen, die ſein Name natürlich erweckt. Die Schwanen haben ihn verlaſſen, und man ſieht nicht mehr den großen Schilf, der den Kindern Sparta's als Bett diente; er iſt nur von einem Lager weißer Kieſel eingefaßt, das er manchmal des Winters bedeckt. Im SO der Stadt verſchwindet jedoch der Fluß hinter einem Wäldchen von Pappeln, das ſich anmuthig auf dem rothen Grunde des Berges Menelaion abhebt. In dieſer Richtung ſucht Leake den Plataniſtes, und ich dachte alsbald daß ich ihn unter dieſen ſchönen Bäumen finden würde. Man geht, um dahin zu gelangen, längs einem kleinen Fluß fort, der jetzt Tryptiotiko heißt, und der alte Gnacion ſeyn muß. Hier findet man das volle Grün, das man für den Eurotas geträumt, die Lorbeerroſen, den großen Schilf und tauſend Waſſerpflanzen, deren biegſame Blätter ſich von einem Ufer zum andern verſchlingen. Der Gnacion fällt in den Eurotas, etwas weiter nördlich noch ein anderer Bach, und im Raum zwiſchen beiden hat Leake den Plataniſtes angenommen. Das iſt auch in der That die einzige Stelle, welche der Schilderung des Pauſanias entſpricht; noch jetzt iſt ſie auf allen Seiten von Waſſer umgeben, und um ſie zu betreten, muß man irgendwo einen Graben überſchreiten. Hohes Gras, Buſchwerk und Blumen aller Art machen aus dieſer Inſel einen koſtbaren natürlichen Garten. Zierliche Pappeln laſſen die Platanen, die einſt dem Orte den Namen gegeben, nicht vermiſſen.

Zwiſchen dem Plataniſtes und den erſten Hügeln von Sparta dehnt ſich eine ungeheure Ebene aus, wohin Leake den Dromos verſetzt, den man nicht mit dem Hippodrom verwechſeln darf. Der Dromos war zu den Wettläufen der jungen Leute beſtimmt, manchmal fanden auch öffentliche Verſammlungen daſelbſt ſtatt, und Pauſanias verſetzt ihn in den Umfang der Stadt. Der Hippodrom, wo die Wagenrennen ſtattfanden, war dagegen außerhalb Sparta's, und zwar, wie man aus einer Stelle Xenophons ſieht, auf der Straße nach Amyklä. Geht man jenſeits des wahrſcheinlichen Dromos weiter gegen Norden, ſo trifft man zwei oder drei Hügel, welche einen Theil der Stadt bildeten und öffentliche Gebäude tragen mußten. Jetzt findet man hier nur unbedeutende Steine.

An einigen Stellen nähert ſich der Eurotas den Hügeln, dann entfernt er ſich wieder, und läßt zwiſchen ſich und ihnen eine ſchlammige Ebene, welche das alte Limnäum ſeyn muß. Dieß war der der Diana Orthia geweihte Ort. Die Lacedämonier beſaßen eine hölzerne Statue der Göttin, der ſie ein hohes Alterthum beilegten, denn ſie behaupteten Oreſt und Iphigenia hätten ſie aus Tauris nach dem Lande gebracht. Merkwürdig iſt, daß die Athener dieſelbe Sage hatten, und daß man uns zu Brauron in Attika gleichfalls eine Statue der Diana zeigte, welche aus Tauris gekommen ſeyn ſollte. Pauſanias beweiſt indeß, daß die in Sparta viel authentiſcher war. Die Göttin verlangte, wie ehemals in Tauris, Blut, und man hatte ihr anfangs Menſchen geopfert; Lycurg ſchaffte dieſe Sitte ab, aber ein Reſt von Barbarei blieb, indem man die Kinder vor der Statue peitſchte, und dieſe unglücklichen, durch die ſtrenge Erziehung Sparta's abgehärteten Opfer ſetzten eine Ehre darein, während der Vollziehung keinen Schrei auszuſtoßen.

Dieſe ganze, wohl angebaute, und von Canälen durchſchnittene Ebene war vermuthlich von dem Stamm der Limnates bewohnt. Ich bemerkte an manchen Orten auf der Bodenfläche helleniſche Steine, die an Ort und Stelle geblieben waren, und einſt als Grundmauern für Häuſer oder Tempel dienen mußten.

Am Eurotas ſieht man noch die Ruinen der Brücke Babyx, über welche der Weg nach Argolis führte und die zur Verbindung zwiſchen der Stadt und einer Art Vorſtadt auf dem linken Ufer diente. Dieſe Brücke iſt zu verſchiedenen Zeiten wieder aufgebaut worden, und es ſind nicht einmal helleniſche Steine übrig; die Bogen, von denen noch ein Theil ſteht, ſind oben byzantiniſch und unten römiſch. — Leake ſah über den Gnacion eine merkwürdigere Brücke aus der griechiſchen Zeit, ich konnte ſie aber nicht auffinden.

Als ich an den unterſten Grundlagen des Babyx einige Spuren griechiſcher Kunſt zu entdecken ſuchte, bemerkte ich am Ufer eine Reihe großer viereckiger Steine, die einen Kai zu bilden ſchienen. Sie führten mich auf die Spuren einer Mauer, der ich lange den Fluß abwärts folgte. Obgleich nur Grundmauern übrig ſind, und ſelbſt von dieſen ein Theil in den Fluß geſtürzt iſt, wo man ſie noch ſieht, ſo war doch hier ohne Zweifel ein Damm oder Straße gegen Ueberſchwemmungen. Der Fluß, der, wie ſein Name beſagt, einen ſehr ungeſtümen Lauf hat, bedrohte während des Winters einen ganzen Stadttheil, und Pauſanias erzählt auch von einer furchtbaren Ueberſchwemmung. Es iſt nicht zu verwundern, daß man durch einen ſolchen Bau das Waſſer in ſeinem natürlichen Bette zurückzuhalten ſuchte.

Als ich am Eurotas jenſeits der Brücke Babyx hinausging, fand ich dieſelbe Mauer wieder mit einem Mauerwerk von wohl erhaltenen Backſteinen darüber. Die Römer hatten alſo das Werk der Griechen unterhalten. Nur floß der Fluß nicht mehr am Fuße des Damms vorüber, ſondern hatte ſich gegen Oſten abgewendet, man ſah aber an der Höhlung und Art des Bodens, daß er ehemals dieſe Stelle einnehmen mußte. Er hat alſo ſüdlich von der Brücke Babyx ſein Bett nicht verändert, und bricht ſich immer noch an den Trümmern des Damms der Alten, im Norden aber, wo er ſich über einen weiten Raum verbreiten konnte, entfernte er ſich von Sparta.

Nachdem ich alle Ruinen unterſucht hatte, blieb mir, um den allgemeinen Plan des alten Sparta aufzufaſſen, nichts übrig als die Stelle der verſchiedenen Stämme aufzuſuchen. Leake hat dieß an Ort und Stelle, Barthelemy nach den alten Texten verſucht, ſie ſind aber nicht immer einverſtanden. Dem Stamm der Pitanaten iſt am leichteſten ſeine Stelle anzuweiſen, da er nach Heſychius und Herodot das Theater einſchloß. Plutarch ſagt, dieß ſey der ſchönſte Theil von Sparta, und er nahm vermuthlich einen großen Raum ein, denn Pindar verſetzt ihn nahe an den Eurotas, und Pauſanias trifft beim Herausgehen aus dem Theater auf den Saal der Crotanen, die dazu gehörten. Dieſer wichtige Stamm erſtreckt ſich alſo über den ganzen nördlichen Theil des Haupthügels und ging im NW hinab bis in die Ebene unterhalb des Theaters. Die Limnaten, deren Name von Limne (Sumpf) kommt, bewohnten die ſumpfigen Ufer des Eurotas; Barthelemy und Leake ſuchen ſie bloß im Norden, vielleicht hatten

ſie aber den Norden und den Süden inne, denn man findet Ruinen längs dem ganzen ſumpfigen Grunde, welcher die Stadt vom Eurotas trennt. Jedenfalls waren die Ufer des Fluſſes allenthalben bewohnt, das beweiſt der Anblick der Oertlichkeit, wenn auch beſtimmte Nachrichten fehlten. Die Meſſoaten mußten im SO der Stadt wohnen. Von dem Stamm der Pitanaten begibt ſich Pauſanias nach dem Plataniſtes, neben welchem er das Grab des Dichters Alkman ſieht, der aus Meſſoa war, und wahrſcheinlich in ſeinem Stamme begraben wurde. Ueber die Aegiden läßt ſich nichts beſtimmtes ſagen. Den Kynoſuren weiſt Leake den einzigen auf ſeinem Plan übrigen Platz an, den Südweſten, Barthelemy aber verſetzt ſie in den Norden, weil die Stadt hier von einem Vorſprung des Taygetus begränzt iſt, der die Form eines Hundsſchwanzes — dieß iſt die Bedeutung von Kynoſura — haben ſoll. Mit Gewißheit läßt ſich nichts behaupten.

Einige Steine, wenige unkenntliche Trümmer ſind ſomit alles, was noch von Lacedämon übrig iſt. Die Zerſtörung iſt ſo vollſtändig, daß man zur Zeit Chateaubriands ſogar an der Stelle der Stadt zweifelte. Solche Ruinen entſprechen nicht einem ſo großen Namen, es ſcheint aber die gerechte Strafe eines Volks, das die Künſte verachtete, daß es kein ſeiner würdiges Denkmal hinterlaſſen hat. Obwohl Sparta, ſchon im Sinken, ſich verſchönern wollte, obwohl es um theures Geld fremde Künſtler berief, und Pauſanias große Gebäude ſah, ſo ſollte ſich doch die Prophezeihung von Thucydides vollſtändig bewähren. „Wenn die Stadt der Lacedämonier verheert würde, ſagt er, und wenn nichts übrig bliebe als die Tempel und die Grundmauern der Gebäude, ſo vermuthe ich, daß nach einem längern Zeitverlauf die Nachwelt nur mit Mühe daran glauben würde, daß ihre Macht im Verhältniß zu ihrem Rufe ſtand, denn die Stadt iſt weder regelmäßig gebaut, noch mit Tempeln und ſchönen Gebäuden geſchmückt, ſondern in Flecken gebaut, nach der alten Sitte Griechenlands. ſo daß ſie ihrem Rufe keineswegs entſprechen würde."

(Schluß folgt.)

Die Turkomanen im Paſchalik Adana.

(Aus der demnächſt erſcheinenden „Exploration scientifique de la Cilicie, par M. V. Langlois. Revue de l'Orient. Febr. 1854.)

Dieſe Turkomanen ſind Völker tatariſchen Urſprungs, die zur Zeit der großen im Reich der Abbaſſiden vorgegangenen Revolutionen von den Ufern des kaſpiſchen Meeres auswanderten und über die Ebenen Armeniens und Kleinaſiens ſich verbreiteten; ſie theilen ſich in Urdus oder Lager, von denen jedes ſein eigenes Oberhaupt hat. Im Laufe des 15ten Jahrhunderts drangen die Turkomanen zum erſtenmal in Cilicien ein. Al Ramadan Oglu aus Choraſſan war eines der Häupter, die an der Spitze ihrer Turkomanenſchaaren die Provinzen Kleinaſiens, welche die Beute des Stärkſten geworden waren, verheerten. Schon Ali Bei Caraman Oglu nahm den Armeniern mehrere Provinzen Meſopotamiens und Ciliciens ab, als er aber auch die Städte in den Staaten Amurats angriff, wurde er geſchlagen und abgeſetzt. Al Ramadan Oglu, klüger als ſein Ahnherr, erklärte ſich als Vaſall der Pforte, ſchlug unter dieſer Aegide mehrmals die Armenier, und befeſtigte ſeine Macht über die Provinzen Ciliciens, die er wieder eroberte und unter dem Titel eines Derebey (Thalfürſten) regierte. Um die dieſe Zeit durchzog Sultan Selim Kleinaſien, um gegen die Mameluken Aegyptens zu marſchiren. Al Ramadan Oglu ſammelte alle ſeine Krieger und zog ſeinem Lehnsherrn nach Coniah entgegen. Selim machte ihn zu ſeinem Stellvertreter und ſicherte ihm und ſeinen Nachkommen alle Grundrenten des Gebiets, das er erobert hatte. Al Ramadan Oglu fiel tapfer fechtend in der Schlacht von Gaza (922 d. Hedſchra, 1516 n. Chr.), ſein Sohn blieb Feudalherr Ciliciens, und ließ Chane, Moſcheen, Bäder und verſchiedene andere öffentliche Anſtalten bauen und Dörfer anlegen.

Die Turkomanen Al Ramadan Oglu's, welche bisher ein Hirtenleben geführt hatten, wie die Beduinen, und ihre Heerden von einem Thal ins andere führten, fingen an in feſten Wohnungen zu bleiben, vermiſchten ſich mit den Türken in den Städten und trennten ſich ganz von den nomadiſchen Turkomanen oder Juruks, die nach ihnen in den Taurus und die tiefen Ebenen Ciliciens gekommen waren. Es war dieß eine vollkommene Revolution in den Sitten dieſer Völker. Die anſäſſigen Turkomanen vergaßen ihre Raubſucht und dachten nur noch an Ackerbau, ſowie an Vertheidigung ihrer Ernten und Heerden gegen die Juruks und die Kurden, deren Verbündete, die durch unaufhörliche Einfälle das ganze Land in Unruhe brachten.

Die anſäſſigen Turkomanen, obwohl ſie Ackerbauer wurden, behielten nichtsdeſtoweniger ihre Eintheilung in verſchiedene Stämme, die daraus entſpringende Organiſation und ihre erblichen Oberhäupter. Daher beſteht noch jetzt in den Diſtricten von Tarſus und Adana eine Ariſtokratie, die ganz nach dem Feudalſyſtem des Mittelalters zugeſchnitten iſt. Man hat oft genug wiederholt, die Türkei kenne weder Adel noch erbliche Vorrechte, das gehört aber zu den vielen über den Orient verbreiteten Irrthümern. Man ſieht zu Tarſus recht gut den ungeheuren Abſtand, der die Agas und ihre Söhne von dem übrigen Theil der Bevölkerung trennt; der Sohn erbt den Rang ſeines Vaters als eine ſelbſt verſtändliche Sache und alle Alans el Belad oder Notabeln des Landes fordern von ihren Bauern oder Vaſallen dieſelben Frohnen und Leiſtungen, wie ehemals der Adel in Frankreich. Dazu kommt, daß dieſe Agas ſich um verſchiedene mächtige Häuptlinge der Provinz, die Derebeys, gruppiren, und dieſen letztern dieſelbe Macht geben, welche ehemals die großen Kronvaſallen hatten.

Die anſäſſigen Turkomanen und die Juruks des Paſchaliks von Adana ſind getheilt zwiſchen den beiden Diſtricten von Tarſus und Adana, und bilden zuſammen 19 Stämme, 9 im erſten und 10 im zweiten. Von den 9 Stämmen im Diſtrict Tarſus ſind zwei nomadiſch mit zuſammen 700 Zelten, während die anſäſſigen 5150 Häuſer bewohnen. Im Diſtrict Adana ſind nur 2 Stämme mit zuſammen 1000 Häuſern anſäſſig, die andern acht ſind nomadiſch mit 8300 Zelten. [1]

Die nomadiſchen Turkomanen oder Juruks lagern im Winter in den ungeheuren Ebenen von Miſſis (Mopſuedte), Anavarza (Anazarbe), Adana und Tarſus, und im Sommer ziehen ſie in die Gebirge des Taurus. Ihre Hauptinduſtrie beſteht in der Viehzucht und im Anbau einiger kleinen Flecke Landes. Die Weiber ſpinnen Wolle und verfertigen die Kleidungen, welche

[1] Schlägt man Zelt und Wohnung durchſchnittlich auf 7 Perſonen an, ſo ergibt dieß eine Summe von etwas mehr als 100,000 S. A. d. U.

man Maſchlak und Aba nennt, deren Gebrauch ſeit undenklichen Zeiten in dieſen Landſtrichen beſteht, da ſie den Alten unter dem Namen Cilices bekannt waren, welches Wort auch in die neulateiniſchen Sprachen unter der Bedeutung Bußgewand überging. Die Frauen machen auch Teppiche, die nach Smyrna und Tarſus geſchickt werden, und von da ſich in der ganze Levante verbreiten.

Die Juruks ſind gaſtfrei, verletzen aber oft dieſe Gaſtfreundſchaft, um ihre Gäſte außerhalb der Urdu zu plündern, indem ſie ein Recht des Raubes vorſchützen; dieß erklärt, weßhalb ſie ſtets bewaffnet ſind, und ihre Piſtolen ſelbſt bei Nacht zur Seite nehmen. Ich fragte einen Mann aus dem Stamme Bosdaghan, wo ich mehrere Tage blieb, warum die Turkomanen ſtets Waffen trügen; er antwortete mir einfach mit den Worten: teſingke jok, ekmak jok (kein Gewehr, kein Brod), in welchen Worten Lebensart und Charakter dieſer Nomaden zuſammengefaßt ſind. Die Juruks ſcheuen auch vor einem Mord nicht zurück, ſind habſüchtig, ſchlau, verdorben und empfindlich. Als vortreffliche Reiter und unerſchrockene Krieger haben ſie oft mit Vortheil gegen die regelmäßigen Truppen gekämpft, welche die Pforte gegen ſie ſandte. Ihre Unwiſſenheit iſt ebenſo groß als ihr Fanatismus, und dieß iſt gleichfalls eine der Urſachen ihrer Stärke und des Schreckens, den ſie den friedlichen Bewohnern der Dörfer des jetzigen Ciliciens einflößen.

Das Coſtüm der Juruks iſt ſtets daſſelbe geblieben: ſie tragen faſt alle weite Scherwals oder Hoſen und eine braune Weſte aus Kamelhaaren nebſt einem Turban, zu dem oft 40—50 Pics Stoff genommen werden. Die Agas und die Vornehmſten des Stammes tragen außerdem einen weiten Rock, und mehrere turbanartig aufeinander geſteckte Stücke von gedrucktem Baumwollenzeug. Die Frauen, welche unverſchleiert gehen und mit den Fremden verkehren, tragen einen langen Rock und eine Art Schürze, die den ganzen Oberleib bedeckt. Auf dem Kopf haben ſie eine ungeheure coniſche Mütze von weißem Mouſſelin, auf der Geſchmeide und alte Gold- und Silbermünzen befeſtigt ſind. Sie färben ſich Hände, Füße und ſelbſt die Haare mit Henna. Die Frauen der Agas tragen viel mehr Geſchmeide als die andern Frauen des Stammes; dieß beſteht in Gürtelagraffen von Gold, Arm- und Halsketten, und Ringen an allen Fingern, ſelbſt am Daumen.

Die Lager ſind oft bedeutend; die Zelte ſind um das des Aga her im Kreiſe gruppirt; ſie ſind meiſt aus Weiden und rund, mit großen Stücken von grauem Filz gedeckt, die vermittelſt Stricken von Kamelhaar an das Gerüſte befeſtigt ſind. Die Zelte des Aga und der vornehmſten Perſonen des Urdu glichen denen der Araber in Syrien; ſie ſind aus großen Stücken Stoffs mit braunen und grauen Streifen gemacht. Eine große Zahl Hunde befindet ſich im Stamm und kündigt durch Bellen die Annäherung von Fremden an.

Die anſäſſigen oder ackerbauenden Turkomanen bewohnen hauptſächlich den Diſtrict von Tarſus. Ihr Charakter iſt, wie ich oben ſchon bemerkte, weſentlich von dem der Juruks verſchieden, obgleich ſie desſelben Urſprungs ſind. Ihre Hauptinduſtrie beſteht im Anbau der Ländereien; ſie bauen Weizen, Gerſte, Baumwolle, Oelſamen, Tabak u. ſ. w.; auch treiben ſie Vieh und Bienenzucht. In einigen Dörfern in der Nähe der ciliciſchen Thore (Kulek Bogas) ſind ſie Holzarbeiter, machen Bretter, Schöpfkübel, Löffel, Kaffeemörſer, Stühle, Koffer und Webſtühle. Sie ſind ſanft, gaſtfrei ohne Rückgedanken, dankbar und großmüthig; Mäßigkeit iſt eine ihrer Haupttugenden, indeß ſind ſie wie die Juruks ſehr fanatiſch, mißtrauiſch, empfindlich und unwiſſend. Die turkomaniſchen Dörfer ſind meiſt amphitheatraliſch an den Hügeln im Taurus gebaut, und ſo geſtellt, daß die Terraſſendächer der einen Häuſerreihe der obern als Straße dient. Ihr Coſtüm weicht wenig von dem der Juruks ab, nur gehen ſie nicht immer bewaffnet, ſondern nur wenn ſie auf Reiſen gehen.

Alle Reiſenden ſind einſtimmig im Lobe der Turkomanen im Diſtrict Tarſus, aber nicht gleiches Lob ſpenden ſie den Juruks in der Ebene von Adana und in den Bergen nördlich von Sis. Dieſe haben ſich mit der Bergbevölkerung gemiſcht, deren Charakter nie gewechſelt hat, denn Cicero, der ein Jahr lang Cilicien verwaltete, ſpricht oft in ſeinen Briefen von dem Unabhängigkeitsgeiſt und dem unbezähmbaren Charakter der Cilicier im Taurus, welche ſich rühmten, freie Männer zu ſeyn, trotz der Anſprüche der römiſchen Prätoren, die ſie in ihren unzugänglichen Schluchten nicht erreichen konnten.

Miscellen.

Die Auswanderung aus China nach officiellen engliſchen Berichten. Die holländiſche Wochenſchrift „de Indier" vom 25 Februar enthält unter dieſem Titel einen langen Artikel, aus dem wir nachſtehendes ausheben. „Den iriſchen Exodus, die plötzliche Entwicklung der deutſchen Auswanderung und den noch viel ſchnelleren Strom der beſten Claſſen von engliſchen Arbeitern nach den Minen Auſtraliens hat man nacheinander die Bewegung des Jahrhunderts genannt. Wir wiſſen indeß nicht, ob die chineſiſche Auswanderung nicht noch wunderbarer iſt, als dieſe alle. Es iſt natürlich, daß die europäiſchen Armen, durch eine Civiliſation betroffen, die Segen bringt für alle Claſſen, nur nicht für die ihrige, ein neues Vaterland in Ländern ſuchen, mit denen ſie nicht ganz unbekannt ſind. In der That tragen ſie nur ihre Arbeit von einer Provinz in die andere über, aus dem ihnen Noth bringenden England nach Canada oder nach Auſtralien. Das Land iſt neu, aber ſie wiſſen etwas davon, ihre Freunde ſind ihnen vorangegangen, ihre Nachbarn ſprechen dieſelbe Sprache wie ſie, und ſie haben ſich nichts abzugewöhnen als die Gewohnheiten der Armuth, der ſie nun entgangen ſind. Mit den Chineſen iſt dieß ganz anders: ſie wiſſen nichts von den fremden Ländern, außer daß es Orte ſind, wo man die Civiliſation ihres Vaterlands verwirft, wohin ihnen die Reiſe eigentlich verboten iſt. Und doch ſind die Chineſen ſeit den letzten fünf Jahren zu Tauſenden aus dem Lande gezogen. Man findet ſie in Californien als Hoteleinhaber und Minenarbeiter, die eine Sparſamkeit zeigen, um die man ſie beneiden, die man ihnen aber nicht nachmachen kann. Man ſieht ſie in Auſtralien als Schafhirten mit Europäern in Concurrenz treten, ſie bahnen ſich einen Weg nach den ſüdlichen Staaten von Nordamerika, „wo ſie die Sklaverei unvortheilhaft machen," in Peru graben ſie Guano auf, in Weſtindien und Cuba übertreffen ſie die Neger im Zuckerbau, und auf der malayiſchen Halbinſel und im ganzen öſtlichen Archipel bilden ſie den größten Theil des arbeitenden Standes. Ihre Arbeit wird ſo vortheilhaft befunden, daß manche Contrahenten ſie zu Tauſenden umſonſt einſchiffen, und nur zu oft ſind die unglücklichſten Schauſpiele, die ſich an den Sklavenhandel knüpfen, ſchlechte Zelte und Zwiſchendecks auf der Ueberfahrt und gezwungene Arbeit, abermals aufgeführt worden. Ueberall ſcheinen ſie ſich als eine beſondere Nation unter Fremdlingen zuſammenzuſchaaren, und überall wur-

den die Behörden in Unruhe und Ungelegenheiten versetzt durch geheime Bündnisse. Diese Auswanderung hat vor kurzem die Aufmerksamkeit des englischen Parlaments auf sich gezogen, und wir haben einen Abdruck der ganzen officiellen Correspondenz über diesen Gegenstand empfangen. Diese Sammlung ist sehr wichtig selbst für die, die nur wenig Gewicht auf die politische Bedeutung dieser Bewegung legen. Die besten Schilderungen rühren von Dr. Bowring her, dann von dem Dolmetscher Hrn. Parkes, von Dr. Winchester, Arzt zu Amoy, und von Hrn. Alcock, Viceconsul zu Schanghai." Nun folgt, wie die Mandarinen selbst sich ganzer Schwärme armer unzufriedener Menschen auf diese Weise entledigen, mit der Berechnung die allenfalls wohlhabenden Zurückkehrenden desto besser ausbeuten zu können, und wie die Anwerbung zum wahren Menschenraub wird, wie man die Nothleidenden, die Schuldner u. dgl. zusammentreibt, und sie mit C. (Californien), P. (Peru) und S (Sandwichinseln) stempelt, d. h. ihnen ein Zeichen auf der Haut aufdrückt. Wie es auf den Ueberfahrten geht, haben wir mehrmals in den Aufständen und Ermordungen der Schiffsmannschaften gesehen, eine Folge der rohen Behandlung, der ungenügenden Verköstigung und vor allem des Mangels an Dolmetschern, so daß man sich gar nicht mit ihnen verständlich machen kann. Die Chinesen sind keine Neger, gegen welche Race sie einen unüberwindlichen Abscheu haben sollen, und lassen sich nicht alles gefallen. Das Blatt sagt ganz richtig: „der Kulihandel, der in ein System gebracht werden könnte, wodurch dem dringenden Arbeiterbedarf in Westindien und Australien abgeholfen werden könnte, artet nur allzu oft in einen Sklavenhandel aus, der darum daß die Chinesen sich nicht allem fügen, wie die Neger, um nichts minder abscheulich ist."

•

Zeitung in Liberia. Die Nachricht von einer Zeitung in Liberia kommt uns zu, sagt das Athenäum vom 25 Februar, als ein merkwürdiges Zeichen der Zeit. Noch vor wenigen Jahren wuchs hier dichtes Dschungelgebüsch herab bis an den Rand des Wassers, und jetzt sehen wir eine einheimische Republik, reich, frei und im Fortschritt begriffen, eine kräftig organisirte Gesellschaft, eine starke Regierung, Handel, Industrie, Manufacturen, Künste und Intelligenz. Alles dieß geht aus den Spalten der Zeitung, des Liberia Herald, hervor. Herausgeber, Schriftsteller, Drucker und Setzer, alle sind Neger, und wir müssen gestehen, daß die Artikel, die Berichte über Versammlungen, die Commentarien über Nachrichten einem Colonial- oder Provincialjournal von Weißen keine Unehre machen würden.

Ueber die Eskimos machte Dr. Sutherland in der Versammlung der Londoner ethnologischen Gesellschaft am 8 Februar eine Mittheilung, die sich auf längere persönliche Bekanntschaft gründet. „Im J. 1846, sagte er, brachte ich zwei Monate bei einem Eskimostamm in Hogarth Sound, 65° L. u. B. zu. Der Stamm bestand aus etwa 120 Personen, darunter Enyulyapike, der mit Capitän Penny in England war, und von diesem Besuch her englisch spricht. Diesem verdanke ich die nachfolgenden Mittheilungen. Die Eskimos glauben an das Daseyn einer großen weiblichen Gottheit, die im Himmel lebt und Alna heißt, was Mutter bedeutet. Sie ist allwissend und allmächtig; unter ihrer Gewalt steht der Reichthum an Wallfischen, Robben, Hirschen u. s. w., und wenn ein Mangel eintritt, so entspringt er aus ihrem Mißfallen, und dieses aus dem Uebelverhalten der Eskimos. In diesem Fall nehmen sie ihre Zuflucht zu den Beschwörungen der in den arktischen Reisen oft erwähnten Angekoks. Alna richtet auch den Geist, ischoma, der Todten, und theilt ihnen Belohnungen und Strafen je nach ihren Handlungen zu. Der Ischoma oder Geist verläßt den Körper beim Tode und gelangt nach drei Tagen in die Wohnung Alna's. Der höchste Lohn gebührt denen, welche beim Angriff auf Bären getödtet wurden, oder beim Fang von Wallfischen und Robben ertranken. Der Ischoma kehrt nie auf die Erde zurück, sondern genießt die Freuden, wie die Eskimos im Leben sie genießen, nur sind sie ewig dauernd und ungestört. Kein Geist wird zu eigentlicher Pein verurtheilt, sondern die Strafe besteht nur in Nichtbelohnung. Nicht bloß der Mensch besitzt einen Ischoma, sondern auch die Thiere, denn Wallfische, Robben, Hirsche, Hunde, das Schneehuhn, der Salmen, alle haben Geister. Beim Tode dieser Thiere kehren sie zu Alna zurück, wo sie bleiben, bis sie wieder in Junge derselben Gattung ausgesendet werden; die Seelenwanderung geht also nie auf andere Gattungen über. Außer Alna, der Mutter, gibt es noch eine andere männliche Gottheit, Anuta, der Vater. Dieser hat nur Ein Auge, denn ein Eskimo, der ihn im Wasser für einen Robben ansah, stieß ihm mit dem Speer das eine Auge aus. Die Behauptung, daß die Eskimos nicht über zehn zählen können, scheint falsch, denn Enyulyapike zählte ohne Mühe und ohne die Finger zu gebrauchen, bis auf 30, und auch die andern Eskimos scheinen diese Zahlen zu kennen; im gewöhnlichen Leben gebrauchen sie allerdings selten höhere Zahlen als fünf bis zehn."

•

Assyrische Nachrichten. In der Sitzung der Londoner asiatischen Gesellschaft vom 4 Febr. theilte Hr. Norris Auszüge aus Briefen Rawlinsons mit, der indeß gegenwärtig mit politischen Geschäften allzu überhäuft ist, um viel Zeit auf Antiquitäten verwenden zu können. Manche der Mittheilungen haben noch etwas sehr problematisches, nachstehendes aber scheint ziemlich sicher. In dem Ruinenhügel von Nimrud fand er mehrere Inschriften von dem zweiten oder biblischen Tiglath Pilesar, alles ziemlich verstümmelt, doch ist darunter eine Liste der syrischen Fürsten, welche Tiglath Pilesar in seinem achten Jahre unterwarf. Die Liste enthält 18 Namen, darunter Rezin von Damascus, Menahem von Samaria und Hiram von Tyrus, alle aus der biblischen Geschichte bekannt. Auch kommt der persische Name des Hystaspes von Comagene unter der Form Kuschtaspi vor. Die geographischen oder ethnographischen Namen von Byblos, Carchemisch, Hamath, Melitene, Tubal, Zamzummi und der der Araber stehen gleichfalls auf der Liste, und es ist merkwürdig, daß sich auch hier wieder die Araber durch eine Königin regiert finden. Mehrere dieser Namen finden sich auch in den Inschriften Tiglath Pilesars, die das brittische Museum bereits herausgegeben hat, aber die jetzt gefundene Liste ist viel vollständiger. Bei dieser Gelegenheit bemerken wir auch, daß Ob. Rawlinson einen photographischen Apparat erhielt, und sich dessen mit großem Erfolg bedient, um unzweifelhafte Copien von Backsteinen und Inschrifttafeln zu machen. Auch meldet Rawlinson in einer Nachschrift, daß die HH. Loftus und Capitän Jones, welche von der Assyrian Excavation Committee ausgesendet wurden, nach großen Schwierigkeiten angelangt seyen. Der Kriegszustand hatte es nöthig gemacht, daß sie starke Escorten, an mehreren Orten 80 Mann, mitnehmen mußten. Sie wollen sich alsbald an die Arbeit machen, und die Ausgrabungen fortsetzen. (Nach der Liter. Gaz. 25 Februar.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Eine Wochenſchrift

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Nr. 10. 10 März 1854.

Das todte Meer.

Wenige Stellen der Welt haben in den letzten zwanzig Jahren ſo vielfach Reiſende an ſich gezogen als Paläſtina und das benachbarte ſogenannte todte Meer. Der Heiligenſchein, der auch im Gemüth der Ungläubigen an dieß Land ſich knüpft, erklärt ſich zur Genüge. Viele ſuchen mit frommem Sinne alle die Stellen auf, welche eines der älteſten Bücher der Welt ſo mannichfach nannte, und eine faſt viertauſendjährige Geſchichte dieſes Bodens macht ihn jedem fühlenden Menſchen intereſſant. Dazu kommt daß die Sage ſich tauſendfach in die hiſtoriſchen Ueberlieferungen hinein miſcht, und deren klare Beurtheilung hindert, ſo daß es eines ſichtenden Verſtandes bedarf, um das Wahre und Wahrſcheinliche von der oft frommen Lüge zu ſondern. An das todte Meer beſonders hat ſich ein, man möchte faſt ſagen fanatiſcher Sagenkreis geheftet und, den Bericht der bibliſchen wie der profanen Geſchichte überbietend, das todte Meer zu einer Schauergegend gemacht, an der das göttliche Strafgericht ſichtlich ſich verkündigt, und noch jetzt in der Art nachwirke, daß an und in dieſem Meer kein Thier leben, nicht einmal ein Vogel hinüberfliegen könne, indem der giftige Hauch die Luft verpeſte. An allem dem iſt nichts wahres, als daß in dem todten Meer, ſowie in dem verwandten Urmiah-See, keine Fiſche, wohl aber kleine Seethiere leben, und daß ein Theil der ehemaligen Umgebung, allerdings, wie es ſcheint, einer der fruchtbarſten, durch ein vulcaniſches Ereigniß vernichtet und mehrere Städte, die dort oder in der Umgegend lagen, zerſtört wurden. Die Aufſuchung dieſer Städte iſt in neuerer Zeit vielfach und zum Theil auch wohl mit Glück verſucht worden. Ritter hat in XVI. 1. ſeiner Erdkunde, welcher Band im J. 1850 erſchien, bis zu dieſem Zeitpunkt die Ergebniſſe der verſchiedenen Forſchungen möglichſt vollſtändig zuſammengeſtellt, und ſeitdem ſind unſeres Wiſſens nur zwei Schriften von Bedeutung darüber erſchienen, nämlich Fallmerayers akademiſche Abhandlung über das todte Meer, und Saulcy's Reiſe, wovon auch Fallmerayer nur die früher erſchienenen Bruchſtücke benützen konnte. Fallmerayers Abhandlung ſtammt aus der Mitte des Jahres 1853, und Saulcy's Werk erſchien erſt am Ende desſelben vollſtändig.

Dieß Werk als das neueſte haben wir nun vorzugsweiſe im Auge, müſſen aber gleich vornweg bemerken, daß es in franzöſiſchen Zeitſchriften ſelbſt, namentlich in den Nouv. Ann. des Voyages eine höchſt ungünſtige Recenſion erfahren hat. Daran tragen namentlich zwei Dinge Schuld: erſtens die nachläſſige, um nicht zu ſagen liederliche Abfaſſung des Buchs, und zweitens der Umſtand, daß er im Titel mehr verſpricht, als er im Buche hält und halten kann. Das Buch führt nämlich den Titel „Reiſe um das todte Meer", wonach man erwarten ſollte, daß Saulcy das Meer wirklich umkreiſt habe, dieß iſt aber keineswegs der Fall, und Hr. Vivien de Saint Martin (Nouv. Ann. des Voyages Jan. 1854) ſagt deßhalb: „eine Reiſe, eine wirkliche Reiſe rund um das todte Meer wäre in der That eines der großen Deſiderate der Wiſſenſchaft; ein bedeutender Theil dieſes Strichs, derjenige welcher längs dem Oſtufer von der Mündung des Wadi el Karak bis zu der des Jordan hinläuft, iſt bis jetzt noch von keinem europäiſchen Reiſenden beſucht worden. Es wäre von Wichtigkeit geweſen, dieſen unerforſchten Theil zu verfolgen und zu unterſuchen, Hr. Saulcy hat dieß nicht gekonnt; das iſt ein Unglück für ihn und uns, aber man durfte es auch nicht ankündigen und glauben laſſen, man habe gethan, was man nicht gethan hat. Hr. de Saulcy hat nur das Weſtufer begangen und hat das Südende umkreiſt, d. h. er hat gethan was andere vor ihm und ſehr gut gethan haben, der berühmte Seetzen, die HH. Smith und Robinſon, der amerikaniſche Miſſionär Wolcott, die HH. Irby und Mangles, unſer eigener Landsmann Berton, und manche andere jeder für einen mehr oder minder großen Theil dieſer merkwürdigen Umreiſe. Das einzige Stück, das Hr. de Saulcy eigen gehört, iſt der Theil des Ufers, der ſich von den Ruinen von Maſada (welche er ſah, deren hiſtoriſche Wichtigkeit er jedoch erſt nach ſeiner Rückkehr erfuhr) bis zum Eingang des Wad es Suera, nicht weit vom Dſchebel Sdum oder Berg Sodom erſtreckt. Auf dieſen Weg von etwa vier Lieues beſchränken ſich in der That die Entdeckungen des gelehrten Reiſenden." Nimmt man hiezu, daß ſein Buch ohne alle Abſätze in Tagebuchform abgefaßt, daß die zum Theil ziemlich umfangreichen archäologiſchen und hiſtoriſchen Abſchweifungen auch in dieſen Rahmen hineingeſtopft ſind, und daß noch überdieß manche ſeiner archäologiſchen Vermuthungen auf ſehr ſchwachen Füßen ruhen, während er ſie mit großer Zuverſichtlichkeit ausſpricht, daß er endlich fremde, ihm mitgetheilte handſchriftliche Arbeiten reichlich benützte, ohne ſie zu nennen, ſo iſt die ungünſtige Beurtheilung der Schrift zur Genüge erklärt.

Trotz dieſer Mängel enthält das Buch ſehr vieles höchſt Intereſſante nicht nur über verſchiedene Theile des Landes zwiſchen dem Jordan und dem Mittelmeer, ſondern auch über das todte Meer ſelbſt, deſſen Ufer de Saulcy zur günſtigſten Jahreszeit, nämlich im Winter, wo die Vegetation nicht ſo verbrannt iſt, beſuchte, ſo daß er von ſeiner Umgebung ein ganz anderes Bild erhielt, als man ſich ſonſt gewöhnlich von dem todten Meere macht. Daß der Reiſebericht vieles Wichtige enthält, erkennt Hr. Vivien de St. Martin auch an und ſagt: „Hätte Hr. de Saulcy ſeine beiden Bände gegeben als das was ſie ſind, als das Werk eines unterrichteten Touriſten, der Paläſtina in Geſellſchaft joviale Reiſegefährten durchzog, und der trotz des Einfluſſes ſeiner leichtfertigen Umgebung da und dort gute Beobachtungen machte, der von dem Beiſpiel Hrn. Ed. Robinſons, des Erneuerers der bibliſchen Geographie, ſich leiten ließ, und ohne neues Forſchungsterrain zu betreten, noch manchmal eine Aehre auflas auf dem Felde, das Robinſon ſo reichlich abgeerntet hatte; wenn Hr. de Saulcy ſich hierauf beſchränkt hätte, ſo würden wir uns gehütet haben, eine ſtrenge Kritik gegen ihn zu üben, und wir hätten ohne Rückhalt manchem ſchätzenswerthen Theile ſeines Werks, namentlich in Bezug auf Galiläa, volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen, aber weil er, in ſein Studierzimmer zurückgekehrt, mit Hülfe ſeines Reland eine wohlfeile Gelehrſamkeit zur Schau trug, die niemand täuſchen kann, welcher auf den Grund eingeht, ſo iſt er noch nicht berechtigt, in die Reihen der Meiſter einzutreten. Der Verfaſſer der Reiſe um das todte Meer wollte ſein Buch zur Höhe einer wiſſenſchaftlichen Berichterſtattung erheben, und von dieſem Geſichtspunkt aus, auf den er ſelbſt uns ſtellt, ſind wir genöthigt ihn zu beurtheilen.“ Die Art dieſer Kritik gibt einen Fingerzeig, was eigentlich damit gemeint, und beweist daß man, was ſo im gemeinen Leben geſagt wird, den Sack ſchlägt und den Eſel meint. Der einfältige Luxus, den die franzöſiſche Regierung mit manchen Reiſeunternehmungen treibt, und die unvermeidliche Willkür, mit der ſie das eine Werk glänzend ausſtattet, das andere ununterſtützt läßt, ruft eine immer herbere Kritik hervor. Nicht nur, daß Saulcy auf ſeiner angeblichen Reiſe um das todte Meer ſehr wenige, nicht vorher ſchon durchwanderte Striche betrat, iſt auch die überflüſſige künſtleriſche Ausſtattung, die das Werk unnöthig vertheuert, hier ſehr unrichtig angewendet; dem Werke ſind 16 Hefte Abbildungen — wovon bisher 14 erſchienen, wenigſtens uns zugekommen ſind — beigegeben, und davon ſcheinen viele landſchaftliche Darſtellungen durchaus Phantaſie oder bieten wenigſtens durchaus nichts beſonderes dar; einige Abbildungen von Alterthümern mögen hingehen, ſind auch in ihrer Art intereſſant, aber Heft 11 und 12, „Itinéraire du pourtour de la Mer Morte“ betitelt, iſt ein Plagiat: das Itinerar iſt nichts als eine amplificirte Copie der Karte von Lynch ohne irgend einen Zuſatz, nur der Maaßſtab iſt geändert. Das Werk, wenn auch keineswegs werthlos, verdient eine ſolche Ausſtattung nicht, und wenn es ein ſo wiſſenſchaftliches Werk wäre, ſo hätte ſich der Verfaſſer nicht in dieſer Art mit fremden Federn ſchmücken ſollen. Die herbe Kritik iſt alſo eben ſo gegen die willkürliche Bevorzugung durch den Miniſter des öffentlichen Unterrichts gerichtet, unter deſſen „Auſpicien“, wie es auf dem Titel heißt, das Werk herauskam, d. h. der es aus Staatsfonds bezahlte, denn es hätte ſich ſelbſt in dieſer koſtſpieligen Ausgabe, die den Abſatz erſchweren mußte — es koſtet mit dem Atlas 222 Fr. — nicht bezahlt. Gegen ſolchen Mißbrauch der Gunſt erhebt ſich die gebildete und gelehrte Welt in Paris — wir können nicht ſagen in Frankreich — mehr und mehr, und man hat dieß ſchreiende Beiſpiel herausgehoben, um es gehörig ins Klare zu ſetzen.

Doch mit dieſen Specialitäten haben wir es hier nicht weiter zu thun, und auch dieſe bloß angeführt, um den Standpunkt zu bezeichnen, von dem man das neueſte Werk über das todte Meer beurtheilen muß. Es geht daraus hervor, daß es faſt nur zur Ergänzung und Beſtätigung früher ſchon bekannter Dinge dienen kann, denn auch die Zeit, die er auf dem Weg nach dem Südende des todten Meers zubrachte — er brach am 24 Dec. 1850 von Jeruſalem auf und war am 25 Januar 1851 bereits wieder zurück — war entſchieden zu kurz, um gründlichere Nachforſchungen anzuſtellen; man darf deßhalb auch ſeinen antiquariſchen Errungenſchaften keinen unbedingten Glauben ſchenken, namentlich iſt die Verſicherung, daß er die Stellen aller fünf zerſtörten Städte gefunden habe, nicht mit ſonderlichem Vertrauen aufzunehmen. Wir wenden uns nun ſpeciell zu unſerm Gegenſtand und beſprechen

1) Die Bodenverhältniſſe des Landes.

Das Land zwiſchen dem Euphrat und dem Mittelmeer iſt von Gebirgszügen durchfurcht, deren Hauptrichtung von Norden nach Süden geht; da es an Querjochen nicht fehlt, ſo iſt die natürliche Folge, daß die Gewäſſer in einzelne Thäler ſich ergießen und hier Seen bilden. So haben wir gleich im Norden Syriens El Bolhaire, den See von Antiochia, unmittelbar ſüdlich davon El Ghuta; weiter gegen Oſten ſüdlich von Haleb den Sumpf El Matkh, öſtlich von dieſem den Salzſee El Sakhy, in der Nähe von Höms (Emeſſa) den See Kades als Ausmündung des Thals von Baalbek. Letzterer Ort liegt aber ſchon jenſeits der Waſſerſcheide des Gebirgs. Der Wadi Nahle, der einige Stunden nördlich von Baalbek aus dem Antilibanon entſpringt, fließt ſchon ſüdwärts. Der Antilibanon zwiſchen 34° u. 34° 25′ N. B. bildet die Waſſerſcheide zwiſchen Süd und Nord, mehr als zwiſchen Oſt und Weſt; zieht man von 34° 25′ bei Hesbeya, wo die Hauptquelle des Jordan iſt, eine Linie in ſüdöſtlicher Richtung nach der Wüſte, ſo bildet dieſe die Scheidung: was nördlich von dieſer Linie fließt, fällt in den Bahr el Merdſch, den See bei Damascus, oder ſelbſt in den noch nördlicher liegenden Salzſumpf Moie Bachr. Der Dſchebel Scheich el Teldſch oder der große Hermon bildet hier den Knoten; die Waſſerſcheide, die von ihm ſüdoſtwärts läuft, ſcheint aber nicht ſehr hoch, und wir müſſen ſie im Auge behalten, denn ſie wiederholt ſich ſüdlich vom todten Meer.

Von der Waſſerſcheide des großen Hermon gegen Norden haben wir alſo eine nicht unbedeutende Anzahl größerer und kleinerer Seebecken, die größtentheils oder ſämmtlich ſalzig ſind. Wenn man daraus mit Hr. Allen annehmen will, dieſe nördlichen Salzſeen hätten einſt mit den Seen von Merom (Bahr el Hule), Tiberias und dem todten Meer eine zuſammenhängende Waſſermaſſe gebildet, die ſich nördlich mit dem Mittelmeer, ſüdlich mit dem Golf von Akaba und dem rothen Meer verband, ſo geht er in eine geologiſche Zeit hinauf, in die wir ihm nicht folgen können. Wenn aber daraus der Schluß gezogen werden ſoll, daß erſt die Kataſtrophe, welche das

todte Meer betraf, dieſen Stand der Dinge geändert, nordwärts den Verband mit dem Mittelmeer, ſüdwärts den mit dem Golf von Akaba abgeſchnitten habe, ſo iſt das entſchieden falſch, denn wir müſſen nach dem Wortlaut der Ueberlieferung in den Büchern Moſis annehmen, daß das Land im weſentlichen dieſelbe Geſtaltung, wie noch jetzt, gehabt habe; die Waſſerſcheide, welche vom großen Hermon gegen SO läuft, und die, welche das todte Meer vom Golf von Akaba trennt, können unmöglich ſo ſpät erſt entſtanden ſeyn.

Unmittelbar unterhalb dem großen Hermon, den die umwohnenden Völker in ihrer einfachen Naturanſchauung nicht ohne Grund den Scheichberg nennen, und deſſen Höhe Rußegger auf 9500′ ſchätzt [1], beginnt nun die merkwürdige Thalſpalte des Jordan, die man nicht mit Unrecht eine der merkwürdigſten der Welt genannt hat: von dem Fuße des Hermon (33° 25) bis zum Eintritt des Jordan in das todte Meer (31° 51′) alſo auf einer Strecke von wenig mehr als 22½ deutſchen Meilen hat das Jordanthal — El Ghor, wie die Araber ſolche Thaleinſenkungen häufig nennen — einen Fall von mehrern tauſend Fuß, denn das todte Meer liegt nach den beſten, noch nicht ganz genauen, doch ziemlich verläſſigen Meſſungen 1220′ unter dem Spiegel des Mittelmeers; was aber noch bemerkenswerther iſt, die Tiefe des todten Meeres, wenigſtens in der größern nördlichen Hälfte, beträgt nach Lynchs genauer Meſſung 1308 Fuß engl. oder 1227′ par. Maaß; nimmt man alſo die Lage der Jordanquelle nur zu 2000′ Meereshöhe an, ſo ſenkt ſich in dieſer merkwürdigen Thalſpalte der Boden auf einer Strecke von 25 deutſchen Meilen um etwa 4500′, wovon auf den Fluß allein 3200′ kommen. Nicht minder merkwürdig iſt aber das Anſteigen des Bodens gegen Süden, denn während die größere Nordhälfte des Sees nicht weniger als 1227′ Tiefe hat, zeigt die kleine Südhälfte nur 13′ Tiefe im Durchſchnitt; der Boden ſteigt alſo ſchon im See gegen Süden bedeutend an, und dieſer Wechſel iſt um ſo größer, als die Geſammtlänge des todten Meeres nicht ganz 20 Stunden beträgt. Von dem Südende des Sees aber, in das zur Winterszeit ſtarke Waſſerbäche fallen, ſteigt der Boden 23½ Stunden lang erſt raſch dann allmählich aufwärts bis auf eine Höhe von etwas mehr als 2200′, alſo ungefähr ebenſo hoch als die Jordanquelle. Die Waſſerſcheide des todten Meeres und des Golfs von Akaba führt bei den Arabern den Namen Es-ſath, das Dach, und dieſe iſt von der Jordanquelle etwa 90 Stunden entfernt; die Einmündung des Jordans in das todte Meer liegt alſo ziemlich in der Mitte, und die größere Steigung des Bodens iſt gegen Süden.

Aus dieſer Geſtaltung des Bodens ergibt ſich zur Genüge, daß von einer Entſtehung des todten Meeres, von einem ehemaligen Abfluß des Jordans in den Meerbuſen von Akaba in einer auch nur halb hiſtoriſchen Periode nicht die Rede ſeyn kann; denn eine ſolche Umgeſtaltung würde nicht nur eine Erhebung der 40 Stunden langen Strecke zwiſchen dem Südende des todten Meeres und dem rothen um mehr als 2000 Fuß, ſondern auch eine nicht minder bedeutende Senkung des ganzen Landes vom Nordende des todten Meeres bis über den See Tiberias hinaus nothwendig vorausſetzen. Eine ſo furchtbare Veränderung der ganzen Bodengeſtaltung auf einer Strecke von mehr als 60 Stunden, verträgt ſich aber durchaus nicht mit der moſaiſchen Erzählung, in welcher die vorgegangene Kataſtrophe als ein ſehr locales Ereigniß erſcheint, deſſen Wirkungen ſich Loth durch eine Wanderung von Sodom nach Zoar — eine ſehr kurze Strecke [1] — entziehen konnte. War aber zu der Zeit, wo das in der moſaiſchen Erzählung erwähnte Ereigniß eintrat, die jetzige Geſtaltung des Bodens zwiſchen 30° und 33° N. B. ſchon vorhanden, ſo muß man auch das Vorhandenſeyn des ſogenannten todten Meeres annehmen, das ohnehin in der bibliſchen Erzählung vorausgeſetzt wird, und die ganze willkürliche Tradition von dem durch ein Strafgericht Gottes entſtandenen todten Meer fällt in ſich zuſammen, obgleich auch noch Lynch, ſey es in Erinnerung jugendlicher Eindrücke, ſey es um gegen die zelotiſchen Anſichten ſeiner Landsleute nicht zu verſtoßen, den ganzen Ghor oder Jordanſpalt in Folge göttlichen Feuerausbruchs und Erdbrands eingeſunken annimmt. Darum ſpricht denn auch Rußegger nicht ohne Grund von Ammenmährchen und Fabelwerk zur Erſchütterung der Einbildungskraft verzagter Menſchen; auch läßt ſich aus Lynch ſelbſt der Gegenbeweis ſeiner Annahme mit Leichtigkeit führen. Ebenſo müſſen die alten Sagen von der Unmöglichkeit, daß Thiere auf und an dem Meere leben könnten, ins Fabelbuch geſchrieben werden, denn Lynch fuhr drei Wochen lang auf dem todten Meer herum ohne Schaden für ſeine Geſundheit, und geſteht, daß die Angabe, als könnten an den Ufern des Sees keine Thiere leben, durchaus falſch ſey. Wahr iſt nur, daß im Waſſer keine Fiſche leben und keine Pflanzen gedeihen können, das iſt aber auch im Urumia-See der Fall, deſſen Salz- und Jodgehalt ſelbſt den des todten Meeres weit übertrifft; wie man aber in letzterem kleine Kruſtenthierchen in großer Menge entdeckt hat, ſo ſcheinen ſie ſich auch im todten Meere zu finden, wenigſtens iſt Humboldt ganz entſchieden dieſer Anſicht. [2] Daß Ehrenberg Infuſorien aufgefunden, iſt ohnehin bekannt.

Die Angabe Lynchs, daß das ſüdliche Drittheil des todten Meers nur eine durchſchnittliche Erhebung von 13 Fuß zeige; die von mehreren Reiſenden wiederholte und nirgends widerſprochene Bemerkung, daß das Land von dem Südende des Sees bis nach der Waſſerſcheide Es-Sath ziemlich raſch, wiewohl nicht ſchroff anſtiege, zeigen, daß der ſüdliche Seeboden und das ſüdliche Ufer in einem beſtimmten Zuſammenhang ſtehen, und von dem tiefen Schlund im nördlichen Seebecken ſehr verſchieden ſind. Es iſt demnach die Erhöhung des peträiſchen Arabiens — ſo genannt bekanntlich nicht von den Steinen, ſondern von der berühmten Nabatäerſtadt Petra — keine einzelne Querwand, die allenfalls ein vulcaniſches Aufſtoßen hervorgetrieben haben könnte, ſondern eine breite Erhebung, die Bertou auf 90 geogr. Meilen Länge und 20 Meilen Breite ſchätzt. Dieſe flacht ſich gegen das todte Meer aus, und dieſe Flachheit ſetzt ſich noch unter dem Waſſerſpiegel eine bedeutende Strecke

[1] Da er ewigen Schnee haben ſoll, ſo darf man ihn wohl noch höher annehmen.

[1] Wir bezeichnen dieſelbe nicht näher, weil über die Identität von Zoar ein Streit iſt, auf den wir ſpäter bei Beſprechung der Ruinenſtädte zurückkommen.

[2] In ſeinen Anſichten der Natur (II. 91) heißt es: „Im Gegenſatz mit der bisher verbreiteten Annahme von Abweſenheit aller Organismen und lebendigen Geſchöpfe im todten Meer verdient hier noch bemerkt zu werden, daß mein Freund und Mitarbeiter Hr. Valenciennes durch den Marquis Ch. de l'Escalopier, wie durch den franzöſiſchen Conſul Botta ſchöne Exemplare von Borites Elongata aus dem todten Meere empfangen hat.“

ins Meer hinein fort. Darum ſpricht Fallmerayer, der mit ſcharfer Kritik die mannichfachen Angaben prüft, und die mit ſich ſelbſt und den natürlichen Verhältniſſen in Widerſpruch ſtehenden Anſichten widerlegt, von der „höchſt wahrſcheinlichen, ja kaum zu beſeitigenden Annahme, der ſüdliche Theil des todten Meeres zwiſchen der großen auf der Oſtſeite wenigſtens zu drei Viertheilen, wo nicht gar zu fünf Sechstheilen der Seebreite hereinragenden Halbinſel und dem Salzberge von Sodom ſey urſprünglich trockenes Land der Ebene von Siddim geweſen, und erſt in Folge einer Kataſtrophe unter Waſſer gekommen"; er führt dieſen Gedanken in ſeiner ſchon erwähnten Abhandlung (p. 86 f.) folgendermaaßen aus: „Die eigenthümliche Erſcheinung in der Geſtaltung des todten Meeres iſt ſicher dieſe rauhe, öde, 40 bis 60′ hohe Halbinſel, welche, wie die Südſpitze Italiens, in Form des menſchlichen Fußes beim Knöchel angefangen bis zur äußerſten Zehenſpitze, vom baumreichen Moabſtrande ſo nahe an das Weſtufer des Aſphaltſees hinüber reicht, daß nur ein verhältnißmäßig ſchmaler Waſſercanal in Bosporus-Windungen offen bleibt, und ſelbſt die gegen Süd hinab ſich wieder ausbreitende ſeichte Waſſerfläche nach Robinſons Ausdruck einem breiten amerikaniſchen Strom gleicht, worin Ebbe iſt und die Untiefen trocken liegen. Die dem Weſtufer zugekehrte Sohle dieſer Halbinſel und natürlich auch die ſchmale auf der engſten Stelle nach Lynch nur 18′ tiefe Canalwendung iſt, um bei dem Gleichniß zu bleiben, von der Zehenſpitze bis zu der Ferſe gerechnet 2 Stunden 40 Minuten lang, die Breite aber von der Ferſe zur Kerak-Mündung hinüber geben ſchon Irby und Mangles auf zwei Stunden an; die vorbenannte engſte Stelle zwiſchen dieſer Peninſula und dem gegenüberliegenden Ufervorſprung des jüdiſchen Continents beträgt kaum mehr als eine engliſche Meile. Hier ſind alſo die Dardanellen des todten Meeres und zugleich die Gränzen zwiſchen dem ureigentlichen alten Aſphaltſee und der in der Zeit entſtandenen „Zuyderzee" der Pentapolis von Sodom. Das alte todte Meer iſt vorgerückt, und hat Erdſtriche vulcaniſch bezwungen, welche früher außer ſeinem Bereich im freien Genuſſe der Sonne lagen. Wo heute die Halbinſel und die bleierne Dardanellenſtrömung, dort war einſt Schluß und Südgränze des todten Meeres. Und von dieſem natürlichen Claustrum bis zur Querhügelmauer am Wadi Arabah [1] war die weiland blühende, reich bewäſſerte, von Erdharzquellen geſchwängerte Siddim-Aue, das Lectonien von Canaan, von welchem heute außer ſeinen höchſt ungleichen Randeinfaſſungen von Oſt und Weſt nur das große Delta im Südghor übrig geblieben iſt."

Hiernach iſt die Kataſtrophe, welche, um mit der Bibel zu reden, Sodom und Gomorrha umſtürzte, räumlich begränzt; der nördliche Theil dieſes Landſtrichs iſt mit Waſſer überdeckt worden, der ſüdliche iſt zum Theil eine Sumpfebene, an der Nordſpitze grün und waſſerreich, an der Südweſtecke mit Erdharz und Salz geſchwängert, und hier ſteht auch der drei Stunden lange, eine Stunde breite, 4 bis 600′ hohe, über den Seeſchluß hinauslaufende, aber ganz iſolirt ſtehende Aſche-Salz-Lavaberg, der „Dſchebel el Milhh" (Salzberg) Hadſchr Sdom, Dſchebel Sdom (Stein, Berg von Sdom) genannt, an welchem Saulcy trotz der vulcaniſchen Zerſtörung Reſte von cyklopiſchem Gemäuer geſehen haben will. Auf dieſen Punkt, ſowie auf die nächſte Umgegend muß ſich alſo die Aufmerkſamkeit vorzugsweiſe richten.

Saulcy brach, wie wir oben erwähnt, am 24 December von Jeruſalem auf, und erreichte das rothe Meer über San Saba, das Kidronthal hinab; von da ging er ſüdwärts nach Ain Dſchedi, dem Engaddi der Bibel. Schon auf dem Weg dahin hatte er auf den Nordabhängen aller Wadis röthliche Flecken bemerkt, die aus Bruchſtücken calcinirten Geſteins beſtanden, und hingeſtreut waren, „als hätte eine Minenexploſion ſie hingeworfen"; ſolche Steinlagen, deren Bruchſtücke anfangs bedeutend groß waren, nachher aber immer kleiner wurden, „convergirten ſichtlich nach einem und demſelben entfernten Punkte." Er traf auch bald einen „vulcaniſchen Kreis", ſo wie manche andere vulcaniſche Anzeichen, endlich ungeheure Krater (des immenses cratères) beſonders in der Nähe von Zuera (Zoar) und Sodom, wo im Umkreis von wenigen Stunden nicht weniger als fünf aufgezählt ſind. Ob aber dieſe vulcaniſchen Reſte und Anzeichen mit der bekannten in den moſaiſchen Schriften erwähnten Kataſtrophe zuſammenhängen, möchten wir aus manchen Gründen ſehr bezweifeln. Kaum haben die Reiſenden Sodom hinter ſich, ſo iſt auch in Kurzem das Südende des Sees erreicht, und ſie haben nun die Ebene Es-Sabkhah vor ſich, die man allgemein als das Thal von Siddim bezeichnet. Nun folgt ein Waſſerlauf auf den andern, und alle eilen in reißendem Laufe dem todten Meere zu, der Boden iſt weich und die Pferde ſinken in den zähen Schlamm, der keine Vegetation nährt. Nach zwei Stunden iſt dieſe Ebene zurückgelegt, und ſie kommen in ein Schilfdickicht von ungeheurer Höhe, und von dieſem in einen Buſchwald, der bereits zum Ghor Safieh gehört. Wir finden in Saulcy keine Angaben über die Ausdehnung des ſchlammigen Ufers von Norden nach Süden, aber der Karte nach kann ſie nicht unter 1 bis 1½ Stunde betragen. Dieſe Strecke iſt wenigſtens im Winter, wo die Gewäſſer in Fülle von Süden, Weſten und Oſten herkommen, keineswegs leicht, vielmehr ſogar gefährlich zu durchwaten, was Saulcy namentlich auf der Rückreiſe erfuhr. Leider erfahren wir von dem durch ſeine und ſeiner Gefährten Reiſeabenteuer ſehr in Anſpruch genommenen Hrn. Saulcy über Bodenbeſchaffenheit dieſes Landſtrichs ſo gut wie nichts. Ueber dieſe Ebene muß ſich die Zerſtörung faſt ſo entſchieden ausgedehnt haben, wie über denjenigen Theil, den das Waſſer bedeckt: denn hier müſſen die üppigen Gärten und Felder der üppigen Städte geweſen ſeyn, und der Boden muß derſelben Beſchaffenheit ſeyn, wie der nahegelegene Seeboden, aus dem zu Zeiten Schollen von Aſphalt ſich losmachen, während dieſe Subſtanz in dem zähen Schlamm feſtgehalten wird.

Die Angaben Saulcy's über den Waſſerreichthum am Südende des Meers beſtätigen die Angabe der frühern Reiſenden; Robinſon hat völlig Recht, wenn er ſagt, in ganz Paläſtina finden ſich auf ſo engem Raum nicht ſo viel Waſſerläufe, als namentlich von der öſtlichen Seite herab in den See einmünden, und „der Strich, obwohl jetzt faſt verödet, iſt durch dieſe Bäche und die vielen Quellen viel beſſer bewäſſert, als irgend ein Diſtrict im ganzen Lande." Salz und Hitze, denn nach Anderſen ſoll der Schlamm am Südende des Meers ſehr heiß ſeyn, mögen im Weſten die Entwicklung der Vegetation

[1] Von der Südſpitze des todten Meeres zieht ſich in einer Breite von 2 bis 3 Lieues eine Thalmulde fort, die noch den Namen El Ghor führt, wie die im Norden des todten Meeres, dann folgt auf einer Strecke von 20 Stunden der Wadi Arabah, gleichfalls immer noch, wiewohl ſehr allmählich anſteigend bis zum Es-Sath, worauf der Wadi Akabah noch 15½ Stunden weiter bis zum Meerbuſen dieſes Namens läuft.

bemmen, aber unmittelbar im Oſten, wo der Schilf und dann der Wald beginnt, können dieſe Urſachen nicht mehr wirken, und namentlich das Land Moab, das man bald darauf betritt, iſt zum Theil ſehr gut angebaut. Zog ſich die wirklich fruchtbare Ebene nur von dem jetzigen Wald bis zu der oben erwähnten Halbinſel hin? In der Bibel heißt es entſchieden, das Land habe ſich dargeſtellt wie ein blühender Garten; ſind auch manche einzelne Stellen im Oſten noch jetzt reizend, ſo kann man dieß doch am allerwenigſten von dem Südende des Meeres ſagen, und Fallmerayer bemerkt gegen den Schluß ſeiner Abhandlung (p. 88) ganz richtig: „von der alten Sittlim-Glückſeligkeit des Patriarchen Lot iſt auf der Abendſeite des „Neuſees“ [1] nichts mehr übrig. Es iſt dieſe Abendſeite eine völlig verlaſſene, menſchenleere Oede mit kleinen Buſchoaſen zwiſchen Aſchen-, Salz- und Lavaklippen. Nur um die Uferſtrecke im Südoſt des Sees, unmittelbar am Fluſſe der ſchluchtigen Moab-Berge zwiſchen den beiden perennen Strömen Wady Karahy (es Safieh) und Wadi Kerak haben ſich Spuren alter Naturpracht bis auf den heutigen Tag erhalten.“ Alles deutet alſo darauf hin, daß es die Südweſtecke des Sees war, welche unter dem Ereigniß am ſchwerſten gelitten hat, wenn gleich die Verödung, die hier herrſcht, nicht bloß ſolchen Naturbegebenheiten, ſondern auch den Menſchen zuzuſchreiben iſt; doch dieß führt uns auf die Geſchichte und die Ruinen des Landes.

[1] D. h. des Theils zwiſchen dem Südende und der Halbinſel.

Der Marſch der Rebellenarmee in China.

Wir finden in der Times vom 28 Februar eine Zuſammenſtellung des Marſches der Rebellenarmee, die eine leichtere und beſſere Ueberſicht gewährt, als ſie uns bis jetzt geboten wurde, weßhalb wir ſie hier möglichſt vollſtändig aufnehmen, und auf unſere Zuſammenſtellung in Nr. 33 vom vor. J. verweiſen, an welche ſie ſich ſehr leicht anreihen läßt. Bei der höchſt mangelhaften Kenntniß der innern Zuſtände ſind ſolche Darſtellungen vorerſt mehr werth, als alle weitläufigen Abhandlungen, denn trotz aller Mühe ſind wir bis jetzt nicht dahin gelangt, eine klare Anſicht der Verhältniſſe im Innern zu erhalten, und erwähnen nur Eines Umſtandes, der aus den neuern Nachrichten mit Beſtimmtheit hervorzugehen ſcheint, daß eine eigentliche Verbindung der Aufſtändiſchen unter Tai-ping-wang mit denen an der Seeküſte, die wir im allgemeinen unter dem Namen der Foliennefen zuſammenfaſſen können, durchaus nicht ſtattfindet, und daß erſtere ſogar die Annäherung der letztern, die von dem Anführer der in Schanghai ſich immer noch haltenden Inſurgenten ausgegangen, zurückgewieſen haben ſollen. Die nachfolgenden Angaben beziehen ſich alſo durchaus nur auf Tai-ping-wangs Heer. Zur beſſern Verſtändniß des folgenden ſenden wir hier die Bemerkung voraus, daß Tai-ping-wang noch vor der Einnahme Nankings ſein Heer theilte und einen Theil deſſelben durch Hu-pe und Ho-nan (alſo ziemlich weit im Weſten) nach dem Hoang-ho ſchickte, während die zweite Abtheilung erſt nach der Einnahme Nankings längs dem Kaiſercanal nach dem Norden aufbrach.

„Die letzte Poſt hat uns eine Reihe von Peking-Zeitungen gebracht, welche die Thatſache zugeben, daß die Rebellen in der unmittelbaren Nähe von Tien-tſin (nicht weit von der Mündung des Pei-ho) ſtehen, und Handelsdſchunken, die kürzlich zu Canton ankamen, beſtätigen dieß und ſetzen hinzu, daß die nordweſtliche Armee der Rebellen in der Nähe dieſes Platzes ihre Verbindung mit der andern Rebellenarmee bewerkſtelligt habe, welche von Nanking aus längs der Linie des großen Canals vorrückte. Die Reihe der Peking-Zeitungen, welche vom 21 Sept. bis 17 Nov. gehen, bietet Materialien zu einem zuſammenhängendern Bericht über die neuerlichen Fortſchritte der Rebellen, als bisher zu erlangen war. Erfolge gegen die Rebellen werden fortdauernd in dieſen Blättern aufgezählt, aber die Thatſache, daß die Oertlichkeit jedes angeblichen Siegs ſich immer mehr Peking nähert, beweiſt das fortwährende Vorrücken der Rebellenarmee, und deutet zugleich das Maaß an, in welchem ſie ſich der nördlichen Hauptſtadt näherten. Auf ihrem Marſche nordwärts [1] von der Wiege des Aufſtands in Kwang-ſi aus erreichten die Rebellen den Jang-tſe-kiang etwa 350 (engl.) Meilen in gerader Richtung ſüdweſtwärts von Nanking. Bis zu dieſer Zeit war ihr Marſch in der Richtung gegen Peking (d. h. gegen Norden) gerichtet geweſen, und die verfügbaren kaiſerlichen Truppen waren ſo aufgeſtellt, daß ſie den Fortgang der Rebellen gegen Norden hinderten. Indem die Rebellen nun ihre Armee theilten, und ein Corps den Jang-tſe-kiang abwärts gegen Nanking ſchickten, nahmen ſie dieſe Stadt, ſowie die Mündung des großen Canals, durch einen Handſtreich, ehe die kaiſerlichen Truppen zur Hülfe herbeikommen konnten, und der größere Theil der kaiſerlichen Armee, der mehr in der Provinz Honan concentrirt war, um ſich dem Vorrücken der Rebellen gegen Norden zu widerſetzen, wurde hierauf weggezogen, um die Wiedereroberung Nankings zu verſuchen, wodurch aber die Straße nach Peking dem Vorrücken des linken oder weſtlichen Flügels der Rebellen offen blieb, was dieſe ſogleich benützten. Nachdem kurz darauf der rechte oder öſtliche Flügel der Rebellen ſich zu Nanking und an der Mündung des großen Kaiſercanals feſtgeſetzt, und die kaiſerlichen Truppen, welche ihn zu blokiren ſuchten, geſchlagen hatte, zog auch ein Corps, das man die öſtliche oder Nanking-Colonne nennen kann, längs dem großen Kaiſercanal gegen Peking. Der Marſch der weſtlichen Armee vom Jang-tſe-kiang nach Peking auf der von ihnen eingeſchlagenen Straße beträgt zwiſchen 900 und 1000 (engl.) Meilen, der der öſtlichen Armee von Nanking aus längs dem großen Kaiſercanal zwiſchen 7 und 800 M. Der weſtliche Flügel brach zuerſt auf, und die beiden Armeen oder vielmehr, was davon noch übrig war, vereinigten ſich in der Nähe von Tien-tſin, am Nordende des großen Canals, während der letzten

[1] Dieſer Ausdruck iſt nicht ganz richtig: von Kwang-ſi (das weſtliche Kwang) ging der Marſch anfangs gerade gegen Oſten in der Richtung von Kwang-tung (Oſt-Kwang). Ob der Widerſtand, den ſie hier fanden, oder andere Gründe die Richtung des Marſches änderten, wiſſen wir nicht, ſo viel iſt aber richtig, daß der Marſch von Kwang-tung aus nach der Provinz Kiang-ſi und in nordöſtlicher Richtung den Kan-kiang (Kan-Fluß) abwärts nach dem Poyangſee zu ging.

Woche des Octobers. Ueber den Marsch der östlichen oder Nanking-Abtheilung der Rebellenarmee ist wenig bekannt geworden: Gerüchte liefen von Zeit zu Zeit über die Einnahme mehrerer Städte längs dem großen Canal und in der Provinz Schan-tong, aber ihr Fortschritt scheint von der kaiserlichen Regierung nicht als so wichtig erkannt worden zu seyn, wie der der nordwestlichen Armee. Aus der Pekinger Zeitung vom 17 November geht indeß hervor, daß der Vortrab der Flotille der Nanking-Abtheilung den großen Canal herabsegelte, und Tien-tsin, den Seehafen von Peking am 30 October angriff, aber zurückgeschlagen wurde, was auch von den Dschunkenführern aus Tien-tsin, die kürzlich in Canton ankamen, bestätigt wurde.

„Der Marsch der nordwestlichen Abtheilung der Rebellenarmee ist ereignißvoller gewesen. Von dem Punkt, etwa 350 M. südwestlich von Nangking, von wo sie ausrückten, zogen sie gerade nördlich nach dem gelben Fluß (Hoang-ho), eine Strecke von 350 bis 400 M., setzten etwas ostwärts von Hoai-king (eine große Stadt am gelben Fluß etwa 350 bis 400 M. in gerader Richtung von seiner Mündung [1]) über und belagerten diesen (auf dem nördlichen Ufer liegenden) Ort am 9 Julius. Diese Stadt leistete einen ungewöhnlichen Widerstand, der die Rebellen fast zwei Monate aufhielt, und inzwischen sammelten sich die kaiserlichen Truppen auf allen Seiten: eine Armee stand im Osten zu ihrer Rechten, so daß ihre Verbindung mit Nanking abgeschnitten war; eine andere etwa 150 Meilen auf der linken Seite oder im Nordosten [2] und bewachte die Gränze von Pe-tsche-li, während die dritte und stärkste unter Sching-pao den Befehl hatte die Straße nach Peking zu decken und Hoai-king zu Hülfe zu kommen. Nach der Peking-Zeitung errang Sching-Pao am 2 Sept. einen Sieg über die Rebellen, der sie nöthigte die Belagerung aufzuheben, welche 54 Tage gedauert hatte. Hierauf zogen (slipped) die Rebellen an Sching-Pao's rechter Flanke vorüber, marschirten 150 M. weit gegen Nordwest, nahmen drei Districtsstädte auf ihrem Wege, und erreichten die große nordöstliche Straße gegen Peking bei der Departemantalstadt Pin-jang [3], die sie einnahmen. Die Rebellen waren jetzt nur noch 470 M. von Peking, aber die Einnahme von Pin-jang hielt sie auf und verschaffte Sching-pao Zeit durch eine innere Verbindungslinie und forcirte Märsche sich abermals ihnen gegenüber auf der nordöstlichen nach Peking führenden Straße aufzustellen, und die Armee, welche hinter ihrem rechten Flügel (on their right rear) sich gehalten hatte, rückte abermals auf. So von der großen Straße nach Peking abgeschnitten und auf ihrem rechten Flügel im Rücken bedroht, verließ die Rebellen-Armee die große Nordoststraße, griff zum Theil die hinter ihrem rechten Flügel stehende Armee an, und marschirte gerade ostwärts an Jo-jang vorüber nach Tien-tsen. [4] Etwa 75 M. von da wandten sie sich nordöstlich, und marschirten etwa 90 Meilen weit, bis sie das Nordende der Provinz Ho-nan streiften, und das südwestliche Ende der Provinz Pe-tsche-li bei dem Passe Simming erreichten, den sie durchbrachen und den denselben vertheidigenden kaiserlichen General zurückwarfen, welcher sich auf Guing-pang zurückzog, um Verstärkungen abzuwarten. Die Rebellen marschirten an Guing-pang vorüber aus ihrer rechten Flanke, drängten in nordöstlicher Richtung vorwärts durch das Schun-te- [1] Departement der Provinz Petscheli, worauf sie ohne weitere ernste Gefechte bis auf 180 M. von Peking vordrangen. Während dieser ganzen Zeit scheint Sching-pao nordwärts von der Rebellenarmee in fast paralleler Richtung marschirt zu seyn, und sie durch seine tatarische Reiterei belästigt zu haben.

„Nachdem die Rebellen die Provinz Petscheli betreten, zogen sie durch das Departement Schun-te in nordöstlicher Richtung, nahmen die Districtsstadt Ping-hiang (Pe-hiang, Berghaus), die Districtsstadt Lung-ping und Tschan-tschau (Tschao-tseu?), und dann die Districtsstadt Kan-tsching im Departement Tsching-ting. [2] Hier stellte sich Sching-pao, um ihr weiteres Fortschreiten zu hindern, und berichtet, daß er am 6 October, sechs Meilen von Kan-tsching, einen großen Sieg über sie erfochten habe. Nach seinem Bericht wurde die ganze Rebellenarmee vernichtet, mit Ausnahme einiger Tausend Flüchtigen, welche nach der Stadt Kan-tsching entkamen, wo sie, wie er sagte, völlig eingeschlossen seyen. Die Stadt Kan-tsching ist nicht auf den Karten verzeichnet, sie muß aber auf dem Süduser des südöstlich von der Stadt Tsching-ting fließenden Armes des Pei-ho, auf der Nordoststraße nach dem Pay-hu-See, in der Mitte zwischen beiden und etwa 180 Meilen von Peking zu liegen. Zwei Tage nach dem am 6 Oct. erlittenen Unfall räumte die Rebellenarmee Kan-tsching, und entfernte sich abermals von der sie umringenden kaiserlichen Macht. Die Zeitung vom 14 Oct. enthält den Bericht Sching-pao's mit der Angabe, er habe am 8. ein Corps abgeschickt, um die Rebellen in Kan-tsching anzugreifen. Dieß Corps fand bei seiner Ankunft vor der Stadt die Rebellen im Uebergang über den Fluß auf einer beweglichen Brücke begriffen, und griff die Zurückgebliebenen, etwa 3000 Mann, an, worauf alle bunt durcheinander nach der Brücke zustürzten. Viele ertranken, und nachdem der größere Theil hinüber war, verbrannten die Rebellen die Brücke, um die Verfolgung zu hindern, und marschirten auf Siu-tschan, welches sie einnahmen. Siu-tschan ist nicht auf der Karte, aber die Peking-Zeitung gesteht, daß es 30 Meilen näher bei Peking liegt, als Kan-tsching.

„Die Zeitung vom 25. enthält einen Bericht Sching-pao's, daß er am 21 Oct. in Verbindung mit andern Befehlshabern die Rebellen in Siu-tschan angegriffen habe; 7 — 800 wurden während der Scharmützel getödtet, aber am 22. verließen sie Siu-tschan, und marschirten gegen Nordosten; ihr Vortrab scheint Dschin-kan (Ginlieu, Berghaus), eine Stadt auf der großen Nordstraße 110 Meilen von Peking, am 25. genommen zu haben, und an demselben Tage nahmen, nach der Peking-Zeitung, ihre beiden andern Abtheilungen — denn sie scheinen sich in drei Corps getheilt zu haben —

---

[1] Ueber 110° 30' O. L. von Paris, beinahe 113° O. L. von Greenwich, nach Berghaus Karte.

[2] Diese stand aber nicht auf der linken Seite, sondern gerade vor ihnen.

[3] Auf Berghaus Karte Phing-yang, etwa 109° O. L. von Paris und 36° N. B.

[4] Wahrscheinlich Tchin-tsen auf Berghaus Karte, 110° 30' O. v. P. und 37° N. B., nur ist diese Richtung nordöstlich, nicht gerade östlich, was mit dem folgenden stimmt.

[1] Guing-Pang und der Simming-Paß sind auf Berghaus Karte nicht angemerkt, aber wohl die Stadt Schun-te unter 37° 20' N. B. 113° O. L. von Paris.

[2] Kan-tsching finden wir nicht auf der Karte von Berghaus, wohl aber Tsching-ting, die Richtung geht stets im Allgemeinen nordöstlich, die einzelnen Märsche aber, wie es das Terrain mit sich bringen mußte, bald gerade gegen Norden, bald mehr gegen Osten.

Hien, 35 Meilen ſüdlich von Dſchin-kan, auf der großen Nordſtraße, und Kiao-ho, 20 Meilen ſüdlich von Hien, [1] und etwa 15 Meilen vom Kaiſercanal. Die drei Abtheilungen der (weſtlichen) Rebellenarmee dehnten ſich jetzt (25 Oct.) über etwa 40 bis 50 Meilen auf der großen Nordſtraße aus, ihr Vortrab ſtand 100 Meilen von Peking, und ihr Nachtrab 15 vom Kaiſercanal. Sie ſcheinen jetzt Verbindungen mit der Nanking-Colonne, welche den Kaiſercanal heraufkam, eröffnet zu haben; ſie verließen deßhalb die Linie der großen Nordoſtſtraße und wandten ſich ſtatt nördlich öſtlich, um zu ihren von Süden heraufziehenden Genoſſen zu ſtoßen. Am 29 Oct. nahm ihr Vortrab Tſing-hai, etwa 15 Meilen ſüdlich von Tien-tſin, und ſo wurde eine Verbindung mit der Spitze der Nanking-Colonne bewerkſtelligt, deren erſte Schiffe bereits voraus waren, um Tien-tſin anzugreifen, wo ſie am nächſten Tage, den 30., zurückgeſchlagen wurden. Die letzten zu Canton eingetroffenen Blätter der Peking-Zeitung reichen nur bis zum 17 Nov., aber durch die Ankunft einiger Handelsdſchunken hat man Nachrichten bis zum 25. Aus dieſen geht hervor, daß die Rebellen ſeit Ende Octobers zu Tſing-hai unthätig blieben, und daß die ſie umgebenden Truppen mit jedem Tage ſich vermehrten; letztere ſollen auf 100,000 angewachſen ſeyn, die Rebellen aber noch nicht 20,000 betragen. Unter dieſen Umſtänden iſt es kaum zu glauben, daß die Rebellen, welche bis zum 25. durch die Ueberlegenheit der kaiſerlichen Truppen von Tien-tſin abgehalten wurden, dasſelbe am 28. eingenommen haben ſollten, wie allgemein geſagt und geglaubt wird.

„Die Mongolen ſcheinen endlich am Kampfe mit Nachdruck Theil zu nehmen. Dieſelbe Nr. der Peking Zeitung, welche den letzten Erfolg Sching-pao's rühmt, verkündigt auch die Ernennung zweier mongoliſchen Häuptlinge oder „Könige" zu hohen Militärcommandos, nämlich die des Königs Hwui-tſin mit dem Titel eines „großen Generals mit kaiſerlicher Vollmacht", und des Königs von Ko-urh-ſin, Namens Sang-kih-lin-ſin als des „großen zweiten Befehlshabers", mit dem Auftrag alsbald die Truppen in der Hauptſtadt nebſt den T'a-ha-urh-Mandſchuren und den Mongolen vom dritten öſtlichen Bund zu übernehmen, und ſich mit Sching-pao zu vereinigen, um die Rebellen auszurotten. Nach der Lage der Sachen auf dem Kriegsſchauplatz während des Novembers zu ſchließen, muß der nächſte Monat Berichte von etwas Entſcheidendem bringen. Die Ausſichten ſcheinen ziemlich ſtark gegen die Rebellen. In einer vereinzelten Stellung, ſelbſt ohne die Möglichkeit von Verſtärkung oder Rückzug, haben ſie mit einem vier- oder fünfmal ſtärkern und täglich anwachſenden Feind zu kämpfen, ein nordiſcher Winter iſt im Anzug, und die Rebellen ſind lauter Leute aus Kwang-ſi, dem ſüdlichſten Ende China's, was von Peking ſo weit ſüdlich liegt, als Konſtantinopel von Moskau. Unter ſolchen Umſtänden iſt Unthätigkeit Verderben, und nach den letzten Berichten waren ſie ſchon vier Wochen zu Tſang-hai unthätig. Uebrigens haben die Kaiſerlichen das Uebergewicht zur See, und der Pei-ho iſt noch oberhalb Tien-tſin für Dſchunken fahrbar. Die Rebellen haben bis jetzt ihre Gegner durch geſchickte Manöver und raſche Märſche beſiegt, aber ihre Annäherung an das Endziel ihrer Operationen hat die Taktik der kaiſerlichen Generale ſo vereinfacht, daß den Inſurgenten auch dieſer Vortheil jetzt fehlt. Auf der andern Seite ſind die Rebellen beſeelt von einem eifrigen Glauben und dem Fanatismus einer neuen Religion, ſie glauben unbedingt unter der unmittelbaren Obhut der Gottheit zu ſtehen, fühlen ſich ihres Erfolgs ſicher und betrachten den Tod als ein Märtyrerthum.

„Wir kennen Tien-tſin und die Straße von da nach Peking genau, denn es war der gewöhnliche Weg der engliſchen Geſandtſchaften; ſie bietet der Rebellenarmee viele Vortheile und führt durch ein für Reiterei ſehr ungünſtiges Land. Die Stadt Tien-tſin liegt etwa 80 M. von der Mündung des Pei-ho, da wo der kaiſerliche Canal in den Fluß einmündet, und iſt deßhalb das Emporium des bedeutendſten innern, ſo wie des Seehandels dieſer Hauptſtadt. Barrow ſpricht von einer ſehr großen Volksmaſſe und zahlreichen Flußſchiffen, „die Vorſtädte dehnen ſich, ſagt er, wie London an der Themſe, mehrere Meilen weit an beiden Ufern des Pei-ho aus." Der Pei-ho iſt für Flußſchiffe, aus denen die Rebellenflottille beſteht, bis Thung-tſchen, 12 M. von Peking, fahrbar, und die mongoliſchen Reiterſchaaren, welche die Stärke der kaiſerlichen Armee ausmachen, können dem Vorrücken der Rebellenflotten ſich nicht widerſetzen; zudem iſt das Land auf beiden Ufern für Reitereigefechte durchaus ungünſtig, da es nach Barrow nieder und flach iſt, und ſtatt der Hecken zur Gränzabſcheidung Gräben gezogen ſind. Von Thung-tſchen führt eine große mit ungeheuren Granitplatten gepflaſterte Straße nach Peking. Dieſe läuft durch ein offenes, ſandiges, unangebautes Land, und auf beiden Seiten finden ſich nur wenige elende Häuſer. Hier alſo würden die Rebellen natürlich Cavallerieangriffen ausgeſetzt ſeyn. Die Mauern von Peking ſollen nur 25—30' hoch ſeyn, alſo nicht zu hoch für eine Leitererſteigung, und auf den Wällen oder Baſteien ſtehen keine Kanonen, außer einigen Scheinkanonen von Holz."

[1] Dieſe drei Orte liegen in nordſüdlicher Richtung hinter einander, alle drei nur etwa 15 deutſche Meilen vom Meeresufer am Golf von Peſchili.

Amerikaniſche Federzeichnungen von E. Pelz.

Girard College in Philadelphia.

> We will live a life of reason,
> And that's the only life to live.
> Winifreda

Wie ſchön und erhaben iſt doch die Beſtimmung des Prieſters! Den menſchlichen Geiſt zu bilden und frei zu machen, darin liegt die einzig wahre Aufgabe, deren Löſung das prieſterliche Leben geweiht ſeyn ſoll. Kaum läßt ſich Höheres denken!

In welch hohem Grade muß aber dieſe edle Miſſion vielfach von den Prieſtern verfehlt, vergeſſen, vernachläſſigt worden ſeyn; welcher Mißbrauch der prieſterlichen Stellung muß ſich kundgegeben haben, wenn ſo viele gutgeſinnte Menſchen Wahrheit in den bittern Worten finden wollen, daß drei Viertheile alles Uebels, das die

arme Menſchheit betroffen, den Prieſtern zuzuſchreiben ſey! Wir können geneigt ſeyn der hierin liegenden Uebertreibung volle Rechnung zu tragen; wir dürfen annehmen, daß der Mißbrauch des prieſterlichen Einfluſſes, zum großen Theil wenigſtens, in den Laien ſelbſt zu ſuchen ſey, namentlich in deren Fehlern, Mängeln und Gebrechen, worunter Geiſtesträgheit oben anſteht; immer bleibt genug Vorwurf und Anklage gegen die Prieſterſchaft zurück, und dieß wird auch vom beſſern Theile derſelben völlig anerkannt. Der Anblick des prachtvollen Girard College zu Philadelphia erregt unwillkürlich dieſe Gedanken bei dem Beſchauer, der ſich ſpeciell zu fragen geneigt iſt: welcher Mißbrauch muß von Prieſtern unter den Augen eines ſcharfſehenden Mannes getrieben worden ſeyn, der es verſtand, durch kluge Berechnungen viele Millionen ehrlich zu erwerben und der in ſeinem Teſtamente nicht weniger als zwei Millionen Dollars zur Stiftung eines Waiſenhauſes mit der Bedingung vermachen konnte, daß nie ein Prieſter als Lehrer ſeinen Fuß in dieſe Anſtalt ſetzen ſolle!

Der 1831 in Philadelphia verſtorbene Millionär Stephan Girard, in Frankreich geboren, hinterließ ein ſolches Vermächtniß, das in den Händen der eingeſetzten Verwaltung ſo rein für angebliche Bauzwecke verausgabt worden iſt, daß nichts für den Hauptzweck: „die Erziehung von Waiſenkindern“ übrig geblieben, demzufolge auch aus den Mitteln der Gemeinde Philadelphia das Erforderliche hergeſtreckt werden muß. Dieſe Verwaltung war eine whiggiſtiſche und die Demokraten ziehen natürlich entſetzlich über dieſelbe los; allein aus dem Munde eines alten erfahrenen Demokraten hörte ich die ernſte Verſicherung: „unſere Partei würde noch zwei Millionen Schulden dazu gemacht haben!“

Wir kennen die amerikaniſche Dollar- und Candy-Näſcherei, deßhalb wundern wir uns nicht über dieſen Fall, ſondern betrachten das Colleg, wie ſich daſſelbe jetzt darſtellt:

An der Ridge Road, dicht hinter Spring Garden im Penn-Diſtrict gelegen, zeigt ſich uns demnächſt das Hauptgebäude im korinthiſchen Styl hinter einer Einfriedigung, und wir paſſiren am Eingange derſelben ein Pförtnergemach, wo wir unſre Namen in das bei ſolchen Gelegenheiten in Amerika nie fehlende Fremdenbuch einzutragen veranlaßt werden. Man geſtattet unſern Eintritt erſt, nachdem eine vor uns angelangte Partie Beſucher zurückkehrt. Der ganze zum Inſtitut gehörende eingehägte Platz beträgt 45 Acres, und das Hauptgebäude befindet ſich in der Mitte, mit ſeiner 160 Fuß breiten Front nach Süden gerichtet, und 218 Fuß lang nach Norden ſich erſtreckend. Die Höhe des Prachtbaues iſt 97 Fuß.

Wir glauben einen griechiſchen Tempel vor uns zu haben mit acht Säulen an der Vorder- und Hinterfront und neun — oder eilf, wenn die Eckſäulen mitzählen — an den Seiten. Alſo insgeſammt vierunddreißig. Bis zu der Säulenbaſis führen eilf Granitſtufen, die um das ganze Gebäude laufen. Die 55 Fuß hohen Säulen ſind 6 Fuß im Durchmeſſer mit Baſen von 9′ 3″ und 3′ 2″ hoch; die ſchönen Capitäler haben 8′ 6″ Höhe und 9′ 4″ Umfang an der Säulenplatte. Zwiſchen dieſen Säulen und dem dahinter ſtehenden Gebäude iſt ein Zwiſchenraum von 15 Fuß. Die Schäfte beſtehen aus Werkſtücken, die mit Blei verkittet ſind. Die Architrave zwiſchen den Säulenweiten beſteht aus vier Marmorblöcken 21′ 5″ lang ſich von Säule zu Säule erſtreckend.

Das Karniß beſteht aus maſſigem Simswerk und iſt mit ſculptirten Hohlkehlen gekrönt. Die äußere Projection des Karnießes von der Architrave an iſt 4′ und ſeine Höhe 7′ 6″. Die ganze Höhe des Hauptgebälks iſt 16′ 4″, und die des Geſimſes, von der Spitze der Hohlkehle 17′ 8″, was bis zum Gipfel des Hauptgebälks 34′. Das Dreieckfeld in der Giebelfront iſt ohne Verzierung.

Der Körper oder die Cella des Gebäudes iſt 111′ breit und 169′ lang, bei 56′ 8″ Höhe. Die Ecken der Cella ſind mit vorſpringenden Anten von 5′ 6″ Breite verſehen.

Die Eingangsthüren der Nord- und Südfronten ſind 32′ hoch und 16′ breit, mit maſſiven Hauptbalken verſehen und überzogen mit ſculptirten Karnießen. Jede dieſer Thüren öffnet Vorhöfe von 26′ Breite und 48′ Länge, deren Decke mit acht Marmorſäulen geſtützt iſt. Unmittelbar über dieſen Vorhöfen, im zweiten Stockwerk, befindet ſich eine gleiche Zahl von Vorſälen, deren Decken ebenfalls mit corinthiſchen Säulen geſtützt ſind. In jeder Ecke des Gebäudes befinden ſich marmorne Treppen, die ihr Licht von oben empfangen. In jeder Flur ſind vier Gemächer 50 Geviertfuß groß.

Am ganzen Gebäude iſt — außer den Thüren — kein Holzwerk angewendet, und um ſich einen Begriff von der Laſt zu machen, welche das maſſive Haus zu tragen im Stande iſt, darf nur erwähnt werden, daß es mit Marmorziegeln gedeckt iſt, wovon jeder 4½′ lang und 4′ breit, 776 Pf. wiegt.

Daß dieſes Gebäude ſeiner Beſtimmung durchaus nicht entſpricht, und mithin das Vermächtniß Girards auf unverantwortliche Weiſe luxuriös vergeudet wurde, bedarf kaum einer Erwähnung.

Außerdem ſind noch vier eigentliche Nutzgebäude zu beiden Seiten dieſes Hauptbaues vorhanden, jedes zwei Stockwerk hoch und je 52′ breit bei 120′ Länge. Eines bewohnen die Lehrer, während ungefähr 300 Zöglinge in den übrigen dreien untergebracht ſind.

Daß ſich bei Ausführung der Girardſchen Teſtamentsverfügung eine mächtige und einflußreiche Gegnerſchaft bemerkbar machen werde, ließ ſich leicht voraus ſehen in einem Lande, wo die Prieſter, nach den Kindern und Ladies, als dritte Hauptmacht der Geſellſchaft erſcheinen. Die Freunde und Anhänger alles Kirchlichen, wozu namentlich die Mehrzahl der Prieſter gehört, nur allzu geneigt die Religion mit dem Kirchlichen zu verwechſeln, haben großes Aergerniß an der Girardſchen Clauſel genommen, welche das Inſtitut ohne jeden prieſterlichen Einfluß belaſſen wiſſen will. Der Fall iſt zu intereſſant, als daß ich unterlaſſen könnte, einige allgemeinere Beobachtungen der Sachlage daran zu knüpfen.

Faſſen wir die Angelegenheit von der ideellen Seite auf, ſo hatte Girard völlig Unrecht mit ſeiner Beſtimmung, und nehmen wir ſie philoſophiſch, ſo behält er wenigſtens nur halb Recht; denn iſt der Prieſter das, was er ſeyn ſollte: geiſtiger Bildner der Menſchen, um ſie baldmöglichſt zur Selbſtregſamkeit und Selbſtändigkeit hinzuführen, wer will dann nicht ſein eifrigſter Anhänger ſeyn? In einem Staatsverbande, wo es dem einzelnen freigeſtellt iſt, ob er ſich erziehen laſſen will, und wo die Geſellſchaft im allgemeinen die Folgen des Mangels an Erziehung zu tragen bekommt, wird gedeihliche Prieſterwirkſamkeit doppelt wünſchenswerth und nothwendig. Iſt es nicht ſogar thöricht unter ſolchen Umſtänden, wo ohnehin das Schwergewicht der Wagſchale des Lebens dem Materiellen zugewendet erſcheint, die geeignetſten Perſonen von der Erziehung heranwachſender Geſchlechter entfernt zu halten? Wird Religion als

das genommen, was ſie eigentlich immer war und ſeyn wird: Auffaſſung und Erkenntniß der Natur in ihrem ganzen Umfange, ſo muß ja die Prieſterſchaft eine allumfaſſende Stellung einnehmen, und Belehrung wie Aufklärung ſollte ja recht eigentlich von ihr ausgehen.

Von dieſem Standpunkte der Beſchauung aus müſſen wir uns alſo ganz gegen die Girardſche Clauſel erklären.

Aber ſelbſt wenn wir z. B. mit Hinblick auf Indien annehmen wollen, daß der prieſterliche Einfluß nicht fördernder, ſondern zurückhaltender Natur ſey, können wir uns gerade in einem Geſellſchaftsverbande, wo alle Kräfte frei walten ſollen, keineswegs einverſtanden erklären.

Es ſoll ja nur alle Religionslehrerei bei Kindern fern gehalten werden! So läßt ſich einwenden; allein damit iſt nichts geſagt, denn prieſterlicher Einfluß, wie Girard ihn vermieden wiſſen wollte, ſteckt in jedem Schulbuche und faſt in jedem Lehrer, weil die Prieſter ihre Hände bei allem Schul- und Unterrichtsweſen in der Unien eingemiſcht haben. Hätte Girard ſich nur etwas mehr mit ſeinem ſcharfen Verſtande über ſein Geldmachen im Geſchäft erhoben, ſo würde er dieſen Mißgriff gewiß nicht gethan haben.

Wer die Abſicht hat, in Girards Weiſe durch Erziehung der nachtheiligen Prieſtereinwirkung entgegen zu arbeiten, der wird genug zu thun bekommen, wenn er bei Lebzeiten die Sache ſelbſt energiſch in die Hände nimmt und ſie dann geprüften Händen hinterläßt, wenn er ſtirbt. In manchen Fällen werden keine beſſern als eben Prieſterhände hiezu gefunden werden können, denn bei weitem nicht alle Prieſter ſind bornirte Köpfe oder ſelbſtſüchtige Heuchler und Rückwärtsler. Es gibt unter den Prieſtern überall, namentlich auch in Amerika, treffliche Männer, welche mit billiger Rückſicht auf menſchliche Schwächen ſtets auf möglichſte Lichtung der Köpfe hinarbeiten. Die Fanatiker für und wider taugen nirgendwo zur Erziehung. Iſt es liebevoll, eine Anzahl junger Leute als entſchiedene Gegner der ungeheuren Mehrheit ihrer Zeitgenoſſen zu erziehen? Wäre es nicht beſſer, wenigſtens die Erwachſenern gerade mit den hauptſächlichſten ſogenannten Religionsbekenntniſſen bekannt zu machen und ihnen Achtung und Duldſamkeit der Glaubensmeinung eines Jeden einzuflößen? Girard gehörte offenbar zu den Extremmenſchen, denen man niemals ganz Recht geben kann, auch nicht bei ihren beſten Abſichten, weil ſie eben nicht Maaß zu halten verſtehen. Er war nicht Menſchenkenner und Beobachter genug, um einzuſehen, daß man ſeine Teſtamentsbeſtimmung doch nur umgehen werde, wenn ſie gegen die Neigungen der Nachkommen verſtieß. Alſo nicht einmal deſſen war er ſicher, durch ſein Geld eine Menge junger Menſchen ſo erziehen zu laſſen, daß ſie mit ihren Umgebungen ſtets im argen Zwieſpalt leben müſſen, wenn ſie die Erwartung des Teſtators erfüllten. Girard war gewiß ein tüchtiger Geſchäftsmann, allein vom Erziehungsgeſchäft der Menſchen und was damit eng zuſammenhängt, hatte er wohl nur ſehr unvollkommene Begriffe.

Auguſt Herrmann Franke, der mit ſieben Gulden das große Waiſenhaus in Halle ſtiftete, war doch ein ganz anderer Mann; das wird ſelbſt der zugeſtehen müſſen, welchem Franke's Orthodoxie nicht anſteht.

Ein Congreß-Spielhaus zu Waſhington.

Nichts ſetzt allmächtiger den Grillen Maaß und Ziel,
Als — was der Schweſter Evens, was Pandoren,
Nebſt andern Meſſern in der Hand der Theren,
Aus der verbotnen Schachtel fiel,
Als — frommes Kartenſpiel!

F. W. Gotter.

Ein feiner Menſchenkenner und zugleich Tiefeingeweihter in die Myſterien von Waſhington verſicherte mich, daß unter den Congreßmitgliedern ſtets eine Anzahl von Männern befindlich ſeyen, die ſich der traurigen Rollen ſehr wohl bewußt wären, welche ſie bei Aufführung der Repräſentations-Komödie ſpielten. Ihre Hinneigung zum Hazardſpiel ſchreibe ſich von daher, indem ſie durch dasſelbe aufſteigende Grillen zu verſcheuchen verſuchten. Mein Berichterſtatter zeigte mir mehrere bekannte Spieler, die in höchſt eleganten Equipagen fuhren und von denen namentlich die Spielangelegenheiten der „Congreſſional Gambling Houſes“ im Gange erhalten werden ſollten; die alſo vermuthlich den Congreß-Mitgliedern das Geld abnehmen, welche nicht die Spitze in der Spielfertigkeit zu bieten vermögen. Auch erzählte man mir mehrere Einzelnheiten, die ſo ziemlich mit dem übereinſtimmten, was ich ſchon früher darüber gehört hatte; es iſt dieß folgendes. In einer der beſuchteſten Querſtraßen, welche die Pennſylvania-Avenue durchſchneiden, befindet ſich ein Haus von ſtattlichem Ausſehen, worin damals die Spieler um große Summen ſich zu treffen pflegten. Das untere Geſchoß, ſowie ein darüber befindliches, enthält nichts, was den Zweck des Hauſes verräth. Die Eingeweihten begeben ſich in das dritte Stockwerk, wo eine Thür mit mehrern verſilberten Knöpfen ins Auge fällt. Wer Beſcheid weiß, drückt an einen derſelben, worauf ſich ſofort geräuſchlos ein mit koſtbaren Teppichen belegtes Entréezimmer öffnet. Auf ähnliche Weiſe wird dann der Zugang zu einer eleganten Treppe geöffnet, über die man durch eine dritte Thür in ein prachtvolles Zimmer gelangt, ausgeſtattet mit den eleganteſten Möbeln, unter anderm auch mit Waſchtiſchen. Im daranſtoßenden Zimmer erſt befindet ſich das Allerheiligſte, der Pharotiſch. Die gewöhnlichſten Sätze bewegen ſich zwiſchen 100 bis 500 Dollars, doch iſt der höchſte Satz mit 20,000 Dollars beſtimmt und der geringſte mit 10.

Die Spieler beſtehen, außer Congreß-Mitgliedern, aus Staatsbeamten, Officieren, bekannten Privaten und fremdem Geſandtſchaftsperſonal. Ein auswärtiger Geſandter wurde als der glücklichſte Spieler bezeichnet.

Während des Spieles werden alle möglichen Getränke unentgeldlich verabreicht. Die Eigenthümer des Hauſes ſollten in einem Halbjahr über 50,000 Dollars reinen Gewinn bei dieſem Arrangement gemacht haben. Die Lampe des Spielzimmers wird als ein Wunder von Schönheit dargeſtellt.

Mit dem Pharozimmer ſtehen noch andere Gemächer in Verbindung, namentlich eines wo Whiſt und dergleichen geſpielt wird; dann ein anderes mit drei Billards beſetzt, ferner Rauch-, Leſe- und Speiſezimmer. Um Mitternacht iſt allgemeine Abendtafel, gleichfalls unentgeldlich.

Mit dem Zuſatze, den man ſich jedoch nur zuflüſtert, daß in dieſem Hauſe nebenbei auch noch käufliche Schönheiten für Liebhaber bereit gehalten würden, mag es völlig dahingeſtellt bleiben,

das angeführte genügt vollkommen, um den an der Union freſſenden Wurm bloßzuſtellen. Dieß iſt der Mangel an ſittlicher Würde bei der Repräſentation, welche dem Ganzen der Union keinen höhern Aufſchwung verſpricht. Ein auf derartiges Fundament erbautes Amerikanerthum kann durch Aufgeblaſenheit nicht erſetzen, was ihm an Kern abgeht. Ein materielles Anſchwellen erinnert nur an die Figur eines Fallſtaff, welcher die knochige Energie abgeht. Nahet eine ernſte Stunde der Prüfung, ſo zeigt ſich die Unhaltbarkeit der oben ſchwimmenden Hefe!

Man hat in Amerika die herrſchende Corruption in allem Verwaltungsweſen, von der Municipalität bis hinauf zur Union vielfach erkannt und dringend nöthige Reformen öffentlich zur Sprache gebracht.

Dieſe werden jedoch nur in Umgeſtaltung der politiſchen Parteien geſucht, wodurch aber nur andere Formen an die Stelle der dermaligen empfohlen werden, während das Thatſächliche ſich im Ganzen genommen ziemlich gleich bleiben dürfte. Das Beſtehen von „Congreſſional Gambling Houſes“ gegen klar ſprechende Geſetzesworte liefert den ſchlagendſten Beweis, daß durch neue Formen nur neue Umgehungen derſelben hervorgerufen werden würden. Soll die demokratiſch-republikaniſche Staatsform in Amerika mehr als bloße äußere Form ſeyn, ſo bedarf es der innern, von Grund aus wirkenden Heilmittel.

Briefe aus den toscaniſchen Maremmen.

IV.

Porto Santo Stefano.

Der Weg von Groſſeto bis Porto Santo Stefano eine Strecke von etwa 28 (engl.) Meilen gegen Süden zeigt dem Reiſenden ein Land, das die in meinem vorigen Briefe aufgeſtellten Anſichten über die Urſachen und die Fortſchritte der Malaria in der Maremma auf eine merkwürdige Weiſe beſtätigt. Die Bildungsgeſchichte der Küſte iſt ihrer jetzigen Geſtalt ſo zu ſagen deutlich aufgedrückt.

Der Weg geht vorerſt zwei bis dritthalb Stunden durch die Ebene von Groſſeto, und erreicht dann den Ombrone, wo man eine nicht ſehr gut eingerichtete Fähre mit einem einzigen Fährmann trifft, um ſich und ſein Gepäck überſetzen zu laſſen. Es findet ſich keine Spur von einer Brücke, obwohl weder Fluß noch Ufer einer Erbauung die geringſte Schwierigkeit entgegenſetzen. Von dem jenſeitigen Ufer läuft die Straße in gerader Linie durch Felder von außerordentlicher Fruchtbarkeit nach der „Fattoria“ von Albereſe, die auf einem einſamen coniſchen Hügel ſteht, der ſo regelmäßig und ſo ſteil aus der umliegenden Fläche ſich erhebt, daß er künſtlich erbaut ſcheint. Dieß große und reiche Landgut gehört zu dem ungeheuren Privatvermögen des Großherzogs, und beſteht aus den fruchtbaren Ebenen, die ich ſüdlich von Ombrone durchzog, und aus ungeheuren Waldungen in den benachbarten Bergen, aus denen man einen bedeutenden und höchſt vortheilhaften Kohlenhandel nach Genua und Livorno treibt. Jenſeits Albereſe läuft der Weg hinter einer Kette von Hügeln, welche hier unmittelbar an der Küſte emporſteigen und von den Bergen weiter landeinwärts durch das Thal getrennt ſind, welchem die Straße folgt. Dieß Thal und die Straße laufen etwa drei Stunden weiter ſüdlich abermals gegen das Meer aus an der Bay von Telamone, um welche ſich wiederum Sümpfe befinden, bildet alſo eine große ſchluchtartige Verbindung zwiſchen zwei Laboratorien des Miasma's, und iſt verhältnißmäßig peſtilentialiſch. Das Thal und die benachbarten Berge ſind aber einer der Lieblingsaufenthalte des Wildſchweins, dieſes großen Jagdobjects der Maremmajäger. Und in der Mitte der Schlucht auf der nahen Hochſtraße des Dämons Malaria, mag dieſer nun auf den Flügeln des Winds nordwärts oder ſüdwärts wandern, iſt ein elender Gaſthof, Collecchio genannt, wo die Wildſchweinsjäger ein Unterkommen für die Nacht finden. Hr. Dennis ſpricht auch noch von dem Reh, als einem Theil der Jagd in der Maremma, wenn aber zur Zeit ſeiner Durchreiſe deſſen Exiſtenz noch etwas mehr als eine bloße Erinnerung war, ſo muß es ſeitdem völlig ausgerottet worden ſeyn, wenigſtens iſt ſeit mehreren Jahren keines mehr getödtet worden.

Dieſer Gegend fehlt es keineswegs an maleriſcher Schönheit, und ſie würde die angenehmſten Empfindungen wecken, wenn man den vorherrſchenden Gedanken von Peſt und Tod loswerden könnte. Die Berge ſind dicht bedeckt, namentlich mit Steineichen, deren dunkles Immergrün angenehm mit dem Weißgrau einiger alten Thürme contraſtirt. An einen derſelben, den man noch „Torre della bella Marſilia“ nennt, knüpft ſich eine romantiſche Legende. Eine ſchöne Tochter des Hauſes Marſigli ſoll von hier durch einige mauriſche Räuber fortgeführt und zu Konſtantinopel verkauft worden ſeyn, wo ihre Schönheit ſie in den Harem des Großherrn führte, ſo daß ſie dem ottomaniſchen Reich einen Erben gab.

Das Vorgebirge, der Hafen und der elende von Fieber heimgeſuchte Ort Telamone tragen einen Namen, der ein ſeltſames Intereſſe in einem claſſiſchen Ohr weckt. Doch dieß unſichere Echo iſt alles, was noch vorhanden iſt und irgend ein Intereſſe erwecken kann. Das Vorgebirge und ſein mittelalterliches Schloß könnten ein Gegenſtand für den Maler ſeyn, wenn die Stelle in einer für das Zeichnen paſſenden Jahreszeit beſucht werden könnte. Man kann ſich aber kein vollſtändigeres Bild von dem Abſcheu der Verödung machen, als dieſen verſtopften Hafen, die benachbarten Sümpfe und das elende, halb verfallene, ſchmutzige Dorf. Und damit dem Bilde des Verfalls und der Verheerung auch nicht ein Zug fehle, iſt das einſame Ufer bedeckt mit den Ruinen römiſcher Villas, einſtens die „delicia“ der Weltherrſcher, und des „großen Namens Schatten“ wird noch verhöhnt durch den modernen Spottnamen Telamonaccio, den die Italiener, erbittert über die Verödung, welche durch ihre tauſendjährige Barbarei über die Gegend hereinbrach, dem entgegengeſetzten Vorgebirge gegeben haben, welches den öſtlichen Wall des Hafens bildet. Der Weg umgeht die Sümpfe, die man um die Bay von Telamone ſich bilden ließ, geht unterhalb Telamonaccio durch und erreicht, aber überſchreitet nicht einen zweiten Fluß, die Oſa. Hier erſetzt abermals eine plumpe Fähre die Brücke, welche in civiliſirtern Zeiten hier ſtand,

wie einige Bruchſtücke von römiſchem Mauerwerk zeigen, die, wie in ſo manchen andern Fällen, noch daſtehen, um die ſchwachen Erben einer zu großen Erbſchaft zu beſchämen.

Anderthalb Stunden einer flachen ſumpfigen Küſte weiter führen den Reiſenden zu einem zweiten brückenloſen Fluß, der Albegna; obwohl viel breiter als die Oſa, bietet auch er der leichten und wohlfeilen Erbauung einer Brücke nicht das geringſte Hinderniß. Aber die Fähre iſt jährlich 500 Scudi werth, denn ein Fußgänger zahlt etwa 1½ Pence, ein kleiner zweirädriger Wagen 6, und jeder andere Wagen 16 Pence. Der gewöhnliche Gang der Dinge in Italien macht es nicht unwahrſcheinlich, daß die daraus entſpringenden Vortheile die wahre Urſache ſind, weßhalb der Reiſende Jahr aus Jahr ein auf einer Strecke von 6 bis 7 Stunden auf einer Hochſtraße zwiſchen Rom und Florenz, welche die bequemſte werden könnte, wie ſie die kürzeſte iſt, drei Fähren ſtatt eben ſo vieler Brücken findet.

Der Reiſende, der nach Porto Santo Stefano will, verläßt, ſobald er die Albegna überſchritten, die Hochſtraße, und wendet ſich rechts, ſeewärts, d. h. er verfolgt einen Sandweg längs einem ſchmalen Landſtrich, welcher den Monte Argentario mit der Küſte verbindet. Die Lage des Bergs, des Mons Argentarius der Alten, und die der Stadt Orbetello dahinter, ſind merkwürdig. Man ſtelle ſich einen Berg von etwa 1800′ Höhe und 10 bis 11 Stunden im Umfang vor mit reich bewaldeten, von Schluchten und Thälern durchzogenen Abhängen; ſchroff ſteigt er zwei Stunden von der allgemeinen Küſtenlinie aus dem Meere auf. Eine niedrige und ſehr ſchmale, mit Steinfichten bedeckte Sandbank läuft von der Mündung der Albegna von der Küſte aus nach dem Nordende des Berges. Dieſer ſchmächtige, etwa zwei Stunden lange Landſtrich heißt der Tombelo. Eine ähnliche Sandbank läuft dritthalb Stunden weiter ſüdlich nach dem Südende des Berges, und verbindet dieſen mit der Küſte. Es iſt alſo ein Theil des Meeres zwiſchen der Küſte, dem Berg und den ſchmalen Landſtreifen eingeſchloſſen. In der Mitte zwiſchen den beiden ſchmalen Landſtreifen reicht eine niedrige Landzunge etwa halbwegs von der Küſte in dieſen eingeſchloſſenen Raum des Meeres hinein, und am Ende dieſer Landzunge, alſo in der Mitte des ſo gebildeten Sees, ſteht die Stadt Orbetello. Vor einigen Jahren wurde ein künſtlicher Damm von der Stadt nach dem Berge gebaut, um die Beſchreibung, welche Dennis von dem Monte Argentario gibt, vollſtändig zu machen, denn er nennt ihn „das natürliche Gibraltar von Toscana, das wie ein majeſtätiſches Schiff längs dem Ufer liegt, an ſeinen drei Sandſtricken angebunden, an deren mittlerem das unmauerte Orbetello nur wie ein Knoten ſich ausnimmt.“

Die Straße längs dem nördlichſten dieſer drei Stricke, welche nach Porto Santo Stefano, einer kleinen Fiſcherſtadt am Nordfuße des Berges führt, iſt ſehr hübſch. Der Sandſtreifen iſt bedeckt mit Steinfichten und einem außerordentlich reichen und mannichfaltigen immergrünen Untergehölz von Ciſtus, Arbutus, Myrten und Heidekraut mit blaßrothen Blüthen. Hie und da hat man eine Ausſicht aufs Meer und das ferne Vorgebirge Telamone im Norden, auf den See und die Stadtkönigin in der Mitte gegen Süden. Was zu Porto Santo Stefano für die Bewohner wie für die Fremden das meiſte Intereſſe erregt, das iſt die Thunfiſcherei. Jetzt freilich war es für dieſe zu ſpät: ſie beginnt im Mai und endet im October. Die ganze Fiſcherei liegt hier in den Händen von zwei oder drei großen Kaufleuten; die Bezahlung der Fiſcher iſt zwei Paoli (etwa ⅓ Thl.) des Tags. Das toscaniſche Pfund von 12 Unzen dieſes Fiſches iſt etwa halb ſo viel werth; er wird größtentheils an Ort und Stelle in Oel gelegt, und ſo nach Rom, Livorno, Florenz u. ſ. w. verſchickt.

Einen angenehmern Morgenſpaziergang, als den nach Monte Argentario kann man ſich nicht denken. Der klingende Namen des Vorgebirgs ſcheint von einem in vielen Strecken vorherrſchenden feinen weißen Sande zu kommen, der viel Talk enthält, und in einiger Entfernung und mit Hülfe der Sonne nicht nur wie Silber, ſondern ſelbſt wie glänzend polirtes Silber ausſieht. In dem Maaße, als man höher anſteigt, wird die Ausſicht nach allen Richtungen außerordentlich mannichfaltig und prächtig. Die Inſeln Giglio, Monte Criſto, Elba, Gorgona, Gianutri, Corſica kann das Auge ſämmtlich erreichen; die Küſtenlinie nordwärts hat ein Vorgebirge hinter dem andern, Telamone, Colonia, Troja, Piombino und in nebeliger Ferne landeinwärts die mächtige Maſſe des Monte Amiata mit manchen der Malaria nicht ausgeſetzten Städtchen auf dem Gipfel und den Reſten mehr als einer alten Etruskerſtadt; ſüdlich eine lange Linie niedrigen Landes mit den Bergen oberhalb Civita Vecchia im Hintergrund — alles dieß war vor mir ausgebreitet in dem blendenden Licht eines kalten aber ſonnigen Tages.

Auf dem höchſten Punkte errichteten die Franzoſen, als ſie im Beſitze dieſes Landes waren, einen Telegraphen, den man, wie ſo vieles andere, in Ruinen fallen ließ. Am Berge liegen zwei Klöſter der Paſſioniſten an lieblichen Punkten, eingehüllt in die Steineichenwälder. Sie gehören zu einer und derſelben „Familie“, wie die armen Mönche mit einem ſonderbaren Mißbrauch des Worts es bezeichnen. Sie ſind ausnehmend reich, und wenn eine köſtliche geſunde Luft, liebliche Waldgänge, eine Quelle, die es mit der „Fons Blandusiä“ aufnehmen könnte, und vortreffliche Ausſichten über die Welt unter ihnen eine ſolche „Familie“ glücklich machen können, ſo ſind es dieſe Mönche gewiß.

Als ich den Berg hinabging nach dem höchſt ſchmutzigen Wirthshaus von Santo Stefano, unterhielt mich mein Führer, ein Matroſe des Hafens, mit endloſen Geſchichten von unterirdiſchen Gängen, die angeblich von einem alten Thurm hoch auf dem Berg bis hinab an die Küſte ſich finden ſollten. Stalaktitenhöhlen ſind zahlreich am Monte Argentario, und dieſe mögen zu der Sage Anlaß gegeben haben.

Für jeden, der geneigt ſeyn ſollte, die Schönheiten dieſer Gegend in Augenſchein zu nehmen, mag der Rath erſprießlich ſeyn nicht meinem Beiſpiel zu folgen, und ſein Quartier zu Porto Santo Stefano zu nehmen, ſondern zu Orbetello, das für dieſen Zweck eben ſo bequem liegt, und wo der Gaſthof zwar nicht großartig, doch viel beſſer iſt, als mein Quartier in der erſteren Stadt.

Oeffentliche Arbeiten in der Präſidenſchaft Madras.

(Nach dem Edinburgh Review. Januar 1854.)

Man hat lange und nicht mit Unrecht den Engländern vorgeworfen, daß durch ſie Indien verarmt ſey, daß es bei weitem nicht mehr den Reichthum enthalte wie früher. Der Hauptgrund liegt wohl darin, daß früher, was auch den Unterthanen abgepreßt wurde, doch wieder im Lande blieb, während jetzt jährlich für Zinſen, Penſionen u. dgl. zwiſchen 3 und 4 Millionen Pf. St. oder wenn man dieſe Zahlen für zu gering anſehen möchte, zwiſchen 36 und 48 Mill. fl. aus dem Lande gehen. Wir ſagen nicht, daß Indien nicht durch den Reichthum ſeines Bodens einen ſolchen Abgang wieder erſetzen könne, aber die zu gleicher Zeit erfolgte Vernichtung der alten Induſtrie machte den Verluſt noch viel empfindlicher, und es fehlten die Mittel, um die in den langen Kriegen verheerten Länder durch Herſtellung der alten für den vortheilhaften Betrieb der Landwirthſchaft unentbehrlichen öffentlichen Unternehmungen, wie Straßen und Bewäſſerungscanäle, durchzuführen; zudem muß in einem Lande, wo nach dem eigenen Geſtändniß der Engländer die Abgabe von Ländereien mehr als ein Drittheil, oft mehr als die Hälfte des Rohertrags beträgt, die Regierung thätig eingreifen; und gerade dieß waren die Engländer zu wenig gewohnt, da bei ihnen ſolche Unternehmungen ſelten oder nie durch den Staat, ſondern nur durch Betheiligte oder durch Unternehmer begonnen werden. Der Rath der Directoren fühlte dieß, und befahl im J. 1850 der Präſidentſchaft Madras eine Commiſſion zur Unterſuchung und Berichterſtattung über das Syſtem der öffentlichen Arbeiten niederzuſetzen. Dieß iſt geſchehen, und das Ergebniß iſt, wie das Edinburgh Review ſagt, ein „bewundernswerther Bericht, dem man nur ein ſchwaches Lob ertheilt, wenn man ihn das werthvollſte Werk nennt, das je aus der Preſſe von Madras hervorging.“ Da eine Menge ſocialer und geographiſcher Fragen mit dieſer Angelegenheit verflochten ſind, ſo theilen wir aus dem oben genannten Artikel des Edinburgh Review das Wiſſenswertheſte mit.

„In unſerm Klima iſt Waſſer im Ueberfluß vorhanden und Waſſerableitung das weſentliche Mittel künſtlicher Befruchtung. In Indien mangelt das Waſſer, und Bewäſſerung iſt nicht nur das Hauptmittel der Befruchtung, ſondern in manchen Jahren das einzige Mittel gegen gänzliche Unfruchtbarkeit. In England iſt der Landbeſitzer ein Privatmann, und beſtreitet die Koſten der Waſſerableitung ſelbſt, in Indien iſt die Regierung der Landeigenthümer, die Bebauer des Bodens ſind meiſtens kläglich arm, Bewäſſerung kann aber nur in großem Maaßſtab bewerkſtelligt, die Koſten müſſen alſo, wenn die Sache in angemeſſener Weiſe ausgeführt werden ſoll, von der Regierung getragen werden.“ Damit iſt der Hauptſatz, auf dem die neue Richtung beruht, feſtgeſtellt, und indirect auch anerkannt, daß die Sache bisher großentheils vernachläſſigt worden war, während die Reſte ehemaliger Bewäſſerungsbauten in dem ganzen Gebiet der Präſidentſchaft Madras ſich in großer Anzahl finden; was die Vernachläſſigung dieſer Arbeiten für Folgen hatte darüber ſind kaum glaubliche Beiſpiele angeführt.

Das Madrasgebiet liegt zwiſchen 8° und 20° N. B., iſt alſo ganz der glühenden Tropenſonne ausgeſetzt, aber die beiden Küſten haben ſehr verſchiedene Witterung. Längs der ganzen Weſtküſte läuft ein ſchmaler, kaum 40 (engl.) Meilen breiter Streif Landes hin, der auf der einen Seite von der See, auf der andern von der Kette der ſogenannten Weſtghats begränzt iſt. In dieſem ſchmalen Strich und auf dem Kamm der benachbarten Berge fehlen die weſtlichen periodiſchen Regen zwiſchen Junius und October niemals. Ihr Einfluß erſtreckt ſich, wenn auch mit verminderter Stärke und Sicherheit, über die Hälfte der Halbinſel. Aber die Natur hat dem Mangel einigermaaßen durch die Form des Landes abgeholfen: denn der ganze Waſſerablauf des weiten Landes öſtlich von den Weſtghats geht nach der Bai von Bengalen, und die zahlreichen Flüſſe und Bäche, die in den weſtlichen Ghats entſpringen, führen eine ungeheure Waſſermaſſe gegen Oſten wodurch die verbrannten Gegenden des Karnatik befruchtet werden können. An den Weſtküſten ſind 130 Zoll Regen im Jahr nichts ungewöhnliches, ja an einigen Stellen ſind bis 400 Zoll gefallen. Auf der Oſtküſte iſt der Durchſchnitt nur 48 Zoll, und dieſe fallen ſehr unregelmäßig, meiſtens innerhalb ſechs Wochen des Octobers und Novembers; hier fallen manchmal 5 bis 6 Zoll in Einem Tag, ſo daß, wenn das Waſſer nicht aufgeſpart wird, der größte Theil für den Anbau unnütz iſt. Manchmal fehlen die Regen gänzlich, und in ſolchen Fällen macht ſich der Mangel an künſtlichen Mitteln zur Aufbewahrung des Waſſers beſonders fühlbar: wenn die Erde von Eiſen und der Himmel von Erz iſt, wenn nicht ein Halm Korn aus dem Boden dringt zur Nahrung des Menſchen, dann tritt die Hungersnoth ein. So war es im J. 1833 im Gantur-Diſtrict: die periodiſchen Regen waren auf der Coromandelküſte großentheils und im Gantur gänzlich ausgeblieben. In Tandſchor, wo künſtliche Bewäſſerung in großem Maaßſtab ſtattfindet, wurde das Unglück vergleichsweiſe wenig gefühlt, aber in Gantur fiel der Schlag mit aller Stärke nieder. Dieſer Diſtrict hat 4700 Quadratmeilen und hatte im Jahre 1832 512,000 Einwohner, von denen nicht weniger als 200,000 an Hunger und darauf folgenden Fiebern ſtarben. Die Geſtaltung des Bodens in dieſem Diſtrict macht es zur Bewäſſerung beſonders geeignet, da der Boden ſtufenweiſe abfällt, und die zerſtörten Werke früherer Regenten beweiſen wie man dieſen Umſtand benützt hatte. Um die Wiederkehr eines ſolchen Unglücks zu verhüten, ordnete der Rath der Directoren vor einiger Zeit ein Bewäſſerungswerk an, das 156,000 Pf. St. koſtete, und von dem man eine Vermehrung des Einkommens um 73000 Pf., oder 48 Proc. der Ausgabe, erwartet. Dieſe wichtige Arbeit wurde lange aus Mangel an Ingenieuren verſchoben, wird jetzt aber eifrig betrieben. Aus dieſem einfachen Beiſpiel geht der Werth ſolcher Arbeiten deutlich genug hervor.

Die Erbauung und Inſtandhaltung derſelben iſt eine Pflicht und eine Einkommenquelle der Regierung, die von den alten Regenten des Landes nicht vernachläſſigt wurde. Im Madrasgebiet ſind 18 Diſtricte, die alle ſolcher Arbeiten bedürfen. In 14 dieſer Diſtricte — mit Ausnahme Tandſchors, das am beſten von allen bewäſſert iſt — zeigen die öffentlichen Acten, daß mehr als 43,000 ſolcher Bewäſſerungswerke unterhalten und 10,000 nicht erhalten ſind, und alle dieſe wurden erbaut, ehe die Engländer das Land in Beſitz nahmen. Viele ſind mit wenig Geſchicklichkeit, andere ohne großen Vortheil mehr zur Oſtentation angelegt, aber im Ganzen genommen bilden ſie eine Maſſe Eigenthum von der höchſten Wichtigkeit. Das öffentliche Einkommen das ſie abwerfen, beträgt 1½ Mill. Pf., und die jährlichen Unterhaltungskoſten, nach einem zehn-

jährigen Durchſchnitt 70,000 Pfd. Nimmt man in Anſchlag, daß die Regierung zwei Fünftel der Ernte als Steuer erhebt, ſo kann man das jährliche Einkommen daraus nicht viel unter 4 Mill. Pf. anſchlagen.

Man kann die Arbeiten in zwei Claſſen theilen, nämlich in Canäle und Teiche. Die Canäle hängen von dem gewöhnlichen Anſchwellen der Flüſſe ab, zu deren Benützung entweder ein bleibender Steindamm oder jährlich ein Erddamm aufgeworfen wird. Das Waſſer wird dadurch in Canäle geleitet, die oft 50 Meilen lang ſind, und durch Schleußen auf die Ländereien gelaſſen, die deſſen bedürfen. Andere Canäle hängen von den hohen Fluthen ab, und erhalten das Waſſer auf dieſelbe Weiſe; da aber der Zufluß unſicher iſt, ſo führt man es zur Aufſparung in einen oder mehrere Teiche. Dieſe werden gebildet, indem man quer über ein Thal einen Damm zieht; da aber dieſe Teiche meiſt ſehr groß ſind, ſo muß man den Erddamm durch eine Steinverkleidung gegen die Einwirkung des Waſſers ſchützen. Einige dieſer Teiche verdienen den Namen Seen, wie der Cavery-Pal und die Viranam-Teiche, deren Dämme 4 bis 9 Meilen lang ſind, oder der noch größere Ponairy-Teich im Lande von Tritſchinopoly, der aber jetzt verfallen, deſſen Damm jedoch 26 Meilen lang iſt. Dieſe Dämme ſind von gemauerten Schleußen durchbrochen, durch welche man im nöthigen Falle das Waſſer hinauslläßt. Gewöhnlich ſind am Ende des Dammes ein oder mehrere gemauerte Ausläſſe, Calingalas genannt, zur Vorſorge gegen plötzliche Ueberfluthungen; deßhalb ſind ſie niedriger als der allgemeine Damm, ſo daß das überflüſſige Waſſer durch ſie abgelaſſen werden kann, und wenn die Zeit des Zufluſſes vorüber iſt, ſchließt man ſie wieder.

Natürlich bedürfen Werke von ſolcher Ausdehnung häufiger Ausbeſſerung, aber die Koſten ſind nicht ſehr bedeutend. Nimmt man den Capitalwerth aller vorhandenen Werke auf 15 Millionen an, ſo betragen, nach den oben angeführten Ausgaben von 70,000 Pfd. zu rechnen, die Ausbeſſerungskoſten nicht mehr als ein halbes Procent.

Die öffentlichen Rechnungen des Jahres 1850/1 zeigen, daß in zwölf Bewäſſerungsdiſtricten 1,787,909 Acres angebaut waren; nach denſelben Rechnungen beträgt das bewäſſerungsfähige Land in dieſen Diſtricten 2,682,260 Acres, 900,000 Acres alſo oder etwa $^1/_3$ war wegen mangelhafter Unterhaltung der Bewäſſerungsarbeiten nicht angebaut. Nach den Berichten der Commiſſion befindet ſich die Mehrzahl der Bewäſſerungswerke in ſchlechtem Zuſtande, und die Steuereinnahme ſank deßhalb; doch hat ſich ſeit dem Jahr 1838 die Sache ſtellenweiſe gebeſſert, wenn gleich noch immer ein ſtarker Mangel an brauchbaren Ingenieuren vorhanden iſt. Am auffallendſten ſind die Wirkungen einer Ausdehnung des Bewäſſerungsweſens in dem Delta des Godavery. Im J. 1844 ſtand das Einkommen aus dieſem Diſtrict gerade auf demſelben Punkte, wie 40 Jahre früher, während von Tandſcher, wo große Sorge für die Bewäſſerungsanſtalten getragen wird, vermittelſt einer jährlichen Ausgabe von 8000 Pfd., das Einkommen regelmäßig von 310,000 Pfd. 400,000 Pfd. ſtieg. Im J. 1844 nahm das Einkommen am Delta des Godavery ab, das Volk war verarmt und entmuthigt, als Ob. A. T. Cotton, der ſich ſeitdem durch die großen von ihm ausgeführten Werke einen Namen gemacht hat, den Plan vorſchlug, quer durch den Godavery einen Damm aufzuwerfen, und das ſo angeſammelte Waſſer durch ein Netzwerk von Canälen über einen Flächenraum von 3000 Quadratmeilen zu verbreiten. An der Stelle, wo der Damm erbaut werden ſollte, war der Fluß zwei Meilen breit, durch Inſeln in vier Canäle getheilt, und das Bett beſtand aus Sand von unbekannter Tiefe. Die Arbeiten ſind ſeitdem, wie gewöhnlich, mit unzureichenden Mitteln fortgeführt worden, und bis zu Ende des Rechnungsjahrs 1850/1 nicht die Hälfte der berechneten Koſten ausgegeben worden.[1] Die Ergebniſſe gehören zum Merkwürdigſten was der Bericht enthält: 130,000 Pfd. waren verwendet worden, und mit 110,000 weiteren Pfd. hoffte man die Arbeit zu vollenden. In der That aber hatte die Regierung gar kein Geld aufgewendet, denn ſo ſtark wirkte die Anwendung von Capital und Arbeit, ſowie die Aufmunterung des verarmten Diſtricts, daß jedes Jahr, wie die Arbeiten fortſchritten, ja ſelbſt ſchon im erſten Jahr das Einkommen ſtieg; das Geſammtſteigen hat bis jetzt 195,000 Pfd., alſo 65,000 Pfd. mehr als die Ausgabe betragen. Und man halte dieß nicht für ein vereinzeltes Beiſpiel: in den Ebenen Südindiens finden ſich Striche in Menge, welche die Kunſt der Ingenieure auf eine ſelbſt den Verzagteſten ermunternde und ſelbſt den Habgierigſten befriedigende Weiſe belohnen werden. In dem Bericht ſind 39 Arbeiten aufgezählt, von denen drei aus verſchiedenen Umſtänden ſich nicht lohnten; die übrigen 36 haben durchſchnittlich die darauf verwendeten Summen mit einer Mehreinnahme von 69½ Proc. jährlich gelohnt; 13 gaben 134 Proc., die übrigen von 3¾ bis 47½ Proc. Die ganze aufgewendete Summe betrug nur 54,100 Pfd., und der jährliche Gewinn 37,670 Pfd. Die bereits ausgegebene Summe iſt ein Nichts, wenn man die Ausdehnung des Madrasgebiets, 134,000 Quadratmeilen, erwägt.

Eng verbunden mit der Frage über die Bewäſſerung iſt die über die inneren Verkehrswege. Ueber die Bedeutung von Straßen braucht man kein Wort zu verlieren. Ein Umſtand iſt jedoch beachtenswerth: in einem Binnenland ohne Straßen, wo eine ſchwere Grundſteuer auf dem Landmann laſtet, kann die Erbauung eines großen Bewäſſerungswerks für die unmittelbar Betheiligten von großem Vortheil ſeyn, während die dadurch erzeugte Vermehrung von Nahrungsmitteln dadurch, daß keine Ausfuhr vorhanden iſt, die Lage einiger Nachbarn verſchlimmern kann, deren feſte Geldbelaſtung durch den Fall der Kornpreiſe ſchwerer wird als zuvor. Daraus kann die Nothwendigkeit entſpringen, die Steueranlagen zu revidiren, was als eine große Abweichung von dem Beamtenſchlendrian eine ſtarke Abneigung gegen die Vermehrung der Bewäſſerungsanlagen erzeugen mag, ſtatt, wie man natürlicherweiſe erwarten ſollte, ein eifriges Beſtreben hervorzurufen die Communicationsmittel zu vermehren. Hiezu kommt, daß da, wo man keine Mittel hat die See zu erreichen und ſomit auf den Weltmarkt zu gelangen, alle Erzeugniſſe auf den Localverbrauch berechnet werden, weßhalb die großen Stapelwaaren, Zucker, Baumwolle, Indigo, völlig vernachläſſigt werden, um nur Lebensmittel zu erzeugen. Das natürliche Abhülfsmittel dagegen ſind Straßen, ſo daß das Korn ausgeführt werden kann, und ein noch größerer Vortheil liegt darin, daß dann das Volk es vortheilhaft findet, nicht bloß Lebensmittel, ſondern auch die obengenannten koſtbarern Erzeugniſſe anzubauen.

Was nun die Straßen in der Präſidentſchaft Madras betrifft, ſo iſt es in der That zum Staunen, daß ein von Europäern

[1] Sie dauern indeß noch im gegenwärtigen Augenblick fort.

regneres Land in ſolchem Zuſtand ſeyn kann. Mit Ausnahme einer Straße von Madras nach der Weſtküſte, einer zweiten von Madras nach Trifchinopoly und einer oder zwei andern, z. B. der Straße von Coimbatore nach der Weſtküſte, kann man beinahe ſagen, daß keine Straßen vorhanden ſind. Im Bezirk von Tandſchor, „der bezüglich der Straßen wie der Bewäſſerungsanſtalten ſehr glücklich daran iſt", hat man ſeit 20 Jahren etwa 800 Pfd. jährlich auf Regierungsſtraßen verwendet. Von den mannichfachen Beiſpielen der Vernachläſſigung, womit die Anlegung von Straßen behandelt wird, nur einige: der Diſtrict Cuddapah, 12,970 Q. M. mit einer Bevölkerung von 1,450,000 Seelen, beſaß vierthalb engliſche Meilen Straßen, der benachbarte Diſtrict Bellary mit 13,000 Q. M. war glücklicher, er hatte neun Meilen Straße, und man hatte ſeit 30 Jahren durchſchnittlich 158 Pfd. darauf verwendet. Im J. 1817 befahl der Rath der Directoren, die aus der Verpachtung der Fähren entſpringende Einnahme von 3500 Pfd., ſage dreitauſend fünfhundert Pfund, auf die Straßen zu verwenden. Das geſchah auch im nördlichen Indien, aber „die damalige Regierung von Madras gab ſich nicht einmal die Mühe, dieſen Befehl auszuführen, und man hat nie danach gehandelt." Einigemal nahm man einen Anlauf, und der Rath der Directoren ſetzte im J. 1842 40,000 Pfd. jährlich für Straßen aus, aber auch dieſem Befehl ward nicht Folge geleiſtet, und nach ſechs Jahren hatte man ſtatt 240,000 Pfd. nur 130,000 ausgegeben.

Wir geben nachfolgende Stelle ganz wörtlich: „dieſe Abneigung Geld auf Straßen zu verwenden, ſelbſt nicht zu dem Belaufe, zu welchem man durch die Oberregierung ermächtigt war, hatte zuverläſſig ihren Grund nicht in dem Mangel an Erfolg, der eine bereits vollendete Straße begleitete. Wir meinen hier die Weſtſtraße nach Madras. Im J. 1851 ward ſie, wenn auch nicht vollendet, da ſie nicht überall Brücken hatte, doch dem Handel eröffnet bis zur Myſore-Gränze, wo die Regierung dieſes Landes den Weg bis Bangalore vollendet hatte. Die Vortheile, die der Handel aus dieſer Straße zog, kann man aus den Angaben ſchließen, welche ein Kaufmann zu Madras der Commiſſion lieferte, und die aus ſeiner Correſpondenz mit ſeinen Agenten zu Welladſchanagor, einer Handelsſtadt im Innern gezogen ſind. Zwei Auszüge reichen hin. Im Jahre 1837, ehe die Straße begonnen war, zahlte man für einen Karren, von der Stadt Welladſchanagor nach Madras, der 9 Ctr. führte, fünf Rupien; im J. 1851 nach der Herſtellung der Straße konnte man denſelben Karren mit 16 Ctr. beladen, und zahlte dafür 3⅝ R. Der Transport betrug alſo im J. 1851 bedeutend weniger als die Hälfte, ein Vortheil, den allerdings zuerſt das Publicum fühlte, dann aber, da die Straße eine wichtige militäriſche Verbindungslinie iſt, und bedeutende Vorräthe auf derſelben verführt werden, erwuchs auch der Regierung eine große, berechenbare Erſparniß. Abgeſehen aber hievon, ſowie von dem Vortheil, welcher der Regierung aus dem wachſenden Wohlſtand zugefloſſen ſeyn muß, beſteht auch ein Einnahmezweig, der, nach den Ergebniſſen dieſes Straßenbaues zu ſchließen, die Rückerſtattung eines großen Theils der Gelder zu verſprechen ſcheint, welche auf Straßen von Seehäfen nach Binnendiſtricten verwendet werden. Salz iſt bekanntlich ein Regierungsmonopol. Wo es keine Straßen gibt, wird es mühſam auf Büffelochſen oder leicht beladenen Karren ins Innere geſchafft. Der durch die Transportkoſten geſteigerte Preis vermindert den Verbrauch. Von Madras ſelbſt war vor Anlegung beſagter Straße kein Salz landeinwärts verſandt worden. Was von dieſem Theil der Küſte abging, wurde von dem benachbarten Diſtrict Tſchingelput ausgeführt. Ein Vergleich des Salzverkaufs in verſchiedenen Jahren zeigt, daß eine bedeutende Vermehrung ſtattfand, wovon gelegentlich bemerkt nicht weniger als 80 Proc. reiner Profit ſind. Im J. 1841 wurde in den beiden Diſtricten Madras und Tſchingelput Salz zum Belauf von 48,140 Pf. verkauft, und im J. 1850 war dieſe Maſſe allmählich auf 74,980 Pf.; die ganze Straße mit den nachfolgenden Ausbeſſerungen hatte 142,300 Pf. gekoſtet; der durchſchnittliche jährliche Gewinn an Salzverkauf hatte in den zwei bezeichneten Jahren 14,216 Pf. betragen, ſomit 10 Proc. der Auslage für die Straße." Daß nach ſolchen Beiſpielen zu ſchließen für Canäle und Häfen nicht mehr geſchehen iſt, verſteht ſich von ſelbſt.

Der Artikel läßt ſich ſodann in Erörterungen über das Verwaltungsſyſtem ein, die uns hier nicht angehen, und wir ſchließen deßhalb mit folgendem Auszug. „Hinreichend iſt geſagt worden über die öffentlichen Arbeiten im Madrasgebiet, um zu zeigen, daß dieß Land ſich in einem Umfang heben läßt, welcher in einem ſeit Jahrhunderten bewohnten Lande ſo merkwürdig iſt, als der Fortſchritt der weſtlichen Staaten Amerika's. Die neuen von der engliſchen Regierung ausgeführten Arbeiten zur Bewäſſerung haben faſt 70 Procent jährlich ertragen, und ſelbſt eine neue Straße hat ſich als bloße Capitalanlage gelohnt. Neben dieſem Ergebniß iſt es nicht wenig bemerkenswerth, daß die andern Diſtricte, welche durch ſolche Arbeiten nicht begünſtigt wurden, ſeit den letzten dreißig Jahren ſo gut wie ſtationär geblieben ſind; ſie nahmen ab bis 1838, wo eine Commiſſion niedergeſetzt wurde, um die Urſache des allgemeinen Zurückgehens der Einnahmen im Gebiet von Madras zu unterſuchen. Seit dieſer Zeit haben ſie wieder etwas zugenommen, und die Abſchaffung der Binnenzölle im J. 1843 hatte einen merklichen Einfluß, die jährlichen Rückſtände zu vermindern. Die Landbauern in Südindien ſind im allgemeinen ein fleißiges Geſchlecht, und energiſch in Vergleich mit den Bauern von Bengalen, wo bereits ſeit ſechzig Jahren dem Gebiet des Tigers und des Büffels viel Land abgewonnen wurde. Das Hinderniß liegt alſo nicht in den perſönlichen Mängeln des Bebauers, ſondern in den Verhältniſſen, in denen er ſich befindet. Er zahlt 30 bis 40 Proc. vom Rohertrag an die Regierung, und iſt überdieß gewöhnlich in Schulden. Ein ſchlechtes Jahr oder die religiöſe Pflicht, ſeine Kinder zu verehelichen, und die geſellſchaftliche, bei dieſer Ceremonie viel mehr auszugeben, als er leiſten kann, bringt ihn ſchnell in Schulden, aus denen er ſich nicht ſo leicht wieder loswindet." Wir haben gezeigt, wie weit das Feld für innere Verbeſſerungen in Madras, und wie dringend es iſt, mit denſelben vorwärts zu gehen. Dieſe Mittheilungen erhalten eine furchtbare Beleuchtung durch den gegenwärtigen Stand der Dinge in Madras, wo eine Hungersnoth das Land „von Gadſcham im Norden bis Pondichery im Süden" heimſucht, mit Ausnahme eines ſchmalen Streifs an der Seeküſte von etwa 150 (engl.) Meilen Länge. Ein Blatt, die Indian News vom 31 Januar ſagt darüber höchſt bitter, „die Sünden der chriſtlichen Herren werden wieder heimgeſucht an den heidniſchen Völkern."

Zeitbetrachtungen. III.

Wir haben in der letzten Zeit alle Paraphernalien geſehen, die gewöhnlich einem Krieg vorangehen, feindſelige Maaßregeln, Ultimatums, letzte Anfragen, Zurückziehung der Geſandten, ungeheure Kriegsrüſtungen, und doch ſieht man in dem ganzen Streit noch nicht viel klarer, als vorher. Wir haben drei umfaſſende Behandlungen der Frage vor uns liegen, anderer kleinerer zu geſchweigen, nämlich im Decemberheft des Quarterly Review, im Januarheft des Edinburgh Review und im erſten Märzheft der Revue des deux Mondes, welche letztere eine vergleichende Zuſammenſtellung des engliſchen blauen Buchs und der „franzöſiſchen Documente über die Angelegenheiten des Orients“ enthält. Letztere Arbeit, in hiſtoriſcher Hinſicht die belehrendſte, iſt in politiſcher Beziehung die werthloſeſte, denn ſie gibt nur eine diplomatiſche Geſchichte des Streits, und ſchließt mit der Verſicherung der Aufrichtigkeit Frankreichs in ſeiner jetzigen Politik, da durch das mögliche Vordringen Rußlands ans Mittelmeer die franzöſiſchen Intereſſen lebhaft bedroht würden. Dieſe Sprache kennen wir ſchon lange, und was den diplomatiſchen jetzt ſeit mehr als anderthalb Jahren geführten Streit betrifft, ſo liegt in dieſem nicht der Kern der Frage, ſondern in den innern Zuſtänden der Länder zwiſchen dem adriatiſchen und ſchwarzen Meer. Das haben die engliſchen Zeitſchriften ſehr wohl gefühlt, und der eigentliche Kern ihrer Abhandlungen bezieht ſich auf die Zuſtände der Chriſten in der europäiſchen Türkei und die Lage der letztern.

Merkwürdig iſt indeß der Unterſchied in der Auffaſſung der beiden engliſchen Zeitſchriften: beide ſind der Anſicht, daß ſich das jetzige Syſtem nicht halten läßt, aber das Edinburgh Review neigt augenſcheinlich dahin, daß die Herrſchaft der Türken in Europa ſchnell zu Ende geht, während das Quarterly Review mit ſichtlicher Bezugnahme auf das Edinburgh Review den Gedanken der gänzlichen Unhaltbarkeit der türkiſchen Herrſchaft verwirft, und geradezu für lächerlich erklärt. Wir würden auf dieſen Punkt kein ſonderliches Gewicht legen, deutete es nicht auf eine Spaltung in den Anſichten leitender engliſcher Staatsmänner hin, die jedenfalls auf die Zukunft dieſer Länder einen überwiegenden Einfluß ausüben werden. Die ſcheinbaren Schwankungen, die ſich voriges Jahr in der engliſchen Politik bemerklich machten, laſſen ſich nur hieraus genügend erklären, und dieſer Punkt iſt um ſo wichtiger, als die mögliche Entſcheidung nicht von den Entſchlüſſen dieſer Staatsmänner, ſondern von dem Gang der Ereigniſſe in dem illyriſchen Dreieck abhängt, Ereigniſſe, auf welche England mit all ſeiner Macht nur einen ſehr untergeordneten Einfluß ausüben kann, und deren Verlauf von ſo vielen Zufälligkeiten abhängt, daß nur eine möglichſt gründliche Kenntniß der ethnographiſchen Verhältniſſe des Landes einigermaaßen wenn nicht eine Berechnung, doch eine Erklärung geſtattet. [1]

Ein Punkt, über welchen beide Zeitſchriften in merkwürdiger Weiſe zuſammenſtimmen, iſt der, daß beide ſich zu beweiſen bemühen, ein Aufſtand der Chriſten in der Türkei ſey gar nicht nothwendig als ein Aufſtand zu Gunſten Rußlands oder als bloß von Rußland angeſchürt zu betrachten. Daſſelbe kann man auch aus griechiſchen Journalen, namentlich aus den franzöſiſch geſchriebenen, wie der Spectatur de l'Orient, leſen: ſie ſind ſehr bemüht den Nichtzuſammenhang des griechiſchen Aufſtandes mit den Bewegungen der ruſſiſchen Heere und der ruſſiſchen Politik herauszuheben. Wir wollen keineswegs das Gegentheil behaupten, denn damit iſt am Ende nur eine Behauptung der andern entgegengeſtellt. Wir wollen glauben, daß es gar viele Griechen und Slawen gibt, welche eine ruſſiſche Herrſchaft durchaus nicht wünſchen, wir ſtimmen auch in der von Quarterly Review und Edinburgh Review ausgeſprochenen Anſicht überein, daß Rußland den Fortſchritt freierer Ideen in den griechiſchen und ſlawiſchen Ländern ſüdlich der Donau mit Beſorgniß ſehe, und daß dieſer Fortſchritt zum Theil Rußland bewogen habe, den Krieg bei Zeiten zu beginnen, allein wir kommen mit all dieſen Zugeſtändniſſen um keinen Schritt vorwärts: niemand wird in Abrede ſtellen wollen, daß die Maſſe des anatoliſch glaubenden Volks in den noch unter unmittelbarer türkiſcher Herrſchaft ſtehenden ſlawiſchen und griechiſchen Ländern die Ruſſen, ihre Glaubensverwandten, als ihre Befreier, und die Türken als ihre haſſenswerthen Dränger betrachtet; ſelbſt in Serbien und dem Königreich Griechenland iſt dieß größtentheils noch bis auf den heutigen Tag der Fall; in einer Zeit, wo Gewalt und Krieg entſcheiden, werden aber nicht die Anſichten der weiterſchauenden, hellern Köpfe, ſondern die Meinung der Maſſen den Ausſchlag geben, und daß dieſe ſich von den Abendländern, namentlich England, ab und den Ruſſen zuwendet, das wird wohl niemand in Abrede ſtellen. Führen die Ruſſen entſcheidende Schläge gegen die türkiſche Armee, ſo wird ſich dieſe Meinung durch immer allgemeinere Aufſtände gegen die Türken geltend machen. Die Hauptfrage iſt alſo jetzt: können und werden die Ruſſen ſolche entſcheidende Schläge führen? Um dieß zu hindern ſind die Engländer mit ſeltener Einmüthigkeit gerüſtet und bereit, und kriegeriſche Maaßregeln werden nicht mehr lange auf ſich warten laſſen. Indeß kann England nicht an der Donau, wo der Hauptſchlag fallen muß, mit hinreichenden Streitkräften auftreten, es kann alſo hier keine Erfolge der Ruſſen hemmen. Das weiß man auch ſehr wohl, und iſt nur bemüht, die nicht bloß möglichen, ſondern wahrſcheinlichen Erfolge der Ruſſen an der Donau zu beſchränken, und zu verhindern, daß in Folge derſelben das Land vom Timok bis zum adriatiſchen Meer in Aufſtand gerathe, wodurch die linke Flanke der türkiſchen Armee gefährdet, und ein Rückzug gegen Schumla und den Balkan unvermeidlich würde. Ein ſolcher Aufſtand hätte eine furchtbare Schlächterei in Bosnien gegen den mohammedaniſchen Adel im Gefolge, und um dieſen Brand, deſſen Umſichgreifen nicht zu berechnen iſt, nicht zum Ausbruch kommen zu laſſen, wird Oeſterreich Bosnien beſetzen, und dadurch die etwa zum Aufſtand geneigten Serben und die bereits im Kriege befindlichen Montenegriner auseinanderhalten. Letztere, die vor anderthalb Jahren durch Omer Paſcha's Armee wohl eingeengt, aber nicht bezwungen wurden, könnten unter den jetzigen Umſtänden, wo nur ſchwache Redifs ihnen entgegenſtehen, ſehr folgenreiche Einfälle in Bosnien und in Albanien machen.

[1] Als eine Probe führen wir an, daß durch einige deutſche Zeitungen die Nachricht läuft, auch unter den Miriditen, Malaſoren und Clementi Nordalbaniens zeigten ſich Spuren des Aufſtandes gegen die Türken in Folge der Erhebung in Epirus. Es bedarf nur einer geringen Kenntniß der dortigen Verhältniſſe, um zu wiſſen, daß dieß ganz falſch ſeyn muß, und wenn die Aufregung wahr iſt, ſo geht ſie gegen den griechiſchen Aufſtand. Der ingrimmige Haß dieſer katholiſchen Stämme gegen die Griechen läßt gar keine andere Deutung zu. Dieß mag als Fingerzeig dienen, was in jenen Ländern droht, wenn die allerdings geſchwächte und nicht ſehr reſpectable Herrſchaft der Türken zuſammenbricht.

Die Ausbreitung einer gränzenloſen Verwirrung wird durch den Schritt Oeſterreichs vorerſt abgewendet, und was noch wichtiger iſt, der Möglichkeit einer Verbindung des ſlawiſchen und griechiſchen Aufſtandes wird vorgebeugt.

Der griechiſche Aufſtand für ſich allein kann nicht ſehr bedeutend werden, wenn er auch augenblicklich ganz Epirus und Theſſalien ergreift; ſobald er über die Gränzen dieſer Provinzen hinausgeht, kann er nur auf eine ſchwache zerſtreute Volkszahl ſich ſtützen. Die Frage, wie ſich die Mächte gegen den griechiſchen Aufſtand verhalten werden, iſt bei weitem wichtiger. In England hat man den Ausbruch eines griechiſchen Aufſtandes zuverläſſig erwartet, das Edinburgh Review ſpricht dieß auch geradezu aus; überraſcht haben alſo die Ereigniſſe in Epirus die engliſche Regierung nicht. Das Vorausſehen allein kann aber hier nicht ausreichen, man muß auch entſchloſſen ſeyn demgemäß zu handeln. Das Edinburgh Review bemerkt ganz richtig: „unſere Stellung iſt außerordentlich ſchwierig, denn es kann nicht die Politik Englands oder Frankreichs ſeyn, die chriſtlichen Unterthanen der Türkei ganz in die Arme Rußlands zu treiben, indem man die Moslems in ihrem unbedingten Widerſtand gegen Forderungen unterſtützt, die oſtenſibel und ſehr ſcheinbar (speciously) zu ihren Gunſten gemacht wurden.“ Die öffentliche Meinung Europa's, die man ſtets hochmüthig verachtet, um ihr immer wieder zu hofiren, duldet auch ein ſolches Verfahren nicht. Wie man aber die Pforte gegen Rußland, den Beſchützer der Chriſten, unterſtützen, und auf der andern Seite zugleich die Pforte zwingen kann, den Chriſten und namentlich den verachteten Griechen Rechte, die mit allen türkiſchen Vorurtheilen und Staatsgeſetzen in Widerſpruch ſtehen, einzuräumen, und endlich auch noch Provinzen abzutreten — dieſen Widerſpruch gelöst zu ſehen, ſind wir ſehr begierig. Werden die Türken nicht über Verrath ſchreien, und mit Recht? Hat man die Abſicht oder auch nur die Macht, die Türken zum Nachgeben zu zwingen, wenn ſie widerſtreben? Aegyptiſche Truppen ſollen nach Albanien beſtimmt ſeyn, um die Fortſchritte der Griechen zu hemmen; wird man den barbariſchen Krieg, wie ihn vor jetzt 30 Jahren Ibrahim Paſcha in Griechenland führte, erneuern laſſen? So ſtoßen wir allenthalben mehr oder minder auf Unmöglichkeiten.

Die Engländer ſind dem griechiſchen Aufſtande aus ſehr begreiflichen Gründen abgeneigt, finden ihn im höchſten Grade unzeitig, und wären augenſcheinlich nicht betrübt, wenn er ſchnell niedergeſchlagen würde. Aber dieß Niederſchlagen wird ohne eine türkiſche Metzelei nicht abgehen, denn man darf nicht vergeſſen, daß es den aufſtändiſchen Griechen durch die Gaben ihrer auswärtigen zum Theil ſehr reichen Landsleute an Geld und ſomit auch an Mannſchaft nicht fehlt, denn ſie können die Klephten von Agrapha und Suli, und die Armatolen vom Pindus bezahlen; man muß ſomit eine ziemlich ſtarke Macht gegen ſie aufbieten, was Zeit erfordert, und — Gelegenheiten zu Einmiſchungen gibt. Wird Frankreich, das ſchon einmal Truppen nach dem Peloponnes geſchickt hat, nicht auch dießmal welche nach Epirus ſchicken, um — die Kämpfenden auseinander zu halten, und ſich ſeinen Theil von Einfluß zu ſichern?

Bereits ſchleicht durch einige Blätter die Sage von Unterhandlungen in Konſtantinopel über das Loos der Chriſten, und von Vorſchlägen, die man in Folge derſelben an Rußland machen werde, um dieſem eine goldene Brücke zum Rückzug zu bauen, indem den Chriſten bedeutende Conceſſionen gemacht würden. Um eine ſolche Wendung herbeizuführen, bedürfte es nur eines tüchtigen Siegs der Ruſſen, daß ſie mit Ehre zurücktreten könnten, und die Türken mürbe würden. Eine ſolche Möglichkeit ſcheint allerdings den engliſchen Journalen vorzuſchweben, welche über die Ausſichten auf einen „faulen Frieden“ höchſt ungehalten ſind.[1] Mit Recht, denn der Friede wäre ein fauler, Englands Zweck wäre nicht erreicht, und England mit einem Schlage gänzlich iſolirt, aber dem von dem Edinburgh Review ſelbſt mit Nachdruck hervorgehobenen „allgemeinen Wunſch nach Frieden“ in Europa vorerſt Genüge geleiſtet, wenigſtens die weitere Ausdehnung über andere Länder verhindert. Die Iſolirung Rußlands, worüber jetzt die engliſchen Journale triumphiren, könnte ſich dadurch in eine Iſolirung Englands umwandeln. Soll dieß vermieden werden, ſo müſſen die Engländer ſchnelle, nicht wieder gut zu machende Schläge gegen Rußland führen, wozu ſie ſich auch alles Ernſtes anſchicken. Gelingt dieß nicht, ſo können ſeltſame Wendungen der Dinge in dem illyriſchen Druck eintreten, ein Sieg der Ruſſen den Aufſtand der Chriſten fördern, die Pforte ſich zur Nachgiebigkeit neigen, Frankreich durch Unterſtützung der Chriſten den Weg zu einer Verſtändigung zwiſchen der Pforte und Rußland anbahnen.

Hier haben wir ein Beiſpiel, wie die innern Verhältniſſe der Türkei, die unheilbare Verwirrung, die Schwäche der osmaniſchen Herrſchaft, die allmähliche Erſtarkung der Chriſten auf die Verhältniſſe der Großmächte ſelbſt zurückwirken können, ein Beweis daß es gegenwärtig erſprießlicher iſt, die Ethnographie des türkiſchen Reichs, als die diplomatiſchen Noten zu ſtudiren. Quarterly und Edinburgh Review ſchildern mit bemerkenswerther Schärfe den innern Verfall der Türkei, den unheilbaren Marasmus, an dem das Reich *laboriert*; letzteres iſt augenſcheinlich der Anſicht, daß das türkiſche Regiment ſich überlebt hat, und daß ein anderes Geſchlecht an deſſen Stelle treten muß, in welcher Beziehung es ſich mit Vorliebe zu den Griechen hinzuneigen ſcheint.[2] Das in dieſer Beziehung entſchieden praktiſchere Quarterly Review verweiſt ſolche Plane ins Gebiet der „Viſionen“, da in Europa nur etwa einer Million Griechen mehr als

---

[1] Es iſt in neueſter Zeit ein merkwürdiges Actenſtück zu Tage gekommen, was über die Anſichten unterrichteter Engländer in Betreff der ruſſiſch-engliſchen Verhältniſſe ſehr klaren Aufſchluß gibt, wenn es deſſen noch bedürft hätte. In dem kürzlich erſchienenen Buche „the life and correspondence of Henry St. George Tucker, by J. W. Kaye“ iſt ein Theil der geheimen Correſpondenz über den afghaniſchen Krieg enthalten; Tucker, der 60 Jahre im Dienſte der oſtindiſchen Compagnie ſtand, und eine vollkommene Kenntniß der äußern und innern Verhältniſſe Indiens beſaß — er war auch Vorſitzer im Rath der Directoren — ſchrieb unter dem 8 Dec. 1838 einen Brief an den Herzog von Wellington, worin er ſich ſehr entſchieden gegen den weitausſehenden gefährlichen Krieg nach Afghaniſtan ausſprach, und über die Verlegung des Streits nach Europa ſich alſo äußerte: „Vor etwa fünf Jahren, als ich Vorſitzer des Raths der Directoren war, ſprach ich meine Anſicht dahin aus, daß unſer Verhältniß in Perſien, wegen der Stellung und Bewegungen Rußlands, ein europäiſches und nicht ein aſiatiſches geworden ſey, daß man unmöglich Rußland in Teheran entgegenwirken könne, daß wir unſer Geld an einen ſchwachen und corrupten Hof verſchwenden, aber ihm nicht mit einer Truppenmacht beiſtehen könnten, genügend um ſeine Unabhängigkeit gegen Rußland, deſſen Armeen in der Nähe ſind, zu ſchützen, daß es deßhalb unſere augenſcheinliche Politik ſey, gegen Rußland in Europa zu operiren.“

[2] Es brachte den auffallenden Ausdruck: may we aspire, in common with the most enlightened States of western Europe, to effect the regeneration of the Ottoman empire, or by whatever other name the empire of the East may be called etc.

zwei Millionen Moslems, ſiebenthalb Millionen Slawen und anderthalb Millionen Albaneſen entgegenſtehen; während es aber die Anſprüche der Griechen, wie uns ſcheint nicht mit Unrecht, ins Fabelbuch verweist, und meint die ſlawiſchen Racen könnten in Zukunft eher die Materialien zu einem ſolchen Reich liefern, weiß es keinen andern Ausweg, als „die ottomaniſche Regierung noch für einige Jahre im Beſitz ihrer europäiſchen Provinzen zu erhalten.“

Wenn die Erzpolitiker, die Engländer, welche Zeit und Veranlaſſung genug hatten, die Sache von allen Seiten kennen zu lernen und zu ſtudiren, ſich in ſolchen politiſchen Viſionen und erbärmlichen Nothbehelfen herumdrehen, wenn aus ihren Schriften durchaus nichts haltbares zu entnehmen iſt: ſo ſind wir ſo ziemlich zu dem Schluß berechtigt, daß bis jetzt gar keine Löſung möglich iſt. Die ganze Politik Englands iſt vorerſt eine negative: Rußland ſoll gehindert werden ſich Konſtantinopels oder auch nur der Donauprovinzen zu bemächtigen und ſoll wo möglich noch weiter zurückgeworfen werden, was aber an die Stelle der gänzlich unhaltbaren Türkei treten ſoll, iſt und bleibt das große Räthſel. Daß die Engländer mit dem Gedanken umgehen, nach und nach halb unabhängige Fürſtenthümer aus den türkiſchen Provinzen zu machen, iſt aus allem erſichtlich, und ließe ſich aus einer Menge Stellen erweiſen; wie aber der jetzt mit der letzten Kraft gegen den Untergang kämpfenden Türkei ſolche Vorſchläge zu machen ſind, ſieht niemand ab, und aus dem ganzen Verhalten derſelben geht deutlich genug hervor, daß ſie lieber mit dem Schwert in der Fauſt untergehen als langſam abſterben will, um endlich als ein verächtliches Hinderniß bei Seite geſchoben zu werden. Daher das wachſende Mißtrauen gegen die Hülfsmächte, und darauf deuten auch die unermeßlichen Opfer, welche die Ulemas bringen, denn das Vermögen der Moſcheen in liegenden Gründen und Gebäuden, wohl auch in baarem Geld, iſt ſehr bedeutend; ſie bringen es jetzt zum Opfer, weil nicht nur eine Niederlage es ihnen dennoch nimmt, ſondern ſelbſt ein friedliches Losſchälen der Provinzen den Moſcheen ihre zahlreichen Güter entreißt, denn man wird, wie bei Griechenland, allenfalls die wegziehenden Privaten, gewiß aber nicht die Moſcheen für ihre Güter entſchädigen.

Die Chineſen im indiſchen Archipel.

Dritter Brief.

Ein Volk, das wenigſtens ſchon ſeit anderthalb Jahrtauſenden ſeine Wanderzüge vom Heimathlande nach dem Archipel fortſetzt, ſich aber ſtets im fremden Lande unheimiſch findet, und deſſen Auswanderer ſtets nach dem Geburtsland zurückkehren, ſobald die erworbenen Reichthümer ein gemächliches Leben im Vaterlande zu führen geſtatten, ein ſolches Volk gründet nicht leicht ſtationäre Colonien, woran bei den Chineſen ſchon das Verbot der Auswanderung von Frauen ein weſentliches Hinderniß bildet, ſondern alle Niederlaſſungen ſind eigentlich nur als temporäre Stationen zu betrachten; deßhalb läßt ſich auch nicht leicht die Zahl der Chineſen im indiſchen Archipel mit Genauigkeit angeben, da die jährliche Schwankung der Ankommenden und Heimziehenden bald größer, bald geringer iſt. Im allgemeinen läßt ſich jedoch beſtimmen, daß die Zahl der Chineſen im indiſchen Archipel von Jahr zu Jahr ſich vermehrt. Im Jahre 1838 betrug ihre Zahl auf Java nach amtlichen Zuſammenſtellungen 100,938 Seelen. Hierunter ſind die mit Chineſen verheuratheten javaniſchen und malayiſchen Frauen nicht begriffen, wohl aber ſind die aus den gemiſchten Racen entſproſſenen Nachkommen mitgerechnet. Von der genannten Zahl fällt auf die Hauptſtadt Batavia allein ungefähr der vierte Theil. In den Städten Samarang, Surabaya, Cheribon finden wir ähnlich wie auf Batavia chineſiſche Campen oder Stadtviertel, und der Anblick dieſer engen Straßenlabyrinthe ſammt ihren Bewohnern bietet im allgemeinen nichts beſonderes, was nicht ſchon in der Hauptſtadt unſere Aufmerkſamkeit gefeſſelt hätte. Bei weitem die größte Zahl der Chineſen wohnt in größeren Städten, wo ſie vorzüglich dem Handel ſich ergeben, während der geringere Theil auf dem Lande ſich aufhält, wo ſie durch Beſchäftigungen der verſchiedenſten Art ihren Einfluß auf die Landescultur, den Handel und die Finanzen des Landes ausüben. Manche haben in einzelnen Diſtricten von der Regierung die Steuern auf kleine Wirthshäuſer (Wajong) gepachtet, andere treiben die Zölle und Abgaben, denen vorzüglich die inländiſche Bevölkerung unterworfen iſt, ein. Hier bewährt ſich der Chineſe als thätiger und aufmerkſamer Wächter. Seinem Blicke entgeht kein auf dem einſamſten Pfade herankommender Javane, deſſen Schultern mit verzollbaren Gütern beladen ſind. Insbeſondere überwachen die Chineſen die zahlreichen, an den Landſtraßen, in der Nähe von Bauten und andern von Volksmaſſen beſuchten Plätzen ſich befindenden Bambushütten, in welchen Früchte, Getränke und ähnliches verkauft wird. Solche kleine Speiſehäuſer, die dem Reiſenden auf Java beſonders willkommen ſind, indem ſie in kleinen Zwiſchenräumen an den Landſtraßen aufgeſtellt, kühlen Schatten und Labung bieten, ſind dem Javanen unentbehrlich; dort verſammeln ſich die Landleute des Mittags, wenn ſie ermüdet von den Arbeiten in den Sawafeldern ihr aus Reis, Sambal [1] und Piſang beſtehendes Mahl zu ſich nehmen, dort kommen am kühlen Abende die Bewohner der umliegenden Campongs zuſammen, um durch Spiel oft bis Mitternacht ſich zu unterhalten. Der Wajong dient

[1] Die geſtoßenen Körner und Schoten von Capsicum annuum und andern Arten dieſer Gattung.

dem Javanen nicht nur als „Wirthshaus", sondern es übernimmt der Wajong auch einen Theil des häuslichen Lebens, da einerseits keine kalten Nächte den Javanen zum warmen häuslichen Herd rufen, andererseits seine einfache Lebensweise, gemäß welcher eine auf dem Boden ausgebreitete Strohmatte für das Nachtlager genügt, ihm erlaubt sich überall sogleich heimisch zu machen. Im Wajong vergißt der Javane sein ärmliches und in manchen Provinzen mühseliges Leben, indem die Lustbarkeit der Abende ihm für die Anstrengungen des Tages Ersatz bietet. Wird auf Befehl des Radschah oder des europäischen Beamten ein Weg über einen steilen Berg gebahnt, oder muß der durch den Regen angeschwollene Fluß neu überbrückt werden, sogleich erhebt sich ein in wenigen Stunden erbautes Bambushaus, wo die Arbeiter ihr Mittagmahl verzehren und Abends nach vollbrachter Arbeit ihre Zusammenkünfte halten, wo beim Scheine der Nachtfeuer die melancholisch-rhythmischen Töne des Gamelan von den Bergflanken vielfach wiedergegeben werden. Solche Wajong sind aber einer Abgabe für den Staat unterworfen, und gewöhnlich ist es ein Chinese, der diesen Zoll gepachtet hat. Kaum hat der Besitzer des Wajong sein Geschäft eröffnet, so findet sich auch schon, obwohl weder durch Zeitungsannoncen, noch durch ein ausgesteckes Schild aufmerksam gemacht, der überall spionirende Chinese ein und fordert die ihm gebührende Abgabe; [1] daß durch diese Functionen die Chinesen bei den Javanen sich nicht sehr beliebt machen und ungefähr in demselben Rufe wie die Zöllner bei den Hebräern stehen, ist leicht begreiflich. Dennoch hört man selten, daß ein Chinese von Inländern mißhandelt oder getödtet wurde. Die Unterwerfung des Javanen unter das Gesetz, mag dieses auch hart ihn drücken, ist ihm vielleicht durch vieltausendjährige Gewohnheit so angeboren, daß eine Widersetzung, besonders wenn die Verordnung mit Zustimmung des eignen inländischen Vorgesetzten gemacht wurde, fast zur Unmöglichkeit wird.

Auch der Agricultur sind die Chinesen auf Java sehr dienlich. Eine große Anzahl von Zuckermühlen ist in ihrem Besitze, und obgleich der von den Chinesen bereitete Zucker an Qualität dem von Europäern unter dem Schutze der Regierung fabricirten nachsteht, und den Chinesen auch nur das vom Privatbesitze kommende Zuckerrohr zu Gebote steht, so wird doch der größte Theil des von den Inländern consumirten Zuckers von den Chinesen bereitet.

Am wichtigsten aber ist der Dienst, den die Chinesen auf Java durch die Theecultur verrichten. Es ist wahrscheinlich nur wenig Lesern bekannt, daß Java gegenwärtig eine nicht unbeträchtliche Quantität dieses Productes nach den europäischen Märkten liefert und gar oft ein Thee für chinesischen gehalten wird, dessen Mutterland Java ist. Man wird von diesem Irrthum um so weniger enttäuscht, da chinesische Aufschriften auf den Kisten sich befinden, die kleinen Pakete in chinesisches Papier eingehüllt, mit chinesischen Lettern bezeichnet sind und auch chinesische Hände — auf Java — es waren, welche die Cultur dieser beliebten Pflanze besorgten. Die holländischen Kaufleute beeilen sich auch nicht dem javanischen Product den Ruf eines chinesischen zu benehmen, da der chinesische Thee seit alter Zeit in hohem Ansehen steht, der javanische Thee aber als Neuling, mit seinem ächten Taufschein versehen, wahrscheinlich keine so geneigten Käufer finden würde. Die Provinz Tagal allein liefert jährlich 70,000 niederländische oder 125,000 bayerische Pfund Thee. Nicht alle Provinzen Java's jedoch eignen sich zur Cultur des Theestrauches. Da er in den niedern Regionen am Strande nicht fortkommt, so sind es außer den auf Java seltenen Hochebenen vorzüglich die sanften Abdachungen der Berge, sowie die zwischen zweien Bergen sich ausbreitenden sattelförmigen Joche, welche zu Theeplantagen benutzt werden. Die meisten der 22 Provinzen (Residenzen) Java's besitzen solche Anhöhen in größerer oder geringerer Ausdehnung, die im Genusse einer beständigen Frühlingstemperatur auch die Pflanzen der gemäßigten Zone schon von Natur hervorbringen und wo der Theestrauch vortrefflich gedeiht. Die Quantität Thee welche jährlich auf Java gegenwärtig cultivirt wird, mag sich auf 500,000 Pfd. bayerisch belaufen. Die Idee, die Theepflanze auf Java im Großen zu pflanzen, datirt sich schon von dem Gründer des botanischen Gartens zu Buitenzorg, dem Professor Reinhardt; dort sah man schon seit vielen Jahren den schönen Strauch mit seinen weißen fünfblättrigen Blüthen, und es unterlag keinem Zweifel, daß er in noch höher gelegenen Gegenden — Buitenzorg ist 830 Fuß über die Meeresfläche erhoben — noch besser gedeihen würde. Man überzeugte sich jedoch bald, daß zur Gewinnung des Thees, wie die Europäer seit Jahrhunderten ihn aus China zu erhalten gewohnt sind, die Anpflanzung des Theestrauches nicht genüge, sollte er auch noch so üppig heranwachsen; das Pflücken der Blätter, ihre Bereitung und Verpackung hat so viel Eigenthümliches, daß ein Europäer nur nach Erlernung dieser Manipulationen von einem Chinesen die Fabricirung des Thees zu Stande bringen kann. Es ist hiemit nicht gesagt, daß die Art, wie die Chinesen die Blätter zum Zwecke eines aus ihnen zu bereitenden Aufgusses behandeln, die beste ist, aber wenn ein in einem andern Lande verfertigter Thee sich in Europa Eingang verschaffen will, muß er wenigstens in der ersten Zeit dem ächt chinesischen so ähnlich als möglich gemacht werden. In Bezug auf Cultur und Fabrication des Thees auf Java hat ein gewisser Jakobson, ein Amsterdamer Jude, sich besonderes Verdienst erworben. Er unternahm mehrere Reisen nach China, lebte während eines ganzen Jahres in der Provinz Canton wo die Theecultur am blühendsten ist, und nachdem er die Cultur der Theepflanze sowie die Bereitung des Thees in allen Einzelheiten erlernt hatte, gewann er einige in diesem Fache besonders kundige Chinesen, um die Cultur und die Bereitung des Thees auf Java einzuführen. Jakobson schrieb ein Werk, worin die Theepflanze vom Samenkorn an bis zu ihrer Blüthe, das künstliche Abpflücken und Trocknen der Blätter in Dörröfen, die sonstigen Manipulationen, sowie endlich die Verpackung und Versendung des Thees mit der größten Genauigkeit beschrieben sind.

Gegenwärtig sind zahlreiche Theegärten auf Java, deren Anblick schon deßhalb etwas ungemein Reizendes hat, da man, um zu denselben zu gelangen, durch die Region der Palmen über breite, waldbewachsene Bergrücken in die kühle Region der Rhododendren, der baumartigen Farren und der Eichen gelangt, und zugleich eine an das europäische Klima erinnernde Luft einathmet.

Ich besuchte im Jahre 1845 die am östlichen Abhange des Merbabu befindliche Theeplantage. In langen Reihen sind die 3—6 Fuß hohen, jungen Theesträucher, neben welchen die wogenden Aehren eines Weizenfeldes sich befinden, angelegt. Das zum Trocknen der Theeblätter dienliche Gebäude liegt 4860 Fuß über der Meeresfläche. Die mittlere Temperatur jener Höhen ist 69° F.; der wohlbeleibte, langzopfige Chinese läuft geschäftig von den Gebäuden in den Garten und zurück, man sieht es ihm an, daß sowohl die Beschäftigung als die umgebende Luft ihm zusagt.

[1] Der General-Gouverneur Rochussen hat die Besteuerung auf den Wajongs in neuester Zeit aufgehoben und sich hiedurch bei den Javanen sehr populär gemacht.

Die Entblätterung der Sträucher geſchieht auf Java ein- bis zweimal jährlich, und zwar ſondert man die zarten, noch weniger entwickelten Blätter von den größern und feſtern ab. Erſtere geben eine feinere Theeſorte; nach dem Abpflücken werden diejenigen Blätter aus welchen man ſchwarzen Thee verfertigen will, in große, aus Leinwand verfertigte, und von der heißen Luft eines Kohlenfeuers durchzogene Cylinder gebracht, wo ſie unter beſtändigem Umrühren die erſte Trocknung erfahren. Von den Leinwandcylindern ſchüttet man die bereits durch die Hitze gerollten Blätter in große Dörrpfannen, wo ſie zwiſchen den Fingern zerrieben werden. Je feiner die Theeſorte, deſto mehr wird darauf geſehen daß jedes Blättchen die Rollung zwiſchen den Fingern erfährt; die Blätter aus welchen man grünen Thee bereitet, ſind keineswegs von anderer Art oder von einer andern Pflanze, ſondern nur in der Art der Trocknung liegt der Unterſchied beider Theeſorten. Der grüne Thee wird nämlich ſtatt in den leinenen Cylindern in der Sonne zuerſt getrocknet, wo er ſeine grüne Farbe behält. Die weitere Behandlung iſt dieſelbe wie beim ſchwarzen Thee; letzterer wird in weit größerer Quantität verfertigt und widerſteht weit länger als der grüne Thee dem Einfluſſe der Luft und der Feuchtigkeit.

Bruchſtücke einer Reiſe im Peloponnes im J. 1850 von den HH. Bertrand, Mézières und Beulé, Mitgliedern der franzöſiſchen Schule von Athen.

(Schluß.)

3. Der Eurotas.

Ehe wir Sparta verließen, machten wir einen Ausflug an den Ufern des Eurotas. Ich weiß nicht, ob Laconien den Vorwurf verdient, den ihm Euripides macht, ein undankbares und ſchwer zu bebauendes Land zu ſeyn, aber ſelten ſieht man in Griechenland ein ſo ſchönes Grün, wie in der Ebene von Sparta. Die Straße am rechten Ufer des Eurotas entfernte ſich anfangs ein wenig vom Fluß, und lief durch Felder, die mit Maulbeerbäumen, Orangen-, Citronen-, Feigen- und Olivenbäumen höher als die Attikas bepflanzt waren. Ueberall fanden wir die Spuren einer reichen Cultur, der Hafer und die weiße Gerſte wachſen in Fülle in der Ebene, wie zur Zeit, wo Telemach gegen Menelaus die Fruchtbarkeit des Bodens rühmte.

Auf allen Seiten bemerkten wir Dörfer, die unter den ſie umgebenden Gärten und dichten Hecken verſchwanden. Wir näherten uns allerdings dem Gebiet von Amyklä, welches Polybius als das „ſchönbaumigſte und fruchtbarſte“ ſchildert. Ich will Hrn. Leake in dem Streit, den er hinſichtlich dieſer Stadt erhebt, nicht folgen. Lag ſie bei Sklavochorion, wie faſt alle Reiſenden annehmen, oder näher bei Sparta und dem Eurotas zu Aia Kyriaki, deſſen Lage mit einem Bericht Polybs und einer Angabe Xenophons näher übereinſtimmen? die unbedeutenden Ruinen von Sklavochorion geſtatten nicht die Frage zu entſcheiden, doch finden ſich hier die Grundmauern eines alten Tempels, die jetzt als Grundlage einer griechiſchen Capelle dienen, und man fand neben einigen Säulenbruchſtücken eine Inſchrift mit dem Namen Amyklä, während Aia Kyriaki jetzt gar nicht mehr exiſtirt, und man in den Ruinen des Dorfes vergebens nach alten Ruinen ſuchen würde. Welches aber auch die Lage der alten Stadt geweſen ſeyn mag, die Gärten und Felder längs unſerer Straße gehörten ohne Zweifel zum Gebiet von Amyklä, denn man findet die ſchönſten Bäume und die ſchönſten Früchte.

Nach zweiſtündigem Marſch näherten wir uns unmerklich dem Eurotas. Nahe am Ufer wurde der Boden feucht, und hohes Gras kündigte uns einen ſumpfigen Boden an; vielleicht hatte ihn der Fluß wenige Tage zuvor bedeckt, denn er hat keinen regelmäßigen Lauf und tritt häufig in die nahen Felder aus, die durch nichts gegen den Einbruch des Waſſers geſchützt ſind. An der Stelle wo wir ihn überſchritten, theilt er ſich in drei nicht ſehr tiefe, aber ſehr reißende Arme.

Auf dem linken Ufer des Eurotas wechſelt die Landſchaft gänzlich. Man hat nicht mehr die Reihenfolge dürrer, nackter Hügel vor ſich, welche auf dieſer Seite die Ebene von Sparta ſchließen und die letzten Verzweigungen des Parnon mit denen des Taygetus verbinden. Eine Zeitlang noch bemerkt man angebaute Felder um einige Dörfer her, denn allenthalben wo es griechiſche Bauern gibt, ſtreiten ſie mühſam den Steinen und Felſen einen Fleck anbaufähigen Bodens ab; bald aber verſchwinden dieſe letzten Spuren von Anbau, und man betritt eine dürre Gegend, welche die Nähe der Maina verkündet.

Die zahlreichen Biegungen des Eurotas mitten durch die Hügel geſtatten nicht ſeinem Laufe ganz in der Nähe zu folgen; von Zeit zu Zeit aber erweitert ſich das Thal, in dem er fließt, die Straße nähert ſich dem Fluß, und führt im Schatten junger Platanen hin, die mitten unter Schilf vortreiben. Manchmal entfaltet ſich auch eine kleine Ebene zwiſchen den Bergen, und Gerſtenfelder, deren Grün dem Auge wohlthut, kündigen die Anweſenheit einiger nomadiſchen in dieſen Einöden verlornen Hirten an. Nahe an einer dieſer ſeltenen Oaſen ſahen wir plötzlich den Eurotas zwiſchen zwei Felſen verſchwinden, deren maleriſche Form und glänzende Farbe uns auffielen. Hier begann eine neue Natur; eine mächtige Vegetation deckte die Seite der Hügel, das Thal verengerte ſich und der Fluß, in einer engen Schlucht eingeſchloſſen, brach ſich mitten durch Steinblöcke und die Stämme hundertjähriger Bäume, die ſeinen Lauf hemmten, eine Bahn. Karuben, Platanen, wilde Feigen verſchlangen ihre Zweige auf beiden Ufern, und bildeten bis zum Gipfel der Berge nur ein Blätterdach. Dazwiſchen hoben ſich große durch die Sonne geröthete Felſen mit ihren glühenden Farben mitten aus dieſem dichten Grün ab, das der Farbencontraſt düſter, faſt ſchwarz machte; das iſt der Glanz des Südens neben der Vegetation des Nordens. Wir waren an dem langen Thale angekommen, von welchem Strabo ſpricht, und das der Eurotas durchſtrömt, ehe er ſich zwiſchen Akries und Gythium ins Meer ergießt. Hier mußten die Cascaden ſeyn, die uns die Bewohner von Sparta gerühmt hatten. Ein Führer, den wir in dem benachbarten Dorfe Gramiſa nahmen, geleitete uns auf einem den Hirten und Bergbewohnern bekannten Pfad dahin.

Die Schlucht iſt eng, faſt überall ſteigt der Berg vom Fluß auf ſenkrecht an, und da es einige Tage zuvor geregnet hatte, fanden wir mehr als einmal den Weg überſchwemmt. Man mußte dann die ſteilen Abhänge hinaufklettern, und kam langſam vorwärts durch das Gebüſch und die kräftigen Schößlinge der großen Bäume. Zwiſchen hinein bleibt zwiſchen den Hügeln und

dem Eurotas eine mit Sand und Felstrümmern bedeckte Landzunge, wo große Lorbeerrosenbüsche wachsen, deren vergelbte Blätter und gebogene Zweige die neuerlichen Verheerungen des Flusses bezeugten. An einigen Orten hatte sich augenscheinlich das Wasser um 12 Fuß über das natürliche Bett gehoben. Der Eurotas ist stets derselbe ungestüme Fluß und wir sahen im ganzen Peloponnes keinen reißendern. Die Hindernisse, auf die er allenthalben auf seinem Wege in den tiefen Schluchten stößt, vermehren nur seinen natürlichen Ungestüm. Nach einer Stunde mühseligen Marsches zeigte uns der Führer die sogenannte Cascade, oder vielmehr die Schnelle, denn das Wort Cascade paßt nicht auf einen so kleinen Wasserfall. Der Fluß stürzte sich nicht, wie die Neda und der Styx in schäumendem Gusse von dem Felsen herab, das Schauspiel ist viel einfacher und minder imposant. Ein ohne Zweifel von dem Felsen herabgerollter Steinblock nimmt die ganze Breite des Flusses ein: das Wasser theilt sich um diesem Hinderniß auszuweichen, scheint aber alle seine Kräfte zusammen- und einen Anlauf zu nehmen; mit Einem Sprung gelangt es auf die Höhe des Steins, hält wie um auszuruhen hier einen Augenblick an, und fällt dann mit gleicher Heftigkeit auf der andern Seite nieder, daß man glaubt es verschwinde und versinke in einen Schlund mitten unter den durch seinen Fall aufgeregten Schaumwellen. Die Einbildungskraft des Volks, von diesem Schauspiel lebhaft betroffen, glaubt, das Wasser dringe hier wie ein Pfeil ins Innere der Erde. Unser Führer, den wir fragten, ob das Wasser hier tief sey, wies auf den Himmel und sagte: „so tief als die Sonne hoch ist." Wir konnten den seltsamen Contrast, den das Schauspiel darbietet, nicht genug bewundern: das Wasser läuft, nachdem es sich emporgeschwungen, über den Felsen weg, und während es auf beiden Seiten donnernd braust, sieht man an dieser Stelle nur eine klare, ruhige, durchsichtige Oberfläche, in der die großen Bäume wie in einem Spiegel sich reflectiren.

Die Schlucht, in der wir uns befanden, läuft drei Lieues weit fort, ohne etwas von ihrer Schönheit zu verlieren. Bei jeder Wendung des Flusses und des Thales enthüllen sich neue Aussichten. Bald bieten die Berge, von ihrem in den Fluß sich senkenden Fuß bis zum höchsten Gipfel, eine so dichte und gleichförmige Masse Grün, daß das Auge keinen Zwischenraum sieht, und die Unebenheiten des Bodens unter dem undurchdringlichen Gewölbe der Bäume verschwinden. An einer andern Stelle hält diese reiche Vegetation auf der einen Seite völlig inne, der Felsen beginnt, hebt sich in steilen Abhängen über die Gipfel der Karubenbäume und Platanen, und theilt sich dann in unregelmäßige Blöcke, welche der Einschließungsmauer einer cyclopischen Akropole ähnlich die Höhe krönen. Nomadische Hirten bewohnen diese Einöden; man sieht Ziegen an Felsen hängen, und hört die Glocken der Schafe auf den höchsten Kämmen. Diese Heerden sind den Angriffen der wilden Thiere ausgesetzt. Wir sahen auf dem Sand am Ufer des Eurotas die frische Spur eines Wolfs, und erinnerten uns, daß diese ganze Bergkette den Namen Lykobuno, Wolfsberg, trägt. Während des Unabhängigkeitskriegs hatten sich mehrere Familien Laconiens in ein Kloster geflüchtet, das auf einem der bedeutendsten den Fluß überragenden Gipfel erbaut ist. Man trat hinein durch eine Höhle, die nur von Geiern und Adlern bewohnt schien, und nichts verrieth von außen das Geheimniß der Flüchtlinge. Auf der andern Seite des Flusses zeigte uns der Führer eine kleine, gleichfalls in der Höhlung des Felsen verborgene Capelle, welche lange einem im Lande verehrten Mönch als Aufenthaltsort gedient hatte.

Zwischen den Schnellen und dem Dorfe Gramisa hielten wir auf dem Gipfel eines Berges an, von wo man den ganzen Lauf des Eurotas, von dem Punkt, wo er aus dem engen, ihn so lange verbergenden Thale heraustritt, bis zu seiner Mündung überschauen kann. Ehe er ins Meer fällt, durchzieht er die Ebene Helos, welche fruchtbar und gut angebaut scheint; aber die Ufer des Flusses selbst sind traurig und nackt, wie die Sparta gegenüber; man sieht nur Gerstenfelder und niedrige Weinstöcke, die Bäume und die Lorbeerrosenbüsche sind verschwunden. Ueberhaupt hat die ganze Landschaft einen auffallenden Charakter von Traurigkeit und Monotonie: gegen N und O streifen die Augen über eine Reihe dürrer Hügel, deren graue Felsen sich in den Sonnenstrahlen nicht färben. Zwischen den Steinen treiben nur magere Büsche, kaum hie und da erscheinen in weiter Ferne am Abhang der Hügel einige Dörfer ohne Baumumgebung; man zeigte uns das Dorf Geraki, die Stelle des alten Geronthä, dessen Bewohner von den Spartanern besiegt eine Zuflucht in Italien suchen mußten. Hätte man nicht das stets schöne Meer vor sich, und auf der entgegengesetzten Seite die kühnen Spitzen des Taygetus, so wäre man versucht sich in einem vom Himmel enterbten Lande zu glauben. Hier beginnt die Maina, ein vulkanisches, zerrissenes Land, in welchem zu alten Zeiten ein Stamm unbezwinglicher Bergbewohner hauste. Vor uns öffnete sich der Golf von Gythium, den die Insel Cythera am Horizont zu schließen scheint.

Im Westen verbarg uns ein kleines Vorgebirge den alten Hafen der Lacedämonier. Auf derselben Seite senkt sich der Taygetus, zieht sich hinter Gythium hin, und bildet allein mit seinen zahlreichen Verzweigungen eine lange Halbinsel, die erst am Cap Tänarus endigt. Oestlich Gythium gegenüber beginnt zu Monembasia eine nicht minder rauhe und dürre Bergkette und durchzieht, gegen das Cap Malea sich wendend, die zweite Spitze der Maina. Die Geschichte spricht wenig von diesen unzugänglichen Gegenden, die durch ihre Lage von dem übrigen Griechenland getrennt scheinen. Hier wohnten die Eleutherolaconen (freien Laconen), deren Gebiet die beiden Südspitzen von Laconien umfaßt. Sie waren Sparta eher tributbar als unterworfen, regierten sich nach eigenen Gesetzen, und während ihre Nachbarn, die Bewohner der reichen Ebene Helos, die Sklaven der Spartaner geworden waren, bewahrten sie eine Freiheit, die sie ihrem Muthe und der Armuth ihrer Berge dankten.

Auf dem ganzen Wege, den wir südlich von Laconien durchwandert hatten, findet man keine hellenischen Ruinen; nur einmal, in der Nähe von Gramisa glaubten wir an dem Felsen die Spuren einer alten Straße zu bemerken; es war vielleicht die von Helos, welche Leake wieder zu erkennen glaubte, als er vom Lykobuno nach dem Meere herabstieg. Die Straße von Gythium mußte viel weiter rechts am Fuße des Taygetus liegen.

4. Mistra. — Der Taygetus.

Wir kehrten nach Sparta zurück und schlugen dann den Weg nach Mistra, der Stadt des Mittelalters, ein. Wir hatten keine Hoffnung hier alte Ruinen zu finden, aber es war uns unmöglich einen Ort unbesucht zu lassen, den man lange für die Stelle des alten Lacedämon gehalten. Ein von Maulbeer-, Orangen- und Citronenbäumen eingefaßter Fußpfad, neben dem hohes Gras und kräftige Pflanzen emporschossen, führt von Sparta nach Mistra. Man überschreitet zuerst den Trypi, den alten Cnacion, der aus einer der Oeffnungen des Taygetus hervor-

kommt, ſchräg durch die Ebene fließt und dann in den Eurotas fällt. Wir bemerkten an ſeinen Ufern einen byzantiniſchen Sarkophag, den das Waſſer fortgeriſſen zu haben ſchien. Weiterhin ſteht eine byzantiniſche Capelle, ohne Zweifel auf der Stelle eines alten Tempels, denn ſie enthält einige alte Steine. Die Bildſäule einer Frau iſt in eine der Seitenmauern eingefügt; Kopf und Füße fehlen, die ziemlich gut erhaltene Draperie ſchien uns römiſch.

Ehe wir Miſtra betraten, wandten wir uns links, um in der Nähe von Varori eine höchſt maleriſche Schlucht des Taygetus zu beſuchen. Der Berg ſcheint in ſeiner ganzen Höhe durch ein Erdbeben geſpalten worden zu ſeyn, und ſo bildete ſich eine Schlucht, in deren Grund ein Wildbach fließt. Das iſt, was man im Neugriechiſchen eine „Langada“ nennt. In der Umgegend von Sparta gibt es ihrer drei, die beiden andern ſind bei Miſtra und Trypi. Die Langada von Varori, die engſte und am mindeſten tiefe, verdankt ihre Schönheit den kühnen Formen und den glänzenden Farben der Felſen, von denen ſie überragt wird. Neben einem ſchmalen Pfad fließt der Wildbach mitten unter Marmorblöcken, die von den Bergen ſich losgelöst haben und in ihrem Fall zerbrochen ſind. Nach einigen Schritten verengt ſich die Schlucht, und man ſchreitet zwiſchen ungeheuren Felſenmaſſen vorwärts, welche ihren Schatten über die Schlucht werfen. Blickt man aber empor, ſo unterſcheidet man über dieſen Mauern mehrere hintereinander zurückweichende flache Abſätze, welche einen Strom von Licht bis auf den Grund der Schlucht fallen laſſen. Die Sonne färbt die Felſen mit den lebendigſten Farben, und Maſſen von Grün heben ſich allenthalben von dieſen gelben und rothen Felſen ab. Man bewundert hier, wie an tauſend Orten in Griechenland, den in unſern nördlichen Ländern ſo ſeltenen Contraſt eines dürren Bodens und einer reichen Vegetation. Erdbeerbäume, Pinien mit zartem Blätterwerk und andere noch beſcheidenere aber nicht minder kräftige Geſträuche brechen zwiſchen dem Marmor vor, und bekleiden die Abhänge des Taygetus. Tauſende von Blumen und Schlingpflanzen bilden in den Lüften hängende Gärten, welche von Stockwerk zu Stockwerk bis zu den letzten Gipfeln aufſteigen. Die rauhen Berge Laconiens haben, wie man ſieht, auch ihre zierlichen Schönheiten und ihre verborgenen Schätze. Kein Pfad durchzieht die Langada von Varori: nach zehn Minuten ſieht man ſich durch einen ſo ſchmalen Gang aufgehalten, daß man glaubt, die Schlucht habe ein Ende, ſie läuft aber fort, ohne zugänglich zu ſeyn, und man kann lange mit den Augen die doppelte Felſenreihe, zwiſchen der ſie ſich hinſchlängelt, verfolgen. Die Türken haben hier einen Brunnen aus Bruchſtücken von Säulen und Marmorreſten erbaut, von denen mehrere Inſchriften tragen. Vielleicht ſtand hier im Alterthum irgend eine Ortſchaft.

Erhob ſich nicht etwa am Eingang der Langada der Felſen der Apotheten, d. h. der wegen Mißgeſtaltung ausgeſetzten ſpartaniſchen Kinder. Mit noch mehr Grund könnte man hier den Keadas finden, welchen Strabo beſtimmt in eine der Bergſpalten verſetzt. Indeß nennt Strabo den Keadas ein Gefängniß und eine Höhle, während Pauſanias daraus einen Schlund macht, und Suidas ihn dem Barathrou (Abgrund) von Athen vergleicht. Wahrſcheinlich war hier ein Abgrund und eine Höhle; keinenfalls diente, was auch Strabo ſagen mag, der Keadas als Gefängniß. Man ermordete hier die Verbrecher oder die Kriegsgefangenen, indem man ſie von der Höhe des Felſen herabſtürzte, aber man ſperrte ſie nicht ein. Hierüber haben wir das beſtimmte Zeugniß von Pauſanias, der den Ort geſehen und die Ueberlieferungen geſammelt hat. Im Keadas fiel das wunderbare Abenteuer vor, das uns der alte Geograph aufbewahrt hat. Der Meſſenier Ariſtomenes, von den Lacedämoniern gefangen genommen, wurde verurtheilt mit ſeinen Gefährten in den Schlund geworfen zu werden, in den man gewöhnlich die großen Verbrecher hinabſtürzte. Die andern Meſſenier kamen ſogleich um, aber die Gottheit, die über Ariſtomenes in andern Gefahren gewacht hatte, rettete ihn auch dießmal. Die welche die Geſchichte des Helden durch ein Wunder heben wollen, behaupten, als man ihn in den Keadas hinabſtürzte, habe ſich ein Adler unter ihn geſtellt und ihn mit ſeinen Flügeln unterſtützt, ſo daß er auf den Boden hinabkam, ohne zerſchmettert zu werden, und ſelbſt ohne ſich zu verletzen. Der Gott ſollte ihm auch die Mittel verſchaffen, aus dem Schlund zu entkommen. Sobald Ariſtomenes unten war, legte er ſich nieder, hüllte ſich in ſeinen Mantel und erwartete den Tod, den er als unvermeidlich betrachtete. Aber am dritten Tage hörte er ein Geräuſch, dann machte er den Kopf frei, und da nun ſeine Augen ſich ſchon gewöhnt hatten in der Dunkelheit zu ſehen, ſo bemerkte er einen Fuchs, der an den Leichen ſeiner Gefährten nagte. Er dachte alsbald dieß Thier müſſe einen Ausgang haben, ließ es ſich nahe kommen, ergriff es mit der einen Hand am Schweife, mit der andern hielt er, ſo oft der Fuchs beißen wollte, ihm ſeinen Mantel entgegen, folgte ihm fortwährend und ließ ſich von ihm in ſehr ſchwer zugängliche Orte führen. Endlich gegen Abend ſah er ein Loch, groß genug, daß ein Fuchs durch konnte und durch welches ein wenig Licht eindrang; er ließ nun das Thier los, erweiterte den zu engen Eingang mit den Händen, und floh nach Ira in ſeine Heimath.

Unter dieſer poetiſchen durch die Einbildungskraft des Volks verſchönerten Legende birgt ſich ohne Zweifel eine geſchichtliche Thatſache. Es ſcheint nicht unmöglich, daß der meſſeniſche Held, als er in den Schlund hinabgeſtürzt wurde, im Herabfallen geſchützt wurde, nicht durch einen Adler, ſondern durch den Schild, den man ihm mit ſeiner ganzen Rüſtung gelaſſen hatte, und daß er, ohne ſich zu verletzen, auf die Leichen ſeiner Gefährten fiel. Allerdings wird man jetzt nicht mehr das Loch des Ariſtomenes ausfindig machen oder überhaupt behaupten wollen, daß es je exiſtirt habe. Aber die Gebirgsbewohner des Taygetus haben die Tradition bewahrt, und einer derſelben zeigt es ganz ernſthaft einem Reiſenden auf der Straße von Trypi nach Calamata. Trotz dieſes Zeugniſſes möchte ich die von Pauſanias erzählte Geſchichte in die Langada von Varori verlegen. Hier gibt es jenſeits des Durchgangs, den wir nicht zu überſchreiten wagten, Abgründe, in die das Tageslicht nicht eindringt, und welche keinen Ausgang zu haben ſcheinen, vielleicht aber durch unterirdiſche Gänge mit dem übrigen Gebirg in Verbindung ſtehen. Da niemand je in den Keadas hinabgeſtiegen oder lebend wieder herausgekommen war, ſo konnte den Spartanern die Exiſtenz eines geheimen Ausgangs unbekannt ſeyn, welchen Ariſtomenes mit dem Scharfſinn, den die Liebe zum Leben verleiht, entdecken konnte, ohne den etwas wunderſamen Beiſtand eines Fuchſes. Die andern Langaden, länger und offener als die von Varori, paſſen nicht ſo gut zu den verſchiedenen Einzelnheiten, deren Pauſanias in ſeinem Bericht gedenkt.

Varori iſt nur durch Gärten und einige mit Maulbeerbäumen bepflanzte Felder von Miſtra getrennt; letzteres, im J. 1207 von W. von Villehardouin gegründet, enthält nur moderne Ruinen, da es aber in der Chronik von Morea häufig den Namen Sparta führt, ſo haben viele Reiſende es mit der alten Stadt verwechſelt, und ſelbſt Chateaubriand hat ſich anfänglich getäuſcht. Jetzt iſt

keine Verwechslung mehr möglich. Die neue Stadt erhebt ſich auf einem ſchroffen Hügel am Fuße der hohen Gipfel des Taygetus; ehemals bedeckte ſie denſelben ganz, aber Türken und Albaneſen haben in dem höhern Theil nichts als Ruinen zurückgelaſſen, und nur der untere Theil (Katochorion) iſt gegenwärtig bewohnt. Ganz in der Nähe beginnt die Langada von Miſtra. Unterhalb der letzten Häuſer der Stadt öffnet ſich eine Schlucht, die anfangs ſehr breit iſt, bald aber ſich verengt; ein ſchmaler Pfad ſchlängelt ſich rechts am Berg hinauf und überſchaut den Wildbach, den man in einer erſchreckenden Tiefe unter einer Wölbung von Pinien und Erdbeerbäumen dahin toben ſieht. Blickt man aufwärts, ſo ſieht man ungeheure Felſenblöcke über dem Kopfe hängen; einige ſind in den Bach hinabgerollt, andere ſcheinen im Begriff ſich loszulöſen. Aber der Engpaß erweitert ſich bald, und enthüllt durch eine plötzlich ſich zeigende Oeffnung hindurch einen der ſteilſten Abhänge des Taygetus. Mehrere Dörfer zeigen ſich in großer Höhe im Innern des Gebirges. Die Langada führt dahin und man ſieht ſie in der Ferne mitten unter ſchneebedeckten Fichten ſich verlieren.

Wenn man aus der Langada heraus nach der Stadt zurückkehrt, findet man den Weg nach der Citadelle. Man muß, um dahin zu gelangen, mühſam einen ſchroffen Pfad mitten unter Ruinen hinanklettern. Einige Kirchen ſind der Zerſtörung entgangen, und die der Pantanaſſa, deren Architektur ganz lateiniſch iſt, zeigt ſich vollſtändig erhalten. Ueber dem Porticus erhebt ſich eine offene Colonnade, und am Ende derſelben ein byzantiniſcher Thurm. Daneben ſieht man noch, mitten in einem zerſtörten Kloſter, einige Gräber aus der fränkiſchen Periode. Im Innern der Kirche bemerkte ich einige korinthiſche Capitäle von roher Arbeit, die wahrſcheinlich aus Sparta entnommen ſind. Etwas höher hinauf erheben ſich die Thürme eines fränkiſchen Palaſtes, nach Angabe der Griechen die Reſidenz Villehardouins. Die gothiſchen Ruinen in Griechenland ſind nicht ſchön; die Franken bauten in der Eile und nur für den Kriegsbedarf; ſie ſcheinen ein Vorgefühl gehabt zu haben, daß ihre Herrſchaft nicht lange dauern würde.

Man braucht eine halbe Stunde, um von dem Palaſt Villehardouins nach dem Gipfel des Berges zu gelangen, auf dem 634 Metres über dem Meere das Schloß erbaut iſt. Die Befeſtigungen beſtanden aus mehreren Reihen von Mauern mit Thürmen flankirt. Sie ſcheinen nicht alle aus derſelben Zeit. Türken und Venetianer haben ohne Zweifel den urſprünglichen Bau erweitert und ausgebeſſert. Vom Gipfel der Veſte, den man nicht ohne Mühe und ſelbſt nicht ohne Gefahr erreicht, hat man eine prächtige Ausſicht. Gegen Süden dehnt ſich die ganze Ebene von Sparta zwiſchen der Kette des Taygetus und dem Berge Menelaion aus; man kann die zahlreichen Windungen des Eurotas verfolgen bis zu dem Punkte, wo er ſich mitten zwiſchen den Hügeln verliert, welche auf dieſer Seite Laconien ſchließen und es vom Meere trennen; gegen Norden bilden eine Menge Hügel die Gränze gegen Arkadien. Das ſolchergeſtalt nach allen Seiten durch natürliche Wälle vertheidigte Sparta gleicht einem verſchanzten Lager, das die Natur ſelbſt für ein kriegeriſches Volk bereitet zu haben ſcheint.

Hinter dem Schloß erheben ſich die erſten Gipfel des Taygetus. Das Auge unterſcheidet zwiſchen den Oeffnungen hindurch, welche die verſchiedenen Gipfel zwiſchen ſich laſſen, die mit Wald und angebauten Feldern bedeckten Hochflächen, die von Bergen, wie von einer Mauer eingeſchloſſen ſind. Hie und da bemerkt man auch hinter einem Saum von Pappeln und Cypreſſen ein Dorf. Weiter oben beginnt die Region der Fichten, welche den Schnee ankündigen. Hier verſchwindet jede Spur von Anbau, der Menſch kann nicht mehr gegen die Kälte ankämpfen. Dieſe unzugänglichen Höhen dienen ohne Zweifel den wilden Ziegen, den Wildſchweinen und Bären, die nach Pauſanias ehemals den Taygetus anfüllten, als Zufluchtsort. Der ganze Raum zwiſchen den Hauptſpitzen des Gebirgs und einem andern, Evoras genannten Punkte führte den Namen Theras (Jagden). Hieher kamen die jungen Leute von Lacedämon, um ſich durch die Anſtrengungen und Gefahren der Jagd auf die ernſten Gefahren des Kriegs vorzubereiten. Die Frage, ob die Lage von Miſtra nicht auch auf eine alte Stadt hindeute, läßt ſich nicht mehr mit Beſtimmtheit beantworten. Helleniſche Ruinen finden ſich nicht, aber eine ſo feſte Stellung mußte wohl die ältern Bewohner Griechenlands anlocken, die ſo gerne ihre Akropolen auf hohen Punkten anlegten; Leake vermuthet deßhalb, daß eine der homeriſchen Städte Laconiens, Meſſe, von der ſich keine Spur im Lande findet, die Stelle von Miſtra eingenommen habe. Homers Beiname „taubenreich“ wäre noch jetzt richtig, denn Tauſende von Tauben bewohnen noch jetzt die Höhlungen des Taygetus hinter dem Schloß.

5. Weg von Sparta nach Meſſenien.

Von Miſtra führen zwei Wege nach Calamata: der eine geht durch den nördlichen Theil der Ebene von Sparta, umgeht den Taygetus, und dringt von NO her in Meſſenien ein, der andere geradere aber viel ſchwierigere folgt der Langada von Trypi, und durchſchneidet das Gebirg in ſeiner ganzen Breite. Den letztern ſchlugen wir ein, denn wir wünſchten lebhaft ins Innere des Taygetus einzudringen, von dem es noch keine Beſchreibung gibt, und eine Straße zu verfolgen, welche die Heere von Sparta mehr als einmal durchziehen mußten. Die in großer Höhe gelegenen Dörfer von Trypi und Stauro beherrſchen auf beiden Seiten den Eingang der Langada. Mächtige von Cypreſſen und Pappeln eingefaßte Gärten gehen unterhalb der Häuſer bis in den Grund der Schlucht hinab. Reichliche Quellen fließen von allen Seiten und unterhalten an den beiden entgegengeſetzten Abhängen ein lebendiges Grün, dem die Sonnenhitze keinen Abbruch thut. Einige Zeit noch kann man, wenn man ſich umwendet, die bebauten Felder von Sparta und den ſchimmernden Lauf des Eurotas ſehen, bald aber kommt man tiefer ins Gebirg, und die Langada zeigt ſich in ihrer ganzen wilden Größe, mit ihren nackten zerriſſenen Felſen, die ſich öffnen um den Trypiotiko, den alten Enacion, durchzulaſſen. Man ſteigt in das Bett des Wildbaches hinab, und auf der andern nicht minder ſteilen Seite hinauf. Kein Baum, keine Pflanze wächst im Grunde der Schlucht; der Boden iſt Marmor oder Schiefer, der in der Sonne mit den Reflexen von Silber und Gold glänzt. Der Marmor aus dem Taygetus war im Alterthum berühmt, und obgleich die ſchönſten Brüche am Cap Tänarus waren, ſo hatten die Römer doch auch die Berge in der Umgegend von Sparta ausgebeutet. Wir ſahen indeß auf dem Wege gar manches ſchöne Marmorſtück, aber keine Spur der alten Marmorbrüche. Obgleich die Langada die Spuren gewaltſamer Zerreißung trägt, ſo bemerkt man doch mitten in der Unordnung eine merkwürdige Erſcheinung: an einigen Stellen iſt die Oberfläche des Felſen ſo glatt, und die Marmorſchichten erheben ſich ſo regelmäßig übereinander, daß man glauben ſollte, ſie ſeyen von Menſchenhand zugehauen, und ſie von Ferne einer alterthümlichen Mauer gleichen.

Der Weg ging bald auf- bald abwärts, doch ſtiegen wir mit dem Wildwaſſer immer höher, und der Horizont erweiterte ſich allmählich. Tiefe Schluchten öffneten ſich nach der Langada hin und ließen uns gleichſam ins Innerſte des Gebirgsſtocks hineinſchauen. Hier waren die Felſen ebenſo rauh und ſchroff, verſchwanden aber halb unter dem Dunkelgrün der Fichten. Der Wildbach, deſſen vertrocknetem Bett wir lange gefolgt waren, füllte ſich weiter aufwärts mit Waſſer, und ungeheure Platanen verſchlangen ihre Zweige, indem ſie ſich über ſein Ufer beugten. Dieß war vielleicht die kräftigſte und impoſanteſte Vegetation, die wir irgendwo in Griechenland getroffen. Hier waren keine magern Büſche und Stauden, ſondern überall große Bäume, mehrhundertjährige Stämme, welche die Zeit mit fortzunehmen vergeſſen zu haben ſchien.

Dieſe wilden Gegenden ſind nicht unbewohnt. Wir trafen auf bebaute Felder mehr als 1000 Metres über dem Meer, ſelbſt ein Orangengarten verbarg ſich in der Höhlung eines Felſens. Leider waren dieß nicht die einzigen Menſchenſpuren: große leere Räume, der Rinde beraubte und vom Feuer geſchwärzte Bäume kündigten die häufigen Verheerungen durch Brände an, welche die Unvorſichtigkeit der Hirten verurſacht. Der fallende Baum wird nicht erſetzt, und ſo entkleidet ſich der Berg allmählich ſeines Grüns. Wir ſahen auch große mit der Axt abgehauene Fichtenſtämme, welche durch die ſtehen gebliebenen Bäume am Abhang der Schluchten zurückgehalten wurden. Die Seeleute am Golf von Meſſenien holen Bauholz am Gipfel des Taygetus und lagern mitten in den Bergen einige Monate lang.

Nach vier Stunden eines mühſeligen Marſches kamen wir auf einen ungewöhnlich hohen und ſteilen Hügel, den Gipfelpunkt der Langada. Man erblickt hier bei klarem Wetter die tiefe Höhlung, welche das Thal von Sparta bildet und den Parnon vom Taygetus ſcheidet. Auf der entgegengeſetzte Seite ergeht ſich der Blick über eine neue Bergreihe hinweg bis zu den fruchtbaren Ebenen Meſſeniens. Hier ſcheint die natürliche Gränze beider Länder, und man fand auch wirklich auf dieſer Höhe einen ungeheuren Stein mit der Inſchrift: „Gränze Lacedämons gegen Meſſenien.“ Eine ähnliche Inſchrift wurde auch nahe an dem jetzigen Malevo gefunden; die Lage derſelben entſpricht genau der erſtern und theilt, wie ſie, das Gebirg in zwei gleiche Theile.

Ein raſcher und gefährlicher Abſtieg führt nach dem modernen Dorfe Lada Cudzava, das ſich am Abhang eines Hügels zwiſchen mehreren Schluchten ausdehnt. Große Bäume bilden einen grünen Vorhang vor jedem Haus, und klare Quellen kommen quer durch die Gartenterraſſen am Berge hervor. Das iſt eine Landſchaft, die ſich in Griechenland oft wiederholt. Faſt überall in dieſem gebirgigen Lande erheben ſich die Dörfer an den ſteilſten Abhängen und in der Nähe des Waſſers, das allein die Kraft hat, den undankbaren Boden zu befruchten. Lada Cudzava gegenüber liegen einige durch Schluchten getrennte Dörfchen in vereinzelten von Bäumen umgebenen Häuſern am Abhang der Hügel. Tritt man aus dieſen in einen Kreis dürrer Felſen eingeſchloſſenen Schluchten heraus, ſo muß man noch lange anſteigen, und neue Gipfel erklimmen, ehe man auf einer Marmortreppe nach der Ebene Meſſeniens hinabſteigt.

Miscellen.

Tibetiſche Namen. Capitän Strachey gibt in ſeiner „phyſiſchen Geographie von Weſttibet“ (Journ. of the r. geogr. Soc. XXIII) einige Nachrichten über die Namen, welche die Tibetaner ihrem eigenen und fremden Ländern geben, und der Merkwürdigkeit wegen heben wir einiges aus denſelben aus. „Tibet iſt eine fremde den Landesbewohnern unbekannte Benennung, die den Europäern durch die aſiatiſchen Türken und Perſer zukamen, deren (vocalloſes) Wort „Tbt“ von den Engländern in „Thibet“, von Franzoſen und Deutſchen in „Tübet“ umgewandelt wurde. Der einheimiſche Name iſt Bodyul, was eigentlich „Land der Bod“ bedeutet; der indiſche Name Bhot oder Bhotiya iſt ohne Zweifel davon abgeleitet. Die Tibetaner haben die Namen fremder Völker, ebenſo wie andere dieß gethan, verunſtaltet, oder eigene Namen für ihren Gebrauch gemacht; ſo nennen ſie China „Gyanak“, den großen Schwarzen, wegen des Vorherrſchens von Schwarz oder Dunkelblau in der chineſiſchen Kleidung, ein Chineſe heißt aber kurzweg „Gyami“, großer Mann, denn dafür gilt er in der Meinung des Landes; „Gyagar“ der große Weiße, iſt Indien, ſo genannt wegen der Kleidung des Volks, „Gyaſer“, der große Gelbe, iſt Rußland. „Filing“ iſt eine Corruption des perſiſchen und türkiſchen „Farang“ für Europa; unter Gya Filing, Großfrankenland, verſtehen ſie gewöhnlich Indien; „Horyul“ iſt Türkenland“ (woher aber der Name „Hor“ für Türken kommt, iſt nicht angegeben). Von den vielen aufgeführten Namen führen wir nur noch zwei tibetaniſche an, nämlich „Lhaſa“, Gottesboden, die heilige Stadt von Tibet, und — die geehrten Leſer mögen nicht erſchrecken — „bKraſchisſmchosdzong“, ausſprechbar Taſchidſchuzong (woraus die Engländer Taſſiſudon gemacht haben), die „erhabene Stadt der Religion.“

*

Die Gebirgsſtraße nach Moſſul zwiſchen Diarbekir und Dſchezireh. In der Londoner aſiatiſchen Geſellſchaft vom 18 Februar gab ein Hr. Rolland Bericht über eine von ihm und einer Geſellſchaft angeſtellten Wanderung im Winter 1849. Sie verließen die ſyriſchen Ufer des Mittelmeers, ſetzten über den Euphrat, und wollten geradezu über Urfa und Haran den Weg nach Meſopotamien einſchlagen, aber die Berichte über die Räuberei der Anneſi-Araber ſchreckten ſie ab, und ſie mußten einen Umweg über Diarbekir machen, wo ſie im Tigris hinreichend Waſſer zu finden hofften, um auf einem Ziegenfell-Floß nach Moſſul hinab zu fahren. Der Fluß war aber gefallen und ſo mußten ſie den langweiligen Umweg zu Land durch die Berge nach Dſchezireh machen. Diarbekir ſteht auf einer hohen Felſenkette am Rande des Taurus, welche die Gränze Meſopotamiens nach Armenien hin bildet. Von Diarbekir geht die Straße aufwärts über wohl bewaldete Berge, von denen man die hoch cultivirten Thäler nach Mardin hin überſchaut. Die Bewohner dieſer Stadt ſtehen nicht in ſonderlich gutem Rufe, und Raufereien kommen nicht ſelten zwiſchen den verſchiedenen Secten vor. Im J. 1848 brach ein Streit aus zwiſchen albaneſiſchen Soldaten und dem Volke der Stadt: die Soldaten zogen ſich nach der Citadelle, die Kurden und Chriſten nach ihren Quartieren, und 24 Stunden lang, bis das Pulver erſchöpft war, wurde ein unaufhörliches Gewehrfeuer unterhalten, am Ende zeigte es ſich aber, daß kein Menſch verwundet worden war. Zu Mardin ſind wenige Reſte des Alterthums. Die Arabesken an den Thoren der Citadelle haben ihresgleichen in Spanien, Aegypten und der Türkei nicht. Sollte die Beſchiffung des Euphrats je ins Leben treten, ſo würde Mardin das Emporium für die Erzeugniſſe des Gebirgs

werden. Der selten besuchte Dschebel Tur ist hauptsächlich von syrischen Christen oder Jakobiten bewohnt, die sehr unabhängig leben, und obwohl sie dem Namen nach dem Patriarchen von Antiochien unterworfen sind, so findet doch keine Einmischung in ihre geistlichen Angelegenheiten statt. In diesem District herrscht mehr Wohlstand und Sicherheit, als man in den Ruraldistricten des ottomanischen Reichs sonst bemerkt, was seinen Grund in der Unzugänglichkeit des Landes und der Entfernung von wichtigen militärischen Punkten haben mag, wodurch sie vor feindlichen Einbrüchen verschont blieben. Es gibt auch viele moslemitische Dörfer in dem District, und in einigen sind Moslems und Christen gemischt. Heurathen finden zwischen denselben nicht statt. Die Moslems klagen über Mangel an Religion bei ihren Nachbarn, die Christen über das willkürliche Verfahren der Moslems, indem sie Zwischenheurathen verhindern, und über ihre häusliche Tyrannei gegen die Frauen. Mediah, die wichtigste Stadt des Districts, ist der Hauptort der Christen, und außer dem Gouverneur wohnen hier keine Moslems. (Athen. 4 März.)

*

Hindureste in Borneo. Von einem Hrn. G. Craufurd findet sich in dem Journal of the r. geogr. Soc. (XXIII) ein Aufsatz über die Geographie Borneo's, der nichts besonderes Neues enthält, er citirt aber Stellen aus einer Schrift von Hrn. Dalton, welcher, wir wissen nicht zu welcher Zeit, einen Theil der Insel durchwandert haben muß, und der über Hindureste in Borneo sich folgendermaaßen äußert: „daß die Dajaks (welches Wort im Malayischen bloß „Wilde" bedeuten soll) die Eingebornen sind, hat bisher noch niemand bezweifelt. Wie kommt es aber nun, daß im Innersten der Berge, sowie über das ganze Land die Reste von Tempeln und Pagoden zerstreut sind, ähnlich denen, die man auf dem Continent Indiens findet, und welche alle Züge der Hindumythologie tragen. In dem Lande Waghu, mindestens 400 M. von der Küste, habe ich mehrere von ausgezeichneter Architektur gesehen, mit allen in Hindutempeln so gewöhnlichen emblematischen Figuren. Ich kann mich hierin nicht irren, da ich Bengalen und die Coromandelküste, sowie den größten Theil Java's, wo solche Ueberreste gewöhnlich sind, durchreist habe, und mehrere Abbildungen von Tempeln im Innern Java's, die Raffles ans Licht brachte, sowie viele Kupferstiche von Pagoden Indiens vor mir liegen. Die Aehnlichkeit ist vollkommen, ebenso die der Bilder und Statuen. Ich habe einige hundert Bilder von Stein und viele von Erz gesehen, letztere sind indeß nicht so gewöhnlich, da ich Grund habe zu glauben, daß die Dajaks viele derselben eingeschmolzen haben, um Fischhaken und Zierrathen daraus zu machen. An den meisten Tempeln und Pagoden sind innerhalb und außerhalb hieroglyphische bei den Indiern übliche Charaktere ziemlich gut erhalten zu sehen. Viele von diesen, sowie die Bilder sind sehr zerbrochen und beschädigt durch die Hadschis oder mohammedanischen Priester und ihre Anhänger, die Araber, die gleich mehreren christlichen Secten, keine Abgeschmacktheiten dulden, als ihre eigenen." Craufurd bemerkt darüber: „daß die Hindureligion auf den westlichen, südlichen und östlichen Küsten Borneo's einige Fortschritte gemacht hatte, ist unzweifelhaft. An dieser Küste finden sich einige Namen, die einen Sanskrituprung haben; Sukkadana, der Name eines Malayenstaats, ist rein sanskritisch und bedeutet „Papagaiengabe", 5—600 M. im Innern, auf der Ostseite der Insel, finden sich im Lande der Kayans Ortsnamen, worin einheimische Worte mit Sanskritworten, wie „Kuti" Festung, „Pura" Stadt u. dgl. verbunden sind. Meine Ansicht ist, daß solche Reste des Hinduismus nicht direct aus Indien, sondern mittelbar durch die Javanesen gekommen sind, denn es finden sich javanische Namen, wie Banjermassing, und javanische, nicht malayische Worte."

*

Größe und Stärke der Neuseeländer. Gewöhnlich herrscht die Ansicht vor, daß mit der steigenden Civilisation die Körpergröße und Stärke mehr abnehme, indeß haben viele Proben das Uebergewicht der Europäer, namentlich der germanischen Stämme, über fremde Nationen und die Trüglichkeit dieser Ansicht dargethan. In dem Journ. of the r. geogr. Soc. (XXIII) steht ein Artikel über die körperliche Größe und Stärke der Neuseeländer, die jedenfalls einer der körperlich entwickeltsten und kräftigsten wilden Stämme sind, die wir kennen. Er fand sie um etwa ¼ Zoll im Durchschnitt kleiner als die Soldaten des dortigen Regiments, das Gewicht des Körpers ist ziemlich dasselbe, die mittlere Weite der Brust ebenso, in körperlicher Stärke stehen sie aber den Engländern nicht unbedeutend nach. Dieß mag freilich zum Theil von ihrer Nahrung herkommen, die meistens aus Vegetabilien besteht, woraus sich auch der Umstand erklären mag, daß nach dem 30sten Jahre die Neuseeländer fleischiger werden, während die Engländer nach dieser Zeit an Fleisch verlieren. Nicht unbemerkt können wir hier lassen, daß nach allen Nachrichten das unbegreifliche Hinschwinden der einheimischen Bevölkerung, die in Folge der Berührung mit Europäern auf den Südseeinseln gewöhnlich ist, auf die Neuseeländer sich nicht zu erstrecken scheint.

*

Die literarischen Piraten in Amerika. Unter diesem Titel enthält das Athenäum (4 März) abermals einen heftigen Ausfall gegen die Nachdrucker Amerika's, welche allem aufbieten, um nicht durch einen Vertrag über internationales Autorenrecht in ihrem ehrsamen Gewerbe beeinträchtigt zu werden. Das Dreiste an der Geschichte ist, daß ein Circular von fünf amerikanischen Buchhändlern zu Petitionen an den Congreß — unter der Hand vielleicht auch zu wirksamern Mitteln — auffordert gegen eine Gesetzgebung, „die so gänzlich alle demokratischen Grundsätze umstoße."

*

Die primitiven Denkmale von Palästina. In der Versammlung der zu London neu constituirten palästinischen archäologischen Gesellschaft am 28 Februar las Hr. Ainsworth über diesen Gegenstand eine Abhandlung vor, worin er nachwies, daß mit Ausnahme des von Capitän Vyam Martin auf der Westseite des Jordan aufgefundenen Denkmals, des Monolithen von Rihab und eines zweifelhaften Steins zu Bohan keines der primitiven in der hl. Schrift erwähnten Denkmale bis jetzt entdeckt worden sey: auch habe man von den Tells, d. h. den künstlichen Hügeln oder Ruinenhaufen, die so zahlreich im Lande sich finden, noch keinen nach Alterthümern aufgegraben. (Athen. 4 März.)

*

Papier aus Holz. Zwei Engländer, Watt und Burgeß, haben kürzlich ein Patent genommen zur Bereitung von Papier aus Holzfasern. Es soll jedem Schreibpapier gleichkommen, das jetzt zu 7 d. das Pfund verkauft wird, und die Erzeugungskosten sollen etwas weniger als 25 Pfd. die Tonne, also über 12 Pfd. weniger als das jetzige Lumpenpapier betragen. (Liter. Gaz. 25 Februar.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Eine Wochenſchrift

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Nr. 11. 17 März 1854.

Cincinnati.

(Von Franz Löher.)

Zu Economy hatte ich ein paar Tage unter den Rappiſten zugebracht, zwei Vorſtandsmitglieder dieſer merkwürdigſten aller Secten gaben mir bis unten an den Fluß das Geleit, um mir zu helfen ein Dampfboot anzuhalten. Der Ohio fluthete voll und ſtark daher, das erſte Schiff ſchoß vorüber, erſt das zweite antwortete auf unſer Tücherſchwenken mit der Glocke, denn zum Glück lagen auch eine Anzahl Fäſſer am Ufer; bloß um einen Paſſagier hätte der Dampfer nicht erſt den weiten Bogen gemacht, um ſich beſſer gegen die raſche Gewalt der Wellen anzuſtemmen. Ein Kahn wurde zum Ufer getrieben, ich ſprang ſchnell hinein, mußte aber erſt eine ganze Ladung von Matroſenflüchen aushalten, weil die Fäſſer nicht mitkamen. An Bord wurde ich mit lautem Gelächter empfangen auf Koſten des getäuſchten Capitäns, der aber bald mitlachte. Es war im December, der unaufhörliche Regen der letzten Woche hatte alles flott gemacht, und die Menge der Dampfſchiffe und kleineren Boote, an welchen wir vorüber flogen, ſteuerte luſtig durch die Maſſen von losgeriſſenem Holz und Baumwerk, welches auf den gelben Fluthen ſich tummelte. Die Schiffe gingen haarſcharf aneinander vorbei, anfangs erſchrickt man, ſpäter läßt die Gefahr uns gleichgültig, und man gewöhnt ſich an die Denkungsart der Amerikaner, welche lieber zehn Schiffe verſinken oder in die Luft fliegen ſehen, als daß hundert ungebaut bleiben. Auch das grobe Verſehen der Capitäns und Locomotivführer findet bei den Geſchwornen leicht Gnade, weil ſie wohl wiſſen, daß durch Strenge der Polizei oder des Gerichts das ſchaffende Drängen des Verkehrs gelähmt würde.

Die Flußgeſtade waren ſehr ſchön, lange ſteile Bergwände untermiſcht mit kleinen Kuppen, ſelten eine Thalöffnung, an beiden Ufern zwei Bänke von aufgeſchwemmten Lande (Bottom) über einander. Die Windungen des Ohio bildeten prachtvolle Seen und dunkle Einfahrten. Aber alles das blieb faſt immer dasſelbe zwei volle Tage lang, nie kam ein bischen Abwechſelung als hie und da eine Stadt oder Anſiedlung. Regelmäßig trifft man auf eine größere Stadt, wo ein Fluß in den Ohio einmündet und zu beiden Seiten Bottomland abgeſetzt hat; wo dieſes nur eine kleinere Bucht in die Uferhöhen hinein macht, liegt wenigſtens ein Städtchen. Die Ortſchaften ſehen ſich ähnlich wie ein Ei dem andern, nur in Gallipolis, der älteſten Stadt am Ohio, fallen dunkle Steinhäuſer ins Auge. Dieſe rühren noch aus der Zeit her, wo die Franzoſen „den ſchönen Fluß“ befuhren und ganz ernſtliche Anſtalten machten, das engliſche Gebiet mit einem Gürtel von Forts zu umziehen und deſſen Anſiedler vom Weſten abzuſchneiden. Hier auf dieſen unermeßlichen Gebieten war Raum für franzöſiſche weit fliegende Pläne, wie faſt ſpurlos iſt alles verflogen!

Weil der eiſig kalte Wind, ſobald man oben auf das Hochdeck kam, Rauch und Regen einem ins Geſicht peitſchte, war ich meiſt auf die Cajüte angewieſen und ſah hier zum erſtenmal die Hausordnung eines großen Dampfſchiffs auf den weſtlichen Flüſſen. Das untere Stockwerk hat nur einen Boden, durch deſſen Ritzen und Löcher man das Waſſer ſchäumen ſieht, auf freien Säulen erhebt ſich das obere Stockwerk, welches aus einer einzigen langen Cajüte beſteht. Das untere iſt vorn und hinten halb offen und enthält Maſchinen, Küche, Mannſchaft, Waaren und die Lagerſtätten ärmerer Reiſenden, welche kaum eines Blicks gewürdigt werden. Wer nur eben das Geld erſchwingen kann, wohnt in der Cajüte, an deren Langſeiten ſich die Thüren zu den Schlafkämmerchen befinden, eine andere Thür öffnet ſich mit dieſen auf die Galerie, welche oben rings um das Schiff läuft. Am hintern Ende iſt das Zimmer der Damen, dort ſitzen ſie den ganzen Tag wie ſtumme Götter in der Pagode, nur die Ehemänner und Vertrauten dürfen das Heiligthum betreten. Dreimal des Tages, wenn das Eſſen aufgeſetzt iſt, begibt ſich eine feierliche Scene. Die Herren ordnen ſich in unabſehlicher Reihe hinter ihren Stühlen, im Gänſemarſch kommen die Damen gemeſſenen Schritts aus ihrer Cajüte, der Capitän führt die erſte, dieß iſt ſeine Glanzminute. Sobald die letzte Dame ſich geſetzt hat, tönt die Klingel, und nun fahren ſämmtliche Herren blitzſchnell wieder zu den Stühlen und auf die Speiſen los. In der Nähe der Damen ſpeiſen und halten ſich Tags über die feineren Herren auf. Die Mitte des Saales nehmen die ehrenwerthen Farmer und Kleinhändler ein, lauter ſtille förmliche Leute, deren ſämmtliche Gedanken Tags über in zehn Linien zuſammenzufaſſen wären. Weiter unten, wo der Schenktiſch iſt, ſaufen, ſpielen und fluchen den ganzen Tag rohe Burſche, ihr Dunſtkreis iſt Schnaps und Schweiß, ihr Benehmen ſo frech als widerlich. Da man vom

Morgen bis zum Abend, wenn nähere Bekannte fehlen, ſich mit Langerweile beſchäftigt, ſo kann man genug leſen, ſchlafen oder auf das vorbeifliegende Ufer ſtarren. Die ſtummen Sykomoren, zierlich umhangen von Schlinggewächſen und deren weißen Perlbüſchelfrüchten, geben mehr Unterhaltung, als die Gäſte der Cajüte.

Am dritten Morgen waren wir vor Cincinnati. Vergebens ſah ich mich um nach „der Königin des Weſtens," was vor mir lag war nicht einmal prächtig, die Werfte berghoch, oben wieder der gewöhnliche Wall von Geſchäfts- und Trinkhäuſern und fenſterlückigen Baracken, und dahinter das bekannte Häuſerſchachbrett. Die Straßen der Stadt ſind aber recht freundlich, weil Baumgrün ſie belebt und faſt überall am lichten Ende Fluß oder Hügel erſcheint; von Paläſten jedoch findet ſich keine Spur. Statt des ſtolzen katholiſchen Domes, der ſich hier erheben ſollte, brachte man in koloſſalen Verhältniſſen nur eine ſteinerne Schäferhütte fertig, in deren nackten Wänden ſich große viereckige Fenſterlöcher befinden; auch das Innere des Domes iſt kahl und ſchmucklos wie die engliſchen Bethäuſer. Selbſt in dieſer katholiſchen Kirche hatten Muſik und Geſänge etwas Opernhaftes, und der Biſchof predigte immer in vollem Ornat. Die Freimaurer haben eine weite Halle, welche mit ein wenig unverſtändlicher Gothik verziert iſt, die Gaſthöfe ſind ausgedehnte Gebäude, und eine Anzahl große Privathäuſer nicht ganz ohne guten Geſchmack gebaut. Sehenswerth bleibt noch immer die Halle, welche einſt Frau Trollope errichtete, um darin den Damen von Cincinnati modiſche Kleiderſtoffe vorzulegen. Als die alte Engländerin mit ihrer Geſchmacksveredlung ſchlechte Geſchäfte machte, ſchrieb ſie aus Aerger ihr Buch, halb Zerrbild halb Wahrheit. Es erhält ſie aber noch jetzt in ſo lebhaftem Andenken, daß ſie in Cincinnati ſich nicht dürfte blicken laſſen, wenn ihre Augen ihr lieb wären. Ueber ſie, Marryat, Dickens und die andern Engländer, welche den Amerikanern ſo viel böſe Dinge nachgeredet, hörte ich dafür zur Rache eine ganze Folgereihe von kleinen Schandgeſchichten erzählen. Es fällt aber auch wirklich gerade dem Engländer ſchwer, gegen die Amerikaner gerecht zu ſeyn, weil er einmal in den engen und ſtarren Anſtandsbegriffen ſeiner Landsleute eingeroſtet iſt.

Cincinnati hat auch nicht einmal freie Plätze oder Parks, bei der Anlage der Stadt dachte man nicht daran, und auch jetzt fühlt man höchſtens nur ein Bedürfniß, auf den Landhäuſern des Sommers das ſinnlich Angenehme der Natur zu koſten. Die Amerikaner haben überhaupt merkwürdig wenig Naturſinn. So unfähig die meiſten ſind, Schönheitsfülle und Ideengehalt eines herrlichen Tonſtücks von einem luſtigen Walzer zu unterſcheiden, ſo ſelten trifft man einen darunter, der das gewaltige und geheimnißvolle Leben der Natur und ihre leiſen Gleckentöne in ſich vernehmen könnte. Auch den Alten ging dieſer tiefere Naturſinn ab, ſie hatten zu viel leibhafte Götter in der Natur, die Amerikaner haben zu wenig darin.

Niemals traf ich daher auf den herrlichen Höhen am Ohio einen ächten Amerikaner, der an dem prachtvollen Landſchaftsbilde zu ſeinen Füßen die Augen geweidet hätte. Cincinnati iſt von einem weiten Ringe ſonniger Waldhügel umzogen, in deren reizenden Vertiefungen die Blicke ſich verfangen. Der hellſpiegelnde Ohio durchzieht die Rundfläche, am einen Ufer breitet ſich Cincinnati aus, gegenüber kommt aus einem weit geöffneten Thale der Licking herbei, an deſſen Mündung ſich zwei Städte, auf der einen Seite Covington, auf der andern New-Port, gebettet haben. Von den Hügeln herab erſcheint die Rundfläche tief in das Land eingeſchnitten, nach noch einem Menſchenalter wird ſie wohl eine halbe Million Menſchen beherbergen. Den Ohio auf und ab glänzen die weißen Landhäuſer zwiſchen dem Ufergebüſch, auf der Kentuckyſeite winken die dunkeln Waldungen, auf der Ohioſeite die zahlloſen Weinfelder. Die Mäßigkeitsgeſellſchaften gehen freilich in ihrem fanatiſchen Eifer ſo weit, daß ſie den Anbau des verführeriſchen Weines ganz verhindern wollen; aber zum Glück iſt von unſern deutſchen Landsleuten ſchon auf ſo vielen Hügeln und Aeckern die edle Rebe eingebürgert, daß ſie nicht mehr auszurotten iſt. Wie manchen köſtlichen Abend habe ich dort vor ihren niedlichen Häuſern, von Reben umblüht, mir den kühlen Wein ſchmecken laſſen, wenn des Tages Sonnengluth überſtanden war und mit den Millionen Glühfliegen ſich der Duft der Kräuter und Wälder erhob. Die helle amerikaniſche Luft greift die Nerven an und die ſchwüle Tageshitze preßt auf den Geiſt, daß er nur an das Nächſte denkt, aber Morgens und Abends iſt dieſe Luft von belebendem Aether und köſtlichem Wohlgeruch erfüllt.

Die ganze Ohioſeite iſt bis tief ins Land hinein bereits ſorgfältig angebaut, und wohin man blickt, lachen einem zwiſchen Waldgrün zierliche Farmen entgegen. Vom Urwald ſind indeſſen noch Bruchſtücke da, und auch dieſe können ſich an Anmuth mit unſern Wäldern nicht meſſen, es fehlen die blumigen Matten, die plätſchernden Waſſer und die lauſchigen Plätzchen. Andern Charakter hat dagegen jenſeits des Fluſſes die Kentuckyſeite. Dort iſt man gleich tief in den „finſtern und blutigen Waldgründen," wo einſt ſo blutig mit den Indianern gefochten wurde. Noch jetzt hat das Land von Kentucky ein dunkles Anſehen, noch jetzt haben ſeine Bewohner, ſoweit ſie auch ſchon vom ätzenden Yankeethum durchſäuert ſind, einen guten Reſt der alten Herzenswärme und Ritterlichkeit, aber auch der wilden und rohen Sinnesart. Man opfert bei ihnen zwar nicht mehr Blut und Leben mit heißem Ungeſtüm im Indianerkriege für Freunde und Genoſſen, man nimmt auch nicht mehr Unterricht in der feinen Kunſt, dem Gegner im Fauſtkampf ein Auge auszudrehen; aber auch jetzt noch fällt auf das beleidigende Wort ſogleich der rächende Schlag, auch jetzt noch iſt Geradheit und natürlicher Rechtsſinn dort vorzugsweiſe zu Hauſe. Gleich bei der erſten Bewegung merkt man dem Kentuckier ein anderes warmherzigeres Leben an, als dem dürren Yankee und dem ſinnlich trägen Creolen. Ohne Zweifel ſind die Kentuckier und die ihnen verwandten Tenneſſeer, Caroliner und Virginier entſtanden aus einer Miſchung vom alten virginiſchen Raubvolk mit den harten Schotten und den ehrlichen Deutſchen.

Kentuckier und Pennſylvanier Deutſche, Yankees und Neudeutſche haben Cincinnati gegründet, eine reiche lebenvolle Stadt; der Gegenſatz des amerikaniſchen Oſtens und Weſtens verbindet ſich in ihr mit europäiſchen Zuflüſſen zu einem recht neuamerikaniſchen Weſen. Die Yankees, welche aus den Neuenglandſtaaten abſtammen, geben in Geſchäft, Kirche und Politik vorzugsweiſe den Ton an, ihre ſtrenge und raſtloſe Thätigkeit beherrſcht und treibt zugleich die übrigen. Mitten unter dieſen haben ſie noch eine Art heimathlicher Verbindung mit einander. In der zweiten Woche meiner Ankunft in Cincinnati feierten ſie den Jahrestag der Landung der Pilgrime.

Die Predigten und Geſänge des Morgens in der Kirche haſpelten dieſelbe Idee ab, wie die Toaſte des Abends auf dem Balle, nämlich das Land der Freiheit, wo Milch und Honig fließe, der Wohnſitz der Kinder der heiligen Pilgrime ſey wenn auch noch nicht der Himmel ſelbſt, aber doch der ganz nahe Vorhof zum Himmel. Die Toaſte wurden ſtehend bei den Tiſchen ausgebracht, dieſe waren abſichtlich mit den halbrohen Wald- und Feldfrüchten beſetzt, an denen ſich die erſten Anſiedler etwas zu Gute thaten, und das Getränk zu den Toaſten war bloß dünner Kaffee. Die Einladungskarte zu dem Feſte, welche ich durch die Aufmerkſamkeit eines Feſtordners bekommen hatte, lautete auf mich und meine Dame. Als ich daher auf den Ball kam und unter lauter Paaren mich etwas verlaſſen ſah, dachte ich an die Landesfreiheit und ging nach dem Hauſe einer jungen Neuengländerin, in deren Familie ich eingeführt war. Meine Bitte wurde freundlich gewährt, der Ballanzug war raſch fertig, und der Ehemann, der uns noch in der Thür begegnete, wünſchte uns einen fröhlichen Abend; erſt lange nach Mitternacht brachte ich die liebliche Begleiterin zurück. Dem europäiſchen Ankömmling fällt dergleichen anfangs eigen auf, er gewöhnt ſich aber bald an das Angenehme und Natürliche dieſes Umgangstones, bittet die jungen Damen ohne die Mutter ins Sprechzimmer, und holt ſie zu Beſuchen, Sehenswürdigkeiten und Kirchgängen ab. Solche Freiheit verſteht ſich bei dem ſelbſtſtändigen Charakter der Amerikanerinnnen und ihrem ſtolzen Selbſtgefühl von ſelbſt und dient allein dazu, die Geſelligkeit belebter zu machen.

Die Deutſchen mögen in und um Cincinnati jetzt beinahe die Hälfte der Bevölkerung bilden, ſie rücken jährlich mehr in die vornehmern Stadttheile und größern Geſchäfte ein, die Maſſe wohnt jenſeits des Canals, der die Stadt durchſchneidet. Das ganze Anſehen Cincinnati's und das Leben und Treiben darin aber iſt und bleibt vorzugsweiſe engliſch-amerikaniſch. Es geht den Deutſchen hier wie überall im Auslande, als einzelne achtet man ſie nicht ſelten ſehr hoch, als Volk nur gering. Ich kam einmal übel an bei einer Amerikanerin, als ich meinte, ich hätte ſie im deutſchen Stadttheile geſehen. „Nein, Herr", ſagte ſie mit ſcharfer Betonung, „ich gehe niemals jenſeits des Canals." Der Anſtrich des deutſchen ärmlichern Stadttheils gegen den engliſchen macht ſich beſonders Sonntags bemerklich, dann iſt hier alles ſtill, dort ſtrömen die Leute zu den Bier- und Kaffeehäuſern, mit denen die Anhöhen rings beſetzt ſind. Das iſt nun der alten Amerikaner endloſer Aerger, ein „Sabbathſchänder" iſt für ſie ein halbes Satanskind; wenn ſie es könnten, würden ſie dem Niagara und der Meerfluth verbieten, am Sonntag zu rauſchen, damit rings umher nur die ſtumme feierliche Ruhe ſey, in welcher ganz ungeſtört die Geſchäftsplänchen für die nächſte Woche gedeihen. Es kam wohl vor, daß uns Deutſchen, wenn wir in mehrern Wagen Sonntags Ausflüge machten, die Buben Steine nachwarfen. Der Amerikaner denkt vom Deutſchen nur gar zu gern: er hat nichts und er glaubt nichts. Unter einander ſind unſere Landsleute, beſonders in Cincinnati, in heftige Parteiung zerfallen, kirchlich und politiſch, ſie marſchiren und kämpfen fortwährend gegen einander in geſchloſſenen Gliedern.

Cincinnati iſt jetzt noch wie faſt alle amerikaniſchen Städte nichts als Handels- und Fabrikort; beides wird die Stadt immer bleiben, denn der Ohio kann ihr nie genommen werden, und die Lande an ſeinen beiden Ufern ſind reich beſiedelt und bringen Laſten von Roherzeugniſſen hervor. Ein Gang am Vormittag über den Marktplatz zeigt die außerordentliche Fülle und Mannichfaltigkeit der Farmereifrüchte. Zu Weihnachten wollte jede angeſehene Fleiſcherbude auch ihre Bären aushängen haben. Das bunte Gewühl auf ſolchem Markte, die Auszierung der Buden, der helle Lichtglanz dazwiſchen erinnern lebhaft an Italien. Schon des Abends vorher reihen ſich die kleinen Farmerwagen an den beiden Langſeiten des Platzes, die Deichſel, bei der die Pferde freſſen, nach innen, die hintere offene Seite des Wagens den Häuſern zugekehrt. Morgens früh kaufen die Amerikaner engliſcher Abkunft ein, da ſieht man wenige Damenhüte, aber Richter, Prediger und Aerzte mit ihren Marktkörben. Gegen 9 Uhr kommen die deutſchen Frauen, dieſe wollen die Einkäufe für die Küche doch lieber ſelbſt beſorgen, als ſich von ihren Männern ranzige Butter und abgängige Eier ins Haus bringen laſſen.

Für die Zukunft aber ſcheint mir Cincinnati danach angethan, auch ein Sitz der geiſtigen Intereſſen, eine Art Boſton des Weſtens zu werden. Die Stadt hat eine für Amerika ziemlich geſunde Luft, ihre Umgebung iſt lieblich und unter ihren Bewohnern iſt mehr als anderswo Neigung, ſich geiſtig zu beſchäftigen. Bis jetzt iſt freilich noch wenig Wiſſenſchaft da, ich glaube, wenn man die große Menge der gebildeten Deutſchen abrechnet, gibt es in der ganzen Stadt keine drei Amerikaner, welche ohne Hülfe ein lateiniſches oder griechiſches Buch leſen. Auch hier fiel mir auf, wie wenig eigentlich die amerikaniſche Literatur an neuen und originalen Gedanken hervorbringt, es iſt immer das Alte, beſprochen in dem bekannten, närriſchen Yankeeſtyl. Was wir etwa auf den Mittelclaſſen unſerer Gymnaſien wußten, das gibt hier auch in der höhern Geſellſchaft Stoff und Richtung für das Denken. Aber es beſteht darin ein großer Unterſchied von europäiſcher Bildung, daß in Amerika an jenem geiſtigen Gute alle Volksclaſſen, keine ausgenommen, gleichmäßig Theil nehmen, und daß jede Idee auch ſofort auf den Probirſtein des Praktiſchen kommt. In Kenntniſſen darüber, wie ein Land groß und reich zu machen, wie die Naturkräfte zu faſſen und auszubeuten, die Haufen der Menſchen zu bewegen ſind, darin weiß und thut eine amerikaniſche Stadt vielleicht mehr als mancher europäiſche Staat. Das ganze Volk denkt und ſinnt Tag und Nacht auf neue Maſchinen und neue Gewerbe, und nirgends auf der Welt unterhält man ſich ſo viel von Rieſendampfern, Tunnels unter dem Meere her, Luftſchiffen und allen Erd- und Himmelsgeiſtern. Es iſt nichts ſo Verwegenes, nichts ſo Tolles unter der Sonne da geweſen, was in Amerika nicht wieder gedacht würde und nicht ſeinen Markt fände; die Natur hat für die Amerikaner keine poetiſchen Schrecken und keine Erhabenheit, welche ſie befangen machen könnte. Sie berechnen ganz trocken, wie viel Kraft die Natur anwendet und wie viel man ihr entgegenſetzen müſſe, um ſich ihrer zu bemeiſtern. Wenn bei alledem die Amerikaner ſo wenig was neu und groß wäre, ſelbſt ausdenken und eigentlich immer nur das handlicher machen oder ſtattlicher ausführen, was in Europa ſchon erfunden war, ſo kann ich den Grund nur in einer eigenthümlichen Unfruchtbarkeit der Denkkraft finden, mag nun der Geſchäftswirbel oder mag das Klima die geiſtigen Fruchtkeime austrocknen. Wir Deutſche dagegen erfinden ſehr viel, aber wir bleiben geiſtig vornehm auf dem Sopha liegen und müſſen hernach betteln gehen bei denen, welche unſere Ideen nutzbar ma-

chen; es fehlt uns der lebendige Volksgeiſt, welcher anfeuert, ausführt und belohnt. Ermüdet von dem amerikaniſchen Treiben griff ich einmal freudig zu, als ich bei einem Landsmanne die Prachtausgabe von Tiecks Werken fand; auch der Fürſt der Romantiker ſtand hier beſtaubt im Winkel: der ihn ſich zur Erholung mitgebracht, hatte ſeit drei Jahren ihn nicht mehr aufgeſchlagen. Ich aber erfriſchte mich durſtig an dieſem köſtlichen Strome von Leben und Poeſie und ſtand mit einem Schlage wieder in den blühenden Hainen voll himmliſcher Gebilde und ewiger Gedanken. Aber — nach und nach wurde mir eine gewiſſe Leere merkbar, dieſe ganze Zauberwelt ſchwebte rein in der Luft, bitterwenig hatte realen Boden. Und wie war es einem ſo hohen und ſchöpferiſchen Geiſte, wie Tieck, möglich, in der Zeit der tiefſten Schmach des deutſchen Volkes, unter der Napoleoniſchen Herrſchaft, ſich mit ſo viel Kindereien zu belaben, und kein Wort, keinen Ton zu haben für das Elend des Vaterlandes! Nie wurde mir die ungeheure Fülle und Ausdehnung unſerer Literatur auffälliger, aber niemals wurde mir auch das Ueberwuchern des Unmännlichen darin und der überkünſtelten Empfindung widerwärtiger, als wenn ich mich unter andern Völkern befand. Dieſe ſtaunen unſere Univerſalität des Wiſſens an, ſie nennen uns die Großhändler der Wiſſenſchaft, die Weltphiloſophen, das Volk der Denker und der ſchönen Humanität, aber ſie haben, einige ſchmachtende Ladies ausgenommen, nur ein mitleidiges Lächeln und geradezu kein Verſtändniß für die vielen großen Kinder in unſerer Literatur, jene ſchwächlichen Gemüther, die ſich mit lauter Seelenduft umhüllen und dann gleich üppigen Treibhausblumen im Spiegel beſchauen.

Für Cincinnati hatte ich mir ſieben Tage feſtgeſetzt, es wurden aber ſieben Monate daraus. Ich fing nämlich, mannichfach dazu aufgefordert und unterſtützt, hier an, einen Abriß der deutſch-amerikaniſchen Geſchichte aus den Notizen zu bilden, die ich hin und wieder bisher geſammelt hatte. Es ſollte nur ein paar Bogen geben, das Unternehmen aber wurde ſo anziehend und erregte ſolche Theilnahme, daß ich Monat auf Monat in immer heißerer Arbeit zuſetzte, bis zuletzt jenes größere Werk, „Geſchichte und Zuſtände der Deutſchen in Amerika" entſtanden war, welches als das erſte ſeiner Art am Ohio gedruckt wurde. In dieſer Zeit habe ich vielerlei Amerikaniſches kennen gelernt, indem ich für meinen Zweck eben ſo viel unter Menſchen als in Büchern mich umzuſehen hatte. Hat man nur ein paar Einführungszeilen von berühmten Männern in Europa, ſo findet man von einer amerikaniſchen Stadt zur andern eine Gaſtfreiheit ohne Ende, und wenn man einmal die ſtehenden Formen und Anſichten der dortigen Geſellſchaft kennt, bewegt man ſich darin leicht und ſicher. Ich verkehrte in Cincinnati zudem viel mit deutſchen Doctoren, welche auch unter den vornehmern Claſſen bedeutende Praxis hatten, und bekam dadurch Gelegenheit, manchmal tiefere Blicke zu thun in das Familienleben hinter den prunkenden Empfangszimmern.

Nirgends in der Welt gibt es ſo viele äußerlich ſtreng regelrechte Ehen, welche nur auf gegenſeitiger kühler Achtung beruhen, als bei den Amerikanern; alles und jedes, was in der Familie geſchieht, unterliegt einerſeits dem Bewußtſeyn, daß jeder vollſtändig und allein Herr über ſich ſelbſt iſt, und andrerſeits der unbedingten Herrſchaft der öffentlichen Sitte. Die Kinder werden in den erſten Jahren mit jeder nur erdenklichen Sorgfalt gepflegt, aber kaum fühlen ſie ihr Ich, als auch ſchon die elterliche Zucht für ſie faſt zur Null wird. Kerngeſunde Menſchen gibt es unter den Amerikanern unglaublich wenig. Wie es bei Leuten von reizbaren Nerven gewöhnlich iſt, ſtellt ſich bei der Mehrzahl der Amerikaner von Zeit zu Zeit wiederkehrend eine krankhafte Neigung ein ſich aufzuregen, und dieſes Bedürfniß zu befriedigen greift man im Stillen zu ſeltſamen Geheimmitteln. Man merkt auch bald, daß beſonders in den weſtlichen Städten die Kreiſe, welche die Amerikaner „unſere beſte Geſellſchaft" nennen, eben erſt zuſammengefloſſen ſind aus reich gewordenen Familien von allerlei Bildungsſtufen. Eine europäiſche Reiſe gibt unter den Reichen dort ein ganz beſonderes Anſehen, und man ſieht in den mitgebrachten Gemälden die allerärgſten Sudeleien, welche als große Kunſtwerke bewundert werden. Vom übrigen Volke ſuchen ſich dieſe Kreiſe durch rein äußerliche Gränzlinien ſcharf abzuſchneiden. So gab es in Cincinnati einen Club nach engliſcher Art, in welchem man mit Bedacht den jährlichen Beitrag auf hundert Dollars geſtellt hatte. Ich lernte aber in dieſer Stadt viele Familien unter den engliſchen Amerikanern kennen, deren ganzes Seyn mich mit Hochachtung erfüllte. Bei längerem und freundſchaftlichem Umgang erkennt man, wie viel Gold in dem Volkscharakter ſteckt; die Amerikaner ſelbſt ſind liebenswürdiger als ihre induſtriellen Anſichten und Gewohnheiten. Mag es noch ſo viele Rowdies und Humbuger in ihrem Lande geben, ſo iſt es doch noch viel reicher an Gentlemans. Unter den Farmern wie unter den angeſehenern Männern in den Städten trifft man verhältnißmäßig wenige, welche kleinlich, engherzig oder ohne reges Ehrgefühl wären, und das wiegt doch wahrlich manche Schattenſeite auf. In ihrer Unterhaltung ſprühen ſelten die Lichtfunken, welche aus origineller Lebensanſchauung und tieferer Erkenntniß des Weltlaufs aufblitzen, aber das Geſpräch bleibt immer achtungsvoll, anſtändig, voll trockenen Humors und voll praktiſcher Einfälle, und immer iſt es gehoben durch das Intereſſe für das große Volksganze. Die Deutſchen ſehen ſich bei der Unterhaltung wie rechte Streithähne immer ins Geſicht, und vergeſſen dabei die Umgebung und Anforderung ihres Landes und Volkes; der Amerikaner hält auch bei dem gewöhnlichen Geſpräch den Blick immer ins Weite geſpannt. Und wie zahlreich ſind vorzüglich in Amerika die Frauen, welche mit Herzensgüte oder doch wohlwollender Geſinnung auch praktiſchen Verſtand und Charakterſtärke verbinden. In der jungen Handelsrepublik darf man unter den Frauen die glänzende Anmuth und Feinheit ariſtokratiſcher Bildung nicht gar häufig erwarten, aber hübſch und lebhaft ſind ſie faſt alle, und ſtatt in zarten, humanen Empfindungen zu ſchwelgen, legen ſie kurzweg Hand ans Werk und helfen der Armuth wirklich.

Es gab damals in Cincinnati zwei Kreiſe: den einen bildeten vorzugsweiſe Mitglieder der Episcopalkirche, zu ihnen gehörten die ältern großen Grundbeſitzer, der andere Kreis beſtand mehr aus Predigern, Advocaten und Kaufleuten. Unter den letztern ſtehen obenan die Porkmerchants, welche in Schweinefleiſch alljährlich Geſchäfte und Lieferungen machen ſo groß wie für Kriegsheere. Sie führen einen Wallfiſch im Schilde, weil das Borſtenvieh ſein Fell durch die grünen Wogen der Prairien, wie jener durch das Meer, trägt. Zwiſchen jenen beiden Geſellſchaftskreiſen herrſchte einige Eiferſucht, die erſtern hielten beſonders auf vornehme engliſche oder virginiſche Abkunft, die andern rühmten ſich

einer heitern Bildung und Geſelligkeit. Dann und wann hatten die Hauptfamilien große Tage, an welchen die Angeſehenſten aus dem andern Kreiſe geladen, und Pracht und Vornehmheit beſonders ſtark gezeigt wurden. Man traf aber auch in den meiſten Häuſern faſt jeden Abend Geſellſchaft, die ältern ſpielten Whiſt, die jüngern unterhielten ſich keck und lebhaft; dann kamen ſpaniſche Weine und Südfrüchte, kleine Tänze und das unvermeidliche Clavierſpiel mit Geſang, und wer nicht gerade vernagelt war, konnte die glücklichſten Augenblicke haben, wenn man ſpät Abends die Damen nach Hauſe begleitete. Kein Volk hält ſtrenger auf äußern Anſtand, keines leidet weniger an Empfindelei, als die Amerikaner; aber es ſchien mir auch, daß ſie gerade ſo genußſüchtig ſeyen wie andere Leute und viel ſchneller entſchloſſen, ſich jede Luſt zu gewähren.

Das Leben in einer größeren amerikaniſchen Stadt iſt eine Kette von Spannung und Aufregung. Es kribbelt die Leute unaufhörlich nach neuen Dingen. Die öffentliche Meinung bildet und zerſetzt ſich in raſchem Umſchwunge und reißt jeden mit ſich fort. Aufläufe, politiſche Paraden, Aufzüge von Freimaurern, Schulkindern, Mäßigkeits- und Krankenvereine und allerlei andere Geſellſchaften drängen einander. Was lebt und ſich fühlt, will auf die Straße und ſich ſehen laſſen. Jeder urtheilt über jeglich Ding und will auch von jedem Dinge in Kenntniß geſetzt ſeyn, daher iſt die öffentliche Preſſe ſo rieſenhaft. Die Behörden ſind genöthigt, die Zeitungen durch gutbezahlte Inſerate und geringe Portoſätze zu unterſtützen, die Wechſelblätter, welche die verſchiedenen Redactionen von einander beziehen, ſind ganz portofrei. Ergötzlich nimmt ſich da mancher gute Landsmann aus, der widerwillig in dieß freche Licht der Oeffentlichkeit gezogen wird. Wie ſie ihn ganz von ſelbſt zum Denker macht, drückt ſie ihm auch die Feder in die Hand. So zeigte ein Herr in Chilicothe an, man habe ihm das Haus geſtürmt, weil es geheißen, er habe „einen beim Stehlen attrapirten Jungen im Backofen verbrannt; nun ſey aber dieſer wirkliche Junge wieder erſchienen, ſeine Feinde daher mit dem Brandmal der Schande gezüchtigt, und ſeine Freunde trauernd über den unmenſchlichen Hergang ſeines Schickſals.“ Etwas dieſer Art lieſt man in jedem deutſchen Zeitungsblatte. In den Zeitungen aber geprieſen, auch nur eines Tages Held zu ſeyn, hat für jeden Amerikaner etwas Hinreißendes, und jedem winkt dieſes Glück, der nur irgend etwas für das Land gethan hat. Es war damals der mexikaniſche Krieg: kam einer daraus zurück, ſo wurde er jedesmal öffentlich gefeiert, und erſchien einer mit dem Arm in der Binde im Theater, ſo wandten ſich ſofort ihm aller Blicke zu und Muſik und Volk ſtimmten das Nationallied an. Dieſe Lebendigkeit des Volksgeiſtes und die Raſchheit der Entſchlüſſe, welche ſie hervorbringt, verbreiten ſich dann nothwendig auch auf Geſchäft und Verkehr. Wir ſaßen einmal bei Tiſche, als in dem Hauſe gegenüber die Flamme aus dem Dache ſchlug. Da dergleichen ſo gewöhnlich, aßen wir ruhig weiter, und als ich drei Stunden ſpäter auf die Straße kam, war das obere Stockwerk abgebrannt und ſaßen die Zimmerleute bereits oben, um Sparren zum neuen Dache herauf zu ziehen. In Deutſchland wäre wer weiß wie lange Zeit mit Klagen und Plänemachen hingegangen, hier wurde, ſobald das Feuer gelöſcht war, gleich neues Bauholz aus den Holzlagern geholt. Oft habe ich mich gewundert, wie die einfältigſten Leute aus den untern Volksclaſſen, welche aus Deutſchland herübergekommen, hier ſo bald ſich ſelbſt zu helfen lernten; in Europa wären ſie ihr Lebelang ſchüchterne, einregimenterte Deutſche geblieben. Durch dieſen fortwährend drängenden Volksgeiſt, durch dieſes raſtloſe Selbſtſchaffen des Einzelnen muß das Volksganze nothwendig Fortſchritte machen. Mögen unter den tollen Speculationen, welche periodiſch wie Seuchen um ſich greifen, und bei den Eiſenbahn- und Canalbauten von ungeheurer Länge, welche faſt mit einem Nichts von wirklichem Capital angefangen werden, Tauſende um das Ihrige kommen, die neuen Verkehrs- und Handelswege bleiben dem Lande zum dauernden Gewinn. Die amerikaniſche Preſſe iſt ein Abgrund von Schlechtigkeit, ſie iſt die Sklavin der hergebrachten Unſitten, aber ſie iſt dennoch großartiger und wirkt mehr für Bildung und Wohlſtand des Volkes, als in einem andern Lande. Die Religionsfreiheit wird durch die altteſtamentlichen Anſichten vielfach verkümmert, dennoch entſtehen und bewegen ſich in keinem andern Volke ſo frei und ſo zahllos die Secten. Man kann auch durchaus nicht ſagen, daß Ehre, Leben und Eigenthum unter den Amerikanern ſo geſchützt ſeyen wie in Europa, aber ganz gewiß wird kein anderes Volk ſeine nationalen Güter mit ſo viel Feuer und allgemeiner Aufopferung vertheidigen.

Zum mexicaniſchen Kriege wurden im Staate Ohio einmal Freicompagnien ausgeſchrieben, irgend ein bekannter Mann erließ ſeinen Aufruf und eröffnete ein Werblocal, in drei Tagen waren die deutſchen, in zehn Tagen die engliſch-amerikaniſche Compagnien vollzählig. Sie wählten nun ihre Officiere und Uniform ſelbſt, der Hauptmann erhielt von der Regierung die Gelder für Sold und Ausrüſtung, und bald darauf bezog das Regiment eine Stunde von Cincinnati ein Zeltlager. Ich brachte eine Nacht darin zu, die deutſche Hälfte jubelte faſt bis zum andern Morgen, eine Lagerordnung war verleſen, aber von ſoldatiſcher Zucht wenig zu ſehen. Morgens früh wurden Uebungen gehalten, unter unſern Landsleuten ſah man neben den deutſchen Landsknechtsgeſichtern, welche auf dem ganzen Erdkreiſe bekannt ſind, eine Menge junger Leute von beſſerer Bildung, denen dieß jämmerliche Loos bei der Wiege wahrlich nicht geſungen war. Auch die andern Compagnien beſtanden vorzugsweiſe aus Pennſylvaniſch-Deutſchen und Irländern, die Unterofficiere waren auch bei dieſen meiſt frühere deutſche Soldaten. Der Yankee nimmt die Muskete nicht, Blut und Freiheit für Sold zu verkaufen, das erſcheint einem kaufmänniſchen Auge nicht bloß als ein ſchlechtes, ſondern auch als ein niedriges Geſchäft. Es wurden mir auch Scenen genug erzählt, worin unſere Landsleute im Felde von den höhern Officieren, bis zu deren Range höchſt ſelten ein Deutſcher ſich aufſchwingt, wie die Neger behandelt wurden. Aber poſſenhaftere Kriegsübungen konnte man nicht ſehen, als bei dieſen Freiſoldaten. In Reih und Glied ſtand der eine im zerriſſenen Schlafrock, der andere in ſchmutzigen Unterkleidern, dieſer marſchirte, jener ſchlenderte. Ein einziges preußiſches Bataillon würde ein paar ſolcher amerikaniſchen Regimenter aufrollen, aber wohlgemerkt nur im offenen Felde. In ihrem eigenen Lande ſind die Amerikaner gar nicht zu überwinden, es ſchützt ſie wie die Ruſſen nicht nur ihr ungeheures Gebiet, ſondern das ganze Land iſt entweder Wald oder umzäunter Acker. Man könnte ihre Seeſtädte beſchießen, jedes Heer jedoch, welches ſich ins Innere wagte, würde langſam aber ohne Rettung unter den Kugeln unſichtbarer Schützen verbluten, ſelbſt wenn es Hunger und Seuchen überſtände.

Jeder Farmerburſche hat ſeine alte Büchſe, der Lauf iſt oft nur mit Bindfaden an das Schloß geheftet, aber dennoch fehlt er unter zehnmal nicht einmal das Auge des Eichhörnchens hoch in den Blumen. Ich ſah einmal einen Alten ſeinen Knaben von ſieben Jahren anſtellen, das Kind mußte mit aufgelegter Büchſe ihm ein paar Schweine niederſchießen.

Es verſteht ſich wohl von ſelbſt, daß auch Cincinnati ſeine reichen Leute hat, welche im Stande ſind, ein altes Dampfſchiff mit Säcken und Tonnen voll Sand und Steinen zu beladen, als gute Waare ſie hoch zu verſichern, und dann Schiff und Fracht während der Flußreiſe ganz zufällig verbrennen zu laſſen, wenn auch unglücklicherweiſe ein paar arme deutſche Einwanderer dabei ihr Leben verlieren. Liebhaberei an ſolchen Streichen fände ſich wohl in jeder amerikaniſchen Stadt, und man kann in keiner leben, ohne daß ſie wöchentlich eine Reihe neuer Humbugs zu jedermanns Vergnügen hervorbringt. Manche Landsleute, deren Ideale oder Rechtlichkeitsgefühl hier gar zu arge Stöße bekommen, nannten deßhalb die amerikaniſche Freiheit kurzweg die Freiheit einander zu betrügen. Ein guter Humbug macht ſogleich tauſend ſtill lächelnde Geſichter. Es war im Winter 1847, als das amerikaniſche Korn und Fleiſch der Hungersnoth in Europa zu Hülfe kommen mußte, ganz Cincinnati nichts als eine große Börſe voll unermeßlicher Schwindeleien, und gefiel damals auch der folgende Streich. Ein Schweinefleiſchhändler hatte ſich im Sommer vorher durch ſchriftlichen Vertrag 8 bis 900 Schweine zuſagen laſſen; der Preis war vorher feſtbeſtimmt. Dieſe Art Wetten ſind bei dem nationalen Hange zum Speculiren auch bei den Lieferungen der Farmer in Getreide gebräuchlich. Als nun im Februar der Preis auf das Fünffache geſtiegen war, ſtellte ſich zu nicht geringer Freude des Kaufmanns der Geſchäftsfreund mit den Worten ein, er habe die Schweine vor der Stadt. Eiligſt wurden Anſtalten zum Empfange der Schinkenthierchen gemacht, und es fand ſich auch richtig die vertragsmäßige Anzahl von 8, der Bindeſtrich zwiſchen 8 und 900 blieb dem Kaufmann ein Strich durch die Rechnung.

Von Rowdies iſt dagegen Cincinnati verhältnißmäßig wenig heimgeſucht. Ich ſah ihre Banden einmal ziemlich zuſammen. Es bedeckten ein Paar Tage lang unabſehbare Züge von Wandertauben den Himmel. Darauf kam Nachricht, ſie hätten ſich ſechs Stunden von Cincinnati am Lickingfluſſe in Kentucky niedergelaſſen. Nicht drei Stunden dauerte es, da ſetzten ſchon Hunderte von jungen Burſchen, die alten Büchſen auf der Schulter, über den Ohio, den Tauben nach, und knallten ſie nach Herzensluſt von den Bäumen. Die Jagd iſt in der Nähe der Städte faſt allein den Tagedieben anheim gegeben, und deßhalb hier kein recht anſtändiges Vergnügen mehr. So zahlreich nun dieß Volk war, ſo unerſchöpflich war es in Ausbrüchen von Wildheit. Bei hochpraſſelnden Feuern wurde Nachts im Walde gelagert, eine Unzahl von Bechern Whiskey und heißen Kaffee ohne Milch wurden vertilgt, und wo immer man auf das Geſpräch und Gelächter achtete, herrſchte unbändige Laune, und wurden eben ſo viel entſetzliche als luſtige Streiche erzählt. Ich hätte lieber des Nachts bei Indianern als unter dieſen Menſchen bleiben mögen, und begriff nun wie es möglich ſey, daß auch in Cincinnati in einem einzigen Monat ſo viele Todtſchläge, Einbrüche und andere Gewaltthaten vorkamen. Einmal ging ich mit einem alten Geiſtlichen durch eine Straße, er war zufällig 20 Schritte vor mir und gerade vor dem Spritzenhauſe, da ſtürzte aus dieſem am hellen Nachmittage ein Burſche auf ihn zu, ſchlug ihm mit einem Steine ein paar Zähne blutig in den Mund, und lief mit dem Rufe, „Gott ſegne euch, verdammter alter Deutſchmann!“ lachend davon. Eine Beſtrafung dieſes Frevels war möglich, wenn es möglich geweſen wäre, den Burſchen aus ſeiner Bande herauszufangen und dann vor Gericht erſt noch ſo zu überführen, daß er nicht durchſchlüpfte. Leider nehmen auch manche unſerer eingewanderten Landsleute amerikaniſche Unſitte noch viel ſchneller an als amerikaniſche Selbſtſtändigkeit. Ein Hauptmann der vorgedachten deutſchen Compagnien wurde eines Abends aus der Geſellſchaft auf die Straße gerufen, zwei Menſchen fielen über ihn her und richteten ihn arg zu mit langen Meſſern, ſein Hülfegeſchrei rettete ihm aber noch das Leben. Der dringendſte Verdacht ruhte auf zwei deutſchen Literaten, welche nun freilich eine Zeitlang allgemein verachtet waren. Mit wahrer Freude denke ich dagegen zurück an die deutſchen Volks- und Liederfeſte auf dem Baldhill, einem weinbekränzten Hügel am Ohio mit entzückender Ausſicht. Da war wirklich Luſt an Wein und Liedern, Natur und Geſellſchaft. Gerade Cincinnati vereinigt eine bedeutende Anzahl höchſt achtungswerther und gebildeter Deutſchen, aber die Marats der deutſchen Preſſe fehlen auch nicht, und ſelbſt aus der fröhlichſten Geſellſchaft weicht ſelten ganz das Gefühl, daß man halb und halb in einem Lande der Verbannung iſt.

In der letzten Hälfte meines Aufenthalts in Cincinnati zog ich mich einſiedleriſch auf meine Arbeit zurück, ſtudirte des Morgens hinter geſchloſſenen Läden, um die entſetzliche Hitze abzuhalten, und ſchlich mich dann in die Wälder nahe bei der Stadt; dort ſchrieb und ruhte ich tagsüber im kühlen Schatten und labte mich zwiſchendurch in einer deutſchen Milchwirthſchaft. Ueberaus erfriſchend waren dann die Gewitter, die faſt jeden dritten Abend ſich einſtellten und in dieſen weſtlichen Gegenden furchtbar prächtig ſind. Die Blitze zackten ſich in jäher Haſt, der ganze Himmel war Feuer und Gluth, Schlag auf Schlag praſſelte erſchütternd der Donner, und in wenigen Minuten ergoß ſich die Regenfluth in Bächen über den Boden. Manchmal begleiteten mich auf meinen einſamen Waldgängen Landleute von originellem Weſen. Man glaubt kaum, wie viele ſolcher deutſchen Originale ſchon in Amerika ſtecken. Dieß Land entzieht uns nicht allein unſchätzbare Mengen von rüſtigen Leuten und Geldern, an Amerika denkt auch gleich, wer ſich mit irgend einer neuen Idee herumträgt. Und wie raſch wird ſie hier zu Waſſer und nicht zu Brod, die meiſten ſolcher Einwanderer nagen am Hungertuche. Eingeborne Originale gibt es in Amerika natürlich wenige, in dem uniformen Reck und Hut ſteckt durchgängig die uniforme amerikaniſche Seele, eher ſind die Sonderlinge zu finden, denen durch die Löcher im Mantel die Eitelkeit breit hindurchſieht. Nur hin und wieder trifft man auf einige ächte Züge von Originalität. So beſuchte ich zu Zeiten einen ausgezeichneten Profeſſor der presbyterianiſchen Theologie, er war einer der Enthuſiaſten für Deutſchland, und hatte über unſere Volksſchulen, die er ſelbſt beſucht, hochrühmend geſchrieben; auf ſeinem Kaminſims ſtanden die Büſten ſeiner beiden größten Heiligen, das waren Calvin und Tholuck. Seine herzensgute Frau dachte damals noch nicht, daß ein kleines Buch über einen armen Sklaven ſie zu einer Weltberühmtheit machen werde. Den großen

Aſtronomen von Cincinnati traf ich gerade, während er ſeine Wagenräder firnißte, er erzählte mir dabei ſo Rieſenhaftes von ſeinen Arbeiten und Vorleſungen, daß ein deutſcher Gelehrter dagegen wahre Kinderarbeit verrichtete. Der Mann hatte aber die Kaufleute, Prediger und Advocaten ſo nachdrücklich bei ihrer ſchwachen Seite zu faſſen gewußt, bis ſie ihm Geld genug gaben, womit er hoch oben auf einer runden Kuppe, von der man Stadt und Fluß in ihrer Hügelumwallung überblickt, eine prächtige Sternwarte baute, und aus Deutſchland eines der größten Fernrohre der Welt hatte. Herren und Frauen zahlen noch jährlich Beiträge und kommen Abends herauf, um nach dem Monde zu ſehen. Aſtronomie iſt überhaupt eine Lieblingsſache der reichen Amerikaner geworden, die Klarheit der Luft und Vorliebe für Mathematik helfen dazu, ſelbſt Kaufleute errichten ſich kleine Sternwarten und ſtudiren am Himmel herum. Der Profeſſor ſagte ganz aufrichtig, er ſtehe auf den Schultern der größten Aſtronomen, wurde aber nicht wenig ärgerlich, als ich mir die bibliſche Schöpfungswoche und die Wunder des Joſua und Gideon nicht ganz wörtlich zu erklären ſuchte. Zu den Sonderlingen gehörte auch wohl ein uns bekannter Amerikaner, der am Morgen nach der Brautnacht zum deutſchen Doctor kam und ſich ganz ernſthaft die Kennzeichen erklären ließ, ob er ſich Tags vorher hinſichtlich ſeiner jungen Frau in jenem delicaten Irrthum befunden, den der preußiſche, nicht aber der römiſche Juriſt für erheblich hält.

Die Religion der chineſiſchen Rebellen.

(Nach dem Quarterly Review. Januar.)

Es iſt hier nicht die Abſicht die chineſiſche Revolution in ihren politiſchen Phaſen zu verfolgen; eine bloß politiſche Revolution würde, wie Remuſat ſchon vor 30 Jahren bemerkte, für Europa ein Ereigniß von ſehr untergeordneter Wichtigkeit ſeyn, daß aber die Bewegung unter dem Schutz und ſelbſt im Auftrag des Himmels unternommen zu ſeyn ſich vermeſſen hat, daß ſie auf die Lehre von Jeſus als den Heiland der Welt ſich beruft, das iſt eine Erſcheinung, die das Reich in ſeinen Tiefen aufregt. Bis jetzt ſind Bekehrungen von Völkern nur durch Wirkung von außen herein hervorgerufen worden, man gewann anfänglich die Häuptlinge der Stämme, dann bekehrten ſich nach und nach die Stämme ſelbſt; dieſe Ausbreitung des Glaubens geht aber von innen heraus und gegen die herrſchenden Gewalten. Man hat dieſe Annahme des Chriſtenthums als einen Vorwand, als eine Intrigue, um die Zuneigung der Fremden zu gewinnen, betrachtet, lieſt man aber ihre ſpeciell von Religion handelnden Schriften, ſo findet ſich ſo viel auffallendes und ächtes, daß man ſich überzeugt, eine gute Doſis geoffenbarter Wahrheit habe bei den Chineſen Eingang gefunden, und man iſt verſucht, die Abgeſchmacktheiten, welche mit dem Glaubensbekenntniß ſich gemiſcht haben, zu entſchuldigen. Die Frage über den eigentlichen Urheber des Aufſtandes iſt in große Dunkelheit gehüllt geweſen, und man hat vermuthet, dieß Geheimniß ſey abſichtlich, um in den Augen der Chineſen einen Schleier übernatürlicher Heiligkeit über ihn zu breiten. Zu dieſer Annahme ſcheint aber kein Grund vorhanden, und die Dunkelheit, in die er gehüllt war, entſprang mehr aus unſerer eigenen Unwiſſenheit, als aus einer abſichtlichen Verheimlichung ſeinerſeits. Durch die Berichte aus China kennen wir drei Namen, Hung-ſiu-tſiuen, Tien-teh und Tai-ping-wang; es iſt jetzt aber klar, daß dieſe Namen einer und derſelben Perſon angehören. Dieß geht aus dem Umſtand hervor, daß er im Mai 1853 an Hrn. Roberts, amerikaniſchen Baptiſtenmiſſionär zu Hong-kong, ſchrieb, und in dieſem Briefe ſich Hung-ſiu-tſiuen unterzeichnete, den Brief aber mit einem Siegel ſchloß, das ſechs alte Schriftzeichen enthielt, die deutlich in moderne Schrift umgeſetzt bedeuten „Tien-teh, Tai-ping-wangs Wahlſpruch.“ Die Urſache dieſer drei Benennungen, oder vielmehr des einen Namens und zweier Titel iſt unſchwer zu errathen. „Tien-teh“, himmliſche Tugend, iſt eine rein heidniſche Benennung, und auf die Vorurtheile ſo wie auf die alten Religionsbegriffe der Chineſen berechnet. Tai-ping-wang, oder der Friedensfürſt, iſt ein rein chriſtlicher Titel, und vermuthlich gewählt, um den Lehrer des neuen Glaubens zu bezeichnen. Dieſe Vermuthung wird auch durch den Umſtand unterſtützt, daß er in der kaiſerlichen Zeitung mit dem erſteren Titel bezeichnet wird, im Lager und unter ſeinen Anhängern aber nur unter dem zweiten bekannt iſt.

Dieſer Anführer des Aufſtandes war allen Umſtänden nach von niedriger Herkunft, ein Eingeborner aus Kwang-ſi. Als er um das Jahr 1834, um das Examen zu machen, ſich in Canton befand, empfing er aus den Händen eines chineſiſchen Chriſten, Namens Liang-Aſa, eine Abhandlung unter dem Titel „Gute Worte zur Ermahnung an das Alter.“ Der Inhalt machte einen ſtarken Eindruck auf ſein Gemüth; er reiste in ſeiner einheimiſchen Provinz umher, verfaßte poetiſche Schriften, und drang, wie man erzählt, in ſeine Landsleute, die neue Wahrheit, mit der er bekannt geworden war, anzunehmen. Einige Zeit ſpäter, um 1844, kam er nach Canton, und wahrſcheinlich damals wurde er mit Hrn. Roberts bekannt, in deſſen Hauſe er zwei Monate lang wohnte. Seit dieſer Zeit hörte man nichts mehr von ihm, bis er im Jahr 1850 an der Spitze eines großen aufſtändiſchen Heeres erſchien, als der Erneuerer und Befreier ſeines Landes. Es iſt kein Grund vorhanden, die Aufrichtigkeit dieſes Mannes zu bezweifeln. Er iſt allem Anſchein nach ein Fanatiker, der von einer großen Idee beherrſcht iſt, und kein gewöhnlicher Menſch. Nichts, was wir von ihm erfahren, unterſtützt die Anſicht, daß er ein bloßer politiſcher Abenteurer oder Betrüger ſey, und daß er ein beſonders geheimnißvolles Weſen annehme. Seine Bereitwilligkeit, mit Hrn. Roberts in Verkehr zu treten, und die vollſtändige Freiheit, mit der ſeine Anhänger in ſeinem eigenen Lager von ihm reden, ſprechen für das Gegentheil. In einer ſeiner Schriften, „das Buch der himmliſchen Verordnungen“ genannt, lehnt er alles Ernſtes gewiſſe Ehrentitel, welche die Chineſen gewöhnlich ihren Kaiſern geben, ab, da ſie nur Gott gebührten; dieß macht den Eindruck einfachen Glaubens, nicht übertriebener Anſprüche, die mit Betrug beginnen und durch Liſt aufrecht erhalten werden.

Manche betrachten dieß Bekenntniß des Chriſtenthums mit Argwohn, weil es mit Aufſtand vergeſellſchaftet iſt, erwägt man aber die Lage China's, ſeine Unterwerfung unter ein fremdes Joch, die daraus entſpringende Erniedrigung, den Druck der kaiſerlichen Beamten, der in jedes Dorf und jedes Haus reicht, ſo kann man die Anſtrengungen der alten Bewohner des Landes, ihre Freiheit wieder zu erringen, nicht verdammen. Auch iſt der reinere Glaube, der unter ihnen erwacht, nicht an und für ſich die Urſache der Bewegung, noch ſoll dadurch die gute Meinung der Chineſen oder der Fremden gewonnen werden, der letzteren nicht, denn die Bewegung entſtand nicht an der Küſte, wo die Fremden wohnen, ſondern tief im Innern, noch ſuchten die Aufſtändiſchen irgend die Hülfe der Fremden, und was die Chineſen mit ihren dummen Vorurtheilen gegen die Fremden betrifft, ſo würde die Anerkennung einer fremden Religion und eine Mißachtung ihres Aberglaubens und ihres Götzendienſtes, womit alle ihre Begriffe und ihr geſellſchaftlicher Zuſtand verſchmolzen ſind, ſie eher abſtoßen. Eine Offenbarung von Fo, ein Zauberer der Tao-Secte oder die Erſcheinung einer neuen Incarnation Buddha's würde ihre Leichtgläubigkeit viel eher gewinnen und ihre Anhänglichkeit ſichern als die Ausbreitung einer fremden Lehre. In Wahrheit haben auch die Führer der Bewegung es nöthig gefunden, in einer ihrer Schriften, dem „Buch der religiöſen Vorſchriften", die Volksvorurtheile, die man aus dieſem Grunde gegen ſie anzuregen bemüht war, zu beſchwichtigen. Der Anklage der Neuerung wurde die Behauptung entgegengeſtellt, daß die Wahrheit, die ſie verkünden, keine Neuerung, daß die Verehrung des wahren Gottes (Schang-ti) einfach eine Rückkehr zum urſprünglichen Glauben, eine Erneuerung der urſprünglichen Gottesverehrung ſey, wie ſie in den glücklichen Zeiten der Thang und Wan herrſchte. So wird dieſe Bewegung als eine Reformation dargeſtellt, als eine Säuberung der nationalen Religion von dem Götzendienſt des Buddhismus, den die tatariſche Dynaſtie in Folge ihrer Verbindung mit dem Lamaismus des Nordens begünſtigt habe.

Einen ſtärkern Grund des Verdachts bilden die angeblichen Viſionen, Offenbarungen und das perſönliche Dazwiſchentreten der Gottheit, die in einigen ihrer Schriften erzählt ſind. Dieſe Berichte kommen namentlich vor in dem „Buch der himmliſchen Vorſchriften" und den „Offenbarungen des himmliſchen Vaters", namentlich in dem letztern, das ziemlich widerlich und roh iſt. Es ſtellt den Allmächtigen dar, wie er aus eigenem Antrieb erſcheint, um einen Verräther im Lager der Inſurgenten der Verrätherei zu überführen. Die Unterredungen, die Art, wie die Ausflüchte des Schuldigen entdeckt und dargelegt werden, ſind im ſchlimmſten Styl mittelalterlicher Rohheit. Ob der ganze Bericht eine Erfindung iſt, um die Anhänger der Bewegung von ähnlichen Vergehen abzuſchrecken, oder ob eine ſolche Scene wirklich aufgeführt wurde, um dem Heere eine angemeſſene Lehre zu geben, iſt von geringer Bedeutung, wichtig iſt aber, daß dieſe Schrift von zwei untergeordneten Beamten, nicht von den Verfaſſern der übrigen Schriften ausging. Selbſt wenn ſie von den Führern gebilligt wurde, ſo zeigt ſie nur einen der Fälle, wo Trug und Selbſttäuſchung gemiſcht ſind, Fälle, wie ſie bei halbbarbariſchen Nationen und namentlich bei Chineſen ſehr häufig vorkommen. Jedenfalls iſt es unlogiſch, wenn man den Schluß ziehen will, daß alle ihre Kundgebungen in andern Beziehungen falſch ſind, weil Kniffe oder Thorheit noch unter ihnen vorkommen.

Das „Buch der himmliſchen Verordnungen" iſt weit minder anſtößig; es enthält einen Bericht von mehrern Erſcheinungen unſeres Herrn (wem? iſt nicht geſagt), welche den Auftrag an den jetzigen Führer bezeugen; es führt mehrere göttliche Ermahnungen an die Aufſtändiſchen zur Tapferkeit, Geduld und zum Glauben an den oberſten Gott auf. In dieſelbe Kategorie mit dieſen göttlichen Erſcheinungen müſſen wir auch ein Buch von ganz anderem Gepräge verſetzen, den „trimetriſchen Claſſiker", welches davon ſpricht, daß der Schreiber in den Himmel erhoben wurde, und Jeſus herab kam, um ſeinen Diener zu belehren, zu ermuntern, und in dem ſchweren ihm aufgetragenen Unternehmen zu leiten. Man kann dieſe Stellen nicht leſen ohne zu bemerken, daß bibliſche Gedanken und Ausdrucksweiſe hindurchgehen. Die Lehre von der Erſcheinung und dem Wiederaufſteigen unſers Heilands zum Himmel iſt hier augenſcheinlich auf den Führer dieſer Bewegung angewandt. Das ſpricht aber nur für die Anſicht, daß dieſe himmliſchen Anſprüche die Träume eines enthuſiaſtiſchen oder zeitweiſe geſtörten Kopfes ſind. Man behauptet mit Beſtimmtheit, Hung-ſiu-tſinen ſey in der Zeit zwiſchen ſeiner Kenntnißnahme vom Chriſtenthum und ſeinem Beginn einer revolutionären Laufbahn ſtark von Krankheit heimgeſucht geweſen, während welcher die Delirien des Fiebers mit den Ueberzeugungen ſeines Geiſtes, vor welchem ein großer Gedanke ſich allmählich entfaltete, verſchmolzen. Wenn dem ſo iſt, und wenn die Folge bewieſen hat, daß er dadurch vom Himmel ſich zu einem gefährlichen, aber großartigen Plan der Wiedergeburt ſeines Landes beauftragt glaubte, ſo haben wir nur ein Beiſpiel weiter von der fanatiſchen Täuſchung, wodurch Männer auch in andern Ländern als Helden und begeiſterte Diener des göttlichen Willens betrachtet wurden. Es wäre ein übereilter Schluß, wenn man ſolche begeiſterte Leute gleich als Pinſel oder Betrüger betrachten wollte.

Einer der ſtärkſten Gründe an die religiöſe Aufrichtigkeit der Inſurgenten zu glauben, liegt darin, daß an Ort und Stelle befindliche Männer von ruhigem Urtheil unbedingt glauben, daß es ihnen Ernſt ſey. Augenzeugen haben ihr Benehmen in völliger Uebereinſtimmung mit ihren religiöſen Bekenntniſſen gefunden: die ſtrenge Ordnung, die in ihrem öffentlichen Befehl ausgeſprochen war, herrſchte wirklich in ihrem Lager. Dr. Taylor fand, daß ſie regelmäßig zwei oder dreimal des Tags Gottesdienſt hielten, ihm fiel die ruhige, ernſte Begeiſterung auf, welche die ganze Maſſe durchdrang; die „Vorſchriften des Heeres der Tai-ping-Dynaſtie" verordnen eine emſige Verehrung der Gottheit, das Halten der zehn Gebote, den Gottesdienſt am Morgen und Abend, ſowie die Dankgebete, gänzliches Enthalten von Rauchen, Trinken und Ungehorſam, ein ſtetes Vermeiden von Lüge und Diebſtahl, Trennung der Geſchlechter, Verbleiben im Lager, ſo daß man glauben ſollte, man leſe von einem Feldzug Guſtav Adolphs ſtatt von den Kriegszügen einer halbbarbariſchen Nation, die bisher in einem elenden kraftloſen Zuſtand von Indolenz, Feigheit und Laſter verſunken war. Wir beſchuldigen alſo dieſe Leute nicht des Betrugs und der Heuchelei, ſondern müſſen annehmen, es herrſche unter ihnen eine gewiſſe Art von Chriſtenthum. Der apoſtoliſche Vicar von Hu-kwang Mſgr. Rizzolati ſchreibt: „Wunderbare Erſcheinung! an allen Orten, die er erobert, ſind die erſten Verordnungen ungefähr wie folgt ab-

gefaßt: der Gott, deſſen Allmacht Himmel und Erde geſchaffen hat in ſechs Tagen, welcher der Sündflutb ſeine Rache an den Menſchen übertrug, welcher die fünf Städte des Landes Sodom durch das Feuer des Himmels züchtigte, dieſer ſelbe Gott, welcher uns den Auftrag gab die Sünden der Chineſen zu ſtrafen, und ſeine Verehrung unter ihnen herzuſtellen u. ſ. w. Darum geſtatten wir nur die Verehrung des einzigen, wahren Gottes, Schöpfers des Himmels und der Erde, und wir befehlen, daß allenthalben die Götzenbilder zerſtört, die Tempel umgeſtürzt werden u. ſ. w."

Wenn nun chriſtliche Lehre hierin unverkennbar iſt, ſo erregt es in hohem Grade die Neugierde zu erfahren, aus welcher Quelle ſie kam.

Das Chriſtenthum iſt nichts neues in China. Das Denkmal von Sigan-fu beweist die Ausbreitung des Glaubens durch die neſtorianiſchen Chriſten im 7. und den folgenden Jahrhunderten; noch im J. 1300 ſchrieb Monte Corvino aus Chataia (Peking) nach Europa: „die Neſtorianer des Landes nennen ſich Chriſten, ſind aber weit entfernt von dem wahren Glauben; ſie ſind ſo zahlreich in dieſem Lande, daß ſie jeden hindern ſich zu einer andern chriſtlichen Kirche zu bekennen, als zu ihrer eigenen." Kurz darauf, ſeit den Eroberungen Tamerlans im Innern Aſiens ſtarb dieß Chriſtenthum aus. Im 16ten Jahrhundert begannen die Jeſuiten ihre Miſſionsarbeiten, und waren emſig bemüht die Eingebornen zu bekehren. Seit etwa 45 Jahren ſind proteſtantiſche Miſſionäre thätig, hauptſächlich nur in Ueberſetzung der h. Schrift, Vertheilung von Tractaten und ähnlichen Dingen. Plötzlich entſprang eine Frucht aus dem Boden ſelbſt, ſie ſcheint einheimiſch, und dieß, obwohl der Keim aus fremdem Lande hingebracht worden, iſt eben das Eigenthümliche. Man hat den eitlen Verſuch gemacht, die Sache wenigſtens zum Theil auf die alten neſtorianiſchen Lehren zurückzuführen, und eben ſo eitel iſt das Bemühen, ſie an die Arbeiten der Jeſuiten oder ſelbſt der neuern katholiſchen Miſſionäre anzuknüpfen. Es wäre ein Beweis für die Dauerhaftigkeit der Erſcheinung, wenn man ſie auch nur bis zum Unterricht der Jeſuiten zurückverfolgen könnte, das iſt aber nicht der Fall: alle Anzeichen fehlen um den Glauben der Aufſtändiſchen an römiſch-katholiſchen Einfluß anzuknüpfen. Die Katholiken ſelbſt finden „kein katholiſches Element darin." Die Annahme des Worts „Schang-ti" für Gott, und der Titel „Verehrer Jeſu," den man den Inſurgenten gibt, ſind faſt ein Proteſt gegen den Katholicismus, der bei dem Volk den Namen „Tien-tſchu-kiao" oder „Verehrung des Herrn des Himmels" erhalten hat; „Tien-tſchu" iſt das Wort, das Papſt Clemens IX im J. 1715 ſanctionirte, mit Ausſchluß des Worts „Schang-ti." In den zehn Geboten, welche in dem Buche „religiöſe Vorſchriften" enthalten und ausgelegt ſind, nimmt das zweite Gebot, gegen den Gebrauch der Katholiken, ſeine Stelle als beſondere Verordnung ein. Von der Kirche, den Heiligen, ſelbſt von der Jungfrau iſt gar nicht die Rede, man ſieht kein Kreuz, keine anerkannte Prieſterſchaft, und bei der Einnahme von Nanking wurden einige chineſiſche Katholiken mißhandelt, ſelbſt ermordet; das Kreuz wurde zerſtört, da es als Götzenbild galt, und wurde wahrſcheinlich von dieſen fanatiſchen Bilderſtürmern mit den Götzenbildern der Buddhiſten verwechſelt. Auch ſcheint es moraliſch unmöglich, daß eine ſolche Bewegung aus katholiſchem Unterricht hervorgegangen ſeyn könnte; die Lehre der katholiſchen Emiſſäre geht dahin, Unterwürfigkeit und Sanftmuth zu predigen; hier finden wir aber eine religiöſe Bewegung voll Leben und neuer Energie, ausgezeichnet mehr durch Ungeſtüm als durch zahme Unterwürfigkeit.

Woher entſtand nun dieſe Bewegung? Wir glauben nicht, daß ihre Quelle genügend aufgeklärt wurde. Hung-ſiu-tſiuen mag von Liang afa die obenerwähnte Abhandlung erhalten, er mag Hrn. Roberts zu Canton im J. 1844 geſehen haben, aber weder der eine, noch der andere Umſtand, noch beide zuſammen erklären genügend die jetzige Erſcheinung. Das iſt gewiß, ſie entſprang nicht aus einer mächtigen äußern Einwirkung, die irgend mit der Größe des Erfolgs in Verhältniß ſtünde. Es iſt dieß ein weiterer Beweis, daß in dieſer religiöſen Bewegung ein gewiſſes Lebensprincip ſteckt. Aehnliches iſt in neuerer Zeit an zwei Orten in Indien geſchehen, zu Kiſchnagor im Norden und zu Tinevelly im Süden; der Eintritt der Bewegung war plötzlich, ſtaunenerregend, und ließ ſich auf keinen beſondern Lehrer zurückführen. Das Wort Gottes ward ausgeſtreut, faſt zufällig, durch reiſende Miſſionäre, es ſchlug von ſelbſt Wurzel und die Ernte iſt darum um ſo hoffnungsvoller.

Eine noch wichtigere Frage iſt: welche Art Chriſtenthum wird von den Führern der Aufſtändiſchen bekannt, und von den Maſſen, die ſich um die ſiegreichen Fahnen drängen, wenigſtens angenommen? Ueber dieſen, wie über andere Punkte ſind viele bei dem Leſen der Bücher der Aufſtändiſchen ſehr im Ungewiſſen geblieben? Wir ſtehen indeß nicht an zu behaupten, daß die darin ausgeſprochenen chriſtlichen Lehrſätze trotz aller Täuſchung, alles Aberglaubens und ſelbſt des Trugs, der mit unterlaufen mag, uns in der Art, wie ſie dargelegt, trotz aller Unvollkommenheit ſo natürlich ſcheinen, daß ſie für die Zukunft günſtige Hoffnungen erregen. Eine Unterſuchung des „trimetriſchen claſſiſchen" Buchs und des „Buchs der religiöſen Vorſchriften" ſcheint uns einige unwiderlegliche Schlüſſe an die Hand zu geben.

Fürs erſte muß es dem oberflächlichſten Leſer auffallen, daß die Sprache der Bibel dieſe Werke durchdringt. Man hat, namentlich weil von Dr. Gützlaffs Ueberſetzung nur ein Theil in ihren Händen zu Nanking gefunden wurde, Zweifel aufgeworfen, ob ſie das ganze Alte und Neue Teſtament beſaßen, Capitän Fairbourne verſichert aber letzteres. Die Inſurgenten ſagten ſelbſt, „das heilige Buch ſey ſchon vor 1000 Jahren nach Peking gekommen, von da habe das Volk eine Abſchrift erhalten, die es vervielfältigt hätte." In der Inſchrift auf dem von Neſtorianern errichteten Denkmal in Sigan-fu iſt ausdrücklich erwähnt, daß die heilige Schrift aus 24 Büchern des Geſetzes und der Propheten, und 17 Büchern des neuen Teſtaments beſtehe, und aus dem Vorhandenſeyn obiger Tradition können wir ſchließen, daß ſie von dieſen ältern Miſſionären überſetzt und verbreitet wurden. Da das „claſſiſche" Buch ſich namentlich in dem Bericht über die Befreiung Iſraels aus Aegypten ſehr genau an die Schrift hält, ſo müſſen wir glauben, dieſe augenſcheinlich von Chineſen ſelbſt abgefaßte Schrift ſey direct aus den Büchern des alten Teſtaments gezogen. Dieß wird noch dadurch beſtätigt, daß alle auf Parteianſichten deutende Ausdrücke, welche die Glaubensbekenntniſſe der zerriſſenen Chriſtengemeinde Europa's entſtellen, durchaus fehlen.

Ferner iſt zu bemerken, daß in den Darſtellungen des Glaubens durchaus keine Hervorhebung von Lehrſätzen im Unterſchied von den Thatſachen der göttlichen Offenbarung ſich zeigt. Nachſtehende

Stelle aus dem „trimetrischen classischen" Buche wird erklären, was wir meinen.

„Aber der große Gott,
„Aus Mitleid mit den Menschen,
„Sandte seinen erstgebornen Sohn
„Zu kommen herab in die Welt.
„Sein Name ist Jesus,
„Der Herr und Heiland der Menschen,
„Der sie von der Sünde befreit,
„Durch Erduldung äußerster Noth.
„An das Kreuz
„Nageltен sie seinen Leib,
„Wo er sein kostbares Blut vergoß,
„Zu retten alle Menschen.
„Drei Tage nach seinem Tode
„Stand er auf von den Todten.
„Und während 40 Tagen
„Sprach er über himmlische Dinge."

Die Aehnlichkeit dieser Erzählung mit dem apostolischen Glaubensbekenntniß ist unverkennbar.

Es bedarf nur der geringsten Bekanntschaft mit chinesischen Schriften, wie sie z. B. Milne und Marshman übersetzt haben, um die eigenthümlich chinesische Gedankenwendung in diesen religiösen Werken zu erkennen. In ihrer Bezugnahme auf die Nationalgeschichte, in ihrer Berufung auf das Alterthum, in dem fast unbewußten Vorzug, welcher der väterlichen Gewalt und den Familienverbindungen, selbst bis zur Verderbniß des christlichen Glaubens, ertheilt wird, so wie in den besondern Ermahnungen zur Tugend, in diesen Beziehungen sind diese Schriften durch und durch chinesisch. Einige Schriftsteller haben diese Beimischung des Confutsischen Elements verdammt, und als „Zusätze" zum christlichen Glauben bezeichnet; das ist aber seltsam, denn die vorliegende Erscheinung ist nicht ein Christenthum, über das sich eine Schichte von Irrthum hingelagert, sondern ein Christenthum, das sich durch eine Masse alten Aberglaubens den Weg gebahnt. Wir betrachten es demnach eher als einen günstigen Umstand, daß dieß Volk selbst in dem Schiffbruch seiner abgenützten Ideen sich fest an die unwandelbaren Grundsätze seines großen Lehrers hält und im Christenthum die Ergänzung der unvollkommenen Wahrheiten dieses großen Philosophen findet. Wir würden es bedauern, diese Nation dermaaßen revolutionirt zu sehen, daß sie ganz von ihrer alten Ankerkette losgerissen vor dem Winde triebe. Wenn je eine Kirche sich in diesem Lande bildet, so wird sie ein nationales Gepräge zeigen, das sie von allen Kirchen im Ost und West unterscheidet, in Folge der confutsischen Denkweise, die so viele Jahre hindurch die ersten Geister der Nation bildete. Der geschmeidige Geist des Christenthums ist geeignet sich den Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Menschenracen anzuschmiegen.

Ein anderer Punkt, der in dem „Buch der religiösen Vorschriften" sehr hervortritt, ist besonders beachtenswerth, weil er die Tendenz verräth, einige der alten Schranken des Vorurtheils niederzubrechen, welche bis jetzt dem Eintritt des Evangeliums entgegenstanden. Zwei Ansichten in Bezug auf Religion beherrschen den Chinesen in starkem Maaße. Die erste ist, daß der Kaiser, als der Vater des Volks, auch sein Hoherpriester ist. Er opfert für das Volk und betet in seinem Namen; dieß spart ihnen die Mühe es selbst zu thun. Das zweite ist die Eifersucht und die Verachtung der Fremden. Diese beiden gewaltigen Vorurtheile wirken der Einführung jedes fremden und namentlich des christlichen Glaubens entgegen. Aber das „Buch der Vorschriften" scheint absichtlich verfaßt, um muthvoll diese Vorurtheile zu bekämpfen. Wir führen in dieser Beziehung einige bezeichnende Stellen aus diesem Manifest an:

„Die deren Geist vom Teufel belogen wurde, wenden ein und sagen, „der große Gott sey nur von dem regierenden Fürsten zu verehren. „Aber ihr sollt wissen, daß der große Gott der Vater aller Menschen in der ganzen Welt ist. Fürsten sind diejenigen seiner Kinder, welche ihm am meisten gleichen, während die gemeine Masse „immer noch seine Kinder sind, wenn auch in Unwissenheit untergegangen, und die Gewaltthätigen und Unterdrücker sind seine ungehorsamen Kinder. Wenn ihr immer noch glaubt, daß die Herrscher allein Gott verehren dürfen, so fragen wir euch, ob die „Eltern einer Familie nur ihren ältesten Sohn anerkennen, und ob „sie kindliche Achtung und Gehorsam von ihm allein verlangen?"

Dieser Satz wird dann durch Beispiele aus der chinesischen Geschichte gestützt, wo untergeordnete Fürsten Gott verehrten, und die besondern Zeichen seiner Gunst, die sie erhielten, werden als genügender Beweis genommen, daß solche Gottesverehrung nicht unpassend gewesen seyn könne. Der Einwurf gegen eine fremde Religion wird in folgender Weise behandelt:

„Einige sagen auch irrig, diese Verehrung Gottes sey eine Nachahmung „der Fremden; sie bedenken aber nicht, daß China eine Geschichte „hat, die der Nachforschung offen steht. Nach der Geschichte China's „und der der fremden Völker wurde die wichtige Pflicht den großen Gott „zu verehren, in den frühern Jahrhunderten der Welt, vor mehreren „tausend Jahren, in gleicher Weise von Chinesen und Fremden „geübt. Aber die verschiedenen fremden Völker im Westen haben „diese Pflicht befolgt bis auf die neueste Zeit, während die Chinesen „sie nur bis zu den Dynastien der Tsin und Han übten; [1] seit dieser „Zeit sind sie irrthümlich den Wegen des Teufels gefolgt, und haben „sich von dem König der Unterwelt betrügen lassen. Jetzt aber hat „der große Gott aus Mitleiden mit den Kindern der Menschen seine „große Macht gezeigt, und sie befreit von den Schlingen des Bösen, „daß sie sich umwenden und wieder die große ehemals befolgte Pflicht „üben. Dadurch sind sie während ihres Lebens nicht länger den „Einflüssen des Teufels unterworfen, und nach dem Tode werden sie „nicht länger von ihm hinweggeführt, sondern steigen auf zum Himmel, um endloses Glück zu genießen. Dieß danken wir alles der „unermeßlichen Gnade und dem unendlichen Mitleiden des großen „Gottes. Die noch Unerweckten sagen dagegen, daß wir den Fremden folgen, und zeigen damit, bis zu welchem Grade sie von ihrem „großen Feinde getäuscht sind. Mengtse sagt, die Wahrheit ist nur „Eine. Wenn die Menschen nur dieß verstehen wollten, so würden „sie anerkennen, daß Chinesen und Fremde mit einander die große „Pflicht der Gottesverehrung üben sollten."

Darauf folgt ein Gebet „für den reuigen Sünder," das vortrefflich und voll christlicher Gesinnung ist.

Wir können diese Bemerkungen nicht schließen, ohne auf die Einrichtung des Sabbaths hinzuweisen, die als ein Theil des neuen religiösen Gesetzes vorgeschrieben ist. Das ist in der That die einzige direct anerkannte Institution, und wäre schon darum beachtenswerth, weil sie mehr als irgend eine andere Einrichtung die Dauer des religiösen Dienstes sichert; bei den Chinesen ist es aber noch viel wichtiger, denn diese Einrichtung beseitigt mit Einemmal ein

[1] Während der Tsin-Dynastie wurde das große Sacrilegium begangen, die alten Bücher des Reichs zu verbrennen, und Remusat erwähnt in seinen „buddhistischen Reisen," daß der Buddhismus um dieselbe Zeit, nämlich 217 v. Chr. zuerst in China gepredigt wurde. Vollständig begründet wurde er in China etwa 300 Jahre später während der Han-Dynastie.

ganzes Heer von abergläubiſchen Vorbedeutungen, Zaubereien, glücklichen und unglücklichen Tage, die den chineſiſchen Kalender füllten. Sie iſt auch darum bei den Chineſen um ſo auffallender, weil ſich abweichend von den öſtlichen Völkern in ihren mythologiſchen und aſtrologiſchen Syſtemen keine Spur der urſprünglichen Eintheilung der Zeit in 7 Tagen erhalten hat.

Dieß ſind die hervorſtechenden Züge dieſer chineſiſchen Schriften; die Hauptſätze des Chriſtenthums ſind darin unverkennbar ausgeſprochen, und ſie tragen den Stempel von Leuten, die ſich eben aus dem Heidenthum herausarbeiten. Die Art, wie die proteſtantiſchen Miſſionäre wirkten, iſt darin faſt unverkennbar. Millionen von Tractaten und Bibeln wurden unter einem ſcharfſinnigen, leſeſüchtigen, wandelbaren Volke verbreitet, aber kein Miſſionär iſt tiefer als gelegentlich 40 bis 50 Meilen ins Land gedrungen. Ein Theil der Schriften fiel in dieſe, der andere in jene Hand, und ſo bildete ſich die eigenthümliche ſelbſtſtändige Auffaſſung aus, die wir in den genannten Schriften vor uns ſehen. Daß damit das Chineſenthum und eine Menge alter Gebräuche nicht abgeſchafft ſind, verſteht ſich von ſelbſt: die Opfer, die man darbringt, ſind eine alte Einrichtung Confutſe's, die Polygamie der Führer ſteht in ſeltſamem Widerſpruch mit der Reinheit der Lehre, zu der ſie ſich bekennen, ſowie mit den Vorſchriften, die ſie der Menge geben. Fanatismus miſcht ſich deutlich in die Anſprüche ihres geiſtlichen und politiſchen Führers; ſein Titel „jüngerer Bruder unſeres Herrn" iſt eine Profanation, die nach dem chineſiſchen „Himmelsſohn" ſchmeckt, aber dennoch haben wir keinen genügenden Grund die ganze religiöſe Bewegung für politiſchen Lug und Trug zu halten.

Das todte Meer.

2. Ruinen.

Die Kataſtrophe, welche einen Theil des ſogenannten todten Meeres und ſeiner Umgebung betraf, hat zu ſehr die Phantaſie ergriffen, und iſt zu ſehr in den Volksglauben übergegangen, als daß ſie nicht mit zahlloſen Zuſätzen vermehrt ſeyn ſollte, und je mehr dieſe Zuſätze dem Volksglauben ihrerſeits Vorſchub thaten, deſto größer mußte dadurch die Verwirrung in den hiſtoriſchen Angaben von Seite mehr oder minder befangener Verfaſſer werden. Wir müſſen deßhalb in den vorhandenen Nachrichten ſorgfältig ſichten, um uns nicht verwirren zu laſſen. Im erſten Buch Moſis, jedenfalls der älteſten und ſicherſten Mittheilung (ſ. Cap. XIX. 23—25), ſind als zerſtört nur die Städte „Sodom und Gomorrah und die ganze umliegende Ebene" angegeben, im fünften Buch Moſis (XXIX. 23) werden vier Städte genannt, und zwar außer Sodom und Gomorrha auch Adama und Zeboim, im Buch der Weisheit werden fünf Städte angegeben aber nicht genannt, das türkiſche Werk, Dſchihan-Numa (Weltſchau) kennt aber ihre Namen, und nennt ſie Sdom, Seboa, Gomorrha, Numa und Seadeh, Strabo führt bekanntlich 13 Ortſchaften auf. Von Numa und Seadeh weiß die heilige Schrift nichts, hingegen Seboa iſt wohl Seboim. Bleiben wir bei der erſten und älteſten Angabe „Sodom und Gomorrha nebſt der Umgegend" ſtehen, ſo ergibt ſich ſchon hieraus, daß die Kataſtrophe eine ſehr locale war. Laſſen ſich Adama und Zeboim an den Stellen, wo Saulcy ſie gefunden haben will, nachweiſen, dann iſt es mehr als wahrſcheinlich, daß ſie nicht von derſelben Kataſtrophe wie Sodom und Gomorrha betroffen wurden. Die Stelle im fünften Buch Moſis iſt ſehr allgemein gehalten; es iſt eine Ermahnungsrede ans Volk, welches gewarnt wird, ein Geſetz zu halten, damit es nicht geſtraft werde, wie Sodom und Gomorrha, wie Adama und Zeboim; es kann alſo auch eine andere Strafe gemeint ſeyn, welche über die beiden letztern Städte erging, denn der Sinn der Worte ſchließt nicht nothwendig ein, daß ſie demſelben Strafgericht unterlagen, und jedenfalls ſind an der Stelle, wo letzteres erwähnt wird, nur die beiden erſten mit der Umgegend genannt.

Der Umſtand, daß man im Süden und Oſten des todten Meeres zahlloſe Ruinen findet, die zum Theil auf ein ſehr hohes Alter deuten, muß uns mißtrauiſch machen, die vulcaniſche Kataſtrophe nicht allzu weit auszudehnen, denn dieſe Ruinen erſtrecken ſich über einen ungeheuren Raum, in Bezug auf welchen im Entfernteſten nicht behauptet wurde, daß ſie mit dem Schickſal von Sodom und Gomorrha etwas zu thun gehabt hätten. Im Alterthum, zur Zeit als der phöniciſche Handel blühte, ging derſelbe aus dem ſüdlichen Arabien und der gegenüberliegenden Somaliküſte, ſo wie aus dem weſtlichen Indien einen gedoppelten Weg, erſtens durch das rothe Meer und Idumäa oder Edom, und zweitens den perſiſchen Meerbuſen herauf und durch die Wüſte, wahrſcheinlich auf ſehr verſchiedenen Straßen, von denen die über Tadmor oder Palmyra nur eine der nördlichſten war. Den erſten Hauptſchlag erlitt dieſer Handel durch die Kriege der aſſyriſchen Könige mit Aegypten und mit den ſyriſchen Fürſten, den zweiten und viel ſchwereren ſeit der Zerſtörung von Tyrus durch Alexander, weil ſeit jener Zeit der Gang des Handels ſich veränderte und von nun an hauptſächlich nur durch das rothe Meer und über Alexandrien ging, welches vor und nach Chr. Geburt in ſo unglaublicher Blüthe war. Ein Wiederaufleben des Handels über den perſiſchen Meerbuſen und durch die Wüſte war in den unruhigen Zeiten der Seleuciden und ihrer Nachfolger nicht wohl möglich, und was die Zerſtörung von Tyrus und dieſe Unruhen noch übrig gelaſſen, das zerſtörten die Römer wenigſtens für Idumäa vollends. Darüber ſagt Fallmerayer in der von uns ſchon erwähnten Abhandlung (p. 13) ſehr treffend: „Getrübt und endlich ganz verfinſtert wird die naturgemäße klare Localkenntniß des todten Meeres zuerſt durch die Vernichtung der jüdiſchen Nationalität und dann durch die in Folge wiederholter Empörungen auf Befehl der römiſchen Cäſarn planmäßig betriebene und Jahre lang anhaltende Verödung des h. Landes. Am verderblichſten war dieſe grauſame Maaßregel der zu Joſephus Zeiten vorzugsweiſe Idumäa genannten und ohnehin nur oaſenartig bewohnten Landſchaft um das todte Meer, wo ſich bekanntlich der jüdiſche Freiheitsſinn ſelbſt nach dem Fall der Hauptſtadt und des Jehovah-Tempels in hartnäckigſter und verzweiflungsvollſter Widerſetzlichkeit

zuſammendrängte, und in der furchtbaren Blutſcene auf Maſada endlich ſeinen Ausgang fand. Handel und Verkehr aber, weil er überall nur feſten Beſtand, Friede, Ordnung, Sicherheit, reiche Städte und wohlhabende gute Märkte liebt, verließ augenblicklich das verheerte, verarmte, öde und unſichere Land, um günſtigere Canäle aufzuſuchen.“ Die mächtigſte Handelsblüthe Alexandriens fällt erſt in die Zeit nach Chr. Geb., alſo nach dieſen Ereigniſſen, die Idumäa furchtbar verheerten; wir wiſſen nicht, wann Petra unterging, aber ſeine Blüthe muß ſeit jener Zeit geſunken ſeyn, wogegen von da an Palmyra, das alte ſchon unter Salomo erwähnte Tadmor, anfing ſich wieder zu erheben, ſo daß ein neupalmyreniſches Reich nach einigen Jahrhunderten den Kampf mit Rom wagte, und die Prachtruinen der Stadt noch jetzt Staunen erregen.

Es ſoll damit nur geſagt werden, daß ſehr viele Umſtände dazu beitrugen, das Land ſüdöſtlich von Judäa mit Ruinen zu bedecken, daß dieſe Urſachen ſich über einen Zeitraum von dritthalbtauſend Jahren erſtrecken, und daß ſeit 1800 Jahren die Geſchichte über die Länder im Südoſten des todten Meeres ſo gut wie ſtumm iſt. Bei der Spärlichkeit der Nachrichten muß die Localtradition immer einen bedeutenden Raum einnehmen, und dieſe iſt es nun vorzugsweiſe, welche an den Salzfelſen von Sdom den Bericht über die altberühmte vulcaniſche Erſcheinung geknüpft hat. Am äußerſten Südweſtende des todten Meeres liegt dieſer Dſchebel el Milhh (Salzberg), auch Hadſchr oder Dſchebel Sdom (Fels oder Berg Sdom) genannt. Iſt die früher ſchon erwähnte Anſicht richtig, daß das todte Meer ſich *vor* der bekannten Kataſtrophe nur bis zu der am moabitiſchen (öſtlichen) Ufer hervorſpringenden Landzunge — im Arabiſchen auch wirklich el-liſan, die Zunge, genannt — erſtreckt habe, ſo lag Sodom ehemals um mehrere Stunden von dem todten Meere entfernt, und vor ihm breitete ſich die fruchtbare Ebene Siddim aus. Vergleicht man die Karte Saulcy's mit ſeinen Schilderungen, ſo kann man unmöglich verkennen, daß die Ebene Sabkah, die man gewöhnlich als das Thal von Siddim betrachtet, nächſt dem anſtoßenden Meerestheile die eigentliche Stelle der Kataſtrophe war, daß die Linie des Schilfs, welche ſich in mäßiger Breite, öſtlich von der Sabkah und längs einem Theil des Ufers des rothen Meeres fortſetzt, ſowie der dahinter liegende, augenſcheinlich junge Wald die Gränzen der Kataſtrophe gegen Oſten bezeichnen, und daß die Berge, welche ſodann anſteigen, und namentlich das Land Moab von der Kataſtrophe unberührt blieben.

Was alſo Hr. Saulcy auf ſeiner Reiſe ins Gebiet von Moab an Ruinen ſieht und zum Theil, freilich ſehr flüchtig, beſchreibt, iſt mannichfach intereſſant, kann uns aber hier nicht berühren. Als er aus den Moabländern zurückkommt und den obenerwähnten jungen Wald im Ghor Safieh faſt durchwandert hat, ſtößt er wieder auf Ruinen, nach deren Namen er fragte, die ihm aber niemand zu benennen weiß (ſ. I. p. 397). Weiter hört man nichts von den Ruinen. Bald darauf [1] ſtößt er abermals auf Ruinen „in der Nähe ungeheurer Exploſionskrater.“ Er meint anfangs Gomorrha hier gefunden zu haben, verwirft aber dieſe Meinung ſpäter, weil er am nördlichen Ende des todten Meeres ganz ſicher Gomorrha (Gumran) entdeckt zu haben glaubt. Am nördlichen Theile des todten Meeres kann aber Gomorrha zuverläſſig nicht gelegen haben, denn nach den bibliſchen Ueberlieferungen lag es in der Nähe von Sodom, alſo im Süden; Fallmerayer rügt auch (ſ. p. 83) dieſe zum mindeſten geſagt ſehr leichtſinnige Auffaſſung. Die Ruinen, welche Saulcy im Ghor Safieh, ſchon in der Ebene, ſah, liegen jedenfalls im Gebiet der Kataſtrophe, welche Sodom und Gomorrha betraf, und deßhalb bieten ſie beſonderes Intereſſe, außer im Falle ſie aus ſpäterer Zeit ſtammen, was indeß kaum wahrſcheinlich iſt; bemerkenswerth ſind jedenfalls dieſe Ruinen ſchon darum, weil ſie in der Ebene liegen gegen die ſonſtige Sitte im Orient und namentlich in Paläſtina, zu beiden Thalſeiten am Hügelrande zu bauen. Saulcy's flüchtige Reiſe geſtattete keine Unterſuchung, wir müſſen uns alſo mit der Angabe begnügen, daß Ruinen, etwas oſtwärts der Sabkah-Ebene, im Wadi Safieh, noch in der Ebene und im wahrſcheinlichen Bereich der Kataſtrophe ſich finden. Ihnen einen Namen beilegen zu wollen, kann uns nicht einfallen.

Von dem oben erwähnten jungen Wald und dem Saum von Binſengebüſchen weſtwärts iſt die Sabkah, wo nicht nur keine Spur von Menſchenwohnungen iſt, ſondern auch kein Gras wächst, weil die Beſchaffenheit des Bodens hier alles Wachsthum hindert. Hat man aber dieſe Linie überſchritten, ſo ſtößt man wieder an die Hügelreihe, welche von Norden herab das todte Meer einfaßt, und in ſehr geringer Entfernung von dem Südende des Meeres befindet ſich nun der Dſchebel Sdom. Iſt dieß nun der Ort, wo Sodom ſtand? Wir wollen weder die Volkstradition noch die Autoritäten neuer Forſcher anführen, ſondern nur eine Stelle von Strabo (C. 764. Teubn. Ed. p. 1066), aus der ganz klar hervorgeht, daß Sodom und ſein Gebiet in demſelben Lande lagen wie Maſada, die berühmte jüdiſche Veſte, welche Strabo Moaſada nennt. Daß dieſe im Südweſten des todten Meeres liegt, leidet keinen Zweifel, alſo lag auch Sodom da, ſo wie Zoar, das ganz nahe geweſen ſeyn muß. Ueber letztere Stadt hat ſich indeß ein ſeltſamer Streit erhoben. Ein Zoar liegt oder lag vielmehr an der Südoſtecke des todten Meeres. Man läßt nun Lot nach dieſer Stadt entfliehen, aber nicht genug, daß ſeine Flucht, welche zwiſchen dem erſten Morgengrauen und den erſten Strahlen der Sonne bewerkſtelligt wird, — denn wie die erſten Sonnenſtrahlen über die Gebirge kommen, betritt Lot nach dem Bericht der Bibel die Stadt Zoar — in viel zu kurzer Zeit bewerkſtelligt wird, als daß er nach dem öſtlichen Zoar hätte gelangen können, ſo hätte ſeine Flucht auch dann gegen Oſten gehen müſſen, alſo gerade durch die Sabkah, eben die Ebene, welche durch den Ausbruch des unterirdiſchen Feuers ſo zerſtört wurde, daß ſie jetzt noch kein Gras hervorbringt. Bertou und Saulcy behaupten deßhalb, und Fallmerayer ſtimmt ihnen bei, Lot ſey nicht nach dem oft erwähnten öſtlichen Zoar geflohen, ſondern nach einem Ort, der jetzt noch bei den Arabern Zuerah heißt, und den man in der angegebenen Zeit, zwiſchen dem Morgengrauen und den erſten Strahlen der Sonne, erreichen kann; dieſe Flucht ging alſo nordwärts nicht oſtwärts, und damit wich Lot dem Gebiet des zerſtörten Landes aus.

Die viel beſtrittene Frage über die Identität von Zoar wird ein entſcheidender Punkt für die Frage über die Lage von Sodom, und ſomit auch über den eigentlichen Ort der vulcaniſchen Kataſtrophe, welche dieſe Stadt zerſtörte. Da das bekanntere, berühmte Zoar oder Segor, wie es in der LXX genannt wird, zuverläſſig am Südoſtende des todten Meeres lag, dieſes aber unmöglich von

[1] Es heißt abermals „aujourdhui“ (am 21 Jan.)

dem jetzt als Dſchebel-Sdom bekannten Berge in der oben angegebenen Zeit vom Morgengrauen bis zum Sonnenaufgang erreicht werden konnte, ſo ſind nur zwei Dinge möglich: entweder iſt der Dſchebel-Sdom nicht der Ort, wo das alte Sodom lag und die Tradition in Bezug auf dieſe Stelle iſt ganz falſch, oder das Zoar, wohin Lot flüchtete, iſt nicht das Zoar von Idumäa am Südoſtende des todten Meeres, ſondern der Ort, der jetzt noch bei den Landesbewohnern Zuera heißt, und etwa eine halbe Stunde von Sodom liegt. Dieſer Alternative iſt nicht zu entgehen, wenn wir, wozu gar kein Grund vorhanden, nicht der moſaiſchen Erzählung die Wahrheit abſprechen wollen. Nun ſahen aber Lynch und Robinſon, eben ſo wie Saulcy und andere, den Salzberg am äußerſten Südweſtrande des todten Meeres, wo noch jetzt wie zu alten Zeiten — auch Galienus ſpricht davon — Salz gebrochen wird, und dicht an dieſem „iſolirten Salzberg“ ſah Saulcy die Ueberbleibſel einer großen Stadt, Cherbet Sdom, Ruinen von Sodom, genannt. „Nach der Meinung des Hrn. de Saulcy“, ſagt Fallmerayer (p. 79) „iſt kein Zweifel, daß Sodom und Umgegend in Folge eines vulcaniſchen Ausbruchs, welcher den iſolirten Salzberg in die Höhe trieb, von Grund aus zerſtört, oder, wie die Schrift ſagt, umgekehrt worden iſt. Die unermeßlichen Schichten von Aſche und Schlacken an dieſem ſodomiſchen Jorullo ſprechen allerdings für vulcaniſche Gewalten, und inmitten der Zerſtörung, ſagt Hr. de Saulcy, haben ſich ſogar Reſte cyclopiſchen Gemäuers erhalten. [1] Von Lava, Schlacken und Aſche thut Robinſon keine ausdrückliche Meldung, auch die cyclopiſchen Ueberreſte hat er im Vorübereilen nicht bemerkt, wohl aber hat er ſich durch den Augenſchein überzeugt, daß reines lebendiges Steinſalz Hauptbeſtandtheil des ganzen vulcaniſch gehobenen und nur durch einen ſchmalen Küſtenſtreif vom See getrennten Berges iſt. Den Strandboden am Fuße des Salzberges mit Salz und Erdharz bekleidet hat auch W. Lynch gefunden. W. Lynch hat aber auch von der Barke aus an dieſem Salzberg etwas entdeckt, was den übrigen Forſchern vor und nach ihm entgangen iſt. Wir meinen die Salzſäule, in welche der Sage nach Lots Weib verwandelt wurde, und die man bisher als eine Schöpfung der Einbildungskraft und des Aberglaubens ins Fabelreich verwieſen hat. Lynchs Entdeckungsmannſchaft ſah zu nicht geringem Erſtaunen auf der Oſtſeite des Sodomberges, etwa ein Drittel Abſtand von der Nordſpitze desſelben am Eingang einer engen, tiefen, ſteilen Schlucht eine runde, hohe, von der Bergmaſſe, wie es ſchien, losgeſchälte Säule von reinem Salze, cylinderförmig auf der Stirn- und pyramidal auf der Rückſeite. Der runde Säulenſchaft mag 40′ Höhe haben, und ruht auf einer ovalen Unterlage, im Ganzen 40′ bis 60′ über dem Spiegel des todten Meeres. Die Dicke der Säule ſcheint mit der Höhe zu ſchwinden, die Spitze iſt zerbröckelt und die ganze Maſſe eine Kryſtalliſation. Ein Strebepfeiler verbindet ſie mit dem Berge im Hintergrund, der Ueberzug iſt von heller Steinfarbe, und das Gebilde ſelbſt nach Lynchs Dafürhalten eine Schöpfung der Winterregen. [1] Dieſe Gründe zuſammengefaßt heben alle Bedenken, daß hier Sodom, die alte, große, prachtvolle vulcaniſch zerſtörte Hauptſtadt der zaubervollen Waſſeraue des Patriarchen Lot geweſen iſt.“ Lag aber Sodom, wie alle Zeugniſſe, auch das von Strabo beweiſen, am Südweſtrande des todten Meeres, ſo mußte auch Zoar in der Nähe liegen, und ſich in dem jetzigen Zuerah wiederfinden, nicht in dem Zoar am Südoſtende des Sees, und die vulcaniſche Zerſtörung hat ihre locale Beſchränkung, ſelbſt wenn man Strabo's [2] Ausſage von 13 zerſtörten „Städten“ als richtig annimmt.

Wir laſſen deßhalb den Streit über das am Südoſtende des Sees liegende Zoar als unfruchtbar ganz bei Seite, und wenden uns zu andern Localitäten. Man hat vermuthet, ein Theil der zerſtörten Ortſchaften habe in der Ebene gelegen, und ſey ſomit vom See verſchlungen worden, das iſt einerſeits nicht wahrſcheinlich, weil es im Orient Sitte war und iſt, an der Hügelehne zu bauen; andererſeits hat Lynch den Seeboden vergeblich nach Städtetrümmern unterſucht, und dieſe konnten doch bei der ſehr geringen Tiefe dieſes Theils des todten Meeres, wenn ſie irgend vorhanden waren, nicht eben ſehr ſchwer aufzufinden ſeyn. Fallmerayer ſagt (p. 83): „Sodom ausgenommen iſt von den Ruinen der übrigen fünf Städte, wenn ſie ja noch exiſtiren, noch keiner die unanfechtbar richtige Stelle angewieſen.“ Allerdings, und Saulcy hat ſich durch die faſt liederliche Behandlung ſeines Stoffs, indem er einmal das Gomorrha öſtlich im Ghor el Safieh, jenſeits der Sabkah, ein andermal am Nordende des todten Meeres ſucht, einen ſehr ſchlechten Leumund zugezogen, allein wir können wegen dieſes Leichtſinnes ihn noch nicht der Lüge zeihen, und ſeine Angaben ſind ſehr wohl zu benützen.

Die erſte Stadt, die nach Sodom die Aufmerkſamkeit erweckt, iſt natürlich Gomorrha, von welcher ſich in der Umgegend kein entſprechender Name wie bei Sodom erhalten hat. Auf die Cherbet Gumran, nahe am Nordende des Meeres, können wir kein Gewicht legen. Dagegen bietet ſich freilich nicht ein Name, wohl aber eine Localität in der Nähe dar, nämlich Ain Dſcheddi, das bibliſche Engaddi, drei Stunden nördlich vom Salzberg, am Ausgang einer tiefen Schlucht, aus welcher ſelbſt in der Sommerszeit Waſſer herabrinnt, weßhalb ſich dort nach Saulcy eine „ſehr grüne Oaſe“ findet; daß auch Ruinen dort ſich finden, macht den Ort um ſo intereſſanter. Schon Coſtigan, der einen frühern Verſuch machte das todte Meer mit Barken zu befahren, war von Norden herab bis zu dieſem Delta vorgedrungen, und glaubte, es könnte hier wohl Gomorrha, die Schweſterſtadt von Sodom, geweſen ſeyn. Saulcy bemerkte in der Nähe vulcaniſche Schlünde und erſtarrte Lavaſtröme,

[1] Wir dürfen nicht unterlaſſen, hier zu bemerken, daß ein neuer Paläſtina-Reiſender, ein Holländer, Hr. Van de Velde, deſſen wir früher ſchon erwähnt, in der Verſammlung der Londoner paläſtiniſch-archäologiſchen Geſellſchaft vom 28 Febr. d. J. (ſ. Athen. 4 März) von ſolchem cyclopiſchen Gemäuer nichts geſehen haben will, und dieß gerade gegen Saulcy's Behauptung ausſpricht; allein von Geſteinstrümmern ſpricht auch er, und der etwas mit raſcher Einbildungskraft begabte Hr. de Saulcy nimmt es mit dem Worte „cyclopiſch“ nicht eben ſehr genau. So ſpricht er auch bei ſeiner Reiſe im Moabitenlande an Stellen, wo augenſcheinlich nur ſehr roh gearbeitete Lavablöcke herumlagen (ſ. l. p. 318), von cyclopiſchen Mauern. Die Frage iſt, ob in der Nähe des Salzbergs Ruinenreſte ſich finden, wie Saulcy zuverläſſig ausſagt, und wie auch die Ausdrücke Cherbet Sdom, Redſchom Mezorrhei u. dgl. beweiſen. Darüber wiſſen wir von Van de Velde und andern noch nichts.

[1] Von Abraham bis auf Moſes verfloſſen nahezu 500 Jahre; der Verfaſſer der moſaiſchen Erzählung fand alſo die Sage hinſichtlich Lots Weibs ſchon völlig ausgebildet vor.

[2] Strabo's angeführte Stelle zeugt auch für das Vorrücken des todten Meeres, „durch die Erſchütterungen und die Ausbrüche des Feuers und der heißen pechhaltigen und ſchwefeligen Gewäſſer ſey der See vorgerückt“ (προσθοι). Eine andere Deutung kann man dem Worte nicht wohl geben; nicht nur Fallmerayer (p. 12), ſondern auch Letronne überſetzt ſo „auraient fait ſortir ce lac de ſes limites.“

allein noch andere Umſtänden kommen der Vermuthung zu Hülfe, daß hier Gomorrha gelelegen habe, wenn ſie gleich nicht mehr thun können, als die Vermuthung zu einer Wahrſcheinlichkeit zu erheben. Saulcy durchzieht, unmittelbar ehe er nach dem wohlbekannten Ain Dſcheddi kommt, das Land (Belad) Haſaſa, durch welches ein Wadi Haſaſa geht. In der moſaiſchen Urkunde (1 Moſ. XIV. 7) heißt es: „ſie ſchlugen die Amalekiter und auch die Amoriter, welche in Hazazon Thamar wohnten." Eine Stelle in 2 Chr. XX. 2. ſagt ausdrücklich, daß Hazazon Thamar und Engaddi eines und daſſelbe ſeyen. Der alte Name Hazazon hatte ſich alſo in dieſer verhältnißmäßig ſpäten Zeit neben dem neuen Quell- und Ortsnamen erhalten, und beſteht noch jetzt. Von hier an, wo im Alterthum alſo die Amoriter wohnten, die aber durch die Iſraeliten weiter gegen Süden gedrängt wurden, und bis wohin der im 1 Moſ. XIV. erwähnte Kriegszug ging, wobei Gomorrha, Sodom und Zoar betheiligt ſind, beginnt eine Reihe von Ruinen bis nach Sodom hinab, meiſt namenlos und bis zur Unkenntlichkeit entſtellt. Saulcy ſpricht bei Ain Dſcheddi von „immense étendue de décombres antiques;" ſie dehnen ſich von Engaddi ſüdwärts nahezu eine halbe Stunde aus. Dabei iſt zu bemerken, daß Engaddi beinahe der von Oſten hervorſpringenden Landzunge gegenüber liegt; daß alſo hier oder in der Nähe das Einſinken des Bodens, welches den jetzigen untiefen Theil des Sees gebildet hat, ſtattgefunden haben muß. Etwa eine Stunde weiter gegen Süden iſt der Wadi el Haſaſ, d. h. das Thal der Ruinen, wohl zu bemerken, nicht derjenige welcher zu den Ruinen von Maſada hinaufführt, ſondern eine gute halbe Stunde weiter gegen Norden. Der Name, welcher ſich in der Nähe von Maſada ſehr gut erklärt, beweiſt auch, daß in dem nördlichen Wadi el Haſaſ Ruinen ſind, welcher Art, das wiſſen wir nicht, Saulcy hat ſie nicht unterſucht; auf ſeiner Karte aber findet ſich, unmittelbar öſtlich am Meeresufer, angegeben „ganz zerriſſene Ebene," und hinter den Uferhöhen iſt bemerkt, daß hier die wie durch vulcaniſches Feuer ausgeworfenen und durchbrannten Steine wieder beginnen. Von hier an rücken die Berge ſehr nahe an das Meer heran, und es finden ſich keine Ruinen mehr außer verhältnißmäßig moderne, d. h. ſolche die mit denen von Maſada gleichzeitig ſind. Dagegen iſt der Boden in jeder Weiſe vulcaniſch zerriſſen.

Gehören nun die nördlichen Ruinen bei Engaddi einer der verheerten Städte an? ſolange ſie nicht näher unterſucht ſind, ſolange nicht ihr Bau mit dem von Sodom verglichen iſt, läßt ſich auch nichts mit Sicherheit angeben. Saulcy ſpricht von der Aehnlichkeit beider Ruinen, doch nur in ſehr unbeſtimmten allgemeinen Ausdrücken, indeß müſſen wir dieſe Stelle, die wichtigſte ſeines Buchs, inſofern ſie auf die durch dieſelbe Kataſtrophe zerſtörten Städte Bezug hat, hier mit Auslaſſung einiger minder wichtigen Sätze mittheilen. Nachdem die Reiſegeſellſchaft auf ihrem Rückweg die gefährliche Sakkah durchwandert hatte und am Südweſtrande des todten Meeres angekommen war, fährt Saulcy (II. p. 71) fort: „Es iſt 2 Uhr 47', als wir uns wieder den nur 10 Metres links von unſerm Wege liegenden Redſchom el Mezerrhel (umgeſtürzten Steinen) gegenüber befinden. Der Rand des Waſſers iſt nur 40 oder 50 Metres zur Rechten. Wir wenden uns jetzt etwas mehr nordweſtlich, das Meer entfernt ſich auf 80 Metres und der Fuß des Berges auf 150. Der erweiterte Uferſtrich zeigt große von dem Zahn der Zeit benagte Steinblöcke, unter denen wir bald regelmäßige Reihen, ſichtlich die flachen Reſte alter Mauern erkennen. Wir befinden uns alſo ſicherlich unter augenſcheinlichen, erkennbaren Ruinen, die auf einer Strecke von 400 Metres fortlaufen. In dieſem Augenblick wandern wir gegen NNW. Links bildet der Berg von Sodom nicht mehr eine einzige Maſſe, ſondern wir ſtehen vor mächtigen Hügeln, welche den nördlichen Theil des Berges umziehen. Auf dieſen ſehr ausgedehnten Hügeln zeigen ſich Trümmerhaufen, ſichere Anzeichen daß hier eine ſehr bedeutende Stadt ſtand. Wir gehen hart am Fuße dieſer Trümmer hin, deren Urſprung ſich unmöglich verkennen läßt. Von dem Ufer iſt das Baumdickicht, welches uns das Meer verbirgt, 80 Metres rechts. Wir marſchiren fortdauernd gegen NNW. Um 3 Uhr 7 Minuten durchziehen wir das jetzt trockene, 15 Metres breite Bett eines Wildbaches. Hier ſind die mit Ruinen bedeckten Hügel durch eine Schlucht getrennt, und ſcheinen zwei verſchiedene Maſſen (pâtés) zu bilden, auf denen ungeheure Ruinen liegen, welche die Araber einſtimmig Sdom nennen. In der Ebene jenſeits des trockenen Flußbetts zeigen ſich zahlreiche Reihen von Steinblöcken, Reſte ehemaliger Wohnungen. Wir marſchirten gegen WNW bis 3 Uhr 11 Minuten, wo die in der Ebene gelegenen Ruinen aufhören. Wir folgen fortwährend derſelben Richtung, während das Delta, auf dem unſere Straße liegt, eine mächtige, von Schluchten durchzogene, mit großen Steinblöcken überſäete und mit zahlreichen Mimoſas oder Seyal überwachſene Ebene geworden iſt. Um 3 Uhr 30 Minuten ſtehen wir der äußerſten Spitze des Dſchebel Sdom gegenüber, welcher ſteil gegen eine große ſchöne, mit Mimoſen bewachſenen Ebene abfällt, die ſich gegen SSW ausdehnt. Erſt um 3 Uhr 30 M. haben wir den Fuß der erſten etwa 30 Metres hohen Hügel erreicht, welche die Mündung des Wad ez Zuera bilden, den wir, anfangs in weſtlicher Richtung, hinanzuſteigen beginnen. Auf den Hochflächen der beiden bezeichneten Hügel ſind ſehr zahlreiche Trümmer ähnlich denen von Ain Dſcheddi, Sdom, En Nemaireh und Sebaa.[1] Die Araber nennen dieſe Trümmer Zuera el Tahtah. Es ſind alſo die von Zoar. Wir haben geſehen, daß die Gränze der Ruinen von Sdom ſich uns um 3 Uhr 11 M. zeigte, die Ruinen von Zoar oder Seger erreichen wir um 3 Uhr 30', wir brauchen alſo 19 Minuten, um den Zwiſchenraum zwiſchen dieſen beiden Oertlichkeiten zu durchwandern. Die relative Lage der Ruinen von Sodom und Zoar erklärt alſo vollſtändig alle Einzelnheiten des Berichts, den die Bibel uns von der Flucht Lots gibt, welche in der Zeit zwiſchen dem Morgengrauen und dem Sonnenaufgang vor ſich gehen mußte."

Wollen wir nun Saulcy nicht geradezu der Lüge zeihen — denn von Täuſchung kann, da er in ziemlich zahlreicher Geſellſchaft reiſte, kaum die Rede ſeyn — ſo müſſen wir annehmen, daß hier Reſte ſtanden, die auf alte Wohnungen deuten. Die Nähe beider Ruinen rechtfertigt den älteſten Bericht über die Flucht Lots. Dieſe Nähe, conſtatirt durch genaue Zählung, führt auf eine nicht unwichtige Bemerkung. Die Geſchichte des kleinen Kriegs, der 1 Moſ. XIV. erzählt iſt, beſagt, daß „die Könige von Sodom, Gomorrha, Adama, Zeboim und Zoar oder Bela" Krieg führten gegen Kedorlaomer, König von Elam. Sie wurden geſchlagen, ihre Städte geplündert, und bei der Gelegenheit auch Lot gefangen fortgeführt, worauf Abraham

[1] Die beiden letztern ſind im Gebiet von Moab.

ſeine Knechte, 318 an der Zahl, wappnete, und nebſt einigen andern Leuten den Siegern nachſetzte, ſie ſchlug, und ihnen Raub und Gefangene wieder abjagte. Von großen Heeren iſt alſo nicht die Rede, und die Städte können eben auch nicht groß geweſen ſeyn. Erfahren wir nun, daß Sodom und Zoar nur 19 Minuten von einander entfernt liegen, und doch beide von beſondern Königen beherrſcht werden, ſo iſt anzunehmen, daß die andern auch nicht weit weg waren. Zwei Stunden vor Zoar liegt ein jetzt verlaſſener Ort, Suk el Thaeme (der Markt von Thaemeh). Nach Sauley erzählen die Araber, daß daſelbſt eine durch das Feuer des Himmels und die Rache Allahs zerſtörte Stadt liege. Sehen konnte dieſe Sauley nicht, dazu hatte er keine Zeit und keine Gelegenheit, er mußte alſo ſich auf die Ausſage der Araber verlaſſen. Immerhin iſt aber der Name El Thaeme ſehr nahe mit dem im 5ten Buch Moſis erwähnten Adamah verwandt. Halten wir an Sodom feſt, wie man kaum umhin kann, ſo müſſen wir auch Zoar annehmen, eine zerſtörte Stadt, die wohl Adamah, das oben genannte el Thaeme, ſeyn kann, iſt auch in der Nähe, und auf dem Wege zwiſchen Zoar und Engaddi — nicht mehr als 3 Stunden — finden ſich mehrfach Ruinen, bei Engaddi ſelbſt ſehr ausgedehnte. Nimmt man dazu noch den vulcaniſch zerriſſenen Zuſtand des Landes, ſo hat man allen Grund zu vermuthen, daß die angeblich zerſtörten 5 oder 13 Städte, oder 2 nach der älteſten Ueberlieferung der Bibel, alle ſehr nahe beiſammen liegen konnten, und daß man nicht Zeboim 15—20 Stunden weiter gegen Oſten im Gebiet von Moab ſuchen muß, wie Sauley gethan hat. Man kann das 14. und 19. Cap. des erſten Buches Moſis unmöglich leſen, ohne den Eindruck zu erhalten, daß Sodom, Gomorrha und die andern zerſtörten Ortſchaften in ſehr geringer Entfernung von einander lagen, und daß man um die zerſtörte Pentapolis, wie man etwas preciös ſich auszudrücken beliebt, aufzufinden, eben nicht nach Moab hinüber, noch überhaupt weit gehen darf.

Sauley's Reiſe iſt allzu flüchtig, um viel Aufſchluß zu geben, und neben der augenſcheinlichen Flüchtigkeit nimmt ſich die nachträglich zuſammengeraffte Gelehrſamkeit etwas ſonderbar aus, man darf ſeine Worte nicht auf die Goldwage legen, aber der Geſammteindruck ſeiner Schilderungen iſt nicht ohne Werth, wenn gleich mit ſeinen eignen Schlüſſen nicht ſehr übereinſtimmend. Man gewinnt die Anſicht, daß von Engaddi an gegen Süden das Land in furchtbarer Weiſe vulcaniſch erſchüttert iſt, und daß an verſchiedenen Punkten Ruinen ſich finden, die ein hohes Alter mit Recht in Anſpruch nehmen; man kann ſich hier des Gedankens nicht entſchlagen, daß das moabitiſche Land von dieſer Kataſtrophe verſchont blieb, und es verſtärkt ſich die Annahme, daß die zerſtörten Städte zwiſchen Engaddi und dem jetzigen Südende des Sees lagen, daß die Trümmer zum Theil noch vorhanden ſind, und daß bei der Erderſchütterung und der Entzündung der Aſphaltquellen die Ebene zwiſchen dem Weſt- und Oſtabhang zum Theil ins Meer ſank, zum Theil mit einem ſalzigen, ſtark Erdharz enthaltenden, durchaus unfruchtbaren Schlamm überzogen wurde. Eine nähere Unterſuchung der Ruinen am Berg Sodom iſt das erſte Erforderniß, das ein künftiger Reiſender zu erfüllen hat; ſind dieſe Ruinen wirklich vorhanden und läßt ſich ein gewiſſer Charakter daran noch erkennen, dann müſſen ſie auch Aufſchluß über das weite Ruinenfeld bei Engaddi geben, und allmählich zu umſtändlicherem Aufſchluß führen.

Gladſtone's finanzielle Vorlage.

Die dießmalige Rede Hrn. Gladſtone's iſt zwar wie gewöhnlich lang, aber ihr Inhalt läßt ſich in wenigen Zeilen geben. Er hat einen Ueberſchuß von 1,666,000 Pf., die nothwendigen Kriegsrüſtungen aber ergeben eine Mehrausgabe gegen früher von 4,506,000 Pf., es iſt alſo nach Abzug des Ueberſchuſſes ein Deficit von 2,840,000 Pf. da, die er vorſchlägt durch eine halbjährige Verdoppelung der Einkommenſteuer zum Belauf von etwa 3,300,000 Pf. zu decken, ſo daß noch ein verfügbarer Ueberſchuß von 467,000 bleibt. Hr. Gladſtone ſcheint mit dieſer leichten Behandlung der finanziellen Nöthen des Continents zu ſpotten, und es geht auch ohne Seitenblicke nicht ab, namentlich wird hervorgehoben, daß England die Schatzkammerſcheine im vorigen Jahr zu 1½ Proc. ausgab, dießmal auf den alten Satz von 3 Proc. hinaufgehen müſſe, Frankreich aber habe ſich genöthigt geſehen, ſeine Schatzkammerſcheine, die nur 3 Proc. ertrugen, auf 5½ hinaufzuſetzen. Die hochmüthige Leichtigkeit, mit der die Kriegsrüſtungen dieſes Jahres mit der bloß halbjährigen Verdoppelung einer einzigen Steuer abgemacht werden, hat etwas höchſt auffallendes, das ſich aber alsbald erklärt, ſowie man an das vorjährige Budget zurückdenkt, das wir ſchon damals (ſ. Nr. 17. vom 29 April v. J.) ein Kriegsbudget genannt haben. Man hat voriges Jahr die Einkommensſteuer auf 7 Jahre hinaus votirt, man hat die kleinen Einkommen zwiſchen 100 und 150 Pf. herangezogen, man hat die Einkommenſteuer auch auf Irland ausgedehnt, was zuſammen eine Vermehrung von 5½ auf 6¼ Mill. gab; man hat die Erbſchaftsſteuer umgeſtaltet, die zwar in dem erſten nahezu verlaufenen Jahre nur 500,000 Pf. betrug, die man aber im künftigen Jahre auf 2 Millionen berechnet. Man hat ſonach im vorigen Jahre eine Vermehrung directer Steuern um 2¾ Mill. zugeſtanden, und wenn man annimmt, daß bei einer Fortdauer des Kriegs die Einkommenſteuer geraume Zeit auf 6 Proc. geſtellt werden wird, ſo beträgt dieſe Zunahme directer Steuern nicht weniger als 8—9 Mill. Pf. St., mit denen man nicht nur einen ſehr bedeutenden Theil der laufenden Kriegskoſten, ſondern auch eine Verzinſung von Anlehen beſtreiten kann. Hr. Gladſtone hat alſo die Hauptſache ſchon im vor. Jahre gethan, und man wird jetzt nicht mehr übertrieben finden, daß wir ſchon das vorjährige Budget als Kriegsbudget bezeichnet haben, obgleich die Times dieß durchaus nicht Wort haben will. Der Krieg war damals ſchon eine ſo entſchiedene Sache, daß man ſich in jeder Weiſe vorſehen mußte, und man darf nur Hrn. Gladſtone's damalige Rede vom 18 April v. J. leſen und mit der dießmaligen am 6 März gehaltenen vergleichen, um ſich davon ohne alle Mühe zu überzeugen: England war alſo im April vorigen Jahres ſchon völlig zum Krieg bereit und entſchloſſen.

Gab die vorjährige Rede reichlichen Stoff zu ſehr ernſten Betrachtungen, ſo gibt es die dießmalige nicht minder. Der merkwürdigſte Zug der finanziellen Vorlage iſt der, daß für das erſte Halbjahr, alſo vom 5 April bis 5 October die Einkommenſteuer verdoppelt werden ſoll, mit der klaren Andeutung, daß die Regierung nur die Koſten der jetzigen Expedition im Auge habe, und nur dieſe decken wolle, daß man aber für nichts ſtehen könne, und daß noch vor dem Ausgang der dießjährigen Seſſion es ſich zeigen werde, ob der Krieg einen weitern Umfang und größere Dauer gewinne oder nicht. Wir haben vor wenig Wochen bemerkt,

daß in den officiellen Darstellungen eine sichtliche Lücke und Dunkelheit herrsche, daß hochgestellte, vorschauende Männer einen langen Krieg prophezeihen, während die jetzigen Aussichten, wo Frankreich und England gegen Rußland vereinigt, Oesterreich und Preußen nicht für Rußland sind, auf eine baldige Beendigung deuten. Diesen letztern Anschein hält die finanzielle Darlegung Gladstone's noch fest, und zwar mit einer wahren Affectation. Indeß zweifelt man in England an der Aufrichtigkeit Frankreichs, oder ist der Ansicht daß selbst beide vereinte Westmächte ohne die Dazwischenkunft Deutschlands nichts Entscheidendes ausrichten können. Die wahre Unverschämtheit, mit der die Times (11 März) über Preußen sich äußert, läßt das letztere vermuthen, und wir wollen nur wünschen, daß eine deutsche Antwort aus der rechten Feder mit Angabe der Gründe erfolge. Die Forderungen, die England stellt, versteigen sich ins Naive: nachdem es in den letzten Jahren alles gethan, in Verband mit Rußland Deutschland zu erniedrigen und zu kränken, soll man jetzt, ohne alle genügende Veranlassung, für englische Interessen gegen Rußland auftreten, und wenn es nicht geschieht, dann sind wir mit der hohen Ungnade der englischen Journalisten und mit dem Zorn der englischen Steuerzahler, die auch im zweiten Halbjahr statt drei sechs Procent Einkommensteuer zahlen müssen, bedroht. Das Sturmlaufen gegen die Neutralität Deutschlands ist also eher im Wachsen als im Abnehmen. Sind bis zum Julius keine entscheidenden Erfolge gegen Rußland erfochten, so daß dieß sich beugen muß, dann wird ein abermaliges Kriegsbudget nöthig, welches etwas massiver ausfallen dürfte als das dießmalige.

So sehr wir den gränzenlosen, bis ins Unverschämte gehenden Egoismus der Engländer in ihrer äußern Politik rügen müssen, so viel Achtung verdienen sie wegen ihrer ruhigen consequenten Haltung in ihren innern Angelegenheiten, eine Haltung, die sich auch in diesem Budget durchaus nicht verläugnet. Seit dreißig Jahren ist man bemüht, die auf dem Verbrauch, d. h. die auf den untersten Classen gleich schwer, wie auf den mittlern und höhern, lastenden indirecten Abgaben zu vermindern, oder mindestens zu erleichtern, und auch dießmal ist man dieser Richtung, welche Peel in ein System brachte, nicht untreu geworden. So wie Gladstone an die Mittel kommt, das bestehende durch die Kriegsrüstungen veranlaßte Deficit zu decken, ist sein Erstes, daß er erklärt, das Parlament werde gewiß nicht gesinnt seyn, die vorgeschlagenen Ermäßigungen der Steuern auf Verbrauchsgegenstände, auch wenn solche noch nicht ins Leben getreten seyen, wieder rückgängig machen zu lassen. Diese betragen für das Jahr 1854/5 in runder Summe 1½ Mill. Pfd., sind also nicht unbedeutend. „Ich spreche es", sagt Gladstone, „mit der klarsten Ueberzeugung, wenn auch nur für den jetzigen Augenblick aus, daß wir der indirecten Besteuerung des Landes auch nicht einen Farthing hinzuzusetzen weder rathen können noch wollen." Dieser Satz ist in seiner Entschiedenheit, wie in seinem sorgfältigen Vorbehalt wegen der Zukunft höchst merkwürdig, denn er setzt die Möglichkeit voraus, daß die Kräfte der directen Besteuerung, die vor allem bis aufs Aeußerste angespannt werden sollen, sich erschöpfen und daß man dann abermals, wenn auch mit großem Widerwillen, zur indirecten Besteuerung greifen werde. Man kann das Streben der höhern besitzenden Classen, die untern, ärmern, von der Hand in den Mund lebenden so viel immer möglich mit Steuern zu verschonen, nicht stärker ausdrücken; es zeigt sich hierin deutlich die Besorgniß, welche die Kluft zwischen beiden in England erweckt hat.

Eben so merkwürdig ist die fast krankhafte Abneigung gegen Schuldenmachen. Gladstone äußert sich in einer Weise, daß man wohl sieht, die 750 Mill. Pf. Schulden lasten schwer auf England und hemmen seinen Unternehmungsgeist. „Es ist das, sagte er, eine sehr ernste Sache, und jeder der mit der Finanzverwaltung des Landes zu thun hat, weiß welche schwere Uebel daraus entsprungen sind, welche herbe Lasten man dem Volke auflegen muß, um den Heißhunger der alles verschlingenden Schuld zu stillen. Wie viel Gutes ist deßhalb nicht unternommen, oder, wenn unternommen, nicht ausgeführt worden! Die, welche diese Schuld, außer unter dem Druck einer gebieterischen Nothwendigkeit vermehren, machen sich einer großen Verantwortlichkeit schuldig, ich bin aber überzeugt, daß das Parlament weder jetzt noch in einer künftigen nahe bevorstehenden (early) Zeit eine so unheilvolle Bahn einschlagen wird." Erinnert man sich der Leichtigkeit, mit der man im vorigen Kriege Jahr um Jahr zu Anlehen schritt, so klingt diese Sprache sehr ernst und um so ernster, als auch hier neben dem Entschluß in der nächsten Zeit keine Schulden zu machen, sondern durch Steuern die Kriegsausgaben zu bestreiten, die Besorgniß durchschimmert, daß es doch zum Schuldenmachen kommen, der Krieg also voraussichtlich lang dauern werde. Man kann sich unmöglich verhehlen, daß Englands leitende Staatsmänner fühlen, ein Krieg wie der zwischen 1792 und 1815 müsse England ruiniren, und daß sie deßhalb nur mit sehr schwerem Herzen sich zum Kriege entschließen. Der Entschluß aber war ohne Zweifel vor Jahren gefaßt und jedenfalls die Nothwendigkeit vorausgesehen. Man urtheile darnach, ob die Unterhandlungen, wie sie seit einem Jahre geführt wurden, etwas an der eigentlichen Sachlage ändern konnten; man erwäge aber auch, wie sehr die Engländer durch ihr Interesse gespornt sind, fremde Waffen gegen Rußland anzuwenden. Aber die Krämerpolitik der J. 1848 bis 50, und das Verfahren gegen Deutschland wird sich noch rächen. Die Stellung in welche sich England auf der einen Seite zu Deutschland, auf der andern zu den Arbeitermassen im Innern gesetzt hat, Stellungen die sich nicht über Nacht, sondern nur durch ein Jahre lang fortgesetztes verändertes Benehmen bessern lassen, machen es der herrschenden Classe Englands zur gebieterischen Nothwendigkeit, die directe Steuerkraft des Landes aufs höchste anzuspannen, auch auf die Gefahr hin, den bornirten Friedenspredigern, wie Cobden und Bright, nach und nach einen Einfluß und ein Ansehen zu verschaffen, das dem bisherigen aristokratischen Staatsgebäude den verderblichsten Stoß versetzen könnte.

Man kann indeß nicht verkennen, daß England finanziell gerüsteter ist, als es je war. Eine Verdoppelung der Einkommenssteuer mit Zuschlag der irischen Einkommensteuer und der Vermögen zwischen 100 und 150 Pfd. gibt über 12½ Mill. statt 5½, wie vor einem Jahr, die Aenderung der Erbschaftsabgaben hat im letzten Jahr, wo sie nur sehr partiell eingeführt war, eine halbe Million ergeben und wird im nächsten wenig unter 2 Millionen abwerfen; wir haben also mit diesen Posten allein eine Mehreinnahme von 9 Millionen Pfd., die zu einem bedeutenden Theil der Kriegskosten und zur Zinsenzahlung sehr mächtiger Anlehen hinreicht. Der Theezoll, der von 2 Sch. 2¼ D. auf 1 Sch. nach und nach herabgesetzt werden sollte, wird mit Ausnahme der ersten 4½ D.,

um die er bereits heruntergeſetzt iſt, bleiben, wie Hr. Gladſtone auch bereits angekündigt hat, und eine Verminderung der Einnahme wird alſo nicht eintreten. Hiezu kommt, daß im J. 1859 3½ Millionen Annuitäten aufhören, und ſetzte man dieſe jetzt einmal gewohnten Zahlungen einige Jahre lang fort, ſo wird eine allenfallſige contrahirte Schuld ſehr bald abbezahlt ſeyn. Einen bedeutenden Stoß könnten dieſe Berechnungen nur dann erleiden, wenn eine bedeutende Seemacht mit England in Krieg käme und der Handel weſentlich litte. Dieß iſt eine mögliche, aber jedenfalls noch keine ſehr nahe Ausſicht. Schlimmer und ſicherer drohend iſt der Umſtand, daß die Amerikaner zuverläſſig manchen Handelszweig, deſſen Betrieb der Krieg läſtig oder gefährlich machen wird, an ſich reißen werden. Das iſt wenigſtens die Ausſicht, die man in Amerika hegt, und wozu man ſich rüſtet. Die Engländer wiſſen dieß, äußern ſich aber weislich nicht darüber; dagegen ſind ſie über einen andern Punkt deſto lauter, daß ſie in dem bevorſtehenden Kriege ganz Europa für ſich hätten gegen Rußland allein, während in dem vorigen Krieg England oft allein gegen das ganze übrige Europa geſtanden habe. Es fragt ſich wie lange England dieſer Stellung ſich wird rühmen können.

Die Regierung und das Volk in der Bombay-Präſidentſchaft.

(Skizze aus einer oſtindiſchen Reiſe in den Jahren 1849—1853, von K. Graul.)

In den Präſidentſchaften von Madras und Calcutta ſtehen mohammedaniſches und brahmaniſches Geſetz unvermittelt nebeneinander, und nur nachträgliche Verordnungen des General-Gouverneurs auf Antrag ſeines geſetzgebenden Rathes ſchleifen allmählich die ſcharfen Ecken weg und durchdringen beide Seiten je länger je mehr mit dem Geiſte chriſtlicher Billigkeit. In der Präſidentſchaft von Bombay dagegen wurden die vorgefundenen Beſtimmungen für die Rechtspflege durch den Geſetzescodex des Gouverneurs Elphinſtone mit einemmale beſeitigt.

Man darf aber ja nicht meinen, daß in einer möglichſt ſchnellen und vollſtändigen Angliſirung des Geſetzes das Heil der indiſchen Rechtspflege zu ſuchen ſey. Der Engländer betrachtet das Geſchwornen-Gericht als die Krone engliſcher Einrichtungen „aus den Tagen des großen Alfred“, und hängt daran mit ſchwärmeriſcher Verehrung. Gleichwohl weiß ein jeder, daß in den Tagen der Tudor's, der Stuarts, beſonders aber unter der Regierung Karls II und Jakobs II, die Geſchwornen-Gerichte ſich zu Werkzeugen der gröbſten Ungerechtigkeit gebrauchen ließen. Erſt als der geſellſchaftliche Ton ſich entſchieden gehoben hatte und die öffentliche Meinung den Machthabern gegenüber eine Macht geworden war — etwa ſeit dem Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts — fingen die Geſchwornen-Gerichte an, die Wirkung, die von Anfang an beabſichtigt war, einigermaaßen auf die Volksgemeinde zu üben. Sollte aber Indien, wo Religion und Kaſte die Intereſſen hundertfach ſpalten, und wo Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit unter dem Volke faſt zur Fabel geworden ſind, für eine Rechtspflege auf dem Wege der Geſchwornen-Gerichte reif ſeyn?

Man ging eben als ich in Bombay war, [1] in dem geſetzgebenden Rathe zu Calcutta damit um, die Geſchwornen-Gerichte, die Lord William Bentink dem Lande geſchenkt, zu verbeſſern und auszudehnen. Die Einrichtung war nie populär geweſen. Von 1216 Fällen, die im Jahre 1847 vor den Seſſions-Judges gebracht wurden, waren nur 188 vor einem Geſchwornen-Gericht unterſucht worden. Der neue Jury-Act, der zu Anfang des Jahres 1850 in Kraft treten ſollte, beabſichtigte die Theilnahme an dem Geſchwornen-Gerichte durch Geldſtrafen zu erzwingen, indem er jedoch nach wie vor den Gebrauch oder Mißgebrauch desſelben in das Belieben des Verklagten ſtellen wollte. Der theilweiſe Zwang zum Genuß einer Würde, die man nicht zu würdigen weiß, kann die Einrichtung ſchwerlich populärer machen.

„Das Geſetz,“ ſo ließ ſich damals ein Eingeborner öffentlich vernehmen, „ſtellt die Beilegung von Streitſachen auf dem Wege des Schiedsgerichts frei; dieſe Erlaubniß aber iſt des allgemeinen Sittenverfalles wegen ohne wirklichen Nutzen. Wenn man auch dazu geneigt wäre, einen Streit vor dem Pantſchat ſchlichten zu laſſen — es iſt ja unmöglich einen Eingebornen zu finden, auf deſſen Redlichkeit ſicher zu bauen wäre.“

Die Stimme dieſes Eingebornen über die Zuſtände ſeines eigenen Volkes iſt faſt zu hart. So viel aber ſteht felſenfeſt: das erſte Hinderniß zu einer beſſern Rechtspflege liegt in den Zuſtänden der Eingebornen ſelber.

Andere Stimmen aus dem Volke freilich — und dieſe bilden weitaus den Chorus — gehen aus einer ganz andern Tonart. Sie ſchieben alles Elend in dieſer Beziehung der engliſchen Regierung in die Schuhe, deren Rechtspflege allzu koſtſpielig, langwierig, buchſtabenkrämeriſch, zeugenpeinigend ſey. „Hinweg mit der Gerechtigkeit der engliſchen Regierung. Beſſer offene Ungerechtigkeit als ſolch ein leeres Schauſpiel von Gerechtigkeit. Es geht ein Gerücht unter unſerm Volke daß, nachdem die Engländer das Land der Peiſchwa erobert hatten, ein gewiſſer Richter zu Ratnagiri zu beiden Seiten ſeiner Gerichtsſtube zwei Bilder aufhing. Das eine ſtellte einen ganz Nackenden, das andere einen

[1] Ende 1849 und Anfang 1850.

nur Halbbekleideten dar. Man frug den Richter, was er damit meine; dieſer erwiderte: „der ganz Nackende bezeichnet den, der ſeinen Proceß verloren, der Halbbekleidete dagegen den, der ihn gewonnen hat. Das iſt die Gerechtigkeit, die wir hier üben.“

Der Geograph Ritter bemerkt bei Gelegenheit der Elphinſton'ſchen Reformen in Bombay:

„Vielleicht daß eben hieraus für Bombay eine neue Gefahr hervorgeht, wenn bei der noch vorhandenen niedern Stufe der Entwicklung, ſtatt Humanität, Freiheit das Ergebniß der Milde ſeyn ſollte — was der trübe Blick der Gegenpartei wenn auch nur vermuthet.“ Nun die vorerwähnte Stimme, die jedenfalls an Unverſchämtheit ihres Gleichen ſucht, läßt ſich vielleicht als einer von vielen Belegen dazu betrachten. Das „trübe“ Auge der Gegenpartei hat wohl nicht durchweg zu ſchwarz geſehen.

Man wolle mich aber ja nicht ſo verſtehen, als meinte ich, die engliſche Rechtspflege könnte bei den einmaligen Zuſtänden der Eingebornen nicht beſſer ſeyn und nicht beſſer werden. Die Regierung wäre es wohl dem Lande ſchuldig, die Zahl der europäiſchen Richter zu vermehren und ſo dem Unfuge der eingebornen Richter, die mit beiden Händen Beſtechungen annehmen, nach Kräften zu ſteuern. Die Sache iſt auch finanziell nicht im mindeſten ſchwierig, denn die bisherigen Gehalte, die bis ins Ungeheure gehen, laſſen ſich ohne alle Beſorgniß, man möchte dadurch zur Beſtechlichkeit reizen, ziemlich lang beſchneiden. Mit der bloßen Vermehrung der europäiſchen Richter freilich iſt es nicht gethan; man nöthige ſie die Sprache des Landes gründlich zu lernen, und benehme ihnen nicht durch häufige Verſetzung in ein ganz anderes Sprachgebiet die Luſt und den Muth dazu.

Man muß der Bombay-Regierung das Zeugniß geben, daß ſie trotz ihrer übertriebenen Angſt vor den Vorurtheilen der Eingebornen gewiſſe Zumuthungen des Kaſtendünkels in Bezug auf die Gerichtsſtube entſchieden von der Hand gewieſen hat. Bis zum Jahre 1843 nämlich ging die Unſitte ziemlich allgemein im Schwange, den ſogenannten „Kaſtenloſen“, mochten ſie nun als Kläger, als Verklagte oder als Zeugen auftreten, den Eintritt in die Gerichtsſtube zu verſagen.

Dagegen gereicht es der engliſchen Regierung ganz und gar nicht zur Ehre, daß unter ihr der Gebrauch berauſchender Getränke in auffallender Weiſe zugenommen hat. Selbſt Brahminen ſcheuen ſich nicht mehr vor dem „Feuertranke“; ſie weihen ihn zuerſt der Devi, um ihm ſo den Stachel für ihr zartes Gewiſſen zu nehmen. Unter der Regierung des Peiſchwa beſchränkte man die Erlaubniß zum Verkauf berauſchender Getränke auf ein paar Orte; jetzt — ſo klagt man bitterlich — ſind derlei verführeriſche Genüſſe „in jedem Gäßchen“ zu haben.

„Die engliſche Regierung gleicht dem Thiere, das ſeine eigenen Jungen hinunterſchlingt; im Geiſte äußerſter Selbſtſucht ſucht ſie nur ihre Koffer zu füllen.“ Solche und ähnliche Lectionen muß ſich nun die chriſtliche Regierung von dem ſittlich ſtrengern Theil der Heiden gefallen laſſen. Sie hat aber, Gott Lob! ſchon im Jahre 1838 einzulenken angefangen. Im September desſelben Jahres nämlich wies man von Bombay aus ſämmtliche Collectoren im Innern des Landes an, der Bereitung und dem Verkauf berauſchender Getränke möglichſt zu ſteuern. Die Bhundari's ſollten das unbeſchränkte Recht der Brennerei hinfort nicht mehr haben, kein Erlaubnißſchein zum Verkauf berauſchender Getränke ſollte in Zukunft ohne ausdrückliche Genehmigung der Regierung gegeben werden, und — was ſehr wichtig iſt — die paar Laden, die man nothgedrungen noch ferner geſtatten würde, ſollten alleſammt den Augen des Publicums offen liegen, damit ſo der Beſuch derſelben von der öffentlichen Meinung in Schranken gehalten würde. Die Verordnung war gut, und es iſt bloß Schade, daß ſie bis daher großen Theils ein todter Buchſtabe geblieben.

Die Regierung erlaubte damals den in ihrem Dienſte ſtehenden Hindus fünfzehn, den Muſelmännern eilf und den Chriſten ſechs jährliche Feiertage. Wir wollen nicht hoffen, daß mit dieſer Scala eine richtige Abſtufung ihrer Sympathien gegeben ſey.

Man geht oft zu weit in der Anſchuldigung der Regierung in Bezug auf ihre Betheiligung am Götzendienſte. Ein Reiſender fand auf einer kleinen Inſel des Godavery bei Kopergaum einen Wiſchnu-Tempel, an den die engliſche Regierung „zur Sicherung des rechtgläubigen Wiſchnu-Dienſtes“ monatlich 100 Rupies zahlte und außerdem noch andere Heiligthümer, deren Prieſter „zur Fortleitung eines Stocks von Gerechtigkeit“ 410 Rupien von eben dorther empfingen. Er frug öffentlich an: ob denn die Regierung, welche vierzig heidniſche Prieſter zu mäſten für gut befinde, an die Götter jener Prieſter erfahrungsmäßig glaube? Die Sache iſt aber die: die Regierung zahlt jene Gelder keineswegs aus ihrer Taſche, ſondern aus den Einkünften der Tempelgüter, die in ihren Händen ſind. So iſt es nur recht und billig, daß ſie auch den heidniſchen Tempeln das ihrige zukommen läßt, aber es iſt nicht fein und löblich, daß ſie ſich an der Verwaltung heidniſcher Tempelgüter irgendwie betheiligt; mögen auch, im Falle der Nichtbetheiligung, die Einkünfte derſelben zum großen Theile in die Privattaſchen der heidniſchen Verwalter fließen.

Grant Duff erzählt uns in ſeiner Geſchichte der Maratbas, daß Dhabhade Senapati einige tauſend Brahminen mehrere Tage lang zu Tulſygaum bei Puna zu füttern pflegte. Badſchirao ſetzte nach ſeinem Siege über Dabhade dieſe jährliche Spende (Dakſchina) fort, indem er beſondere Gaben für allerlei Gelehrte hinzufügte. Madhu Rao beſchränkte die Schenkung größtentheils auf arme Brahminen, die ſich durch Wiſſen, Sittlichkeit und Heiligkeit auszeichneten; allein unter Badſchirao II artete ſie abermals faſt ganz in eine abergläubiſche „Brahminen-Fütterung“ aus.

Auch die brittiſche Regierung wollte es mit den Brahminen nicht gern verderben; ſie machte aber Gelehrſamkeit hinfort zur unerläßlichen Bedingung für die Theilnahme an der üblichen Spende und verwandte einen Theil derſelben zur Errichtung einer Sanskrit-Schule zu Puna (1821). Eine erklärte Abſicht dabei war es, „ſich die Anhänglichkeit gelehrter Brahminen zu ſichern, die durch den Regierungswechſel ſchwer gelitten hatten, und auf die Geſinnung des Volkes im Großen und Ganzen einen bedeutenden Einfluß übten.“

Die Sanskrit-Schule, die hauptſächlich die alte Literatur erhalten und durch die alte der neuen aufhelfen ſollte, wollte trotz aller Reformen die erwünſchten Früchte nicht tragen. Faſt alle, die daraus hervorgingen, zeigten ſich als die thätigſten Freunde des altväterlichen Aberglaubens und als die entſchiedenſten Feinde — nützlichen Wiſſens, wohlthätiger Reformen — und der brittiſchen Regierung ſelbſt, die ſie ja mit dem fetteſten Mark der alten heiligen Literatur genährt hatte. Das Studium des Sanskrit in der Schule zu Puna, von eingebornen Gelehrten geleitet, hatte nämlich von vornherein einen religiöſen Charakter, und die nachträglichen Verſuche des Major Candy, der im Jahre 1837 die Leitung in ſeine Hände nahm, dieſer quaſi hindu-theologiſchen Facultät ein wenig Engliſch und Marathi aufzupfropfen, wollten nicht nach Wunſch verfangen. Man ſuchte die Aufmerkſamkeit der Studenten nebenbei auch auf europäiſche Medicin, Aſtronomie u. ſ. w. zu lenken. Umſonſt. Was kümmerten ſich die „Zweigebornen“ um das copernicaniſche Syſtem der Barbaren! Man

ſeufzte nach den glorreichen Tagen der Pandava's, wo die Brahminen wie Götter geehrt wurden, und Könige und Königreiche unter ihren Flüchen zitterten. Hinweg mit Dampfſchiffen, Eiſenbahnen und Druckerpreſſen!

Im Jahre 1849 hatten die Schüler des engliſchen Seminars zu Puna im Sinne, die Regierung zu bitten, ſie möchte doch die jährliche Spende von 3000 Rupien, die bisher nur dem Müßiggang einiger Brahminen Vorſchub geleiſtet habe, mit dem Ausſterben der bisherigen Empfänger zu einem beſſern Zwecke, etwa zu Prämien für ſolche, die ſich in nützlichem Wiſſen auszeichnen, künftighin zu verwenden geruhen. Allein die Prieſter zu Puna erregten die wüthende Menge wider ſie; man drohte den „Atheiſten“ mit Verſtoßung aus der Kaſte. Erſchrocken zog einer nach dem andern ſeinen Namen zurück. Auch Schüler des Sanskrit-Colleg̃iums hatten mit dem Pöbel gemeinſame Sache wider die Schüler des engliſchen Seminars gemacht; da gingen der Regierung die Augen etwas weiter auf.

Schon um Mitte des Jahres 1851 verband man nun die Sanskrit-Schule zu Puna geradezu mit dem dortigen engliſchen Seminar und fügte außerdem eine vollſtändige Marathi-Abtheilung bei, damit nicht das mitzutheilende Wiſſen im Innern der Schüler verſumpfen, ſondern einen Canal zum freien Ausſtrömen unter das Volk finden möchte. Auch ſo noch ſollte es den Sanskrit-Schülern frei ſtehen, ob ſie an dem engliſchen Unterricht Theil nehmen wollten oder nicht; aber die hl. Sprache ſollte hinfort bloß in philologiſcher Weiſe betrieben werden. Eine gleiche Freiheit wurde den engliſchen Schülern in Bezug auf das Sanskrit geſtattet. Von dem Studium des Marathi aber ſollte niemand entbunden werden.

Schade, daß man in Bezug auf das Sanskrit in das entgegengeſetzte Aeußerſte verfallen iſt. Zwiſchen dem rein ſprachlichen und dem hindu-theologiſchen Studium liegt das hiſtoriſche mitten inne. Wie lehrreich könnte daſſelbe von einem tüchtigen europäiſchen Lehrer gemacht werden. Viel wäre ſchon gewonnen, wenn dabei auch nur der Eine Gedanke klar würde, daß das indiſche Religionsſyſtem aus der Naturanſchauung entſprungen iſt, daß es im Laufe der Zeiten ſich unter mancherlei hiſtoriſchen Einflüſſen gemodelt hat, und daß ſich auch durch die wirrſten Irrthümer ein rother Faden der Wahrheit zieht.

Die Regierung hat 5880 Rupien jährlicher Unterſtützung für arme Schüler an jener Anſtalt ausgeſetzt, die von nun an den Titel „Puna-College“ führt und mit einer Normal-Schule zur Anlernung eingeborner Lehrer verſehen iſt. Nicht unbedeutende Prämien ſollen überdieß die befähigten Schüler zur Verfaſſung nützlicher Schriften in der Volksſprache anfeuern. Leider ſind die oben erwähnten 5880 Rupien Stipendien faſt allen „armen Brahminen“ durch eine ausdrückliche Beſtimmung geſichert worden. Was doch für einen unaustilgbaren Reſpect die engliſche Regierung vor den indiſchen Erdengöttern hat! Aufrichtiges Mitleiden mit den „ſchweren Verluſten, die ſie durch den Regierungs-Wechſel erlitten haben,“ iſt dabei ſchwerlich im Spiele.

In der Anſtalt zu Bombay, die dem Gouverneur Elphinſtone zu Ehren, „Elphinſtone-Inſtitution“ heißt, tritt das Sanskrit faſt ganz in den Hintergrund. Sie enthielt zu meiner Zeit 705 Zöglinge in einer untern, 160 in einer mittlern und 51 in einer obern Abtheilung, die man mit dem Namen eines „College“ zu ſchmücken beliebt hat. Faſt alle leider, denen es nicht gelingt, ſich durch die erforderliche Prüfung eine Freiſtelle in dem College zu erringen, verlaſſen die Anſtalt, nachdem ſie die beiden untern Abtheilungen durchgemacht haben, was ſich bei leidlichen Anlagen und mäßigem Fleiß in einem Zeitraume von 4—6 Jahren thun läßt. Sie ſind dann mit den Werken ihrer eigenen Literatur ein wenig bekannt, haben die erſten Elemente des Sanskrit inne, verſtehen ein leichtes engliſches Buch, wiſſen etwas Geographie, Geſchichte und Naturlehre, ſind bis zu den quadratiſchen Gleichungen vorgedrungen und haben fünf Bücher des Euklid — wenn nicht verdaut — doch vorſchriftsmäßig genoſſen.

Was wird dann aus einem ſolchen? Wir wollen es uns von einem Eingebornen ſelber ſagen laſſen:

„Ein Hindubube wird zur Schule geſchickt, um die erſten Elemente einer engliſchen Erziehung zu empfangen. Seine Eltern, eng und ſelbſtſüchtig in ihren Anſichten von dem Werth der Wiſſenſchaft, wollen weiter nichts als daß er ſich die drei großen Erforderniſſe des praktiſchen Lebens zu eigen mache: Leſen, Schreiben und Rechnen, um ſich ſo für den ausgezeichneten Poſten eines Schreibers mit 20 Rupien monatlichen Gehalts geſchickt zu machen. Wie ſind ſeine Eltern ſo ſtolz, ihn mit einemmale als unabhängigen Mann zu ſehen, und wie ſchwillt er ſelbſt vor lauter Wohlgefallen in ſich auf! Die Bücher werden nun vor allen Dingen bei Seite gelegt; der Zweck, dem ſie dienen ſollten, iſt ja erreicht. Er geht um 10 Uhr in ſein Bureau und kommt um 5 oder 6 Uhr ermüdet wieder. Der Tag endet im beſten Falle mit elendem Geſchwätz, im ſchlimmſten mit einer ſündlichen Nacht voll Spiel und Ausſchweifung.“

Ich hatte Gelegenheit einer Prüfung für Collegial-Freiſtellen beizuwohnen. Die meiſten der Bewerber waren Parſis; unter den Hindus bemerkte ich mehrere Banjanen mit rother Kopfbedeckung. Nur Ein Muſelmann hatte ſich eingefunden; der damalige Vorſteher der Anſtalt, Green, ein eifriger und durchgreifender Mann, meinte: die Hindus ſtudiren beſſer, aber die Parſis ſind Leute des Lebens. Parſis bildeten damals die Mehrzahl unter den dreizehn eingebornen Lehrern der Anſtalt. Etwa weil ſie praktiſcher ſind?

Der Lehrgang des College iſt auf 4 Jahre berechnet. Geſchichte und Literatur, Logik, politiſche Oekonomie, Mathematik, Phyſik, Chemie und Botanik ſind die Gegenſtände, die darin gelehrt werden. Vollkommen genug, um jungen Hindus, denen die europäiſche Wiſſenſchaft das Herz gründlich leert oder doch leer läßt, den Kopf bis zum Schwindel zu überfüllen. Es empört mich noch heute, wenn ich daran denke, mit welcher vornehmen Nonchalance die ausgezeichneteſten Zöglinge des College — meiſt Parſis, den Preis ihres Talents und Fleißes aus den Händen des General-Gouverneurs, der der öffentlichen Prüfung beiwohnte, in Büchern geſchichtlichen, poetiſchen und philoſophiſchen Inhalts entgegenzunehmen beliebten. Der edle Lord Dalhouſie, General-Gouverneur und „Lordpatron der Freimaurerloge in Oſtindien“, ſtand bei weitem beſcheidener da.

Ich habe ſelbſt aus der Feder eines Heiden eine bittere Klage über die ſittliche Bodenloſigkeit derer geleſen, die in den Regierungsſchulen erzogen werden. „Ihre eigne Religion wird ihnen entzogen und eine andre nicht eingepflanzt, wie kann man da erwarten, daß ihr Betragen von ſittlichen Grundſätzen, die auf Gottesfurcht beruhen, geleitet werde.“ Sonderbar! Ich fand in der Anſtalt ſelbſt ein ſogenanntes „Moral-Claß-Book“ vor, deſſen Einleitung ganz richtig ſagte, daß es ohne Religion keine wahre Sittlichkeit gebe. Als ob der „Board of Education“, unter deſſen oberſter Leitung das geſammte Unterrichtsweſen in der Präſidentſchaft ſteht, vor ſeinen eignen Schulen warnen wollte.

Henderſon, einer der tüchtigſten europäiſchen Lehrer an der „Elphinſtone-Inſtitution“ gab während meines Aufenthalts in

Oſtindien ſeine Verbindung mit jener Anſtalt „Gewiſſenshalber“ auf. Er wollte kein „junges Hindoſtan“ in ſittlicher und politiſcher Beziehung heranbilden helfen. Vielleicht, daß auch der Regierung ſelber die Augen aufgehen, wenn ſie ſich erſt eine noch größere Anzahl freigeiſterischer Demagogen wird auferzogen haben.

Die Regierung freilich hat hiebei keinen ganz leichten Stand, dafern ſie nicht etwa — gegen ihr Intereſſe — ihre bisherigen Verſuche, die Eingebornen in den Kreis europäiſcher Bildung hereinzuziehen, ſo gut wie fallen läßt. Daß ſie *berechtigt* wäre ihren Unterthanen die europäiſchen Wiſſenſchaften nur unter der Bedingung feilzubieten, daß man den chriſtlichen Religions-Unterricht mit in den Kauf nehme, wer wollte das beſtreiten? Auch wäre durchaus nicht zu fürchten, daß eine ſolche Maaßregel die Regierungsſchulen völlig leeren würde. Wozu ſich die Eingebornen in den Miſſionsſchulen ſchon ſeit längerer Zeit verſtehen — warum ſollten ſie ſich davor in den Regierungsſchulen ſträuben, vorausgeſetzt nämlich, daß auch die letztern den Unterricht ganz umſonſt zu geben ſich entſchlöſſen? Es frägt ſich aber, ob ein ſolches Verfahren Seitens der Regierung im Großen und Ganzen wahrhaft frommen würde. Die Stellung der Regierung zu den Eingebornen iſt jedenfalls eine andre als die einer Privatgeſellſchaft. So muß denn, was für die eine recht iſt, nicht unbeſehens auch für die andre billig heißen.

Man hat der Regierung den Vorſchlag gemacht, ſie ſolle wenigſtens eine „freiwillige Bibelclaſſe“ einführen; allein wie viele würden daran Theil nehmen! Die ganze Maaßregel könnte faſt nur den Sinn eigner Gewiſſens-Verwahrung haben.

Ich weiß nicht, ob die Regierung dem Geſchichtslehrer in der Elphinſtone-Inſtitution auch nur geſtattet, die Weltgeſchichte *im Lichte* des Chriſtenthums vorzutragen. Sie fürchtet ſich jedenfalls viel zu viel vor der ſogenannten „Einmiſchung.“ Die ganze britiſche Regierung in Oſtindien iſt ja nichts als Ein großer, fortgeſetzter Act der Einmiſchung. Sie hat Griffe gethan — und thut ſie fortwährend — die dem armen Hindu bei weitem mehr ans Herz und ans Leben gehen als die gelegentliche Anhörung chriſtlicher Gedanken, mit denen ſich am Ende viel leichter fertig werden läßt, als etwa mit der Auflage der „Werkzeug-Steuer.“

Das mit dem Hoſpital verbundene „Grant Medical College“ unter Dr. Morehead's Leitung zählte damals 22 Zöglinge: nämlich 10 Hindus, 9 Parſis und 3 Indoportugieſen. Man fürchtete, die Zahl derſelben würde nicht leicht zunehmen. Der Unterricht nämlich wird mittelſt der engliſchen Sprache ertheilt, und diejenigen, die derſelben inſoweit mächtig ſind, daß ſie mediciniſchen Vorleſungen darin zu folgen vermögen, können mit Leichtigkeit ein Aemtchen mit 25 Rupien monatlichen Gehalts erhaſchen, während die Zöglinge des „Medical College“ nur ſieben, höchſtens 12 Rupien zu ihrem monatlichen Unterhalt empfangen und am Ende ihrer Studien — ſo fürchtete man — nicht ganz ſicher auf eine gute Anſtellung zu rechnen im Stande ſeyn. Dazu kommt die faſt unüberwindliche Scheu der Hindus und Parſis vor der anatomiſchen Zergliederung des menſchlichen Körpers. Gerade zu meiner Zeit hielt man zum erſtenmale kliniſche Vorleſungen, und im April 1837 entließ das College die erſten acht Graduaten: drei Portugieſen, drei Hindus und zwei Parſis mit der Anwartſchaft auf den neuerrichteten Poſten eines „Unterhülfs-Wundarztes“ mit einem monatlichen Gehalt von 100 Rupien für den Anfang und einer beſtimmten Ausſicht auf weitere Beförderung. Die Halle war, als man den jungen Leuten ihr Diplom überreichte, zum Erdrücken voll, und der Hauptrichter, der bei dieſer Gelegenheit den Vorſitz führte, gratulirte in ächt engliſcher Uebertreibung der engliſchen Verdienſte um die Bildung der Eingebornen, daß nun „der zweitauſendjährige Schlummer der Hindus zu Ende gehe.“

So viel über die Stellung der engliſchen Regierung zu den geiſtigen Intereſſen des Volkes. Wie nimmt ſie dann die materiellen Intereſſen wahr?

Ich habe einzelne ſagen hören, daß die von Maratha-Fürſten regierten Landſtriche bei weitem blühender ſeyen als die den Engländern unterworfenen Provinzen. Auf ſolche Ausſagen der Eingebornen iſt nicht allzu viel zu geben, und da ich nicht die Mittel hatte, obige Behauptung an der Wirklichkeit zu meſſen, ſo mag ſie auf ſich beruhen.

Es iſt bekannt, daß die Politik der Engländer als eines Handelsvolkes in Oſtindien darauf hinausgeht, die Manufacturen der Eingebornen durch engliſche je länger je mehr zu verdrängen. An manchen Orten, wo der Weber ſonſt ſeine 10—25 Rupien monatlich verdiente, muß er ſich nun ſchon mit 3—5 Rupien begnügen. Ein gewaltiger Unterſchied!

Kaufmänniſche Klugheit ſowohl als gemein menſchliche Barmherzigkeit machen es daher den Engländern zur Pflicht, zum Erſatz für die Unterdrückung der Manufacturen nun wenigſtens den Ackerbau zu heben.

Thun ſie das? Antwort: Ach leider nicht nach Kräften. Es iſt nicht ſowohl die ſchwere Abgabe, welche den Ackerbauer zu Boden drückt, als vielmehr die Zahlung derſelben in baarem Gelde. Ueber baares Geld hat der arme Mann nicht zu verfügen. Wie ſoll er dazu gelangen? In ſehr leichter Weiſe. Da wohnt ein wohlhabender Getreidehändler dicht neben ihm; der ſtarrt von Schmutz und ſieht faſt wie ein Bettler aus, hat aber Geld die Fülle und dazu die größte Luſt damit zu helfen. Er macht nur eine kleine Bedingung — die nämlich, daß der Bauer ſeinen Reis für einen Spottpreis hergebe — und zwar die ganze Ernte, um ſo mindeſtens einen Theil der alten Schuld ſammt den aufgehäuften Geſammt inſen zu tilgen; der arme Bauer hat keine Wahl, und er iſt am Ende auch gar wohl zufrieden. Der gute Freund, der heuer das Getreide in klingende Münze verwandelt und damit ſeine Steuern bezahlt, iſt zu gleichem Liebesdienſte auch das nächſte Jahr bereit. Außerdem will er ihm ja, ſo viel er bedarf, von ſeinem Reis um den gewöhnlichen Marktpreis wieder ablaſſen. Wie gütig! Schade nur, daß ſobald weit und breit das Getreide aus den Händen der Bauern in die Hände der Getreidehändler gewandert iſt, der Marktpreis mit einemmale hoch hinaufgeht. Wehe wenn nun der Regen zu ſeiner Zeit etwa dürftig ausfällt! So koſtet dieſelbe Quantität, die er für einen Gulden hingeben mußte, mindeſtens zwei. Das kann und will der arme Bauer nicht geben. Da hilft ihm ſein treuer Freund von neuem aus. Er bietet ihm eine billigere Sorte an, die er, gerade für einen ſolchen Nothfall, 8—10 Jahre hat liegen laſſen. Der himmliſch-gute Getreidehändler!

Ich frage im Namen der Menſchlichkeit: Warum erlaubt man dem armen Bauer nicht, die ſchwere Steuer allenfalls in Getreide, wenn auch immerhin zu einem mäßigen Preiſe, an die Regierung zu entrichten? Eben in dieſem Jahre herrſcht in Folge einer gänzlichen Mißernte wieder eine furchtbare Theurung in Indien; die hungernde Menge hat hie und da die Reismagazine der Getreidehändler geſtürmt und geplündert, und die Regierung Reistransporte, die zur Ausfuhr beſtimmt waren, aufgegriffen und an die Darbenden verkauft. Zu ſolchen Zwangsmitteln brauchte es hinfort nicht wieder zu kommen, wenn zur Zeit der Noth die Regierung ſelbſt wohlgefüllte Reisſpeicher öffnen und ſomit dem Reiswucher Maaß und Ziel zu ſetzen im Stande wäre.

Die Engländer könnten aber zur Hebung des Landes noch weit mehr thun. Viele Flüſſe verſchütten den größten Theil des jährlichen Monſun-Segens in die Salzfluth und verwüſten dabei ſtets das Flachland; was für eine Wohlthat, wenn man dem überflüſſigen Lebensblut einen künſtlichen Körper mit weitverzweigten Adern und Gefäßen ſchüfe, ich meine, wenn man das überflüſſige Waſſer in Canälen und Teichen über das umliegende Land hinführte und ſo auf der einen Seite das lechzende Erdreich befruchtete, auf der andern Seite aber dem Ungeſtüm der monſungeſchwellten Flüſſe wehrte!

Neben dem Bau von Bewäſſerungsanſtalten ſollte man aber auch die Herſtellung der nöthigen Landſtraßen, ſowie überhaupt einer guten und billigen Verbindung über das ganze Land hin eifrigſt betreiben. Es iſt nicht genug, daß man die Zeugungskraft des Landes erhöhe, man muß auch den Austauſch der Erzeugniſſe ſelbſt zu fördern ſuchen. Eiſenbahnen freilich thun es in Indien nicht — ſchon deßhalb nicht: „Eilbeförderung iſt ein Luxusartikel und Indien iſt gegenwärtig zu arm, um für Luxusartikel zu zahlen.“

Aber auf Eiſenbahnen hat ſich das engliſche Publicum in ſeinem eigenen kaufmänniſchen Intereſſe geſetzt. Gerade als ich in Bombay war, ſtampfte man in allen Blättern mit den Füßen, daß der Bau der Eiſenbahn — zunächſt von Bombay bis Kalliani — wieder auf ein Jahr hinausgeſchoben ſchien. „Weſſen Wagen ſteht denn im Wege?“ ſo frug man entrüſtet, indem man nicht recht wußte, ob man ſeinen Aerger über die „ehrenwerthen Zwanzig und Vier“ im oſtindiſchen Hauſe oder über den königl. „Board of Control“ ausgießen ſollte. Denn nur wenn „die Weſtküſte Oſtindiens mit Eiſenbahnen verſehen wird, iſt ſie im Stande, es mit den Vereinigten Staaten auf den Baumwollenmärkten aufzunehmen. Darum müſſen Eiſenbahnen gebaut werden, oder das Land geht zu Grunde.“

Mit der beabſichtigten Eiſenbahn zwiſchen Tankaria, Bander und Baroda, einem der fruchtbarſten Gebiete des weſtlichen Indiens, war es damals noch viel weiter im Felde. Die Capitaliſten in Guzerat zeichneten eben nur unter der Bedingung, daß die Regierung auch hier, wie bei der Eiſenbahn zwiſchen Bombay und Kalliani, fünf Procent im voraus ſicherte und eine Verbindung mit der Bombay-Linie zu Stande käme.

Daß die Kaufleute zu Bombay große Erwartungen an das Eiſenbahnnetz knüpften, womit ſie namentlich die Baumwollendiſtricte des weſtlichen Indiens übermaſchen wollten, kann man nicht unnatürlich finden. Sehr befremdlich aber klingt es jedenfalls, wenn der Oriental Spectator, herausgegeben in Verbindung mit der Miſſion der ſchottiſchen Freikirche zu Bombay, unter der Rubrik „Religious Intelligence“ die Bildung einer Eiſenbahn-Committee im Jahre 1845 mit folgenden Worten anzeigt:

„Viele ſollen hin- und hergehen und Erkenntniß ſoll ſich mehren. So ſagt der Prophet. Er meint ohne Zweifel die Erkenntniß Gottes. Die Erfüllung dieſes Wortes hat ſchon begonnen; aber ſchnell herbeieilende Jahre verheißen eine noch merkwürdigere Erfüllung.“

Was für Fiſche gedenkt denn die ſchottiſche Miſſion in dem indiſchen Eiſenbahnnetz zu fangen? Die Leichtigkeit, mit welcher der Miſſionär auf den eiſernen Schienen ins Land hineingugleiten vermag, wird durch anderweitige Nachtheile mehr als aufgehoben. Die Eiſenbahnen werden am Ende ein paar Eingeborne noch reicher, Hunderte dagegen viel ärmer machen. Das Schlimmſte aber, was in ihrem Gefolge ſicherlich kommt, iſt der Geſchmack an dem europäiſchen Luxus, der dem engliſchen Kaufmann den Koffer füllt, dem armen Hindu aber die Taſchen leert und bei der Unerſchwinglichkeit der Mittel, die zur Verſchaffung desſelben unentbehrlich ſind, ihn zu Lug und Trug ſtachelt. Der Kerkermeiſter zu Colombo auf Ceylon weiß es aus ſeinen Liſten zu beweiſen, daß die unvermittelte Einführung des europäiſchen Luxus unter ein ſittlich verwahrloſtes Hinduvolk nicht ſowohl eine Vermehrung der Betriebſamkeit, ſondern vielmehr der Schurkerei zur Folge hat.

Zu Anfang dieſes Jahres hieß es in den öffentlichen Blättern: der Eiſenbahn- und Telegraphenbau ſchreitet rüſtig voran, und viele Fürſten des Landes kommen nach Bombay, um die „europäiſchen Wunder“ anzuſtaunen; der Radſcha von Dharr campirt eben jetzt mit einem glänzenden Gefolge von 2000 Köpfen vor der Stadt.

Einen altgläubigen Brahminen vom Lande aber hörte ich ſchon damals klagen:

„Wehe, Wehe! Alles geht in dieſem entarteten Zeitalter zu Grunde. Man hört nur von Landſtraßen, Dampfſchiffen u. dgl. Dingen; blicke wohin du willſt — du findeſt europäiſches Zeug und chineſiſches Gut. Doctoren und Apotheker, wunderbare Maſchinen, Poſtanſtalten und Druckerpreſſen auf allen Seiten. Jeder hat ein Buch in der Hand und denkt, er muß den Gelehrten ſpielen.“

Ein aufgeklärter Spaßmacher dagegen warnte alle Hindupilger im voraus vor dem Gebrauch der Eiſenbahn, die erſt werden ſollte.

„Es war einmal ein reicher Mann, der wollte doch auch eine Pilgerfahrt nach Benares machen; ſie ſollte ihm aber nicht gar zu ſauer werden. Er ſetzte ſich daher zu Pferde. Sein Lieblingshund begleitete ihn. Alle drei ſtarben in dem Sitze aller Heiligkeit. Als nun der Wagen der Götter kam, um die Abgeſchiedenen in den Himmel einzuholen, wurden dem Pferde und dem Hunde die Ehrenſitze angewieſen; dasſelbe geſchah bei ihrer Ankunft im Götterſaale. Und was war der Grund? Pferd und Hund hatten die Pilgerreiſe, den hl. Büchern gemäß, barfuß gemacht und dabei Hitze und Kälte ausgeſtanden, während der reiche Mann in aller Bequemlichkeit geritten war.

Merkt euch das, ihr Hindupilger und hütet euch vor den Verdienſt-ſchmälernden Eiſenſchienen der Barbaren!“

Auch in Bombay hoffte man von der „Erneuerung der Charte“ den Anbruch eines neuen goldenen Zeitalters. Engliſche „Gracchus und Lentulus“ an Ort und Stelle ſtachelten die Eingebornen zu gemeinſamen Maaßregeln, und ſelbſt aus England bliſen die Gegner der britiſchen Regierung in Oſtindien wacker mit drein.

Mr. Lewin, der, früher Mitglied des „Oberſten Rathes“, in gewiſſen Kreiſen als Märtyrer für die Sache der Freiheit gilt, ſchrieb an den Herausgeber einer engliſchen Zeitung in Oſtindien geradezu: „Vom Hofe der Directoren iſt im wahren Sinne der Gerechtigkeit wenig zu erwarten; bei dieſen Leuten gilt Macht für Recht. Die Bewohner der Gebiete, die der oſtindiſchen Compagnie gehören, ſeyen ſie nun Hindus oder Muſelmänner, ſollten ſich ſelbſt zu regieren ſuchen. Bis ſie ſich inſoweit aufraffen, werden ihre Klagen nur ein ſpöttiſches Lachen ſeitens der Directoren zur Folge haben.“

Mit einemmale rafften ſich die Eingebornen wirklich auf und zuſammen — in „Aſſociations.“ So patriotiſch waren ſie auf einmal geworden? Ach, nein, es war nur eine gewiſſe Claſſe, die bereits in den untern Regionen der Verwaltung Poſto gefaßt hatte und nun noch höher hinauf wollte — wo möglich bis in die oberſten Regionen hinein. An die Uebel, die auf dem Rücken des Volkes laſteten, dachte man meiſt auch nicht mit Einem Ge-

danken. Die Indier, durch Stammes-, Religions- und Kastenverschiedenheit hundertfach zerklüftet, haben im Grunde einen rechten Begriff weder von „Volk“, noch von „Vaterland.“

Die sogenannte „British-Indian Association“ fand an der ganzen bisherigen Verwaltung auch nicht Ein gutes Fäserchen. Sie beabsichtigte das Parlament um eine Umgestaltung von Grund aus und bis an den Gipfel hinan zu petitioniren.

Erstens: hinweg mit dem Hof der Directoren! An die Stelle desselben ein „London Board“, gewählt halb von den Eigenthümern indischer Actien und halb von den Inhabern der Regierungs-Obligationen. (Die letztern sind nämlich meist Eingeborne).

Zweitens: Man errichte einen „gesetzgebenden Rath aus fünf Europäern und — zwölf Eingebornen.“

Drittens: die Mitglieder des Board in London mögen die eine Hälfte der Beamten ernennen, die Localbehörden die andre — aus den Eingebornen mit vollkommen gleichem Gehalt wie die europäischen.

Nun das ist in der That eine heitre Kinderschaar, welche die gute, gute Tante an einem schönen Feiertage in einen Laden mit schönem Spielzeug führt. Sie greifen flugs nach allem, was sie fassen können und zwar nach dem Glänzendsten zuerst.

Am verständigsten ließ sich die „Bombay Association“ an, die im Jahre 1852 entstand, um die Bedürfnisse der Eingebornen in der Bombay-Präsidentschaft zu erforschen, und von Zeit zu Zeit den Behörden geeignete Vorschläge zur Beförderung der Landeswohlfahrt unterzubreiten.

Ich weiß freilich nicht, ob der „Kern des Pudels“, der sich erst nach meiner Abreise von Indien herausgeschält hat, mit der äußern Hülle harmonirte.

Phönicisches Denkmal im Louvre.

(Nach Adrien de Longpérier. Athen. Franç. 10 März.)

Das Museum des Louvre hat kürzlich ein äußerst wichtiges Denkmal erhalten, das deßhalb sogleich in einem der Säle für assyrische Sculptur aufgestellt wurde. Es ist dieß ein von Hrn. Péretié in der Nähe von Beirut entdeckter Sarkophag aus weißem Marmor, dessen sehr scharf charakterisirter Styl so alt ist, daß man es ohne Zögern in die Zeit der phönicischen Autonomie versetzen kann. Dieser aus dem vollen Stein gehauene Sarg besteht, wie die ägyptischen Sarkophage aus der saitischen Epoche, aus zwei Stücken: die untere Hälfte, welche den eigentlichen Sarg enthält, wurde mit großer Sorgfalt ausgehöhlt, um die Leiche aufzunehmen, und um den also ausgehöhlten Theil läuft eine Leiste, auf welche mit großer Genauigkeit ein gewölbter Deckel paßt, der nach den Füßen hin sich etwas hebt, und dessen breiter Theil ein in Hautrelief ausgehauenes Frauengesicht zeigt. Diese Anordnung ist ganz ähnlich denjenigen, welche die Aegyptier unter der 26sten Dynastie befolgten, d. h. während des 7ten und 6ten Jahrhunderts vor Chr. Hier aber hat nun die Aehnlichkeit ein Ende: der auf dem phönicischen Sarge ausgehauene Kopf trägt nicht die Spuren ägyptischer Kunst. Ein längliches Gesicht mit einer dreifachen Reihe festerer, und vier langen Ringellocken, die bis auf die Schultern herabfallen, erinnern an die ältesten griechischen Sculpturen, und namentlich an gewisse Terra-Cotta Bilder, welche die Gäa darstellen, und die man in hellenischen Gräbern fand.

Die Phönicier hatten, wie die Juden, im höchsten Alterthum häufigen Verkehr mit den Aegyptiern, und dieser Verkehr hat in den Kunstwerken der Völker an der Küste Westasiens seine Spuren zurückgelassen. Der Herzog von Luynes glaubt, daß der gravirte Stein im Museum von Florenz, welcher einen König in ägyptischem Costüm, mit dem Namen Abibaal in phönicischer Schrift darstellt, das Siegel des Königs von Tyrus, des Vaters Hirams, des Zeitgenossen Davids ist. Auch entspricht der Styl dieses merkwürdigen Steins vollkommen demjenigen, welcher in den Arbeiten der ägyptischen Künstler im zehnten Jahrhundert vor unserer Zeitr. herrschte. Außer dem Verkehr, der zwischen benachbarten Völkern herrschen mußte, begreift man wohl, daß die Einnahme Jerusalems durch Scheschonk (Sisak), der Zug des Königs Tharaka gegen Sanherib, die Flucht der Juden nach Aegypten unter Uaphres, der Aufenthalt Nechos in Judäa u. s. w. dazu beitragen mußten, in den semitischen Ländern die Muster aus dem Lande der Pharaonen zu verbreiten. So hat Hr. Layard an den Ufern des Tigris, im Palast von Nimrud, ein Denkmal in Form eines Obelisken, sculptirte Elfenbeingegenstände, Siegel, Schalen u. dgl. gefunden, in denen man den ägyptischen Einfluß erkennt. Auch Hr. V. Place hat kürzlich unter dem Fundament eines der großen Stiere des Palastes von Khorsabad ein Siegel aus einem durchsichtigen Agat gefunden, wovon er mir einen Abdruck zuschickte, auf dem ich zwischen einem geflügelten Discus, einem Sperber und zwei Ureus eine Linie sehr schöner phönicischer Charaktere fand, die den Namen Abdbaal enthalten. Dieß Siegel, welches nach dem Ort wo es vergraben war, zu schließen, aus dem 7ten oder 8ten Jahrhundert vor unſ. Zeitr. stammen muß, ist trotz der ägyptischen Bilder augenscheinlich von asiatischer Arbeit; übrigens bemerkt man auch noch eine kleine zwischen einen Halbmond gestellte Kugel, welches Symbol auf vielen phönicischen Denkmälern, von dem Siegel Abibaals, Königs von Tyrus, angefangen vorkommt.

Die phönicischen Künstler, wie die assyrischen haben Aegypten die Formen und die Einzelnheiten der Ausschmückung entlehnt, aber ihre Schulen und ihr Styl bewahren eine völlige Unabhängigkeit. Die Art ihrer Arbeit zeigt ihre Eigenthümlichkeit, so daß man dieselben so leicht erkennen kann, als man die wahren ägyptischen Sculpturen von den ungeschickten Nachahmungen zu Rom unter Kaiser Hadrian unterscheidet. Wie der Obelisk von Nimrud trotz seiner ursprünglichen ägyptischen Form nicht minder ein rein assyrisches Kunstwerk ist, so ist auch der Sarkophag von Beirut, trotz seiner saitischen Umrisse, eine vortreffliche Probe der phönicischen Sculptur, welche sich bedeutend der der Assyrier nähert. Vergleicht man die Gesichtsabbildung des Sargs mit denen der kolossalen Figuren an den Portalen von Khorsabad, so wird man ohne Mühe diesen Zusammenhang anerkennen, der sich durch die Nachbarschaft beider Völker erklärt. Ich habe oben auf die auffallende Aehnlichkeit zwischen dem Kopf auf dem Denkmal von Beirut und denen der ältesten griechischen Figuren aufmerksam gemacht; diese Aehnlichkeit kann man bis auf das Gesicht der berühmten Pallas

von Velletri verfolgen, dieſer bewundernswerthen Statue, welche die Vollkommenheit der beſten Zeiten der griechiſchen Schule mit dem geheimnißvollen Reiz verbindet, der an den Erzeugniſſen der ältern Zeit haftet. Das iſt leicht zu begreifen. Die Verbindungen der letztern mit den Semiten haben keinen Einfluß auf den Styl dieſer letztern gehabt, weil dieſe eine Schule und einen Styl für ſich hatten. Als aber die Griechen in Verkehr mit den Aſſyriern und Phöniciern, ihren Nachbarn in Kleinaſien und auf den Inſeln des Mittelmeeres, traten, hatten die Hellenen in Bezug auf ſchöne Künſte noch alles zu lernen, und es war ganz natürlich, daß ſie ſich von den Grundſätzen geſchickter und erfahrener Leute leiten ließen.

Ich habe vergeſſen zu bemerken, daß die Haare, welche den Kopf auf dem Denkmal von Beirut ſchmücken, merkliche Spuren von Malerei mit Dunkelblau tragen. Es iſt dieß ein intereſſanter Umſtand; leider kann der übrige Theil des Sarges, der gewaſchen worden zu ſeyn ſcheint, uns keine weitere Andeutung geben. Das ohrförmige Loch an der linken Seite des Deckels geht durch deſſen ganze Dicke hindurch, wahrſcheinlich richteten durch daſſelbe die Verwandten des Todten Gebete, wie ſie in einem Ritual vorgeſchrieben waren, an ihn bei Beſuchen, die ſie ohne Zweifel zu den von dem Ritus vorgeſchriebenen Zeiten bei den Todten abſtatteten, wie dieß auch bei den Aegyptiern geſchah.

Die griechiſchen Kaufleute in England.

Im J. 1820 war der Handel Englands mit dem Oriente nur von geringem Umfange und faſt ausſchließlich in den Händen engliſcher Kaufleute. Zu jener Zeit errichteten zwei oder drei Griechen Handelshäuſer in London, übrigens mit nicht bedeutenden Capitalien und mit beſcheidenen Anſprüchen. Die griechiſche Revolution vom J. 1821 nöthigte viele Griechen mit den Trümmern ihres Vermögens ſich nach Europa, namentlich auch nach England, zu retten, und die Zahl der griechiſchen Handelshäuſer in England überſteigt heutzutage die von zweihundert. Im J. 1822 betrug das Capitalvermögen der in England beſtehenden griechiſchen Handelshäuſer noch nicht 50,000 Pfd. St., und jetzt gibt es dort Ein ſolches Haus, von welchem es bekannt iſt, daß deſſen jährliche Einnahme mehr als das Vierfache dieſer Summe (mehr als fünf Millionen Franken!) beträgt. Kennt man auch die Capitalien dieſer griechiſchen Handelshäuſer im Einzelnen nicht genau, ſo weiß man doch, daß ein großer Theil von ihnen mehr Capitalien beſitzt, als ſie in ihren Operationen mit Nutzen anwenden können, und daß ſie fortwährend in den entfernteſten Gegenden, in Nord- und in Süd-Amerika, in Indien, Perſien u. ſ. w. Commanditen errichten, um auf dieſe Weiſe den Ueberſchuß zu verwerthen. Die Kartoffelkrankheit im J. 1846 nöthigte England, eine beträchtliche Menge von Lebensmitteln von auswärts kommen zu laſſen, und der Ueberfluß an Getreide im nördlichen und ſüdlichen Rußland, in der Moldau und Walachei, in Syrien und Aegypten floß auf die engliſchen Märkte. In Folge der Aufhebung der Getreidegeſetze in England wurden jene Länder die Kornkammern des letzteren, und es entſtand demzufolge ein Zwiſchenhandel zwiſchen England und dem Oriente; aber merkwürdigerweiſe waren diejenigen, in deren Hände dieſer Zwiſchenhandel gelangte, nicht Engländer, ſondern Griechen. Allein vom Getreidehandel wird der jährliche Betrag auf vier Millionen Pfd. St. (hundert Millionen Franken!) geſchätzt, und dennoch iſt dieſer wichtige Handelszweig weder der einzige, noch der wichtigſte: Talg, Baumwolle, Wolle, Seide, Opium, Früchte der verſchiedenſten Art und viele andere Artikel der Türkei, Griechenlands und Aegyptens werden durch Griechen nach England eingeführt; aber der Betrag deſſen, was ſie einführen, wird durch die Summe deſſen, was ſie ausführen, noch bei weitem übertroffen. Die Erzeugniſſe Mancheſters nehmen hiebei die erſte Stelle ein, und die Wichtigkeit des Export-Handels der Griechen mit dieſen Artikeln iſt ſo groß, daß der Markt in Mancheſter häufig nur von den Aufträgen der griechiſchen Kaufleute abhängt. Eines der bedeutendſten griechiſchen Handelshäuſer in England iſt das von Rallis, dem mehr als zwanzig Handelsſchiffe gehören.

(Bemerkung). Wir wollen über einige hier aufgeführte Zahlen nicht rechten, möchten aber die Angabe, daß Ein Haus ein jährliches Einkommen von 200,000 Pfd. habe, doch bezweifeln. Indeß führen wir aus dem Edinburgh Review (Januar) eine Stelle an, wo dieß Journal die Ausbreitung dieſer Claſſe Kaufleute ſchildert, und auf deren unvermeidliche Rückwirkung auf Griechenland aufmerkſam macht. Es heißt daſelbſt: „Mehr als 60 griechiſche Häuſer in London bilden eine commercielle Colonie von erſter Wichtigkeit, die den ganzen Levante-Handel und vier Fünftheile des fremden Kornhandels von England beſitzt. Trotz des zweideutigen Charakters der Griechen im Orient, wo jedermann mehr oder minder von Raub und Betrug lebt, iſt es zu bemerken, daß auf engliſchem Boden dieſe Häuſer einen hohen Ruf von Redlichkeit genießen, und ſo viel wir wiſſen, nicht Eins ſeiner Verpflichtungen unerfüllt gelaſſen hat. Von London ſind ſie nach Mancheſter vorgerückt, um hier ihre Einkäufe in Baumwollenwaaren zu machen, und neuerdings nach Rio Janeiro, Calcutta und Auſtralien. Aehnliche Colonien bildeten ſich zu Marſeille, Trieſt und Odeſſa, und die Operationen dieſer Häuſer, die alle einige Verbindungen mit Griechenland unterhalten, werden ein wichtiges Element im Welthandel. Was wird in der nächſten Generation geſchehen, wenn die Söhne dieſer Kaufleute, ſchon durch die Arbeit ihrer Väter reich, in den Künſten und Wiſſenſchaften des Weſtens unterrichtet werden, und doch durch ihre Familien und ihren Ehrgeiz mit ihrem griechiſchen Vaterland zuſammenhängen. Bereits liefern die Geldkräfte dieſer Claſſe von Griechen reichlich genährte Hülfsquellen für die künftigen Kämpfer ihres Landes, und es fehlt ihnen nicht an einem ſtarken patriotiſchen Sinn. Nicht Einer von ihnen blickt mit Gleichgültigkeit auf die Zeit, wo die chriſtlichen Racen des Orients frei und die chriſtliche Kirche des Orients Inhaberin ihrer alten Heimath ſeyn wird.“ In ähnlicher Weiſe äußert ſich O'Brien in ſeinem „Tagebuch eines Aufenthalts in den Donaufürſtenthümern im Herbſt und Winter 1853“. Bemerkenswerth iſt, daß er ſich darin auch ſehr ernſt ausſpricht gegen „die ſeit einigen Jahren in England herrſchend gewordene Mode, das Königreich Griechenland, ſeine Regierung und ſeine Geſetze herabzuſetzen“, ein Urtheil, das ihm die engliſchen Kritiker nicht wenig übel nehmen.

Miscellen.

Die Beſchiffung des Murray-Fluſſes in Auſtralien wurde, wie eine Mittheilung des engliſchen Colonialamts an die geographiſche Geſellſchaft in London am 27 Februar beſagt, durch die HH. Capitän Cadell und Gouverneur Sir H. Young in einem Dampfboot auf einer Strecke von 1300 Meilen vollbracht, ſo daß es jetzt nachgewieſen iſt, daß der Strom auf dieſer Strecke ſchiffbar iſt, und der Canal für einen ungeheuren Frachtfuhrhandel werden wird. (Liter. Gaz. 11 März.)

•

Das Innere Auſtraliens. Bei Gelegenheit der Beſprechung der Unternehmung nach dem Carpentaria-Golf gab Hr. J. Beete Jukes eine Skizze der Geologie Auſtraliens, die wir wegen der Umſtändlichkeit und zum Theil auch der Unbeſtimmtheit übergehen, und nur hervorheben, wie Hr. J. Jukes ſich über das Innere ausſpricht. Er hält es „für höchſt wahrſcheinlich, da horizontales Tertiärgeſtein bekanntlich ſich ununterbrochen 800 M. weit um die große auſtraliſche Bucht her, um das ganze untere Baſſin des Murray-Fluſſes und das ganze flache Victoria-Land ausdehne, dieſe Ebenen aber, wie Sturt bewieſen, mit der großen innern Wüſte zuſammenhängen, daß die breiten wüſten Flächen, welche ſich längs der Nordweſtküſte und rund um den Carpentaria-Golf herumziehen, ebenfalls an die große Central-Wüſte ſtoßen, ſo daß faſt das ganze Innere Auſtraliens eine wüſte öde Ebene wäre." (Liter. Gaz. 11 März.)

•

Die Beſetzung Neucaledoniens durch die Franzoſen. In der Sitzung der Londoner geographiſchen Geſellſchaft am 27 Febr. gab Capitän Stokes, der mit der Erforſchung von Auſtralien beauftragt iſt, Aufklärungen über dieſe Unternehmung, die dem Intereſſe der Coloniſation Auſtraliens am beſten entſprechen würde, wenn ſie vom Carpentaria-Golf aus auf den in denſelben einmündenden Flüſſen zuerſt ſüdwärts ginge, wo zwiſchen den früher von Norden und von Süden her erreichten Punkten noch 400 (engl.) M. unerforſchten Landes liegen, dann aber gegen Oſten ſich wendete, um mit der Küſte und den an dieſer herauf ſich ausdehnenden Anſiedlungen möglichſt bald in Verbindung zu kommen. Dieß, meint er, ſey ſeit Beſetzung der Gruppe von Neucaledonien durch die Franzoſen um ſo nothwendiger, als letzteres den volkreichen Inſeln der Südſee näher liege als die ſüdlichen Colonien Englands, weßhalb es zu hoffen ſey, daß die jetzt beabſichtigte Expedition zur Anlegung einer Colonie im Golf von Carpentaria führen werde. Auf das Recht der Beſetzung Neucaledoniens durch die Franzoſen wolle er hier nicht eingehen, gab aber zu bedenken, daß dieſe Inſeln nahe an 400 Meilen geſchützter Rheden und mehrere vortreffliche Häfen beſitzen, und durch ihre Lage den Verkehr zwiſchen Auſtralien und Indien, China, Polyneſien, Südamerika und ſelbſt zum Theil mit Neuſeeland beherrſchen. Man ſieht, wie die Engländer dieſe Beſetzung Neucaledoniens abermals als eine Wegelagererſtation betrachten, ähnlich der der Geſellſchafts- und Marqueſas-Inſeln, ſowie der kleinen Inſel Mayotte am Eingang des Mozambique-Canals.

•

Der wilde Elephant. Nimrods fehlen in England nie, und nirgends kommen wohl Reiſebeſchreibungen mit Jagdabenteuern häufiger vor, als in England, und werden begieriger geleſen. So erſchien kürzlich von einem Hrn. S. Baker ein Buch „die Büchſe und der Hund in Ceylon", das hauptſächlich von der Elephantenjagd auf Ceylon handelt. Der Elephant hat in unſern naturhiſtoriſchen Kinderſchriften eine ſehr freundliche Reputation, und dieſe iſt auch ſo ziemlich in die allgemeine Anſicht übergegangen. Hr. Baker unternimmt es aber von dem wilden Elephanten eine ganz andere Anſicht zu geben, und wir heben deßhalb aus dem Buche eine der betreffenden Stellen aus: „Wer nie einen wilden Elephanten geſehen hat, kann ſich keinen Begriff von dem wahren Charakter deſſelben machen, weder von dem geiſtigen noch von dem phyſiſchen. Das unbehülfliche, ſchläfrig ausſehende Thier, das in ſeinem Käfig in einer Menagerie eingeſchloſſen ein Geldſtück in ſeinem Rüſſel aufnimmt, und ſich mühſam umdreht, um es in eine Büchſe zu legen, deſſen geiſtige Kräfte in den Gedanken concentrirt ſcheinen, Leckereien in Empfang zu nehmen, die ihm von Kinder Hand in ſein gähnendes Maul geſchoben werden — dieß Thier mag wohl aus einem kriegeriſchen Stamm entſproſſen ſeyn. Sein Vater war vielleicht der Schrecken ſeines Diſtricts, ein mitleidsloſer Wegelagerer, deſſen Seele nach Blut dürſtete, der in irgend einem dicken Gebüſch aufpaßte, auf den unvorſichtigen Wanderer ſich ſtürzte und kein größeres Vergnügen kannte, als ſein Opfer zu einer geſtaltloſen Maſſe unter ſeinen Füßen zuſammenzutreten. Ich habe Leute, wenn Anekdoten von Elephantenjagden erzählt wurden, ausrufen hören: „arme Dinger!" Wahrhaftig, arme Dinger! Ich möchte ſolche mitleidsvolle Leute ſehen, wie ſie im beſten Lauf fortrennen, mit einem wilden Elephanten hinter ſich her; hat man auch eine gute Strecke voraus, der Elephant kommt immer näher, Feuer im Auge, Wuth in ſeinem tollen Anlauf, da möchte wohl der flüchtige Herr, der das „arme Ding" bedauerte, der glücklichen Kugel danken, die ihn vom Tode rettet. Ueber kein Thier macht man ſich falſchere Begriffe als über den Elephanten: er iſt von Natur wild, ſchlau, rachſüchtig, und zeigt im wilden Zuſtande ſo großen Muth als irgend ein bekanntes Thier. Ihr großer natürlicher Scharfſinn macht ſie als Feinde noch gefährlicher. Selbſt nicht allen gezähmten darf ein Fremder ſich nähern, und ſie werden nur durch den ſcharfen Treibſtock des Mahut im Zaum gehalten. Elephanten leben in Heerden und die gewöhnliche Zahl ſolcher Heerden iſt etwa acht, obgleich ſie auch manchmal in Schaaren von 50—80 ziehen. In jeder Heerde ſind bedeutend mehr Weibchen, und man trifft häufig Heerden ohne ein einziges Männchen. Auch kleine Heerden, die ausſchließlich aus Männchen beſtehen, kommen vor, jedoch ſelten. Das Männchen iſt viel größer als das Weibchen und meiſtens wilder. Manchmal zieht er ein einſames Leben dem Heerdenleben vor, er wird dann doppelt bösartig; er bleibt jahrelang in Einer Gegend von einem Umfang weniger Meilen, und wird, was man einen „Spitzbuben" nennt. Er lauert dann den Eingebornen auf, wird eine wahre Geißel für die Nachbarſchaft, greift Menſchen an, ohne im mindeſten gereizt zu ſeyn, zerſtört die Reisfelder der Eingebornen, und kümmert ſich nicht im mindeſten um Nachtfeuer oder die gewöhnlichen Vorſichtsmaaßregeln zum Wegſcheuchen wilder Thiere. Die Keckheit dieſer „Spitzbuben" kommt nur ihrer außerordentlichen Liſt gleich. Ausgerüſtet mit dem wunderbaren, den Elephanten eigenen Geruchsſinn wandert er bei Tag nicht gegen ſondern nach dem Wind, ſo daß nichts ſeiner Spur folgen kann, ohne daß er es merkt. Er wittert ſeinen Feind, wenn der vorſichtige Jäger geräuſchlos ſeiner Spur folgt, und mit geſpitzten Ohren, emporgerecktem Schweif und erhobenem Rüſſel forſcht er die nahende Gefahr aus."

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Eine Wochenſchrift

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Nr. 12. 24 März 1854.

Gold und Silber.

Langſam, aber unaufhaltbar entwickeln ſich die Folgen der unmäßigen Reichthümer, welche Californien und Auſtralien über die Welt ausgießen. Die Veränderungen, welche im Handel, in den Werthverhältniſſen vorgehen, ſind nicht ſo greifbarer Art, dagegen geben ſie ſich in den Münzverhältniſſen, wo aufs genaueſte abgewogen werden muß, in unverkennbarer Weiſe kund. Wir haben auf den Gang der Dinge ſchon früher (ſ. 1852. Nr. 310) aufmerkſam gemacht, und den Verlauf voraus bezeichnet. Nach dem bisher gültigen und vor zwei Jahren auch noch in Nordamerika beſtehenden Münzſyſtem war der Werth des Goldes zum Silber feſtgeſtellt:

in Nordamerika wie 1 : 15,988,
in Frankreich wie 1 : 15,5,
in Oeſterreich wie 1 : 15,28
in Preußen wie 1 : 15,231,
in Rußland wie 1 : 15. [1]

Wenn nun eine Entwerthung des Goldes eintrat, ſo mußte zuerſt Nordamerika afficirt werden; dieß geſchah: das Silber ſtrömte hinaus, weil es in andern Ländern vortheilhaft war mit Silber zu zahlen, und die Regierung ſah ſich genöthigt die Silberwährung ſo gut wie aufzugeben, und Gold als Hauptzahlungsmittel gelten zu laſſen; man hat die Silbermünzen, die man zum täglichen Verkehr bedarf, um beinahe 7 Proc. verſchlechtert, damit es keinen Vortheil mehr abwerfe ſie aus dem Lande zu führen, was vorher in großen Maſſen geſchehen war. Jetzt nachdem Amerika zuerſt ſein gutes Silbergeld größtentheils verloren und in Folge deſſen genöthigt worden war, ſein Münzſyſtem zu ändern, kommt die Reihe an Frankreich. Hier waren von 1841—47 durchſchnittlich 4¼ Mill. in Gold geſchlagen worden, von 1848 bis 50 erhob ſich die Ausmünzung ſchon auf 50⅔ Mill., im J. 1851 auf beinahe 270 Mill., im J. 1852 ſank ſie auf 72, iſt aber im vergangenen Jahre auf 313 Mill. geſtiegen. Die unmäßige Ausmünzung im J. 1851 war eine Folge der holländiſchen Maaßregel am Ende December 1850, wonach die Goldmünzen als Handelsmünze erklärt wurden; die große Maſſe Gold, die dadurch auf den Markt kam, drückte den Preis desſelben um 3 Proc. unter den Münzpreis Frankreichs, und ſomit ſchickte man das Gold in die franzöſiſche Münze. [1] Dieß Ereigniß — denn dieß war es — regte die Aufmerkſamkeit der Regierung an, und ſie ſetzte eine Commiſſion nieder, welche die Sache unterſuchen ſollte. Da im J. 1852 die Goldausmünzung wieder nachließ, ging die Commiſſion mit der Erklärung auseinander, „die Beſorgniſſe ſeyen chimäriſch, und es ſey kein Grund vorhanden, das franzöſiſche Münzſyſtem zu ändern.“ Bald ſtraften die Folgen dieſe Erklärung Lügen; ſchon im Spätjahr 1852 machte Mich. Chevalier, ein völlig competenter Mann, auf die Nothwendigkeit, das Münzſyſtem zu ändern, aufmerkſam, und jetzt iſt die vorgegangene Veränderung officiell anerkannt durch den Grafen d'Argout, Director der Bank von Frankreich, der in dem Bericht, welchen er den Bankactionären über den Geſchäftsgang der Bank im J. 1853 abſtattete, ſich in allgemeinen, aber ſehr verſtändlichen Ausdrücken alſo vernehmen ließ: „die ſtets wachſende Einfuhr von Barren und Goldmünzen in Frankreich hat die Beſchaffenheit der Metallcirculation weſentlich geändert. Sonſt beſtand dieſe Circulation faſt ausſchließlich aus Silber, jetzt herrſcht das Gold vor. Der (bisher) feſtgeſtellte relative Werth beider Metalle hat eine gewiſſe Aenderung erfahren.“ Was das heißen will, kann man leicht berechnen, wenn wir aus demſelben Bericht erſehen, daß im J. 1853 durch die Hände der Bank theils in die Zweigbanken, theils direct ins Publicum die ungeheure Summe von 329,030,000 Fr. an Gold kam, und daß man aus Frankreich Silber z. B. nach Amerika ſchickt und im Austauſch 4 Proc. gewinnt, gerade, wie man früher beim Herausziehen des Silbers aus Amerika 3 bis 4 Proc. gewonnen hatte. [2]

Unter dieſen Umſtänden muß das Silber aus Frankreich fortwährend hinausſtrömen, und Hr. Cochut macht noch ein großes

[1] Dabei iſt jedoch zu bemerken, daß ſelbſt die öffentlichen Caſſen ein Agio von 3 Procent gewähren, wodurch ein Werthverhältniß von 1 : 15,45 ſich ergibt. Auffallend iſt, daß vor wenigen Monaten ein Gerücht ging, dieß Agio ſey durch eine Regierungsverordnung aufgehoben.

[1] Um 50,000 20 Fr.-Stücke zu erhalten, braucht man nur 290,3 K. Gold in die Münze zu ſchicken; dieſe koſteten damals 970,000 Fr., wozu noch 2000 Fr. Prägkoſten kamen; dafür erhielt man 1 Mill. Fr. oder 50,000 20 Fr.-Stücke, Gewinn 28,000 Fr.

[2] Die Rechnung iſt leicht gemacht: André Cochut führt ſie (Revue des deux Mondes 15 Febr.) an. Zehn Halbdollars enthalten jetzt nach dem neuen amerikaniſchen Münztarif 111,922 Gr. reines Silber, was nach dem franzöſiſchen Tarif 24 Fr. 87 C. ausmacht. Dieſe 10 Halbdollars gelten ſo viel als 1 Goldadler von 5 D., welcher 7,520 Gr. reines Gold enthält, das nach dem franzöſiſchen Tarif 25,90 C. werth iſt; an 100 Fr. gewinnt man alſo 4,12 Fr.

Zugeſtändniß, wenn er meint, daß dieß 7—8 Jahre dauern werde. Was iſt in ſolchem Falle zu thun? M. Chevalier hat umſonſt gewarnt, und wahrſcheinlich wird auch A. Cochut jetzt umſonſt warnen. „Alles was Frankreich bis jetzt gethan hat, ſagte er, war negativ. Eine Commiſſion hat im J. 1851 erklärt, das Sinken des Goldes ſey zufällig, und man brauche ſich bis auf weiteres nicht zu beunruhigen. Die Bank von Frankreich zahlt gegenwärtig nur 20 Fr.-Stücke für ihre Scheine aus, um den Abzug der Fünffrankenthaler zu hemmen, und um dem Mangel an Münze vorzubeugen, läßt die Regierung Fünffrankenſtücke in Gold ſchlagen. Darüber ſagen nun etliche Publiciſten mit exemplariſcher Naivität: die Erſetzung des Silbers durch Gold ſey ſchon vor ſich gegangen und dieſe ökonomiſche Veränderung, über welche einige ſauerköpfiſche Köpfe ſich zu beunruhigen ſchienen, ſey ſo unſchädlich, daß das Publicum die Sache kaum gemerkt habe. Die Zukunft wird lehren, ob es nicht beſſer geweſen wäre, gleich anfangs durchzugreifen, und das Silber als einzigen Münzfuß anzuerkennen, ehe das mit einem Sinken bedrohte Metall in großen Maſſen in unſere Circulation eindrang. Das Gold zur Handelsmünze erklären (démonétiser) wäre jetzt ſchon ſehr ſchwierig, in einigen Jahren, wenn man fortfährt, Gold zu Hunderten von Millionen zu ſchlagen, iſt es unmöglich."

Man glaube nicht, daß es gleichgültig ſey, ob Gold oder Silber circulire. Bei dem unvermeidlichen Sinken der Goldpreiſe [1] müſſen, wenn Gold das umlaufende Metall wird, die Preiſe ſteigen, [2] und wie Cochut ganz richtig bemerkt: ein Steigen von 4 bis 5 Proc. im großen Handel macht ein Steigen von 20—30 Proc. im Kleinhandel aus, und Leute von kleinerem, namentlich auch die Leute von feſtem Einkommen, wie Beamte und Rentiers, müſſen nothwendig verlieren. Die Rentiers indeß können ſich helfen, inſofern ſie ihre einen feſten Zins abwerfenden Capitalien in induſtrielle Unternehmungen ſtecken, deren Einkommen mit dem allgemeinen Steigen der Waarenpreiſe gleichfalls ſteigen muß. Auch die Taglöhne werden allmählich ſich wieder mehr ins Gleichgewicht ſtellen, aber fixe Beſoldungen und unablösbare Capitalrenten müſſen den Inhabern Verluſt bringen.

Das iſt indeß nicht der einzige, und auch nicht einmal der bedeutendſte Grund, der von der Einführung einer Goldwährung abhalten muß. Wenn die Werthſchwankungen, welche bisher zwiſchen Gold und Silber eingetreten ſind, irgend eine Lehre gegeben haben, ſo iſt es gewiß die, daß man nicht zwei Währungen haben darf, mit andern Worten, daß der Staat ſich nicht herausnehmen darf, den verhältnißmäßigen Werth zweier Waaren feſtzuſtellen, ſondern daß nur Eines der edlen Metalle als Werthmeſſer dienen darf und kann. Eine Regierung iſt nicht im Stande den größern oder geringern Zufluß des einen Metalls zu regeln; ſo wie ſie aber nur Eins der edlen Metalle als Währung annimmt, nimmt ſie auch keine Feſtſetzung eines Werthes vor, ſondern ſie ſagt nur: „ich theile dieß oder jenes Metallgewicht in ſo und ſo viele Theile, denen ich den oder jenen Namen beilege." Vor der Mitte des 16ten Jahrhunderts war die Silberausbeute Amerika's verhältnißmäßig ſchwach, erſt mit der Entdeckung und Ausbreitung der Amalgamirmethode ſtieg der Silberertrag außerordentlich, und eben damit auch die Preiſe der Waaren. [1] Solche Erſcheinungen kann eine Regierung nicht ändern und nicht hindern, aber ſie kann die ſchlimmſten Folgen abwenden, indem ſie feſt an Einer Währung hält. Hält man an dem Satz von Einer Währung feſt, ſo kann es logiſcher Weiſe gar keine Frage ſeyn, daß für das Silber entſchieden werden muß. Wollte man auch dem engliſch-amerikaniſchen Syſtem folgen, ſo hat man doch zwei Währungen, wenn gleich das Silber vorerſt nicht exportirt wird, und mit den zwei Währungen hat man das Schwanken. Wichtiger aber noch iſt, daß die Maſſe des Volks — denn Geld bringt ja jetzt bis in die unterſten Canäle — wohl das Gold, nicht aber das Silber entbehren kann; zur kleinen Ausgleichung, zum täglichen Verkehr, iſt Silber unerläßlich, Gold berührt vorzugsweiſe nur den Kaufmann, weil es größere Zahlungen vermittelt, und dadurch immer zur Waare wird, während die Hauptfunction des Silbers iſt als Münze, d. h. als Werthmeſſer zu dienen, der ſelbſt nicht wechſelt. Geht man die Urtheile der Engländer und der Amerikaner durch, ſo ſtößt man auf Leute, die das engliſch-amerikaniſche Syſtem geradezu als unlogiſch und unſinnig betrachten, und ſagen, daß eine Feſtigkeit ins Geldweſen nur durch eine Rückkehr zur einfachen Silberwährung gebracht werden könne. Man darf dieſe Stimmen nicht gering achten, wenn ſie auch jetzt noch Stimmen in der Wüſte ſind.

Es iſt überflüſſig hier auf die Beſtimmungsgründe der engliſchen Münzeinrichtung im J. 1816 zurückzugehen, und die Frage iſt auch bei den damaligen verworrenen Geldverhältniſſen äußerſt complicirt, ſo daß wir kein Urtheil darüber wagen; allein die Annahme desſelben Syſtems durch die Amerikaner iſt durchaus unlogiſch, ſchon aus dem einfachen Grunde, weil ſie in wenigen Jahren abermals zu einer Aenderung ihres Münzſyſtems gezwungen werden können. Wenn man jetzt ſchon das Sinken des Geldpreiſes auf mindeſtens 3½ Proc. anſchlagen darf, ſo iſt, wenn einmal Amerika ſeine Banken, die früher auf einer gefährlichen Papiergrundlage ruhten, mit Gold geſättigt, wenn England einmal die bedeutenden Geldſendungen nach Auſtralien zurückerhalten hat, gar kein Grund vorhanden, warum nicht das Gold, deſſen Gewinnung noch immer im Fortſchreiten begriffen iſt, nicht abermals um 3½ Proc. ſinken ſollte, und dann iſt das neue jetzt erſt anderthalb Jahre alte amerika-

---

[1] Gold ſteht gegenwärtig in Hamburg al Marco 419 oder gleich 1 : 15,1, in Amſterdam etwa 2½ Proc. Agio oder ſo ziemlich gleich 1 : 15,12, in England das Silber 62 d., was ein Verhältniß von 1 : 15,04 gibt; der kleine Unterſchied gleicht ſich durch den Wechſelcours aus. In Paris ſteht trotz des Vortheils, daß man in der Münze das Gold wie 1 : 15,5 verwerthen kann, das Gold in Barren 3 p. m. Disconto, das Silber in Barren 15 p. m. Agio, der Unterſchied iſt alſo nahezu 2 Proc.

[2] Das will Hr. S., der eine Reihe ſehr lehrreicher Artikel über die Goldfrage in die Hamburger Börſenhalle einrücken ließ, nicht gelten laſſen, und meint: die Ausſicht, daß die Waarenpreiſe in den die Goldwährung nicht zulaſſenden Staaten nicht hinaufgehen würden, ſey illuſoriſch. Ein ſolcher Streitpunkt würde uns hier zu weit führen, und wir begnügen uns die Anſicht zu conſtatiren, denn es iſt uns bloß darum zu thun, zu zeigen welchen Verluſten ein Land ſich ausſetzt, wenn es ſich wie Nordamerika und gegenwärtig Frankreich von dem Gang der Dinge überrumpeln läßt. Die Reihe von Aufſätzen des Hrn. S. ſteht in Nr. 12,939, 44, 48, 50, 56 und 78. Die Angaben über die Ausmünzungen des Jahres 1853 fehlen, wogegen Cochut in der angeführten Nr. der Revue des deux Mondes ſie mittheilt. Dieſelben bilden ein nicht unbedeutendes Beweisſtück für Cochut und gegen Hrn. S.

[1] Die Ausbreitung der Amalgamirmethode fällt ins Jahr 1580, und erſt nach dieſer Zeit trat die große Preisſteigerung ums Vier- oder Fünffache ein. Vorher war das Verhältniß des Goldes wie 1 : 10 oder 11, erſt ſeit dieſer Zeit ſtieg es allmählich auf 1 : 15—16, jetzt ſcheint es wieder im Umkehren.

niſche Münzſyſtem abermals eine Ruine, und muß wiederum geändert werden. Was bis dahin mit Frankreich geſchieht, mag der Himmel wiſſen. Bei der jetzigen Lage der Sache muß ſein gemünztes Silber „bis zum letzten Franken," wie Cochut ſagt, aus dem Lande gehen. [1] Schon ehe dieß geſchieht, muß Frankreich ſein Münzſyſtem ändern und zwar nach amerikaniſch engliſchem Zuſchnitt, d. h. es muß ſeine Silbermünzen ſchlechter machen, auf die Gefahr hin, ſie nach 6 bis 8 Jahren noch einmal ſchlechter machen zu müſſen; zweitens muß die Münzwährung geändert, und ſtatt daß ſie jetzt Silber iſt, muß ſie künftig Gold ſeyn, d. h. der Staat muß beſtimmen, welches Gewicht Gold einen Franken ausmache. Mit dieſer Veränderung muß eine Preisſteigerung aller Dinge Hand in Hand gehen, und die ganze Umwälzung trifft nicht nur Frankreich, ſondern alle die Länder, welche einerlei Münzſyſtem mit ihm haben, nämlich Piemont, die Schweiz und Belgien. Es wird dieſen kaum eine Wahl bleiben, als ſich vom franzöſiſchen Münzſyſtem wieder loszureißen, ſo ſchwer es ihnen auch ankommen mag.

Wirft man einen Blick auf die Eingangs erwähnte Liſte der Verhältniſſe zwiſchen Gold und Silber in den verſchiedenen Ländern, ſo erſieht man, daß die Reihe an Deutſchland erſt kommt, wenn Frankreich ausgezogen iſt, d. h. wenn Frankreich ſein Silber verloren und mit Gold erſetzt hat; aber der Abſtand iſt gering, für Oeſterreich nur 1,42 Proc., für Preußen 1,73 Proc.; ſo viel kann allenfalls der Wechſelcurs betragen, und Deutſchland iſt alſo auch jetzt ſchon mit dem Verluſt ſeines Silbers nahe bedroht. Schon aus dieſem Grunde iſt eine in Deutſchland bis jetzt noch ohne Schwierigkeit durchzuführende Erklärung, daß künftig allein Silber das geſetzliche Zahlungsmittel und alle Goldmünzen Handelswaare ſeyen, durch die Ausſicht auf eine nicht ferne Zukunft geboten; aber ein anderer Umſtand kommt dazu, der bis jetzt noch nicht ſonderlich aufgehellt iſt: Cochut macht nämlich darauf aufmerkſam, daß Amerika ſein verlorenes Silber möglichſt an ſich zu ziehen ſucht; es will ſich alſo — aus welchem Grunde mag hier vorerſt völlig dahin geſtellt bleiben — einer gewiſſen Silbermaſſe verſichern. Was die Amerikaner verſuchen, hat England bereits gethan, dadurch daß es in Indien das Silber zum geſetzlichen Zahlungsmittel machte, und das Gold zur Handelswaare erklärte. Dadurch hat es ſich, was man im gemeinen Leben eine Fickmühle nennt, geſchaffen: in England kann es das Gold, in Indien das Silber anhäufen.

Seit den letzten 20 Jahren ſind ungeheure Maſſen Silber nach Aſien, namentlich nach Indien gegangen — Maſſen, die man auf nicht weniger als 400 Mill. Piaſter, über 800 Mill. Rupien (ſ. Hamb. Börſenhalle 31 Januar) anſchlägt. Es iſt in der genannten Zeitſchrift mit Zahlen nachgewieſen, daß vom September 1851 bis December 1853 über 7 Mill. Pfd. St. nur an Silber nach Indien gegangen ſind, und zwar bloß aus England, denn die direct von Marſeille aus nach Indien und China gegangenen Silberſendungen ſind darunter noch nicht einmal inbegriffen. So kam es, daß ſich im indiſchen Staatsſchatz ein Baarvorrath von 16 Mill. Pfd. St. in Silber angehäuft hat, und die Gelegenheit benützt wurde, um die Zinſen der engliſch-oſtindiſchen Schuld zu ermäßigen. Die Thorheit erſt Nordamerika's, dann Frankreichs hat dieß den Engländern möglich gemacht. So wie jetzt die Sachen ſtehen, gebietet England über die größte Gold- und Silbermaſſe zugleich, und es iſt an der Zeit, daß man nicht Deutſchland gleichfalls zum Opfer dieſes Ausbeutungsſyſtems fallen laſſe, indem man, wenn Frankreich fertig iſt, auch Deutſchland ſein Silber abzapfen wird.

[1] Cochut berechnet den Verluſt Frankreichs an jeder Milliarde gemünzten Silbergeldes — wovon Frankreich $2^1/_2$ bis 3 Milliarden beſitzt — auf 10 Mill. Fr., alſo den Geſammtverluſt des Staats auf 100 Mill. Fr.

Skizzen aus Coſta Rica.

5. Die Mündung der Barranca. — Krokodile. — Waldleben am Jeſu Maria. — Pigres. — Die Heuſchrecken.

Von Punta Arenas nach der Mündung des Barrancafluſſes beträgt die Entfernung etwa 2 Leguas. Reiſende, welche dieſe Gegenden beſuchen, thun wohl einen Ausflug nach der Barranca nicht zu ſcheuen, weil ſie dort Gelegenheit haben, jene merkwürdigen Reptilien, die bei uns nicht heimiſch, aber durch ihre Furchtbarkeit und Häßlichkeit viel berühmt ſind, in ganzen Geſellſchaften zu ſehen — wir meinen die Kaimane und die ächten Krokodile mit länglichen, wie gedrückten Schnauzen und ungleichen Zähnen, deren Arten bekanntlich in Amerika wie in der alten Welt repräſentirt ſind. Man ſieht ſie hier zwar nicht ganz ſo zahlreich wie am Rio Grande, doch immer noch zu Duzenden auf den Sanddünen im Sonnenſchein ſchlafen. Sie haben ein feines Gehör und ſcheinen am Lande ſehr feige, da ſie insgeſammt bei unſerer Annäherung ſchnell in das Waſſer ſchlüpften und nach der entgegengeſetzten Seite ſchwammen, wohin wir ihnen nicht folgen konnten.

Das rechte Ufer der Barranca iſt am Ausfluſſe niedrig und ſandig, das linke Ufer hoch und felſig, die Waldbäume reichen hier faſt dicht an das Waſſer. Klammeraffen hüpften drüben ſpielend auf den Zweigen und ſchrieen mit Kakadus und rothen Araſſen, welche die höchſten Baumwipfel bevölkerten, um die Wette, während die Krokodile ſehr langſam und feierlich auf- und niederſchwammen. Da ſie nur einen Theil des Kopfes und Rückens über die Oberfläche des Waſſers erhoben, ſo war es uns nicht möglich auch nur vermuthungsweiſe das Species zu erkennen. Hier ſah ich auch den erſten großen Haifiſch im Golfe von Nicoya. Die Fluth drängte mit mächtiger Brandung das Süßwaſſer ſtemmend in das Flußbett ein, und der Haifiſch, deſſen Rückenfloſſe wenigſtens vier Zoll über dem Waſſer ragte, ſchwamm zuerſt an der Mündung auf und nieder, blokirte dieſelbe wie eine Fregatte einen feindlichen Hafen, und wagte ſich dann ſelbſt in den Fluß. Er mochte hier reiche Beute machen, denn die kleinern Fiſche tummeln ſich an dieſer Mündung mit Vorliebe im braliſchen Waſſer. Mehr als Ein Krokodil kam langſam mit kaum wahrnehmbaren Ruderſchlägen an dem Hai vorübergeſchwommen, und wir hofften ſchon, es werde zwiſchen den beiden Ungeheuern einen tüchtigen Kampf abſetzen. Man that uns

aber nicht dieſen Gefallen. Der Hay mußte die Härte des Schuppenpanzers des Alligatoren und dieſer die Größe des Rachens und die Schärfe der Zähne des Gegenſchwimmers kennen. Die Beſtien ruderten ruhig an einander vorüber und nahmen mit kleinem Fraße vorlieb, welchen ihnen die aufſchäumende Brandung mitunter geradezu in den Rachen warf.

Sonſt haben wir an der Mündung der Barranca nichts Merkwürdiges beobachtet. In den Wald konnten wir nicht eindringen, weil er ſehr ſumpfig war, und die kleine Hütte, die hier ſteht, ließen wir unbeſucht, da ſie gar zu erbärmlich ausſah und der Inhalt der Küche ſchwerlich im Stande geweſen wäre, unſern Appetit zu ſtillen, den wir bis Esparza aufſparten.

Durch die Furt der Barranca ritten wir auf dem alten Weg zurück und begrüßten da wieder die herrliche Majeſtät des alten Urwaldes, der ſeine ſtolzeſten Koloſſe dicht am Wege aufgeſtellt hat. Von dort gingen wir nach Jeſus Maria, wo wir eine kleine Viertelſtunde vom Fluſſe gleichen Namens unſer Standquartier in einer langen, offenen Barrake nahmen, die mit Hohlziegeln bedeckt iſt, aber keine Wände hat. Es iſt eine ſogenannte „Caſa del Gobernio", welche auf Koſten der Regierung aufgeſchlagen worden, um durchziehenden Reiſenden, welche die Nacht oder ein Gewitter überraſcht, beſonders aber den Ochſenkärrnern und Maulthiertreibern, die hier ihre beſtimmte Station haben, ein Obdach zu geben, das ſie wenigſtens gegen den Regen ſchützt. Wir fanden hier außer vielen Ochſenkarren auch ein Dutzend Wegarbeiter, welche in dieſer offenen Barrake ihre Küche bereiteten und ihr Nachtlager bezogen. In der nächſten Umgebung lagen einige Bauernhäuschen mit Maisfeldern, Zuckerpflanzungen und umzäunten Wieſen, welche einen Theil des primitiven Hochwaldes verdrängt haben. Im Uebrigen war die ganze Gegend mit Wald bedeckt, und da wir gleich nach den erſten Erfahrungen merkten, daß ſich dieſer Punkt ganz vortrefflich zu Sammlungen eigne, ſo beſchloſſen wir, hier längere Zeit zu verweilen. Aus den Tagen wurden Wochen. Die Ausbeute, beſonders die entomologiſche, wuchs immer ſchöner an, und wir haben in vier Welttheilen, die wir zu naturhiſtoriſchen Zwecken bereiſten, niemals in gleichem Zeitraum eine gleiche Zahl von theils ganz neuen, theils ſeltenen Arten geſammelt. Unſer Reiſegefährte, Hr. Jakob Huzel aus Balingen, theilte mit uns die Mühſeligkeiten und Entbehrungen wie die Genüſſe dieſes Waldlebens. Er blieb auch nach meiner Rückkehr nach San Joſe noch einige Wochen am Rio Jeſu Maria zurück, und brachte von dort ſehr ſchöne Sammlungen mit. Es gab hier gute Gelegenheit, die außerordentliche Mannichfaltigkeit in den Formen tropiſcher Organismen zu bewundern. Nirgends findet hier eine große Anhäufung der gleichen Arten ſtatt, wie in der gemäßigten Zone außerhalb der Wendekreiſe und beſonders wie in den Gegenden des höhern Nordens, wo die trübſelige Monotonie der Pflanzen und Thiere einen ſammelnden Naturforſcher faſt zur Verzweiflung bringt.

Es würde uns zu weit führen, alle Naturſcenen, Walderlebniſſe, Jagdabenteuer u. ſ. w., die uns während dieſes vierwöchentlichen Bivouaks begegneten, im Einzelnen zu ſchildern; ohnehin hätte dieß keinen directen Bezug auf eine Beſchreibung des Landes und Volks von Coſta Rica. Uns werden die intereſſanten Tage und Nächte, die wir in einer der ſchönſten Wildniſſe des Erdrundes zugebracht, auf Lebensdauer unvergeßlich ſeyn, und wir haben, als wir ſpäter nach der Hauptſtadt San Joſe zurückkehrten, wo die Abende oft in ſo leerer und langweiliger Geſellſchaft zugebracht wurden, uns gar manchmal wieder nach dem wilden Urwaldleben und den ſternenhellen Nächten in dem Urwald von Jeſus Maria zurückgeſehnt.

Eine Epiſode dieſes Aufenthalts bildete unſer Ausflug nach Tarcoles in Begleitung des Alcalden von San Matteo, Don Joſe Maria Regaz, deſſen Geſellſchaft wirklich recht viel Belehrendes hatte, denn der Mann war ein guter Kenner des Landes, wußte uns Namen und Nutzen aller Forſtpflanzen anzugeben, und zeigte eine große Gewandtheit als Jäger. Wir machten die Reiſe von San Matteo nach Pigres am 14 Julius in ſehr zahlreicher Geſellſchaft. Die Regierung der Republik hatte nämlich den Heuſchrecken den Krieg erklärt und den Alkalden von San Matteo als General an die Spitze einer Colonne geſtellt, welche jene gefräßigen Orthopteren in Pigres überfallen ſollte. Der Alarmruf war zuerſt von Guanacaſte gekommen. Die aus Nicaragua eingerückten Heuſchrecken fielen dort über das friſche Futter der Savannen her, und verſchmausten nebenbei noch anderes, was ihnen eben unter den Freßapparat kam. Auch der Mais und der Piſang waren neben den weicheren Savannenpflanzen ihrer gierigen Lefze und ihrem ſchnellverdauenden Magen willkommen. Sie rückten in dieſem Jahr weiter gegen Süden, als man ſeit Menſchengedenken gehört hatte, fraßen in den lichten Waldwieſen von Pigres mit dem Hornvieh in die Wette und bedrohten ſelbſt die ſchönen Piſanggegenden von Tarcoles. Der Nothruf drang von dort nach San Joſe, und die hochweiſe Regierung der Republik, welche von Sitten, Bräuchen und Fortpflanzungsart der Locuſtiden nur ſehr wenig Kunde hatte, fürchtete ſogar für die Haciendas und Kaffeeplantagen des Hochlandes, und hoffte durch einen Ausrottungsbefehl das drohende Uebel zurückzuhalten.

Hätte man uns vergönnt, der Regierung einen Rath zu geben, ſo würden wir ſie erſucht haben, die Vertheidigung ganz allein den Naturkräften, der ſchützenden Rieſenmauer der Cordilleras und den dicken Schanzen des Urwaldes zu überlaſſen, da bekanntlich Inſecten, die in der heißen Temperatur der Tiefe heimiſch ſind, dieſelbe nicht leicht gegen das kühle Andesklima vertauſchen. Die Vertilgung an der Küſte aber konnte man den Octoberregen oder der Decemberdürre anheimſtellen und allenfalls noch die inſectenfreſſenden Vögel und die zahmen und die wilden Schweine um Beiſtand anrufen, denn die menſchlichen Vertilgungskräfte haben ſich gegen die Milliarden ſolcher Raubinſecten allenthalben als unnütz und unmächtig erprobt. Im Süden Rußlands, wo ein mächtiger Autokrat doch über ganz andere Kräfte verfügt und die Menſchen zu andern Anſtrengungen zwingen kann als der Präſident eines kleinen, neuſpaniſchen Freiſtaats mit einer ſchlaffen Bevölkerung, die ſich nicht gerne commandiren läßt, hat man nach den rieſenhafteſten Verſuchen den Heuſchreckenkrieg ganz aufgegeben. Dort wo dieſe Plage periodiſch öfters wiederkehrt, ſchickte man ganze Armeen gegen ſie aus und bot ganze Bevölkerungen gegen ſie auf. Wir waren in den Steppen der Krim ſelbſt Augenzeuge von der Unmacht des autokratiſchen Zorns gegen den mächtigen Naturwillen, der dort die Vertilgung der Schwächern nicht duldete. Glockenſchläge und Kanonenſalven konnten die Wanderheuſchrecken ſo wenig auf die Dauer verſcheuchen, als die Steppenbrände ſie zerſtören. Wenn ein ruſſiſcher Autokrat befiehlt, geſchieht wenigſtens das Menſchenmögliche

zur Vollziehung ſeines Willens. Unter dem biegſamen und lederzähen Geſchlecht der Slawen findet ein deſpotiſcher Wille Werkzeuge wie bei keiner andern Nation. Anders verhält es ſich bei dem gewählten Präſidenten einer mittelamerikaniſchen Republik, der in ſeinem ganzen Weſen nicht das Zeug eines Selbſtherrſchers hat, und deſſen zahmes Bourgeoisnaturell die Beamten nicht zittern macht, wie der finſtere Blick eines Autokraten. Auch ſind die weichern Neuſpanier nicht diſciplinirt, nicht an Caſernenpünktlichkeit gewöhnt wie die Ruſſen. Dieſer Contraſt war uns recht augenfällig, als der Alcalde von San Matteo ſeine Leute verſammelte, um ſie nach des Präſidenten Willen gegen die Heuſchrecken zu führen. Man zögerte nicht bloß lange mit dem Aufbruch, ſondern berathſchlagte ſogar, ob es nicht beſſer ſey zu Hauſe zu bleiben und den Regierungsbefehl gar nicht zu beachten. Die Stimme eines Coſtaricaner Alcalden bleibt nicht bloß, wie wir uns zu überzeugen Gelegenheit hatten, hinter dem ruſſiſchen Ton zurück, ſondern weiß nicht einmal wie ein bayeriſcher Landrichter zu imponiren. Don Joſe Maria Rogaz verlas wiederholt ſeine Inſtruction und erſuchte die Bevölkerung in faſt flehendem Tone, ihm wenigſtens nach Pigres zu folgen, um einen Verſuch gegen die Grashüpfer zu wagen. Es war ihm nur darum zu thun, den offenen Ungehorſam gegen die Regierungsbefehle zu vermeiden.

Erſt gegen die Mittagsſtunde ritten wir von San Matteo ab und folgten einem ſchmalen Maulthierweg durch die Wälder in ſüdweſtlicher Richtung nach der Mündung des Rio Grande. Es iſt eine einſame Waldgegend, die noch viel ſeltener beſucht wird als der Weg nach dem Sarapiqui. Unſere Geſellſchaft beſtand aus etwa 40 Reitern, die ein paarmal unterwegs Halt machten, um Palmenfrüchte und Nanzes, eine Art runder, fleiſchrother Beeren von angenehmem Geſchmack zu ſammeln und unſere Thiere von den Waldkräutern freſſen zu laſſen. Einigemal wurde auf Affen Jagd gemacht, wobei ſich meine Reiſegefährten, mit Ausnahme des Alcalden, als ſehr ungeſchickte Jäger bewährten. Von einer zahlreichen Affenfamilie, welche die großen Früchte eines Hickerasbaumes ſchmauſten, wurde nur ein einziges Weibchen erlegt, alle übrigen entkamen unter großem Geſchrei.

Das Rohrhäuschen mit einem obern Stockwerk liegt auf einem waldumgränzten Hügel, von dem man einen herrlichen Ueberblick der weiten Umgegend genießt; unebener, oft wellenförmig gehobener Boden, kleine Hügel und größere Anhöhen durch Schluchten und ſchmale Thäler unterbrochen, alles mit Wald bedeckt, nur hie und da natürliche Wieſen, eine ſehr maleriſche Wildniß, welche die Cordilleraskette und der Doppelgipfel des Vulcans von Herradura überragt. Der Hügel, auf welchem die Rohrhütte liegt, beſteht aus vulcaniſchem Tuff, deſſen Schichten ſich hier von Süden nach Norden in eine Waldſchlucht ſenken. Aus der Tiefe ſchimmerte das Lichtgrün einer ſchönen Bananenpflanzung; es war wieder die ächte Paradiesfeige (Musa paradisiaca) mit rieſenhaften Blättern und ſchmackhafteren Früchten als der Bananenbaum des Hochlandes (Musa sapientum). In der Nähe des Häuschens war das Terrain gelichtet und das Vieh übernachtete hier in einem umzäunten Raume. Ein ziemlich bequemer Weg führte von hier weiter in weſtlicher Richtung nach dem Meeresſtrande.

Der Beſitzer desſelben, Don Ramon Coronao, nahm uns ſehr freundlich auf, obwohl ihn die zahlreiche Einquartierung von 40 Reitern ſichtbar überraſchte. Don Ramon Coronao ſchien dieſe Heuſchreckenjäger, die alle mit leerem Magen kamen und keine Lebensmittel mitbrachten, gleichwohl mehr zu fürchten als die Grashüpfer ſelber. Als ihm der Alcalde den Befehl der Regierung mittheilte, hatte Don Ramon Mühe, das laute Lachen zu unterdrücken, denn er kannte wohl die Unmöglichkeit der Ausführung. Inzwiſchen lagerten ſich die Leute um das Häuschen herum, ließen ihre Pferde graſen, und hatten, da ſie ſämmtlich Erzfaullenzer und überdieß ein wenig müde waren, nicht die geringſte Luſt, noch an dieſem Tage mit den Heuſchrecken anzubinden. Don Ramons Speiſekammer ward deſto ſtärker in Contribution geſetzt, und wir haben Grund zu glauben, daß ihm dieſe wider ſeinen Willen zugeſchickten Bundesgenoſſen gegen die Heuſchrecken in Einem Tage mehr Schaden zufügten als ſämmtliche Locuſtiden während der ganzen Jahreszeit.

Eine genaue Inſpection der Gegend, die ich vornahm, während meine Reiſegefährten gemüthsruhig auf dem Bauche lagen, belehrte mich, daß wir es hier mit einem Inſect zu thun hatten, welches weder an Größe des Leibes und der Freßwerkzeuge, noch an Flugkraft, noch an Appetit der berühmten Wanderheuſchrecke des ſüdöſtlichen Europa (Gryllus migratorius) gleichkommt. Es war eine kleine, buntgeſcheckte Heuſchrecke mit kurzen Flügeln, welche ſich mehr mit ihren Springbeinen bewegte, und die wir, da ſie noch nicht beſchrieben ſcheint (Gryllus Nicaraguensis) taufen möchten, weil die Niederungen von Nicaragua rings um die Ufer des großen Seebeckens ihre eigentliche Heimath zu ſeyn ſcheinen, von wo ſie ihren Zug in den Küſtengegenden fortſetzt, wenn ſie Wanderluſt oder Futtermangel ſpürt. Sie hielt ſich bei Pigres vorzüglich in der Nähe der Waldwege und in den kleinen Savannen am Saum des Dickichts auf. Niedere Kräuter fraß ſie mit Vorliebe, nagte aber auch Buſcharten mit weichen Blättern an. Von den bedeutenden Verheerungen, die man mir geſchildert hatte, konnte ich nichts bemerken. Der Bananengarten und die Maisfelder, welche unten am Bache ſtanden, waren unberührt. Auf den Waldwieſen mochten ſie wohl viele Stengel abgenagt haben, aber das Vieh hatte noch Futter genug. An manchen Stellen des Waldweges fand ich ſie in ungeheuren Maſſen von Millionen angehäuft. Bei jedem Tritte, den man vorwärts machte, hüpften ſie zu vielen Tauſenden auf, und unſere Pferde wurden ſogar Tags darauf, als wir nach dem Meeresſtrand ritten, ein paarmal wegen der Heuſchrecken ſcheu. Indeſſen mußte man ſich hier auf den erſten Blick überzeugen, daß menſchliche Anſtrengung nicht ausreichte, und daß am allerwenigſten 40 neuſpaniſche barfüßige Faullenzer geeignet waren, dieſem Uebel zu ſteuern.

Don Ramon faßte ſich in Geduld, obwohl man ihm anſah, daß er im Herzen all dieſe läſtigen Heuſchreckenvertilger eben ſo ſehr zum Teufel wünſchte, wie die, welche ihm die ungebetenen Gäſte auf den Hals geſchickt. Er theilte uns mit, was Küche und Keller vermochten, und außer ſeinen beſonders ſchmackhaft bereiteten Tortillas, den nimmer fehlenden Bohnen und dem friſchen Käſe, tiſchte er mir und dem Alcalden auch ſüßes Brod, Reis in verſchiedenartiger Form, Beefſleiſch, gebratene Bananen und was uns das liebſte war, auch köſtliche Milch und aromatiſchen Kaffee auf. Am Ende wurde bei längerem Geſpräch und näherer Bekanntſchaft ſein Herz ſogar ſo warm, daß er eine Flaſche alten Cognac hervorholte und ſie noch an demſelben Abend mit ſeinen Gäſten leerte. Die

Hacienda von Pigres beſteht, wie er mir erzählte, etwa ſeit 20 Jahren. Ihre günſtige Lage zur Viehzucht hatte die erſten Speculanten an ſich gezogen. Die Natur hat hier ſelbſt den Buſchwald nicht nur an vielen Stellen gelichtet, ſondern auch natürliche Wieſen geſchaffen, deren Hervorbringung anderwärts im Lande viel Zeit und Geld erfordert. Für Mais, Zuckerrohr und Bananen iſt das Terrain nur in der Nähe der Flüßchen ergiebig. Der Boden der Anhöhe iſt zum Theil etwas mager, was man beim erſten Blick an der verkümmerten wilden Vegetation beobachtet. Der Bodenwerth iſt billig. Man könnte hier die Manzane Landes für fünf Peſos erhalten. Der Beſitz Don Ramons erſtreckt ſich mehrere Meilen weit bis an das linke Ufer des Rio grande. Zu einer deutſchen Niederlaſſung iſt die Gegend wegen ihrer zu heißen Temperatur und ihrer Ungeſundheit nicht zu empfehlen. Don Ramon und ſeine Leute leiden hier oft an Wechſelfieber. Er bewohnt die Hacienda ſeit 10 Jahren, und hat ſich, obwohl ein Mann im ſchönſten Lebensalter, noch nicht zum Eheſtande entſchließen können, was uns billig in Verwunderung ſetzte, denn der Wohlſtand des Beſitzers, wie die Einſamkeit ſeines Aufenthalts, ſchien uns dem häuslichen Leben ſo günſtig.

Wir übernachteten in Pigres und brachen Tags darauf, nachdem wir vortrefflich gefrühſtückt hatten, nach der Mündung des Rio grande auf. Unſer gaſtfreundlicher Wirth nahm nicht nur keine Vergütung an, ſondern nöthigte uns noch das Verſprechen ab, bei unſerer Rückkehr von Tarcoles den Weg wieder über Pigres zu nehmen. Der Alcalde ließ ſeine ganze Heuſchreckenexpedition im Stiche. Er ſchien ganz zufrieden, dem Befehl der Regierung wenigſtens damit buchſtäblich Genüge geleiſtet zu haben, daß er einen Zug gegen die feindlichen Inſecten unternommen. Das Vertilgungsgeſchäft ſelber überließ er dem freiwilligen Eifer ſeiner Leute. Ein Duzend derſelben hatte ſich wirklich auf die Beine gemacht, und wir ſahen die Leute am Waldſaum mit langen Stöcken im Gras und Büſche tapfer hineinſchlagen. Ob ſie aber nur einen einzigen Heuſchrecken wirklich trafen, ſchien ihnen ganz gleichgültig genug, ſie klopften auf die Grashüpfer getreu dem Befehle ihrer hochlöblichen Behörde. Im günſtigſten Fall wurden einige Duzend von den Millionen todt geſchlagen, aber die Heuſchreckenvertilger haben auch bei jedem Tritte mehr Futterkräuter niedergetreten als einige Duzend Inſecten in einer Woche verzehrten. Die übrigen Reiter von San Matteo hatten ſich nicht einmal zu dieſer kleinen Anſtrengung bequemt, ſondern lagerten fortwährend auf dem Bauch vor der Küche der Hacienda. Gegen Mittag ſtieg die ganze Expeditionscolonne wieder zu Pferde, um nach Hauſe zu reiten, und der Heuſchreckenfeldzug war beendigt. [1]

Wir ſetzten unſere Wanderung durch die Waldgegenden fort, die Kühe hatte man wieder freigelaſſen, und ſie klingelten zerſtreut aus dem Walde. Die Viehzucht iſt im Vergleiche mit unſerer nordiſchen, welche die Thiere in warmen Ställen unterbringt und ſieben Monate des Jahres hindurch für Heufütterung ſorgen muß, mit ebenſo wenig Mühe als Koſten verbunden. Während des Tages läßt man die Kühe ſelbſt ihr Futter ſuchen. Sie gehen gewöhnlich eine Stunde weit von der Hacienda weg nach irgend einer der Waldwieſen, und ſcheinen ebenſo gerne Büſche als niedere Kräuter zu verzehren. Gegen Abend kehren ſie freiwillig zur Hacienda zurück, weil ſie entweder ihre Kälber dort haben oder ihre gehörnten Geſchwiſter der Geſellſchaft wegen aufſuchen. Manchmal bleibt eine Kuh auch mehrere Tage und ſelbſt Wochen aus, kommt aber zuletzt immer wieder zum Vorſchein, und Don Ramon verſicherte, daß der Verluſt einer Kuh durch einen Tiger ein überaus ſeltener Fall ſey, der ſich ſeit ſeiner zehnjährigen Bewirthſchaftung erſt zwei- oder dreimal ereignet habe. Auch dieſe Paarmal war man ungewiß, ob die Klauen eines Jaguars oder die Hand eines Diebes oder ſonſt ein Zufall den Verluſt verurſacht habe.

[1] Der Leſer entſchuldige dieſe umſtändliche Schilderung der Locuſtenexpedition. Sie ſcheint uns geeignet ihm einen Begriff von der Schlaffheit dieſer Bevölkerung zu geben.

Reiſefragmente aus den Abruzzen.

Von Dr. E.

Vierter Abſchnitt.

Hoch überragt der majeſtätiſche Gran Saſſo, der höchſte Berg Italiens, das Gebirge, das in rieſigen Formen überall zu ihm emporſtrebte. Rings um mich her ſtarre Felsmaſſen, unter mir in der Tiefe ſchwellendes Grün, aus welchem Dörfer und Städte halbverſteckt hervorblickten, und darüber hinaus ein Gewirr von Hügeln und Bergen, von Kuppen und Zacken, theilweiſe belaubt, theilweiſe noch in Schnee erſtarrt. Wie ein Gewölk in ſcharf begränzten Formen, umſpült von lieblichen Schillerfarben der ſich ſenkenden Sonne, ruhte hoch oben auf dem Schnee der weiten Gebirgskette, die ſich von Aquila bis zur Mündung des Pescara ins adriatiſche Meer hinunterzieht, der Gran Saſſo d'Italia, ein koloſſaler Felsblock aus blendendem Apenninenkalk, der Thron oder der Altar eines Berggottes, von rieſigen Schultern in den Himmel gehoben. Umbrer und Hetruſker, Pelasger und Sabiner blickten ſchon in grauer Vorzeit zu ihm, dem höchſten und erhabenſten Wolkenſitze ihres Jupiter Apenninus, ihres die Donnerkeule ſchleudernden Zeus voll Staunen und Ehrfurcht empor.

Lange feſſelte mich dieſer prachtvolle Anblick, den die plötzliche Auseinanderſchiebung der ſtarrenden Felswände des nach Sulmona hinabführenden Majella-Paſſes auf ſo überraſchende Weiſe gewährte. Ich überhörte faſt die Seufzer meines Bedienten über das Verweilen an ſo gefährlicher Stelle und den ſehr vernünftigen Rath meines Kutſchers, langſam weiter zu fahren, weil die Ausſicht ja immer ſchöner und großartiger werden müſſe, je mehr das ſchauerliche dunkle Thal, das mit vollem Rechte den Namen Valleoscura führt, ſich öffnen würde. Als endlich eine purpurrothe Wolkenſchicht das Haupt der italiſchen Gebirge verhüllte, fuhr ich langſam die vielen Zickzackwindungen der Schlucht bergab. Bald brauste links aus enger Felſenſpalte ein ſchäumender Waldbach hervor, die Fura genannt; die Vegetation begann wieder üppiger zu werden,

die Felſenwände wichen zurück, und unter mir, gerade am Eingange in die Schlucht, erſchienen die ſchwarzen, verwitterten Steindächer des Städtchens Rocca di Vallescura, rechts von einem alten verfallenen Caſtell überragt. Wenn Roccaraſo an der Südſeite des Paſſes ſchon einen finſtern Anblick gewährt hatte, ſo war dieſes bei weitem mehr noch bei Roccavallescura der Fall, obſchon der Ort viel größer und volkreicher. Große Steinhäuſer von verbranntem, rußigem, trümmerartigem Anſehen, meiſt ohne Glasfenſter, alles winkelicht und ſchief durch- und übereinandergebaut, Gaſſen und Treppen voll Schmutz, Rauch, Geſtank, Geſchrei und Gebrüll von Thieren und Menſchen überall. Im Winter ſoll dieſer Ort an 9000 zweibeinige und vielleicht zweimal ſo viel vierbeinige Einwohner zählen, weil die Hirten dann ihre Heerden aus dem höheren Majella- und Meta-Gebirge hier zuſammenziehen. Die rauhen Berge rings umher machen das Klima rauh, und ſo fand ich am letzten Maitage hier in der weiten Gaſthalle des größten Wirthshauſes ein mächtiges Becken voll glühender Kohlen, umringt von ſchwatzenden Bauern, Frachtfuhrleuten und Hirten, welche am nächſten Morgen den Berg paſſiren wollten. Der Wein aus dem Becken von Sulmona ſchmeckte auch hier ganz vortrefflich, und neben mir dampften Käſegerichte, Würſte, Schinken, Hammelsrippen in Menge. Der Wirth, ein herkuliſch gebauter Mann, in ſchwarzer Sammetjacke mit ſilbernen Troddeln und ſtattlicher Pelzkappe aus Fuchsfell, lud mich freundlich ein, bei ihm zu übernachten, und fügte lächelnd hinzu: ich werde es bereuen, das große ſ. g. Gendarmenhotel zu Sulmona, wo ich ohnedieß ſpät ankommen werde, kennen zu lernen. Er hatte vollkommen recht: das Wirthshaus zu Sulmona war nicht viel anderes als eine Räuberſpelunke. Zu Roccavallescura hätte ich außer einem originellen Abendeſſen eine höchſt eigenthümliche Reiſegeſellſchaft gehabt, und daneben ein hohes koloſſales, ich möchte ſagen ſiebenſchläferiges Bett. Der Wirth zeigte mir mit einem gewiſſen ſtolzen Selbſtbewußtſeyn das Ehrenſchlafgemach ſeines Hauſes, das er mir zugedacht. Außer dem Rieſenbett, welches auf einem dicken Teppich aus Wolfsfellen ruhte, befand ſich ein Mobiliar aus Nußbaumholz daſelbſt, im abenteuerlichſten Rococo-Styl geſchnitzt, die Wände waren mit Wolfs-, Bären-, Fuchs- und anderen Thierköpfen der nächſten Umgebungen, ebenfalls aus Nußholz, geziert. Außerdem beſaß dieſes Schlafgemach ausnahmsweiſe Glasfenſter und eine Thür, welche von innen verſchloſſen werden konnte. Das alles aber konnte mich nicht bewegen da zu bleiben, und mir ſchauerliche Jagd-, Räuber- und Reiſegeſchichten aus dem Piano di Cinquemiglia, deſſen frühere Bevölkerung ſich in Roccavallescura angeſiedelt hatte, erzählen zu laſſen.

Ich drückte dem braven Wirth und ſeiner geſchäftig ſchmorenden und bratenden Hausfrau, welche eine blaue Huſarenjacke und ellenlange Zöpfe trug, dankbar die Hand, und fuhr raſch nach Pettorano auf vielfach ſich krümmender Landſtraße hinunter. Die Gegend gleicht den Thalöffnungen der Alpen im bayeriſchen Hochgebirge, ſie iſt wild und ſchauerlich. Das Becken, worin Roccavallescura liegt, ſchließt ſich wieder, Bäche und Quellen rauſchen links und rechts über die Straße, zahlreiche gemauerte Brücken überſpannen Schluchten und Klüfte, rechts fließt, bald näher bald ferner, der Gizio; Dörfer und Weiler ſucht man vergebens, und hohes, kahles Kalkgebirge ragt wieder zu den Seiten empor. Endlich öffnet ſich die Thalſchlucht und das Städtchen Pettorano, mit ſchöner, geſchmackvoll gebauter Kirche, liegt vor uns auf einem Hügel, von Pappeln, Ahornbäumen und Eſchen umgeben. Alles hat hier bereits ein fruchtbareres, freundlicheres Anſehen, Quellen ſprudeln überall hervor, und der Hügel von Pettorano iſt ganz von Waſſer umrauſcht. Dennoch befindet man ſich hier noch einige hundert Fuß über Sulmona. Das Gebirge, welches grat- und terraſſenweiſe vom See von Scanno nach der Thalſchlucht des Gizio in nordöſtlicher Richtung abfällt, verſperrt gleichſam durch ſeinen öſtlichſten Ausläufer, durch den Hügel, auf welchem Pettorano liegt, den Paß von Sulmona; daher nimmt die Straße hier eine ſcharfe, rechtwinklichte Wendung nach rechts, überſpringt den Gizio und zieht ſich an ſeinem rechten Ufer, an den Abhängen des M. Majuri, der von der Majella herunterläuft, weiter in die Ebene hinein. Man umkreiſt gleichſam das ſchöne, ſtattliche Pettorano, während die Blicke die herrliche Gegend von allen Seiten umfaſſen. Die neue Kunſtſtraße — die alte Heer- und Saumſtraße zieht ſich links an Entrodacqua vorüber — führt in einem ſchönen, weiten Bogen wieder in die frühere, nördliche Richtung zurück, bis an einer Wendung das ganze fruchtbare Thal von Sulmona ſich öffnet, und darüber hinaus die Zinnen und Zacken des Gran Saſſo erſcheinen.

Die Sonne war bereits untergegangen als ich dieſen Punkt erreichte, aber noch glühete die höchſte Kuppe in roſigem Lichte, dann ſank die Nacht raſch herab, und unzählige Glühkäferchen erhoben ſich aus der vom Gizio und der Vella bewäſſerten, duft- und blumenreichen Ebene, welcher ich nun raſcheſten Laufes durchrollte. Leider hatte die hereinbrechende Nacht mich gehindert Pettorano, wie ich es mir vorgenommen, zu beſuchen, wie ich denn überhaupt allzu eigenſinnig am heutigen Tage mein vorgeſtecktes Nacht- und Reiſeziel zu erreichen ſtrebte.

Die Gegend um Pettorano wurde früher Contado di Valva genannt, und Pettorano war gleichſam die Hauptſtadt; der Ort liegt im Angeſicht der Majella und hat ſchon ein milderes Klima, ſo daß in der Nähe am Gizio bereits Safran gebaut wird. Die Ausſicht auf die fruchtbare Ebene von Sulmona, vom Stadtthurm oder von dem mittelalterlichen Caſtell aus, welches jetzt halbverfallen daliegt, ſoll eine ausgezeichnet ſchöne ſeyn. Sie entging mir ebenſo wie die Antiquitätenſammlung der Familie Benitatibus, welche ſehr intereſſante Erinnerungen an Römer und Peligner enthalten ſoll. In der Nachbarſchaft Pettorano's wurden vor einigen Jahren, ohne daß man dem Orte bis jetzt einen hiſtoriſchen Namen zu geben vermag, Sarkophage, Ornamente, Statuetten, Vaſen, Inſchriften und Trümmer von Gebäuden ausgegraben.

An prächtigen Weingärten, Nußbäumen, Pappeln, duftigen Gärten, an mehreren Kirchen und Klöſtern vorüber, ging es in das geräumige Sulmona hinein. Es herrſchte noch reges, luſtiges Leben auf den Gaſſen, die Handwerker arbeiteten, wie in Neapel, bei einem Lämpchen vor ihren Häuſern ſitzend im Freien, und ein paar muntere Buben, welche ich nach dem Wirthshauſe gefragt, liefen wegweiſend dem Wagen voraus. Durch ein weites Thor, über einen langen Hof ging es auf ein mächtiges Gebäude los, welches mehr den Anblick einer großen Cavalleriecaſerne als den eines Gaſthofs gewährte. Der Wirth, früher Gendarmen-Wachtmeiſter, verband mit der Leitung des erſten Gaſthofs von Sulmona eine Art Oberaufſicht über die Oekonomie der Gendarmencaſerne. Daß alles hier einen martialiſchen Anſtrich hatte, verſteht ſich von ſelbſt, von

Pünktlichkeit, Ordnung und Sauberkeit war jedoch nirgends eine Spur zu finden. Man ſchleppte mich und mein Gepäck in einen großen Speiſeſaal und ſteckte mir eine Speiſekarte in die Hand, welche mir die Auswahl zwiſchen Stockfiſch, Maccaroni, Eiern, Zwiebeln und dgl. überließ. Der Faſttag ſchien alſo hier unten in der Ebene beſſer reſpectirt zu werden als oben im Gebirge, und ich begann die Prophezeihung des Wirths von Roccavalloscura alſobald zu ſpüren. An Fleiſchſpeiſen ſchien nicht zu denken, und ich ſah mich genöthigt, dem mir octroyirten Stockfiſch den Reſt meiner Würſte und Käſe aus Teano, zu ſichtbarem Aerger des Gendarmenpflegers, an die Seite zu ſtellen. Er murmelte einige Flüche in den Bart und begann mit den Gendarmen, welche an einem andern Tiſche ſaßen und Stockfiſch verzehrten, ein Geſpräch über meine Perſon. Es währte nicht lange, ſo erhob ſich ein kräftiger ſchöner, junger Burſche, ſtellte ſich vor meinen Tiſch und erklärte mir, daß es ſich nicht ſchicke ganz allein an einem Faſttage vor ihren Augen Schinken und Fleiſchſpeiſen zu eſſen. Ruhig fortſchmauſend erwiederte ich ihm, daß man mir gleich bei meiner Geburt das Privilegium ertheilt an jedem beliebigen Tage Fleiſch eſſen zu dürfen, wenn er aber das Privilegium beſäße mich daran zu hindern, ſo möge er es thun. Dieſe trotzige Erklärung wirkte und hatte die Folge, daß die Gendarmerie bald aufbrach, ohne mir die übliche „felicissima notte“ gewünſcht zu haben. Der Wirth wies mir ein armſeliges ſchmutziges Zimmer ohne Schloß und Riegel an. Kaum mochte ich ein halbes Stündchen geſchlafen haben, ſo weckte mich ein Geräuſch, welches zwei mit dem Wirthe hereintretende Gendarmen verurſachten, die meinen Paß in Empfang zu nehmen wünſchten. Ich proteſtirte natürlich gegen dieſen unverſchämten Nachtbeſuch und zog es vor, mich wieder anzukleiden und mich zum Chef der Gendarmerie führen zu laſſen. Das ſchien dem Wirth gar nicht zu gefallen und ich hörte deutlich, wie er dem einen Gendarmen zuflüſterte, er möge bis morgen warten. Um ſo mehr beſtand ich auf meinem Vorhaben. Es war nach Mitternacht, und der Gendarmerie-Chef, welcher glücklicherweiſe in der Nähe wohnte, eben im Begriff zu Bette zu gehen. Ich theilte ihm die Angelegenheit mit, entwickelte ihm meine Vermuthungen über die Chikanen des Wirths und zeigte ihm neben meinem Paſſe ein halbes Dutzend Empfehlungsbriefe an höhere Regierungsbeamte in Aquila, Teramo und Chieti (die drei Hauptſtädte der drei abruzzeſiſchen Provinzen). Der Herr Commandant, der anfänglich ſehr ſtumm und verdrießlich geſchienen, wurde nun plötzlich ſehr artig und liebenswürdig, ſtellte mir alle Papiere wieder zu und gab mir ſein Wort, daß er dem boshaften Wirth den Text leſen wolle. Ich ſchlief den Reſt der Nacht vortrefflich und wurde am andern Morgen mit kriechender Höflichkeit und mit der Verſicherung empfangen, daß mir alle Fleiſchſpeiſen von ganz Sulmona zur Verfügung ſtänden. Statt der Fleiſchſpeiſen jedoch beſtellte ich meine Rechnung und befahl meinen Leuten Wagen und Pferde anderswo unterzubringen. Die Rechnung war abermals ein Nonplusultra von Unverſchämtheit, und wurde, wie ſich von ſelbſt verſteht, kaum zur Hälfte bezahlt. Wir trennten uns darauf unter den zarteſten Verſicherungen gegenſeitigen Wohlwollens und dankbarſter Empfindungen.

Da ich bei einem frühern Beſuche, vom Lago di Fucino und der Forca Caruſo aus, Sulmona nur ſehr flüchtig kennen gelernt hatte, ſo beſchloß ich einen halben Tag hier zu verweilen, und nach Beſichtigung der ſogenannten Villa des Ovid, über Pentima (Corfinium) Abends nach Popoli weiter zu reiſen. Das Reſultat dieſes Aufenthalts will ich in einer kurzen Schilderung des Orts niederlegen. Die meiſten Mittheilungen verdanke ich der Güte eines ſehr unterrichteten Canonicus von S. Nicola in Sulmona. Die Stadt, in der Mitte des ſchon genannten üppigen, fruchtbaren Thals gelegen, wird von den Flüſſen Gizio und Vella umrauſcht, welche unzähligen Canälen ihr Waſſer abgeben und zu dem üppigſten Baumwuchs ringsumher beitragen. Auf den Höhen, welche den Ort umgeben, beſonders an den Abhängen der Montagna di Morrone liegen kleine Städte, Dörfer, Villen, Klöſter und Capellen zerſtreut, überragt von kahlen, ſchroffen Zacken des Hochgebirgs. Der Klöſter und Kirchen in und vor der Stadt gibt es auch ſehr viele: ſie ſind meiſt, gleich den Privatgebäuden, groß und ſchön. Große breite Straßen und freie Plätze finden ſich in Menge, und der Ort macht im Allgemeinen, einige ſchmutzige Quartiere ausgenommen, einen ſehr freundlichen Eindruck. Es gibt Caſernen, Hoſpitäler, Waiſenhäuſer und andere Wohlthätigkeitsanſtalten. Ein reger Geſchäftsverkehr nebſt Papier- und Lederfabriken, Färbereien, Webereien u. ſ. w. belebt die Straßen der Stadt, welche an 12,000 Einwohner zählen mag. In den Nonnenklöſtern werden die berühmteſten Süßigkeiten und Leckereien des Königreichs gebacken, und Niemand darf es verſäumen, ſulmoneſiſche Würſte und Conditoreiwaaren an Ort und Stelle zu koſten. Eine Menge kleiner Kaffeehäuſer und Apotheken in den Hauptgaſſen unterſtützen das ſociale Getreibe, das um ſo mehr feſſelte, je weniger Zwang und Etikette unter den verſchiedenſten Ständen ſich kundgab. Wir wanderten von Kirche zu Kirche, von Kloſter zu Kloſter, von einer alten Inſchrift zur andern.

Sulmona lag 7 Miglien von Corfinium entfernt und war die Hauptſtadt eines der drei Bezirke, in welche das Gebiet der Peligner eingetheilt war. Ueber den Urſprung des Namens ſtreiten ſich begreiflicherweiſe die Gelehrten. Ovid leitet den Namen ſeiner Vaterſtadt von ihrem Gründer Solymus aus Phrygien her. Feſtus ſagt: Peligni ex Illyrico orti u. ſ. w., und die Ueberſiedelung der Peligner aus Illyrien über das adriatiſche Meer herüber ins Granſaſſo- und Majella-Gebirge iſt jedenfalls wahrſcheinlicher als eine Völkerwanderung aus Phrygien und andern kleinaſiatiſchen Provinzen, zumal eine Stadt, Namens Dardania oder Dardanum, nicht allein in Kleinaſien, ſondern auch in Illyrien und nach Lycophron und Plinius ſogar im italieniſchen Daunien exiſtirte. Eine zweite Stadt, Namens Sulmona, ſchon zu Plinius Zeiten gänzlich zerſtört, exiſtirte im alten Latium, was zu der Annahme berechtigen dürfte, daß die älteſten, in die Abruzzen einwandernden illyriſchen Coloniſten ſich mit den alten Einwohnern von Latium gemiſcht, und ſo ſchiebt auch der in Sulmona geborne Ovid das Alterthum der Stadt weit über die trojaniſche Zeit hinaus. Es erhellt alſo, daß nichts Beſtimmtes über Sulmona's Urſprung zu ermitteln iſt. Erſt zur Zeit des zweiten puniſchen Krieges tritt Sulmona in der Geſchichte auf. Hannibal beſuchte nach Livius mit ſeinem Heere die Stadt, und ſie wird mit dem übrigen Peligner-Gebiet, gleich den Marſen und Marrucinern von den Karthaginenſern viel gelitten haben. Sulmona blieb dem Bündniſſe mit Rom treu, und ihre Cohorten fochten ſpäter gegen Hannibal. Verderbenbringender und grauſamer als Hannibal trat Sulla gegen Sulmona auf.

Eingedenk dieſer Behandlung ſagten ſich ſpäter die Sulmonenſer von der Partei des Pompejus, als eines Verwandten und Partiſans Sulla's, los und öffneten fünf Cohorten, welche Cäſar unter dem Befehl des Marc Antonius hieher ſandte, ihre Thore. Späterhin, ſo meldet Frontin, wurde Sulmona gleichzeitig mit Corfinium mit einer Colonie beſchenkt, welche wahrſcheinlich zu einer der 38 Militärcolonien gehörte, die Octavius, nachdem er den Titel Auguſtus angenommen, in Italien vertheilte. Eine zweite Colonie ſchickte der Kaiſer Nero hieher. Ihre fernern, nicht ſehr bedeutungsvollen Schickſale verzeichnet Phoebonius (Feboni) in ſeiner Hiſteria Marſorum.

Aber nicht allein Sulla zerſtörte die Stadt und verwüſtete die Gegend, ſondern auch heftige Erdbeben ſchadeten ihr zu verſchiedenenmalen. In den Jahren 1703 und 1706 wurde ſie faſt dem Erdboden gleichgemacht, es iſt daher um ſo mehr zu bewundern, daß ſie ſich in ſo freundlicher Geſtalt aus dem Schutte wieder erhoben. Der Ueberreſte des Alterthums, als Verkünder frühern Glanzes, gibt es aus den oben angeführten Gründen nicht viele. Mehrere Inſchriften finden ſich bei Lupoli (Inſcr. Corſin.), bei Giuſtiniani und Muratori verzeichnet. Saturn ſcheint in Sulmona beſondere Verehrung genoſſen zu haben. In der Kirche Sta Maria della Tomba ſah man früher das Bild des Gottes in ſitzender Stellung, und eine verſtümmelte Inſchrift beweiſt, daß man ihm Altäre weihete und jährliche Ehrenfeſte feierte. Die eben genannte Kirche ſoll urſprünglich ein Jupitertempel geweſen ſeyn, die Statue dieſes Gottes in ſehr ſchöner Arbeit zierte noch im 17ten Jahrhundert das Kloſter der Auguſtiner. Zwei andere Inſchriften in der Kathedrale, am äußern Umfang der Tribüne, erwähnen der Verehrung der Ceres und der Venus. Ein Hr. de Pietri ſchrieb: Memorie di Solmona, und widmet den Alterthümern große Aufmerkſamkeit. Die Venus Peregrina (Hoſpitalis) kommt auf einem Marmor vor, der die Namen Q. Voluſejus Rabirianus und Voluſeja Matrona als Wiederherſteller ihres Tempels enthält. Lupoli erwähnt einer Inſchrift, die ſich auf den Gottesdienſt der von den Marſen beſonders verehrten Dea Angitia bezieht. Unter allen Tempeln des alten Sulmona ſoll der der Veſta und des Apollo der ſchönſte und prachtvollſte geweſen ſeyn; auf ſeinen Grundmauern ruht die Baſilica dell' Aſſunta. Ueberreſte eines Amphitheaters, eines Theaters und der Thermen ſind nur aus ſehr unbedeutenden Trümmern zu erkennen. Eine Menge Marmorſteine bezeichnen Quatuorviri, Aedilen, Municipalmagiſtrate, Auguſtalen ſo wie Mitglieder der angeſehenen peligniſchen Familien Vetia, Atia u. ſ. w. Aus einer andern Inſchrift erfahren wir, daß ſich zu Sulmona ſechs Oberhäupter des zu Ehren des Auguſtus von Tiberius geſtifteten Prieſterordens der Auguſtalen (der nachher auf die Colonien und Municipien überging) befanden. Doni und Lupoli liefern auch eine der Gens Ovidia zugehörige Grabſchrift. Daß Ovid und Martial zu Sulmona geboren, iſt ſchon oben erwähnt. Sulmo mihi patria est, gelidis uberrimus undis — ſagt Ovid; ferner nennt er die Peligner gens mea u. ſ. w. Martial, von Eitelkeit ſtrotzend, drückt ſich alſo aus: Pelignae gentis gloria, decor ego.

Das erſte was dem Fremden zu Sulmona, gleichſam als Wahrzeichen der Stadt gezeigt wird, iſt eine miſerable Statue des Ovid nebſt bombaſtiſchen In- und Unterſchriften, eine ganz unförmliche Figur, deren Bekleidung keinen römiſchen, ſondern vielmehr mittelalterlichen Mönchsſchnitt hat. Mehrere Reiſende, wie z. B. Valery und Keppel-Craven ſind der Anſicht, daß dieſe Fratze den Ueberſetzer der Heroiden, den Pater Remigius aus Florenz, vorſtellen ſoll. Jedenfalls iſt es keine Statue des römiſchen Dichters.

In der Begleitung des Canonicus hatte ich einen ſehr angenehmen Morgen in Sulmona verlebt. Ueberall waren wir freundlich und artig empfangen, und da von jeder Kirche und von jedem Kloſter wenigſtens eine Perſon, ſey es aus Neugier oder Höflichkeit an uns hängen blieb, ſo beſaß ich gegen Mittag ein Ehrengeleit von wenigſtens zehn Perſonen. Mit dieſer Escorte ging ich in ein Café, wo die Honoratioren des Orts ſich regelmäßig den halben Tag zu langweilen pflegten. An Unterhaltung iſt bei ſolchen Beſuchen wenig zu denken; es iſt ein unaufhörliches Anprallen von Fragen und ein halbes Aufhorchen auf Antworten. Mit großer Artigkeit begrüßte mich der Chef der Gendarmen, und erkundigte ſich nach dem fernern Benehmen des Wirths. Als ich die unverſchämte Rechnung zur Sprache brachte, ließ er den Wirth ſogleich ins Café rufen und machte ihn in Gegenwart der Gäſte tüchtig herunter. Die ſämmtliche Geiſtlichkeit, welche zugegen war, wollte vor Lachen berſten, als ſie den Faſteneifer dieſes k. neapolitaniſchen Gendarmen vernahm, der höchſt ſelten im Jahre einen einzigen Faſttag gewiſſenhaft beobachtete. Das kleine Abenteuer amuſirte die ganze Geſellſchaft und man behauptete allgemein, daß der Wirth nur deßhalb mit ſeiner Stockfiſchkarte hervorgerückt ſey, um dem aller Wahrſcheinlichkeit nach zu beſtellenden Extrafleiſchgericht einen höhern Werth beilegen zu können. Mein eigener Wurſt- und Schinkenvorrath hatte ſeinen Zorn erregt. Vor dem Mittageſſen beſuchten wir noch ein Nonnenkloſter, d. h. das Beſuchzimmer in der Vorhalle eines Nonnenkloſters, um von einer ſehr redſeligen 60jährigen Nonne eine Probe der berühmten Confituren und Süßigkeiten von Sulmona einzukaufen. Die 60jährige Jungfer verſicherte uns, daß wir die feinſten, wohlſchmeckendſten und nebenbei von den jungfräulichſten, höchſt ariſtokratiſchen Händen gebackenen Sachen empfangen hätten. Den Namen des Kloſters habe ich vergeſſen: es war der Sammelplatz von 20 bis 30 peligniſchen Conteſſen, Ducheſſen, Baroneſſen und Marcheſinen aus Popoli, Sulmona, aus der Majella und aus der Meta; mein Begleiter kannte mehrere dieſer Damen, und gab mir die Verſicherung, daß ſchöne und junge Mädchen darunter ſeyen. Leider ließen ſich letztere nicht blicken.

Unſer Mittageſſen in einer ſehr beſuchten Trattoria war vortrefflich: köſtliche Forellen und junger Ziegenbraten, junge, friſche, aromatiſche Erbſen, Salat aus wildem Spargel und Ricotta mit Erdbeeren, Zucker und Marſala-Wein. Das ariſtokratiſche Nonnengebäck wurde zu Nachtiſch verſpeist. Dann ſetzte ſich mein freundlicher Canonicus zu mir in den Wagen, und wir fuhren an einem langen und weitläufigen Kloſter, irre ich nicht, San Panfilio, genannt, in die ſchöne Ebene hinaus, welche der Gizio bis in die Nähe Popoli's durchſtrömt. Der junge Gendarm, welcher mir die Faſtenſpeiſen octroyiren wollte, harrte in der Nähe des Kloſters, trat an den Wagen und entſchuldigte ſein barſches Benehmen vom geſtrigen Abend. Bald bog der Weg von der großen Landſtraße rechts ab und führte über die von Canzano herunterfließende Bella zu dem großen, ſtattlichen Kloſter, Reale Abbazia genannt, wo ſich eine Art von Armen- und Waiſenhaus der Provinz Abruzzo Citra

befindet. Im Ganzen machte das weitläufige Gebäude, die Direction und die Inſaſſen keinen ſehr vortheilhaften Eindruck auf mich. Die Beſoldungen der Beamten waren ſchlecht, überall gab es verdrießliche, hungrige Geſichter, und wohin das Auge blickte, ſtieß es auf Verfall, Schmutz und Unordnung. Ich durcheilte raſch die Höfe, Säle und Gärten, und wanderte dann ein halbes Stündchen an den Abhängen des Morrone weiter, bis zu dem Punkte, wo unter dem ſteilen Felſen, welcher die Eremitage des heiligen Onofrio trägt, ein Trümmerhaufen ſich befindet, der allgemein von den Bewohnern Sulmona's und des ganzen peligniſchen Gebirgsbeckens (ſo wie von vielen Schriftſtellern) für den Punkt ausgegeben wird, der die Villa des Ovid trug. Daß man bemüht war alle die Einzelnheiten, welche Ovid der Schilderung ſeiner Villa einverleibt, hier wieder zu finden, verſteht ſich von ſelbſt, und ſo fehlt es nicht an friſchem, hellem Waſſer, das die von Ovid beſungene Quelle darſtellt, nicht an dem Garten mit Lorbeer- und anderem Gebüſch, nicht an dem Fiſchweiher am Lago d'Annunziata und an andern Ovid'ſchen Reminiscenzen. Betrachtet man die hier befindlichen Trümmer genauer, ſo ſieht man, daß ſie eine ſchöne Terraſſe einnehmen, welche vom höhern, überragenden Morrone-Gebirge gegen die Ebene hin vorſpringt; ſie iſt mit Eichengeſtrüpp, Myrten- und Lorbeergebüſch beſetzt und gewährt eine prachtvolle Ausſicht auf Sulmona und das ganze fruchtbare, trefflich bewäſſerte Thal, das gegen Süden und Weſten von maleriſch geformten Bergkuppen, von dem Gebirge bei Anverſa und Scanno, vom hellſchimmernden Chiarano, vom Sirente und von vielen andern peligniſchen Bergen, über welche ſich ſtolz thronend gegen Norden der Gran Saſſo erhebt, umgürtet iſt. Keppel Craven in ſeinen „Excurſions in the Abruzzi" verwirft die Anſicht, daß dieſe ſogenannten Stanze di Ovidio' der Villa des Ovid angehört haben, gänzlich, und erklärt die Ruinen für Ueberreſte von Thermen. Ihm folgen mehrere neuere Schriftſteller. Man findet die ſchöne Terraſſe überall mit Trümmern aus Opus Reticulatum bedeckt, welche im Hintergrunde, d. h. nach der Bergſeite hin, 10 bis 12 Kammern aus Niſchen bilden, wie man ſie ſo häufig in den römiſchen Villen am Pauſilippo bei Neapel, am Vomero, bei Sorrento und andern findet. Dieſe Niſchen jedoch dienten in dieſer Höhe ſchwerlich zu Bädern, zu öffentlichen Thermen der Sulmonenſer, wie Hr. Corcia will, ſondern vielmehr zu einer ſymmetriſchen Verzierung des Hintergrundes mit Ruheſitzen, Blumengärten, Gehegen von Vögeln und Lieblingsthieren, ſo wie zu Behältern von allerhand Utenſilien. Die Canäle, von denen Hr. Kappel-Craven redet, habe ich nicht auffinden können, die Röhren ſollen jedoch ſehr klein geweſen ſeyn und werden vielmehr zu kleinen Springbrunnen und zur Pflege der hier künſtlich geſchaffenen Vegetation, als zu großen Badanſtalten gedient haben. Die Sulmoneſer ſelbſt verlegen die Quelle, welche Ovid ſchildert, nicht in die Nähe dieſer Terraſſe, ſondern tiefer unten an den Fuß des Berges, wohin ſich aber Ovids Villa recht gut erſtreckt haben kann; ſie führt noch heutzutage den Namen Liebesquelle, Fonte di Amore. Spuren einer größern antiken Waſſerleitung ſind kürzlich eine Viertelſtunde von der Villa des Ovid ſüdöſtlich aufgefunden worden. Die Ruinen beweiſen jedenfalls, daß die Anmuth dieſes Gebirgsvorſprunges ſchon von den Alten recht gut erkannt worden war. Ich weilte länger als eine halbe Stunde und labte mich an der wunderſchönen Fernſicht, in Gedanken den ſteilen Gebirgspfad nach Scanno und den noch ſchauerlichern Paß über die Forca Caruſo an den Lago di Fucino im Gebiet der Marſen hinauf- und herabwandernd. Der freundliche Canonicus wußte alle die Stellen des Ovid, welche ſich auf Sulmona und das Peligner-land bezogen, aus dem Gedächtniſſe zu recitiren und begleitete auf anmuthige Weiſe den ſchönen Text der Natur mit einem poetiſchen Commentar.

Da ich keine Luſt bezeigte, über die Eremitage von S. Onofrio weiter in das Morrone-Gebirge hinauf und ins intereſſante Orta-Thal nach Caramanico zu einigen Erdölquellen hinüber zu wandern, ſo kehrten wir in die Reale Badia zurück, wo man Kaffee und Liqueur zu unſerer Erquickung in Bereitſchaft hielt. Ich fand nicht einen einzigen Beamten, der mit ſeiner Stellung und ſeinem Aufenthalt in dieſer reizenden Gegend zufrieden geweſen wäre. Das Geſpräch drehte ſich um ſchlechte Beſoldung, Langeweile und Sehnſucht nach der Hauptſtadt. Von mir, als einem Fremden, der lange in Neapel gelebt und dort mancherlei Bekanntſchaften hatte, erwartete man, daß ich alle die Klagen und Beſchwerden, welche man mir beim Kaffee vorlegte, beherzigen, in Neapel an den rechten Mann bringen und demnächſt beſeitigen werde. Obſchon ich mit vielen Eiden verſicherte, daß ich ein gänzlich einflußloſer Mann ſey und daher auch gar nicht die Abſicht haben könne, mich mit der Bitte um Beförderung abruzzeſiſcher Beamten bei irgend einem neapolitaniſchen Miniſter zu blamiren, ſo wurden mir dennoch eine Menge Namen und Notizen aufgehalst; ja ich hatte ſogar ein halbes Jahr ſpäter das Vergnügen, einem dieſer Herren, welcher nach Neapel gefahren war, um meine Mithülfe bei einer gewünſchten Verſetzung nach Foggia in Apulien in Anſpruch zu nehmen, bei einer Taſſe Kaffee abermals meine Ohnmacht zu betheuern. Ich habe dieſen Glauben an den Einfluß fremder Perſonen auf die Miniſter überall in den entlegenen Provinzen gefunden, er beruht hauptſächlich in der großen Artigkeit und liebenswürdigen Gaſtfreundſchaft, womit der Fremde überall von den reichen und hochgeſtellten Neapolitanern aufgenommen und mit Empfehlungsbriefen nach allen Orten verſehen wird; einiges trägt aber auch der Einfluß ſchweizeriſcher Officiere auf den König und ſeine Umgebungen bei. Wie groß übrigens die Unzufriedenheit der meiſten Subalternbeamten mit ihrer Lage, wie groß ihre Sehnſucht nach der Hauptſtadt war, zeigte ſich gleich nach der Revolution im Januar 1848. Mehr als 5000 Beamte verließen ihre Stellen und ſtrömten nach Neapel: in den Provinzen entſtand die größte Unordnung und Geſetzloſigkeit, die noch jetzt hier und dort fortwuchert, ſo daß Reiſen ins Innere des ſchönen Königreichs gefährlicher und bedenklicher ſind als in den Jahren vor 1848.

Um meine gute Reiſelaune nicht zu verlieren, kürzte ich den Beſuch ab, ſagte dem guten Canonicus dankend Lebewohl, und fuhr raſchen Trabes auf ſchöner Straße, an dem Städtchen Pratola vorüber, längs dem Gizio weiter. Rechts rückt der Morrone mit kahlen Kalkgebilden dem Wege immer näher, Rocca Caſale mit einem alten Caſtell thront auf ziemlicher Höhe, und in der Nähe der Capelle S. Erenziano wendet ſich der Weg links nach dem Orte Pentima von der großen Straße ab. Am Ende dieſes Orts, zwiſchen ihm und der Kirche S. Pelino, liegen die Ruinen des einſt ſo berühmten Corfiniums, der Hauptſtadt der Peligner und des gegen Rom im ſogenannten marſiſchen Kriege geſchloſſenen Bundes.

Die Entfernung von Popoli beträgt kaum zwei Stunden, und ich rathe jedem Reiſenden zu dieſem intereſſanten Abſtecher, nicht allein der Alterthümer und hiſtoriſchen Erinnerungen wegen, ſondern um die ſchöne Gegend, um den Blick auf die prächtigen Bergkuppen um Prezza, Cocullo, Gariano Siculi und Rajano, ſowie auch in die romantiſche Schlucht, aus welcher der Aterno (Pescara) hervorbraust, genießen zu können.

Den Alterthümern Corfiniums jedoch mögen hier ein paar Worte über die Peligner überhaupt vorausgehen. Die erſten bekannten Bewohner dieſer Gegenden waren nach Strabo ſammitiſchen Urſprungs. Ovid, welcher den nationalen Urſprung ſeiner Ahnen doch wohl kennen ſollte, läßt ſie als Abkömmlinge der Sabiner auftreten. Nach anderen Traditionen indeſſen ſtammten ſie aus Illyrien. Volſinius, ein illyriſcher König, ſoll ſie herübergeführt und deſſen Enkel Pelicus oder Pelicius ihnen den Namen gegeben haben. In Bezug auf die engen Beziehungen und Verbindungen dieſer Völkerſchaft mit den Samnitern, in Bezug auf die, beiden gemeinſchaftliche (oskiſche) Sprache, ſcheint allerdings die erſtere Meinung, welche auch Niebuhr unterſtützt, der letzteren vorzuziehen. Ovid, in den Faſten, jedoch, ferner Silius Italicus reden von einem Solymus, der Sulmona den Namen gegeben, und von phrygiſchem und dardaniſchem Urſprunge, der wiederum, wie früher gezeigt iſt, auf Illyrien zu deuten iſt. Herr Corcia zieht hier eine Stelle des Herodot herbei, wo die Φρύγες den früheren Namen Βρῆγες (Brigi) erſt bei ihrem Uebergange aus Illyrien oder Thracien nach Kleinaſien in „Phrygier" vertauſcht. Sobald der illyriſch-thraciſch-macedoniſche Urſprung feſtſteht, bleibt es allerdings gleich, ob die Einwanderung aus Illyrien ſelbſt oder aus Kleinaſien ſtattfand. Strabo zählt die Πελγες nächſt den Partinern und Taulantiern zu den älteſten Bewohnern Illyriens, und Stephanus Byzantinus nennt zwei Städte gleichen Namens in dieſem Lande. Apollonius von Rhodus und Scymnus von Chios deuten bei Erwähnung der brigeidiſchen Inſeln und brigiſchen Völker ebenfalls auf Illyrien und deſſen Küſte hin, und mit Hinzuziehung des Umſtandes, daß die Thracier und Macedonier ebenſowohl Bilippos als Philippos ſetzten — alſo das B und F verwechſelten, ſcheint der gelehrte Streit über das Herkommen der Peligner zu Gunſten Illyriens entſchieden werden zu müſſen. Diejenigen Gelehrten, welche auf den ſabiniſchen Urſprung der Peligner durchaus nicht verzichten wollen, können ſich damit tröſten, daß die Umbrer, die Vorfahren der Sabiner, aus Illyrien kamen, und daß die Sabiner ſelbſt ſich eines macedoniſchen Urſprungs rühmten: jedenfalls ſchwören ſämmtliche neapolitaniſche Gelehrte — Lupoli, Jannelli, Corcia u. ſ. w. auf die Autorität des Feſtus, welcher auch der wackere, zuverläſſige Cluvier folgt. So wie nun die Peligner von Illyrien aus das ſüdweſtliche Majella-Gebirge bevölkerten, ſo kamen die Liburni herüber, um den Ager Palmenſis anzubauen, ſo ſiedelten ſich die Eneti oder Veneti, nach Herodot ebenfalls Illyrier, in der Gegend des Po, der Etſch und der Brenta an, und vielleicht auch die Siculi, wenn Sicilia (vgl. Heſychius v. Σικελία) eine Gegend, ein Diſtrict Thraciens, wie behauptet wird, war. Verlaſſen wir jedoch das dunkle Gebiet vorhiſtoriſcher, mährchenhafter Völkerwanderungen, ſo reizend immerhin die Analogien alter Städte-, Gegenden- und Völkernamen ſind.

Feſt auf den illyriſchen Urſprung bauend ſtellt der gelehrte Hr. Corcia die Hypotheſe auf, daß Abkunft und Name der Peligner von der Stadt Pelion herrühre, welche die Daſſareten bewohnten und welche von Arrian, Livius u. a. genannt wird. Andere bringen den Namen mit Palena (Berg und Städtchen), mit S. Pelino in Verbindung, wieder andere beziehen ihn auf das griechiſche Wort πηλίνος, ſumpfig, moraſtig, und erinnern daran, daß das jetzt ſo fruchtbare, üppige Thal von Sulmona einſt ein See oder Sumpf geweſen. Am wahrſcheinlichſten iſt die Ableitung von dem macedoniſchen, theſſaliſchen Worte πελα, Berg, Stein, Fels, das auch den Namen Pella, Pelion, Pellene, Pelasgi u. ſ. w. als Wurzel dient. Daß der Cult des Deus Belenus (vgl. Della Torre: de Deo Baleno) und der, bei den Frentanern und Peignern einheimiſchen Dea Pelina mit dem Namen in Verbindung ſtehe, wird ebenfalls behauptet. Gewiß iſt, daß die Peligner den Jupiter Palenus oder Pelinus als Berggott verehrten, und der Name Pelini, der in ſpäteren Zeiten in Peligni überging, wird daher nichts anderes bedeuten als Bergvolk, Gebirgsvolk, analog den Namen der Gebirgsſtädte Pelinna, Pella in Theſſalien und Macedonien.

In der Geſchichte treten die Peligner, gleich den Samnitern, als ein abgehärtetes Volk voll Muth und Tapferkeit auf. So zeigten ſie ſich den Römern, während ſie ihre Feinde und ihre Bundesgenoſſen waren, ganz beſonders, nachdem ſie vergeblich um Gleichberechtigung und römiſches Bürgerrecht nebſt vielen andern Stämmen angehalten und darauf den marſiſchen Krieg begonnen hatten. Sie ſcheinen die Veſtiner, Marruciner, Marſen und Frentaner, ebenfalls als kriegeriſche Völker bekannt, an Tapferkeit übertroffen zu haben (acer Pelignus, ſagt Silius Italicus), zeichneten ſich im zweiten puniſchen Kriege aus, und eine ihrer größten Städte, Corfinium, wurde zum Centralpunkt im Bundesgenoſſenkriege erwählt. Ihre frühere Geſchichte verſchmilzt mit der der Samniter und andern Stämmen. Im Jahre 449 erklärten ſie ſich in Verbindung mit den Marſen abermals für die Samniter, wurden aber mit ihren Verbündeten vom Conſul Fabius geſchlagen. Nachdem P. Sempronius die Aequer beſiegt und 40 ihrer Städte zerſtört hatte, ſchloſſen die Peligner gleich andern Stämmen (Marſen, Frentanern, Marrucinern) ein Bündniß mit Rom, ein Bündniß, welches aller Wahrſcheinlichkeit nach von Rom dictirt ward, keineswegs Gleichberechtigung zur Folge hatte und ohnedieß die Peligner eines Theils ihres Gebiets beraubte. Ferner leſen wir im Livius, daß Peligner im Jahre 457 die vor den Römern nach der Niederlage in Etrurien fliehenden Samniter, ſobald ſie das peligniſche Gebiet erreicht, niedergemacht. Eben ſo römerfreundlich zeigten ſie ſich bei der Expedition des Scipio gegen Carthago, indem ſie ſich zahlreich zur Flotte einſchreiben ließen. Die Veranlaſſung des marſiſchen Krieges, welcher die Peligner wieder als Feinde der Römer hinſtellt, iſt allgemein bekannt. Sulp. Galba und Cn. Pompejus beendigten dieſen Kampf. In Folge der Lex Pompeja erhielten ſie im Jahre 666 das römiſche Bürgerrecht, und wurden, wie aus Cicero und mehrern Marmorinſchriften erhellt, der Tribus Sergia zugeſchrieben.

Bei der Beſichtigung der Ueberreſte Corfiniums leiſtete mir ein Hirte von Pentima weſentliche Dienſte. Dieſer alte Mann behauptete, jeden Stein im Lande der Peligner zu kennen; er hatte 50 Jahre lang die Majella in Begleitung von Büffeln, Pferden, Ziegen und Schafen beſucht und nebenbei alle Engländer, welche

hier umhergeſtreift, bedient. Ohne mich auf die Localitäten weiter einzulaſſen, ſey hier folgendes über Corfinium bemerkt.

Würden nicht ſchon Strabo und Ptolomäus Corfinium als die Metropole der Peligner und als eine große Stadt bezeichnet haben, ſo würde die Bedeutung derſelben jedenfalls aus ihren geſchichtlichen Erinnerungen, aus ihrer Lage, aus den Spuren von bedeutenden Bollwerken rings umher, ſo wie aus dem Umfang ihrer Mauern und der Größe ihres Gebiets erhellen. Ihr Urſprung iſt eben ſo unbekannt wie die Entſtehung ihres Namens; eben ſo in Dunkel gehüllt ſind ihre erſten Schickſale. Sie taucht erſt zur Zeit der Gracchen auf. Frontin meldet, daß in Folge der Lex Sempronia das Gebiet der Stadt einer römiſchen Colonie zuerkannt wurde. Erſt nachdem der marſiſche oder Bundesgenoſſenkrieg ausgebrochen war, zeigte ſich die Bedeutung Corfiniums. Die italiſchen Conföderirten machten den Ort zum Sitze ihrer öffentlichen Verhandlungen und zum Haupte des Bundes, der nach größerer Freiheit und Gleichberechtigung mit Rom anſtrebte. Corfinium wird alſo wohl eine gut befeſtigte, von einem kriegeriſchen, tapfern Volke bewohnte und vertheidigte Stadt geweſen ſeyn; ſie ward ſogar zur Hauptſtadt Italiens, zum Centrum der Bundesgenoſſen ernannt, und erhielt, wie aus den Münzen dieſer Zeit, des marſiſchen Kriegs, erhellt, den Namen Italia, der nach den verſchiedenen Mundarten auch als Vitelia, Vitlia, Viteliu, Viteliud, oſkiſch und rückwärts geſchrieben, vorkommt. Man vergleiche hierüber ſämmtliche Numismatiker, beſonders aber Lupoli, Sangiorgio und Avelline. [1] Daß Corfinium ſich um dieſe Zeit vergrößerte verſteht ſich von ſelbſt. Diodorus Siculus erzählt, daß die italiſchen Verbündeten ein großes ausgedehntes Forum und eine Avia erbauten und außerdem große Kriegsvorräthe aufhäuften nebſt vielen Geldern und Lebensmitteln aller Art; die Stadt ſoll damals ſogar mehrere auf ihren Glanz und ihre Bedeutung ſich beziehende Beiwörter und Titel empfangen haben. In dem Kriege zwiſchen Cäſar und Pompejus nahm Corfinium viele flüchtige römiſche Senatoren und Ritter auf, welche kein beſſeres und ſchützenderes Aſyl finden konnten. Große Heeresmaſſen durchzogen die Stadt oder hielten ſich längere Zeit in ihren Mauern auf. Lucan ſagt, daß ſie „validis circumdata muris“ geweſen ſey. Domitius Ahenobarbus, von der Partei des Pompejus, ſtand hier mit dreißig Kohorten oder ungefähr 12,600 Mann. Nach der für Octavius ſiegreichen Schlacht bei Actium wurde das corfinianiſche Gebiet abermals unter eine Militärcolonie vertheilt, und blieb lange in dieſen Verhältniſſen. Aus dieſer Zeit ſtammt die bekannte, bei S. Pancrazio, zwiſchen Rajano und Pratola gefundene große Inſchrift, welche Lupoli in dem ſchon erwähnten Werke Vet. Corf. Inscr. mit großer Gelehrſamkeit erläutert.

Corfinium ſcheint nicht, wie einige behaupten, zur Präfectur herabgeſunken zu ſeyn. Als Colonie ſtand es gleichberechtigt mit Municipium da. Es werden noch ſehr viele, hier gefundene Inſchriften namhaft gemacht, welche theils den Gottesdienſt, theils das Andenken berühmter und verdienter Männer berühren. So wurde z. B. auch einem Mitgliede der Gens Cornelia eine Statue errichtet. Da, wo jetzt die Kirche S. Venanzio bei Rajano ſteht, befand ſich wahrſcheinlich ein Tempel des Jupiter Lycejus, denn hier wurde eine das Sacellum Lycejum nennende Inſchrift gefunden. Außer dem Bacchus wurden Minerva, Iſis Victrix, Bellona, Cybele, Attinus und andere Gottheiten hier verehrt. Die Iſis Victrix befindet ſich auf einem Marmor als geflügelte Jungfrau, den einen Fuß auf einer Kugel, in der rechten Hand einen Helm, in der linken einen Lorbeerzweig haltend. In einer merkwürdigen Inſchrift kommen die Namen des Prieſters Marius Pharetra und der Prieſterin Accabe Prima vor, welche dem Attinus einen Altar weihten, eine ſilberne Luna in den Tempel ſtellten, die Bildſäulen der Cybele und Bellona reſtaurirten und das Haar des Attinus (Sol?) vergoldeten. Eine am Thurm der Kirche von S. Pelino und eine andere, an der Kirchenthür von S. Giovanni zu Pentima befindliche Inſchrift beziehen ſich auf die großartige Waſſerleitung, welche die Stadt Corfinium aus dem Aternus, nachdem der dazwiſchenliegende Berg durchbohrt worden, mit friſchem Waſſer verſorgte. Ein C. Alfius Maximus ſcheint der Unternehmer und Beförderer dieſes Werks geweſen zu ſeyn, welches auch unter dem Namen Forma di Rajano bekannt iſt und jetzt den Namen Canale di S. Venanzio führt. Es nimmt das Waſſer des Aterno unterhalb Caſtelvecchio auf, führt es unbedeckt eine Zeitlang weiter und läuft dann drei Miglien im Innern des Berges fort. Anſtatt aber, wie früher, das Waſſer Corfinium zuzuführen, theilt der Canal ſich da, wo er aus dem Berge ins Freie tritt, in mehrere kleine Canäle und befruchtet die Felder der Bewohner von Rajano. Ein zweiter Canal leitet für Corfinium Waſſer aus dem Sagittario durch den M. Cerrano (S. Cosmo) herbei; er war 900 Palmen lang, 7 breit, 9 hoch. Zu Anfang dieſes Jahrhunderts ſtellte man zu großem Vortheil der ſulmonenſiſchen Ländereien, welche dadurch vor den Ueberſchwemmungen des Sagittario geſchützt wurden, dieſen Canal wieder her.

Es ſcheint, als ob Corfinium ſich bis zu den Zeiten des Kaiſers Jovianus in ziemlich blühenden Zuſtänden befunden haben. Im „Leben des heiligen Pelinus“ bei Ughelli (Italia Sacra) iſt von einem Provinzialchef die Rede, welcher 462 zu Corfinium reſidirt haben ſoll. Im Jahre 691 unterſchrieb ſich der Biſchof Clarenzius, der zweite Biſchof der Stadt, auf der höchſten römiſchen Synode als Epiſcopus Valvenſis, nachdem der Name Corfinium in Valba oder Valva übergegangen war, eine Bezeichnung, die einige von den beiden Päſſen herleiten, welche die peligniſche Ebene verſchließen, andere von zwei prächtigen Thoren, welche damals noch exiſtirten. Dennoch kommt bei Chroniſten des 10ten Jahrhunderts der Name Corfinium wieder vor.

Cäſar gibt die Entfernung Corfiniums von Sulmona auf 7 alte Miglien an, und Strabo redet von einer Entfernung von 24 Stadien (gleich drei modernen italieniſchen Miglien) von der Brücke über den Aternus. Die noch vorhandenen Ueberreſte, in Verbindung mit dieſen Angaben, geben dem heutigen Pentima, welches 1074 von Trasmundo, Biſchof von Valva, erbaut wurde, die Ehre auf den Trümmern Corfiniums zu ſtehen. Dieſer Anſicht ſind viele Geographen und Topographen, obſchon Cellarius die alte Stadt nach dem heutigen Popoli verlegt. Quot capita, tot sententiae! ruft der gelehrte Giuſtiniani bei dieſer Gelegenheit aus. Man bezeichnet den Ort, la Civita genannt, ſpeciell als denjenigen, der die Citadelle getragen. Die Via Valeria ſchient die Stadt, ſoviel aus

[1] Dieſer letztgenannte, ausgezeichnete und liebenswürdige Gelehrte ſtarb im Januar 1850 zu Neapel, kaum 60 Jahre alt.

der Richtung der Ueberreſte von Gräbern, Tavernen und Pflaſterſteinen zu erkennen, in der Mitte durchſchnitten zu haben. An mehreren Punkten finden ſich die Spuren uralter, feſter Mauern, aus rohen, ohne Kitt mit einander verbundenen Steinmaſſen. Aus dem Umfang dieſer Mauern zu ſchließen, muß die Stadt groß und weitläufig geweſen ſeyn. Antikes Straßenpflaſter iſt bereits an vielen Stellen zum Vorſchein gekommen; ebenſo fand man Säulenüberreſte, Grundmauern von Häuſern, Waffen, geſchnittene Steine, Münzen, Vaſen u. ſ. w. Bei genauerer Nachforſchung — es kommt übrigens ſelten ein Alterthumsforſcher hierher — würde es gewiß nicht ſchwer halten, auch das Amphitheater, die Thermen, Gerichtsgebäude und dgl. aufzufinden. Die Abtei der Coeleſtiner und die ſ. g. Cattedrale Valvenſe ſind aus den antiken Stadttrümmern erbaut worden.

Mein Begleiter hatte mich überall umhergeführt, und ſo ward es mir möglich, ein Bild von der Lage der alten Stadt und ihren ſie umgebenden Feſtungswerken in der Phantaſie zu entwerfen. Ich vermuthe, daß das alte Corfinium ſich ziemlich weit gegen Rajano, in die ſogenannte Pianata di Valva hinaus erſtreckt haben wird. Die alten Caſtelle mußten die Erhöhungen einnehmen, welche das Dreieck zwiſchen Rajano und Pratola bis zur Vereinigung des Gizio mit dem Alterno beherrſchen. Vor einem dieſer Hügel ſieht man deutlich die Krümmungen der Straße nach Goriano Siculi hinauf, von wo aus der Paß über die Forca Caruſa beginnt. Goriano Siculi wird die Station Statulae der Peutingerſchen Tafel ſeyn, 7 Miglien von Corfinium und in der Nähe des der Livia Auguſta, an der Via Valeria von den Superaequanern errichteten Bogens gelegen.

Es war ein köſtlicher Abend, als ich von Pentima über die Gizio-Brücke wieder auf die große Landſtraße nach Popoli zurückfuhr. Kurz vor dieſem Städtchen wird die Gegend ſehr wild und rauh; die Straße iſt dem nackten, kahlen Felsgebirge des Morrone abgetrotzt, und die Vorſprünge ſchieben ſich couliſſenartig ſo ineinander, daß man nirgends einen Ausgang wahrnimmt. Halb verſteckt in enger Thalſchlucht erſcheint da, wo der Alterno das Gebirge durchbrechen, das Städtchen Popoli, der Scheidepunkt der beiden Hauptlandſtraßen nach Aquila und Chieti. Eine zahlreiche geiſtliche Schule lagerte an einem erhöhten Punkte des Weges, und labte ſich an der herrlichen, purpurglühenden Beleuchtung der Berggipfel rings umher; ich geſellte mich zu den jungen Leuten, welche alle meine Fragen mit höflicher Bereitwilligkeit beantworteten und mir die verſchiedenen, hübſch eingebundenen Bücher zeigten, welche ſie allabendlich auf ihren Spaziergängen mitzuführen pflegen; es waren Claſſiker, Horaz, Ovid, Cicero, ferner Kirchenväter, geiſtliche Liederdichter u. dgl. Ein älterer Geiſtlicher, Jeſuit, knüpfte ſogleich ein Geſpräch über deutſche Philoſophie mit mir an, nachdem ich ihm mitgetheilt, daß ich ein Hamburger, ein Deutſcher ſey. Die Deutſchen, ſagt er, ſind alle geborne Philoſophen und geborene Muſiker. Ich machte daß ich weiter kam, um mich in dem bevorſtehenden philoſophiſchen und muſikaliſchen Examen nicht zu ſehr zu blamiren. Die bekannte Anrede und der Gruß „Schellenza" (Eccellenza) hatte ſchon ſeit Iſernia aufgehört und dem rauher tönenden „Struſtriſſimo" (Illuſtriſſimo) Platz gemacht. Unter unzähligen, ehrerbietigen Struſtriſſimos beſtieg ich wiederum mein Wägelchen, und gelangte bald durch die engen Gaſſen Popoli's ins Albergo della Poſta, wo eine kleine, dicke Wirthin mit kohlſchwarzem Haar und rubinrothen Wangen mich freundlich begrüßte, mir ein kleines, niedliches Zimmer anwies und mir die friſcheſten Trotte (Forellen) aus dem Alterno zum Nachteſſen verſprach. Als ich nach einiger Zeit den ſogenannten Salen, der mir zum Nachteſſen angewieſen war, betrat, fand ich mehrere Gedecke bereit, und erſtaunte nicht wenig, als bald darauf drei Herrn aus Caſtel di Sangro hereintraten, welche mir in der Eiſenbahnangelegenheit bereits mehr Aufmerkſamkeit geſchenkt hatten als mir lieb geweſen war. Die „Struſtriſſimos" flogen hin und her und verdarben mir faſt den Appetit, den die Forellen des Alterno, die guten Maccaroni, die Hammelsrippen und die Erdbeeren in hohem Grade verdienten. Ein guter, feuriger, an der adriatiſchen Küſte bei Atri und Silvi gewachſener Wein würzte das Mahl.

Als endlich die Wirthin erſchien und ſich erkundigte, wie ich zufrieden ſey, empfahlen mich die Herren aus Caſtel di Sangro der Frau Poſthalterin mit dem Bemerken, daß ſie mich aufs Beſte pflegen und behandeln müſſe, da ich in wichtigen Geſchäften reiſe und wohl noch oft dieſe Gegenden beſuchen werde. Als ich nach dem Grund dieſer Vermuthung fragte, lächelten die Herren ſehr pfiffig und erklärten mir, daß es durchaus kein Geheimniß daß ich in Eiſenbahnangelegenheiten reiſe, daß ſie dieſes auch in Sulmona gehört, und daß mir mein Läugnen durchaus nichts helfen werde. Demzufolge ergab ich mich getroſt in meinen neuen Beruf und geſtehe aufrichtig, daß ich dieſem ſchlechten Witze meines Kutſchers manche Annehmlichkeit und Aufmerkſamkeit zu danken hatte. Nachdem die kleine rubinwangige Poſthalterin mir, wie das ſo üblich, ihre ganze langweilige Lebensgeſchichte erzählt hatte, überfiel mich eine große Müdigkeit. Ich ſchlief vortrefflich bis Tagesanbruch, wo mich der fürchterliche Lärm, den die nach Aquila fahrenden Poſtillons und Poſtknechte verurſachten, weckte. Ich verließ raſch das dumpfe Zimmer und das mit kleiner, ſchwarzer, hüpfender Einquartierung reichlich verſehene Bett. Ich eilte ins Freie über die Brücke des Alterno, der in der Nähe des Poſthauſes vorüberfloß und ſchlenderte bergan, eine gute halbe Stunde auf der Straße nach Aquila fort. Die Sonne vergoldete bereits die mich umgebenden Bergſpitzen als ich zu einer friſch ſprudelnden Quelle links am Wege gelangte, die Körper und Gaumen erfriſchte und erquickte. Als ich zum Frühſtück wieder nach Popoli heimkehrte, fand ich die Beſtätigung deſſen, was man mir ſchon in Sulmona und Popoli geſagt hatte. Die Luft war drückend, ſchlecht und ungeſund, eine Folge der engen, in eine Bergſchlucht eingepreßten Lage.

Zeitbetrachtungen. IV.

Wir haben vor kurzem (ſ. Nr. 10) bemerkt, daß man trotz Ultimatums und Kriegsrüſtungen noch keineswegs klarer als früher in der Kriegsfrage ſehe; aber in dem Maaße, als man endlich zum

Handeln" ſchreiten muß, beginnt doch einiges Licht aufzudämmern, freilich ein ſehr unerfreuliches, wir möchten beinahe ſagen unheimliches, hätte nicht die allgemeine Sachlage längſt etwas Aehnliches erwarten laſſen. Wir brauchen unſere Leſer nicht daran zu erinnern, wie aus den ſcheinbar unbedeutenden Streitigkeiten zwiſchen Frankreich und Rußland über die heiligen Stätten allmählich ein ſehr ernſter Streit mit der Türkei entſtand, wie aus einer ziemlich nebelhaften Frage über das Protectorat, welches Rußland über die orientaliſchen Chriſten der Türkei in Anſpruch nahm, der Krieg zwiſchen beiden hervorging; daß aber aus dieſem Zwiſt, worin England vor allem das europäiſche Gleichgewicht, dann aber auch ſein Intereſſe, Frankreich nur das europäiſche Gleichgewicht im Auge hatte, auf einmal eine „Reviſion der Karte Europa's" ſich entpuppen werde, das hat man wenigſtens ſo ſchnell nicht erwartet. In Paris iſt unter dieſem Titel, und augenſcheinlich unter kaiſerlichen Auſpicien, eine kleine Broſchüre erſchienen, die nichts geringeres beſagt, als daß, um den Frieden Europa's wieder herzuſtellen, Rußland auf ſeine alten Gränzen zurückgeworfen werden müſſe, daß Schweden Finnland, Preußen Polen, Oeſterreich die Moldau und Beſſarabien — die Walachei iſt wahrſcheinlich durch einen lapsus calami, wie die Gelehrten ſagen, nicht genannt — erhalten ſollten. Dafür ſollte Oeſterreich nur die Lombardei an Piemont, Preußen aber gar nichts abtreten, und Frankreich — begnügt ſich mit der Ehre den europäiſchen Frieden wieder auf dauernde Grundlage feſtgeſtellt zu haben.

Es iſt ganz überflüſſig darauf hinzuweiſen, mit welcher Berechnung man Preußen und Oeſterreich nach Oſten vorzuſchieben ſucht, um ihre Macht im Weſten zu brechen und ſich ſelbſt zuzueignen; es paßt darauf das alte Wort:

„Wär der Gedanke nicht ſo verwünſcht geſcheidt,
„Man wär' verſucht ihn herzlich dumm zu nennen."

Auf eine Erörterung des Vorſchlags einzugehen, fühlen wir durchaus keinen Beruf, wohl aber erinnern wir daran, daß derſelbe von der nämlichen Seite ausgeht, welche den Streit über die heiligen Stätten vergiftet hat, und im vorigen Frühjahr zuerſt mit der Abſendung der Flotte bei der Hand war. Es iſt alſo nur die alte Forderung eines „remaniement de la carte de l'Europe", die jetzt zu einer ſanftern „révision" geworden iſt. Im Frieden kann man dazu nicht kommen, dazu muß erſt das Waſſer getrübt ſeyn, und liegen ſich erſt die bedeutendſten Mächte Europa's in den Haaren, ſo findet ſich das übrige von ſelbſt; die vorliegende Broſchüre hat aber das Ziel überſchoſſen und verräth die Hintergedanken etwas zu früh.[1] Die Gründe, weßhalb man Preußen und Oeſterreich zum Krieg gegen Rußland drängt, liegen hier gar zu unverſchleiert vor.

Es wirft ein ſehr ſeltſames Licht auf England, daß es ſolchen Praktiken nicht nur durch die Finger ſehen, ſondern ſie auch ſelbſt unterſtützen muß. Durchlieſt man die Correſpondenzen der engliſchen Blätter aus Deutſchland, namentlich aus Wien und Berlin, ſo gehen ſie alle aus einem Ton: glauben die Correſpondenten, daß die Regierungen ſich ernſtlich gegen Rußland wenden, dann werden ſie herausgeſtrichen als patriotiſch, feſt und energiſch; ſcheinen ſie dagegen den Forderungen Englands und Frankreichs Widerſtand zu leiſten, dann gehen ſie wieder in den „Leitbändern Rußlands", und der patriotiſche Zorn wird gegen ſie wachgerufen in einer Weiſe, die vom Aufruhrpredigen nicht weit entfernt iſt. Dieß Gebahren der engliſchen Journaliſtik bildet das Seitenſtück zu der franzöſiſchen Broſchüre, ſie iſt ein ſtarker Beleg zu dem Geiſt unſerer Zeit, der ſich alles erlaubt, und alle Minen ſpringen läßt, um den eigenen Zweck durchzuführen. Man will die andern nicht bloß überreden, man will ſie fortreißen; daß die deutſchen Mächte ſelbſtſtändig ihren Weg gehen wollen, iſt unerträglich: ſie ſollen wie dienſtbare Knechte nach dem Gebote Englands handeln, und wer dieß nicht thut, der iſt ein Verräther, gegen den der Zorn der Patrioten aufgeboten und dem gelegentlich mit Gewalt gedroht wird, indem man auf den ſchutzloſen Zuſtand der Küſte hinweiſt. Eine herbere Erinnerung an die Thorheit, die bereits begonnene deutſche Flotte zu zertrümmern, konnte nicht gegeben werden; indeß wird man ſich doch in Deutſchland etwas unabhängiger halten als in Dänemark, wo man mit dem Schaukelſyſtem, ſich jetzt auf Rußland, jetzt auf England zu ſtützen, bereits ſo weit gekommen iſt, daß beide Parteien ſich das Meſſer an die Kehlen geſetzt haben. Das wird man ſich hoffentlich in Deutſchland merken, und was die Drohungen der engliſchen Journaliſten mit den engliſchen Flotten gegen die ſchutzloſe Küſte betrifft, ſo werden ſich vorerſt die Engländer zweimal beſinnen, ehe ſie zu Gewaltſchritten greifen.

Die Verlegenheit, in welcher ſich England den Neutralen gegenüber befindet, zeigt ſich allenthalben: man würde allenfalls die ſchutzloſen Deutſchen hudeln, wie man ſie vor 50 Jahren gehudelt hat, aber man *kann* die Amerikaner nicht mehr hudeln, und ein Blick in die engliſchen Zeitungen zeigt, daß man ſich deſſen recht wohl bewußt iſt. Die Amerikaner werden auf der Anerkennung und praktiſchen Durchführung des Satzes „frei Schiff, frei Gut" beſtehen, wenn man aber den Amerikanern nicht zu Leibe gehen kann, ſo muß man auch die Deutſchen gewähren laſſen, weil man durch eine entgegengeſetzte Behandlung zweier in gleichem Fall befindlichen Theile den geſunden Menſchenverſtand und die öffentliche Meinung nicht geradezu ins Geſicht ſchlagen kann. Die engliſchen Miniſter kauen gegenwärtig an dieſer harten Nuß, und haben ſie wenigſtens bis jetzt noch nicht geknackt. Seit dem Anfang dieſer Parlamentsſitzung hat man wiederholt bald in der einen bald in der andern Form Anfragen an die Miniſter geſtellt, aber bis auf dieſen Tag noch keine beſtimmte Antwort erhalten. Das in frühern Kriegen eingehaltene Verfahren war gar ſo bequem geweſen, alle internationalen Geſetze waren durch den Krieg umgeſtoßen worden; das einzige Recht, das man anerkannte, war das Recht der Stärkern, und da England der Stärkere zur See war, ſo verfuhr man gegen Neutrale ganz willkürlich. Das geſtehen ſelbſt die Engländer, und die Shipp. Gaz. (ſ. 11 Februar) ſagt geradezu: the Admiralty Court for the adjudication of prices became little more than a court for political expediency," d. h. man verfuhr, wie es etwa in den Kram paßte, bald ſchärfer bald laxer. Die Frage verwickelt ſich ſobald man in Einzelnheiten näher eingeht. Was iſt Kriegscon-

[1] Das ſcheint man auch zu fühlen, denn die Broſchüre, welche am 16 März allen franzöſiſchen Journalen und auch den bedeutendern fremden Blättern zugeſchickt worden ſeyn ſoll, wurde am 18ten, noch ehe die Pariſer Blätter ſie beſprechen konnten, confiſcirt und den Blättern verboten ihrer auch nur zu erwähnen. Um ſo mehr wird man ſie in Deutſchland commentiren, während die engliſchen Journale unter den jetzigen Verhältniſſen über ein ſolches peccadillo hinwegſehen dürften.

trebande? Kohlen waren es im vorigen Kriege nicht, ja noch vor 15 Jahren wären ſie nicht als Kriegscontrebande betrachtet worden; jetzt ſind ſie es. England hat Lieferungsverträge von Kohlen mit Kopenhagener Häuſern abgeſchloſſen; verträgt ſich dieß mit der Neutralität Dänemarks, und werden die Engländer neutrale Schiffe, die den Ruſſen Kohlen zuzuführen verdächtig ſind, reſpectiren? Lebensmittel waren von jeher ein ſtrittiger Punkt, über den die Juriſten ſelbſt uneins waren, denn allerdings ſind Lebensmittel in gewiſſen Fällen Kriegscontrebande, wenn man dieſen Begriff, d. h. das Recht der Durchſuchung neutraler Schiffe, gelten läßt. Deckt freilich die Flagge die Waare, ſo hat der Streit von ſelbſt ein Ende. Ein anderer Punkt iſt: ſind die Neutralen gehalten fictive Blocaden anzuerkennen, d. h. ſolche Blocaden, die man auf dem Papier über ganze Küſten verhängt, ohne ſie durch die Zahl der an Ort und Stelle befindlichen Schiffe decken zu können? Allen Umſtänden nach werden die Amerikaner nur effective Blocaden, d. h. ſolche, wo wirklich Kriegsſchiffe vor einem Hafen liegen und den Eingang hindern können, anerkennen.

Die erſte beſtimmte Anfrage im Parlament wurde am 27 Febr. über einen ſpeciellen Fall geſtellt: ruſſiſche Schiffe waren im November in Odeſſa für England mit Getreide beladen worden, und hatten türkiſche Päſſe erhalten. Sir W. Clay fragte nun im Unterhaus an, ob dieſe Schiffe frei paſſiren dürften. Lord J. Ruſſells Antwort war ſehr gewunden, er wollte die Schiffe namentlich benannt wiſſen, jeder einzelne Fall ſollte beſonders entſchieden werden, kurz der edle Lord ſchien, wie ein engliſches Blatt bemerkte, „ganz beſonders darauf bedacht, daß keine ſeiner Aeußerungen eine allgemeinere Deutung finden möchte, als er beabſichtigte.“ Dieſe ſcheue Vorſicht in Betreff eines beſondern Falls, dem ſich leicht durch Licenzen abhelfen ließ, wie dieß auch im frühern Kriege geſchehen iſt, deutet ſchon auf die Verlegenheit hin, in welcher ſich die engliſche Regierung hinſichtlich der Neutralen befindet. Man hegt in England die Hoffnung, daß eine Führung des Kriegs, welche den ganzen Exporthandel Rußlands unterbricht, eine innere Revolution zuwege und den Krieg ſchleunigſt zu Ende bringen werde. Dieſer Hoffnung muß man entſagen, ſobald der neutrale Handel geſtattet wird, und man freiwillig oder gezwungen den Krieg nach andern Grundſätzen führt, als in den Jahren 1792 — 1815. Die erſte officielle Erklärung finden wir in einer Note Lord Clarendons an den brittiſchen Conſul in Riga, welcher angefragt hatte, ob „im Falle eines Kriegs ruſſiſches Erzeugniß, wenn auch brittiſches Eigenthum, aber in neutralen Schiffen, vor brittiſchen Kreuzern ſicher wäre;“ die Antwort fiel verneinend aus. Wenn nun nicht einmal brittiſches Eigenthum, ſelbſt vor dem Krieg erkauft und verſchifft in neutralen Schiffen ſicher iſt, was iſt von neutralem Eigenthum, ruſſiſchen Erzeugniſſen in neutralen Schiffen, zu erwarten? Die Antwort ſcheint ganz entſchieden dahin ausfallen zu müſſen: das neutrale Eigenthum, weil es ruſſiſches Erzeugniß iſt, wird confiscirt. Dennoch ſcheint die Sache noch nicht ſicher: am 13 März trug im Oberhaus Marquis von Clanricarde auf die Vorlegung der Correſpondenz zwiſchen dem brittiſchen Conſul in Riga und Lord Clarendon an, im Unterhaus ſtellte Lord Jocelyn die Frage, und wurde von Hrn. Mitchell unterſtützt, „da die Sache dringend ſey, und gegenwärtig große Vorbereitungen getroffen würden, ruſſiſche Waaren nach Preußen zu ſenden, um der Blocade auszuweichen.“ Sir Ch. Wood entgegnete: „die Sache liege zur ernſten Erwägung der Regierung vor, ſie ſey von der größten Wichtigkeit und müſſe ſorgfältig erwogen werden, ehe man zu einer Entſcheidung komme. Die Regierung ſey bereit, ſobald es ſich irgend mit ihrer Pflicht vertrage, dem Haus und dem Publicum ihre Abſicht in dieſer Beziehung kund zu geben.“

Dieſe Zögerung mißfiel ſehr; Hr. Gibſon erklärte, durch den Brief Lord Clarendons ſey die Sache eigentlich ſchon entſchieden, wenn man aber nach dieſen Anſichten handeln wolle, werde man ſich in unabſehbare Schwierigkeiten verwickeln, namentlich mit Amerika; er ſprach geradezu die Hoffnung aus, daß der Grundſatz „frei Schiff, frei Gut“ werde anerkannt werden. Beſtimmte Fragen, aber auch nur in Bezug auf Producte, die vor der Kriegserklärung verſchifft wurden, ſind am 16 März geſtellt worden, ohne aus Lord Ruſſell eine beſtimmte Antwort herauszubringen und die im Oberhaus und Unterhaus am 17ten ertheilten Antworten ſind eben ſo auf Schrauben geſtellt, und laſſen ſich nach Belieben deuten. Schlimmer aber iſt eine ſchriftliche im Auftrag des Geheimeraths auf die beſtimmte Anfrage einiger Londoner Handelshäuſer ertheilte Antwort, welche wörtlich folgendermaaßen lautet. „Bureau der Committee des geheimen Raths für den Handel. Whitehall, 14 März. Meine Herren! In Antwort auf Ihr Schreiben vom 24 Februar, worin Sie unterrichtet zu werden wünſchen, ob im Fall eines Kriegs zwiſchen England und Rußland ruſſiſche aus neutralen Häfen eingeführte Waaren als Contrebande behandelt oder in England zugelaſſen werden würden, bin ich von den Lords der Committee des Geheimen Rathes für den Handel beauftragt, Sie zu benachrichtigen, daß im Fall eines Kriegs jeder indirecte Verſuch den Handel mit dem feindlichen Lande fortzuführen ungeſetzlich ſeyn würde; auf der andern Seite aber wird ein bona fide getriebener, den obigen Einwürfen nicht unterliegender Handel nicht ungeſetzlich werden, bloß weil die Waaren, welche den Gegenſtand des Handels bilden, urſprünglich in einem feindlichen Lande erzeugt wurden. Ich bin, meine Herren, Ihr gehorſamer Diener J. Emerſon Tennent.“ Wie billig war man über dieſe verdrehte, nichtsſagende Antwort erbittert, und ſchickte ſie in die öffentlichen Blätter. Den Kaufleuten ſagte dieſe Antwort nichts, dem Publicum aber ſagt ſie, daß England das alte gewaltſame Verfahren fortſetzen wird, wenn es ſich getraut. In den Times haben wir die Sache noch nicht näher beſprochen gefunden, weil die Times als das halbofficielle Blatt gilt; die Verlegenheit, in welcher ſich die Regierung befindet, gebietet auch der Times an ſich zu halten, die Fachjournale des Handels aber ſprechen ſich aus, und ſind über die krummen Wege der Regierung ſehr erbost. Sie ſagen geradezu, wenn man den neutralen Handel hemmen und Beſchränkungen unterwerfen wollte, würde ſich England „in ernſte Schwierigkeiten mit Amerika verwickeln.“ Letzteres wird auf ſeinem Grundſatz „frei Schiff frei Gut“, beſtehen, und ſeinen Forderungen einen andern Nachdruck zu geben wiſſen als im Jahre 1812; hat aber Amerika einmal ſeinen Grundſatz durchgeſetzt, ſo kann man unmöglich mehr mit zweierlei Maaß meſſen.

Dieſe Verhältniſſe müſſen auf den Stand der Dinge in der Oſtſee nicht wenig einwirken, und in den vier bis fünf Wochen, während welcher des Eiſes halber noch nichts gegen die ruſſiſche Küſte und die ruſſiſche Flotte unternommen werden kann, zu zahl-

reichen, vielleicht zum Theil ſehr bittern Erörterungen führen. Daß England, welches nur beeilt iſt möglichſt ſchnell einen Schlag gegen Rußland zu führen, und Frankreich, welches ſehr bemüht ſcheint das Waſſer zu trüben, um darin fiſchen zu können, die Neutralitätserklärung nicht ſonderlich gut aufnehmen werden, iſt begreiflich, aber Frankreich wird ſich ohne Englands Zuſtimmung an den Seegränzen Preußens nicht vergreifen, und England ſich zweimal beſinnen, ehe es einen Staat, deſſen Beiſtand ihm über Nacht gegen Frankreich nöthig werden kann, nutzlos vor den Kopf ſtößt. Das Schimpfen und Drohen der engliſchen Journale iſt darum noch nicht die Sprache der Regierung, ſondern gleicht dem Plänkeln der Partiſane, die oft gerade da am geſchäftigſten ſind, wo man nicht angreifen will. Die engliſche Regierung iſt ungehalten, daß ſie mit ihren ungeheuern Rüſtungen vorerſt nichts oder ſehr wenig erreichen wird, ſie kann ſich aber weder der Evidenz verſchließen, daß ſie ſelbſt dieſe Stellung Deutſchlands größtentheils veranlaßt hat, noch der zweiten, daß die Stellungen ſich wieder ändern können, und man Deutſchlands bedürfen wird. Man hat von allen Seiten hochmüthig auf dieß Deutſchland herabgeſehen, und jetzt wo man auf allen Seiten erkennt, daß der Kampf, der zwar noch nicht begonnen, aber ſo weit engagirt iſt, daß man nicht mehr wohl zurück kann, ohne Deutſchland gar keiner definitiven Löſung fähig iſt, wendet man von allen Seiten bald Schmeicheleien bald Drohungen an, um Deutſchland auf ſeine Seite zu ziehen. Der Entſchluß ſcheint aber gefaßt, die Selbſtbeſtimmung nach Oſten und nach Weſten zu wahren, und die welche den Streit begonnen — man weiß in der That nicht, ob Rußland oder England oder Frankreich am meiſten dazu beigetragen — ihn auch vorerſt unter ſich ausfechten zu laſſen.

Es wird ohnehin der Verwicklungen genug geben, und der unlösbare Widerſpruch, das türkiſche Regiment nach außen zu ſtärken und nach innen zu ſchwächen, wird die Kunſt mehr als Eines Diplomaten zu Schanden machen. England hat durch den Mund ſeiner Miniſter die Wiederherſtellung eines byzantiniſchen Reichs für eine Chimäre erklärt, muß alſo den Sultan ſchützen, ſelbſt gegen ſeine empörten chriſtlichen Unterthanen, wie denn auch Lord J. Ruſſell es offen ausgeſprochen hat, daß „man den jetzigen Aufſtand ſo viel als möglich zu entmuthigen ſuchen müſſe.“ Das heißt mit andern Worten: man wird alles dagegen thun, wenn es nur nicht der öffentlichen Meinung in Europa, die zwar nicht mehr das abgeblaßte Hellenenthum, wohl aber und zwar mit voller Berechtigung die Chriſten in Schutz nimmt, allzu ſehr ins Geſicht ſchlägt. Ob man freilich auf dieſem Wege nicht dennoch, was die Times und das Edinburgh Review ſo ängſtlich zu vermeiden ſtreben, die Griechen und die Chriſten überhaupt völlig in die Arme Rußlands treibt, iſt eine Frage, die wir füglich unbeantwortet laſſen können. Die Art, wie man in den Unterhandlungen mit der Pforte den Satz, daß die Pforte nie ohne Zuſtimmung der Mächte mit Rußland auch nur unterhandeln dürfe, weist auf die Beſorgniß hin, daß die Pforte die Entdeckung machen könnte, Rußland habe, ſo gefährlich auch ſein Protectorat über die anatoliſchen Chriſten ſeyn mag und iſt, noch minder tief in das Weſen des türkiſchen Staats eingegriffen, als es die befreundeten und verbündeten Mächte jetzt thun. Das ſind bedenkliche Anzeichen, und in den 4 bis 5 Wochen, welche ſelbſt im ſchwarzen Meere noch mindeſtens vergehen müſſen, ehe man etwas bedeutendes gegen die Ruſſen unternehmen kann, dürften manche Enthüllungen kommen. Selbſt angenommen, Sebaſtopol würde zerſtört, die Feſtungen an der tſcherkeſſiſchen Küſte in Trümmer geſchoſſen und ein Aufſtand der Tſcherkeſſen begünſtigt, der die Ruſſen bis an den Don zurückwürfe, ſo iſt in der Hauptſache noch wenig gewonnen: das Factum, daß die Weſtmächte im Kampf mit dem Halbmond gegen das Kreuz aufgetreten ſind, wird die geſammte anatoliſche Chriſtenheit nur noch heftiger, als es jetzt ſchon der Fall iſt, gegen den Occident erbittern, und das Höchſte, was man erkauft hätte, wäre eine Galgenfriſt von wenigen Jahren, während welcher, wenn man die Chriſten nicht durch ein ächt türkiſches Regiment niedertreten läßt, die Schwäche der Türkei ſtiege, und die Chriſten in Reichthum und Zahl zunehmen würden, ohne im mindeſten mehr als jetzt geeignet zu ſeyn, an die Stelle der Türkei in Konſtantinopel zu treten. Lord Clarendon hat die Wiederherſtellung des byzantiniſchen Kaiſerthums mit Fug und Recht einen eitlen Traum genannt, ſie iſt aber noch etwas mehr als das, ſie iſt vorerſt eine Unmöglichkeit, denn um die Sache herbeizuführen, müßte man nicht die Griechen gewähren laſſen, die es für ſich nicht durchzuführen im Stande ſind, ſondern die Türken ſelbſt hinausjagen, was nach allen den Tiraden von Aufrechthaltung des türkiſchen Reichs doch gar zu undenkbar iſt.

Ein Ausflug Broſſets in die Umgebungen von Tiflis.

(Nach Delaveau. Athen. franç. 14 März.)

Hr. Broſſet, der bekannte Alterthumsforſcher und Kenner der georgiſchen und armeniſchen Sprache, erhielt von der ruſſiſchen Regierung den Auftrag, die archäologiſchen Schätze Georgiens und Armeniens zu erforſchen. Er hat kürzlich die Berichte, welche er während dieſer Reiſe an den Grafen Uwaroff, damals Miniſter des öffentlichen Unterrichts ſchrieb, geſammelt herausgegeben, und aus dieſen iſt das Nachfolgende geſchöpft. Dieſe Berichte haben ein doppeltes Verdienſt, denn die wiſſenſchaftlichen Forſchungen haben nicht ausſchließlich die Aufmerkſamkeit des gelehrten Akademikers in Anſpruch genommen, er hat auch einzelnes über die Sitten und die neuere Geſchichte der Orte, die er beſuchte, angemerkt. Wir wollen hier die archäologiſchen Entdeckungen des gelehrten Mannes, Entdeckungen, die ſich meiſt auf die Zeit nach Einführung des Chriſtenthums, ja noch weit ſpäter beziehen, ganz aus dem Spiel laſſen, ſo reich auch die Ausbeute in dieſem an alten Denkmälern ſo reichen Lande war, [1] und beſchränken uns aus dem Reiſebericht einige

[1] Wenn dieſe geſammelten Berichte, die wir als Buch nicht zu Geſicht bekommen haben, demjenigen gleichen, was ſich davon in dem Bulletin de l'académie impériale findet, ſo ſtrotzen ſie von georgiſcher und armeniſcher Gelehrſamkeit ſo ſehr, daß wir aus denſelben damals, als ſie im Bulletin erſchienen, nicht ſonderlich verſucht waren, Auszüge zu geben, wenn wir gleich mehrmals die Feder anſetzten. A. d. R.

Züge auszuheben, welche einen allgemeinen Begriff von dem Lande geben können.

Ehe Hr. Broſſet am Ende des Jahres 1847 die gelehrten Nachforſchungen unternahm, beſuchte er ſorgfältig die religiöſen Gebäude von Tiflis, wo man gegenwärtig 18 georgiſche, 24 armeniſche, eine proteſtantiſche Kirche und zwei Moſcheen findet; aber Tiflis wurde von Mongolen, Perſern und Türken ſo oft zerſtört, daß keines dieſer Denkmäler in ein ſehr hohes Alter hinaufſteigt. Doch trifft man einige Gräber ſelbſt aus neuerer Zeit, deren Inſchriften nicht ohne hiſtoriſches Intereſſe ſind. Die auf dem höchſten Punkt der Stadt gelegene Kirche St. David iſt in dieſer Beziehung eine der reichſten. Hier ruht unter anderen die Leiche des ruſſiſchen Schriftſtellers Gribojedoff, der im J. 1829 zu Teheran, wo er ſich als ruſſiſcher Botſchafter befand, ermordet wurde. Nachdem der Reiſende ſehr im Einzelnen alte archäologiſche Merkwürdigkeiten des Orts beſchrieben, führt er uns in die Kirche von Sion, die Kathedrale der Stadt. Halten wir an vor einem der Gräber das ſie enthält, auf welchem nachfolgende Inſchrift ſteht: „Iwan Petrowitſch Lazareff, Generalmajor, Chef des 17ten Jägerregiments, Ritter des St. Annenordens erſter Claſſe, Commandeur des St. Johanniter-Ordens, geboren 26 Auguſt 1765, in Dienſt getreten 25 Auguſt 1775, geſtorben 37 Jahre alt, in Ausübung ſeines Amts, den 19 April 1803, als er die Königin Mariam, Wittwe König Giorgis XIII nach Rußland führen ſollte.“ Das iſt die Aufſchrift dieſes Grabs, das ſich indeß durch nichts von den andern auszeichnet, aber die geſperrt gedruckten Worte erinnern an eine höchſt tragiſche Periode der georgiſchen Geſchichte, die der Verfaſſer zwar nicht erzählt, die wir aber hier mit wenigen Worten wiedergeben wollen.

Im Jahr 1803 wurde Georgien mit dem ruſſiſchen Reiche vereinigt; die Regierung hatte bisher dem Prinzen David, dem Sohn des letzten Beherrſchers des Landes, Georgs XIII, der im J. 1800 ein Jahr nach ſeiner Abdankung zu Petersburg ſtarb, den Titel als Regent gelaſſen. Müde der unaufhörlichen Klagen, welche die Beherrſcher der dem georgiſchen Thron unterworfenen Provinzen unaufhörlich gegen David vorbrachten, nahm Alexander demſelben jede Gewalt, und wies ihm außerhalb des Landes einen Aufenthaltsort an. Der Fürſt Paul Zizianoff, verwandt mit der königlichen Familie von Georgien und General in ruſſiſchem Dienſte, wurde zum Gouverneur der neuen Provinz ernannt, trotz aller ſeiner Vorſtellungen aber durfte die Fürſtin Mariam, Wittwe des Königs Georg, mit ihren Kindern zu Tiflis bleiben. Da Zizianoff den ſchwärmeriſchen Charakter und den Patriotismus dieſer jungen Frau kannte, ſah er voraus, daß ſie alsbald Verſchwörungen gegen die ruſſiſche Regierung anzetteln würde, und da er ihren Aufenthalt im Lande dulden mußte, ſo beſchloß er wenigſtens ſie genau überwachen zu laſſen. Sein Argwohn war gegründet: Mariam entwarf bald den Plan ſich zu den Pſchawen und Tuſchen zu flüchten, Stämmen georgiſcher Abkunft, die nicht weit von Tiflis nahe an den Quellen des Jor wohnen, und der alten nationalen Dynaſtie ſehr ergeben waren, denn unter ihnen wurde früher die Leibgarde der Könige von Georgien recrutirt. Ein gewiſſer Kalatuſoff, ein vornehmer, dem Hof der Königin beigegebener Georgier, war der geheime Agent dieſer gefährlichen Unterhandlungen und hatte ſich mit einem Pſchawen von erprobtem Muth und Ergebenheit in Verbindung geſetzt. Alle Maaßregeln waren getroffen und der treue Bergbewohner war nach Tiflis gekommen, um der Königin anzukündigen, daß man ſie erwarte. Plötzlich aber wird er verhaftet und vor Zizianoff geführt, der ihm ankündigt, daß der Plan der Prinzeſſin entdeckt iſt, und ihn auffordert, bei Todesſtrafe die Wahrheit zu ſagen. Der muthige Pſchawe ſchweigt, aber auf ein Zeichen des Generals tritt Kalatuſoff hervor, und erklärt ſeinem Genoſſen, daß er dem Gouverneur alles enthüllt habe. Der Pſchawe wirft ihm einen verächtlichen Blick zu, aber nichts erſchüttert ihn, er bleibt ſeinem Eide treu, und läßt ſich ins Gefängniß ſchleppen. Indeß hielt der Gouverneur ſich für hinreichend ermächtigt, die Königin zu entfernen, ließ den Generalmajor Lazareff rufen und trug ihm auf, ſich am folgenden Morgen zu ihr zu begeben, ſie zu verhaften und außer Landes zu führen. Dieſer Befehl wurde plötzlich vollzogen: Mariam ſchlief noch, als Lazareff raſch ins Zimmer trat; um ſeinem Auftrag ein deſto größeres Aufſehen zu geben, hatte er ſeine große Uniform angelegt, und die Truppenabtheilung, welche alle Ausgänge des Palaſtes beſetzt hielt, zog unter Muſik daher. Die Königin richtete ſich plötzlich auf, ſetzte ſich auf den Rand der mit Teppichen bedeckten Eſtrade, auf der ſie nach der Landesſitte ſchlief, und fragte voll Unwillen Lazareff, mit welchem Rechte er ſich bei ihr eindränge. „Stehen Sie auf,“ ſagte dieſer in befehlendem Tone, „Sie müſſen abreiſen, Fürſt Zizianoff befiehlt es.“ Bei dieſen Worten erglüht Mariam vor Unwillen, der Zorn blitzt aus ihren Augen, und ſie ruft: Tſitſiano Tſopſiani! (Zizianoff iſt der Abſchaum unſeres Geſchlechts); dann entſchuldigt ſie ſich mit dem Schlaf ihrer Kinder, und verlangt daß ihre Abreiſe um einige Stunden verſchoben werde. Statt aller Antwort nähert ſich Lazareff, und will ſie brutal am Fuße packen. Die Fürſtin läßt ihm nicht Zeit, im Augenblick wo er ſich niederbeugt, erhält er einen Dolchſtoß in die linke Seite mit ſolcher Kraft, daß er den Körper ganz durchdringt. Lazareff ſinkt, Mariam reißt den Dolch heraus, wirft ihm denſelben blutig ins Geſicht und ruft: „So ſtirbt der, der mich zu beleidigen wagt!“ Ein armeniſcher Dolmetſcher, der ſich bisher im anſtoßenden Zimmer gehalten, eilt auf die Stimme des ſterbenden Lazareff herbei, ſtürzt auf die Fürſtin los, und gibt ihr mehrere Säbelhiebe. Aber die Mutter der Königin, die Fürſtin Helene, die neben ihrer Tochter geſchlafen hatte, hielt bei Zeiten den Arm dieſes Wüthenden auf. Die Truppen drangen alsbald von allen Seiten in den Palaſt, und Mariam, obgleich ſchwer verwundet, wird mit ihren Kindern in einen Wagen gebracht, der ſie am Thore erwartet. Man führte ſie nach Moskau, und verbannte ſie in ein Kloſter, doch gab ihr die ruſſiſche Regierung nach kurzer Zeit die Freiheit und geſtattete ihr ſogar in der Hauptſtadt ſich aufzuhalten, wo ſie noch vor wenigen Jahren ruhig lebte. Von allen Theilnehmern dieſer tragiſchen Scene iſt Kalatuſoff der einzige, der nicht eines gewaltſamen Todes ſtarb. General Lazareff erlebte die Abreiſe der Königin nicht, Fürſt Zizianoff wurde drei Jahre ſpäter auf Befehl Lenkuli-Chans, mit dem er eine Unterredung hatte, vor Baku ermordet, und der armeniſche Dolmetſcher kam im J. 1804 in einem Gefecht mit den Lesghiern um.

Am nächſten Tage ſetzte ſich Broſſet mit Tagesanbruch zu Pferde, und durchzog nach einer Stunde das Dorf Martgoph in einem prächtigen, von dem Fluſſe gleichen Namens bewäſſerten Thale. Die Kinder ſind in Georgien ſo ſchön, daß bei ſeiner An-

näherung alle voller Schrecken die Flucht nahmen unter dem Rufe: die Ruſſen kommen! Bald darauf hält er an dem Weiler Urſcharma, deſſen meiſte Häuſer in dem Abhang des Hügels ausgegraben ſind, ſo daß zur Regenzeit dieſe unterirdiſchen Wohnungen häufig überſchwemmt werden; wenige Tage vor der Ankunft Broſſets waren Kinder in Folge eines heftigen Gewitters ertrunken. In geringer Entfernung von dieſem Ort, an den Ufern des Jor, des alten Cambyſus, liegen die zwei deutſchen Colonien des Diſtricts Tiflis. Nach kurzem Aufenthalt rüſtete ſich Hr. Broſſet, um nach Thelaw, der Pappelnſtadt, abzugehen, welche der Centralpunkt ſeiner Forſchungen ſeyn ſollte; obwohl er aber von einem Diener, einem Führer und dem Eigenthümer ſeiner Pferde begleitet war, riethen ihm die Einwohner von Urſcharma doch, eine Escorte bis zum nächſten Poſten zu nehmen, denn der Gomber, deſſen tiefe, mit Wald bewachſene Schluchten er durchziehen mußte, dient faſt immer lesghiſchen Räubern als Aufenthaltsort. Er folgte ihrem Rath, nahm an dem ſpeciell zur Bewachung dieſer übel berüchtigten Schluchten aufgeſtellten Poſten Phitzkalaureff zwei Bewaffnete mit ſich, und ſo gelang ihm glücklich der gefährliche Marſch. Wir werden uns an den Orten, die er durchzog, und deren Denkmale, Ueberreſte der alten Civiliſation des Landes, er beſchreibt, nicht aufhalten. In geringer Entfernung von Thelaw geht der Weg eine Zeitlang an dem hübſchen Bach Thetri Tſchali (das Thal des weißen Diamanten) hinauf, ein Name, den daſſelbe keineswegs verdient, denn es iſt eine wahre Mördergrube. Zu Thelaw brachte er einige Tage mit dem Studium der Alterthümer der Umgegend zu. Dieſe Stadt, welche 3 bis 400 Häuſer zählt, iſt angenehm gelegen und alles athmet hier eine Sicherheit [1], welche in dieſen Gegenden vor 50 Jahren vollkommen unbekannt war; aber die Luft iſt nicht ſehr geſund, ſie wird durch die ungeheuern Wälder verdorben, welche die Stadt umgeben, und wo Tauſende von Bäumen, die der Sturm umgeſtürzt, auf dem Boden vermodern, während 20 Werſte von da es an Holz zum Brennen und zur Tiſchlerarbeit gänzlich fehlt.

Unter den berühmten Ruinen, die man in dem Diſtrict [2] von Thelaw trifft, findet ſich auch ein hübſches Haus oder Moſchee mit Spitzbogenfenſtern an die Mauern eines Kloſters gelehnt; man glaubt, daß ſie in die erſten Jahre des 17ten Jahrhunderts hinaufſteigt. Nur zwei Thore führen in dieſen alten Bau. Einige Wochen früher hatten, da eines derſelben ſchlecht verſchloſſen war, ſich einige Lesghier eingeſchlichen trotz der ungeheuren Hunde, die den Hof bewachen. Ihre Abſicht war auf dieſem Wege in die Kloſterkirche zu gelangen; dieß gelang nicht, und ſie entfernten ſich wieder, nachdem ſie zwei Leute getödtet, die ſich ihnen zu widerſetzen verſucht hatten. Friſche Blutſpuren bezeugten die Wahrheit dieſer Angabe, welche indeß, wie der Verfaſſer bemerkt, nichts beſonderes hat, denn bekanntlich hat in den letzten Jahren Schamyl ganz Daghеſtan aufgewiegelt, und die Keckheit dieſer ewigen Feinde des chriſtlichen Namens und des Friedens aufgeweckt.

Jenſeits Thelaw durchzieht der Reiſende eine mächtige Ebene, wo jedes Jahr am 14 Sept., dem Tage der Kreuzerhöhung, eine für den Beobachter höchſt intereſſante Volksverſammlung ſtattfindet; Georgier, Tuſchen, Pſchawen und andere Bergſtämme verſammeln ſich in großer Menge. Jeder richtet ſich auf der Ebene ein, wie es ihm gut dünkt: die einen beten in den benachbarten Capellen, die andern kaufen oder verkaufen alle Arten einheimiſcher oder europäiſcher Waaren. Unter den erſtern ſind die Filze, die in Tuſchethi fabricirt werden, die berühmteſten, ſie haben unter andern auch das Verdienſt, daß ſie dem Regen undurchdringlich ſind, und doch koſten ſie nicht mehr als 10 bis 15 R. S. das Stück.

Einige Werſte von dieſem Ort, auf der Straße von Alaverdi nach Oſchio glaubte Hr. Broſſet im Grunde eines Thals, das er durchziehen wollte, Gewehrläufe blitzen zu ſehen; man rückt vorſichtig vorwärts, — es iſt der Leichenzug des eingebornen Fürſten Andronikoff. Dieſer vornehme Mann war von den Lesghiern in einer Schlucht getödtet worden, die er im Geleite eines ruſſiſchen nach Daghеſtan ſich begebenden Generals, dem er als Volontair ſich anſchloß, durchzog. Der Zug, dem er ſich unglücklicherweiſe angeſchloſſen, beſtand aus zwölf Perſonen, war aber unvermuthet überfallen und in wenigen Augenblicken zerſtreut worden, trotz der muthigen Vertheidigung; auch die Lesghier hatten mehrere Leute verloren. Der Sarg ruhte auf langen Querhölzern, die vorn und hinten durch Saumpferde getragen wurden, das Roß des Verſtorbenen folgte, militäriſch aufgeſchirrt; eine zahlreiche Schaar bewaffneter Männer folgte ſchweigend dem Leichenzug.

Der Reiſende verfolgt ſeinen Weg und kommt nach Matan, wo er den Fürſten Tſchelegachwili, Commandanten der Militärdiſtanz im Gebiet der Pſchawen, Tuſchen und Chewſuren, einen Mann von nicht gewöhnlichem Verſtande, der ihm die Mittel ſich ins Land der Tuſchen zu begeben, verſchaffen ſollte, zu finden hoffte; leider hatte ihn aber ſo eben eine kurze Krankheit hinweggerafft. Indeß fand er Unterſtützung bei dem Verwandten des Verſtorbenen. Unter den merkwürdigen Gebäuden des Diſtricts führen alle Geographen die Kirche der hl. Marina auf, aber keiner der anweſenden Adeligen weiß ihre Stelle anzugeben; man begibt ſich ins Herrendorf — die Georgier ſind Leibeigene des Adels — um Nachfrage anzuſtellen, und ein Schweinhirt hat Ruinen im Walde entdeckt. Zehn Perſonen aus den erſten Familien des Landes begleiten den Reiſenden und zwei bis an die Zähne bewaffnete Leute gehen mit. Nachdem man eine halbe Stunde einen ſchmalen, krummen Pfad verfolgt, wendet ſich die kleine Schaar links den Berg hinan mitten durch dichtes Gras und ungeheure umgeſtürzte Baumſtämme — Hinderniſſe, welche die kecken georgiſchen Reiter nicht im mindeſten aufhalten, denn ſie ſetzen ohne Zögern im Galopp darüber hin. Der Hirte hatte ſich nicht getäuſcht; auf dem Gipfel des Berges ſtand ein viereckiger Thurm und eine aus behauenen Steinen aufgeführte Kirche mit einem einzigen Schiff, deren Dach jedoch eingeſtürzt war. Der Reiſende entdeckt eine Inſchrift, die er copiren will, aber eine neue Täuſchung erwartet ihn: ein mächtiger Stamm hatte ſich zwiſchen die Steine eingedrängt, und faſt die ganze äußere

---

[1] Hr. Delaveau läßt dieß Wort mit geſperrter Schrift drucken, um anzudeuten daß die Sicherheit nicht allzu groß ſey; in der That wurde auch Thelaw im vorigen Jahr als ein Ort genannt, bis zu welchem die ſtreifenden Schaaren Schamyls, die ſich hauptſächlich aus Lesghiern ergänzen, vorgedrungen ſeyen. A. d. U.

[2] Das Gouvernement von Georgien zählt 6 Diſtricte, Tiflis, Signach, Duſchet, Thelaw, Gori und Jeliſabethpol, vier tatariſche ſogenannte Diſtanzen oder Hauptorte, wo die Behörden wohnen, die alle Gewalt in ihren Händen vereinigen: Kaſach, Bortſchala, Schamſchadil und Bambuko-Schuragel; drei Diſtanzen der Bergvölker, Oſſeten, Chewſuren, Pſchawen und Tuſchen; die männliche Bevölkerung des ganzen Gouvernements beträgt 225,395 S.

Wandung der Kirche auseinander geſchoben, ſo daß die Inſchrift unvollſtändig war.

Nach der Rückkehr von dieſer ungünſtigen Expedition wird Hr. Broſſet eingeladen, an einem Abendeſſen Theil zu nehmen, dem alle Verwandten des verſtorbenen Fürſten und die Mitglieder der Geiſtlichkeit, die dem Leichenbegängniß beiwohnen ſollten, ſich einfanden. Dieſe Trauerceremonie fand am nächſten Tage mit großem Pompe und unter großem Zuſtrömen treuer Bergbewohner ſtatt, die ihrem ehemaligen Oberhaupt die letzte Ehre erweiſen wollten. Nach der Todtenmeſſe ſetzte ſich die mindeſtens achtzigjährige Mutter des Fürſten vor dem Grabe nieder, in das man den Sarg ihres Sohnes verſenken wollte; ſie war bleich, in Thränen gebadet, und Schluchzen erſtickte die Gebete, die ſie mit halb erſtorbener Stimme murmelte. Neben ihr zerriß ſich die Wittwe des Verſtorbenen das Geſicht, rauſte ihre langen, fliegenden Haare aus, und zerfetzte ſich die Bruſt, heftete dann ihre zitternden Lippen an die Wände des Sarges, die ſie mit ihren Thränen benetzte, und nicht ohne Mühe führten ihre Dienerinnen, ihre Kinder und die Verwandten des Verſtorbenen ſie aus der Kirche. Nach beendigter Ceremonie vereinigte man ſich in den Zimmern der Fürſtin zu einem feierlichen Mahl. Hr. Broſſet ſagt nicht, ob die untröſtliche Wittwe gleichfalls beim Todtenmahl ſich einfand, aber alle Gäſte beobachteten eine Mäßigkeit, die um ſo verdienſtlicher war, als ſonſt die Georgier tapfere Trinker ſind.

Am folgenden Tag begab ſich Hr. Broſſet in die Ebene von Alon, um das Dorf zu beſuchen, wo im Winter die Tuſchen ihre Geſtüte und ihre zahlreichen Heerden zuſammenbringen. Die meiſten aber waren noch in den benachbarten Bergen, wo die Temperatur niedriger iſt, und wo ſie ihre religiöſen Feſte feiern. Man hat indeß die Bedeutung dieſer halb chriſtlichen, halb heidniſchen Ceremonien, ſowie die Größe der Kirchen, die ſich in dieſen geheimnißvollen Gegenden finden ſollten, bedeutend übertrieben. Ein Deutſcher, der das Land ſeit vielen Jahren bewohnt, verſicherte Hrn. Broſſet, die Kirchen von Laſchas-Dſchuar und Thamaris-Dſchuar, deren einige Reiſende erwähnen, und die von den Tuſchen ſo ſehr verehrt ſeyn ſollten, exiſtirten nur in der Einbildungskraft. Es ſind einfache Einfriedungen von Steinen, in deren Mitte ſich ein Altar erhebt, ein unförmlicher zu den Opfern beſtimmter Stein. Hier opfert an gewiſſen Tagen ein Laie, der den Namen Decanos führt, ein Schaf oder eine Ziege und vertheilt die Stücke an die außerhalb Verſammelten. Es iſt übrigens gewiß, daß die nomadiſchen Tuſchen, wie ihre Nachbarn die Pſchawen und Chewſuren, unter einer Art theokratiſcher Regierung ſtehen. [1] Ihre Dörfer ſtehen unter Aelteſten, denen ſie den Namen Dekanos geben, und welche eine bürgerliche und kirchliche Gewalt in ſich vereinigen, denn mit Ausnahme der Meſſe vollziehen ſie alle kirchlichen Verrichtungen.

Wir wollen dem Verfaſſer auf ſeinen archäologiſchen Wanderungen in den finſtern Wäldern des Kreiſes Matan nicht folgen, eine Entdeckung iſt indeß nicht ohne Intereſſe in Bezug auf die Landesſitte. An einer ärmlichen verlaſſenen Kirche mitten im Walde, wo die Tauben der Nachbarſchaft niſten, iſt ein Dolch in die Bretter einer moderuden Thüre geſtoßen. Die Umwohner verſtehen den Sinn dieſes geheimnißvollen Exvoto nicht. Der Kirchhof dieſes verlaſſenen Orts iſt indeß nicht verödet, man ſieht hier unter andern Gräbern auch das eines ruſſiſchen Officiers, der am 10 Auguſt 1845 beim Angriff auf Antuch fiel. Die meiſten dieſer beſcheidenen Begräbniſſe ſind nur mit einem Stein- oder Holzblock bezeichnet. Nicht weit von da dehnen ſich mächtige Trümmer, wie es ſcheint, eines Palaſtes aus, und auf einer benachbarten Höhe erhebt ſich eine mit Gemälden bedeckte aber kuppelloſe Kirche. Der Verfaſſer copirt einige Inſchriften, eilt aber dann nach der Hauptſtraße zurück, denn alle die Heiligenbilder dieſer zerſtörten Kirche ſind ganz friſch verſtümmelt durch die Dolche der Lesghier.

Nachdem Hr. Broſſet alle dieſe Denkmale gemuſtert, wendet er ſich nach den Ufern der Alazani, welche dieß prächtige Land bewäſſert, und trifft in einem Dorfe, wo er über Nacht bleiben will, eine Tuſchenfrau, deren Coſtüm er uns ſchildert: es beſtand aus Tſchiti oder geſchickt geſtrickten und ſehr ſoliden Schuhen von grober Wolle, den Tſſunda oder Socken, gleichfalls aus Wolle, aber ſorgfältiger gearbeitet, einer Tſchuba oder ſchwarzem Rock, und einen Gulis-Piri oder einem Bruſtſtück mit Silberborden. Ein ſchwarzer Schleier bedeckte den Kopf. Alle Frauen dieſes Stammes, welche er traf, waren ebenſo gekleidet, halten ſich übrigens ſehr beſcheiden, und ihre Sitten ſollen dieſen Anſtand nicht Lügen ſtrafen.

Da der Tag ſich neigte, tritt unſer Archäolog in das Haus des Natgual oder Schultheiß, der ſich beeilt, ihm ſeine Gaſtfreundſchaft anzubieten. Man trägt ein frugales Mahl auf, und der Wirth ſelbſt, ein Greis mit einem feinen mißtrauiſchen Geſicht, ſegnet alle Speiſen, denn er iſt Dekanos oder Laienprieſter. Kaum hat der Reiſende Platz genommen, ſo erſcheint ein junger Tuſcha, Namens Joſ Tſiskanoff, der ſehr gut georgiſch und ruſſiſch ſprach, was er im Seminar zu Tiflis gelernt hatte. Er ſetzte ſich zu Broſſets Füßen auf einen Teppich nieder. Das finſtere Geſicht und das hartnäckige Schweigen des Neuangekommenen ſetzten Broſſet in Erſtaunen, er erhält aber bald Aufklärung. Der junge Gebirgsmann hatte ſo eben einen ſeiner nahen Verwandten verloren, der an der Seite des Generals Andronikoff durch die Lesghier getödtet worden war. Tſiskanoff war ſpäter Hrn. Broſſet in ſeinen wiſſenſchaftlichen Forſchungen ſehr nützlich.

Auf dem Rückweg nach Tiflis hält Hr. Broſſet, um ſeine Pferde ausruhen zu laſſen, zu Thimroth an, einem Dorfe, das von einer zerſtörten Citadelle überragt iſt, in welcher der Gouverneur des Diſtricts ſich einlogirt hat. Als Archäologe vergißt er nicht die Umgebung zu durchſuchen, ſtatt Inſchriften und Gemälde aber findet er nur ein Dutzend rechter, mehr oder minder gebleichter und gut erhaltener Hände an der Mauer befeſtigt. Eine derſelben, etwas geſchwollen und ſchwärzlich, war die ruhmvolle Trophäe einer tapfern That, durch die ein Pſchawe der Umgegend ſich ausgezeichnet hat. Sieben Lesghier hatten einige Wochen zuvor in den Wäldern mehrere Hirten überfallen, und drei davon gefangen fortgeſchleppt. Ihre entronnenen Gefährten machten Lärm im Dorfe, ein Pſchawe waffnet ſich in der Eile, erreicht die Räuber, fällt über ſie her, und obwohl durch einen Gewehrſchuß verwundet, ſchlägt er drei davon nieder. Die andern ergreifen die Flucht, und laſſen einen der Todten zurück, dem der glückliche Sieger dem Gebrauche gemäß die rechte Hand abhaute, und ſie dem Gouverneur

[1] Der kleine Bund, den bis jetzt noch die Pſchawen, Chewſuren und Tuſchen bilden, beſteht aus 6000 männlichen Perſonen.

überbringt. Dieſer verlangte alſobald für den muthigen Pſchawen eine Ehrenmedaille und hat ſie auch ohne Zweifel erhalten.

Der Reiſende bricht wieder auf, entdeckte noch mehrere ziemlich alte Kirchen und zwei Forts, und kommt nach 7tägiger Abweſenheit höchſt ermüdet und mit erſchöpften Pferden zurück, aber er hatte auf der Reiſe koſtbare Entdeckungen gemacht. Es iſt wohl möglich, daß der Leſer, wenn er dieſe Blätter durchlaufen hat, dieß nicht findet, wir glauben indeß daß dieſer raſche Ausflug mitten unter Ruinen und verſtümmelte Gräber, die den Boden der Umgegend von Tiflis bedecken, nicht ganz ohne Intereſſe iſt. Alle die erzählten Einzelnheiten ſind aus officiellen Actenſtücken entnommen, man kann ſie alſo nicht für übertrieben halten, und darum ſind ſie der Mittheilung werth, denn ſie zeigen mehr als alles andere den Stand der Dinge in einem Theil der transkaukaſiſchen Provinzen.

Die ausgewanderten Boeren in Südafrika.

Die Engländer haben dieſe Ausgewanderten mit ſolchem Haß verfolgt, und mit ſolchem Widerſtreben endlich ihre Unabhängigkeit anerkennen müſſen, daß nicht zu erwarten iſt, man werde in ihren Mittheilungen eine zuſammenhängende Nachricht über dieſen höchſt intereſſanten Theil der Bevölkerung Südafrika's finden. Wir ſind deßhalb namentlich darauf angewieſen in holländiſchen Journalen ſolche Nachrichten zu ſuchen und finden ſie auch jetzt wieder im Amſterdamſchen Handelsblad vom 23 Februar und 13 März. Die erſte dieſer Mittheilungen führt den Titel „die Souverainetät", die andere den der „transvaalſchen Republik", weil das Gebiet vom Gariep oder Oranje-Fluß bis an die Vaal, ſich vor einigen Jahren halb und halb unterwarf, während die übrigen jenſeits der Vaal ſitzenden Boeren unter Pretorius ſich nicht unterwarfen und kürzlich als unabhängig anerkannt werden mußten, da Pretorius ſich nicht, wie man gefürchtet hatte, den Kaffern im Kriege anſchloß, ſondern ſich eher den Engländern hülfreich zeigte. Der erſtere Titel bezieht ſich auf die Eitelkeit der Engländer, die, als ſie vor einigen Jahren abermals mit den Waffen gegen die ausgewanderten Boeren auftraten, von einem Theil derſelben, worunter ſich auch Engländer befanden, die brittiſche Souverainetät anerkennen ließen, während die Mehrzahl dieß verweigerte und ſich fern hielt; ſeit dieſer Zeit führt das Gebiet, das die erſteren einnehmen, den wunderlichen Titel „Sovereignty", gleichſam damit die mit dem Sachverhalt unbekannten nicht wiſſen ſollten, um was es ſich handle und daß hier ein Volk wohne, dem die Engländer nach der heftigſten Verfolgung endlich ſeine Unabhängigkeit zugeſtehen müſſen. Darauf bezieht ſich der Eingang der erſten Mittheilung des Amſterd. Handelsblades, die wir hier auszugsweiſe folgen laſſen.

„Der Landſtrich in Südafrika, welche den Namen Souverainetät kurzweg oder Oranje-Fluß-Souverainetät führt, trägt dieſen Namen erſt ſeit dem J. 1848, als er widerrechtlich dem brittiſchen Gebiet von Südafrika einverleibt wurde. Im Süden iſt er durch den Oranje-Fluß (in der Landesſprache Gariep), im Oſten durch das Drachen- oder Quathlamba-Gebirg, im Norden und Weſten durch den Vaal-Fluß, der in den Gariep fällt, begränzt. Theils von Griquas (den alten Baſtaarden), theils durch Kaffern (Baſſutos) unter ihrem Oberhaupt Moſheſh bewohnt, kamen ſeit dem Auszug der holländiſchen Boeren aus der Capcolonie einzelne Leute in dieſen Landſtrich, ihre Zahl vermehrte ſich aber, als die Engländer die Provinz Natal zum brittiſchen Beſitzthum erklärten, und die Boeren dieſe von ihnen rechtmäßig erworbene Provinz wieder verließen. Streitigkeiten zwiſchen den Boeren und den Griquas gaben der Capregierung, welche die Partei der letztern nahm, Gelegenheit mit gewaffneter Hand zwiſchen beide zu treten. Bei Boomplaats wurde von dem brittiſchen Gouverneur Sir Harry Smith den Boeren unter A. W. J. Pretorius ein Treffen geliefert zu Gunſten der Griquas und um der eigenen Herrſchſucht willen. Obgleich der Verluſt der Boeren ziemlich gering war, räumten ſie doch das Feld und zogen ſich großentheils über den Vaal-Fluß zurück. Nun bekam der Landſtrich den Namen Souverainetät und die Zuſage, daß für Kirche und Schule Sorge getragen werden ſoll und mit dem beigefügten Verſprechen, daß wenn nach einiger Zeit die brittiſche Regierung den Boeren nicht zuſagen ſollte, ſie die Unabhängigkeit zurückerhalten würden. Die für die holländiſchen Boeren allezeit verletzende Parteilichkeit der brittiſchen Behörden für die Farbigen wog den Vortheil, daß ſie zwei Prediger und zwei Schullehrer erhielten, mehr als genügend auf. Auch war die Zeit, ſich hierüber zu erklären, kaum eingetreten, als bei weitem die größte Mehrheit der Boeren eine Addreſſe an Sir Harry Smith unterzeichneten, worin ſie erklärten, daß ſie ihren eigenen Kräften überlaſſen zu werden wünſchten. Sein Verſprechen zu halten, war indeß Sir Harry Smith in keiner Weiſe geneigt. Inzwiſchen verurſachten die faſt unaufhörlichen Kafferkriege großen Verluſt an Mannſchaft und Geld, was auf die Dauer der brittiſchen Regierung und dem Parlament ſehr läſtig fiel. Im J. 1852 glückte es dem General Cathcart die Gaika-Kaffern zur Unterwerfung zu bringen, und Brittiſch-Kaffraria zu reorganiſiren. Auch der Häuptling Moſheſh mußte gezüchtigt werden, denn die Räubereien ſeines Volks hatten mehrere Boeren aus ihren Wohnſitzen vertrieben. Der Gouverneur kam in die Souverainetät, und obgleich ihm der Sieg ernſtlich ſtreitig gemacht wurde, ſo unterwarf ſich doch Moſheſh, eine Unterwerfung, die man ihm freilich leicht genug machte. [1] So war ſcheinbar der Friede allgemein hergeſtellt.

---

[1] Man wollte ihn nicht ganz unterwerfen, um ſich ſeiner gegen die Boeren bedienen zu können.

„Die brittiſche Regierung glaubte die Umſtände benützen zu können, um zur Verminderung der Koſten ihre Beamten und Truppen aus der Souverainetät zurückzuziehen. Die Beſchützung der Bewohner, namentlich der Griquas und Kaffern vor den Weißen, hatte ihrem Zweck nicht entſprochen. Die Handhabung der Regierungsgewalt gewährte keine Vortheile, und aus dieſem Grunde, ſagt der brittiſche Colonialminiſter in einer Staatsſchrift vom 14 März 1853, hat die Regierung Ihrer brittiſchen Maj. beſchloſſen die Oranje-Fluß-Souverainetät aufzugeben. So geſchah es das erſtemal, daß Großbritannien Grundgebiet abtrat. Es geſchah keineswegs, um der machtloſen Stimme von ein Paar hundert mißhandelten Familienvätern Gehör zu geben, daß man dieſem Gebiet von mehr als 40,000 engl. Quadratmeilen Lebewohl ſagte, ſondern allein, weil die Kafferkriege beinahe jährlich Millionen koſteten. Ein Specialcommiſſär, welcher dieſen Beſchluß zur Ausführung bringen ſollte, kam nach der Capcolonie, und ſchon im Auguſt wurden Abgeordnete aus den verſchiedenen Diſtricten zuſammengerufen, um ſich mit dem Commiſſär über die Bedingungen der Freierklärung zu verſtändigen. Ungefähr um die Mitte Octobers begann man in der Colonie Adreſſen zu unterzeichnen, welche ſich über dieß Aufgeben der Souverainetät beſchwerten. Groß war die Anzahl der Unterzeichner in der Capſtadt, namentlich gehörten alle Prediger darunter. In den meiſten Adreſſen wurde geſagt, daß es ſich mit der brittiſchen Loyalität nicht vertrage, den Schutz, welche die brittiſchen Unterthanen daſelbſt genoſſen hatten, zurückzuziehen, die Handelsintereſſen der Engländer in der Souverainetät und in der Colonie würden dadurch Schaden leiden, durch Verluſt an Waaren und ausſtehenden Geldern u. dgl. In vielen Adreſſen gab man auch außerdem nicht undeutlich zu verſtehen, daß durch das Aufgeben der Souverainetät die Eingebornen der Grauſamkeit und Rachſucht der blutdürſtigen holländiſchen Boeren überliefert werden würden. Ob dieſe Schmähadreſſen ſehr viele Unterzeichner hatten, und wer dieſe Unterzeichner waren, iſt nicht zu unſerer Kenntniß gekommen, indeß wiſſen wir, daß das Comité der Abgeordneten der Souverainetät den Commiſſär Sir G. Clerk erſucht hat, eine Commiſſion zu ernennen, um bei den verſchiedenen inländiſchen Stämmen eine Unterſuchung anzuſtellen über die Beeinträchtigungen, welche ſie durch die Boeren erlitten haben ſollten."

In den erſten Tagen des Septembers kamen zu Bloom-Fontein die Abgeordneten der verſchiedenen Diſtricte der Souverainetät zuſammen, in Folge einer Aufforderung des brittiſchen Commiſſärs, der ſich an dieſem Orte befand. Die Berathungen, ruhig und beſonnen gehalten, tragen einen ganz eigenthümlichen Charakter; man betrachtete gleichſam den brittiſchen Schutz als ein Vorrecht. Darüber klagt das Amſterd. Handelsblad, indeß, wenn es auch richtig iſt, daß die wenigen Engländer, die ſich auf dieſem Gebiet befinden, immer noch einen gewiſſen Einfluß ausüben (der jedoch durch den allmählich vor ſich gehenden Verkauf ihrer Beſitzungen an neu heranziehende Boeren allmählich ſchwinden muß), ſo kann man in den von den Abgeordneten aufgeſtellten Bedingungen doch nur eine große Vorſicht finden. Sie verlangen eine entſchiedene Enthebung der Boeren von ihrer Verbindung mit England, die Entſcheidung der Forderungen der Griquas über gewiſſe Landtheile; die Aufhebung aller engliſchen Verträge mit den Eingebornen innerhalb oder an den Gränzen des Gebiets der Souverainetät, Aushändigung unbeſtreitbarer Erbgrundbriefe, Zurückgabe der ungeſetzlich erhobenen Bußen und — Beſitz eines Hafens und die Freiheit Waffen und Munition anzukaufen und nach der Souverainetät zu ſchaffen. Man kann nicht verkennen, daß dieß gründlich zu Werke geben heißt; die Boeren haben zur Genüge erfahren, wie wenig die Engländer geneigt ſind, eine wahre Unabhängigkeit der Boeren anzuerkennen, und wie ſie alle möglichen Mittel, namentlich die Verhältniſſe zu den Eingebornen benützen, um ſich in die Angelegenheiten der Boeren zu miſchen und ihre Unabhängigkeit zu einem bloßen Schein zu machen. Der Commiſſär war auch, wie das Amſterd. Blatt berichtet, keineswegs ſonderlich geneigt, in alle dieſe Forderungen zu willigen, deßhalb beſchloſſen die Deputirten, Abgeordnete nach London zu ſchicken, und ihre Sache dort bei dem Colonialamt ſelbſt zu betreiben. Das Mißtrauen der Boeren iſt eingewurzelt, und wird nur durch ganz vollſtändige Einwilligung in ihre Forderungen einigermaaßen beſchwichtigt werden.

Das Verhalten der unter Pretorius jenſeits der Vaal gezogenen Boeren, die ſich vollſtändig als „transvaaliſche Republik" conſtituirt haben, liefert den entſchiedenſten Beweis dieſes tiefgewurzelten Mißtrauens. Sie haben Geiſtliche aus Holland erhalten, jetzt eine ſynodale Verfaſſung für ihr Landgebiet eingerichtet, und die Obergewalt der Synode am Cap abgewieſen aus Mißtrauen, daß ſich dadurch ein engliſcher Einfluß geltend machen werde. Noch auffallender iſt, daß ſie nur die „niederdeutſche reformirte Kirche" anerkennen und keine andere zulaſſen. Es iſt dieß nicht ſowohl eine religiöſe Engherzigkeit als Mißtrauen gegen England, das allenthalben hervorbricht. „In Rückſicht auf die herrſchſüchtigen und alles mit Verderb bedrohenden Umtriebe der römiſch-katholiſchen Hierarchie und anderer damit mehr oder minder übereinſtimmender kirchlichen Genoſſenſchaften" — d. h. der engliſchen Kirche, denn von der katholiſchen haben doch wohl die Boeren nichts zu fürchten — ſoll keine andere Kirche geduldet werden. Es ſpricht ſich vielfach ein entſchiedener Haß gegen die Miſſionäre aus, der ſich darauf gründet, daß dieſe nur allzu oft bei den Eingebornen einen Einfluß ſuchen, den ſie dann gegen andere anwenden; namentlich fürchtet man die Miſſionäre der engliſchen Kirche und in ihnen den engliſchen Einfluß.

Gemeinſame Abneigung gegen die engliſche Herrſchaft und ein unausrottbares Mißtrauen verbindet die „transvaaliſche Republik" und die Bewohner der „Souverainetät", die jetzt mit ſolch übermäßiger Vorſicht ihre Lostrennung vom engliſchen Unterthanenverband zu bewerkſtelligen ſuchen. Sobald letzteres geſchehen iſt, werden ſich auch beide Theile vereinigen, und einzelne Zwiſtigkeiten ſie nicht länger trennen. Ueber den Geiſt der Ordnung, welche in der „transvaaliſchen Republik" herrſcht, führen wir noch folgende Stelle aus den Mittheilungen des Amſterd. Handelsblad an. „Ein aus den Niederlanden dahin gezogener und im Mai vor. J. in der Republik angelangter Prediger, Namens Vanden Hoff, trägt weſentlich dazu bei den Geiſt der Einigkeit zu erhalten, und was ferner zur Eintracht beitragen wird," heißt es ſodann, „iſt der Umſtand, daß der Obercommandant A. H. Potgieter vor etwa einem Jahre ſtarb. Zwiſchen ihm und Pretorius hatte eine gewiſſe Eiferſucht ſtattgefunden, woran auch die übrigen Boeren mehr oder minder Theil nahmen. Beide waren tapfere Männer, und beide hatten den Kaffern durch ihre Siege Schrecken einzuflößen gewußt. Doch war der Generalcommandant A. W. J. Pretorius ſowohl innerhalb als außerhalb der Republik allgemein als geſchickter Anführer bekannt und angeſehen. Als nun A. H. Potgieter geſtorben war, that Pretorius, was in ſeinen Kräften ſtand, um deſſen Sohn an des Vaters Stelle zum Generalcommandanten ernennen zu laſſen. Dieß mußte auch den Gegnern von Pretorius angenehm ſeyn. Als nun vor etwa einem halben

Jahre auch er ſtarb, war die Ernennung ſeines Sohnes Martinus Weſſel Pretorius zum Generalcommandanten nicht zweifelhaft. Beide Väter ſind nicht mehr, und es iſt zu erwarten, daß die Uneinigkeit, die ſie in ihrem Leben ſchied, mit ihren ſterblichen Reſten in die Grube verſenkt wurde."

Es iſt eine eigenthümliche Erſcheinung dieſe Republik holländiſcher Boeren im Innern Afrika's, umringt von eingebornen Stämmen und verfolgt durch die Herrſchſucht der Engländer, welche keine unabhängige Colonie neben ſich dulden wollen, und die Eingebornen theils ſelbſt aufreizten, theils durch die Miſſionäre aufreizen ließen. Daß dieß wenigſtens unter den Boeren oder holländiſchen Coloniſten, wie man ſie eigentlich nennen muß, die herrſchende Anſicht iſt, zeigt ſich aus dem Mißtrauen, mit dem jede fremde Kirchengenoſſenſchaft betrachtet wird; nachfolgende Stelle über den „Zuſtand der transvaaliſchen Republik" mag eine nähere Einſicht geben. „Von dem Augenblick an, wo die Republik durch Großbritannien als unabhängig anerkannt wurde, konnten Maaßregeln ergriffen werden, um die innere Verwaltung und die äußern Beziehungen zu den benachbarten Stämmen auf einen geregelten Fuß zu bringen. Das letztere war vielleicht das dringendſte, da der Schrecken, den die Kaffern früher im Gebiet von Natal vor den Boeren hatten, durch die treuloſe Politik der Capregierung und den Handel mit Kriegsbedürfniſſen, den die Miſſionäre treiben, größtentheils verſchwunden war. Auch mußte Secheli (ein Häuptling der Basjuto-Kaffern) und ſeine Freunde es wiederholt erfahren, daß die Boeren im transvaaliſchen Gebiet dieſelben tapferen Männer ſeyen, die den blutgierigen Maſſelikatſe vor ſich ausgetrieben hatten, und daß der Commandant Pretorius noch ſtets derſelbe Mann war, dem Panda ſeine Regierung zu danken hatte. [1] Auch andere ausgetheilte Lectionen ſcheinen nicht vergebens geweſen zu ſeyn. Selbſt der Häuptling Secheli, der ſich durch die Miſſionäre hatte aufreizen laſſen, nach England zu gehen und ſeine Beſchwerden gegen die unabhängigen Boeren vor den Thron der Königin Victoria niederzulegen, und der auf ſeiner Reiſe bis in die Nähe der Capſtadt gekommen war, iſt von da wieder heimgekehrt, und ſcheint geneigt, ſich zu unterwerfen."

Die Chineſen im indiſchen Archipel.

[Von S. Friedmann.]

Vierter Brief.

Hatten wir bisher die Chineſen auf Java als Handwerker, Landbauer, Handelsleute und Pächter von Regierungs-Einkünften kennen gelernt, und war es hieraus erſichtlich, daß bei dieſem Volke die Denkkraft bereits ſeit einer Unzahl von Generationen geweckt und ihre Cultur eine viel ältere als jene der Ureinwohner Java's iſt, ſo ſind wir berechtigt auch nach jenen Beſtrebungen Nachfrage zu thun, welche nicht bloß für den phyſiſchen Menſchen berechnet ſind, nämlich der Cultur der Künſte und Wiſſenſchaften. Es iſt nicht zu viel geſagt wenn ich behaupte, weder im chineſiſchen Archipel noch in Macao und Canton ein chineſiſches Erzeugniß geſehen zu haben, das auf den Namen eines Kunſtwerkes Anſpruch machen kann. Inſofern nämlich weder dem Porträtmaler noch demjenigen überhaupt, der nur die Natur ſklaviſch zu copiren trachtet ohne das Ideale, den geiſtigen Menſchen Anſprechende vom gemeinen Sinnlichen zu ſondern, der Name des Künſtlers gebührt, können wir ebenſo wenig die wenn auch noch ſo zierlich und kunſtreich aus Holz und Elfenbein geſchnitzten Bilder, als die auf Reißpapier zwar mit vielem Fleiße aufgetragenen Gemälde, die aber jedes poetiſchen Anfluges entbehren, als Kunſtwerke betrachten. In den chineſiſchen Porträten findet man ſelbſt nicht jene Freiheit der Stellung noch die von der Phantaſie des Malers der Hauptfigur beigefügte Umgebung oder jene Luftſchattirung, wodurch der Gegenſtand in einem günſtigen Licht erſcheint, ſondern mit ängſtlicher Genauigkeit werden ſelbſt die Fußteppiche wie die Möbel gemalt, während auf alle dieſe Gegenſtände ein gleich ſtarkes Licht fällt, was in Verbindung mit der fehlerhaften Perſpective dem Ganzen bei aller Genauigkeit der Darſtellung aller einzelnen Theile des Gemäldes ein ſchülerhaftes kindiſches Anſehen gibt. Im weitern Sinne iſt dieſe Verläugnung der Freiheit und Selbſtthätigkeit der menſchlichen Natur auch an den politiſchen Fehlern der Chineſen ſchuld, indem ſie auch hier dieſelbe Engherzigkeit wie an ihren künſtleriſchen Producten an den Tag legen und wähnen, daß nur durch die Befolgung einer vorgeſchriebenen unabänderlichen Richtung Heil für den Staat und das Individuum zu ſuchen ſey. Die nähere Beſchreibung chineſiſcher Malereien und Werke der Plaſtik liegt, da ſolche Kunſtproducte in der Regel aus China nach dem Archipel verführt werden, weniger im Kreiſe unſerer Aufgabe. Nicht unerwähnt mögen jedoch einige Werke chineſiſcher Architektur bleiben, umſoweniger da ſie aus einer Zeit ſtammen, wo bereits durch Einführung des Islamismus auf Java die alte Baukunſt der buddhiſtiſchen Javanen mit der Zerſtörung oder Verpönung ihrer Tempel untergegangen, und die javaniſchen Könige zu den Chineſen ihre Zuflucht nahmen, wenn ſie ſteinerne Paläſte an der Stelle ihrer, höchſtens mit hölzernem Schnitzwerk verſehenen Bambushäuſer haben wollten. Wenn man auf der wohlgebahnten Straße von Tſcheribon nach Kumingan geht, ſo bemerkt man ſeitlich einen gen Süden im Allanggraſe ſich hinſchlängelnden Pfad; es führt derſelbe nach Sungiraki. Iſt dieß ein Dorf, eine Stadt oder ein Fort? frägt der Reiſende ſeinen javaniſchen Begleiter; keines von allen iſt die Antwort, ſondern ein alter, verlaſſener Dalam (königlicher Palaſt). Die Neugierde ladet den Reiſenden ein, ſeine Schritte zwiſchen dem wie das wogende Korn über ſeinem Haupte ſich bewegenden Allanggras nach dem bezeichneten Ort zu richten. Bald öffnet ſich weite Ausſicht auf eine mit ſchattenreichen Waringibäumen (ficus religiosa) beſetzte Ebene. Hinter einem aus hohen Tamarinden- und Feigenbäumen beſtehenden Gebüſche, deſſen Saum der rauſchende Bambus begränzt, bemerkt man eine aus grünlichem Trachyt aufgeführte Mauer mit Wällen, zwiſchen welchen ein rundes Thor den Eingang geſtattet. Man glaubt anfangs eine kleine Feſtung vor ſich zu haben; doch innerhalb der Mauer wird man überraſcht durch zahlreiche niedliche, obgleich halb verfallene Gebäude, an welchen man den chineſiſchen Bauſtyl nicht verkennen kann. Die Bäche, welche in den noch vorhandenen ſtei-

[1] Nach der verrätheriſchen Ermordung einer Anzahl Boeren durch den Kafferhäuptling Dingaan, des blutigen Tſchaka Bruder, hatten ihm die Boeren den Krieg erklärt, ihn verjagt, und an ſeine Stelle Panda zum Oberhaupt dieſes Kafferuſtamms gemacht.

nernen Betten liefen, bildeten zahlreiche Cascaden, deren Geräusch den zwischen duftenden Blumen in einem der reichgeschmückten Häuser befindlichen königlichen Besitzer während der heißen Mittagstunden zum sanften Schlummer einladen mochte. Noch jetzt, obwohl durch Jahrhunderte lange Verödung der Zerstörung preisgegeben, hat das Ganze etwas Einladendes und trägt den Charakter asiatischer Behaglichkeit. Es ist ein Verein schöner Gartenhäuser, die zur Zeit ihrer Benutzung von herrlichen Gartenanlagen, in welchen der indische Flor in Ueppigkeit prangte, umgeben war, um dem träumenden Müßiggang zu einem möglichst genußreichen Aufenthalt zu dienen. Noch bemerkt man an den zu den Häusern führenden Treppen marmorne Töpfe, in welchen wahrscheinlich die zu Zwergpflanzen umgestalteten Waldbäume, worin die Chinesen eine bewundernswürdige Kenntniß haben, eingeschlossen waren. Man traut oft seinen Augen nicht, wenn man einen 20—30 Jahr alten Brodfrucht- oder andere Fruchtbäume, die im natürlichen Zustande eine Höhe von 70—80 Fuß erreichen, als Miniaturpflanze mit Zweigen, Blättern und Blüthen in einem Topfe von einem halben Fuß Durchmesser erblickt, wo das Bäumchen etwa einen Fuß Höhe erreicht.

Der Dalam wurde um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts von einem Chinesen erbaut, dessen Schicksal lebhaft an die Sage vom Baumeister des Straßburger Domes erinnert. Der König Tagal-arum nämlich, der im Jahre 1646 den Thron von Mataram bestieg und in der javanischen Geschichte durch seine Tyrannei und gränzenlose Willkür bekannt ist, wollte sich einen Palast erbauen, wie keiner seiner Vorfahren ihn besaß. Ein Chinese, der in seinem Reiche sich eben niedergelassen, erbot sich den Plan hiezu zu liefern und die Leitung des Baues zu übernehmen. Drei Jahre mußte die ganze Bevölkerung der Umgegend am Baue sich beschäftigen. Endlich standen die köstlichen Gebäude, umgeben von herrlichen Gärten, zwischen welchen sich Bäche von krystallhellem Wasser schlängelten und in Wasserfällen rauschend herabfielen, sowie die das Ganze umgebenden, die weite Ebene beherrschenden Mauern und Wälle fertig da. Der König trat entzückt in die schönen, mit feinen Matten und Ruhebetten geschmückten Gebäude, er lauschte nach den fallenden Cascaden, deren kühler Dunst die Hitze des Tages zerstreute und die üppig heranschießenden Blumen mit beständigem Thau bedeckte. Keine Summe ist groß genug, sprach Tagal-arum zum Baumeister, dein Verdienst zu lohnen. Wähle dir daher was du willst, aus meinem Schatze; doch auch nur mir allein gebührt ein Palast wie dieser. Du aber liebst das Gold und könntest dich leicht bewegen lassen, auch den beiden übrigen Königen dieser Insel einen ähnlichen Palast zu erbauen; daran muß ich dich hindern. Darauf ließ der König den Baumeister blenden. Auch die Augen des Tyrannen sind jetzt längst erloschen, doch das in seinem Auftrage ausgeführte Werk steht noch da, um Zeugniß zu geben von seinem Undank und seiner Grausamkeit.

Die Wissenschaft wird von den auf Java wohnenden Chinesen so weit mir bekannt geworden, wenig gepflegt. Nur die Arzneikunde findet, natürlich im Geiste der altchinesischen Medicin, Bearbeiter, und allenthalben findet man Chinesen, die sich mit der Heilkunst beschäftigen; doch genießen die chinesischen Aerzte nur das Vertrauen ihrer Landsleute, und selten wird ihre Hülfe von Inländern und noch weniger von Europäern angerufen. Nur hie und da geschieht es, daß ein chinesischer Tukun (Arzt) sich einen Ruf in der Umgegend erwirbt, und in gefährlichen Erkrankungsfällen von Javanern und selbst Europäern oder Creolen zur Berathung gezogen wird. Die Chinesen glauben, daß der normale Zustand des menschlichen Körpers in einer gehörigen Temperatur besteht. Ueberschreitet diese das Maaß oder fällt sie unter die Norm herab, so ist Krankheit vorhanden und zwar im ersten Fall eine hitzige, im letztern eine kalte Krankheit. Die zwei Hauptclassen der Krankheiten zerfallen wieder in mehrere Unterabtheilungen, je nach dem Hervortreten einzelner Symptome. Der chinesischen Pathologie entspricht auch ihre Arzneimittellehre. Auch die Medicamente zerfallen in erhitzende, welche gegen kalte Krankheiten angewendet werden, und in kühlende, den hitzigen Krankheiten entsprechend. Außer einer Menge vegetabilischer Substanzen, unter andern dem Rhabarber, der Jalappe und andern auch in europäischen Officinen vorräthigen Arzneikörpern wissen die Chinesen auch Metallsalze, wie Sublimat, Calomel, essigsaures Blei, sowie Eisenvitriol, Zink- und Kupferpräparate zu verfertigen, doch sind die von den chinesischen Droguisten verkauften Salze nicht so chemisch rein, daß wir sie ohne vorherige Präparation zum Arzneiwerk verwenden könnten. Bei der Verfertigung der chemischen Präparate machen die chinesischen Chemiker allerlei unnöthige Manipulationen. Sie horchen nach dem Tone der in Schmelzung, Sublimation oder Verpuffung begriffenen Substanzen, und glauben hieraus den Grad der Güte des Präparates und seiner künftigen arzneilichen Wirkung ermessen zu können. Menschliche Anatomie ist den chinesischen Aerzten unbekannt, doch untersuchen sie öfters die Eingeweide von Thieren, besonders Schweinen, um sich Aufschluß über den Bau des thierischen Körpers zu verschaffen. Bekannt ist die große Fertigkeit, welche die chinesischen Aerzte im Befühlen des Pulses sich erwerben. Aber durch ihre zu zahlreichen Unterscheidungen der Pulsarten verlieren sie den diagnostischen Nutzen, den eine vernünftige und naturgemäße Unterscheidung der verschiedenen Arten der Arteriencontractionen gewährt, und gerathen so in Irrthum und Charlatanismus. Auch wissen sich die chinesischen Aerzte keine Rechenschaft zu geben über den den abnormen Puls verursachenden Krankheitsproceß, da ihnen hiezu die nöthigen anatomischen und physikalischen Kenntnisse fehlen, ja ihre Vorstellungen über die Circulation des Blutes und die Ernährung des Körpers sind in der Regel irrig und mangelhaft. Demungeachtet sind sie selten geneigt Belehrung von einem „Barbaren" anzunehmen, und schreiben die Mangelhaftigkeit ihrer Kenntnisse lieber dem ungenügenden Studium ihrer alten Werke zu, als daß sie annehmen, diese selbst könnten in irgend einer Weise mangelhaft seyn.

Briefe aus Mesopotamien an Adr. de Longperier.

(Revue franç. 10 März.)

Mossul 10 Januar 1834.

Ich will Ihnen ein wenig von meiner langen und mühseligen Reise erzählen. Wie Sie wissen, zog ich die Straße von Syrien vor, um die nicht endenden Taurusgebirge zu vermeiden, wo die Wege im Winter gefährlich sind. Am 9 November war ich zu Alexandrette gelandet, und am 12ten kam ich nach Aleppo. Die Nothwendigkeit, eine Karawane in dieser Stadt zu bilden

hielt mich einige Tage auf, und hier erfuhr ich durch die türkiſche Poſt aus Bagdad, daß die Araber und Kurden zwiſchen Diarbekir und Moſſul ſich empört hätten und die Abweſenheit der Truppen benützten, um die Dörfer zu plündern. Dieſe Nachricht war mir, wie Sie ſich denken können, nicht angenehm; dennoch entſchloß ich mich zur Abreiſe, aus Furcht, ſpäter durch die Regen aufgehalten zu werden. Nach beendigten Vorbereitungen machte ich mich auf den Weg mit meiner Karawane und meiner Escorte, und kam ungefährdet nach Diarbekir. In allen Dörfern, wo ich unterwegs anhielt, um die Nacht zuzubringen, wurde ich ſehr gut aufgenommen, leider fand ich aber die arabiſche Gaſtfreundſchaft in alter Einfachheit, und ich verſichere Sie, daß ich während der 35 Tage kein Auge ſchließen konnte. Stellen Sie ſich einerſeits die Glocken aller meiner Maulthiere vor, die unaufhörlich in Bewegung waren, das Schreien der Eſel und endlich die Tauſende von Inſecten, die ſich um das Blut meines armen Leibes ſtritten. Jede Wohnung eines kurdiſchen oder arabiſchen Bauern beſteht aus einem kleinen viereckigen Häuschen von Erde, ohne Fenſter, und erhält das Licht nur durch die Thüre, die gewöhnlich ſehr niedrig iſt. Das Dach beſteht aus Baumzweigen, über die man eine Schichte thonichter Erde vermiſcht mit Stroh ausgebreitet hat. Alle Wohnungen in dieſem Theil Aſiens ſind gleicher Art, nur in Meſopotamien und wenn man ſich Moſſul nähert, ſind ſie ſtatt aus Steinen und Erde zu beſtehen, nach Art der aſſyriſchen Häuſer aus Luftziegeln erbaut. Die Bewohner dieſer Dörfer leben im größten Elend und in der ärgſten Unwiſſenheit; die Ankunft eines Europäers iſt ein Gegenſtand des Erſtaunens, ſeine Kleidung, ſeine Waffen erregen die lebhafteſte Neugierde. Als ich in dem von Kurden bewohnten Dorfe Kara-Baghtſche nahe bei Diarbekir anhielt, ermangelten ſie nicht, ſich um mich her zu ſammeln und mich als eine Curioſität anzugaffen. Einer derſelben blickte mich über eine Stunde lang feſt an, ohne zu wagen, mich anzureden. Endlich entſchloß er ſich mich zu fragen, was der an meinem Hals hängende Gegenſtand — er meinte mein Lorgnon — bedeute; ich antwortete ihm ſcherzend, es ſey der Niſchan eines Seraskiers. Der Kurde nahm die Antwort ernſthaft, die Nachricht verbreitete ſich im Dorfe, und alles eilte herbei um zu ſchauen, wie ein ungläubiger Seraskier ausſehe. Die Kurden ſind im allgemeinen ſchöne, kräftige Leute; ſie laſſen ſich ſtets ihren ſchwärzlichen Bart wachſen; ihr Geſicht hat etwas wildes, und kommt denen auf den aſſyriſchen Sculpturen ſehr nahe. Die Frauen ſind meiſt abſcheulich und ſchlecht gebaut. Welcher Unterſchied, wenn man ihre Haltung mit der ſchlanken Taille der ägyptiſchen Frauen vergleicht. Aber ſie ſcheuen ſich nicht ihr Geſicht zu zeigen, und was noch außerordentlicher iſt, an mehreren Orten ſah ich in den Flüſſen ganz nackte Frauen ſich baden, ohne daß ſie im mindeſten durch die Anweſenheit der Karawane ſich ſtören ließen. Zu Diarbekir beſtätigten ſich die Nachrichten, welche ich zu Aleppo ſchon erhalten hatte: die Kurdenſtämme vereinigt mit den Beni Thais hatten ſich empört. Zum Glück hatte Hr. Place, dem ich meine Ankunft gemeldet, mir einen Brief an den Scheich der Thais geſchickt, und unter dem Schutze dieſes letztern konnte ich meinen Poſten erreichen, ſonſt wäre ich unfehlbar ausgeplündert und vielleicht ermordet worden. Ich hätte gern auf meinem Wege die Ruinen von Dara beſucht, aber der Zuſtand des Landes und die heftigen Regen machten es mir unmöglich. Endlich am 16 December betrat ich, entſetzlich erſchöpft, Moſſul. Ich ſage Ihnen nichts von dieſem glücklichen Lande, das Sie ſchon lange kennen: es iſt die vollkommenſte Einöde und das Land der Entbehrungen par excellence. Allerdings hat man Gelegenheit die Ruinen von Ninive zu bewundern, was nicht jedermann vergönnt iſt. Einige Tage nach meiner Ankunft beſuchte ich mit meinem Vorgeſetzten, dem Conſul Place, den berühmten Ausgrabungsort von Khorsabad. Die Arbeiten ſind rieſenhaft und mein Erſtaunen war groß. Ich vertiefte mich in die ungeheuren Gräben und beſuchte den Palaſt und die verſchiedenen Thore der Stadt. Durch den unermüdlichen Eifer des Hrn. Place hat man jetzt den vollſtändigen Plan einer aſſyriſchen Stadt: das iſt eine Thatſache, die ſich nicht mehr bezweifeln läßt. Es iſt traurig daß man jetzt die Arbeiten ſuſpendiren muß. Die Engländer, welche ſeit fünf Jahren zu Kujundſchik Ausgrabungen machen, haben kürzlich höchſt intereſſante Basreliefs von bewundernswerther Arbeit aufgefunden. Pl. Delaporte.

Nachſchrift eines Briefes des Hrn. Place aus Moſſul vom 20 Januar. Einer unſerer Araber kommt ſo eben aus Khorsabad außer Athem an, mit der Nachricht, daß man noch mehrere Cylinder mit Inſchriften und eine Bildſäule an der Stelle gefunden habe, wo ich vorausgeſagt hatte, daß man ſie finden müſſe. Wenn ich die aſſyriſchen Denkmale recht verſtehe, ſo muß ſich nicht weit von da noch eine finden. V. Place.

Miscellen.

Die wiſſenſchaftlichen Anſtalten im Königreich Griechenland. Was über dieſen Gegenſtand im Auslande Nr. 3 des gegenwärtigen Jahrg. mitgetheilt worden, iſt zum Theil ungenau und bedarf der Berichtigung. Es iſt nämlich irrig, daß das Königreich Griechenland nur zehn Bürgerſchulen (Ἑλληνικὰ Σχολεῖα) außer den beiden in Athen beſtehenden beſitze; vielmehr gab es deren in Griechenland im vorigen Jahre im Ganzen 79, ſowie außerdem 345 Gemeinde- und Privatſchulen für Knaben und deren 48 für Mädchen, außer der in der Eingangs erwähnten Mittheilung gedachten arſakiſchen Mädchenanſtalt in Athen. Die Univerſität in Athen ward im Jahre 1853 von 590 Studenten beſucht, die ſieben Gymnaſien hatten 1077, die helleniſchen Schulen 3872, die 345 Gemeindeſchulen hatten 34,375 Schüler, dagegen die 48 Mädchenſchulen 5859 und das Arſakeion 464 Schülerinnen.

*

Verbrauch von Corinthen in England. Wie groß der Verbrauch der Corinthen in England iſt, kann man aus dem Umſtand erſehen, daß bei einem Zoll von 15¾ Sch. die Einnahme im J. 1851/2, 342,000 Pfd. St. war; man kann aber, da die Luft Plumpuddings zu machen gewiß nicht abgenommen hat, der Zollertrag aber im J. 1852/3 auf 271,000 Pfd., und im J. 1853/4 auf 113,000 Pfd. ſank, den Schluß ziehen, bis zu welchem Grade die Traubenkrankheit die Länder heimſuchte, wo dieſe Rebe hauptſächlich wächst. (Aus Gladſtone's finanzieller Rede.)

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Eine Wochenſchrift

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Nr. 13. 31 März 1854.

Racentheorie und Nationalökonomie in England.

Was haben, wird mancher fragen, dieſe beiden Dinge mit einander zu thun? Gar manches, denn eben iſt in England eine Veränderung im Zuge, welche dieſen Zuſammenhang in auffallender Weiſe beſtätigt. Der celtiſche Exodus iſt die Haupterſcheinung dieſer Art, und iſt um ſo intereſſanter und wichtiger, als dieſer celtiſche Exodus gar nicht bloß ein iriſcher, ſondern auch ein hochſchottiſcher iſt; in Irland hat man die Erſcheinung der engliſchen Mißregierung zugeſchrieben, in Hochſchottland kann man denſelben Grund nicht anführen, und wenn wir keineswegs geſonnen ſind, die Regierung Irlands geradezu weiß zu waſchen, ſo kann man auf der andern Seite unmöglich verkennen, daß die geringere Energie der celtiſchen Race die Hauptſchuld trägt. Lyndhurſts vielleicht unkluges Wort, mit dem er die Irländer als „aliens in blood“ bezeichnete, hat in England bei weitem nicht den fatalen Eindruck gemacht, wie anderswo. Schon die Unterwerfung Irlands durch eine verhältnißmäßig kleine Schaar von Normannen und Angelſachſen weiſt auf dieſe Inferiorität hin, die keineswegs bloß im Kriege ſtattfand, ſondern auch in allen Geſchäften des bürgerlichen Lebens, welche Kraft und ausdauernde Anſtrengung erfordern. Vom achten Jahrhundert bis zum 16ten zeigt ſich die Ueberlegenheit des „Sachſen“ über den „Celten“ in aller Weiſe, und man würde ſehr irren, wenn man dieß bloß der rohen Kraft zuſchreiben wollte. Merkwürdig iſt in dieſer Beziehung das Auftreten eines Mannes, der gleichſam auf der Gränzſcheide der ältern Zeit mit ihrer rohen Kraft und der neuern induſtriellen Entwicklung ſteht; wir meinen Cromwell, der mit roher Gewaltthat, aber auch mit beſtimmten nationalökonomiſchen Zwecken gegen Irland auftrat. Macaulay hat in ſeiner Geſchichte Englands (I. 130) eine höchſt bezeichnende Aeußerung hierüber: „Cromwell beſchloß, dem Kampf der Racen und Religionen, der ſo lange die Inſel zerriſſen hatte, ein Ende zu machen, indem er der engliſchen und proteſtantiſchen Bevölkerung ein entſcheidendes Uebergewicht gab. Zu dieſem Endzweck ließ er dem Fanatismus ſeiner Anhänger den Zügel ſchießen, führte einen Krieg ähnlich dem Iſraels gegen die Canaaniten, ſchlug die Ungläubigen mit der Schärfe des Schwerts, ſo daß große Städte ihre Einwohner verloren, trieb viele Tauſende nach Weſtindien, und füllte die Lücke durch zahlreiche Coloniſten von angelſächſiſchem Blut und kalviniſtiſchem Glauben. Und ſeltſamerweiſe begann unter dieſer eiſernen Herrſchaft das Land ſich in Wohlſtand zu heben: Diſtricte, die kurz zuvor noch ſo wild geweſen waren, als die wo die weißen Anſiedler Connecticuts mit dem rothen Mann kämpften, waren in wenigen Jahren zur Aehnlichkeit mit Kent und Norfolk umgeſtaltet. Ueberall ſah man neue Gebäude, Straßen und Anſiedlungen. Das Einkommen der Ländereien ſtieg ſchnell, bald begannen die engliſchen Landeigenthümer zu klagen, daß ſie den Erzeugniſſen Irlands auf jedem Markt begegneten, und ſie forderten Schutzzölle.“ Was Cromwell mit roher Gewalt ausführte, das hat in neueſter Zeit der Hunger gethan, eine gewaltige, noch nicht abgeſchloſſene Auswanderung erfolgte. Schon Sir R. Peel ſah die Folge, und in einer bemerkenswerthen Rede, die er ein Jahr vor ſeinem Tode hielt, ſprach er ſeine Ueberzeugung dahin aus, daß die Wiederherſtellung des Wohlſtandes von Irland nur „durch das Einſtrömen eines neuen Geiſtes und neuen Bluts“ bewerkſtelligt werden könne. Die Ereigniſſe der letzten Jahre haben keinen Zweifel darüber gelaſſen: der Celte zieht aus, der Angelſachſe zieht ein.

Man kann die Schuld unmöglich der Gewaltthätigkeit der Engländer beilegen, noch weniger einem Racenhaſſe, denn Irland iſt ohnehin bis auf einen ſchwachen Reſt in der Sprache angliſirt, und dieſe iſt längſt kein Unterſcheidungszeichen mehr zwiſchen Iren und Sachſen. Es iſt der Racenunterſchied, die höhere Energie und Ausdauer der einen im Vergleich mit der andern. Das 18te Jahrhundert hat die chriſtliche Idee der Gleichheit aller Menſchen auf das philoſophiſche und phyſiologiſche Gebiet übergetragen, und die allgemein gleiche Perfectibilität als Grundſatz ausgeſprochen; noch jetzt gilt im Allgemeinen dieſe Lehre, weil man ihre religiöſe Grundlage nicht angreifen darf, aber Geſchichte und Phyſiologie liefern ſo unumſtößliche Thatſachen des Gegentheils, daß bereits Extravaganzen nach dieſer Seite hin nicht mehr zu den Seltenheiten gehören. So iſt neulich ein Hr. Gobineau mit einem „Verſuch über die Ungleichheit der Menſchenracen“ hervorgetreten, worin er ein prächtiges Gemälde von der alten ariſchen Civiliſation und den ariſchen Wanderungen entwirft, und den Untergang der Nationen durch die Blutmiſchung, durch das Verſchwinden der weißen Race in der gelben oder ſchwarzen, des höhern civiliſirenden Typus in dem untergeordneten und barbariſchen erklärt. Wo gerathen wir hin? Die

Theorie, der es an einem Körnchen Wahrheit gewiß nicht fehlt, führt, in dieſer Weiſe ausgebeutet, zum Unſinn. Es iſt gewiß, daß weder die gelbe noch die rothe oder ſchwarze Race in gleichem Maaße an der Menſchengeſchichte gearbeitet, obgleich die Civiliſation der gelben Race ſich nahezu, ſo ſehr auch Hr. Gobineau ſie herabſetzen mag, wenigſtens in den Erfolgen mit der unſrigen meſſen kann. Aber die Geſchichte aus dieſem Geſichtspunkt zu reconſtruiren, führt um ſo mehr zum Unſinn, als auch innerhalb der Hauptracen ſich ſehr bedeutende Verſchiedenheiten kundgeben, und wir namentlich in Europa das Miſchungsverhältniß dieſer Unterracen nur ſelten mit Genauigkeit angeben können, da die vergleichende Anatomie und Craniologie bis jetzt nur ſehr ungenügende Reſultate geliefert haben. Auf ſo allgemeinem Felde werden wir vorerſt wenig leiſten, man kann allenfalls geiſtvolle Ueberſichten geben, aber nur zu oft wird der ſolide Boden fehlen: man fühlt von Seiten der Sprach- und Geſchichtsforſcher, wie von Seiten der Phyſiologen und Anatomen, daß man vorher mit Ameiſenfleiße beſtimmte wohlbegründete Thatſachen ſammeln muß, ehe man ſich auf das verlockende Feld allgemeinen Ueberſichten wagt. Wir ſehen deßhalb die wachſende Zahl der Schriften, welche für die Grundverſchiedenheit der Menſchenracen das Wort nehmen, vorerſt nur als Beweiſe an, daß die Meinung der wiſſenſchaftlichen Welt ſtark im Umkehren begriffen iſt von der Anſicht einer allgemeinen Gleichheit und Perfectibilität der Menſchenracen. So wenig Ausſicht vorerſt allgemeine Abhandlungen gewähren, ſo intereſſant iſt es, die einzelnen Fälle zu verfolgen, wo immer dieß geſchehen kann. Ein ſolcher Fall iſt der iriſche Exodus, deſſen Urſachen allerdings zum Theil in dem national-ökonomiſchen Syſtem Englands liegen, deſſen tiefere Gründe aber in den allgemeinen Zuſtänden der celtiſchen Race zu ſuchen ſind. Dieſer Auszug iſt in einem Maaßſtab und in ſo kurzer Zeit eingetreten, daß die Weltgeſchichte nichts ähnliches aufzuweiſen hat. Wenn der Cenſus von 1851 einen Ausfall der Bevölkerung von 1,800,000 Menſchen zeigte, [1] ſo müſſen ſeit dieſer Zeit, d. h. ſeit drei Jahren, zum mindeſten abermals eine Million Menſchen fortgezogen ſeyn; ſelbſt im äußerſten Weſten, dem eigentlichen Stammſitz der Celten, wo ſie ſich am längſten ſelbſt mit ihrer Sprache erhielten, iſt das Fortziehen, wenn wir einer neuern Nr. des Galway Packet glauben dürfen, eben ſo endemiſch geweſen. Der Herausgeber dieſes Blattes hat kürzlich eine Reiſe durch Connaught gemacht, und erblickte meilenweit keine menſchliche Wohnung, alles war gänzlich verödet, nicht eine Spur von Anbau des Bodens, ſtatt der Häuſer blieben nur Steinhaufen und dachloſe Giebel. Wo er ein bewohntes Haus fand, da war es eine elende Hütte, in welcher ein Engländer Anſtand genommen hätte, ſeine Schweine unterzubringen. „Fremde, fährt der Berichterſtatter fort, welche ſich in Connemara niedergelaſſen haben, können zu keinem Preiſe Leute zur Arbeit finden. Wenn es nöthig geworden iſt, den engliſchen Arbeitsmarkt aufzuſuchen, und von dort Arbeiter zu holen, um den iriſchen Boden anzubauen, ſo kann man ſich den Zuſtand des Landes und die Veränderung, die damit vorgegangen iſt, leicht vorſtellen. Auf einer Reiſe durch hundert Meilen Land trafen wir einen einzigen Bettler, ſo daß ſelbſt die Almoſenſuchenden verſchwunden ſind. In der That, eine Revolution iſt vor ſich gegangen, die Krieg und Eroberung niemals hätten vollenden können.“ Es iſt kein Zweifel, daß bei einer ſo unerhörten Erſcheinung ein gewiſſer krankhafter Zug mitwirkt, ein endemiſches Fieber, das die Köpfe ergreift und die Beſonnenheit nimmt, denn unmöglich läßt ſich dieß durch national-ökonomiſche Zuſtände allein erklären. Dieſe waren und ſind der Hauptanſtoß der Bewegung, daß ſie aber in ſolchem Maaße um ſich griff, daß die Ausgewanderten erwieſenermaaßen in den letzten 4 bis 5 Jahren eben ſo viele Millionen Pf. St. aus Amerika herüber ſchickten, das läßt ſich nur aus angeborner Stammes- und Familienanhänglichkeit erklären, die es dem Einzelnen ſo gut wie unmöglich macht, ſich dem Strom zu widerſetzen.

So viel wir indeß auch dieſen Umſtänden zuſchreiben mögen, der erſte Anſtoß liegt immerhin in den ökonomiſchen Zuſtänden, und die angelſächſiſche Ueberlegenheit in dieſer Beziehung trieb die Celten ſo ſicher hinaus, wie ehemals die Ueberlegenheit in den Waffen. England hat frühzeitig ſich durch ſeinen Ackerbau ausgezeichnet, die löbliche Sitte des Adels auf dem Lande zu leben, hat dazu weſentlich beigetragen, und ſeit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts hat der Aufſchwung der Induſtrie hauptſächlich den Reichthum des Ackerbaues gehoben. Man wird vielleicht ſagen, England ſey das bevorzugte Land geweſen, aber Schottland war noch vor wenig mehr als einem Jahrhundert, einige Glanzpunkte abgerechnet, ein wahrhaft barbariſches Land; warum hat dieſes ſich ſo außerordentlich aufgeſchwungen, daß man ſeinem Ackerbau ſelbſt vor dem Englands den Vorzug gibt, und warum iſt Irland ſo zurückgeblieben? Wir wollen, da wir auch ſchon in Schottland auf celtiſche Bevölkerung ſtoßen [1], zuerſt einen kurzen Blick auf dieß Land werfen. In Schottland haben die Pächter bei weitem nicht das Capital, wie die engliſchen, aber ſie erſetzen auch den Mangel durch ſtrengere perſönliche Arbeit und Sparſamkeit. In Schottland herrſcht ſtrenger als in England das Recht der Erſtgeburt, und iſt durch die Sitte ſelbſt auf die Pachtungen übergegangen; der älteſte Sohn übernimmt in der Regel die Pachtung, die jüngern ſuchen ihr Auskommen anderswo. Dieſe uralte germaniſche Sitte, welche in alter Zeit die zahlreichen Nachgebornen der Hofbeſitzer zu zahlloſen kriegeriſchen Abenteuern trieb, treibt jetzt zu induſtrieller Arbeit der mannichfachſten Art und zum Handel. Im Fürſtenthum Wales, wie in Irland, herrſcht das „Gavelkind“ d. h. die gleiche Erbtheilung unter den Kindern, und dieſe hat, bei dem trägern, minder unternehmenden und ſtrebſamen Charakter des Volks weſentlich zur Verarmung beigetragen. Man darf darum nicht glauben, daß der große Anbau, die großen Güter in Schottland gerade heimiſch ſeyen, im Gegentheil die 55,000 Pächter, die man in Schottland zählt, zahlen durchſchnittlich nur 90 Pf., und Pachtungen von 30

[1] Dieſe Verminderung iſt noch viel ſchlimmer als ſie ausſieht, denn fürs erſte ging ſie nicht in zehn Jahren von 1841 bis 1851 vor ſich, ſondern in fünf von 1846 bis 1851, ſodann traf ſie einzelne Bezirke viel ſtärker als andere. Connaught z. B. hatte im J. 1846 1,454,330 Einwohner, im J. 1851 noch 1,011,917, die Abnahme betrug alſo 442,413 oder 30,4 Proc. in fünf Jahren. Munſter hatte im J. 1846 noch 2,492,000 Seelen, im J. 1851 noch 1,831,817; der Verluſt betrug alſo 660,138 oder 26,5 Proc. Man rechnet, daß über 600,000 Menſchen von Hunger und Seuchen hingerafft wurden und etwa 1,250,000 auswanderten.

[1] Dieß iſt auch ſchon in England mit Wales der Fall; und es iſt merkwürdig, daß ſich hier ganz ähnliche Symptome, wie in Irland, kundgaben, wovon die ſogenannten Rebekka-Unruhen Zeugniß ablegen, aber die Eiſenwerke geben einem ſo großen Theile der Bevölkerung Beſchäftigung, daß das Uebel keinen ſolchen Umfang, wie in Irland, gewinnen konnte.

bis 60 Acres ſind ſehr zahlreich, [1] und dieſe bauen großentheils ihre Felder allein oder mit ſehr wenigen Dienſtboten. Man erſieht hieraus, wie groß die Nothwendigkeit iſt, die Volksmaſſe auf dem Lande nicht ein gewiſſes Verhältniß zum Boden überſchreiten zu laſſen, weil ſonſt ſich unvermeidlich ein Ackerbauproletariat bildet, das ſchlimmer und unheilbarer iſt als ein ſtädtiſches. Schottland hatte früher in vielen Theilen eben ſo wie Irland ganz kleine Pächter, Cottiers oder Croſters genannt, die das Land von einem „Middleman" pachteten, wie dieß in Irland geſchah, aber die germaniſche Bevölkerung hat dieß Syſtem durch ihren Fleiß wieder von ſich geſtoßen, während die gäliſche darin verharrt. Vor drei Jahren erſchien von Sir John Mac Neill ein „Bericht an das Bureau der Oberaufſicht (der Armenverwaltung) über die weſtlichen Hochlande und der Inſeln." Das Quarterly Review (Dec. 1851) welches das Thema der Verarmung der Hochlande ſpeciell behandelt, ſagt darüber: „Sir J. Mac Neill gibt eine höchſt lehrreiche Vergleichung zwiſchen den 27 Kirchſpielen, über welche ſeine Nachforſchungen ſich ausdehnten, und 27 anderen in den öſtlichen und ſüdlichen Hochlanden, welche im Anfang des Jahrhunderts gleichfalls gäliſch waren, und in vieler Beziehung hinſichtlich der Fruchtbarkeit des Bodens und äußerer Hülfsmittel in ganz ähnlichen Verhältniſſen waren, jetzt aber wohlhabend ſind, ſich ſelbſt erhalten, und durch das Fehljahr 1846 nur wenig litten. Aus dieſer Vergleichung ergibt ſich daß die Bevölkerung dieſer wohlhabenden Dörfer in den letzten 50 Jahren allmählich abgenommen hatte, die der verarmten, nothleidenden Dörfer im Weſten geſtiegen war." [2] Die Erklärung hievon liegt darin, daß die germaniſche Bevölkerung Arbeit und Unterkommen auswärts ſuchte, und der größere Fleiß den Abgang der Bevölkerung erſetzte, während die celtiſche Bevölkerung zwar wohl auf Wochen und Monate auswärtigen Verdienſt ſuchte, aber immer wieder in ihre Dörfer zurückkehrte, deren magerer und ungenügender Boden ſie nicht mehr zu nähren vermochte. Sir J. Mac Neill erklärt es als eine ausgemachte Sache, daß dieſe gäliſchen Dörfer ſchon ſeit einer Reihe von Jahren nicht mehr ihren Unterhalt für das ganze Jahr an Ort und Stelle fanden, und daß das Ausbleiben der Kartoffeln ihnen den Todesſtoß geben mußte, eben ſo wie dieß in Irland geſchah. Daſſelbe Verhältniß, wie an der Weſtküſte, herrſchte auch auf den Hebriden.

Die Nachrichten, welche Sir John Mac Neill über dieſe Landſtriche gibt, ſind im höchſten Grade intereſſant und charakteriſtiſch. Die Eigenthümer dieſer Ländereien, zum Theil ſehr reiche Leute, verwendeten nicht nur ihr geſammtes Einkommen, ſondern oft Tauſende von Pfunden darüber theils auf Unterſtützung der Mittelloſen theils auf Ausführung von Arbeiten, welche den Darbenden Brod verſchaffen ſollten. Daß der Verbrauch von Whiskey in dieſen Nothjahren großentheils durch und in Folge der empfangenen Unterſtützungen ſtieg, iſt ſchlimm genug, ſchlimmer iſt aber, daß die Leute weder hart arbeiten, noch auch auswandern wollten, obgleich man ihnen zu dem letztern die Mittel bot. „Die Bewohner von Lewis, ſagt Sir J. Mac Neill, ſcheinen kein Gefühl von Dankbarkeit für die ihnen geleiſtete Hülfe zu haben, ſondern betrachten im Gegentheil die Forderung, daß ſie für das erhaltene Geld arbeiten ſollen, als Unterdrückung. Und doch ſetzen mancher dieſer Leute an einer Küſte, der es an ſichern Buchten in auffallendem Maaße fehlt, im Winter die Fiſcherei fort, ertragen alle Gefahren und Beſchwerden eines ſolchen Lebens, rudern Stunden lang, oder ſitzen in ihrem Boot durchnäßt, aber mit der Hacke oder dem Spaten zu arbeiten iſt ihnen höchſt zuwider. Man mußte ſogar Arbeiter aus andern Diſtricten herbeiſchaffen, weil man die Einwohner nicht bewegen konnte, ſich dabei zu betheiligen oder darin auszudauern." Im allgemeinen hat man die Bemerkung gemacht, nicht nur daß ſie in der Arbeit nicht ausdauern, ſondern auch, wenn dieß für einige Zeit der Fall iſt, nur um dann geraume Zeit geradezu müßig gehen zu können. Man hat auf der Weſtküſte Schottlands, auf den Hebriden und in Irland die entſchiedenſte Erfahrung gemacht, daß die in großartigem Maaßſtab gewährte Hülfe das Volk verſchlechterte, ſeine Sorgloſigkeit vermehrte, und es hülfloſer und abhängiger als vorher machte. Seine Abneigung gegen das Auswandern, ſein Hängen am heimiſchen Boden hat ſeine ſchöne Seite, iſt aber auch eine Schwäche. Man hat Leute gefunden, die ſeit 20 und 25 Jahren nach Niederſchottland gingen, um vom Frühjahr bis in den Herbſt um Lohn zu arbeiten, die ſelbſt als treue Arbeiter ſehr gute Zeugniſſe aufzuweiſen hatten, aber einen Schritt zu thun, der ſie aus dieſem elenden Leben losreißen konnte, war ihnen unmöglich. Mac Neill bemerkt: „ihre hartnäckige Anhänglichkeit an den heimiſchen Boden und ihre Abneigung gegen einen Aufenthalt in Theilen des Landes, wo ſie fremd ſind, iſt groß. Jahre des Verkehrs mit weiter vorgeſchrittenen Diſtricten ſcheinen keinen Wunſch zu erwecken ihre Lage zu beſſern. Einer der Croſter (Kleinpächter) hatte zwanzig Jahre nach einander in den ſechs Sommermonaten in Oſt-Lothian für denſelben Herrn gearbeitet, von dem er ein Zeugniß über Aufführung und Zuverläſſigkeit hatte, auf das ein Mann in ſeiner Lage ſtolz ſeyn konnte. Im Anfang jedes Winters kehrte er nach ſeiner kleinen Croſt am Nordende der Inſel Skye zurück, für die er einen Pacht von 5 Pfd. zahlte. Er reiste etwa 600 M., arbeitete faſt ſechs Monate im Jahr, um das andere Halbjahr ſeine Croſt und ſeine halbe Unthätigkeit genießen zu können. Und das war die Stimmung aller. Es herrſcht eine ſtarke Concurrenz für jede vacante Croſt, weil ſie nicht nur eine Heimath gibt, in der die Neigung Wurzel faſſen kann, ſondern auch die Mittel verſchafft, einen Theil des Jahrs hindurch mit vergleichsweiſe wenig Arbeit zu leben." Sir J. Mac Neill, wie ſein Name zeigt, ſelbſt celtiſcher Abkunft, hat nicht im mindeſten im Sinn die Celten herabzuſetzen.

Man hat den kleinen Pachtungen Schuld gegeben, aber an mehrern Orten wurden die Zahl der Pachtungen auf die Hälfte vermindert, ihre Vergrößerung befördert, die Leute kamen aber dennoch nicht vorwärts. Für Proben, ob der kleine oder große Anbau in dieſen Gegenden beſſer tauge, haben manche reiche Engländer ſehr bedeutende Summen geopfert. Das Quarterly Review beſpricht den großen und den kleinen Anbau, und ſtellt eine Vergleichung an zwiſchen der Thätigkeit eines belgiſchen und eines celtiſchen Pächters von 5 bis 6 Acres Land, eine Vergleichung, die nichts weniger als

[1] In den Hochlanden gibt es allerdings Pachtungen von vielen tauſend Acres, wie es Güter von mehreren hundert tauſend Acres gibt; dieſe laſſen ſich aber hauptſächlich nur als Schaftriften benützen, wie wir weiter unten ſehen werden.

[2] Die Abnahme der Bevölkerung in den erſten hatte 29 Proc. betragen, die Zunahme in den letzten 126 Proc.

zum Vortheil des Hochländers ausfällt. Zur Unterſtützung dieſer Anſicht wird das Zeugniß eines Mannes, Namens Shaw, angeführt, der als Geſchäftsführer Lord Macdonalds ſich unter den Bewohnern dieſer Gegenden eine große Erfahrung erworben hatte. Man richtete die Frage an ihn, „ob er glaube, daß das Volk durch angemeſſene Beweggründe (by reasonable inducements) zu der Gewohnheit regelmäßigen und förderlichen Fleißes als Landbauer herangezogen werden könne?“ Seine Antwort lautete: „ich bezweifle dieß ſehr, und würde viel mehr von ſtrengen bis zum Zwang gehenden Vorſchriften hoffen; ſie arbeiten einen oder zwei Tage lang gut, dann laſſen ſie nach und werden gleichgültig, wenn man ſie ſich ſelbſt überläßt. In der neuen Perth-Colonie in North-Uiſt arbeiten ſie anhaltend, ſind aber ſehr mißvergnügt, und viele ſagen mir, daß nur die Nothwendigkeit und der Druck des Mangels ſie zurückhalte.“ Aufgefordert, die Gründe ſeiner Anſicht zu entwickeln, wußte er nichts als die ſeit Jahren beobachtete „allgemeine Indolenz und Abneigung gegen anhaltende Arbeit“ herauszuheben. Wir haben keine Mittel zur Hand, die Fortſchritte der germaniſchen Bewohner gegen die gäliſchen nachzuweiſen, aber allen Umſtänden nach ſind ſie ſeit hundert, ja ſeit fünfzig Jahren ſehr groß geweſen, und der Grund iſt kein anderer, als weil die Leute germaniſchen Urſprungs durch ihren Fleiß und Ausdauer da noch fortkommen, wo die Gälen trotz ihres erbärmlichen Lebens nicht mehr ſich halten können.

Können wir aber die Fortſchritte der engliſchen Sprache nicht genauer angeben, ſo ſind die Fortſchritte der Nationalökonomie gegen die Celten ſeit langer Zeit nur allzu ſichtbar, und beweiſen, daß das alte Geſchlecht verſchwinden oder ſich gänzlich umgeſtalten muß. Die Hochlande, um welche Walter Scott den ewig blühenden Reiz der Dichtung geſchlungen, ſind in Wirklichkeit gar nicht ſehr poetiſch geweſen, und man hat aus ökonomiſchen Gründen ſie geradezu ſyſtematiſch entvölkert. Hier hausten noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts etwa 300,000 Menſchen gäliſchen Stammes unter Clanhäuptlingen, deren Haupttendenz dahin ging, möglichſt viele bewaffnete Vaſallen um ſich zu haben, um gelegentlich Krieg und Raub in den Niederungen zu führen. Das Land, welches ein ſolcher Clan bewohnte, war ſo gut wie gemeinſam: jeder bebaute ſo viel er eben konnte, und nicht mehr als nöthig war, um ſein Leben durchzuſchlagen. Hungersnoth war in dem armen unfruchtbaren Lande häufig, dann brachen die Clans herab in die Niederungen, um zu rauben. Als nach der Schlacht von Culloden (1746) die Sache der Stuarts verloren war, erkannten die Clanhäuptlinge ſelbſt, von denen viele die Höfe von London und Paris geſehen hatten, die Nothwendigkeit einer Aenderung an, und die Regierung war bereit ſie zu unterſtützen. Sie hatten dabei mit dem Klima und mit der Rohheit der Bewohner zu kämpfen, denn wenn auch die Clanhäuptlinge das Bedürfniß erkannten, ihren Reichthum zu vermehren, ſo hatten die Vaſallen gar nicht das gleiche Intereſſe: ihre väterliche Hütte genügte ihnen, und ſie kannten kein anderes Leben; warum ſollten ſie im Schweiß ihres Angeſichts arbeiten, damit andere die Früchte ernten? ihnen waren ihre armen Haiden und ihre alte Arbeitsunluſt lieb und werth. Freilich nährten die 10 Millionen Acres ihre 300,000 Menſchen ſchlecht, und ſelbſt wenn dieſe arbeitſamer geweſen wären als ſie wirklich ſind, ſo wäre es ihnen kaum beſſer ergangen. So kamen die ſchottiſchen Clanhäuptlinge allmählich auf den Gedanken, ihre Beſitzungen in Schaftriften umzuwandeln, und die Einwohner wegzuführen. Das geſchah anfangs auf Umwegen, dann offen und mit Gewalt.

Die Regierung griff ihnen dabei unter die Arme, indem ſie ſchottiſche Regimenter errichtete, und die alten Clanhäuptlinge an deren Spitze ſtellte. Schon dadurch wurde eine große Anzahl Menſchen aus dem Hochlande gezogen, dann aber ſchritt man mit Gewalt ein, und der Clanhäuptling, der den ganzen Beſitz des Bodens in Anſpruch nahm, welcher eigentlich dem geſammten Clan gehörte, verjagte geradezu ſeine theuren Vaſallen, von denen viele nach Canada geſchafft wurden, andere ins Niederland gingen, um hier Arbeit zu ſuchen, wo ſie natürlich in der germaniſchen Bevölkerung untergingen. Lord Selkirk entwickelte dieſe Theorie der Entvölkerung des Hochlandes öffentlich in einer Schrift im J. 1808, gerade als England die erſten Werke Walter Scotts mit Entzücken las; ein Schrei des Unwillens erhob ſich, man beſtritt den Clanhäuptlingen das Recht an den Boden, aber — der Nutzen war augenſcheinlich, wenn auch das Recht ſehr zweifelhaft war. Man konnte neben der arbeitſamen Bevölkerung der Niederungen unmöglich eine ſo gefährliche ſtets bewaffnete Nachbarſchaft laſſen, die Regierung unterſtützte die Clanhäuptlinge, und die Hochlande haben nach und nach faſt ihre ganze urſprüngliche Einwohnerſchaft verloren. Nirgends wurde das Syſtem mit ſolcher Conſequenz und ſolcher Härte durchgeführt, wie in der Grafſchaft Sutherland, wo auf einem Raum von etwa 700,000 Acres 15,000 Menſchen lebten, allerdings elend genug. Die letzte Erbin der Mheir-Fhear-Chattaib oder des großen Mannes des Südens, heurathete den Marquis von Straffort, deſſen Sohn ſpäter zum Herzog von Sutherland erhoben wurde. Der große Reichthum dieſes Mannes machte die Umgeſtaltung möglich. Die Marquiſin befahl allen ihren Vaſallen ihre bisherigen Wohnſitze zu verlaſſen, und ſich am Meeresrande anzuſiedeln, wo ſie Matroſen, Fiſcher und ſelbſt Landbauer werden könnten, da Boden und Klima dort den Ackerbau geſtattete; wer ſich weigerte, dem blieb nichts übrig als nach Amerika auszuwandern. Dreitauſend Familien mußten das Land ihrer Väter verlaſſen und ſich in den neuen für ſie gebauten Dörfern am Meere anſiedeln; wer Widerſtand leiſtete, dem riß man das Haus nieder, und an manchen Stellen wurde es ſogar angezündet, um ſchneller fertig zu werden. Dieß geſchah in den Jahren 1810 bis 1820, und ein Schrei der Entrüſtung ging durch England, aber Lord und Lady Strafford rechtfertigten ihr Verfahren öffentlich und durch den Erfolg. Sie hatten z. B. um den einzigen Hafen Helmsdale herzuſtellen und mit Bewohnern zu verſehen nicht weniger als 16,000 Pf. aufgewendet; man mußte die Einwohner anfangs von außen her mit Lebensmitteln verſorgen, und ſie in Handwerken unterrichten laſſen, deren Kenntniß gänzlich fehlte; nach einigen Jahren konnten ſie ſich ſelbſt unterhalten. Die entvölkerten Ländereien ſind nun in 29 große Viehpachthöfe, die ein Areal von durchſchnittlich 25,000 Acres haben, getheilt, und dieſe werfen jetzt ein Einkommen von 40,000 Pf. St. ab. Die 15,000 an das Meer verſetzten Einwohner haben ſich allmählich auf 20,000 erhoben und ſind zufrieden, Ackerbau, Handel und Schifffahrt gedeihen, aber die gäliſche Nationalität verſchwindet raſchen Schritts durch den Contact mit den benachbarten theils ſchottiſch, theils norſiſch und engliſch ſprechenden Bevölkerungen. Die Geſchichte Sutherlands iſt ſo ziemlich die der

ganzen Hochlande. Die Kur war jedenfalls heroiſch, doch kann man nicht umhin zu bemerken, daß jetzt in den Hochlanden 600,000 Menſchen leben, während im J. 1750 nur 300,000 gezählt wurden. Dieſe 600,000 Menſchen leben an der Küſte, auf den großen Viehhöfen und in einzelnen fruchtbaren Thälern. Die Hochlande ſind überall zugänglich geworden, und von den 600,000 Menſchen ſprechen jetzt wohl kaum mehr 50,000 bloß gäliſch; der lebhaftere Verkehr thut der Sprache mit jedem Tage mehr Abbruch, um ſo mehr als die Kartoffelnoth des Jahres 1846 und ihre Folgen das fortſetzen, vielleicht vollenden, was die ökonomiſchen Maaßregeln ſeit der Mitte des vorigen und namentlich ſeit Anfang dieſes Jahrhunderts begonnen hatten.

Die Maaßregeln, welche in Schottland gegen die gäliſche Bevölkerung angewendet wurdrn, laſſen ſchon erwarten, daß die viel berufenen „ejections“ in Irland dasſelbe bedeuten. Man darf indeß nicht glauben, daß dieß irgend einen Stammeshaß bezeichne. Dasſelbe war drei bis vier Jahrhunderte früher in England gegen Angelſachſen geübt worden. Das normanniſche Beſitzrecht gab den Herren eine Gewalt über ihre Vaſallen, wie man ſie in Deutſchland nur an wenigen Orten kannte: von dem Augenblick an, wo das Aufhören der Bürgerkriege mildere Sitten einführte, war die Beibehaltung der zahlreichen, nöthigenfalls zu Waffendienſten aufgeforderten Vaſallen nicht mehr nöthig, und man entließ ſie; daher die zahlreichen Vagabunden jener Zeit, und endlich das berühmte Armengeſetz Englands, um den ſchlimmen Folgen des Uebels abzuhelfen. In Irland iſt dieſe „ejection“ ſeit einem halben Jahrhundert bald ſtärker, bald ſchwächer vor ſich gegangen. Dieß Land war das Räthſel für die Nationalökonomen: das Syſtem der großen und zwar nach dem Erſtgeburtsrecht vererbenden Güter herrſchte im größten Theile des Landes und daneben war das Syſtem der kleinen Cultur in andern Strichen durch die Theilung der Grundſtücke und Pachtungen ins Aeußerſte getrieben; es gab 300,000 Pächter von weniger als 5 Acres, 250,000 von 5 bis 15, 80,000 von 15 bis 30, und nur 50,000 über 30 Acres. Dieſe Verbindung des großen Grundeigenthums und des kleinen Anbaues, welche auf einigen Punkten Englands und Schottlands vortreffliche Folgen gehabt hatte, wurde in Irland höchſt verderblich. Dieſer kleine Grundbeſitz iſt der gänzlichen Beſitzloſigkeit des Lohnarbeiters, wie er in vielen Grafſchaften Englands herrſcht, vorzuziehen, aber alles hat ſeine Gränzen: wenn die Vertheilung des Bodens in bedeutenden Diſtricten ſo groß iſt, dann kann niemand oder wenigſtens nur eine ſehr ungenügende Zahl Löhne bezahlen, und niemand erhält ſolche; der kleine Beſitz, wenn er als Mittel zum Unterhalt dient, ſobald der Taglohn fehlt, iſt ſehr werthvoll, aber den Taglohn, den wirklichen Geldverdienſt, kann ein ſolch kleiner Beſitzer nicht entbehren. Es iſt leicht einzuſehen, daß ſelbſt die 50,000 Pächter, welche 30 Acres Landes und darüber anbauten, nur wenig Taglohn zahlen konnten und wollten. Eines der Hauptübel, an welchem Irland litt, iſt der vielbeſprochene Abſentismus: der Ertrag des Landes ward in London oder in fremden Ländern verzehrt.

Die Aehnlichkeit der Verhältniſſe zwiſchen Hochſchottland und Irland iſt auffallend: der allerdings auf dringender Nothwendigkeit beruhende Zweck, dem Boden einen möglichſt hohen Ertrag abzugewinnen, führte in Hochſchottland zur abſichtlichen planvollen Entvölkerung; aber was man mit 300,000 Menſchen vornehmen konnte, war mit 6 Millionen — wir laſſen die zwei Millionen engliſche und ſchottiſche Proteſtanten bei Seite — nicht möglich. Die Maſſe des Volks widerſtrebte der Auswanderung, ſo gut wie das hochſchottiſche, und die einzelnen „ejections“ zeigten nur den Grund des Uebels an, und vermehrten es, denn die Ausgewieſenen wurden zu Weißbuben und Rockiten, und die Zahl der agraiſchen Frevel mußte wachſen. Mit allen Strafgeſetzen kämpfte man gegen die Symptome des Uebels, nicht gegen das Uebel ſelbſt, das, abgeſehen von den politiſchen und religiöſen Elementen des Haſſes, in der zu ſtarken Ackerbaubevölkerung lag, die aus Armuth dem Boden nicht abgewinnen konnte was er zu tragen fähig war — denn Irland iſt ein fruchtbarerer Boden als ſelbſt England — und die ſomit von dem verkümmerten, ausgeſogenen Boden ſich ſehr kümmerlich nährte. Da trat das Naturereigniß der Kartoffelkrankheit dazwiſchen, die Maſſe des Volks konnte ſich ſelbſt nicht mehr nähren, die Grundbeſitzer erhielten in großem Umfang keine Pachtſchillinge mehr, England konnte unmöglich die Ernährung des Volks fortſetzen, da ergriff die Verzweiflung die darbenden Maſſen und ſie wanderten aus. England legte zudem Irland ſein Armengeſetz auf, wonach die Beſitzenden die Armen ihres Diſtricts unterhalten mußten, und dieſe Armenſteuer betrug an manchen Orten 25 bis 30, ja mehr als 50 Procent des Einkommens. Jetzt konnten auch die mittlern Pächter nicht mehr ſich halten, und den ganz Armen folgten die nicht unbemittelten Pächter. [1] In Hochſchottland hatte ein überlegtes, planmäßig ausgeführtes Syſtem die Entvölkerung vorgenommen und dem Unglück von 1846 und den folgenden Jahren nur eine Nachleſe übrig gelaſſen, in Irland war die Entvölkerung vor 1846 nur ſehr ſporadiſch vor ſich gegangen, und was Menſchenkräfte nicht vermocht hatten, das hat die Naturgewalt mit Einem Streiche vollführt.

England hat ſein feudales Obereigenthumsrecht Irland auferlegt, und die Confiscationen der Jahrhunderte haben dieß ausgedehnt. Gegen dieß Obereigenthumsrecht haben die Iren angekämpft, in neueſter Zeit auch durch die bekannte Aufſtellung des Pächterrechts (tenant right) [2] das in Irland, wo bei dem Zuſtand des Ackerbaues von aufgewendetem Capital zu Verbeſſerungen nicht die Rede ſeyn konnte, nichts anderes war, als eine Beſchränkung des Obereigenthums; derſelbe Gedanke liegt auch der Forderung einer „fixed tenure,“ d. h. eines für alle Zeiten feſtgeſetzten Pachtſchillings, oder eigentlich Bodenrente, zum Grunde. Einen ſolchen Angriff auf das Eigenthum konnte die engliſche Regierung nie zugeben, ohne die Grundlage des Eigenthumsrechts in England ſelbſt umzuſtoßen. Die engliſche Staats- und Rechtsanſicht überwog alſo, und damit auch die Grundlage zur national-ökonomiſchen Veränderung, die nun, nachdem die Auswanderung in großem Maaße ſchon erfolgt iſt, vor ſich gehen kann. Als Probe, daß das Verfahren, wenn auch in

---

[1] Hierin liegt der Grund, weßhalb ſich O'Connell ſtets der Einführung des engliſchen Armengeſetzes widerſetzte; ſie mußte den beſten Theil des katholiſchen iriſchen Landvolks ruiniren. Von dieſer Claſſe gingen auch wohl die ſtarken Geldſendungen aus, welche ſeit fünf Jahren aus Amerika nach Irland kamen.

[2] Dieß Pächterrecht gilt auch in einigen Theilen Englands, ſowie in Ulſter in Irland, und begreift eigentlich die Entſchädigung eines abziehenden Pächters für nicht ausgenützte Verbeſſerungen im Gute. Der Streit darüber iſt lang und heftig geweſen, man hat aber in England endlich für gut befunden, die Sache lediglich der Privatübereinkunft zu überlaſſen.

milderer Weiſe, ganz ähnlich iſt, wie wir oben bei der hochſchottiſchen Grafſchaft Sutherland geſehen haben, mag hier das Beiſpiel der iriſchen Güter des Grafen von Lansdowne dienen. Dieſe liegen in der Grafſchaft Kerry und umfaſſen nicht weniger als 100,000 Acres, meiſt Bergland, das vortreffliche Weide liefert, aber zum Ackerbau nicht ſonderlich geeignet iſt; nur etwa $^1/_{20}$ kann mit Vortheil angebaut werden. Lord Lansdowne bezog ganz wörtlich nichts aus dieſem Beſitzthum; es hatte ſich hier eine Bevölkerung von mehr als 16,000 S. angehäuft, und trotz der ausdauernden Bemühungen des Eigenthümers, der ſein ganzes Einkommen und oft darüber zum Almoſen verwendete, lebten ſie elend. Als die Hungersnoth kam, ging ein Viertheil dieſer Bevölkerung theils durch Hunger theils durch Krankheiten zu Grunde, ohne daß es möglich geweſen wäre ihnen Beiſtand zu leiſten; ſeitdem iſt ein zweites Viertheil ausgewandert. Mit Hülfe des Geldes, das aus Amerika kam, und der Vorſchüſſe Lord Lansdowne's ziehen die noch übrigen ſo raſch ab, daß in kurzer Zeit nur noch ein Achtel, d. h. 2000 Menſchen übrig ſeyn werden. Man glaubt, der Boden könne nicht mehr ernähren und brauche nicht mehr Arme, um gehörig benützt zu werden. Vorher waren es 3000 Pächter, jeder mit etwas mehr als 30 Acres, jetzt werden es bald nur noch 400 ſeyn mit durchſchnittlich 250 Acres, von denen höchſtens $^1/_{20}$ bis $^1/_{10}$ als Ackerland, das übrige als Weideland benützt werden wird. Dieß Beiſpiel iſt ungemein lehrreich: man weiß, daß auch Graf Derby und Lord Palmerſton aus ihren Beſitzungen wenig oder nichts bezogen, ſie konnten es, weil ſie anderweitiges Vermögen hatten; wo dieß nicht war, wo, wie bei der Mehrzahl der Abſentees eine ſorgloſe Verſchwendung herrſchte, mußte, ſobald die Kartoffel- und Hungersnoth kam, der Concurs ausbrechen, welchen die „Committee zum Verkauf überſchuldeter Güter," bei der ſchon im vorigen Jahre über 3000 Anträge auf Concurserklärung mit einer Schuldenmaſſe von 30 bis 40 Mill. Pf. St. eingelaufen waren, in geſetzlicher Weiſe durchführte. [1]

Wir haben über dieſe Entvölkerung Irlands außer den zahlreichen laufenden Journalartikeln nicht weniger als drei Arbeiten vor uns liegen, eine engliſche und zwei franzöſiſche; die engliſche iſt die ſchon erwähnte des Quarterly Review vom J. 1851, die beiden franzöſiſchen ſtehen in der Revue des deux Mondes und ſind von Laſteyrie und Lavergne. Die Arbeit des letztern, welche die „économie rurale en Angleterre" überhaupt umfaßt, und in ſieben Artikeln durch das Jahr 1853 und den Anfang von 1854 hindurchgeht, gründet ſich hauptſächlich auf die ſehr ſachkundigen Artikel des Timescorreſpondenten, der eine Reiſe durch die Agriculturdiſtricte Englands vornahm und die Verhältniſſe in der Times ſchilderte; Laſteyrie hat nicht nur die Sache gründlich ſtudirt, ſondern iſt auch ſelbſt nach Irland gereiſt und ſeine Arbeit in finanzieller und ökonomiſcher Beziehung genauer. Der Engländer legt, in ſeinen engliſchen Ideen zu ſehr befangen, den Hauptnachdruck auf den Racenunterſchied, die Franzoſen wollen dieſen, wie leicht zu erachten, nicht recht gelten laſſen, obwohl auch Laſteyrie von den „ſo verſchiedenen Eigenſchaften der Angelſachſen und des Irländers" redet. Begreiflicher Weiſe ſparen die Franzoſen den Engländern die Vorwürfe der Unterdrückung und des Verfolgungsgeiſtes nicht, erkennen aber beide an, daß die Privaten ſelbſt, ſowie die engliſche Regierung in den letzten Jahren durch wahrhaft ungeheure Opfer das alte Unrecht zu ſühnen geſucht hätten, und ſtaunen über die Energie, mit der eine als nothwendig anerkannte Veränderung durchgeſetzt werden ſoll, wobei der große Grundbeſitzer ſo wenig, wie der ärmſte Pächter, geſchont wird.

Die Frage, wer die verlaſſenen oder verkauften Güter einnehmen wird, iſt ſehr ſtrittig. Man hat darauf hingewieſen, daß von den ſämmtlichen erkauften Gütern nur ein Achtel an Engländer oder Schotten überging, und daß ſelbſt dieß Achtel nicht ganz freiwillig übernommen wurde, indem viele engliſche Gläubiger Güter übernehmen mußten, um nur einige Ausſicht zu haben, wieder zu ihrem Gelde zu kommen. Wir können aus der Ferne kein Urtheil über die Folgen fällen, ſondern ſtellen zwei Urtheile, ein engliſches und ein franzöſiſches, neben einander. Das Quarterly Review faßt ſeine Anſichten folgendermaaßen zuſammen: „Die Leere, welche Cromwell durch Gewaltthat geſchaffen hatte, wurde jetzt durch eine furchtbare Hungersnoth und ihre unmittelbaren Folgen, eine Auswanderung im Großen, erzeugt. Ein reiches Feld öffnete ſich für Capitalverwendung; Gutsherren verlangten geſchickte Pächter und an vielen Orten begannen ſelbſt die Arbeiter zu mangeln. Sir R. Peel ſah die goldene Gelegenheit, und wies auf das paſſende Abhülfsmittel hin; ſeit ſeinem Tode iſt der Fall noch klarer geworden: mächtige Landſtriche liegen öde aus Mangel an Capital und unternehmenden Landbauern, allenthalben ſind Pachthöfe von jeder Größe und Ertragsfähigkeit zu ſehr mäßigen Preiſen zu haben, und durch die Committee zum Verkauf verſchuldeter Güter kommt der Boden wieder in die Hände unabhängiger Grundbeſitzer. Bereits beginnt, langſam, vorſichtig und noch mit Mißtrauen, ein Einwanderungsſtrom von Arbeitern und Pächtern ſich nach Irland in Bewegung zu ſetzen, jetzt noch ſchwach, aber zu großem Wachsthum beſtimmt. Wenn eine Coloniſation dieſer Art einmal in einem der entſtandenen Lücke gemäßen Maaßſtab begonnen hat, wird eine neue Aera ſich für Irland eröffnen, und ſeine Ausſichten werden ſo glänzend werden, als ſeine anhänglichſten Kinder nur wünſchen mögen. Ein Land mit einer Bevölkerung von $4^1/_2$ Millionen, wovon $2^1/_2$ Proteſtanten und Angelſachſen, wird eine ganz verſchiedene Zukunft haben als ein Land, das von $8^1/_4$ Millionen bewohnt iſt, wovon $6^1/_2$ Celten und Katholiken ſind, wie es im J. 1846 der Fall war. Der unruhige Geiſt und das unaufhörliche Mißvergnügen, welche bisher das iriſche Volk auszeichneten, werden dem Frieden des Wohlſtandes und der Ruhe erfüllter Wünſche und fortſchreitender Hoffnungen Platz machen. Manufacturen werden wiederum aufblühen und ſich ausdehnen unter beſſern Auſpicien, als zu irgend einer frühern Zeit ihrer Geſchichte, und die Bevölkerung kann wieder anfangen zu ſteigen, ohne daß man zu fürchten hat, ſie werde in einem Abgrund und in einer Kataſtrophe enden, wie im J. 1847." Dieſe Auffaſſung iſt augenſcheinlich ſtark mit nationalengliſchen und hochkirchlichen Vorurtheilen gefärbt, es iſt die (wirklich in Erfüllung gegangene) Erwartung ausgeſprochen, daß die Auswanderung noch in ſtarkem Maaße fortdauern werde; denn es iſt

[1] Die Armentaxe laſtete ſehr ungleich, wie man ſich denken kann: in dem größtentheils proteſtantiſchen Ulſter betrug ſie meiſtens nur 7, ſelbſt nur 3 Proc., in Connaught zehrte ſie das ganze Einkommen in manchen Grafſchaften auf. Das war nicht zu ertragen; die Auswanderung mußte erfolgen für die Armen und die mittlern Vermögen, der Concurs für die Reichen.

auf eine Bevölkerung von 4½ Millionen gerechnet, während ſie im J. 1851, wo der Artikel geſchrieben wurde, noch 6½ betrug; aber nur in der Auffaſſung, nicht in den Reſultaten weicht ſie von der franzöſiſchen Darſtellung ab.

Laſteyrie ſcheint das Quarterly Review oder jedenfalls die in England herrſchende Anſicht im Auge zu haben, wenn er ſich über die Lage der Dinge ausſpricht. „Man rechnet darauf, daß eine Verminderung der Arme den Taglohn ſteigern und die Armentaxe vermindern wird; daß wenn in der Bevölkerung ein zu großes Deficit entſtehe, ſo würden die natürlichen Geſetze, welche das Anerbieten im Verhältniß zum Begehr ſteigern, das Gleichgewicht herſtellen; keine Gefahr gleiche der, die Zeiten des Hungers wieder eintreten zu ſehen. Dieſe Feſtigkeit, die man einer neuen Störung gegenüber zeigt, iſt um ſo merkwürdiger, als die künftigen Folgen der Auswanderung ſich nur noch unvollkommen berechnen laſſen. Wenn auch die Einbildungskraft der Syſtemmacher ſich, ich weiß nicht warum, an dem ſchrecklichen Schauſpiel einer in Maſſe auswandernden Bevölkerung, einer ganzen Race vom Boden verſchwindender Eigenthümer erfreut, ſo gehen doch die Thatſachen nicht ſo ſchnell, und Gott ſey Dank die Praxis iſt gemäßigter als die Theorie. Fern davon, daß engliſche Arbeiter nach einem Lande ziehen, wohin ein Taglohn von acht Pence ſie nicht locken kann, ſieht Irland ſeine eigenen Kinder nach England auswandern. Die Engländer haben nur ein Zehntel der von der Committee über verſchuldete Güter verkauften Ländereien angekauft. Allerdings hat ſich das Verhältniß zwiſchen der Zahl der Katholiken und Proteſtanten durch die Auswanderung geändert, aber die große Mehrzahl des iriſchen Volks bleibt katholiſch und die religiöſe Frage iſt ſtets dieſelbe. Was die Lücke der Bevölkerung ausfüllt, iſt nicht eine neue Bevölkerung, ſondern das veränderte Syſtem des Ackerbaues. Der Zuſtand Irlands iſt noch zu bewegt, die engliſchen Vorurtheile gegen dieß Land zu eingewurzelt, als daß eine große Anzahl der friedlichen Pächter Englands ihre Induſtrie und ihre Capitalien dahin verpflanzen ſollte. Wenn andrerſeits ſchottiſche Coloniſten einige durch den Hunger gänzlich verwüſtete Theile von Connaught ausbeuten, ſo iſt doch Irland zu ſtark bevölkert, zu civiliſirt, um Abenteurer anzulocken; ſeine Lage iſt weder ſo gut, um die einen zu verlocken, noch ſo ſchlecht, die andern anzuziehen. Die Umgeſtaltung Irlands iſt alſo eine innere; iſt man noch nicht an ihrem Ende angelangt, ſo iſt doch gewiß daß ſie nicht abſolut ſeyn wird, und um nur von der Auswanderung zu reden, was iſt kindiſcher und abſcheulicher, als zu glauben und zu hoffen, daß alle Irländer ihre Heimath verlaſſen werden! Man mißtraue dieſen Theorien, die man erfindet, um die Verbrechen der Vergangenheit zu rechtfertigen, um nicht menſchlich ſeyn zu müſſen, um ſich über ein Uebel zu freuen, indem man es eine Wohlthat nennt; wenn dieſe Theorien der Unduldſamkeit nationalökonomiſcher und religiöſer Zeloten ſchmeicheln, ſo ſind ſie darum, weil ſie der Wahrheit und der Moral widerſprechen, nicht minder verdammenswerth."

Dieß iſt ein ſehr ſcharfes Verdammungsurtheil der engliſchen Anſichten, allein es laſſen ſich thatſächliche Einwürfe dagegen erheben. In national-ökonomiſchen Verhältniſſen liegt eine Naturgewalt, gegen welche aller menſchliche Wille zu ſchwach iſt; wenn man die Auswanderung ſeit ſieben Jahren auf drei Millionen anſchlagen muß, ſo haben dieſe Verhältniſſe ihre Macht hinlänglich erprobt, und die Engländer ſind nicht danach angethan, vor ſolchen Folgen zurückzuſchrecken; ſie wenden die national-ökonomiſchen Lehren und Geſetze mit gleich furchtbarer Conſequenz gegen ihre eigenen Landsleute an, wie ſich gegenwärtig in Preſton zeigt, wo der Grundſatz, daß der Markt die Waare regelt, gegen die Arbeiter in den Baumwollenfabriken, die ſeit fünf Monaten feiern, angewendet wird, indem die verbündeten Fabrikanten fremde Arbeiter in großer Zahl kommen laſſen, um die heimiſchen zu erſetzen; man wird die Irländer nicht milder als die eigenen Landsleute behandeln, wenn man auch im Gefühl des alten Unrechts nicht ſo gewaltſam verfährt, wie in Hochſchottland. Wenn der Satz Hrn. Laſteyrie's, „die Umgeſtaltung Irlands ſey eine innere," ſehr viel wahres hat, ſo muß man doch nicht vergeſſen, daß in Ulſter und Leinſter eine engliſche und ſchottiſche Bevölkerung ſitzt, die von der Auswanderungswuth nicht ergriffen iſt, ſondern vielmehr ſich ausbreitet, und vor Irland nicht die Abneigung hat, wie die in England ſeßhaften Engländer. Wenn die Zahl der kleinen Pächter in den erſten zwei Jahren nach 1847 um nicht weniger als 73,000 abgenommen hat, und dieſe Bewegung ſeitdem fortdauerte; wenn ein Gutsbeſitzer wie Lansdowne dahin wirkt, im eigenen Intereſſe, wie in dem ſeiner Pächter, eine Bevölkerung von 16,000 Menſchen auf 2000 herunterzubringen, weil dieſe zur Benützung des Bodens, wie die Engländer die Sachen verſtehen und auffaſſen, genügen, ſo kann man vielleicht an den alten Spruch erinnern,

„Ill fares the land, to hastening ills a prey,
where wealth accumulates and men decay.

aber die Wirkſamkeit der eingetretenen Verhältniſſe kann man nicht abläugnen. Wenn Hr. Laſteyrie bemerkt, daß die Irländer noch immer nach England ziehen um dort zu arbeiten, ſo iſt es auf der andern Seite nicht minder wahr, daß in vielen Theilen Irlands es an Arbeit fehlt, und ſo alte Gewohnheiten, wie das Herüberwandern nach England, ſind nicht ſo ſchnell verſchwunden. Uebrigens wird es bereits in England Syſtem, die armen Irländer, die ſich nicht mehr ſelbſt ernähren können, wieder nach Irland zurückzuweiſen. Die iriſchen „Unions" d. h. die Armendiſtricte, remonſtrirten, und jetzt ſoll eine Parlamentsacte abhelfen.

Was die Behauptungen Laſteyrie's und Lavergne's betrifft, daß die Racenverhältniſſe damit nichts zu thun haben, ſo klingt dieß ſehr ſonderbar. Die Maſſe der armen iriſchen Bauern, die theils ſchon ausgewandert ſind, theils noch auswandern werden, ſind die Reſte der durch die frühern Kriege decimirten, durch die Confiscationen ihres Eigenthums beraubten Celten; ſie ſind es, die jetzt das Loos der Auswanderung — oder Verjagung, wenn man will — trifft, nicht als Celten, ſondern als Arme, die ſich bei den juridiſchen und ökonomiſchen Anſichten, die in ganz England und in dem engliſchen Reiche herrſchend geworden ſind, nicht mehr halten können; der Arme, hülfloſe Gewordene wandert aus, aber das iſt eben der Celte, wenn auch als angliſirter Nachkomme des letztern. Hunderterlei Urſachen haben mitgewirkt, hauptſächlich national-ökonomiſche. Wenn ſchon vor dem Jahre 1846 die Zahlung der Pachtſchillinge — die durch Sendung von Getreide und Vieh nach England bewerkſtelligt wurde — neben der Ernährung des Volks durch den Bodenertrag nur ſehr ungenügend beſtritten wurde; wenn einerſeits die Gutsbeſitzer ſich in Schulden ſtürzten, und das Volk

die Lücke des Einkommens durch Elend und Mangel ausfüllte, ſo mußte der Freihandel, der zu derſelben Zeit eintrat, wie die Kartoffelnoth, dem Faß, wie man ſagt, den Boden ausſchlagen, denn die Preiſe der Waaren, mit denen man die Pachtſchillinge zahlte, fielen um ein Viertel oder ein Drittel. Dieſer Ausfall war ſo wenig zu erſetzen, wie der der Kartoffeln. Wenn in neuerer Zeit der Verkauf der Ländereien in Irland wieder beſſere Preiſe brachte, ſo liegt der Grund in dem aus Californien und Auſtralien zuſtrömenden Reichthum, ohne welchen die ökonomiſchen Verhältniſſe Englands überhaupt eine ganz andere Probe zu beſtehen gehabt hätten. Dieſer zuſtrömende Reichthum mindert das Uebel für Irland, hebt es aber nicht auf, er macht nur den Proceß langſamer, aber darum nicht minder unfehlbar. Laſteyrie gibt dieß ſelbſt zu, wenn er ſagt: „Niemand kann unempfindlich bleiben bei dieſer Unmaſſe menſchlichen Elends, das man in einigen Theilen Irlands ſieht. Das Uebel iſt zu tief, als daß Privatmildthätigkeit es merklich lindern könnte. Die Armentaxe beträgt in manchen Diſtricten mehr als die Hälfte des Einkommens, und gibt doch nur eine ungenügende Hülfe. Ich habe ſchöne Herzen gekannt, die ſelbſt vor dem Unmöglichen nicht zurückſchreckten, aber man hat auch mit dem Armen und ſeinen Vorurtheilen ſelbſt zu kämpfen. Der Arme, dem man ſeinen gepachteten Acre genommen, ſieht nicht ein, daß ihm der große Pächter Arbeit und Lohn gibt; er klammert ſich an den Schleudrian, wie der Unterſinkende an ein faules Brett, das der Wind ins Meer hinaustreibt. Will der Eigenthümer die Pächter wegſchicken, die ihn nicht zahlen und den Boden ausſaugen, ſo nennt man ihn grauſam, und obgleich nichts natürlicher ſcheint, als dieſe Handlung des Eigenthümers, ſo iſt ſie in Irland doch moraliſch nicht immer erlaubt. Aber die Armentaxe iſt in den minder reichen Theilen erdrückend, und ihre Laſt in Verbindung mit der Hypothekenſchuld ſetzt den Eigenthümer in die Lage ſeinen eigenen Verpflichtungen nicht nachkommen zu können, wenn er ſich ſtets mitleidig zeigt. Er würde den Unglücklichen, die er bedrückt, Almoſen geben, wären ſie nicht ſeine Pächter; er ließe ſie wenigſtens ihre Hütten bewohnen, wenn das Armengeſetz ihn nicht zwänge früh oder ſpät die unbeſchäftigten Leute zu ernähren. So wird der Arme ein ſchädliches Weſen, wenn er auch kein Almoſen verlangt, ſeine bloße Gegenwart iſt eine Urſache des Verderbens für den Grundeigenthümer. Es liegt in dieſem Zuſtand ein radicaler Fehler, er iſt unmoraliſch und grauſam: die Frage iſt ſtets dieſelbe vor und nach dem Armengeſetz, vor und nach der Hungersnoth, vor und nach der Auswanderung und der Einſetzung der Committee zum Verkauf der überſchuldeten Güter."

Was kann die mögliche Löſung dieſes Zuſtandes ſeyn? Nichts als eine fortdauernde Auswanderung, bis das Verhältniß der Menſchenzahl zum Boden ein anderes geworden, bis ein ſteigender Ertrag es möglich macht, die Menſchen ſo zu ernähren, daß ſie als Race kräftiger werden, denn das iriſche Klima macht die Menſchen zu einer gewiſſen Trägheit geneigt, und dieſe kann nur überwunden werden, wenn der Menſch durch ſtarke Nahrung gekräftigt, mehr Arbeit zu liefern im Stande iſt, als jetzt die halb verhungerte Maſſe. Daraus erklärt ſich, warum die Irländer in Irland einen ſchlechtern Arbeitslohn erhalten und in Amerika und in England mehr oder minder gedeihen. Wird dadurch das Urtheil des Quarterly Review über die Iren beſtätigt? Dieſes lautet: „Die Irländer haben große Fähigkeiten, ſehr werthvolle Eigenſchaften, bewundernswerthe Gaben; aber Eigenſchaften, die des Beiſpiels, der Amalgamation, des Uebergewichts einer anders gearteten Race bedürfen, um zur Vollkommenheit zu gelangen und vollſtändig ſich nutzbar zu erweiſen. Sie ſind ungeſtüm und lebhaft, aber nicht ausdauernd und hartnäckig; ſie ziehen den Genuß des Lebens einer Verbeſſerung ihrer Lebensverhältniſſe zu, und ſuchen den Genuß nicht in ſtetem Kampfe, noch in dem Lohn oder der Anſtrengung des Ehrgeizes, ſondern im muntern Tanze oder dem dolce far niente einer ſonnigen Heimath. Sie können arbeiten, ſparen, wagen, Beſchwerden ertragen, Opfer bringen, wie wenige andere, aber all das nur für eine gewiſſe Zeit oder einen gewiſſen Zweck, nicht für die Dauer oder um ſeiner ſelbſt willen; ſie arbeiten, aber um künftig ruhen zu können, ſie verſagen ſich Genüſſe, um ſpätern vollſtändigern Genuſſes willen; ſie ſtreben und kämpfen nicht wie der Engländer oder Yankee, um weiter aufzuſteigen, um ein freieres Feld der Anſtrengung und der Unternehmung zu erreichen, ſondern um für den Reſt des Lebens der Ruhe und des Vergnügens zu genießen, nach welchem ſie ſtets geſeufzt haben. Selbſt in unſern Colonien, wo alles für ſie neu, anregend und vortheilhaft iſt, wo, wenn der Fehler, wie ſo oft behauptet worden, in den Zuſtänden des alten Landes, nicht in ihnen ſelbſt läge, ihr Erfolg gewiß und groß ſeyn würde, finden wir, daß ſie in derſelben Weiſe zu Werke gehen und in dieſelbe Lage verſinken, wie zu Hauſe, ſobald ſie in zahlreichen Maſſen zuſammen ſich niederlaſſen, wo ſie nicht durch den Aufenthalt unter einem ſtärkern, höher ſtrebenden Volke unmerklich andere Gewohnheiten annehmen. Wo ſie einzeln unter andern ſich niederlaſſen, in untergeordneter Stellung oder Minderzahl ſind; wo ſie den Ton nicht angeben, ſondern empfangen; wo ſie von andern geleitet werden; wo ihre nachahmenden, zur Unterwürfigkeit ſich neigenden Eigenſchaften ins Spiel kommen, da gehören ſie zu den beſten Coloniſten."

Das iſt die Racentheorie in voller Stärke. Zuverläſſig miſcht ſich in das engliſche Urtheil auch die Abneigung gegen den Katholicismus, der in Irland, wie ſchon Burke bemerkt hat, nicht bloß eine Religion, ſondern auch eine Nationalität iſt. So lange England die anglikaniſche Kirche als Staatskirche in Irland aufrecht erhält, iſt an eine Verſöhnung in dieſer Beziehung kaum zu denken; iſt aber die Ausſicht vorhanden, daß England jetzt, wo das katholiſche Irland um ſo viel ſchwächer geworden iſt, ſeine Staatskirche aufhebe? Niemand wird dieß für wahrſcheinlich halten; man wird alſo in dem Syſtem möglichſter Duldung und Schonung fortfahren, aber die nationalökonomiſchen Folgen gegen die celtiſche Race und den Katholicismus, zu dem ſie ſich bekennt, fortwirken laſſen, d. h. das Syſtem der Eroberung wird geltend bleiben und wirkt fort. Mit Einem Wort: der Celte zieht aus und der Angelſachſe zieht ein. Ob nicht bis zur Erfüllung dieſes Spruches England noch manche ſchwere Stunde beſteht, ob nicht der widerſtrebende Geiſt Irlands und ſeine ökonomiſchen Zuſtände noch manche Ungelegenheiten bereiten, das iſt eine andere Frage, die ſich noch nicht füglich beantworten läßt, weil Verlauf und Folgen der Auswanderung ſich noch nicht genügend überſehen laſſen.

Eine theatraliſche Vorſtellung auf Ceylon.

(Aus den „Reiſen in Indien.“ Von dem Fürſten Aleris Soltykoff. Paris 1854.)

Ceylon 20 April 1841.

Als ich vor einigen Tagen in den Wäldern ſpazieren ging, bemerkte ich eine ſehr zierliche malabariſche Frau; ſie war roth gekleidet und ſtand mit mehreren Männern vor einer Hütte. Angezogen durch die harmoniſche Verbindung der Linien und Farben auf dem grünen Hintergrund der Pflanzen und Bäume trat ich näher, und ſah in der Hütte einen Mann vor einer Kiſte hocken, aus der er eine Menge Schmuckſachen von falſchen Steinen und farbigen Gläſern auf einem Grund von vergoldetem oder roth und blaugemaltem und in merkwürdige Formen zerſchnittenem Holze zog: es waren groteske Mützen, Masken, Armſchienen, ungeheure Epauletten, welche Drachen oder Vögeln glichen, Halsketten, Armbänder, ungeheure Ohrgehänge u. dgl. Es war die Wohnung einer Bande malabariſcher Comödianten, und die rothe Frau war eine Bajadere. Ich hatte nichts angelegentlicheres zu thun, als für den Abend des folgenden Tags eine Vorſtellung an Ort und Stelle zum Preis von zehn Rupien zu beſtellen. Am nächſten Abend alſo entſagte ich ſtoiſch dem engliſchen Diner beim Gouverneur, begab mich um 7 Uhr dahin, und fand den Platz mit Cocosnüſſen beleuchtet, die auf Bambusſtangen ſtacken. Man wies mir auf einem umgeſtürzten Palmſtamme meinen Platz an. Nackte Männer mit angezündeten Fackeln ſtreckten vor mir ein weißes Tuch aus, hinter welchem die Schauſpieler ſich verſammelten. Die Trommeln und die Glöckchen begannen zu ſchlagen und zu klingen, und der kaum noch ſchweigſame und düſtere Wald belebte ſich plötzlich von einer Menge Bewohner der Umgegend. Eine Unzahl kleiner Kinder und Frauen ſetzten ſich auf Matten nieder, und Männer wilden Anſehens bevölkerten die ſchwarzen Zwiſchenräume zwiſchen den Bäumen. Ich habe eine Zeichnung hievon, die aber leider der düſtern Poeſie des ſeltſamen Schauſpiels bei weitem nicht gleichkommt. Dieſe nächtliche Scene machte einen impoſanten Eindruck bei der leichenmäßigen Klarheit der Fackeln, welche dem Auge geſtattete in die tiefen Zwiſchenräume der Bäume einzudringen, die angefüllt waren mit nackten Menſchen, deren trüber erloſchener Blick, ins Grünliche ſpielende Bronzefarbe und lange Haare einen ſeltſamen Anblick boten. Aber die Einbildungskraft ſchweifte weit darüber hinaus in die unermeßlichen Wälder, dieſe undurchdringlichen, nur von tropiſchen Thieren bevölkerten Einöden. Als die vorgeſpannte Leinwand plötzlich fiel — denn ſie wurde geſenkt, nicht gehoben — war ich geblendet von dem Reichthum und der Menge der Zierrathen, von den bizarren Formen und ſeltſamen Stellungen, die ſich plötzlich vor mir entfalteten. Es wird ein König des indiſchen Alterthums dargeſtellt, prächtig geſchmückt und mit bemaltem Geſicht, was an gewiſſe indiſche Götzenbilder erinnerte, mit einem Kriß in der Hand, den er auf ſeltſame Weiſe hin und herſchwenkte; eine Königin, die Frau, von der ich anfangs ſprach, ſchimmernd von Gold und falſchen Steinen, machte mit ihren Händen, ihren Füßen und ihrem biegſamen Körper wellenförmige, raſche Bewegungen, ähnlich denen einer Schlange. Sie war außerordentlich mager, hatte ein hübſches Geſicht, und ſang mit einer kreiſchenden Stimme, die für uns faſt gar nichts menſchliches hatte, und mit den übrigen Stimmen völlig diſharmonirte. Da war auch ein Miniſter oder Feldherr des Königs, gleichfalls mit einem Kriß bewaffnet, und in ſeiner Art eben ſo komiſch als der König, dann ein Narr mit einem langen Barte und einem ungeheuren Bauch, hierauf ein ſehr reich aber als Weib gekleideter Mann, der die Frau des Miniſters vorſtellte, endlich ein junger, phantaſtiſch und ſtets im Geſchmack der Idole gekleideter Knabe; das Ganze ſtellte eine Epiſode aus der alten Hindumythologie dar. Alle dieſe Perſonen tanzten; die Bewegungen des Königs waren abgeſtoßen, und ſtimmten ſehr wenig zu ſeiner langen mythologiſchen, augenſcheinlich prieſterlichen Kleidung. Der Ausdruck ſeiner Phyſiognomie war lebendig und ſtrahlend, ſein Geſicht war ſorgfältig hellgelb gemalt, um ſeine hohe Caſte zu bezeichnen, und er declamirte mit bezeichnendem Pathos. Mit glänzenden Augen, am ganzen Körper zitternd und trippelnd, kam er manchmal mit ſeinem Kriß von vergoldetem Holze raſch auf mich zu, und wenn er ganz nahe war, verbeugte er ſich tief und nannte mich Radſcha, ein Ehrentitel, den man hier allgemein den Leuten gibt welche zahlen. Alsbald erſchienen einige nackte Menſchen mit hölzernem Kriß und begannen mit viel Gewandtheit zu fechten. Das ſtellte einen Einfall von Barbaren vor. Dann eilte plötzlich ein zweiter König herbei, eben ſo angethan, wie der erſte, aber mit einer Pfauenfeder auf dem Rücken, und in jeder Hand Büſchel von Pfauenfedern, die er umherſchwenkte wie ein Beſeſſener und dabei auf jedermann einſchlug. Er entriß dem erſten König die Krone, und nahm Beſitz von ſeinem Throne, einer Art hölzernen Bank mit gedrehten Füßen. Man begann ihn anzubeten. Hierauf kam eine Art Derwiſch oder Magier mit ſpitziger Mütze, fliegenden Haaren, ſehr groß, nackt, mit großen Halsketten und das Geſicht mit gelben Hieroglyphen bemalt.

Endlich um halb eilf Uhr ging ich fort, das Tanzen, Singen und Tamburinſchlagen hielt aber, ſtets unter dem Scepter des Uſurpators, immer noch an. Ein Abendeſſen, beſtehend aus einigen Reſten von Enten und Hühnern erwartete mich in meiner Wohnung; dieſe iſt eine Art Hotel, welches die engliſche Regierung eingerichtet hat. Die Scene des Tanzes war 7 oder 8 engliſche Meilen von Colombo. Ich theilte mein frugales Abendeſſen mit Hrn. Strachan, der mich zu dem barbariſchen Spektakel [1] begleitet, und mir wie in vielen andern Fällen als Dolmetſcher gedient hat, da er die Landesſprache während ſeines mehrjährigen Aufenthalts ſich völlig zu eigen machte.

[1] Es iſt indeß merkwürdig genug, daß bei den Malabaren ſolche aus der altindiſchen Sagengeſchichte entnommenen Sujets ſo bekannt ſind; es iſt ein Beweis, welch tiefen Eindruck die bramaniſche Civiliſation ſelbſt unter dieſen fremden Stämmen gemacht hat. A. d. U.

Skizzen aus Coſta Rica.

6. Naturcharakter der weſtlichen Waldzone der Cordilleras. — Der Strand des ſtillen Oceans. — Haifiſche. — Schildkröten. — Die Mündung des Rio Grande — Kaimane. — Tarcoles und ſeine Umgebung.

Unſer Waldritt nach dem Meeresſtrande zwiſchen der Mündung des Machuca und dem Rio Grande dauerte etwa drei Stunden, und war unterhaltender als irgend einer der früheren, da nicht nur die Jagd hier überaus ergiebig iſt, ſondern auch die Natur des Forſtes das Eindringen in das Dickicht ungleich mehr erleichtert, als in allen andern Gegenden des Landes, die wir bis jetzt geſehen, Die Phyſiognomie der Wälder Coſta Rica's iſt zwiſchen den beiden Abfällen der Cordilleras merkwürdig verſchieden.

An der Seite des ſtillen Oceans erreichen, wie wir bereits in einem frühern Capitel erwähnten, die Bäume nicht die koloſſale Höhe, wie auf der atlantiſchen Seite. Die Humusdecke iſt hier bei weitem nicht ſo mächtig wie am Sarapiqui. Wenn auch der gleiche Grad des Lichtreizes ſtattfindet, ſo iſt doch die Einwirkung von Wärme und Feuchtigkeit nicht ſo ſtark und gleichmäßig, wie in den öſtlichen Wäldern. Daher außer der geringen Höhe und Dickſtämmigkeit der Bäume auch eine bedeutende Verminderung der Paraſiten und Lianen, überhaupt aller Pflanzen, die entweder auf fremden Stämmen wurzeln, oder doch ihrer als Stützen bedürfen. Auch die Mannichfaltigkeit der Baumarten hat die atlantiſche Seite vor der paciſiſchen voraus, was man beſonders bei den Palmen, den baumartigen Farrenkräutern, den Bombaceen und Swietenien bemerkt. Obwohl es auch hier in der Nähe der Flüſſe Stellen gibt, welche an Großartigkeit des Vegetationsgemäldes mit den Uferlandſchaften des Rio San Juan und des Sarapiqui ſich wohl vergleichen laſſen, ſo ſteht doch hier die Kraft des Pflanzenwuchſes und die Majeſtät des Urwaldes im Großen betrachtet, der im Oſten des Landes bedeutend nach.

Man bemerkt hier den deprimirenden Einfluß der trockenen Jahreszeit, während welcher eine Hauptnahrungsquelle der Vegetation, das Waſſer, fehlt. Die Atmoſphäre iſt vom December bis April nicht ſo reich mit Stoffen geſchwängert, welche von den Blättern eingeathmet werden, und die das ungeheure Material zu dieſen alten Wäldern liefern. Während dieſer fünf Monate ſtockt das Wachsthum der Bäume. Viele paraſitiſchen Pflanzen verſengen und ſterben ab, wie ein Theil der niedern Kräuter. Es tritt hier zwar kein todtenähnlicher Schlaf der Natur wie im Norden, während des Winters aber doch eine gewiſſe Ruhe im Leben der Vegetation ein, welche ſich erſt mit dem Beginn der Aprilregen wieder zu einem kräftigen Leben regt. An der atlantiſchen Seite, wo der feuchte Niederſchlag zwar in gewiſſen Monaten ſich mindert, aber nie ganz unterbrochen wird, dauert auch die Thätigkeit in der großen Werkſtätte der Flora ohne Pauſe fort. Das Wachsthum der Lianen findet nie eine Beſchränkung, die Schmarotzer ſchlürfen fortwährend durch die Wurzeln die nöthige Feuchtigkeit ein. Auch der Verweſungsproceß abgeſtorbener Organismen dauert unter ſolchen Verhältniſſen das ganze Jahr fort, und der feuchte Waldboden bildet eine nie verſiegende Quelle von Kohlenſäure. Mittelſt der kräftigen Agentien des Lichts, der Wärme und des Regens findet der Athmungsproceß des Waldes, deſſen Pflanzen raſtlos Kohlenſäure einſchlürfen und Sauerſtoff aushauchen, nie eine Störung. Der Kohlenſtoff liefert das Baumaterial zu den Rieſenſtämmen, während der Wald die mannichfaltigſten Farbenſtoffe ſeiner Blüthen zugleich aus der Farbenmuſchel des Himmels nimmt. Jeder kundige Leſer weiß ja, daß es die Luft, deren Stein das Himmelsgewölbe darſtellt, nicht die Erde iſt, welche die Stoffe liefert, aus denen die Pflanzenfarben ſich entwickeln. Die Erde gibt nur die grobe Unterlage, gleichſam die Leinwand dazu, wie Fechner in ſeiner „Nanna" ſo richtig ſagt. Kohlenſäure und Sauerſtoff ſind bei der Erzeugung der Pflanzenfarben hauptſächlich betheiligt, während aus der Erde die nöthigen Mineralbeſtandtheile in die Wurzeln übergehen.

Stehen die Wälder im öſtlichen Coſta Rica an grandioſer Erhabenheit der öſtlichen Vegetation nach, ſo beſitzen ſie dagegen einen freundlichern, mehr parkähnlichern Landſchaftscharakter. Im dicken finſtern Urforſt, den die öſtlichen Flüſſe durchſtrömen, überfällt den Wanderer, der an den Anblick primitiver Tropenwaldungen noch nicht gewöhnt iſt, neben dem Erſtaunen auch ein Gefühl des Grauens. Kein ſäuſelnder Wind und kein Sonnenſtrahl dringt dort durch die dichten Laubgewölbe und das Lianendach, das ſich von Wipfel zu Wipfel zieht; kein Teppich von niedern Pflanzen ſchmückt den Boden und ladet zur Ruhe ein. Während der Mittagsſtunde herrſcht ein geiſterhaftes Schweigen, das mitunter nur durch kreiſchende Cicaden oder durch die furchtbare Baßſtimme der Brüllaffen unterbrochen wird. Der Landſchaftscharakter iſt wilder und impoſanter, aber auch monotoner, während die Phyſiognomie der paciſiſchen Waldungen, wo Bäume von mäßiger Höhe oder Buſchwerk oft in weitem Umfange den Hochwald verdrängen, zwar minder tropiſch, minder prächtig, aber lange nicht ſo melancholiſch iſt. Es kommen, beſonders ſüdweſtlich von Pigres, kleine Waldwieſen, natürliche Savannen, häufig vor, auf denen kleine lichtbraune Hirſche, Venaos, in ganzen Rudeln weiden, und deren grüner Grund von girrenden Turteltauben belebt iſt, während Colibris von verſchiedenſter Färbung, bald glänzend grün, bald buntgefleckt mit dem Schimmer des Rubins oder mit dem Glanze des Smaragds den Honigſeim der Buſchblüthen lecken und als Liebesboten der Flora den befruchtenden Antherenſtaub von einer Corolla zur andern tragen. Der Urwald iſt faſt heiter und hat ſeine Schauer verloren.

Ueberall wo der Hochwald ſchwindet, tritt die Cucolpalme mit ſchlankem hohem Stamm, der mit geraden und feinen äußerſt ſpitzigen Stacheln faſt von Stecknadellänge beſetzt iſt, und über deſſen Spitze eine ſchöne Krone mit harten nußartigen Früchten in dichten Trauben, die nicht größer als unſere Wälſchnüſſe ſind und von den Eingebornen mit Vorliebe gegeſſen werden, bald einzeln, bald in großer Zahl auf. Mit der Cucolpalme kommen verſchiedene Arten von Aloes und Dunas (Cacteen) hier zahlreicher vor als ich ſie anderwärts geſehen. Von Cacteen erſcheint eine kugelförmige Art recht häufig. Andere Species ſtehen in hohen, vieleckigen Säulen wie Orgelpfeifen aufrecht, und ſind oft mit Lichenen bedeckt. Dieſe Cactusarten nehmen gegen den Rio Grande hin bedeutend zu und bedecken oft überwiegend die lichteren und trockeneren Stellen des Waldes. Wilde Piſangbüſche werden dagegen immer ſeltener und ſchmücken nur die tiefen Schluchten an den Flußbetten, weil ihnen wahrſcheinlich die höheren Hügelſtellen nicht feucht genug ſind. Dagegen ſind die baumartigen tropiſchen Gräſer, welche jeder ſäuſelnde

Luftzug eben ſo leicht zum Rauſchen bringt wie unſere Zitterpappel, hier unendlich häufiger als in den Waldungen zwiſchen Deſengaño und dem Sarapiqui. Auf dem Wege nach San Matteo und Pigres ſieht man viele Rieſenbäume, ſie ſtehen aber doch ziemlich vereinzelt und werden immer ſeltener, je mehr man ſich dem Dünenſande der Küſte nähert. Zwei Arten von Cedrelen mit hellgrauer Rinde und gewaltigem Umfang des Laubdaches treten mit dem ihnen nahe verwandten ächten Mahagonybaum auf, der mit ſeinem cylindriſchen Stamm und ſeinem ſchönen, vieläſtigen Laubgerüſte, ziemlich kleine, glänzende dunkelgrüne Blätter tragend, einer der ſtolzeſten Bäume iſt, wie auch der Ronron, der ein noch ſchöneres und ſchwereres röthlich braunes, gradirtes Schmuckholz liefert. Dazu kommen gerbſtoffreiche Manglebäume, verſchiedene Bombaceen und der koloſſale Igeron, deſſen ſeltſam herabhängende Aeſte, die in der Erde neue Wurzeln treiben, mitunter wundervolle Bauten aufführen, durchbrochene Pfeiler und verſchiedenartiges Schnörkelwerk faſt in gothiſchem Style bildend.

Unter den Schlingpflanzen ſind lange, blattloſe Bauhinien, die wie Tauwerk über die verſchiedenen Bäume ſich hinziehen, und in den höhern Gegenden des Rio Grande oft von einem Ufer zum andern reichen, Paſſifloren und Paullinien beſonders reich vertreten, während die Sarſaparilla mit ihren rothen, gelbgemiſchten Blumen ſich an die Baumſtämme ſchmiegt, und unter den farbenprunkenden Blumen der Orchideen die in ſonderbaren Formen bald ſitzenden Schmetterlingen oder dem Colibri mit ausgeſpannten Flügeln ähneln, auf vielen lebenden und todten Stämmen wachſen. Darunter ſind mehrere Vanillearten durch hellgrüne, ſaftvolle Blätter und durch vielfarbige Blüthen von wunderbarem Baue ausgezeichnet, mit ſchmalen, köſtlich duftenden Fruchtkapſeln beſonders an den feuchteren, ſchattigen Stellen überaus häufig. An ihnen naſchen mit Vorliebe die großen, ſchöngezeichneten Hipparchen, welche Augenflecken an der Hinterſeite der Flügel tragen, Colias und andere glänzende Falterarten. Eine gelbe, ſchwarzgefleckte Lydaart bedeckte die Blüthen mancher Büſche, wie bei uns die ſpaniſchen Fliegen.

Da wir öfters Halt machten, um zu jagen, verzögerte ſich unſere Ankunft an der Küſte einige Stunden. Die Hirſche ließen ſich nicht beſchleichen, obwohl wir ihnen manchmal bis auf zweihundert Schritte nahe kamen. Unter verſchiedenen Affenarten, die ſich hier ſehen ließen, erblickte ich zum erſtenmal den Cebus Monachus, der am Vorderkopf ein aufgerichtetes Haartoupet trägt, und deſſen Geſicht mit gelblichen Haaren eingefaßt iſt. Er ſchaute vom Baum herab, ohne zu fliehen. Mein Begleiter verſicherte, daß dieſer Affe ein überaus ſanftes Naturell habe, der liebenswürdigſte von allen Affen Coſta Rica's ſey, und daß er ihn deßhalb auch nicht ſchießen wolle. Wir ſchoſſen dafür einige Haſen und viele Tauben, die uns am Rio Grande, wo wir in der Hütte des Fiſchers Santos Mejarete keine Lebensmittel fanden, ſehr zu gut kamen.

Von der Mündung der Machuca reitet man dem Strande entlang und in drei Stunden nach dem Rio Grande. An mehreren Stellen wird die Paſſage durch vorſpringende Felſen ſo verengt, daß man durch die Brandung ſelbſt reiten muß und den Augenblick abwartet wo die größte Welle ſich am Felſen gebrochen. Wir gaben unſeren ſcheuenden Thieren die Sporen und umritten im Galopp die äußerſte Felswand in weniger als einer halben Minute. Das Meerwaſſer drang meiner Mula bis an den Bauch, und das Pferd unſeres Dieners, der zuletzt ritt, wurde von einer ſtärkern Welle erfaßt, und beim Zurückprallen vom Felſen faſt in die Tiefe der Hauptbrandung geſchleudert. Zum Glück war es ein ſtarkes Pferd, das dieſe Reiſe ſchon öfters gemacht hatte und kräftig gegen das Ufer zurückſchwamm, wo eine dritte Welle es auf den Sand warf. Wäre dieſe vorſpringende Klippe nur 10 Fuß breiter geweſen, ſo hätte der Wellenſchlag wahrſcheinlich uns alle drei erfaßt und in den Bereich jener Hauptwaſſerwalze geriſſen, die mit einer ungeheuern Gewalt etwa 20 Schritte vor dem Felſen ſich bricht und ſelbſt Fahrzeuge zerſchmettert.

Die Gefahr iſt um ſo größer, weil dem Strande entlang eine große Menge von Haifiſchen ſchwimmen. Wir zählten deren in nicht ſehr großer Entfernung über dreihundert. Die Rückenfloſſe und ſelbſt ein Theil des Rückens ragt gewöhnlich aus dem Waſſer. Manche dieſer Haien wagten ſich bis auf drei Schritte vom Ufer. Ich verſuchte mit Herrn Rogaz's Kugelbüchſe auf einen der nächſten Haifiſche zu ſchießen, im Augenblick als die aufſchwellende Walze der Brandung ihn einen halben Fuß über die Fläche des Meeres hob. Mit einem gewaltigen Schlage des Schwanzes ſprang der Fiſch empor, als er die Kugel ſpürte, wiederholte zwei bis dreimal dieſe Sprünge, peitſchte den Flugſand mit ſeinem Schwanze, und machte, als es ihm gelang tiefer in das Meer zurückzurudern, bald auf bald untertauchend, noch mehrere Minuten lang ſo heftige Bewegungen, daß wir ihn tödlich verletzt glaubten. Er tauchte zuletzt tief unter, und kam nicht mehr zum Vorſchein.

An andern Stellen des Strandes ſprangen die aus grobem Conglomerat beſtehenden Klippen ſo weit in das Meer hinein, daß man nicht wagen kann, ſie von der Waſſerſeite zu umgehen, und über die ſteilen Felſen ſelbſt reiten muß. Dieſer Weg iſt äußerſt beſchwerlich. Sogar der Alcalde ſtieg ein paarmal ab, um ſein Pferd ſelbſt zu führen, weil er der Sicherheit ſeiner Beine nicht mehr traute. Alle dieſe Klippen ſind dicht bis an die Abhänge mit den ſchönſten Pflanzen des Südens bewachſen, und der Hochwald reicht an vielen Stellen bis an den ſchmalen Streif des Dünenſandes. Hier fand ich Agaveblüthenſtengel von 16 bis 22 Fuß Höhe; wir ſchlugen mehrere ab und nahmen ſie auf der Heimkehr mit nach San Matteo. Das weiche Mark der trockenen Agaveſtengel eignet ſich beſonders gut zur Auskleidung der Inſectenkäſten.

Das ſcharfe geübte Auge des Don Joſe Maria entdeckte hier noch andere Reſſourcen, die ein Neuling ſicherlich nicht finden würde. An drei Stellen verriethen die Spuren im Flugſande das nächtliche Landen großer Schildkröten. Ein zwei Fuß breiter Streif deutete den Marſch der Schildkröte im Sande an, die manchmal 20 bis 30 Schritt weit landeinwärts geht, dann gewöhnlich eine Biegung macht und das Loch für ihre Eier gräbt; die runden Eier mit papierdünner biegſamer Schale liegen 2 bis 2½ Fuß tief unter der Oberfläche des Sandes. Die Schildkröte hat ſo viel Inſtinct, daß ſie die Gefahr ahnt, die ihre Eier bedroht, und deßhalb den Sand nicht nur ſorgfältig wieder über das Loch ſchüttet, ſondern auch alle weitern Spuren wegzuſcharren ſucht und dann ins Meer zurückkehrt, ohne ſich weiter um ihre Eier zu kümmern. Es gehört ein ſehr geübtes Auge dazu, um ohne langes Suchen und Graben die rechte Stelle zu finden, denn die Sandſpuren täuſchen oft ſehr. Der Alcalde ſtieß mit einem ſpitzigen Stock in den Sand und

nach längſtens 5 Minuten hatte er gewöhnlich den Eiervorrath entdeckt. Die Beute lieferte über 400 Schildkröteneier. Dieſe ſchmecken zwar zarter und angenehmer als Hühnereier, ſind aber etwas ſchwerer zu verdauen. Wir fanden auch außerdem ziemlich viele Kokosnüſſe am Strand, die durch die Strömung von verſchiedenen Seiten des Golfes, welcher der Küſte entlang mit vielen Kokospalmen bedeckt iſt, an das Ufer geſpült werden. Wegen der großen Zahl der Nüſſe aßen wir nur den getrockneten Saft des innern Kerns, der ſehr zart und lieblich ſchmeckt und warfen den äußern Kern weg, da unſer Diener, der ſchon mit der Jagdausbeute und den Schildkröteneiern übermäßig beladen war, ſich geradezu weigerte, die ſchweren Kokosnüſſe bis nach Tarcoles zu tragen.

Nach dreiſtündigem Ritt am Strande erreichten wir endlich ſchwer ermüdet die Mündung des Rio Grande. Das Fiſcherhaus ſteht am linken Ufer, und auf unſer wiederholtes Schreien ſtieß ein mit zwei Frauen beſetzter Kahn ab, der genöthigt war einen bedeutenden Umweg ſtromaufwärts zu machen, da eben die Fluth mit voller Heftigkeit in den Fluß eindrang. Das Boot konnte nicht bis zur Stelle fahren, wo viele umgeſtürzte Waldbäume unſer Weiterreiten hinderten. Wir waren genöthigt unſere Thiere mit zuſammengekoppelten Vorderbeinen zurückzulaſſen und über zahlloſe Baumſtämme kletternd, einen äußerſt mühſamen Weg, bis eine halbe Meile von der Mündung entfernt, nach der Stelle zurückzulegen, wo uns die Frauen mit dem Boote erwarteten. Alle Männer des Fiſcherhäuschens waren auf hoher See zum Fang abgegangen und wurden erſt am andern Tage zurückerwartet.

Der Rio Grande hat hier nahezu die Breite des Rheins bei Köln, verengt ſich aber eine Meile weit ſtromaufwärts bedeutend. Er iſt bis las Trojas 4 Leguas von der Mündung wahrſcheinlich ſchiffbar, doch waren die bisherigen Unterſuchungen mit der Sonde noch nicht genügend, um mit Sicherheit darauf zu bauen. An vielen Stellen wird die Schifffahrt durch Baumſtämme erſchwert, deren Spitzen ſtromabwärts im Sommer bei niederem Waſſerſtande aus dem Fluß hervorragen, in der Regenzeit aber meiſt unſichtbar ſind, ihre Gegenwart dann nur durch ein leichtes Kräuſeln des Waſſers verrathen, und für Schiffe, die nicht einen ſehr vorſichtigen und erfahrenen Piloten haben, Gefahr bringen.

Die Uferlandſchaften des Rio Grande gehören zu den ſchönſten, die ich geſehen. Einer der mächtigſten Bäume, der ſich hier dicht an das Ufer drängt und an Zahl vorherrſcht, iſt der Manglebaum, deſſen Wurzeläſte ſich hoch über dem Erdboden erheben, und dem Neuling, der dieſen Baum zum erſtenmal erblickt, wahrſcheinlich zu der irrigen Meinung verleiten, daß der Fluß hier den Waldboden weggeſpült und die Baumwurzeln entblößt habe. Dieſer Baum liefert nach der Verſicherung des Hrn. Rogaz außer dem Gerbſtoff auch ein vortreffliches Baumaterial.

Wir übernachteten in der Fiſcherhütte, die nach dem Landesbrauch nur aus eingerammten Rohrſtangen erbaut, übrigens ſauber gehalten war. Mosquitos und Sandfliegen rauben hier jedem die Nachtruhe, der nicht mit ſo dicker Haut geſegnet iſt, wie der Herr Alcalde von San Matteo, der die ganze Nacht an meiner Seite ſchnarchte, während ich juckte und die Dipteren der Tropenzone verwünſchte. Ein Spazierritt Tags darauf im Sonnenſchein des friſchen Morgens ſöhnt freilich mit der Natur dieſer Zone wieder aus; ſie hat zwar ſehr widerwärtige Mosquites und Simulinenarten, aber auch eine herrliche Pflanzenwelt geſchaffen. Der ſchönſte Himmel mit einzelnen prachtvollen Wolkenbildern wölbte ſeine feinblaue Kuppel über mächtige Wälder, einen anſehnlichen Fluß und den majeſtätiſchen Ocean, der hier an der Mündung des Rio Grande, wo eine Sandbarre ziemlich weit hinaus in die Fluth reicht, noch gewaltigere Schaumwogen wälzt als an der Mündung der Barranca. Der Fiſcherhütte gegenüber lag eine große Sandinſel faſt mitten im Fluß, wo ein Lieblingsaufenthalt der Krokodile. Schon in der Morgenſonne lag ein Dutzend da, wohlig ausgeſtreckt und ſo unbeweglich wie Holzklötze. Mit eintretender Ebbe und höher ſteigender Sonne mehrte ſich die Zahl dieſer ſcheußlichen Saurier; wir ſahen ſie in langſamer Bewegung vom Fluſſe und vom Meere her, Kopf und Rücken einige Zoll aus dem Waſſer ſtreckend gegen das Eiland ſchwimmen, und dann ſchwerfällig über den flachen Rand der Inſel hinaufwatſcheln, um ſich eine möglichſt bequeme Stelle zum Mittagsſchläfchen auszuſuchen. Von Stunde zu Stunde mehrte ſich die Zahl dieſer rieſigen Saurier, deren Länge wir nicht meſſen konnten, die wir aber in den größten Individuen auf 15 bis 16 Fuß ſchätzten. Gegen Mittag, als wir uns zum Aufbruch nach Tarcoles bereiteten, zählten wir bereits über 90 Krokodile auf der Sandinſel, und noch immer kamen neue herangeſchwommen und gewatſchelt. Ich ſchlug meinen Gefährten vor, mit dem Fiſcherboote nach der Inſel zu fahren, um Jagd auf die Krokodile zu machen. Der Alcalde und ſein Muchache hatten aber nicht die geringſte Luſt dazu. Die Fiſcher, welche erſt ſpät von ihrer Fahrt heimkehrten, verſicherten gleichwohl, daß dieſe Kaimane auf dem Lande ſehr ſcheu ſeyen und ſelten die Annäherung eines Menſchen abwarteten, ja daß ſie ſelbſt im Waſſer ſich vor den Ruderſchlägen der Kähne flüchten. Nie erinnert man ſich hier ähnlicher Unfälle, wie ſie die Reiſenden am Orinoco und am Amazonenſtrom von badenden Männern oder waſſerholenden Weibern erzählen.

Die Entfernung von der Mündung des Rio Grande bis nach Tarcoles beträgt nur eine kleine Stunde. Der Ort iſt aber durch einen an der Nordſeite vorſpringenden Felſen verdeckt und erſt ſichtbar, wenn man dieſen Felſen umgangen hat. Der Weg führt dem Meer entlang und iſt während der Fluth, beſonders bei ſtark bewegtem Meer nicht ohne Gefahr, da man über einen Theil des Felſens ſelbſt ſteigen muß, welchen das Waſſer ausgewaſchen hat, und an dem bei der Fluth die Brandung ſich mit großer Gewalt bricht. Hier fand ich eine Menge von ſchön erhaltenen Schalthierreſten am ſandigen Strande, und die Zahl dieſer Muſcheln nahm immer mehr zu, je näher wir dem Ziel unſerer Reiſe kamen.

Der Ort Tarcoles liegt faſt dicht am Strande und beſteht aus etwa 30 Rohrhütten, welche von den Kronen der Kokospalmen überragt ſind. Der Ort hat für die Gegenwart noch nicht die mindeſte Bedeutung, dürfte aber von hoher Wichtigkeit für den Handel Coſta Rica's werden, wenn das Project der Beſchiffung des Rio Grande von las Trojas bis Tarcoles durch kleine Dampfer zur Ausführung kommt und die Fahrſtraße von San Matteo bis las Trojas beendigt wird. Der Hafen von Tarcoles hat einige unbeſtreitbare Vortheile vor Punta Arenas voraus. Tarcoles iſt in gerader Richtung um faſt zwei Leguas näher bei San Joſe als Punta Arenas, und die Beſchiffung des Rio Grande würde faſt

ein Drittheil des Landtransports erſparen, der bei der kurzen Dauer der trockenen Jahreszeit, wo allein die Landſtraße fahrbar iſt, und bei dem Mangel an Frachtwagen in Coſta Rica ſo ſchwierig iſt. Die Entfernung von San Matteo bis las Trojas beträgt kaum 3 Leguas; das Terrain bietet zur Anlegung einer Fahrſtraße keine Schwierigkeiten. Alle bisher gemachten Unterſuchungen des Rio Grande ſind der Schiffbarkeit desſelben durch Dampfboote günſtig. Die geringſte Tiefe, die wir im Hauptcanal des Flußbettes zwiſchen der Mündung und las Trojas fanden, war zwei Metres, und nach der Verſicherung des Fiſchers Don Santos Mejarete die geringſte Tiefe im Canal der Barre einen Metre. Was die Brandung anbelangt, von deren unüberwindlicher Gewalt man uns in Punta Arenas ſo viel erzählt hatte, ſo glaube ich nicht, daß dieſelbe für einen gut gebauten Dampfer gefährlicher iſt, als für die ſchwache Barke des Fiſchers Don Santos Mejarete, der jede Woche ein paarmal über dieſe Brandung aus- und einfährt, ohne je einen Unfall erlitten zu haben. [1]

Der Ankerplatz der Bay von Tarcoles an der Südoſtſeite iſt vollkommen ſicher, und geſtattet den großen Kauffahrteiſchiffen ſich dem Geſtade mehr zu nähern, als in Punta Arenas. Die Brandung iſt hier bedeutend ſchwächer, und Windſtöße ſind nach allen Erkundigungen, die wir eingezogen, ſehr ſelten. Gegen Süd- und Oſtwinde iſt der Hafen vollkommen geſichert, die Weſtwinde ſind hier nie gefährlich und die Nordwinde ſteigern ſich nur während einiger Monate des Sommers zu heftigen Stürmen. Die Kraft der Wellen wird durch die Berge, welche den Golf von Nicoya im Norden umſäumen, beträchtlich vermindert.

Gegen dieſe natürlichen Vortheile des projectirten Hafens von Tarcoles hat man vielleicht nicht ohne Grund die Sanitätsrückſichten eingewendet, welche zu Gunſten des Hafens von Punta Arenas ſind. Letztere Stadt ſteht wenigſtens auf einem trockenen Grunde und iſt ziemlich weit von den Sümpfen der Waldufer entfernt, während Tarcoles dicht am Rande eines feuchten, unendlich fruchtbaren und mit der reichſten Vegetation geſchmückten Bodens ſteht, der alle Zeichen der Ungeſundheit trägt, obgleich die Bäche, welche ſich hier in das Meer ergießen, ein ziemlich raſches Gefälle haben und der Rio del Tarcoles auch ein ziemlich reines, angenehm ſchmeckendes Waſſer liefert. Die Bewohner, die wir befragten, verſicherten uns, daß Wechſelfieber ſelten ſeyen, klagten aber ſehr über das Ungeziefer, die Moskuitos und die Sandfliegen, die auch uns während eines kurzen Aufenthalts noch mehr als an der Muella des Sarapiqui plagten.

Die neue Stadt Tarcoles würde, wenn ſie durch eine Verſetzung des Hafens jene Ausdehnung erhält, wie ſie die Actionäre der Dampfſchiffe des Rio Grande beabſichtigen, einen Theil der Ebene einnehmen, die hier mit Wald und Pflanzungen bedeckt in einem Halbkeſſel von Bergen eingekeilt iſt, mit der Ausſicht auf den Golf und den freien Ocean im Südweſten. In einem halben Jahrhundert könnte man es wohl erleben, daß die Häuſermaſſe ſich von Südweſt nach Nordoſt ausdehnend bis an den Fuß der Cordilleras hinzöge, deren äußerſte Ausläufer hier den Strand des Meeres berühren.

Eine fruchtbarere Erde, als der Boden der Umgebung ſie bietet, wird man kaum irgendwo finden. Auf engem Raume ſind hier die ſchönſten und vornehmſten Repräſentanten tropiſcher Pflanzengeſchlechter vereinigt, vor allem die Kokospalme, die hier nicht ſehr hoch, aber von außerordentlicher Größe und Schönheit der Krone iſt. Die gefiederten Blätter ſtreben aufwärts, weil wahrſcheinlich die meiſten dieſer Bäume, obwohl reich an Früchten, doch noch jung ſind; ältere Kokospalmen tragen bekanntlich ihre Blätter mehr der Horizontallinie genähert. Hier ſtreben ſie faſt eben ſo ſtolz in die Höhe wie die Zweige des Cucurito und der Jaguapalme. Die Foliola ſind kammartig in einer Fläche dicht aneinander gereiht, mit ſteifem Parenchyma; die Farbe iſt friſcher grün, wie die der in Form ſo nah verwandten afrikaniſchen Dattelpalme, die ſchweren dreikantigen Nüſſe hängen unter der Krone. Weiter landeinwärts gegen den Fuß der Andes ſieht man auch die Mauritiuspalme — welche ſchöne, gelbrothe oder bräunliche Früchte trägt, mit glatter Oberfläche, die Humboldt mit dem Anblick junger Tannenzapfen vergleicht — neben der an Höhe ſie überragenden Oelpalme mitten unter wilden Piſangbüſchen ſehr häufig. Die Oelpalme ziert nicht bloß den Fuß der Berge, ſondern geht auch an den Abhängen bis etwa 1000′ hinauf, und in den höhern Stufen der Vegetationsſcala erheben ſich die ſchönen Kronen baumartiger Farrenkräuter am ſchlanken Schaft. In der Ebene ſelbſt bildet die wilde Ananas mit andern Aloeformen ein noch häufigeres Unkraut, als der ſäulenförmige Cactus und die Mimoſen, die mehr die Terraſſen der buſchreichen Klippen zieren. Der Pfefferſtrauch, der Melonenbaum, die Sarſaparilla, das Braſilienholz aus der Familie der Leguminoſen, der Vanilleſtrauch ſind hier eben ſo häufig als das verwilderte Zuckerrohr und der Cacaobaum, den ich hier zum erſtenmal unter dem Schatten der Bananenbäume in vollſter Schönheit ſah. Nur der Brodfruchtbaum ſcheint unter den bekannteſten Tropengewächſen Central-Amerika's zu fehlen, obwohl man uns verſicherte, daß er zwiſchen Esparza und Punta Arenas und an verſchiedenen Punkten des Golfes von Nicoya einzeln wächſt. Die prächtigſte Figur aber macht hier der Piſang, von dem ein herrlicher Hain wenige Schritte hinter den Rohrhütten beginnt und mit Cacaobäumen untermiſcht ſich weit in die eigentliche Wildniß ausdehnt. Hinter dem Piſangwäldchen beginnt der wirkliche Urwald, der durch die koloſſalſten Geſtalten von Cedrelen, Eiſenholzbäumen, Manglebäumen, Seidenbaumwollbäumen, Mimoſen, Akazien, Igerons, Ronrons und Caobas oder ächten Mahagonybäumen gebildet iſt. Die Aequinoctialflora erſcheint auf dem engen Raume

[1] Wenige Wochen vor unſerem Beſuch am Rio Grande hielt ſich dort ein ehemaliger franzöſiſcher Schiffscapitän, Henri Meynard, auf, der von der Regierung beauftragt war, ſowohl in der Bay von Tarcoles als auch im Flußbett die nöthigen Meſſungen vorzunehmen. Er fand auf der Sandbarre, an welcher die Brandung ſich bricht, eine mittlere Tiefe von 3½ Varas auf einer Breite von 20 Varas und in einer Länge von 20 bis 25 Varas. Die Differenz des Waſſerſtandes bei Ebbe und Fluth betrug 1⅞ Varas. Nach der Verſicherung des Fiſchers Don Santos, der auch Hrn. Meynard führte, iſt die Barre im Sommer weit beſſer als im Winter, ſowohl der häufigern Windſtillen im Golfe als der geringern Waſſermaſſe des Fluſſes wegen, deſſen Strömung nicht mehr mit ſolcher Heftigkeit gegen die entgegengeſetzte Brandung des Meeres bricht. Bei heftigen Stürmen und ſehr hochgehender See kann man die Barre nicht ohne die größte Gefahr überſchreiten. Eine ſolche Unterbrechung dauert aber bei heftigem Nordwind nie über fünf Tage. Die Strömung des Fluſſes beim Eintritt in das Meer theilt ſich in zwei Theile. Die eine richtet ſich nach dem Fahrwaſſercanal, die andere drängt ſich nach dem rechten Ufer der Mündung. Hr. Meynard, der nicht ganz bis las Trojas fuhr, fand bei ſeinen Meſſungen der Tiefe des Fahrwaſſers im Rio Grande 3 bis 4 Varas.

der Bay von Tarcoles in ihren fremdartigſten und coloſſalſten Formen.

Dieſe paradieſiſche Landſchaft von Tarcoles iſt nicht das großartigſte, aber das reizendſte Naturbild, das ich jemals in ſo engem Rahmen geſehen habe. Alle Naturſchönheiten ſind hier in auffallender Nähe angehäuft; nur der monumentale Schmuck fehlt, den anderwärts die menſchliche Cultur hinzugefügt hat. Die herrlichſten Landſchaftsbilder von Italien, Kolchis, Georgien und Kleinaſien, die ſich meiner Erinnerung eingeprägt, mußten hier ſchwinden, und wenn die weltberühmten Anſichten des goldenen Horns von Konſtantinopel und der Bucht von Neapel durch die Beigabe kunſtvoller Bauwerke in Formen und Farben noch reichere Glanzeffecte hervorbringen, wenn gewiſſe Alpenlandſchaften der Schweiz durch Anhäufung coloſſaler, mit ſilbernen Firnen gekrönter und mit Gletſchern gepanzerter Bergmaſſen und durch die maleriſche Vertheilung ihrer Seen in den Thalgründen auf eine für den wilden und erhabenen Naturcharakter empfängliche Phantaſie beim erſten Anblick einen noch mächtigeren Eindruck machen, ſo iſt hier durch die Verbindung anderer Objecte, durch einen inſelreichen Golf voll pittoresker Felscontouren und durch das ſtille Weltmeer, das ſich gegen Süden in unüberſehbare Räume ausdehnt, durch eine Flußmündung, welche außer der Prachtdecoration des Urwaldes noch ein dreifacher Schaumring toſender Brandwogen verſchönert, durch die tropiſchen Organismen, die hier auf ſchmalem Raume die edelſten Geſtalten der Flora dieſer Zone zeigen, und durch ein von mächtigen Vulcanen überragtes Hochgebirge, deſſen reich gegliederte Scenerie das Proſcenium der Landſchaft ſchließt, ein Naturgemälde geſchaffen, welches das ſchönſte Coſtarica's und wahrſcheinlich eines der herrlichſten auf der weiten Oberfläche unſeres Planeten iſt.

Der Krieg.

So iſt denn nach vierzigjähriger Pauſe ein Krieg unter den Großmächten Europa's im Beginnen: nicht nur ſtehen die Armeen großentheils ſchon im Felde und die Flotten ſind ausgelaufen, ſondern die engliſche und franzöſiſche Regierung haben auch die officiellen Erklärungen, daß die Unterhandlungen erſchöpft ſeyen und der Krieg ausbreche, an das Parlament und an den geſetzgebenden Körper ergehen laſſen. England hat durch die Veröffentlichung der geheimen mit dem ruſſiſchen Hof gewechſelten Schriften viel entſchiedener die Brücke hinter ſich abgebrochen, als Frankreich, deſſen officielles Blatt nur im Allgemeinen ſagt, daß auch an Frankreich Anerbietungen von Seite Rußlands gemacht worden, eine Verſicherung, welche von den engliſchen Journalen — ob wirklich oder ſcheinbar, müſſen wir dahin geſtellt ſeyn laſſen — gläubig hingenommen wird. Ueberhaupt iſt die Art, wie die vornehmen engliſchen Blätter den Beherrſcher Frankreichs, den ſie vor zwei Jahren im Koth herumgezogen, anräuchern, ein Beweis für ihre politiſche Geſchmeidigkeit, aber nicht für ihre moraliſche Würde, denn im Herzen denken die Engländer über den Mann, den ſie jetzt ſo hoch erheben, eben ſo wie vor zwei Jahren. Es iſt dieſe Verſatilität, dieſes journaliſtiſche Freibeuterweſen, eine merkwürdige und höchſt beachtenswerthe Erſcheinung unſerer Zeit: Hunderte von Artikeln der Times und des Morning Chronicle ſind nicht eigentlich für England, ſondern für den Continent geſchrieben, und zur nöthigen Einwirkung theilweiſe mit außerordentlicher Kunſt abgefaßt. Um ſie richtig zu beurtheilen, muß man vor allen Dingen den Reſpect vor der moraliſchen Perſon der Journale gänzlich bei Seite legen, und ſich bloß fragen, was denn dieß oder jenes Journal mit dieſem oder jenem Artikel erreichen wolle. Sobald man ſich darüber klar iſt, wird man den Sinn der oft mit großer Schlauheit durchgeführten Schlußfolgerungen ſich erklären können. So werden die großen, zu einer europäiſchen Bedeutung gelangten engliſchen Journale zu einer ſehr wichtigen Kriegswaffe in Bezug auf die öffentliche Meinung, und ſo ſehr manche Leute noch immer bedauern mögen daß dem ſo iſt, ſo iſt die Sache doch nicht mehr zu ändern, und man muß, um nicht die öffentliche Meinung irre leiten zu laſſen, mit gleichen Waffen entgegentreten, wozu in Deutſchland freilich der Mittelpunkt fehlt.

Dieſe Bemerkungen drängen ſich unwillkürlich auf, wenn man die neueſten Ausfälle der Times über Preußen lieſt, die man nicht anders als „ungewaſchen“ nennen kann. Daß es der engliſchen Regierung ſehr erwünſcht wäre, wenn Preußen und Oeſterreich ohne weiters die Waffen gegen Rußland kehrten, läßt ſich ohne Mühe glauben; aber die engliſche Regierung weiß zu gut, daß ſie nach den beſtimmten Erklärungen Preußens, ſich nicht Rußland anzuſchließen, kein Recht habe, ein bewaffnetes Auftreten gegen Rußland zu verlangen. Die „ſchmutzige Arbeit“, ein ſolches Verlangen dennoch zu ſtellen, überläßt man den Journalen und dem Kaiſer der Franzoſen, der ſehr wohl weiß, warum er keine Neutralität dulden will: ſolange nicht Oeſterreich und Preußen engagirt ſind, iſt das Waſſer für ſeine Zwecke noch nicht trübe genug. Da in Preußen durch Verwandtſchaft und alte Verbindung in manchen Kreiſen eine große Abneigung herrſcht ſich gegen Rußland zu erklären, in der großen Mehrzahl des Volks aber aus ſehr bekannten Gründen die entſchiedenſte Abneigung gegen Rußland hervortritt, ſo hofft man den Feuerbrand der Zwietracht nach Deutſchland hineinzuwerfen. So einfältig iſt man aber nach ſo bittern Erfahrungen in Deutſchland nicht mehr, um in eine ſo plump gelegte Schlinge zu fallen. Vergebens tiſcht man in franzöſiſchen und engliſchen Journalen auf, mit welcher Geringſchätzung Rußland die deutſchen Mächte in der geheimen Correſpondenz behandelt habe. Für alle Verſtändigen in Deutſchland hat dieſe Correſpondenz nichts Neues gebracht, ſie hat nur bewieſen, was man vorher ſchon wußte oder glaubte, und gewundert hat man ſich nur, daß Rußland den „Fehler“ beging, ſich dem Bekanntwerden einer ſolchen Correſpondenz auszuſetzen. Das Publicum Deutſchlands iſt über die Plane und Anſichten Rußlands, deſſen Einfluß man zu ſcheuen alle Urſache hatte, im allgemeinen weit beſſer unterrichtet geweſen als das engliſche und franzöſiſche; der Eindruck war darum auch in Deutſchland weit geringer, und wenn die engliſchen Journale und die franzöſiſche Regierung dieſen Eindruck benützen zu können glauben, um Deutſchland zu Uebereilungen fortzureißen, ſo dürften ſie ſich in der Berechnung täuſchen.

Wir ſind weit entfernt, die Wichtigkeit der veröffentlichten geheimen Correſpondenz, namentlich für die engliſche Regierung, verkennen zu wollen, dennoch aber haben die engliſchen Journale ſie übertrieben, namentlich den Einfluß auf die Griechen und auf die ſlawiſchen Stämme. Man hat mit Frohlocken hervorgehoben, daß die griechiſchen Häuſer in London über dieſe Enthüllungen wie vom Donner gerührt geweſen ſeyen, und auf einmal ihrer Ruſſenfreundſchaft entſagt hätten. Wir wollen das ohne weiteres als richtig annehmen, dennoch iſt dadurch an dem Stand der Dinge in Griechenland und in den ſlawiſchen Provinzen nichts gebeſſert. Auch in Griechenland mögen einige Duzend Leute, welche ſich in der That einbildeten, ein neues byzantiniſches Kaiſerthum aufrichten zu können, durch die Enthüllungen unſanft aus ihren Träumen geweckt worden ſeyn, aber auf die Maſſe des Volks hat dieß gar keinen Einfluß: dieß kennt nur das ſtamm- und glaubensverwandte Rußland und ſeinen Haß gegen die Türken, ſowie — gegen den Occident. Wer da glaubt, ſolche diplomatiſche Actenſtücke würden an dem jetzigen Gang der Dinge in Griechenland und den ſlawiſchen Provinzen irgend etwas ändern, möchte ſich in einem großen Irrthum befinden, namentlich die Engländer mit ihrer ariſtokratiſchen Anſicht, daß die Perſönlichkeit gewiſſer Führer leitend und beſtimmend auftrete; von einer Maſſenbewegung, deren Diener nur die Führer ſind, ſcheinen ſie keinen Begriff zu haben. Eine ſolche Maſſenbewegung iſt aber im Zuge, und Fallmerayer wird Recht behalten mit ſeiner Behauptung, daß die Reſtauration von Byzanz — vorausgeſetzt daß eine ſolche ſtattfindet — „eine ſlavogräkiſche, keine byzantiniſche, am wenigſten aber eine helleniſche ſeyn wird."

Immer werden wir, ſobald von dem Kriege die Rede iſt, auf das Streitobject, die illyriſche Halbinſel, zurückgeführt, die man ja ſich hüten muß, als eine willenloſe knetbare Maſſe anzuſehen, die man durch einige hingeworfene Brocken beſchwichtigen könne. Als thätige ſich ſelbſt beſtimmende Gewalt ſchlagen wir dieſen Ländercomplex ſehr gering an, die Elemente und die Intereſſen ſind zu zerriſſen, die Griechen zu ſchwach, um ſelbſtſtändige Erfolge zu erringen; aber der Aufſtand kann ausgedehnt und bedeutend genug werden, daß die Türken ihn mit den jetzt ihnen zu Gebot ſtehenden Streitkräften nicht unterdrücken können. Es wird augenſcheinlich daran gearbeitet, einen Ausbruch der Montenegriner und Serben mit dem griechiſchen Aufſtand im Süden und einer Empörung der Rajahs in Bosnien und Bulgarien in Zuſammenhang zu bringen; darauf deuten die neuerlichen Nachrichten von Gährung unter den Bulgaren, die Wegnahme von Schiffen, welche den Montenegrinern Waffen und Munition zuführen ſollten, und die Stellung Knitſchanins an der Spitze der ſerbiſchen Truppen im ſüdlichen Serbien und in der Nähe des wichtigen, ja entſcheidenden Punkts Novibazar. Daß dieſer Plan eines allgemeinen Chriſtenaufſtandes in der Türkei beſteht, und von Rußland gefördert wird, das iſt ſo gewiß, daß es der den türkiſchen Behörden in die Hände gefallenen Beweismittel ſo wenig bedarf, als es der Veröffentlichung der geheimen engliſch-ruſſiſchen Correſpondenz bedurfte, um das deutſche Publicum über Anſichten und Plane Rußlands aufzuklären; die Frage iſt nur: gelingt es, oder nicht? Bis jetzt iſt die Wahrſcheinlichkeit dafür, daß es gelingt, und der jetzt erfolgte Uebergang der Ruſſen über die Donau wird dieſe Wahrſcheinlichkeit um ein Gutes erhöhen; ſoll darum nicht allmählich die ganze weſtliche Türkei, in deren Innerem England und Frankreich durchaus machtlos ſind, dem Aufſtand und der Anarchie verfallen, ſo muß Oeſterreich einſchreiten, und wenn es die verbündeten Weſtmächte hindern wollten, ſo wäre dieß von Seite Englands nur eine Thorheit, von Seite Frankreichs eine Perfidie.

Nach den neueſten Nachrichten haben alſo die Ruſſen die Donau überſchritten, und zwar an einem andern Punkte als man früher erwartete. Im Laufe des Winters hatten ſich die Truppen und Angriffsmittel in der kleinen Walachei angehäuft, und man ſah einem Sturm auf Kalafat oder einem Uebergang über die Donau oberhalb dieſes Punkts entgegen. Die ſichere Ausſicht auf einen ſehr ſtarken Menſchenverluſt bei einem ſolchen Unternehmen machte bedenklich, war aber gewiß nicht die Urſache der Verlegung des Angriffspunkts, welche vielmehr in der veränderten politiſchen Stellung zu ſuchen iſt. Wenn die ruſſiſche Armee von der kleinen Walachei aus die Donau überſchritt, betrat ſie faſt die Gränze Serbiens, und die Aufregung gegen die Türken, die Wahrſcheinlichkeit eines Aufſtandes mußte daſelbſt ſteigen, Verwicklungen mit Oeſterreich alſo in naher Ausſicht ſtehen. Auf der andern Seite droht jetzt ein Angriff einer franzöſiſch-engliſchen Flottille auf der Donau, weßhalb das Auskunftsmittel gewählt wurde, die wichtigſte Mündung dieſes Stroms möglichſt unfahrbar zu machen. Da aber ſolche Hinderniſſe durch eine überlegene Macht hinwegzuräumen ſind, und eine feindliche Dampfflotte jeden Augenblick in der Donau erſcheinen könnte, wodurch nicht nur ein Uebergang der Ruſſen unmöglich gemacht, ſondern auch ein türkiſcher Einfall auf walachiſches Gebiet erleichtert würde, ſo mußten die andern Angriffspunkte aufgegeben werden, und die Ruſſen um jeden Preis ſich auf beiden Ufern feſtzuſetzen ſuchen um das Eindringen einer feindlichen Flottille zu hindern. Dieß iſt durch den Uebergang bei Braila und Galatz geſchehen, und da die Ruſſen im Beſitz von Reni, Ismail und Kilia auf dem linken Ufer ſind, durch den Uebergang bei Braila aber Iſaktſchi und Tultſcha auf dem rechten Ufer faſt nothwendig in ihre Hände fallen müſſen, ſo beherrſchen ſie den untern Stromlauf auf beiden Seiten, und eine Verbindung der engliſch-franzöſiſchen Flotille mit den türkiſchen Streitkräften auf dem rechten Ufer wird unmöglich. Dadurch haben ſich die Ruſſen in den Stand geſetzt, einen Angriff mit ziemlicher Sicherheit abwarten zu können, während der Uebergang über die Donau nicht verfehlen kann auf die chriſtlichen Bevölkerungen der Türkei einen moraliſchen Eindruck zu machen, welcher die türkiſchen Streitkräfte weſentlich ſchwächt.

Man darf nie vergeſſen, daß dieſe moraliſchen Einflüſſe in dem bevorſtehenden Kampfe eine Rolle ſpielen werden, deren Tragweite ſich unmöglich berechnen läßt. Man wird engliſcherſeits den Eindruck nicht auslöſchen, daß die Weſtmächte für die Türkei gegen die glaubensverwandten Ruſſen Partei nehmen. In eine ſo falſche moraliſche Stellung darf ſich Oeſterreich nicht verſetzen laſſen, ohne der wachſenden Anarchie im illyriſchen Dreieck neue Nahrung zu geben: es iſt alſo nicht bloß durch Rückſichten auf Rußland oder die Weſtmächte, ſondern auch im eigenen wohlverſtandenen Intereſſe genöthigt mit großer Vorſicht aufzutreten. Der Wirrwar der Anſichten, Intereſſen und Hoffnungen im türkiſchen Reiche iſt ſo groß, daß ſich mit keiner Art von Sicherheit die nächſte Zukunft berechnen läßt. Wenn wir die Anſicht ausſprechen, daß eine geheime Verbindung der alten türkiſchen Partei mit den Führern der auf-

geſtandenen Chriſten nicht zu den Unmöglichkeiten gehört, ſo werden wir einerſeits denen, die mit dem Stand der Dinge in der Türkei etwas näher vertraut ſind, nichts neues ſagen, andererſeits aber zeigen, daß die Truppen der Weſtmächte ſehr vorſichtig auftreten und ihren Rückzug gedeckt halten müſſen. Iſt aber dieſe Vorſicht ſchon im Allgemeinen und im vorliegenden Fall ganz beſonders geboten, ſo fragen wir, wie viel von den Hunderttauſend Mann Engländern und Franzoſen, deren Verſetzung nach der Türkei noch einige Monate in Anſpruch nehmen wird, auf dem eigentlichen Kriegsſchauplatz an der Donau ſobald zu verwenden ſeyn werden. Die Vorſichtsmaaßregeln, welche England und Frankreich in Beſetzung des Bosporus und der Dardanellen ergreifen, zeigen deutlich, daß ſie in jenem Gebiet nur auf ihren eigenen Füßen ſtehen, nicht ſich auf die Türken verlaſſen wollen. Können ſie aber nicht an Ort und Stelle des Kriegsſchauplatzes in Bälde mit einer ausgiebigen europäiſchen Truppenmacht gegen die Ruſſen auftreten, wollen ſie ſich nur als Rückhalt in Adrianopel oder Schumla halten, ſo dürfte bei der nahen Unvermeidlichkeit einer Schlacht und der nicht unwahrſcheinlichen Niederlage der Türken auf freiem Felde eine zerrüttete, retirirende Türkenarmee ihnen mehr Verlegenheit bereiten, als die jedenfalls nicht in großer Ueberzahl vorrückenden Ruſſen.

Mit Einem Wort, die Ausſichten auf dem türkiſchen Kriegsſchauplatz ſind für die Weſtmächte — vollkommene Uebereinſtimmung und gehöriges Ineinandergreifen vorausgeſetzt — nicht eben ſehr glänzend, und wenn auch im Norden einiger Erfolg wahrſcheinlich iſt, ſo ſind doch entſcheidende Schläge in keiner Weiſe zu erwarten. So lange nicht die deutſchen Mächte hineingezogen ſind, beſteht kein großer europäiſcher Krieg: es iſt eine großartige Rauferei ohne alle Wahrſcheinlichkeit eines entſcheidenden Ausgangs. Aber die Weſtmächte, namentlich England, ſind ſchon zu weit gegangen, um noch zurückweichen zu können, und eben ſo wenig kann Rußland zurückweichen, ohne in ſeiner europäiſchen Stellung ſchwer benachtheiligt zu werden. Eben der Umſtand, daß beide Theile in ihren Stellungen ſich verrannt, und daß keiner eine beſtimmte Entſcheidung in naher Ausſicht hat, iſt es, was die Gedankenloſern mit Hoffnungen, die Weiterſehenden mit Beſorgniß erfüllt. Qui vivra verra.

Ueber den Nagualismus in Mexico.

Ein neues, wunderliches und unverſtändliches Wort! wird mancher ſagen, wir ſind aber unſchuldig und berichten nur, was wir finden. Unter dem Titel „der Nagualismus und der indiſche Götzendienſt ſeit der Eroberung“ hat Hr. Braſſeur de Bourbourg zwei Artikel in den franzöſiſchen Moniteur am 16 und 17 März einrücken laſſen. Wir bedauern ſie nicht vollſtändig mittheilen zu können, aber ſie enthalten über die verworrene alte Geſchichte Mexico's und den noch keineswegs gehörig ermittelten religiöſen Glauben derſelben zu viel und zu wenig; zu viel an Einzelnheiten, die ohne eine allgemeinere Ueberſicht nicht recht verſtändlich ſind, von dieſer allgemeinen Ueberſicht aber viel zu wenig. Einige Punkte jedoch, über welche man durch das fortſchreitende Studium der mexikaniſchen Alterthümer und der Landesſprache, womit Hr. Aubin, deſſen wir früher ſchon gedachten (ſ. 1852. Nr. 257), mehr oder minder ins Klare gekommen zu ſeyn ſcheint, können wir uns nicht enthalten, aus dieſer Mittheilung auszuheben. Zuvor aber müſſen wir den wunderlichen Namen „Nagualismus“ erklären. Nach Hrn. Braſſeur de Bourbourg iſt das Wort caſtilianiſirt, und kommt von dem bekannten Worte „Nahuatl“ oder „Nahual“ womit man die mexikaniſch redenden Stämme im Hochlande von Mexico bezeichnet. Das Wort ſoll zur Zeit der Eroberung einen gebildeten Mann bezeichnet haben, der ſeine Sprache rein redet. Es iſt hieraus leicht abzunehmen, daß man nach der Eroberung das Weſen und Treiben der einheimiſchen Stämme damit bezeichnete, namentlich in Bezug auf den ſo leicht nicht auszurottenden religiöſen Glauben. Nach und nach ſoll man mit dem Worte „Nahual“ oder „Nagual“ den Hausgeiſt oder Schutzgeiſt bezeichnet haben, dem jeder Theilhaber des geheimen Gottesdienſtes ſich weihte. Im Allgemeinen jedoch bezeichnen wir den Sinn von Nagualismo am richtigſten, wenn wir ihn als den neben dem officiell bekannten Chriſtenthum im Geheimen fortbetriebenen Götzendienſt betrachten. Daß letzterer bald mehr bald minder bis in die neueſte Zeit herunter fortgetrieben wurde, leidet keinen Zweifel, denn es ſprechen allzuviele Zeugniſſe neuerer Reiſenden dafür. Ueber die neueſte Zeit ſagt uns aber Hr. Braſſeur de Bourbourg geradezu nichts, und dieß iſt der Hauptmangel ſeiner Mittheilung, aus der wir überhaupt nur die allgemeine Ueberzeugung ſchöpfen, daß ein ſolcher Götzendienſt fortgetrieben wird; die Mittheilungen einiger höhern Geiſtlichen aus dem 17ten und 18ten Jahrhundert ſind mit Fabeln angefüllt, und Hr. Braſſeur ſelbſt muß bekennen, daß angebliche convertirte Nagualiſten die geiſtlichen Herren auf eine ſo abſcheuliche Weiſe angelogen haben, daß wir die Enthüllungen derſelben geradezu für nichts erachten können. Indeß bleibt der bis ins 18te Jahrhundert hindurch von der ſpaniſchen Geiſtlichkeit fortgeführte Kampf gegen den Nagualismus immer eine höchſt bedeutende und bezeichnende Thatſache, und daß in neuerer Zeit von einem ſolchen Kampfe nicht mehr die Rede iſt, zeugt eher von einem ſinkenden religiöſen Eifer der Geiſtlichkeit, als von einer Nichtfortdauer der Sache. Das iſt es ungefähr, was wir über die Mittheilungen Hrn. Braſſeurs im Allgemeinen und zum Verſtändniß der folgenden Auszüge zu ſagen haben.

Das wichtigſte iſt die Anſicht, welche ſich aus dem Studium der alten Chroniken allmählich herausgeſtellt haben ſoll, daß in Mexico und Mittelamerika zweierlei Religionen ſich bekämpften, daß in dieſen Kämpfen die alte ſogenannte tolteciſche Civiliſation unterging, und daß endlich in der mexikaniſchen Hauptſtadt Tenochtitlan ein aus politiſcher Berechnung entſtandener Synkretismus ſich entwickelte, dem aber ein Theil der benachbarten Völker, z. B. die Bewohner von Tlaxcalla, widerſtrebte. „Die Geſchichte Mexico's vor der Herrſchaft der Azteken in Tenochtitlan, ſagt Braſſeur, war nichts als eine unaufhörliche Reihe von Kriegen und Revolutionen, welche der religiöſe Antagonismus verurſachte. Vom Urſprung der tolteciſchen Civiliſation an ſieht man unaufhörlich zwei feindliche Religionsſyſteme, das von Quezalcohuatl und das von Tezcatlipoca.

einander entgegenſtehen. Quezalcohuatl, die Schlange mit den grünen (oder königlichen) Federn, das Symbol der Milde, der Gerechtigkeit, des Friedens und des Ueberfluſſes, verabſcheute die Menſchenopfer; er erhielt keine andern Opfer als Schlangen und Vögel, die Wohlgerüche von Blumen und Copalgummi; doch liebte er Faſten, und verlangte Enthaltſamkeit der Prieſter nebſt körperlichen Caſteiungen, deren wichtigſte darin beſtand, ſich mit großen Dornen, die man dann mit Blut gefärbt auf den Altar niederlegte, freiwillig zu ſtechen. Der oberſte Prieſter ſeines Cultus führte ſtets als Prieſtertitel den Namen dieſes Gottes, ſowie deſſen Kleidung, und war eine Art lebendiger Perſonification desſelben. Tezcatlipoca (der glühende oder rauchende Spiegel), der ewige Gegner Quezalcohuatls, galt dagegen als der Gott des Unfriedens und des Kriegs; man nannte ihn auch Yaotzin, Feind, oder Necoc-Yaotl, der Unfriedenerreger. Von der Mitte des 8ten Jahrhunderts unſ. Zeitr. an war die an den Ufern des Sees von Mexico gelegene Stadt Colhuacan, damals die Hauptſtadt von Anahuac und der toltekiſchen Civiliſation, von religiöſen Streitigkeiten zerriſſen. Ein Jahrhundert ſpäter bildete Culhuacan mit Tulla und Otumpan, wie ſpäter zur Zeit der ſpaniſchen Eroberung Mexico und Tlacopan, einen mächtigen Bund, der 20 Jahre lang unter dem Einfluß des Quezalcohuatl Topilzin Ceacatl, Königs von Tulla, ſtand. Dieſer Fürſt, deſſen Macht und Milde alle Traditionen rühmen, erſcheint als der berühmteſte aller alten Monarchen Anahuacs, und als derjenige, deſſen Andenken am längſten im Gedächtniß der Völker dieſer Länder haften blieb. Er verbot die Menſchenopfer im ganzen Umfang der toltekiſchen Herrſchaft, und erhob die Religion, deren Oberhaupt er war, zur höchſten Blüthe. Aber gegen das Ende ſeines Lebens begannen die Böſen zu murren, Tezcatlipoca warf das Joch ſeines Nebenbuhlers ab, Quezalcohuatl ging in die Verbannung und ſtarb in dem geheimnißvollen Lande Tlapallan." Damit wäre nun ein großer Theil der verworrenen Sagen über Quezalcohuatl erklärt. Von nun an folgen zerſtörende Kriege nebſt Naturereigniſſen, in denen die toltekiſche Civiliſation zu Grunde geht; im 13ten Jahrhundert traten die Mexikaner oder Azteken auf, die „unterſtützt von den Anhängern Tezcatlipoca's, deſſen blutiges und geheimnißvolles Glaubensſyſtem ſie angenommen hatten," allmählich das Uebergewicht erhielten, und deren Reich die letzte indianiſche Periode vor der Eroberung bildet.

Der religiöſe Haß und Eifer ruhten indeß nicht. Mexikaner und Colhuaner breiteten mehr und mehr die Verehrung Tezcatlipocas und des mit ihm verwandten Huizilopochtli aus, nahmen zwar auch die Götter der Beſiegten in ihre Stadt auf, allein ihr Ritus mußte ſich dem Tezcatlipoca's beugen, ſo daß dem gleichfalls aufgenommenen Gotte Quezalcohuatl ſo gut wie dem blutigen Tezcatlipoca ſelbſt Menſchenopfer fielen. Man weiß, welche große Rolle der Haß gegen die Menſchenopfer fordernden Mexikaner in der Eroberung Mexico's ſpielte, und unter dieſem Haſſe namentlich fiel das mexikaniſche Reich und mit ihm ſämmtliche Stämme des Landes unter ſpaniſche Herrſchaft. Die ehemaligen Feinde der Mexikaner, z. B. die Tlascalteken, ließen ſich zuerſt taufen, die chriſtliche Liebe, mit der die Geiſtlichen häufig die Eingebornen gegen die rohe Raubgier der militäriſchen Siege vertheidigten, warb dem Chriſtenthum zahlreiche Proſelyten, viel aber trug auch, namentlich in der nächſten Umgebung Mexico's, der Wunſch der Vornehmen bei, ihre Güter zu erhalten; Ixtlilxochitl, König von Acolhuacan, der ſeine Krone Cortez verdankte, ließ ſich mit ſeinen Brüdern und einer großen Anzahl der Edeln ſeines Hofs in einem der Säle des in eine Kirche umgewandelten Palaſtes Nazalimalcoyotl feierlich taufen. Bei vielen jedoch diente die Taufe nur als Maske, um ihre Anhänglichkeit an den Götzendienſt zu verbergen. In Tenochtitlan ſelbſt waren die Tempel in der allgemeinen Zerſtörung verſchwunden, aber in Tezcoco und in den meiſten Städten Anahuacs, die ſich ohne Kampf unterworfen hatten, ſtanden ſie noch aufrecht, und wurden trotz des Verbots in der Nacht beſucht; dieß veranlaßte die Geiſtlichkeit nach und nach die Zerſtörung der Tempel in Ausführung zu bringen. Der geringe Widerſtand den die Indier hiebei leiſteten, und die ſcheinbare Willfährigkeit mit der ſie ſich der Einführung des Chriſtenthums fügten, täuſchte die erſten Miſſionäre und die Geiſtlichkeit nur allzu ſehr; als der erſte Schrecken vor dem ſpaniſchen Namen vorüber war, kehrten ſie allmählich zu ihrem alten Aberglauben zurück, und mit der Liſt, welche die Indier auszeichnet, kamen die Kühnſten auf den Einfall, unter den Altären ihrer Pfarrkirchen kleine Gewölbe herzurichten, wo ſie ihre Götzenbilder aufſtellten. Während man glaubte, daß ſie fromm vor dem Kreuze beteten, richten ſie ihre Gebete an die alten Götter.

Ueber dieß immer mehr ſich ausbildende Treiben äußert ſich Herr Braſſeur de Bourbourg folgendermaaßen: „die große Mehrzahl der Eingebornen ſchien nach wenigen Jahren in den Schooß der Kirche übergetreten zu ſeyn; die meiſten Götzenprieſter waren ſelbſt getauft worden, behaupteten aber, indem ſie die Taufe erhielten, nur eine Förmlichkeit zu erfüllen, die nothwendig ſey um mit den Eroberern in Frieden zu bleiben. Der Tempel beraubt, verſammelten ſie ſich in Grotten und in Höhlen, die an den Bergſeiten ausgegraben wurden, und aus denen ſie ihre heiligen Orte machten. Aus dieſen Verſammlungen entſprang ohne Zweifel der Nagualismo. Dieſer ſeltſame Aberglaube, deſſen Name in Europa kaum bekannt iſt, hing zugleich mit der Magie und den geheimen Gebräuchen, zuſammen, in welche die vornehmen Mexikaner eingeweiht wurden. Die Miſſionäre fanden ihn in den Königreichen Mexico und Guatemala von einem Ende zum andern; dritthalb Jahrhunderte nach der Eroberung beklagten noch die Biſchöfe Neuſpaniens die traurigen Folgen ſeines Einfluſſes, und er iſt noch bis auf den heutigen Tag das große Hinderniß einer wirkſamen Bekehrung der Eingebornen. Die Häupter der Secte, von den Spaniern Nagualiſtas genannt, gehörten aller Wahrſcheinlichkeit nach den Prieſterfamilien an. Ihr äußerliches Amt war das von Aerzten; in dieſer Eigenſchaft erſchienen ſie gewöhnlich in den Häuſern, ſobald jemand erkrankte. In denjenigen, deren ſie ſicher waren, weil der Familienvater an den götzendieneriſchen Verſammlungen Theil nahm, kamen ſie, ſobald eine Frau niedergekommen war, um den Neugebornen zum Nagual einzuweihen. Sie ſchlugen zuerſt ihre aſtrologiſchen Bücher nach, um Stunde und Tag zu vergleichen, unter deren Einfluß das Kind geboren war. Dieſe Bücher waren vermuthlich der Tonalamatl, oder das „Buch der Sonne," von welchem Sahagun in ſeiner „Geſchichte der Dinge Neuſpaniens" weitläufig ſpricht. Jeder Tag war darin mit verſchiedenen Namen von Vögeln, Reptilien, Amphibien oder ſonſtigen Thieren des Waldes bezeichnet. Das Kind erhielt einen dem Tag, wo es geboren war, entſprechenden Namen; das hieß man den Nagual nehmen. Bei ſeinem Eintritt ins Leben wurde das Kind irgend einem Thier geweiht, das angeblich in übernatür-

licher Weiſe von einem Schutzgeiſt beſeelt war, den es, nach dem Ausdruck Nuñez de la Vegas, Biſchofs von Chiapas am Ende des 17. Jahrh., betrachten ſollte wie die Katholiken ihre Schutzengel. Von dieſem Augenblick bis zu ſeinem Tode wurde ſein Nagual ſein ſichtbarer oder unſichtbarer Beſchützer. Der Nagualiſten-Prieſter öffnete dann dem Kinde eine Ader hinter dem Ohr oder unter der Zunge, zog mit Hülfe einer Obſidian-Lanzette oder mit dem Nagel des Daumens, den er zu dem Ende unmäßig wachſen ließ, einige Tropfen Blut aus, und opferte dieſe dem unſichtbaren Geiſte als ein Zeichen der Unterwürfigkeit und des Vertrages mit dem Nagual. Erſt wenn der Nagualiſten-Prieſter fort war, benachrichtigte man den Geiſtlichen von der Geburt des Kindes; die Taufe wurde als eine Ceremonie ohne Wirkung, der man ſich jedoch nicht entziehen könnte, betrachtet."

Was Hr. Braſſeur de Bourbourg nach Angabe ſpaniſcher Geiſtlichen über die Einweihung der Erwachſenen und die dabei vorgenommenen Ceremonien ſagt, verdient wenig Beachtung. [1] Ueber den Umfang und die möglichen Folgen des Nagualismo für die neuere Zeit erfahren wir nichts, und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß dieſe alten Ueberreſte des Heidenthums mehr und mehr abſterben, und in Vergeſſenheit gerathen; denn wenn es auch keineswegs an einzelnen Beiſpielen von Götzenverehrung in neuerer Zeit fehlt, ſo iſt doch die Neigung des Volkes zur katholiſchen Kirche ſo entſchieden eingewurzelt, daß an einen Rückfall ins Heidenthum nicht zu denken iſt.

[1] Er ſagt dieß ſelbſt und fährt in einer Note an, die „Geſchichte des Halbgottes Hunahpu und ſeines Bruders Cubalanque enthielten Proben einer viel merkwürdigern, mit den alten Myſterien viel näher übereinſtimmenden Einweihung als die, deren der Biſchof von Chiapas erwähne." Er theilt aber nichts näheres darüber mit, ſcheint ſich übrigens mit einer umfaſſenden Bearbeitung dieſes Gegenſtandes zu beſchäftigen.

Schanghai.

(Geſchildert von einem Augenzeugen.)

Die Stadt Schanghai, welche jetzt in den Berichten über die Revolution in China öfters erwähnt wird, wurde im Jahre 1832 zum erſtenmale von einem Europäer, dem verdienſtvollen deutſchen Miſſionär Gützlaff, beſucht. Derſelbe nannte ſie ſchon damals, ihres ſehr großen Handels wegen, das Haupt-Emporium von Oſt-Aſien, doch ſind in den nächſten Jahren faſt gar keine Nachrichten von dieſer wichtigen Stadt nach Europa gelangt. In dem Kriege mit China wurde ſie von den Engländern ohne Widerſtand genommen und ihr Hafen durch den Frieden zu Nanking am 29 Auguſt 1842 den engliſchen und überhaupt fremden Schiffen geöffnet. In kurzer Zeit erreichte der überſeeiſche Verkehr der Stadt eine ſolche Höhe, daß Canton ſchon ſeit einigen Jahren an ihr einen gefährlichen Nebenbuhler hat, von dem es bald überflügelt ſeyn wird. Dieß reißende Emporkommen verdankt Schanghai vorzüglich ſeiner äußerſt günſtigen Lage im Delta des größten Stromes in China, an einem Arme des ungeheuren Yang-tſeu-kiang, dem Wuſungfluſſe, welcher, nachdem er ſich von dem Hauptſtrom getrennt hat, durch den Taiſee geht, den Kaiſercanal durchſchneidet und ſich endlich unter 30½° nördl. B. etwa 8 deutſche Meilen unterhalb Schanghai's in das Meer ergießt. Die Stadt ſteht daher nicht allein mit dem Stromgebiete des Yang-tſeu-kiang, welches 34,000 Quadratmeilen beträgt, in Verbindung, ſondern durch den obengenannten Canal auch mit dem Hoang-ho und dem ganzen nördlichen China, was um ſo wichtiger iſt als der Verkehr in dieſem Lande faſt nur zu Waſſer betrieben wird. Vor der Mündung des Wuſungfluſſes liegt eine ziemlich große, wahrſcheinlich angeſchwemmte Inſel; dieſe war es, welche wir erblickten, als am 18 October 1851 an Bord des amerikaniſchen Schiffes „Remittance" der Ruf „land ho!" erſcholl. Bald zeigte ſich auch das feſte Land und da die Fluth uns begünſtigte, liefen wir in kurzer Zeit in den Fluß ein, welcher hier etwa ¼ Meile breit und 8—6 Faden (1 Faden = 6 Fuß) tief iſt. Auf dem linken Ufer ſahen wir eine ſehr ausgedehnte, aber ſchon großentheils verfallene Batterie; ſie mochte für mehr als 100 Kanonen eingerichtet ſeyn, war jedoch nur noch mit einigen 20 beſetzt. So weit man ſehen kann, iſt das Land flach und fruchtbar, doch lagen die Felder meiſt brach, da die Ernte ſchon vorbei war; die zerſtreut herumliegenden, aber zahlreichen Hütten, welche in der Regel von Baumgruppen umgeben ſind, bieten dem Auge oft einen maleriſchen Anblick. An der erſten Biegung, welche der Strom macht, liegt auf dem linken Ufer Wuſung, eine kleine Stadt, bei welcher eine bedeutende Anzahl chineſiſcher Schiffe, der ſogenannten Dſchunken, ankerte. Unſere Aufmerkſamkeit wurde durch dieſe eigenthümlichen Fahrzeuge ſo ſehr in Anſpruch genommen, daß wir einige abgetakelte Schiffe von europäiſcher Bauart, welche näher am rechten Ufer des Fluſſes lagen, erſt dann beachteten, als ſie ein paar Boote nach uns abſchickten. Die Ruderer waren theils Kanakas (dieß iſt der gewöhnliche Name für die Inſulaner des ſtillen Oceans), theils Hindus und Malayen; ihre Hautfarbe ſchloß alle Schattirungen von Gelb bis Schwarzbraun ein. Jene Schiffe gehörten, wie wir nun erfuhren, theils engliſchen, theils amerikaniſchen Kaufleuten und waren dazu beſtimmt, das in kleinen, ſchnellſegelnden Briggs und Schoonern (clippers) von Calcutta und Bombay kommende Opium aufzunehmen (daher ihr Name „receiving ships.") Dieß berauſchende Gift wird in China maſſenweiſe verbraucht, obgleich die Einfuhr bei Todesſtrafe

verboten iſt. Man raucht es entweder trocken aus hölzernen Pfeifen, in welche man die mit brennbarem Stoffe umgebenen Pillen ſteckt, oder flüſſig aus meſſingenen, unter denen man eine kleine Lampe brennend erhält. Die Wirkungen, welche es hervorbringt, gleichen denen des Branntweins oder ähnlichen geiſtigen Getränken; die beiden Chineſen, welche wir von Californien überbrachten, und die im allgemeinen von ſehr ruhiger Gemüthsart waren, wurden durch den Genuß des Opiums luſtig und ausgelaſſen, ſangen und tanzten, und ſcheuten ſich ſogar nicht, mit den Matroſen Streit anzufangen, wobei ſie jedoch den kürzeren zogen und ſich bald in das Zwiſchendeck hinabflüchteten, wo ſie ihren Rauſch ausſchliefen.

Bald nachdem wir Wuſung paſſirt hatten, fing die Ebbe zu laufen an und wir mußten den Anker fallen laſſen; des widrigen Windes wegen gelangten wir auch am folgenden Tage nur bis etwa ¼ Meile unterhalb der Stadt. Der Fluß, welcher mehrere ſehr ſtarke Krümmungen macht, iſt in der Mitte überall tief genug für die größten Schiffe; wir hatten mehrmals in einer Entfernung von nur 50 Schritten vom Lande noch 20—18 Fuß Waſſer. Es wimmelte von kleinen und großen Fahrzeugen; bald mußten wir einem ſchwerfälligen Dſchunk, welchen der Strom gerade auf uns zu trieb, aus dem Wege fahren, bald lief uns einer von den leichten Kähnen vorbei, welche mit ihren großen Mattenſegeln bei gutem Wetter ſehr ſchnell fahren und deßhalb meiſt zum Perſonenverkehr benutzt werden. Die Ufer ſind auf beiden Seiten niedrig, hie und da ſitzen Fiſcher in kleinen Strohhütten und betreiben ihr Geſchäft mittelſt einer ganz ſonderbaren Vorrichtung. Ueber einen 6 Fuß hohen Stab nämlich, der in geringer Entfernung von ihrer Hütte ſenkrecht in der Erde ſteckt, iſt eine lange Gerte gelegt, deren kurzes Ende bis an die Hütte reicht; an dem anderen iſt ein flaches Netz von 10—12 Fuß im Durchmeſſer befeſtigt, welches nach Belieben in das Waſſer niedergelaſſen oder heraufgezogen wird. Sie fangen darin eine Art ſchmaler, dünner Fiſche, welche ſehr beliebt ſind und von vielen für die beſten in der Welt gehalten werden.

Am nächſten Morgen umſchifften wir den letzten Vorſprung und lagen bald auf der Rhede von Schanghai unter einigen 20 Schiffen; nach Seemanns Brauch hißten ſie alle vor unſeren Sternen und Streifen die Flaggen, die meiſten die amerikaniſche oder britiſche; außerdem zeigten ſich auch die ſpaniſchen und birmaniſchen Farben. Der Strom iſt hier noch ⅛ Meile breit und 4—6 Faden tief, das rechte Ufer ſumpfig und unbewohnt; auf dem linken erhebt ſich, der Stelle, wo die Schiffe liegen, gegenüber, die ſogenannte engliſche Stadt (English town). Ihr ſchließt ſich die Vorſtadt an, welche meiſt aus chineſiſchen Häuſern beſteht, unter denen aber auch einige europäiſche verſtreut ſind; weiter ſtromaufwärts ſieht man die Stadt Schanghai, eine unabſehbare dunkle Häuſermaſſe hinter dem Maſtenwalde der zahlloſen Dſchunken, welche, eine dicht neben der andern, in langen Reihen quer über den Fluß hinliegen. Als der Anker kaum am Grunde war, füllte ſich das Deck ſchon mit Chineſen; der eine empfahl ſeine Seidenzeuge, ein anderer pries ſeine Mützen an, hier präſentirte ein Schneider ſeine Zeugmuſter, dort bot ein Schuſter ſeine Waaren aus, einige brachten auch Früchte u. dgl. an Bord; doch die meiſten waren Arbeiter; ſie faßten ſogleich überall mit an und halfen das Schiff verteien. Ihre Kleidung iſt ſehr einfach, ſie tragen nur eine Blouſe und ein Paar ſehr weite Beinkleider aus blauem, baumwollnem Zeuge; die Handwerker aber hatten ihre Feierkleider an, die einen zwei oder drei kurze anliegende Jacken, ebenſo viele Paare enger kurzer Beinkleider, dann Camaſchen bis an die Schuhe; die andern zwei bis vier Ueberwürfe, einer immer länger als der andere, ſo daß der unterſte bis an die Knöchel reicht. Dieſe Kleider ſind theils von Atlaß oder Seide, theils von Nanking gemacht; die Schuhe ſind plump und haben zolldicke Sohlen; als Kopfbedeckung tragen ſie kleine ſeidene Kappen mit einem Knopfe verziert, oder runde Filzhüte mit umgekremptem Rande. Die ganz ſchwarzen Haare hat jeder Chineſe abraſirt bis auf die, welche um den Scheitel herumſtehen; dieſe ſind in einen langen Zopf geflochten, welcher gewöhnlich herunterhängt, bei der Arbeit aber wird er um den Kopf gewunden. Schnurrbärte ſind nicht ungewöhnlich; die Hautfarbe iſt nicht bei allen gleich, ſie ſchwankt zwiſchen Gelb und Gelbbraun. Es kamen auch einige Weiße an Bord, welche ſich als die Emiſſäre europäiſcher Gaſtwirthe auswieſen; mit einem derſelben ſchloſſen wir einen Accord und fuhren Nachmittags ans Land. Die Fahrboote haben eine Länge von 12 bei einer Breite von 5 Fuß, und werden nur von einem Manne fortbewegt vermittelſt eines breiten Ruders, welches am Hintertheile befeſtigt iſt; in der Mitte befindet ſich eine kleine Hütte aus Strohmatten mit zwei Bänken für die Paſſagiere. Unſer Gaſthaus ſtand in der Vorſtadt nahe am Waſſer; auf dem Giebel wehte eine amerikaniſche Flagge, obgleich der Wirth, wie wir ſpäter hörten, ein ehrlicher Schwede war, der Amerika noch nie geſehen und nur den Gebrauch der engliſchen Sprache als Kellner auf der Inſel Hongkong erlernt hatte. Wir richteten uns ſo gut ein als es bei dem beſchränkten Raume möglich war, und machten nun täglich Ausflüge in die Stadt oder in die Umgegend, auf welchen uns immer ein Chineſe als Dolmetſcher begleitete.

Zuerſt gingen wir in die engliſche Stadt, deren Anblick vom Fluſſe aus uns höchlich überraſcht hatte. Sie beſteht aus mehr als 100 hübſchen großen Häuſern, welche in europäiſchem Geſchmack gebaut und faſt ohne Ausnahme von großen Gärten oder engliſchen Anlagen umgeben ſind, was ihnen ein ſehr freundliches Anſehen verleiht. Die ſchönſten gehören engliſchen, amerikaniſchen, ſpaniſchen, perſiſchen und arabiſchen Kaufleuten; dieſe haben im Laufe der Zeit Doctoren, Lehrer, Schreiber, Kleinhändler u. ſ. w. nach ſich gezogen. Sie haben den ganzen überſeeiſchen Handel in den Händen, der ſich jährlich ſteigert und durch die beſten und ſchnellſten Schiffe mit Neuyork und London betrieben wird. Um den größeren Leichterfahrzeugen (d. h. ſolche, welche die Ladung vom Lande nach den Schiffen bringen) das Anlegen möglich zu machen, laſſen ſie am Ufer einen Quai bauen, der ſchon über 30 Schritte breit iſt und einen hübſchen Spaziergang bildet. Etwa in der Mitte desſelben ſteht ein Mandarinenhaus, das größte und ſchönſte chineſiſche Gebäude in der ganzen Stadt; es iſt mehrere Stockwerke hoch und das Dach mit allerlei Schnörkeleien verziert. Etwas weiter vom Fluſſe entfernt, auf dem großen chriſtlichen Begräbnißplatze, erhebt ſich die engliſche Kirche (die Chineſen nennen ſie „Teufelshaus“), ein nicht großes, aber geſchmackvolles Gebäude mit einem kleinen Thurm. Auch eine Rennbahn, neben der Kirche das untrügliche Kennzeichen einer wohlhabenden engliſchen Colonie, fehlte nicht; ein hübſcher Raſenplatz hinter der Stadt war dazu eingerichtet. Die Straßen ſind ungepflaſtert und nicht breit, da es hier keine Wagen gibt, anſtatt der Equipage hat der reiche Chineſe ſeinen Palankin, die Stelle der Laſtwagen vertreten die Laſtträger. Sie haben auf der einen Schulter ein glattes Stück Bambusrohr liegen, an deſſen beiden Enden, wie an einem Wagebalken, viereckige Bretter mittels dünner Stricke aufgehängt ſind; auf dieſe wird die Laſt als Theekiſten, Mauerſteine, Eimer u. dgl. geſetzt. Während des Tragens

ſtoßen ſie tactmäßig bei jedem Schritte einen Laut aus, wohl um die Vorbeigehenden zu warnen; dieß hört ſich manchmal, wenn ſie 30—40 Mann hoch die Ladung für die Schiffe nach dem Waſſer tragen, äußerſt curios an.

Das Land iſt in der ganzen Umgegend von Gräben und Canälen durchzogen, welch letztere für ziemlich große Kähne ſchiffbar ſind. Der Boden iſt ſehr fruchtbar und äußerſt ſorgfältig bebaut, vorzüglich mit Reis und Baumwolle; die Felder ſind hin und wieder durch lebendige Hecken getrennt, allenthalben ſieht man einzelne Gehöfte von hübſchen Baumgruppen umgeben, ſo daß ſich dem Spaziergänger überall freundliche Anſichten darbieten.

An dem Canale entlang, welcher die Engliſhtown von der Vorſtadt trennt, ſind die Häuſer noch zahlreicher; dort wohnen viele Zimmerleute, Segelmacher und Seiler. Auf der Brücke, über welche unſer Weg führte, ſteht an der einen Seite in einem offenen Schranke ein hölzerner, mit Flittern und Bändern verzierter Götze von ſchrecklichem Anſehen; vor ihm verrichten ſtets mehrere bei dem Scheine von Kerzen knieend ihre Andacht und opfern einige Münzen; auf der anderen kocht eine Höckerfrau in einem großen Keſſel, unter dem ſie ein beſtändiges Feuer erhält, Reis in Waſſer, und bietet denſelben, in Klöße geballt, zum Kauf aus. Von da kann man entweder durch die Vorſtadt oder über einige große, zu Begräbnißplätzen benutzte Felder in die Stadt gelangen. Sie iſt von einer dicken, 20—30 Fuß hohen und hin und wieder mit Thürmen beſetzten Mauer umgeben. Durch die doppelten Thore kommt man in die engen, düſteren Straßen, welche zwar gepflaſtert, aber doch noch ſchmutziger wie die der Engliſhtown ſind; beſonders iſt in denen, wo Lebensmittel feilgeboten werden, der Geſtank oft unerträglich und die Unreinlichkeit, welche dem gemeinen Chineſen überhaupt eigenthümlich iſt, höchſt widerlich. An allen Ecken ſitzen halbnackte, ausſätzige oder verſtümmelte Bettler, die jeden Vorübergehenden und beſonders einen Europäer durch ihre Zudringlichkeit beläſtigen. Bei der ſo ſehr dichten Bevölkerung und der Enge der Straßen iſt das Gewühl der Menſchen außerordentlich groß und das Ausweichen beſchwerlich; man muß fortwährend auf ſeiner Hut ſeyn, um nicht von den faſt beſtändig im Trabe laufenden Palankin- oder Laſtträgern umgerannt zu werden. Die zahlreichen Poliziſten üben ihr Amt ſehr friedlich aus; ſie tragen lange, violette Kutten und ſind leicht an einer großen rothen Troddel auf dem ſchwarzen Filzhute zu erkennen. Die Häuſer ſind niedrig und ſchlecht gebaut, zum großen Theil aus Bindwerk, auch die Schnörkeleien und aufſpringenden Ecken, welche auf unſeren Bildern aus China nie fehlen, bemerkten wir nur an wenigen ſtattlichen Gebäuden. Aber faſt überall ſtößt ein Laden an den anderen; in den einen ſtehen friſche, geräucherte oder eingeſalzene Fiſche zum Verkauf aus, in anderen friſches oder Pökelfleiſch, hier Reis, Mehl und roher Zucker, dort Kandis und Näſchereien; auch alte Kleider- und Trödelbuden fehlen nicht. In manchen Straßen ſahen wir aber auch ganze Reihen eleganter Läden, beſonders ſtechen die der Wechsler und der Seiden- und Möbelhändler hervor. Dieſe ſind gewöhnlich durch künſtlich geſchnitzte und vergoldete Geländer von der Straße getrennt; in den einen werden auf ſchönen, breiten, polirten Ladentiſchen die prächtigſten Seiden- und Atlasſtoffe, reich geſtickte Tücher und Shwals vor dem Käufer ausgebreitet, in den anderen ſieht man geſchickt gearbeitete Tiſche und Schränke, höchſt zierliche und koſtbare Toiletten- und andere Käſtchen von chineſiſcher und japaniſcher Arbeit. Die Kaufleute ſind ſehr zuvorkommend, ſie unterſcheiden ſich von denen der niederen Claſſe neben ihrer anſtändigen, ja reichen Kleidung auch noch durch die oft zollangen, ſorgfältig cultivirten Fingernägel.

Nächſtdem wurde unſer Intereſſe am meiſten durch die Drechslerarbeiten und die geſchnitzten Waaren erweckt, deren Anfertigung zum Theil große Kunſtfertigkeit und unendliche Ausdauer erfordert. Da ſind Spazierſtöcke, auf welchen Landſchaften eingegraben ſind, Häuſer, Bäume, ja ganze Landſchaften, Gruppen von natürlichen und carrikirten Menſchen und Thieren aus Bambus oder Speckſtein geſchnitten, die man für einen Spottpreis kaufen kann. Aehnlich iſt es mit vielen anderen künſtlich und ſauber gearbeiteten Sachen, wie ſie in Europa gar nicht zu haben ſind, als gemachten Blumen, geſtickten ſeidenen Lichtſchirmen, Fächern aus Elfenbein oder Federn, kleinen Spiegeln und anderen Spielereien. In den Werkſtätten der Maler ſahen wir auch die chineſiſchen Tuſche, welche der Engländer Tinte (chinese ink) nennt, weil man ſie hier zum Schreiben gebraucht, wobei ein feiner Pinſel die Stelle der Feder vertritt. Aber es würde ermüdend ſeyn, die unendliche Zahl von Producten einzeln aufzuführen, in deren Verfertigung ſich die Bewohner dieſes Landes auszeichnen; in allem, was Geſchicklichkeit und Ausdauer leiſten können, ſtehen ſie noch unübertroffen da.

Etwa in der Mitte der Stadt kamen wir auf einen ziemlich großen, viereckigen von hohen Häuſern umſchloſſenen Platz, welcher gedrängt voll Menſchen war, zu dem aber nur zwei ſchmale Eingänge an der Seite führten. In dem erſten Stockwerke des gegenüberliegenden Hauſes war eine offene Bühne angebracht, auf welcher mehrere reich coſtumirte Perſonen ein pantomimiſches Schauſpiel aufführten. Es beſtand hauptſächlich aus prächtigen Aufzügen, Tänzen und Kämpfen, und endete auf die bei uns gewöhnliche, aber auch in China beliebte Weiſe, daß die Liebenden einander bekamen; der Verfolger wurde von den Dienern der Finſterniß geholt oder er verſank unter Blitz und Donner in die Tiefe. Zum Schluß ſprach ein alter Mann einen für uns natürlich unverſtändlichen Epilog. Nicht weit von dieſem Theater iſt auf einer kleinen, von Gräben umzogenen Inſel ein öffentlicher Theegarten; hier ſetzt man ſich nieder und trinkt für 1 Caſh (1500 = 1 Dollar) eine Taſſe Thee à la Chinois, d. h. ohne Milch und Zucker; doch ſind bei den Eingebornen die Theehäuſer beliebter, in denen ſie jeden Abend dichtgedrängt ſitzen und zum Theil Opium rauchen; auch die zahlreichen Spielhäuſer ſind immer gefüllt.

Reis und Thee ſind die hauptſächlichen Nahrungsmittel der mittleren, die einzigen der niederen Claſſe der Chineſen. Den Reis eſſen ſie meiſt in Waſſer gekocht mit zwei dünnen Stäbchen, welche ſie ſo geſchickt zu gebrauchen wiſſen, daß ſie ſelbſt einzelne Körner damit zum Munde führen. Doch es gibt auch viele, die ſich nicht einmal dieſe einfachen Lebensmittel verdienen können, das bezeugt die Unzahl von Bettlern auf den Straßen. Tauſende friſten ihr Daſeyn auf die kümmerlichſte Weiſe; eine Menge von Fiſchern, Fährleuten u. dgl. leben ganz und gar auf dem Waſſer, ein Boot, einige Strohmatten und ein Töpfchen zum Kochen iſt all ihr Hab' und Gut; auch eine große Anzahl von Frauenzimmern vegetirt auf dieſe Weiſe. Die Chineſinnen haben überhaupt kein angenehmes Loos, ſie werden wenig geachtet und deſpotiſch behandelt. Eine anſtändige Frau läßt ſich ſehr ſelten auf der Straße ſehen; ſie tragen das volle, glänzend ſchwarze Haar in einer glatten Flechte auf dem Kopfe zuſammengelegt und mit Nadeln oder Blumen geſchmückt; ihr Teint iſt heller und zarter als der der Männer, ihre Figur klein, aber ſchlank; weniger

hübſch ſind die geſchlitzten Augen und der in Folge des Zuſammenpreſſens der Füße wackelige Gang.

Um die Mitte des November beſchloſſen wir, da wir die Stadt genügend durchſtreift hatten, in dem großen, vollſtändig aufgetakelten Boote unſeres Wirthes ſtromaufwärts zu fahren, um die Ufer des bisher noch wenig bekannten Fluſſes zu unterſuchen. Das Wetter war bis dahin beſtändig ſchön geweſen, aber plötzlich ſtellte ſich der Winterregen ein, der nur ſelten für kurze Zeit aufhörte; die Luft wurde kälter, die Straßen ſchmutziger und die Wege grundloſer, ſo daß wir das Haus gar nicht verlaſſen konnten. Unſere Waſſerpartie mußte deßhalb unterbleiben und da das Schiff bald wieder ſegelfertig war, ſo gingen wir am 20 November wieder Anker auf und in wenigen Stunden lag Schanghai weit hinter uns. A. Stenzel.

Die Färbung der Gewäſſer des chineſiſchen Meers.

(Aus dem Univers. franç. 18 März.)

In der Sitzung der franzöſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften vom 6 März theilte Hr. Camille Dareſte folgende intereſſante Notizen über die Färbung des chineſiſchen Meeres mit:

Die Beobachtungen des Hrn. Ehrenberg, dann die neueren der HH. Evenor Dupont und Montagne haben uns darüber belehrt, daß die Gewäſſer des rothen Meers ſich zu gewiſſen Zeiten roth färben durch die Entwicklung einer außerordentlichen Menge von nur mit bewaffnetem Auge ſichtbaren Meergewächſen, einer Species zugehörend, welche der erſte dieſer Gelehrten unter dem Namen trichodesmium erythraeum beſchrieb. Von der Zeit an, wo dieſe Beobachtungen gemacht wurden, dachte man ſie würden über eine große Anzahl zufälliger Färbungen der Meergewäſſer Aufſchluß geben, über Erſcheinungen, von denen ſchon in vielen Reiſeberichten die Rede war; ebenſo vermuthete man aber auch, daß ähnliche Phänomene, ſobald ihr Intereſſe für die Wiſſenſchaft von den Naturforſchern bewieſen, häufiger beobachtet und beſchrieben würden.

Ich habe es der Gefälligkeit des Hrn. Mollien, des ehemaligen franzöſiſchen Generalconſuls in Havana, und eines der Franzoſen welche am tiefſten in das Innere Afrika's vorgedrungen ſind, zu danken, daß ich etwas Neues der Art beobachten konnte. Hr. Mollien hat im letzten Jahre die Beobachtung gemacht, daß das chineſiſche Meer auf eine ſehr große Strecke ſich ins Gelbe und Rothe färbe, daß jedoch dieſe Färbung keineswegs eine ununterbrochene ſey, ſondern ſich in Platten, von einander durch transparente Intervalle getrennt, darſtelle. Die rothe Farbe herrſcht in dem Theile des Meers vor, der insbeſondere das chineſiſche Meer — Nan-Hai — heißt und die ſüdliche Küſte China's im Süden der Inſel Formoſa beſpült, während die gelbe Farbe im Norden der Inſel, in dem das gelbe Meer — Hoang-Hai — genannten Theile die vorherrſchende iſt.

Die Urſache dieſer Erſcheinung war unbekannt. Hr. Mollien ließ mir bei ſeiner Rückkehr nach Frankreich eine Quantität dieſes farbigen Waſſers zukommen, das er an einer Stelle geſchöpft hatte, wo das Meer im Monat September vorigen Jahres roth war. Dieſes Waſſer hatte einen ſchlammigen Satz von brauner Farbe gegeben, den ich einer mikroſkopiſchen Unterſuchung unterwarf, deren Reſultat war, daß ich dieſen Schlamm frei von Erdtheilen, einzig und allein nur durch Anhäufung von kleinen, beinahe nur durch das Mikroſkop wahrnehmbaren und mehr oder weniger verſchiedenen Meergewächſen gebildet fand. Die Ueberreſte aber ſind hinlänglich kenntlich, um ihre natürliche Beſchaffenheit außer Zweifel zu ſetzen und mir die Gewißheit zu geben, daß dieſe Meergewächſe eben der Species angehören, welche Hr. Ehrenberg im rothen Meere entdeckt hat. Hr. Montagne, deſſen Autorität in ähnlichen Dingen ſo bedeutend iſt, hatte die Güte, dieſe Gegenſtände zu prüfen und mich in der Meinung zu beſtärken, die ich über deren ſpecifiſche Identität mit den Gewächſen des rothen Meeres gefaßt hatte. Hr. Montagne erhielt vor einigen Jahren daſſelbe Gewächs von Ceylon durch Hrn. Thwaites zugeſchickt. Demnach alſo findet ſich das trichodesmium erythraeum nahezu in der ganzen Ausdehnung des Südmeers von Afrika bis China, und dieſes kleine nur durch das Mikroſkop wahrnehmbare Pflänzchen gehört zu denen, die die breiteſte Fläche auf dem Erdballe einnehmen.

Die Urſache der rothen Färbung iſt nun alſo klar diejenige, welche ich beim Beginne dieſer Mittheilung anführte. Iſt ſie aber auch in gleicher Weiſe die Urſache der gelben Färbung, die ſich hauptſächlich im Norden der Inſel Formoſa vorfindet? Für denjenigen, welcher die Veränderlichkeit der Farbe der Meergewächſe kennt, muß die Sache möglich ſcheinen. Ich konnte in dem Punkte leider keine unmittelbaren Beobachtungen machen. Aber bei dieſer Veranlaſſung muß ich noch einer ſehr bemerkenswerthen Erſcheinung erwähnen, welche Dr. Bellot, Chirurg der k. engliſchen Marine, am 15 März 1846 zu Schanghai beobachtete. Dieſes Phänomen beſtand in einem Staubregen, der ſiebzehn Stunden andauerte und welcher mit dem Daſeyn einer Wolke über dem Horizont zuſammenfiel, die nach dem Calcul des Hrn. Piddington, Curators des ökonomiſch-geologiſchen Muſeums von Bengalen, eine Ausdehnung von 3825 Quadratmeilen hatte. Mikroſkopiſche und chemiſche Unterſuchungen ergaben, daß dieſer Staub aus Quarzſand ſehr fein vermengt mit Faſern organiſcher Beſchaffenheit, mit den Spuren von Conferven und geſchwängert mit Sodaſalz, beſtand. Während der ganzen Dauer der Erſcheinung blies der Wind von Nordoſt, alſo von der hohen See her. Die kleinen Gewächſe, die den Hauptbeſtandtheil dieſes Staubes bildeten, kamen alle von der hohen See, wie es auch außerdem das Sodaſalz, welches ſehr wahrſcheinlich nichts anderes war als Sodiumchlorür, und der Quarzſand, der ſich, wie bekannt, ſo reichlich im Grunde des gelben Meeres vorfindet, anzeigen.

Die unvollſtändigen Details dieſer Beobachtung erlauben mir nicht zu entſcheiden, ob die Conferven des Hrn. Piddington der Species, die den Gegenſtand dieſer Mittheilung bildet, angehören. Man muß hoffen, daß ihre Beſchreibung von ſolchen Naturforſchern übernommen werden wird, welche Gelegenheit haben das chineſiſche Meer zu unterſuchen.

Die Schiffer- oder Navigators-Inſeln.

Nach den jüngſten Vorgängen auf den Sandwich-Inſeln, reſpective zu Honolulu, dürfte es vielleicht von Intereſſe ſeyn an dieſem Orte zu erwähnen, was amerikaniſche Blätter über jene Weltgegend an Specialitäten enthalten und ich theile daher mit, was über obengenannte Inſeln geſchrieben wird: „die verſchiedenen Inſelgruppen des ſtillen Meeres gewinnen täglich höhere Bedeutung für Californien, ihrer ungemeinen Fruchtbarkeit, ihres herrlichen Klima's und ihrer für unſern Handel mit China ſo günſtigen Lage wegen. Die franzöſiſche Regierung hat in der letzten Zeit eine entſchiedene Neigung, im ſtillen Meere feſten Fuß zu faſſen, kund gegeben; eine Bewegung, die uns nicht gleichgültig ſeyn kann. Wenn wir in der That die Doctrine feſthalten wollen, keiner fremden Macht Gebietserwerbung auf dem amerikaniſchen Continent zu geſtatten, ſo dürfen wir ebenſo wenig Coloniſationsverſuche einer ſolchen auf den Südſee-Inſeln zugeben, wenn wir nicht in kurzer Zeit die Zwiſchenſtationen des großen Welthandelsweges vom öſtlichen Aſien nach Nordamerika in fremden Händen und unſere commerciellen Intereſſen höchlich benachtheiligt ſehen wollen. Zu lange hat ſchon das franzöſiſche Regiment auf Taheiti gedauert und zu deutlich tritt die Abſicht Napoleons III hervor, von jenem Punkte aus nach weiteren Beſitzungen zu ſtreben. Die Franzoſen ſind zwar nie glücklich in ihren Colonialunternehmungen geweſen; ſie mögen ihnen aber im ſtillen Meere beſſer gelingen, wenn wir fortfahren, mit ruhiger Gleichgültigkeit ihren Eingriffen in — wenn nicht jetzt ſchon ſtrict unſere — doch uns offenbar beſtimmte Rechte zuzuſehen.

„Eine der reizendſten Inſelgruppen des ſtillen Meeres iſt die der Schiffer- oder Navigators-Inſeln, von den Eingebornen Samoa- oder Hamoa-Inſeln genannt; ſie liegen nordweſtlich etwa 250 Meilen von den Geſellſchafts-Inſeln, zwiſchen 14° 21 und 13° 23′ ſüdl. Breite, und zwiſchen 169° 2′ und 171° 57′ weſtl. Länge von Greenwich. Es ſind drei größere und ſechs kleinere Inſeln. Die Geſammtzahl ihrer Einwohner (der malayiſchen Race angehörig) beträgt etwa 100,000 Seelen.

„Die Eingebornen beſitzen eine große Geſchicklichkeit in der Verfertigung von Waffen, Geräthſchaften und Fahrzeugen, und ſind gute Schiffer, woher der Name der Inſeln ſtammt.

„Seit 1836 durch aus England geſandte Miſſionäre unterrichtet, denen in ſpätern Jahren ſich franzöſiſche zugeſellten, haben die neuen Chriſten bereits gelernt, ſich untereinander der beiden verſchiedenen Religionen wegen, die auf den Inſeln gepredigt werden, ſo gründlich zu haſſen als der fanatiſche Eifer ihrer Seelſorger es ihnen gebietet. In der Stadt Apea befinden ſich mehrere engliſche Kirchen, die franzöſiſchen Miſſionen ſind mit dem Baue einer großen Kathedrale beſchäftigt. So weit allerdings hat es der Eifer der geiſtlichen Herren gebracht, daß Hunderte der Eingebornen Leſen und Schreiben verſtehen, und ſich in europäiſcher Weiſe kleiden, Erfolge, die ſie jedoch nicht erreichten, ehe ihrer mehrere getödtet, gebraten und verzehrt worden waren. Bereits iſt eine bedeutende Anzahl von Ausländern auf den Inſeln, beſonders in Upolo anſäſſig: zurückgebliebene Matroſen von Wallfiſchfahrern, Paſſagiere, die auf der Reiſe nach oder von Sydney ſich veranlaßt fanden zu bleiben, und zur Wiederherſtellung ihrer Geſundheit auf kurze Zeit nur ſich aufhaltende Fremde von San Francisco und anderen Punkten des Feſtlandes. Tropiſche Früchte ſind in all ihrem reichlichen Ueberfluſſe vorhanden. Das Klima iſt mild, ſogar im Winter. Der Boden iſt fruchtbar, obwohl nur wenig cultivirt. Alle Vegetabilien, Früchte jeder Sorte, Baumwolle und Kaffee, können mit geringer Arbeit gepflanzt werden. Es regnet häufig und der nächtliche Thau trägt ſehr viel zur beſtändigen Anfeuchtung des Bodens bei."

Wenn das nicht frappant einem Gelüſte ähnelt, da zu ernten, wo andere geſäet, ſo verſtehe ich mich nicht auf Aehnlichkeiten! Der amerikaniſche Appetit nach den netten kleinen Biſſen im ſtillen Meere erſcheint mir als quite yankeelike. E. B.

Archäologiſche Notizen.

Babyloniſche Entdeckungen. Das Athen. vom 18 März enthält einen Brief Rawlinſons mit allerhand noch ſehr hypothetiſchen Anſichten, einige Stellen heben wir jedoch hier aus, da ſie ein in der hl. Schrift (im Propheten Daniel) erzähltes Ereigniß beſtätigen, und einige Angaben über den Stand der Entdeckungen enthalten, welche für manche Leſer Intereſſe haben mögen. Der Brief iſt aus Bagdad vom 25 Januar 1854 datirt, alſo ziemlich neu.

„Hr. J. Taylor, der während des Winters beſchäftigt war, die Ausgrabungen für das brittiſche Muſeum in Südchaldäa unter meiner Oberaufſicht zu leiten, hat kürzlich eine Anzahl Thoncylinder in den Ruinen von Umm-Kir [1] (dem alten Ur der Chaldäer und nahe bei der modernen arabiſchen Stadt Suk eſch-Schuch am Euphrat) ausgegraben. Zwei dieſer Cylinder ſind bereits an mich gelangt, und ich habe gefunden, daß ſie eine Angabe der Arbeiten enthalten, welche Nabonidus, der letzte König von Babylon, im ſüdlichen Chaldäa ausführen ließ. Sie beſchreiben unter andern Dingen die Wiederherſtellung der Tempel, welche die chaldäiſchen Monarchen mindeſtens 1000 Jahre früher aufführen ließen, und bemerken auch die Wiedereröffnung von Canälen, welche Nabopolaſſar und Nebukadnezar hatten graben laſſen. Die wichtigſte Thatſache aber, die ſie mittheilen, iſt, daß der älteſte Sohn Nabonids Bel-ſchar-ezar [2] hieß, und daß ihm der Vater einen Antheil an der Regierung gewährte. Dieſer Name iſt unzweifelhaft der Belſazzar Daniels und liefert ſomit den Schlüſſel zu der großen hiſtoriſchen Frage, welche bisher aller Löſung Trotz bot. Wir können nun verſtehen, wie Belſazzar als Nebenkönig mit ſeinem Vater Gouverneur an Babylon geweſen ſeyn mag, als die Stadt durch die vereinten Truppen der Meder und Perſer angegriffen wurde, und daß er in dem darauf folgenden Sturme umkam, während Nabonidus, der eine Truppenmacht zum Entſatz der Stadt herbeiführte, geſchlagen und genöthigt wurde, in dem benachbarten Borſippa (Birs-i-Nimrud) eine Zuflucht zu ſuchen, wo er nach kurzem Widerſtand capituliren mußte, und nachher dem Geſchichtſchreiber Berofus zufolge einen ehrenvollen Aufenthalt in Carmania angewieſen erhielt. Durch die Entdeckung des Namens Bel-ſchar-ezar als dem Sohn des Nabonidus zugehörig,

---

[1] Umm-Kir bedeutet bloß „Mutter des Erdpechs", und wird von den Arabern dieſen Ruinen beigelegt, weil dieß Material ſich hier, wo es als Cement für die Backſteine benützt wurde, in Menge findet.

[2] Bel iſt der Name des Gottes, ſchar iſt der Königstitel, und das „ezar" iſt eine ſehr gewöhnliche Endung aſſyriſcher und babyloniſcher Namen. Aus Bel-ſchar-ezar konnte leicht Belſazzar werden, wie es in der Bibel geſchrieben iſt.

können wir nun zum erstenmal die authentische Geschichte (wie sie von Herodot und Berosus erzählt wird, nicht wie wir sie im Roman Xenophons und in den Fabeln des Ctesias finden) in Uebereinstimmung bringen mit dem Berichte Daniels .... Es ist sehr merkwürdig daß, während die assyrischen Cylinder in Monumentalinschriften besonders dem Bericht über die fremden Eroberungen der Monarchen gewidmet sind und nur gelegentlich von der einheimischen Geschichte sprechen, die Sitte zu Babylon gerade umgekehrt gewesen zu seyn scheint. Ein genealogisches oder eigentlich historisches Document ist noch gar nicht in Babylonien oder Chaldäa gefunden worden, während geographische, statistische, priesterliche und architektonische Beschreibungen in Menge vorhanden sind.

Zum Schlusse habe ich nur noch mitzutheilen, daß die Ausgrabungen in Chaldäa jetzt thätig betrieben werden, auf Rechnung der Assyrian Fond Society an beiden Ufern des Euphrats zu Senkereh und Warka von Hrn. Lofius, und auf Rechnung des brittischen Museums von Hrn. Taylor zu Umm-Kir, Abu Schahrein und Nawaweis; man hat allen Grund zu erwarten, daß in diesem Winter Materialien werden gesammelt werden, die uns in den Stand setzen, die Könige der chaldäischen Dynastie von 1976 bis 1578 v. Chr. mit derselben Sicherheit zu classificiren, wie die assyrischen Könige von 1273 bis 625 v. Chr. und daß wir dann ein historisches Bild Westasiens haben werden, das bis ins 20ste Jahrhundert v. Chr. hinaufreicht, oder über den Auszug Abrahams aus Chaldäa, und zwar viel bestimmter und sicherer fortlaufend, als man bis jetzt für das Schwesterkönigreich Aegypten durch eine Vergleichung der hieroglyphischen Berichte mit den 30 Dynastien Manetho's ermitteln konnte. — Ich warte nur die Ergebnisse der Arbeiten der Herren Lofius und Taylor ab, um mit den Früchten der Forschungen der zwei letzten Jahre in Babylonien und Assyrien nach England zu gehen, und hoffe Ende April oder Anfang Mai daselbst anzukommen.

H. C. Rawlinson.

•

Hr. Van de Velde über Hrn. Saulcy's Entdeckungen. Ueber Hrn. Saulcy und seine ziemlich leichtsinnig auf- und abgefaßten Reisen scheint ein schlimmes Gericht hereinzubrechen. Hr. Van de Velde, dessen wir in Nr. 11 kurz als Zweifler an der Richtigkeit der Entdeckungen Hrn. Saulcy's erwähnten, hat der Londoner palästinisch-archäologischen Gesellschaft eine Denkschrift über die Pseudoentdeckungen Saulcy's mitgetheilt und hier steht Hr. Saulcy allerdings in sehr fatalem Lichte da. Hr. Van de Velde war im J. 1851 nach Paris gekommen, und da zu jener Zeit Saulcy's Entdeckungen großes Aufsehen gemacht hatten, ging er zu ihm und schlug ihm vor, seine Entdeckungen durch weitere Forschungen zu verificiren. Hr. Saulcy, der bekanntlich sehr flüchtig gereist war, konnte nicht umhin das Anerbieten anzunehmen, gab ihm eine Copie seiner handschriftlichen Karten und die Instruction, die er von Hrn. Vivien de St. Martin erhalten hatte, welchen letztern Hr. Van de Velde gleichfalls besuchte. Wir haben in Nr. 11 bemerkt, daß von allen Positionen nur die von Sodom unzweifelhaft sey, daß die Versetzung Gomorrha's ans Nordwestende des Sees nothwendig falsch seyn müsse, ebenso die Versetzung von Zeboim in das Gebiet von Moab, daß die Lage von Adamah nur auf dem neuen arabischen Namen Suk-eth-Thaeme und (angeblichen, von Saulcy nicht in Augenschein genommenen) Ruinen in der Nähe beruhe, daß dabei die Lage von Zoar, nur höchstens eine halbe Stunde von Sodom, mit dem jetzigen Zuera zusammentreffe, weil Lot nicht im Laufe dieser kurzen Zeit von Sodom nach dem Zoar am Südostrande des Sees gelangt seyn könne. In dieser letzten Beziehung kann Van de Velde's Urtheil nicht richtig seyn, denn es lag allerdings ein Zoar an dem Südostrande des Sees, aber dieß Zoar kann bei der Erzählung von Lots Rettung unmöglich gemeint seyn; in den andern Beziehungen ist er aber wahrscheinlich im Recht, und umsomehr, als er nach seiner Rückkehr seine Zweifel und Bemerkungen Hrn. Saulcy mittheilt, ohne daß dieser in seinem Werke sie irgend berücksichtigt hätte. „So erzählt man jetzt der Welt eine Geschichte, wie die fünf Städte von Saulcy aufgefunden wurden, nicht zu gedenken eines Heers anderer biblischen Städte, und um alles zu krönen, selbst der Gräber der Könige von Judah an der Nordseite Jerusalems, von wo der Reisende einen Sarkophag fortführt, der jetzt mit wunderbarer Anmaaßung in der Galerie des Louvre als der identische Sarkophag König Davids selbst gezeigt wird." Hr. Van de Velde fordert die Association auf, ihren Glauben an die vermeintlichen Entdeckungen Hrn. Saulcy's zu suspendiren, und verspricht alsbald seine persönliche Untersuchung der angeblichen Stellen, sowie seine sehr umständlichen und mühseligen Forschungen in ganz Palästina zu veröffentlichen.

•

Hellenische Thürme auf den cycladischen Inseln. In der Londoner k. Literaturgesellschaft wurde am 8 März eine Mittheilung von Capitän Graves vorgelesen über verfallene hellenische Rundthürme auf den Inseln Andros, Keos, Kythnos, Seriphos, Siphnos, Naxos und Paros. In einem Schreiben an Ob. Leake erwähnt derselbe der Aehnlichkeit mit den Rundthürmen Irlands. „Die irischen Thürme, sagt er, waren in ihrem vollständigen Zustand 70—100′ hoch und hatten 50—60′ im Umfang. Die Pyrghi auf den griechischen Inseln, auf Andros und Naxos z. B., sind etwa 60′ hoch, und übertreffen die irischen Thürme gewöhnlich um etwa 40′ im Umfang." Ob. Leake bemerkt, daß sich Reste von Pyrghi in manchen Theilen Griechenlands finden, daß man aber sehr selten sie so gut erhalten antreffe, wie Capitän Graves sie schildere, und daß gleichfalls selten sie so nahe bei einander sich finden, wie sie auf Siphnos gewesen zu seyn schienen, wo sie augenscheinlich zur Vertheidigung der Silberminen dienten, durch welche die Insel berühmt war. (Athen. 18 März.)

•

Ueberreste von Alt London. Das römische Pflaster in Broadstreet (Neulondon) ist auf dem Begräbnißplatz der ältern Stadt angelegt. Unter Branntweinläden liegen die Ruinen von Nonnenklöstern, und unter Speisehäusern die Krypten vergessener Klöster. Unsere Gefängnisse (sagt das Athen. vom 11 März) waren einst Paläste und unsere Waarenhäuser die Wohnungen von Adeligen. Die ganze noch übrige Fläche des Mosaikpflasters ist jetzt aufgeräumt und zeigt eine Reihe von achteckigen und rhombenförmigen Zierrathen, die einander durchschneiden und eine mittlere, viereckige Abtheilung einschließen, in welcher eine weibliche Figur sich findet, die man für eine Ariadne oder Bacchantin hielt, dann wie zu Pompeji reitet sie auf einem kräftigschreitenden Leoparden und hält eine Schärpe bogenförmig über ihren Kopf. Ein rother zwei Fuß breiter Rand umgibt das Ganze, während ein geschlungenes Muster (cable pattern) sich durch einen Theil des Bildes durchzieht. Einzelne Theile des Pflasters tragen augenscheinlich Spuren einer kenntnißlosen Wiederherstellung durch ungeschickte Arbeiter. Ein Denar von Hadrian und mehrere Kupfermünzen von Constantin wurden nebst mehreren Kleinigkeiten von römischer Arbeit auf demselben Boden gefunden;

da man vor einigen Jahren ein ähnliches aber kleineres Pflaſter nicht weit von derſelben Stelle fand, ſo hofft man auf weitere Entdeckungen. Es wird allem aufgeboten, um dieſen intereſſanten Ueberreſt der alten Eroberer zu erhalten.

Miscellen.

Ueber den Zuſtand der franzöſiſchen Literatur läßt ſich der Correſpondent der Literary Gazette (21 März) nach langem Schweigen wieder alſo vernehmen. „Die franzöſiſche Literatur hat, wie Sie wiſſen, durch die Februarrevolution einen furchtbaren Schlag erlitten; Straßentumulte, Barrikadengefechte, Gewäſch auf der Tribüne und Radotiren in den Zeitungen lenkten die öffentliche Aufmerkſamkeit gänzlich von Büchern ab. Indeß ging es den Schriftſtellern, obgleich ihre eigentliche Beſchäftigung vorüber war, doch im Ganzen nicht ſchlecht, einige gaben Zeitungen heraus, andere wurden in die Nationalverſammlung gewählt, einige hatten die Unverſchämtheit Botſchafter, Präfecten oder Miniſter zu werden, andere machten ſich mit Aufſtänden zu thun, was in jenen Tagen eines der profitabelſten Geſchäfte war. Der Staatsſtreich Sr. jetzigen kaiſerlichen Majeſtät war ein zweiter „großer Schlag und ſchwere Entmuthigung“ der Brüderſchaft von Dinte und Feder; er vernichtete mit Einem Griff eine ganze Maſſe Journale, machte dem Schreiben ſeditiöſer Pamphlete ein Ende, und hatte nicht nur die Wirkung dem Publicum gründlich das Leſen zu verleiden, ſondern umgab auch das Drucken mit ſo manchen Hemmniſſen und Fährlichkeiten, daß die Herausgeber ſich ſcheuten, Bücher herauszugeben, damit man nicht daron Anlaß nehme, ſie mit Geldbußen, Gefängniß oder Exil zu beſtrafen. Dieß brachte die Schriftſteller in die äußerſte Noth: die Mehrzahl derſelben brachte ſich, der Himmel weiß wie? durch, mehrere griffen nach ſehr widerwärtigen Handelsgeſchäften — einige wurden Reſtaurants, andere Schuhputzer — viele verließen Frankreich gänzlich, und nicht wenige ſtarben nach Erduldung des ärgſten Elends im Spital. Dank der Rückkehr materiellen Wohlſtandes, der Erhaltung der Ordnung durch eine furchtbare Armee und der durch erzwungene Fernhaltung politiſcher Discuſſion erzeugten Ruhe ergaben ſich vor einigen Monaten einige Anzeigen, daß die Literatur wieder etwas von ihrer ſonſtigen Thätigkeit ſpüren laſſe. Die HH. Villemain, Guizot und Thierry gaben Schriften heraus, mehreres wurde von ihnen verſprochen, ſowie von den HH. Thiers, Lamennais, Lamartine und einigen minder bedeutenden Perſonen. Herausgeber dachten ſogar daran, Manuſcripte, die ſie in glücklichern Zeiten angekauft hatten, drucken zu laſſen, und die ſtets ſanguiniſchen Schriftſteller ergingen ſich ſchon in wilden Träumen von täglichen Mahlzeiten und ſaubern Hemden. Jetzt iſt alles wieder anders: der bevorſtehende Krieg mit Rußland hat der Literatur einen Schlag verſetzt, wie der Staatsſtreich. Wenige Bücher, d. h. was man in der That Bücher nennen kann, ſind herausgegeben worden, noch weniger ſind angekündigt, und was herausgegeben iſt, wird nicht verkauft. Vor einem Monat — der Brief iſt vom 22 März datirt — gab einer der glänzendſten Autoren ein Werk heraus, und da er mit den Journalen bekannt war, ſo brachte er es dahin, daß alle günſtig daron ſprachen und Auszüge daraus machten. Dieß iſt die Art wie man in Frankreich den Verkauf eines Buchs betreibt, und in normalen Zeiten hat dieß Mittel nie verſagt. Wie viele Exemplare ſind aber verkauft worden? Noch nicht fünfzig. Iſt es zu verwundern, wenn die Buchhändler von 50 Manuſcripten, die man ihnen anbietet, kaum eines annehmen, und dafür eine Summe bieten, um die es ein Schreiber kaum abſchreiben würde. Vor einigen Wochen war von einem neuen Werk Lamartine's die Rede; gegenwärtig ſoll er einen Band türkiſcher Erzählungen ſchreiben, welche ein Seitenſtück zu Tauſend und eine Nacht bilden ſollen. Doch von allen den vielen Schriften, die er ſeit einem Jahr verſprochen hat, iſt nicht Eine erſchienen, ſeine ſogenannte Geſchichte der conſtituirenden Verſammlung ausgenommen, die ſtückweiſe in einer Zeitung erſchien, aber wenig Aufmerkſamkeit erregt. Nichtsdeſtoweniger iſt es gewiß, daß er hart mit der Feder arbeitet, ſelbſt bis zum Schaden ſeiner Geſundheit. Dieß iſt ſehr ehrenvoll für ihn, da ſeine politiſche Laufbahn ihn in Armuth und Verlegenheit gebracht hat, und er wenigſtens keine Schulden hinterlaſſen will. In Einer Beziehung iſt er noch glücklich: ein angeſehener Börſenſpeculant, der bekannte Hr. Mirès, welcher Eigenthümer von 3 oder 4 Journalen und Zeitſchriften iſt, fühlt eine ſo warme Bewunderung für ſeinen Geiſt und ſeinen perſönlichen Charakter, daß er darauf beſteht alle ſeine Manuſcripte zu kaufen, und ihm in baarem Geld eine höhere Summe gibt, als Lamartine ſelbſt zu fordern wagen würde. Die Börſe erzeugt ſelten einen Mäcen, und es gereicht Hrn. Mirès zur Ehre, der Beſchützer eines Mannes, wie Lamartine, zu ſeyn, des größten lebenden Dichters von Frankreich, und trotz ſeiner politiſchen Irrthümer einer ſeiner edelſten Bürger.“

•

Inſecten aus China. In der Londoner linné'iſchen Geſellſchaft legte am 7 März Hr. S. Stevens einen Theil einer großen Sammlung Inſecten vor, die der bekannte Hr. R. Fortune im nördlichen China gemacht, und welche viele neue und bemerkenswerthe Arten enthalten. Einige derſelben tragen eine auffallende Aehnlichkeit mit vielen in England gefundenen Arten, während andere einen ganz verſchiedenen Charakter zeigen und von denen jedes andern Landes abweichen.

•

Verſteinertes Wallfiſchbein in Schweden aufgefunden. In einer Zuſammenkunft der ſchwediſchen Akademie am 7 März zeigt Hr. A. Retzius einen merkwürdigen Fund vor, der in der Nähe von Kinnekulle beim Graben, vier Ellen unter dem Boden, entdeckt worden war. Es war ein kleiner Klumpen, den man anfangs nur für einen wunderlich geformten Stein hielt, der ſich aber bei näherer Unterſuchung als ein verſteinerter Knochen aus dem Ohr eines Wallfiſches auswies. Wie viel Jahrtauſende mögen verfloſſen ſeyn, ſeit der urſprüngliche Beſitzer dieſes Ohres in dem Meere ſchwamm, welches damals Weſtgothland bedeckte? (Aftonbl. 9 März.)

Bemerkung. Im vierten Abſchnitt der „Reiſefragmente aus den Abruzzen“, S. 273, hat ſich ein Irrthum eingeſchlichen. Martial war nicht zu Sulmo geboren, ſondern, nach ſeinem eigenen mehrfachen Zeugniß, zu Bilbilis in Spanien. Von peligniſcher Abkunft mag er geweſen ſeyn, aber darüber findet ſich, unſeres Wiſſens, nichts in ſeinen Epigrammen; denn die angezogene Zeile „Pelignæ gentis gloria, decor ego“, die einen Pentameter vorſtellen ſoll, aber als ſolcher zwei Proſodiefehler hat (Peligná und Decor), iſt muthmaßlich eine fingirte Inſchrift aus barbariſcher Zeit. Hr. Dr. S. wird uns wohl gelegentlich ſagen wie er dazu gekommen.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Eine Wochenſchrift

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Nr. 14. 7 April 1854.

Beiträge zur Erforſchung der geometriſchen Grundformen in den alten Tempeln Aegyptens

von Fr. Röber.

Die ältere Zeit hat viel gewußt oder zu wiſſen geglaubt von den Geheimlehren der alten Aegypter, und Aegypten war lange Zeit das fabelhafte Land, in welches man die Kenntniß der tiefſten Geheimniſſe der Natur verſetzte; die neuere, welche in der Kenntniß Altägyptens ſo weit fortgeſchritten iſt, daß wir jetzt manches beſſer wiſſen als ſelbſt Herodot es wußte, obgleich dieſer perſönlich in Aegypten geweſen und die meiſten Prachtbauten, von denen wir zum Theil nur noch klägliche Trümmer ſehen, noch vollſtändig erhalten mit eigenen Augen geſchaut hat, dieſe neuere Zeit hat in dem Glauben an die geheime Wiſſenſchaft der Aegypter ſo tüchtig aufgeräumt, daß es jetzt faſt ein Glaubensartikel geworden iſt, die Myſterienlehre der alten Aegypter in Zweifel zu ziehen, weil „ſie nichts zu verbergen gehabt hätten.“ Wer an dieſen modernen Glaubensartikel taſtet, hat ein böſes Spiel, und wir wiſſen nicht, ob Hr. Fr. Röber, der dieß wagt, trotz ſeiner haarſcharfen Rechnungen vorerſt viel Glück machen wird. Wir ſagen vorerſt, denn ſeine Reſultate dürften doch mit der Zeit manche ſtutzig machen. Hr. Fr. Röber tritt ſehr beſcheiden auf als der Sohn ſeines Vaters, des ehemaligen Profeſſors der Baukunſt zu Dresden, dem das Verdienſt der erſten Entdeckung gebühre, und das er nur, nach den ihm zu Gebot ſtehenden ſpärlichen Mitteln ausgearbeitet, als einen Verſuch der gelehrten Welt übergebe. Es handelt ſich um nichts geringeres, als zu beweiſen daß die ägyptiſchen Tempelbauten von den älteſten Zeiten an bis herab in die Periode der erſtern Cäſarn nach beſtimmten klar erkannten, berechenbaren und bis ins Kleinſte befolgten geometriſchen Grundſätzen aufgeführt worden ſeyen. Der Satz iſt um ſo kecker, als jede Abweichung von der feſtgeſetzten Regel ſich durch die einfachſte Meſſung ergeben, und den ganzen Satz und die darauf gebauten Schlußfolgerungen wieder umſtoßen muß. Indeß iſt ſich Hr. Röber des Wagniſſes wohl bewußt, und vor den Folgen nicht zurückgeſchreckt.

Wir haben einen leichten Argwohn, daß Hr. Röber, der Vater, Freimaurer geweſen und darauf ausgegangen ſey, den Urſprung der Freimaurerei bis in jene faſt mythiſchen Zeiten Aegyptens hinauf zu verfolgen. Einige Bemerkungen in der vorliegenden, beiläufig bemerkt nur 58 Quartſeiten großen Schrift über nur dem Eingeweihten verſtändliche Bauzeichen auch in den ältern gothiſchen Bauten des Mittelalters und ein etwas theoſophiſcher Anflug im Eingang haben dieſen Gedanken in uns hervorgerufen, der die Liebhaberei an ſolchen Studien erklärt, aber die Möglichkeit wichtiger Entdeckungen keineswegs ausſchließt. Man iſt von der Alchymie zur Chemie fortgeſchritten, warum ſollte man nicht auch von einer myſtiſchen Auffaſſung der Bauverhältniſſe zur Entdeckung ihrer Grundelemente aufſteigen, um ſo mehr, wenn tüchtige Fachkenntniſſe, wie wir ſie bei einem Profeſſor der Baukunſt vorausſetzen müſſen, dem Myſticismus keine Seitenſprünge geſtatten. Es bleibt bei einem ſolchen Stande der Sachen von dem Myſticismus nichts übrig als die Abneigung, nicht alles was einen myſtiſchen Anſtrich hat, von vornherein zu verwerfen, eine Geiſtesrichtung, die nicht weniger zu Fehlſchlüſſen und Fehlgriffen geführt hat, als der Myſticismus ſelbſt, der ſich nun einmal aus der menſchlichen Natur nicht verbannen läßt, und bei manchen, die demſelben völlig abgeſagt zu haben meinen, nur in anderer Form um ſo gröber wieder kommt; die Leute, welche ächt holbachiſch an keinen Gott aber doch an Geiſter glauben, ſind nicht eben ſelten. Es iſt deßhalb nicht übel, wenn auch Leute, die ſich etwas zum Myſticismus hinneigen, ſich mit dem Studium der Alterthümer befaſſen, und was Hr. Röber über die myſtiſche Bedeutung des Welteies und deſſen Zuſammenhang mit den mathematiſchen Conſtructionen der alten Aegypter ſagt, ſtört uns noch keineswegs in der Auffaſſung ſeiner Schrift. Er gibt uns ſelbſt den Maaßſtab hiefür an, wenn er p. 11 ſagt: „ſo weit die alten Naturbegriffe auf einer wiſſenſchaftlichen Erkenntniß der Grundprincipien des Naturorganismus beruhten, mußten ſie in den Prieſterſchulen, wo ſie Eingang gefunden hatten, urſprünglich übereinſtimmen. Aber ſowie ſich die Forſchung von den Zahl- und Maaßverhältniſſen der Materie, von den Bildungsgeſetzen der Natur hinweg höhern Wahrheiten zuwandte, und ſich beſtrebte das Ueberſinnliche zu erfaſſen, die Verwandtſchaft des Geiſtes mit der Natur zu ergründen, ſo mußte nothwendig die urſprüngliche Uebereinſtimmung aufhören, und die Forſchung verſchiedene Richtungen verfolgen. Man wandelte nicht mehr auf mathematiſchem Boden, und die metaphyſiſchen Begriffe entwickelten ſich nach der Individualität und dem Geiſtesvermögen der Völker und Zeiten.“ Da-

nach wollen wir uns richten, die hie und da in der Einleitung auftretenden theoſophiſchen und mythologiſchen Reflexionen bei Seite laſſen und uns möglichſt an den mathematiſchen Boden halten.

Sind auch die Nachrichten der Griechen, namentlich der ſpätern, über die geheimen Lehren der Aegypter ſehr unſicher, ſo iſt doch kaum ein Zweifel, daß ſie in der Mathematik erfahren ſeyn mußten. Pythagoras, der ſelbſt nach Aegypten reiſte, und von Polykrates dem König Amaſis empfohlen war, kehrte zurück, reichlich mit mathematiſchen Kenntniſſen ausgeſtattet; höchſt auffallend iſt aber, daß er ſeine Kenntniſſe nicht niederſchrieb, ſondern nur mündlich einem ausgewählten Kreiſe mittheilte, ein Umſtand, dem wir es noch verdanken, daß wir von den pythagoräiſchen Lehren ſo wenig zuverläſſiges wiſſen. Dieſe Geheimnißkrämerei konnte er faſt nur in Aegypten gelernt haben, wo ſie ſich von ſelbſt verſtand, da nur die Prieſterkaſte eingeweiht werden konnte. In Griechenland, wo es keine Kaſten gab, und man alſo die Mitglieder des Geheimbundes willkürlich nach gewiſſen Prüfungen auswählen mußte, verfiel der Pythagoräerbund bald wieder, und wenn wirklich, wie auch unſer Verfaſſer verſichert, die Größenlehre mit zu den Geheimlehren gehörte und Uneingeweihten nicht mitgetheilt werden ſollte, ſo verſchwand mit der ſteigenden geiſtigen Entwicklung dieſe Geheimnißkrämerei völlig, und als Euklid ſein berühmtes Buch ſchrieb, mußte die Mathematik ſeit längerer Zeit öffentlicher Unterrichtsgegenſtand geworden ſeyn. Ob Euklid gewiſſe mathematiſche Sätze, auf die wir gleich näher zu reden kommen werden, nicht kannte, oder nicht mitzutheilen wagte — eine Frage, über welche der Verfaſſer keine Entſcheidung gibt — müſſen wir gänzlich dahin geſtellt ſeyn laſſen.

Daß Pythagoras auf Zahl und Maaß in ſeiner Lehre großes Gewicht legte, und ſelbſt einen myſtiſchen Sinn damit verband, läßt ſich wohl kaum in Abrede ſtellen. Ihm war der Punkt das Einfache, die Linie oder die Längenerſtreckung das Zweifache, das Quadrat oder die Raumausdehnung das Dreifache und der Würfel oder die Körperausdehnung das Vierfache; er fand auch hier das Fortſchreiten der Zahl. Dieſe mathematiſchen Grundlagen waren aber zuverläſſig höchſt ausgebildet, und der ſogenannte pythagoräiſche Lehrſatz iſt gewiß nicht von ihm erfunden, ſondern aus dem Orient und wahrſcheinlich aus Aegypten mitgebracht. Stellen der h. Schrift, wonach Gott alles „nach Maaß, Zahl und Gewicht“ gemacht habe, und Bruchſtücke aus den Schriften des Pythagoräers Philolaos, wonach „die Zahl das Geſetzliche in der Natur und der Grund alles Erkennbaren iſt“, deuten zuverläſſig darauf hin, daß mathematiſche Lehren in Aegypten zu einer gewiſſen Ausbildung gelangt waren, ob zu einer ſolchen, wie Hr. Röber vorausſetzt, das iſt es nun eben was bewieſen werden ſoll. Er führt an, daß die Pythagoräer Zahlen und mathematiſche Figuren mit dem Namen von Göttern belegten, daß nach Philolaus die Winkel gewiſſer Figuren, beſonders des Dreiecks, gewiſſen Göttern gewidmet waren, und daß Theodoros an dem demiurgiſchen Dreieck einige Götter nach den Seiten, andere nach den Winkeln wirken läßt. Dieſe Angaben ſcheinen zu beweiſen, daß Mathematik und eine gewiſſe myſtiſche Theologie in einander ſpielen, und die Mathematik daher ſehr wohl als Geheimlehre behandelt werden konnte.

Ohne uns auf mathematiſche Ausführungen einzulaſſen, führen wir gleich den Hauptſatz nebſt der Anwendung an: „die Kugel enthält drei gleichſchenkliche Triangel, 1) den gleichſeitigen Triangel, in welchem jeder Winkel an der Grundlinie das Einfache des dritten Winkels iſt; 2) den gleichſchenkligen Triangel, in welchem jeder Winkel an der Grundlinie das Doppelte des dritten Winkels iſt; 3) den gleichſchenkligen Triangel, in welchem jeder der Winkel an der Grundlinie das Dreifache des dritten Winkels iſt. Im Kreiſe bildet der erſte Triangel das gleichſeitige und gleichwinklige Dreieck, der zweite Triangel das gleichſeitige und gleichwinklige Fünfeck, und der dritte Triangel das gleichſeitige und gleichwinklige Siebeneck.[1] Dieſe drei Elementartriangel mit einfachem, doppeltem und dreifachem Winkel, welche zur Conſtruction der Kugel erforderlich ſind, finden ſich in den alten Tempelanlagen Aegyptens und Nubiens in mannichfacher Zuſammenſetzung und religiös-ſymboliſcher Dichtung angewandt, aber ſtets bildet die im Alterthum abſichtlich geheim gehaltene Conſtruction des Triangels mit dreifachem Winkel die innern heiligen Verhältniſſe der Tempel, während die Conſtruction des zweifachen Winkels, aus welcher das Fünfeck hervorgeht, zu den übrigen, die des einfachen Winkels oder des gleichſeitigen Dreiecks zu den äußern profanen Verhältniſſen und Bauwerken, unter andern zu den freiſtehenden Tempelthoren verwandt werden.“ Man muß geſtehen, wenn der Hr. Verfaſſer dieſen Satz mathematiſch durchführen kann, dann muß man ihm zugeſtehen, daß die Aegypter, wenn nicht geradezu, wie er ſich ſehr allgemein ausdrückt, „eine wiſſenſchaftliche Naturforſchung beſeſſen“, ſo doch die Mathematik zu einer Entwicklung und wiſſenſchaftlichen Anwendung gebracht haben, von der man ſich bis jetzt nichts träumen ließ.

Den Beweis ſucht er in folgender Weiſe zu liefern. Er geht nach einander den (am genaueſten gemeſſenen) Tempel von Edfu, dann den von Dendera, hierauf die Tempelbauten von Karnak und das Rhameſſeon durch, entwickelt durch mathematiſche Berechnung die verſchiedenen Maaße der Pylonen, der Thore, der Säulen, der Eingänge, der Vorhöfe und endlich des Allerheiligſten, und ſetzt neben die durch mathematiſche Berechnung gefundenen Maaße die durch Meſſung erhaltenen; dieſe weichen — Berechnung und Meſſungsangaben als richtig vorausgeſetzt — in der Regel nur um Hundertſtel oder Tauſendſtel vom Meter ab, ſo daß er ſich berechtigt fühlt (p. 48), den Satz aufzuſtellen: „Durch dieſe Darſtellung der geometriſchen Verhältniſſe in den drei Tempeln hoffe ich hinreichend die Anwendung nachgewieſen zu haben, welche die Aegypter von den Elementen der Geſtaltungslehre bei ihren heiligen Bauten gemacht haben, und glaube daher von einer weitern ausführlichen Angabe der noch in den übrigen Tempeln vorhandenen Conſtructionen, ſo weit mir ſolche bekannt ſind, abſehen zu dürfen.“ Sind dieſe Berechnungen richtig, ſo iſt für alle weitern Forſchungen und Nachgrabungen der Weg gezeigt; man kann in den zum Theil verſchütteten Tempeln nach wenigen ausführbaren Meſſungen das Uebrige mathematiſch conſtruiren und ganz genau angeben, wo dieſe oder jene Theile eines Baues ſich finden oder geſtanden haben müſſen. Es kann uns nicht beikommen, über dieſe Entdeckungen ein Urtheil abgeben zu wollen, und der Verfaſſer hat ſich ſelbſt in ein hinreichend ſcharfes Dilemma geſtellt: entweder hat er mit einemmal das

[1] Der Verfaſſer bemerkt noch, die Conſtruction des letzten Triangels habe kein Geometer des Alterthums mitgetheilt, auch Euklid nicht, und hier iſt es, wo Hr. Röber die Anſicht ausſpricht, Euklid habe „nicht gewagt dieſen Satz zu veröffentlichen, wenn er ihn überhaupt gekannt habe.“

Räthſel der heiligen Bauten der Aegypter gelöst, und bewieſen daß eine ſehr bedeutende Entwicklung der Mathematik in ein ſehr hohes Alter der ägyptiſchen Monarchie hinaufreicht, oder er hat von vornherein einen Rechnungsfehler gemacht, und der ganze von ihm aufgeführte Bau taugt nichts, womit denn auch die Anſichten von großartiger Entwicklung der Mathematik in ſo alter Zeit zuſammenfallen. Es gibt kaum ein Drittes.

Die Sache hat noch eine andere Seite, welche der Verfaſſer nicht berührt, und der wir deßhalb auch nur in wenigen Worten gedenken. Wenn ſchon die alten Aegypter in der Mathematik ſolche Fortſchritte gemacht hatten, wenn ſie, wie kaum zu zweifeln, mit den Zahlen und den geometriſchen Figuren einen geheimen, myſtiſchen Sinn verbanden, ſo mußte dieß mit dem wachſenden Verfall des ägyptiſchen Prieſterthums, mit dem Eindringen des kritiſchen Geiſtes der Griechen und des zum Grübeln neigenden Sinnes der Juden zu allen möglichen abergläubiſchen Entartungen führen. Mit dem wachſenden griechiſchen und römiſchen Einfluß, mit dem Aufdämmern des Chriſtenthums ſank das ägyptiſche Heidenthum unvermeidlich, die Anwendung des alten Wiſſens in Tempelbauten hörte auf, die myſtiſchen Beziehungen der Zahlen und geometriſchen Figuren auf die alten Götter mußten in Verachtung fallen, und Querköpfen oder Betrügern in die Hände gerathen. So würde ſich eine Menge in den angeblichen Werken des Hermes Trismegiſtos und in einzelnen Theilen der Kabbala enthaltenen Unſinns nebſt Abracadabra und Abraxasgemmen erklären, ebenſo wie der Ruf geheimer altägyptiſcher Weisheit, den die Neuern dann mit Unrecht ſo gänzlich ins Fabelbuch geſchrieben hätten.

Bemerkungen über das finniſche Element im Gouv. Petersburg.

(Nach Katorga im „Boten der kaiſ. ruſſ. geogr. Geſellſchaft.“ 1853. VI.)

Wenn den Phyſiologen das beſchäftigt, wie der Menſch Pflanzen und Thiere verzehrt, und wie aus den Elementen derſelben unſer Bau und der ganze Körper ſich bildet, ſo ſcheint mir, daß es ein ohne Vergleich höheres Intereſſe bietet, wie eine Nation, die ſich ausgelebt hat, in einer andern, noch kräftigen und friſchern untergeht. Für den Naturforſcher geht hier ein wirklicher Aſſimilations- oder Ausgleichungsproceß vor ſich: auf der einen Seite ein allmählicher Verluſt der individuellen, beſondern Bedeutung, auf der andern eine Ausgleichung dieſer Maſſe mit ſich ſelbſt. In dieſem Verhältniß befinden ſich die finniſchen Stämme des Petersburger Gouvernements zu den daſſelbe bevölkernden Ruſſen. Dieſe Verhältniſſe und ſämmtliche ſie begleitende Erſcheinungen in Bezug auf körperliche, geiſtige und ſprachliche Zuſtände ſind ſo belehrend für die Erkenntniß der Vergangenheit und der Zukunft, daß nur zu bedauern iſt, daß bis jetzt außer einigen magern Bemerkungen Georgis und der aller Beachtung würdigen gelehrten Forſchungen des Akademikers Sjögren und der Karte P. J. Köppens, [1] wir noch immer keine genaue und möglichſt umfaſſende Nachforſchungen über die finniſchen Stämme des Gouv. Petersburg haben. Mit jedem Jahrzehend verengt ſich das Object der Forſchung, wird minder zahlreich und zugleich verworrener. Das ruſſiſche Volk hat von Moskau bis Nowgorod und Pſkow alle hier ehemals wohnenden Stämme verſchlungen, und von Nowgorod bis Petersburg dauert der Proceß nun bereits ſechs Jahrhunderte fort. In den ruſſiſchen Stamm ſelbſt ſind in Körperbeſchaffenheit, Sinnesart und Sprache viele finniſche Elemente eingedrungen. Man muß deßhalb nicht bloß aus Neugierde, ſondern um das eigene Selbſt kennen zu lernen, alle noch lebenden oder halb lebenden finniſchen Elemente ſtudieren.

In gegenwärtiger Zeit iſt die finniſche Sprache auf einen ſehr unbedeutenden Theil des Petersburger Gouvernements beſchränkt, auf die Kreiſe Jamburg, Peterhoff, St. Petersburg, einen Theil von Zarskojeſelo, den weſtlichen und ſüdlichen Theil des Schlüſſelburger Kreiſes und einige zerſtreute Dörfer im ſüdweſtlichen Ende des Kreiſes von Gdow nicht weit von dem Peipus-See; man darf aber nur die Karte dieſes Gouvernements betrachten, um ſich zu überzeugen, daß auf derſelben faſt gar keine andern Namen ſtehen, als finniſche, und daß ſelbſt von denen, die ächt ruſſiſch ſcheinen, viele finniſch und nur einem oft ſehr entfernten Gleichklang nach umgewandelt ſind. Wir übergehen die meiſten hier aufgeführten Namen-Beiſpiele, um nur einige der auffallendſten feſtzuhalten. Am finniſchen Meerbuſen unter dem 47° L. ſteht ein finniſches Dorf Harju-Walla, (Harju, Höhenkamm, wellenförmige Gegend, walla, Gebiet, Diſtrict), auf den Karten und in der officiellen Sprache heißt es Gory Waldai (Waldai-Berge), der See daneben heißt Karawaldai. Es iſt gar kein Zweifel, daß der Name der Stadt Waldai und der Waldai-Berge desſelben Urſprungs iſt. In den Gouvernements Petersburg und Nowgorod gibt es eine Menge Dörfer des Namens Wala. Vieles iſt jetzt noch leicht verſtändlich, weil an denſelben Orten noch Finnen wohnen, da aber, wo ſie aufgehört haben Finnen zu ſeyn, und wo die Namen dennoch finniſch klingen, bleibt nur noch der philologiſche Weg übrig, um die Wurzeln aufzuſuchen. Die Benennungen der Flüſſe des Petersburger Kreiſes Ojat, Pascha, Sjas, Walgama, Wolchow, Nema ſind unzweifelhaft finniſch. Der Akademiker Sjögren hat gründlich nachgewieſen, daß die Stadt Ladoga ſo viel als Alvejgieborg iſt, und der See Ladoga in den alten lateiniſchen Handſchriften Aldoga heißt, was von dem finniſchen Alto, die Welle, altokas, das ſtürmiſche, herkommt; die daſigen Finnen haben die Wurzel vergeſſen und nennen den See jetzt ſelbſt Ladoga. Ebenfalls nach Sjögren nennen die Anwohner des weſtlichen Ufers des Onega-Sees denſelben Äänine oder kürzer Anine von ääni, toſen, rauſchen. [2] Es iſt gar nicht übertrieben, wenn man ſagt, daß man ein ganzes Buch ſchreiben müßte, um alle die Orts-, See- und Flußnamen des

[1] Von letzterem ſteht im Bulletin de la classe des sciences historiques de l'Académie imper. des sciences. Vol. XI, Nr. 10. eine genaue Kirchſpiel für Kirchſpiel verfolgte Angabe der im J. 1848 von Ingriern (finn. ingrikot, ruſſ. ishora) bewohnten Dörfer des Gouv. Petersburg, und im ruſſ. Journal des Miniſteriums der Volksaufklärung (Mai und Juni 1851) eine andere über die Woten.

[2] Die Ruſſen ſprechen das o im Anfang ſehr häufig wie a aus.

Gouv. Petersburg durchzugehen; und ſich zu überzeugen, wie viel finniſche Elemente in die ruſſiſche Sprache übergegangen ſind. Vieles iſt jetzt theils ſchwer, theils unmöglich zu erklären, aber die Zeit kommt und iſt vielleicht nicht fern, wo es kein finniſch redendes Element mehr hier geben, und wo Nachforſchungen ſehr ſchwierig ſeyn werden.

Wir wollen jetzt auf den Grad dieſer Aſſimilation und auf die Urſachen, die ſie beſchleunigen, nur in Kürze einen Blick werfen, und um dieß klar zu machen, an die geographiſche Stellung der noch im Gouvernement lebenden Finnen erinnern. Bezeichnen wir auf einer Specielkarte die von noch jetzt finniſch redenden Völkern beſetzten Gegenden, ſo erhalten wir zwei der Geſtaltung und Bedeutung nach gänzlich verſchiedene Umriſſe, vorerſt einen ſüdweſtlichen, mannichfach in Form von Halbinſeln, Vorgebirgen und Meerbuſen durchſchnittenen. Halbinſeln und Vorgebirge können wir finniſches Gebiet nennen, die Meerbuſen ruſſiſches. Die zwei tiefſten Meerbuſen erſtrecken ſich von SO nach NW in der Richtung der Flüſſe Narowa, Pljuß oder Luga; die ruſſiſchen Meerbuſen ſchneiden hier zwiſchen den finniſchen Halbinſeln ein, wie die Finger der einen Hand zwiſchen die der andern. Die Gebiete des ruſſiſchen Elements ſind hier um ſo länger und breiter, als die Flüſſe breiter, die Verbindungswege leichter und bequemer ſind. Die dichteſte Maſſe Finnen, faſt mit ſcharfen Umriſſen gegen Süden, beginnt auf dem waſſerloſen ſilüriſchen Strich von Gatſchina nach Jamburg. Das ruſſiſche Element niſtet ſich auf dieſer Südweſtgränze von S. gegen N. ein; der Norden iſt vorzugsweiſe, ſelbſt ausſchließlich finniſch, und von dieſer Seite her ſieht man noch keine Spuren der Ruſſificirung. Die zweite Gränze des noch lebenden finniſchen Elements, die weſtliche, iſt ſehr ſcharf; der Fluß Tosna bildet ſie von ſeiner Ausmündung aufwärts bis zum Dorfe Tosna. Die großen, bequemen Handelsſtraßen, die Gewäſſer des Ladoga-Sees und der in denſelben fallenden Flüſſe haben ſeit alter Zeit und unabläſſig die Ströme ruſſiſchen Elements angezogen, die Nowgoroder und ihre Handelsgenoſſen, und in dieſem thätigen, lebendigen, und ſomit anziehungskräftigen Element ging unwiederbringlich die ganze finniſche Individualität unter, und ließ nur zur Erinnerung die Namen faſt aller Seen, Flüſſe, Bäche, Dörfer und Diſtricte faſt im ganzen Schlüſſelburger und durchaus im ganzen Neuladogaer-Kreiſe zurück.

Sehen wir jetzt durch welche Mittel und auf welchen Wegen das ruſſiſche Element das finniſche verſchlang. In den hiſtoriſchen Büchern iſt nur von ſtrengen Zwangsmitteln die Rede: die Ruſſen bekriegten, beraubten, vernichteten die Finnen mit dem Schwert und drängten ſie hinaus, die Finnen verlegten ihre Wohnſitze und entfernten ſich immer weiter gegen Norden. Dem Forſcher erſcheinen ſolche Erzählungen ſeltſam: er hält ſie entweder für Uebertreibung oder für Erzeugniſſe der Phantaſie, welche in Folge wirklicher Gefechte die Beſiegten nach Norden treiben läßt. Die Nowgoroder waren allerdings ſtärker als die Finnen, aber es läßt ſich durchaus nicht annehmen, daß ihre Anzahl ſo groß war, daß ſie die Finnen aus drei Viertheilen des ganzen jetzigen Gouv. St. Petersburg treiben und alle ihre Dörfer beſetzen konnten. Die Finnen waren niemals Nomaden, ſondern führten ein anſäſſiges Leben, wofür ihr Charakter und die für ewige Zeiten an die Naturgegenſtände des ganzen Landes geheften finniſchen Namen zeugen, und wie ungern anſäſſige Menſchen ihr Eigenthum, ihre Häuſer und Ländereien verlaſſen, iſt bekannt. Zu welchem Ende ſollte auch der Sieger alle Beſiegten austreiben? was ſollte er mit dem unbebauten Boden anfangen? Dieſe Erde iſt ſchön und reich nur durch den Menſchen; die Beſiegten waren dem Sieger als Dienende, als Tribut Zahlende nöthig. Er wird ſie alſo nicht verdrängen, ſondern im Gegentheil zum Bleiben anhalten und nur die Herrſchaft über ſie ausüben.

Die einzelnen Menſchen werden mit beſondern Anlagen geboren, und dieß Geſetz, das uns im engen Kreiſe klar und unbeſtreitbar iſt, gilt auch von den Menſchenſtämmen; von allen iſt der weiße der begabteſte und herrſcht deßhalb auf der ganzen Erde. Aber auch der weiße Stamm beſteht aus vielen Völkern, die mehr oder minder begabt ſind, und dieſe Begabung iſt ſo verſchiedenartig und ſpeciell als bei den einzelnen Menſchen; ihre hiſtoriſche Bedeutung, das ganze Leben der Nationen iſt ſomit auch dem Grade und der Art ihrer Begabung nach verſchieden. Daß der Menſch ſtirbt, iſt ein allgemeines Geſetz, aber dieß Geſetz gilt auch von Nationen. Der Menſch wird alt und ſtirbt, wenn er auch ſein ganzes Leben in kindiſcher Unwiſſenheit zugebracht hat; ſo altert auch jede Nation und ſtirbt, wenn ſie auch ewig in urſprünglicher Rohheit und Einfalt geblieben iſt. In jeder Geſellſchaft gibt es hinfällige Stämme, die nur dem Körper nach beſtehen, und männliche Stämme, ſtark an Körper und klug von Geiſt; die erſtern gehen allmählich unter und verſchwinden in den andern. Dieſelbe Erſcheinung zeigt ſich auch unter den Nationen; die minder begabten, das Volk, das ſeine Zeit nahezu oder ganz ausgelebt hat, ſtützt ſich inſtinctartig, ohne es ſelbſt zu bemerken, auf die Hand der begabteren und ſtärkeren.

Ein ſolches Verhältniß beſteht nach unausweichlichen organiſchen Geſetzen zwiſchen dem finniſchen Volk und dem ruſſiſchen. Hier hat nicht die Zahl, ſondern nur das geiſtige und körperliche Uebergewicht der Racen den Aſſimilationsproceß entſchieden, da die Finnen wahrſcheinlich einſt zahlreicher waren als die ruſſiſchen Geſchlechter. Als Maaßſtab des geiſtigen Uebergewichts und der Entwicklung der Völker muß man den Grad der Entwicklung des Handels annehmen; er iſt das Endreſultat des geiſtigen Lebens des Volks, ſein Geſchäft iſt es, den Ueberſchuß eigener Erzeugniſſe andern zu überliefern, und das zu gewinnen, was er zu Hauſe nicht hat. Darum hat der ruſſiſche Handelsweg, d. h. der ruſſiſche Geiſt, die höhere ruſſiſche Natur ſo entſchieden das finniſche Element auf der ungeheuren Strecke des jetzigen Neuladogaer, und dem größten Theil des Schlüſſelburger, im ganzen Luga- und Gdower-Kreis, d. h. da wo ruſſiſcher Handel und ruſſiſcher Geiſt am leichteſten und bequemſten eindrang, überwältigt.[1] Nach dieſen Bemerkungen ſind die geographiſchen Umgränzungen der jetzigen finniſchen Bevölkerung ſehr begreiflich.

Die Aſſimilirung eines Volks, das ſeine Individualität verliert, geht allmählich in folgender Weiſe vor ſich: der Mann, der mehr ein äußeres Leben lebt, vertauſcht vor allem ſeine Kleidung,

[1] Um dieſe Sache gehörig ins Licht zu ſetzen, müßte man freilich ſich nicht auf das Gouvernement Petersburg beſchränken, ſondern das ganze Vordringen des ſlawiſchen Stammes von der Waräger Zeit an gegen Nordoſten ſchildern. Moskau ſelbſt liegt auf altfinniſchem Boden; die Normannen haben ganz Finnland bis nach Perm hin mehr oder minder unterjocht. Dieß Zurückdrängen der uraliſchen Stämme, die auf nordeuropäiſchem Boden gewiß älter ſind, als Germanen und vielleicht ſelbſt älter als Slawen, iſt überhaupt noch ein nicht ſehr durchforſchtes Feld. A. d. U.

die Mütze, den Rock, womit das höhere, erzeugungsfähigere Volk ihn bekleidet; das Hemd mit ſtehendem Kragen bleibt dem Finnen lang, das Hemd mit umgeſchlagenen Kragen zeigt ſchon das unabwendbare Verlangen für einen Mann der neuern Zeit, für einen Ruſſen zu gelten. Die Nationaltracht der Frauen erhält ſich viel länger. Faſt zugleich mit dem Rock wechſelt die Bauweiſe ſeines Hauſes, ſelbſt die innere Einrichtung und die Geräthſchaften, aber der eiſerne Keſſel und das Scheren der Haare bleibt lange ein Kennzeichen finniſcher Abkunft, ſelbſt dann, wenn keine Spur der finniſchen Sprache mehr vorhanden iſt, wovon man ſich leicht überzeugen kann, wenn man den Fluß Pljuß oder Luga von Jamburg aufwärts faſt bis zur Stadt Luga verfolgt. Der finniſche Geſichtsausdruck, namentlich ſcharf bei alten Männern und Frauen, die vollkommen flachsartige Farbe der Haare, der ruhige, tiefſinnige und gar nicht jugendlich helle Blick, die ſo ſo, gleichſam wirer Willen abgeſtutzten Haare nöthigen den Forſcher zu der Frage, warum ſie ihre Haare nicht an der Schulter abſchnitten? und darauf erfolgt die Antwort: das iſt moskauiſch und bei uns nicht Sitte.

Eine der höchſten Stufen der Aſſimilation wird dadurch bezeichnet, daß das Volk der niedrigern Race freiwillig von der höhern die ſittlichen Ueberzeugungen annimmt, und ſich namentlich an ſeine Religion anſchließt. Um das bisher Geſagte zu beſtätigen, wollen wir die verſchiedenen Stämme des Petersburger Gouvernements aufzählen: 1) die Iſhoren, in den Nowgoroder Chroniken Iſheränen, Ingricot genannt, deren nach Köppen im Gouv. Petersburg noch 18,500 ſind Dieſe Ueberreſte ſind in den Kreiſen Neuladoga und Schlüſſelburg vollkommen ruſſificirt. Viele finniſche Klänge ſind nach dem ruſſiſchen Ohr umgewandelt, und eine Menge ruſſiſcher Worte aufgenommen; ſie gehören alle zur griechiſchen Kirche und eben damit haben ſich auch ächte ruſſiſche Sitten und Gebräuche in den wichtigſten Ereigniſſen des Lebens eingeniſtet. So ſucht z. B. der Vater dem Sohne ſelbſt die Braut aus, ſie ſelbſt zeigt ſich nach der Einwilligung des Vaters vor der Hochzeit niemanden, ſie jammert ſo daß man es unter dem Fenſter hören kann, und weint und klagt ächt ruſſiſch über das Loos, das ſie erwartet. Die Iſhoren verrichten Gebete auf den Gräbern und klagen und weinen ſo ruſſiſch, daß man ſie von den Ruſſen nicht unterſcheiden kann. 2) Karelen, Karjalaiſet (von Karja, Heerde, und Laiſet, Volk oder Leute), nach Köppen nicht mehr als 3600, aber die ununterbrochene Fortſetzung des Stammes nach Finnland hinein, am weſtlichen und nördlichen Ufer des Ladoga-Sees und im Gouv. Olonez zeigt, daß ſie zu einem ſehr zahlreichen Stamm gehören. Sie ſind griechiſchen Glaubens, und unterſcheiden ſich von den Iſhoren nur durch eine höhere Stufe von Ruſſificirung. Die Karelen hingen über die Kreiſe Neuladoga und Schlüſſelburg einſt unmittelbar mit den jetzigen Iſhoren zuſammen und wurden von ihnen nur dadurch abgeſchnitten, daß der ruſſiſche Handelsweg durch dieſe Kreiſe alle daſigen Finnen in Ruſſen umwandelte; die Iſhoren wohnen in einem Winkel ohne Aus- und Eingang, die Karelen auf dem Weg der Nowgoroder nach dem weißen Meer. 3) Wod oder Woſhanen, finn. Waddjalaiſet, ſind ſämmtlich griechiſchen Glaubens, in Hochzeits- und Begräbnißgebräuchen ganz den Iſhoren ähnlich, in ihrer Sprache aber — ſie wohnen im Kreiſe Jamburg — den Eſthen näher ſtehend; die Männer drücken ſich mit Schwierigkeit ruſſiſch aus, Weiber und Kinder verſtehen es gar nicht, ihr häusliches Leben gleicht, ſo viel ich geſehen, bis auf Kleinigkeiten hinaus dem der Eſthen auf den Inſeln Mona und Oeſel. Ihre Zahl beträgt nach Köppen 5148 Seelen, ſie gelten als der einzige Ueberreſt ihres Stammes, es ſcheint mir aber, daß auch Ueberreſte an der Nowgoroder Gränze ſich finden, am Fluſſe Ordeſh und bis zum Bache Kremenka (eine Verſtümmelung des finniſchen Worts Kämäkkä, ſumpfige Gegend). Hier iſt noch eine ganz von Ruſſen umgebene Gruppe, die zwar finniſch ſpricht, aber in ihrem Leben und Treiben ganz ruſſiſch geworren iſt. Dann folgen die faſt gar nicht ruſſiſch gewordenen Finnenſtämme lutheriſchen Glaubens, nämlich 4) Eſthen, Tſchud oder Tſchuchna, Wirolaiſet, wie ſie ſich ſelbſt nennen, im ſüdweſtlichen Ende des Kreiſes Gdow am Peipusſee, und ſelbſt weiter nach oſtwärts in Dörfergruppen, die ganz von Ruſſen umgeben ſind. 5) Die Sawakel, welche in ihrem Aeußern, in Kleidung, Bildung und Gewohnheit den Finnen in Finnland am ähnlichſten ſind; ſie wohnen in den Kreiſen Schlüſſelburg, Zarskojeſelo, Peterhof und Jamburg, in mehrern Kirchſpielen ganz ungemiſcht. Die Männer tragen ſich, außer dem Hemd mit ſtehenden Kragen, ganz ruſſiſch, die Häuſer ſind ganz ruſſiſch, auch reden ſie dieſe Sprache gut. 6) Die Auramöiſet in denſelben Kreiſen, aber näher bei Petersburg gegen Wyborg und Kexholm. Außer den auf den Edelhöfen wohnenden Leuten ſind dieſe drei Stämme faſt noch gar nicht ruſſificirt.

Der Charakter der Finnen iſt Ausdauer, ruhiger Fleiß, Ueberlegung und daher eine ſo feſte Ueberzeugung, daß die Ruſſen ſie Hartnäckigkeit nennen. Daraus entſpringen aber auch ſehr ehrenwerthe Eigenſchaften, Ehrlichkeit, Redlichkeit und Wahrhaftigkeit bis auf Kleinigkeiten hinaus. Dieſe ausgezeichneten Eigenſchaften treten rein im eigentlichen Finnland auf, als Folge vorzüglicher Einrichtungen im Volksunterricht. Leider haben wir über das finniſche Volksleben in ſeiner Blüthe faſt gar keine hiſtoriſchen Nachrichten. Augenſcheinlich war ihre Entwicklung nicht bedeutend, weil abgeſonderte Menſchen und abgeſonderte Völker nicht ſonderlich vorſchreiten, die Finnen aber, im Oſten und zum Theil im Süden von Mongolen und Tataren umgeben, von den begabtern europäiſchen Völkern durch ungeheure, undurchdringliche Landſtriche geſchieden waren. Die finniſchen Völker entwickelten ſich, wie es ſcheint, aus eigenen Mitteln, waren geſchickt in Handwerken und häuslichen Beſchäftigungen; Zauberei und die damit verwandte Heilkunſt, ferner die Schmiedekunſt und Gerberei, Vieh- und Bienenzucht ſcheinen die Ruſſen von den finniſchen Stämmen gelernt zu haben, welche in dem heutigen europäiſchen Rußland viel zahlreicher waren als die ſlawiſchen. Nach dem unwandelbaren Geſetze aller lebenden Formen haben die Finnen ihre Zeit möglichſt ausgelebt, und ſind in körperlicher, geiſtiger und ſprachlicher Beziehung in den andrängenden ſlawiſchen Stamm aufgegangen.

Amerikaniſche Federzeichnungen von E. Pelz.

Amerikaniſche Gegengewichte.

Spiel iſt unſer Leben und Schauſpiel — Lerne
Spielen, oder du trägſt Schmerzen und Schaden davon.
Nach Palladas von Alexandrien.

Unter die näheren Bekanntſchaften, welche ich bald nach meiner Ankunft in den Vereinigten Staaten Nordamerika's machte, gehört auch Doctor M., dem ich manchen ſehr ſchätzenswerthen Fingerzeig über hieſige Verhältniſſe verdanke. Was man ſo ſelten in einem Buche findet: aus dem Leben Gegriffenes und objectiv Hingeſtelltes, das gab mir dieſer Mann, der als Arzt hinlängliche Gelegenheit hatte, das Weſen der Dinge zu erkennen. Faſt täglich kommen mir einzelne ſeiner Ausſprüche ins Gedächtniß, und eben fällt mir wieder ſein oft angewendeter Satz ein: „Bei uns wird dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen! — Es iſt Sonntag und vierter Juli, der Jahrestag unſerer Unabhängigkeitserklärung, für die alle Amerikaner zu ſchwärmen behaupten. So lange mir die Augen offen ſtehen, werde ich an den Teufelslärmen denken, den ich an einem vierten Juli in New-York erlebte; die ganze Stadt und Umgegend war unſicher geworden, wo man ſich hinwendete, verfolgte einen das Gekrach der Schüſſe und das Gepraſſel von Feuerwerk. Es iſt fürwahr ein reines Wunder, daß ich nicht erwürgt bin an den Verſicherungen des tiefen Ergriffenſeyns von der Bedeutung dieſes Tages, welche von allen Seiten auf mich eindrangen. „In dieſem Punkte wenigſtens wachſen hier die Bäume in den Freiheitshimmel hinein!“ rief ich mir von da an beſtändig zu, bis in dieſem Jahre trotz des vierten Julei, wie hier der Juli ausgeſprochen wird, die ſtereotype, ſonntägliche Todtenſtille mich an ein Gegengewicht erinnerte.

Wir ſind mit einer dringenden Arbeit beſchäftigt; es gilt den Plan zu einer Waſſerleitung zu entwerfen, welche zweien, nahe bei einander liegenden Städten eines der nothwendigſten Lebensbedürfniſſe zuführen ſoll. Die Jalouſien ſind feſt geſchloſſen, es fehlt nur am nöthigen Lichte und wir öffnen einen Flügel. Bald darauf erſcheint unſer Hauswirth mit der dringenden Bitte, doch ja das Fenſter zu ſchließen, damit man nicht von außen bemerke, daß hier am Sonntage gearbeitet werde. Der ängſtlich ausſehende Mann verſichert dabei hoch und theuer:

„Ich mache mir den Teufel nichts aus dem Sonntage wie er hier iſt, aber man muß es um der andern willen thun!“

Dieſen „andern“ wünſchte ich endlich einmal gründlich auf die Spur zu kommen, und ſo beſuchte ich denn nach und nach den ganzen Bekanntenkreis unſeres Hauswirthes, brachte bei allen die Rede auf den Sonntag und ein jeder geſtand mir gewöhnlich nach den erſten darüber gewechſelten Worten:

„Es iſt nur um der Leute willen!“

Nun ging ich herunter zu den niedern Claſſen, was hier gleichbedeutend mit den Aermern iſt, und da hieß es denn faſt durchgehends:

„Ja, die Reichen hängen einmal an dieſem Herkommen, unſere Weiber und Mädchen zeigen ſich auch gern im Sonntagsſtaat; das Büſſineß hängt mit davon ab,“ u. ſ. w.

Unter den Reichen aber trat mir mehrfach die ſchlichte Verſicherung entgegen: „Neben unſerer ausgedehnten politiſchen Freiheit bedürfen wir durchaus der Gegengewichte!“

Hiernach ließ ſich in jedem Falle annehmen, daß der amerikaniſche Julei-Enthuſiasmus die Sourdine eines Poſtponements- (Verſchubs) auf nachfolgenden fünften des Monats vertrug, folglich Rückſichten auf Nachbargeträtſch, und vor allem aufs Büſſineß, d. i. Geldgewinn, die Freiheitsbegeiſterung überragte. Doch das iſt nicht die richtige Bezeichnung, vielmehr zeigt ſich hier eben nur eine Verhinderung, daß die Amerikaner eine allzu gigantiſche Geſtalt gewinnen und in den Himmel hinein wachſen.

Wiſſenſchaft, Kunſt und Induſtrie haben in den Vereinigten Staaten nicht nur vollſte Freiheit ſich zu entfalten, ſondern es wird in Herſtellung von Freiſchulen und Freiakademien, von Muſteranſtalten und dergleichen obendrein viel Ermunterndes gethan, dennoch bleibt die Einfuhr aus der alten Welt nothwendig, um die neue einigermaaßen im Schritte zu erhalten.

Nirgendwo ein ſichtbares Gegengewicht und dennoch keine Rieſengeſtalten nach angegebenen Richtungen hin. Ich bekam Aufſchluß über dieſe merkwürdige Erſcheinung. Wenn Dr. B. des Abends ein freies Stündchen finden kann, ſo beſucht mich der alte erfahrene Herr, um mit mir zu plaudern. Sich im Wiegenſtuhl ſchaukelnd ließ ſich derſelbe geſtern folgendermaaßen aus:

„Wir Amerikaner haben durchaus nur Einen Maaßſtab, den wir an alles legen, und dieſer iſt das Geld. Sehen Sie nur unſern Daniel Webſter an, es iſt ein großer Staatsmann, ein Genie erſten Ranges. Man bleibt ſtehen, um ihm auf den Straßen nachzuſehen, er iſt im Munde aller! Unſere Demokratenpartei nennt ihn ariſtokratiſch, allein verſuchen Sie es ſein Talent anzugreifen und es wird ſich zeigen, wie er geſchätzt iſt. Der Mann verſteht Geld zu machen! Das begreift und ſchätzt Jedermann. Er könnte ein Solon ſeyn und würde unbeachtet bleiben, wenn ihm dieſes Geſchick abginge. In öffentlichen Blättern wird ſtark über die Art und Weiſe ſeines Geldmachens hergezogen, das verſchafft ihm aber thatſächlich nur immer mehr Anerkennung. Die Menge liebt niemals das Erhabene, ihre Günſtlinge trugen ſtets Menſchlichkeiten zur Schau. Wir begreifen durchaus nur den etwas hausbackenen, handgreiflichen Egoismus, vielleicht zum Theil auch darum mit, weil wir ein wenig über ihn herziehen können.“

Das Geld hängt ſich alſo mit ſeinem Metallgewicht an den Aufſchwung zum Höchſten, aller Welt gewiſſermaaßen zurufend: belieben Sie gefälligſt auf Erden zu bleiben! Man wird an die Zwergobſtbäume und die Gärtnermittel ſie herzuſtellen erinnert!

Sogar die amerikaniſche Galanterie gegen das ſchöne Geſchlecht ſieht man nach der idealen Seite hin verſtutzt, indem genau Unterrichtete dieſelbe vorn herein nur für eine höchſt nöthige Schranke, gegenüber der rohеſten Zügelloſigkeit und thieriſchen Willkür, erklären. Faſſen wir einige Fälle näher ins Auge:

Dort kehrt ein Farmer mit einem ſchwergeladenen Fuder Heu in größter Mittagshitze heim. Schweißtriefend und ermattet geht er neben ſeinen Pferden einher. Eben tritt ſein Weib mit einem Gefäß in der Hand an die Hausthür, ſie war im Begriffe zum Brunnen zu gehen, um Waſſer zu ſchöpfen. Als ſie ihren Mann erblickt, ſetzt ſie das Gefäß auf der Thürtreppe nieder und kehrt ohne ein Wort zu ſagen ins Haus zurück. Das Waſſerholen iſt

des Mannes Sache, dieſer läßt nun auch ſein Fuder ſtehen, nimmt das Gefäß, ſchleicht damit zum Brunnen, füllt daſſelbe und trägt es dann gleichfalls ohne Worte zu verlieren ins Haus an die gewohnte Stelle. In dieſem Verhältniß zeigt ſich auch keine Spur irgend einer höhern Auffaſſung der Stellungen beider Geſchlechter, nichts als das Herkommen, der Gebrauch und eine möglichſt materielle Anſchauungsweiſe. Der Mann, welcher die meiſte Ausſicht gewährt, einer Gattin möglichſt viel Geld zum angebeteten Dreß (Putz) hergeben zu können, dem wird nur in Folge ſolcher Berechnung die Hand gereicht. Beſtätigt ſich dieſe Speculation nicht, ſo geben zahlreiche, zu ihren Eltern zurückgekehrte Frauen den Beweis, daß kein zarteres Band die Ehe knüpft. Nicht ſelten laſſen Amerikanerinnen unter ſolchen Umſtänden ihre kleinen Kinder im Stiche, und erſt neulich lernte ich ein ſolches Beiſpiel im Kreiſe meiner Bekanntſchaft kennen. Eine angloamerikaniſche Putznärrin verließ einen vier Monat alten Säugling, den ſie ſelbſt ſtillte, weil ihr Mann, ein Farmer, nicht Geld genug zu neuen Kleidern ſchaffen konnte und ihr zumuthete, ein wenig in der Wirthſchaft mitzuhelfen. Eine andere junge Frau verließ ihren Mann in den Flitterwochen, weil er ihr — das Schminken unterſagte! Und ſo könnte ich noch ein Regiſter ſolcher Schönen aufzählen, das länger ausfallen würde als das berühmte des Leporello im Don Juan. Lernt man die hieſigen Landesſitten näher kennen, ſo werden vorhandene Ausnahmen von ſo betrübender Regel erſtaunenswerth, denn nicht nur daß die Jugend, ſobald ſie kaum zu lallen beginnt, in das rohe Dollargetriebe hineingezogen wird, ſie muß auch namentlich in allen Dingen ihren Willen haben. Bildung und andere ſchöne Eigenſchaften der Menſchen erfordern aber durchaus Selbſtüberwindung, die bei ſo rüdem Einwurzeln von Willkür ſelten und nur ſehr ausnahmsweiſe zu entſtehen vermag. Das Kind eines Diebes und Trunkenboldes zeigt ſich ja auch nur ausnahmsweiſe dem Diebſtahl und der Trunkenheit abgeneigt.

Unter ſolchen Umſtänden kann der amerikaniſchen Galanterie eben nur Gewöhnheit und Aeußerlichkeit zum Grunde liegen, denn woher ſollte wahre, innige Verehrung und Hochachtung ſolcher Geſchöpfe kommen? Der Mann aber beſitzt ſeinerſeits auch nur einen äußern Anſtrich von Bildung, ihm fehlt jene innere Gediegenheit, jener ſittliche Halt, welcher allein das Bewußtſeyn eigener Würde und Kraft erzeugt; die Frau kömmt raſch genug hinter ſehr ſchwache Seiten und reißt die Herrſchaft wenigſtens äußerlich an ſich. Das Herkommen, nicht ſelten ein boshafter Caricaturiſt, hat dieſes hohle Gethue gegen die Frauenwelt ſchon bis zur Fratze heruntergezogen, dafür nur ein Beiſpiel: in einer Kaltwaſſerheilanſtalt erſchien eines Tages die kleine, dicke, putzſüchtige Frau eines reich gewordenen New-Yorker Stockfiſch-Ariſtokraten im Bloomerdreß und nahm ſich darin lächerlich im höchſten Grade aus. Der Arzt, von ihr um ſeine Anſicht gefragt, war deutſch genug ihr zu ſagen, daß ſie der Anzug nicht kleide. Das alberne Weib rannte erbost zu einem andern Herrn und fragte denſelben, ob der Doctor wohl Geſchmack beſitze. Der Gentleman lobte als ächter Amerikaner natürlich den Dreß ſehr, und als er vom Arzte, welcher ihn als Mann von Bildung kannte, deßhalb zur Rede geſtellt wurde, lautete die Ausrede: „Einer Lady darf hier zu Lande nicht widerſprochen werden, auch wenn ſie das Unſinnigſte ſpricht oder thut, man zeigt ſich ſonſt nicht gentlemanlike! — Es bedarf kaum der Erwähnung, daß hier die ausgeprägteſte Nichtachtung hinter der Heuchelei verborgen liegt.

Somit iſt dafür geſorgt, eine Ueberhebung der ſtolzen Amerikaner nicht als gerechtfertigt erſcheinen zu laſſen, und wenn ſich dieſelben noch ſo ſehr aufblähen, zum Emporſchwingen kommts in Wirklichkeit doch nimmer.

Unſer Yankee-Adel hat den Leuten von ächtem demokratiſchem Schrot und Korn ſchon ein wenig bange gemacht, denn er ſchließt ſich ſo hermetiſch als möglich von jeder Demokratenvermiſchung ab, er läßt ſich Stammbäume anfertigen, thut gewaltig dick auf reine Abkunft von der alten rundköpfigen Puritanerſchaft, und wetteifert in der Werthſchätzung ſolcher Verwandtſchaft rühmlichſt mit den Mohammedanern, die als ächte Nachkommen des großen Propheten grüne Turbane tragen dürfen. Dieſe ſchwachköpfigen Abkömmlinge ſtarrſinniger Vorfahren verfehlen nicht ab und zu beſonders ſcurrile, nativiſtiſche Gelüſte blicken zu laſſen, und was der Thorheiten mehr ſeyn mögen, die von ihnen ausgehen. Allein dabei iſt keine Gefahr, daß jemals Rieſen aus dieſen Zwergen werden könnten; denn nichts vermag auch dieſe Familien vor gelegentlicher Verarmung zu ſchützen, und dann hat die ganze Herrlichkeit ein Ende. Nur ſo lange ſie Dollars beſitzen, mögen ſie von der Freiheit Gebrauch machen, albern zu thun, ſonſt aber verbietet ſich das von ſelbſt. Gelegentlich bekommen ſie auch wohl eine recht derbe Lection von ſehr paſſender Seite her, wie z. B. letzthin vom Indianer-Häuptling Wilſon, der zum Präſidenten Fillmore ſagte:

„Wie behandelte der rothe Mann die erſten Anſiedler, um zu verdienen, daß dieſe ihn von der Erde zu vertilgen ſtreben? Die Indianer ſind die einzig wahren National-Amerikaner auf dieſem Continent, und dennoch haben wir bis dahin nicht die mindeſte Eiferſucht über fremde Einflüſſe gezeigt. Wir kennen keine Deutſchen, Irländer, keine Nordmänner, keine Angelſachſen oder ſogenannte Amerikaner, wir kennen nur Weiße und lieben ſie als unſere Brüder. Wir lieben alle bleichen Geſichter gleichermaaßen und bieten ihnen Willkommen in dieſem Lande. Aber wir müſſen gegen die Bemerkung des Präſidenten der Vereinigten Staaten proteſtiren, daß die Angelſachſen oder ſogenannten Amerikaner zuerſt republikaniſche Regierungsformen aufſtellten. Die erſte amerikaniſche Bundesrepublik war die der ſechs Nationen, und ſie war ſo frei, als irgend eine, die jemals errichtet worden iſt!“

Manche haben auch ihre Befürchtungen dahin kund gegeben, daß die ungezügelte Geldliebe der Amerikaner zu einer gemeingefährlichen Geldariſtokratie hinführen werde, und in der That ſtellt ſich dem Beobachter eine ſolche deutlich erkennbar dar. Allein weit entfernt davon, einzelne — in materieller Hinſicht wenigſtens — über eine Geſammtheit zu ſtellen, droht vielmehr dieſer Gelddurſt die Geſammtheit in ihrem Aufſchwunge zu hemmen, weil er alle edleren Regungen durch ſein Bleigewicht niederhält. Allerdings ſteigen fortwährend einzelne mit Metallſchmutz befleckt aus der Menge empor; allein die völlig freie Concurrenz geſtattet jedem ſich auf gleiche Weiſe zu beſchmutzen, und ſo findet ein allgemeines emſiges Kriechen im Schlamme der Gemeinheit ſtatt, welcher die Goldkörner enthält. Jakob Aſtor ſchachert mit Pelzwerk und Landeigenthum, dabei Millionen auffammelnd, Lichtzieher, Metzger, Käſekrämer, Contractoren aller Art, Manufacturiſten, Kaufleute und dergleichen, ſchlugen nicht ganz ſo viel zuſammen, häuften jedoch an-

ſehnliche Summen und blickten dann dummſtolz auf Leute herab, denen das Glück minder beigeſtanden hatte. Wiſſenſchaften und Künſte erſchienen dabei im Magdgewande, kamen aus einer Aſchenbrödelſchaft nicht heraus, denn dieſe Geldariſtokratie ſteht noch unter der Geburtsariſtokratie, welche durch die Unterſtützung von Gelehrten und Künſtlern ihren Glanz zu heben verſtanden. Dieſe Geldfiſcher ſetzen aber ihren Stolz ſofort bei Seite, wenn es einen Gelderdienſt gilt, ſie nahen ſich unter dieſen Umſtänden geſchmeidig dem aufgeblaſenſten Vollblut-Naturiſten, wie dem Proletarier, ja ſogar eine Negerberührung ſchreckt ſie nicht ab. Und der Tod führt faſt immer Theilung des Eigenthums herbei, und damit entweder neue Hechte im Karpfenteiche des Lebens, oder — Verſchwender, die den Weg zur Armuth raſcher zurücklegen, als ihre Vorfahren den zum Reichthum. In beiden Fällen tritt aber die Thorheit der ſich mühenden und plagenden Sammler als Lehre deutlich genug vor die Augen der Welt, um erfaßt und benutzt werden zu können. Der Gelddurſt der Amerikaner und ſeine Producte, die Geldariſtokraten, ſind demnach wirklich nur Mittel, um ein zu großes Emporwachſen derſelben zu verhindern.

Aengſtliche Gemüther treiben ihren Enthuſiasmus über die Weisheit der Geſetzgebung in den Vereinigten Staaten ſo weit, um von einem ſehr hohen Standpunkt der Moralität des ſouveränen Volkes zu ſchwärmen. Ich richte mein Augenmerk beſonders auf Maſſachuſetts, wo die Geſetzmacherei vielleicht am hervorſtechendſten in der Union herrſcht. Man iſt dort beſonders darauf erpicht, die Menſchheit durch Verbot und Strafen von allem Benebeln zurückzuhalten; dennoch und obſchon im Jahre 1850 vom Hundert der Bevölkerung immer je ein Kopf zum Gefängniß gebracht wurde, und in Boſton keine Wurſt warm über die Straße getragen werden durfte, ohne befürchten zu müſſen, daß ſich Polizei „wegen unbefugten Rauchens" ins Mittel legte, klagt kein Unterrichteter wegen Ueberfluß an Moralität im Staate. Man verkauft den Brandy nach der Elle, weil der Verkauf mit anderem Maaß verboten iſt, und hilft ſich ſo gut es gehen mag, um durch die Maſchen des Geſetznetzes hindurchzuſchlüpfen, worin nur Plumphechte, alſo Nichtnatives, Einwanderer und Grüne, hängen bleiben. Dennoch ſperrte man nicht weniger als 3145 im erwähnten Jahre wegen Unmäßigkeit ein, und außerdem wurden beſtraft 1000 wegen Diebſtählen, bei denen ſie ſo wenig „ſmart" geweſen waren ſich erwiſchen zu laſſen, 1135 wegen Schlägereien, die ſich in Folge freiheitlicher Erziehung entwickelten, 245 wegen Vagabundirens, wozu die aus ihrem Landbeſitz geſchwindelten Native-Indianer gute Vorbilder gaben, 191 wegen Einbrüchen, 292 wegen Ehebruch und Unzucht, 267 wegen Fälſchungen, nur 15 wegen Ermordungen, weil die Mörder in der Regel zu gewandt ſind, 19 wegen Straßenräubereien, 6 wegen Nothzuchten und was der Vergehen mehr ſeyn mögen. Obgleich nun das originelle Gefängnißweſen der Amerikaner thatſächlich nebenbei mindeſtens ſechs Procent directen Wahnſinns abwirft, der Halbwahnſinnigen, geiſtig Vernichteten, an Charakter Zerſtörten nicht zu gedenken, ſo zeigt ſich dennoch keine ſonderliche Gefahr, daß Amerika durch ſeine Geſetzmacher zum ſittlichen Eldorado erhoben werde. Dafür ſorgen ſchon unſere nach dem Cenſus von 1840 auf 21,970 aufgeſummten Advokaten, die ihre auf 20 Millionen Dollars geſchätzten Einnahmen wirklich nicht umſonſt beziehen, ſondern einer erklecklichen Menge durch die Maſchen des entſetzlichen Wuſtes alter, verworrener Geſetze verhelfen, welche ohne dieſen Faden der Ariadne dem Minotaurus „Geſetzlichkeit" zum Opfer fallen müßten. Wer da glaubt, wir dürften unſern Lieblingsausſpruch: „we live in a free country" ohne einige ſehr menſchliche Inconvenienzen gebrauchen, der verdient in eine Kategorie mit Hrn. Fr. v. Raumer geſtellt zu werden, deſſen Buch über Amerika hier von Unterrichteten nur belächelt wird. Wenn Boz Dickens in ſeinen „American Notes" und ſonſtigen auf hieſige Verhältniſſe bezüglichen Schriften nichts als Pfeffer und Salz, ohne andere Zuthat, wenn er nur Caricaturen mit Zuſchnitt auf John Bulls maſſiven Geſchmack auftiſchte, ſo brachte Raumer nichts als Zucker und Honig, den letztern geſammelt aus unſern amerikaniſchen, ſogenannten amtlichen Berichten, die ihrerſeits faſt nichts als Producte des Eigenlobes der Verwaltenden ſind. Nichts aber überſteigt einestheils die Neigung, ſich in einem Amte zu bereichern, anderntheils aber die Unverſchämtheit, das amtliche Thun und Treiben herauszuſtreichen, wie dieß bei unſern amerikaniſchen Beamten der Fall iſt. Dieſe bilden ſo recht eigentliche Gegengewichte für unſer Gemeinweſen, das ohne ihr Zuthun die Vortrefflichkeit überragen müßte, weil ja „the first people in the world" (das erſte Volk der Welt), wie wir uns beſcheiden ſelbſt nennen, ſouverain iſt und ſich ſeine Stiefeln ſelbſt putzt. Aber ſchon die Exiſtenz unſerer Aemterjäger, von denen der neue Präſident Pierce förmlich im Belagerungszuſtand erhalten wird, und die das nächſtfolgende Beamtenperſonal bilden werden, iſt als ein natürliches Gegengewicht anzuſehen, denn dieſe Menſchenclaſſe bildet die ſogenannte „Political Buſineßmen" (politiſche Glücksjäger), ohne welche wir nur achtbare, oder nebenbei allenfalls noch indifferente Staatsbürger haben würden. Gleichwohl ſind aber die politiſchen Glücksjäger eine natürliche Folge unſerer politiſchen Inſtitutionen, auf die wir ſo ſtolz ſind, und ſie zeigen ſich mithin auch von dieſer Seite als gegengewichtliche Erſcheinungen. Wir regieren uns ſelbſt, allein wer Gemeinden, Diſtricte, Staaten oder gar die Union regieren, das heißt bei uns deren Angelegenheiten verwalten will, muß ſich nothwendigerweiſe um dieſe letztern bekümmern. Dazu aber gehört Zeit, die man folglich dem eigenen Broderwerbsgeſchäft entziehen muß. Bei der vollen Freiheit zur Regſamkeit in erwerblicher Hinſicht regen ſich alle, lernen ſich regen und müſſen es thun, um zu exiſtiren. Daraus erhellt, daß wer ſeine Zeit auf allgemeinere Angelegenheiten verwendet, ſie nicht auf die eigenen verwenden kann, wie alle andern, und der daraus entſpringende Nachtheil erfordert Ausgleichung, die eben in einem zu erjagenden Amte beſteht. Ein ſolches Amt aber wird faſt durchweg nur auf höchſtens zwei bis vier Jahre vergeben. Kömmt ein neuer Präſident ans Ruder, ſo wechſeln faſt alle Unionsämter mit ihm. In Staaten, Diſtricten und Gemeinden finden die Beamtenanſtellungen auch nur auf ein paar Jahre ſtatt. Was demnach der politiſche Glücksjäger, bevor er zu einem Amte gelangte, verlebt und an Geld aufgewendet, das ſoll und muß während der Amtszeit eingebracht werden.

Die Gehalte unſerer Beamten ſind jedoch niemals übermäßig hoch, öfter ſogar knauſerig zugemeſſen. Der Präſident hat jährlich nicht mehr als 25,000 Dollars Gehalt, während ſo viele Anſprüche an Subſcriptionen für wohlthätige und dergleichen Zwecke an ihn gemacht werden, daß bei anſtändiger Freigebigkeit dieſe Summe dafür allein ſchon nicht ausreicht. Die Miniſter haben 8000 D.,

ein Departementschef nie mehr als 3500 D., oft nur 2000, und den Unterbeamten in Washington werden nur 600 bis etwa höchstens 1200 Dollars gezahlt. In ähnlichen Verhältnissen stehen die Gehalte der Staaten-, Districts- und Gemeindebeamten. Daß sich von solchen Besoldungen in keinem Falle zurücklegen läßt, begreift ein Kind. Zurückgelegt soll und muß aber werden, der Ausgleichung des Vergangenen wegen. Darum läßt man sich so häufig je derber je besser bestechen, und damit stellen sich die Gegengewichte her, welche nach diesen Seiten hin dem Zuwohlwerden entgegenwirken.

Unsere Justizpflege steht sehr in Gefahr zum Ideal zu werden, dem unsere germanischen Vorfahren mit ihrem Rechtsgrundsatze: „Niemand kann eigentlich des andern Richter seyn", bedenklich nahe gekommen sind. Die Bürger der Union richten sich selbst, nicht nach dem Buchstaben der Menge von Gesetzen, sondern nach bestem Ermessen. Da nun eine Krähe bekanntlich der andern kein Auge auszuhacken geneigt ist, so könnte die Strafluft leicht bei uns ins Gedränge kommen, wenn eben auch hierbei nicht Gegengewichte verhanden wären. Obenan steht das Majoritätenrecht, demzufolge die Bürger englischer Zunge das Uebergewicht haben und auch immer bereit gefunden werden, nothwendig erachtete Strafexempel zu statuiren, indem sie dazu am liebsten störrige Böcke aus der Minderheit wählen. Diese Minderheit bildet thatsächlich den Balancier, ohne welchen die Justizmaschine bei uns in die gräulichste Verwirrung und Anarchie gerathen müßte. Es sind vor allem die „Grünen", von denen wir gerne die Beweise liefern, daß alle andern weit schlimmer sind als wir Amerikaner, d. h. Unionsbürger englischer Zunge. „Grün" sind aber eigentlich alle nicht auf amerikanischem Boden Geborenen; indessen macht der Sprachgebrauch doch Ausnahmen, und läßt auch solche, die über 20 Jahre im Lande sind, dabei aber vor allem (anglo-) amerikanisirt sind, als „Graue" zu, sofern sie nämlich es verstanden haben Vermögen zu erwerben. Wer das nicht prästirt, bleibt gewissermaaßen immergrün in diesem Lande, wo anstatt pluribus in unum — beati possidentes als Wahlspruch gelten und angeschrieben stehen sollte. Die Leidenschaft für den Besitz kann eigentlich als Hauptunions-Balancier gelten, der uns auch zum Innehalten der friedlichen Bahn bei allem Erwerbe hinführt. Das alte Römervolk warf stets das Schwert der rohen Gewalt in die Wagschale der Entscheidungen; es agirte nach Räubermanier. Wir modernen Römer, d. h. wir Amerikaner, sind viel polirter! Wozu Gewalt brauchen, wenn man mit List und Smartneß (Pfiffigkeit) thatsächlich dasselbe erreicht?

Eine so mächtige Leidenschaft, wie die für den Besitz, könnte aber leicht gefährlich werden, wenn sie z. B. eine Richtung nach dem geistigen Gebiete hin nähme. Wir haben freie Schulen, freie Presse, freies Versammlungsrecht und können reden was uns einfällt. Dadurch könnten wir zu Geistesgiganten heranwachsen, wenn nicht fürs Gegengewicht gesorgt wäre. Dieses besteht — eben in unserer Freiheitsliebe. Nur Boshafte wollen uns verdächtigen, indem sie anführen, daß wir unserer Jugend die Zügel der Willkür nur darum so vollkommen schießen lassen, weil dieß in der Natur unserer kurzsichtigen, trägen Selbstsucht liege. Wir sehen an den Europäern, die tief unter uns stehen, was bei deren Erziehungsmethode herauskömmt, und nehmen uns ein Exempel daran. Die Jugend muß ihren Willen haben, damit das Selbstgefühl in ihr erstarke, und daraus erwächst dann der mehr als hinlängliche Geistesbalancier. Weil kein „Muß" dahinter steht, nehmen unsere jungen Leute an Geistesfutter nur so viel auf, als ihnen eben behagt und sie überfressen sich nicht daran, weit eher noch am Candy (Zuckernaschwerk). Wozu sollten wir uns auch z. B. mit der deutschen Professorenweisheit bepacken, da wir ja nur zuzulangen brauchen, sobald wir etwas davon zu unserm „Busineß" (Geschäft) bedürfen! Das würde sehr wenig „Smartneß" verrathen, zumal uns obendrein durch die Einwanderung mehr als genug gelehrt-gebildete Deutsche zukommen, die stets bereit gefunden werden, für etliche Dollars das etwa Erforderliche zu leisten.

Als Hauptsache fürs Leben steht fest: wer das Geld in Händen hat, dem stehen die Menschen zu Gebot; deßhalb geht unser Hauptstreben auch nach dieser Seite hin, und John Bull ist wieder hierbei unser Balancier, indem er die Sache auch ziemlich versteht, ohne sich mit uns messen zu können. Wir ziehen alles Geld der Welt allmählich an uns, und bekommen damit alle Welt in unsere Tasche.

Wer all sein Streben auf Irdisches hinrichtet, so sagen unsere „Clergymen" (Geistlichen), verliert darüber den Himmel! Wir wissen was dieß zu bedeuten hat. Die guten Clergymen wollen gern die Früchte unseres „Busineß" wo möglich an sich ziehen, und da sie Einfluß auf unsere Ladies haben, überdem auch den „Mob" (nichtbesitzenden Pöbel) beeinflussen, so müssen wir uns schon mit ihnen verständigen, und sie bilden daher auch eine Art Gegengewicht zu unserer Leidenschaft der Gewinnsucht. Die Sache wird indessen so formell als irgend möglich abgethan. Wir genügen durch Kirchengehen an den Sonntagen dem Aeußerlichen, und finden uns nebenbei so billig als möglich mit Dollars bei den „Reverends" (Ehrwürdige) ab.

Als die Wanderlust vor 1500 Jahren unsere germanischen Vorfahren erfaßte, überströmten sie die Erde mit Menschenblut bei Befriedigung ihres Dranges. Abermals ist in den Nachkommen die alte Unruhe aufgetreten, und sie strömen über nach Westen, um allem Vermuthen nach den Rundgang um die Erde bald weiter fortzusetzen. Vermittelst unseres Haupt-Balanciers, Leidenschaft der Gewinnsucht, besteht fast alles Bluten auf Unkosten der Geldbeutel des Einwandernden, denn was will eine Handvoll weggemaaßregelter Rothhäute bedeuten? Fügten sich die dummen Teufels und ließen sich in die Fabrikregister unserer Neu-England-Staaten einreihen, so käme es auch mit ihnen nicht zur Anwendung von Gewalt und Autorität in directer Weise.

Endlich noch auf die Sklavenfrage zu kommen, so ist auf das sentimental-abolitionistische Geschreibsel des Blaustrumpfs Stowe in Onkel Toms Cabine nichts zu geben. Unser „Ebenholz", die schwarzen Sklaven, befinden sich sogar viel besser als die weißen, freien Arbeiter in sehr, sehr vielen Fällen. Die Schwarzhaut repräsentirt immer eine gewisse Summe Geld, was bei den Weißen niemals so direct der Fall ist. Darum sandten wir weiße Eingewanderte z. B. hinunter an die Panama-Eisenbahn als Arbeiter, aber durchaus keine Schwarzhaut wegen des dortigen mörderischen Klima's; denn die Weißen kosten uns nichts, müssen sogar noch Kopfgeld als Eingangszoll bezahlen, während gutes „Ebenholz"

immer auf 800 bis 1000 Dollars pro Stück im Preiſe ſteht. Der Dollar ſpielt demnach auch in dieſer Angelegenheit den humanſten Balancier, kurz er iſt das ſicherſte Gegengewicht zur Herſtellung unſeres modernen Römerthums.

Unſere amerikaniſche Jugend.

Meine in dieſen Blättern niedergelegten Bemerkungen über amerikaniſches Erziehungsweſen — wenn eine Negation der Erziehung alſo genannt werden darf — hat unter den Newyorkern einigen Widerſpruch erregt, der indeſſen noch nicht öffentlich gemacht wurde; andrerſeits beſtätigten mich namentlich unterrichtete Männer in meinen Anſichten, und Angloamerikaner meinten: „es ſey alles nur zu wahr, ich hätte jedoch derber auftreten müſſen!“ — So ſind die Engliſchen hier zu Lande, ſie fordern zum Outriren, zum Starkauftragen heraus, um ihre Abneigung zur Reform dann hinter der Ausrede verſtecken zu können: das iſt übertrieben und nicht ſo arg in Wirklichkeit, es lohnt ſich nicht darauf einzugehen.

Ich behaupte, unſere Preſſe in Amerika würde weit wirkſamer ſeyn, wenn ſie bei den ernſteſten, vorwurfsvollſten Dingen nur ernſt und würdevoll aufträte, anſtatt in das Gebiet des Lächerlichmachens zu ſtreifen. Für das nichtamerikaniſche Publicum, welches die Beobachter und Zuſchauerrolle bei hieſigem Thun und Treiben ſpielt, wird es vielleicht von Intereſſe ſeyn, ein hieſiges, vielgeleſenes Blatt in einer ſeiner Sonntagsnummern über unſer „junges Volk“ ſprechen zu hören, und ich laſſe daher einen Artikel in wortgetreuer Ueberſetzung folgen:

„Fremde erzählen uns, daß wir in Amerika keine Kinder haben, daß die kleinen Frühreifen, von befangenen Eltern als Kinder betrachtet, Miniaturmänner und Weiber ſeyen! Sie haben darin ſogar Recht. Die raſche Entwicklung der Mannheit unter dem Einfluſſe unſerer Fortſchritts-Inſtitutionen mag wohl Fremde überraſchen, die einundzwanzig Jahre reifender Vegetation bedürfen, um aus dem Puppenzuſtand kindiſcher Schamhaftigkeit herauszukommen, und die lehrlingartige Unterordnung, in welcher ſie erzogen ſind, abzuwerfen. Unſere Nation war ein Rieſe in ihrer Jugend, und ein neuer Name muß erfunden werden, um zu beſchreiben was ſie in ihrem reiferen Alter ſeyn wird; es gibt nichts in der Sprache gegenwärtig, um dieſe weite Weſenheit auszudrücken. Unſere heranwachſende Generation nimmt Antheil an dieſer großen Eigenthümlichkeit ihres Landes, ſie eilt durch ihre winſelnde Säuglingsperiode, und kommt zum Vorſchein mit einem Sprunge bis zum vollkommen fertigen Humunculus — verſchmitzt wie Stahlfallen — ſo unterrichtet, ſo ſchlau, ſo voller Muthwillen und Teufelei als fertige Vierjährige. Zahnen, Maſern und die andern kleinen Unannehmlichkeiten der Kindheit ſollten in Bezug auf unſere amerikaniſchen Abkömmlinge wegfallen; ſie haben wirklich keine Zeit geplagt zu werden mit ſo frivolen Dingen, ſie erſcheinen ſo lächerlich unter den verwerflichen Strafen! Prinz Albert, als er jüngſt den Frieſel hatte, konnte keine abgeſchmacktere Erſcheinung abgeben, als unſere alt-faſhionirte Jugend — die mit dem fünften Jahre ein fix und fertiger Mann iſt — wenn ſie in ihrem ungeduldigen Fortſchritt durch ſolche kindiſche Beſuche unterbrochen wird.

„Doch zur Sache. Unſere Jugend hat weder Zeit noch Neigung ſich nach den Kindereien des Kindesalters zu ſehnen; ſie lernt ſprechen, ſie rennt durch ihre Erziehung, und zahlt ihren Eltern für Board (Koſt und Wohnung) gleich wirklich unabhängigen Bürgern, wie ſie das ſind, während die Kinder in Europa beim Zahnen geifern und beim Keichhuſten röcheln. Es wird geſagt, daß Minerva vollbewaffnet aus dem Haupte ihres Vaters Jupiter entſprang. Das hieß die Dinge noch raſcher abmachen, und Jupiter war „einer“ darnach; wir geben das zu, aber wir wollen Columbia zum Beiſtand gegen ihn rufen. Wir glauben daß, im Falle des Vorkommens, die „ſpartaniſchen Mütter“ dieſer Republik eine vollſtändige Miliz völlig ausgeſtattet und fertig fürs Feld hervorbringen könnten. Laßt dieß Jupiter und den ganzen Olymp überbieten, wenn ſie können!

„Eltern müſſen ſich der ſchnellen Entwicklung der Fähigkeiten ihrer Nachkommen erfreuen. Wir alle müßten uns als Patrioten Glück wünſchen zu der verſprechenden Ausſicht auf unſere künftigen Vertheidiger. Wenn wir Jungen ſehen, die mit Vierzehn ihre Erziehung vollendet haben — die fähig ſind ſich ſelbſtſtändig zu bewegen, die „Lang-Neunen“ rauchen, Tabak kauen und ſtarken „Hahnenſchweif“ trinken können — ſo fühlen wir, daß das Land geſichert iſt. Die Sache iſt: die Jungen ſtechen die alten Erfahrenen aus. Die letztern ſind zwanzig oder dreißig Jahre zu früh geboren worden, ſie können nicht Schritt halten mit den ungeſtümen Aufſchößlingen des Tages, und wenn ſie nicht das Fahrwaſſer baldmöglichſt verlaſſen, ſo werden ſie aufgehoben [1] oder überraunt. Erſt geſtern elbogente uns ein artiger Junge von 4 Fuß Höhe aus ſeinem Wege, als wir am Fenſter des Poſtamtes warteten. Wir waren in Bewunderung verloren, obſchon unſer Geſicht möglicherweiſe einiges Erſtaunen bei der Heldenthat ausdrückte; denn nachdem er ſeine Briefe abgegeben, ſah er auf uns herausfordernd, und dann — einen Mund voll Tabakſauce auf den Grund ſpuckend — hieß es: „Warum ſind Sie denn nicht flinker, Sie verdammter alter Duſeler (fogy)?“ Wir wiſſen wohl, daß der Vater dieſes Jungen „Gewandtheit“ rühmt und ermuntert.

Bemerken ſie (dieſe Jungen) am Zollhauſe und an den Banken, ſie werden ein Duzend Leute um „ihre Reihe“ ſchwindeln [2] und ihr Geſchäft abmachen, während ein übergroßer Geſell ihre Flinkheit anſtaunt. Es geht nichts über einen prächtigen Knaben, um einen unverſchämten Bankzähler [3] zur Beſinnung zu bringen, und ein Zähler, der ſein Geſchäft kennt, wird lieber ſeinen längſten Kunden beleidigen, als mit einem von dieſer ſchrecklichen Jugend anzubinden. Wir ſahen einſt einen racheerfüllten Buben, der von ſeinem Principal [4] abgeſandt war, 2000 Dollars zu deponiren, dieſe

---

[1] Ich habe den Verfaſſer im dringenden Verdachte, daß er hinter dem „lift up“ die Hindeutung auf das Hängen verſteckt. E. P.

[2] Es iſt überall in Amerika Gebrauch, an Orten wo ſich viele geſchäftlich begegnen, z. B. an den Fenſtern des Poſtamtes, an Banken u. ſ. w. „Reihen“ zu bilden, in denen jeder nach der Zeit ſeiner Ankunft ſeinen Platz einnimmt. Es wird in der Regel nicht für ſchicklich erachtet, aus der „Reihe“ zu drängen. E. P.

[3] Bank-teller, heißt ein Gehülfe des Bankzahlmeiſters, alſo ein Bank-Caſſen-Commis.

[4] Anſteller, wäre eigentlich das rechte Wort für Employer.

zu 100 Dollars auf einmal darreichen, den wüthenden Zähler nöthigend, zwanzig Eintragungen zu machen, und er hatte dazu den geſchäftigſten Theil des Tages erwählt. Die Kaufleute kennen den Werth der flinken Knaben und ziehen ſie bei dem Bank- und Zollhausgeſchäft vor, und es muß zu ihrer Ehre geſagt werden, daß die verblüffenden Knaben, down town [1] angeſtellt, ſich nicht weniger ehrenhaft als gewandt erweiſen. Zugleich geben ſie die beſten Collectoren [2] ab. Gebt uns einen unverſchämten Knaben, um einen ſaumſeligen Schuldner aufzurütteln! Der unglückliche Mann wird nimmer Frieden finden bis die „kleine Rechnung" abgemacht iſt; ſeine Ausflüchte ſind alle vergebens, ſein Vorgeben der Armuth iſt ein poſſenhafter Gedanke, ſein Unwille iſt ſchlimmer als nutzlos, denn er fällt auf ſein eigenes Haupt zurück, indem er die ächte und erſtaunenswerthe kalte Unverſchämtheit des unerſchütterlichen Jungen erweckt. Der Unglückliche muß zahlen, da iſt kein Entkommen für ihn. Zuletzt ſtöhnt er und zahlt, und ſein Verfolger geht davon im Triumph pfeifend.

„Wie wir vorher bemerkten, wenn das junge Volk ſein gegenwärtiges Maaß des Fortſchritts vertheidigt, muß das alte Volk Platz vor ihm machen. Place aux enfans! Es war gut genug in alten Zeiten für die Väter der Republik, zu beſtimmen daß ein Mann das reifere Alter erreicht haben ſoll, ehe er zum Senator oder Präſidenten gewählt werden könne, aber die Zeit naht reißend ſchnell, wo dieß Geſetz annullirt werden muß. Es lebt jetzt Einer ſo viel in einem Monat, als ſie in einem Jahre, ſo daß die verfeinerte Jugend der gegenwärtigen Generation jetzt die Chancen haben muß. Wenn die zweite Kindheit eine dieſer Stellungen eingenommen hat ohne ernſtlichen Schaden der Staatsaffairen, warum ſollte nicht verfrühte Mannheit dieſelbe mit brillantem Erfolg einnehmen?

„Es würde eine Schande für die Mädchen ſeyn, wenn ſie im Fortſchritt hinter ihren Brüdern zurückblieben. Sie halten gleichen Schritt, wenn ſie dieſelben nicht in der Verführung übertreffen; und wie ihre ergötzten Mamas ſich freuen, ſie zwölfjährig von „Beaux" (Anbetern, Liebhabern) reden zu hören, — ſie mit vierzehn vollſtändig frei von alberner Verſchämtheit zu ſehen, und Kokettenkünſte mit aller Leichtigkeit Eingeweihter prakticirend! Von dieſer Zeit an träumen ſie von Ehemännern. Sie erlauben jedem aus einer erleſenen Sammlung von „Beaux" ſie in Theatern, Concerten und fashionablen Salons zu bewirthen, und lachen genial hinter deren Rücken. Sie ſperren die alten Leute in das „Baſement," [3] während ſie ihre begünſtigtere Geſellſchaft im Putzzimmer empfangen. Sie geben ihren Vätern bald zu verſtehen, daß die Hauptſache der alten Leute darin beſteht, ſie mit Putz zu verſehen, und ihre Mütter werden ſchnell unterrichtet, daß ſie nur unter der Bedingung tolerirt werden können, ihrer Töchter häusliche Behaglichkeit herzuſtellen. Bisweilen bekommen ſie Ehemänner — denen der Himmel gnädig ſeyn möge! — bisweilen nicht, in welchem Falle ſie alle Energie ihres Verſtandes auf Klatſcherei, Putz und nicht ungewöhnlich der Weiberrechtsfrage zuwenden — wo ſich dann ihrer der Himmel erbarmen möge."

Allerdings leuchtet die bitterſte Ironie deutlich aus dieſem Artikel hervor, ja ich muß — meinem Gefühle nach — geſtehen, daß mehr als dieſe, daß hoffnungsloſe Verachtung des Verfaſſers ſichtbar wird. Allein es iſt daran ſo vieles gemiſcht, was bei der herrſchenden Plattheit — die man ſo gern „Plainneß" (Geradheit) nennt — nur höchſt ſelten nicht als baare Münze des ſchmeichelhaften Lobes genommen werden kann, und deßhalb erachte ich ſolche Speiſe für gemeinſchädlich. Wer ſolche Sprache verſteht, dem nützt ſie nichts mehr, und wer ſie nicht verſteht, dem ſchadet ſie, was hier bei einer unendlich überwiegenden Mehrzahl der Fall iſt, die von Ironie ſolcher Art mit darangeriebenem Zucker der plumpen Schmeichelei durchaus nichts verſteht. Schande aber dem Schriftſteller, der darauf ausgeht, nur den verderbenen Gaumen eines katzenjämmerlichen Publicums mit Gepickeltem und Heringsſalaten zu kitzeln, denn daraus ſpricht nur frivole Geldſpeculation, die ich mit dem Schandgeſchäft des Kupplers vergleiche.

Gegen die Zuchtloſigkeit bei dem Aufwachſen hieſiger Jugend ſollte durchaus mit einem heiligen Ernſt aufgetreten werden, gepaart mit liebevoller Aufrichtigkeit; denn ich bin überzeugt, daß die hieſige Bevölkerung auf dieſem Wege allein zur Beſſerung wirklich erſchreckender Zuſtände hingeleitet werden könnte.

In Deutſchland haben tüchtige Pädagogen längſt den richtigen Weg zur vernunftgemäßen Erziehung der Jugend gezeigt und eingeſchlagen; Abgeſandte vom Staate Wisconſin berichteten darüber nach ihrer Heimkehr aus Deutſchland an die Staatsrepräſentation. Dieß ſollte von den öffentlichen Organen ſpeciell ausgebeutet werden, daran ſollten die ernſteſten Kritiken hier beſtehender Mißſtände geknüpft werden. Allein das erfordert Kenntniß und ernſte Studien; das läßt ſich nicht wie ein ironiſirendes und wegwerfendes Geplauder aus dem Aermel ſchütteln, welches die Leſermaſſe nicht verſteht oder mißverſtehen muß.

Je wahrer übrigens alles das iſt, was der Verfaſſer des obigen Aufſatzes über die hieſige, leidige Jugend ſagt, um ſo verwerflicher finde ichs, daß derſelbe keinen würdigern Gebrauch von ſeiner Erkenntniß macht!

---

[1] Mit down-town, d. h. in der untern, ſüdlichen Stadt, wird namentlich die Gegend um Wallſtreet bezeichnet. E. P.

[2] Collector wird z. B. eine Perſon genannt, die Gelder auf Wechſel, Anweiſungen und dergleichen einfordert. E. P.

[3] Baſement wird ein bewohnbares Kellergeſchoß, halb oder ganz unter dem Niveau der Straße, genannt.

Neuere Nachforſchungen nach etruriſchen Alterthümern.

(Schreiben Noel des Vergers von Hrn. J. de Witte. Athen. franç. 1 April.)

Seit drei Jahren haben die Nachgrabungen in den Maremmen Toscana's begonnen, und trotz der Schwierigkeiten des Terrains geben ſie endlich günſtige Reſultate. Sie kennen die ganze Verſchiedenheit, die hinſichtlich der Nachgrabungen zwiſchen dem zu Toscana gehörigen Theile des maritimen Etruriens und dem in

den jetzigen päpſtlichen Staaten beſteht. Die Verſchiedenheit hängt mit der geologiſchen Beſchaffenheit beider Länder zuſammen. Da wo die vulcaniſche Natur des Bodens mitten unter den Ausbrüchen, welche das untere Thal des Tiber verheerten, die tiefen Schluchten ausgegraben hat, welche der römiſchen Campagna einen ſo eigenthümlichen Charakter geben, da weiſt dieſe exceptionelle Geſtaltung auf die Stelle einer etruskiſchen Stadt hin. Wenn zwei parallele Schluchten ſich nähern, um bald in einander überzugehen, und ſie bei ihrer Annäherung gleichſam ein Vorgebirge oder eine Halbinſel bilden, die manchmal 66 Metres über den ſie einſchließenden Thälern liegt, da darf man faſt gewiß ſeyn, daß eine zur Vertheidigung ſo günſtige Stelle der Sitz eines der Stämme des etruskiſchen Bundes geworden iſt. Allerdings ſind Mauern oder Denkmale oft gänzlich verſchwunden, und vergeblich ſucht man auf dem Boden eine Spur der alten Stadt, aber die Todtenſtadt iſt da, um ihr Daſeyn zu bezeugen. Die tiefen Thäler, welche der Stadt als Vertheidigungsmittel dienten, ſind in mehr oder minder deutlich hervortretenden Gräbern ausgegraben, indem manchmal, wie z. B. zu Caſtel d'Aſſo, Norebia, Bieda, Bomarzo, lange Reihen von Gebäuden ſich vor dem Auge entfalten, manchmal, wie zu Cäre, Tarquinii, Veji ein minder monumentaler Anblick ſich darbietet, der aber doch für einen aufmerkſamen Beobachter ſtets erkennbar iſt.

Anders verhält ſich die Sache in den Maremmen Toscana's. Der größte Theil dieſer mächtigen Provinz hat einen Tertiär-, manchmal ſogar einen Allnvialboden, der ſich zwiſchen dem Fuß der Apenninen und dem Meere ausdehnt. In dieſer vollkommen flachen Ebene, wo die Gebirgswaſſer nicht den nöthigen Fall zum Abfluß finden, und ſich ungeheure Teiche gebildet haben, wo die Feuchtigkeit, verbunden mit dem Einfluß der Sonne, die reichſte Vegetation entwickelt, muß man die Todtenſtädte des großen Etruriens ſuchen. Forſte von grünen Eichen, Fichten, Steineichen und Carruben bilden wahre Urwälder, wo der Schritt und der Blick jeden Augenblick durch dichte Maſſen von Grün aufgehalten werden. Ich mußte alſo jeden Augenblick der Gewandtheit meines Führers und Bundesgenoſſen, Hrn. François, Recht geben, der ſchon durch glückliche Erfolge bekannt iſt, und aus dem lange dem Zufall überlaſſenen Betrieb des Ausgrabens eine faſt mathematiſche Wiſſenſchaft zu machen verſtanden hat.

Unſere Abſicht war anfangs, die Nachgrabungen in ſyſtematiſcher Weiſe von der Mündung der Cecina, wo die große Ebene der Maremmen beginnt, bis zur Mündung des Tibers zu betreiben. Ich hoffte dadurch mit dem Intereſſe archäologiſcher Entdeckungen den Vortheil zu verbinden, Städte, die bloß durch die Itinerarien oder die Geographen bekannt und ſeit dem Sturz des etruriſchen Bundes in dieſen Wüſten begraben ſind, ihrer Lage nach zu beſtimmen. Sie wiſſen, wie häufig ſolche Entdeckungen ſeit einigen Jahren in der römiſchen Campagna waren, wo freilich die Art des Bodens zum voraus die Punkte beſtimmt, welche den erſten Beſitzern deſſelben als Wohnſitz dienen konnten. Und doch verdankt man nicht den regelrechten Forſchungen, ſondern dem Eifer irgend eines Jägers oder waghalſigen Touriſten die meiſten neuen Denkmale, womit ſich die vergleichende Geographie Latiums und Oſtetruriens bereichert haben. Das Vorhandenſeyn der etruskiſchen Stadt, die man zwei Miglien nördlich vom Dorfe Bomarzo auffand, iſt erſt ſeit 1830 bekannt. Die monumentalen Gräber von Caſtel d'Aſſo, fünf Miglien von Viterbo, waren bis in die erſten Jahre des 19ten Jahrhunderts allen Augen entzogen. Ebenſo iſt es mit Norebia und ſeinen gleich Tempeln ſculpirten Gräbern; erſt im Jahre 1843 wurde die noch ausgedehntere Todtenſtadt von Sovana von Hrn. Ainsley entdeckt, und Veji, die Rivalin Roms während dreier Jahrhunderte, wurde nacheinander nach Cività Caſtellana, Scroſano, Monte Muſino und Monte Lupolo nahe bei Baccano verlegt, ehe die in den Umgebungen von Iſola Farneſe aufgefundenen Inſchriften auf eine unwiderlegliche Weiſe die alte Lage der Stadt nachwieſen. Wir konnten ſomit hoffen, daß eine umſtändliche Recognoscirung dieſer großen bewaldeten Ebenen, welche in Weſtetrurien die Gebirge vom Meere trennen, wo die Tyrrhenier, Seeräuber und Kaufleute zugleich, ihre Häfen und Arſenale hatten, einige der bedauerlichen Lücken ausfüllen würden, die in unſern Karten Alt-Italiens ſich noch finden.

Unſere Arbeiten des erſten Jahrs umfaßten den ganzen Raum zwiſchen der Cecina und Cornia, d. h. Col Mezzano, Guardiſtalle, Bibbona, Bolgari, Caſtagneto und Populonia. Ich mußte die Sicherheit des Blicks bewundern, mit welcher Hr. François in dieſer ſo ſtark bewaldeten Maremma mitten in dem Wirrſal der Wälder die leichten Erhebungen des Bodens zu unterſcheiden wußte, die ſein Inſtinct als Ausgraber ſogleich als Tumuli erkannte. Gleich bei den erſten Streichen der Haue unſerer Arbeiter konnte man leicht ermeſſen, daß ſein Inſtinct ihn nicht getäuſcht habe. Wenn das Auge an die geologiſche Geſtaltung der durch vulcaniſche Emporhebung erzeugten Höhen einigermaaßen gewöhnt iſt, ſo faßt es alsbald den Unterſchied, welchen die unter mehr oder minder ſpitzen Winkeln geneigten Schichtungen mit der concentriſchen Lage der Schichten eines künſtlichen Bodens bietet, der zur Deckung des Mauerwerks, das den Kern dieſer ſeltſamen Gräber bildet, herbeigeſchafft wurde. Da der Gipfel der Höhe in Folge der Erdfälle nicht gerade den Mittelpunkt bezeichnet, ſo drangen wir durch zwei oder mehrere zugleich eröffnete Galerien doch ſchnell bis zu den Mauern vor. Dann mußte nur noch eine rundum laufende Galerie angelegt werden, um zum Eingang zu gelangen, wobei man der von den alten Etruskern meiſtens den Thoren dieſer Hypogäen gegebene Orientation in Rechnung nahm. So haben wir zwiſchen der Cecina und Cornia eine große Menge Töpfergeſchirre, Bronzen, etruskiſche Spiegel und einiges Goldgeſchmeide entdeckt, das ſo zierlich und fein gearbeitet iſt wie diejenigen, womit die Nachgrabungen von Cerretri und Vulci das Gregorianiſche Muſeum und das von Campana bereichert haben.

Man darf ſich indeß nicht verbergen, daß die Kunſt, womit die geſchickteſten Ausgraber ihre Nachforſchungen durch alle Schwierigkeit des Terrains verfolgen, auf Punkten, wo die alten Denkmäler der etruskiſchen Civiliſation unter ihrem grünen Mantel verborgen liegen, nicht immer hinreicht, um einen Erfolg zu ſichern. Die Sitte der Etrusker, in ihren Gräbern reichen Schmuck niederzulegen, war allzu bekannt, als daß die Habſucht der Völker, denen ſie unterlagen, nicht bald ihre Gräber hätte verletzen ſollen. Indeß muß man die großen Zerſtörungen der etruskiſchen Todtenſtädte einer ſpätern Zeit als die römiſche zuſchreiben. Die Barbaren, welche vom 4ten bis 7ten Jahrhundert ſich über Rom hinſtürzten um es zu plündern, ſchonten die Todten ſo wenig wie die Lebenden, und wir leſen in Caſſiodor, daß Theodorich ſelbſt trotz ſeiner

Neigung für die Civiliſation das Nachforſchen nach Gold in den Gräbern geſtattet hatte. Dadurch werden die Nachgrabungen in den alten Nekropolen Etruriens manchmal vergeblich. Hat man lange Tage ſich abgearbeitet, um unterirdiſche Galerien bis zum Mittelpunkt des Tumulus zu führen, iſt man nach und nach an das aus unermeßlichen Steinen aufgeführte Mauerwerk, das in großen Schichten geordnet iſt, durchgedrungen, hat man endlich den engen Eingang entdeckt, ſo iſt noch gar nicht entſchieden, ob die Archäologie aus den vollführten Arbeiten einen Nutzen ziehen wird. Hat das Gewölbe dem Druck des ungeheuren Gewichts, das darüber lagert, widerſtanden? Manchmal iſt es eingebrochen, und um die Scherben der durch den Einbruch zerſchlagenen Gefäße zu ſammeln, müßte man die aufgehäufte Erde faſt durchſieben. Iſt auch das Gewölbe unverletzt, ſo ſind oft Vaſen und Bronzen verſchwunden, und wenn die Grabkammer nicht einen Sarkophag enthält, den ſein Gewicht gegen den Vandalismus der Schätzeſucher geſchützt hat, wenn die Mauern nicht mit Malereien geſchmückt ſind, ſo ſind die Bemühungen des Forſchers verloren.

Nach glücklichem Suchen im Thal der Coccina, wo alles auf das ehemalige Daſeyn einer Etruskerſtadt hinweiſt, haben wir uns vergewiſſert, daß die Todtenſtadt von Populonia, d. h. der ganze Theil der Maremma, welcher den Iſthmus bildet, durch den die Halbinſel von Piombino mit dem Continent zuſammenhängt, ſchon in einer ſehr frühen Zeit durchſucht wurde. Wir verließen deßhalb die Ufer des Meeres, in der Abſicht ſpäter dahin zurückzukehren, folgten dem Lauf des Ombrone und der Fiora, und eröffneten zu Chiuſi, Sarteano und Cetona Nachgrabungen, denen wir nahe an 100 große gemalter Vaſen verdanken.

Rom, 6 März 1854.

Noel des Vergers.

Franzöſiſche Geldzuſtände.

In Paris beginnen die Bankerotte. Wenn der des Hauſes Monteaux durch ältere, unverſchuldete Verluſte — ſie ſollen an dem berühmten Betrug des Kornſpeculanten Prieß nahezu eine halbe Million verloren haben — ſich zum Theil erklärt, ſo fällt der des Hauſes Leroy Chabrol wohl völlig ins Gebiet der künſtlich geſchraubten Geldzuſtände Frankreichs, und weitere Kataſtrophen können unmöglich ausbleiben. Wir machen auf dieſe Zuſtände aus doppeltem Grunde aufmerkſam, erſtens weil ſie ein höchſt charakteriſtiſcher Zug unſerer Zeit überhaupt ſind, und zweitens weil eine ernſte financielle Erſchütterung Frankreichs nicht bloß auf die innern Verhältniſſe dieſes Landes ſelbſt, ſondern auf die allgemein europäiſchen von ſehr weſentlichen Folgen ſeyn dürfte. Die engliſchen Journale haben im Jahre 1852, als ſie auf Kaiſer Napoleon ſehr ſchlecht zu ſprechen waren, über das financielle Treiben in Paris zahlreiche und einſchneidende Nachrichten mitgetheilt, jetzt ſchweigen ſie größtentheils, weil das Bündniß beider Länder ſich geltend macht, und man einen ſo guten Verbündeten nicht verletzen darf. Indeß was jetzt geſchieht, iſt ſo ſehr nur die natürliche und unvermeidliche Folge des Ganges der Dinge im Jahre 1852, daß man umſtändlichere Nachrichten über die Einzelnheiten kaum bedarf. In der erſten Hälfte dieſes Jahrs brauchte man nur auf die Börſe zu gehen, um Actien oder Renten zu kaufen, und ſie nach Ablauf einiger Wochen mit ſehr erklecklichem Profit wieder zu verkaufen. Dieſe goldene Zeit ging ſchnell vorüber, denn ſchon von Julius und Auguſt 1852 an zogen ſich die Bedächtigen und wirklich Reichen, nachdem ſie den Rahm abgeſchöpft, zurück, und überließen die inzwiſchen geſchaffenen zahlloſen, in viele Milliarden Capital ſich verſteigenden Actien einer zweiten, viel minder, zum Theil ſehr wenig vermöglichen Claſſe von Speculanten, welche bald ſich genöthigt ſahen, das zur Speculation nöthige Geld zu unmäßigen Zinſen anzuleihen. Um das Spiel dennoch zu unterhalten, wurde die Reportbank errichtet, welche die nöthigen Summen, freilich in Papier, zu 6 Proc. des Jahres vorſchoß.

Alles dieß wäre, mit Ausſchluß der Reportbank, ein vorübergehendes Uebel geweſen, hätte ſich nicht in allen Schritten der Regierung ein Streben nach einem Ziele gezeigt, deſſen Erreichung an ſich unmöglich war, nämlich das Beſtreben den Zinsfuß in Frankreich durch allerlei künſtliche Mittel herunterzudrücken. Der Zinsfuß iſt nichts als der Exponent des Verhältniſſes, in welchem das vorhandene Capital zum Bedarfe nutzbringender Verwendung ſteht; er kann für einzelne Geſchäftszweige durch falſche Einrichtungen erſchwert ſeyn, aber im Ganzen, namentlich in dem Credit, den große Capitaliſten großen Unternehmungen gewähren, läßt ſich daran durch legislative Maaßregeln und adminiſtrative Anordnungen durchaus nichts ändern. Die franzöſiſche Regierung hat aber notoriſch und unläugbar nach dieſem Schatten gehaſcht; die Mittel, die ſie anwandte, mußten auch dem Beſtreben einen vorübergehenden Erfolg ſichern, und vorſichtigere, gewandtere Finanzmänner wußten ſich dieſen vorübergehenden Erfolg, der vorerſt eine Steigerung aller Werthpapiere zur Folge haben mußte, zu Nutze zu machen. Der Verlauf, minder grell als bei dem Lawſchen Syſtem vor 130 Jahren, war im weſentlichen derſelbe: die Einſichtigern halfen den Schwindel anfangs unterhalten, verkauften ihre Papiere als ſie unmäßig hoch ſtanden, nahmen das Geld und ließen das Papier auf dem Platze.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Häuſer, wie Rothſchild, nicht gleich den financiellen Abenteurern des vorigen Jahrhunderts raſch einen Gewinn machen und dann ſich zurückziehen können; ſie müſſen bleiben, und die bedeutende Anzahl großer Häuſer, die in ähnlichem Falle ſind, hält die Sache geraume Zeit in der Schwebe und verhindert allzu ſchroffe Umſchläge.[1] Aber zwiſchen einer Theilnahme, die nur auftritt, um den Schein zu retten, und einem energiſchen Eingreifen iſt eine ungeheure Kluft: Rothſchild nahm an dem weitern financiellen Verlauf Theil, ſo viel er mußte, um nicht als geradezu feindſelig zu erſcheinen, aber die vom Kaiſer zu verſchie-

[1] Dazu trägt, wie ſich von ſelbſt verſteht, auch der Umſtand bei, daß viele Actienunternehmungen, namentlich Eiſenbahnen, wirklich einen bedeutenden und ſtets ſteigenden Gewinn abwerfen, ſo daß zwar der Actienſchwindel ungeheuer übertrieben, daneben aber auch ſehr viel ſolides geſchaffen wurde.

denen Zeiten an ihn verſchwendeten Artigkeiten zeigen deutlich, daß man ihn zu thätigerer Theilnahme gewinnen wollte; daß letzteres nicht gelungen, iſt aus dem in Frankreich und unter den jetzigen Verhältniſſen höchſt ſeltſamen Verſuch, die Anleihe durch öffentliche Subſcription zu Stande zu bringen, erſichtlich. Man hat den großen Bankiers, nachdem man ſie lange Zeit umſonſt zu gewinnen geſucht, Schach geboten, und das Spiel nur ſcheinbar gewonnen. Die Unterhandlungen über ein Anlehen haben ſich mit Rothſchild ſchon durch drei Vierteljahre, wo nicht länger, hingezogen: er ſoll ſich auch, wenn nicht gleich anfangs, doch in ſpäterer Zeit bereit erklärt haben, aber ſtets zu einem Preiſe, den man den wirklichen nennen kann ſtatt des fictiven, wie ihn die napoleoniſch-ſeuldiſchen Maaßregeln und die Reportbank geſchaffen hatten. Noch im Anfang März ſoll er ſich zu einem Preiſe von 64 Fr. für die Dreiprocents, die damals 66 bis 67 ſtanden, bereit erklärt haben — freilich ein Preis, der nach Zurechnung der Intereſſen bei den allmählichen Einzahlungen nur auf 61—62 ſich ſtellte, aber immer noch ein Preis, der dem Stand der Fonds, wie er drei Wochen ſpäter war, entſprach, alſo nicht zu niedrig. Im November vorigen Jahrs ſoll er zwiſchen 66 und 67 geboten haben, aber gleichfalls abgewieſen worden ſeyn. Damals ſtanden die Reportbankactien auf 700 und darüber, jetzt ſtehen ſie auf 435, alſo nicht unbedeutend unter Pari. Dieſe beiden Dinge hängen inniger unter einander zuſammen, als es den Anſchein hat.

Wir haben ſchon erwähnt, daß die Reportbank zu dem Zweck gegründet wurde, Börſenſpielern unter die Arme zu greifen und dadurch das Phantom eines fictiven niedrigen Zinsfußes feſtzuhalten. Das ging leidlich bis zum Herbſt vorigen Jahrs, wo der Ausfall der Ernte in England und Frankreich eine bedeutende Korneinfuhr und demgemäß eine bedeutende Geldausfuhr zur Nothwendigkeit machte; von da an kämpfte die Reportbank nur noch mühſam um ihre Exiſtenz, denn ihren Hunderten von Millionen Papiergeld fehlte es an dem nöthigen Rückhalt, am baaren Gelde, das auf dem großen Geldmarkt Londons nur zu 5 Procent für beſte Wechſel, für minder gute nur zu höhern Preiſen zu haben war. Es iſt wahrhaft zu verwundern, und bloß dem Umſtand, daß ſo viele bei der Vermeidung von Kataſtrophen intereſſirt waren, zu verdanken, daß dieſes Papier ſich noch vor wenig Monaten auf ſolcher Höhe hielt, [1] aber die Kriegserklärung ſcheint der ganzen Anſtalt den Todesſtoß zu geben: während die andern Fonds nach einem plötzlichen ſtarken Fall ſich einigermaaßen wieder hoben, konnte die Reportbank nicht wieder aufkommen, und dieß zeigt an, daß die unnatürliche Anſpannung, mit der man Fonds und Actien in der Höhe zu halten ſuchte, zu verſagen beginnt. Seit einem halben Jahr ſind die Dreiprocents nahezu um 20 Proc., die Reportbankactien auf die Hälfte gefallen, [2] und der bedeutendſte Fall iſt erſt ſeit drei Monaten erfolgt. Hieraus erkennt man am beſten, wie das auserwählte Werkzeug, das die kaiſerlichen Finanzplane ſtützen ſollte, allmählich den Dienſt verſagt, oder richtiger in der Dienſtleiſtung ſich ſelbſt aufreibt. Sowie dieß vollends geſchehen iſt, ſowie die Hunderte von fictiven Millionen, mit denen man bisher operirte, nichts mehr gelten, ſo fehlt ein Haupthebel für das Emporhalten der Fonds, dieſe müſſen unwiederbringlich fallen, und die Induſtrieactien zum Theil mit ſich reißen. Das kann ohne den Sturz einzelner, oft der unſchuldigſten, durchaus nicht abgehen, und daher die gegründete Beſorgniß, daß viele Bankerotte in Ausſicht ſtehen.

Der Haß der Bonapartiſten wird das Haus Rothſchild verfolgen, aber mit Unrecht. Was man von dieſem Hauſe verlangte, war einfach, daß es mit ſeinem ungeheuren Vermögen die kaiſerlich franzöſiſchen Plane ausſchließlich begünſtigen ſolle, aber abgeſehen davon, daß das Haus Rothſchild keine Verpflichtung und keine Luſt haben konnte, ſeine Unabhängigkeit in ſolcher Weiſe zu opfern, mußte ihm die gewöhnlichſte Klugheit vorſchreiben, ſich einer ſolchen Abhängigkeit zu entziehen. Das Haus Rothſchild iſt ohne Zweifel ſehr mächtig, aber nicht allmächtig. England hat ſich durch ſein neugeordnetes Finanzſyſtem möglichſt aus der Abhängigkeit von den Banquiers befreit, und die engliſchen Banquiers haben Macht und Patriotismus genug es ihn ſchwer fühlen zu laſſen, wenn er ſein ganzes Gewicht in die Wagſchale des franzöſiſchen Kaiſers gelegt hätte, abgeſehen davon, daß der im Frieden angeſammelte Reichthum der Völker die Regierungen überhaupt von den großen Capitaliſten unabhängiger geſtellt hat, dieſe alſo nicht mehr alles wagen können, was ſie noch vor 30 und 40 Jahren gewagt haben. Der Kaiſer Napoleon weiß dieß, er wollte es aus Aerger — es iſt bekanntlich nicht das erſtemal daß er par dépit gehandelt — den Banquiers beweiſen. Daher das Anlehen durch Subſcription, das, wie Eingangs erwähnt, nur dem Anſchein nach gelungen, da 467 Mill. Fr. Nominalcapital unterzeichnet wurden. Es ſollte ein Nationalanlehen, gleichſam ein neues Pleibiſcit werden, und man ſcheint auf eine Milliarde gerechnet zu haben, aber die Zahl der Unterzeichner beträgt nur 98,000, darunter 60,000, die 50 und weniger als 50 Fr. Renten unterzeichnet haben. Letztere behielten das Anlehen voll, denen welche mehr unterzeichnet haben, werden mehr als die Hälfte der Subſcription geſtrichen, wahrſcheinlich zu ihrem geringen Verdruß, da ſie die Rente bereits um 3 Proc. unter dem Ausgabepreis an der Börſe haben können. Wie viele von den 60,000, welche 50 Fr. Rente und darunter unterzeichnet haben, mögen aber bloß in der Hoffnung auf den vorgeſpiegelten Gewinn unterzeichnet haben? Die Banquiers hat man vor den Kopf geſtoßen, indem man ihnen ihre Entbehrlichkeit zeigen wollte, und doch iſt es ſehr wohl möglich, daß man ihre Hülfe ſchon in den nächſten Monaten in Anſpruch nehmen muß. Daß die Neigung zur Bezahlung eines Rentencapitals, das man an der Börſe wohlfeiler einkaufen kann, nicht groß iſt, läßt ſich denken, und wenn, wie es allen Anſchein hat, das Fallen der Fonds fortdauert, ſo hat man allen Grund das Eingezahlte aufzuopfern und nicht weiter zu zahlen ſondern ſich die Renten an der Börſe zu kaufen. Von 100 Fr. Nominalcapital zu 3 Proc. mußten 10 Proc. oder 6 Fr. 52½ C. baar erlegt werden, von 100 Fr. Nominalcapital zu 4½ Proc. mußten 9 Fr. 25 C. erlegt werden. Beträgt nun der Fall der Fonds bis zur nächſten Einzahlung am 7 Mai mehr als die eingezahlten 10 Proc., d. h. fallen die Dreiprocents unter 58 Fr. 72½ C., die Viereinhalbprocentigen unter 83¼, ſo iſt es vortheilhafter die eingezahlten 10 Proc. aufzuopfern und die Renten an der Börſe zu

[1] Die unſinnigen Preiſe, die man beim erſten Ausgeben für die Actien zahlte — ſie wurden bekanntlich faſt auf 1800 hinaufgetrieben — bringen wir nicht in Anſchlag, ſondern nur den Preis zwiſchen 7 und 900, der ſich geraume Zeit im vorigen Jahre erhielt.

[2] Sie ſtanden im Anfang Septembers 1853 auf 680, jetzt zwiſchen 430 und 440.

kaufen. [1] Dann hat die Regierung 25 Mill. erhalten ſtatt 250 und muß ſich unter weit ungünſtigern Umſtänden wie vorher an die Banquiers wenden, um Geld zu erhalten. Zahlen aber auch, wie wahrſcheinlich, die Hauptſubſcribenten, welches doch die Banquiers ſind, fort, ſo iſt die Abhängigkeit der Regierung von denſelben nicht minder erſichtlich.

Man erkennt hieraus, daß die franzöſiſche Regierung an der Schwelle einer mächtigen Verlegenheit ſteht. Ein Anlehen war ſchon im September vorigen Jahrs nöthig, ſeitdem hat man ſich, was ein großer Staat leicht thun kann, mit Auskunftsmitteln, als Schatzkammerſcheinen und temporärer Anleihe bei der Bank geholfen, die freilich die Nothwendigkeit eines Anlehens nicht verminderten, eher vermehrten. Im September ſoll Rothſchild, vom Kaiſer um Uebernahme eines Anlehens angegangen, die ſpitzige Antwort gegeben haben, die Regierung bedürfe ſeiner Dienſte nicht, da die Mobiliarcreditgeſellſchaft ausdrücklich zu dieſem Zweck gegründet worden ſey. Seitdem mag Hr. Rothſchild in der Sprache milder, in der Sache aber um nichts nachgiebiger geworden ſeyn, aber er kann warten, der Sturz der Reportbank, welche den Pariſer Geldmarkt zu einem Werkzeug kaiſerlicher Plane machen ſollte, kann kaum ausbleiben, ſobald die Curſe noch tiefer herabgehen: ihr Geſchäft war es auf Renten und Actien zu leihen, wie viele derſelben mögen ſeit ſechs Monaten — denn ſeit dem September vorigen Jahrs datiren die großen Verlegenheiten — in ihren Händen geblieben ſeyn? Die dagegen ausgeliehenen Papiercapitalien aber mußten nach der Verfallzeit dennoch mit Geld eingelöst werden. Es iſt ſehr wohl möglich, daß das Haus Leroy de Chabrol, deſſen Paſſiva auf 15 Mill. angegeben wurden, das aber neuern Nachrichten zufolge binnen kurzem wieder eröffnet werden ſoll, durch die Annahme ſolcher Papiere ſich in die Verlegenheiten ſtürzte. So viel iſt gewiß: das Syſtem der Reportbank, durch Vorſchießen fictiven Capitals die Curſe künſtlich in der Höhe zu halten, muß zu einem Bruch führen, ſobald das Fallen der Fonds andauert; nun ſind letztere, wenigſtens die hauptſächlich getriebenen Dreiprocents ſeit 7 Monaten faſt um 20 Proc. gefallen, die Reportbank um die Hälfte, ein ſicheres Zeichen, daß das Fallen der Fonds die Reportbank ruinirt. Wenn mehrmals die Reportbank ſich zu Anleihen anbot, ſo war es eitel Ruhmrednerei, um andern Sand in die Augen zu ſtreuen; wenn Rothſchild wirklich der Regierung ſagte, ſie ſolle ſich um ein Anlehen an die Reportbank wenden, die ja dazu geſchaffen worden ſey, ſo war es ein Hohn, denn die Reportbank kann nicht geben, was ſie nicht hat: ſie hat urſprünglich 48 Millionen Geld und 600 Mill. Fr. Papiercapital, das ſie nach der Verfallzeit einlöſen muß. Gelang es freilich — und das ſcheint der Plan geweſen zu ſeyn — die franzöſiſchen Renten zu hohen Curſen — man wollte die Dreiprocents nach dem Muſter der engliſchen auf einen Preis zwiſchen 90 und 100 treiben — nach fremden Plätzen abzuſetzen, ſo ſtrömten ungeheure Summen nach Paris, aber mit ſolchen Phantasmagorien kann man ſo reellen Leuten, wie große Capitaliſten ſind, keinen blauen Dunſt vormachen, vielmehr ſcheint Frankreich auf dieſem Wege an Geld verloren zu haben, indem man die unnatürlich hohen Curſe benützte, um das Geld herauszuziehen. Iſt dieß, wie manche Umſtände vermuthen laſſen, in einem bedeutenden Umfang der Fall geweſen, ſo müſſen ſich die Folgen jetzt, wo der Kriegsſtand die Blendwerke zu Schanden macht, in ihrer ganzen Stärke zeigen.

[1] Die dreiprocentigen wurden zu 65 Fr. 25 C. an die Subſcribenten abgegeben, und ſtanden am 3 April bereits 61 Fr. 55 C., können alſo bis zum 7 Mai ſehr leicht unter den oben bezeichneten Preis von 58 Fr. 72½ fallen.

Die Sleeb in Babylonien.

(Aus den Nouv. Annales des Voyages. Februar.)

Hr. Perreymond, welcher der wiſſenſchaftlichen Miſſion in Meſopotamien beigegeben iſt, und von dem man Nachrichten über eine in Babylonien wohnende, von mehrern Reiſenden mit den Zigeunern identificirte Menſchenrace verlangt hatte, ſchrieb hierüber an Hrn. Merimée folgendes.

Bagdad, 15 Oct. 1853.

„In Meſopotamien und Arabien haust ein zahlreicher Nomadenſtamm, den man unter dem Namen Sleeb (im Sing. Suleibi) kennt. Man unterſcheidet leicht die Sleeb von den Arabern an ihrem dunklern Braun, an der Magerkeit und Dürre ihrer Körper, an ihrer Kleidung, die aus einem weiten Hemd von Gazellenfell mit den Haaren beſteht, und endlich an ihrer Sprache, welche nicht das Arabiſche iſt, und auch von den Arabern nicht verſtanden wird. Sie betreten ſelten die Städte, höchſtens ein- oder zweimal des Jahres, um Salz und Alkali, das ſie in der Wüſte ſammeln, an der Sonne getrocknetes Gazellenfleiſch, Eier und Federn von Straußen, die Erzeugniſſe ihrer Jagd, zu verkaufen, und dagegen Getreide, Datteln u. dgl. einzutauſchen. Die Sleeb ſind außerordentlich arm; ſie züchten kein Vieh, auch ſonſt keine Hausthiere, den Eſel und Hund ausgenommen, und da die Milch ein Hauptartikel unter den Speiſen der Araber iſt, ſo ſagen die Beduinen ſprüchwörtlich von einem Menſchen, der keine Milch trinkt: „wie der Suleibi, der ohne Milch lebt.“ Der Eſel iſt bei ihnen das einzige thieriſche Eigenthum, das ausgetauſcht wird; die Race, welche ſie beſitzen, iſt ausnehmend ſchön, vollkommen weiß, und trotz ihres elenden Zuſtandes ſind dieſe Thiere außerordentlich flüchtig im Laufe, munter, lebendig und klug; ſie halten auf eine bewundernswerthe Weiſe die größten Anſtrengungen, Hitze, Hunger und Durſt aus. Ihre Ausrüſtung beſteht in einem ſehr einfachen, mit einer Gazellenhaut bedeckten Holzſattel.

„Die Luntenflinte iſt die einzige Waffe, welche die Sleeb kennen, die Jagd, namentlich die der Gazelle, ihre einzige Beſchäftigung und ſo zu ſagen ihr einziges Unterhaltsmittel; ſie nähren ſich von ihrem Fleiſch, kleiden ſich in ihr Fell, und machen ſogar ihre Geräthſchaften daraus, wie Säcke, Teppiche, Decken u. ſ. w.

Auch entfalten sie bei dieser Jagd eine ganz ungemeine Geschicklichkeit, und wenn sie eine Gazelle schießen, so sollte man, nach dem Ausdruck eines mir bekannten Kamelführers sagen, „sie wählen ein Lamm aus ihrer Heerde aus.“ Sie erblicken solche in großer Entfernung, kennen ihre Gewohnheiten, die Art wie man sie erschleichen muß, vollkommen; hat der Jäger die Spuren einer Gazellenheerde entdeckt, so steigt er von seinem Esel ab, nimmt sein Gewehr, und läuft bis zu dem Augenblick, wo die Heerde ihn gewahr und unruhig wird; nun wirft er sich platt nieder und kriecht wie eine Schlange durch Dornbüsche, indem er sich auf vier, über Ellenbogen und Knie gebundene Kissen von Gazellenfellen, Habaiat genannt, stützt, bis er auf Schußweite herangekommen ist. Ich war auf einem Ausflug, den ich letzten Mai nach der Wüste machte, Zeuge einer solchen Jagd.

„Ein arabischer Scheich sagte mir, die Sleeb äßen auch Hyänenfleisch, was bei den Moslems für unrein gilt, sie hätten keine Religion, kümmerten sich um keinen Propheten, kennten weder Fasten noch Gebet, und sprächen nie den Namen Gottes aus, außer um eine Versicherung zu geben.

„Die Sleeb wandern in kleinen Schaaren, die aus einer oder zwei Familien bestehen. Mitten unter den Kriegen der arabischen Stämme genießen sie der größten Sicherheit; es gibt gar kein Beispiel, daß eine Familie der Sleeb von den Beduinen, welche diese Race als unverletzlich ansehen, angegriffen und beraubt worden wäre. Allerdings leisten auch die Sleeb den Arabern und den Karawanen, die zwischen Bagdad und Damascus hin und herziehen, unschätzbare Dienste; manchmal bleiben diese Karawanen Monate lang unterwegs ohne andere Lebensmitteln als Datteln und Mehl; haben sie das Glück auf Sleebs zu stoßen, so beeilen sich diese ihnen Gazellenfleisch zu liefern und Wasser zu bringen aus Brunnen, welche die Beduinen selbst nicht kennen. Wenn die Sleeb in der Wüste verirrte Reisende bemerken, machen sie es sich zur strengen Pflicht, sie auf den rechten Weg zu weisen, sollten sie sich auch um mehrere Tagemärsche von ihrer eigentlichen Richtung entfernen.

„Die Araber, die sich auf einem Kriegs- oder Raubzug befinden, nehmen mit der größten Zuversicht die Gastfreundschaft der Sleeb an, sprechen ihnen von ihren Planen, und vertrauen ihnen ihre verwundeten Leute an, ohne Furcht verrathen zu werden, denn sie wissen, daß der Suleibi verschwiegen ist, sich nicht in Dinge mengt, die ihn nicht angehen, und in den Streitigkeiten unter den seiner Race fremden Stämmen niemals Partei nimmt. Man behauptet, daß die Araber, wenn sie sich auf einem Kriegszug befinden, und auf ihrem Wege Frauen der Sleeb finden, die um Holz aufzulesen oder Wasser zu holen sich von den Zelten entfernt haben, in Güte oder Gewalt ihre Gunst genießen, denn sie behaupten, dieß bringe ihnen Glück und sichere den Erfolg ihres Zugs. Die Frauen der Sleeb sollen diese Gewaltthat als keine große Schande ansehen. Ich habe diese Nachrichten von Achmed-el-Kodd, dem reichsten und geachtetsten Kamelführer von Bagdad.

„Bekanntlich verkaufen die Araber ihre Töchter an den Freier zu einem zwischen letzterem und dem Vater oder nächsten Verwandten der Braut festgesetzten Preis, entweder in baarem Geld, oder an Kamelen, Pferden oder kleinerem Vieh. Der Suleibi, der nichts als seine Esel und seine Hunde hat, gibt nichts destoweniger den Eltern des Mädchens, das er heurathet, ein Geschenk. Dieß besteht in einem Theil seiner Besitzungen in der Wüste mit dem Recht daselbst zu jagen, denn die Sleeb haben diese ungeheuren Einöden unter einander getheilt: jede Familie hat ein durch ideale Gränzen festgesetztes Gebiet, und niemand greift in fremdes Jagdrecht über. — Endlich erkennen die Araber den Sleeb das Recht zu, sich jedes in der Wüste gefundenen Hausthiers zu bemächtigen, z. B. der im Krieg verwundeten Pferde, der Kamele, die in der Brunstzeit entfliehen. Im Fall der wirkliche Eigenthümer sein Gut zurückfordert, muß er den Suleibi mit einer Geldsumme oder einem sonstigen Geschenk entschädigen.“

Hr. Perreymond schließt seine Mittheilung mit einem Dutzend Worte aus der Sprache der Sleeb; keines derselben scheint mit der Zigeunersprache die mindeste Aehnlichkeit zu haben. Leider beziehen sich die meisten dieser Worte auf Gegenstände der Wüste, die somit den Zigeunern Europa's unbekannt sind.

Ein Brief des Hrn. von Bonpland.

In der Sitzung der französischen Akademie der Wissenschaften vom 6 März dieses Jahres las Hr. François Delessert folgenden Auszug aus einem Briefe des Hrn. von Bonpland vor:

Montevideo, den 26 December 1853.

In den letzten Tagen des Jahres 1852 erhielt ich zu San-Borja Ihr gütiges Schreiben vom 7 April. Vor allem empfangen Sie meinen Dank für die Mittheilung, die Sie in meinem Namen der Akademie der Wissenschaft gemacht, sowie auch für das, was Sie mir von derselben berichteten. Ich bitte Sie, ihr meine Dankbarkeit für das Andenken, das sie mir schenkt, auszudrücken. Ich werde mich glücklich fühlen, wenn ich stets das Wohlwollen und das Interesse dieses hohen Instituts, dem ich bald 40 Jahre anzugehören stolz bin, verdienen kann.

Erst am 1 Junius 1853 konnte ich San-Borja verlassen. Meine Absicht war Corrientes, Santa-Fe, Rosario zu besuchen

und hier an den Fluß Parana zu gelangen, überzeugt, daß ich auf dieſer weiten Tour meine Sammlungen vergrößern und einigermaaßen den Naturwiſſenſchaften nützen könne.

Neue Unruhen in der Provinz Corrientes hinderten mich indeß mein Vorhaben auszuführen, und ich mußte in meine Wohnſtätte in Santa-Anna zurückkehren, die am weſtlichen Ufer des Uruguay gelegen. Das Grundſtück, das ich dort beſitze, hat einen Umfang von 5 Leguas: es enthält treffliche Weideplätze, iſt von den Gewäſſern des Uruguay beſpült, von kleinen Flüſſen durchſchnitten und durch drei fiſchreiche Seen verſchönert. Hier ſuche ich die enormen Verluſte, die ich an Pferden, Kühen, Mauleſeln und Hämmeln erlitt, wieder einzubringen. So weit es die mir zur Diſpoſition ſtehenden Arme geſtatteten, habe ich alles cultivirt. Mein Hauptbau beſteht in Mais, verſchiedenen Arten von jatropha manihot, convolvulus batatas, arachis hypogea und Kartoffeln; auch habe ich Pfirſichbäume, Pomeranzenbäume und Reben geſetzt.

Wenn es möglich wäre, meine beiden Beſitzthümer am Uruguay zu verkaufen, ich würde nicht anſtehen ſie loszuſchlagen. Ich kehrte dann nach Paris zurück, um die Akademie der Wiſſenſchaften wieder zu beſuchen, die wenigen meiner Freunde, die noch am Leben, wiederzufinden, meine Beobachtungen zu veröffentlichen, und ſähe da ruhig meiner letzten Stunde entgegen. Da ich außer meinen landwirthſchaftlichen Arbeiten keine Beſchäftigung habe, ſo hoffe ich bei meiner Rückkehr nach San-Borja, die binnen kurzem ſtattfinden wird, alle meine Sammlungen vereinigen und in die möglichſt beſte Ordnung bringen zu können. Mein Wunſch wäre, ſie ſelbſt nach Paris zu bringen, der Regierung für das naturhiſtoriſche Muſeum anzubieten und mit denen vereint zu ſehen, die ich in Geſellſchaft des berühmteſten und gelehrteſten Reiſenden, meines vortrefflichen und beſten Freundes, des Hrn. Alexander von Humboldt, in den Aequinoctialgegenden gemacht habe.

Bis ich meine Sammlungen zuſammengebracht, werde ich mein 82ſtes Jahr vollendet haben: ſollte ich mich nicht mehr im Stande fühlen die Reiſe nach Frankreich zu unternehmen, ſo iſt es mein ausdrücklicher Wunſch, dieſelben dorthin zu ſchicken.

Nun will ich Ihnen über zwei Arten nützlicher Pflanzen, über welche ich zahlreiche Bemerkungen habe, Mittheilung machen, Pflanzen, die, wie ich vermuthe, in Europa nicht genau bekannt ſind, und über die ich indeſſen noch nichts zu ſchreiben wage, da ich die Arbeiten der Naturforſcher, welche dieſe reichen Landſchaften bereiſt haben, nicht vor Augen habe. Dieſe Pflanzen ſind insgemein unter dem Namen Waſſermais und Paraguay-Thee (Yerba) oder Paraguay-Kraut bekannt.

Gegen das Ende des Jahres 1820 war es mir vergönnt, zuerſt über den Waſſermais Studien zu machen; ich hielt mich damals in Corrientes auf. Ich ſah zu der Zeit nur die Fruchtknoten neu gefüllt, und mein Urtheil ging dahin, daß dieſe neue Pflanze dem Genus Nelumbium angehören könne. Die Beſchreibung davon ſandte ich an Hrn. de Mirbel. Wenige Wochen darnach ließ mich der nur zu berüchtigte Francia von Corrientes wegführen und nach Paraguay bringen, wo ich neun lange Jahre, ohne alle Communication mit dem Innern des Landes wie mit dem Auslande, feſtgehalten wurde. Nach meiner Abreiſe von Paraguay ſchrieb ich an Hrn. de Mirbel, der mich bat, ihm alle Theile der Befruchtung des Waſſermaiſes, in Weingeiſt aufbewahrt, zu überſchicken. Ich beeilte mich ſeinen Wünſchen nachzukommen. Ich verließ San-Borja und begab mich nach Corrientes, dem einzigen Ort, wo ich damals wußte, daß Waſſermais vorkäme. Durch Vermittlung des Hrn. Aimé Roger, des franzöſiſchen Interimsconſuls in Buenos-Ayres, überſandte ich an Hrn. de Mirbel nicht nur um was er mich erſucht, ſondern auch noch manche andere Gegenſtände, über die ich ſorgfältige Notizen in Händen habe. Mit Umgehung deſſen, was mir de Mirbel in Betreff des Waſſermaiſes bezeichnet, ließ ich ihm alle Theile dieſer Pflanze, ſorgfältig getrocknet, mit den Zeichnungen der Blumen und Früchte in natürlicher Größe zukommen.

Im Jahre 1820 hatte ich nur unentwickelte Fruchtknoten geſehen, aber bei meinem Abgange von Paraguay konnte ich in der Provinz Chaco Früchte im Zuſtande der vollkommenen Reife unterſuchen. Von da an gewann ich die Gewißheit, daß der Waſſermais nicht zum Genus Nelumbium gehöre, ſondern ein neues Genus bilde zwiſchen dem Genus Nelumbium und dem Genus Nymphaea. Seit dieſer Sendung bis zum Jahre 1849 konnte ich über dieſe nützliche Pflanze, die ich geſammelt und mit ſo viel Sorgfalt beſchrieben hatte, nichts wieder erhalten, von Hrn. de Mirbel kamen mir nur traurige Nachrichten zu, die mich über ſein Schweigen aufklärten. Im Jahre 1850 erfuhr ich, daß der Waſſermais auch in Guyana gefunden worden ſey und man dort ein neues Genus, der erhabenen Königin von England (Victoria regia) gewidmet, aus ihm gemacht habe. Die einzige Beſchreibung, die ich über dieſen Waſſermais in Guyana erhalten konnte, war unvollſtändig: ihr Verfaſſer unterläßt die Beſchreibung der Frucht.

Was das geographiſche Vaterland des Waſſermaiſes — ſeitdem von Hrn. d'Orbigny unter dem Namen Victoria Cruziana beſchrieben — betrifft, ſo iſt es evident, daß ſich dieſe Pflanze an verſchiedenen Punkten vorfindet. Der Waſſermais kommt in der Provinz Chaco vor, wo er Teiche von verſchiedenen Größen bedeckt; er zeigt ſich in Paraguay, bei Corrientes und Goya in der Nähe des Parana. Ganz neulich erſt verſicherte ich mich von ſeinem Vorhandenſeyn im Fluſſe Miriñan, der einen Theil ſeines Waſſers aus dem Ibera-See empfängt, und in den Uruguay einmündet.

Gegenwärtig bin ich darüber, eine Gabel mit drei Zinken machen zu laſſen, um die Wurzeln des Waſſermaiſes aus dem Grunde des Miriñan herauszubringen und ſie dann in meine Seen zu Santa-Anna zu verpflanzen. Gelingt mir die Cultur dieſer koſtbaren Pflanze, ſo wird es mir leicht ſeyn, Samen oder Wurzeln davon in den Jardin des Plantes in Paris zu liefern. Begierig den Zuſtand der Vegetation dieſer bewunderungswürdigen Pflanze kennen zu lernen, deren Blätter ſchildförmig ſind und an den im rechten Winkel gefalteten Rändern einen Meter im Durchmeſſer haben, möchten Sie mir zu wiſſen thun, ob ſie in den Gewächshäuſern des Jardin des Plantes in Paris gepflanzt iſt, ob ſie gut dort fortkommt? u. ſ. w. Je nachdem Ihre Antwort, wird es mir leicht ſeyn, Samen oder ſelbſt lebende Proben davon nach Paris zu ſchicken.

Das natürliche Intereſſe, das ich an einer Pflanze habe, über die ich ſeit 33 Jahren Studien gemacht habe, deren ſämmtliche Theile ich beobachtet zu haben glaube und die ich in Europa vervielfältigt zu ſehen wünſche, hat mich in ſolange Details verwickelt.

Nun zu den Gewächſen, aus denen man den ſogenannten Paraguay-Thee bereitet. Auf einer Reiſe, die ich im Jahre 1818 auf die Inſel Martin-Garcia und am Parana machte, begann ich meine Aufmerkſamkeit der Pflanze zu widmen, die man uneigentlich mit dem Namen Mate oder Matekraut bezeichnet. In den Jahren 1820 und 1821 ſah ich die Blüthen und Früchte des Gewächſes, das zur Bereitung dieſes Getränkes dient. Ich theilte ſie dem Genus Ilex zu und bezeichnete ſie in meinem botaniſchen Journal

mit dem Namen ilex theaezans. In dem Prodromus des Hrn. de Candolle wurde ſie durch Hrn. Auguſt de Saint-Hilaire unter dem Namen ilex paraguayensis beſchrieben.

Die ilex paraguayensis oder ilex theaezans, wie man ſie wohl beſſer nennt, kommt nicht allein in Paraguay vor. Ich beſitze in meinem Herbarium drei neue Species der ilex, und aus allen dreien macht man Mate oder wie man gewöhnlich ſagt, Matekraut.

Die geographiſche Vertheilung dieſer drei nützlichen Gewächſe iſt ſo beſtimmt, daß es leicht iſt, wenn man ein Lineal auf eine Karte legt, zuverläſſig zu wiſſen, wo ſich Wälder von größerer oder geringerer Ausdehnung, nicht bloß von der ilex paraguayensis, ſondern auch von den beiden andern Gattungen dieſes Genus, wie oben angegeben, vorfinden. Die drei neuen Pflanzen bedecken große Strecken. Nicht weit vom Rio Grande, in Braſilien, und ganz nahe am Ocean fängt die Vegetationslinie der drei Ilex-Arten, die zur Bereitung des Paraguay-Thees dienen, an; ſie verfolgt die nordweſtliche Richtung und reicht bis an das öſtliche Ufer des Paraguay. Alles bringt mich auf den Glauben, daß dieſe Gewächſe ſich auch im Weſten dieſes Fluſſes finden müſſen, da ich in der Sierra von Santa-Cruz, wo ich die drei Ilex-Species, die mich beſchäftigen, beobachtete, mehrere in Peru, Tucuman und Bolivia einheimiſche Pflanzen wieder traf. Hr. d'Orbigny, der die gelehrte Welt mit ſeinen intereſſanten Arbeiten erfüllte, wird meine Zweifel über dieſen Punkt beſeitigen können. Was das Vorkommen des Mate von der eben bezeichneten, ſehr ausgedehnten Linie an betrifft, ſo würde man ihn vergebens im Südweſten derſelben ſuchen. Dieſe zur Bereitung des Paraguay-Thees dienlichen Gewächſe breiten ſich vielmehr gegen Norden, NNW und NO aus. Obwohl ich mit zahlreichen Notizen über dieſe letzteren Richtungen verſehen bin, ſo möchte ich doch die geographiſche Gränze des Mate in dieſer Terrainausdehnung nicht beſtimmen. Die HH. Sellow, Martius und Auguſte de Saint-Hilaire, welche dieſe reichhaltigen Gegenden beſucht haben, ſind beſſer als ich im Stande, der Wiſſenſchaft über den Raum, den der Mate in den angegebenen Richtungen einnimmt, zuverläſſige Aufſchlüſſe zu geben.

Nachdem ich nun die geographiſchen Gränzen der den Paraguay-Thee liefernden Gewächſe beſtimmt, erlauben Sie mir, Sie über die wahre Bedeutung etlicher einheimiſcher Namen, die ſich ſehr häufig falſch überſetzt finden, aufzuklären.

Bei den Guaranys bedeutet das Wort Caa Pflanze; Moos, Flechten, Gras, Palme, große Bäume, alles trägt bei ihnen den Namen Caa, wie wir den Geſammtnamen Pflanze gebrauchen. Allein, was eigentlich die Aufmerkſamkeit an ſich feſſeln muß und hauptſächlich das Augenmerk derjenigen, die ſich mit der Geſchichte der Völker abgeben, ſeyn muß, iſt, daß die Guaranys gerade die Pflanze, die den Mate liefert, allein Caa heißen. Dieß bringt auf den Glauben, daß die Eingebornen dieſe Pflanze für das nützlichſte und bemerkenswertheſte Gewächs betrachten, und was die eben vorhinerwähnte Idee zu unterſtützen ſcheint, iſt der Umſtand, daß die Guaranys die Gewohnheit haben, zu Ehren des Caa Feſte zu feiern.

Höchſt ſelten findet man in Paraguay ein Gewächs, das nicht einen Guarany-Namen trüge. Die Namen ſind theils einfach, theils zuſammengeſetzt und zeigen beinahe immer entweder eine Eigenſchaft oder Eigenthümlichkeit der Pflanze, oder ihre Aehnlichkeit mit irgend einem Gegenſtande an. Geſtatten Sie mir Ihnen ein Beiſpiel gerade von den verſchiedenen Arten der Ilex anzuführen.

Die ilex paraguayensis des Hrn. Auguſte de Saint-Hilaire iſt ohne Widerſpruch die ausgebreitetſte Art, diejenige, von welcher man überhaupt den Mate bereitet. Sie trägt allein den Namen Caa. Die zweite Species dieſes Genus nennen die Guarany's Caa-Iro, von Caa Pflanze und Iro bitter, weil die Blätter einen Aufguß von außerordentlicher Bitterkeit geben. Endlich die dritte Art der Ilex heißt Caa-mi von Caa Pflanze und mi oder michi klein; dieſe Benennung gaben ihr die Guaranys, weil ſie von allen dreien die kleinſten Blätter hat. Aus dieſer kurzen Andeutung können Sie leicht ſchließen, daß die Guaranys, ohne Botaniker zu ſeyn, die Pflanzen zu unterſcheiden verſtehen, ſey es nach ihrer Form oder nach ihrem Nutzen.

Ich gehe nun zum Ausdruck Mate über. Dieſes Wort bedeutet eigentlich einen warmen Aufguß der ilex paraguayensis. Dieſes theeartige Getränke datirt ſich aus undenklichen Zeiten und iſt in täglichem Gebrauch ſowohl in Paraguay als in den ſpaniſchen und braſilianiſchen Beſitzungen. Allgemein wird der Mate in einer kleinen ovalen Kürbisfrucht, mit Stiel oder ohne Stiel aufgetragen. Man trinkt ihn mit Hülfe einer Röhre etwa von der Dicke einer Schreibfeder. Dieſe Röhren ſind von irgend einem Gewächs genommen, vorausgeſetzt, daß dasſelbe ſchon von Natur aus hohl iſt; doch macht man ſie auch aus weißem Blech, Silber oder Gold.

Schreiben aus Californien.

San Francisco, den 15 Januar 1854.

Bei Anbruch des Jahres 1854, das, wie es ſcheint, ein allgemein bewegtes und inhaltſchweres zu werden verſpricht, kann ich nicht umhin, Ihnen einen allgemeinen Bericht über den gegenwärtigen Zuſtand und die bevorſtehende Zukunft dieſes jungen und glänzendſten Staates der amerikaniſchen Union zu geben, indem ich glaube, daß ſolcher Ihnen und Ihren Leſern von einigem Intereſſe ſeyn wird. Seit der Entdeckung des Goldes in ſeinen Bergen und Flüſſen hat dieſer merkwürdige Staat ſo viele und gewaltige Metamorphoſen erfahren, wie ſolche die Geſchichte noch nicht zuvor aufzuweiſen hat. Nach fünfjähriger Entwicklung iſt aus dem Nichts von 1848 ein blühender, nach allen Richtungen hin ſich mächtig entwickelnder Staat geworden und San Francisco nimmt mit Recht ſeinen Stand unter den erſten Handelsſtädten der Welt ein. Um Ihnen einen, wenn auch nur andeutenden Ueberblick zu geben, führe ich die nachfolgenden Daten an, die als ſelbſtredend den beſten Beweis der großen Bedeutſamkeit des Landes liefern.

Im Jahre 1853 kamen hier 1628 Schiffe mit einem Gehalt von 659,000 Tonnen aus allen Theilen der Welt an. Die auf die mit jenen Schiffen eingeführten Waaren gezahlten Frachtgelder belaufen ſich auf 12,800,000 Doll. und faſt ebenſo viel mag für Paſſagiergelder gezahlt ſeyn. Von hier wurden 1653 Schiffe expedirt, woron die meiſten nach ſowohl atlantiſchen als pacificamerikaniſchen Häfen, die übrigen nach Chili, Peru, Mexico, China, Auſtralien und den Inſeln des ſtillen Oceans geſegelt ſind. Die bei hieſiger Douane eingekommenen Zölle in demſelben Jahre

belaufen ſich auf 2,600,000 Doll., diejenigen nicht gerechnet, die bei Anfang dieſes Jahres auf Güter, welche in den Zollhaus-Waarenlagern noch für Wiederausführung oder ſpätere Einverzollung deponirt waren, zwar noch nicht fällig, aber doch auf Rechnung des Jahres 1853 zu bringen ſind und auch eine bedeutende Summe erreichen.

Die Zahl der hier im ſelbigen Jahre angekommenen Einwanderer beläuft ſich auf 50,000, und dieſelbe würde noch viel bedeutender ſeyn, hätten nicht die Berichte von Auſtralien, dem Amazonenſtrom, Oregon und dem Staate Sonora Tauſende von ihrem Wege nach Californien abgelenkt. Doch iſt zu erwarten, daß in Betracht der großen materiellen Vortheile, die dieſes ausgezeichnete Land bietet, der Strom einer ſehr bedeutenden Einwanderung ſich wieder hieher lenken wird.

Nach den letzten Vermeſſungen enthält der Staat einen Flächenraum von etwa 93,620,000 Acres Land, wovon etwas mehr als die Hälfte als gebirgig und unfruchtbar claſſificirt werden muß; das übrige iſt theils ſehr fruchtbares, theils ſumpfiges und theils waſſerarmes Land, welches letztere übrigens einer künſtlichen Bewäſſerung fähig iſt. Die Bevölkerung Californiens berechnet man auf etwa 330,000 Seelen, worunter etwa 30,000 Frauen und 12,000 Kinder. Obwohl hiernach die männliche Bevölkerung der Zahl nach noch immer bedeutend überwiegt, ſo findet doch, je mehr die Verhältniſſe ſich ordnen und klären, der Sinn für Familienleben immer mehr und mehr Boden, und ebnet hiedurch von ſelbſt die Bahn für die Verbreitung milderer Sitten.

San Francisco ſelbſt hat etwa 50,000 Einwohner, über 100 Straßen, von denen ſehr viele mit Bohlen belegt ſind, 20 Kirchen und Tempel, 6 Theater, 19 Preſſen, worunter zwei deutſche, 12 große Buchhandlungen, verſchiedene Clubs und geſchloſſene Geſellſchaften, zwei telegraphiſche Compagnien, die ihre Drähte bereits nach Stockton, Sacramento, San Jose und Marysville gelegt haben, vier Bibelgeſellſchaften, ſieben Dampfſchifffahrts-Compagnien für auswärtige Verbindung und 10 für innere Bay- und Flußcommunication, 25 Conſulate, mehrere Feuerverſicherungsgeſellſchaften, viele große und kleine Werfte, viele Privat-Hoſpitäler, darunter mehrere deutſche; ein Marinehoſpital, ein prächtiges Gebäude auf Rincons Point mit einem Koſtenaufwand von etwa 200,000 Doll. aufgeführt, ein Stadthaus, eine Waiſenanſtalt u. ſ. w. Außerdem iſt eine Gasbeleuchtungsgeſellſchaft zuſammengetreten, welche nächſten Monat ihre Röhren gelegt haben wird; beſondere Anerkennung verdienen aber die 14 Spritzengeſellſchaften, aus Freiwilligen beſtehend, die ſich durch ihre energiſchen und ausgezeichneten Leiſtungen die Liebe und Achtung aller erworben haben. Dieſen Spritzencompagnien, vereint mit der ſolidern Bauart der Häuſer, verdanken wir die größere Sicherheit gegen das Feuer, die allgemein gefühlt wird, und der Ruf: „Feuer,“ der noch vor kurzem ſtarren Schrecken heraufbeſchwor, iſt nur noch ein gewöhnlicher Straßenlärm, der bloß noch vorübergehendes Intereſſe erregt.

Die unglaublichſten und koloſſalſten Arbeiten ſind hier bei Ausfüllung des alten Hafens vorgenommen worden. Tauſend und aber tauſend Karrenladungen Sand wurden von den Sandhügeln in das Meer transportirt und nach und nach der leere Raum zwiſchen den Holzpfählen, auf welchen die Häuſer, ja ganze Straßen ſtanden, ausgefüllt. Da, wo 1848 große Schiffe ſicher und bequem ankerten, bewegt ſich jetzt der geſchäftige Haufen, kreuzen ſich Tauſende von Fuhrwerken aller Art und das Waſſer hat keinen Einfluß mehr auf das Treiben. Selbſt bedeutende Steinhäuſer ſind auf dieſer ſandigen Unterlage aufgeführt und bewähren ſich meiſt als dauerhaft, obwohl es auch an Beiſpielen nicht fehlt, daß ſolche ſich geſenkt haben, geborſten oder gar eingeſtürzt ſind. Kalk und Ziegelſteine, aus denen die meiſten feuerfeſten Häuſer beſtehen, werden im Lande ſelbſt, nicht allzuweit vom Orte, in der Miſſion Dolores gebrannt. Die Stadt San Francisco hat hierdurch nicht allein an Solidität, ſondern auch an Schönheit gewonnen und bietet einen förmlich europäiſchen Anblick dar. Man nimmt an, daß in den letzten ſechs Jahren eine Summe von über 250 Mill. Doll. an Goldſtaub von Californien ausgeführt worden iſt, obwohl es ſchwer ſeyn möchte, dieß genau zu ermitteln, da bedeutende Summen in Privathänden ihren Weg ins Ausland finden, ohne irgend einen Nachweis darüber zu laſſen. Das letzte Jahr iſt, obgleich ſich die glänzenden und ins Auge fallenden Reſultate in den Minen verringert haben, dennoch im Ganzen ein ſehr ergiebiges in der Goldwäſcherei geweſen, indem in demſelben 40,000,000 Doll., mehr als in allen frühern Jahren, ausgeführt wurden. Es liegt dieß ſowohl in dem nach und nach verbeſſerten Syſteme der verſchiedenen Arbeiten, als auch in der Ausführung größerer Canal- und Abdämmungs-Unternehmen, wovon die meiſten auf Actien angelegt wurden und gut reuſſirt haben.

Was den übrigen Mineral-Reichthum des Landes anlangt, ſo verdienen höchſtens eine Silbermine, die man unfern Monterey entdeckt, und die bekannten Queckſilberminen in Neu-Almaden bei San Joſe beſondere Erwähnung. Aus letzteren ſind über 18,000 Flaſchen Queckſilber ausgeführt worden; Kohlenlager ſind in Vancouver-Island in Oregon und auf einer der drei, dem mexicaniſchen Hafen San Blas gegenüber gelegenen Inſeln, las Tres Marias genannt, gefunden worden, und es iſt anzunehmen daß dieſelben bald in Arbeit genommen werden und ſonach auch der großen Theuerung dieſes für alle Zweige der Induſtrie und ſchon für den Haushalt ſo nothwendigen Feuer-Materials Abhülfe geſchafft werde. Die Agricultur dieſes Landes hat ſich in einer faſt unglaublichen Art und Weiſe entwickelt, und auf einer im verfloſſenen Jahre von der Firma Warren and Son veranſtalteten Agricultur-Ausſtellung ſah man wahre Phänomene von Kartoffeln, Tomates, Rüben, Getreide, Kürbiſſen, Melonen, Zwiebeln u. dgl. m., auch hat man verſucht, Tabak und Baumwolle zu ziehen, die auch gute Ausſicht für die Zukunft verſprechen. In botaniſcher Hinſicht hat Californien jedenfalls noch vieles Intereſſante aufzuweiſen, jedoch bedarf dieß eines ſorgfältigen und zeitraubenden Forſchens — eine Sache, die wenige in dieſem Lande der kaufmänniſchen Speculation und des Egoismus in Ausführung bringen möchten. Denn Kunſt und Wiſſenſchaft, namentlich letztere, machen ſich hier ſchlecht bezahlt und das Leben iſt zu theuer, um die Zeit nicht möglichſt auszunutzen. Der Geiſt des Landes iſt Geld und bloß Geld, und wie es bei ſolcher Richtung nicht anders ſeyn kann, iſt der alleinige Hebel aller großen und kleinen Unternehmungen, ja des ganzen geſellſchaftlichen Lebens das nackte, kalte Intereſſe. Edlere Anſchauungen oder begeiſterte Motive ſcheinen hier faſt gar nicht zu exiſtiren.

Die Vorſehung hat ſich zu allen Zeiten des Goldes bedient, wie die Entdeckung Amerika's, Mexico's, Peru's u. ſ. w. zeigen, um Großes durch das Menſchengeſchlecht zu vollbringen. Auch jetzt, nachdem Amerika's großes Zeitalter angebrochen iſt, zeigt ſie das glitzernde Metall fern und weit über den mächtigen Continent zerſtreut, und es unterliegt nicht dem geringſten Zweifel, daß alle jene Regionen noch von amerikaniſchen oder europäiſchen Völkermaſſen werden überfluthet werden. In Sonora, dem nördlichſten Staate der mexicaniſchen Conföderation, war die Exiſtenz

ſehr reicher Goldlager (Placeres) ſchon vor der Entdeckung des californiſchen Goldes ſehr wohl bekannt; allein der apathiſche Charakter der Mexicaner, und die verwegenen und ſtets mit gutem Erfolge verbundenen Einfälle der wilden Indianerhorden vereitelten eine förmliche Bearbeitung derſelben, und augenblicklich ſind jene Diſtricte gänzlich in indianiſchen Händen und für den Staat Sonora ohne irgend einen Nutzen; dieß bewog dann ſchon mehrfach die Ausländer, ihre Augen auf jenen Theil Mexico's zu richten, und obgleich nach der von dem Grafen Raouſſet de Boulbon geführten Expedition, deren Fehlſchlagen allein der Trüglichkeit und Unzuverläſſigkeit des mexicaniſchen Volkscharakters zuzuſchreiben iſt, eine Windſtille in der öffentlichen Begierde nach jenen Utopien eingetreten war, hat ſich dieſelbe doch in der neueſten Zeit wieder dergeſtalt entwickelt, daß ſie auch gleich durch Thaten bezeichnet wurde. Die Expedition des Capitän Walker und ſeines Gelichters war der erſte thätliche Ausdruck der hieſigen Volksrichtung, und obgleich derſelbe mit nur 45 Mann im October v. J. von hier abging, mit denen er ſich des Hafens von La Paz in Untercalifornien bemächtigte, den Gouverneur gefangen nahm und an Stelle der mexicaniſchen die amerikaniſche Flagge aufzog, ſich als Präſident der neuen ſogenannten Republik ausrufend, ſo fehlte es doch nicht an Hunderten und aber Hunderten, die ſich zur Theilnahme an dem modernen Eroberungszuge drängten, und der Handſtreich würde vielleicht gelungen ſeyn, wäre nicht einestheils die ſchauerliche Unfruchtbarkeit des occupirten Landes, hauptſächlich aber die Mißbilligung dieſer Landräubereien Seitens der nordamerikaniſchen Regierung die Haupturſache zur Abkühlung der überhitzten Eroberungsſüchtigen geworden. Die Rüſtung mexicaniſcher Truppen, um dieſe Uſurpatoren zurückzuweiſen, würde wenig oder nichts gefruchtet, im Gegentheil das Unternehmen gefördert haben; allein die Decrete von Waſhington ſind mächtiger als alles andere, und es iſt deßhalb anzunehmen, daß Walkers Bande, obgleich ſie noch ihre Stellung in der Encenada unweit San Diego behauptet, ſich baldigſt auflöſen werde, um der Anwendung des Geſetzes auf ihre Perſönlichkeiten zu entrinnen. Das letzte Ziel dieſer Streifzüge war indeſſen ſtets nur der Beſitz des an Metallen überreichen Staates Sonora; der armſeligen Wüſte UnterCaliforniens wollte man ſich nur verſichern, um eine feſte Stellung für Recrutirung u. dgl. einzunehmen. Inzwiſchen wird Mexico, ſo lange es bei ſeiner abſurden Politik beharrt, unfähig ſeyn, dieſen äußerſten Gränzſtaat für die Folge zu halten. Bereits ſind diplomatiſche Verhandlungen von Waſhington aus im Werke, um der Annexation dieſes Staates eine rechtliche Baſis zu geben. Hätte Mexico ſein Intereſſe jemals verſtanden, ſo würde es ſchon ſeit Jahren der europäiſchen Einwanderung durch freie Religionsübung, freiere Geſetzform und mäßige Abgaben Thür und Thor geöffnet und ſich dadurch eine Bevölkerung geſchaffen haben, fähig, die Würde und Unabhängigkeit des Landes zu vertheidigen. Allein die Engherzigkeit der Regierung, die Käuflichkeit aller Beamten und die ſtarre Bigotterie des Klerus ſind bisher ein unüberſteigliches Bollwerk gegen ſolchen Fortſchritt geweſen und werden es auch wohl bleiben, bis andere und beſſere Elemente dieſes reichſte aller Länder aſſimiliren, und dann erſt ſeine ganze Fruchtbarkeit und ſeine Schätze den übrigen Theilen der Welt enthüllen werden.

Wir leben in dem Jahrhundert mächtiger Entwicklung und mächtigen Fortſchritts. Von allen Seiten drängt und bewegt es ſich. Das Alte muß weichen, um neuen Anſchauungsweiſen und Thatkräften die Bahn zu ebnen; mögen auch häufig bei ſolchen Entwicklungsproceſſen die angewandten Mittel zu verdammen ſeyn, ſo ſind doch in der Regel die Folgen ſo gigantiſch und reich für das allgemeine Beſte, daß man ihnen ſchwerlich ſeine Sympathie entziehen kann. Wenn erſt einmal die große Continental-Eiſenbahn, welche die atlantiſchen Staaten mit Californien und dem Pacific zu verbinden beſtimmt iſt, vollendet ſein wird — und daß ſolches noch geſchieht, iſt nicht zu bezweifeln — ſo wird die große Aera für Californien und die Stadt San Francisco ſelbſt beginnen. Nach allen Richtungen hin werden ſich Zweigbahnen entwickeln und Landverbindungen mit dem Colorado, Gila und Sonora werden den Verkehr mit Mexico erleichtern und gewaltig heben. Von den aſiatiſchen Häfen wird dann die Straße über San Francisco gehen, und niemand kann und wird an der Wichtigkeit und Bedeutſamkeit dieſes Platzes mehr zweifeln können. Mit größter Geſpanntheit ſieht man den Berichten über die von den Vereinigten Staaten mit Japan eingeleiteten Verhandlungen Betreffs Zulaſſung amerikaniſcher Schiffe in die dortigen Häfen entgegen, iſt aber im voraus überzeugt, daß das Excluſiv-Princip jener Nation dem Bedürfniſſe der Zeit, ſey es auf friedlichem, ſey es auf gewaltſamem Wege, in nicht ferner Zukunft weichen wird. Dampfſchifffahrtslinien werden ſich alsdann ſofort bilden, die berühmten amerikaniſchen Klipperſchiffe ihren Weg nach den japaniſchen Gewäſſern ſuchen und die Producte jenes merkwürdigen Landes, ſowie der ganzen Oſtküſte Aſiens bringen und dagegen die unſrigen zurückführen.

Amerika's Entwicklungs-Periode hat glänzend begonnen. Es wird eine Rolle ſpielen, einzig in ſeiner Art und vergeblich wird man die Blätter der Geſchichte nachſchlagen, um ein Seitenſtück zu ſo gewaltigem Fortſchritte menſchlicher Induſtrie zu finden. Für heute ſchließe ich.

. . . Ihr Aleman.

Von Kertſch nach Anapa.

(Nord. Biene. Nr. 106 f. 1853.)

Kertſch, das alte Panticapäum, liegt bekanntlich an der tauriſchen Meerenge, welche das ſchwarze Meer mit dem aſowiſchen verbindet. Es iſt reich an Alterthümern, deren regelmäßige Enthüllung durch die Vorſorge der Behörden betrieben wird; die Stadt iſt nicht groß, aber ausnehmend hübſch durch ſeine Lage und ſeine Bauten, und durch die in Seeſtädten gewöhnliche Thätigkeit belebt. Die Breite der Meerenge von Kertſch nach Taman, der erſten Station Tſchernomoriens auf dieſem Wege, beträgt etwa 23 Werſt, und die Ueberfahrt geſchieht vermittelſt des Dampfboots Donez von 30 Pferdekraft, welches täglich von Kertſch um 8 Uhr Morgens abgeht, im Winter aber, wenn entweder die ganze Meerenge oder auch nur die Ufer ſich mit Eis bedecken, und bei ſcharfer Kälte eine heftige Strömung eintritt, iſt der Uebergang beſchwerlich, gefährlich und ſelbſt unmöglich. Dann gehen die, welche nach Transkaukaſien oder nach den Feſtungen des nordöſtlichen Ufers des ſchwarzen Meeres reiſen wollen, gewöhnlich auf einem der Kriegsdampfer, welche fortdauernd die

Verbindung zwiſchen den Feſtungen der Uferlinie unterhalten, nach Redutkaleh, dem äußerſten Punkt dieſer Linie, und von da zu Pferde oder auf dem Rion weiter nach Kutais. Diejenigen aber, welche nach Jekaterinodar, Stauropol u. ſ. w. oder nach den Feſtungen der Uferlinie wollen, mit denen eine Landverbindung möglich iſt, gehen, wenn das ganze Meer mit Eis bedeckt iſt, zu Fuß oder in der Equipage weiter, oder bedienen ſich, wenn das Eis dieß nicht geſtattet, eines Fiſcher- oder Poſtboots. Mein Loos war letzteres und auch dieß nicht ſchnell.

Ich kam nach Kertſch am 23 Januar, zu einer Zeit wo die Nordoſtwinde, welche die Kälte nach der Krim bringen, mit größter Stärke und Heftigkeit auf meiner Reiſe von Sympheropol nach Kertſch geweht hatten, und auch mit unveränderter Hartnäckigkeit noch mehrere Tage anhielten; dadurch gefroren die Ufer der Meerenge auf zwei Werſte weit zu, und machten die Ueberfahrt geradezu unmöglich. Das Dampfboot Donez wurde eben ausgebeſſert, wäre aber auch außerdem völlig unnütz geweſen, weil alle Schiffe auf der Rhede eingefroren waren. So mußte ich durch unbeſiegliche phyſiſche Hinderniſſe aufgehalten in Kertſch unthätig ſitzen bleiben — zum Glück in einer Stadt, die ſich durch artige Geſellſchaft auszeichnet, und wo ich bald mit einigen Perſonen bekannt wurde, die man nur einmal zu treffen braucht, um ſie nicht wieder zu vergeſſen. Indeß ſtieg meine Ungeduld nach meinem Beſtimmungsort Anapa zu gelangen mit jedem Windſtoß, und ich war bereit mich trotz aller Gefahren auf den Weg zu machen; das war indeß nur möglich, wenn das ſchwache Eis ſich ſo weit erſtreckte, daß man auf demſelben nach einem Fiſcherkahn gehen konnte, der von dem gegenüberliegenden Ufer oder richtiger geſagt von der mittlern oder großen Landzunge abging, welche letztere von dem entgegengeſetzten Ufer 18 Werſt weit vorſprang. Im entgegengeſetzten Falle mußte ich geduldig den Südwind und mit ihm Thauwetter abwarten, wobei das Eis entweder ganz aufgeht oder gebrochen wird, ſo daß durch die Schollen hindurch ein Kahn ſich ins freie Waſſer der Meerenge die Bahn durchbrechen kann. In beiden Fällen war der Weg ziemlich gefährlich; es müſſen ihn aber in ähnlichen Fällen alle einſchlagen, welche Geſchäfte am Kaukaſus haben, und im gegenwärtigen Augenblick warteten Poſt und Couriere wie ich. Die Ueberfahrt in Kertſch geſchieht von der ſogenannten Paulowiſchen Batterie aus, vier Werſte von Kertſch, und an dem hier befindlichen Kordon warten die ungeduldigen Reiſenden und liegt ihr Gepäck oft eine Woche lang. Ich ſchickte meine Effecten voraus, und blieb ſelbſt in Kertſch, von wo aus ich mich jeden Tag nach dem Kordon begab, um mich zu erkundigen, ob noch keine Möglichkeit des Ueberſetzens vorhanden ſey. Abgeſehen von der Ungeduld und dem Aerger koſtete mich dieß das Dreifache einer Ueberfahrt von Kertſch nach Anapa, aber es war durchaus nichts zu machen.

Endlich am 30 Januar Morgens kündigte man mir an, daß der zu Ueberführung der Poſt gemiethete Kahn in einer Stunde abfahren werde. Ich gab dem Ueberbringer der Nachricht freudig den ausbedungenen Rubel und nach einer halben Stunde war ich am Ufer. Das Meer ſah düſter aus, und war mit zerſchlagenen Eisſchollen bedeckt, die der Wind hin und her trieb, und welche den kecken Schiffer und ſeinen Kahn in Splitter ſchlagen zu müſſen ſchienen. Ich bezahlte dem Herrn desſelben oder dem Ataman, wie man hier ſagt, die verabredeten zwei Silberrubel voraus und ſprang in den Kahn. Wir waren die erſten, welche in dieſem Jahre überſetzten; die Mannſchaft, die außer dem Ataman aus ſechs Matroſen beſtand — worunter auch ein Jude, eine große Seltenheit — machte ſich tüchtig an die Arbeit, und ſchob mit unglaublicher Anſtrengung langſam den Kahn vorwärts, indem ſie ſich anfangs mit langen Stangen auf das durch den Regen am Grund feſtſitzende Eis und dann als das Waſſer tiefer wurde, auf die ſchwimmenden Eisblöcke ſtemmten. Mir wurde übel zu Muthe. Drei Stunden hatten wir uns in dieſer Weiſe fortgeſchleppt, als wir endlich in freies Waſſer gelangten. Der Wind wurde friſch, das Segel blähte ſich auf, und bald hürfte der Nachen über die Wellen hin. Der erfahrene Ataman ergriff ohne Verzug das Steuerruder, und mußte, um einem Unfall durch die heftige Strömung und das Spiel der Wellen auszuweichen, lange in der Meerenge laviren, während wir, um das Gleichgewicht zu erhalten, unaufhörlich den Platz wechſelten. Anfangs bekamen wir Kamyſch-Burun ins Geſicht, das zehn Werſte von Kertſch liegt, dann in gleiche Linie von Jenikale, einer acht Werſt von Kertſch auf der entgegengeſetzten Seite liegenden Veſte, und dabei kamen wir nur unmerklich vorwärts. Um zwei Uhr Nachmittags endlich ſteuerten wir gerade auf die große Landzunge los, an der wir jedoch erſt gegen Abend landeten. Unſere Matroſen, gemiethete Leute, ruhten nun von der Arbeit aus, und die Paſſagiere, beſtehend aus drei Soldaten und einem alten Mann, die aus Kertſch nach Anapa zurückkehrten, endlich einem jungen rothwangigen Karaitenkaufmann aus Taman und mir, ſetzten uns zum Abendeſſen nieder; um fünf Uhr waren wir angelangt und mich hatte man, da an die Landzunge die Wellen ſtark anſchlugen, ans Land getragen. Eine halbe Werſt von uns lagen die Hütten der Seeleute, welche ſich mit ſchwerer gefährlicher Arbeit das tägliche Brod verdienen; ſie ſind von athletiſchem Körperbau und lieben ihre Beſchäftigung ſo ſehr, daß ſie ſolche gegen keine andere vertauſchen. Einer derſelben bot ſich an mich nach dem Kordon zu führen, wo die Wächter in einem weißen Häuschen ſitzen, das ſich im Vergleich zu dem finſtern Ausſehen des Sarais, oder Fiſchereiſchuppens, ſehr zierlich ausnimmt. Die Kordonswache bildeten drei Soldaten, von denen der älteſte verheurathet war, und drei kleine Mädchen hatte, mit denen ich bald in ein trauliches Geſpräch verflochten war. Dieſe friedliche Scene wurde aber bald unterbrochen; der Poſtillion erſchien, und forderte, daß ich augenblicklich zu Pferde nach Taman, der Poſtſtation, abreiſen ſolle, wo die Poſt warte. Ich ließ indeß in Erwartung des Wagens, der mich dahin bringen ſollte, den Samowar (Selbſtkocher, Theekeſſel), der zu unſerer allſeitigen Befriedigung ſich hier vorfand, ans Feuer ſetzen. Der Thee war, trotz des Regenwaſſers, das die emſigen Bewohner dieſer unfruchtbaren Landzunge auf der Oberfläche des Eiſes des aſowiſchen Meeres ſammeln, mir außerordentlich angenehm. Ich bewirthete damit auch die kranke Frau des älteſten Soldaten und ſeine Kinder. Um 12 Uhr Nachts kamen die Pferde, ich ſchenkte den verſtändigen Kindern des Soldaten einige Münzen, und um zwei Uhr Nachts war ich in Taman.

Die Ermüdung des Tages und die Unbekanntſchaft mit dem Wege, ſowie der Wunſch Taman zu ſehen, dem der unvergeßliche Lermontoff in ſeinem „Helden unſeres Jahrhunderts“ ein eigenes Capitel gewidmet hatte, veranlaßten mich in Taman zu übernachten. Der dienſtfertige Poſtillion ſchlug mir vor, mich in einen Gaſthof zu führen, den er mir mit großer Beredſamkeit anpries; da ich mir aber denken konnte, was es für Gaſthöfe in Taman gebe, und aus Erfahrung wußte, wie man die einmal im Jahre ſich ergebende Gelegenheit benützt einen Reiſenden zu prellen, ließ ich nach der Poſtſtation fahren. Meine Vermuthungen beſtätigten ſich, und einer von denen, die im Gaſthof übernachtet hatten, erzählte mir daß er, ermattet und ohne vorher zu handeln, dort geblieben ſey,

und für ein höchſt unangenehmes Nachtlager fünf Rubel Silber habe bezahlen müſſen. In der Station auf den nackten Brettern eines improviſirten Divans ſchlief ich ſehr ruhig und ſetzte den Stationsſchreiber, der mir erklärte, daß ihre Möbel eben hergeſtellt würden, nicht wenig in Verwunderung; am Morgen aber ließ ich frühzeitig den Wagen in Bereitſchaft ſetzen, und um fünf Uhr befand ich mich auf dem Wege mit meiner Bekanntſchaft, dem guten Alten, zur Seite. Der Tag war warm und hell, die Pferde gut, der Poſtillon, ein junger Menſch aus Saratow, ein flinker Burſch. Die Gegenden, die ich durchreiste, erinnerten mich lebhaft an das geſegnete Kleinrußland, derſelbe fette Boden, die wohlklingende kleinruſſiſche Sprache und die ausdrucksvollen Geſichter, dieſelben Verbeugungen der friedlichen Bewohner beim Begegnen, aber dennoch alle bewaffnet und zur Vertheidigung bereit; ihre Stanitzas, deren hier ſieben ſind, gleichen den kleinruſſiſchen Dörfern, nur ſind ſie ordentlicher, mit regelmäßig gebauten bequemen Häuſern, die mit Schilf ſtatt mit Stroh gedeckt ſind. Die wohlhabendſte dieſer Stanitzen ſoll von jeder Gefahr eines Einbruchs der Bergſtämme frei ſeyn. Auch in den übrigen beſchäftigen ſich die Anſiedler, meiſtens Kleinruſſen, erfolgreich mit dem Landbau, obwohl in einigen das Pflügen und Ausſäen unter Bedeckung geſchehen muß. Sie ſtehen unter der „Verwaltung der transkubaniſchen Anſiedler“, die in Anapa ihren Sitz hat, und dem Befehlshaber der Uferlinie untergeordnet worden iſt. Die Stanitzen der transkubaniſchen Anſiedler ſind ein großes Werk unſerer ſorgſamen Regierung. Im Innern derſelben in Nikolajewska, Witäſewka und Blagowjeſchtſchenska wurden nach dem Plane des früheren Befehlshabers der Uferlinie, GLt. Anrep Dorfſchulen mit Abtheilungen für Knaben und Mädchen eingerichtet.

Um 8 Uhr Morgens ſprang ich in Bugas, einer reinlichen, an der Landzunge, die der Kuban bei ſeinem Einfall ins Meer bildet, gelegenen Colonie aus dem Wagen. Die Dienſtordnung wird in allem beobachtet; ein Soldat fragte mich höflich nach der Padarojhna (Paß) und gab ſie ſogleich zurück. Meine Sachen wurden in einen Kahn gebracht und ſechs kräftige Coloniſten brachten mich in kürzeſter Zeit auf die andere Seite. Dafür gab ich der ganzen Geſellſchaft 15 Kop. S., womit ſie zufrieden waren. Die Ueberfahrt bei Bugas ſoll gefährlich ſeyn, namentlich beim Oſtwind, der leicht den Kahn in die Meerenge hinaustreiben kann. In der Poſtſtation von Bugas nahm man mir das Geld für die Vorſpann bis Anapa ab, und ein Geſpann von drei Füchſen führte mich raſch weiter nach der Feſtung Dſchemiteiskoje, der nächſten Station. Dieſer Weg, 21 Werſte, geht auf einer ſandigen, anfangs ſchmalen Landzunge, welche dieſen kubaniſchen Landſtrich vom Meere trennt, und früher gefährlich geweſen ſeyn ſoll; die Flugſandhügel verbargen mehr als einmal die Schaaren der Bergvölker. Jetzt räth man bloß aus Vorſicht, dieſe Station nicht bei Nacht zurückzulegen. Die Feſtung Dſchemiteiskoje, eine durch Blockhäuſer geſchützte Stanitza, liegt am Meere, 19¼ Werſt von Anapa. Der Stationsaufſeher, ſichtlich ein kranker Mann, beantwortete meine Frage, ob dieſe letzte Station vor Anapa gefährlich ſey? dahin, man dürfe ſie nur bei Tage und nur bewaffnet zurücklegen; die Poſt habe ſtets eine militäriſche Bedeckung. Ich eilte weiter.

Die Gebäude von Anapa ſieht man fünf Werſte weit, ehe man an die Stadt kommt. Auf der letzten Station begegneten mir häufig Koſaken und bewaffnete Soldaten mit Papachen (Tſcherkeſſenmützen) auf dem Kopfe, manchmal auch ſogenannte friedliche Tſcherkeſſen, und ich, an Frieden und Ruhe gewöhnt, näherte mich dem Orte mit nichts als meinem Reiſeſtocke ausgerüſtet. Mein Reiſegefährte, ein gebrechlicher von der Sonne gebräunter Greis, zitterte unaufhörlich auf dem ganzen Wege, aber als wir Anapa näher kamen, belebte er ſich ſichtlich, und bei der Durchfahrt durch eine Balka (Hohlweg) rief er mit triumphirender Stimme, in der ſich Muth und Mitgefühl ausſprach: „hier fiel Major Witäſeff“. Ich erkannte in dem Greis einen alten kaukaſiſchen Soldaten. — Am 31 Januar um 3 Uhr Nachmittags war ich in Anapa.

Lebendige Junge gebährender Fiſch.

Ein Mr. Jackſon, Officier unter dem Commodore Sloat, der kürzlich einige Zeit in einem Kriegshafen an der Küſte von Californien zubrachte, ſchrieb in einem Briefe an Profeſſor Agaſſiz folgendes:

Am 7 Junius ſtand ich früh des Morgens auf, um ein Gericht Fiſche zum Frühſtück zu fangen, ruderte an den gewöhnlichen Platz, köderte mit Krabben und begann zu fiſchen; der Wind blies zu ſtark für gewinnreiches Angeln; demungeachtet fing ich die zwei Fiſche, Männchen und Weibchen, von denen ich ſchrieb, und ſo ſtark war ihre Lebendigkeit und Kraft, daß ſie meine dünne Forellen-Ruthe gefährdeten. Gleichwohl barg ich beide, obſchon im Verlaufe der Arbeit einer folgenden halben Stunde weder von dieſer noch einer andern Fiſchgattung etwas anbiß. Ich beſchloß den Köder zu ändern und ſteckte auf meinen Haken ein Stück von dem ſchon gefangenen Fiſch und ſchnitt zu dem Ende den größten davon entzwei, als zu meinem Erſtaunen aus der gemachten Oeffnung ein kleiner lebender Fiſch hervorkam. Ich hielt dieß zuerſt für eine Beute die der Fiſch verſchluckt habe, allein bei fernerem Oeffnen desſelben war ich erſtaunt, zunächſt an des Fiſches Rücken und ſchwach an denſelben befeſtigt, einen langen ſehr licht violetten Sack zu finden, ſo klar und durchſichtig, daß ich ſchon hindurch die Geſtalt, Farbe und Formation einer Menge kleiner Fiſche unterſcheiden konnte (insgeſammt Facſimiles von einander), womit derſelbe wohl gefüllt war. Ich nahm ſie an Bord (wir hatten ein kleines Fahrzeug womit wir Vermeſſungs-Zwecke verfolgten) und als ich den Sack öffnete, nahm ich aus demſelben noch achtzehn von den jungen Fiſchen, vollkommen gleich in Größe, Geſtalt und Farbe mit dem, welchen ich zuerſt zufällig hervorgezogen. Die Mutter war ſehr dick in der Mitte und von einer ſehr dunkelbraunen Farbe, faſt dem Schwarz ſich nähernd, an den Finnen ſchwarz gefärbt und ein merkwürdig kraftvoller Fiſch. Die Jungen, welche ich von ihr nahm, waren in Geſtalt, mit Ausnahme der Rundung, vollſtändige Miniaturen der Mutter, gleich derſelben geformt, und von denſelben allgemeinen Proportionen, ausgenommen, daß die Alte breiter und weiter zwiſchen der Spitze der Rücken- und Bauchfinnen, im Verhältniß zu ihrer Länge als dieß bei den Jungen der Fall war. In Hinſicht auf Farbe waren ſie durchaus der Mutter gleich, obſchon die Schatten viele Grade lichter erſchienen. Auch hatten ſie denſelben eigenthümlichen Mund, die-

ſelbe Stellung und Geſtalt der Finnen, und dieſelben Augen und Kiemen, und es kann bei niemand, der den Fiſch in demſelben Zuſtand ſieht, wie ich ihn geſehen, im geringſten Zweifel darüber obwalten, daß dieſe Jungen die Abkömmlinge desſelben Fiſches waren, aus deſſen Leibe ich ſie genommen, und daß dieſe Fiſch-Species die Jungen lebend und völlig ausgebildet gebärt, geeignet den eigenen Unterhalt im Waſſer zu ſuchen. Die Zahl der Jungen im Sacke war neunzehn und ein jedes ſo friſch und lebhaft, und ſo ſehr zu Hauſe in einem Gefäß mit Salzwaſſer, als ob ſie monatelang daran gewöhnt ſeyen.

Aus Mangel an Alkohol konnte Herr Jackſon die Fiſche nicht aufbewahren und mit in ſeine Heimath nach Schenektady im Staate New-York nehmen; allein ein Agent des Profeſſors Agaſſiz iſt ſeitdem im Stande geweſen ſich verſchiedener Specimens zu verſichern und ſie demſelben zur Unterſuchung zu überſenden. Der Fiſch ſoll zum Geſchlecht der Barſche gehören, wie Profeſſor Agaſſiz entſchieden hat, oder eigentlich zu den See-Braſſen. Er hat die Familie „Embiotica“ getauft und zur Ehre des Entdeckers „Jackſonia“ hinzugeſetzt.

Der junge Jackſon iſt ſeitdem verſtorben. E. P.

Archäologiſche Notizen.

Parthiſche Alterthümer. Hr. Adr. Longpérier iſt endlich mit ſeinem lang erwarteten Werke über die arſacidiſchen Münzen hervorgetreten, vorerſt jedoch mit dem erſten Theile, welcher die Chronologie enthält. Die bekannt gewordenen Arſacidenmünzen reichen von 37 vor bis 229 nach Chr., alſo noch einige Jahre über das Auftreten des erſten Saſaniden hinaus. Die Münzen, Tetradrachmen mit griechiſcher Schrift, Jahr und Monatsangabe, liefern eine faſt vollſtändige Reihe der Könige. Longpériers Vorgänger wiſſen von 30 Arſaciden, Longpérier mußte von der bisher angenommenen Liſte zwei herausſtreichen, hat aber dennoch das Daſeyn von 43 Arſacidenfürſten nachgewieſen, die freilich nicht alle nach einander regiert haben, denn ſeit dem J. 77 nach Chr. zerfällt das parthiſche Reich in mehrere Theile, in welchen ſich unabhängige Fürſten halten, die nichtsdeſtoweniger gleichfalls den Titel „König der Könige“ führen. Dieſer Umſtand erklärt manche Stellen der alten Geſchichtſchreiber; hiezu kommt, daß mehrere gleichnamige Fürſten aufeinander folgten, weßhalb in den Geſchichtſchreibern, welche den Perſonenwechſel nicht meldeten, unmäßig lange Regierungen herauskamen. Vom 25ſten Arſaces (37 Jahre vor Chr.) an wird die Chronologie der Regierungen weſentlich umgeſtaltet. Man gewinnt allmählich eine Einſicht in dieſe Periode der perſiſchen Geſchichte, über welche die Orientalen ein ſo ſonderbares Schweigen beobachten; die Numismatik ſtellt einen Theil derſelben wieder her. (Nach dem Athen. Franç. 25 März.)

*

Karte von Babylonien. Ein Schreiben Hrn. Opperts aus Babylon vom 3 November vor. Jahres enthält folgendes über eine vom Gebiet Babylons entworfene Karte: „Ich ſende Ihnen anliegend eine kleine Karte von Babylon, die in der Eile nach dem von mir gefertigten Originale abgezeichnet und die erſte dieſer Art iſt, welche entworfen wurde. Sie iſt vollkommen genau, denn ſie iſt das Reſultat von 500 aſtronomiſchen Beobachtungen, zahlloſen Meſſungen und einer großen Menge ins Einzelnſte gehender Nachforſchungen, die ich während mehr als zwei Jahren angeſtellt habe. Ich bereite in dieſem Augenblick eine größere und umſtändlichere Karte von Babylon im Maaßſtab von $1/100{\cdot}000$ vor. Ich habe ſo eben eine Denkſchrift über die Ausdehnung des alten Babylon beendigt, und glaube die alte babyloniſche Stadie zu 189 Metres berechnen zu können. Da nach Herodot und Nabuchodonoſor der Umfang der Stadt 480 Stadien betrug, ſo würde dieß eine Ausdehnung von mehr als 90 Kilometres geben. Welche ungeheure Stadt!“ (Bull. de la Soc. de géogr. Janv.)

*

Entdeckungen und Ausgrabungen in Venuſia. Die Lage des alten Venuſina zwiſchen den Bächen Ruſcello und Reale, die ſich in der Nähe zur Fiumara vereinigen, iſt reizend. Die Stadt iſt voll claſſiſchen Intereſſes. Nach der Schlacht bei Cannä fand daſelbſt Varro und der Reſt des Heeres eine Zuflucht, ſie war der Geburtsort des Horaz, und iſt durch ihre alten ſowohl chriſtlichen als heidniſchen Ueberreſte bekannt. Gegenwärtig ſchenkt ihr der König von Neapel große Aufmerkſamkeit, und ließ das Amphitheater und den Umfang einer alten der Dreieinigkeit gewidmeten byzantiniſchen Kirche wieder ausgraben, und fördert auch jetzt die Eröffnung weiter, aber gefährlich zu betretender Katakomben. Dieſe Entdeckung war ganz zufällig. Tauſend bis 1500 Schritte von der Stadt ſind nämlich einige Grotten, wohin das Landvolk ſeine Heerden zu treiben gewohnt war. Die Gewölbe dieſer Grotten ſtürzten, und damit brach auch der Boden ein, wodurch ein Eingang in die Katakomben, vielleicht aber nicht das bedeutendſte eröffnet wurde. Dieß geſchah Ende September vorigen Jahres, und ſobald die Nachricht nach Neapel kam, wurde der Commendatore d'Alve, bekannt durch ſeine archäologiſchen Schriften und Studien, dahin geſandt. Der durch das Einſinken des aus Tuff und Sand beſtehenden Bodens entdeckte Eingang führt in einen acht Palmen hohen und ebenſo breiten Gang, der in nördlicher Richtung 329 Palmen weit fortläuft. An den Seiten ſind fünf verſchiedene Verzweigungen, die einander oft durchkreuzen, und im Hauptgang, wie in den Seitengängen, finden ſich zahlreiche Grabcellen in den Wänden. Jede dieſer Cellen iſt wieder in „Loculi“ oder Gräber getheilt, die in den Tuff ausgegraben, und mit großen flachen Ziegeln von Terra-Cotta gedeckt ſind. Dieſe Gräber ſind von verſchiedener Größe, und finden ſich nicht nur in den Seitenwänden, ſondern ſelbſt im Fußboden, ſo daß dieſe unterirdiſchen Gänge nichts als eine zahlloſe Menge von Gräbern darbieten. Ueber den Terra-Cotta-Ziegeln findet ſich manchmal ein feiner Gypsguß, auf dem eingeritzt oder roth gemalt ſich lateiniſche, griechiſche und hebräiſche Inſchriften zeigen. Chriſtliche Märtyrer ſcheinen hier nicht begraben worden zu ſeyn, obwohl es an chriſtlichen Emblemen, wie Candelaber, Palmen und die Taube mit dem Oelzweig, nicht fehlt. Ein Hr. Salvatore Piſano-Verdino wollte in einer Schrift beweiſen, daß die Juden über Puglien und Calabrien verbreitet geweſen, und daß die hebräiſchen Inſchriften, die man in den Katakomben von Venuſina findet, die Zeit vom 4ten bis 9ten Jahrhundert umfaſſen, was d'Alve zu lange findet. (Athen. 1 April.)

Miscellen.

Cedern in Kleinaſien und Vegetation des Berg Argäus. Man glaubt gewöhnlich die ächten Libanoncedern fänden ſich nur auf dem Gebirg dieſes Namens, aber Hr. P. Tſchichatſcheff zerſtört dieſen Glauben in ſeiner ſchönen Beſchreibung Kleinaſiens. Als der Reiſende den Zamanta-ſu bis Farasch (am Nordoſtende des Aladagh) hinaufging und die Berge überſtieg, welche den Zamanta-Su vom Seihun trennen, kam er mehrere Tage lang durch die ſchönſten Cedernwälder, die man ſehen kann. Mit der Ceder ſind ſtets zwei Bäume verbunden, von denen der erſte eine neue Art, der andere wenigſtens in Europa unbekannt iſt: der erſtere iſt eine Tanne, deren Blätter denen der ab. pectinata ähnlich ſind, und welche ſich durch Zapfen von rieſenhafter Länge auszeichnet, der andere iſt eine juniperus drupacea. Hr. von Tſchichatſcheff legte der Akademie der Wiſſenſchaften in der Sitzung vom 23 Januar 1854 eine Mittheilung über die Vegetation des Berges Argäus in Cappadocien vor. Dieſer Rieſe Kleinaſiens beſteht aus vier Hochflächen, woron eine im Oſten 2148 Metres hoch liegt, die drei andern im Süden, die zum Gipfel des Berges anſteigen, erheben ſich bis auf 3841 Metres über das Meeresniveau. Die Gränze der früchtetragenden Vegetation iſt etwa unter 2600 Metres, aber man findet bis 3000 Metres eine ſchöne Vegetation. Von da bis zur Spitze iſt der Boden kahl, mit Schnee und Aſche bedeckt, doch finden ſich in den Felſenſpalten ſieben Pflanzenarten, darunter die Euphorbia von Nizza und die Solidago virga aurea. (Bull. de la Soc. de géogr. Janv.)

*

Dr. Barth in Timbuctu. Die neueſten Briefe Dr. Barths, von denen Hrn. Aug. Petermann in einem Schreiben an die Times vom 28 März Meldung thut, kamen nicht auf dem bisherigen Wege über den Tſchad-See und die Oaſe Fezzan nach Tripoli, ſondern direct von Timbuctu über Tuat (ob von da über Algier oder Marocco iſt in dem Briefe nicht geſagt), die ältern unterwegs geſchriebenen Briefe, die den Weg nach dem Tſchad-See und über Fezzan einſchlugen, ſind noch nicht angelangt. Ueber die ſeltſamen Umſtänden unter denen er nach Timbuctu gelangt — als angeblicher Geſandter des Großtürken — iſt ſchon in den Zeitungen gemeldet worden, leider auch, daß ſeine bisher unerſchütterte Geſundheit ernſtlich durch die Fieber des Landes und durch die großen Beſchwerden angegriffen iſt, doch ſcheint ſein Muth durchaus nicht niedergeſchlagen, und dieß gibt gegründete Hoffnung, da ein tieferes Ergriffenſeyn von dieſen Landesfiebern mit einer argen Muthloſigkeit gepaart geht.

*

Anwendung von Aetherdampf auf Maſchinen. In einer Mittheilung des United Service Magazine (März 1854) über die militäriſchen Unterrichtsanſtalten in Frankreich finden wir über die Zukunft der franzöſiſchen Marine folgende Aeußerungen: „Frankreich wird in kurzem eine viel furchtbarere Seemacht beſitzen, als je zu irgend einer Zeit ſeiner ereignißreichen Geſchichte. Ehe ein Jahr vergeht, wird es fünfzig Linienſchiffe auf den Wellen haben und ebenſo viele Fregatten, worunter 15 vom erſten Rang und meiſtens mit Schrauben ausgeſtattet. Abgeſehen von dieſer imponirenden Macht iſt es ſo eben in den Beſitz einer neuen Erfindung gekommen, welche beſtimmt iſt, eine vollſtändige Revolution in der Dampfſchifffahrt zu erzeugen, nämlich die Erfindung des franzöſiſchen Ingenieur du Trembley. Dieſe Erfindung, mit der ich ſelbſt einige Verſuche angeſtellt habe, will ich verſuchen in einigen Worten zu erklären, auch um zu zeigen, von welcher ungeheuren Wichtigkeit für Frankreich und ſeine ganze Marine dieſe Entdeckung ſeyn wird, ehe viele Jahre darüber hingehen. Die fragliche Entdeckung iſt von einer Rieſencompagnie in Paris, die „vereinte Dampfmaſchinencompagnie“ mit einem Capital von 75 Mill. Fr. übernommen worden; dieſe läßt gegenwärtig nicht weniger als 40 Schraubenſchiffe von 2400 bis 5000 Laſt bauen, alle zum transatlantiſchen Dienſt von Havre und Marſeille nach Amerika und Oſtindien beſtimmt. Die Erfindung ſelbſt beſteht darin, Aether oder Chloroform in Verbindung mit gewöhnlichem Dampf zu gebrauchen, d. h. die eine Maſchine wird von Aetherdampf, ſo eingerichtet, daß alle Gefahr und alle Möglichkeit der Entzündbarkeit vermieden iſt, die andere von gewöhnlichem Dampf in Bewegung geſetzt. So unterſtützen beide Arten von Dampf einander gegenſeitig, der Verbrauch von und ſomit auch der Raum für Kohlen iſt bedeutend vermindert, die Erſparniß iſt nach mehrfachen Proben vor den Augen competenter Ingenieure auf 75 bis 80 Procent hergeſtellt. Um gegen alle Unfälle zu ſichern, wird der Aethervorrath ſorgfältig auf dem Deck erhalten, und läuft durch Leitröhren in den gläſernen Behälter, von wo er in den eigentlichen Brenner geführt wird; hat der Aether hier eine Zeitlang gebrannt, ſo wird er wieder in einen Refrigerator abgeleitet, durch einen beſondern Proceß abermals verdichtet, und dient wieder als flüſſiges Feuer zum Treiben der eigenen Maſchine. Mehrere ſolche Maſchinen ſind in Frankreich ſeit mehreren Jahren in Fabriken erfolgreich im Gange, und jetzt hat man nach demſelben Princip zwei oder drei Dampfſchiffe in voller Thätigkeit. Das merkwürdigſte iſt das Dampfſchiff, du Trembley nach dem Erfinder genannt, das zwiſchen Algier und Marſeille hin und her fährt. Die große Probefahrt dieſes Schiffs fand am 7 Junius vor. Jahres ſtatt, wo es mit einer gemiſchten Commiſſion der bedeutendſten wiſſenſchaftlichen Männer an Bord von Marſeille abfuhr und nach 53 Stunden gegen widrige Winde und Strömung in der Bay von Algier Anker warf, nachdem es einem 40ſtündigen Orkan getrotzt, nicht mehr als zwei Tonnen Kohlen und eine halbe Gallone Aether verbrannt, und die ſchnellſte und wohlfeilſte Fahrt, die je geſchehen, mit einer Erſparung von 75 Procent an Brennmaterial zurückgelegt hatte.“

*

Telegraphen in Amerika. Die Länge der Telegraphenlinien in den Vereinigten Staaten betrug nach den Berichten Hrn. Whitworths ſchon im J. 1852 über 15,000 Meilen, und hat ſich ſeitdem bedeutend vermehrt. Die entfernteſten auf dieſe Weiſe verbundenen Punkte ſind Quebec und Neworleans, welche 3000 Meilen auseinander liegen. Die Koſten der Anlegung von Telegraphen berechnet man auf 175 Doll. die Meile. Die Bezahlung iſt für eine Botſchaft von 20 Worten zwiſchen Neuyork und Waſhington 50 Cts (1 fl. 15 kr.) und fünf Cts für jedes weitere Wort. Die Preſſe zahlt für ein Wort bei 200 M. Entfernung nur 1 Ct. (1½ kr.), zwiſchen 200 und 500 Meilen 2 Cts, und die Neuyorker Blätter, welche die Koſten gemeinſam tragen, geben alle Tage ſo viel telegraphiſche Berichte, daß man zwei Columnen einer Londoner Zeitung damit anfüllen könnte. So die Literary Gaz. (1 April). Indeß iſt der Preis der telegraphiſchen Botſchaften außer für die Preſſe eben nicht ſonderlich billig. Indeß iſt doch bei dem Reichthum und dem ſtarken Verkehr des Landes der Gebrauch ein ungeheurer.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Eine Wochenſchrift

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Nr. 15. 14 April 1854.

Albaneſiſche Studien

von Dr. J. G. von Hahn.

Erſter Artikel.

Dieß Buch hat einen ſehr allgemeinen unbeſtimmten Titel, wohl hauptſächlich darum, weil der Verfaſſer ſelbſt fühlt und ſagt, daß er nur Fragen anregt, deren weitere Erforſchung andern durch Dienſtgeſchäfte weniger in Anſpruch genommenen Leuten anheimfallen muß. Es iſt ſo reich, daß wir in der That in Verlegenheit ſind wo wir es eigentlich anfaſſen ſollen, und doch iſt alles noch im Embryonenzuſtande, und keineswegs vollſtändig entwickelt. Die ſeltſame Vernachläſſigung, welche das Volk und die Sprache Albaniens auch in neueſter Zeit, wo die Sprachforſchung ſo rieſenhafte Fortſchritte gemacht, erfahren hat, rächt ſich jetzt gewiſſermaaßen, und bei aller Kenntniß und allem Fleiß kann Hr. G. von Hahn ſeinen Stoff nicht bewältigen, denn noch zu viele Fragen ſind unentſchieden, und er darf zu weniges als bekannt vorausſetzen, als daß er alles behandeln könnte, was in den Gegenſtand einſchlägt. Dennoch nöthigt ihn ſein Gegenſtand ſich damit zu befaſſen, und daraus geht ſchon hervor, daß er ſich mit Andeutungen und Hinweiſungen begnügen muß, obgleich das Buch — ein Quartband — nicht weniger als 96 Bogen enthält, von denen freilich die zweite größere Hälfte, Grammatik und Wörterbuch enthaltend, uns hier nicht näher berühren kann. Aber die erſte Hälfte enthält nach einer allgemein-geographiſch-ethnographiſchen Ueberſicht vorerſt Reiſeſkizzen mit einem Anhang von archäologiſchen Notizen, dann Sittenſchilderungen und Stammesſagen, dann im vierten Abſchnitt die Hauptabhandlung über die Frage: ſind die Albaneſen Autochthonen? worauf im fünften Abſchnitt die Beſprechung des albaneſiſchen Alphabets und im ſechsten eine hiſtoriſche Ueberſicht folgt.

Wir müſſen der Frage im vierten Abſchnitt, ob die Albaneſen Autochthonen ſind, vorerſt unſere Hauptaufmerkſamkeit zuwenden, weil eine Menge anderer Gegenſtände davon abhängt. Der Umſtand, daß jetzt noch die Nachkommen eines Stammes, den man als gänzlich erloſchen ſich dachte, lebend daſtehen, die Stellung, welche dieſer Stamm in alter Zeit einnahm und die Forterhaltung der uralten Sprache ſind zu bedeutende Elemente für die alte Ethnographie und Geſchichte, als daß wir ſie hier übergehen könnten. Der Hr. Verfaſſer hat ſich eine, wie uns ſcheint, etwas überflüſſige Mühe gegeben, den Beweis für die Autochthonenſchaft der Albaneſen zu liefern; wir können uns ohne weiteres an Xylanders Ermittelungen (in ſeinem bekannten Buch „die Sprache der Albaneſen oder Schkipetaren“ (p. 275 ff.) und an den Satz Fallmerayers (Geſch. von Morea II. p. 244) halten, wenn er ſagt: „der erſte geſchichtliche Lichtſtrahl, der auf das unwirthbare Heimathland der europäiſchen Albaneſen fällt, zeigt uns das Volk in denſelben Sitzen, die es noch heute inne hat. Es iſt nichts anderes als ein Fragment jenes großen illyriſchen Stammes, welcher den ganzen gegen Mitternacht und Abend von Hellas gelegenen Erdſtrich mit Einſchluß von Macedonien und einem Theil von Theſſalien erfüllte, aber in der Folge allenthalben der griechiſchen Sitte und den großen Weltſtürmen während und nach der Herrſchaft Roms bis auf dieſe ſchwachen Ueberreſte im Hochgebirge erlegen iſt.“ Setzen wir in dieſe Stelle ſtatt „illyriſch“ den Ausdruck „pelasgiſch“, ſo haben wir Hahns Anſicht; dieſer weiß zwar ſehr wohl, daß er mit dieſem „anrüchig gewordenen“ Namen manche Leſer geradezu vor den Kopf ſtößt, allein er iſt „beſtrebt den Proteus in feſte Bande zu legen“, ſo daß wir dann nur noch einer genauen Ergründung ſeines Zwillingsbruders, des Namens der Kelten [1], bedürfen, um der zwei ſchlimmſten Irrlichter in der alten Ethnographie Europa's enthoben zu ſeyn.

Es iſt darum weder zufällig noch willkürlich, daß der Verfaſſer ſtatt „illyriſch“ den Namen „pelasgiſch“ ſetzt, er verbindet einen ganz beſtimmten Sinn damit, und ſtellt über dieſen Theil der alten Ethnographie eine Anſicht auf, die uns von allen bisher bekannten noch die annehmbarſte und folgerichtigſte ſcheint. Nach dem Vorgang der Alten ſelbſt nimmt er an, daß Griechenland in alter Zeit von barbariſchen Völkern, d. h. Nichtgriechen, bewohnt

[1] Auch dazu iſt jetzt Hoffnung vorhanden und zwar durch einen zum Mitſprechen in jeder Hinſicht befugten Mann, Prof. Ed. Holtzmann in Heidelberg, der in der Vorrede zu ſeinen „Unterſuchungen über das Nibelungenlied“ die Nachricht gibt, daß er über dieſen Gegenſtand ſeit geraumer Zeit eine Schrift vorbereitet habe. Mit Recht ſagt er dabei, „was das Verhältniß der Kelten zu den Germanen betreffe, ſo werde die Erforſchung des deutſchen Alterthums ſo lange keinen freien Aufſchwung nehmen können, als jene nebelhafte Truggeſtalt, jenes Geſpenſt einer keltiſchen Nationalität nicht verſcheucht ſey.“ Er geht indeß zu weit, wenn er ſagt, daß niemand daran gezweifelt habe, in den Reſten der Iren, Hochſchotten und Kymren die lebenden Repräſentanten der Kelten zu ſehen; namentlich Zeuß hat keineswegs mit ſeinem Keltenthum alle Welt überzeugt.

war, unter welchen die Pelasger eine Hauptrolle ſpielen. Dieſe wurden von den gebildetern Hellenen allmählich verdrängt, unterjocht und abſorbirt, aber kaum iſt im eigentlichen innern Griechenland rein griechiſcher Stamm zu Hauſe, gleich an den Gränzen ſind Epiroten, Theſſalier, Makedonier, die als Barbaren bezeichnet werden, und über deren Verwandtſchaft mit den Illyriern ſo wenig Zweifel beſteht, daß die Macedonier zuweilen ſogar Illyrier genannt werden.[1] Alle dieſe augenſcheinlich verwandten Stämme, von denen in älterer vorrömiſcher Zeit viele nach Italien überſetzten, wodurch auch dort der Name Pelasger in Umlauf kam, faßt der Verfaſſer unter dem eben erwähnten Namen zuſammen, und man muß geſtehen, daß wenn ein Geſammtname für dieſe Völker aufgeſtellt werden ſoll, er kaum einen paſſendern wählen konnte. Der Name Macedonien hat eine zu feſte Begränzung erhalten, als daß er jetzt noch zu gebrauchen wäre, obgleich Strabo ein ſolches „ethnographiſches Macedonien" anzunehmen ſcheint, welches außer dem eigentlichen Macedonien noch Nordalbanien etwa vom Drin bis zum Schkump (Skumbi) und dann das nördliche Epirus bis Kerkyra gegenüber oder bis zum Thyamis, dem heutigen Kalamo, umfaßt. Darüber äußert ſich nun der Verfaſſer p. 218: „dieſem letztern Conglomerat macedoniſcher, illyriſcher und epirot.ſcher Völker fallen von Epirus wenigſtens die beiden Hauptſtämme, die Chaonen und Atintanen zu. Und worauf ſtützt ſich dieſe ethnographiſche Verbindung? Auf die Gleichheit der Sprache, der Sitte und der Tracht, alſo auf alles, was nationale Einheit begründet." Auffallend genug iſt es wenigſtens, daß da wo Strabo dieſe Gränze ſetzt und hinzufügt, „hier ſprechen einige Völkerſchaften zwei Sprachen," noch jetzt die Tzamiden albaneſiſch und griechiſch ſprechen. Es iſt äußerſt intereſſant, was der Verfaſſer (namentlich p. 219) über die unaufhörliche Verwechslung der Namen Illyrier, Macedonier, Thracier und ſelbſt Kelten u. ſ. w. bei den Alten ſagt, man wird unvermeidlich darauf hingewieſen, daß die Alten den nationalen Zuſammenhang aller dieſer Stämme trotz mancher Verſchiedenheit fühlten, obgleich ſie für Sprachforſchungen ſonſt keinen Sinn hatten; allein einen Unterſchied müſſen wir dennoch machen, unſer Verfaſſer will ſichtlich mit dem allgemeinen Namen Pelasger diejenigen Theile dieſer Völker bezeichnen, welche in mannichfache Berührung mit den Hellenen kamen und von der epirotiſchen oder illyriſchen Küſte nach Italien überſetzten, ſo daß ſie in das griechiſche und italiſche Alterthum gleich tief verflochten ſind. Er faßt ſeine Anſicht in folgender Weiſe (p. 221) zuſammen: „wenn ſämmtliche Epiroten und Macedonier entweder Pelasger oder Abkömmlinge der Pelasger heißen, wie geht es zu, daß ſie (von den Griechen) auch Barbaren genannt werden? Wir antworten einfach, weil eben die Pelasger keine Hellenen, ſondern nur nach helleniſcher Ausdrucksweiſe Barbaren waren. Wir glauben, daß der Name Pelasger einem beſtimmten, von den helleniſchen in Sprache, Sitte und Abſtammung verſchiedenen Volke angehöre, deſſen zahlreiche Stämme in der Zeit, welche am Eingang zur Geſchichte liegt, den größten Theil der adriatiſchen Küſtenlande bewohnten, vor Ankunft der Hellenen den größten Theil des nachmaligen Hellas mit Einſchluß des Peloponneſes inne hatten, und noch überdieß bedeutende Striche von Italien beſaßen. Wenn wir auf die Verſchiedenheit der Pelasger von Hellenen Gewicht legen, ſo halten wir ſie deßwegen nicht für eine radikale; wir denken uns vielmehr die Sprache und Sitten dieſes Volks in Bezug auf die helleniſchen etwa eben ſo verwandt und fremd, wie Sprache und Sitten der Albaneſen im Verhältniſſe zu den Neugriechen, denn dieſe zeigen viel gemeinſame Elemente auf, ohne daß dieſelben auf der einen Seite aus ihrem Nebeneinanderſeyn allein erklärbar wären, oder auf der andern Seite zur Annahme einer nähern gemeinſamen Abſtammung, wie etwa die deutſch-ſkandinaviſche, zu berechtigen."

Groß und alt war jedenfalls die Verbindung zwiſchen Pelasgern und Hellenen, wir erinnern nur an Dodona; dieß bei den Griechen ſo berühmte Orakel, war allen Angaben der Alten (ſ. Strabo C. 327 f.) zufolge von Pelasgern gegründet, der Jupiter, der dort das Orakel durch ſeine Prieſter verkünden ließ, hieß ſogar der pelasgiſche, wiewohl der Tempel „im Barbarenlande lag." Vergleichen wir, was Herodot (II. 51) über die Götterverehrung der Griechen, über Dodona und Samothrake ſagt, ſo haben die Hellenen die wichtigſten Elemente ihres Götterdienſtes von den Pelasgern angenommen, die überhaupt als äußerſt religiöſe Völker geſchildert werden.[1] Die Aufmerkſamkeit, welche Herodot an verſchiedenen Stellen, und dann namentlich Strabo den Völkern bis zum Iſter hin und darüber hinaus widmen, die Bedeutung, welche Dodona und Samothrake in der griechiſchen Denkungsart ſo wie in dem Glauben aller dieſer Völker hatten, zeigen deutlich, daß auch noch die ſpätern Griechen bei allem Hochmuth gegen die „Barbaren" doch dieſe Abſtammung ihrer religiöſen Begriffe noch anerkannten. Dieß pelasgiſche Element iſt demnach das ältere, ehrwürdigere, vielleicht reinere, ſo daß die Forſchung, welche hinſichtlich der griechiſchen Mythologie jetzt ſo vielfach und mit Recht nach dem fernen Aſien hinübergreift, den Umweg über dieſe pelasgiſchen Völker nehmen und ſorgfältig alle Reſte ſammeln ſollte, welche ſich allenfalls noch vorfinden. Dieſe Forſchung regt der Verfaſſer an: Herodot ſagt, die Pelasger hätten zuerſt den Göttern geopfert, und dieſelben nicht mit Eigennamen benannt, ſondern mit Gemeinworten bezeichnet, die das Weſen jedes einzelnen ausdrückten; deßwegen ſtellt der Verfaſſer die Frage auf, ob ſich nicht einige urpelasgiſche Götternamen erhalten hätten, „mit andern Worten, ob ſich nicht in der albaneſiſchen, d. h. neupelasgiſchen Sprache noch heutzutage Gemeinwörter finden, welche nicht nur alten Götternamen identiſch ſind, ſondern auch das Weſen der betreffenden Gottheit bezeichneten?" Er nimmt keinen Anſtand, dieſe Frage mit „Ja" zu beantworten, und gibt eine Reihe Aufklärungen über mythologiſche Namen der Griechen, von denen manche wohl zu weit gegriffen ſeyn mögen, von denen aber einzelne äußerſt merkwürdig ſind[2], und jedenfalls eine weitere Forſchung auf dieſem Felde hervorrufen müſſen; dieſes pelasgiſche Element, wie es der

[1] Der Verfaſſer macht es ſelbſt wahrſcheinlich, daß die jetzige Gränze zwiſchen den albaneſiſchen Stämmen der Ghegen und Tosken, der Fluß Schkump (Skumbi) dieſelbe ſey, wie die, welche Strabo als die zwiſchen den epirotiſchen und illyriſchen Völkern beſtehende bezeichnet.

[1] Strabo braucht von einem Thrakerſtamm, den Myſiern, den wahrſcheinlich ſpöttiſch gemeinten Ausdruck kapnobatae, Rauchgänger, wegen der vielen Opfer.

[2] Wir führen nur gelegentlich an, daß er mit Windiſchmann, deſſen kleine akademiſche Abhandlung „über die Urſagen der ariſchen Völker" ihm kaum bekannt ſeyn konnte, ſo wenig wie Windiſchmann auf albaneſiſche Etymologie einging, z. B. in der Erklärung des Wortes Okeanus zuſammentrifft. Sehr intereſſant ſind die Erklärungen von Nemeſis und Themis. Dagegen trifft die Erklärung von Varuna-Uranus mit der gewöhnlichen gar nicht.

Verfaſſer auffaßt, tritt ferner durchaus als das unvermeidliche Mittelglied zwiſchen dem Griechiſchen und Altitaliſchen in Sprache und Mythologie auf.

Dieſer Anklang mit den italiſchen Völkern tritt beſonders hervor in dem Namen des Albaneſenſtammes der Tosken, welcher völlig mit dem der italiſchen Tusken (ſ. 233) zuſammenfällt, ſelbſt die Form Tyrren, Tyrrhener, kommt in Albanien mehrfach vor. Wollten wir die Menge einzelner Umſtände, welche den Verfaſſer veranlaſſen, den Ausſpruch zu thun, daß Epiroten, Makedonen, Tyrrhenen und Illyrier gemeinſam als „tyrrheniſche Pelasger zu faſſen" ſeyen, ſo müßten wir ganze Seiten ſeines Buchs abſchreiben, wir müſſen alſo diejenigen, welche die nähere Erörterung intereſſirt, auf dieſes ſelbſt verweiſen und erwähnen hier nur noch Eines Umſtandes, den der Verfaſſer mit nachfolgenden Worten anführt: „Albanien verſteht noch jetzt den größten Theil der byzantiniſchen Halbinſel einſchließlich des griechiſchen Königreichs, mit Maurern, und mehrere ſeiner öſtlichen Gebirgslandſchaften ſind faſt ausſchließlich von den Familien ſolcher wandernden Maurer bewohnt, deren Bauwerke ſtreng nach der cyclopiſchen Methode aufgeführt ſind, trotzdem aber ſelten zwei Menſchenalter überdauern." Es finden ſich jedoch cyclopiſche Mauerreſte aus ſehr alter Zeit, und die Abbildungen, welche der Verfaſſer mittheilt, gleichen denen, welche Abeken aus Mittelitalien beigebracht hat, vollkommen. Die Subſtructionen der Akropolis von Ariniſta „gehören zu den ſchönſten, die der Verfaſſer je geſehen", und da das Land ſo wenig erforſcht iſt, läßt ſich durchaus nicht ſagen, ob nicht im Innern noch ſolcher cyclopiſchen Mauern ebenſo viele ſich finden, als in Mittel- und Unteritalien, wo ſie namentlich den aus der gegenüberliegenden (albaniſchen) Küſte gekommenen Stämmen zugeſchrieben werden. Man kann ſonach wahrſcheinlich die alten albaneſiſchen Tosken ſo gut Thurmbauer nennen, als die italiſchen Tusker, und die Wahrſcheinlichkeit iſt geſteigert, daß beide urſprünglich ein und dasſelbe Volk ſind.

Bei dieſen Verwandtſchaftsverhältniſſen der thraciſchen, illyriſchen, macedoniſchen, epiroſiſchen und altitaliſchen Völker iſt es von beſonderem Intereſſe, daß der Verfaſſer auch ein albaneſiſches Alphabet aufgefunden hat. So wie dasſelbe jetzt daſteht mit ſeinen 52 Buchſtaben, iſt dasſelbe freilich gewiß nicht alt, daß ſolches aber in ſeinen wichtigſten Beſtandtheilen mit dem altphöniciſchen und griechiſchen zuſammentrifft, leidet wohl keinen Zweifel, und die ſpätern Zuſätze dürfen ſicherlich nicht irre machen. Der Verfaſſer wagt keine Vermuthung über Zeit und Art der künſtlichen Ausbildung des Alphabets, wir hegen aber die Vermuthung, daß ſie ſo ziemlich in dieſelbe Zeit, wie die Erfindung des cyrilliſchen Alphabets, fallen dürfte, wenigſtens wecken einzelne der zuſammengeſetzten Buchſtaben die Vermuthung, daß der Erweiterer des albaneſiſchen Alphabets denſelben Weg eingeſchlagen habe, wie der Erfinder des cyrilliſchen. Die Frage über Art und Zeit dieſer Zuſätze iſt aber eine völlig untergeordnete,[1] wenn wir als ausgemacht annehmen müſſen, daß alte, ächtphöniciſche Buchſtaben die Grundlage des Alphabets bilden. Der Verfaſſer führt die Gründe gegen die Wahrſcheinlichkeit, daß das Alphabet ächt und alt ſey, auf fünf Punkte zurück, wovon die nachſtehenden zwei die erheblichſten ſind: 1) die Unwahrſcheinlichkeit, daß eine ſolche Reihe von Schriftzeichen, während eines traditionsweiſen Uebergangs von wenigſtens 3000 Jahren, alſo von wenigſtens 90 Generationen, ihre Formen in ſolcher Reinheit erhalten habe, daß aus denſelben noch heut zu Tage ihre Urbilder mit Leichtigkeit erkannt werden können; 2) die vollkommene Zweckmäßigkeit des Alphabets für den heutigen Gebrauch, indem dasſelbe nicht den geringſten Archäismus und, abgeſehen von den Doppelbuchſtaben, weder ein Zeichen zu viel, noch zu wenig aufweiſt als zur Schrift der albaneſiſchen Sprache, wie ſie gegenwärtig geſprochen wird, nothwendig iſt. Dagegen läßt ſich freilich einwenden, daß ein neuerer Erfinder gewiß nicht nach dem phöniciſchen Alphabet, ſondern nach dem gefälligern und bequemern, benachbarten griechiſchen oder römiſchen gegriffen hätte; die Formen des Alphabets haben eine Reinheit, wie ſie erſt durch die neueſten Forſchungen beſtimmt worden ſind, und wo das phöniciſche Alphabet nicht ausreicht, greift der Erfinder zum griechiſchen, aber nicht zu den ſchönen claſſiſchen Formen desſelben, ſondern zum griechiſchen Uralphabet. Was die reine Erhaltung der Schriftzeichen betrifft, ſo iſt zu bemerken, daß die Schreibkunſt unter dieſen ziemlich roh gebliebenen Völkern nie ſehr verbreitet war, und eben darum auch um ſo leichter in ihren alten Formen ſich erhalten konnte. Wie viel Diodors Satz beweiſt, daß die von den Hellenen ſogenannte phöniciſche Schrift eigentlich die „pelasgiſche" heißen ſollte, müſſen wir dahingeſtellt ſeyn laſſen. Der Verfaſſer glaubt ſich, und nach allen Umſtänden mit Fuge, zu folgenden Schlüſſen berechtigt: „die Pelasger, welche die erſten geſchichtlichen Bewohner von Hellas ſind, bedienten ſich der Schrift, welche ihnen phöniciſche Einwanderer aus ihrem Mutterlande zugebracht hatten. Später wanderten die Hellenen ein, und verbauten zwar in ſprachlicher Hinſicht das pelasgiſche Element ganz und gar, nahmen aber, nebſt manchem andern, auch deſſen aus Phönicien ſtammende Schrift an, die nun Hand in Hand mit dem helleniſchen Bildungsproceſſe einen neuen Entwicklungscyclus durchmacht. In denjenigen Theilen der Halbinſel aber, in welchen dem pelasgiſchen Elemente keine helleniſche Ueberſchichtung zu Theil wurde, und wo daher die alte geiſtige Dumpfheit ungeſtört fortdauerte, erhielt ſich auch neben Stammverband, Blutrache und Fauſtrecht die Schrift in ſtarrer Unveränderlichkeit, und gibt darum noch immer klares Zeugniß von den Quellen, welchen ſie entſprungen, wenn auch zwiſchen dieſem und heute Tauſende von Jahren inneliegen." Damit iſt freilich die ſpätere Fortbildung und Umänderung nicht ausgeſchloſſen. Zu bemerken iſt hier noch, daß in den albaneſiſchen Colonien von Neapel ſich ein albaneſiſches Nationalalphabet von 30 Buchſtaben erhalten hat, über welches Giuſ. Criſpi, der Director jener Colonien, bemerkt, ſie glichen ziemlich der phöniciſchen und andern orientaliſchen Schriftarten, aber nicht der etruskiſchen, doch „enthalte das Alphabet Elemente von unendlich ältern Alphabeten, die in Illyrien, Macedonien und Epirus im Gebrauch geweſen." Aus welchem Theile Albaniens dieß Alphabet der albaneſiſchen Colonien Neapels ſtammt, iſt, wie das Alphabet ſelbſt, das ſich der Verfaſſer nicht verſchaffen konnte, unbekannt, aber von Wichtigkeit, weil das erſte aus 52 Buchſtaben beſtehende und weſentlich auf das phöniciſche gegründete Alphabet nur in Mittelalbanien, bei den Ghegen, aber nicht bei den Tosken üblich iſt.

Indeß kann dieß andere Alphabet hauptſächlich nur in gelehrter paläographiſcher Beziehung wichtig ſeyn, nicht hinſichtlich der

[1] Das Alphabet wird ſehr wenig gebraucht, und es ſcheinen ſich in verſchiedenen Familien ſogar ziemlich abweichende zu finden, manche vielleicht nur als Chiffreſchrift erfunden. Das Buch theilt p. 297 ein ſolches mit.

Frage, ob das Alphabet überhaupt alt ſey; der Umſtand, daß letzteres, wie das griechiſche, dem phöniciſchen entnommen, daß es ſich in vielen Formen an ſein Urbild ſelbſt enger anſchließt als das griechiſche, und daß ſich unter den aus dem Griechiſchen entnommenen Buchſtaben mehrere befinden, welche nur auf den älteſten Denkmalen vorkommen, in der claſſiſchen Zeit aber ſchon außer Gebrauch waren, das alles beweiſt zur Genüge, auf welchem Boden dieß Alphabet ſteht, und daß es durch ſein Daſeyn für einen ſehr alten Beſtand der Bevölkerung zeigt, welche es ſo lange Jahrhunderte hindurch bewahren konnte. So wird dieß Alphabet ein Beweis mehr, daß die Albaneſen ein erhaltenes Bruchſtück jener Völkermaſſe ſind, welche einſt das Land von Hellas an bis an und vielleicht in die Karpathen hinein erfüllte, die mit ihrer Geſchichte in die älteſte Zeit Griechenlands und Italiens hinaufreicht, und deren Beziehungen zu Aſien unmittelbarer und friſcher geweſen ſeyn müſſen, als die der Griechen und Römer. Die Anklänge von einer Verwandtſchaft der europäiſchen Stämme im illyriſchen Dreieck mit den aſiatiſchen bis nach Armenien und Medien hinein (ſ. p. 304) ſind zu mannichfach, zu ſehr in der hiſtoriſchen Wahrſcheinlichkeit begründet, als daß man ſie verwerfen könnte. Muß man ſie aber als Reſte und Erinnerungen der alten Verwandtſchaft und der alten Wanderung betrachten, dann ergibt ſich die Bedeutung einer nähern Erkenntniß des letzten noch vorhandenen Reſtes dieſer Völker von ſelbſt.

Reiſeſtudien aus Frankreich.

Von K. B. Stark.

12. Bordeaux. — Eine Garonnefahrt. — Das Hafenleben und die moderne Stadt. — Die römiſche und mittelalterliche Welt. — Ein Kirchhofbeſuch.

Die Sonne war ſchon längſt untergegangen, als der vollbeladene Meſſageriewagen aus der dunkeln Halle des Poſthofes von Toulouſe nach langem Harren, nach großer Verwirrung der nach den verſchiedenſten Richtungen abreiſenden Fremden, rollte. Noch dauerte über unſerem Haupte der Streit über die Plätze auf der Imperiale und dem dießmal mit Soldaten angefüllten Koffervordeck fort, als wir bereits die Vorſtadt von Toulouſe verlaſſen hatten, und nun in die weite, fruchtbare, wenig vom Abendſchimmer erhellte Fläche einfuhren, welche zu der rechten Seite der meiſt von der Straße nicht ſichtbaren Garonne bis Montauban und Meiſſac ſich ausbreitet. Die Unterhaltung verſtummte bald, die empfindliche Kälte ließ die Fenſter ſchließen, und ſo rollte man im Halbſchlaf weiter. Es war Mitternacht, als die einzigen, größeren Städte des Weges, Caſtel Sarrazin, dann Meiſſac, einſt durch ſeine Abtei hoch berühmt, welche ihren weltlichen Abt (abbas militaris) im Grafen von Toulouſe ſah und zu Zeiten von 500 Mönchen bevölkert war, paſſirt wurden. Der Mond leuchtete hell in die engen Straßen, und mit halbklarem Bewußtſeyn ward der Name des Tarn, des breiten Fluſſes gehört, den wir unmittelbar vor Moiſſac überſchritten. Um 4 Uhr langten wir in Agen, dem Zielpunkte der unbequemen Nachtreiſe an, der Froſt hatte alle Reiſenden, beſonders jene armen Bewohner des oberen Stockwerks unſeres Wagens, tüchtig durchſchüttelt. Unruhig drängte man auf der dunkeln breiten Allee dem Fluſſe zu, wo lärmend der Schornſtein des Dampfſchiffes den dicken Qualm des eben angezündeten Feuers emporführte, ſelbſt kaum erwärmt, noch von der Wärme etwas den Frierenden mittheilend. Wagen von Villeneuve, Nerac, von Auch auf der Pyrenäenſtraße langten an, Tiſche mit dem einfachſten Kochgeſchirr wurden aufgeſchlagen, und alles drängte raſch, die eben vom Nachbar geleerte Schale Kaffee ſich füllen zu laſſen.

Es war indeß Morgen geworden, und noch hatte der den Strom heranziehende Nebel uns nicht erreicht, als das Dampfſchiff die Anker lichtete. Von der Stadt Agen, dem Aginnum der Römer, dem Geburtsort des größten Philologen des 16ten Jahrhunderts, Joſeph Scaliger, und des dichtenden, weit in Südfrankreich berühmten Barbiers, Jasmin, war vom Fluß aus wenig zu ſehen, aber die reich bewachſenen Uferhügel machten den freundlichſten Eindruck; dazu die ſtattliche Brücke über den Fluß ſelbſt und der Aquäduct, welcher den Canal du Midi oder vielmehr ſeine bei dem ungeregelten Laufe der Garonne zwiſchen Toulouſe und Agen nöthig gewordene Fortſetzung auf die andere Seite führt. Man erzählte ſich lebhaft, wie vor wenig Tagen dieſe Hügelterraſſen der ſogenannten Eremitage beſetzt geweſen ſeyen von Menſchenmaſſen, als der Prinzpräſident in dieſer Hauptſtadt eines Departements verweilte, wie er erklärt, daß ihm dieſer Anblick fröhlicher Menſchen lieber ſey, als die prachtvollſten Decorationen, die ihm errichtet. Die Garonne hat noch einen ſtarken Fall, Sandbänke, meiſt grün bewachſen, treten aus ihr hervor, trotz ihrer Breite ſind luſtige Hängebrücken, dieſer Stolz franzöſiſcher Ströme, über ſie geſpannt.

Man hat durch weiteingreifende Faſchinen vielfach ihr Land abgewonnen. Die Ufer unmittelbar ſind faſt durchgängig mit hohen Bäumen und Gebüſch von Weiden, Erlen, Pappeln beſetzt. Während die linke Seite zum größeren Theil flach erſcheint, wenig belebt durch Ortſchaften, ſo treten auf dem entgegengeſetzten Ufer grüne Hügelketten von Zeit zu Zeit nahe an die Garonne, ja ſie fallen dann in ſchroffe Felſen herab. Dieß iſt der Punkt, wo parallel einer ſolchen Kette ein Nebenfluß, z. B. der bedeutende Lot ſich in die Garonne ergießt, wo Städte, wie Aiguillon, Tonneins, Marmande, La Reole ſich ſteil über dem Fluß erheben. Keine derſelben vor Langen macht einen ſtattlichen, blühenden Eindruck, ſie ſind meiſt in Terraſſen als enge, dunkle Häuſergruppen, oft mit den freundlichſten, rebenumwachſenen Verandas einfachſter Art dem Felſen angefügt, hohe Mauer- und Thurmreſte alter Befeſtigungen ragen hie und da hoch über ſie empor oder ſchützten ſie einſt unten gegen die Flußſeite. Und auf und nieder ſteigt es die engen Gänge, von den zum Dampfſchiff Eilenden oder dasſelbe Verlaſſenden, der Korb mit trefflichen Weintrauben oder auch dem Gebäck der Windbeutel wird weithin an langen Stangen auf das Schiff gereicht. Neue Kirchenbauten ſah ich öfters, alle trugen unverkennbar das Gepräge der an den Kirchen zu Toulouſe, beſonders der von St. Arnin gemachten Studien.

Ehe wir bei Langon uns der von der Garonne nun bis zu ihrem Ausfluſſe eingeſchlagenen, entſchieden nordweſtlichen Richtung zuwenden und hier bereits in den Bereich der den Fluß aufſchwellenden Fluth eintreten, um von da an in den zahlreichen, ſich gegenüberliegenden Ortſchaften, einzelnen ſchönen auf der Hügelkette prangenden Schlöſſern, dem reichen Weinbau die Nähe der Hauptſtadt des ſüdweſtlichen Frankreichs und eines wichtigen Seeplatzes zu erfahren, werfen wir einen Blick auf unſere nächſte Umgebung, auf das Dampfſchiff ſelbſt, denn der kalte Windzug auf dem Fluſſe, der eine Zeitlang dichte Nebel hat die Geſellſchaft öfters in die Cajüte oder an den Schornſtein getrieben. Um ſo behaglicher ſonnt ſich dann ein jeder an der Octobermittagſonne. Allerdings faſt jede Paſſage iſt durch Bänke und Seſſel geſperrt, denn den beſten Platz des ſehr langen, nicht breiten Dampfſchiffes nehmen nicht Menſchen, ſondern eine andere lebendige Geſellſchaft ein. Schon heute früh waren wir auf dem Dampfſchiff von einem lebhaften Morgenruf empfangen worden, der galliſche Hahn iſt hier in Hunderten ſeiner Brüder vertreten. Ich ſah nie ſo viel Käfige angefüllt mit Hühnern beiſammen, die alle aus den gänſe- und hühnerreichen Gegenden der oberen Garonne und weiterhin des höheren Languedoc ihrem Tode in dem volkreichen Bordeaux entgegengeführt werden. Die Gegengabe des Tieflandes am Meer, jener Steppen des Landes war mir früher bereits bei Carcaſſonne, in den Heerden wohlgenährter Hämmel begegnet. Die menſchliche Geſellſchaft beſtand außer einer kleinen Anzahl von Kaufleuten, die aus Toulouſe mit mir abgereiſt waren, und meiſt in Bordeaux ihre Heimath hatten, aus der ab- und zugehenden Zahl von Stationenreiſenden, die natürlich in der Nähe von Bordeaux von Ort zu Ort ſich mehrten, darunter größeren Familien, welche von der Campagne mit bedeutendem Gepäck in die Stadt zurückkehrten. Eine charakteriſtiſche Erſcheinung bildete die große Zahl von Geiſtlichen, welche eben jetzt zu der im Herbſt abzuhaltenden Conſeſſion und den geiſtlichen Exercitien auf Reiſen nach den kirchlichen Metropolen ſich befanden. Auffallend war mir der Gegenſatz von ein paar älteren, wohlhäbigen, geſprächigen Stadtgeiſtlichen aus Toulouſe, welche durch die Ankunft einer ganzen Anzahl von jungen, einem Seminaire angehörigen Geiſtlichen unter ihrem Oberen ſichtlich in Verlegenheit geſetzt wurden, und nun mit ängſtlicher Scheu dem Gebete und Leſen des Breviers, das ich bis dahin nicht in ihren Händen geſehen, oblagen, ſonſt aber jede nähere Berührung mit ihnen vermeidend. Unverkennbar ſprach ſich auch hier der durch ganz Frankreich gehende Zwieſpalt der älteren, gemäßigten, oft nicht ſehr kirchlichen und der jüngern, ſtrengen, concentrirten Geiſtesrichtung in der Geiſtlichkeit aus.

Der Mittag iſt ſchon länger vorübergegangen, die Gegend hat einen offenern, freundlichern Charakter angenommen, die Hügel von S. Macaire, Cadillac, Rions, Langoiron, die Umgebung von Sauterne ſind bereits beredte Zeugniſſe der berühmten Weincultur des Bordeleſer Landes; auf den Höhen glänzen ſtattliche Schlöſſer, wie das von Cadillac, welches der Duc d'Epernon erbaute, heutzutage aber weibliche Strafanſtalt iſt, wie das von Benauge, von la Brède auf der andern Seite. Die Geſellſchaft geräth bereits in eine fieberhafte Erregung, alles ſtrebt zu dem mit Gepäck bis oben gefüllten Schiffsraum; ſchon ſind Garçons an das Schiff geſtiegen, um die Karten ihrer Hotels zu vertheilen und dieſelben gehörig anzupreiſen. Doch Geduld, noch dauert es eine halbe Stunde, ehe wir Bordeaux zu Geſicht bekommen. Da tritt die ſteile Hügelreihe weiter vom rechten Ufer zurück, und im weiten Halbkreisbogen dehnt ſich die Häuſermaſſe an dem prachtvollen Strom hin, welcher hier in einer gewaltigen Biegung zugleich faſt ſeeartig ſich ausbreitet. Wir landen oberhalb der Brücke, welche den eigentlichen Seehafen nach Süden ſchließt, während die Flußſchifffahrt der Garonne ſelbſt von dieſem obern Punkte ausgeht, und zugleich hier auf und neben den Schiffswerften neugebaute und auszubeſſernde Seeſchiffe als unförmliche Maſſen emporragen. Endlich ſind wir im Beſitz unſerer Sachen, der harte Kampf gegen die andringenden Packträger und Kutſcher iſt geendet, und wir ziehen im Glanze der Nachmittagſonne den weiten Weg auf dem Quai hin, endlich einbiegend in die weit ſich öffnende Straße Chapeau-Rouge, um hier in der ruhigern Rue Conté, im Hotel des Americains, eine beſcheidene Wohnſtätte zu finden.

Raſch ſind wir aus der Mitte des Landes in die Nähe der See wieder gerückt; zwar ſind es wohl noch 15 geogr. Meilen bis zu dem Leuchtthurm der Ile de Cordouan, an dem ſich die Wellen des atlantiſchen Oceans mit voller Gewalt brechen, und welcher den Schiffern als der letzte Punkt der Küſte weithin leuchtet, aber bereits 6 Meilen unterhalb Bordeaux, bei Blaye, dehnt ſich die Garonne zu dem Meerbuſen der Gironde aus, und hier erhalten die größten Dreimaſter ihre volle Ladung. Und blicken wir von Bordeaux nach Weſten, ſo iſt die Meeresküſte ſelbſt bedeutend näher gerückt auf kaum 9 Meilen; keine höhere Bergreihe hindert hier die friſche, belebende Luftſtrömung, die über das Weltmeer ſtreicht. Nur die breiten Sanddünen, die etwas höhern Sandflächen (les Sablons) mit ihren dichten Pinienwäldern, jene einſamen Strecken des Landes de Buch und de Medoc halten die Sturmwellen von dem fruchtbaren, ſchwarzen Tiefland, welches als la Grave an der Garonne ſich hinzieht. Ja die See hat in vielfachen Etangs ſich in das bewegliche, veränderliche Sandland, in dem noch fortwährend menſchliche Anlagen, kaum gemacht, wieder ſpurlos verſchwinden, oft tief gewühlt; Etangs ſind entſtanden und bilden ſo hinter den äußerſten Dünen eine zweite Waſſerlinie, ſie ziehen den geringen Waſſergehalt jenes Sandlandes an ſich und zerfaſern ſich ſelbſt oft in eine Maſſe ſchmaler, ſtehender, die Landzunge der Medoc weit durchziehender Waſſerrinnen. Der bedeutendſte dieſer Etangs, in den der einzige Fluß der Landes, der Leyre, ſich ergießt, iſt allerdings von menſchlicher Hand an ſeinem Verbindungscanal mit dem Meere geregelt, und die kleine la Tete de Buch oder Teſte allein genannt, die Spitze des Landes der alten Boi, iſt zu einem nicht ganz unbedeutenden Hafen ſeit jenen Kunſtanlagen emporgeſtiegen. Eine Eiſenbahn hat ſie bereits mit Bordeaux verbunden, und das Vergnügen der Seebäder kann im Sommer in einem Nachmittag von da aus leicht genoſſen werden. Wir haben es uns allerdings verſagen müſſen, dieſe kurze Excurſion zu machen, und hier neben dem Anblick des gewaltigen Weltmeers und des kleinen, am Strande im Haine ſtehenden Kirchleins der den Schiffer ſchützenden Notre-Dame d'Arcachon, auch eine nähere Bekanntſchaft mit der einzigen, hier blühenden Thätigkeit, der Bereitung von Theer, Pech und Terpenthinextract aus den großen Pinienwaldungen zu erwerben: der Winterplan hatte bereits die Fahrten der Eiſenbahn auf eine einzige am frühen Morgen und die Rückkehr am Spätabend beſchränkt, und ſo würde ein voller Reiſetag darüber hin-

gegangen ſeyn. Jedoch Bordeaux ſelbſt iſt ſo entſchieden der Mittelpunkt des See- und Handelsverkehrs im ſüdweſtlichen Frankreich, daß alle jene Punkte, wie Teſte und Blaye nur Vorpoſten gleichſam ſind, ausgeſtellt um vorläufig das dem Haupthafen Beſtimmte feſtzuhalten oder hinauszugeleiten. Es beurkundet in dieſer ſeiner zurückgezogenen, gegen den Andrang der Meeresgewalt und des erſten Seeangriffs geſchützten Lage, welche aber ſelbſt noch in Fluth und Ebbe und der ſeeartigen Erweiterung des Stromes den unmittelbaren Seeverkehr begünſtigt, durchaus ſeine uralte Beſtimmung als Seehandelsplatz, und daß es bereits von den Römern als eigentliches Emporion an der Garonne in der Hand eines wichtigen, celtiſchen Stammes vorgefunden ward, wiſſen wir ja ausdrücklich.

Suchen wir alſo die Lebensader von Bordeaux, den Hafen, zuerſt auf. Nur wenig Schritte von unſerm Hotel und wir ſtehen inmitten der großartigen Baumanlage, welche in Verbindung mit dem weiter zurückliegenden Jardin Public durch ihr Grün den großen Stadttheil des Chartrons von der übrigen Stadt faſt gänzlich trennt. Schon hier ragen uns inmitten der Platanengänge, deren Boden jetzt freilich vom herbſtlichen Laub vielfach bedeckt iſt, die Maſte der Schiffe entgegen; wir erreichen bald das weſtliche Ende dieſes Place des Quinconces und zwiſchen hohen Säulen, mit Schiffsſchnäbeln geziert, Nachbildungen der römiſchen Columnae Roſtratae, blicken wir von der Terraſſe auf das reiche Waſſerleben herab. Es iſt dieß gerade das eigentliche Knie der Strombiegung, und man hat den Quai de Louis XVIII unter uns noch mit einem Vorbau verſehen, ſo daß uns der volle Ueberblick über die ganze Stadtlänge und weit hinaus gegeben iſt. In der That bei warmer Beleuchtung einer der großartigſten und zugleich freundlichſten Stadtanſichten, erinnernd zugleich an Dresden, Hamburg und Köln. Wie weich und doch ſo mannichfaltig ſind die Linien jenes Hügelzuges am jenſeitigen Ufer, von demſelben ſicher faſt eine Stunde entfernt! Reich ſind ſie mit weißen Landhäuſern beſetzt, bedeckt mit dem noch friſchen Weinlaub, das durch dunklere Maſſen von Cypreſſenwäldchen unterbrochen wird. Uns mehr zur Linken drängen ſie mit weißglänzendem Felſen ſich hart an die Garonne heran und ſchließen in trefflichſter Weiſe die weite Perſpective den Chartrons entlang. Rechts nach Süden verliert ſich der Blick über die Stadt hinaus in eine weite Fläche. Ja, Auſonius hatte Recht, wenn er „die ragenden Villen auf dem Uferhang, den weingrünen Hügeln, den lieblichen Strom“ gern das einſchmeichelnde Bild ſeiner ſchmucken „Bur igala“ in der Ferne wieder fand, wenn er ſich ausmalte, „wie das Weinland die gelbliche Garonne mit Farben ſchmückt, von dem höchſten Gipfel des Berghanges bis an den Flußrand den grünen Lyäus ſtreckend.“ Die Cypreſſen jener Hügel bildeten einſt den Stolz des Bordeleſers; noch zur Zeit des Elias Vinet, in der Mitte des 16ten Jahrhunderts, durfte kein Schiff mit ſeiner Weinladung die Stadt verlaſſen, ehe es gegen eine beſtimmte Abgabe den Cypreſſenzweig von der Stadtobrigkeit, den Jurés, ſich gelöst. Uns gegenüber iſt eine neue Stadt im Entſtehen; bereits ſind die Linien der Straßen gezogen, der proviſoriſche Eiſenbahnbau erhebt ſich dazwiſchen, freundliche Alleen, beſonders die breite Avenue de Paris, durchziehen das Gelände. Noch liegen hier weite Landzungen mit ihrem Schlick bloß, bald wird die ſteigende Fluth ſie bedecken; Weiden und Erlengebüſch ſäumen weiter abwärts die Garonne ein. Auf unſerer Seite iſt ſie, faſt ſo weit als unſer Auge reicht, in wohlgeordnete Schranken gefaßt, nicht durch eine ſteil abfallende Mauer, ſondern durch treppenartigen Steinbau, der das bequemſte Anlanden ermöglicht bei dem Wechſel von Fluth und Ebbe. Ein breiter Quai umzieht den Strom. Uns zur Linken drängen ſich in ununterbrochener Reihenfolge moderne, hohe Privathäuſer mit den großen Waarenlagern im Parterre und den in tiefen Höfen oft vervielfachten Räumen, jenen Chaix, die den reichſten Schatz des Landes, den Bordeauxwein, in Hunderten von Fäſſern bergen. An 300 der reichſten Kaufleute wohnen hier, darunter ſehr viel Deutſche, die bekanntlich eine deutſch-proteſtantiſche Kirche auch hier beſitzen. Weiterhin werden die Häuſer kleiner, Schenkbuden aller Art drängen ſich, und die kleinen Gewerbe, die dem Matroſen ſeine Bedürfniſſe bieten; unter Bäumen ſammeln ſich die Gruppen der Hafenarbeiter und Seeleute beim Spiel und dem auch hier viel getrunkenen Bier. Hie und da ragen die Schlote und Mauermaſſen großer Gebäude hervor, Zuckerraffinerien und Deſtillatienen. Ich habe es verſucht, den Quai der Chartrons bis zu Ende zu durchwandern, aber unter einer halben Stunde iſt dieß von unſerm Standort nicht gut möglich. Ein ganz anderer Anblick bietet ſich uns zur Rechten, hier ſieht man, hier drängt ſich auch an den Strom das eigentlich ſtädtiſche Leben in ſeiner Jahrhunderte alten Geſtaltung. In unſerer Nähe zuerſt ein Paar große moderne Hotels, dann das große Halbrund, das von der Douane und Börſe umſchloſſen wird, eine Anlage aus der Zeit von Louis XV, mit reicher Verſchwendung äußerer Architektur und kleinen Kuppeln, ein mittelalterliches Stadtthor mit den zwei den Mittelbau flankirenden Rundthürmen tritt weiter zurück, während dann auf der anſteigenden Höhe der Place de Bourgogne vor der Brücke ein modern claſſiſcher Triumphbogen breit ſich aufſtellt, in einer Linie mit der gewaltigen Brücke ſelbſt, die von Stein gebaut in 17 Bogen über die Garonne ſich ſtreckt, an ihren Enden mit doriſchen Hallen als den Wegzoll- und Wachthäuſern abgeſchloſſen. Ueber ſie hinaus heben ſich noch die dunkeln, ſchwarzen, niedrigen Gebäude der Schiffswerften und großen Werkſtätten vom Fluſſe und dem reinen Abendhimmel ab, und hinter ihnen ragen die Maſſen der mittelalterlichen Abteikirchen St. Croix und St. Michel. Und dieſer lange Quai des Stadtcentrums iſt zufällig heute noch beſonders belebt durch Jahrmarktsbuden aller Art. Wir ſind auch hier zum Beginne des Herbſtmarktes gekommen, wie ſchon in andern Städten. Die Maſſe der Kleinhändler kramt eben ihre Herrlichkeiten aus, meiſt alle der Urquelle alles Kleinhandels, den Faubourgs und Barrieren von Paris entſtammend. Aber ſie können wir beſſer in ihrer Heimath, auch mit geringer Aenderung in der unſrigen kennen lernen.

Nein, ſteigen wir raſch in eines der unter uns wartenden Boote und laſſen wir uns von dem bereits bejahrten Schiffer, der uns dabei gute Auskunft gibt, über den herrlichen Waſſerſpiegel zwiſchen die ſtolzen, hier ankernden Seeſchiffe durchfahren. Eben führt die ſteigende Fluth noch eine Anzahl mit leicht geſchwellten Segeln zur Stadt heran. Wie iſt es einem in ſolcher Umgebung gleich ſo weit, ſo allheimiſch zu Muthe! Wir denken nicht mehr jener Reiſegeſellſchaft, des eiteln, über ein Paar Städte Frankreichs nie hinausgekommenen Weinhändlers, nicht der ſchweigenden Geſellſchaft von Commis Voyageurs an der Table d'Hote. Wir ſind hier wieder auf dem allen Nationen wohlbekannten und beſuchten

Gebiet. Da flattert der preußiſche Adler luſtig in die Luft, dort die Danebrogsfahne, dort das Sternenbanner von Nordamerika, hier hören wir das engliſche Commando des Kohlenſchiffes; wir laſſen uns erzählen, wann dieſes Schiff wohl nach Hamburg ſeine Weine bringen wird, jenes aus dem franzöſiſchen Guyana angekommen iſt, daß jener Mecklenburger nächſtens nach Odeſſa abſegelt. Noch iſt unſer Schiffer voll des Preiſes über das größte Kauffahrteiſchiff, das ſo eben hier gebaut und von Napoleon bei ſeiner Anweſenheit den Namen erhielt. Es gehört dem Rheder Montanet, hat eine Länge von 80 Metres (250 Fuß), Breite von 12 Metres und Höhe zum Bord von 20 Metres. Es iſt leider geſtern nach Blaye abgeſegelt, um ſeine volle Ladung zu nehmen. Aber wollen wir nicht das zweitſchönſte Schiff des Hafens, la Pomone, beſuchen, das dort hoch über die andern hervorragt, und wo in zierlichſter Schnitzerei und Farbenſchmuck die volle, weibliche Geſtalt der Göttin herausragt? Ein glücklicher Zufall führt den Herrn des Schiffes ſelbſt gerade an Bord. Mit großer Freundlichkeit läßt er uns überall herumführen. Noch iſt der große, untere Schiffraum nicht mit Waaren gefüllt, immer neue, gewaltige Kiſten ſchweben am Haken des Krahns und verſchwinden in der Tiefe; es wird nach Valparaiſo geladen. Die Wein- und Spiritusfäſſer, Kiſten voll Induſtriewaaren, franzöſiſchem Porcellan, Wollen- und Seidenwaaren kommen fortwährend auf Booten an. Die Cajüte erhebt ſich hier am Hinterbord ziemlich hoch, ſie iſt zierlich ausgeſtattet und mit allen Comforts verſehen. Von ihrem Verdeck haben wir die prachtvollſte Rundſicht über die Schiffe des Hafens. Allerdings läßt ſich derſelbe an Frequenz durchaus nicht mit Marſeille, auch nicht mit dem wunderbar raſch emporgeſtiegenen Havre, das in ſeinem Rücken Paris, ſich gegenüber Nordamerika hat, vergleichen, aber Bordeaux iſt immer der dritte franzöſiſche Hafen, nur von Nantes in dieſer Stellung beſtritten. Es iſt naturgemäß auf die franzöſiſchen Colonien der Antillen, von Guyana ſo wie an der Weſtküſte Afrika's gewieſen, freilich Punkte, die alle zuſammen Algerien nicht aufwiegen. Allerdings in dem europäiſchen Weinhandel wird es vorausſichtlich immer die erſte Stelle einnehmen. Mit Recht hat man den bisherigen Regierungen Frankreichs die große Vernachläſſigung der überſeeiſchen Dampfſchifffahrtslinien zum Vorwurf gemacht. Auch Bordeaux hat darunter gelitten. Wie unbedeutend ſehen die Paar Dampfer, die hier liegen, der eine, welcher mit Nantes alle zwei Tage verkehrt, die andern, die vielleicht wöchentlich einmal nach Havre gehen, oder nur den Verkehr der untern Garonne beſorgen, gegen den Reichthum des Hafens von Marſeille oder gar engliſcher Häfen aus! Doch die Sonne iſt untergegangen, noch kurz röthen ſich die öſtlichen Hügel, nehmen wir Abſchied von der Pomone, doch nicht zum letztenmal von dem Hafen. Vom Kahn, von der Brücke aus, im Morgenglanz der aufgehenden Sonne, zur Mittagszeit ſehen wir uns noch öfter auf dem belebten Strome um.

Wem es in Bordeaux bloß um den gewöhnlichen Reiſegenuß, um das Treiben der Gegenwart, um den Anblick ſchöner moderner Bauten, eleganter Cafés und Läden, beſuchter Spaziergänge zu thun iſt, dem kann ich nur rathen, außer dem Hafen die Umgebung jener Place des Quinconces mit ſeinen ſtrahlenförmigen Ausläufern, den Platz vor dem Theater, alles was den Namen Tourny trägt, Allee, Platz, Cours, vor allem die breite marktähnliche Straße Chapeau Rouge, deren Name offenbar dem Cardinalshut des unmittelbar dabei in einem Platz gefeierten Richelieu gilt, fleißig zu beſuchen. Auf den gewaltig langen, die Stadt mit zwei faſt rechtwinklig ſich treffenden Armen umſchließenden Cours mag er auch nicht zu weit über Place Dauphine hinausgehen, er wird ſonſt bald in einſamere, wenig elegante Gegenden kommen. In dieſem Bereich findet er aber auch alle ſeine Wünſche reichlich erfüllt. Bordeaux iſt in der That die eleganteſte Stadt Frankreichs nach Paris und ſie iſt dieß geworden binnen kurzer Zeit in den Regierungsjahren Ludwigs XVI. Es ſtand hier an der Spitze der Provinz Guyenne, ein ſehr unternehmender Mann, M. Tourny, deſſen Name auch von den Spaziergängen mancher andern Stadt in dieſer Provinz getragen wird. Ihm werden die großartigen, ineinandergreifenden Anlagen von runden Plätzen, mit Straßenſtrahlen, ſchattigen Alleen, die Vereinigung der weltlichen Hauptgebäude der Stadt verdankt. Allerdings die Börſe war bereits länger vollendet, wie wir erwähnt, aber die jetzige Präfectur, die Bank, das Gebäude des Muſeum, urſprünglich der Akademie von Bordeaux, einer jener Filialſtiftungen der Pariſer Akademie beſtimmt, die zwei großen Badanlagen, endlich das impoſante Theater bilden die hervorragendſten Gebäude dieſes neuen Bordeaux. Sie ſind alle in Einem Style gebaut, in jenem dem Rococco gegenüber viel einfacheren, ſtrenger an das Claſſiſche ſich haltenden Style vom Ende des vorigen Jahrhunderts, der aber zugleich möglich viel Fenſter zwiſchen die Pilaſter, hinter die Säulenhallen drängt, Attiken aufſetzt, große Treppenhäuſer baut, oft hinter ihnen kleinliche Gemächer öffnet. Das Theater iſt allerdings ein durch ſeine Maſſe impoſantes Gebäude, das im Innern mit Concertſälen, Hallen, Cafés, einer Menge Wohnungen auf das Reichſte ausgeſtattet iſt. Es ward im Jahre 1774 begonnen und nach einem Aufwand von 2,300,000 Fr. von Seiten der Stadt 1780 vollendet.

Das hiſtoriſche Intereſſe wird länger und dauernd in dieſen Umgebungen allein nicht befriedigt ſeyn. Es wird immerhin hierin den materiellen Aufſchwung, welcher dem Handel und der ſtraffen Verwaltung des neuen Frankreichs verdankt wird, und auch die großartige Verwendung ſtädtiſcher Mittel für die öffentliche Bewegung und äſthetiſchen Genuß dankbar erkennen; aber es ſucht weiter zurück nach ſinnlichen, anſchaulichen Haltepunkten früherer Perioden, wo das Parlament von Bordeaux, das dem Königthum oft ſo unbequeme, getagt hat, welches deßhalb mehr als einmal an andere, unbedeutendere Städte verlegt ward; was der Mittelpunkt des frühern ſelbſtändigen Bürgerlebens war; wo damals der Handel ſich bewegte, wie es ſich ſchützte in den wechſelvollen, 300jährigen Kämpfen der Engländer und Franzoſen, welche kirchlichen Anlagen hier an die alte Metropole des ſüdweſtlichen Frankreichs ſich anſchloſſen, an dieſen erzbiſchöflichen Stuhl, dem die Biſchofſitze von Poitiers, Luçon, Maillezais, Saintes, Angoulême, Agen, Condon, Sarlat, Perigueux untergeben waren, und der in langem Streit mit der Kirche von Bourges um das Primat Aquitaniens rang; ja wir wünſchen weiter die Gränzen der alten Römerſtadt aufzuſuchen, und an Steinreſten, Inſchriften, noch im Volke erhaltenen Namen uns jenes intereſſante Bild der römiſchen Cultur, die ihren ſchönſten Abendglanz über Gallien geworfen hat, ſinnlich zu veranſchaulichen, um ſo mehr, da ein günſtiges Geſchick uns im Auſonius vor allen einen beredten, gern in das Einzelne ausführenden Schilderer der Zuſtände

ſeiner Vaterſtadt, zunächſt der literariſchen, hinterlaſſen hat. Ehe wir in das Detail der hiſtoriſchen Monumente uns vertiefen, iſt es aber gerathen, von einem Punkte aus das Straßengewirr des alten Bordeaux zu überſchauen, hier die Linien gleichſam zu ziehen, welche die Phyſiognomien der verſchiedenen Stadttheile von einander ſcheiden, und dabei zugleich jene einzelnen Hauptpunkte zu fixiren. Wir wählen dazu den hochragenden Glockenthurm neben der Kathedrale St. André, der den Namen trägt la Tour de Peyberland. Wir finden ihn leicht, von der Fortſetzung des Chapeau rouge in eine der der Garonne parallel laufenden Straßen einbiegend. Impoſant erhebt er ſich als ſchlanke viereckige Maſſe, auf welche ein achteckiger von Strebebogen gehaltener, aber abgeplatteter Oberthurm aufſetzt. Ueber dem maſſenhaften Untertheil gliedert ſich in drei Etagen die reichſte Fenſterarchitektur immer leichter und üppiger, die Mauer in Maßwerk faſt auflöſend. Er iſt ſo eben mit einem Bretterverſchlag umgeben, in dem Steine bearbeitet werden. Eine große Zahl Geſellen arbeiten hier und oben an der Reſtauration. Der Zugang iſt daher verboten, aber dem Fremden, deſſen Skizzenbuch als vollgültiges Zeugniß eines Architekten betrachtet wird, erlaubt man es gern die 220 Stufen hinaufzuſteigen. Genießen wir erſt den prachtvollen Rundblick, der durch die ſcharfe, reine Oſtluft auch in ſeinen entfernteſten Punkten ſehr beſtimmte Linien gibt. Wir folgen dem breiten Waſſerbande der Garonne an die äußerſte nördliche Gränze, die Dordogne ſtrömt dort vor unſeren Augen mit ihr zuſammen, ſchroffe Abhänge fallen zu dem Strom herab, an denen Blaye und Pauillac liegen, deutlich hebt nach Nordoſt das Hügelland vor der Dordogne von den Höhenzügen ſich ab, die weit über ſie hinaus ihr Flußgebiet von dem der Charente ſcheiden. Weſtlich der unteren Garonne überſchaut man einen bedeutenden Theil des Landes Medoc, jene weinbedeckten Flächen, in deren Mitte die weltberühmten Namen Macau, Margaux, Medoc in kleinen Flecken und Schlöſſern ſich wiederfinden. Der ganz weſtliche Horizont iſt durch die langſam ſteigende Fläche des fruchtbaren Landes eingenommen, welche in den Haiden und Pinienwäldern ihre Gränze finden.

Unmittelbar zu unſeren Füßen liegt die Stadt weit durchzogen von dem grünen Band der Alleen. Wie leicht wird ein auf dergleichen irgend aufmerkſames Auge an den Straßenzügen, an einzelnen verlornen Poſten von Thürmen, Theilen, Mauerreſten bei Bordeaux die an einen kleinen Kern angeſetzten, in einem Zeitraum von 1500 Jahren allmählich damit verwachſenen Theile herauskennen und ſo die Entwickelungsgeſchichte der Stadt verfolgen. Es gibt gleichſam vier Stadien dieſer Entwickelung. Wir befinden uns zunächſt faſt ganz auf der ſüdweſtlichen Ecke der römiſchen Anlage, welche als ein langes Rechteck zwiſchen Quai de Bourgogne und Quai de la Bourſe auf die Garonne ſtößt und meiſt in langgezogenen, um eine Mittellinie ſich etwas umbiegende Straßen ſich weſtlich bis an die Kathedrale St. André und die von ihr nördlich gehende Straße Rue des Remparts erſtreckt. Daran hat ſich die ältere mittelalterliche Erweiterung im Süden in einem geſtreckten Viertelkreis etwa angelegt. Wir verfolgen ganz deutlich von den engen Rue Porte und Rue du Pétal zu unſeren Füßen den breiten allmählich ſich biegenden Straßenzug bis zu dem Triumphbogen an der Place Bourgogne. Sie alle tragen noch den charakteriſtiſchen Namen der Foſſés (Graben), ſo de Bourgogne, St. Eloi, de l'Hotel de Ville, des Carmes, des Tanneurs. Das iſt jetzt die Hauptader des inneren Verkehrs: da ſind die Marktbuden fortwährend aufgeſchlagen, da drängt ſich das plumpe Fuhrwerk des Landes, von der Eleganz der nördlichen Stadt iſt hier wenig zu ſehen. Aber auch nach Norden iſt die römiſche Anlage ein wenig erweitert und der glänzende Chapeau rouge, ſowie ſeine Fortſetzung ſind ſelbſt die alten Foſſés. Als mahnende Zeugen dieſer Altſtadt ſtehen jetzt noch zwei gewaltige Stadtthore: das eine an dem Quai der Garonne, vor dem Platz du Palais, das andere neben der Kirche St. Eloi, aber in der Straße etwas zurücktretend. Beide, beſonders das letztere, ſind noch wohl erhalten mit der untern Pforte, dem darüber ſich wölbenden, großen, offenen Spitzbogen, in dem die große Glocke hängt, mit der Galerie der Bruſtwehren, dann dem hohen Dache des Mittelgebäudes und den Spitzen der beiden runden Eckthürme, die es ſchützen. Es iſt dieß Thor genau in dem ſtädtiſchen Siegel des 16ten Jahrhunderts erhalten. Wie innerhalb der Altſtadt der Altmarkt, ebenſo auch der Sitz des Parlamentes, das Palais und der erzbiſchöfliche Palaſt zu ſuchen iſt, ſo beweiſt uns der große Markt, welcher halbkreisartig den Foſſés de l'Hotel de Ville ſich öffnet, und das einſtige Hotel de Ville ſelbſt, daß die Stadt bereits äußere Theile in ſich aufgenommen, und an ihrer Vermittelungsſtraße den ſtädtiſchen Mittelpunkt hingelegt hat. Wieder iſt es die Südſeite, die den bedeutendſten, jüngern, aber dem Mittelalter noch angehörigen Zuwachs der Stadt aufzuweiſen hat. Wo jetzt freundliche Platanenalleen ſich hinziehen, da umſchloſſen noch große Wälle und Waſſergräben mit 6 Baſtionen gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die Stadt. Der neue Zuwachs beſtand aus den Häuſergruppen, welche ſich außerhalb der Altſtadt um die Kloſterkirchen als Bourgs gebildet hatten: ſo um St. Michel, um St. Croix, um St. Eulalie, um die Auguſtinerkirche und auf der Nordſeite bei den Dominikanern. Beſonders eng und regelmäßig concentrirt ſind die Straßen um die Kirche St. Michel mit ihrem ſtolzen Beffroi und dem von uralten Bäumen beſchatteten Kirchhof, welche dem Fluſſe am nächſten liegt und von den zum Schiffbau nöthigen Gewerben früh umgeben ward. Auch eine Veſte, le Chateau oder la Trompette war nun in den Bereich der erweiterten Stadt mit aufgenommen. Ganz in unſerer Nähe, ſüdweſtlich der Kathedrale, zeichnen ſich noch heute zwei dicke Rundthürme aus mit Zinnen und durch Mauern verbunden, ſie gehören jetzt zu dem Gefängniß und bilden die Hintergebäude der niedrigen, langen Façade des Palais de Juſtice, die an dem Place d'armes ſich hinzieht. Dieß ſind die Reſte des Chateau, welches 1453 von Karl VII nebſt einem zweiten an der Garonne, auf dem jetzigen Place Richelieu gelegenen als Zwingburg der widerſpänſtigen Stadt und Schutzwehr gegen alle feindlichen Angriffe errichtet ward. Gegenüber dieſer faſt ſyſtematiſchen ſüdlichen Erweiterung hat die neue Zeit über Foſſés und Cours nach Nord und Nordweſt weit hinausgegriffen: wo im 16ten Jahrhundert wenige Schifferhäuſer ſtanden, dehnen ſich die glänzenden Chartrons aus. Und im Weſten hat die uralte Grabſtätte von S. Severin ſich mit Häuſern gefüllt und die Todtenſtadt weit hinaus mit der Karthauſe als Vorpoſten gegen Weſten geſendet.

(Schluß folgt.)

Zeitbetrachtungen. V.

Mit jedem Schritte vorwärts gräbt man ſich tiefer und tiefer in unlösbare Schwierigkeiten ein, und ſelbſt die engliſchen Blätter, die geraume Zeit davon ſchwatzten, die Sache in einigen Monaten abzumachen, haben den Ton bedeutend umgeſtimmt, die Zuverſichtlichkeit, mit der man von einer ſchnellen Löſung ſprach, hat weſentlich abgenommen, und zwar in eben dem Maaße, als die Stellung Deutſchlands feſter und beſtimmter wurde. Zwar geben ſie ſich noch das Anſehen von ihrem olympiſchen Sitze herab die Krone der Freiſinnigkeit an diejenigen Staaten auszutheilen, welche ſich geneigt zeigen, mit ihnen durch Dick und Dünn zu gehen, und Rußland als den Währwolf darzuſtellen, gegen den alles Front machen müſſe, aber die Sprache, obwohl noch beleidigend, iſt doch gedämpfter. Nun iſt man zwar in Deutſchland keineswegs geneigt, die ſchlimme Wirkung, welche Rußland auf daſſelbe ausgeübt hat und zum Theil noch ausübt, zu unterſchätzen; doch iſt man nicht mehr ſo thöricht auf die uneigennützige Freundſchaft Englands oder gar Frankreichs zu ſchwören, und aus freier eigener Uneigennützigkeit gegen Rußland aufzutreten, das in der letzten Zeit gegen Deutſchland keine feindſelige Handlung beging. Die Engländer ermangeln nicht auf die Verſandung und jetzige Schließung der Sulina-Mündung hinzuweiſen; dieſe Handlung iſt allerdings gar nicht freundlich, aber man hat ſich über das jusqu'a la mer mit Holland 30 Jahre gezankt, ohne zum Krieg zu greifen, warum denn jetzt ohne weiteres gegen Rußland? Die augenblickliche Sperre der Sulina-Mündung iſt eine Kriegsmaaßregel, die der Neutrale hinnehmen muß, wie jede Blokade eines Hafens, die auch den Handel hindert. Deutſchland hat für den Augenblick durchaus keine Veranlaſſung zum Kriege, und der Aerger der engliſchen Miniſter, der ſich im Parlament Luft macht, und die Ausfälle der Journale verrathen nur die Verlegenheit, in der man ſich befindet, um ſo mehr als alle Maaßnahmen Rußlands zeigen, daß dieſes ſich zum ernſtlichſten Widerſtande rüſtet. Das beweiſen nicht bloß die koloſſalen Kriegsrüſtungen, das zeigt noch viel deutlicher das Aufgeben der minder bedeutenden Forts an der Tſcherkeſſenküſte, ſo wie der Alands-Inſeln, die ein zu weit vorgeſchobener Poſten ſind, als daß man ſie gegen eine ſo überlegene Seemacht, wie die engliſche, vertheidigen könnte. Rußland macht ſich ſomit möglichſt unnahbar, ohne große Landmacht iſt ihm kaum beizukommen, und das Zerſtören einiger Küſtenſtädte ändert an dem Sachverhalt nichts. Das Zurückwerfen Rußlands, wozu Deutſchland allerdings manche innere Gründe, aber für jetzt keine äußere Veranlaſſung hat, iſt ſomit vorerſt ein Unding.

Das iſt aber bei weitem nicht die bedeutendſte Schwierigkeit, die größte liegt, wie immer, in den innern Zuſtänden der Türkei, welche Rußland, etwas voreilig und ſehr wenig uneigennützig, als einen „ſterbenden Mann" bezeichnet hat. Rußland hat die Donau überſchritten, die Dobrudſcha durchzogen und ſteht am Trajanswall, wo es in kurzem zum Kampfe kommen muß. Wir haben ſehr ungünſtige militäriſche Urtheile über dieſe Unternehmung vernommen, namentlich da die Dobrudſcha keine Hülfsquellen für den Krieg, im gegenwärtigen Augenblick ſelbſt nicht einmal Futter für die Pferde liefern kann; aber man muß doch annehmen, daß Rußland, das in ſo vielen andern Dingen ſo ausgezeichnet klug und vorſichtig verfährt, zudem das Terrain, auf dem es agirt, beſſer als wohl irgend jemand kennt, doch auch ſeine guten Gründe zu einem ſolchen Schritt haben muß. Da die Dobrudſcha nichts liefern kann, ſo folgt daraus nur, daß man ſie eiligſt durchziehen und den Kriegsſchauplatz weiter nach Südweſten, d. h. ins Innere von Bulgarien hinein, verlegen wird. Wäre die türkiſche Armee das, wofür manche hitzige Turkophilen ſie halten, wäre ihre Manövrirfähigkeit der einer europäiſchen Armee gleich zu rechnen, ſo würde ſie jetzt aus Widdin und Kalafat vorbrechen, Krajowa nehmen, und die Ruſſen aus der kleinen Walachei und dann auch, da die übrigen Corps aus Nicopoli, Siſtowa, Ruſchtſchuk und Turtukai gleichfalls überſetzen würden, aus der großen Walachei hinauswerfen, Bukareſt müßte nothwendig fallen, und Siliſtria würde dann das Pivot der türkiſchen Armee, die in der Walachei angriffsweiſe, in Bulgarien defenſiv verfahren, und die Ruſſen in den Winkel der Dobrudſcha und Beſſarabiens hineinwerfen würde. Das geſchieht aber nicht, man hört von einem ſolchen Vordringen durchaus nichts, und der einzige Schluß, den man daraus ziehen muß, iſt der, daß die türkiſche Armee in militäriſcher Organiſation viel ſchwächer, oder die Zahl der Ruſſen viel ſtärker iſt, als man bisher anzunehmen glauben durfte. In früherer Zeit hat man die Macht der Ruſſen überſchätzt, jetzt ſcheint man ſehr geneigt ſie zu gering anzuſchlagen.

Gehen die Türken nicht über die Donau, ſo fällt die zunächſt bevorſtehende Entſcheidung in den Raum zwiſchen Siliſtria und Varna, oder, wenn man will, noch etwas weiter nördlich in den nur etwa 16 Stunden breiten Raum zwiſchen Raſſowa und Kuſtendſche, wo es zur Schlacht kommen muß. Wir wiſſen wahrhaftig nicht, ob ein Sieg oder eine Niederlage der Türken den Weſtmächten mehr Verlegenheiten bereiten muß. Eine Niederlage wirft ihnen eine zerrüttete türkiſche Armee und einen immer weiter um ſich ziehenden Chriſtenaufſtand auf den Hals; ein Sieg der Türken macht dieſe übermüthig, mit den halb und ungern gewährten Verbeſſerungen des Looſes der Chriſten iſt es dann zu Ende, die alttürkiſche Partei kommt, wenn nicht in den Perſonen ſo doch im Einfluß ans Ruder, und es iſt dann nur noch von Rache an den Aufgeſtandenen die Rede, eine Rache die man nicht dulden kann, ohne das öffentliche Gefühl von ganz Europa zu empören. Sollen dann die Weſtmächte gegen die Türken einſchreiten? Sollen ſie die Polizei in dem weiten Lande zwiſchen dem ſchwarzen und adriatiſchen Meer übernehmen? Ein ſolcher Gedanke ſchon iſt abgeſchmackt. Der Spectateur del' Orient (14 Livr.) hat in ſeiner Art ganz Recht, wenn er ſagt: „Die orientaliſche Frage iſt nicht in Rußland, die Ruſſen ſind nur zufällig hineingemiſcht, ſie iſt in der Türkei, und hier muß man ſie faſſen." Daß dieß wahr iſt wird man erfahren. Das byzantiniſche Kaiſerthum, für das einige erhitzte Griechen in Kampf und Tod gehen wollen, iſt ein Unding, das wiſſen die Engländer, der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten hat es im offenen Parlament ausgeſprochen, aber die Aeußerungen der engliſchen Regierung und ihr Verhalten riechen etwas zu ſtark nach Sarpis Doctrine; es handelt ſich nicht um die Griechen, es handelt ſich um die ganze chriſtliche Bevölkerung der Türkei.

Daß die Conceſſionen für dieſelbe, die man, wie ſich jetzt zeigt, der Türkei nicht aufdringen, ſondern nur durch ſanften Zwang allmählich einimpfen will, den türkiſchen Staat zerſtören müſſen, das bezweifelt kein Unbefangener mehr und bedarf auch gar keines

weitern Beweiſes. Fügen werden ſich die Türken ſolchen Conceſſionen nur, wenn ihnen durchaus die Lebenskraft ausgegangen, ſich noch anders zu behaupten, dann aber glaube man ja nicht, daß die Chriſten mit ſolchen Conceſſionen ſich zufrieden geben werden. „Bedrängte", ſagt Fallmerayer in ſeinen Fragmenten, die zur Orientirung in dem wirren Streite noch immer das beſte liefern, „Bedrängte haben nur Ein Gefühl: Rache und Wiedervergeltung vergangenen Unglimpfes." Mehr und mehr trotz mancher erlittenen Unfälle greift der Aufſtand und die Widerſetzlichkeit um ſich, mehr und mehr zeigt ſich daß die Chriſten den Tag gekommen glauben, wo die Entſcheidung zwiſchen ihnen und ihren Drängern fallen muß. Wollen, fragen wir noch einmal, die Engländer die Polizei in dem weiten Lande über ſich nehmen? Ein Schreiben aus Konſtantinopel in der Trieſter Zeitung wittert in dem zweideutigen, zum Theil ſich widerſprechenden Benehmen Englands allerlei infernaliſche Plane, die Türkei und Griechenland in Elend und Ohnmacht zu ſtürzen; wir brauchen aber ſolche infernaliſche Plane gar nicht, um den Stand der Dinge zu erklären, er erklärt ſich genügend aus der offenkundigen Verlegenheit Englands, und dieſe Verlegenheit liegt in der falſchen Stellung dieſes Landes, das ein Reich unterſtützen will, welches auf die Unterdrückung der Chriſten gebaut iſt. Sein directeſter Vortheil führt es dahin, die Türken gegen die Ruſſen zu unterſtützen, und die öffentliche Meinung Europa's und Englands ſelbſt verbietet ihm, die Chriſten zu unterdrücken und hinſchlachten zu laſſen. Aus dieſem Widerſpruch iſt nicht herauszukommen, er liegt in der Sache ſelbſt, und falſche zweideutige Schritte können nicht ausbleiben, denn eine Verſöhnung zwiſchen Chriſten und Türken, wie man ſie durch die Conceſſionen anſtrebt, iſt eine Unmöglichkeit.

Die ohnehin ſchon zureichend verwickelte Frage wird noch unlösbarer durch das Verhältniß des Königreichs Griechenland. Der Krieg der Pforte gegen letzteres iſt ſo gut wie erklärt, und die engliſchen Miniſter haben im offenen Parlament die Schuld des griechiſchen Aufſtandes auf die griechiſche Regierung und faſt ganz perſönlich auf den König geſchoben. Das iſt nicht mehr und nicht minder als eine Abgeſchmacktheit. Wer ſich nur halbwegs erinnert, wie von unterrichteten Leuten ſchon vor 20 Jahren es ausgeſprochen wurde, daß das griechiſche Königreich nicht beſtehen könne, daß die „Revolution nur eine Pauſe gemacht habe", und bei nächſter Gelegenheit weiter ſchreiten werde, der wird dieß Urtheil nicht zu hart finden; „die Revolution ſteckte", wie Fallmerayer ſchon lange geſagt, „in allen Gemüthern." Ein Widerſtand gegen dieß Beſtreben im Volk war dem König nicht möglich, und um nur einigermaaßen mit ſeinem Volk auf einen leidlichen Fuß ſich zu ſtellen, mußte er ſogar der Strömung ſich nicht abgeneigt zeigen. Niemand wird ihm vernünftiger Weiſe verwerfen können, daß er abſichtlich und zum Zweck eigener künftiger Vergrößerung den Aufſtand genährt habe, die einfachſte Klugheit und die bloße Erinnerung an 1850 mußten ihn davon abhalten. Daß die Pforte Urſache ſich zu beklagen hat, iſt wahr, daß in der Pforte ein eben ſo grimmiger Haß gegen das unabhängige Griechenland lebt, als in Griechenland gegen die Pforte, iſt augenſcheinlich, daß man in ſolcher Stimmung nicht ſehr verſöhnlich handelt, liegt in der menſchlichen Natur. Mehr kann man wohl darüber nicht ſagen. Will man eine Aeußerung Lord John Ruſſells ſcharf nehmen, ſo bedeutet ſie — den Commentar des Morning Chronicle mit eingerechnet — daß man dem Königreich Griechenland ein Ende machen will. Das kann man thun, es iſt nicht einmal ſchwer, aber man ſehe wohl zu, ob man damit die Sache nicht ſchlimmer macht, als vorher. König Otto könnte wahrlich den Engländern keinen ſchlimmern Dienſt erzeigen, als wenn er ginge, und wenn man ihm ſchimpfliche, unausführbare Bedingungen auferlegen will, ſo muß er endlich gehen. Was will man dann aber mit dem Lande anfangen? Eine aufgeklärte engliſche Regierung hinſetzen, wie auf den joniſchen Inſeln, die unter Englands Schutz ſo ruhig und glücklich leben? Man möchte in der That lachen, wenn die Sache nicht ſo ernſthaft wäre. Will man Griechenland wieder unter türkiſche Herrſchaft geben? Das kürzeſte wäre es, und die Türken hätten auch, wenn die Ruſſen zurückgeworfen ſind, die nöthigen Landtruppen zur Verfügung. Will man aber das nicht, ſo muß das Land, das doch im Zaum gehalten werden ſoll, mit europäiſchen Truppen beſetzt werden; welcher europäiſche Staat wird ſie liefern? Und wer wird dafür zahlen? Wir haben ſtets, ſo wenig wir die Bedrückungen der Chriſten in Abrede ſtellten, den gegenwärtigen griechiſchen Aufſtand für das Werk einer maaßloſen Selbſtüberſchätzung gehalten, und ſchon früher (ſ. Nr. 9 v. d. J.) ausgeſprochen, „daß wir die Waffen nicht für das beſte Mittel halten, deſſen ſich die Griechen bedienen werden." Das bewährt ſich jetzt, die neueſten Nachrichten lauten keineswegs günſtig für die Griechen, und es hat allen Anſchein, als werde der Aufſtand mit den Waffen unterdrückt werden. Jedenfalls muß dann aber eine ziemlich bedeutende Truppenmacht in dem armen, ausgeſogenen und geplünderten Lande ſtehen bleiben, und was ſoll mit dem Königreich Griechenland geſchehen? Seine Unabhängigkeit allein iſt ein unaufhörlicher Stachel für die übrigen Griechen und Chriſten überhaupt, ſich zu erheben. Es der Türkei wieder zu überliefern, kann doch niemand im Ernſte einfallen. Der engliſche Aerger über den Griechenaufſtand wird ſich bald abklären in einem Aerger über vermehrte Kriegskoſten, wenn ſie Griechenland ſelbſt beſetzen wollen, abgeſehen davon, daß ſie nicht genug Truppen nach der Türkei ſenden können.

Was die vermehrten Koſten betrifft, ſo dürfen wir hier einen Umſtand nicht außer Acht laſſen, daß nämlich das türkiſche Anlehen definitiv geſcheitert iſt, und daß Frankreich und wahrſcheinlich auch England vorerſt der Türkei je 10 Millionen Fr. vorſchießen. Freilich ſteigen der Times in ihrem Börſenartikel (vom 8 April) allerlei Bedenken über die Möglichkeit der Rückzahlung auf, um ſo mehr, als man ſich in dem Vertrag mit der Pforte anheiſchig gemacht hat, durchaus keine Anſprüche an ottomaniſches Gebiet zu erheben, vielmehr alle beſetzten Plätze nach Beendigung des Kriegs möglichſt bald wieder zu verlaſſen. Von eigentlichen Subſidien, meint ferner die Times, könne ohnehin nicht die Rede ſeyn. Wahrlich man hat Urſache über dieſe vorſchauende politiſche Weisheit verwundert zu ſeyn. Man will Rußland bekämpfen, es zurückwerfen in ſeine alten Gränzen, und dazu hat man außer den Hunderttauſend Mann Franzoſen und Engländer, von denen die Hälfte zur Deckung des Rückzugs wegen möglicher unangenehmer Zwiſchenfälle dienen muß, nichts als die türkiſche Armee, die ein wahres Schemen iſt, denn ſie kann ſich ohne Zufuhr, die mit ſehr ſchweren Koſten beſchafft werden muß, in dem ausgeſaugten Bulgarien nicht lange halten. Geld zur Unterhaltung der Truppen muß alſo um jeden

Preis herbeigeſchafft werden, und da man in Europa kein Anlehen machen kann, ſo greift man zu einem ziemlich verzweifelten Mittel, man confiscirt die Wakufs oder Moſcheegüter. Dieſer Schritt war ſchon vor 15 oder 16 Jahren noch unter Sultan Mahmud von dem damaligen Großvezier, Izzet Mehmed, demſelben, der Varna an die Ruſſen übergeben, aufs Tapet gebracht, aber man wagte den Schritt nicht. Mehemed Ali hat denſelben in Aegypten ausgeführt, aber er war in einer andern Stellung: er ſtand als türkiſcher Paſcha dem verachteten Araber gegenüber, und die weggenommenen Güter kamen immer wieder an Moslems. In der Türkei iſt dieß anders. Soll der Schritt, zu dem ſich der Scheich ul Islam nicht verſtehen wollte und deßhalb abgeſetzt wurde, finanzielle Früchte tragen, ſo müſſen die Güter verkauft und beſſer gebaut werden als bisher. Wer ſoll ſie nun kaufen? Die Türken können es nicht, denn ihre Anzahl iſt zu klein, und die wenigen Reichen die viel kaufen könnten, werden nicht ihr Vermögen an ein Beſitzthum wagen wollen, das unſicherer iſt, als die Nationalgüter in Frankreich und Spanien Jahrzehnte hindurch geweſen ſind. Sollen ſie gehörig bebaut werden und Steuer bezahlen, abgeſehen vom Kaufpreis, ſo müſſen Fremde, z. B. Engländer, ſie kaufen und die eingebornen Chriſten müßten die Güter pachten und anbauen. Die reichen armeniſchen, griechiſchen und walachiſchen Kaufleute werden ſich hüten ihre Reichthümer an eine ſolche Unternehmung zu wagen, deren Erfolg jedenfalls davon abhängt, ob die Türken ſiegen oder nicht, ob die Engländer ſtark genug ſind, ſie zur Annahme der Conceſſionen zu zwingen, und dieſe auch für alle Zukunft durchzuführen. Kurz das finanzielle Ergebniß der gefährlichen Maaßregel iſt ſehr zweifelhaft, und wenn es nicht gelingt, oder auch nur erſt in Jahren gelingt, dann muß England doch vor den Riß ſtehen, wenn es die einzige zahlreiche Armee, die gegen Rußland kämpft, auf den Beinen erhalten will.

Das Reſultat iſt — Ausgaben und Verlegenheiten ohne Ende und ohne ein ſo leicht erreichbares Reſultat. Wie lange unter ſolchen Umſtänden das franzöſiſch-engliſche Bündniß zuſammenhält oder auch nur zuſammenhalten kann, iſt ſehr ungewiß, und ſteht England vereinzelt da, verhält ſich Frankreich auch nur unthätig, ſo kann vollends England mit ſeinem ſchwachen Landheer gar nichts mehr ausrichten, während die türkiſchen Streitkräfte aller Wahrſcheinlichkeit nach einem raſchen Dahinſchwinden ausgeſetzt ſind. Dabei haben wir mögliche bedeutende Erfolge der Ruſſen noch gar nicht in Anſchlag gebracht; aber auch den Fall geſetzt, die Ruſſen erlitten eine Niederlage, ſo haben ſie dennoch durch ihr Auftreten einen ihrer Zwecke erreicht, den, die Türkei dem Tode ſehr nahe gebracht zu haben, denn die krampfhaften Anſtrengungen der letzten Zeit müſſen finanziell und auch hinſichtlich des Menſchencapitals eine tödliche Schwäche hinterlaſſen. Selbſt ein ſehr glücklicher Fall alſo hebt die bedeutendſte Verlegenheit der Engländer durchaus nicht auf, und niemand kann ſagen, daß wir dem Ende der Wirrniſſe irgend nahe ſtehen oder durch einen auch noch ſo kräftig geführten Feldzug nahe kommen werden.

Ueber die Malerei in der orientaliſchen Kirche.

Das ruſſiſche Journal des Miniſteriums der Volksaufklärung (Februar 1854) enthält einen aus Moskau datirten, aber nicht unterſchriebenen Brief „über die Kirchenmalerei," welcher wegen der darin hervorgehobenen Unterſchiede zwiſchen orientaliſcher und occidentaliſcher Kunſtauffaſſung manches Intereſſante enthält, das auch in weitern Kreiſen Aufmerkſamkeit verdient. Der Brief lautet mit wenigen Abkürzungen folgendermaaßen:

Moskau, den 3 Oct. 1853.

Unſer geſtriges Geſpräch über byzantiniſche Malerei und Baukunſt veranlaßt mich dieſen erſten Brief darüber niederzuſchreiben, um ſo mehr, weil ich damit nicht nur Deinen Wunſch, ſondern auch die dringende Bitte Deines Bekannten, des Künſtlers Rubio, erfülle, der ſich durch ſeine Liebe zur byzantiniſchen Malerei auszeichnet, obwohl er auch ein Zögling der occidentaliſchen Schule iſt. Dieß würde uns ſeltſam erſcheinen, wenn wir nicht wüßten, daß er Gelegenheit hatte, in Konſtantinopel bei Erneuerung der St. Sophienkirche ihre wunderbaren Moſaiken zu ſehen, ehe die barbariſche Hand der Ottomanen ſie wieder verdeckte, ein Punkt, worin er glücklicher war als ich. Wir laſſen ihm indeß vollſtändig Gerechtigkeit widerfahren: der weſtliche Künſtler, welcher nach allen den berühmten Erzeugniſſen der römiſchen und florentiniſchen Schule geſteht, daß er die ganze geiſtige Höhe der Malerei erſt erkannte, nachdem er die orientaliſchen rechtgläubigen Bilder, wie ſie in der Tiefe der h. Sophia plötzlich aus der Nacht der Jahrhunderte vor ihm hervortraten, geſchaut; ein bereits durch eigene Erzeugniſſe bekannter Künſtler, welcher die orientaliſche Malerei kennen lernen will, und gleichſam als demüthiger Schüler Anweiſungen begehrt — das iſt eine ermunternde und erbauliche Erſcheinung für diejenigen, welche, mit dieſen Bildern vor Augen, ihnen nicht folgen wollen.

Darum übernehme ich auch mit Liebe dieſe nicht allzu ſchwere Arbeit, nicht als ob ich etwas Neues oder Weſentliches über die kirchliche Malerei ſagen zu können glaubte, ſondern weil es mir vergönnt war, vieles hierauf bezügliche im Orient zu ſehen, und ſolches mit den weſtlichen und ſelbſt den vaterländiſchen ältern und neuern Erzeugniſſen zu vergleichen. Ich kann und will hierin nicht irgend ein Syſtem feſthalten, und überlaſſe andern die gelehrten Nachforſchungen. Wir beſitzen ein Werk des Biſchofs Anatol über die Bildmalerei ſowie die ſehr merkwürdigen Hefte unſerer Archäologen Snegireff und Sachareff, und eben jetzt wird noch eine alte durch mich vom Berge Athos mitgebrachte Abſchrift des ſogenannten „Original" d. h. eine Anleitung zur Bildmalerei nach alten Muſtern und Ueberlieferungen, auf Koſten der archäologiſchen Geſellſchaft übergeſetzt und gedruckt. Ich ſage gerade und aufrichtig was ich ſah, und welche Vorſtellung ich mir nach den Muſtern der Baukunſt und Malerei, welche ich in Konſtantinopel und Griechenland, auf dem h. Berg und in Paläſtina, ſowie in unſerem Georgien ſah, deſſen chriſtliche Denkmäler dem Aelteſten, was im Orient ſich findet, gleichzeitig ſind, von den Regeln des alten Tempelbaues und der Ausſchmückung durch Bilder machte. Wenn meine abgeriſſenen Gedanken und Eindrücke etwas beitragen können zur Beantwortung der intereſſanten Fragen, die mir geſtern geſtellt wurden, ſo

würde es mich ſehr freuen, dadurch Ihren und meinen eigenen Wunſch zu erfüllen; wenn es nicht der Fall iſt, ſo werde ich wenigſtens bitten, meine Briefe ins Franzöſiſche zu überſetzen für den neugierigen Sohn der weſtlichen Kirche, welcher wenn auch nur in äußerlicher Weiſe, die rechtgläubige Kirche mit den heiligen Denkmalen ihrer kirchlichen, von Frömmigkeit belebten und von ſegensvoller Weisheit durchdrungenen kirchlichen Kunſt kennen lernen will.

Wo geſchähe dieß beſſer als in dem erzbiſchöflichen Moskau, in dem Herzen unſerer Kirche! wo könnte man beſſer anfangen von der alten rechtgläubigen Malerei und Baukunſt zu ſprechen, als inmitten der koſtbaren Vorbilder beider Künſte, welche uns aus verfloſſenen Jahrhunderten hier aufbewahrt ſind! Denn ſie ſind beide ſo eng mit der Dogmatik und Geſchichte der rechtgläubigen Kirche verbunden, daß es faſt unmöglich iſt, ſie nur von der künſtleriſchen Seite zu betrachten, und noch mehr die Theorie auf die Praxis anzuwenden, ohne gründliches Studium der Dogmen des wahren Glaubens ſelbſt, weil die Malerei hiſtoriſche Perſonen und Begebenheiten der Kirche und manchmal auch ihre geheimnißvollen Symbole ausdrückt, die Baukunſt aber ſich unabweisbar den Anforderungen des Gottesdienſtes anbequemen muß. Nur unter ſolchen Bedingungen kann die eine wie die andere die gewünſchte Vollkommenheit erreichen, denn ſie werden dann vom Geiſte der Rechtgläubigkeit durchdrungen ſeyn und mit der Kirche zuſammenwachſen, im entgegengeſetzten Falle kann man ſich trotz all ihrer Kunſt an den Erzeugniſſen nur in künſtleriſcher Beziehung erfreuen.

Die kunſtreichen Maler und Architekten, welche unſerem Glaubensbekenntniß fremd ſind, mögen ſich durch ſolche Bemerkungen nicht verletzt fühlen, und meine aufrichtigen Worte nicht durch eine einſeitige und feindſelige Anſicht von Dingen erklären, welche ſichtlich allen gemeinſam ſind. Das beſcheidene Geſtändniß ihres eigenen Genoſſen (Rubio) kann mir als Rechtfertigung dienen, denn in Wahrheit hat jede Kunſt ihre Eigenthümlichkeiten, die man kennen lernen muß. Die h. Sophia in Konſtantinopel, welche ſeine Neugierde in Bezug auf orientaliſche Kunſt erweckte, iſt das prächtigſte und leider bis jetzt noch nicht erreichte Muſterbild eines rechtgläubigen Tempels, das ſeiner Zeit allen Anforderungen des Gottesdienſtes durch den Patriarchen völlig entſprach. Wenn man aber auch dieß wunderbare Original in unſerem geſegneten Vaterlande wiederholen wollte, ſo müßte man viele minder bedeutende Aenderungen in ſeinen einzelnen Theilen machen, um mit derſelben Gewiſſenhaftigkeit allen kirchlichen Anforderungen unſerer Zeit zu entſprechen. So iſt z. B. die Vermehrung einiger unterſchiedlichen Vorhallen, beſonders für Büßende, für die ſogenannten Sturmbewegten und die Katechumenen keine eigentliche Nothwendigkeit mehr in einer neuen Kathedrale, ebenſo wenig auch das beſondere umfangreiche Taufbecken, in welchem einſt viele Hunderte von Heiden zugleich an beſtimmten feierlichen Tagen getauft wurden; nöthig iſt dagegen die gedeckte Vorhalle vor dem Eingang in den Tempel für einige den Eintritt vorbereitende Handlungen. Selbſt der Bilderſchrein in der Sophiakirche, ſo wie er urſprünglich war, und wie wir ihn noch jetzt in der abchaſiſchen Kirche zu Pitzunda ſehen, niedrig mit leichten Säulen, entſpräche der ſpätern Einrichtung der Bilderſchreine nicht mehr; ſie ſind nach dem Sieg über die Ketzerei der Bilderſtürmer höher gemacht und mit einer großen Anzahl Bilder ausgerüſtet worden, und ſeit jener Zeit hat ſich ſogar eine beſondere theologiſche Idee mit ſeiner Einrichtung in fünf Abſätzen verbunden. Aber die innere Abtheilung des Altars in drei Theile und der hohe halbrunde Geſammtſitz auf den Stufen in der Vertiefung des Altars und vieles andere hat ſich nicht verändert. Wenn man indeß nicht mit der Kirchengeſchichte in der Hand den allmählichen Gang und die Urſachen ſolcher Veränderungen verfolgt, ſo kann man ſich keinen wirklichen Begriff von einer Kathedrale in ihrer ganzen Vollſtändigkeit machen.

Eben ſolche Beiſpiele kann man aus der Kirchenmalerei anführen, um die Unerläßlichkeit zu zeigen, ſie nicht bloß als Kunſt, ſondern auch als Wiſſenſchaft zu ſtudiren, und wir beſchäftigen uns vorzugsweiſe, ehe wir von der Baukunſt reden, damit, die Dogmatik und Symbolik der heiligen zur Ausſchmückung jeder Kirche unerläßlichen Bilder kennen zu lernen. Ich will auf einen einzigen Umſtand verweiſen, den die neuern Künſtler zur Beleidigung des Gefühls rechtgläubiger Chriſten unaufhörlich außer Acht laſſen. Wie erlauben ſie ſich die allerreinſte Jungfrau darzuſtellen, deren geheiligtes Bild doch unabänderlich eine Stelle in jedem Bilderſchrein hat? Der Apoſtel Paulus, der Zeitgenoſſe ihres Erdenlebens, ſagte über die ſittlichen Vorſchriften der erſten Chriſten in dem Briefe an die Korinther (XI. 5.): „jede Frau, die mit unverſchleiertem Haupte betet oder weiſſagt, beſchimpft ihr Haupt, denn es iſt eben ſo viel als wäre ſie geſchoren.“ Das iſt hinreichend deutlich für diejenigen, welche ſich die Mühe geben die apoſtoliſchen Briefe zu leſen. Die, welche ſich durch die occidentaliſche Sitte verlocken laſſen, verunehren die göttliche Beſcheidenheit der Jungfrau, indem ſie ſolche manchmal ohne Schleier und ſelbſt mit Zierrathen abbilden, die ihr durchaus nicht zukommen. Leider werden ihre der wahren Frömmigkeit widerſtreitenden Bilder nachgeahmt um der Kunſt willen, obwohl häufig in einem und demſelben Bilderſchrein die Darſtellung der Mutter Gottes nach alter Weiſe, d. h. eine Copie der Bilder, wie ſie uns der Evangeliſt Lucas hinterlaſſen hat, ſich findet. Um ſo widerwärtiger und gefährlicher iſt eine ſolche Annäherung zweier in ihrem Urſprung ganz verſchiedenen Bildniſſe der Einen Jungfrau, aber das vom Glauben geleitete Herz der Rechtgläubigen fühlt ſich trotz der neuen Ideen zu den alten Bildern hingezogen, zündet vor denſelben vorzugsweiſe Kerzen an, und drückt dadurch aus, daß es mitten unter der anſcheinenden Rohheit zu unterſcheiden weiß, wo die Wahrheit iſt.

Ein ſo entſchiedener Gegenſatz entſpringt aus der völlig entgegengeſetzten Anſicht des Weſtens und des Oſtens, nicht bloß in Bezug auf die Kunſt der Malerei, ſondern auf die Bilder ſelbſt, welche deren Gegenſtand ausmachen. Im Weſten ſind dieſe eine Erfindung des Künſtlers, der ſich bemüht ſein Talent durch die phantaſtiſchen Schöpfungen ſeiner Einbildungskraft zu zeigen, bei uns dürfen die heiligen Bilder nichts ſeyn, als die genauen Abbildungen der heiligen Perſonen, welche ſie vorſtellen, und eben daraus erklärt ſich die religiöſe Ehrfurcht, die ſo tief ins Herz des Oſtens eingedrungen iſt. Wenn wir vor dem Bilde großer Männer ehrfurchtsvoll ſtehen, ſo muß das gleiche warme Gefühl uns beſeelen beim Anblick der göttlichen Bilder des Herrn, ſeiner reinen Mutter und ſeiner Heiligen. Es iſt ſehr begreiflich, daß die Gläubigen in denſelben mehr die Aehnlichkeit als die Kunſt ſuchen, welche erſt eine Bedingung zweiten Grades iſt, wie uns bei einem gewöhnlichen Porträt die Aehnlichkeit mehr befriedigt, als die ausgezeichnetſte Ma-

lerei, wenn gleich auch letztere wünſchenswerth iſt. Ueber die Erhaltung der Bildniſſe unſers Herrn und der erſten Apoſtel haben wir ein faſt gleichzeitiges Zeugniß, einen Hiſtoriker des dritten Jahrhunderts, den Biſchof von Cäſarea, Euſebius, der des nicht von Menſchenhänden gemachten Bildniſſes des Erlöſers gedenkt, das an den König Abgar geſendet wurde. Die kirchliche Ueberlieferung hat uns zugleich mit den heiligen Bildern auch das Andenken daran bewahrt, daß der Evangeliſt Lucas einige Bilder der Mutter Gottes malte, und wir verehren ſie noch im Heiligthum der Kirchen. Sollten wir von ſolchen ächten Bildern abweichen um fremder Kunſtſchöpfungen willen? Dem ſey nicht alſo! Daraus folgt, daß es keine kleine Sünde iſt, von der uns übermachten vaterländiſchen Ueberlieferung abzuweichen, denn dadurch wird immer einigermaaßen der Glaube ſelbſt geſchädigt und in vielen Beziehungen das warme Gefühl geſchwächt, das unſer Herz beim Aufblicken auf die uns bekannten Bilder erfüllen ſoll, denn in den neuern Bildern ſehen viele eben nicht mehr als Gemälde.

Die weſtlichen Künſtler irren indeß ſehr, wenn ſie meinen, der byzantiniſchen Malerei fehle es an jener Kunſt, welche ſie in ihren neueſten Muſterbildern ſuchen. Dieß beweiſt nur, daß ihnen die Erzeugniſſe der eigentlichen byzantiniſchen Schule in der beſten Zeit der beiden Panſeline unbekannt ſind, und daß ſie ihre eigenen alten Künſtler Giotto, Cimabue u. a. welche mit der Nachahmung griechiſcher Vorbilder begannen, vergeſſen haben. Aber das chriſtliche Gefühl, das die Erzeugniſſe ihrer frommen Kunſt beſeelte, welche in den Erzeugniſſen Lippi's und Fra Angelino's ihre Vollendung erreichte, verdunkelte ſich bald im Weſten. Die Sinnlichkeit erhielt die Oberhand in dem ſogenannten goldenen Zeitalter der Mediceer, des Papſtes Leo X, und die materiellen Schöpfungen der großen Geiſter der italieniſchen Malerei traten an die Stelle der Strenge der orientaliſchen Heiligenmalerei; ſtatt der Vorbilder, d. h. der den Originalen ähnlichen Geſichter, fingen ſie an Gemälde auszudenken, vermiſchten das Geiſtliche mit dem Weltlichen, und ihre mannichfache Compoſition verdrängte die urſprüngliche Einfachheit der gleichförmigen Abbildungen. Von ihrer Kunſt fortgeriſſen wählten die Künſtler als Ziel nur — die Kunſt, und der Schutz der römiſchen Kirche, die ſolche Erzeugniſſe förderte, lenkte ſie vollkommen von dem canoniſchen Wege ab.

Die rechtgläubige Malerei, welche zum Zweck hatte, die Bildniſſe der Heiligen namentlich ihrer Verehrung wegen darzuſtellen, hielt ſich ſtets fern in ihren bildlichen Darſtellungen von fremden ungeheiligten Geſichtsformen, ſelbſt wenn unvermeidlich mehrere Perſonen vereinigt werden mußten, wie im Bilde von Mariä Himmelfahrt: bloß der Herr und die Apoſtel umgeben das Bett der Mutter. Da wir unſern Geiſt vom Irdiſchen zum Himmliſchen erheben wollen, ſtellte die rechtgläubige Bildmalerei die Märtyrer im ſeligen Zuſtande der himmliſchen Ruhe, mit dem Kranze des Ruhms und nur mit den Werkzeugen ihres Leidens dar, um ihr Gedächtniß in dem Angedenken der Frommen aufzufriſchen. Im Weſten dagegen ſtellen die Künſtler auf ihren Gemälden die Leiden der Märtyrer ſelbſt dar, um ihrer Kunſt Freiheit zu laſſen in Erfindung der verſchiedenartigen Qualen, denen ſie unterworfen waren; darum können dieſe Bilder, welche mehr mit den Quälern als den Gequälten angefüllt ſind, keineswegs das fromme Gefühl des rechtgläubigen Beters befriedigen, welcher an das Bild des verehrten Dulders ſich wendet, als ſuche er mit ihnen einen geiſtigen Verkehr durch das Küſſen ihrer bereits verherrlichten Wunden. Selbſt das Bild der Kreuzigung wird bei uns nur mit der am Kreuze ſtehenden heiligen Mutter und dem geliebten Schüler gemalt, um alle übrigen dem Blicke widerwärtigen Perſonen fern zu halten. Birgt ſich nicht eine tiefe Weisheit in ſolcher ſtrengen Begränzung der Gegenſtände unſerer frommen Bilderverehrung? Die rechtgläubige Kirche hat in ihrer Sorge um unſere geiſtige Erbauung ſogar im ſechsten allgemeinen Concil verboten, unſern Herrn in ſymboliſcher Form, z. B. als Lamm, abzubilden, ſondern nur ſo wie er uns bei Verkündigung des Evangeliums erſcheint, in einer unſern Blicken und Gedanken zugänglichen menſchlichen Geſtalt.

Viel ließe ſich noch über dieſen Gegenſtand ſagen, und ich werde es ſeiner Zeit thun; dießmal wollte ich nur in kurzen Zügen meine Anſicht über die Verſchiedenheit der neueſten Malerei und Bilderdarſtellung und von den moraliſchen, aus dieſem Wechſel entſpringenden Folgen darlegen. Ehe man von unſerer heiligen Malerei ſpricht, muß man hiſtoriſch ſchildern, woher und wie ſie in unſer Vaterland eindrang, um die heilige Bedeutung dieſer Kunſt vollkommen zu würdigen; in dieſer Darlegung werde ich mich der gelehrten Forſchungen unſerer bekannten Archäologen bedienen.

Die Uebraska-Bill im Congreß der Vereinigten Staaten.

Abermals, noch ehe vier Jahre verlaufen ſind, kommt die Sklavenfrage vor den Congreß, die, wie viele im Jahr 1850 fürchteten, die Union zerreißen ſollte; dieß iſt bekanntlich nicht geſchehen, und wird auch wohl nicht geſchehen, denn die Frage iſt, was die Engländer ſagen, theradbare getreten, man kennt ihre Gefahr, der Süden ſelbſt hat einen Theil ſeiner Animoſität gegen deren Behandlung verloren, und im Norden iſt die Einſicht gewachſen, daß man mit ſolchen gefährlichen Dingen nicht ſpielen darf, und daß eine ſo ungeheure Veränderung, wie die Emancipation von drittehalb Millionen Sklaven, welche eine ſchwarze und eine weiße Bevölkerung mit gleichen Rechten neben einander ſetzen will, nur mit der größten Vorſicht unternommen werden darf. So wenig nun das Compromiß, welches im Jahr 1850 vorgeſchlagen wurde, und namentlich auch darin beſtand, daß die ſüdlichen Sklaveneigenthümer ihre flüchtigen Sklaven in nördlichen Staaten verfolgen und reclamiren könnten, den Norden befriedigte, ſo hat daſſelbe doch auch dem Süden durch die Schwierigkeit der Ausführung gezeigt, daß er dabei wenig gewinnt. Kurz auf beiden Seiten ſcheint wenigſtens bei dem vernünftigen, freilich nicht überwiegenden Theile die Ueberzeugung gewachſen, daß man nicht zu ſchroff auftreten darf; der Süden erkennt, daß die Sklaverei auf die Dauer unhaltbar iſt,

daß er darauf verzichten muß zwiſchen den Sklaven- und freien Staaten ein Gleichgewicht herzuſtellen, und der Norden greift nicht mehr geradezu die Sklaverei an, deren unbeſonnene Aufhebung nicht nur den Süden, ſondern auch in ſtarkem Maaße den Norden zerrütten müßte. Immerhin aber iſt die Frage noch eine ſehr aufregende, und wird von den Parteiführern mannichfach benützt, um ihre beſondern Zwecke zu verfolgen. Da nun der dießmalige Verlauf der Debatte im Senat ein merkwürdiges Parteiſpiel entwickelt, ſo halten wir es nicht für unpaſſend den eigentlichen Streitpunkt etwas näher ins Auge zu faſſen, da wir dadurch eine Einſicht in das Parteitreiben erlangen, wie ſie nicht immer geboten wird.

Der Strom der Auswanderung dringt unaufhaltſam gegen Weſten, und die Beſiedlung Californiens macht es immer mehr wünſchenswerth den Zwiſchenraum auszufüllen, denn man weiß wohl, daß die Ausführung der Eiſenbahn quer durch den Continent von San Francisco nach dem Miſſiſippi ein frommer Wunſch bleiben wird, ſo lange nicht das zwiſchenliegende Land wenigſtens einigermaaßen bevölkert iſt. Deßhalb wendet man jetzt den Strom der Auswanderung in diejenige Richtung, welche früher oder ſpäter die Eiſenbahn einhalten muß. Das Land um den Nebraska-Fluß ſoll jetzt, nachdem ſchon eine Anzahl Coloniſten darauf ſich niedergelaſſen haben, zum „Territory“ erhoben werden, d. h. der künftige Staat ſoll eine beſtimmte Begränzung und Einrichtung erhalten, wenn auch vorerſt noch ein von der Centralregierung ernannter Gouverneur denſelben verwaltet. Die Frage iſt jetzt: ſoll der künftige Staat ein Sklavenſtaat werden oder bloß freie Einwohner zulaſſen?

Senator Douglas hat nun eine Bill in den Senat gebracht, welche die Territorialverwaltung für Nebraska ordnet, und die Einführung von Sklaven geſtattet. Aber Nebraska iſt ein Theil des urſprünglich von Frankreich an die Vereinigten Staaten abgetretenen Gebiets von Louiſiana, und liegt ganz nördlich von 36° 30′. In der großen Compromißakte von 1820 — es kommen wie man ſieht, ſo oft von der Sklavenfrage die Rede iſt, Compromiſſe zu Stand — war ausdrücklich erklärt, daß die Sklaverei und unfreiwillige Dienſtbarkeit hier für immer verboten ſeyn ſoll. Die Vertheidiger der Maaßregel behaupten, die Bill ſey nur die nothwendige Anwendung der Grundſätze der Compromißacte von 1850, wonach jeder Staat und jedes Gebiet der Vereinigten Staaten ſelbſt beſtimmen müſſe, ob ſie Sklaverei innerhalb ihrer Gränzen zulaſſen wollen oder nicht; da aber die Compromißakte vom J. 1820 eine geographiſche Gränze feſtſetzt, jenſeits welcher die Sklaverei nicht ausgedehnt werden ſoll, ſo iſt klar, daß wenn die von Senator Douglas eingebrachte Bill durchgeht, die Compromißakte von 1820 verletzt und factiſch aufgehoben iſt. Die Gegner der Maaßregel behaupten nun ausdrücklich, und auf Geſetzesſtellen geſtützt, die Compromißbill vom J. 1850 ſey auf die von Mexico im Friedensſchluß abgetretenen Ländereien beſchränkt geweſen, wie die Compromißakte des Jahres 1820 auf das von Frankreich unter dem Namen Louiſiana abgetretene Gebiet. In der Akte, welche die Annexation von Texas ausſpricht, heißt es nämlich ausdrücklich: „Solche Staaten, welche ſich aus dem ſüdlich von 36° 30′ N. B., gewöhnlich die Miſſouri-Compromißlinie genannt, liegenden Theil dieſes Gebiets bilden mögen, ſollen in die Union aufgenommen werden, mit oder ohne Sklaverei, je nachdem das Volk jedes Staats es wünſchen mag. Und in ſolchem Staat oder Staaten, welche ſich aus beſagtem Gebiet, nördlich von beſagter Miſſouri-Compromiß-Linie, bilden werden, ſoll Sklaverei oder unfreiwillige Dienſtbarkeit, außer wegen Verbrechen, verboten ſeyn.“ Das iſt der factiſche und rechtliche Stand der Sache.

In der citirten Stelle iſt der Rechtsbeſtand des Compromiſſes von 1820 neben und mit dem von 1850 unumwunden ausgeſprochen. Die Gegner ſtehen alſo auf einem ſehr feſten Boden, und ſagen, der einzige Zweck der neuen Bill ſey die Sklaverei über ein Gebiet auszudehnen, von dem ſie bis jetzt rechtlich ausgeſchloſſen geweſen, die künftige Vermehrung der Zahl der Sklavenſtaaten vorzubereiten, die Macht derſelben im Congreß zu vermehren, und ihnen das Uebergewicht wieder zu verſchaffen, das ſie durch die natürliche Entwicklung der Bevölkerung in den nördlichen Staaten verloren hätten. Man kann ſich denken, daß die Commentarien in den nördlichen Staaten keineswegs ſehr rückſichtsvoll lauten, merkwürdig genug aber beſchuldigt man nicht eigentlich die Mehrzahl der Sklavenſtaaten, dieſen Plan aufs Tapet gebracht zu haben und zu befördern, ſondern man ſchreibt denſelben perſönlichem Ehrgeiz zu. Senator Douglas ſoll die Präſidentſchaft im Auge haben, und durch dieſen Plan beabſichtigen die Stimmung der Sklavenſtaaten dadurch für ſich zu gewinnen, er wolle damit dem jetzigen Staatsſecretär Marcy, der gleichfalls Präſident werden will, den Weg verrennen. Der Präſident Fr. Pierce wird beſchuldigt den Plan aus gleicher Abſicht zu unterſtützen, um den Weg zu ſeiner Wiederwahl im J. 1857 zu ebnen. Dem letztern wird ſein Benehmen am meiſten verdacht, weil er in ſeiner letzten Botſchaft an den Congreß ſeine Freude über den tiefen Frieden, welcher dem Compromiß von 1850 folgte, ausgedrückt und verſichert habe, „daß dieſer Friede während ſeiner officiellen Laufbahn keinen Stoß erleiden ſolle, wenn er ihn abwenden könne.“ Eine Partei im Congreß wird ferner beſchuldigt, daß ſie den Plan unterſtütze, um die Regierung zu nöthigen, entweder das jetzige Miniſterium, welches der Maaßregel abgeneigt iſt, aber mit einer ſo ſtarken Partei es nicht gerne verderben möchte, über Bord zu werfen, oder mit demſelben ſich in der öffentlichen Meinung zu Grunde zu richten. Alle Parteiintriguen ſind alſo losgelaſſen. Merkwürdig iſt daher das Urtheil, welches ein Neuyorker Blatt, die New-York Weekly Times vom 28 Januar, alſo vor dem Beginn der Debatten, über den Plan fällt: „wir ſind überzeugt, Senator Douglas würde in jedem Augenblick jeden öffentlichen Grundſatz opfern, wenn er dadurch dem Präſidentenſtuhl nur um einen Schritt näher käme; Präſident Pierce ſcheint geneigt, ein gleich gewagtes Spiel zu ſpielen, um die Gewalt zu behaupten. Beide glauben ohne Zweifel, wenn die Sache nur einmal vorgelegt ſey, ſo würden die Ultra-Fanatiker der Sklaverei in den ſüdlichen Staaten den ganzen Süden nöthigen, ſie zu unterſtützen, und dieß Parteimanöver den Norden bewältigen. Die Berechnung mag ſchlau ſeyn, und als Parteiſpiel mag der Plan gelingen. Aber gerade der Erfolg wird den Samen eines künftigen Kampfes ausſtreuen, der keinen Compromiß zuläßt, und die Union in zwei kämpfende Theile ſpaltet. Das Durchgehen der Nebraskabill in der Form, welche ihr Senator Douglas gegeben hat, wird in dem Geiſt des Nordens den letzten Reſt von Vertrauen auf die Redlichkeit der Vorſprecher der Sklaverei austilgen und einen tiefgewurzelten, unausrottbaren Haß gegen dieſe Inſtitution erzeugen,

welcher deſſen politiſche Macht auf jede Gefahr hin und zu jedem Preis vernichten wird."

Aus dieſer Anſicht erklären ſich die gar nicht enden wollenden Debatten im Senat über dieſe Bill, denn wenn auch Senator Douglas und Präſident Pierce aus den ihnen zugeſchriebenen Motiven handeln, ſo ſteht doch die extreme Partei der Sklavenhalter hinter ihnen, und wird ſich nicht bloß als Fliegenklatſche gebrauchen laſſen wollen. Wahrſcheinlich darum ſind die Vertheidiger der Bill, wenigſtens ein Theil derſelben ſo offen mit der Sprache herausgegangen, und haben ihre Plane offen zu Tage gelegt. Da dieſe für die ganze Zukunft der Vereinigten Staaten von großer Bedeutung ſind, ſo theilen wir aus einem Schreiben im Journal of Commerce aus Waſhington, 4 Februar, eine Stelle mit, welche für die Plane und die Ausſichten gleich beachtenswerth iſt: „man wirft der Nebraskabill vor, daß ſie den Grundſatz einer ausgedehnten Anwendung aufſtelle, und dieſe Anwendung auf die Gebiete von Oregon und Waſhington hervorrufe. Allerdings, das iſt ihr Hauptzweck. Der Grundſatz ward im J. 1850 aufgeſtellt, und wird im J. 1854 beſtätigt werden. Nächſtes Jahr wird man erklären, daß die Verordnung von 1787 [1] unwirkſam iſt, und daß die Beſtimmung hinſichtlich der Sklaverei in Oregon, welche Polk ſeiner Zeit nur widerwillig unterzeichnete, bei Seite geſetzt werden wird. Iſt Sklaverei eine allgemeine Nothwendigkeit, ſo wird ſie auch allgemein herrſchen, wahrſcheinlich aber werden Klima und Handel ihre Gränzen beſtimmen durch Geſetze, die über die Macht des Congreſſes hinausgehen. Die politiſche Wirkung des Durchgehens dieſer Bill wird bedeutend und im Ganzen höchſt günſtig ſeyn. Sie wird den alten Parteien ein Ende machen und die Coalition der Demokraten vernichten. [2] Sie wird alles in zwei Parteien ſcheiden, die beide auf der Sklavenfrage beruhen, in die Partei der Nichtintervention und in die der Abolition. Es iſt für jetzt keineswegs ganz ſicher, welche Partei ſchließlich überwiegen wird, aber der Kampf hat endlich ernſthaft begonnen; alles was über dieſe Frage vorfiel, alle Kämpfe von 1820 an waren bloß Kinderſpiel in Vergleich mit dem, was wir nächſten Herbſt und nächſtes Jahr und die kommenden Jahre ſehen werden. Es wird keine Compromiſſe mehr geben. Die alten werden mißachtet und bei Seite geſchoben werden." Der ſichtliche Zweck iſt, man will die Sklaverei als allgemeines Recht gelten laſſen, jeder ſoll ſie einführen können wo er will; damit kommt man freilich mit den Staatenrechten und mit dem Unionsgeſetz, welches die Territorien, ſolange ſie Territorien ſind, unter die Controle des Congreſſes ſtellt, in Widerſpruch.

Die Nebraska-Bill blieb einen ganzen Monat im Senat, ſie wurde in den erſten Tagen des Februar eingebracht und am 4 März ging ſie in das Repräſentantenhaus über. Es iſt unmöglich, die Debatten zu ſkizziren, denn ſie ziehen ſich in unendlicher Länge fort, die nur ein Amerikaner aushalten kann. Einige Umſtände ſind indeß als beſonders charakteriſtiſch herauszuheben. Die Regierung hatte ſich auf den Standpunkt geſtellt, daß dieſe Bill nichts anderes ſey, als eine Handhabung der Rechte der Anſiedler, über ſich ſelbſt und ihre Zukunft zu verfügen; um die Aechtheit dieſer Anſicht auf die Probe zu ſtellen, machte ein Hr. Chaſe ein Amendement, welches die Verwaltung des Territoriums in die Hände von ſelbſt gewählten Commiſſären legen ſollte, die von der Unionsregierung nur beſtätigt würden; das Amendement wurde angenommen. Nun machte aber ein Hr. Clayton ein zweites, das dahin ging, den Fremden, welche noch nicht Bürger der Vereinigten Staaten ſeyen, ſondern nur die Abſicht erklärt hätten es zu werden, das Stimmrecht nicht zu geſtatten. Die Tendenz war, dadurch die deutſchen Coloniſten abzuhalten, die ſich ſtets gegen die Sklaverei ausſprechen und bald der Sache durch ihre Stimmen ein Ende machen würden. Dieß Amendement wurde mit 23 gegen 21 Stimmen angenommen. Ein einziger Senator aus dem Norden ſtimmte dafür. So ging endlich die Bill im Senat durch und liegt jetzt vor dem Repräſentantenhaus. Hier entſtand alsbald ein Streit, an welche Committee die Bill verwieſen werden ſollte, an die Committee des ganzen Hauſes oder an die Committee über die Territorien. Die Mehrheit der letztern iſt der Bill günſtig, bei der Abſtimmung aber erklärte ſich eine Mehrheit von 15 Stimmen für die Verſendung an eine Committee des ganzen Hauſes. Dieß iſt ein kleines Omen für die Verwerfung der Bill. Man glaubte die Debatte darüber werde ſich in verſchiedenen Stadien über mehrere Monate hinziehen, und manche vermuthen, ſie werde liegen bleiben und gar nicht zur Entſcheidung kommen.

Die Sache iſt von außerordentlichem Intereſſe, denn es handelt ſich nicht bloß um die Ausbreitung des Sklavenweſens, ſondern auch darum, dem Süden und den Vorſprechern der Sklaverei auf eine unbeſtimmte Zahl von Jahren hinaus das Uebergewicht in der Unionsregierung mit aller Patronage — und man weiß, was dieß ſagen will — zu ſichern. Indeß muß man nicht glauben, daß alle Südländer der Sache geneigt ſeyen, der alte General Houſton von Texas, bekannt durch ſeine Schlacht von San Jacinto gegen Santa Anna, hat ohne allen Umſchweif und ſehr energiſch dagegen geſtimmt. Die Abſtimmung über das Amendement Claytons zeigt, daß die Senatoren aus dem Norden keineswegs blind über die Folgen ſind, und da im Repräſentantenhauſe die Zahl der nördlichen Mitglieder verhältnißmäßig viel ſtärker iſt als im Senat, ſo hofft man, daß die Bill, wenn nicht verworfen, doch auf die lange Bank geſchoben wird, und das Sprüchwort „aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben" gilt hier nicht, ſondern „Zeit gewonnen, alles gewonnen", denn der Strom der Auswanderung wird ſich bald ſtärker nach dem Gebiet von Nebraska ergießen, und dieſe Auswanderer kommen theils aus dem Norden, theils aus Deutſchland: dieſe beiden Claſſen von Coloniſten werden ſeiner Zeit die Sklaverei hinausvoliren. Freilich iſt noch keineswegs entſchieden, wie die Sache im Repräſentantenhaus verläuft, und die Urtheile die man hört, ſind für die Repräſentanten nichts weniger als ſchmeichelhaft. Der von unſerem Correſpondenten in Neuyork öfters erwähnte Theod. Parker nennt die Yankees, d. h. die Männer aus den Neuenglandſtaaten „die käuflichſte und feigſte Race auf Gottes Erdboden. Geld könne ſie für jede Schlechtigkeit erkaufen, und wo das nicht ausreiche, trete die Furcht an deſſen Stelle." Dieſe Worte werden von einem virginiſchen

[1] Sie geht dahin, den Potomac als die Gränze der Sklavenſtaaten zu bezeichnen.

[2] Man muß nicht vergeſſen, daß die Demokraten in Nordamerika namentlich diejenigen ſind, welche die Staatenrechte, den Particularismus, über die Rechte des Bundes ſetzen, und ſtreng an dem Satz halten, daß die Bundesregierung nur die ihr ausdrücklich zugeſchiedenen Geſchäfte zu leiten habe. Die Demokratie entſtand hauptſächlich im Süden unter den ſklavenhaltenden Staaten, welche keine Einmiſchung der Unionsregierung in die Sklavenfrage aufkommen laſſen wollten. Erſt ſpäter bildete ſich auch eine nördliche Demokratenpartei aus, die zum Theil abolitioniſtiſch war.

für die Ausbreitung der Sklaverei kämpfenden Blatt triumphirend citirt, als ein Beweis daß der Sieg der mit der Regierung verbündeten ſüdlichen Partei nicht fehlen könne; nördliche Blätter ſtellen dieß Urtheil nicht ganz in Abrede und ſprechen warnend die Anſicht aus: „mit der ganzen Patronage der Föderalregierung zur Verfügung und mit Dutzenden nördlicher Congreßmitglieder, die ſo ſicher am Markt zu haben ſeyen, als Sklaven auf einer virginiſchen Plantage, ſey es nicht ſonderlich ſchwer einen Sieg zu erringen.“ Dieſer Cynismus indeß mag ſeine Früchte tragen: wenn der Norden nicht wirklich dieſen Schimpf auf ſich laden und die ehrenrührigen Beſchimpfungen verdienen will, ſo muß er ſich rühren. Die Fanatiker für die Sklaverei und die gewiſſenloſen Parteimänner, welche aus allen ſolchen Fragen politiſches Capital machen wollen, ſcheinen ihr Ziel überſchoſſen zu haben, und zwar namentlich durch Claytons Amendement. Der Norden hat ſich mit der ſchwachen Ausnahme der Nativiſtenpartei ſtets gegen alle Geſetze, welche die Einwanderung und die Ertheilung des Bürgerrechts an die Einwanderer beſchränken, erklärt; nimmt er das Clayton Amendement gutmüthig an, ſo iſt zu erwarten, daß die Einwanderung namentlich der neuankommenden Deutſchen nicht nach Nebraska ſich wendet, und daß dieß den Sklavenhaltern zufällt. Geht die Nebraskabill durch, ſo iſt das Uebergewicht der ſklavenhaltenden Staaten im Senat für lange Zeit entſchieden und der Süden beherrſcht den Norden. Das iſt bis zu einem bedeutenden Grade bisher immer der Fall geweſen, und zwar durch den Umſtand daß der Süden in allen großen Fragen, die mehr oder minder mit der Sklaverei in Verbindung ſtanden, nur Ein Intereſſe hatte, der Norden aber getheilt war. Jetzt rückt die Gefahr dem Norden ſo nahe auf den Leib, und die Herausforderung iſt ſo ſtark, daß zu erwarten iſt, er werde wenn auch nicht zu einem kräftigen Schritt ſich aufraffen, ſo doch Mittel ausfindig machen, die Sache auf die lange Bank zu ſchieben, und dadurch zu beſeitigen. Geſchieht dieß nicht, und ſiegt die fanatiſche Partei der Sklavenbeſitzer, dann wird im ganzen Lande eine politiſche Parteiung wachgerufen, gegen die allerdings alles Vorhergegangene Kinderſpiel ſeyn möchte. Die alten Senatoren, wie Clay, die durch ihren bloßen Namen Achtung geboten, und zu denen man in ſolchen Kriſen aufblickte, ſind todt, und jetzt rufen die Fanatiker, die Zeit der Compromiſſe ſey vorbei. Aber alle großen politiſchen Streitigkeiten müſſen, wenn man ſich nicht zerfleiſchen ſoll, durch Compromiſſe entſchieden werden; wenn extreme Factionen ſolche Compromiſſe verwerfen, ſo iſt doch in den Vereinigten Staaten, wie in andern hauptſächlich auf die Macht des Mittelſtandes gebauten Ländern eine gewiſſe latente, aber darum nicht minder große Kraft vorhanden, welche am Ende mit ſolchen extremen Parteien kurzen Proceß macht. Wir werden wohl auf den intereſſanten Gegenſtand zurückkommen, denn die Frage iſt noch ungelöst, ob die Bewegung des Südens eine ächte, von den Hauptführern beſchloſſene und unterſtützte iſt, oder ob die Parteitaktik der ehrgeizigen Präſidentſchaftscandidaten das wahrhaft Wirkſame iſt. Faſt ſcheint es, als hätten die ehrgeizigen Präſidentſchaftscandidaten einen Sturm heraufbeſchworen, deſſen Umfang und Tiefe ſie nicht gehörig bemeſſen.

Der Gartenbau der Aſſyrier.

(Nach Naudin in der Revue Horticole. 1 April.)

In den Berichten der Reiſenden findet ſich nicht gerade ſelten wenigſtens etwas, das auf den Gartenbau ſich bezieht, das Intereſſe wächst aber, wenn die Mittheilung einiges Licht auf den Gartenbau der alten Zeit wirft. Die Ruinen, mit denen Italien bedeckt iſt, ſowie das Zeugniß der Geſchichtſchreiber und Dichter haben uns die Erinnerungen an die prachtvollen Gärten der römiſchen Patricier aufbewahrt, die ſich mehr durch ihre Architektur und die künſtleriſchen Denkmale, als durch die Zahl der gezogenen Pflanzen auszeichneten. Dieß war auch in der That der Charakter des römiſchen Gartenbaues, ſo daß Cicero in einem Briefe an einen ſeiner Freunde mit Recht ſagen konnte: hortos aedificavi pulcherrimos, ich habe die prächtigſten Gärten erbaut, ein Ausdruck, der ſich noch Jahrhunderte lang auf den Gartenbau in den Landſchaften Italiens anwenden ließ, wo man ſelbſt jetzt noch Spuren dieſes architektoniſchen Geſchmacks, den das Alterthum auf die jetzigen Italiener vererbte, finden kann.

Ohne Zweifel hatten Römer und Griechen dieſen unterſcheidenden Charakter ihres Gartenbaues aus dem Orient entlehnt, da man ſchon lange vor der Gründung Roms die hängenden Gärten von Babylon als ein Weltwunder aufführte. Ernſte Geſchichtſchreiber, wie Quintus Curtius, haben trotz der beſtimmten Behauptungen Herodots dieſe Ueberlieferung unter die Fabeln verwieſen, aber eine neuerliche Entdeckung Layards ſcheint den griechiſchen Geſchichtſchreiber völlig zu rechtfertigen. Er fand auf einer Steintafel die ziemlich gut erhaltene Abbildung dieſer berühmten Gärten, welche auf Terraſſen angelegt waren, die auf Säulen ruhten, deren Styl ſich dem der korinthiſchen Ordnung ziemlich nähert.

Dieſe Forſchungen Layards ſind indeß nicht bloß vom hiſtoriſchen Standpunkt aus dem Gartenbau nützlich, er hat demſelben auch einen andern Dienſt geleiſtet, indem er in England mehrere Arten von Eichen aus Kurdiſtan einführte, namentlich die Quercus Brantii, [1] welche unzweifelhaft der heilige Baum iſt, von dem die Bibel redet, und unter dem der König Sanherib ſeinen Göttern opferte. Die Identität des Baumes wird aufs beſtimmteſte hergeſtellt durch die Entdeckung eines Cylinders von durchſichtigem Stein (wahrſcheinlich Agat) in den Ruinen des Palaſtes der aſſyriſchen Könige; man glaubt, daß derſelbe als Siegel oder Amulett gedient habe, und auf demſelben iſt das Bild einer Eichel eingravirt, welche vollkommen der Eichel der fraglichen Eiche gleicht. Dieſer Baum, einer der ſchönſten dieſer Gattung, könnte nach dem Klima der Oertlichkeit, wo er natürlich wächst, derb genug ſeyn, um der freien Luft in England zu trotzen. Man begreift leicht, daß ſich ein bedeutendes Intereſſe an dieſe neue Erwerbung knüpft.

„Die Ebenen Chaldäa's wurden noch von ſehr wenigen Botanikern beſucht, man kann aber ſagen, daß ſie von Sammlern der Gartencultur noch ganz unberührt geblieben ſind, und doch verdienen ſie in vieler Beziehung von denſelben erforſcht zu werden. Von da ſind urſprünglich die meiſten unſerer Fruchtbäume gekom-

[1] Wahrſcheinlich ſo genannt nach dem engliſchen Conſul Brant, der mehr als 20 Jahre ſich in Erzerum aufhielt.

men, und von da hat kürzlich ein Engländer den koſtbaren glatten Pfirſich von Stanwick mitgebracht, den beſten von allen, den die Gartenzüchter Großbrittanniens ſo zu ſagen mit Gold aufwiegen. Viele andere Fruchtvarietäten ſind wahrſcheinlich noch zu entdecken; hält man ſich aber auch nur an die Zierpflanzen, ſo könnte man dort für den Süden eine ſehr reiche Ausbeute machen. Layard ſpricht mit Bewunderung von dem Pflanzenreichthum dieſer ungeheuren Ebenen, die im Frühjahr ſich mit Blumen bedecken, von einem Tage zum andern ihr Ausſehen wechſeln, und nach einander die ganze Stufenleiter der Farben durchlaufen, bis zu dem Augenblick wo die Hitze des Sommers der Vegetation Einhalt thut. Ein ganz anderes Schauſpiel erwartet den Reiſenden in den kurdiſchen Alpen, dieſen Gebirgen, die trotz ihrer Breite noch im Sommer Schnee behalten, und deren Abhänge, ſo zerriſſen wie die unſerer Alpen und Pyrenäen, ſich im Sommer mit einer unendlichen Mannichfaltigkeit von Blumenpflanzen bedecken. In dieſen hohen Gegenden ſchließt die Strenge des Klimas den Anbau der Fruchtbäume, ſowie der meiſten Hülſenfrüchte und Cerealien aus, und doch iſt der Eingeborne minder barbariſch und lebt beſſer, als man auf den erſten Anblick glauben ſollte. Die Trüffeln ſind reichlich vorhanden und Gegenſtand eines bedeutenden Handels. Die Nähe der warmen und fruchtbaren Ebenen macht übrigens, daß verſchiedene Lebensmittel, namentlich Datteln, welche die Hauptnahrung der reichen oder wohlhabenden Claſſe bilden, in Menge dahin ſtrömen.

Eine Bemerkung anderer Art, welche für uns ein großes Intereſſe hat, bezieht ſich auf die Art des Baumes, welcher das bei dem Bau der Paläſte von Ninive angewandte Holz lieferte. Man findet Balken die noch hinreichend gut erhalten ſind, um jetzt noch nach 3000 Jahren beim Durchſägen den charakteriſtiſchen Harzgeruch der Zapfenträger zu entwickeln. Layard vermuthet, das Holz ſey das der gewöhnlichen Libanonceder, und hat damit um ſo mehr Recht, als eine Keilinſchrift, deren Entzifferung gelungen, den Libanon als den Bezugsort anzeigt, eine Behauptung, die mit den Angaben der Bibel über das bei Erbauung des ſalomoniſchen Tempels angewandte Holz übereinſtimmt, das für unverwüſtlich galt. Iſt dieſe Annahme gegründet, ſo würde die gewöhnliche Ceder viel dauerhafter ſeyn, als man gewöhnlich glaubt; wäre es aber nicht möglich, daß ehemals eine andere, der bekannten vorzuziehende Art in denſelben Localitäten beſtanden hätte, eine Art, die durch die Jahrhunderte lang fortdauernde Ausbeutung verſchwunden wäre? Dieſe Vermuthung hat nichts unwahrſcheinliches, wenn wir uns erinnern, daß man neuerlich zwei verſchiedene Arten Cedern in Algerien neben einander wachſend gefunden hat; wer weiß ob dieſe Art nicht der Deodar ſelbſt oder eine ſeiner Varietäten iſt. Uebrigens wird dieſe Frage jetzt bald entſchieden ſeyn, denn Bruchſtücke des zu Ninive gefundenen Holzes ſind im Muſeum zu London niedergelegt, und ſtehen zur Verfügung der Mikrographen, die es unterſuchen wollen."

Auszüge aus einem Tagebuche vom Rio Bravo del Norte von Arthur Schott. [1]

Donnerſtag, den 23 September 1852. Es fing an in der Nacht zu regnen und that ſo den ganzen Morgen, wir konnten alſo bei unſerer armſeligen Ausrüſtung an keinen Menſch denken. Der Tag verging demnach in Warten und Nichtsthun, als ein wahrer Feiertag.

Freitag, den 24ſten. Auch heute war es noch trübe, doch regnete es nicht, und wir marſchirten alle zuſammen frühmöglichſt aus. Die Maulthiere als ob ſie wüßten, daß heute nicht zu ſpaſſen ſey und daß alles zuſammenhalten müſſe, um geordnet durch die Linie der Indianer zu kommen, betrugen ſich gut. Nach Ausſage einiger der Leute hatte ſich in der vergangenen Nacht der Lockruf eines Truthahns von der Hügelſeite und die Antwort aus dem Dickicht am Ufer hören laſſen. Es iſt dieß während der Nacht ſehr ungewöhnlich und die Mehrzahl unſerer Leute war darum gewiß, daß es zwei Indianerſpione wären, die ſich unſerem Lager nähernd ſolche Zeichen gaben. Thatſache iſt, daß die Maulthiere und Hunde im ſelben Augenblick ſich ſehr unruhig gebärdeten; der Gedanke an heranſchleichende Indianer iſt durchaus nicht ungegründet, und hatte nach Lage und Ort, wo wir uns befanden, viel Wahrſcheinliches, umſomehr da wir nun bei Tageslicht eine Menge Moccaſins- und Pferdeſpuren, alle friſch eingedrückt, wahrzunehmen Gelegenheit hatten. Nach etwa einer Stunde Marſch hatten wir aus dem Sumpf durch Dickicht und über Felſenklüfte hinaufklimmend die nackten, aber rauhen Höhen gewonnen. Ueber dieſes weit ausgedehnte öde Kalkſteintafelland liegt es wie ein Netz von ſich in allen Richtungen hin verzweigenden klüftigen Trockenthälern und Schluchten, und es bedarf nicht wenig Erfahrung, Geduld und Arbeit, auf ſolchem Grund und Boden in gewünſchter Richtung weiter zu kommen. Da wir die Stärke der vor ein paar Tagen hier geſehenen Indianer nicht kannten, ſo hatte ich vorgezogen die ganze Mannſchaft heute bei einander zu laſſen, nur einen kleinen Tagmarſch zu machen und wo möglich dem Lager der Indianer näher zu kommen; der Maulthiertrain zog auf dem rechten Flügel, langſam über die unwegſamen Felsrücken Umwege machend, um den tiefſten Schründen auszuweichen. Ich hatte meinen Strich mehr gerade genommen

[1] Der Verfaſſer war damals Aſſiſtant Surveyer of the N. S. Mexican Boundary Commiſſion, und befand ſich mit einer Partei von 15 Arbeitern in der Nähe des ſogenannten Eagle-Paſſes.

um weniger geſtört im Beſchauen und Sammeln von Pflanzen und Geſtein zu ſeyn. Meine Entfernung vom Train war ungefähr eine Viertel-Meile. Zwiſchen dem Train und mir gingen zwei andere junge Leute mit Piſtolen und Büchſen, um vielleicht etwas Jagdbares zu erbeuten. Hin und wieder verließ einer oder der andere den Train auf Augenblicke, jedoch auf keine weitere Entfernung. So ging alles in beſter Ordnung. Wir ſahen endlich vor uns auf dem unſernen Horizont gegen Norden einen Mesquitebuſch, [1] denſelben wo King unſer Trainführer vorgeſtern drei Indianer geſehen hatte; 18 bis 20 Hühnergeier kreiſten in mattem trägem Fluge heute darüber, und wir hatten ſo den beſten Grund nicht weit davon das Indianerlager zu vermuthen. In ſolchen Einöden verräth eine ſolche Geiergemeinde ſicher entweder eine menſchliche Lagerſtätte oder ein todtes Wild.

Der alte Francisco Perez, unſer Diener, welcher wie gewöhnlich eine Doppelflinte trug, welche ich mitführte, um Vögel u. dgl. zu wiſſenſchaftlichen Zwecken zu ſchießen, hatte ſich, während wir ſo angingen, vom Train entfernt, um der Himmel weiß aus welcher Urſache mir zu folgen, wozu er von mir aus keinerlei Weiſung hatte. Weder links noch rechts um ſich ſehend trabte er über Stock und Stein fort, ſcheinbar ohne auf irgend etwas zu achten. Ich rief und pfiff nach ihm, allein umſonſt, er rannte ſeinen Bärentritt in genommener Richtung fort. Da mir daran lag den guten Alten wo möglich zu ſichern, nahm ich meine Schritte nach ihm zu, hatte aber kaum ein paar Schluchten überſetzt, ſo ſtellte mich ein Halloruf von der Trainſeite her; dieß war ein gewiſſes Zeichen, daß Indianer in Sicht gekommen ſeyn mußten. Ich hatte daher ſchleunigſt umzukehren, um mich der Truppe anzuſchließen. Bei mehrmaligem Zurückſehen ſah ich F. ſtets gleichmäßig fortrennen und endlich hinter einer Halde verſchwinden. Der Umſtand machte mir bange, doch hat man in ſolchen Augenblicken wenig Zeit zu Betrachtungen, und ſo mußte ich den Alten ſeinem Geſchick überlaſſen. Während ich ſo auf- und abkletterte, um möglichſt ſchnell zu den andern zu kommen und zu erfahren, was es eigentlich gebe, ſtellten mich ein Paar ſchöne Augen, freilich nur Felſenaugen, in Form von ein Paar verſteinerten Seeſternen. Es that mir ordentlich leid jetzt keine Zeit und Mittel zu haben, ſie aus dem harten Kalkgeſtein zu klopfen, umſomehr als ich ſchon länger nach ſolchem Schatz fahndete. Indeſſen habe ich ſie ſchriftlich, und ſie haben wenigſtens den Werth, daß mir ihr Vorkommen den Charakter des hier zu Tage ſtehenden Kalkſteins bezeichnen kann. Bald erblickte ich den Train, der unterdeſſen Halt gemacht hatte. Alle Geſichter waren in der That nach jenem Mesquitebuſch gerichtet, über dem noch immer gleichmäßig die Hühnergeier ſchwebten. Ein Indianer zu Pferde hatte ſich gezeigt und mußte unſere Reiſetruppe erblickt haben, als er in vollem Lauf über Dorn und Kluft nach der Flußſeite zu hinabjagte. Nach kurzer Berathung waren wir entſchloſſen geradezu anzugehen, doch wollten wir vorerſt einige Augenblicke um F's willen warten, der jetzt der Richtung nach, die er genommen, in augenſcheinlicher Gefahr war, bei ſeiner Kurzſichtigkeit geradezu in das Lager der Indianer zu rennen. Unſer Beſorgtſeyn half ihm um ſo weniger als in dieſem Augenblick keine Hand zu ſparen war und wir für den Fall eines Zuſammentreffens alle vollauf zu thun hatten, uns einem Feinde zu ſtellen und die Maulthiere zuſammenzuhalten. Da der erſt geſehene Indianer ſo in voller Eile dem Fluſſe zugerannt war, ſo ließ ſich vermuthen, daß ſich das Lager, dem er angehörte, dort befinde, wo wir ſelbſt zu lagern uns vorgenommen hatten. Der Poſten über dem wir die Geier ſahen, war vielleicht nur ein Lug ins Land (Lookout), welches die ewig flüchtigen und verborgenen Rothhäute zu halten bemüßigt ſind. Nach ungefähr ¼ Stunde ſahen wir eine unkenntliche Geſtalt nach jenem Mesquitebuſch zuſchreiten und wir konnten nicht einig werden, war es F. oder ein Indianer. Wir riefen ihm zu, ich ließ dazu unſere beiden Flaggen aufſtecken und die Geſtalt ſchien zu hören und zu ſehen; ſie ging in gerader Linie nach uns zu zurück, und wir freuten uns alle den verlaufenen Alten in wenig Augenblicken bei uns zu ſehen. Die Geſtalt verſchwand endlich in einer der unzähligen Schründe, welche dieſes Tafelland hier durchkreuzen und deren der Alte mehrere zu überſchreiten hatte, ehe er zu uns gelangen konnte. Wir warteten und warteten länger, allein umſonſt, unſer wahrgenommener F. kam nicht mehr zum Vorſchein. Wir glaubten nun wirklich, daß die geſehene Geſtalt einem Indianer angehörte, der nicht eben Luſt hatte ſich zu zeigen. So traten wir dann unſeren Weitermarſch an, indem der Maulthiertrain, ſtets zur Rechten Umſchweife machend, Schründe umging, die wir, d. h. einige wenige der kleinen Truppe, geradezu überſchritten. Ein Mexikaner, der verläßlichſte und ruhigmuthigſte, den ich je aus dieſer Nation kennen zu lernen Gelegenheit hatte, ſein Name iſt Joſe Morales, blieb etwas zur Linken, gerade dahin, wo jene unkenntliche Geſtalt verſchwunden war. Er rief laut des Vermißten Namen nach allen Richtungen hin, allein umſonſt. Endlich kam auch er außer Sicht, und bald darauf ließ ſich ein Schuß hören. Ich dachte wirklich, er müßte den Alten geſehen haben, der ſein Rufen nicht hören konnte. Ich eilte auf die Stelle hin und war ſchnell von noch zweien der Leute gefolgt. Wir begegneten Joſe, der ein geſchoſſenes Truthuhn nach ſich zog, allein keine Spur von F. hatte. Unſere Beſorgniß ſtieg mehr und mehr, trat aber bald etwas in den Hintergrund, da wir keine 26 Schritte von jenem Mesquitebuſch ſtanden, von dem ſich die Geier jetzt etwas entfernt hielten. Wir traten näher und fanden ein kleines und ſichtbar in aller Eile verlaſſenes Indianerlager, eine kleine Feuerſtätte und darum zerſtreut liegende Knochen und Rehſchädel; zwei Rehhäute, die Haut eines jungen ſchwarzen Maulthiers ſammt dem Fleiſch theils aufgehäuft zum Trocknen bereitet, theils in den Zweigen des Mesquitebaums hängend, eine gebratene Polkatze und einige verfaulte Lumpen waren die gefundenen Spolien, die wir hier den Geiern ſtreitig gemacht hatten. Einer nahm ſich die beiden Rehhäute und ich ließ die Maulthierhaut aufpacken, da ſie gute Dienſte als Decke für eine Maulthierladung thun konnte. Während wir ſo theilten und umherſuchten, kam der Train mit den übrigen Leuten zur Stelle, worauf wir unſere Richtung dem Fluß zu nahmen, wohin auch der erſt geſehene Indianer gejagt war. Alles war ruhig und ſtill, kein Zeichen, kein Geräuſch, nichts was irgend auf einen Feind ſchließen ließ. Wir zogen an einem Hügelhang hinab und ſahen drunten in einer Schlucht einen erlegten jungen Bären; Haut und Fleiſch waren aber über die Brauchbarkeit hinüber. Ich erinnerte mich dabei jenes Bären, den ich zwei Tage zuvor von unſerem Lager aus mitten im Fluß hinabſchwimmen geſehen. Wir hatten ſchon damals vermuthet, daß er durch jagende Indianer ins Waſſer getrieben und gezwungen war, auf mexikaniſches Gebiet überzutreten. Im Zweifel war es eine Mutter, deren erlegtes Junges wir jetzt hier vor uns ſahen. Wir ſetzten den Marſch fort, und als noch immer nichts von dem alten F. zu ſehen war, ſo ward uns der Fall mehr und mehr bedenklich. Ein Theil der Mann-

[1] Mesquite, Indianerwort. Ein Baum aus der Ordnung Mimoseae, die faſt ausſchließlich alle Bäume in den Prairien des weſtlichen Texas vertritt.

ſchaft gab ihn auf, als von den Indianern genommen und getödtet, da er bei ſeinem Alter von keinem Nutzen für ſie geweſen. Die Minderzahl darunter glaubte dieß noch nicht ſo leicht, denn die Indianer hatten ihr Lager ſichtlich in eiligſter Eile verlaſſen und anderes zu denken, als einen kaum halb fangenswerthen alten Mexikaner mitzuführen oder aber ließ ſich kaum denken, daß, überraſcht wie ſie waren und nur auf Fliehen dachten, ſie ihre Fährten angeſichts unſer mit dem Mord eines Schuldloſen beſchweren würden. Dieſe Räuber und Diebe morden ſelten, wenn ſie nicht materiellen Vortheil davon ziehen können oder wenn ſie nicht gerade einen der ihrigen zu rächen haben. War die vorhin geſehene Geſtalt wirklich F., ſo konnte ich mir ſein Verborgenbleiben nicht anders erklären, als daß er zu ſeinem Weiterkommen eine falſche Schlucht gewählt und ſo uns aus dem Geſicht kam, vielleicht auch, daß er das Indianerlager, dem er ganz nahe geweſen ſeyn mußte, geſehen und erſchrocken zurückging und ſich jetzt verſteckt hielt. Alles dieß waren indeß nur bloße Vermuthungen, mit welchen wir, ſtiller und ſtiller werdend, weiter zogen. Sollten wir für die Paar vorgefundenen Rehhäute als Preis einen Mann verloren haben? — Es wäre ein harter Preis geweſen.

Wir hatten kaum zu bezweifeln, daß die geſehenen Indianer Lepanos ſeyen, die beſſere Jäger als die Comanches ſind. Beide Stämme ſtehen freundlich mit einander und ſind für Reiſende und kleinere Wandervartien in dieſen Landſtrichen gleich gefährlich. Eher ſind die Lepanos als beſſere Schützen mehr zu fürchten. Nach Ausſage des Beamten, der die Poſtexpedition zwiſchen San Antonio de Bexar und El Paſo befördert, waren es Lepanos, die ihn vor etwa 10 Tage an der El Paſoſtraße hier nahe bei angefallen hätten. Mr. Wallace, der eben genannte Beamte, hielt, wie er ſagt, mit nur 7—9 Mann einen mehrmaligen Angriff aus einem Verſteck von etwa 17 dieſer Geſellen aus, bis er drei Thiere, ein Pferd und zwei Maulthiere, verloren hatte, worauf er ſich zurückzog, jedoch nicht ohne ein oder zwei Indianer getödtet oder wenigſtens ſchwer verwundet zu haben. Das gefundene Maulthierfleiſch war alſo ohne Zweifel geraubtes Gut, und war zudem am Sattel nach jenem eben verlaſſenen Lager gebracht worden, was die noch dranhängenden Schleifen von Yuccablättern verriethen. Maulthierfleiſch ſoll für dieſe Indianer ein wahrhaftes Feſteſſen ſeyn, und die beuteſicheren Geſellen jenes kleinen Lagers ließen ſich wohl kaum träumen, daß ſie es für die Geier zugeſchnitten und hälftig ſchon getrocknet hatten. Sie tödteten fremdes Gut, nahmen ſich Haut und Fleiſch, dann kamen wir dazu, und ſo befand ſich jetzt der Raub bereits in den Krallen der Geier.

Dem Fluß ziemlich nahe ſtanden wir jetzt an einer weiten beſonders wilden und tiefen Schlucht, hin und wieder lugend, wie wir ſie überſchreiten ſollten. Plötzlich ward auf der andern Seite auf etwa 500 Schritte Entfernung ein berittener Indianer ſichtbar. Er ſchien ein gutes Pferd unter ſich zu haben und nahm kurz galopirend ſeine Richtung am Fluß herauffommend ins Land hinein. Wir riefen ihm zu, er machte Halt und wendete ſich uns zu, und nachdem er einige Augenblicke geſchaut hatte, rief er ebenfalls etwas, allein wir konnten es nicht verſtehen, nicht einmal auenehmen in welcher Zunge er ſprach. Er ritt wieder im Schritt an, ſich mehrmals umſehend. Da viele unter dieſen Indianern an dieſer Gränze mexikaniſch verſtehen, ſo trat Joſe Morales etwas bei Seite laut zu ihm ſprechend und ihm durch Zeichen zu verſtehen gebend, auf freundliche Unterredung näher zu kommen. Er ſchien es übrigens nicht zu verſtehen oder kein Gehör geben zu wollen und ſo ritt er wieder an, und ließ ſein Pferd bald wieder in Galopp fallen. So ritt er nach den Bergen zu, uns das Nachſehen laſſend; als er ſtill gehalten und nach uns herüber geſchaut hatte, ſo hatte er uns und unſere Thiere wohl ſorgfältig gezählt, vielleicht ſuchte er ſich auch dabei zu unterrichten, ob keiner ſeiner Brüder unter uns als Gefangener ſeye. Wie immer, ich ließ ihn gerne ſcheiden, ſey es auf Wieder- oder auf Nimmerwiederſehen. Wir konnten beim Zuſammenkommen mit Rothhäuten nichts gewinnen und hatten im günſtigſten Falle nur Zeitverluſt zu gewärtigen. Die ganze Erſcheinung und Vereinzelung dieſes Reiters, ſowie ſein Verhalten hatten indeſſen ſo viel Räthſelhaftes, daß unſere Leute ſich nicht genug in Vermuthungen erſchöpfen konnten, was noch durch eine in ſolchen Fällen natürliche Aufregung vermehrt wurde. Wir paſſirten die ebenbezeichnete Schlucht auf verſchiedenen Punkten, die alle mehr oder weniger Arbeit und Mühe koſteten. Beim Hinunterklettern ſtöberte ich kaum zwei Schritte von mir einen mächtigen Rehbock auf, der eiligſt ſeine Flucht die Halde hinunter nahm und da noch zwei Rehe aufſcheuchte. Wir befanden uns in der That in einem reichen Wildland, welches ſich die Indianer nicht übel auserleſen hatten. Uebrigens laſſen ſie ſich dabei ihr armſeliges Leben ſauer genug werden, und ſparen ihren Pferden und Maulthieren keinerlei Anſtrengung. So fand ich an einem der Felſenhänge ganz friſche Pferdetrappen, wo der eben geſehene Indianer in gerader Linie hinaufgeritten war. Die Neigung dieſer durch Felſen und Buſch ungangbaren Halde war zum wenigſten 36°. Was hatte der flüchtige Reiter hier geſucht, deſſen Spuren wir in dieſer Schlucht auf eine ziemliche Entfernung verfolgen konnten; die Dornen und Steine blieben ſtumm darüber.

Nachdem wir jene tiefe Schlucht hinter uns hatten, wo wir die Fährten des Indianerpferdes in verſchiedenen Richtungen verfolgen konnten, blieb uns für den heutigen Marſch nichts mehr, als über ein zerriſſenes klüftiges Felsgehänge hinabzuklimmen, deſſen weniger ſteinige Stellen durch kaum durchdringliches Geſtrüpp und Dorndickicht bedeckt waren. Mit ruhiger Geduld läßt ſich indeſſen viel gewinnen, und ſolcher bedarf es namentlich in dieſen Strichen des weſtlichen Texas, wo der Wanderer auch nicht Einen unbewachten Schritt thun kann, ohne aufs Empfindlichſte an Selbſtbeherrſchung gemahnt zu werden. Dieß und ähnliche Lagen ſind die Pflanzſchule ſeiner eigenthümlichen eiſigen Ruhe, die den Charakter des amerikaniſchen Eingebornen und des in deren Fußſtapfen wandelnden Hinterwäldlers bilden. Augen und Ohren nach allen Seiten hin, die mächtige allherrſchende Stelle der Wildniß möglichſt wenig ſtörend ſchleichen die Bewohner dieſer Landſtriche ihre Wege fort, ſo ihr Ziel und ihre Zwecke ſichernd.

Die Sonne hatte den Zenith längſt übergangen, als wir dicht am Ufer des Fluſſes auf ſandigem Geſtade unſer Lager aufſchlugen. Der Platz war eine kleine größtentheils offene, aber nach der Landſeite zu durch eine ungangbare Reihe felſiger Abhänge verſchloſſene Marſche. Wir hatten hier gegen unſere Vermuthung weder Indianer noch Spuren derſelben gefunden; das gegenüberliegende mexikaniſche Ufer wird durch mächtige ſenkrecht abfallende Felsblöcke geſchloſſen. So hatten wir denn eine feſte Stellung, die leicht durch wenige Männer ſelbſt gegen eine bedeutendere Anzahl Feinde vertheidigt werden konnte. Zugleich waren die graſenden Maulthiere von einem überraſchenden Davontreiben geſichert. Nachdem das Lager geordnet war, mahnte ich die Leute zu einem kurzen und ſchnellen Eſſen, um noch heute die bereiſte Strecke dem Fluß entlang zu vermeſſen. Ich hatte dabei weniger die Beendigung dieſer Arbeit im Auge, als mit einer Partie

Männer jenen Landſtrich zu durchſtöbern, wo wir den alten F. verloren hatten. Es war wohl auch gedenkbar, daß der Verlorene wirklich Indianer geſehen und ſich im Schrecken darauf lautlos verſteckt hielt, ohne auf irgend ein Rufen mehr ein Lebenszeichen von ſich zu geben. Bei ſeiner Unerfahrenheit und für ſolche Umſtände nicht eben ſehr geſammelten Geiſteskräften war nothwendig, was zu thun war, ſchnell zu bewerkſtelligen. Die Leute alle, die dem Alten um ſeiner ſtätigen Harmloſigkeit willen gerne unter ſich hatten, waren willig, und ſo zogen wir über das zerriſſene Schluchtenland zurück, um unſere letzt geſteckte Merkmale aufzufinden. Dieß war keine ſo leichte Sache, da ein ſolches ununterbrochenes Klippenland bei ſeiner Kahlheit dem Auge wenig mehr Anhaltspunkte bietet als die Wellenflächen einer rollenden See.

So fand der Nachmittag ein Häuflein von ſieben wohlbewaffneten Männern, Schluchten um Schluchten auf- und abklimmend, die kurze Raſtaugenblicke benützend, Athem zu holen und in die ſtumme Wildniß Lautrufe gebend, um wo möglich den Vermißten zur Hand zu bringen. Allein umſonſt — nirgends war eine Spur zu ſehen oder eine Antwort zu hören. Die Einöde hatte den Verlaufenen verſchlungen und der Mann war ſo gut als über Bord gefallen. Die Sonne neigte ſich und noch hatten wir unſer Merkzeichen nicht gefunden, nach welchem wir jetzt ernſtlicher zu fahnden hatten, ſollte heute noch auch nur ein Theil des Werkes gethan werden; dieß mußte bald geſchehen, da wir noch vor Nacht (Zwielicht iſt in dieſen Breiten von ſehr kurzer Dauer), mehrere Päſſe zu durchſchlüpfen hatten.

Nach längerem Hin- und Herſuchen hatten wir endlich, was wir wollten gefunden, und ſäumten nichts vorwärts zu kommen; durchkreuzten auf unſerer Linie wieder dieſelben Schluchten und Schründe, aber auf anderen Punkten. Von dem Verſchollenen war nichts zu ſpüren, wohl aber fanden wir die leeren Fährten von ein paar Pferden und einem Maulthier, die hier wie von Wahnſinnigen hin und her getummelt worden waren. Es iſt unglaublich für den, der es nicht geſehen, was für Wildniſſe, Klüfte, Büſche und Dickichte dieſe Indianer nicht zu Pferde durchreiten, Stellen denen der weiße Mann auf weite Entfernungen ausweicht.

Mit einbrechendem Dunkel hatten wir endlich unſere Lagermarſche erreicht und unſer Geſchäft für heute beendigt — ohne aber von unſerem verlorenen Mann etwas mehr zu wiſſen. F. iſt verloren, in der Einöde verirrt oder gefangen, ſo viel konnten wir uns ſagen.

Gerne hätte ich dieſen Punkt ſchon morgen wieder verlaſſen, um unſer Geſchäft in dieſen Landſtrichen ſo ſchnell als möglich zu beenden und durch dieſe Indianerſtriche zu kommen, wo wir zum mindeſten nur Aufenthalt und Verzug erringen konnten. Zu gleicher Zeit wünſchte ich, dieſen Söhnen der Wüſte, die in ihrem Thun und Laſſen wie Kinder von nichts geleitet ſind als von Eindrücken des Augenblicks, ſo wenig als möglich Zeit und Gelegenheit zu geben, unſere Stärke oder beſſer unſere Schwäche auszuſpähen. Wir konnten jetzt ſicher ſeyn, daß wir in unſerem Treiben von den Indianern ſtreng bewacht und unabläſſig gefolgt waren. Menſchlichkeit gebot indeſſen den Verlorenen nicht ſo ſchnell aufzugeben, und ich beſchloß morgen eine wiederholte genaue Nachſuche halten zu laſſen. Nach Sonnenuntergang wurden zwei Signalſchüſſe von je drei gleichzeitig abgefeuerten Büchſenſchüſſen gegeben.

Samstag, den 26 September. Fünf bewaffnete Männer ritten heute aus und durchſuchten jene Striche wiederholt, welche wir geſtern auf unſerem Marſch durchzogen hatten. An der verlaſſenen Indianerſtätte fanden ſie den vorhandenen Fleiſchvorrath von den Geiern vollſtändig aufgezehrt und die wenigen Knochen umhergezerrt, ſonſt ſchien ſich da nichts geregt zu haben. In unſerem geſtern in der Frühe verlaſſenen Lager bezeugten eine alte zurückgelaſſene Hoſe und eine liegengebliebene Kürbisflaſche, daß weder F. noch Indianer da geweſen; King unſer Trainführer ein Kind der Wälder aus Teneſſee, ein geübter, erfahrener Führer war in Begleitung eines andern Mannes zu Fuß und in entgegengeſetzter Richtung ausgegangen. Er hatte ſorgſam den Zug und Flug der Geier bewacht, für den Fall, daß der verlorene Alte der Mordſucht der Rothhäute zum Opfer gefallen ſeyn ſollte — allein, alles Wachen und Rufen blieb ohne Erfolg.

„Was rannte er aber auch weg, ſinnlos den Train verlaſſend?“ ließe ſich fragen — er rannte ſeinem Verderben freilich in den Rachen. Es iſt wahr, es war F—'s eigener Fehler, allein ſowie er dieſen machte, beging er ihn unwiſſend. Hätte er ſelbſt wiſſentlich gefehlt, ſo wäre jetzt die Strafe zu fürchterlich, um nur nach dem Vergehen zu fragen. Bekommen wir den Verſchollenen nicht wieder zur Hand, ſo war der Tod von Indianerpfeilen oder ſelbſt Sklaverei bei dieſen Wilden das Leichtere, was ihn treffen konnte, allein bei ſeiner Unerfahrenheit und Gedankenloſigkeit mußte er jetzt in der Wüſte förmlich verelenden und zu Grunde gehen. Bei einiger Geiſtesgegenwart hätte er zum mindeſten zum Fluß zu kommen geſucht, wo er unſere Spuren hätte finden müſſen, oder aber an dieſem hinunter ſeinen Weg nach dem Rio San Pedro und nach Eagle Paß verfolgen können. Pekaunenüſſe, Beinbeeren (Celtis) und Waſſer hätten ihm fortgeholfen. So aber lief er ohne Zweifel in ſeiner Angſt fort, ohne ſich weiter umzuſehen bis er ſich verirrt und fern von uns fand. Angſt trieb ihn in dieſem Falle planlos weiter, bis er alle Richtung verlor und bis ihn am Ende die Kräfte verließen. In ſolchem Zuſtande niedergeſunken — was konnten ihm die kahlen, waſſerloſen Einöden bieten? Mit wenigen wieder geſammelten Kräften wird er dann verſuchen fortzukommen, bis er tiefer und tiefer raſend endlich zuſammenbrechen und zu Grunde gehen muß, finden ihn nicht vorher die Indianer. Solchem oder ähnlichem Looſe muß nun der arme Alte entgegengehen, hilft ihm nicht die Vorſehung. Sollte ihn der Zufall auf die etwa 12—15 Meilen entfernte El Paſoſtraße führen, ſo kann er auf dieſer nächtlicher Weile in wirthlicheres Unterland kommen, vorausgeſetzt, daß er ſich nach der Weltgegend zurecht zu finden im Stande iſt. Leider kann ich hierin dem Alten, ſowie ich ihn bis jetzt kenne, nicht viel zutrauen. Ein bärenſtarker ſtämmiger Mann, an Entbehrungen gewöhnt, iſt er dennoch in vielen Dingen wie ein Kind. Voll Vertrauen zu jedem Menſchen hat er, glaube ich, kaum den Begriff von Lüge; dieß zunächſt gab, wie einige unſere Leute glauben, Veranlaſſung, daß er den Train verließ. Er hatte nämlich in unſerem vorigen Lager eine mir gehörige Kürbisflaſche mitzunehmen vergeſſen. Einer der Köche (Indian-French-Blood aus Canada) neckte ihn darüber und ſagte ihm, daß er hiefür zwei Doll. werde zu bezahlen haben; dieß war genug für den ſparſamen alten Familienvater, der hier bei unſerer Partie harte und ſaure Arbeit that, um ſich und den Seinen etwas Geld zu machen, womit begnügend er ſich auf ein ruhigeres Alter vorbereiten wollte. Zu mir ſtets unbegränztes Zutrauen zeigend, wollte er mich über dieſen wichtigen Fall augenblicklich zu Rathe ziehen, und da er mich etwas links vom Train abgeſehen hatte, ſchlug er dieſe Richtung ein, um mich zu fragen,

ob er um die vergeſſene Flaſche zurückgehen ſolle oder nicht. So meinen einige unſerer Leute und wie ich ihn kenne, dünkt mich die Sache nicht unwahrſcheinlich.

In ſeinem Suchen verfehlte er mich, überhörte mein Rufen und Pfeifen, und war ein verlorener Mann.

(Fortſetzung folgt.)

Fürſt Waſili Oſipowitſch Bebutow.

Es iſt kürzlich eine kleine Schrift erſchienen, worin die Lebensgeſchichte einer Anzahl hochgeſtellter Perſonen geſchildert wird, die in dem gegenwärtigen Krieg als Staatsmänner oder Soldaten eine hervorragende Rolle ſpielen. Von Leuten auf dem aſiatiſchen Kriegsſchauplatz iſt darin, ſo viel wir uns aus dem flüchtig durchblätterten Buch erinnern, kaum die Rede, und doch iſt dieſe Seite des Kriegs von ſolcher Bedeutung, daß ſie unter Umſtänden ſo wichtig werden kann, wie der europäiſche Kriegsſchauplatz. Seit Rußland feſten Fuß jenſeits des Kaukaſus faßte, hat es ſich bemüht, unter den dortigen Großen von chriſtlichem Stamm Leute ſeinem Dienſt zu gewinnen, und ruft ſie ſelten, faſt nie auf einen europäiſchen Kriegsſchauplatz ab. Seit Zizianoff, der am Anfang dieſes Jahrhunderts Generalgouverneur der kaukaſiſchen Provinzen war, bis auf den heutigen Tag iſt die Anzahl der Generale aus ſolchen alt-chriſtlichen Geſchlechtern nicht gering geweſen. Ein Fürſt Dadian, ein Mingrelier von Geburt, ſtarb nach der Schlacht von Basch-Kadyk-Lar an ſeinen Wunden, Fürſt Andronnikoff, der die Türken in der Nähe von Achalziche zweimal ſchlug, iſt gleichfalls georgiſcher Abkunft, ebenſo Fürſt Bebutow, von dem wir einen kleinen Lebensabriß in der Nord. Biene (10 März) finden. Alle dieſe Leute, mit Land und Volk bekannt, und mit der Sprache der dortigen Völker vertraut, ſind ſehr werthvolle Werkzeuge in den Händen der ruſſiſchen Regierung. Aus einer Lebensbeſchreibung gehen immer die Verhältniſſe am deutlichſten hervor, und wir theilen deßhalb die von Fürſt Bebutoff mit, deſſen Name in den kaukaſiſchen und türkiſchen Kämpfen mannichfach genannt ward, und der in neueſter Zeit zum Befehlshaber eines Corps an der türkiſchen Gränze, ſo viel wir wiſſen, deſſen bei der Feſtung Alexandrowsk (Gumri), ernannt wurde.

General-Lieutenant Fürſt Waſili Oſipowitſch Bebutow gehört zu den wenigen angeſehenen Familien, die aus Armenien auswanderten und eine hervorragende Stellung in der Reihe der fürſtlichen Familien Georgiens einnehmen. Seine Vorfahren bekleideten bedeutende Aemter am Hofe der georgiſchen Könige, als Melik, Miß-Karbaſch, und waren zugleich unter den ausgezeichneten Kriegsleuten ihrer Zeit. Der Urgroßvater Fürſt Waſili Oſipowitſchs, Fürſt Aſchchar Bek, war Melik von Tiflis unter Theimuras II, und wurde wegen ſeiner Anhänglichkeit an denſelben von den Türken bei ihrem Einbruch in Tiflis ermordet; ſein Großvater Waſili, in Aſien Melik Aga genannt, begleitete den jungen Heraclius an den Hof Nadir Schahs, nahm an dem Feldzug nach Indien Theil, und erhielt für die von ihm bewieſene Tapferkeit von Nadir Schah einen koſtbaren Säbel zum Geſchenk und den Rang eines Miß-Karbaſch am perſiſchen Hofe, welchen Rang er auch bei ſeiner Rückkehr nach Tiflis behielt, wo er zu gleicher Zeit als Melik (Gouverneur) unter König Heraclius ſtand. Des jetzigen Fürſten Bebutow Oheim, Iwan, war in denſelben Verhältniſſen bei König Heraclius, nahm mit dieſem kriegeriſchen Fürſten an allen ſeinen Feldzügen Theil, und wurde dann mit einem wichtigen Auftrag nach Damascus geſchickt, wo er ſtarb. Seine Aemter gingen an ſeinen jüngern Bruder Joſeph, den Vater des Fürſten, über, der damals bei dem Prinzen Julon als Molaret Uchezes, Oberſchatzmeiſter, ſtand. Auch Joſeph begleitete, abgeſehen von ſeinem Hofdienſt, den König auf ſeinen Kriegszügen, und wurde bei einem Vorrücken an die Alaſan gegen Omar, Chan von Awarien, wohin eine ruſſiſche Abtheilung ihn begleitete, durch die Bruſt geſchoſſen. Als die Ruſſen nach Georgien kamen, wurde Joſeph Bebutow zum Hofrath ernannt, begleitete den Oberbefehlshaber Georgiens, Fürſt Zizianow, auf allen ſeinen Zügen, ſchlug den Sardar von Eriwan, Huſſein Kuli Chan, der in Georgien einzudringen verſucht hatte, aufs Haupt, und wurde hiefür, ſowie für manche andere Beweiſe ſeines Eifers und ſeiner Ergebenheit gegen die neue Regierung mit dem Oberſtenrang und dem St. Annenorden belohnt. So waren die Vorfahren des Fürſten Bebutow nicht bloß im friedlichen Civil- und Hofdienſt, ſondern auch auf dem Schlachtfelde ausgezeichnet und leiſteten nützliche Dienſte.

Der Oberbefehlshaber von Georgien, Fürſt Zizianoff, beſuchte einſt den Miß-Karbaſch Joſeph Bebutow in ſeinem Hauſe, wünſchte ſeine Kinder zu ſehen, und beſtimmte deren vier zur militäriſchen Laufbahn. Der alte Miß Karbaſch erfüllte das Gebot des Fürſten Zizianoff, und ließ alle vier in Kriegsdienſt treten. Von dieſen kamen zwei noch in jungen Jahren auf Feldzügen um, der dritte Generalmajor Fürſt David Oſipowitſch, der im ungariſchen Feldzug ſich auszeichnete, und der vierte, General-Lieutenant Fürſt Waſili, dienen noch jetzt. Letzterer war zu ſeiner Erziehung in ein Cadettencorps nach Petersburg geſchickt worden, was ſeinen Vater vielen Vorwürfen von Seiten ſeiner Landsleute ausſetzte; dieſe verſtummten aber, als der junge Bebutow im J. 1809 als gebildeter Officier in ſein Vaterland zurückkehrte, und ſeiner ausgezeichneten Eigenſchaften wegen dem Obercommandanten von Georgien, General Tormaſow, und dann dem Marquis Paulucci nahe geſtellt wurde. Dieſer letztere fand ein ſolches Gefallen an ihm, daß er ihn bei ſeiner Ernennung zum Generalgouverneur von Riga im Herbſt des Jahres 1812 bewog ihm zu folgen. Dadurch erhielt er Gelegenheit an dem Herbſtfeldzug des Jahres 1812 Theil zu nehmen. Im J. 1816 eröffnete ihm ſeine Ernennung zum Adjutanten des Generals Jermoloff eine weite Bahn zur Auszeichnung. Da er ein Landeseingeborner war, und alle Sprachen des Landes verſtand, ſo begleitete er dieſen General im J. 1817 auf ſeiner außerordentlichen Geſandtſchaft nach Perſien, und wirkte dann vortheilhaft mit im J. 1819 zur Unterwerfung der Provinz Akuſcha, und im J. 1820 zu der des Chanats der Kaſykumyken. Orden und Avancement belohnten ihn: im J. 1831 wurde er Oberſt und Commandeur des mingreliſchen Jägerregiments. In dieſem Range verwaltete er auch zwei Jahre lang von 1825 bis 1827 die Provinz Imeretien. Im J. 1828 zog er als Generalmajor mit der Heeresabtheilung Graf Paskewitſchs nach Achalziche. Für ſeine beim Sturm auf dieſe Veſte bewieſene Tapferkeit erhielt er einen goldenen mit Diamanten verzierten Degen mit der Inſchrift „für Tapferkeit“, und wurde zum Gouverneur des Paſchalyks Achalziche ernannt. Während ſeiner Verwaltung dieſes neu unterworfenen kriegeriſchen Landes wurde er in der Nacht vom 19ten auf den 20 Februar 1829 plötzlich von

20,000 Türken, unter dem Oberbefehl Achmed Pascha's von Adschar, belagert. Seine Stellung war gefährlich, er war nur mit einer kleinen Truppenmacht ausgerüstet und hatte auch die Pest vor sich, so daß er der einzige active Officier in seinem Stabe blieb, und kaum einen Schreiber hatte. Dennoch hielt er aus und schlug den unerwarteten und heftigen Anfall zurück: nach zehntägiger Blokade machte er mit seiner schwachen Mannschaft einen Ausfall, verjagte die Türken und nahm ihnen noch bei der Verfolgung sechs Geschütze ab. Dafür erhielt er den St. Annenorden erster Classe, und wurde für die Klugheit, mit der er unter der Bevölkerung eine gute Stimmung für die Regierung erhielt, von dem Grafen Paskewitsch-Eriwanskl noch besonders belobt. Im J. 1831 wurde er zum Befehlshaber der armenischen Provinz ernannt, und für die vortreffliche Ordnung, in welcher der Kaiser bei seinem persönlichen Besuch in Eriwan die Provinz fand, noch besonders ausgezeichnet. Im J. 1838 wurde er zum Mitglied des Rathes der obersten Verwaltung der transkaukasischen Länder ernannt. Im J. 1843 wurde er General-Lieutenant und gleich darauf im Februar 1844 Oberbefehlshaber im nördlichen Dagestan, wo er bis zum Spätjahr 1847 an den wichtigsten Unternehmungen gegen Schamyl Theil nahm. Im November des genannten Jahres wurde er zum Vorstand der Civilverwaltung des transkaukasischen Landes ernannt, was er noch jetzt ist trotz seiner Uebernahme des Commandos an der türkischen Gränze.

Wir haben in dieser Schilderung die Einzelnheiten seiner Feldzüge gegen Schamyl, sowie die Auszeichnungen durch Orden meistens übersprungen, da sie hier nichts zur Sache thun; wir bemerken bloß, daß er nach und nach fast alle höchsten Orden Rußlands erhielt. Mit so erfahrenen, des Landes durchaus kundigen und durch alle Interessen an Rußland gefesselten Leuten läßt sich viel ausrichten und namentlich die Masse des christlichen Volks in jenen Ländern wird sich ganz anders berührt fühlen, wenn sie die Mitglieder ihrer alten einheimischen Familien an der Spitze der Verwaltung und der Truppen sieht, als wenn die Gewalt bloß durch Fremde gehandhabt werden soll.

Miscellen.

Ein Riesenwald in Californien. Das schwedische Aftonbladet (17 März) entnimmt aus einer Mittheilung aus Californien folgendes: man hat vor einiger Zeit in San Francisco von einem Riesenbaum gesprochen, der am Ufer des Calaverasflusses stand, und zugleich auch in Californiens Hauptstadt Rinde von diesem Baum vorgezeigt. Jetzt erfährt man aber, daß dieser Baum nicht der einzige seiner Art ist, der an den Ufern des Calaveras wächst: er ist nur der König in einem Riesenwald. Eine Gesellschaft Reisende, welche neulich von einer Entdeckungstour zurückkam, gibt nachfolgende Beschreibung von den in der Nähe befindlichen Bäumen. Einer dieser Bäume heißt der Fichtenvater. Dieser liegt nun todt ausgestreckt am Boden; seine Dimensionen sind 400 Fuß Länge und 110′ im Umfang. Dieser Baum ist hohl im Stamm, und diese Höhlung füllt ein vier Fuß tiefes Wasser; 250′ von der Wurzel hat der Stamm noch 12′ Durchmesser. Eine von drei Bäumen gebildete Gruppe, die drei Schwestern genannt, hat 92′ im Umkreis und 300′ Höhe, ein anderer, der Mutterbaum genannt, hat 91½′ im Umkreis und 325′ Höhe. „Mutter und Sohn" sind zwei zusammengewachsene Bäume mit Einem Stamm, sie haben 92′ im Umkreis und 300′ Höhe; ebenso hoch bei 110′ im Umkreis sind die „zwei Schwestern." „Des Minengräbers Hütte" ist eine der größten Merkwürdigkeiten; dieß ist ein Baum, der zum Theil verbrannt ist, und dessen Inneres mehrere Zimmer bildet, die man unter dem Namen Saal, Schlafkammer und Küche kennt; eine mitten durch den Stamm laufende Höhlung von 200′ Länge heißt der Schornstein. Dieser Baum hat 86′ im Umkreis. Mehrere andere Bäume, die alle ihre besondern Namen erhalten haben, waren von 65 bis 94′ im Umkreis, und alle haben eine Höhe von mindestens 300′. Sie finden sich alle innerhalb des Raums von einer halben Meile, das ganze Land umher ist äußerst malerisch und mannichfach, die Landschaft überall reizend.

•

Neue Entdeckung hinsichtlich des Nachmachens der Banknoten. Die Svenska Tidning und nach dieser das Aftonbl. vom 29 März berichten, daß Graf P. A. Sparre dem Bankausschuß die Probe einer Erfindung vorlegte, um schnell und ohne kostspieligen oder Aufmerksamkeit erweckenden Apparat Bankzettel in ununterscheidbarer Aehnlichkeit nachzumachen. „Wir haben, heißt es weiter, gestern Gelegenheit gehabt, uns mit eigenen Augen von der Wahrheit dieses Berichts zu überzeugen. Wenn man den Grafen Sparre mit seinem einfachen und von jedermann mit der größten Leichtigkeit zu handhabenden Werkzeug in ein paar Minuten das zu den Bankzetteln gebrauchte, aus drei verschiedenen Lamellen zusammengesetzte Papier, worin die Wasserzeichen ohne die mindeste Schwierigkeit oder Kunst in allen ihren feinsten Einzelnheiten wiedergegeben werden, bereiten und unmittelbar darauf durch einen einfachen Proceß, der nur einen Augenblick Zeit bedarf, den gestochenen Theil nachdrucken sieht, so fühlt man sich in Wahrheit überrascht, der Mitwisser der Geheimnisse einer Kunst zu seyn, welche, wenn sie in minder gewissenhafte Hände fiele, alle unsere Banken ruiniren und die furchtbarste Verwirrung in unserem ganzen Creditwesen anrichten könnte. Graf Sparre hat in einer Denkschrift die Bankverwaltung unterrichtet, daß er nicht nur die Macht besitzt, alle Arten von Bankscheinen nachzumachen, sondern er hat auch derselben eine von ihm erfundene Methode des Zetteldruckes angeboten, wodurch der Nachdruck, wenn nicht geradezu unmöglich gemacht, doch zu einem ans Unmögliche gränzenden Grad erschwert wird; auch hat er sich erboten alles zum Zetteldruck nothwendige Papier für 25,000 Rthlr. Bk. jährlich zu liefern, was etwa die Hälfte von dem ist, was die eigene Papierfabrik der Bank jährlich kostet. Die Bankverwaltung hat über diese Denkschrift von wissenschaftlichen Männern Gutachten eingefordert. Inzwischen reist Graf Sparre binnen wenigen Tagen ab, um seine Erfindung den Directoren der Banken von England und andern Ländern, welche vermuthlich für diese Entdeckung nicht gleichgültig sind, anzubieten. Wir haben gehört, daß die eigenen Dienstleute der Bank es für geradezu unmöglich erklärt haben, die Abdrücke Graf Sparres von den Originalen zu unterscheiden, wenn sie unter einander gemischt wurden, nur hatte Graf Sparre natürlich die Aufmerksamkeit gehabt seinen Namen in das Wasserzeichen und auf die eine Seite in der Gravure einzusetzen. Graf Sparre erklärt, daß er an Bank-

zetteln von 500 Rthlr. Bk. mit Bequemlichkeit ein paar Millionen des Tages fertigen könne."

•

Neue Art Brod zu machen. Wir finden in engliſchen Blättern (ſ. Shipp. Gaz. 4 und 6 April aus dem Morning Chronicle) nachfolgende Mittheilung über ein neues Verfahren beim Brodmachen, wodurch mindeſtens fünfzig Procent oder an die Hälfte mehr Brod gewonnen werden ſoll, als bisher. Einige Verſuche wurden am Freitag den 31 März im Arbeitshaus von Marylebone gemacht durch die HH. Morin, Martin und Journet, eine franzöſiſche Firma. Dieſe eigenthümliche Methode wurde von einem Franzoſen unter Mitwirkung eines Schülers Orfila's entdeckt, und beſteht in einer beſondern Art den Gährungsproceß zu fördern. Von den Behörden des Arbeitshauſes wurden zwei Säcke Mehl verſiegelt abgegeben, und das eine in gewöhnlicher Weiſe, das andere nach der Methode der vereinten franzöſiſchen Bäcker behandelt. Der erſte Sack gab 90 Laibe à 4 Pfd. alſo 360 Pfd. Brod, der zweite in der Hand der franzöſiſchen Bäcker befindliche gab 134 Laibe, welche zuſammen 520 Pfd. wogen, alſo 160 Pfd. mehr oder beinahe 50 Procent. Dabei waren die Umſtände den Inhabern des Geheimniſſes ungünſtig, indem Localität, Ofen und Zurichtungen ihren Arbeitsleuten fremd waren. Dieſe wunderbare Vermehrung des Erzeugniſſes entſpringt nicht daraus, daß ein gewichtiger Stoff mit dem Teig gemiſcht wird, da die ſorgfältigſte chemiſche Analyſis keine fremdartigen Ingredienzen in dem Brod entdecken konnte. Das angewandte Mittel muß deßhalb ſehr flüchtiger Natur ſeyn, und während des Gährungsproceſſes verdunſten. Man glaubt die vermehrte Erzeugung entſpringe aus einer Kraft der angewandten geheimen Ingredienzen, welche den gewöhnlichen Verluſt beim Brodmachen, nämlich das was bei der Anwendung der Hitze in Gasform entweicht, verhindere. Hr. Martin gab an die neuentdeckte Miſchung habe eine ſtarke Tendenz die glutinöſe Subſtanz im Mehl (den Kleber) zu entwickeln, ohne das nährende Element zu vermindern, viel weniger der Quantität zu opfern. — Am 5 April wurden, wiederum in der Bäckerei des Arbeitshauſes von Marylebone, abermalige Proben angeſtellt, und die Ergebniſſe waren noch vortheilhafter als das erſtemal. Dießmal ließen die HH. Martin, Morin und Journet die zur Förderung der Gährung beſtimmten Stoffe wägen, ehe ſie der Teigmaſſe hinzugefügt wurden. Das Gewicht war 11 Pfd. und die behandelte Mehlmaſſe ein halber Sack. Daraus wurden nicht weniger als 68 Laibe zu 4 Pfd. 7 Unzen gewonnen, während man ſonſt nur 45 gewinnt. Nachher wurde durch einen Dr. Sayer die chemiſche Analyſe vorgenommen, nicht die geringſte Spur eines fremden Körpers, außer was in jedem gewöhnlichen Brod auch vorkommt, ward entdeckt, und der Geſchmack des Brods war vortrefflich. Eine noch ſtrengere Analyſe ſoll alsbald vorgenommen werden.

•

Unterſeeiſche Schifffahrt. Der Pariſer Correſpondent des Atlas (Shipp. Gaz. 4 März) ſchreibt folgendes: „die große Entdeckung des Tages, die unterſeeiſche Schifffahrt des Dr. Payerne, ſoll jetzt in Ausführung gebracht werden, indem die Compagnie, welche die Erfindung ankaufte, ſich erboten hat, den Hafen ohne Koſten für die Regierung auszureinigen. Das Geheimniß beſteht in der Entdeckung eines Mittels, wodurch künſtliche Luft in hinreichender Menge erzeugt wird, um 14 Mann in Stand zu ſetzen während 4 Stunden ungehindert unter dem Waſſer zu athmen. Eine merkwürdige Probe wurde bereits zu Marſeille gemacht, wo Dr. Payerne in Geſellſchaft mit drei Matroſen und in Anweſenheit von mehreren hundert Zuſchauern auf den Meeresgrund hinabging, in bedeutender Entfernung wieder aufſtieg und die Stückpforten eines Kriegsſchiffs erkletterte, ohne von der Mannſchaft bemerkt zu ſeyn. Man ſpricht bereits davon, eine unterſeeiſche Flottille von kleinen Booten, von denen jedes 20 Mann faſſen ſoll, für das ſchwarze Meer zu organiſiren. Nicht die mindeſte Beunruhigung der See ſcheint von der Annäherung eines ſolchen Schiffes Kunde zu geben. Der von Dr. Payerne erfundene Apparat ſetzt auch den Träger in Stand, ſich vollkommen frei auf dem Seegrunde zu bewegen, und man ſetzt große Hoffnungen auf die mächtigen Vortheile, welche aus der Annahme dieſer neuen Entdeckung entſpringen werden, um die bisher unbekannten Tiefen des Oceans näher kennen zu lernen. Es iſt indeß bezeichnend für den Geiſt der Zeit, in welcher wir leben, daß die erſte Anwendung der furchtbaren Kraft, welche neben dem elektriſchen Telegraphen als Beweis der wunderbaren Ausdauer und des Erfindungsgeiſtes unſerer Zeit ihren Rang einnehmen wird, darin beſtand, von Granville nach den Hallen von Paris friſche Auſtern zu liefern

•

Vulkaniſche Erſcheinung in Transkaukaſien. Aus Schemacha wird nachſtehendes mitgetheilt: am 23 Januar um 8 Uhr Abends ſah man in Schemacha den ſüdöſtlichen Horizont durch eine prächtige Röthe erhellt, die bald erloſch, bald aufflammte und nach den Ausſagen von Leuten, die aus der Umgegend von Nucha kamen, wenigſtens 250 Werſt entfernt ſeyn mußte. An demſelben Tag um 8 Uhr Abends wurde auch die Stadt Baku durch eine bei ſtillem, hellem Wetter an dem ſüdlichen Horizont erſcheinende Feuerſäule erhellt; über ihr häufte ſich eine Rauchwolke an und ihre Höhe mochte etwa 50 Klafter betragen; die Erſcheinung dauerte ungefähr eine Stunde und war, wie ſich ſpäter aufklärte, die Folge eines vulkaniſchen Ausbruchs auf der Spitze des Berges Karaguſch, auf der Straße nach Salian, 40 Werſte von Baku. Als man am andern Tage, den 24ſten, den Ort der Erſcheinung beſichtigte, fand ſich, daß der von dem Auswurf, einem lehmichten Schlamm, bedeckte Raum 50 Klafter im Durchmeſſer hatte, daß rund um denſelben in verſchiedenen Richtungen tiefe Riſſe ſich zeigten, und an einigen Stellen hügelartige vulkaniſche Aufwürfe zu ſehen waren. Nach den Ausſagen von Augenzeugen der Begebenheit, Hirten die zur Zeit des Ausbruchs am Fuße des Berges fünf Werſt vom Gipfel ſich befanden, hörte man anfangs im Innern des Berges ein leichtes unterirdiſches Gebrauſe, das bald ſich heftiger wiederholte, und dann erfolgte der Ausbruch ſelbſt, Schlamm und Steine wurden auf der ganzen Oberfläche des Berges umhergeſchleudert, und zum Theil in bedeutende Höhe getrieben; das Geräuſch und die Donnerſchläge waren betäubend, Rauch ſtieg in ſchwarzen Wolken heraus, und war von hellen Flammen durchzuckt. Endlich ſchmolz alles in Eine ungeheure Säule zuſammen, die nach dem Ausdruck der Eingebornen faſt bis an den Himmel reichte und die ganze Umgegend etwa eine Stunde lang prachtvoll erleuchtete, ſobald aber die Flamme erloſch, verſtummte auch das Geräuſch. Am andern Tage hatte ſchon ſandiger Thonſchlamm den Krater ſelbſt überſchwemmt, und war ſo feſt geworden, daß man nach allen Richtungen auf dem Raum, der kürzlich noch geraucht hatte, gehen konnte. (Nord. Biene. 16 März.)

•

Die Entdeckungen zu Canoſa in Puglien. Ein Schreiben im Athen. vom 8 April bringt über die bereits von uns in Nr. 4 v. d. J. erwähnten Ausgrabungen in Canoſa fol-

gende nähere Nachrichten. Canoſa iſt eine der berühmteſten alten griechiſchen Städte in Puglien, und die einzige im ganzen Königreich, welche den wunderbaren Contraſt eines griechiſchen Pompeji mit einem römiſchen darbietet. Es liegt auf einem anſteigenden Boden inmitten einer von einem Halbkreis niedriger Berge eingeſchloſſenen Ebene. Zwiſchen dieſen und der modernen Stadt liegt in einem Umfang von mehreren Meilen die alte Todtenſtadt. Bei jedem Schritt ſtößt man, wenn nur drei bis vier Fuß tief gegraben wird, auf einen alten Pfad, der nach einem aus mehreren Kammern beſtehenden Grabe hinabführt. Ihre Vorderſeiten ſind mit Säulen und Frontiſpicen geziert, und mit lebhaften Farben gemalt, ihre Thore durch verticale Stücke Tuff ſo gut geſchloſſen, daß die Erde nicht eindringen konnte. Wir betraten deßhalb dieſe Todtenwohnungen ſo leicht, wie man das Haus eines Lebenden betritt. Das Licht der Sonne ſcheint auf ſie, wie vor 20 Jahrhunderten, und zeigt in der Mitte der erſten Kammer ein oder mehrere vollſtändig bekleidete Skelette mit Waffen oder koſtbarem Geſchmeide. Um ſie her ſtehen gemalte Vaſen, Möbel jeder Art, von verſchiedenen Metallen, gerade an der Stelle, wohin ihre Verwandten oder theuerſten Freunde ſo geſtellt hatten. Die Wände ſind mit zierlichen Malereien geſchmückt, mit Frieſen, in denen kämpfende Krieger auftreten, und mit andern Verzierungen in einem originellen bisher unbekannten Styl. Es erregt ganz natürlich Erſtaunen, daß unter hundert dieſer Gräber kaum eines in früherer Zeit beſucht wurde, und daß ſelbſt wo dieß der Fall war, Kunſtgegenſtände von Gold, Glas, Elfenbein, ſowie Vaſen nicht fortgenommen wurden. Man ſollte glauben, Geld ſey der einzige Gegenſtand des Suchens geweſen. In einigen Straßen gehören die Gräber augenſcheinlich größtentheils den Armen an, in andern wohlhabenden Leuten, und einige ſind die Mauſoleen reicher und mächtiger Bürger. Die alterthümlichen Gegenſtände, die man in dieſen verſchiedenen Arten von Gräbern findet, ſind gleichfalls ſehr verſchiedener Art. Mitten unter den Gräbern der Armen findet man manchmal ein prächtiges reich verziertes Grab. Jetzt ſind auf Antrieb des Königs die Ausgrabungen wieder aufgenommen worden, und die Einſicht der Fürſten von Biſignano und San Giorgio fördert dieſelben; Cav. Bonucci leitet ſie mit ſeiner gewöhnlichen Geſchicklichkeit, und ſo haben ſie bereits eine reiche Ausbeute gegeben. Sie begannen am Anfang des Jahres, und obwohl die Strenge des Winters, der Puglien mit Schnee bedeckte, die Arbeit aufhielt, hat man doch einige ſeltene Gräber entdeckt, die durch ihre neue und ſchöne Bauart, ſowie durch ihren ſeltſamen Inhalt bemerkenswerth ſind. Unter dieſen iſt ein Grab im Norden Canoſas, welches alle Welt in Erſtaunen ſetzen wird. Es beſteht aus zwei unterirdiſchen Kammern die aus einer harten Erdmaſſe ausgegraben ſind, und gehört einem Krieger, der noch ſeine Waffen von Erz und Eiſen trägt. Längs den Mauern fand man eine Menge großer und kleiner Schalen, Taſſen und gewöhnliche Trinkgefäße. In der Mitte derſelben ſtanden ſechs Vaſen, die drei ganz gleiche Paare bildeten, und von wunderbarer Größe ſind. Die Darſtellungen darauf ſind ſelten und koſtbar, wie der Raub der Europa, die Rache der Medea, die Befreiung der Andromeda, der Scheiterhaufen des Patroclus, um welchen Achilles die Leiche Hectors ſchleift. Eine Vaſe aber wird durch ihre Größe und die Gegenſtände der Malerei Epoche in den Annalen der Archäologie und Kunſt machen, ſowie ſie durch ihr hiſtoriſches, in ſolchen Grabvaſen ganz einziges Intereſſe das Staunen der neuen Zeit erregen wird. Die Malereien ſtellen Griechenland und Aſien dar, und in ihrer Mitte der Genius der Zwietracht, der die flammende Fackel hoch erhebt. Darius ſitzt da mitten unter ſeinen Satrapen, und das perſonificirte Perſien hält eine ernſte ſorgenvolle Rede an ſie. Neben ihm ſtehen verſchiedene zierliche Frauenfiguren, deren Köpfe mit der phrygiſchen Tiara geſchmückt ſind, und welche vielleicht die mannichfachen Königreiche Aſiens darſtellen, die einer vornehmen Perſon ihren reichen Tribut darbringen, um ſie in dem blutigen Kampf zu unterſtützen. Allen Hauptfiguren ſind die entſpringenden Namen beigeſetzt. Dieſe Schätze der Kunſt und des Alterthums ſind jetzt, ſo viel wir wiſſen, in dem königlichen Palaſt niedergelegt, und es iſt zu hoffen, daß unter den Auſpicien des Königs in Bälde ein Werk erſcheinen wird, das dieſe merkwürdigen Denkmale der Welt näher bekannt gibt.

•

Die Forſchungsexpedition auf der Landenge von Darien. Lt. St. John, von dem k. engl. Ingenieurcorps, der von der brittiſchen Regierung ausgeſchickt wurde, um über den vorgeſchlagenen Canal Bericht zu erſtatten, kam am 27 Februar aus dem Golf von San Miguel in Panama an, nachdem es ihm gelungen war, von dem atlantiſchen Meer herüber zu kommen, und Commander Prevoſts Weg vom Chuquinaque-Fluß nach der Vereinigung der Flüſſe Lara und Savana aufzufinden, wodurch er in Geſellſchaft mit Hrn. Lionel Gisborne, ihren zwei Dienern und dem indianiſchen Dolmetſcher die Küſte des ſtillen Meeres erreichte. Die Geſellſchaft hatte große Mühe ſich durch die Cordilleren den Weg zu bahnen, und ohne die freundſchaftliche Hülfe der Indier wäre es ihm auch nicht gelungen. Die von Hrn. St. John gewonnenen Reſultate müſſen der Regierung vorgelegt werden, ehe ſie veröffentlicht werden können. Er ſchildert die Indier als kriegeriſche und argwöhniſche Leute, welche die ſtärkſte Abneigung zeigen, Europäer durch ihr Land ziehen zu laſſen. Sie geſtanden ein, daß ſie die Seeleute der Virago, welche ſie für Spanier gehalten, ermordet hätten. (Panama Herald. 6 März.) Den neueſten Nachrichten zufolge iſt indeß Lt. Strain, der einen andern Weg einſchlug, von den Indiern gleichfalls ermordet worden.

Nachrichten von Dr. Vogel ſind aus Schimoteſſen vom 13 November v. J. eingelaufen. Dieſer Ort liegt in der Nähe von Bilma im Lande der Tibbus, und wurde nach dreiwöchentlichem Marſch von Tegerry, dem ſüdlichſten Ort der Oaſe Fezzan aus, erreicht. Der Reiſende iſt jetzt nur noch 17 Tagemärſche vom See Tſchad. „Ich habe, ſchreibt er, meine Beobachtungen fortgeſetzt und dieſe zeigen mir, daß wir noch immer auf einem Tafelland ſind, das eine durchſchnittliche Höhe von 1300′ hat. Dieß iſt das große Tafelland von Nordafrika, das nur unter 22° von einer 2400′ hohen Hügelkette unterbrochen iſt. Oeſtlich von uns in Tiberty müſſen aber hohe Bergketten liegen, denn der Wind von dorther iſt ſehr kalt.“ Dr. Vogel ſpricht ſich ſehr günſtig über die Freundlichkeit aus, mit welcher Hadſchi Akſer, der Prinz von Bornu, unter deſſen Schutze die Reiſe durch die Wüſte zurückgelegt wurde, ſich gegen die Reiſenden benahm. Auch waren ſie ſo glücklich mit dem Sultan der Tibbus Freundſchaft zu ſchließen und mit ihm ein Uebereinkommen zu treffen wegen der Beförderung künftiger Mittheilungen von Centralafrika aus. Dieß iſt von einiger Wichtigkeit, da die directe Verbindung zwiſchen Bornu und Fezzan ganz in den Händen der Tibbus liegt (Athen. 8 April.)

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 16. 21 April 1854.

Asiatische Angelegenheiten.

Während in Europa alles mehr und mehr zum blutigen Kriegsspiel sich vorbereitet, darf man auch die asiatischen Verhältnisse vom Mittelmeer bis tief nach Hinterindien hinein nicht außer Acht lassen; sie dienen als wichtiges Corollar zu den Begebenheiten in Europa, und können selbst momentan, wenn in Europa der Kampf dem Gebot der Natur zufolge ruhen muß, von größerer Wichtigkeit werden; jedenfalls dürften dort die Folgen in Kurzem großartiger und augenfälliger seyn, als selbst in Europa, wo die Angst vor einer ungewissen Zukunft Rücksichten auferlegt, die oft um so bedeutender sind, je weniger sie grell hervortreten. In Asien wird man, wenn die Zeit zum Schlagen gekommen ist, sehr wenig Federlesens mit manchen Monarchien machen, und man darf nur die anglo-indischen Blätter durchlesen, um Aeußerungen zu hören, wie die, daß binnen Jahresfrist Persien sehr wohl eine Annexe der Präsidentschaft Agra seyn könne. Wir sind durch einen 40jährigen Frieden solcher Gewaltschritte zu entwöhnt, die, wenn einmal die Rücksichten fallen, plötzlich zur Ausführung kommen können. Ein freilich ziemlich durchsichtiger Schleier deckt noch die asiatischen Verhältnisse, und weil nichts lärmendes geschieht, glaubt man gar zu leicht, es gehe nichts vor. Fast ist dieß selbst in Europa der Fall, wo man die ungeduldigsten Aeußerungen über die Zögerungen hören kann, aber es scheint, daß unsere Zeit, die den Krieg fast nur noch vom Hörensagen kennt, das rechte Maaß der Beurtheilung verloren habe; man betrachtet den Krieg als eine Zeit großer Aufregung, erzeugt durch rasch sich folgende, heftige Schläge; man hat die alten Kriege und ihre Eindrücke fast vergessen, und erwägt nicht, daß die Bewegungen von Heeren und Flotten viel Zeit und eine mühselige Arbeit erfordern, und daß selbst die Schlachten nur spät Entscheidungen bringen, denen die öffentliche Erwartung in der einen oder andern Richtung längst vorangeeilt war. Eisenbahnen und Telegraphen haben vollends unsere Generation verwöhnt, daß sie meint, es müsse und könne alles im Fluge abgemacht werden. Man wird erst wieder lernen müssen, sich zu bescheiden und die Dinge auf das natürliche Maaß zurückzuführen; die Zeit schreitet dennoch mit einer furchtbaren Raschheit vorwärts: wie viele haben im April vorigen Jahrs noch geglaubt, daß die im Orient aufsteigende Wolke einen Weltbrand entzünden werde! Es ist also dennoch sehr viel geschehen, aber ein Jahr ist lang, und die Ungeduldigen, die da meinten, daß die Entscheidungen hageldicht fallen würden, müssen eben Geduld lernen.

Ist dem so in Europa, um wie viel mehr im Orient, wo der Europäer mit seiner fieberhaften Thätigkeit allein steht, wo viele tausend Hülfsmittel der Beschleunigung fehlen, die ihm in Europa reichlich zu Gebot stehen, wo noch überdieß die Entfernungen viel größer sind. Da rücken die Begebenheiten im Schneckengang vorwärts, doch nicht so sehr, daß man nicht die rasche Hand des Europäers darin erkennen sollte. Es sind seit 16 bis 18 Jahren in Asien mächtige Veränderungen vor sich gegangen, Veränderungen, deren Größe man nicht genug erwägt, und darum Urtheile, die vor 20 Jahren richtig seyn mochten, wiederholt, ohne zu bedenken daß dieselben ihre Grundlage verloren haben. So hat sich in neuerer Zeit zwischen einem Correspondenten des Krakauer Czas und einem andern der Allg. Zeitung ein Streit über die Möglichkeit eines Einfalls in Indien entsponnen, worin der erstere vielfach Unrecht, der letztere nicht ganz Recht hat. Der Correspondent des Czas spricht von der Organisation der Kirgisen- und Turkomanenschaaren, denen man die Richtung nach Indien geben wolle; der letztere verwirft fast ganz die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit eines russischen Marsches nach Indien, und meint jedenfalls, ein europäisches Heer möchte gar nicht nach Indien zu bringen seyn, und wenn auch ein Turkomanenheer den Weg nach Indien fände, so dürften wohl wenige den Rückweg finden, da die neue Kriegskunst ein solches Uebergewicht über solche rohe Schaaren verleihe, daß von einer Eroberung Indiens, wie unter Mahmud dem Gaznaviden nicht mehr die Rede seyn könne. Letzteres ist wohl ganz richtig und die anglo-indischen Blätter sprechen sich auch völlig in diesem Sinn aus. So war es aber nicht immer: es ist erst zehn Jahre her, daß der Staat der Sikhs in fünf mörderischen Schlachten niedergeworfen werden mußte; wer wagt es zu behaupten, ob nicht der Ausgang ein ganz anderer gewesen wäre, wenn auch nur 15 bis 20,000 Mann europäischer Truppen damals nach Indien hätten geworfen werden können. Jetzt sieht es freilich anders aus: Plane, die vor 12 Jahren, als England den Unfall in Afghanistan erlitt, und mit Hülfe der Sikhs möglich waren, sind es kaum mehr, obgleich Chesney die Sache für möglich, selbst wahrscheinlich hält. Dennoch, so wenig Wahrscheinlichkeit ein russischer Kriegszug nach Indien hat, so wichtig ist

doch der türkiſche Streithandel für Indien, und man nennt dort nicht ganz mit Unrecht Konſtantinopel das Thor Indiens: denn liegt Konſtantinopel nieder, dann iſt Perſien vollſtändig Vaſall und Meſopotamien nebſt Syrien eine Beute Rußlands. Von Perſien aus kann man dann alle möglichen Intriguen in Indien anzetteln, und die Engländer beſchäftigen und plagen, ohne einen Mann marſchiren zu laſſen. Der ruſſiſch-engliſche Krieg iſt daher das allgemeine Geſpräch in der angloindiſchen Geſellſchaft, er hat alles andere in den Hintergrund gedrängt, und man betrachtet ihn „als den Anfang der Löſung der Frage, wie lange England Indien behalten werde?“ Das deutet die ganze Wichtigkeit an, die man dem Kampfe beilegt, und man beginnt ſchon fromm zu werden, und über die alten, gegen Indien begangenen Sünden Reu und Leid zu tragen.

Dieß ſind bezeichnende Symptome, denn die Engländer in Indien ſelbſt wiſſen am beſten wo ſie der Schuh drückt; ſie wiſſen recht gut, daß gegenwärtig zwar Indien keinen Feind aufſtellen kann, dem man nicht mit fünftauſend Mann den Garaus machen könnte, ſie wiſſen aber auch, daß in zahlreichen Claſſen Unzufriedenheit gährt, und daß ein mächtiger Feind in der Nähe Unruhen erzeugen kann, die zu fortdauernden Anſtrengungen zwingen. Gelangt Rußland an den Taurus, ſo wird Perſien das Streitobject, denn von dieſem Augenblick an iſt Perſien ganz willenlos in die Macht Rußlands gegeben — und wahrſcheinlich iſt dieß jetzt ſchon in vollem Maaße der Fall — Rußland braucht dann nur etwas weniges Geld und einige Officiere, um Turkomanen und Afghanen zu Einfällen zu treiben, die Englands Macht nicht erſchüttern können, es aber zu einem höchſt koſtſpieligen Vertheidigungskrieg zwingen. Darum kann man in angloindiſchen Blättern Aeußerungen leſen wie folgt: „ſollten die jetzigen Demonſtrationen zum ernſtlichen Krieg führen, ſo wird Rußland genug zu thun haben, ohne daß es ſich um Indien kümmert, ſo daß England ungehindert jeden orientaliſchen Staa ſtrafen kann, der Rußlands Partei ergreift. Dieſe Gelegenheit wäre in der That vortrefflich, um die Länder, deren Verrath man beſorgt, zu beſetzen. Es iſt eitel Geſchwätz, von Nichtausdehnung unſeres indiſchen Gebiets zu reden, wenn die Ereigniſſe beweiſen, daß eine ſolche Ausdehnung ſelbſt jetzt ſchon eine Nothwendigkeit iſt; wenn wir Perſien haben, können wir Rußland auslachen.“ Das heißt mit andern Worten, dann ſtehen wir an den Paropamiſaden, am kaſpiſchen Meer und am Tigris.

Es iſt gut ſolche Aeußerungen ſich bei Zeiten zu merken, denn ſie können ſich allenfalls binnen Jahresfriſt bewähren. Vor einiger Zeit ging das Gerücht, Rußland ſuche ein Bündniß zwiſchen China, Buchara und Afghaniſtan zu Stande zu bringen. Das ſcheint indeß nicht gelungen, vielmehr melden die neueſten Nachrichten aus Indien, Doſt Mohammed habe dem engliſchen Reſidenten in Peſchawer, Major Edwards, Anträge zu einem Bündniß, und zwar durch einen ſeiner vertrauteſten Verwandten, der ſchon von Alex. Burnes als ſolcher bezeichnet iſt, machen laſſen. Die Bemerkungen, welche die Delhi Zeitung (vom 22 Febr.) dazu macht, ſind höchſt charakteriſtiſch als Zeichen, wie man angloindiſcherſeits darüber denkt: „Doſt Mohammed iſt ein kluger Mann und ein geſchickter Regent, denn er hat die Afghanen länger in Ruhe erhalten, als, ſo viel wir wiſſen, irgend ein Monarch, der je auf dem Throne von Cabul ſaß. Er kennt unſere Truppen, er kennt die Fähigkeit unſerer Regierung eine Armee ins Feld zu ſtellen, die durch ihre Stärke an Artillerie einer weit überlegenen hiemit nicht hinreichend ausgerüſteten Anzahl überlegen iſt. Er weiß nicht, was ruſſiſche Truppen zu leiſten vermögen, oder welche Macht der Kaiſer ſenden würde, und iſt wahrſcheinlich ſehr unſicher, wie viel er auf die Verſprechungen der Ruſſen bauen kann, und ob ſie nicht, wenn ſtark genug, ſich als Eroberer gebärden, wenn ſie auch anfangs nur als Alliirte kamen. Eine weitere Erwägung geht wahrſcheinlich dahin, daß, wenn er einem unglücklichen Einfall in Indien ſich anſchlöſſe, die Rache der Engländer auf ihn zuerſt, und wahrſcheinlich auf ihn allein fallen würde.“ Hiezu muß man noch fügen, daß die Alliirten, welche Rußland mitbrächte, jedenfalls Turkomanen wären, die alten Feinde des Doſt. Wir können dieſe Probe von Auffaſſung der Sache in Indien als genügend betrachten; ſie zeigt nebſt der bisherigen Haltung der engliſchen Truppen, die nur an dem weſtlichen Uferſaum des Indus ſich feſtſetzen, daß man für jetzt durchaus ſich innerhalb der Gränzen Indiens halten, und durch eine ſolche Vormauer, wie Afghaniſtan, wo möglich einen koſtſpieligen Landkrieg durch Perſien hindurch vermeiden will. Zu dem Ende befeſtigt man Peſchawer, legt eine neue Truppenſtation zu Noſchara auf dem weſtlichen Induſufer an, und zieht ein Reſervecorps zu Umballa im Pendſchab zuſammen. Kurz man ſetzt ſich in Verfaſſung um einen allenfallſigen Angriff zurückzuweiſen — Beweis genug, daß man einen Grund hat ihn zu fürchten.

Während ſo England ſeine Anſtalten an der Induſsgränze trifft, geht im perſiſchen Meerbuſen allerhand vor, was noch nicht ſehr klar iſt. Was wir ſchon früher (ſ. Nr. 1. d. J.) bemerkten, daß die engliſche Regierung abſichtlich über die Vorgänge in Perſien ſchweige, das wird jetzt von den Engländern ſelbſt anerkannt, und die Bombay Times vom 26 Februar ſagt geradezu: „in Perſien iſt alles, ſo weit man weiß, ruhig, aber die Regierung ſorgt, aus Gründen die ſie ſelbſt am beſten kennt, ſorgfältig, daß keine zuverläſſige Nachricht darüber verlaute. Kaum war der Auckland mit Depeſchen aus dem perſiſchen Golf angelangt, als das Gerücht ſich verbreitete, daß der vollſtändigſte Friede und die größte Ruhe herrſche, was auch bis zum Abgang der letzten Ueberlandpoſt Glauben fand; aber am 16. d. fuhr der Dampfer Aebar mit verſiegelten Depeſchen nach dem Golf ab. Wir können freilich nicht ſagen, zu welchem Zweck; vor ſeinem Abgang aber nahm er alle ſeine Vorräthe, ſeine Munition und ſeine ſchweren Kanonen ein, nebſt einem kleinen Detachement europäiſcher Artillerie. Ein Schreiben aus Buſchir meldet uns, in Perſien ſey äußerlich alles ruhig, aber es gehe das Gerücht, daß die „Politicals“ etwas entdeckt hätten, das ſie geheim zu halten ſich aufs äußerſte bemühen.“ Neuere Nachrichten aus Mascat melden nun, daß die Perſer gegen Abbas Bender vorrücken. Dieſer Ort, Hafen des Abbas, ſonſt Gombron genannt, liegt am Eingang des perſiſchen Golfs, dem Cap Muſſendom gerade gegenüber. Der ſchmale öſtliche Küſtenſaum bis weit hinauf iſt von Arabern bewohnt, die an Perſien Tribut zahlen, aber keine Perſer unter ſich aufnehmen wollen. Dennoch rückten in neueſter Zeit die Perſer an, um das Hafenfort zu nehmen, es kam zum Gefecht und die Perſer wurden zurückgeworfen. Der Imam von Mascat, der mit den Engländern ſo eng befreundet iſt, ſchickte auf die Nachricht hievon ſogleich drei Schiffe und 2000 Mann ab, um Abbas Bender gegen die Perſer zu ſchützen. Indeß

ſind die Araber an dem perſiſchen Uferſtrich nicht einig unter einander, und einzelne Häuptlinge ſollen es mit den Perſern halten. Soviel ſcheint aus dieſen Angaben ſicher, daß die Perſer ſich des Poſtens von Abbas Bender zu bemächtigen ſuchen, von dem aus man die Fahrt auf dem perſiſchen Golf wenn nicht ſperren, doch ſehr erſchweren kann. Daß die Engländer hiezu nicht gut ſehen, und weitere Plane wittern, iſt natürlich. Daher die Abſendung einer wenn auch geringen Mannſchaft.

Daß nicht mehr geſendet wurde, ſchreibt man dem Mangel an Schiffen, namentlich an Dampfſchiffen zu, deren Mehrzahl immer noch in Birma verwendet iſt, und wovon in neuerer Zeit mehrere bei der gefährlichen Stromſchifffahrt verunglückt ſind. Die Aufmerkſamkeit wendet ſich deßhalb jetzt wieder ſtark auf dieſen Punkt hin, und man macht der angloindiſchen Regierung, namentlich dem Generalgouverneur Lord Dalhouſie ſelbſt, lebhafte Vorwürfe darüber. Dieſer hat bekanntlich Pegu als dem angloindiſchen Reich annexirt erklärt, und wollte das eigentliche Ava als beſonderes Reich beſtehen laſſen. Wir haben früher ſchon bemerkt, daß dieß ein Auskunftsmittel ſey, das höchſtens einige Jahre verhalten könne, indem die Birmanen die Herrſchaft über den ganzen Strom haben müſſen, oder zur gänzlichen Unbedeutendheit herunterſinken, wie ſie auch vor hundert Jahren, ehe Alompra das jetzige Birmanenreich ſtiftete, gänzlich unbedeutend waren. Es zeigt ſich jetzt, daß die Birmanen noch nicht ſo gedemüthigt ſind, daß ſie ſich dieſe Stellung auch nur ein Paar Jahre gefallen laſſen. Die Engländer haben Friede gemacht, aber nicht die Birmanen; dieſe ſetzen den Krieg fort, und zwar als Guerillas in allen Theilen von Pegu, ſo daß die Engländer keine Wahl haben, als entweder einen gänzlich ausſichtsloſen Guerillakrieg Jahre lang fortzuführen, oder aber auf Ava zu marſchiren und dem ganzen Birmanenreich ein Ende zu machen. Ein franzöſiſcher Officier, der mehr genannte d'Orgony, hat dieſe organiſirt; er hat den Birmanen gezeigt, daß es thöricht wäre, im freien Felde oder in Befeſtigungen es mit den Engländern aufnehmen zu wollen; er ſoll ſie auch gutes Pulver zu bereiten gelehrt, und ihnen begreiflich gemacht haben, daß wenn geübte Schützen aus dem Hinterhalt die feindlichen Officiere niederſchießen, der Vortheil auf ihrer Seite bleiben und den Engländern der Beſitz Pegu's gründlich verleidet werden muß. Die Lehre ſcheint gut angeſchlagen zu haben, denn ſeit mehrern Monaten hören wir von nichts als „Räubern" (dacoits), welche die Engländer beunruhigen und ihnen ſchon manchen tüchtigen Officier getödtet haben. Die Wildegänſejagd auf ſolche ſtreifende Schaaren muß die Engländer ruiniren, und man ſtellt bereits ſehr ernſte Betrachtungen darüber an, denn iſt auch d'Orgony abberufen — — woran die angloindiſchen Zeitungen noch nicht recht glauben wollen — ſo iſt doch ſein Geiſt ſichtlich mitten unter den Birmanen, und leicht werden ſich andere europäiſche Officiere finden, welche ſein Werk fortſetzen, falls er überhaupt der einzige geweſen iſt.

Daß über 15,000 Mann in Birma ſtehen, mag Nebenſache ſeyn, die Koſten des fortgeſetzten Kriegs und der Mangel an Dampfſchiffen iſt das ſchlimmſte; die Klagen wiederholen ſich, daß Bombay ganz unvertheidigt daliege, und daß ein einziges ruſſiſches Kriegsſchiff — deren ſich in den aſiatiſchen Gewäſſern eine nicht unbedeutende Anzahl ſammeln ſoll — ohne durch die nur auf einer Seite angelegten Batterien zu leiden, in den Hafen einlaufen, die Handelsſchiffe zerſtören, die Stadt beſchießen und brandſchatzen könne. Dem läßt ſich freilich in kurzer Zeit abhelfen, aber ernſter iſt die Frage, was man mit einem neuen umfangreichen Krieg in Birma anfangen ſoll, wenn an der nordweſtlichen Gränze Indiens und im perſiſchen Meerbuſen Kämpfe ausbrechen; denn es iſt ganz natürlich, daß die Birmanen, ſobald ſie erfahren, daß die Engländer anderswo im Kriege ſind, das bisherige Syſtem noch eifriger fortſetzen werden, beſonders im Frühjahr, wo das mörderiſche Klima, das ſchon ſo viele Opfer gefordert, die angloindiſchen Truppen mehr als zehnten wird. Es gewinnt immer mehr den Anſchein, als habe man die Engländer zum Krieg mit Birma verleckt um ſie zu beſchäftigen, und das iſt in ungewöhnlichem Maaß gelungen. Cap. d'Orgony hat früher ganz Indien bereist, und ſoll die politiſchen und militäriſchen Zuſtände Indiens vollkommen kennen; ſo melden wenigſtens indiſche Zeitungen, unter anderen der Bengal Hurkaru. Wenn dem ſo iſt, ſo kam er ſehr wohl vorbereitet auf den Schauplatz ſeiner Thätigkeit, und iſt durchaus kein bloßer Abenteurer, was ſich ſchon daraus ergibt, daß er einer bloßen Ladung des franzöſiſchen Gouverneurs von Pondichery augenblicklich Folge leiſtete; er ſcheint alſo mit Vorwiſſen und vielleicht im Auftrag ſeiner Regierung dahin gegangen zu ſeyn. Da ſeine Reiſe nach Ava in den März oder April vorigen Jahrs fiel, ſo mußte der Auftrag vom Ende des Jahres 1852 datiren, und würde, neben vielen andern, die damals ſehr feindſelige Stimmung in den höhern engliſchen Kreiſen gegen Frankreich erklären: denn ſeine Reiſe durch Indien konnten die Engländer unmöglich anders denn als eine Spionerie betrachten, während das jetzige Verhältniß zwiſchen Frankreich und England die Rückberufung genügend erklärt. Es iſt dieß abermals eine Probe der heimlichen Sendungen, die von Frankreich, wie von Rußland, nach vielen Theilen Aſiens gemacht wurden, Sendungen, deren Folgen ſich erſt in der Zeit des Kriegs entwickeln können.

Erwägt man, daß die Engländer ſolchergeſtalt vom Irawaddi bis zum Mittelmeer allenthalben die Augen offen haben müſſen, daß man allenthalben ihnen Feinde zu erwecken ſucht, und daß ſie am Ende nur durch ihre Uebermacht dieſen Machinationen begegnen können, daß man in Indien und wahrſcheinlich auch in England ſelbſt die Beſetzung Perſiens bis zum Tigris für keine unmögliche, ja nicht einmal für eine unwahrſcheinliche Sache anſieht, ſo kann man ſich denken, mit welcher Haſt man den Gegner im Herzen zu verwunden ſucht, und daß die Ereigniſſe im ſchwarzen Meer und an deſſen Küſte nur die eine Seite die Frage ſind. Rußland kann in ſeinem Plane auf die europäiſche Türkei aufgehalten werden, es hat auch nicht einmal nöthig ſie zum Aeußerſten zu treiben, und doch kann es ſeinen Zweck in Aſien erreichen; es kann allenfalls in Europa Frieden ſchließen, und in Aſien ſein bisheriges mit großem Erfolg befolgtes Syſtem der Beläſtigung der Engländer fortſetzen. Wir brauchen den Gedanken hier nicht weiter auszuſpinnen; was wir mit den obigen Angaben ſagen wollen, beſteht einfach darin daß, ohne die aſiatiſche Stellung Rußlands in Betracht zu ziehen, die Verhältniſſe in Europa und namentlich die Englands gar nicht recht verſtändlich ſind. Rußland hat ſeine Stellung in Aſien ſeit 30 Jahren mit einer Conſequenz und Einſicht geſichert, mit der ſich England nicht meſſen kann; wir erinnern zu dem Ende nur daran, daß der verſtorbene Alex. Burnes, als er im J. 1832, alſo vor wenig mehr wie 20 Jahren dem Herzog von Wellington

die ruſſiſchen Plane in Aſien auseinanderſetzte, noch als Viſionär angeſehen wurde; daß erſt im J. 1836 durch die Belagerung Herats den Engländern die Schuppen von den Augen fielen, und daß die Entrüſtung darüber den Feldzug nach Afghaniſtan herbeiführte, der einen für ſie ſo traurigen Ausgang nahm.

Reiſeſtudien aus Frankreich.

12. Bordeaux. — Eine Garonnefahrt. — Das Hafenleben und die moderne Stadt. — Die römiſche und mittelalterliche Welt. — Ein Kirchhofbeſuch.

(Schluß.)

Kehren wir von dieſem Ueberblick der Hauptglieder des Stadtorganismus zu den Anfängen, zur römiſchen Anlage zurück. Noch Elias Vinet, der gelehrte Profeſſor von Bordeaux, Freund eines Scaliger und Cujacius, konnte die römiſchen Ringmauern, leicht kenntlich durch jene ſpätrömiſche, auch an dem großen Römerwerk, das heutzutage noch in Bordeaux exiſtirt, angewendete Bauart mit Ziegelreihen zwiſchen Bruchſteinen, an der Garonne ſelbſt deutlich verfolgen, er konnte genau die 10 Thore angeben, von denen gleich neben unſerem Standpunkt die kleine Straße Rue de Porte den Namen trägt.

In dieſem Bereich liegt der Garonne nahe der Platz du Palais, ſichtlich an das römiſche Palatium, ſpäter den Sitz auch weſtgothiſcher Könige, aquitaniſcher Herzoge ſich anſchließend. Und ein Familienname, der als einer der erſten und vornehmſten nicht allein von Burdigala, ſondern von Aquitanien bezeichnet wird, den Gelehrte, Conſuln und Biſchöfe trugen, der Name der Paulini, iſt an der nördlichen Seite in der der römiſchen Gränzmauer nächſtgelegenen Straße Puy Paulin erhalten, d. h. Podium Paulini, die Eſtrade, der Balcon, der Prachtbau des Paulinus. Aber wie kommt Burdigala zu dieſer wunderlichen, langgezogenen, der Garonne nur mit der ſchmalen Seite zugewendeten Form? Die einfache Antwort iſt, weil nicht die Garonne ſelbſt die Pulsader ihres Handelslebens bildete, ſondern ein von dieſer ausgehender Canal, zunächſt gebildet durch eine ſtarke, am obern Ende hervorſtrömende, prachtvoll gefaßte Quelle, an dem Ausgang in die Garonne verſchließbar durch ein ſtattliches Waſſerthor, durch die Kunſt erweitert und mit ſteinernem Quai verſehen, von der Meeresfluth mit Waſſer höher gefüllt, welches die Schiffe ſelbſt in den Hafen hineinführte. Darauf leiten uns zunächſt die Stellen der Alten ganz entſchieden hin, und wir können das ganz entſprechende Verhältniß noch ſpäter im mittelalterlichen Bordeaux nachweiſen, ſo wie die Analogie anderer alter, gleichfalls in die Stadt tief eindringender Hafenanlagen z. B. bei Antwerpen, bei Hamburg zu Hülfe kommt.

Auſonius pries unter den berühmten Städten zuletzt ſeine Vaterſtadt, Burdigala, mit warmen Worten. Der milde Himmel, die reiche Fülle des wohlbewäſſerten Landes, der lange Frühling, kurze Winter, die grünen Hügel, der Fluß, der die Meeresbewegung in ſich wiederholt, bilden den Beginn des Lobes. Aber dann ſchildert er die Stadt ſelbſt, den Quaderbau der Mauern, die hochragenden Thürme derſelben, die innerlich wohl geſchiedenen, breiten Straßen, die Anordnung der Häuſer, die genau in ſtrenger Kreuzung ſich entſprechenden Thore und mitten durch die Stadt das Bett des Quellwaſſers. Er fährt dann fort: Füllt ihn Vater Oceanus mit zurückkehrender Fluth, ja dann ſiehſt du ein ganzes ſchiffbedecktes Meer ſich nahen. Was ſoll ich ſchildern, die von ikariſchem Marmor gedeckte Quelle, wie ſie aufſprudelt in des Euripus Enge? welch Dunkel der Tiefe, welch Aufſchwellen im Fluß, wie ſie ſtürmiſch mit dem bis zum Rande ſie füllenden Strome durch zwölf Oeffnungen hervorbricht, nie erſchöpft zu des Volkes vielfältiger Nutzung! Sey mir gegrüßt, du Quelle ungenannter Herkunft, heilig, nährend, ſtetig, durchſichtig wie Glas, blau, tief, wohltönend, reinlich und ſchattig; ſey mir gegrüßt, Schutzgeiſt der Stadt, heilenden Trank ſpendend, Divona in der Sprache der Celten, als Quelle zu den Göttern gerechnet!“ Und ein Paulinus in ſeinem Dankgedicht für die lange, glücklich überſtandene Reiſe ſagt: „endlich bin ich in die Heimath der Väter, zu dem Dach meiner Vorfahren gekehrt nach Burdigala, deſſen Mauern die prachtvolle Garumna zuführt des Oceans ſteigende Fluth, durch das ſchiffleitende Thor, das den geräumigen Hafen in der nun auch auf Mauern ſtolzen Stadt verſchließt.“ Aber wo iſt ſie geblieben dieſe ſtarke, klare Quelle, die aus einem Prachtbau mit zwölf Oeffnungen ſtrömte, welche — das können wir ſicher hinzuſetzen — einer Stadtgründung bei den Strême, Haine und vor allem Quellen hochheilig haltenden Celten gerade dieſe Stelle angewieſen? Wo iſt jener Kunſtbau des Euripus, d. h. des Hafencanals? Wo jenes ſchließende Hafenthor? Heutzutage kenne ich in Bordeaux, wie in mancher Stadt des Südens von Frankreich, keine ſtattliche Fontäne, keinen einer römiſchen Fontana Trevi oder Aqua Paolina vergleichbaren Bau ſprudelnder Waſſerfülle. Und doch iſt das Land unmittelbar weſtlich von Bordeaux noch heute quellenreich, noch durchfließen außer dem Waſſer, das urſprünglich durch den Feſtungsgraben geleitet, jetzt an der Südſeite von Bordeaux, an dem Circus St. Jean zwiſchen Gärten, Wäſcherinnen und Gerber viel beſchäftigt, zwei Bäche die Altſtadt ſelbſt, der Peugne und die Dijeaux. Jenen können wir unmittelbar unter unſerm Standort wohl verfolgen, wie er ſich durch enge Häuſergruppen, kleine Gärten drängt, dieſe iſt ganz überbaut und durchfließt die Rue Porte Dijeaux und dann an St. Remy vorüber. Der breite Quai hat allerdings ihren Ausfluß in die Garonne ganz überdeckt, aber Vinet ſah nicht allein dieſen noch offen, ſondern an dem Ausfluß des Peugne ſtanden zu ſeiner Zeit die zwei ſtarken Thürme mit Ketten dazwiſchen, einſt die Schließer des mittelalterlichen Hafens, der in dem Peugne war. Waren in römiſcher Zeit dieſe Waſſermengen auf Einem Punkt concentrirt, und wie es ſcheint, auch mit Beihülfe der Kunſt, da die Spuren einer Waſſerleitung von Süden her, von den Moulins des Arcs ſich bis in das weſtliche Ende der Altſtadt verfolgen laſſen, ſo wird uns die Bedeutung derſelben für die Hafenbildung und den Schmuck der Stadt nicht mehr räthſelhaft erſcheinen. Der Name Dijeaux und die Lage dieſes Waſſerbettes ſprechen aber dafür, in dieſem Theile des Waſſers die alte Divona (Duiona, Diviona) ſammt dem Hafen zunächſt zu ſuchen.

Wir ſehen, wie verhältnißmäßig klein das Burdigala der Römer war. Es iſt dabei zu beachten, daß es zwar durch römiſche Coloniſation ganz erneut oder bedeutend erweitert worden iſt, aber urſprünglich die Haupt- und zunächſt Hafenſtadt eines ächt celtiſchen Stammes war und blieb, der Bituriges Vibisci, welche bei irgend einer Veranlaſſung, abgelöst von den im Centrum Galliens, bei Bourges ſeßhaften Stammesbrüdern, einſt dem Haupte der celtiſchen Stämme, an der Garonne ſich niedergelaſſen und auf dem linken Ufer des Fluſſes mitten unter der iberiſchen (baskiſchen) Bevölkerung der Aquitanier eine wichtige Poſition gefaßt hatten. Sie erſcheinen in dem aquitaniſchen Kriege, den Craſſus unter Cäſars Oberleitung geführt, nicht betheiligt, werden in dem Aufſtande unter Auguſtus nicht genannt; man hat ihnen daher, wahrſcheinlich zufolge ihrer freiwilligen Unterwerfung, die Rechte von „Freien“ (Liberi) wie manchem benachbarten celtiſchen Stamm gegeben. So behielt Burdigala eine ſelbſtſtändige, innere Verwaltung, es behielt einen Stock alteinheimiſcher, begüterter Familien, und der Stolz, mit dem noch ein Auſonius und ſeine Zeitgenoſſen auf den Sitz in der Curia ihrer Heimath, auf das dort zu führende Conſulat halten, erſcheint durch jene ungebrochene Tradition geſtützt. Unter den nicht zahlreichen Inſchriften des dortigen Bodens, die meiſt in dem Muſeum vereinigt ſind, iſt daher die Zahl galliſcher Namen nicht unbedeutend, wie Inderca, Indercillus, Centugena, Adbucius; und es kann uns nicht befremden, ächt celtiſchen Gottheiten, wie der Sirona Gelübde dargebracht, Glieder aus den Druidenfamilien des Nordens, von Bayeux und der Bretagne nach Bordeaux wandern und ihre Verbindung mit dem celtiſchen Apollo, dem Belea, durch Gräciſirung der Namen in Phoebicius, Delphidius feſthalten zu ſehen. Der Einfluß der weſtlichen Cultur iſt jedenfalls ſchon vor der römiſchen Occupation unter Cäſar durch den ſtarken Handelsverkehr zwiſchen Narbonne und der untern Garonne bedingt, und wandelte gerade durch dieſen, wie Ammianus Marcellinus hervorhebt, die aquitaniſche Bevölkerung raſch um. Bordeaux begann dann die Seefahrt nach den britiſchen Inſeln, und hatte daher ſicherlich manche griechiſche Commandite in ſeinem Bereich. Griechiſcher Einfluß iſt in verdorbenen griechiſchen Namen, wie Iliſtimenius, Taurianus, Grecinia noch ſpät zu erkennen. Konnte doch des Auſonius Vater, der Arzt, ſich lateiniſch nicht eben fein ausdrücken, während ſein feiner Atticismus anerkannt war. Ein intereſſanter Beweis iſt endlich auch das griechiſche, elegante Grabdiſtichon, das auf Pyrenäenmarmor man als Platte im Fußboden der Kathedrale St. André fand. Der Weinbau mag früh aus der Narbonenſis, wo ihn die Griechen lang heimiſch gemacht, an dieſe für ihn ſo günſtige Stelle verpflanzt ſeyn. Die bituriſche Weinrebe wird von Columella und Plinius ihrer Fülle, der Dauerhaftigkeit ihres Weines wegen, beſonders der Erhaltung der urſprünglichen Farbe gerühmt. Und bei Auſonius bilden die Rebenhügel ein Hauptmerkmal ſeiner Heimath. Er ſelbſt beſitzt auf ſeinem kleinen Landgut bei Bordeaux 200 Joch Ackerland und 100 Joch Weinland außer Wieſen und Wald. An dem kaiſerlichen Hof in Trier trank man den Wein der Garonne gern und aß die Auſtern aus ſeinen künſtlichen Baſſins. Es war dabei natürlich, daß die zu Bordeaux gehörige Bevölkerung mehr zerſtreut auf ihren kleinen Gütern und Weinanlagen lebte, die Stadt mehr nur die Stätte des Verkehrs und Waarenaustauſches wurde.

Aber ſie hat ſich ſichtlich in der ſpätern Römerzeit unter der Gunſt des Kaiſers verſchönert und vergrößert. Der Schutzgeiſt, der Genius der Civitas Biturigum Viviscorum ward mit Recht in Auguſtus zuſammen verehrt, wie eine in der Stadt nahe der Garonne gefundene Ara erweiſt. In den Wirren der Regierungszeit des Gallien nahm Tetricus, der Präſes Aquitaniens, in Burdigala den kaiſerlichen Purpur an, dazu gezwungen von den Truppen, die jedoch dort nicht ſtanden, ſondern am Rhein. Die Stadt gewann nun eine Bedeutung in der Hierarchie der römiſchen Beamtenwelt; ſie wird die Hauptſtadt des zweiten Aquitaniens, während Bourges, die alte Hauptſtadt des römiſchen, von Auguſt künſtlich geſchaffenen Aquitaniens, es für das erſte blieb. Bald ſpricht man von dem ſchmucken, glänzenden Burdigala, es wird zuerſt genannt unter den aquitaniſchen Städten; ſeine neuen, ſtattlichen Mauern, ſeine Hafenbauten, die breiten, regelmäßigen Straßen lernten wir oben kennen. Aber dem Auſonius wird es doch unbehaglich auf eben dieſen Straßen unter dem Lärm und der Unruhe; „auf den Ecken zankt man ſich, da tönt es unter einander: halt, ſtoß zu, zieh, führe fort, vorgeſehen! dort entläuft ein ſchmutziges Schwein, hier rennt ein toller Hund, dort zwei ungleiche, zuſammengejochte Ochſen.“ Der Bewohner des Landes brachte damals wie heute ſeinen Talg, Wachs, Theer, Pech, Schilf, Kienfackeln, ſeine Hirſche und Eber zum Verkauf in die Stadt. Wer jetzt dieß ſehen will, der gehe von der großen Brücke ſtromaufwärts an den niedrigen, ſchwarzen Gebäuden hin, wo Staat und Privatleute ihre Schiffe bauen, das Material dazu an Tauwerk, Holz, Pech, Theer aufhäufen und verarbeiten laſſen, das allwöchentlich einmal, ſo weit die Eiſenbahn nach Teſte nicht dieſen Verkehr an ſich gezogen, auf Karren in Maſſen von jenen Gascognern gebracht wird. Aber neben dem Geſchäftstreiben bot die Stadt und gerade in Folge deſſen viel Gelegenheit zu einem reichen Genußleben. Martial ſetzt ſeinen genügſamen Anſprüchen an käufliche Schönheiten ſchon den fetten Burdigaler und ſeinen Geldbeutel entgegen, die Tafeln dortiger Gaſtfreunde forderten ſtolz zum Wetteifer heraus in Weinen, Fiſchen, Auſtern und allen Producten des meduliſchen Landes: da gab es wirklich Gerichte à la Cleopatra, und die Räumlichkeiten waren Latiums werth. Man ſehe ſich nur die Prachtgondel an, die der Senator Leontius dem Dichter Trigetius flußaufwärts bis Langon (Alingo) entgegenſchicken will! „das hohe ſchützende Geländer, das Zeltdach, der Polſterbau, der moſaicirte Tiſch, das Würfelſpiel mit den kunſtvoll eingelegten Würfeln, ja man wird an Ort und Stelle ſeyn, ehe man merkt, daß man gefahren iſt.“

Auch das geiſtige, das literariſche Leben hatte in Bordeaux, wie in allen bedeutenden Städten Südfrankreichs, eine ſehr günſtige Stätte gefunden. Ja es iſt gegen Ende des vierten Jahrhunderts eine Zeitlang von herrſchendem Einfluß auf die lateiniſche Literatur geworden, wie ihn unter den Antoninen die Rhonegegend ausübte. Es können uns freilich heutzutage die griechiſchen Grammatiker Leontius, Laſcirus, Jucundus, Cetarius Siculus, Criſpus und Urbicus oder der Unterlehrer Victorius wenig intereſſiren, oder die Reihe der lateiniſchen, die der Schuljugend von Burdigala die Grundlagen höherer Bildung beigebracht, wie Macrinus, Chorbicius, Concordius, Anaſtaſius, Thalaſſius u. ſ. w. Auch von den Rhetoren, die zugleich auf dem Lehrſtuhl und vor den Schranken

des Gerichtshofes glänzten, wie die einander auf dem Hauptſtuhl folgenden Nazarius, Patera, Minervius, Agricius, Nepotianus ꝛc., von all den Dichtern dort, wie Theo, Tetradius iſt kaum einer heute dem Namen nach gekannt, außer Auſonius, der vom Grammatiker und Rhetor zum kaiſerlichen Prinzenerzieher, zum Gouverneur Galliens, Italiens, Illyriens ſich aufſchwang und ſeinen Namen in den Conſularfaſten ſah. Er trägt in ſeiner Form und ſeiner Auffaſſung der Lebensverhältniſſe ganz das Gepräge jener rhetoriſchen, wohlgeſchulten, an Gelehrſamkeit reichen Bildung, welche nicht mehr fähig iſt große, nationale und tiefſittliche Aufgaben ſich zu ſtellen und zu behandeln, welche aber den Sinn für landſchaftlichen Charakter, für ein ſchönes Familienverhältniß, für die Idylle des Landlebens ſich wohl bewahrt und ausgebildet hat, bei aller Unfreiheit höfiſcher Geſinnung und gelehrter Eitelkeit. Den merkwürdigſten Gegenſatz zu ihm bildet ſein Schüler, ſein geiſtiger Sohn und Freund, jener Pontius Meropius Paulinus, ein Sproß aus der erſten Familie Aquitaniens, reich begütert in der Stadt und auf dem Lande, zwiſchen Bordeaux und Saintes, im Beſitz eines Hafens, der für den Getreidehandel des innern Landes wichtig iſt, als Jüngling bereits Conſul, ein geſchickter Dichter und Rhetor — und plötzlich verläßt er alles dieß ſchweigend, verkauft den Beſitz, wandert über die Pyrenäen, wohnt verborgen in dem Drange ſeines Herzens, aus einem äußern Bekenner des Chriſtenthums ein voller Chriſt zu werden, und alle geiſtigen und materiellen Kräfte dem Dienſt der Kirche zu weihen. Wir finden ihn ſpäter wieder als hochanerkannten Biſchof von Nola, wo er in Briefen, Gedichten, in glänzenden Bauten und Bilderſchmuck den frühgebildeten, äſthetiſchen Sinn trefflich im neuen Lebenskreiſe anwendet. Man kann ohne innere Theilnahme die Briefe jener zwei Männer nach dieſer Trennung nicht leſen; es iſt als ob einem das Doppelgeſicht jener hier in dem Alterthum noch ganz verlorenen, dort von der neuen Sonne ganz überſtrahlten und geblendeten Zeit leibhaftig entgegenträte. Noch faſt ein Jahrhundert, bei allem Druck der Zeiten, in der gänzlichen Auflöſung des Reiches, in den Durchzügen germaniſcher Stämme, in den fortwährenden Seeangriffen kühner, ſächſiſcher Freibeuter gehen in Bordeaux dieſe Bildungselemente meiſt friedlich und im Bunde neben einander her, der Eifer katholiſcher Biſchöfe, wie eines Delphinus, Amandus, Leontius, und die hohe Schule der claſſiſchen Bildung. Die weſtgothiſchen Könige, ein Theoderich II (452—466), ein Eurich (466—484) haben allerdings jenen vielfach geſtört durch ihren Arianismus, aber dieſe ſorglich gepflegt. Sidonius Apollinaris, der Auvergnate, welcher aus ſeiner Heimath vertrieben, halb unfreiwillig, halb durch ſein Amt veranlaßt, länger in Bordeaux lebte, ſteht mitten in dieſem gelehrten Treiben; da iſt der gelehrte Euodius Miniſter des Weſtgothenkönigs, da ſind ein Leo, ein Lampridius, die Könige des caſtaliſchen Chores, da lauſchen ihren künſtlichen Verſen und Declamationen die burdigaliſche Jugend, da ruft ein Majorianus (457—461) von dort ſich die berühmteſten Rhetoren an den Hof. Das Bruchſtück der Reiſebeſchreibung des Rutilius Numatianus von Rom nach Burdigala lehrt uns einen wohlgebildeten und mit poetiſchem Gefühl begabten Mann aus dortiger claſſiſcher Schule kennen.

Kehren wir zurück aus dieſer in der Literatur uns noch lebendigen Vergangenheit in die Gegenwart. Sind wirklich keine ſichtlichen, taſtbaren Zeugniſſe jener Culturblüthe übrig geblieben außer Mauerſpuren, Straßenlagen, Namen? Doch ja, aber wir müſſen aus dem Bezirk der alten Stadt heraustreten, wo, wie in Marſeille das rege, kaum je ganz unterbrochene Geſchäftsleben der entſchiedene Feind aller antiquariſchen Paſſionen war. Erſt am Ende des 17ten Jahrhunderts brach man auf der Stätte des jetzigen Theaters ein antikes Gebäude ab, den ſogenannten Tempel oder Palaſt der Tutela, den wir uns in der Modellſammlung der Ecole des Beaux Arts zu Paris näher anſehen können. Es iſt ein regelmäßiges Viereck, 78 F. lang, 63 F. breit, von Säulen umgeben, deren 8 in der Breite, 8 in der Länge ſtehen; ein antikes großes Gewölbe, das ſpäter als Weinkeller diente, befand ſich im Innern des hohen Fußgeſimſes des Baus. Das Volk ſprach von den Piles, den Säulen; die Göttin Tutela iſt offenbar erſt durch gelehrte Vermuthung hereingekommen. Was es war, geſtehe ich nicht zu wiſſen. Gegen einen Tempel ſpricht die mehr einem Quadrat ſich nähernde Form des ſchon zu Vinets Zeit nicht geſchloſſenen Raumes, da ſonſt in der Säulenſtellung keine dem entſprechende Eigenthümlichkeit des etruskiſchen Tempelbaues ſich zeigt. Auch iſt die Lage vor den Stadtmauern und ſo nahe für einen Tempelbau nicht eben gewöhnlich, dagegen um ſo mehr für Bauten der öffentlichen Schauluſt oder der Grabdenkmale. Ob das Gebäude nur eine offene Halle war zum freien Ergehen, oder nicht vielmehr mit einer größern Anlage in Verbindung ſtand, wage ich nicht zu beſtimmen. Ein anderes in ſeiner Gattung beſtimmtes Römerwerk iſt aber auch in Bordeaux weit außerhalb des antiken Stadtbezirkes zu finden: ich meine le Palais Gallien. Es koſtete mir einige Mühe dem archäologiſchen Drange darnach zu genügen: ich befand mich bereits längere Zeit in der Vorſtadt S. Seurin, ja in der nach dem Palais benannten Straße ohne Kunde über ein römiſches Alterthum erhalten zu können. Die Straße ſelbſt ließ in ihrer Krümmung am Ende wohl vermuthen, daß ich mich innerhalb des geſuchten Zauberkreiſes bereits bewegte. Und in der That wenige Schritte zu meiner Linken in das Gäßchen Rue du Coliſee eingebogen, ſtand ich vor einem merkwürdigen, ſichtlich tief in der Erde ſteckenden Thor, das aus ſechs auf einanderfolgenden, zum Theil nur mit dem Gewölbe erhaltenen ſich immer nach Innen verjüngenden Thoren beſtand. In den Gärten zur Rechten und Linken konnte ich, einmal die Richtung kennend, die hohen, vielfach mit Grün überdeckten, mit mancherlei ärmlichem Anbau verſehenen Mauern weit verfolgen, die ihre ovale Natur nicht verläugneten. Ich befand mich in der Area eines Amphitheaters, vor dem einen Eingangsthor desſelben, an dem, wie natürlich, die allmählich aufſteigenden ſechs concentriſchen Mauern mit ihren Zwiſchengängen klar zu Tage traten. Das Mauerwerk trägt ganz den ſpätrömiſchen Charakter: Ziegelbau und Bruchſteinreihen wechſelnd, die Arbeit ſelbſt oft flüchtig gemacht. Von dem grandioſen Quaderbau, wie er z. B. in Nimes und Arles ſich zeigt, habe ich hier nichts geſehen. Noch Millin, welcher den Längendurchmeſſer auf 226 F., den Breitedurchmeſſer auf 166 F., die Höhe auf 60 F. angibt, erwähnt ein zweites Eingangsthor, welches ich nicht geſehen habe. Der Name des Gallien haftet an dieſem Bau; die Volksſage hat eine Galiene, eine Tochter des Königs Galatre von Toledo, daraus gemacht, mit der Karl der Große einſt heimlich hier gelebt habe. Das Amphitheater ward zum Palaſt, zum Herrenſitz, zur Burg, wie es in der That in Rom, in Nimes, Orange, auch wohl hier

der Fall wirklich war. Erſt 1292 ſoll die Zerſtörung des Gebäudes begonnen haben. Mit dem Namen Gallienus hat die Tradition die Zeit der Erbauung wohl ziemlich richtig getroffen. Vor der Mitte des 3ten Jahrhunderts iſt der Bau des Amphitheaters ſchwerlich zu ſetzen. Aber Kaiſer Gallienus, bekanntlich mit ſeiner Macht faſt ganz auf Italien eingeſchloſſen, während alle bedeutenden Provinzen ihre Uſurpatoren hatten und Gallien beſonders eine ganze Reihe derſelben in ſeiner Mitte auftreten ſah, zum Theil alle abhängig von der das Heer beherrſchenden Valeria, iſt perſönlich bei dieſem Bau ſchwerlich betheiligt geweſen. Wahrſcheinlich können wir dem Uſurpator Tetricus und ſeiner Regierung ihn zuſchreiben, der hier in Bordeaux, überhaupt in Aquitanien ſeinen Halt hatte. Merkwürdigerweiſe iſt der Name Gallien auch in Poitiers mit dem Amphitheater verknüpft: dort bilden auch les Arenes und le Palais Galien die Bezeichnung für dasſelbe. Es war übrigens natürlich, daß die ganz romaniſirte Stadt ein Amphitheater, den Mittelpunkt aller Feſte der ſtädtiſchen Menge, die ächt römiſche Uebungsſchule der an Blutvergießen gewöhnten Cohorten erhielt. In der Regel werden ſie aber außerhalb der Mauern erbaut.

Wir könnten von dem Palais Gallien leicht weiter wandern zu einer ergiebigen Fundſtätte römiſcher Antiquitäten, hinaus die lange Todtenſtraße zu dem ſogenannten Cimetiere de Terre Negre. Aber ziehen wir es vor, das dort zufällig Gefundene in dem Muſeum zuſammen mit allen andern Funden aufzuſuchen. Dieſes befindet ſich in einem großen Eckgebäude an der Allee Tourny zugleich mit der Bibliothek und dem Naturaliencabinet. Schon in dem Hofe ſind große Architekturſtücke zerſtreut, der Antikenſaal mit einem Nebenzimmer iſt faſt überfüllt. Da liegen große Architrav- und Geſimsſtücke, Säulenbaſen und Fragmente der Schäfte beiſammen, meiſt auf einer Stelle im Bereiche des frühern erzbiſchöflichen Palaſtes, des jetzigen Chateau, und des Hotel de Ville, das daran ſich ſchließt, gefunden; da fehlt es an Grabinſchriften nicht, ein intereſſanter Altar mit Reliefs auf drei Seiten, die den thronenden Jupiter, Juno an ein Poſtament gelehnt, endlich Leda ſtehend mit dem Schwan uns zeigen, beſchäftigt uns länger. Zwei Statuen in römiſcher Senatorentracht, eine heroiſche Bronzeſtatue, einzelne Köpfe, auch eine Schauſpielermaske, mehrere Reliefs, unter denen eines uns eine Bauſcene verführt, vier Arbeitergeſtalten, die eben beſchäftigt ſind an Seilen Balken emporzuziehen, kleine Thonmedaillons in der Terre Negre gefunden, die uns eine ſäugende Mutter mit einem, auch zwei Kindern zeigen, alſo eine Juno oder Ceres, dann eine Fülle kleiner Bronzen, in Statuetten, Tafeln, Nadeln führen bei näherer Betrachtung uns trotz ihrer gegen das bisher in ſüdfranzöſiſchen Muſeen Geſehene zurückſtehenden Anzahl und Werth doch in die verſchiedenſten Seiten des römiſchen Culturlebens zurück.

Das Mittelalter hat von ſeinen zwei künſtleriſchen Hauptformen, dem romaniſchen und gothiſchen Styl, in Bordeaux an Kirchenbauten intereſſante Beiſpiele hinterlaſſen: jenen haben wir in den zwei faſt entlegenſten Kirchen, Ste Croix und S. Seurin, zu ſuchen; dieſer tritt uns impoſant entgegen an der Kathedrale S. André, an S. Eulalie, S. Pierre, dann vor allem an S. Michel. Von weltlichen Gebäuden bilden die bereits geſchilderten Thore mit die einzigen Zeugniſſe; der einſt prachtvolle, im gothiſchen Styl erbaute Palaſt des Erzbiſchofs hat den modernen Halbſäulen und gebogenem Frontiſpiz des jetzigen Chateau Platz machen müſſen. Die nationale Stellung von Bordeaux hat in dieſen Bauten auf höchſt intereſſante Weiſe ſich ausgeprägt. Während in den romaniſchen Bauten, beſonders ihren ältern Theilen höchſt bizarre Formen, eine merkwürdige Erhaltung ſpätrömiſcher Architekturtheile und zugleich die Fülle der ganz kirchlichen Plaſtik ſehr freundlich erſcheinen, unſere weitere Wanderung durch Aquitanien aber uns hierin eine dieſem Lande durchgehends nationale Bildung erſchließt, ſind wir auf einmal bei den gothiſchen Bauten wie unter einen andern Himmel, auf einen andern Boden verſetzt, ja es heimelt uns hier entſchieden an. Gegenüber der ſonſtigen Ausbildung der Gothik in Südfrankreich erſcheint ſie hier kräftig, maſſenhaft, und doch zur ſchlanken Höhe in kühnen Spitzen, durchbrochenen Fenſtergiebeln emporſtrebend. Man ſieht, hier haben Generationen mit voller Kraft und Luſt in dieſem Styl gebaut. Das ornamentiſtiſche Element, das uns dort bei den romaniſchen Kirchen ſo überreich entgegentrat, iſt jetzt ſehr gemäßigt. Die politiſche Geſchichte gibt uns hierüber bündigen Aufſchluß: Bordeaux iſt immer ein wichtiger ſüdlicher Haltepunkt jenes zähen, gegen das fränkiſche Leben auch unter den Karolingern reagirenden aquitaniſchen Herzogthums, in dem die romaniſirten Celten am reinſten und längſten ſich abgeſchloſſen. Eine Zeitlang eigene Grafſchaft, dann mit der Gascogne und ſpäter unmittelbar der den Namen des umfaſſenden Aquitaniens in ſich tragenden Guyenne unter den Grafen von Poitiers vereinigt, kommt es ſeit 1152 unter die Herrſchaft der engliſch-normanniſchen Könige und wurde bei den 300jährigen Kämpfen der Kronen Frankreich und England ein Stützpunkt der engliſchen Macht. Die Bürgerſchaft von Bordeaux, mit ihren Handelsintereſſen und dem ſtädtiſchen Verkehr den Engländern nahe verknüpft, blieb ihnen der Geſinnung nach treu ergeben. Erſt 1451, nachdem die Hauptpunkte an der unteren Garonne, das feſte Blaye, Bourg, Libourne, Caſtillon gefallen waren, übergaben ſich dieſelben dem gewaltigen Dunois, aber ſchon 1452 im October ſehen wir Talbot auf die Einladung eines großen Theils der Bürgerſchaft Bordeaux neu beſetzen, und es bedurfte der ganzen Concentration der königlichen Macht, um Talbot zu bekämpfen, nach ſeinem Tode Bordeaux zur Uebergabe zu zwingen. Der engliſch-normanniſche Styl der Gothik iſt es nun auch, der in jenen großen Bauten ausgeprägt iſt, während die Werke des romaniſchen Styls wenigſtens ihrer Grundanlage nach vor dieſen Einfluß fallen.

Die Façade von St. Croix überraſcht an der abgelegenen Stelle, wenn man hinter den ſchwarzen, unfreundlichen Werkſtätten des Quais oder wie ich, zuweit über das Ziel hinausgegangen, auf ſchmalem Pfade zwiſchen Gärten und den einförmigen Mauern des Abatteir ſich durchfindet, außerordentlich. Der Platz davor iſt wenig beſucht und reichlich wuchert das Gras. Da erhebt ſich die alte Abteikirche mit glänzender Pracht in einem Mittelbau und zwei breiten Thurmbauten, von denen aber der eine allein über den Mittelbau flach abgeſchnitten herausragt, während der andere nur in der unterſten Abtheilung durch das reiche Ornament noch ſeine urſprüngliche Anlage bezeugend einem breiten Seitenſchiff ähnlich abgedacht iſt. Ein prachtvolles Hauptportal und zwei ſchmale, nie zur Benützung eingerichtete Seitenportale mit ſteilem Halbkreis nahmen die Hauptmaſſe des unteren Theiles vom Mittelbau ein und ſind in ihren Gliederungen durch die verſchiedenartigſten Ornamente, als den Zickzack, Sterne, Schnabelſpitzen, Schachbrett, dazwiſchen

einer Reihe unter Baldachinen ſitzenden Geſtalten bedeckt. Blinde Bogenfenſterpaare füllen den Raum über den Seitenportalen; darüber erhebt ſich der obere, etwas ſchmalere Theil in zwei durch Geſimſe geſchiedenen blinden Galerien, die offenbar früher bildliche Darſtellungen enthielten. Auch hier ſind jene Geſimſe durch antikiſirende Dielenköpfe und Blattornamente, alle Bogen aber mit dem Zickzack überkleidet. Beſonders intereſſant iſt die Thurmgliederung. In dem untern Theile der Façade ſich noch anſchließend wird ſie im oberen zu einem reichen Halbſäulenbau, zwiſchen dem drei Reihen von je vier einzelnen Bogenfenſtern ſich öffnen. Die Ecken ſind durch Halbſäulenmaſſen markirt. Hier macht ſich in dieſen Etagen von Halbſäulen und Geſimſen ein merkwürdig antikiſirendes Element geltend. Auch die Chorſeite bewahrt in den drei Rundniſchen noch den romaniſchen Charakter, während die Gothik die nördliche Seite durch ſchwere Strebepfeiler und ſpitzbogige Fenſter verändert, ja in die Façade ſelbſt durch eine kunſtvolle Roſette ſich gedrängt hat. Die Moderniſirung, die das Innere zum großen Theile umgewandelt hat, kündigt ſich endlich von außen als flaches nacktes Frontiſpiz über der Fülle mittelalterlicher Ornamentik an. Von den hiſtoriſchen Daten der Abtei iſt nur bekannt, daß eine nicht weiter begründete Tradition ſie bereits in die Merovingerzeit, in das Jahr 650 zurückverſetzt; ihre ſichere Gründung aber fällt erſt unter dem Grafen Guillaume le Bon in der erſten Hälfte des 10ten Jahrhunderts, wo überhaupt Bordeaux ſich nach den verwüſtenden Angriffen normanniſcher Seefahrer wieder hebt, der glänzende Façadenbau iſt aber nach aller Analogie nicht vor 1150 zu ſetzen. Die anerkannt außerordentliche Bauthätigkeit, welche Heinrich II von England (1152 — 1189) in den Städten ſeiner franzöſiſchen Beſitzungen entwickelte und die überhaupt mit den glänzendſten Bauwerken des romaniſchen Styles im Süden Frankreichs gleichzeitig iſt, iſt aller Wahrſcheinlichkeit auch hier in Anſchlag zu bringen. Ja, wir möchten in der Vereinigung beſtimmter Ornamente einen Einfluß des normanniſch-engliſchen Geſchmackes kaum verkennen, während die Geſammtanlage und beſonders die Thurmgliederung ganz eigenthümlich ſüdfranzöſiſch iſt.

Der Rückweg von St. Croix in die Mitte der Stadt führt uns unmittelbar an St. Michel vorüber, deren Lage mitten im alten, von prachtvollen Bäumen beſchatteten Kirchhof wir bereits von der Höhe des Thurmes bemerkt hatten. Sie erſcheint uns mit ihren gewaltigen Strebepfeilern und hohen Fenſtern, mit dem Portal, an welchem das Opfer Abrahams von den Sculpturen noch ſichtbar iſt, als ein Bau der ſpäteren Gothik. Ein beſonderes Intereſſe erregt aber der auch hier von der Kirche getrennte, vor der Weſtfaçade ſtehende, mächtige Thurm, durchaus als ſelbſtändiger, von breiter Baſis allmählich in Spitzen und Feuſtergiebeln ſich verjüngender Bau, aber ſtatt der frühern, auf dem Stadtplan von 1566 noch verzeichneten ſtattlichen Spitze jetzt nur mit dem leichten Gerüſte eines Telegraphenhäuschens verſehen. Seine Vollendung fällt bereits in die franzöſiſche Zeit, zwiſchen 1472 und 1492. Mit verdrießlicher Miene läßt der eben beim Eſſen beſchäftigte Thurmwärter, welcher in einem kleinen Hauſe daneben wohnt, ſich herbei mich in die unteren Räume dieſes Thurmes zu führen. Mit Kienfackeln ſtiegen wir die enge Treppe in den unterſten Raum hinab, wo uns in einem großen Raum ſich ein merkwürdiges, aber Entſetzen erregendes Schauſpiel darbietet. Rings an den Wänden ſind in dichter Reihe die ausgetrockneten Leichen aufgeſtellt, die man bei einer Veränderung des Bodens der Kirche, einem Hauptbegräbnißplatz der vornehmen Bordelaiſer, noch wohl erhalten fand, und nun zur dauernden Aufbewahrung in das trockene Verließ des Thurmes gebracht hat. Die genauere Betrachtung wird uns von unſerem Begleiter nicht erlaſſen, und ſo muſtern wir dieſe nackten Mumien, an denen die Fetzen ſeidener Gewänder noch herumhängen, einzeln nach ihren wohl erhaltenen Theilen. Wie trefflich iſt dieſe Hand noch erhalten und jene Naſe, bekanntlich der vergänglichſte Theil unſeres Antlitzes, und wie haften die Haare noch am Schädelknochen! Auch Name und Stand wird uns bei vielen dieſer kläglichen, und doch ſo treu den Typus bewahrenden Geſtalten, genannt. Wahrlich ein Anblick werth Shakſpeareſchen Humors oder der künſtleriſchen Hand eines der großen Todtentanzmaler!

Wir begrüßen freudig die helle Mittagsſonne, ſolcher Todtenwelt entſtiegen, und ſetzen unſere Wanderung weiter fort. Ein Verſuch in dem College, dem Sitze der beiden philoſophiſchen Facultäten, uns näher umzuſehen mißlingt, wir können nur in die untere Halle dringen, wo die Vorleſungen alle erſt auf Anfang November angekündigt ſind. Ebenſo treten wir vergebens in den Prachthof des ſogenannten Chateau ein, deſſen Hauptgebäude von der Gemäldegalerie und der Malerſchule eingenommen ſind. Aber der Prinzpräſident hat hier gewohnt, die Bilder haben dem hohen Beſuch ſich anbequemen müſſen, und heute, acht Tage allerdings ſchon nach jenen berühmten dort geſprochenen Worten: l'empire c'est la paix, iſt man mit der Reinigung und Ordnung der Zimmer beſchäftigt. Die Frau des Concierge, eine überraſchend ſchöne Geſtalt, hält eben ein ſehr angelegentliches Zwiegeſpräch zu dem Fenſter des einen Prachtzimmers hinaus mit einem fein gekleideten Herrn, ſie findet das Drängen des Fremden, wenigſtens das bereits Geordnete zu ſehen, faſt inſolent, und iſt allen Verſprechungen guter Belohnung gegenüber taub. So haben wir alſo die Gemäldegalerie von Bordeaux nicht geſehen, über deren Bedeutung wir allerdings nicht unterrichtet ſind. Wir ſind bereits an einem Prachtbau vorübergegangen, zu dem uns jetzt um ſo größere Muße bleibt, die Kathedrale St. André. Vergebens ſuchen wir einen Eingang vom Weſten, hier verſchwindet auf einmal der Bau hinter ganz modernen Häuſern, und wir erkennen erſt ſpät in einem einfachen Hausdurchgang den Zugang zur Kirche, die ja der Ordnung nach hier ihr hohes Portal öffnen ſollte. Auch das Hauptſchiff iſt von Gebäuden eingeſchränkt, aber wir erkennen doch an den einfachen ſpitzbogigen Fenſterpaaren und den beſcheidenen, ſchmuckloſen Strebepfeilern des Mittelſchiffes leicht den frühgothiſchen Bau, der ſeit 1252 begonnen ward. Um ſo mehr überraſcht das Nord- und Südportal und der prachtvolle mit ſechs Capellen ſich abſchließende Chorbau. Zu 300 Fuß ſteigen die leichten Spitzen der die Portale einſchließenden, aus ihnen gleichſam erſt emporwachſenden Thürme auf. Und wie ſchlank und leicht wölbt ſich dazwiſchen die Portalniſche mit ihren Apoſtelſtatuen und dem Relief des ewigen Gerichtes! Eine leichte, falſche Galerie und die Roſette durchbrechen die Oberwand der Façade. Der Chor trägt in jeder Beziehung, im Maaßwerk der Fenſter, in den Fenſtergiebeln, in den Fialen und Strebebögen das Gepräge der vollendeten, aber immer noch ſtrengen Gothik vom Ende des 13ten Jahrhunderts. Das Innere iſt mit gewaltigen Gerüſten ganz verbaut: man will das ſehr breite Schiff

und den Chor aller ungehörigen ſpäteren Zuthaten entkleiden, und es in Form und Farbe der urſprünglichen Anlage zurückgeben. Auch hier tritt uns die großartige Thätigkeit des Gouvernements für die Erhaltung der hiſtoriſchen Monumente im Verein mit den zu großen Opfern in dieſer Beziehung bereitwilligen Leitern der katholiſchen Kirche Frankreichs lebendig entgegen; alles, was in Deutſchland in dieſer Beziehung geſchehen, iſt bis jetzt nur ſporadiſch zu nennen. Intereſſant war mir der Galerieaufbau an der Weſtſeite: ſofort war in den antiken Säulenſtellungen, einem Frontiſpiz und vor allem den dazwiſchen eingefaßten Reliefſculpturen die feine Renaiſſance aus der Zeit von Franz I zu erkennen. Und eine Inſchrift weiſt hier auch das Jahr 1525 und das Wappen der Grammont als Stifter auf.

Noch bleibt uns unter den wirklich intereſſanten Kirchenbauten einer übrig, es iſt dieß St. Sevrin. Weit im Weſten der Vorſtadt, jenſeits des Amphitheaters liegt dieſe Kirche im Hintergrund eines unregelmäßigen, großen, mit Bäumen bepflanzten Platzes, der jetzt den verfänglichen Namen trägt, Allée d'Amour. An ſie ſtoßen die alten Kloſtergebäude, die einen höchſt merkwürdigen Kloſterhof mit Sarkophagen altchriſtlicher Form, die in Rundbogen ſtehen, umſchließen. Der Sage nach hat Chriſtus ſelbſt mit 5 Biſchöfen ihn als Grabſtätte geweiht. An dem Bau der Kirche, welche bis auf den Chor im Rundbogenſtyl gebaut iſt, aber mancherlei Moderniſirung erlitten hat, iſt das Hauptſchiff und der Unterbau des Thurms unter den romaniſchen Bauten ſehr frühzeitig zu ſetzen. Der letztere iſt durch einfache Halbſäulen und Querbänder, die um jene auch herumlaufen, gegliedert, aber ohne jede Fenſterdurchbildung. Bedeutend jünger iſt das ſüdliche Seitenportal, vor dem ein reicher Vorbau in einem halben Achteck als Halle vorgeſchoben iſt. Da öffnet ſich in reicher Säulen- und Pfeilerperſpective die mittlere in Kleeblattform ſich abſchließende Thür und zwei kleinere Bogenpforten zur Seite. Die Plaſtik hat in reichem Maaße die Bogen derſelben gefüllt. In der Mitte erſcheint Chriſtus als Weltrichter, je ein Engel zu beiden Seiten, Maria und Johannes als Fürbitter knieend. Unter ihm bläst ein Engel zur Auferſtehung in die Poſaune, während der andere bereits in der Wage eine Seele wägt, an deren anderer Schale ein Teufel ſich krampfhaft anklammert. Eine tiefere Reihe zeigt dann die Auferſtehung der Todten, die Oeffnung der Gräber in einer Anzahl ſehr charakteriſtiſcher Situationen. Vier große Apoſtelgeſtalten, darunter Petrus, ſchließen die Wand zu beiden Seiten ab. Dieſe ſetzen ſich dann zu je vier an dem rechten und linken Seitenportal fort und werden hier durch die Eccleſia, dort durch die Geſtalt des alten Bundes abgeſchloſſen. Die letztere trägt alle dahin zielenden Symbole: die Binde um die Augen, das Kopftuch, die Geſetzestafel und die ihr zu Füßen geworfene Krone. Die oberen Theile des Spitzbogens der Seitenportale werden durch kleine, mir in ihrer Bedeutung nicht klare Reliefs ausgefüllt; eines derſelben zeigt einen im Bett liegenden Kranken, eine knieende Geſtalt und einen Biſchof, welcher offenbar als Heilender hinzutritt. Intereſſant iſt es, daß eine um die Hauptthüre herumlaufende Inſchrift uns Jahr und Stifter dabei angibt: denn als ſolcher iſt jedenfalls der Canonicus zu faſſen, deſſen Todesjahr und lange Lebensdauer darin ausgeſprochen wird. Sie lautet: **Anno domini MCCLX septimo Kal. Jul. obiit Raimundus de fonte canonicus et sacerdos hujus ecclesie aet. CVI requiescat in pace Amen.** Ich brauche nicht zu erwähnen, wie trefflich dieſe Zahl mit dem Style des Werkes, beſonders den architektoniſchen Uebergangsformen ſtimmt, welche neben den frühgothiſchen der Neubauten bei der Ausſchmückung älterer noch tief in das 13te Jahrhundert ſich erhielten.

Der Nachmittag iſt bereits ſtark hereingebrochen, unſere Wanderung zu den intereſſanteſten hiſtoriſchen Denkmalen der Stadt vollendet; nutzen wir noch den warmen Sonnenſchein des Octobertages zu einem Gang in die Todtenſtadt des modernen Bordeaux, die uns bei St. Sevrin nahe liegt. Es iſt ſeit meinen Knabenjahren mir immer ein intereſſanter und lehrreicher Beſuch geweſen, der Beſuch auf den Kirchhöfen, wie in der Heimath, ſo bei neuen, von mir kennen gelernten Städten. Es ſpricht ſich hier in der Geſammtanlage, in der größeren oder geringeren Fürſorge für die Gräber, in der Art der Denkmäler, in all den verſchiedenen Ausdrücken menſchlichen Schmerzes und Hoffens meiſt ein beſtimmter durchgehender Charakter, eine im übrigen Leben zunächſt faſt ganz ſich bergende Seite des Gemüthes in aller ſeiner Schönheit, aber auch Caricatur aus. Und dann lernen wir hier im Ueberblick die Familien kennen, welche durch Generationen hindurch den Stamm einer Stadt gleichſam bilden; ihre Namen, die Geburtsorte geben uns einen Maaßſtab für die Miſchung der Nationalitäten an einem beſtimmten Ort. Und ſelbſt die kunſthiſtoriſche Betrachtung findet hier ihre volle Rechnung, theils in wirklich erfreulichen Kunſtwerken, theils in der dem allgemeinen Kunſtgeſchmack folgenden Veränderung der Denkmälerformen. Es gibt in dieſer allgemeinen Beziehung kaum lehrreichere Stunden, als die man auf dem Pere Lachaiſe in Paris verlebt. Denn — um dieß überhaupt als eine durchgängige Erfahrung hinzuſtellen — die Franzoſen, ſo kurzlebig, ſo der Gegenwart und ihrem Genuß hingegeben die Menſchen auch durchſchnittlich ſind, widmen ihren Todten eine auffallend große, ja rührende Sorgfalt: die Gräber ſind meiſt umſchloſſen, zierlich und rein erhalten, mit Blumen geſchmückt, reinliche Wege von ſchönen Bäumen umſchloſſen führen zwiſchen durch, Capellen erheben ſich häufig über dem Grab, die öfter beſucht und im Innern mit Altarbildern, mit Statuen geziert werden. An kurzen und ſchlagenden Inſchriften ſind ihre Grabſtätten reich. Hier wirkt die perſönliche und Familieneitelkeit allerdings wohl mit, aber ſie mindert dadurch den Werth einer das menſchliche Leben auch über den Tod hinaus mit Anmuth und Rückſicht veredelnden Geſinnung nicht. Es iſt bekannt, welch ſcharfen Gegenſatz die Engländer dazu bilden in ihrer gänzlichen Vernachläſſigung aller Gräberfürſorge. Auch der Italiener iſt darin verſchieden: ihm iſt es allerdings Bedürfniß und Pflicht, die berühmten oder doch bekannten Todten ſeiner Vaterſtadt durch ein ſchönes Denkmal im Campoſanto zu ehren, aber die Gottesäcker ſelbſt entbehren faſt immer der Ordnung und Zucht. Am ſchwerſten möchte es auch in dieſer Beziehung ſeyn den deutſchen Charakter zu bezeichnen.

Doch zurück nach Bordeaux: die Straße, welche zum Cimetiere de la Chartreuſe führt, kündigt ihr Ziel durch die Händler mit Kränzen, Blumen, durch die Werkſtätten von Marmor-, Sandſtein-, Holzarbeitern hinreichend an. Etwas zurück liegt die moderne Kirche der Karthäuſer, in welcher ſo eben Vorbereitungen zu einem Todtenamt getroffen werden. Wir treten durch ein hohes Gitter in den ſehr weit als unregelmäßiges Viereck ſich ausbreitenden Kirchhof

ein. Er iſt ziemlich regelmäßig durch Alleen der prachtvollſten Cypreſſen eingetheilt. Ich habe dieſe noch nirgends in ſolcher Größe und Schönheit geſehen. Größere Monumente, wie Pyramiden, griechiſche Tempel, gothiſche Capellen bilden meiſt den Proſpect der weiten Gänge. Sie ſind aus edlem Material, aus dem Pyrenäenmarmor, Büſten, Reliefs aus carrariſchem gearbeitet. Ich zeichne unter ihnen aus die auf einer Pyramide ſtehende Büſte des Henry Fonfrede († 1841), dem ſie von ſeinen Mitbürgern geſetzt ward; dann das Denkmal der Familie de la Croix, des Miniſters in den Jahren 1796/97 und ſeines Sohnes, des Marſchalls, welcher 1845 ſtarb; dann den griechiſchen Antentempel, der die Aſche Moreau's birgt. Es war allerdings eine für den franzöſiſchen Nationalſtolz mißliche Sache, Moreau, der, trotz ſeiner entſcheidenden Siege und trefflichen Kriegsführung im Anfang der Napoleoniſchen Zeit, durch ſein ſpäteres Verhältniß zu Rußland Napoleon gegenüber, durch ſeinen Tod in den Reihen der Feinde bei Dresden als Verräther der Nation in der öffentlichen Meinung daſteht, durch ſeine Familie öffentlich ehren zu laſſen. Die Inſchrift Grand capitaine, noble citoyen drückt den Wunſch der letztern

Sa seule pensée fut
le bonheur de sa patrie

ihm die Ehre eines wahren Patrioten zu retten lebendig aus. Einfach und kurz, aber ſehr bezeichnend iſt die Inſchrift der Grabſtätte der Religieuses de notre Dame: Là le travail - Ici le repos mit den Symbolen des Kreuzes und Grabſteines. Unter den Namen machte ſich die große Zahl ſpaniſcher ſehr bemerklich, da gab es Pozo de Magua, de los Rios, Cavalhos u. a. Eine ungariſche Familie aus Gyula ſtammend, Chokka, fiel mir auf, ſo wie manche Verſchmelzung nordiſcher, holländiſcher mit franzöſiſchen, z. B. Oldekop-Mareilhac. Deutſche Namen fanden ſich ſehr wenig, was ganz natürlich, da die große Zahl hier lebender Deutſchen faſt durchgängig Proteſtanten ſind, welche ihren eigenen Gottesacker haben. Es war noch leer in den Gängen, nur einzelne Leute mit dem Sammeln des fallenden Laubes beſchäftigt, dort Steinmetzen und Maurer an einem Grabmal. Nach Süden blickte man über die niedrige Mauer und ein ſumpfiges Terrain auf Felder und Gärten. Stille und Ruhe genug, in der Gräberwelt die Rückſeite gleichſam des großen, geräuſchvollen Lebens einer Handelsſtadt zu ſtudiren! Jedoch es wird Abend und der Sonnabend ſcheint noch viel Beſucher hieher zu locken; ein Leichenzug tritt in das Thor ein, kehren wir raſch durch die Stadt an den Hafen zurück, um dort von der Brücke aus die prächtige Abendbeleuchtung zu genießen.

Albaneſiſche Studien

von Dr. J. G. von Hahn.

Zweiter Artikel.

Eine höchſt merkwürdige Erſcheinung bleibt es immer, daß in der gänzlichen Umwandlung, welche die Völker des illyriſchen Dreiecks von den Karpathen bis zum ägäiſchen Meere betraf, ein ſo bedeutender Reſt der alten Volksſtämme übrig geblieben iſt. Die Abgeſchloſſenheit der Gebirge und die innere Lebenskraft des Volksſtammes können allein die Erklärung geben. Schon Strabo meldet von dem Verfall der epirotiſchen, illyriſchen und macedoniſchen Völker, der Verödung vieler Städte und der Umwandlung weiter Landſtriche in unzugängliche Wälder. Wir wollen gleich ſchildern, wie die Natur des Landes in mehreren Strichen die Eingebornen ſchützte, vorerſt aber werfen wir auf die Geſchichte einen kurzen Blick. Wie die Römerherrſchaft die Verödung der unterworfenen Länder förderte, davon hat Fallmerayer ein faſt ſchauerliches Gemälde im zweiten Capitel ſeiner Geſchichte von Morea entworfen, und dieſe Verödung mußte die epirotiſchen und illyriſchen Länder um ſo mehr treffen, je weniger ſie durch geiſtige Bildung gehoben waren. Die Stürme der Völkerwanderung beginnen für Albanien am Ende des 4ten Jahrhunderts, wo Alarich einen großen Theil des Landes beſetzt, und die Herrſchaft der Gothen dauerte mit einzelnen Unterbrechungen etwa 130 Jahre lang; dieſe Herrſchaft konnte aber der Natur der Dinge nach die in ihre Gebirge zurückgezogenen Ureinwohner nur wenig berühren, ſo verderblich ſie auch für die Reſte der griechiſchen und römiſchen Coloniſten ſeyn mochte. Nach der Räumung des Landes durch die Gothen kamen einzelne Verheerungszüge von Gepiden und Herulern, dann von Bulgaren und Avaren vor, und um die Mitte des 7ten Jahrhunderts beginnt die Einwanderung der Serben, die den nördlichen Theil des Landes dermaaßen beſetzen, daß er bis in die Mitte des 14ten Jahrhunderts einen Theil des ſerbiſchen Reichs bildet. In der Mitte des 9ten Jahrhunderts drangen die Bulgaren ein, und errichteten hier ein Königreich, deſſen Reſidenz Ochrida war, und welches Südalbanien, Theſſalien und einen bedeutenden Theil Macedoniens umfaßte. Da um dieſelbe Zeit die Wiedereroberung Morea's durch die byzantiniſchen Griechen eintritt, ſo konnten Kämpfe mit dieſem Bulgarenreiche nicht ausbleiben, und in der erſten Hälfte des 11ten Jahrhunderts wird es vernichtet. Sobald Epirus dem byzantiniſchen Reiche aufs Neue einverleibt iſt, treten auch alsbald die Ureinwohner wieder hervor, und zwar unter dem Namen Albaneſen. „Arweria im engſten Sinne heißt im toskiſchen Dialekte das hinter Avlona gelegene Bergland. Im weitern Sinne begreift der Name auch Chimara (Akrokeraunia), und ſelbſt die Landſchaft Delvino, alſo wohl das ganze alte Chaonien. Die ghegiſche Form iſt Arwenia, und bezeichnet ganz Albanien; im Leben wird dieſe Benennung zwar ſeltener gebraucht als Schkipenia, dagegen iſt ſie in den katholiſchen Gebetbüchern adoptirt. Von dieſer Form iſt das Neugriechiſche Arwanitis gebildet.“ So ſagt unſer Verfaſſer; aus Arwanitis iſt unſer Ausdruck Arnaut geworden, der Ausdruck Albaner kommt aber auch gewöhnlich bei den Byzantinern vor. Ob die Stadt Elbaſſan von einem alten Albanopolis den Namen hat, oder ob letzterer Name, wie manche meinen, ganz fingirt iſt, mag hier dahin geſtellt bleiben, genug der Name Arwen iſt im Lande ſelbſt üblich und der Uebergang von r und l zu häufig, als daß er ein Bedenken gegen den Namen „Albaner“ erregen könnte. Daß im Mittelalter ein Hauptort des Landes, wahrſcheinlich das jetzige Elbaſſan, bald Albanon, bald Arbanon, bald Elbanon geheißen, iſt gewiß.

Wie oberflächlich die ſlawiſche Eroberung geweſen, ergibt ſich aus dem Umſtande, daß man außer einer Anzahl Namen nur ſchwache Spu-

ren ihrer ehemaligen Herrſchaft aufgefunden hat; die 30jährigen Bemühungen der Normannen von Unteritalien aus ſich des Landes zu bemächtigen, konnten begreiflicher Weiſe deren noch weniger zurücklaſſen, wenn es gleich, wie wir aus E. Spencers Mittheilungen geſehen, an einzelnen Familien, die ihren Stammbaum auf Normannen zurückführen, nicht fehlt. Die griechiſche Herrſchaft ſcheint den Urbewohnern als Gegengewicht gegen die bulgariſche Herrſchaft im Süden und gegen die ſerbiſche im Norden gar nicht unerwünſcht geweſen zu ſeyn, wenigſtens finden wir, daß einzelne Gouverneure mit Leichtigkeit zahlreiche Albaneſenheere aufbringen, und daß während des lateiniſchen Kaiſerthums in Konſtantinopel es einem Abkömmling der Komnenen gelingt, ſich in Epirus unabhängig als „Deſpot von Epirus“ zu behaupten. Dieß Deſpotat von Epirus ſpielt eine nicht unbedeutende Rolle, die Albaneſen ſtehen wiederholt für dieſe aus Byzanz gekommenen Deſpoten gegen die fränkiſchen Kaiſer in Byzanz und die fränkiſchen Herzoge in Griechenland, ſowie auch gegen die Bulgaren auf, ſo daß ſich ein religiöſes und populäres Element in dieſen wirren Kämpfen unmöglich verkennen läßt; weſentlich wurde durch dieß Auftreten die Wiederherſtellung des byzantiniſchen Reichs gefördert, wenn gleich auch nach derſelben das Deſpotat beſtehen blieb und ſelbſt in feindſelige Stellung zu dem Kaiſerthum trat. Das Verhältniß des albaneſiſchen Stammes zu den civiliſirtern Bewohnern des Flachlandes ſchildert unſer Verfaſſer ganz genau mit den Worten: „um dieſe Zeit (gegen Ende des 13ten Jahrhunderts) machen ſich die in der Nachbarſchaft von Kanina und Belgrad [1] wohnenden Albaneſen durch fortwährende Streifereien und Raubzüge in den zu dieſen Plätzen gehörigen Diſtricten bemerklich; ſie ſcheinen, ſo wie früher ihre Brüder jenſeits des Schkumbi, allmählich zu Kräften gekommen zu ſeyn, und überſchwemmten nun plündernd das benachbarte Flachland, ſey es daß die Subſiſtenzmittel, welche die ſteilen Gebirge des Kurweleſch und Tomoros boten, für die erſtarkte Bevölkerung nicht mehr ausreichten, oder daß es dieſe bequemer fand, das nöthige Brod von ſchwächern Nachbarn zu nehmen, als es ſelbſt zu ziehen. Die Taktik, welche dieſe Räuber den wieder ſie ausgeſendeten Truppen entgegenſtellten, war die aller in der Ebene raubenden Hochländer: ſie zogen ſich vor den Ausgeſchickten raſch in die zahlreichen Schlupfwinkel ihrer Gebirge zurück, wohin ihnen die Gegner nicht zu folgen wagten; kaum aber hatten dieſe den Rücken gewandt, ſo erſchienen ſie wieder in der Ebene, und ſetzten dort ihr Handwerk fort. Vielleicht war dieſer Zuſtand auch ein althergebrachter, denn das Band, welches die gebirgigen Binnenſtriche Albaniens an das byzantiniſche Reich feſſelte, mochte, nach dem Verhältniß zu den Sultanen zu ſchließen, niemal beſonders ſtark geweſen ſeyn; nennt doch Cantacuzenos die Theſſalien benachbarten Albaneſen geradezu unabhängig.“ Zwar wurden Verſuche gemacht ſie zu unterwerfen, dieſe gelangen aber, wie zu erwarten, nicht, und um ſo weniger als bald darauf, in der erſten Hälfte des 14ten Jahrhunderts, die Serben wieder als Eroberer auftraten, und das byzantiniſche Reich bedrängten, wo man alſo der Albaneſen wieder bedurfte, und dieſe auch um ihrer ſelbſt willen ſich geneigt zeigten die byzantiniſchen Kaiſer zu unterſtützen. Während dieſer Wirren bemächtigten ſich ſogar die Albaneſen des ganzen Deſpotats, d. h. auch des griechiſch redenden Theils, und um die Mitte des 14ten Jahrhunderts finden wir ſie bereits zum erſtenmal in Griechenland ſelbſt genannt, anfangs als Söldner, bald als Coloniſten. In welche Zeit der Anfang des Wiederauflebens des alten Stammes hinaufreicht, läßt ſich nicht mit Sicherheit beſtimmen, ſowie überhaupt ſeine Geſchichte in den anderthalbtauſend Jahren nach dem Fall des macedoniſchen Reichs höchſt mangelhaft iſt: vom 11ten bis 13ten Jahrhundert an mag ſich durch ein genaueres Studium der byzantiniſchen Geſchichtſchreiber noch mehr ermitteln laſſen, aber die vorhergehenden Jahrhunderte, namentlich vom 7ten an werden ſtets dunkel bleiben, und es bleibt faſt nichts übrig, als aus dem jetzigen Beſtand der Bevölkerung und der Beſchaffenheit des Landes Rückſchlüſſe zu machen, die freilich zum Theil höchſt ungenügend ausfallen.

Der Verfaſſer theilt das Land geographiſch in vier oder eigentlich drei Theile; die Seegränze des Landes verläuft von 43° 50′ N. B. bis 39°, d. h. bis zum ambraciſchen Golf, dem jetzigen Golf von Arta; die Oſtgränze iſt im Weſentlichen der Gebirgszug, welcher Theſſalien und Macedonien von Albanien ſcheidet. Der nordöſtliche Diſtrict, am weißen Drin, den man am beſten durch die Städte Ipek, Jakowa und Prisrend bezeichnet, gehört geographiſch genommen kaum zu Albanien, iſt aber doch von Albaneſen bewohnt; der zweite Theil umfaßt das Land von der Moratſcha, welche aus Montenegro kommt und in den Skutari-See fällt, bis zum Ochridaſee, auf deſſen Weſtſeite der Schkumbi entſpringt und die Gränze gegen Süden bildet. Das Land iſt, eine ſchmale Niederung an der See abgerechnet, mit Gebirgen angefüllt, deren Inneres noch ſo gut wie unbekannt iſt. Der Schkumbi bildet, freilich im Groben genommen, auch die Sprachgränze zwiſchen dem ghegiſchen und tosliſchen Dialekt, die ſich nach des Verfaſſers Angabe wie ober- und niederdeutſch verhalten, ſo daß der Ghege den Tosken und umgekehrt erſt nach einiger Uebung verſtehen lernt. Südlich vom Ochridaſee hat das Gebirg eine Lücke, indem der Fluß Dewol ſeine Quellen viel weiter im Oſten, nicht ferne vom Caſtoriaſee hat. Südlich vom Dewol erhebt ſich nun der Berg Grammos, der faſt gerade ſüdwärts fortſtreicht bis zum Zagori oder Pindus, von wo die Flüſſe nach allen Weltgegenden ausgehen, nur nicht geradenweges nach Norden. Hier iſt alſo der Knotenpunkt des ganzen ſüdlichen Gebirgs, ſo daß man faſt beſſer thut, den Grammos mit zum Pindus zu rechnen, und das Gebirge von der Lücke des Dewol, ſüdlich vom Ochridaſee an, als ein Ganzes zu betrachten. Das ſtimmt auch inſofern mehr mit der Geſchichte überein, als die Alten das Land bis zum Schkumbi Epirus nennen, und von da die illyriſchen Stämme beginnen laſſen, wenn gleich in der erſten Römerzeit das Land von Avlona nordwärts bis zum Drin zu Macedonien gerechnet wird. [1]

Es kann nur eine Folge der mannichfachen Schickſale des

[1] In Albanien nämlich, wo es auch eine ſolche von Slaven gegründete Stadt gab, die Cantacuzenos Walagrita nennt, das jetzige Berat.

[1] Ptolemäus nämlich nennt Liſſus (alban. Ljeſch, italien. Alleſſio) am Ausfluſſe des Drin als die ſüdlichſte illyriſche oder dalmatiſche Seeſtadt, und rechnet dann das Land bis zum Meerbuſen von Aulon zu Macedonien, denn er nennt Aulon (Avlona), Bullis (Kanina) und Amantia am akrokeraunischen Meerbuſen als die ſüdlichſten macedoniſchen Seeſtädte, Oricum (Jeriko) aber, am Südende dieſes Meerbuſens gelegen, als die nördlichſte von Epirus. Strabo jedoch nennt die Via Egnatia, die am Schkumbi (Genuſus) aufwärts nach dem See von Ochrida (Lychnitis) und von da nach dem öſtlichen Macedonien führt, als die Südgränze der macedoniſchen Provinz. Am Schkumbi war, wie früher ſchon erwähnt, in der vorrömiſchen Zeit die Gränze zwiſchen Illyrien und Epirus.

Volks ſeyn, daß die Albaneſen nicht bloß an verſchiedene Orte hin Colonien geſendet haben, ſondern daß ſie auch das Gebiet ihres eigenen Landes nicht ganz ausfüllen. Wenn wir Colonien in Sicilien, in Neapel und im öſterreichiſchen Kaiſerſtaat finden, ſo wiſſen wir den Grund leicht anzugeben: ſie ſind vor der Bedrückung der Türken oder ihrer Landsleute geflohen. Wenn albaneſiſche Colonien ſich in der Rhodope in Bulgarien und ſelbſt in Bulgarien finden, eben ſo in Bosnien mitten unter der ſlawiſchen, wie in Griechenland mitten unter der griechiſchen Bevölkerung, ſo ſind die Urſachen gleichfalls nicht ſchwer anzugeben: man hat zuerſt die Albaneſen als Soldtruppen gemiethet, dann ihnen, um ſie in der Nähe zu haben, Ländereien angewieſen, und endlich hat dieß Beiſpiel andere nachgezogen, ſo daß z. B. jetzt der fünfte Theil der Bevölkerung des Königreichs Griechenland aus Albaneſen beſteht. [1]

Schwieriger iſt die Frage, ob die Albaneſen in dem oben erwähnten nordöſtlich albaneſiſchen Vorlande Eingeborne oder Eingewanderte ſind. Die Frage iſt, wie man ſich denken kann, hiſtoriſch durchaus nicht unwichtig: daß hier im Alterthum illyriſche oder wenn man will makedoniſche Stämme wohnten, iſt unzweifelhaft; haben ſich nun dieſe erhalten oder iſt das Land in neuerer Zeit durch Albaneſen aus dem Weſten wieder bevölkert worden? Boué betrachtet dieſe Albaneſen am weißen Drin, die ſich zum Theil bis ins türkiſche Serbien hinein erſtrecken und andrerſeits an der Oſtſeite des Wardar hinab ſich ausdehnen, als ein Miſchvolk aus ſerbiſchem und albaneſiſchem Blut, indem die Albaneſen hier eingewandert ſeyen, um den Platz einzunehmen, der in den Jahren 1690 und 1737 durch die Auswanderung der Serben nach Oeſterreich leer geworden. Allein eine ſo gänzliche Umgeſtaltung der Bevölkerung iſt nicht wohl anzunehmen, und wenn auch in Albanien ſelbſt die Anſicht verbreitet iſt, daß dieſe Stämme aus ihrer weſtlichen Heimath ausgewandert, ſo möchte doch die Sache eine weitere Unterſuchung wohl verdienen. Die Frage iſt um ſo zweifelhafter, als die am weißen Drin wohnenden Malaſoren und Mirditen zu den durch ihre Lage geſchützteſten und unbezwungenſten Stämmen Albaniens gehören, ſich zur katholiſchen Kirche bekennen und — die Malaſoren wenigſtens — ihre halbe Unabhängigkeit einem Freibrief Amuraths verdanken, der ihnen für die gegen den Serbenczar Lazar geleiſtete Hülfe gewährt wurde. Ein Theil dieſer Albaneſen ſtammt alſo zuverläſſig aus alter Zeit, und dieß iſt um ſo beachtenswerther, als er im Lande der alten Dardaner hauſt, und das Verbindungsland zwiſchen Macedonien und Albanien inne hat.

Weſtlich am untern Drin, an deſſen Norduſer die Klementi ſitzen, geht die Sprachgränze zwiſchen Albaneſen und Slawen durch den See von Skodra oder Skutari hindurch: die nördliche kleinere Hälfte iſt ſlawiſch, die ſüdliche größere albaneſiſch. Ueber die ſeltſame Gränzſcheide ſagt unſer Verfaſſer (p. 16): „Auf der Weſtſeite des Sees läuft die Sprachgränze zwiſchen dem ſlawiſchen Dorfe Plawnitza und der Sumpfbucht des großen Sees, von dem Seeufer aber in nördlicher Richtung ausgehend ſtreift ſie mit anfangs öſtlicher, ſpäter weſtlicher Biegung zwiſchen den Dörfern von Wrana (ſlawiſch und griechiſchgläubig) und Tuſi (albaneſiſch und mohammedaniſch), der Stadt Podgoritza (ſlaw. mohammed. und griechiſchgläubig) und dem Dorfe Gruda (alban. und kathol.), und ſteigt dann in nordöſtlicher Richtung zwiſchen den Dörfern Fuadena (halb alban., halb ſlaw.) und Triepſchi (alban. kathol.) mit der Bergkette, welche den nördlichen Rand des untern Semfluſſes bildet, bis zum Berge Kom, von wo ſie, ſo weit das Paſchalik Skodra geht, in öſtlicher Richtung mit den Bergketten zuſammenfällt, welche die Waſſerſcheide zwiſchen der Donau und dem vereinigten Drin bilden. Ueber ihre weitere Fortſetzung gegen Oſten fehlen dem Verfaſſer nähere Angaben.“ Hier iſt alſo die Gränze beider Sprachen ſehr merkwürdig gezogen; beide Stämme wohnen oft in Dörfern neben einander, die Sprache, der Glaube iſt verſchieden; die Albaneſen ſchließen ſich oſtwärts und ſüdwärts an ihre Sprachverwandten an, die Slawen nordwärts und oſtwärts, aber trotz der Sprach- und Glaubensverſchiedenheit ſind Sitten und Kleidung merkwürdig gleich. Der Verfaſſer macht deßhalb in einer ſeiner zahlreichen Noten (ſ. p. 29 Note 39) einige Bemerkungen über dieſe Kleidertracht, und fügt dann hinzu: „wir müſſen uns auf dieſe wenigen Notizen über dieß wichtige Capitel beſchränken, denn dasſelbe ſetzt weit größere Vertrautheit mit dem Weſen und den Eigenthümlichkeiten albaneſiſcher, bulgariſcher, ſerbiſcher, walachiſcher und griechiſcher Tracht voraus, als ſie uns zu Gebot ſteht. Ueber ſeine große Bedeutung nur ein Beiſpiel. Die Ducadſchiner und Maliſſor, die Bewohner der Berdas und die Montenegriner tragen zum größten Theil keine Hemden, und alle einen Ueberrock von weißem Wollzeug ohne Kragen, der die Bruſt offen läßt, bis zum halben Schenkel reicht, und mit einem rothen Gürtel an den Leib geſchloſſen wird. Die zwei erſten Stämme ſprechen albaneſiſch und ſind mohammedaniſch oder katholiſch, die zwei letzten ſprechen ſerbiſch und ſind griechiſche Chriſten. Woher dieſe Aehnlichkeit, die ſich auch auf Sitten und Gebräuche erſtreckt? Sind die Montenegriner ſlawiſirte Illyrier oder die Maliſſor und Ducadſchiner albaniſirte Slawen?“ Solcher Fragen werfen ſich viele in dieſem Erdwinkel auf.

Vom Drin ſüdwärts bis zum Schkumbi wohnen mit nicht nennenswerthen Ausnahmen nur Albaneſen, und zwar vom Ghegenſtamm, zu dem man dieſen ganzen nördlichen Theil rechnen muß, erſt ſüdlich vom Schkumbi beginnt wieder die Miſchung. In der dritten Abtheilung, in dem was der Verfaſſer das Gramuesland nennt, nämlich von Schkumbi bis zur Wojuſſa oder Wiuſſa [1] ſind die Albaneſen, ſchon vom Toskenſtamm, vorherrſchend, aber ziemlich zahlreich ſind Wlachencolonien eingeſtreut, und einige der größern Städte, wie Elbaſſan, Pekin, Cavaja, Durazzo und Berat haben eigene Wlachenviertel. Eine Ausnahme von dieſer Regel macht das Gebiet von Ochrida, wo Wlachen und Bulgaren gemiſcht wohnen, und gar keine Albaneſen ſich finden ſollen. Die vierte Abtheilung oder das eigentliche Epirus im neuern Sinn zerfällt in vier Sprachgebiete, ein rein albaneſiſches, ein rein griechiſches, ein gemiſchtes und ein walachiſches. Zieht man eine Linie etwa vom

[1] Der Verfaſſer ſchlägt ſie auf 200,000 an, und verwahrt ſich ausdrücklich gegen die Behauptung, daß die Albaneſen ein Drittel der Geſammtbevölkerung Griechenlands ausmachen; übrigens iſt er der Anſicht, daß die Albaneſen in Griechenland ſehr ſchnell das Romaiki lernen und die Zeit, wo keine albaneſiſch ſprechenden Leute mehr in Griechenland ſich finden, nicht ſehr fern ſey. Daß das bisherige Regierungsſyſtem der griechiſchen Sprache Vorſchub thun muß, iſt gewiß, ob die Umwandlung ſo raſch geht, möchten wir bezweifeln.

[1] Natürlich nicht ſtreng genommen, denn die nachfolgenden Bemerkungen beziehen ſich auch einigermaaßen auf die Landſtriche nördlich und ſüdlich von dieſen Gränzen.

Caſtoria-See nach Delvino, ſo hat man im NW das rein albaneſiſche Gebiet, das man von NW nach SO etwa von Avlona nach Delvino anſetzen kann. Das Küſtengebiet ſpricht zwei Sprachen, und es läßt ſich in der Regel durchaus nicht angeben, welches die Hauptſprache iſt. Das rein griechiſche Gebiet wird im Weſten durch eine Linie begränzt, die man vom ambraciſchen Golf (G. von Arta) gerade nordwärts zieht, bis ſie mit der oben bezeichneten Oſtgränze des rein albaneſiſchen Gebiets zuſammenfällt. In dieſem Gebiet liegen die Städte Arta, Preveſa und Janina, wo ſelbſt die mohammedaniſche Bevölkerung das Griechiſche als Mutterſprache ſpricht. Das vierte Sprachgebiet iſt das walachiſche am Pindus um Mezzovo. Dieſe walachiſche Colonie iſt abgeſondert von allen andern Wlachen, 60 bis 70,000 Menſchen ſtark; „hier finden ſie ſich", ſagt der Verfaſſer (p. 15) „in dem ungetheilten Beſitz zuſammenhängender Landſtriche, da dieß aber gedehnte Gränzgebirge ſind, ſo gehören die Pinduswlachen zu verſchiedenen politiſchen Verwaltungen, und leben im Zuſtand völliger Vereinzelung. Sie haben daher auch, gleich ihren über die griechiſch illyriſche Halbinſel zerſtreuten Brüdern, alles Gefühl von Zuſammengehörigkeit verloren, wenn ſie es überhaupt jemals beſeſſen haben. Der griechiſch-illyriſche Wlache unterſcheidet ſich von dem Griechen und Albaneſen hauptſächlich durch den Mangel an Nationalſinn und alles deſſen, was damit zuſammenhängt." Auffallend muß es erſcheinen, daß ſie ſich nicht, wie die andern Wlachen des türkiſchen Reichs Romäer, Rum, nennen, ſondern Armeng; ſollte dieß eine Veränderung von „Arwen" ſeyn und eine Erinnernng an den alten albaniſchen Namen vor ihrer Vermiſchung mit römiſchen Coloniſten enthalten?

Es iſt hier wohl der Ort über die in Albanien gewöhnlichen Volksnamen etwas näheres anzugeben, da ſie häufig auf alten Urſprung deuten. Halten wir zuerſt an den alten Abtheilungen von Ghegen und Tosken feſt — welche jedenfalls, wie wir oben geſehen, alt ſind, indem die meiſten alten Geographen die Gränze der illyriſchen und epiroliſchen Völker da ſetzen, wo jetzt die Gränze der Ghegen und Tosken iſt — ſo iſt es auffallend, daß die Namen auf keinen Theil recht paſſen wollen: die Südalbaneſen nennen die Nordalbaneſen im allgemeinen Ghegen, ihr Land Ghegeria, aber die Nordalbaneſen ſehen dieſe Benennung als eine Art Spitznamen an; die letztern nennen die Südalbaneſen Tosken, ihr Land Toskeria, oder eigentlich in ihrem Dialekt Toskenia, in Südalbanien ſelbſt beſchränkt ſich aber dieſer Name auf eine kleine Landſchaft nordweſtlich von Tepelen, dem Geburtsort Ali Paſcha's, am nördlichen Ufer der untern Wiuſſa, doch nennt ſich auch alles, was an der obern Wiuſſa albaneſiſch ſpricht, Tosken. Letzterer Name iſt zuverläſſig alt, ob der der Ghegen gleichfalls, iſt ſehr zweifelhaft; unſer Verfaſſer weiß keinen Stamm für das Wort, erwähnt aber daß in Nordalbanien Ghel, in Griechenland, namentlich auf dem rein albaneſiſchen Hydra, wie bei den Walachen, Ghika ein ſehr gewöhnlicher Name ſey, der auch in Südalbanien unter der Form Ghoghoja vorkommt; wahrſcheinlich iſt alſo der Name bei der durchgehenden Clanverfaſſung der Albaneſen von einem Perſonennamen hergenommen, und zufälligerweiſe auf ganz Nordalbanien übergetragen.

Außer dem Namen Tosken kommen in Südalbanien noch zwei Stammnamen vor, der der Tſamen oder Tſchamen und der der Ljapen. Das Tſamenland, hauptſächlich der Küſtenſtrich Korfu gegenüber heißt im Neugriechiſchen Tſamurja, im toskiſchen Dialekt Tſchameria, im gheg. Tſchamenia. Da dieß Land einen Theil des alten Theſprotiens bildet, und Stephanus Byz. dort einen Landſtrich Kammania anführt, ſo erhält man durch die ſo allgemeine, auch im tſchamiſchen Dialekte beſonders häufig vorkommende Umwandlung des k in einen Ziſchlaut Tſchamania, was der ghegiſchen Form Tſchamenia völlig entſpricht. Die Ljapen (tosk. Liapwi, neugr. Lapis) ſind zuverläſſig ein alter Stamm, wenn wir gleich den Namen aus alter Zeit nicht kennen, denn der Name iſt nicht nur in Griechenland und Albanien allgemein bekannt, ſondern er kommt ſelbſt in dem nordöſtlichen Theile Albaniens in der Nähe des weißen Drin vor. [1] Die jetzigen Ljapen oder Lapiden ſehen den Namen als ein Schimpfwort an, und das Wort wird auch in der Umgegend für einen zerlumpten, unreinlichen, raubſüchtigen Menſchen gebraucht; bei dem räuberiſchen Charakter des Volks kann der Stammname gar wohl dieſe Bedeutung erhalten haben, und dadurch die Lapiden veranlaßt worden ſeyen den Namen abzulehnen; merkwürdig iſt aber, daß ſie auf den uralten Stammnamen Arwer, ghegiſch Arwen, zurückgegangen ſind, aus welchem, wie oben ſchon erwähnt, das neugriechiſche Arwanitis oder unſer Arnaut geworden iſt.

Minder deutlich ſind die Stammnamen im Norden im Gebiet der Ghegen. Der Name der Mat oder Mati iſt wohl alt, und von dem Fluß Mati entnommen oder umgekehrt, der Name der Dukadſchinen, die darauf folgen, iſt neu und wohl ein verderbenes italieniſches oder griechiſches Wort; über den Namen Miriditen iſt nichts näheres bekannt, und der Name der Maleſor oder Maliſor bedeutet einfach Bergbewohner. [2] Die Stämme der Clementi haben ihren Namen von Stammhäuptern, worauf auch die Sagen hingehen. Mehr muß uns hier der Umſtand berühren, daß in Nordalbanien die katholiſche Kirche, im Süden die griechiſche vorherrſcht. Die Veränderung in Nordalbanien ging zur Zeit vor, wo dieſer Landſtrich ſich von der Serbenherrſchaft losriß, nämlich im 13ten und 14ten Jahrhundert. Vielleicht hängt damit auch der Name Miriditen, der allenfalls der Gute, Gerechte, bedeuten kann, zuſammen, denn die Miriditen ſind rein katholiſch, und wer zum Islam übertritt, tritt auch aus der Volksgemeinſchaft aus, der Name könnte alſo eine hierauf bezügliche Bedeutung haben. Wenn andere, z. B. Spencer, von katholiſchen und mohammedaniſchen Miriditen ſprechen, ſo iſt dieß ein Irrthum. Das unterſcheidende ihrer Stellung, ſowie der der Caſtrati und Clementi iſt das, daß ſie obgleich Chriſten keinen Charatſch zahlen. Man hat es wiederholt verſucht, ſie dazu zu zwingen, aber umſonſt, ſie erwehrten ſich der Forderung, und man bedurfte ihrer zu ſehr gegen die unabhängigen Slawen in Montenegro, als daß man den Kampf hätte fortſetzen können. Die Geſchichte dieſer nördlichen Stämme am untern Lauf des Drin, ſo weit ſie bekannt iſt, macht es wahrſcheinlich, daß dieſer Landſtrich zum Theil von Süden herauf albaniſirt wurde, hauptſächlich zur Zeit, wo die Nordalbaneſen die ſerbiſche Herrſchaft abſchüttelten, und zugleich den katholiſchen Glauben annahmen. Dieß führt uns auf die religiöſen Spaltungen des albaneſiſchen Volks.

---

[1] Ob die nordillyriſchen alten Japodes oder Jappdes, wie Hahn vermuthet, damit zuſammenhingen, müſſen wir dahin geſtellt ſeyn laſſen.

[2] Nach dem angehängten Lexikon heißt nicht nur Malljeſia Berggegend, Malljeſuar oder Malljeſor Bergbewohner, hauptſächlich im Gegenſatz gegen den Städter, ſondern Malljezia iſt auch der Name für Montenegro.

Die Geſchichte Nord- und Südalbaniens drehen ſich, ſo zu ſagen, ſtets den Rücken: nie haben die Epiroten ins nördliche Albanien eindringen und ſich dasſelbe unterwerfen wollen, nie die Nordalbanier das ſüdliche. Abgeſehen von der alten Geſchichte, ſo iſt bemerkenswerth, daß Epirus unaufhörlich mit Theſſalien und Griechenland, nur wenig mit Nordalbanien in Verbindung tritt. Das Deſpotat von Epirus hat am Schkumbi, oft an der Wiuſſa ein Ende; in neuerer Zeit haben die Erb-Paſchas von Skodra ſich nie um den Süden bekümmert, und Ali Paſcha von Tebelen, der mit ſo eiſerner Fauſt den Süden unter ſeiner Herrſchaft vereinigte, nie um den Norden. Fügt man nun noch hinzu, daß die Nordalbaneſen ſich die Hülfe der Occidentalen gegen die Serbenfuchen mußten, ſo iſt es ſehr begreiflich, daß ſie ſich der occidentaliſchen Kirche zuwandten, während im Süden die orientaliſche überwiegt. Der Islam iſt eingedrungen, ein Theil des alten und mancher neue Adel hat ſich demſelben angeſchloſſen, und bis in die neuere Zeit hinein iſt er im Steigen, hat aber weſentlich nur die Folge gehabt, das nationale Element zu ſchützen. Griechen und Wlachen ſind Chriſten geblieben, die Albaneſen ſind in großer Anzahl zum Islam übergetreten, und ſo konnten die Paſchas nicht ſo willkürlich mit ihnen umſpringen, als dieß in Theſſalien und Macedonien, ſo wie im griechiſchen Theile von Epirus, mit den Griechen und Wlachen geſchah; die einheimiſche türkiſch-rechtgläubige Ariſtokratie trat ihnen entgegen, obwohl namentlich die Südalbaneſen ſtets als ſehr laue Mohammedaner galten.[1] Indeß iſt der Uebertritt bei den Albaneſen keineswegs allgemein geweſen. Die Chimara, der ſüdliche Küſtenſtrich, iſt ausſchließlich von griechiſchgläubigen Albaneſen bewohnt, eben ſo wie Suli, während das der Chimara benachbarte Kurweleſch an der Wojuſſa ganz zum Islam überging. Die Urſache iſt ſehr einfach: die Chimarioten konnten ſich in ihren Bergen leicht vertheidigen, zahlten den Charatſch nicht, und leiſteten bloß gelegentlich Kriegsdienſte; die Bewohner des Kurweleſch waren ſehr leicht zugänglich, und um dem Druck der Türken zu entgehen, wurden ſie ſelbſt mohammedaniſch. In Nordalbanien ſind die Mat faſt ganz zum Islam übergegangen, die Miriditen ſind katholiſch geblieben, zahlen aber, geſchützt durch ihre Tapferkeit und ihre Berge, keinen Charatſch. Die Einforderung des letztern und der Druck der Türken machten, daß bis vor wenigen Jahren noch der Islam ſich fort und fort ausbreitete; viele ſind auch nur ſcheinbar zum Islam übergegangen. Seit dem Tanſimat, wo wenigſtens einigermaaßen milder gegen die Chriſten verfahren wurde, die Mohammedaner dagegen der Conſcription unterworfen wurden, ſtocken die Bekehrungen, und die heimlichen Chriſten werden bei der nächſten guten Gelegenheit wieder zum Glauben ihrer Väter zurückkehren; im Diſtrict von Prisrend ſollen über 8000 Kryptokatholiken ſeyn.

Die Gränze der Ghegen und Tosken iſt ſo ziemlich auch die Gränze der griechiſchen und katholiſchen Kirche; die letztere blickt nach Norden, die zweite gegen Süden; um einen Aufſtand der orientaliſchen Chriſten wird ſich die erſte gar nicht kümmern, und wird ihn eher feindlich abwehren; in Südalbanien iſt mohammedaniſches und albaneſiſches Element noch ſtark genug, um dem griechiſchen und chriſtlichen die Waage zu halten; von den chriſtlichen Chimarioten hat man noch nicht gehört, daß ſie ſich gegen die Türken gerührt hätten; ebenſo wenig die Wlachen, die ſich begreiflicherweiſe für das griechiſche Element nicht begeiſtern, wenn auch einzelne mit den Griechen gemeinſame Sache gegen den Glaubensfeind machen. Das iſt von Wichtigkeit, denn die Erfolge in Theſſalien, die man jetzt in den Berichten heraushebt, bedeuten ſehr wenig, da das Schickſal Theſſaliens von jeher durch Epirus beſtimmt wurde; ſiegt der Aufſtand in Epirus nicht — und er hat nicht einmal Janina, den Mittelpunkt des griechiſchen Epirus ergriffen — ſo wird er in Theſſalien unfehlbar wieder unterliegen, und dringt er nach Macedonien vor, ſo möchte er in den katholiſchen Albaneſen einen furchtbaren Widerſacher finden. Dieſe durch die Geſchichte beſtätigten und gegebenen Volksverhältniſſe weiſſagen dem Aufſtand nichts gutes, falls nicht auswärtige Hülfe dazwiſchen tritt.

[1] Bei ihnen gilt das Sprüchwort; „wo das Schwert iſt, da iſt auch der Glaube.“ Die Albaneſen waren zu unbändige Krieger, um ſich dem harten Druck der Paſchas zu unterwerfen; die Kriegerkaſte, die im Süden viel entſchiedener ausgeſchieden iſt, trat faſt insgeſammt zum Islam über.

Beiträge zur Kunde China's und Oſtaſiens, in beſonderer Beziehung auf die Miſſionsſache.

Herausgegeben von K. L. Biernatzki.

Hr. Biernatzki iſt Generalagent der chineſiſchen Stiftung und des evangeliſchen Geſammtvereins für China, ihm ſtehen alſo eine Menge Quellen zu Gebot, die ein anderer mühſam und nur mit vielen Koſten ſammeln muß. Fügt man hinzu, daß die ſeitſchreitende Eröffnung China's Ausſicht auf eine eindringlichere Kenntniß jener Länder und Völker gewährt, daß dieſe bisher ſo abgeſchloſſene Welt uns zugänglicher, verſtändlicher werden muß, daß die Einwirkung dieſer ungeheuren Maſſen auf die übrige Welt kaum kleiner ſeyn wird, als die, welche dieſe Maſſen vom Weſten her erfahren: ſo iſt die Veranlaſſung zu einer ſolchen dieſen Gegenſtand hauptſächlich ins Auge faſſenden Zeitſchrift reichlich gegeben. Indeß ſcheint uns das Unternehmen dennoch ziemlich mißlich; wir können nicht bemeſſen, wie viel der Verfaſſer hinſichtlich des Abſatzes auf ſeine Anſichtsgenoſſen rechnen kann, in Bezug auf die übrige Welt ſcheint uns die Sache zu einer ziemlich ungünſtigen Zeit unternommen. Man wird nicht in Abrede ſtellen, daß die Anſicht der Miſſionäre und ihrer Freunde eine ziemlich beſchränkte iſt, ſchon darum weil ſie hauptſächlich die Einwirkung auf dieſe Völkermaſſe im Auge haben; welchen Einfluß aber letztere auf den Weſten und ſeine Beſtrebungen haben werden, das iſt ziemlich außer Acht gelaſſen, und dennoch möchte dieſer Einfluß ſehr mannichfacher und zum Theil ſehr unſchöner Art ſeyn, wie dieß immer der Fall iſt, wenn zwei an Cultur, nicht bloß dem Grad, ſondern auch der Beſchaffenheit nach ſo verſchiedene Völkermaſſen aufeinander ſtoßen. Beide nehmen gar

zu leicht von einander nur das Schlechte an, und macht ſchon in Europa und auf ſo friedlichem Gebiet, wie die Literatur, jene berüchtigte „Vermiſchung aller Geſchmäcke“ einen für den einfachen Sinn höchſt widerwärtigen Eindruck, ſo möchte ſich dieß beim Zuſammenſtoß ſo gänzlich verſchiedener Culturen bis zum Unmäßigen ſteigern, und auch auf die Beurtheilung der Erſcheinungen einen höchſt ungünſtigen Einfluß ausüben, da ſie faſt nothwendig eine ſehr einſeitige werden muß.

Biernatzki will, daß ſeine Beiträge „nicht eine Miſſionsſchrift im gewöhnlichen Sinne des Worts ſeyen, ſondern ihrem Zweck entſprechend als deutſches Organ für die Kunde China's und Oſtaſiens ein Sammelwerk ſeyen, deſſen Mittheilungen ſich über alle Lebensgebiete der oſtaſiatiſchen Culturvölker verbreiten.“ Ein ſchöner und großartiger Zweck — wir fürchten aber ſehr, die Mittel werden nicht ausreichen. Daran iſt Hr. Biernatzki nicht ſchuld, ſondern die Mangelhaftigkeit unſerer Kenntniſſe. Wie viele Werke ſind nicht in neuerer Zeit erſchienen, welche uns einleiten ſollen in die Kenntniß des chineſiſchen Volks und Landes! Nehmen wir nur z. B. das Werk von Wells Williams. Wir ſtellen gar nicht in Abrede, daß er vieles geſammelt, manches Wiſſenswerthe mitgetheilt hat, aber wer darin einen Kern, eine Aufklärung über Denk- und Anſchauungsweiſe der Chineſen gefunden hat, der iſt glücklicher geweſen als wir. Eine Kenntniß dieſer Art erhält man nur durch eine mehr oder minder gründliche Erforſchung der Geſchichte und Literatur eines Volks, nicht als ob jeder ſolche Studien machen ſollte oder konnte, ſondern nur in der Art, daß von einigen Unterrichteten Reſultate aus einem ſolchen Studium gezogen worden und in die allgemeine Kenntniß übergegangen ſind. Was wiſſen wir über die Geſchichte China's? Aeußerlichkeiten, Schlachten, Kriege, Revolutionen, vom Kern aber, d. h. von den leitenden Beweggründen wiſſen wir ſo gut wie nichts; die Literatur der Chineſen, nicht die neuere, die ſo gut wie gar nicht exiſtirt, ſondern die ältere, die ein Reflex ihrer Geſchichte iſt, und ſelbſt wieder zur Erkenntniß der moraliſchen Hebel eines Volks führt, iſt kaum angebohrt, tiefere Schachten ſind noch gar nicht eingeſchlagen, und können es bei der kurzen Zeit, daß man ſich damit beſchäftigt, auch nicht ſeyn. Als Beiſpiel deſſen, was wir hiemit ſagen wollen, brauchen wir nur auf die neueſten Ereigniſſe in China hinzuweiſen, auf die große dort vorgehende Revolution — über deren religiöſe Seite gelegentlich bemerkt Hr. Biernatzki uns ſehr leſenswerthe Bruchſtücke mittheilt — was weiß man davon? Wir haben ſelbſt eine gute Anzahl Mittheilungen darüber geleſen, müſſen aber ehrlich geſtehen, daß wir nicht eben viel klüger geworden ſind als vorher. Unſer Blatt hat im vorigen Jahre wiederholt Mittheilungen über dieſe Revolution gebracht, unſere Leſer werden aber bemerkt haben, daß wir hauptſächlich nur bemüht waren, die Thatſachen aus dem Wuſt von Widerſprüchen herauszuſcheiden, und alles Raiſonnement möglichſt zu vermeiden. In neuerer Zeit haben wir bloß aus der Times eine brauchbare Zuſammenſtellung des Zuges des Inſurgentenheeres und die Bemerkungen des Quarterley Review über die religiöſen Bücher der Aufſtändiſchen mitgetheilt; man kann aber unmöglich verkennen, daß weder dieſe religiöſe Seite der Sache, noch die Kriegsgeſchichte uns über den innern Zuſammenhang der Begebenheiten ſonderlich aufklären. Da „hat man die Theile in der Hand, fehlt leider nur das geiſtige Band“, heißt es hier, wie ſo oft.

Man wird nach dieſen Bemerkungen es nicht mehr übertrieben, und noch weniger herabſetzend finden, wenn wir über Hrn. Biernatzki's Unternehmen uns dahin ausſprechen, daß ihm die Mittel fehlen. Welche Anſtrengungen der Indianiſten und der gelehrten Geſchichtsforſcher hat es nicht gekoſtet, um uns in den Stand zu ſetzen, über die Zuſtände Indiens nur einigermaaßen klar zu ſehen; wie viel aber noch fehlt, das weiß nur der zu ſagen, der ſelbſt mit Gewiſſenhaftigkeit Aufſchluß ſucht. Was aber für das Studium China's geſchehen, iſt Kinderſpiel gegen das, was bereits mit ſo mannichfachem Erfolg für Indien ausgeführt wurde. Das ſind keine guten Ausſichten für ein Unternehmen, wie das Biernatzki's, denn dieſem Uebel kann er mit dem beſten Willen nicht abhelfen. Die Mittheilungen aus Steen-Billes Reiſe um die Welt ſind ſehr leſenswerth und intereſſant, eben ſo die über die Batta's auf Sumatra, aber ſie ſind bekannten Werken entnommen. Das zweite Heft iſt faſt ganz von „Actenſtücken und Mittheilungen über die neueſten Vorgänge in China“ eingenommen, dieſe nehmen 45 Seiten ein, ſind aber ein Tropfen ins Meer, denn man könnte ſie ohne Mühe verzehnfachen, ohne daß man eben in der Erkenntniß der neueſten Vorgänge ſonderliche Fortſchritte gemacht hätte. Das iſt nicht der Fehler der Zeitſchrift, ſondern des Mangels an Vorkenntniſſen bei der geſammten europäiſchen Leſewelt. Mit dem ſchon im erſten Heft begonnenen und im dritten fortgeſetzten Aufſatz „die Chineſen in der Zerſtreuung.“ — ein nicht ſehr glücklich gewählter Ausdruck für die Auswanderung der Chineſen — hat der Verfaſſer einen der bedeutendſten Punkte der neuen Zeitgeſchichte berührt, und wir können nur wünſchen daß er ihn fortſetze; die in England dem Parlament mitgetheilten Actenſtücke werden ihm dazu ein reichliches Material liefern; dieſe Erſcheinung iſt in ethnographiſcher und commercieller Beziehung von höchſter Bedeutung, und es bedarf zur Behandlung desſelben auch keiner tiefer eingehenden Kenntniſſe der chineſiſchen Culturgeſchichte, die uns noch fehlen. Die „Schriftſtücke des Gegenkaiſers in China“ ſind leſenswerthes Material zur neuern Geſchichte, aber zur Beurtheilung des möglichen Eindrucks auf die chineſiſche Nation fehlt uns die Kenntniß ihrer Denkweiſe, und ſomit bleiben dieſelben mehr Curioſa als nutzbare Bauſteine zu einem Ganzen.

Wir fürchten ſehr, Hr. Biernatzki wird an dieſen Schwierigkeiten erliegen; wie unſere Kenntniß von China und ſeine Nebenländern jetzt noch beſchaffen iſt, kann das Einzelne, was er liefert, intereſſant und leſenswerth ſeyn, aber es fehlt das geiſtige Band, die Erkenntniß des innern Zuſammenhanges. Es iſt überhaupt um ſolche monographiſche Zeitſchriften etwas ſchlimmes, und wir haben dieß an den ſpeciell den nordamerikaniſchen Staaten gewidmeten Zeitſchriften geſehen; manche ſind ſchon unternommen worden, und die meiſten bald wieder untergegangen, obgleich die Schwierigkeiten, die einer Zeitſchrift welche ſpeciell von Nordamerika handelt, entgegenſtehen, mit denen einer Zeitſchrift, welche die Länder oſtaſiatiſcher Cultur umfaſſen ſoll, ſich in keiner Weiſe meſſen laſſen.

Entdeckungen zu Jeruſalem.

Schreiben Hrn. Aug. Salzmanns an Hrn. de Saulcy.

Jeruſalem, 7 März 1854.

(Athen. Franç. 15 April.)

In wenigen Worten theile ich Ihnen mit, was ich gefunden oder gefunden zu haben glaube, und erwarte darüber Ihre Bemerkungen und Anweiſungen, um meinen guten Willen zu leiten. In dem Thal hinter dem Grab der Richter, zwei Meilen (milles) nordöſtlich von letzterem ſtieß ich auf ein Grab, das ich nirgends erwähnt finde. Es iſt ſehr bedeutend und ein Theil des Porticus beſteht noch: er iſt von ſehr reiner doriſcher Ordnung und in den Felſen ausgehauen. An den Felſenwänden ſind Schichten (assises) fingirt. Die Streifen, welche die Blöcke trennen, haben 1 Centimeter Tiefe und 2 Centim. Breite. Der Architrav iſt mit Triglyphen und Pateras verziert, die Säulen ſind, die Capitelle abgerechnet, verſchwunden. Man bringt ins Innere des Grabes durch zwei Oeffnungen, zwei Thore mit vollen Bogen, ein großes und ein zweites, viel kleineres. Die erſte Kammer hat 7 Metres Seitenwand und enthält 12 Grabniſchen und eine Vertiefung (cul-de-four); dieſe erſte Kammer ſteht mit einer zweiten kleineren in Verbindung, welche vier Niſchen hat. Das Ganze hat einen in ſehr ſchlechtem Zuſtand befindlichen Vorhof und rechts eine kleine Ciſterne. Ich habe den Plan des Ganzen aufgenommen; kennen Sie das Grab?

Haben Sie in den Gräbern der Könige, vor dem Eindringen in die erſte Kammer durch das kleine Thor, eine Art der Schließung bemerkt, die darin beſteht eine ungeheure Steinſcheibe vor die Oeffnung zu rollen, zu der man durch einen unterirdiſchen Gang gelangt. Ich habe ein Lichtbild davon genommen. Kurz, und das iſt die Hauptſache, ich habe das Grab der Makkabäer gefunden. Lachen Sie nicht! Kennen Sie ein kleines Werk über das hl. Land von dem Vater Nau, das im J. 1615 zu Venedig erſchien? Dieß Buch iſt mir in die Hände gefallen und hat mir die Lage von Modim angegeben, richtiger als Chateaubriand, der es in die Nähe von Diospolis ſetzt. Er äußert ſich folgendermaaßen: „Und wenn Du von Rama abreiſeſt, um nach der hl. Stadt Jeruſalem zu gehen, auf einer Straße, flach, wie die Hand, kommſt Du an eine Herberge. Hier fand ich zerſtörte und verfallene Gebäude, hier war einſt ein Schloß, und dieß Schloß gehörte Mathias, dem Vater der Makkabäer; hier ſieht man noch ihre prächtige Grabmäler; dieſe kleine Anhöhe heißt Modi.“ Mit dieſen Andeutungen und durch zahlreiche Fragen erfuhr ich endlich, daß der von Nau angezeigte Ort, Modim, das Schloß der Makkabäer, auf Arabiſch Suba heiße. Ich begab mich alsbald dorthin; der Ort liegt vier Lieues von Jeruſalem auf einem Hügel, von welchem herab man das Meer erblickt. Um das Dorf her ſieht man zahlreiche Reſte von Befeſtigungen aus ungeheuren Steinen, eine große Menge Trümmer, eingeſtürzte Gewölbe, welche anzeigen, daß auf der Höhe des Berges einſt ein Schloß lag. Alles dieß wurde von den Truppen Ibrahim Paſcha's zerſtört. Ich ſaß im Hauſe des Scheich, umgeben von den Aelteſten des Orts, und erfuhr endlich von ihnen, daß zur Zeit der Belagerung Suba's durch Ibrahim ſeine Soldaten Gräber unter dem alten Schloß entdeckt hätten; ſie haben ſolche ausgeplündert, Bronzegefäße, einige Waffen und Münzen mitgenommen, die Sarkophage zerbrochen und die monſtröſen Knochen zerſtreut; die Köpfe waren wie Waſſermelonen und der Reſt im Verhältniß. — Und dieſe Gräber ſind noch vorhanden? — Ja, — Sind wir, ſagte ich, auf der Stelle des alten Schloſſes? — Ja. — Wo iſt der Eingang in die Gräber? — Unter deinen Füßen. — Wie, unter meinen Füßen? — Ja; hier ſind ſie eingedrungen; wir haben ein Gewölbe unter das Loch gebaut, das ſie gemacht haben; willſt Du, daß wir es öffnen? — Allerdings? — Willſt Du die Arbeiter bezahlen? — Ja. — Sie machten ſich mit Hacken an die Arbeit, und riſſen die Steine weg; das Gewölbe fällt ein, man bringt eine Leiter, eine Lampe und wir ſteigen hinab. Ich fand vier in den Felſen ausgehauene Kammern 7 Metres lang und 5 breit. An der Decke fand ſich eine breite, jetzt verſtopfte Oeffnung, wie die im Grab der Richter. Leider ſind dieſe vier Kammern ſo mit Erde, Schutt und Säulentrümmern ausgefüllt, daß man unmöglich herumgehen und ein genaues Maaß nehmen konnte. Andere Thüren ſind durch große übereinander gehäufte Steine geſchloſſen. Der Haupteingang ſcheint mir von Weſten her geweſen zu ſeyn, was mir durch einen wackern Mann beſtätigt wurde, der behauptete, er habe dieſen Eingang im Hauſe ſeines Vaters geſehen, der ihn ausgefüllt und vermauert habe. Hätte ich Zeit und die nöthigen Mittel, ſo hätte ich im Augenblicke die Nachgrabungen unternommen, denn ich bin überzeugt, daß hier ſelbſt nach den ägyptiſchen Soldaten ſehr intereſſante Dinge zu finden ſind. Es blieb mir nichts übrig, als den Scheich aufzufordern durch ſeine Leute aufgraben zu laſſen, denn dieſe Gräber würden für die Bewohner des Dorfs eine Quelle des Reichthums werden, und mehr eintragen als die Olivenbäume, von denen es umgeben iſt. Er ſoll mir nächſten Sonntag Nachricht geben; nöthigenfalls kehre ich ſelbſt zurück.

Bemerken Sie alles dieß, denn mir folgte die geheime Polizei eines Nordamerikaners, der alle meine Schritte und Tritte kennt. Er iſt in derſelben Abſicht hier, wie ich. Dieſer verdammte Miſſionär legt mir Schlingen, denen ich mit Mühe ausweiche.

Ich vergaß Ihnen zu ſagen, daß der ganze Berg Akra ausgewölbt, oder vielmehr, daß unter dem Berg Akra ungeheure Steinbrüche ſind, die ich kürzlich unterſuchte. Sie erſtrecken ſich von NW gegen SO und können in ihrer größten Ausdehnung 150 Metres Länge haben; dann gibt es noch zahlreiche Verzweigungen nach allen Richtungen hin. Ganz im Grunde iſt eine Quelle mit unangenehmem, leicht geſalzenem Waſſer. Die Gänge ſind manchmal von Menſchenhand ausgehauen und zeigen regelmäßige Formen, an andern Stellen ſind es einfache natürliche Grotten, die mit einer rauhen Kalkſteinſchichte belegt ſind, auf der man Spuren von Stalaktiten bemerkt. Dieſe Steinbrüche ſtanden ehemals mit den Ausgrabungen in Verbindung, die rechts vom Thore nach Damascus liegen. Die Decke dieſer Ausgrabungen iſt eingebrochen und der Eingang in die Gewölbe ſichtbar geworden: ſie wurde vermauert, und nur durch eine kleine, von den Schakals zwiſchen

der Mauer und dem Felſen gemachte Oeffnung kann man ins Innere dringen. Ich bin im Intereſſe der Wiſſenſchaft hier faſt erſtickt. Beim erſten regneriſchen Tage mache ich mich auf, um das Grab Sauls, ſeiner Familie und ſeines Vaters Kis aufzuſuchen. Ich glaube auf der Spur des Orts zu ſeyn, der ehemals Zelah hieß. A. S.

Nachſchrift. Ich eröffne meinen Brief nochmals, denn erſt ſeit dieſem Morgen habe ich die Gewißheit mit meiner (photographiſchen) Maſchine im Tempel arbeiten zu können. Ich bin ſchon drinnen; es iſt eine curioſe Geſchichte. Wir, der Amerikaner und ich, ſind die erſten, die mit Erlaubniß der Türken eintraten. Auf dieſem Boden fürchte ich den Amerikaner nicht. Er iſt mit Meſſungen beſchäftigt und denkt an nichts; er iſt nur ein Miſſionär. Ich möchte indeß, daß er Streit mit mir anfinge, leider aber iſt er exemplariſch höflich.

Auszüge aus einem Tagebuch vom Rio Bravo del Norte von Arthur Schott.

(Fortſetzung.)

Ein heißer Tag voll Mühe und Arbeit war bereits bis gegen Abend vorgerückt, und noch immer war kein Zeichen, keine Spur von unſerem Train zu ſehen, welcher von einigen der Leute einige Stunden zuvor in weiter Ferne hinſchleichend, bemerkt worden war. Ermattung — wir hatten ſeit dieſem Morgen 4½ Meilen vermeſſen — zwang uns Compaß und Meßkette, Markflaggen, Aexte u. dgl., zum wenigſten auf eine Weile Raſt ins dürre Gras ſinken zu laſſen und uns, jeder für ſich, ein ſicheres Plätzchen zum Niederlaſſen auszuſuchen. Ein ſolches Auswählen hat in den Einöden am Rio Bravo auch ſeine Schwierigkeiten, das iſt in einem Lande, wo kaum ein Kraut, Strauch oder Baum wächst, der nicht auf irgend eine Weiſe bewaffnet, jeden unvorſichtig berührenden mahnt auf ſeiner Hut zu ſeyn. Je länger wir zu raſten verſuchten, deſto unruhiger machte uns das unerklärliche Ausbleiben des Trains, ſo daß ſich einer um den andern ſtill fortmachte, um zu ſpähen. In ſo rauher, öder und waſſerloſer Landſchaft, wie dieſe darin wir uns eben befanden, war nicht zu zweifeln, daß der Train zu der Flußmarſche kommen müſſe, auf deren einfaſſenden nackten Felskämmen wir ihn ſo eben erwarten zu können glaubten. Vergebens ließen wir die Zeit verſtreichen, blickten hinunter, wo auf dem licht von Mesquitenholz beſtandenen Flußſandſtrande wilde Truthühner ungeſtört umherſpazierten. Sollte der Train kommen, ſo mußte er dieſe Marſche aufſuchen und finden, da es eine von den wenigen dieſer Gegenden iſt, wo über die dürren Klüfte und Kiesfelder Laſtthiere hinabgeleitet werden können. Zwei bis drei von uns halten ſich rechts nach höheren Punkten zugewendet um fernere Sicht zu gewinnen, während ich mit dem Reſt eine letzte Compaßrichtung nehmend geradezu in die Marſche hinunterſtieg, um dort den Train zu erwarten. Die ungeſtörte Einſamkeit dieſes Platzes bezeichnete eine Rudel Hirſche, die eben von hier zur Tränke gezogen waren und uns hatten ſo nahe kommen laſſen, daß mehrere aber fehlſchlagende Verſuche gemacht wurden, einen und den andern mit der Piſtole zu erlegen; der Fluß bildet hier eine „Angoſtura“ von außergewöhnlicher Enge, darin die ungeſtümen Waſſer auf der mexikaniſchen Seite nackte ſenkrechte Wände ſecundären Kalkſteins und dießſeits die Kies- und Sandbänke unſerer Marſche beſtürmen. Am obern und untern Ende dieſer Kammer, wie ich alle derlei Marſchen des Rio Bravo bezeichnen möchte, befanden ſich die faſt unzugänglichen Felſenthore einmündender Trockenbäche. Die Sonne ging zu ſcheiden und noch war keine Spur, kein Zeichen unſeres Trains wahrzunehmen, ſo daß unſere Unruhe und Beſorgniß mehr und mehr ſtieg. Mitten in einem Indianerlande, wo wir zwar bis jetzt nur drei von deſſen Angehörigen geſehen, aber Spuren und Fährten genug gefunden hatten, darf man ſich in gewiſſen Fällen nicht lange nutzloſer, unpraktiſcher Angſt hingeben, und ſo entſchloſſen wir uns denn ganz kurz, ſo müde und erſchöpft wir auch waren, die Marſche wieder zu verlaſſen und die Höhen zu nehmen, wo unſerer viele Augen eher Ausſicht hatten etwas auszufinden. Einzeln oder zu zweien vertheilt durchkreuzten wir die nur mit niederen Dorn- und Stachelgewächſen beſtandenen Felshalden, ohne daß wir viel wahrnehmen konnten, da die Sonne bereits zu niedrig ſtand und über die ganze Landſchaft jenen herrlichen goldpurpurnen Zauber gelegt hatte, für welchen wir gewiß zu jeder anderen Zeit mehr empfänglich geweſen wären als eben jetzt, da nicht allein Hunger und Ermattung, ſondern ernſtere Beſorgniſſe unſer Sinnen und Denken in Anſpruch genommen.

Endlich nahte ſich von einer Seite her ein Reiter, deſſen Identität wir aber eben wegen des zu vollen Lichtſtrahlenreichthums abendlicher Beleuchtung lange nicht ausmachen konnten. Noch war er auf eine Meile entfernt, da er aber näher und näher kam, unterſchieden wir, daß er ein falbes Pferd und kein Maulthier ritt. Es war unſer Genoſſe John, einer der Arbeiter, welcher ſich vor etwa 1½ Stunden aufs Kundſchaften verlegend von uns entfernt hatte und ſo glücklich war, in der Richtung die er genommen, die Spuren des Trains und endlich dieſen ſelbſt im Lager aufzufinden; dort hatte er das falbe Pferd beſtiegen um uns Zurückgebliebenen Nachricht zu geben und uns zu führen. Es war eine Gruppe etwa 100—120 Fuß hoher Hügel, wenn ich nicht irre dem oberen Oolith oder der untern Kreide angehörig, zwiſchen denen der Trainführer den Marſch für heute beendigt hatte, um Lager zu ſchlagen. Die Hügel ſelbſt, ein Aufſatz auf dem unterliegenden Tafellande, waren faſt gänzlich aller Vegetation leer und umſchloſſen eine nicht ſehr weite Thalſohle, die mit Strauchwerk von Mesquitenholz (Algarobia) und einigen alten Sträuchern aus der Claſſe Mimoſeae beſtanden war. Einige Waſſergallen oder in Schründen von grauem und gelbem Thon geſammelte Regenwaſſerüberbleibſel hatten King, den Zugführer, beſtimmt hier Halt zu machen. Noth hatte dießmal über Vernunft Recht behalten, und ſo geſchah denn, daß wir uns alle in dieſes Lager fügen mußten, obwohl jeder von uns die in jeder Hinſicht unzulängliche Wahl, wenn man es ſo nennen will, mit Fingern greifen konnte und griff. Ringsum in nächſter Nähe von nackten Hügeln umgeben, alſo vollkommen dem Späherauge der Rothhäute ſowie einem für uns nur nachtheilbringenden Angriff ausgeſetzt; kein Baum, um Pferde und Maulthiere daran feſtzumachen, um einem überraſchenden Davontreiben indianiſcherſeits oder einem freiwilligen Sichverlaufen animaliſcherſeits vorzubeugen, zwei Meilen vom Fluß, alſo entfernt von unſerer eigentlichen Arbeit war genug, und wir brauchten nicht das ſtehende Waſſer zum Trinken und die darum ſchwebenden Moskitoſchwärme in Anſchlag zu nehmen, um mit dieſem

Lagerplatze durchaus unzufrieden zu ſeyn; der erſte Gruß den uns Spätlingen die im Lager Befindlichen bei unſerer Ankunft zuriefen, war: „A bad, a worst place and plenty Indians!“ „Amen“, ſagte ich, „wenn alles ſo wahr iſt als dieß, ſo hat der Teufel wenig Spiel mehr in der Welt.“ „Indianer genug, Indianer genug“, wiederholten die Leute nochmals, und als ich darauf fragte, wie es dann komme daß ſie einen ſo unſichern Platz ausſuchen konnten, ſo hielten ſie entgegen, daß ſie heute einen zu langen Marſch zu machen genöthigt waren, um den zahlloſen wilden Schluchten auszuweichen, und da es ſchon gegen Abend gegangen, ſie daran verzweifelt ſetzen, einen Paß zum Flußufer hinab zu finden. So vollkommen ſie auch von der Unſicherheit des Platzes und von der Gewißheit überzeugt waren, daß hier kein Schritt gemacht werden konnte, der nicht von auflauernden Rothhäuten beobachtet würde, waren ihnen zudem den ganzen Tag berittene Indianer von Ferne beobachtend gefolgt, und ſo konnten ſie für heute doch nicht beſſer helfen, als ſich ins Himmelsnamen hier bei Waſſer niederzulaſſen, und auf Waffen und Wachſamkeit zu vertrauen. Wir hatten kaum hierauf bezügliche Worte zu wechſeln angefangen, ſo zeigten ſich ſchon auf einer Seite die verdächtigen Prairievögel in Geſtalt von vier berittenen Indianern wieder, welche ich, der erſte, über den Horizont einer langen flachverzogenen Hügellehne heraustauchen ſah. Mein „da ſind ſie“ brachte das Lager ſogleich in die in ſolchen Fällen gewöhnliche „Indianeraufregung“. Ich hatte noch meine Cautſchuctaſche, Pflanzenbündel und Rock nicht abgelegt und ſtand fertig, während die andern alle nach den Waffen griffen oder dieſe in den Stand zu ſetzen ſich beeilten, wozu ſie ſchon vorher die verdächtige Lage des Lagers beſtimmt hatte; die Viere ritten im „Indianſile“, d. i. Gänſemarſch längs dem Hügelkamme hin, wo ſie unſer Lager Punkt für Punkt bequem überſehen konnten. Sie hielten ſich natürlicherweiſe vorſichtig außer Schußweite, ſich langſam in einer weiten Bogenlinie nähernd. Außerdem hielten ſie ſich aber nicht nahe bei einander, dieß wäre ſo gut gegen die Taktik civiliſirter Kriegskunſt als auch gegen den Tact dieſes wilden Reitervolkes geweſen, welches die Wiſſenſchaft und Praktik leichten Cavalleriedienſtes bis ins Unglaubliche ausgebildet hat.

Zwei der Reiter hatten ſich am Fuß der Hügellehne ſo ziemlich außer Schußweite unſerem Lager gegenüber aufgeſtellt, während ſich die beiden andern etwas zurückbleibend ſichtlich Zeit nahmen den erſteren nachzukommen, ohne Zweifel, um je nachdem ihre Stellung zu nehmen. Wir winkten ihnen näher zu kommen, doch in freier Wildniß geht entgegenſtehenden Parteien gegenüber Vertrauen nicht gleich Hand in Hand mit Friedensverſicherungen; die beiden erſteren ſaßen alſo ab und ſtellten ſich hinter ihren Pferden auf, welche ſie unſerer Seite zu der ganzen Länge nach mit Teppichen verhängten, ſo daß außer den Köpfen faſt nichts vom Thier zu ſehen war. Hinter dieſer beweglichen Verſchanzung ſtellten ſie ſich nun zur Unterhandlung auf und riefen uns etwas zu, was wir der Entfernung wegen nicht verſtehen konnten; der Trainführer King machte ſich in Geſellſchaft eines andern hinaus, um mit ihnen zu reden. Währenddem hatten ſich die beiden zurückgebliebenen Indianer nach einer andern Seite hingezogen und klommen oft zurückblickend einen Hügel hinauf, auf deſſen Rücken ſie ſich ebenfalls zur Beobachtung aufſtellten. Da K. und ſeine Begleiter nur die Büchſen nicht aber ihre Piſtolen abgelegt hatten, ſo wollte die Unterhandlung keinen Anfang nehmen und das Geſpräch drehte ſich eine Zeitlang nur ums Waffenablegen. Endlich ſahen wir beide Parteien ſich nähern und zuſammenſprechen; letzteres geſchah in Spaniſch und handelte ſich um unſer Woher? Wohin? Wer? Was? Wie viel Mann? Was Zweck u. ſ. w.? Die Beantwortung all dieſer Fragen geſchah natürlich nur in allgemeinen Ausdrücken und ſo, daß ſie unſere Stärke und Anſehen ins vortheilhafte Licht ſetzte, dazu waren wenigſtens King und Joſe Morales in derlei Händeln erfahren und klug genug. So ließen wir dieſes Geſpräch ruhig ſeinen Fortgang nehmen, während die im Lager Zurückgebliebenen alle Zurüſtung trafen, um ſich für alle Fälle zu rüſten. Ich meinerſeits ſtellte mich an einer rückwärts befindlichen Hügellehne auf, von wo aus ich die ganze Scene voll im Geſicht hatte. Theils lenkte da naturhiſtoriſches Intereſſe mein Auge auf den von Sturm und Wetter bar gewaſchenen Grund, der voll von vererzten foſſilen Schnecken lag, unter denen ich mir die beſten Exemplare auslas und mir eine ganze Taſche voll füllte, während ich gleichzeitig die beiden auf dem Hügelrücken befindlichen Indianer nicht aus den Augen ließ. Was die auch trieben, war von beſonderem Intereſſe für mich, und da es die eigentliche Art und Weiſe dieſer Rothhäute bezeichnet, ſo will ich es hier wieder geben. Während der eine mehr ruhig bleibend für nichts weiter Zeit zu haben ſchien als zu beobachten, blieb der andere keine Minute ſtill. Er ſtieg ab und begann an Zeug und Zaum ſeines Pferdes ſich geſchäftig zu machen, ohne indeſſen ſichtlich etwas daran zu ändern, dann ſaß er wieder auf, wendete und ſtellte ſich wieder auf, indem er das Pferd nach der entgegengeſetzten Seite blicken ließ. Er ſaß wieder ab, ſchnürte und heftete an ſeiner Kleidung, von welcher er einzelne Stücke abnahm und ſie auf dem Sattel zurechtlegte. Nachdem er ſich dann wieder an der Zäumung ſeines Pferdes beſchäftigt hatte, beſchritt er ſolches wieder, wobei ihm rechts oder links keinen Unterſchied machte. Wieder zu verſchiedenenmalen wendend und drehend fing er endlich an zu ſingen, was er aber ſang, konnte ich natürlich nicht verſtehen. Dieſe Darſtellungen, welche gewiß keine vom Augenblick eingegebenen Lebensäußerungen waren, mochten indeſſen eine halbe Stunde gedauert haben, als ſich die Scene plötzlich ums Drei- und Vierfache belebte. Unverſehens in einem Nu ſtand nämlich auf einer andern Seite eine Reihe von 27 wohl berittenen und gut bewaffneten Indianern, die alle auf einen Schlag über den Horizont heraufgeſchwenkt hatten; dieß war in der That ein bewundernswürdiges Manöver, welches genug für die Kunſt dieſer Heidenſöhne ſpricht. Es bleibt da kaum ein Zweifel, daß alle Bewegungen und Gebärden die der Sänger auf dem Hügel gemacht, nichts mehr und nichts weniger waren, als einerſeits eine Zeichendarſtellung von dem, was er unter ſich in unſerem Lager geſehen und andererſeits ein Anweiſen, wie die hinter den Bergen Haltenden ſich zu richten hatten, um ſchnell und ungeſehen in nächſter Nähe vor unſerem Lager zu ſtehen. Wären dieſe Indianer indeſſen weniger vorſichtig oder vielleicht auch weniger feig geweſen, ſo war es um unſern Stand gethan. Es läßt ſich auch denken, daß ſie wirklich keine feindlichen Abſichten hatten, was aber, nach dem was wir und andere bis jetzt erfahren, faſt unvernünftig zu glauben geweſen wäre.

Viele von ihnen riefen uns fortwährend Friedens- und Freundſchaftsbezeugungen zu: „Somos Lepanos buenos y muy amigos con vosotros! Lepanos y Ameriganos muchos amigos!“ und ähnliche Phraſen waren es mit denen ſie uns zufrieden zu ſtellen gedachten. Im Munde eines wilden Stammes, der in fortwährender Fehde mit dem weißen Manne lebend ſeine Exiſtenz auf nichts anderes als auf Raub und Mord begründet, ſind ſie von keinem weiteren Werth. Bei Tag oder bei erſtemmal Sehen, ehe er nämlich die Stärke oder Schwäche des Feindes gehörig ergründet hat, um ſeine Maaßregeln darnach bemeſſen zu können, zeigt

ſich der Indianer leicht freundlich, ja er iſt im Stande gegen einen in Sicht kommenden Vortrab augenblicklich die rothe Fahne und Kampfgeheul zu erheben, was beides er im ſelben Augenblicke wieder aufgibt und die weiße Friedensflagge erhebt, ſobald ſich hinter dem bedrohten Feinde mehr Nachkommende zeigen. Gegen uns ſtanden die Indianer heute den ganzen Tag und eben noch jetzt im entſchiedenſten Vortheil; daß ſie ihn nicht benützten, iſt mir nur durch ihre außerordentliche Vorſicht, wozu ſie ihre Lebensweiſe unter allen Verhältniſſen zwingt, erklärlich. Die Viere welche heute unſerem Train während des Marſches den ganzen Tag gefolgt waren, konnten ohne viel zu wagen den ganzen Train ſcheu machen und in die Wildniß jagen, wo ſie dann leicht gehabt hätten, die Eſel und Pferde wieder für ſich zuſammen zu fangen. Auch jetzt da ſie ¾ Theil unſeres Lagers umzingelt hielten, konnten ſie mit leichter Mühe und ohne viel Gefahr dasſelbe thun, ſie brauchten nur den „Warwhoop“ zu erheben. Sie thaten es nicht, und mich dünkt, es war ihnen nachher leid darum. Es muß ſie freilich mehreres an uns irr gemacht haben, ſo daß ſie nicht wußten was aus uns machen. Ein paar Tage vorher ſahen ſie unſere Partie, wovon ſie Thiere und Menſchen genau gezählt hatten, gerade durch ihr Land dem Flußthal entlang marſchiren, und drei der ihrigen, im Lager überraſcht, waren davongelaufen, ohne ſich Muth zu faſſen auf unſere Einladung hin mit uns Unterredung zu halten. Heute hatten ſie nur vier Mann in Begleitung des Trains geſehen; wo waren die übrigen? mußten ſie denken. Noch war es nicht lange, daß dieſelben Indianer dem Poſtcourrier Mr. Wallace auf der El Paſoſtraße einen Hinterhalt gelegt, ihm zwei oder drei Thiere erſchoſſen und ſomit gezwungen hatten ſeinen Rückzug über den San Pedroſluß zu nehmen. Mr. Wallace hatte faſt gleichzeitig mit uns den Rio San Pedro wieder mit Verſtärkung verlaſſen, und befand ſich bereits wieder auf der Reiſe nach El Paſo, indeſſen wir 8—12 Meilen ſeitwärts dieſer Straße dem Rio Bravo zu das Land durchſtrichen. Es wäre alſo kein Wunder, wenn dieſe Indianer uns im Verdacht gehabt, daß wir eine Partie Soldaten und hinter ihnen her ſeyen. Was könnte ſonſt Angehörige der weißen Race vermögen ſolche unwirthbare Wildniſſe zu durchſtreichen? Um ſich hierüber möglichſt genau zu belehren, bevor ſie irgend etwas gegen uns unternahmen, war, ſo zweifle ich nicht, die Haupturſache daß ſie den Train während des Marſches heute nicht angriffen; daß ſie es aber dieſen Abend nicht thaten, nachdem der Train zu lagern gegangen war, hatte wieder ſeinen natürlichen Grund in der ſo plötzlich und überraſchend vermehrten Zahl ſeiner Bedeckung. Während nämlich die vier Kunde von einem daherkommenden Train in ihr Lager brachten, hatte ſich unſere Arbeits- und Ingenieurpartie wie natürlich zu Fuß und ungeſehen ins Lager geſchlichen zur muthmaßlichen großen Verwunderung der Rothhäute.

Wie immer, der Beſuchenden waren es zu viele und ich rief darum King und Joſe ſogleich zurück, ließ die Thiere möglichſt feſt binden, da ſie bereits zu ſcharren und ſtampfen anfingen. Es herrſcht unter den Maulthieren eine Art wilden Inſtincts, der ſie ſo leicht vor allem Ungewohnten ſcheu und wild macht. So ſcheuen die der Weißen vor annähernden Indianern, und umgekehrt Pferde und Maulthiere letzterer die Nähe von Weißen. Den Indianern ließ ich indeſſen durch verſchiedene und meine eigenen Zurufe zu wiſſen thun, daß ich keinen von ihnen und unter keiner Bedingung im Lager zu ſehen wünſche, weßhalb ich nach verſchiedenen Seiten Leute hinaustreten ließ, um ſie nicht näher kommen zu laſſen, obwohl ihnen das Ausſpähen zu wehren es zu ſpät wäre. Sogleich ſteckten mehrere von ihnen weiße Lappen an Ladſtöcke oder Pfeile, und verſuchten unter deren Wehen näher zu kommen; beſonders ritt ein Häuptling, wie er mir ſchien, heran, von zwei mehr untergeordneten Kriegern gefolgt. Er war gelb bemalt und trug faſt durchaus hirſchlederne Kleidung; da er ſich unter keiner Bedingung abhalten ließ näher zu kommen und einige 50 Schritte ſeine Büchſe ins Gras gelegt hatte, ſo begegnete ich ihm ſelbſt mit einem meiner Leute, der beſſer Spaniſch ſprach als ich. Er ritt bei und wir gaben uns zum Gruß die Hände, während er ſeinen ganzen Vorrath von gebrochenem Engliſch vor uns auswarf und uns begrüßte, als wären wir geſtern Abend ſpät bei einem Glas Wein zuſammengeſeſſen. „Halloh! How d'ye do? How you come on, my friends? Noi somos friends con vos atros! Muchos amigos con los ameriganos!“ Alsdann wies er auf ſeine Friedensflagge und fuhr fort: „Los Comanches no intiende este, mas nos otros intiende. Lepanos y Ameriganos amigos, friends good friends, muy buenitos.“ In dieſem Styl fuhr er eine Zeitlang fort, während ſeine beiden Genoſſen, die auf unſere Weiſung ſich etwas zurückgehalten hatten, jetzt zögernd näher kamen. Auch ſie boten die Hände. Ich erkannte ſie bald als Squaws, von denen die eine außerordentlich häßlich, die andere aber außer einem großen etwas aufgetriebenen Munde keinen unangenehmen Ausdruck hatte. Beſonderes Intereſſe erregten in mir ihre ſchönen großen und runden nicht indianiſchen Augen, welche bei der andern klein, geſchlitzt und ſtehend waren. Während jene durch die ihrigen offen aufblickte, daß ſich der Abendſchein drein ſpiegelte, gebrauchte dieſe die ihren auf ächt indianiſche Weiſe zum Spähen; der ſcharfe Ausdruck ihres ſpitzigen ſcharfen Geſichts hatte etwas außerordentlich Widerliches, und ich gedachte dabei ſogleich an Hrn. Reineckes würdige Gattin, die Mutter jener beiden edlen Gracchen Reinhart und Roſſel. Außer Meſſer im Gürtel trugen dieſe beiden Rothhaut-Amazonen nur hölzerne Lanzen, deren Spitzen im Feuer gehärtet ſchienen. Auf des Wilden an uns gerichtete Fragen gaben wir indeſſen paſſende Antworten, d. h. wir zahlten ſeine Falſchheit mit derſelben Münze, wobei wir darauf bedacht waren, ihn nicht lange hinzuhalten, da wir ſehr gut wußten daß ſeine ganze Abſicht nichts war als zu ſpähen und — was bei dieſen Prairievögeln immer obligat iſt — zu betteln. Ich erklärte ihm, daß es heute für alle weitere Beſprechungen zu ſpät ſey, die Sonne ſey hinunter. Wenn er und andere beſonders aber ſein Häuptling uns Morgen im Lager beſuchen wollten, ſo würden wir uns ein Vergnügen daraus machen ſie zu empfangen. Hierauf ging er ein und verabſchiedete ſich, jedoch nicht ohne zähes Zögern. Er hätte noch manche Frage, die er beinahe vergeſſen hätte, und die zu ſtellen für ihn wichtiger war, als für uns ſie zu beantworten. Endlich wendete er ſein Pferd, dann aber ſaß er ab und hockte ſich bei einer heißen Waſſerhöhle nieder, um ſich eines Trunkes zu erfreuen, den er auch in der That auf höchſt urſprüngliche Weiſe zu ſich nahm, daß er ſich, ſo viel er mit Sicherheit vermochte, weit übers Waſſer bog, und mit der hohlen Rechten das Waſſer in die weit geöffnete Maulhöhle ſchleuderte. Unterdeſſen ſammelten ſich alle Indianer hoch und nieder an der Hügellehne, wo am Anfang der Scene jener verdächtige Minſtrel ſein Spiel getrieben hatte. Unter gegenſeitigen theuren Friedens- und Freundſchaftsbezeigungen ſtanden ſich endlich beide Parteien gegenüber. Während die Rothhäute nicht genug bekommen konnten zu fragen, zu verſichern und zu betteln, um möglichſt und recht viel Tabak, Zwieback u. dgl. herauszuſchlagen, konnten wir den Augenblick nicht abwarten, da ſie uns aus den Augen ſeyn würden; da kam einer nach, um die genaue Zeit zu erfragen um welche wir uns morgen wiederſehen

ſollten, ein anderer ritt noch einmal bei, um Feuer auf ſeine Pfeife zu verlangen, ein dritter ließ ſeinen Mauleſel nochmals davon laufen, um ihn gegen uns treibend fangen zu können und ſich auf dieſe Weiſe bemerkbar zu machen; wieder ein anderer kramte nochmals alle engliſchen Phraſen aus, die er ſich auf der Heldenlaufbahn ſeines Lebens zu eigen gemacht hatte, und wieder andere ſtimmten ſcherzend aber ernſt meinend darin überein, daß wir ſie morgen mit Kaffee bewirthen ſollten. Endlich waren ſie fort, worüber wir uns ſehr freuten, obwohl wir ſehr gut wußten, daß ſie uns keinen Augenblick aus den Augen laſſen würden. Die Aufregung meiner Leute war indeſſen mit dieſen verdächtigen Freunden nicht verſchwunden, ſie hatte ſich mehr und mehr geſteigert. Die ſonſt Lauten wurden ſchweigſamer, während die Stillen ihren innern Regungen laut Raum gaben. Nur zwei behielten ihre Ruhe oder zeigten wenigſtens Gleichmuth; die übrigen beſchäftigten ſich alle heftig mit Umladen und Waſchen ihrer Feuerwaffen, und warfen unter ſich die Frage auf, ob es rathſam ſeye, die Nacht hier zu bleiben. Ich nahm gefliſſentlich lange keinen Antheil daran und ließ mich nicht ſtören beim endlichen Eſſen, zudem ich ſein frühem Frühſtück erſt jetzt kommen konnte. King, Joſe und ich waren die einzigen, die fürs Bleiben waren, unſere Motive waren freilich dabei verſchieden; King war ein alter Indianerkämpfer, der in früheren Zeiten ſchon zwei Gefechte mitgemacht, in denen eben dieſe damals ſo übermüthigen und räuberiſchen Lepanos tüchtig gedemüthigt und ſo geſchlagen wurden, daß der ſonſt mächtige Stamm ſich ſeither nicht mehr erholte. Es iſt darum kein Wunder, wenn er, ein geborner Hirtenwäldler und trefflicher Schütze, ſich nichts ſehnlicher wünſchte als mit dieſen Wüſtenſöhnen wieder einmal einen Strauß zu haben. Joſe und ich andererſeits wünſchten dieß keineswegs, da in ſolchen Fällen für uns nichts zu gewinnen, ſondern nur zu verlieren ſtand. Wollten die Indianer uns nicht ſtören und unſern Geſchäftsweg am Rio Bravo hinauf ſicher ziehen laſſen, was ſollten wir dagegen haben, wenn ſie ſich auf ähnliche freie Weiſe durchs Leben zu ſchlagen ſuchten; andererſeits hätte es übrigens Klugheit aufs ſtrengſte geboten keinen Zoll zurückzuweichen, wenn wir anders die Mittel dazu an der Hand gehabt hätten. Die Indianer, in dieſen Einöden zu Hauſe, kennen jeden Weg und Steg, waren alle trefflich bewaffnet und beritten, wie ich in der That die ſchönſten edelſten Pferde, die ich bis jetzt auf dieſem Continente geſattelt ſah, heute unter dieſen Räubern wahrgenommen hatte. Es war als hätten ſich dieſe Centauren unter Tauſenden das Beſte von ſpaniſcher Zucht in Mexico auserleſen. Wir waren dabei nur zu Fuß, hatten bloß ſieben Büchſen und ebenſo viele Piſtolen, welch' letztere, nachdem ſich die Indianer einen Platz ausgeſucht hätten, von keiner Wirkung geweſen wären. Gelang es ihnen auch nur einmal unſere Wachſamkeit zu hintergehen und dieß iſt eine ihrer Hauptkünſte, uns ein paar Laſtthiere zu ſtehlen oder davon zu treiben, ſo ſaßen wir feſt und mehr oder weniger hülflos in den endloſen Wüſten, aus denen wir wohl vielleicht uns ſelbſt zu retten vermochten, Geſchäft, Beſtimmung unſerer Unternehmung und vielleicht mehr noch wären aber darauf gegangen und die Folgen geweſen, denen zuvorzukommen wir jedem vernünftigen Wort Gehör zu geben nicht verſäumen durften. Ich wußte ferner recht gut, daß ich el capitan y el commandante meiner Mexikaner und leader and chief dieſer Ingenieurpartie war, dabei aber befanden wir uns an den äußerſten faſt geſetzloſen Gränzen einer menſchenleeren Republik, deren letzter Angehöriger ſich beſonders in Fällen, wo es um die Haut geht, ſelbſtſtändig genug fühlt, um ſich nicht weiter treiben zu laſſen, als ſeine Dienſtpflicht geht. Konnte ich alſo auch auf 5—6 der Leute bauen, daß ſie ſich in einem etwaigen Gefechte ruhig ſtellen würden, ſo hatten weder ich und ebenſo wenig das Gouvernement, für welches wir dienſtpflichtig waren, ein Recht von einem oder dem andern zu verlangen, ſich wie ein gemietheter Soldat feindlichen Waffen, einer Verkrüppelung oder vielleicht mehr auszuſetzen, die ihm weder eine Penſion, Belohnung oder ſonſt eine Anerkennung von Seite des Vaterlandes gebracht hätte; dieß waren die Beweggründe, warum ich endlich einwilligte den Platz für dieſe Nacht zu verlaſſen und eine mehr geſicherte Stellung aufzuſuchen.

Demnach gab ich den Leuten die Ordre ſämmtliches Gepäck in aller Stille ſo herzurichten, daß es leicht zur Hand ſchnell nach einbrechender Nacht und vor Mondaufgang geladen werden könne. So geſchah es und als ich eben mein haſtig Mahl beendigt, ſtellte ich zwei Poſten aus, ſelbſt einen dritten nehmend, um einem möglichen obwohl noch nicht wahrſcheinlichen Angriff vorzubeugen. So ſtille und behend auch das Packgeſchäft vor ſich ging, ſo konnten wir doch nicht glauben vor den nachtlebenden Wüſtenräubern unbemerkt davon zu kommen. Um dieß gab ich auch eben nicht viel, ſah ich unſere Truppe nur immer wach und zur Hand und die Maulthiere wohl gepackt, ſo kümmerte ich mich um Indianer nicht viel. Während der volle Mond gegen uns über den Horizont ſtieg, bewegte ſich ſtill und geſchloſſen unſer Nachttrain in der Richtung dem Flußthale zu. Es war eine Arbeit, eine mühliche dazu, allein ſogar die Thiere ſchienen zu wiſſen, um was es ſich handle, und ſchlichen ſo ſtill und vorſichtig die felſigen fährlichen Pfade ihren Führern nach, daß wir bald an der geſuchten beſſeren Lagerſtätte anlangten. Wir langten ohne weitere Vorfälle ſicher drunten an, wo wir dicht an Waſſers Rand Sack und Pack ablegten, und die Thiere zum Graſen an langen Leinen ausbanden. Trotz der Ermattung fiel es noch keinem von uns ein, Kleider und Waffen abzulegen, ſondern jeder ſtreckte oder ſetzte ſich ſo auf ſeinen Teppich, daß er ſich auf den erſten Ruf fertig ſtellen konnte. Nach etwa einer halben Stunde ſchlich ſich einer der Maulthierwärter herein, um noch einen andern einzuladen mit ihm einen Hinterhalt zu legen, da er oben an der Hügellehne zwiſchen Buſch und Kluft einen Mann umherſchleichen ſahe. Ob was er geſehen, wirklich ein Mann war, erfahren wir weiter nicht; es war aber nicht unwahrſcheinlich, daß ein und der andere der Indianer uns als Späher nachgeſchlichen waren, um möglichen Falles vielleicht auch eines unſerer Thiere abzuführen.

Die Nacht war ruhig verſtrichen und wir ließen unter genügender Bedeckung die Thiere zur nahen Weide. Nach dem geſtrigen mußten wir heute einen Raſttag haben, wir alle bedurften der Erholung; an Weiterarbeiten war unter den beſtehenden Verhältniſſen ſo nicht zu denken. Wir mußten entweder hier ausharren, bis die von unſerem Chef am San Pedro verſprochene Eskorte eintreffen würde oder zurückgehen. Ich benützte den Morgen mich ein wenig in der Pflanzenwelt umzuſehen, ohne aber viel mehr zu finden, als was ich ſeither im Flußthal herauf ſah und an den betreffenden Orten erwähnte. Eine Gilea ſah ich hier zum erſtenmale, ein außerordentlich zierliches Pflänzchen mit ſehr delicater blaſſer, weißblauer Blüthe; ſie ſchien am liebſten auf nacktem loſem Quickſande zu ſtehen. Eine andere Species aus der Ordnung „Capparidaceae" war weiter hier zu finden. Ich hatte dieſelbe bis jetzt nur einmal ungefähr in derſelben Höhe des Flußthales, d. i. zwiſchen der unterſten und zweiten Fur: des San Pedro im ſecundären Kalkſtein getroffen.

Der Morgen war ſchon ziemlich vorgerückt und ich fing bereits an zu zweifeln, ob ſich die Indianer wirklich würden blicken

laſſen; hatte aber nicht Zeit dieſen Gedanken weiter Raum zu geben, da zeigte ſich einer auf der gegenüberliegenden Höhe, einer, dann noch einer, ein dritter, vierter und fünfter, die alle auf verſchiedenen Punkten aus Fels und Buſch tauchten, und langſam zuweilen ſtill haltend unſerem Lager zuritten; zwei kamen näher und wünſchten eine Unterredung, da es aber keine Häuptlinge waren, ſo verweigerte ich dieſelbe; der eine zog indeſſen ein Papier aus den Kleidern und hielt es mir entgegen, bedeutend, daß ich es leſen möge. Ich wollte anfangs nichts davon wiſſen, ſondern ſagte ihm nur, daß er gehen und ſeinen Häuptling ſenden ſolle; damit wendete er ſich um, ließ das Papier vor ſich ins Gras fallen und entfernte ſich davon. King nahm es auf und wir laſen, daß es ein Zeugniß war, welches der Chef unſerer Commiſſion dem Lepanhäuptling Chikito Coyotl ausgeſtellt hatte, nach welchem er dieſen für friedlich geſinnt hielt, indem er auch ſagte, daß dieſer Indianerführer ihn mit einem Theil ſeiner Krieger im vorigen Jahre auf ſeiner El Paſoreiſe 14 Tage lang begleitet habe. Während ich ſo las, nahte ſich ein unſcheinbar gekleideter Krieger ziemlich frank und verlangte eine Unterredung. Er hatte von allen, die ich bis jetzt vom ganzen Haufen geſehen, noch das ehrlichſte Geſicht. Er ritt frank nnd ohne weitere Umſtände auf mich zu, ſtellte ſich mir als College, d. h. Capitan unter den Seinigen vor und verlangte eine Unterredung. Er hatte ſeine Büchſe abgelegt und ſtieg jetzt ab, indem er die Leine ſeines Pferdes an einem Mesquitebaum befeſtigt und mir dann ohne weitere Umſtände nur von drei ausgezeichneteren Kriegern begleitet, ebenfalls waffenlos ins Lager folgte, wohin ich ihn eingeladen hatte. Wir hatten bei unſerem dießmaligen Zuge weder Tiſche noch Stühle, und ſo brachten wir unſere wilden Gäſte nicht in Verlegenheit ſich darauf ſetzen zu müſſen. Wir alle ſaßen auf bloßem Sand und das Geſpräch nahm unter vielerlei Friedens- und Freundſchaftsverſicherungen ſeinen Anfang. Es wurde Brod und Fleiſch nebſt etwas Tabak beigebracht und unter die Gäſte ſo vertheilt, daß auch für die draußen Harrenden etwas übrig blieb. Wir brauchten auch nicht beſorgt zu ſeyn, daß einer oder der andere vergeſſen werden würde, die Gäſte deuteten mit Worten und Fingern hinaus, daß man dem und dem auch noch geben ſolle. Betteln war hier und iſt immer mit dieſen Vögeln der Hauptzweck einer Unterredung mit Weißen, die ihnen ſtark und vorſichtig genug ſcheinen, ſich nicht von ihnen beſtehlen oder berauben zu laſſen; die Gäſte hatten nun Tabak zu rauchen und wurden, nachdem ſie die übrigen Brocken, die ſie nicht verſchlingen konnten, ſorgfältig zu ſich geſteckt, ſehr redſelig. Chikito Coyotl (kleiner Prairiewolf) war in der Rede gemäßigter ohne in gleichem Maaße verſchloſſen zu ſeyn, wie es ſeiner Begleiter einer war, der bei einer ſehr witzig ausſehenden Stumpfnaſe ein Paar ſehr große runde klugblickende Augen von lichter Farbe beſaß. Jedes Wort von dieſem war gemeſſen und berechnet, indem er mit den Augen ſogleich die Antwort muſternd zu empfangen verlangte; der Häuptling, der einfachſte in der Kleidung, war es auch in Red und Antwort, er bewegte ſich darin freier und flößte dadurch mehr Vertrauen ein. Er hatte ein Ueberhemd von einem ſehr verbleichten einmal rothquadrillirten Baumwollenzeug, die einzige Hülle ſeines ziemlich ſtämmigen durch ein mit Röthel auf die Bruſt gezeichnetes Kreuz, vermuthlich eigenhändig, geſchmückten Oberleibes, trug ſeine Haare lang jedoch ohne Zopf. Wir erklärten ihm den Zweck unſerer Wanderung und ich verſäumte nicht, ihm zu wiſſen zu thun, daß wir in langſamen Tagemärſchen weiter ziehen wollten, damit uns eine Militär-Escorte einholen könne. Er fand dieß alles in der Ordnung und vertraute uns dagegen an, daß er ſein Lager mit vielen Weibern und Kindern ziemlich nahe hier hinter den Bergen habe, dabei ſuchte er uns aber genau auszuforſchen, wann und wie wir unſern Marſch fortzuſetzen gedachten. Ein ſtrictes Morgen war hierauf die Antwort, obwohl ich darüber noch nicht gewiß war. Bald nahm das Geſpräch wieder eine Wendung aufs Betteln, und meine gutmüthigen Leute gaben von Tabak ſo viel ſie noch ſparen konnten, was freilich für die bodenloſe Bettelhaftigkeit und Dürftigkeit der Indianer nicht viel war; dieſe armen verirrten Teufel ſtellen ſich alle Weißen als unerſchöpflich vermögend vor, und ſo ſtolz ſie ſonſt auf ihre wilde Freiheit und Indianerthum ſind, ſo finden ſie doch nichts einfacher als das Recht, alles zu verlangen und jene zum Geben zu zwingen. Der Häuptling wünſchte von mir Tabak zu erhalten, den ich ihm auch verſprach, da ich aber nicht augenblicklich aufſprang, um ſolchen für ihn zu holen, blieb er ungefähr fünf Minuten lang ſtill und nahm keinen weiteren Antheil am Geſpräch, endlich aber ſtand er auf, ſchritt nach ſeinem Pferd und ritt fort, ohne irgend einem von uns ein „Adios“ zu ſagen. Die Leute winkten mir zu, daß ich den Häuptling erzürnt habe; da dieß indeſſen wider meinen Willen geſchehen, ſo machte ich mir nicht viel daraus; durch ſein Weggehen war nun eine Stelle offen, und da ich drei bis vieren erlaubt hatte ins Lager zur Unterredung zu kommen, ſo kam ſogleich ein anderer älterer Mann, Bruder des Häuptlings, und nahm ſeine Stelle. Coyotls Bruder war im Ganzen ebenſo einfach und unſcheinbar und ärmer als jeder andere im Haufen gekleidet. Sein kahles Haupt hatte er nach Art der Walachen, wenn ſie in Trauer ſind, in ein verbleichtes längſt entfärbtes Tuch gebunden, ſein Rock oder Blouſe vertretendes Hemd war entfärbt, das Prachtſtück ſeiner Kleidung beſtand in ein Paar ſcharlachrothen engen Merinoleggins. Bei allen aber, beim einen wie beim andern, waren die Moccaſins von außerordentlich zierlicher und dauerhafter Arbeit; der Alte war ſehr geſprächig, wußte mehr engliſch als alle die übrigen zuſammen, und ſprach ſpaniſch fließend. Er war ſchon mehr mit Weißen zuſammen und keineswegs mehr ein heuriger Haſe. Im Verlaufe des Geſpräches verlangte auch er, wie ſein Bruder zuvor gethan, ein ſchriftliches Zeugniß von mir, daß er und die Seinen ſich freundlich gegen uns gezeigt, und ich wiederholte ihm dieſelbe Antwort, daß ich dieß bei meiner Rückkehr gerne thun wolle, ſobald ich ihr Wohlverhalten geprüft haben werde. Auch er ſtellte ſich darüber wie ſein Bruder durchaus und vernünftigerweiſe zufrieden; das Geſpräch kam dann auf dieß und jenes, namentlich auf locale Verhältniſſe, indem er uns zu bereden ſuchte, daß ſie mit den Comanches in Feindſchaft leben, woron ſein Bruder kurz vorher und zum ſichtlichen Mitvergnügen ſeiner Begleitung das Gegentheil verſichert hatte. Wir leben mit den Comanches nicht gut, fuhr der rothhäutige alte Fuchs fort, und Ihr müßt Euch ſehr vor ihnen in Acht nehmen. Sie ſtreifen unterhalb unſerem Strich und ebenſo oberhalb. Bindet eure Pferde und Maulthiere bei Nacht immer gut an, denn ſie ſind die keckſten und geſchickteſten Räuber. Haltet immer gut Wache und laſſet eure Waffen nie in Unordnung gerathen. Während dieſer Ermahnungen ließ er ſich Brod und Salz und vorgeſetztes kaltes Fleiſch recht gut ſchmecken, und ſchmauchte nachher ſeine Cigaritos mit wahrhaft mexikaniſcher Fertigkeit. Seine ausgekramten guten Lehren waren im allgemeinen ganz richtig, allein was er mit den Comanches meinte, hieß zu Deutſch: Nehmt Euch in Acht vor Räubern und Dieben, wenn es uns gelingt, Euch etwas zu nehmen, ſo denkt ja nicht die freundlichen Lepanos haben es gethan; er machte damit für vorkommende Fälle die Comanches zu Sündenböcken. Ueber die Entfernung von hier bis zur Puercosmündung

machte der Alte ſehr richtige Angaben. Auf meine Frage darüber faltete er ſeine runzlige pergamenthautige Stirne, ſtierte vor ſich hin und machte mit läſſig gekrümmter Hand die Bewegung eines galoppirenden Pferdes nach, indem er ſinnend meine Frage bei ſich wiederholte: „Le Puercos? Le Puercos?“

Sei leguas (Sechs Leguas) war der endliche Ausſpruch, jedoch mit dem Zuſatz, in gerader Linie und daß der Fluß ungewöhnlich viele und ſchnelle Krümmungen mache. Er beſtätigte auch, daß ſie ihr Lager voll mit Weibern und Kindern hinter den Bergen ziemlich nahe hier hätten. Als wir ihm ſagten, daß wir ſie morgen dort beſuchen wollten, gab er keine weitere Antwort, was wohl genug zu ſagen ſchien, da dieſe Indianer es nie gerne haben, Fremde oder Weiße ſich in ihre Karten ſehen zu laſſen. Da ſind nämlich ſtets arme gefangene Sklaven von verſchiedenen Stämmen, geſtohlene und geraubte Pferde und Maulthiere oder ſonſt unrechtes Eigenthum, was ſie immer alles gerne auf der Seite halten. Unter anderem verwunderte ſich der Alte auch laut, daß wir ihn nicht auch mit Kaffee bewirtheten, den er ſehr zu lieben ſchien. Wir waren dieß in der That nicht im Stande, da kein geröſteter vorräthig war, ſonſt hätten wir uns ein Vergnügen daraus gemacht, den armen Hungerleidern dieſen Wunſch zu erfüllen. Während unſere Unterredung ſo verging, betrachtete ich mir die Phyſiognomien, Kleidung und Aufputz dieſer ſogenannten Naturkinder genauer; ich ſage ſogenannt, da ſie es in Wirklichkeit kaum ſind. Der Stamm, dem dieſe Lepanos angehören, iſt ein verkommender, und, ſowie der der Comanches, ein unter vielen und vielerlei Laſtern und Unſitten hinſiechender. Hang zu ihrer wilden Unabhängigkeit und die Sucht ein mächtiges Stück Land für ſich und ihr elendes Leben ausſchließlich zu behaupten, brachte ſie bald nach der Unabhängigkeits-Erklärung der Republik des einzigen Sterns (Texas) mit den Weißen in feindliche Berührung, deren nachhaltige Ueberlegenheit im Frieden wie im Kampf ſie ſchnell, aber wohl zu ſpät, kennen lernen mußten. Der ganze große und mächtige Stamm irrt jetzt in drei Haufen in ſüdweſt-nordöſtlicher Richtung bis über den Nueces weit bis zum San Saba hinauf, und alle zuſammen können kaum mehr 100 Streiter zu Felde ſchicken. Jagd und Räuberei iſt jetzt ihre einzige Lebensbeſchäftigung, an welch' beſchwerlichem aufreibendem Treiben ihre Weiber getreulich Theil nehmen müſſen. Letztere müſſen außerdem noch alle der Männer unwürdige häusliche Arbeiten verrichten, und ſo laſtet auf dieſen armen überbürdeten Geſchöpfen zu viel als daß ſie getreue Mütter und Weiber ſeyn möchten. Abtreiben der Leibesfrucht und wohl auch Tödten geborner Kinder ſollen darum ſehr häufig unter ihnen ſeyn, um ſich wenigſtens von dieſer Seite her ihren Lebensberuf zu erleichtern; die durch ſo verkümmerten Nachwuchs entſtehenden Lücken ſuchen die Indianer durch Rauben von Sklaven, Kindern, Jünglingen, Mädchen, Männern und Weibern auszufüllen. Wie ungenügend ſolche gewaltſame Mittel ſind einen Stamm zu erhalten, lehrt die Geſchichte allenthalben und zu allen Zeiten, und ſo läßt ſich auch dieſen Lepanos, die bereits anfangen, ſich mit den Comanches zu vermiſchen, leicht ein Horoſkop ſtellen. Bald wird nur mehr der Name von ihnen beſtehen.

Die Art und Weiſe, wie die beiden andern ihre Geſichter bemalt hatten, war charakteriſtiſch. Nicht etwa daß ſie ihre ganzen Geſichter beſchmiert hätten, nein, der eine hatte mit äußerſter Sorgfalt am unteren Augenlied je zunächſt der Thränendrüſe einen weißen und ſchwarzen Punkt angebracht, als hätte er das Muſter dazu von irgend einem Angehörigen aus dem Hühnergeſchlecht genommen; der andere hatte die ganzen Augenlieder mit einem ſchmalen aber dicken Zinnoberſtrich geziert, vermuthlich um ſeinem ganzen Geſichte einen martialiſchen furchterregenden Ausdruck zu geben. Letzterer führte den Namen Chico und hatte den Ausdruck eines außergewöhnlichen Spitzbuben von breiter athletiſcher Geſtalt. Mitten in ſeinem breiten Geſicht ſaß eine pfiffige Stutznaſe, das Maul war breit und hatte aufgeworfene Lippen. Sein Anzug war nicht minder eigenthümlich; die dunkelblaue Militäruniform eines höheren mexikaniſchen Officiers mit ſchweren Silber-Epauletten, urſprünglich wohl nicht für ihn beſtimmt, kleidete ihn vom Kopf bis zu den Moccaſins, und um die Schultern hatte er ein langes ſchweres Stück Tuch vom ſelben feinen Dunkelblau gehängt. Als Halsſchmuck trug er ein ächt indianiſches Collier von ſchwarzen und weißen Glasperlen mit Elfenbeinſtücken untermiſcht, künſtlich und im Geſchmack ſeiner Race mühſam zuſammengearbeitet, vermuthlich das Meiſterſtück irgend einer Squaw. Ueberdieß hing an dunklem Bande eine ſchwere, wie mir ſchien, ſilberne Sonne von etwa 4 Zoll Durchmeſſer mit acht an ihren Strahlen ſteckenden Halbmonden vom ſelben Metall. Ob dieß ebenfalls geſtohlen Gut oder vielleicht Familien-Erbſtück war, konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Die Rückſeite Chico's war nicht minder intereſſant mit einem langen falſchen faſt bis zur Erde reichenden Zopf geſchmückt; dieſen Zopf nahm ich faſt bei allen Lepanos und Comanches wahr, die mir bis jetzt zu Geſicht bekommen. Die Verherrlichung dieſes vielleicht altaſiatiſchen Wahrzeichens beſtand übrigens in einer Reihe von Silberblechſcheiben, die in verjüngtem Maaßſtabe von oben nach unten zu immer kleiner werdend, Stück an Stück am Zopf hinunter befeſtigt waren, nach Art jener flachen Meſſingringe, wie ſie die Laſtfuhrleute in Oeſterreich, Bayern und Schwaben ihren Pferden anzuhängen pflegen.

Chico nahm faſt durchaus nur paſſiven beſchaulichen Antheil am Geſpräch; nur einmal ſchien ſeine wilde Scheue freundlicherer Regung Platz zu machen, ſo daß er ſich dabei kaum mehr vom Lachen erholen konnte. Unſer Koch nämlich, der, um ſich dieſe Indianer möglichſt zu Freunden zu machen, allen Küchenvorrath ausgekramt und den hungrigen Wüſtenſöhnen vorgeſetzt hatte, ſetzte ſich mit andern auch herzu, um ſeine Neugier zu befriedigen. Er hatte nicht bemerkt, daß er dabei den Appendix ſeines Rückgrats gerade in den Weg einer Ameiſenbevölkerung geſetzt. Letztere, die ſelbſt ein ſolches Hinderniß nicht für unüberſteiglich hielt, ſteigerte ihre Thätigkeit nur noch mehr und brachte in aller Stille, aber ſehr ſchnell den Eigenthümer der in den Ameiſenweg geſetzten Maſſe zu ſchnellem Aufſpringen, ja er konnte ſich nicht anders helfen als er mußte ſich hinter die Couliſſen retten, um ſich da langſam Ruck für Ruck von den erzürnten Peinigern zu befreien. Chico's Augen war dieß nicht entgangen, er hatte den Koch hinſitzen ſehen, wo er es ſicherlich nicht gethan hätte, und wartete nun mit eiſerner Ruhe den Erfolg ab. Wie alſo der Koch aufſprang, ſo brach er in ein fröhliches Lachen aus, dem er wohl aus angeborner und angezogener Selbſtbeherrſchung mit zuſammengedrückten Lippen ein Ende zu machen ſuchte, eine Mühe, die aber ſo lange vergeblich blieb, als er bei uns ſitzend weilte. Da für die erwartenden Gäſte keine weiteren Geſchenke mehr herausſchauten, denn wir hatten auf dieſem Zug für uns ſelbſt nur das Nothwendigſte mitgenommen und durch die ſcheue Wildheit unſerer des Packtragens ungewöhnten Maulthiere mancherlei Artikel eingebüßt, ſo kam die Unterredung nach und nach zu ſeichter Ebbe, ſo daß ein gewiſſer dieſen Formenmenſchen ſehr eigenthümlicher Tact ſie zum Aufbrechen zwang; dabei nahm jeder ſeinen eigenen Weg durch die Büſche. Chico ritt durch eine Lichtung hinauf, von wo er ſich noch lange von hinten bewundern ließ, indem ſein ſtattlicher

Kopfſchmuck auf weite Entfernung Silberblitze von ſich ſchleuderte. Die letzten, welche gingen, waren die, welche nicht die Ehre hatten, in unſerem Lager ſitzen zu dürfen. Sie ſchlichen ſich noch ober- und unterhalb unſeres Lagers zum Flußufer angeblich zu trinken, in Wirklichkeit aber möglichen Fall noch etwas mehr herauszuſpähen.

Als uns endlich der Letzte aus den Augen war, ſo beſchloß ich bei mir ganz kurz, morgen den Platz zu verlaſſen und nach dem Rio San Pedro zurückzugehen, um wo möglich der uns nachgeſendeten Escorte zu begegnen oder nöthigen Falls darum zu ſenden. Vorwärts konnten wir, wie wir waren, nicht und ſtehen bleiben wollte ich nicht, um den lauernden Räubern nicht Zeit zu geben und zu zeigen, wie ſchwach wir eigentlich gegen ſie waren. Hatten ſie Zeit zu calculiren und unſere durchaus abgeſchnittene Lage auszufinden, ſo konnte uns ein angebotener Kampf nur Nachtheil und vielleicht auch Verderben bringen. Von hier aus konnte ich auch nicht hoffen einen oder zwei Expreſſen nach der Escorte ſchicken zu können, zwei Büchſen und zwei Piſtolen zu miſſen, wäre zu viel geweſen, wie es auch gefährlich geweſen wäre, zwei Männer allein durch eine Wildniß zu ſenden, in der ſie ſich bloß bei Tag hätten durchfinden können. Indeſſen theilte ich meinen Entſchluß niemanden mit und ließ den Leuten den ganzen übrigen Tag Zeit ſich unter ſich über alle Möglichkeiten zu beſprechen, was ſie um ſo leichter thun konnten, als ſich den ganzen Tag kein Indianer mehr zeigte; dieß war mir, ſo wenig ich ſie auch zu ſehen wünſchte, kein gutes Zeichen. Ich beſchäftigte mich den Reſt des Tags mit Pflanzenumlegen, zoologiſche Exemplare zu packen, Baden u. dgl. Abends ließ ich die Wachen verdoppeln und hielt in der Nacht ſelber Inſpection, was ich gewöhnlich auf mich nahm, wo es die Verhältniſſe erheiſchten. Solches oft gethan zu haben, hat gewiß noch kein Reiſender in Indianerländern bereut.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Die Entdeckung des Namens Semiramis zu Nimrud. Ein Brief Rawlinſons vom 21 Februar im engl. Athen. 15 April enthält eine merkwürdige Nachricht, die wir ohne die daran geknüpften langen und nicht immer concluenten Folgerungen mittheilen wollen. „Vor wenigen Tagen", ſagt er, „haben die Arbeitsleute im Dienſt des engliſchen Muſeums aus den Ruinen des ſüdöſtlichen Palaſtes zu Nimrud eine vollſtändig erhaltene Statue des Gottes Nebo ausgegraben, welche quer über die Bruſt eine Inſchrift von 12 Linien hat; dieſe gibt an, daß die fragliche Figur von einem Bildhauer in Calah gefertigt und von ihm ſeinem Herrn Phal-lukha (Phaloch der LXX, Belochus der Griechen) und ſeiner Gemahlin Sammuramit, Königin des Palaſtes, gewidmet worden ſey. Ehe ich hierüber eine Bemerkung mache, muß ich vorausſchicken, daß die Leſung des Namens Samuaramit ganz ſicher iſt, und die Art der Schrift entſcheidend dahin weiſt, daß die Inſchrift Phal-lukha III und keinem der frühern Monarchen dieſes Namens zugeſchrieben werden muß. Wie nun Belochus und Semiramis in den griechiſch-aſſyriſchen Königsreihen die einzigen ſind, die mit einander regieren, ſo liefert auch die Verbindung von Phal-lukha und Samuaramit auf der Bildſäule des Nebo in der ganzen Reihe der Keilinſchriften den einzigen Fall, daß eine aſſyriſche Königsfrau von gleichem Rang mit ihrem Mann, oder überhaupt nur als Königin von Ninive mit Namen genannt wird." Rawlinſon weiſt nun nach, daß Herodot die Semiramis nur 5 Generationen, alſo etwa 150 Jahre über Nitocris, die Gattin Nebucadnezars, ſetzt, und daß 150 Jahre der Unterſchied zwiſchen der Thronbeſteigung Nebucadnezars (604 v. Chr.) und dem Beginn der Aera Nabonaſſars (747 vor Chr.) ſey. Euſebius gebe an, daß Semiramis eigentlich Atoſſa geheißen hat, und aller Wahrſcheinlichkeit nach habe der letzte König der ältern aſſyriſchen Linie Phal-lukha ſich mit der babyloniſchen Fürſtin Atoſſa verheurathet, worauf dieſe den ſemitiſchen Namen Semiramis angenommen. Demnach wäre die ganze griechiſche Erzählung von Ninus und Semiramis eine Fabel.

•

Ueber alte Schlöſſer in Schottland. Das Athen. vom 15 April enthält von dem durch ſeine mannichfachen Forſchungen bekannten Dr. Buiſt folgendes: „die Leute, welche gegenwärtig die Grundmauern von Macbeths Schloß auf Dunſinnan Hügel aufſuchen, hätten ſich ſelbſt viel Mühe ſparen, und die Beſchädigung eines intereſſanten Alterthumsſtücks vermeiden können, wenn ſie etwas mehr auf die Geſchichte geachtet hätten. Macbeth wurde in der Schlacht bei Lumphannam in Aberdenſhire getödtet, und iſt wahrſcheinlich gar nie in Dunſinnan geweſen; auch iſt nicht das mindeſte Anzeichen vorhanden, daß je ein Schloß oder ein ähnlicher Bau auf dem Hügel ſtand. Die drei benachbarten Hügel tragen die wohlbekannten aber ſchlecht verſtandenen Bauten, die man brittiſche oder verglaste Forts nennt, weil ein bedeutender Theil der äußern Mauer mit verglastem oder geſchmolzenem Stoff bedeckt iſt, der in einigen ſehr reichlich vorhanden iſt, daß einige, z. B. der in Finhaven, längere Zeit als ein ehemaliger Vulcan betrachtet worden iſt; der geſchmolzene Stoff iſt indeß wahrſcheinlich eine Folge von Signalfeuern. Dieſe Bergforts ſind im NO Schottlands ſehr häufig, und ich habe die nächſten zehn in der unmittelbaren Nachbarſchaft von Dunſinnan unterſucht; die Linie ſetzte ſich wahrſcheinlich weſtwärts durch Schottland fort, doch gehen meine eigene Nachforſchungen nicht über Strathern hinaus. Dieſe Forts laufen unwandelbar in langer Kette und von der See ins Innere, an den niedern Hügelketten am Ausgang großer Thäler. Man kann immer von einem nach dem andern übers Thal hinüberſehen, und wenn ſie als Signalpoſten gedient haben, ſo konnten ſie zickzackförmig landeinwärts oder manchmal auch direct communiciren. Jedes einzelne Fort, ſo nieder es auch liegen mag, iſt immer von zwei andern ausſichtbar. Meiſtens liegen ſie auf einzelnen Hügeln von mäßiger Höhe, und beherrſchen einen Paß oder Straße durchs Land; doch iſt dieß nicht immer der Fall. Sie ſind vollkommen gleichförmig in Geſtalt und Bau, ſtets elliptiſch mit einer längern Achſe von Oſten nach Weſten mit den Spuren eines Thorwegs und Außenwerks gegen Oſten und einem tiefen Brunnen gegen Weſten, manchmal innerhalb, manchmal unmittelbar außerhalb der Einfriedung. Sie ſind umgeben von drei Haufen loſer Steine, zehn bis 20 Fuß unten im Umfang und ebenſo hoch ohne eine Spur von Cement oder eigentlicher Bauordnung. Der am meiſten geſchmolzene Theil iſt gewöhnlich in der äußern Mauer, in der Richtung nach den Forts, welche quer durch das Thal laufen.

Der Raum im Innern iſt, mit Ausnahme des ſchon erwähnten Brunnens, glatt und ziemlich flach, nirgends habe ich je eine Spur von etwas gefunden, das den Namen einer Wohnung verdient. Nach der Lage der Forts zu ſchließen dienten ſie als Feuerthürme, um Warnungszeichen zu geben, wenn der Feind vom Meere ſich näherte, und als Zufluchtsorte bei einem Angriff. Wahrſcheinlich ſind dieſe Forts ſehr alt, und mochten 1000 Jahre vor Macbeths Zeit ziemlich in demſelben Zuſtand ſeyn wie jetzt."

•

Ueber die Kirgiſenſteppe. Der ſüdliche Theil des Gouv. Tobolsk, bekannt unter dem Namen der Kirgiſenſteppe liegt zwiſchen 43° und 53° N. B. und 83° bis 101° O. L. (v. P.) Größer als Frankreich, Belgien und Holland zuſammen iſt dieſer Strich doch nur von Nomaden bewohnt, deren ganzer Reichthum in Schafen und Kamelen beſteht. Dieſe Stämme bringen den Winter im Süden ihrer Steppe zu, wo das Klima, minder ſtreng als im Norden, den Heerden geſtattet, unter dem meiſt leichten Schnee das Gras und Moos, das ihre Nahrung bildet, aufzuſuchen. Im Frühjahr ſetzen ſie ſich in Bewegung, ziehen nordwärts, laſſen das Gras auf ihrem Wege abweiden, und im Laufe des Julius erreichen ſie die Gränze ihres Weidelandes und des Gouvernements Tobolsk. Auf dieſer Gränzlinie ſind in der Entfernung von 25 bis 30 Kilometres von einander große Schuppen erbaut, wo die ruſſiſchen Kaufleute an die Kirgiſen alles ihnen Nöthige verkaufen und dagegen Kamele und namentlich Schafe nehmen. Sobald ein Kauf geſchloſſen iſt, werden die Schafe geſchlachtet, und man nimmt den Talg, der geſchmolzen, gereinigt und ſogleich nach Petersburg geſchickt wird, wo es einen der Hauptausfuhrartikel bildet. Wenn im Süden der Steppe der Schnee zu reichlich gefallen war, ſo können die Schafe unter der dichten Schneedecke ihre Nahrung nicht leicht finden und ſterben zu Tauſenden; dann kann der Tauſch auf der Gränzlinie nicht wie gewöhnlich vor ſich gehen, die ruſſiſchen Waaren ſinken im Preiſe, und der Talg ſchlägt auf, denn der Talg der kirgiſiſchen Schafe, die ſich von den Steppenkräutern nähren, übertrifft alle andern und regelt den Preis der Waare. Im Laufe des Auguſt ſchlagen die Stämme wieder den Weg nach Süden ein, um ihre Wanderung in gleicher Weiſe, wie jedes Jahr zu beginnen. Dieſe regelmäßige Wanderung der Kirgiſenſtämme hat die ruſſiſche Regierung bewogen, die chineſiſche Stadt Pſchuguntſchak an der Oſtgränze der Kirgiſenſteppe, hundert Lieues ſüdlich von dem Minendiſtrict des Altai auszuwählen, um ihn zum Mittelpunkt des Tauſchhandels zwiſchen China und ihrem Land zu machen. Die zahlreichen Kamele der Kirgiſen dienen zum Transport der Waaren, und auf dieſe Weiſe concurriren die ruſſiſchen Tücher und Baumwollenzeuge hier und in Turkeſtan gegen die gleichen engliſchen Waaren, die aus Indien kommen. (Aus dem Ann. du Comm. exter. Revue de l'Orient. Avril.)

•

Geld in Tibet. Nach den Angaben Cap. Strachey's entwarf Hr. Baur eine Abhandlung „über das Münzſyſtem von Tibet," welche in der Londoner numismatiſchen Geſellſchaft am 23 März vorgeleſen wurde. Cap. Strachey hatte eine ganze Sammlung tibetaniſcher Münzen zuſammengebracht, die indeß durchaus keinen hiſtoriſchen Werth zu haben ſcheinen. Die Tibetaner verbinden das Stangenſilber China's mit den indiſchen Münzen, und wegen des ſchlechten Gehalts, den jetzt dieſe Münzen haben, ſind die Silberſtangen China's der einzige Werthmeſſer. Dieſe Stangen führen mehrere Namen und kommen aus Jarkend, wohin ſie von Cathai oder Nordchina gebracht werden. Sie ſind in Form eines Schiffchens, und die Höhlung iſt zum Theil durch ſpäteres Hineingießen ausgefüllt, ſo daß man ſie über einander aufhäufen kann, indem man den untern Theil des Schiffchens in den aufſtehenden Rand des andern hineinſchiebt. Sie ſind von Innen mit chineſiſchen Charakteren gezeichnet, und das Silber iſt ziemlich rein; da ſie dem Beſchneiden ſehr ausgeſetzt ſind, ſo werden ſie von den Kaufleuten gewogen. Die Regierung von Ladak hat ſeit den letzten 250 Jahren eine Silbermünze geſchlagen, die anfangs ſehr rein, wahrſcheinlich aus chineſiſchem Silber war, und eine barbariſche Nachahmung des perſiſchen Namens von Mahmud Chan trug, der um 1667 über Tibet herrſchte; andere Namen, wie die von Schah Dſchehan, von Delhi, trifft man gleichfalls. In neuerer Zeit iſt die Münze namentlich durch die Leute Gulab Singhs ſeit 1847 ſehr verſchlechtert worden. Die einzige Verſchiedenheit in der Form der Münze iſt die daß der Name Gulab Singhs eingeſetzt wurde, und darunter ein Dolch ſtatt der frühern Zeichen; die Arbeit ſcheint ſogar beſſer als die der ältern Münzen. Eine eigene Münze hat man ſonſt in Ladak nicht, und kleine Geſchäfte werden mit Händevoll Mehl, Thee und dgl. ausgeglichen. Indiſches Geld kommt wenig nach Ladakh. (Liter. Gaz. 8 April.)

•

Botaniſcher Verſuch mit dem Weizen. Man hat im botaniſchen Garten zu Cambridge einen merkwürdigen Verſuch über die Wiederpflanzung des Weizens gemacht. Einige Weizenkörner waren im Junius gepflanzt worden, und eine der Pflanzen ſchien ſich verzweigen zu wollen; man riß ſie im Auguſt aus und theilte ſie in 18 Theile, von denen jeder beſonders gepflanzt wurde. Da die neuen Pflanzen Seitenſchoſſen geliefert hatten, ſo wurden ſie Ende Septembers ausgeriſſen und getheilt, um abermals gepflanzt zu werden; man erhielt auf dieſe Weiſe 67 Pflanzen, die den Winter über ſtehen bleiben. Im nächſten April wurden dieſe 67 Pflanzen abermals getheilt, und gaben nun 500 Pflanzen, welche als endliche Ernte 21,000 Aehren lieferten, welche 21 Kilogramme Korn gaben. Nach der mittlern Körnermenge in einem Kilogramme gerechnet, kann man annehmen daß dieſe einzelne Pflanze getheilt und wieder getheilt 576,540 Körner für 1 ergab. (Athen Franç. 15 April.)

•

Induſtrie in Griechenland. Die Induſtrie iſt in dem Königreich Griechenland im allgemeinen und in einzelnen Zweigen noch in einem ſehr mangelhaften Zuſtande; allein es zeigt ſich dort doch auch auf dieſem Gebiete eine beachtungswerthe Thätigkeit. In manchen Zweigen iſt auch die Induſtrie in Griechenland nicht zurückgeblieben. So gibt es Webereien in Meſſenien, deren Tücher und Vorhänge wegen ihrer Dauerhaftigkeit beſonders geſchätzt und denen aus dem Auslande vorgezogen werden; von Seidenfabriken iſt die des Griechen Rallis in Piräus in einem ſehr gedeihlichen Zuſtande, und die Garnſpinnereien des Photinos in Patras gelten für ſo vorzüglich, daß ſie mit denen des Auslands wetteifern und mit glücklichem Erfolge concurriren, und daß letztere um 30 Procent geringer verkauft werden müſſen, wenn ſie in Griechenland auf Abſatz rechnen wollen; der genannte, reiche und unternehmende Grieche Photinos, welcher die Baumwollſpinnerei in Wien erlernt hat, hat Maſchinen aus Deutſchland, neuerdings auch aus England eingeführt.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 17. 28 April 1854.

Ein Bericht

über den Fortschritt der Expedition nach Centralafrika, unternommen auf Befehl des auswärtigen Amts Ihrer Majestät von den HH. Richardson, Barth, Overweg und Vogel, in den Jahren 1850 bis 1853.

Von August Petermann, F. R. G. S.

Auf Ermächtigung des auswärtigen Amts Ihrer Majestät.

Ehe wir über den Inhalt dieses Werkes, von dem wir nicht ohne Grund den vollständigen Titel vorsetzen, einiges mittheilen, müssen wir über die Veranlassung desselben, die nicht bloß eine wissenschaftliche war, etwas sagen. Schon seit geraumer Zeit bemerkten wir in englischen Zeitschriften eine gewisse Animosität gegen Hrn. August Petermann, den die Königin von England zu ihrem eigenen Geographen ernannt hat. In der Versammlung der englischen Naturforscher vorigen Jahrs trat diese Stimmung in allerhand spitzen Reden hervor, und wir haben bei der Besprechung des geographischen Wandkalenders für 1854 von Hrn. A. Petermann (s. Nr. 8 v. d. J.) aufmerksam gemacht, daß er manche Gegner in England zu haben scheine. Seitdem sind selbst in dem sonst sehr billigen Athenäum in Bezug auf eine wissenschaftliche Sendung nach Indien, die von Berlin aus zu sehr speciellen naturwissenschaftlichen Zwecken betrieben wurde, und wofür man die Mitwirkung der englischen Regierung nachsuchte, ziemlich hämische Bemerkungen über die Verwendung von Deutschen zu solchen wissenschaftlichen Unternehmungen gefallen; aber noch früher ist im Nautical Standard vom 14 Januar d. J. ein offener Angriff gegen die Expedition nach Innerafrika unternommen worden, worin der gemeine Neid ganz unverschleiert vortritt. Schon daß die Expedition nach Hrn. Richardsons Tode fortgesetzt wurde, scheint bei manchen Leuten starken Anstoß gegeben zu haben, denn ihrer Ansicht nach sollte sie mit Richardsons Tod aufhören, obgleich letzterer in wissenschaftlicher Beziehung ziemlich Null war; daß man aber die Expedition fortgesetzt hat, und jetzt auch noch einen dritten Deutschen, Dr. Vogel, nachschickte, um den verstorbenen Overweg zu ersetzen, das war zu viel; nun brach der Neid vor, und zwar auf eine sehr hämische Weise.

In der Londoner geographischen Gesellschaft, deren Mitglied Hr. Petermann begreiflicherweise ist — denn dieß bedeuten die Buchstaben F. R. G. S. (Fellow of the royal geographical Society) — ist es gewöhnlich, Mittheilungen von dem Secretär vorlesen zu lassen. Einigen Mitgliedern, die mit den gerade besprochenen Punkten besonders vertraut sind, werden solche Mittheilungen vorher zugeschickt, um eine Discussion hervorzurufen, und so war eine von Hrn. Petermann über Hrn. Vogels Sendung gemachte Mittheilung einem Hrn. Saunders zugesandt worden, von dem dann eine Rede darüber in einer Sitzung der geographischen Gesellschaft aus einer Handschrift abgelesen wurde. Ob diese Rede wirklich so gehalten wurde, wie sie nachher in dem Nautical Standard erschien, wissen wir nicht, genug, in der Mittheilung des letztern wurden die Nachrichten über Dr. Vogel, „als früher schon bekannt gemacht", übergangen, und nur dem Angriff gegen die von Deutschen geführte Expedition nach Centralafrika freier Lauf gegeben. Darin ist nun hervorgehoben, „daß, obwohl die kostspieligen Instrumente und die nöthigen Hülfsmittel von England geliefert worden, doch die Ergebnisse englischen Geographen nicht zugänglich geworden", daß „überhaupt die Ergebnisse, so weit sie bekannt geworden, die bisherigen Kenntnisse von Inner-Afrika nicht wesentlich verändern oder vermehren." Dr. Vogels Beobachtungen werden dann noch speciell angegriffen und heruntergesetzt; damit man aber über die Quelle dieser Angriffe nicht im Zweifel bleibe, findet sich auch die Stelle: „Es möchte sich fragen, ob es sich mit den brittischen Interessen verträgt, zwei Deutsche, unsere Nebenbuhler im Manufacturbetrieb, einen einzelnen Engländer auf einer Handels- und diplomatischen Mission an Völker, wie die Central-Afrika's, begleiten zu lassen."

Diese und eine gute Anzahl ähnlicher Ausfälle, alle darauf berechnet, die deutschen Reisenden dem öffentlichen Haß bloß zu stellen, waren zu stark, als daß sie Hr. Petermann ohne weiters hätte hinnehmen können, denn sie waren, wenn nicht dem Namen, doch der Sache nach gegen ihn selbst gerichtet, und seine Ehre erforderte, daß er sich seiner Landsleute annehme. Zudem trug der Angriff gewissermaaßen einen officiellen Charakter, denn er konnte nur von dem Secretär der geographischen Gesellschaft, einem Dr. Shaw, herrühren. Der Vorwurf, daß von den eingetroffenen Nachrichten über die Expeditionen nach Centralafrika nichts veröffentlicht worden sey, war geradezu unrichtig, denn Herr A. Petermann, dem

die officiellen an das auswärtige Amt gerichteten Zuschriften Richardsons, Overwegs und Barths offenstanden, hat dieselben jedesmal gleich an das Athenäum, die letzten eingetroffenen Nachrichten selbst speciell der Times mitgetheilt, abgesehen davon daß die ersten umständlichen Mittheilungen in dem Journal der geographischen Gesellschaft selbst schon im J. 1851 erschienen.[1] Daß aber die Mittheilungen so schnell veröffentlicht wurden, und ihm, dem Secretär der geographischen Gesellschaft, nicht ausschließlich zukamen, scheint Aerger erregt zu haben, obwohl Hr. Shaw von dem ehemaligen Gebrauch das Journal der geographischen Gesellschaft in zwei oder drei Heften erscheinen zu lassen, und dadurch die Veröffentlichungen zu beschleunigen, abgegangen war, und nur noch Jahresbände herausgibt, wodurch eine starke, oft mehrjährige Verzögerung in dem Bekanntwerden der Mittheilungen eintritt. Genug, Hr. Petermann konnte zu dem Angriff nicht schweigen und wandte sich zuerst an das auswärtige Amt um die Erlaubniß eine übersichtliche Darstellung der bisherigen Leistungen der Expedition mit Beigabe von Karten herausgeben zu dürfen. Diese Erlaubniß wurde ihm ohne Schwierigkeit ertheilt, die Uebersicht nebst den Karten erschien hübsch in gepreßtes Linnen gebunden, zugleich aber auch ein gedruckter „Brief an den Präsidenten und Rath der k. geographischen Gesellschaft von London," worin er das Benehmen Hrn. Dr. Shaws sehr scharf charakterisirt, und geradezu darauf anträgt, daß die Gesellschaft ihren Tadel aussprechen müsse über die Veröffentlichung eines Berichts, den das Publicum als von ihr ausgehend betrachten müsse, und der eine absichtliche Entstellung der Wahrheit enthalte. Will sich nun der Präsident und Rath der k. geographischen Gesellschaft von London nicht dieser absichtlichen Entstellung der Wahrheit mitschuldig machen, so müssen sie diesen ihren (bezahlten) Secretär entlassen, oder Hr. Aug. Petermann, der Geographer of the Queen, ist beinahe genöthigt selbst auszutreten. Mit Einem Wort, Herr A. Petermann hat in ein böses Nest gestochen und mit einem sehr gemeinen englischen Neid gegen Deutsche zu kämpfen. Ob die HH. Admiral Smyth, Sir R. Murchison, Ob. Sabine, lauter hoch unterrichtete Männer, welche durch ihre Empfehlungen dazu beitrugen, daß Hr. Vogel mit der Mission beauftragt wurde, ihn hinreichend unterstützen und seine Forderung eines Tadels gegen den Secretär durchsetzen werden, ist nun die Frage, die uns freilich hier nicht kümmern kann; wir beabsichtigten bloß, die nächste Veranlassung zur Herausgabe der im Titel angezeigten Schrift herauszuheben, da sie gewissermaaßen mit zur Sache gehört.

Das Werk besteht nun aus drei Karten und einem möglichst gedrängten Text über die bisherigen Leistungen der Reisenden, die verschiedenen Wanderungen und Entdeckungen, wobei natürlich an ein umständlicheres Eingehen auf die mannichfachen geographischen und ethnographischen Fragen nicht zu denken ist. Diese müssen der spätern Bearbeitung Dr. Barths selbst, wenn dieser glücklich wieder heimkehrt, überlassen werden: denn Barth hat den geographischen und ethnographischen Theil der Reise am meisten angebaut, während Overweg, wie jetzt Vogel, hauptsächlich die astronomischen Beobachtungen und geodätischen Arbeiten im Auge hatte. Die erste Karte, welche gleichsam als Titelkupfer dient — denn das Werk bildet, da die Karten die Hauptsache sind, ein (sehr zierlich gebundenes) Großfolioheft — ist eine Uebersichtskarte von 3° bis 34° N. B. d. h. von der Bai von Benin bis zum Mittelmeer, und vom Kowara bis nach Dar For; man übersieht hier auf den roth gezeichneten Linien die verschiedenen Reisen der Expedition mit Einem Blick, und kann ihre Ausdehnung und ihre Bedeutung ermessen, sie gehen gegen Osten nach Baghirmi, in welcher Richtung man die Entscheidung über die Formation des Landes zwischen Tsadsee und Sennaar, deren Erhebung um 2500 bis 3000′ variirt, suchen muß; nach Südosten und Südwesten, wo man Aufschluß sucht über den Abfall des mittelafrikanischen Hochlandes, und endlich gerade gegen Westen, wo ein Gebirgszug, wie ein vorgeschobener Posten, besteht und die Wasserscheide zwischen Kowara und der Senkung des Tsadsees bildet, welche die Geographen so lange genarrt hat — denn geraume Zeit konnte man sich gar nicht vorstellen, daß der Kowara (der Quorra oder Niger), dessen ziemlich langen östlichen und selbst nordöstlichen Lauf man kannte, sich auf einmal durch ein Gebirge aufgehalten südlich wenden werde; man hat seine Fortsetzung immer gegen Osten gesucht, und ist dadurch in die Irrthümer gefallen, die erst Lander definitiv aufhellte, obgleich mehrere Geographen, auch Berghaus auf seiner Karte vom J. 1826, das wahre Verhältniß ganz richtig vermutheten.

Die zwei andern Karten beschäftigen sich nur ganz speciell mit der Reiseroute der Expedition, und bilden eigentlich nur eine. Die erste umfaßt das Land von Tripoli bis etwas über Ghat hinaus, und zeigt mit möglichst genauen Angaben über Bodenformation u. s. w. — die Höhenangaben sind im Appendix zusammengestellt — die Route über Murzuk, wohin Dr. Vogel auf einem ganz andern Weg als die HH. Richardson, Barth und Overweg kam; letztere schlugen die gewöhnliche Karawanenstraße ein, wie wir sie (s. Nr. 4 u. 5 v. d. J.) nach den hinterlassenen Tagebüchern Richardsons geschildert haben; Dr. Vogel ging südöstlich nach Sukna, und von da erst nach Murzuk, schlug aber auch von hier aus wieder einen östlichen Weg ein, indem er über Tegerry südwärts ging. Diese veränderte Route verspricht eine reichliche ethnographische Ausbeute, denn zwischen den beiden Straßen liegt ein Raum von fast vier Längengraden, und durch diesen Zwischenraum zieht sich die Gränzlinie der Tibbus und Tuariks: haben uns Richardsons Werk und Dr. Barths Nachrichten schon mannichfachen Aufschluß über die erstern gebracht, so müssen wir von Dr. Vogel jetzt näheres über die Tibbus erfahren. Der Weg Dr. Vogels von Murzuk aus durch das Land der Tibbus ist der geradere, wahrscheinlich aber auch der mühseligere, denn sonst läßt sich nicht absehen, weßhalb die gewöhnliche Karawanenstraße von Murzuk aus über 4 Längengrade gerade westlich führt, ehe sie wieder die südliche Richtung einhält. Die den Reisenden angewiesenen verschiedenen Straßen scheinen sehr wohl darauf berechnet, das Land in den verschiedensten Richtungen kennen zu lernen. Nach der vorliegenden Karte ist der letzte Punkt, den Dr. Vogel am 4 November v. J. erreichte, Tegerry, der südlichste Ort der Oase Fezzan; seitdem sind aber bekanntlich noch (s. Nr. 15) neuere Nachrichten aus Schimoetsetsen — ein Ort den wir auf der Karte nicht finden[1] — vom

[1] Sie nahmen beinahe 100 zum Theil sehr eng gedruckte Seiten ein.

[1] Der Ort fällt nämlich in die Lücke zwischen Karte II. und III. Nr. II. endet mit 24° N. B., und Nr. III. beginnt mit 15½°. Der Zwischenraum hat zu wenig specielles, um noch zu einer weitern Karte zu veranlassen, und Nr. I. bildet ohnehin die Uebersicht.

13 November eingetroffen, denen zufolge er noch 17 Tagreiſen vom Tſadſee[1] entfernt iſt.

Die dritte Karte endlich hat im Norden den Tſadſee und geht hinab bis zu 5° N. B.; davon ſind freilich die vier letzten Grade von 9 bis 5 nur aus mündlichen Mittheilungen zuſammengeſtellt, doch reicht Barths Reiſe nach Yola etwas über 9° hinaus. Ehe die Reiſenden das eigentliche Gebiet des Sudan erreichten, trennten ſie ſich in Tagelal, 14° 35′ N. B. Richardſon ging anfangs ſüdöſtlich nach Zinder, dann gerade oſtwärts nach dem Tſadſee zu, den er aber nicht mehr erreichte, ſondern am 4 März 1851 zu Ungurutua (14° 10′ N. B. und 12° 31′ O. L. v. Gr.) ſtarb. Barth war von Tagelal aus erſt ſüdweſtlich nach Katſchna gegangen, wo er auf die Quellen des Zirmie ſtieß, der bereits in den Kowara ſich einmündet, von Katſchna ſüdöſtlich nach Kano, auf welchem Wege er bereits Flüſſe überſchritt, die nordöſtlich in der Richtung des Tſadſees fließen, und von Kano wendete er ſich gerade öſtlich gegen den Tſadſee, um mit Richardſon zuſammenzutreffen, erfuhr aber unterwegs zu ſeiner nicht geringen Beſtürzung Richardſons Tod. Er eilte dahin, um ihm die letzte Ehre zu bezeigen, und ſeine Papiere zu ſichern, ging dann nach Kuka am Weſtufer des Tſadſees, wo er am 2 April eintraf und Overwegs Rückkehr erwartete, der einen Monat ſpäter, am 7 Mai, eintraf. Overweg hatte ſich von Barth auf dem Wege getrennt und war gerade weſtwärts nach Gaber und Mariadi gegangen, augenſcheinlich in der Abſicht, die Geſtaltung des Landes zwiſchen dem Tſadſee und dem Kowara kennen zu lernen; leider weiß man von ſeiner Reiſe ſehr wenig, denn nur ein Theil ſeines Tagebuchs befand ſich in leſerlichem Zuſtande; augenſcheinlich hatte ihn das ungeſunde Klima angegriffen und es ihm unmöglich gemacht, ſein Tagebuch mit gleicher Treue wie vordem zu liefern. Er trat den Rückweg an über Zinder, alſo auf derſelben Straße, welche Richardſon eingeſchlagen, und erreichte Kuka am 7 Mai.

Von dieſem Mittelpunkt aus ſollten nun die einzelnen Expeditionen unternommen werden; wir müſſen alle nähern Angaben über die Völkerſchaften übergehen, um uns auf das vorläufig wichtigſte, die Geſtaltung des Bodens, zu beſchränken, die ſeltſam genug iſt. Der Benue, der von 9° N. B. an einen entſchieden weſtlichen Lauf nimmt, um unter dem Namen Tſchadda in den Niger einzumünden, und mit ihm in die Bai von Benin zu fallen, und der Schary mit ſeinen Nebenflüſſen, der in den Tſadſee fällt, entſpringen in den Ländern ſüdlich von 7° N. B., wahrſcheinlich beſonders der weſtlichere Benue nicht ſehr fern vom Aequator, ſo daß wenn wir Rebmanns Angaben über die wahrſcheinlichen Nilquellen, den Lauf des Godſchob, der ins indiſche Meer fällt, und den des Congo, der unter 6° S. B. ins atlantiſche Meer ausmündet, vergleichen, wir nothwendig zwiſchen 5° S. B. und 2° N. B. etwa unter 30° O. L. v. Greenwich, einen Knotenpunkt annehmen müſſen, der im Innern Afrika's, über den Lauf der Gewäſſer entſcheidet. Da nun allen Umſtänden und Angaben nach Schary und Benue in ihrem Oberlaufe nicht ſehr ferne von einander ſeyn können, der erſte aber in den Tſadſee, der zweite in den Niger mündet, ſo muß ein Hinderniß vorhanden ſeyn, was den Lauf beider auseinander hält, und die weſtliche Richtung des Benue verurſacht. Dieß Hinderniß findet ſich in einem Hochlande, deſſen Mittelpunkt wir vorläufig bei Jakoba (10° N. B. und 11° O. L. v. G.) ſetzen müſſen, und das ſüdwärts bis an den Benue reicht, und ihn nach Weſten drängt, während es ſich nordweſtwärts in mannichfachen Krümmungen fortſetzt, und die obenerwähnte noch keineswegs in allen Theilen ermittelte Waſſerſcheide zwiſchen dem Kowara und Tſadſee bildet. Vergleicht man nun, wie wir oben bemerkt, die Flüſſe im Congolande, ſo fällt das afrikaniſche Scheidegebirge mehr in die Oſthälfte, und wir haben von dieſem Scheidegebirge aus eine gewaltige Landentwicklung gegen Norden, Nordoſten und Weſten und eine viel ſchwächere gegen Oſten.

In dieſe mächtige Landentwicklung hinein ſuchte nun Barth einzudringen; er reiſte gerade gegen Süden. Bis 11° 30′ N. B. ging das zum Gebiet des Tſadſees gehörige Flachland, von da an erheben ſich die Höhen, ſämmtlich von Granit und dicht bewaldet, daher die Feuchtigkeit bedeutend iſt. Hier iſt die natürliche Scheidegränze zwiſchen den Völkern, die ſich zum Islam bekennen und denen, bei welchen noch das Heidenthum vorherrſcht. Das Land, welches man mit dem Namen Adamawa bezeichnet, und das von einem Stamm der Marghi bewohnt iſt, bildet den eigentlichen Zielpunkt der Razzias der Moslems. Die nördlichen Marghi ſind ſchon dem Islam unterworfen, die ſüdlichen noch unabhängig und heidniſch. Die Wanderung durch dieß Land mußte zu bedeutenden Ergebniſſen führen, und Barth nennt auch den 18 Junius (1851) an welchem er den Benue (ſ. v. a. Mutter der Gewäſſer) erreichte, den wichtigſten ſeiner ganzen Reiſe. Der Strom iſt eine halbe engliſche Meile breit und 9½ Fuß tief; er ſoll neun Tagreiſen von Yola, welchen Ort Barth bald nach dem Ueberſchreiten des Benue erreichte, in ſüdweſtlicher Richtung entſpringen. Nehmen wir die Tagreiſe zu 8 Stunden, ſo gäbe dieß 72 Stunden oder 36 Meilen, alſo nur etwa 2½° in ſüdöſtlicher Richtung. Es iſt kaum anzunehmen, daß ein ſo bedeutender Strom einen ſo kurzen Lauf habe; die Quelle fiele unter dieſen Vorausſetzungen etwa auf 6° N. B., man wird ſie aber wohl um mehrere Grade weiter nach Süden rücken müſſen. Das Land iſt indeß außerordentlich ſtark bewäſſert, und bildet deßhalb ein prächtiges Weideland für unermeßliche Heerden. Leider mußte Barth auf Befehl des Sultans von Yola nach dreitägigem Aufenthalt umkehren, und zwar auf demſelben Wege den er gekommen war. Die Reiſe hatte die Nichtexiſtenz einer von Oſten nach Weſten ſtreichenden Kette herausgeſtellt, macht die Verbindung mit dem innern Lande durch den Niger und den Tſchadda, welcher der wahrſcheinliche Unterlauf des Benue iſt, höchſt wahrſcheinlich — weßhalb in England die Tſchadda-Expedition ausgerüſtet wurde — und wurde der hauptſächliche Grund, weßhalb Barth ſpäter nach Sakkatu reiste, da der Sultan von Yola Barth an dieſen gewieſen hatte, indem er ſelbſt ohne deſſen Erlaubniß keinen Weißen weiter ſüdwärts reiſen laſſen könne. Das Haupt der Fellatahs, die aus dieſen Gegenden ſtammen, hat jetzt alſo ſeinen Sitz in Sakkatu.

Eine Expedition nördlich um den See herum nach dem Gebiet von Kanem, welche über die Geſtaltung des Landes im Oſten Aufſchluß geben müßte, ſchlug fehl, wegen der unaufhörlichen Feindſeligkeiten der öſtlichen Araber mit den Seeanwohnern. Glück-

[1] So und nicht Tſchadſee ſchreibt Hr. Petermann nach dem Vorgang von Landeseingebornen. Hr. Shaw, der oben erwähnte Secretär der geogr. Geſellſchaft, meint, das ſey nur eine deutſche Marotte, weil die Deutſchen das „ch" in Chad nicht recht ausſprechen könnten.

licher lief eine andere Reiſe ab bis Wullia SSO von Kuka; dieſe Reiſe machten ſie in Begleitung einer bornueſiſchen Razzia, und der Raum, den ſie zurücklegten, betrug etwa 200 (engl. geogr.) Meilen. Wir würden dieſen Ausflug, obgleich er drei Monate dauerte, kaum erwähnen, fände ſich hier nicht eine Angabe, die wir bis auf weiteres geradezu für falſch halten müſſen. Wullia liegt in geringer Entfernung weſtwärts vom Serbeuel, einem Zufluß des Schary; in ſehr geringer Entfernung davon entſpringt ein Fluß, der in den Benue fallen ſoll, folglich wäre hier die Waſſerſcheide; wir wiſſen nicht, macht Barth ſelbſt die Bemerkung oder hat Hr. Petermann bloß den Schluß gezogen. Die Wanderung ging anfangs, wie natürlich, in der Ebene des Tſadſees, aber auch nachher iſt nichts von einer beſondern Erhebung des Bodens geſagt, und das Land wird geſchildert als außerordentlich flach, ſo daß die Waſſerläufe oft in faſt ganz entgegengeſetzter Richtung fließen oder zu fließen ſcheinen. Auf dem Wege Barths nach Yola iſt das ſtarke Anſteigen des Bodens wiederholt bemerkt, und beim Durchleſen beider Berichte iſt man geneigt die Lage des Landes um Yola als ziemlich hoch, die des Landes um Wullia als unbedeutend über die Ebene des Tſadſees erhoben zu denken; wie dann in geringer Entfernung von Wullia gegen Weſten ein Zufluß des Benue entſpringen kann, iſt nicht erſichtlich. Wahrſcheinlich hat in der Deutung der mitgetheilten mündlichen Nachrichten ein Irrthum obgewaltet hinſichtlich des Fluſſes ob er hin- oder herwärts fließe; man darf nur Ritters Afrika, namentlich den Abſchnitt über den Nigerlauf leſen, wo die verſchiedenen Angaben ſehr ſcharf geſichtet ſind, und man findet Beiſpiele genug, daß die Eingebornen die Richtung der Gewäſſer auf eine Weiſe angeben, daß der Europäer geradezu irre geleitet wird. Eins von beiden iſt falſch, entweder die Landſchilderung, wie ſie uns Barth oder Petermann nach ihm gegeben, oder die Angabe über die ſo weit nach Oſten gerückte Waſſerſcheide zwiſchen Schary und Benue, denn ſo — nicht zwiſchen Tſadſee und Kowara — muß man ſich wohl ausdrücken.

Bei weitem mehr Aufſchluß hätte die Reiſe nach Baghirmi, im SO des Tſadſees, liefern müſſen, aber Hr. Petermann iſt darüber allzu kurz, und wir müſſen unſere Leſer auf Hrn. Barths Brief über Baghirmi verweiſen, den wir ſchon im vorigen Jahre (ſ. Nr. 4) mitgetheilt haben, und der weit mehr, jedoch auch noch nicht genug enthält, um unſere Wißbegierde zu befriedigen. Indeß findet ſich doch in Hrn. Petermanns Schrift eine kurze Angabe, welche für die Geſtaltung des Landes ziemlich entſcheidend iſt. „Der Schary, ſagte er, iſt bei Aſu (an der Weſtgränze des Landes Baghirmi) 600 Yards breit, hat eine Strömung von drei engliſchen Meilen in der Stunde, und iſt ein prächtiger Strom, der ſich ſüdöſtlich bis ins Nilbaſſin erſtreckt.“ Dieſer Ausdruck beweiſt, daß Barth der Anſicht iſt, der allmähliche Abfall des Landes reiche weit nach SO; dieß iſt um ſo auffallender, als allen Anzeichen nach Wadai, welches etwas öſtlich von Baghirmi liegt, und noch mehr die nördlich von Wadai gelegenen Länder bis über 14° N. B. hinauf [1] einen ziemlich ſteilen Abfall gegen die Tſadſee-Ebene und die Sahara haben. Das Land Baghirmi ſelbſt gehört noch mit Ausnahme der öſtlichſten Theile zur Tſadſee-Ebene. Faſt ſcheint es als finde ſich nördlich vom Schary ein ganz ähnlich Bergvorland, wie nördlich vom Benue; ſo viel iſt gewiß, eine nähere Kenntniß von Wadai und den anſtoßenden Ländern bis Dar For wird immer wünſchenswerther: augenſcheinlich muß von der Tſadſee-Ebene aus ein bedeutendes Hochland überſtiegen werden, das eine phyſiſche und ethnographiſche Scheidewand bildet.

Ein Ausflug Overwegs in das weſtliche Vorland ſüdlich vom Benue gab über dieſe Waſſerſcheide zwiſchen Tſadſee und Niger keine Entſcheidung, noch überhaupt nähere Auskunft: denn Overweg mußte, ehe er die Waſſerſcheide erreicht hatte, wieder umkehren, indeß machte er doch in dieſem Gebiet ſüdweſtlich vom Tſadſee mehrere Kreuz- und Querzüge, namentlich um die geologiſche Beſchaffenheit des Landes kennen zu lernen, aber die Anſtrengungen dieſer Reiſe richteten ſeine Geſundheit zu Grunde, und am 27 Sept., einen Monat nach Barths Rückkehr aus Baghirmi, ſtarb er.

Overwegs Tod mußte einen entſcheidenden Einfluß auf die Reiſe Dr. Barths ausüben: er konnte nicht daran denken, allein, bloß mit einheimiſchen Führern, die Reiſe nach Dar For, die ihm hauptſächlich im Sinn lag, noch weniger die in ſüdöſtlicher Richtung nach dem indiſchen Ocean anzutreten. Sein Streben hatte jetzt ein mäßigeres, aber kaum minder wichtiges Ziel, er wollte die Reiſe nach Jakoba, die ſchon Overweg angetreten, aber wegen des Widerſtands der Eingebornen nicht fortgeſetzt hatte, wieder aufnehmen, von da nochmals nach dem Benue gehen, und dieſen hinabzufahren, um mit Sicherheit ausfindig zu machen, ob der Benue und Tſchadda, wie kaum zu bezweifeln, ein und derſelbe Strom ſind. Dazu aber mußte er vor allem nach Sakkatu, dem Sitz des Oberhaupts der Fellatahs gehen, denn nur mit der Zuſtimmung dieſer Regierung konnte er hoffen, dieſe Reiſe machen zu können; ſeine Erfahrung in Yola hatte ihm dieß bewieſen. So machte er ſich denn Ende des Jahrs 1852 auf den Weg, erreichte auch Sakkatu glücklich und wurde von dem Galadima, d. h. dem erſten Miniſter des mächtigen, in ſeinen ethnographiſchen Beziehungen noch großentheils unerforſchten, von Südoſten ausgegangenen und gegen Nordweſten vorgedrungenen Fellatareichs, ſehr freundlich aufgenommen; daß er in neuerer Zeit in Tombuktu angekommen, iſt bereits gemeldet. Wenn ihn das Klima nicht aufreibt und die Unterſtützungen aus England nicht ausbleiben, ſo kann er noch großes verrichten, wozu einerſeits ſeine bereits gewonnenen Erfahrungen beitragen, andrerſeits aber der Umſtand, daß ſeit einer Reihe von Jahren die blinde Eiferſucht gegen Europäer im Innern Afrika's ſehr nachgelaſſen hat, und ſie eher Zuvorkommenheit als Haß finden; man hielt ſie anfangs für die ſchlimmſten Feinde, und glaubte alles würde in Folge ihrer Ankunft drunter und drüber gehen; alle dieſe abgeſchmackten Befürchtungen ſind geſchwunden, und man betrachtet ſie jetzt als Leute, welche nützliche Handelsverbindungen anknüpfen. Beſonders merkwürdig iſt aber der Umſtand, daß die heidniſchen Völker, welche, ſelbſt im Gebiet des Tſadſees, noch ſehr zahlreich ſind, allenthalben die HH. Barth und Overweg höchſt zuvorkommend und freundlich aufgenommen haben. Es iſt ſehr zu wünſchen, daß dieſe Expedition nicht ins Stocken gerathe durch die Engherzigkeit einiger engliſchen Kleinigkeitskrämer, welche die Paar Deutſche, die ihr Leben an die Erforſchung dieſer Länder wagen, um die Paar Tauſend Pfund, welche dieſe Unternehmung koſtet, beneiden. Hr.

[1] Vielleicht noch viel weiter, denn Dr. Vogel meldete über ſeine Reiſe von Murzuk nach Tegerry, es habe ihn bei Nordoſtwind ſehr kalt angeweht, und es müſſe ſich nordoſtwärts von dieſem Wege, alſo zwiſchen 20° und 25° N. B. ſehr hohes Land finden.

Digitized by Google

Petermann hat durch ſeine ſehr überſichtliche Darſtellung der bisherigen Leiſtungen der Expedition gewiß das Seinige beigetragen, daß der Unternehmung die Unterſtützung der Regierung auch ferner zu Theil werde, und es wäre doch gar zu arg, wenn ein bisher von ſo großen Erfolgen begleitetes, ſelbſt für Handelsexpeditionen höchſt wichtiges Reiſeunternehmen an dem miſerablen Neid einiger in ihrer Eitelkeit verletzten Perſonen ſcheitern ſollte.

Religiöſe Secten Rußlands.

(Nach der religiöſen Geſchichte der ſlawiſchen Völker von dem Grafen V. Krasinski.)

Die ruſſiſche Kirche wird bis auf unſere Tage von einer nach der Verordnung Peters des Großen zuſammengeſetzten Synode regiert. Die Synode beſteht gewöhnlich aus zwei Metropolitanen, zwei Biſchöfen, dem erſten Weltgeiſtlichen, als geiſtlichem Generalſtab, und aus Laienmitgliedern, wie dem Staatsprocurator, zwei Oberſecretären, fünf andern Secretären und einer Anzahl Schreibern. Der Procurator hat das Recht, die Ausführung der Beſchlüſſe der Synode zu ſuspendiren, und alle Streitfälle der Entſcheidung des Kaiſers zu unterbreiten. Die Synode entſcheidet über alles, was den Glauben und die Disciplin der Kirche betrifft, und überwacht die Verwaltung der Diöceſen, aus denen ſie zweimal jährlich über den Stand der Kirchen, Schulen ꝛc. ſich Bericht erſtatten läßt. Gegenwärtig zählt Rußland fünf kirchliche Akademien: in Kiew, Moskau, Petersburg, Kaſan und Troitzk, ohne die zahlreichen Seminarien mitzurechnen. Alle Söhne von Geiſtlichen müſſen in dieſen Seminarien, die eine große Zahl Freiſtätten haben, erzogen werden. Dieſes Zwangserziehungsſyſtem hat mehrere der gelehrteſten Männer Rußlands großgezogen. Die Geiſtlichkeit bildet eine Art Kaſte, und es iſt ſehr ſelten, daß ein einer andern Claſſe der Geſellſchaft angehöriger Mann in dieſelbe eintritt. Die Kinder der Geiſtlichen ſollen nach dem Geſetz dem Stand ihrer Väter treu bleiben, doch hält es nicht ſchwer, eine Dispenſation für ſie auszuwirken. Letzteres geſchieht meiſt für diejenigen, welche talentvoll ſind, mit Ausnahme derer, welche in einen Mönchsorden einzutreten gedenken; in dieſem Fall ſind ihnen die höchſten Stufen der kirchlichen Hierarchie vorbehalten. So kommts, daß ſich die niedere Geiſtlichkeit aus ſolchen recrutirt, welche vortheilhafte Stellen nicht zu bekleiden im Stande wären.

Im Jahre 1839 wurden mehrere Biſchöfe der unirten griechiſchen Kirche von der ruſſiſchen Regierung gezwungen, ſich von Rom loszutrennen und ſich an die ruſſiſche Nationalkirche anzuſchließen. Ihrer Erklärung folgte ein Ukas, welcher allen unirten Kirchen befahl, dem Beiſpiel ihrer Biſchöfe zu folgen. Man griff zu den ſtrengſten Mitteln, um eine allgemeine Bekehrung zu bewirken. Viele Geiſtliche, welche ſich aus Gewiſſensgründen weigerten, dem kaiſerlichen Ukas Folge zu leiſten, wurden nach Sibirien verbannt, eingekerkert u. ſ. w. Um dieſen Zwang zu rechtfertigen, gab man an, dieſe Bevölkerungen hätten früher zur Kirche des Orients gehört, und müßten darum zu ihrer Mutter zurückkehren. Dieſe Verfolgung lieferte ein Reſultat, welches die römiſche Kirche für ihren numeriſchen Verluſt mehr als entſchädigte, und das der Gegenſtand der allgemeinen Theilnahme wurde, wie es der verfolgten Partei gewöhnlich ergeht, und viele bisher Gleichgültige wurden dadurch zu eifrigen Sectirern entflammt. Die intereſſanteſten Bruchſtücke der ruſſiſchen Kirche ſind indeß die Diſſidentenſecten, Raskolniks, d. i. Häretiker, genannt.

Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß mehrere der Secten, welche zuvor die orientaliſche Kirche in Griechenland geſpalten hatten, ſich nach Rußland verpflanzten. Man findet Spuren ihrer Exiſtenz in Chroniken des Mittelalters. Gleichwohl brach das erſte ernſtere Schisma erſt 1375 in Novgorod aus. Ein Mann aus dem niedern Volk, Namens Karp Strigolnik, erhob ſich gegen den herkömmlichen Gebrauch, wonach jeder Prieſter gehalten war, eine beſtimmte Geldſumme dem Biſchof für ſeine Ordination zu bezahlen; er beſtritt auch als unnöthig die Ohrenbeichte. Seine Anſichten fanden viele Anhänger, und die Streitigkeiten, welche ſie zur Folge hatten, führten zu bewaffnetem Zuſammenſtoß zwiſchen den Anhängern der Neuerung und denen der alten Sitte in den Straßen von Novgorod. Die Neuerer wurden geſchlagen, und ihre Hauptanführer über die Brücke geworfen und ertränkt. Strigolnik ſelbſt entkam dieſem Loos nicht. Aber der Tod dieſer Reformatoren vermehrte nur die Zahl ihrer Anhänger, wie ſich aus den Hirtenbriefen mehrerer Biſchöfe und ſelbſt der Patriarchen Konſtantinopels, denen man ausführlichen Bericht darüber zugeſandt hatte, ſchließen läßt. Die republikaniſchen Einrichtungen von Novgorod und Pleskow, wo ſich die Strigolniks vermehrten, geſtatteten ihnen große Freiheit. Als aber dieſe Republiken in Provinzen von Moskau am Ende des 15ten und Anfang des 16ten Jahrhunderts verwandelt wurden, nöthigte ſie eine heftige Verfolgung im Königreich Schweden und Polen eine Zuflucht zu ſuchen, und bis auf den heutigen Tag glaubt man ihre Spuren noch bei den Raskolniks wiederzufinden.

Eine andere ſeltſame Secte bildete ſich gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts in der Republik von Novgorod; wir beſitzen über ſie nur höchſt ungenaue Nachrichten, die einzigen Documente finden ſich in einem polniſchen, im J. 1491 von Joſeph, dem Abt des Kloſters Volokolamsk, gegen ſie geſchriebenen Werk vor. Nach dieſer Schrift kam ein Jude Zacharias, den Joſeph ein Geſicht des Teufels, einen Zauberer, Todtenbeſchwörer, Aſtrologen und ſelbſt Aſtronomen nennt, im J. 1470 nach Novgorod, wo er heimlich lehrte, das moſaiſche Geſetz ſey die einzig wahre Religion, das Neue Teſtament dagegen ſey nur Betrug, da der Meſſias noch nicht geboren ſey, der Bilderdienſt ſey ein Götzendienſt u. ſ. w. Von einigen Juden unterſtützt gelang es ihm, einige Prieſter der griechiſchen Kirche und deren Familien für ſich zu gewinnen; dieſe Neubekehrten zeigten ſich ſo eifrig, daß ſie den Wunſch ausdrückten, ſich beſchneiden zu laſſen. Ihre geiſtigen Führer riethen ihnen ab einen Vorſatz auszuführen, der ſie der Gefahr der Entdeckung ausgeſetzt hätte; ſie forderten ſie ſogar auf, ſich öffentlich zu den Gebräuchen der Chriſten zu bekennen, da es genug ſey, wenn ſie im

Herzensgrund ächte Israeliten wären. Sie folgten dieſem Rath, und wirkten insgeheim, aber mit dem größten Erfolg, die Zahl ihrer Proſelyten zu vermehren. Die hauptſächlichſten Verbreiter dieſer Secte waren zwei Prieſter, Dionyſius und Alexius. Dieſe Kryptojuden wußten ſich äußerlich der griechiſchen Kirche ſo darzuſtellen, daß ſie in den Ruf hoher Heiligkeit gelangten. Nachdem der Großfürſt von Moskau die Republik Novgorod in eine Provinz ſeines Reichs umgewandelt hatte, rief er die genannten beiden Prieſter zu ſich in ſeine Hauptſtadt, und übertrug ihnen die Stelle eines Protopapas in ſeinen beiden Hauptkirchen. Alexius wußte ſich bei dem Großfürſten ſo ſehr in Gunſt zu ſetzen, daß er zu jeder Zeit freien Zutritt zu ihm hatte. Darob vergaß er die Verbreitung ſeiner beſondern Anſichten nicht, und ſie wurden insgeheim von mehrern Geiſtlichen und Laien aufgenommen, unter andern von Kuritzin, dem Secretär des Großfürſten, und Zoſimus, dem Abt des Kloſters von S. Simon; der letztere wurde von Alexius 1490 dem Großfürſten empfohlen, und von dieſem zu der Würde eines Erzbiſchofs von Moskau erhoben. So wurde ein heimlicher Sectirer des Judenthums das Haupt der ruſſiſchen Kirche. Alexius und mehrere Häupter der Secte ſtarben im Ruf frommer Chriſten; das Vorhandenſeyn dieſer Secte wurde von Gennadius, dem Biſchof von Novgorod, entdeckt, welcher mit mehrern Sectirern die Beweiſe gegen ſie nach Moskau ſandte, ohne zu wiſſen daß der Metropolitan ſelbſt und der Secretär des Großfürſten zu ihnen gehörten. Er klagte dieſe Irrlehrer an, ſie hätten geſagt, die Bilder der Heiligen ſeyen nur Stücke Holz, ſie hätten ſie mit ihren Zähnen verbiſſen und an ſchmutzige Orte geworfen; ſie hätten das Kreuz angeſpuckt und gegen Chriſtus und die Jungfrau Verwünſchungen ausgeſtoßen, auch das ewige Leben geläugnet u. ſ. w. Der Großfürſt berief eine Synode von Biſchöfen und andern Geiſtlichen auf den 17 October 1490 nach Moskau, um dieſe wichtige Frage zu entſcheiden. Die Angeklagten, unter denen ſich die Protopapas Dionyſius und Gabriel befanden, läugneten hartnäckig alles was ihnen zur Laſt gelegt worden war; aber es gelang, eine ſolche Zahl von Zeugen und Beweiſen gegen ſie vorzubringen, daß ihr Läugnen nichts half. Einige Mitglieder der Synode forderten, daß die Angeklagten auf die Folter gelegt würden; aber der Großfürſt gab hiezu nicht ſeine Zuſtimmung. So konnte die Synode dieſe Sectirer nur anathematiſiren und ins Gefängniß werfen; die welche nach Novgorod geſandt wurden, erfuhren eine härtere Behandlung. Sie wurden in phantaſtiſche Kleider gehüllt, um Teufel vorzuſtellen, man ſetzte ihnen ſpitzige Mützen aufs Haupt, auf denen geſchrieben ſtand: „das iſt das Heer des Satans“, man ſetzte ſie verkehrt auf Pferde, und auf Befehl des Biſchofs führte man ſie durch die Straßen der Stadt, in der ſie allen Verhöhnungen und Unbilden preisgegeben wurden. Dann ließ man ihre Mützen auf ihrem Kopf verbrennen, und ſie ins Gefängniß werfen. Zoſimus und Kuritzin fuhren indeß dennoch fort, ihre Irrlehren zu verbreiten, man behauptet ſogar, daß dieſer Secte es zur Laſt fällt, daß ſich im Schooß der Bevölkerung Zweifel über die wichtigſten Dogmen der chriſtlichen Religion verbreiteten, und daß ſich Geiſtliche und Laien über die Rechtmäßigkeit des Bildercultus, über die Dreieinigkeit, über die Natur Chriſti u. ſ. w. ſtritten. Der Metropolitan Zoſimus mußte 1494 ſeine hohe Stelle niederlegen und ſich in ein Kloſter zurückziehen. Kuritzin blieb noch lange in Gunſt bei dem Monarchen, der ihn als Geſandten zu Kaiſer Maximilian I ſandte. Aber der Haß, welchen der Abt Joſeph und der Biſchof Gennadius gegen die Häretiker hegten, war unauslöſchlich, und im Anfang des 16ten Jahrhunderts entdeckten ſie eine große Zahl dieſer Sectirer, welche nach Deutſchland und Litthauen flüchteten, um der Verfolgung zu entgehen. Kuritzin und mehrere ſeiner Schüler wurden öffentlich über ihre Anſichten verhört, und geſtanden ſie unumwunden ein. Der Großfürſt gab ſie ihren Verfolgern Preis, und Kuritzin, Caſſian, der Abt des Kloſters St. Georg in Novgorod und mehrere andere wurden lebendig verbrannt.

Seit dieſer Zeit hatte die Secte ihr Ende erreicht. Gleichwohl beſteht noch heutigen Tages die Secte der Raskolniks, welche das moſaiſche Geſetz beobachten; ſie ſind unter dem Namen Subotniki, d. i. Samſtags-Leute, bekannt, weil ſie den Samſtag ſtatt des Sonntags feiern. Es iſt ungewiß, ob ſie die jüdiſche Religion geradezu annahmen, oder aus dem Chriſtenthum und dem moſaiſchen Ritus eine Miſchung machten.

Die Reformation, welche in der griechiſchen Kirche Polens nicht wenige Anklänge fand, ging an Rußland ſpurlos vorüber. Die ruſſiſchen Chroniken erzählen, daß 1533 ein gewiſſer Matthäus Baſhkin mit der Lehre auftrat, daß es keine Sacramente gebe, und daß der Glaube an die Gottheit Chriſti, an die Beſchlüſſe der Concile und an die Verdienſte der Heiligen falſch ſey. Als er gerichtlich darüber vernommen wurde, läugnete er; er wurde ins Gefängniß geworfen, und hier geſtand er und nannte mehrere, die ſeine Anſichten theilten; er erklärte, daß dieſe Lehre ihm von zwei Katholiken in Litthauen mitgetheilt worden ſeyen, und daß der Biſchof von Reſan ſie darin beſtärkt habe. Ein Concil von Biſchöfen trat deßhalb zuſammen, und verurtheilte dieſe Häretiker zu ewigem Gefängniß. [1]

Unter dem Czar Alexis erſchütterte der Patriarch Nikon die ruſſiſche Kirche dadurch, daß er Verbeſſerungen in die Schrift und Erbauungsbücher einführte. Während der langen Periode der Mongolenherrſchaft fiel das Land in einen Zuſtand der Barbarei, und wenn gleich die Geiſtlichkeit unter dieſer Regierung große Steuer-

---

[1] Die Lehren des Proteſtantismus drangen in die Provinz Moskau, wie uns ein polniſcher Proteſtant, Wengierski, welcher unter dem Namen Regenvolcius, ſchrieb, verſichert. Er berichtet, daß im Jahre 1552 drei Mönche, Namens Theodoſius, Artemius und Thomas, aus dem Innern von Moskau nach Witebsk in Litthauen kamen. Sie kannten nur ihre Mutterſprache und waren ganz ungelehrt. Gleichwohl verdammten ſie die götzendieneriſchen Gebräuche, riſſen die Bilder in Häuſern und Kirchen ab, zertrümmerten ſie, und ermahnten das Volk mündlich und ſchriftlich, Gott allein durch die Vermittlung unſers Herrn Jeſu Chriſti anzubeten. Ihr Eifer entzündete den Haß einer abergläubiſchen, dem Bilderdienſt ſehr ergebenen Bevölkerung, und ſie ſahen ſich genöthigt Witebsk zu verlaſſen und ſich ins Innere von Litthauen zurückzuziehen, wo das Wort Gottes mit einer gewiſſen Freiheit gepredigt werden konnte. Theodoſius, der über 80 Jahre alt war, ſtarb bald darauf. Artemius beſchloß ſein Leben bei dem Fürſten von Sluzk, und Thomas, der beredter war und die Schrift beſſer kannte, ſetzte ſich in Polotzk als Geiſtlicher, und predigte das reine Evangelium. Nachdem er wenige Jahre lang dieſem Beruf gewiſſenhaft nachgegangen war, beſiegelte er mit ſeinem Tod die Treue ſeiner Ueberzeugung. Als der Czar von Moskau, Ivan Waſiljewitſch ſich im Jahr 1563 Polotzks bemächtigte, beging er zahlloſe Grauſamkeiten gegen die Einwohner, und ließ Thomas ins Waſſer werfen unter dem Vorwand, derſelbe ſey ehedem einer ſeiner Unterthanen geweſen, und habe zu ſeiner Kirche gehört. Der gute Samen, den Thomas in Witebsk ausgeſtreut hatte, trug gleichwohl gute Früchte; ſie ließen aus Litthauen und Polen eifrige Prediger kommen, und erbauten eine Kirche. Jederman weiß, daß es in Rußland Proteſtanten gibt, aber ſie ſtammen alle aus dem Ausland, mit Ausnahme der gräflichen Familie Golowkin, welche zu Anfang des 18ten Jahrhunderts in Gothland zum Proteſtantismus übertrat.

freiheit genoß, verſank ſie doch in die äußerſte Unwiſſenheit und den graſſeſten Aberglauben, von dem ſie ſich nicht einmal nach Abſchüttelung des aſiatiſchen Joches erholte. Die religiöſen Schriften wurden durch unwiſſende Abſchreiber ſo entſtellt, daß der wahre Sinn ganz unkenntlich wurde, und daß der Text einer Abſchrift ganz von dem einer andern abwich. Schon im J. 1520 bat der Czar Waſſili Ivanovitſch die Mönche vom Berg Athos, ihm einen Mann zu ſenden, der im Stand wäre, den Text der heiligen Schriften zu revidiren, und ein griechiſcher Mönch, Namens Maximus, der in der griechiſchen und ſlaviſchen Sprache bewandert war, wurde in dieſer Abſicht nach Moskau abgeſchickt. Er wurde mit Auszeichnung aufgenommen, und war zehn Jahre damit beſchäftigt, die Manuſcripte der ſlaviſchen Ueberſetzung mit den griechiſchen Originaltexte zu vergleichen; aber ſeine große Ueberlegenheit erregte die Eiferſucht der unwiſſenden Geiſtlichkeit von Moskau, ſie beſchuldigten ihn, daß er die heilige Schrift entſtelle, um eine neue Lehre einzuführen, und er wurde in ein Kloſter verwieſen, wo er 1555 ſtarb.

Zu wiederholtenmalen, aber vergeblich, verſuchte man die Ueberſetzungen der heiligen Schriften zu verbeſſern. Der Patriarch Nikon berief in dieſer Abſicht 1642 ein Concil nach Moskau; der Patriarch von Antiochien, von Serbien und 56 Biſchöfe wohnten ihm an; es ward beſchloſſen, die Reviſion der heiligen Schrift und der in der ruſſiſchen Kirche üblichen liturgiſchen Bücher ernſtlich in Angriff zu nehmen. Der Czar Alexis ließ von allen Seiten die Manuſcripte der fraglichen Bücher ſammeln. Der zu dieſem Zweck auf den Berg Athos abgeſandte Agent brachte mehr als 800 griechiſche Manuſcripte, worunter ſich ein zu Anfang des dritten Jahrhunderts und ein im 10ten Jahrhundert geſchriebenes Manuſcript der heiligen Schrift befand. Die Patriarchen von Alexandrien und Antiochien und mehrere griechiſche Prälaten des Orients überſandten mehr als 200 Handſchriften. Die Zerwürfniſſe, welche zwiſchen dem Czaren Alexis und dem Patriarchen Nikon ausbrachen, und mit der Entſetzung des letztern durch ein Concil (1664) endigten, hemmten längere Zeit die beabſichtigte Reform. Auf dem letztern Concil wurde ſie wieder aufgenommen; der Czar ſelbſt präſidirte ihm, und daſſelbe war zuſammengeſetzt aus den Patriarchen Alexandriens und Antiochiens, welche zugleich im Namen jener von Konſtantinopel und Jeruſalem handelten, und aus einer großen Zahl ruſſiſcher und orientaliſcher Prälaten. Der Text der h. Schrift wurde nach den älteſten ſlaviſchen Manuſcripten, welche am treueſten das griechiſche Original und die Ueberſetzung der Septuaginta wiederzugeben ſchienen, revidirt und gedruckt.

Obgleich dieſe wichtige Textverbeſſerung mit der Sanction der höchſten Würdenträger der orientaliſchen Kirche erfolgte, ſtieß ſie doch auf Widerſpruch beim Volk. Paul, der Biſchof von Kolomna, mehrere Prieſter und eine beträchtliche Zahl Laien, meiſt dem gemeinen Volk angehörig, ſprachen ſich heftig gegen die Nikoniſche Häreſie aus, wie ſie es nannten; ſie behaupteten, die angebliche Verbeſſerung ſey eine Entſtellung der Schrift und der Lehre. Der widerſpänſtige Biſchof wurde abgeſetzt und in ein Kloſter geſperrt, und ſtrenge Maaßregeln wurden gegen die Anhänger des nicht revidirten Textes ergriffen; aber die Verfolgung entflammte nur ihren Fanatismus, und verurſachte heftige Zuſammenſtöße ſelbſt in der Hauptſtadt. Die Oppoſition gegen die neue Ordnung der Dinge zeigte ſich beſonders im Norden an der Küſte des weißen Meeres; darum wurde die Secte Pomoran, d. i. Küſtenbewohner, genannt. Ihr Centralpunkt war das befeſtigte Kloſter Solowietzk, das auf einer Inſel des weißen Meeres lag. Nach langer und verzweifelter Gegenwehr wurde es 1678 im Sturm genommen und viele ſeiner Vertheidiger ſtürzten ſich in die Flammen, um die Palme des Märtyrerthums zu erlangen. Die Raskolniks oder Schismatiker, wie ſie ſeither genannt wurden, verbreiteten ihre Lehre bis nach Sibirien, unter den Koſaken am Don und in mehrere entlegene Provinzen. Ein großer Theil von ihnen wanderte nach Polen und ſelbſt nach der Türkei aus, wo ſie zahlreiche Niederlaſſungen gründeten. Der Fanatismus, welchen die Verfolgung entflammt hatte, artete bald in Handlungen des wildeſten Aberglaubens aus. Die Lehre, welche es als das ſicherſte Mittel zur Seligkeit ausgab, ſich ſelbſt zu entleiben, hatte ihre zahlreichen Opfer; es iſt eine erwieſene Thatſache, daß viele Leute jeden Alters und Geſchlechtes ſich in Scheunen und Häuſer einſchloſſen, dieſelben anzündeten und darin den Tod fanden, während ſie Gebete herſagten und Hymnen ſangen. Man glaubt, daß ſich Beiſpiele dieſes ſchauerlichen Aberglaubens noch heutigen Tags in den entfernten Provinzen Rußlands, beſonders im Norden Sibiriens wiederholen, wo die Raskolniks im Innern ungeheurer Wälder Niederlaſſungen gründeten, ſo daß ihre Exiſtenz unbekannt bleibt. [1]

Die Raskolniks theilen ſich in zwei Secten: die Popowſchtſchina oder diejenigen, welche Prieſter haben, und die Bezpopowſchtſchina, oder diejenigen, welche keine haben. Die erſtere Secte theilt ſich in mehrere Schattirungen bezüglich untergeordneter Lehrſätze und äußerer Ceremonien. Sie betrachten ſich als die wahre, von der Nikoniſchen Irrlehre verfolgte Kirche; in der Lehre unterſcheiden ſie ſich nicht von der Staatskirche, ſondern nur in einzelnen, äußerlichen Gebräuchen und bezüglich des Textes der h. Schrift. Sie betrachten es als eine große Sünde, ſich den Bart abzuſcheren — eine Anſicht, die früher von der Staatskirche getheilt wurde, weil ein Artikel der Canones des Concils von Moskau von 1551 erklärt, das Abſcheren des Barts ſey eine Sünde, die ſelbſt das Blut der Märtyrer nicht abwaſchen könne, und wer ſeinen Bart raſire, ſey ein Feind Gottes, der uns nach ſeinem Bild erſchaffen habe. Der ſtärkſte Gegenbeweis, mit dem ihre Gegner ihnen antworten, iſt der, daß ja das Weib, das keinen Bart habe, auch nach dem Bilde Gottes geſchaffen ſey. Die Vertheidiger des Bartes berufen ſich auf die Stelle 3 Moſ. XXI. 5: „Sie ſollen auch keine Platte machen auf ihrem Haupt, noch ihren Bart abſcheren.“

Die Trennung zwiſchen der Staatskirche und den Raskolniks wurde von Peter dem Großen vollendet. Um ſeine Unterthanen

---

[1] Die ſchauerlichen Scenen, welche hier erwähnt ſind, werden nicht bloß von ruſſiſchen Prieſtern, welche dagegen ſchrieben, ſondern auch von gelehrten Reiſenden, wie Gmelin, Pallas, Georgi, Lepechin ꝛc. gemeldet. Der Baron Harthauſen, welcher Rußland 1843 bereiſte, ſagt, daß wenige Jahre zuvor einige dieſer Fanatiker ſich an einem auf dem linken Ufer der Wolga gelegenen Landgut, das dem Hrn. von Gurieff gehörte, verſammelten, und beſchloſſen, ſich gegenſeitig zu ſchlachten. Nach einigen vorbereitenden Ceremonien wurde der Beſchluß ausgeführt. Schon waren 36 Perſonen geſchlachtet, als ſich die Anhänglichkeit an das Leben bei einer jungen Frau regte; ſie floh in ein benachbartes Dorf und erzählte, was ſich an dem Ort, den ſie verlaſſen hatte, ereigne. Eiligſt begaben ſich die Einwohner zum Ort; ſie fanden 47 Menſchen ſchon geſchlachtet, und zwei Männer, welche das Henkergeſchäft vorgenommen hatten, noch am Leben. Sie wurden feſtgenommen und die Knute ihnen aufgemeſſen; aber bei jedem Peitſchenhieb zitterten ſie vor Freude, daß ſie Märtyrer ſeyn durften?

zu civiliſiren, nahm er zu gewaltſamen Mitteln die Zuflucht, welche die nationalen Vorurtheile tief verletzten. Ein aufgeklärter Raskolnik bemerkte richtig, nicht Nikon, ſondern Peter der Große habe ſie von der übrigen Nation getrennt, indem er ihnen die occidentaliſche Civiliſation, als deren Symbol das Scheren des Bartes betrachtet wird, aufzwingen wollte. Der Name Peters iſt bei den Raskolniks verwünſcht; einige von ihnen behaupten ſogar, er ſey der Antichriſt ſelbſt geweſen, denn, ſagen ſie, es ſteht geſchrieben, „daß der Antichriſt die Zeit verändern wird;" dieſer Kaiſer that es, indem er den Anfang des Jahres vom 1 September auf den 1 Januar verlegte, und die alte Rechnung, die Jahre nach der Schöpfung der Welt zu zählen, gegen die neue, von der Geburt Chriſti an vorwärts und rückwärts zu rechnen, vertauſcht hat. Sie behaupten auch, es ſey eine Gotteslästerung, einzelne Menſchen zu beſteuern, die doch den Geiſt Gottes in ſich tragen, man dürfte vielmehr nur Grundſtücke belaſten. In Rußland wird bekanntlich die Steuer nach der Zahl der männlichen Bevölkerung umgelegt; im officiellen Styl ſagt man: ſo viel auf die Seele!

Die Anhänger der alten Ueberſetzung der Bibel, welche die ſtärkſte Unterabtheilung der Raskolniks bilden, nennen ſich Starowiertzi, d. i. die Leute des alten Glaubens; man nennt ſie in der officiellen Sprache Staroobradtzi, d. i. Leute des alten Ritus. Ihre Geiſtlichen ſind nicht von den Biſchöfen der Staatskirche geweihte Prieſter, welche von dieſer freiwillig austraten oder ausgeſtoßen wurden; die Regierung erkennt ihnen keinen klerikalen Charakter zu, doch gibt ſie ſich gegenwärtig viele Mühe, dieſelben mit der Staatskirche wieder auszuſöhnen. Sie hat erklärt, daß die Unterſchiede, welche zwiſchen dem beiderſeitigen Ritus beſtehen, keine Häreſie bilden, und hat ihnen die feierliche Autoriſation ertheilt, ihren geiſtlichen Stand unverſehrt beizubehalten. Sie hat ihnen den Namen Jedinowjertzi, d. i. Glaubensgenoſſen, gegeben, und verlangte dagegen nur, daß ihre Prieſter die regelmäßige Weihe von den anerkannten Biſchöfen erhielten, wogegen verſprochen wurde, man wolle ſich in die Erziehung ihrer Prieſter nicht einmiſchen und denſelben die Ordination nach dem alten Ritus ertheilen laſſen. Bis jetzt haben dieſe Anerbietungen noch nicht zum Ziel geführt. Die kleine Zahl von Gemeinden, welche ſie annahmen, halten ſich von der Nationalkirche ganz ferne; ſie mißtrauen denjenigen ihrer Prieſter, welche ſich von den Biſchöfen weihen ließen, und fürchten, dieſelben möchten irgend einen ſchädlichen Einfluß auf ſie ausüben. Sie haben eine große Zahl Männer- und Frauenklöſter, deren Glieder denſelben Kloſterregeln, wie die Mönche der griechiſchen Kirche, unterworfen ſind. Ein hochgeſtellter Staatsbeamter gab mir im J. 1830 ihre von Tag zu Tag zunehmende Zahl auf ungefähr fünf Millionen an. Wahr iſt, daß ſie ſich faſt nur aus dem niedrigen Volk recrutiren, und wenn ſie auch einige reiche Kaufleute unter ſich zählen, ſo treten doch die Kinder dieſer, welche eine gute Erziehung genießen, faſt alle zur Staatskirche zurück.

Die unter dem allgemeinen Namen Bezpopowſchtſchina begriffenen Secten, oder die, welche keine Prieſter haben, ſind ſehr zahlreich. Mehrere derſelben zeichnen ſich nur durch einige äußere Ceremonien aus, aber ihre Dogmen blieben der Oeffentlichkeit verborgen, oder beſtehen vielleicht auch nur in abergläubiſchen Regeln, welche ſie von dem Heidenthum ihrer Vorfahren überkamen. Ein Manuſcript von 1523 enthält folgende Stelle: „es gibt Chriſten, welche an Perun, Khors, Mokosh, Sim, Regl und die Vilas glauben, welche nach dieſen unwiſſenden Leuten dreimal neun Schweſtern ſind. Sie betrachten ſie als ebenſo viele Götter und Göttinnen, und bringen ihnen Opfer von Koroway dar; ſie opfern ihnen Hühner und beten das Feuer an, welches ſie Svarojitſch heißen." Die drei erſten dieſer Gottheiten hatten nach Neſtor ihre Götzenbilder in Kiew vor der Einführung des Chriſtenthums. Von Sim und Regl weiß man nichts. Der Glaube an die Vilas oder wohlthätigen Feen iſt noch ein Aberglaube der Morlaken in Dalmatien. Koroway iſt der Name, welchen man den Hochzeitkuchen in mehreren ſlaviſchen Gegenden gibt. Der Name Svarojitſch, welcher dem Feuer von ſeinen Anbetern gegeben wird, iſt der Familienname des Saarog, des Vulcans der alten Slaven.[1] Es iſt wahrſcheinlich, daß die geheimen Gebräuche der Raskolniks die Fortſetzung des alten ſlaviſchen Götzendienſtes ſind, auf welchen jenes Manuſcript anſpielt.

Die Secte der Skoptzi oder Eunuchen iſt ſehr verbreitet in Petersburg, Moskau und andern großen Städten; viele reiche Kaufleute, Goldarbeiter und Bankiers gehören zu ihr. Man ſetzt voraus, daß ſie ſich ſelbſt nach Art des Origenes verſtümmeln mit Berufung auf die Stelle Matth. 19, 12. Das Nähere über ihre Dogmen iſt unbekannt. Ein Punkt ſcheint aber gleichwohl feſtzuſtehen, nämlich daß die Ertödtung des Fleiſches die Grundlage ihres Glaubens iſt; in der That geißeln ſie ſich, tragen härene Gewänder, Ketten, eiſerne Kränze, kurz ſie wenden alle Caſteiungen an, durch welche die Heiligen der katholiſchen Kirche canoniſirt wurden. Seltſam iſt die eigenthümliche Verehrung, welche dieſe Fanatiker dem Andenken Peters III, des Gatten der Kaiſerin Katharina, der ermordet wurde, zollen. Sie erkennen ihn als ihr Haupt an, und behaupten, er ſey eine wahre Emanation Chriſti, darum ſey er auch nicht ermordet worden, ſondern man habe den Leichnam eines Soldaten an der Stelle des Kaiſers, welcher nach Irkutsk in Sibirien flüchtete, beerdigt; und da das Heil vom Oſten kommen ſoll, ſo werde er eines Tags ſeine Zufluchtsſtätte verlaſſen, die große Glocke der Moskauer Kathedrale anziehen, die Skoptzi an aller Welt Enden werden ihn hören und ſein Reich wird dann beginnen. Die Skoptzi beſchäftigen ſich viel mit Bekehrung, und geben große Summen Geldes denen, welche ſich zu ihnen halten. Wem es gelingt zwölf Proſelyten zu machen, der ſteigt zum Grad eines Apoſtels auf, aber die Vorrechte, welche mit dieſer Würde verbunden ſind, weiß man nicht. Sie verſammeln ſich gewöhnlich in der Nacht vom Samſtag auf den Sonntag, um ihre Myſterien zu feiern. Sie haben geheime Zeichen, an denen ſie ſich erkennen. Eines derſelben beſteht darin, daß man ein rothes Taſchentuch auf das rechte Knie legt, und mit der rechten Hand darauf klopft. Sie haben in ihren Häuſern Bilder des Kaiſers Peter III, welcher in der oben beſchriebenen Stellung gezeichnet iſt.

Die Chleſtowſchtſchiki oder Geißelbrüder ſind eine Unterabtheilungen der Skoptzi. Sie legen ſich Geißelung und andere Pönitenzen auf, welche bei den orthodoxen Gliedern der abendländiſchen Kirche gebräuchlich ſind; aber man glaubt, daß ſie Geheimlehren

[1] Letzteres iſt wohl falſch, denn Svare bedeutet im Sanskrit Himmel, im Zend ſchon Sonne, und könnte alſo der alte Sonnengott ſeyn, wenn überhaupt dieſen Angaben etwas wahres zu Grunde liegt.
A. d. R.

und einen Cultus haben, welcher den gröbſten Aberglauben verräth. Die Polizei von Moskau entdeckte im J. 1840 einen ihrer Verſammlungsorte. Es ſcheint, daß die den Geißelbrüdern und Convulſionären des Mittelalters vorgeworfenen Ausſchweifungen ſich auch bei ihnen finden. Sie ergeben ſich auch in ſittlicher Beziehung dem ausgelaſſenſten Communismus, obgleich ſie dem Schein nach von Prieſtern der Staatskirche geſetzlich getraut werden.

Die merkwürdigſten Raskolniks ſind die Malakanen und die Duchobortzi. Den Namen Malakanes erhielten ſie, weil ſie ſich an den Faſtentagen mit Milch (auf ruſſiſch: malako) nähren; ſie ſelbſt heißen ſich Iſtinnyje Chriſtiane, d. h. wahre Chriſten. Von ihrem Urſprung iſt nichts bekannt; es wird nur erzählt, daß um die Mitte des 18ten Jahrhunderts ein preußiſcher Kriegsgefangener ſich in einem Dorf der Provinz Charkow mitten unter Bauern niederließ, und einen ſolchen Einfluß auf ſie ausübte, daß ſie bei jeder Gelegenheit ihn zu Rath zogen und gerne ſeinem Rath folgten. Er hatte keine eigene Wohnung, ſondern ging von Hütte zu Hütte und las und erklärte die Bibel jeden Abend in Verſammlungen der Dorfbewohner; dieſe Lebensweiſe ſetzte er bis zu ſeinem Tode fort. Näheres über ihn iſt nicht bekannt. Wahrſcheinlich hatte er eine ſchon gebildete Gemeinde vorgefunden, deren Anſichten mit den ſeinigen harmonirten; weniger wahrſcheinlich iſt, daß er der Gründer dieſer Secte geweſen ſey, denn eine ähnliche Secte wurde um dieſelbe Zeit in der Provinz Tamboff entdeckt. Dieſe Secte zählt nicht viele Anhänger; 3000 zählen zu ihr in der Krim, wo ſie 1843 von dem Baron Haxthauſen beſucht wurden, dem ſie folgendes Glaubensbekenntniß vorlegten: „Sie erkennen die Bibel als das „Wort Gottes an, und glauben an den dreieinigen Gott. Dieſer „unerſchaffene, das Leben in ſich ſelbſt habende Gott, der Alles „geſchaffen hat, iſt ein ewiger, unſichtbarer, unwandelbarer Geiſt. „Gott wohnt in einer reinen Welt; er ſieht alles, weiß alles, „regiert alles, erfüllt alles in allem. Im Anfang war alles von „Gott Geſchaffene gut und vollkommen. Die Seele Adams, aber „nicht ſein Körper, wurde nach dem Ebenbild Gottes geſchaffen. „Dieſe Seele Adams, unſterblich geſchaffen, war mit himmliſchem „Verſtand und göttlicher Reinheit und vollkommener Erkenntniß „Gottes ausgerüſtet. Das Böſe war Adam unbekannt, er beſaß „eine heilige Freiheit, welche ihn zu Gott, ſeinem Schöpfer, zog. „Sie theilen mit den übrigen Chriſten die Lehren vom Sündenfall, „von der Geburt, dem Tod und der Auferſtehung Chriſti. Sie „ſchließen ihr eigenthümliches Glaubensbekenntniß mit den Worten: „wir glauben, daß jeder, der die zehn Gebote erfüllt, ſelig wird, „aber wir glauben auch, daß ſeit dem Fall Adams kein Menſch „dieſe Gebote aus eigener Kraft erfüllen kann. Wir glauben, daß „der Menſch, um gute Werke thun und das Geſetz erfüllen zu können, an Jeſus Chriſtus, den einigen Sohn des Vaters, glauben „muß. Dieſer wahre, zu unſerer Seligkeit unumgänglich nothwendige Glauben kommt allein aus dem Wort Gottes. Wir glauben, daß das Wort Gottes in uns dieſen Glauben ſchafft, der „uns zur Aufnahme der Gnade Gottes geſchickt macht. — Ueber „das Sacrament der Taufe ſagen ſie: obgleich wir wiſſen, daß „Chriſtus von Johannes im Jordan getauft wurde, und daß die „Apoſtel Neubekehrte tauften, glauben wir doch, daß die wahre „Taufe nicht die Waſſertaufe iſt, welche nur den Leib reinigt, ſondern die Taufe mit geiſtlichem und lebendigem Waſſer, d. h. der „Glaube an den dreieinigen Gott, der ganze, ſchlichtſinnige Glaube „an ſein heiliges Wort, denn der Erlöſer hat geſagt: wer an mich „glaubt, von deß Leib werden Ströme lebendigen Waſſers fließen; „und der Täufer ſagte: der Menſch hat nichts, was ihm nicht gegeben ſey von Oben! der Apoſtel Paulus ſagt: Chriſtus hat mich „nicht geſandt, zu taufen, ſondern zu predigen. Darum glauben „wir, daß das wahre Sacrament der Taufe in der geiſtigen Reinigung unſerer Seele von der Sünde durch den Glauben und vom „Tod des alten Menſchen und ſeiner Werke durch die Erneuerung „eines reinen und heiligen Lebens beſteht. Wenn wir ein Kind „nach ſeiner Geburt mit Waſſer von ſeiner körperlichen Befleckung „reinigen, ſo heißen wir das nicht Taufe! Was das Abendmahl „betrifft, ſo iſt es ein Erinnerungsmahl an den Tod Chriſti; aber „die Worte des Evangeliums ſind das geiſtige Lebensbrod. Der „Menſch lebt nicht vom Brod allein, ſondern von jedem Wort, das „aus dem Mund Gottes geht. Der Geiſt macht lebendig, das „Fleiſch iſt nichts nütze. Somit iſt es unnöthig, leiblich Brod und „Wein zu ſich zu nehmen."

Auffallend iſt, daß dieſe Secte, deren Glaubensbekenntniß ſo abſtract iſt, faſt allein aus ungebildeten Bauern beſteht, welche mitten unter einer in den graſſeſten Aberglauben und ſelbſt in den Götzendienſt verſunkenen Bevölkerung zerſtreut leben. Die Werke von Jung Stilling wurden ins Ruſſiſche überſetzt, und fanden bei den Malakanen, welche großentheils Chiliaſten ſind, großen Beifall. Im Jahre 1833 begann einer von ihnen, Namens Terentius Belisreff, Buße zu predigen, indem er verkündigte, daß das tauſendjährige Reich in dreißig Monden ſeinen Anfang nehme; er verbot jede nicht durchaus nothwendige Handarbeit, damit jeder ſich ganz dem Gebet und Lobgeſängen widmen könne. Er nannte ſich den Propheten Elias, von Gott auf die Erde geſandt, um das Kommen des Herrn zu verkündigen, und behauptete, Enoch ſey mit derſelben Sendung für den Weſten beauftragt. Er bezeichnete den Tag, wo er vor aller Augen zum Himmel wieder auffahre. Mehrere tauſend Malakanen verſammelten ſich aus verſchiedenen Theilen Rußlands. Am feſtgeſetzten Tag erſchien er auf einem Wagen, befahl der Menge, ſich auf die Knie zu werfen, dann breitete er ſeine Hände aus, machte einen Sprung vom Wagen, und — fiel auf die Erde! Die in ihren Erwartungen ſehr getäuſchten Malakanen lieferten den armen Enthuſiaſten der Polizei als einen Betrüger aus. Man warf ihn ins Gefängniß, wo er einige Zeit blieb und darauf verzichtete, ſich für den Propheten Elias auszugeben; aber er fuhr in ſeiner Gefangenſchaft fort, das tauſendjährige Reich zu predigen, und als er wieder freigelaſſen wurde, ließ er von dieſer Predigt nicht bis zu ſeinem Tod. Er hinterließ viele Jünger, welche ſich häufig verſammeln, und Tage und Nächte mit Gebet und Geſang zubringen. Sie haben Gütergemeinſchaft unter ſich eingeführt und mit Erlaubniß der Regierung wanderten ſie nach Georgien aus, wo ſie ſich am Berg Ararat niederließen, und des tauſendjährigen Reichs harren; eine Colonie Lutheraner hatte ſich vor ihnen in derſelben Abſicht am gleichen Ort geſetzt.

(Schluß folgt.)

Engliſche Bedenken.

Der zuverſichtliche Ton in den engliſchen Blättern iſt bedeutend herabgeſtimmt, und Aeußerungen kann man genug vernehmen, daß ohne eine ernſtliche Mitwirkung der deutſchen Mächte an einen Erfolg vorerſt nicht zu denken ſey; es iſt von Staatsmännern in England und Frankreich die Rede, „welche mit der Führung des Kampfes gegen Rußland beauftragt und verpflichtet ſind, ihn zu einem günſtigen Ausgang zu führen, aber vorausſehen, daß dieß unmöglich ſeyn wird (oder daß Nikolaus, wenn er eine geſchickte und rein vertheidigende Politik verfolgt, es unmöglich machen kann), wenn wir in einer Art von geſchloſſenem Ring (champs clos), den engen Gränzen, in welche öſterreichiſches Intereſſe und die Furcht vor der Demokratie uns einſchließen möchte, zu fechten gezwungen ſind. Wir dürfen nicht geſchlagen werden, und wenn wir nach vorgeſchriebenen Regeln und mit gebundenen Händen fechten ſollen, iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß wir geſchlagen werden. Dieß iſt das große Dilemma, zwiſchen dem (betwen the two horns of which) unſere Staatsmänner jetzt die Wahl zu treffen haben." Oeſterreich, das wenn immer möglich den Kampf auf ſeine jetzigen Gränzen einzuſchließen bemüht iſt, damit er nicht ganz Europa ergreife und unabſehbare Verwirrung anrichte, ſoll alſo gezwungen werden zur Theilnahme. Dieß iſt anerkanntermaaßen jetzt die große Streitfrage, und ganz natürlich eine europäiſche und keine türkiſche mehr. Die Times, welche augenſcheinlich mehr weiß als dieſe ungeduldigen Dränger, iſt der Anſicht daß man „den Ausbruch eines Principienkriegs faſt um jeden Preis vermeiden müſſe," ſie iſt alſo im Weſentlichen mit der Haltung Oeſterreichs einverſtanden, und wenn bei dem Kampf „in geſchloſſenem Raum" wenig, vielleicht nichts zu gewinnen iſt, ſo zeigt ſich nur daß die Weſtmächte und namentlich England in einer fatalen Klemme ſind, nämlich entweder trotz alles pomphaften Auftretens wenig oder nichts zu erreichen, oder durch alle Mittel ſelbſt den Principienkampf herauszufordern, den man „faſt um jeden Preis" vermeiden will. Unter dieſen Umſtänden iſt ſelbſt nach der Kriegserklärung die Lage der Dinge in Europa kaum klarer als vorher, und es darf nicht verwundern, wenn von mehreren Seiten nicht nur die Friedenshoffnungen noch nicht aufgegeben ſind, ſondern auch Gerüchte von neuen Unterhandlungen umlaufen, obwohl allerſeits gefühlt wird, daß man dazu eigentlich ſchon zu viel zu weit gegangen. Mit dieſem Streitpunkt haben wir uns jedoch nicht zu befaſſen, ſondern nur die Rückwirkung auf England in Betracht zu ziehen; ſchon ſpricht man von einem wahrſcheinlichen Feldzug im J. 1855, ſchon ſind die zuverſichtlichen Aeußerungen, daß man den Kampf mit den laufenden Einnahmen beſtreiten werde, verſtummt und ein Anlehen, vorerſt zu dem mäßigen Betrag von 6 Mill. Pf. St., im Zuge, und die Bank zeigt ſich ziemlich zäh, der Regierung die nöthigen Gelder zu liefern, was zu ſehr erboßten und ziemlich abgeſchmackten Aeußerungen verſchiedener Journale, ſelbſt der Times, geführt hat.

Man wirft der Bank die Erklärung ihres Präſidenten vor, daß „wenn die Regierung eine ſo ſchwache Summe, wie in der letzten Zeit, in ihren Koffern liegen laſſe, dieß ſich mit dem Vortheil der Bank nicht vertrage." Das iſt allerdings ſehr kaufmänniſch geſprochen, und gar nicht im Sinne eines Regierungsorgans, was die Bank dennoch iſt; aber eben dieſe Doppelſtellung als Regierungsorgan und als Privatanſtalt, die auf ihren eigenen Vortheil zu ſehen hat, iſt ſchon lange als das Verderbliche ihrer Stellung bezeichnet worden. Wenn man der Bank ferner vorwirft, daß ſie unmäßigen Gewinn von der Regierung ziehe, ſo mag man gleichfalls Recht haben, wir wollen darüber nicht ſtreiten: ſie bezieht von der Regierung für die Verwaltung der Nationalſchuld und die Auszahlung der Zinſen, ſowie dafür daß ſie der Regierung regelmäßig, wenn es ihr gerade an Geld fehlt, gegen Deponirung von Wechſeln Geld zu Zinſen vorſchießt, 180,000 Pf. St., allerdings ein rundes Sümmchen; ſie hat ihr urſprüngliches Capital der Regierung geliehen, und bezieht dafür Zinſen, während ſie das Recht hat, für ſo viel als die Regierung ihr ſchuldig iſt, Papier auszugeben und dieß Geld nutzbringend anzuwenden, ſo daß ſie doppelte Zinſen erhält — allerdings abermals ein bedeutender Vortheil. Ueber alle dieſe Vortheile mag ſich ſtreiten laſſen, allein wenn man der Bank im Allgemeinen vorwirft, daß ſie in Vollmacht der Regierung 20 bis 30 Mill. Papiergeld ausgebe, und davon den Gewinn ziehe, ſo iſt dieß nicht ganz richtig, denn was über die 14, der Regierung geliehenen Millionen hinausgeht, gehört nicht ihr, ſondern gehört Privaten, die Gold in der Bank niederlegen, und denen ſie es mit Bankſcheinen bezahlt; für alles, was ſie über 14 Mill. Pf. Papiergeld macht, bekommt ſie alſo keine Zinſen, und von den 14 Mill. ſelbſt liegen gewöhnlich zwiſchen 6 und 10 in der Bank, weil ſie doch nicht alle ihre Papiere ausgeben kann. Das Geld, mit welchem ſie hauptſächlich als Bank wirthſchaftet, ſind die Depoſiten der Regierung und der Privaten; die erſten ſind gegenwärtig ſehr klein, und z. B. nach dem letzten Bankbericht in der erſten Woche des April um 1,762,024 Pf. St. gemindert worden, außerdem aber hat die Regierung, wie aus dem vorliegenden Bankſtatus deutlich hervorgeht, gegen ſogenannte Deficitwechſel (deficiency bills) nicht weniger als 2⅓ Millionen aus der Bank gezogen, was, wenn man es von ihren in der Bank liegenden Depoſiten (2,683,755 Pfd.) abzieht, nur etwa 350,000 Pfd. St. als wirkliches Guthaben der Regierung zurückläßt. Das iſt eine für die Bank und die Forderungen, welche man an ſie macht, faſt unhaltbare Stellung: ihr geſammter Geldvorrath beträgt 14,140,590 Pfd., die Privatdepoſiten, welche jeden Augenblick zurückgefordert werden können, betragen 13,819,988 Pf. St., und wenn ein beſonderes Geldbedürfniß oder ein ungewöhnliches Mißtrauen eintritt, was in Kriegszeiten jeden Augenblick geſchehen kann, ſo iſt ſie ſchachmatt und muß zu einer Ueberſchreitung ihrer Befugniſſe durch die Regierung ſich ermächtigen laſſen, wie im October 1847. Mit einem Wort, die Bank lebt gegenwärtig von der Gnade der Privaten wie damals, wo dieſe ihre Depoſiten zurückzufordern drohten, wenn die Regierung nicht einen Bruch der Bankgeſetze autoriſire.

Den Fehler der Bankbill vom Jahr 1844, gegen welchen, ehe er gemacht wurde, die erſten Londoner Häuſer ſich verwahrten, dieſen Fehler hat man fortbeſtehen laſſen, und nur das ungewöhnliche Zuſtrömen von Gold aus Californien und Auſtralien hat es möglich gemacht, mit dieſer falſchen Einrichtung fortzuleben. Die Bank hat ihr urſprüngliches Capital von etwas über 11 Millionen an die Regierung geliehen, ſie beſitzt ferner faſt drei Millionen Conſols, für dieſe 14 Millionen darf ſie Noten ausgeben, die geſetzliches Zahlungsmittel im Lande ſind; für jede weitere Note, die ſie ausgibt, muß nach Peels Bill vom J. 1844 das baare Geld in

den Koffern der Bank liegen. Gegen dieſe Beſtimmung erklärten ſich die Bankiers aus dem bedeutenden Grunde, wenn durch irgend eine Veranlaſſung viel Geld aus dem Lande ſtröme, ſo müſſe die Bank in Verlegenheit kommen, und dann könne ſie weder Regierung noch Handelsſtand mehr mit Geld unterſtützen. Vorher hatte ſie das unbeſchränkte Recht der Notenausgabe gehabt, und nur die Klugheit hatte die Gränzen geſteckt; in gewöhnlichen Fällen handelte die Bank ſchon vor dem J. 1844 nach denſelben Grundſätzen, wie die Bill jenes Jahres ſie ihr als Geſetz auferlegte; in den Fällen aber, wo der ungünſtige Wechſelcurs das Geld aus dem Lande führte, gab ſie einige Millionen Pfd. St. mehr Noten aus, und erſetzte das fehlende Geld durch dieß Zahlungsmittel. Dieſer Ausweg iſt ihr alſo abgeſchnitten, und wir haben geſehen, wohin es im J. 1847 führte; daß die Sache ſpäter ſich nicht wiederholte und ſchlimmer wurde, dankt man dem zufälligen Umſtand der reichen Golderdeckungen in Californien und Auſtralien; jetzt wo Theurung und Krieg ungewöhnliche Anforderungen an England, deſſen Regierung und die Bank hervorrufen, jetzt kann dieſelbe Lage der Dinge eintreten trotz des reichen Zuſtrömens von Geld. Es iſt in der Bankeinrichtung ein radikaler Fehler, den die Bankiers ſchon im J. 1844 bezeichneten, den das Jahr 1847 für jedermann zu Tage brachte und der jetzt wieder mit Verlegenheit droht. Das Raſſeln in den Journalen, wie die Times, welche in ihrer Nr. vom 20 April abermals auf die Bankfrage, doch ſchon mit milderem Ton gegen die Bankdirectoren zurückkommt, hilft durchaus nichts; die Schuld vollends auf die Bankdirectoren zu ſchieben, iſt ein ganz abgenutztes Mittel, kommt aber jedesmal, wenn eine Verlegenheit eintritt, wieder zum Vorſchein. [1] Man hat ſchon vor einer Reihe von Jahren vier Gründe angeführt, welche einen beſonderen Mangel an baarem Geld und folglich auch an Umlaufsmitteln in der Bank herbeiführen können; dieſe ſind 1) ungünſtiger Stand der Wechſelcurſe; 2) hohe Preiſe der Waaren, namentlich des Brodes; 3) ſtarkes Steigen der Arbeitslöhne und 4) Krieg. Alle dieſe Urſachen ſind jetzt im Zuge, und man darf ſich daher nicht wundern, daß die Bankverlegenheit und der Streit über die Bank von neuem beginnt. Das Circular to Bankers iſt bereits am 5ten Artikel, „über die Bankfrage von 1844 in Theorie und Praxis", und kann nach dieſer Anlage bis zum 40ſten gelangen, ohne die Frage zu erſchöpfen. Wir ſind weit entfernt auf dieſe Bankfrage hier eingehen zu wollen, ſondern ſehen nur in dem Wiedererwecken derſelben ein Zeichen annäherender Geldverlegenheiten, denen jetzt die Regierung durch ein Anlehen abzuhelfen ſucht, was ſo viel heißt als daß die Regierung den Bankdirectoren Recht gibt, und ſie nicht mehr in bisheriger Weiſe auspumpen will. Das Schimpfen der Times und anderer ſich in ähnlichem Sinne äußernden Journale iſt eigentlich gar nichts anderes als der Beweis des Aergers darüber, daß man die Großſprechereien von Deckung der Kriegskoſten durch die laufenden Einnahmen nicht mehr fortſetzen kann. Unterſucht man die Klagen über die Bank näher, achtet man namentlich auf die mehrfach ausgeſprochenen Winke, daß die Bankdirecteren mächtiger ſeyen als die Miniſter, ſo ſtößt man leicht auf den wahren Grund des Uebels. Die Stellung der Bank iſt eine anomale, wie wir oben erwähnt, weil ſie Privat- und Regierungsbank zugleich iſt. Man trenne die eigentlichen Bankgeſchäfte von dem Ausſtellen der Bankſcheine gänzlich, was jetzt eigentlich bloß in der Theorie beſteht [1], man mache die Ausgabe von Bankſcheinen oder, richtiger geſagt, Papiergeld, zu einer Staatsinſtitution, und laſſe die Bank ihre Bankgeſchäfte beſorgen wie jede andere, ſo werden alle die Klagen über die Bankdirectoren ein Ende nehmen, aber man wird auch nicht mehr durch ein bloßes miniſterielles Handſchreiben einige Millionen Pfund, wenn ſie gerade in der Staatscaſſe fehlen, von der Bank erheben können. Wer eine ſolche Gefälligkeit zu gewähren oder abzuſchlagen hat, wird einen bedeutenden Einfluß ausüben, er mag einen Namen haben welchen er will. Die Bankdirectoren ſind nicht ſehr geneigt, ihre in manchen Beziehungen vortheilhafte Stellung aufzugeben, und die Miniſter ſelbſt ſind eben ſo wenig geneigt, der bequemen Art, ohne Vorwiſſen dritter Perſonen Millionen aufzunehmen, ſo leicht zu entſagen. Wie viel man auch der Bank Drohungen in Bezug auf das im nächſten Jahre zu erneuernde Privilegium hinwerfen, wie ſehr auch die Theorie eine gänzliche Veränderung der anomalen Lage der Bank bevorworten mag, wir glauben vorerſt nicht an eine gründliche Umgeſtaltung der Bank.

Ein anderer fataler Umſtand, welcher bis vor kurzem noch ſichtlich der engliſchen Regierung Verlegenheiten bereitete und Anfechtungen, weniger im Augenblick noch von Außen als im Innern zuzog, iſt die Frage über die Behandlung der Neutralen. Die Sache iſt, auch abgeſehen von den Neutralen, bedeutender als ſie ſcheint, denn ſie zeigt die Hoffnung, welche man immer noch hegte, auf Rußland durch Verhinderung ſeines Handels Eindruck zu machen, und es zum Nachgeben zu zwingen, eine Ausſicht, die man nur ſehr ungern aufgegeben hat, aber doch aufzugeben gezwungen wurde. Wir haben früher ſchon (ſ. Nr. 12 vom 24 März) bemerkt, daß die Engländer, um ihres eigenen Vortheils und um der Rückſicht auf die Amerikaner willen, den Grundſatz „frei Schiff, frei Gut" würden anerkennen müſſen, und die wenige Tage ſpäter am 28 März erfolgte königliche Declaration erkannte auch den Grundſatz mit einigen Reſervationen an. Sie lautet: „um den Handel der Neutralen vor aller unnöthigen Hemmniß zu wahren, iſt Ihre Majeſtät willens für jetzt die ihr nach dem Völkerrecht zuſtehenden Rechte als kriegsführende Macht zum Theil ruhen zu laſſen (waive). Es iſt Ihrer Majeſtät unmöglich die Ausübung des Rechts, Kriegscontrebande wegzunehmen und die Neutralen an dem Transport feindlicher Depeſchen zu hindern fahren zu laſſen, und ſie muß das Recht einer kriegführenden Macht behaupten Neutrale am Bruch einer effectiven Blokade zu hindern, welche mit einer angemeſſenen Kriegsmacht gegen feindliche Forts, Häfen oder Küſten verhängt wird. Aber Ihre Majeſtät gibt das Recht auf, feindliches Eigenthum auf neutralen Schiffen wegzunehmen, außer wenn es Kriegscontrebande iſt." In dieſen Worten ſind die gerechten Forderungen der Neutralen beinahe ohne Umſchweife zugeſtanden, nur will man

[1] Man ſehe nur die kleine Schrift von Lord Aſhburnham, die er im J. 1847 über die damalige Kriſe veröffentlichte, und worin er die Lächerlichkeit, die Bankdirectoren jedesmal zu Sündenböcken zu machen, hinreichend geißelte. Zu bemerken iſt, daß der verſtorbene Lord Aſhburnham, bekanntlich aus dem Hauſe Baring, eine der anerkannteſten Autoritäten in Finanzſachen war.

[1] Die Bank theilt ſich bekanntlich in ein Iſſue Department und ein Banking Department, aber ſie ſtehen beide unter dem Directorium der Bank.

ſich mit den oben geſperrt gedruckten Wörtchen „für jetzt“ noch eine Hinterthüre offen laſſen, aber es iſt ohne Umſchweife geſagt, daß „feindliches Eigenthum auf neutralen Schiffen nicht genommen werden ſoll.“ Wie ſtimmt hiezu Lord Clarendons Erklärung? Ein Handelshaus in der City (H. W. Elder) ſtellte ohne Umſchweife die rein praktiſche Frage: „iſt ruſſiſches Eigenthum, wenn es in einem preußiſchen Hafen geladen wird, auf dem Wege aus Preußen nach England der Wegnahme und Confiscation unterworfen?“ Lord Clarendon gab unter dem 12 April eine ſehr gewundene Erklärung, es ſey für einen brittiſchen Unterthanen ungeſetzlich mit dem Feinde Handel zu treiben und „ruſſiſche Erzeugniſſe, über Land nach Preußen gebracht und in einem preußiſchen Hafen nach England verſchifft, unterliegen der Wegnahme, wenn ſie nicht bona fide preußiſches Eigenthum ſind.“ Das iſt fürs erſte in Widerſpruch mit der königlichen Declaration vom 28 März, und zweitens ſieht es ganz aus, als wolle man durch die Tracafferien einer Unterſuchung vor einem Admiralitätsgerichte einem ſolchen Handel möglichſt entgegen arbeiten.

Lord Clarendons Antwort an das Handelshaus Elder, das wie natürlich im Einverſtändniß mit den übrigen bei dieſem Handel betheiligten Häuſern aufgetreten war, erregte bedeutende Unzufriedenheit: es ſetzt das Durchſuchungsrecht in ſeiner ganzen vollen Strenge, und die Errichtung von Admiralitätsgerichten an Bord der Kriegsſchiffe voraus, wenn man nicht etwa jedes neutrale Schiff anhalten und in einen brittiſchen Hafen führen will, um die Fracht näher unterſuchen zu laſſen; welcher Seeofficier wird es über ſich nehmen wollen, die ſpitzige Frage zu entſcheiden, ob die Ladung eines Schiffes bona fide einem Ruſſen oder einem Preußen gehört? Die Stimmen, welche ſich gegen dieſe Widerſprüche erhoben, veranlaßten ein Mitglied des Unterhauſes zu der Anzeige im Parlament, daß er am 2 Mai die Frage über die Neutralen zur Sprache bringen werde, ein Schritt, der bei den großen politiſchen Blättern ziemlich heftigen Widerſpruch, bei den Handelsjournalen aber Unterſtützung fand, namentlich auch darum, weil ſich in Nordamerika ſehr unzweideutige Stimmen erhoben, daß man bezüglich der Neutralen ſich nur mit der unumwundenen Anerkennung des Grundſatzes, „frei Schiff frei Gut“ begnügen werde. Die Regierung fühlte endlich, daß ſie mit der Rabuliſterei ſich nicht wenig geſchadet habe, und am 15 April wurde ein Geheimerath abgehalten, in welchem die Grundſätze der königlichen Declaration ausdrücklich und vollkommen beſtätigt wurden. Die Times, welche bisher über den kitzlichen Fall, der die Gelüſte der engliſchen Regierung offenkundig zur Schau trug, geſchwiegen, gaben nun die lahme Erklärung, das Schreiben des Hrn. Elder ſey an den Kronfiscal gegangen, und von dieſem die Antwort nach den ehemaligen Verordnungen beantwortet worden; dieſe Antwort ſey ſomit zwar der Form nach von Lord Clarendon, der That nach aber von dem Kronfiscal ausgegangen. Abgeſehen davon, daß hiemit dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten eben kein Compliment gemacht wird, ſo iſt die Sache nur um ſo ſchlimmer, denn ein Kronfiscal hätte ſich doch einer nur 14 Tage zuvor erlaſſenen feierlichen Erklärung der Königin erinnern ſollen. Die Wahrheit iſt wohl die, daß man das liebe Durchſuchungsrecht, d. h. die volle Willkür gegen Neutrale, nicht fahren laſſen wollte; man ſtellt dieß Durchſuchungsrecht immer noch als durch das Völkerrecht legaliſirt dar, und will die Nachſicht, welche jetzt geübt wird, als eine pure Großmuth erſcheinen laſſen, eine Großmuth, deren ſich ſchwerlich jemand von den Engländern verſehen hätte. Die Handelsjournale ſind ehrlicher, und ſagen geradezu, es ſey theils um des eigenen Handels willen, theils um nicht mit den Vereinigten Staaten in unabſehbare Zerwürfniſſe zu kommen, eine gebieteriſche Nothwendigkeit für England, die alten Gewaltmaaßregeln aufzugeben, und wenn man die Neutralen nicht abhalten könne mit den feindlichen Häfen und Ländern Handel zu treiben, ſo wäre es doch abgeſchmackt, die eigenen Unterthanen vom Handel mit den neutralen Häfen auszuſchließen, weil ſie allenfalls feindliches Eigenthum laden könnten. Im vorigen Kriege hat man ſolchen Handel verboten, aber heimlich unter falſchen Papieren geſtattet, deren Aechtheit unter Mitwiſſen der Regierung von den Schiffsführern beſchworen wurde. [1]

Es iſt ſomit ein ganz neuer Sieg für das Völkerrecht endlich durch die Gewalt der Dinge errungen worden, der Krieg wird nicht mehr gegen den Handel, ſo weit ſich dieß vermeiden läßt, ſondern nur noch gegen Flotten und befeſtigte Häfen geführt. Das barbariſche Seerecht, wie es in den letzten 200 Jahren geübt und namentlich in dem letzten Kriege zwiſchen England und Frankreich auf eine faſt lächerliche Spitze getrieben wurde, hat ſeinen Boden verloren und iſt darum gefallen. Dieß Seerecht beruhte auf dem Colonialſyſtem: die Colonien ſollten alle ihre Erzeugniſſe an das Mutterland abliefern und alle ihre Bedürfniſſe aus demſelben beziehen; dieſer Handel galt für die Grundlage der Macht der Handelsſtaaten, und ſobald es zum Kriege kam, mußte man natürlich dahin trachten dieſe Grundlage der Macht des Feindes zu vernichten, und den Handel nicht durch Neutrale treiben zu laſſen, weil ſonſt der Gegner den Handel behielt und nur die Fracht verlor. Dieſes Verhältniß, auf den internationalen Handel Europa's angewendet, wurde nicht nur zur furchtbaren Härte, gegen die ſich am Ende alles empörte, ſondern auch zum Unſinn; man hat ſich darüber im vorigen Krieg mit den Amerikanern verfeindet, und dieſe haben als Gegenſatz gegen das alte barbariſche Seerecht, das die Engländer ſo gern als immer noch gültig betrachten möchten, den Grundſatz, „frei Schiff, frei Gut“ aufgeſtellt, der jetzt durch die Declaration vom 28 März und den Geheimerathsbefehl vom 15 April völlig zugeſtanden iſt. Ob nicht die Engländer gelegentlich noch Seitenſprünge machen, iſt freilich eine andere Frage.

Die bisher bewieſene Nachgiebigkeit derſelben iſt indeß nicht ohne bedeutende Vortheile für ſie ſelbſt, da zugleich auch dem Caperſyſtem ein Ende gemacht wird. Dieß Caperſyſtem, wie es ſich in den letzten zweihundert Jahren ausbildete, entſprang gleichfalls aus dem Colonialhandel, und hing mit dem Seerecht aufs engſte zuſammen: wenn es Kriegsmaaßregel war den Feind durch die gänz-

[1] Man lud angeblich nach einem neutralen Hafen, und beſchwor dieß, während man von der Regierung einen Sicherheitspaß erhielt, um durch die brittiſche Flotte zu kommen; angelangt im feindlichen Hafen, ſchwor man, aus einem neutralen Lande zu kommen, und zeigte falſche, meiſt bremiſche oder hamburgiſche Papiere vor, belud dann ſein Schiff mit feindlicher Waare, ſchwor abermals, nach einem neutralen Hafen abfahren zu wollen, und in England durfte man die aus feindlichem Lande kommende Waare vermöge einer beſondern königlichen Lizenz einführen. Die Ladungen wurden alle bei Lloyd verſichert zu hohen Prämien, obwohl es ungeſetzlich war, feindliches Eigenthum zu verſichern. Dieß iſt ein Pröbchen, wie man im Laufe des Kriegs verfuhr; die Times vom 21 berührt einige der einſchlägigen Punkte in ſehr ſcharfen Zügen, doch hätten ſie noch kräftiger ausfallen können.

liche Unterbrechung des Handels mit ſeinen Colonien zu ſchwächen, ſo mußte dieß ſo ſchnell wie möglich herbeigeführt werden; um alſo dieſen Zweck zu erreichen, gab man auch Privaten das Recht, auf den feindlichen Handel Jagd zu machen: man rief die Privatthätigkeit und den Privateigennutz zu Hülfe, um den Feind möglichſt bald ſchachmatt zu machen. Dieſer Colonialhandel exiſtirt nicht mehr, die Colonien ſind frei, alſo hat auch dieſe Art von Kriegführung den Sinn verloren, und ein Caper iſt nur noch ein Räuber. Unter dieſen Umſtänden hat ſich nun die Handelskammer von Neuyork mit der größten Entſchiedenheit gegen Austheilung und Annahme von Caperbriefen ausgeſprochen, und man will ſich an den Congreß wenden, daß der Präſident durch Uebereinkünfte mit fremden Mächten allem Caperweſen ein Ende mache. Dieſer Schritt iſt nicht unwichtig, da ein längerer Krieg, namentlich in Amerika, allerlei Volk auf den Schauplatz locken könnte. Nach andern Angaben ſind ruſſiſche Agenten ſehr thätig geweſen, ſolche Caper hervorzurufen, und es ſey eine lange Unterhandlung Englands mit Nordamerika vorangegangen, ehe man ſich zum Aufgeben des alten Seerechts als Gegenleiſtung für die Unterdrückung des Caperweſens bereit erklärt habe.

Wenn die Engländer die Bankfrage noch gar nicht, die Frage über das Recht der Neutralen nur mit großem Widerſtreben verdaut haben, ſo ſcheint ihnen über das türkiſche Reich und ihre Rolle darin erſt allmählich das Verſtändniß aufzudämmern. Der Türkenenthuſiaſt Urquhart kommt zu Ehren, d. h. er fängt an ſeinen Landsleuten begreiflich zu machen, daß die engliſche Regierung die Türkei viel gründlicher ruinirt, als ſie Rußland noch vor Jahren ruinirt hätte. Daß die Chriſtenemancipation, die man der Türkei aufdringen will, dieſe vernichtet, das iſt dem John Bull, der in ſich ſelbſt vernarrt iſt, noch nicht recht klar geworden, aber Leuten wie Stratford Canning und den Miniſtern, mußte es ganz klar ſeyn; wenn aber die Correſpondenzen aus Konſtantinopel, worin man den Türken eine tüchtige Schlappe wünſcht, damit ſie zur Erkenntniß kommen, wie nothwendig ihnen die weſtliche Hülfe iſt, häufiger werden, ſo wird auch John Bull endlich finden, daß all das Gerede von Erhaltung der Türkei nur Humbug geweſen. Die Entdeckungen und Enttäuſchungen dürften binnen Jahresfriſt hageldicht fallen, und in Verbindung mit den tüchtig erhöhten Steuern John Bull etwas ernüchtern. Dann wird die Oppoſition im Parlament angehen, und um ſo heftiger werden, je weniger Einigkeit im Miniſterium ſelbſt herrſcht, und je unverſtändlicher dem Publicum die mannichfachen Rückſichten ſind, die das Miniſterium ſelbſt jetzt noch, nachdem der Krieg erklärt iſt, nicht nur Oeſterreich und Preußen, ſondern ſelbſt Rußland gegenüber zu nehmen hat. Dann dürfte die Zeit eintreten, wo man allein ohne irgend eine Allianz in Europa daſteht, und die folgenſchwere Frage eintritt, ob man den Krieg ſelbſt auf die Gefahr einer continentalen Umwälzung hin verfolgen ſoll oder nicht. Aberdeen iſt wohl Miniſter, ſo lange die letztere Anſicht im Cabinet vorherrſcht, ſobald die erſtere herrſchend wird, dürfte Palmerſton an ſeine Stelle treten, to ride the whirlwind and direct the storm.

Albaneſiſche Studien

von Dr. J. G. von Hahn.

Dritter Artikel.

Der Verfaſſer hat endlich in ſeiner reichen Sammlung von Nachrichten auch ein Studium angeregt, das ſich noch in mannichfacher Hinſicht als nutzbringend erwähren wird, nämlich das der alten Sitten und Gebräuche. Bei einem Volk, das aus ſo vielen Stürmen ſeine alte Sprache gerettet, während alle um ſie her verwandelt wurden, bei einem Volke, das Jahrhunderte lang unbeachtet in ſeinen Bergen ſaß, mußte ſich nothwendig ein alter Stock von heidniſchen Anſichten trotz der Ueberkleidung des Chriſtenthums erhalten. Eine der merkwürdigſten Ueberlieferungen iſt wohl der herrſchende Glaube, daß am dritten Tage nach der Geburt drei unſichtbare Frauen am Bette des Kindes erſcheinen, und über deſſen Schickſal entſcheiden; welchen Ausſpruch die dritte thut, dem ſtimmen auch die beiden andern bei; dieſe Frauen heißen Phalite. [1] Dieſer Glaube iſt um ſo merkwürdiger, als er nicht nur ſporadiſch in Altgriechenland, z. B. in der Sage von Meleager vorkommt, ſondern auch in der deutſchen Sage, worüber wir nur Panzers Beitrag zur deutſchen Mythologie (p. 278) anzuführen brauchen, wo auch das Erſcheinen derſelben bei der Geburt des Kindes aufgeführt wird. Nornen und Parcen ſind augenſcheinlich damit verwandt, aber nicht ſo ſpeciell mit dem Geſchick des Einzelnen verbunden. Auffallend iſt, daß das in der Meleagerſage erwähnte Holzſtück, mit welchem Meleagers Leben verknüpft iſt, bei den Albaneſen noch jetzt eine weitere Anwendung findet, indem in der Nacht des 23ſten auf den 24 December, dann am 1 und 6 Januar Kirſchbaumzweige angebrannt aber nicht verbrannt, ſondern aufgehoben und ſpäter mit der geſammelten Aſche in den Weinberg geworfen werden. Ueber den Sinn dieſer Sitte, die gewiß urſprünglich nicht ſinnlos war, weiß der Verfaſſer nichts anzugeben, bemerkt aber doch, daß nach dem dritten Verbrennen die Knaben Umzüge halten, und dabei Worte ſingen, die jetzt freilich keinen Sinn mehr haben, urſprünglich ſich aber gewiß auf die religiöſe Bedeutung der Sitte bezogen.

Die Anklänge an altrömiſche und altgriechiſche Sitte ſind ausnehmend zahlreich, ſo das Schreiten über Feuer, zum Zeichen einer Reinigung, die Geſchlechtsheiligthümer wie bei den Römern, die Ertheilung des großväterlichen Namens an den Enkel, und die Knabenliebe im reinen Sinne des Worts, wie ſie bei den edleren Griechen herrſchte, nicht, wie ſie jetzt gemeines Laſter bei Neugriechen, Türken und auch bei Tosken iſt. Dieſe reinere Knabenliebe ſoll bei den Ghegen wie bei den alten Doriern völlig national ſeyn, und wird auch in einer Menge Liedern beſungen, von denen der Verfaſſer mehrere mittheilt. Was er über dieſe Knabenliebe ſagt (ſ. 166 f.), klingt unſern Begriffen ſo ſonderbar, daß wir unſer Urtheil geradezu ſuſpendiren. Daß die Nordalbaneſen das Jahr mit dem 1 März beginnen, mahnt an den altrömiſchen Kalender [2],

---

[1] Nach dem Wörterbuch in der einfachen Zahl „Phatia“ von „Phati“, Zufall, Verhängniß. Ob das lateiniſche Vates damit zuſammenhängt, wollen wir unentſchieden laſſen.

[2] Der 12 März führt den Namen Neurus, ein Wort, welches der Verfaſſer nicht zu erklären weiß, merkwürdig iſt aber das Zuſammentreffen der Zeit und des Namens mit dem perſiſchen Neuruz, obgleich eine Identität kaum denkbar iſt.

und daß man an demſelben Tage Menſchen und Vieh mit Kornelkirſchenzweigen ſchlägt, erinnert an die römiſchen Feralien. Bei dem Jammer um den Todten wird man an die uralten Leichenklagen der Corſen erinnert, wie ſie Gregorovius ſchildert. Dieſelbe Sitte, in gebundener Rede zu ſingen, und die ſpeciellen Lebensverhältniſſe an eine gewiſſe allgemeine Norm anzuknüpfen. Der Glaube an den Währwolf oder Vampyr iſt ziemlich allgemein, und merkwürdig iſt, daß nur die ſüdlichſten Albaneſen das ſlaviſch-griechiſche Wort Vrukolakas (poln. wilkolek) kennen, in Mittel- und Nordalbanien ſcheint aber dieſer Name gänzlich unbekannt zu ſeyn, während mit Ljuwgat (von Ljup, verſchlingen, wohl mit dem lateiniſchen Lupus, Wolf, verwandt), bei den Ghegen verderbliche geſpenſterartig umgehende Leichen bezeichnet werden; im obern Sperchiusthale ſoll die Empuſe noch forthauſen. Das nordalbaniſche Ljuwgat zeigt jedenfalls eine Verwandtſchaft mit dem „Wolfmenſchen" der Griechen; Hahn findet in dieſem ghegiſchen Worte einen Anklang des franzöſiſchen loup-garou, das ſich doch wohl ſicherer aus dem deutſchen Währwolf erklärt. Merkwürdig iſt, daß die Albaneſen auch Elfen unter dem Namen Phat-mire, die Glücklichen, oder Nuſch e malljet, die Bräute des Berges, kennen, welche manchmal ſich in ſchöne Knaben verlieben, ſie aber erwürgen, wenn ſie das Verhältniß ausſchwatzen.

Es ließen ſich elcher Andeutungen aus dem Werke noch mehr mittheilen, das Obige mag aber genügen, um zu zeigen, daß hier eine reiche Quelle für die Erklärung mancher Gebräuche und Mythen im Süden und Norden ſich öffnet, wenigſtens höchſt intereſſante Parallelen ſich darbieten. Gerade dieß läßt denn auch wieder einen Rückſchluß zu auf andere Zuſtände und Verhältniſſe, die wir gleichfalls als alt zu betrachten befugt ſind. Dazu gehört namentlich die Clanverfaſſung, die eine gegliederte Geſchloſſenheit zeigt: nach albaneſiſcher Anſicht treten die Frauen aus der Familie aus, und gehen in die fremde über, nur die Männer gehören der Familie an, und „das Geſchlecht bildet den Inbegriff aller Agnaten"; ſie nennen ſich auch in der Regel nach dem Namen des Stammvaters. Die Mitglieder Eines Geſchlechts dürfen nicht unter einander heurathen, und dabei kommt es gar nicht auf kirchliche Satzungen an, ſondern das Verbot geht, „ſo weit das Bewußtſeyn agnatiſcher Abſtammung reicht; jede Uebertretung dieſes durch die Sitte geheiligten Grundſatzes findet ſchwere Mißbilligung, denn ſie wird als eine dem Stamme angethanene Schmach betrachtet, und den Uebertreter trifft der allgemeine Haß." Aus dieſem ſtarken Gefühl für den Geſchlechtsverband entſpringt denn auch, daß ein ganzes Geſchlecht die einem Mitglied angethanene Beleidigung rächen muß, ſo wie es ſelbſt für eine von ſeinen Mitgliedern verübte Unbill verantwortlich iſt. Die Blutrache herrſcht daher in weitem Umfange, und hat ganz ähnliche Folgen hervorgerufen, wie ſie Gregorovius von den Corſen ſchildert. Die Fälle ſind nicht ſelten, wo ſich Leute, die einen Mord begangen, zehn, zwanzig und mehr Jahre in ihre feſten Thürme einſperrten, und ſie nicht verließen, um nicht der Rache der Verwandten des Gemordeten zu verfallen. Als nach der Unterwerfung des letzten erblichen Paſcha's von Skodra im Jahr 1832 der Sadrazem Reſchid Mehmed Paſcha ganz Albanien durchzog, befahl er unter anderm auch die Vergeſſenheit aller Feindſchaften und die Ablöſung alter Blutſchulden zu einem beſtimmten Preis. In Argyrokaſtron z. B. wurden damals ſämmtliche alte Blutſchulden gegen Erlegung von je 1200 Piaſter an die Familien der Ermordeten abgetragen, und „dieß ermöglichte vielleicht zum erſtenmal, ſeit Argyrokaſtron ſteht, die freie Bewegung für alle ſeine Bewohner, von denen gar mancher aus Furcht vor der Rache ſeiner Gegner ſich ein halbes Leben und länger in ſeinem feſten Hauſe eingeſchloſſen gehalten hatte, ohne daſſelbe jemals zu verlaſſen."

Dieſe Abkaufung entſpricht ganz dem Wehrgelde bei den alten Deutſchen, und bei beiden Völkern wollten die Verwandten es vielfach nicht annehmen, „weil ſie nicht das Blut ihrer Verwandten in ihrem Beutel haben wollten." Erſt mit der wachſenden Regierungsgewalt wird die Heftigkeit der Blutrache gemindert. Ali Paſcha von Janina, der mit eiſerner Fauſt in ganz Südalbanien herrſchte, konnte und wollte die Blutrache nicht auf einmal unterdrücken, aber er beſchränkte ſie bedeutend, und die nachfolgenden türkiſchen Machthaber konnten in ſeine Fußſtapfen treten, ſo daß jetzt in Südalbanien die Blutrache mehr und mehr in Abnahme kommen ſoll. Feſter ſitzt ſie noch in Nordalbanien, obgleich auch hier bereits ſeit der Vernichtung des erblichen Paſchalik's von Skodra der dortige Paſcha das Recht der Staatsgewalt in Anſpruch nimmt, und eine ſtarke Buße verlangt, zu deren Bezahlung nicht nur der Mörder perſönlich, ſondern, da dieſer meiſtens ſogleich flüchtet, auch die Verwandten verpflichtet ſind.[1] Andrerſeits hat ein milderer Sinn unter dem Volke ſelbſt der Blutrache bis zu einem gewiſſen Grad Einhalt gethan, indem ſie nicht mehr weiter ſich erſtrecken darf, als auf die Mitglieder der Familie, die unter Einem Dache wohnen; ſonſt dehnte ſich die Blutrache auf die entfernteſten Verwandten aus, und da immer ein Opfer wieder ein zweites nöthig machte, wurden oft binnen wenigen Jahren ganze Geſchlechter ausgerottet. Auch ſind, namentlich in neuerer Zeit, und beſonders wenn der Mörder ſich geraume Zeit aus dem Lande entfernt hatte, formelle Verſöhnungen nicht ſelten, die unter mancherlei zum Theil merkwürdigen Ceremonien (ſ. p. 177) vollzogen werden, wobei zwar das Wehrgeld von Rechtswegen bezahlt werden muß, wofür bei dem feierlichen Bittaufzug der Verwandten des Mörders die Waffen verpfändet werden, doch erläßt der Beleidigte ſehr häufig der Familie des Beleidigers das Wehrgeld halb oder ganz, damit man ihm nicht den Vorwurf mache, „er habe das Blut ſeines Verwandten gegeſſen."

Aeltere Einrichtungen des Landes, namentlich im Norden, wo ſich dieſelben ungetrübter erhalten haben, deuten auf reinen Kriegerſtamm, ſo auch das Erbrecht: die Töchter erben nicht, ſo lange Söhne da ſind, und auch wenn dieß nicht der Fall iſt, nur die fahrende Habe, die liegenden Güter gehen an die männlichen wenn auch noch ſo fernen Agnaten. Auf dieſem Grundbeſitz beruht auch weſentlich der Kriegsdienſt, der viel häufiger für innere Fehden als im Dienſt des Sultans geübt wird, denn das Reislaufen iſt weit mehr im Süden, wo die Stammverhältniſſe aufgelöſter ſind, als im Norden zu Hauſe. Die Gebirgsſtämme des Nordens haben ein ziemlich ausgebildetes Kriegsrecht, manche, wie z. B. die Clementi und Schkrieli, welche mit ihren türkiſch-ſlawiſchen Nachbarn in Podgoritza und Gusinje in faſt beſtändiger Fehde leben, und Waffen-

[1] Es ſollen dabei Fälle vorkommen, daß Taugenichtſe, welche ſich an ihren Verwandten rächen wollen, denen ſie ſonſt nichts anhaben können, einen Mord begehen, nur daß dieſe das Geld zahlen müſſen; es ſollen dadurch manche Familien völlig verarmen.

ſtillſtände (wessa) nie lange dauern; dagegen dauern die Fehden der albaneſiſchen Stämme unter einander ſelten lang, und der Friede iſt hier eben ſo ſehr die Regel, wie mit den Slawennachbarn der Krieg.

Aus dieſem Geſchlechtsverbande, der in der albaneſiſchen Welt von ſo großer Bedeutung iſt, und ſehr ſtark an die Phylen (Stämme) von Athen erinnert, entſpringt dann auch unter Mitwirkung politiſcher und religiöſer Elemente die kaſtenartige Geſchiedenheit der Geſellſchaft in ſolchen Gegenden, wo die Zuſammengehörigkeit des Stammes nicht mehr ſo aufrecht erhalten iſt wie im Norden. Das Bild, welches Argyrokaſtron, die Hauptſtadt des albaniſchen Epirus, liefert, iſt ſehr bezeichnend. Hier iſt die griechiſche Bevölkerung durchaus chriſtlich, die albaneſiſche größtentheils mohammedaniſch. Eben ſo iſt es mit den umliegenden Diſtricten. Libohovo iſt von chriſtlichen und mohammedaniſchen Albaneſen bewohnt; Prawiſta und Gardiki, ſo wie die Dörfer des Kurweleſch, ſind mohammedaniſch; chriſtlich dagegen die gewerblichen Dörfer der ſogenannten Ljuntſcheria und der Riſa auf der nordöſtlichen Seite, und alle Ackerdörfer der nördlichen albaneſiſchen Seiten des Thals. Unabhängig von der Verſchiedenheit der Race und Religion zerfällt aber die Bevölkerung je nach ihrem Stande oder Erwerbszweige in verſchiedene Abtheilungen. „In Argyrokaſtron wohnen die Landbeſitzer der Gegend, ihnen gehören alle Dörfer der Ebene zu eigen, und ſie haben wohl auch noch andere Beſitzungen außerhalb des Thals. Sie wohnen in hoch aufſteigenden, wohlverwahrten Häuſern, welche in den untern Räumen nach der Straße zu nur Lücken und Schießſcharten, höhere Fenſter aber erſt im dritten oder vierten Stock haben. Der Hof iſt mit hohen, feſten Mauern verwahrt, und die ſchweren Thore ſind meiſt doppelt; das äußere führt in einen kleinen Vorhof, das von dem Innern des Hauſes überall beſtrichen werden kann; das innere Thor ſteht ſo, daß man von der Straße aus nicht in den Hof ſehen kann. Die Einrichtung dieſer Bauten bietet alſo manche Vergleichungen mit den Stadtburgen des Mittelalters, und ſelbſt der rohe aber dennoch eigenthümliche Styl, in dem ſie aufgeführt ſind, möchte mehr an das Abendland als an das Morgenland erinnern.“ Hier ſehen wir die Folgen der Auflöſung des Stammverbands, wie er ſich bei der Städtegründung im europäiſchen, namentlich deutſchen Mittelalter zeigte, aber der Geſchlechtsverband iſt darum nicht aufgehoben, vielmehr immer noch ſtark ausgeprägt. Dieſer Adel unterhielt ein aus ſeinen Beſitzungen gezogenes, möglichſt ſtarkes Dienſtgefolge theils zum Krieg, wenn er vom Sultan aufgeboten wurde, theils zu Privatfehden, die faſt nie aufhörten, und die Straßen der Stadt unſicher machten. Außer der Söldnerei trieb dieſer Adel auch gleich den römiſchen Rittern die Pachtung der Zölle und Zehnten, und es war ein Hauptmittel der Paſcha's, ſich zu verſtärken, daß ſie dieſe Pachtungen bald dieſer, bald jener Partei zuwieſen; ſonſt war der Paſcha dieſen gewaltthätigen, wohlbewaffneten Adelsfamilien gegenüber ſehr unmächtig, und es iſt bezeichnend, daß Ali Paſcha von Janina, deſſen Grauſamkeit in Europa ſprüchwörtlich geworden, im Lande ſelbſt gar nicht in ſo ſchlimmem Andenken ſteht. Dieß hat ſeinen Grund theils darin, daß er mit eiſerner Fauſt die Ruhe erhielt, und — ein Albaneſe war, der mit ſeinen Landsleuten doch vielfach harmonirte. Die Privatfehden konnte er freilich doch nicht ganz unterdrücken, und das wird man ſehr erklärlich finden, wenn man hört daß nicht nur die mohammedaniſche Bevölkerung von Libohovo, Kurweleſch, Gardiki und Prawiſta, ſondern auch die chriſtliche von Hormovo, Chimara und Zagoria größtentheils von Söldnerei und Reislaufen lebten. Die chriſtlichen Bevölkerungen bauen entweder den Acker, oder wo der Ackerbau nicht zureicht, nähren ſie ſich von Handel und Handwerken, wozu ſie ſich nach allen Theilen der Türkei, und namentlich auch nach Konſtantinopel begeben. Das Merkwürdige an der Sache iſt aber die Abgeſchloſſenheit der verſchiedenen Bevölkerungsgruppen, die ſich nur aus dem alten Geſchlechtsverbande erklären läßt. „Alle dieſe Gruppen“, ſagt unſer Verfaſſer p. 44, „leben in ſtrenger Abgeſchloſſenheit neben einander, und es beſteht zwiſchen denſelben keinerlei Ehegemeinſchaft. Die Glieder jeder Gruppe heurathen unter ſich.[1] Daß die Türken und Chriſten ſich nicht unter einander vermiſchen, möchte weniger auffallen, obwohl in andern albaneſiſchen Gegenden, z. B. im Diſtrict von Awlona, ſolche Ehen noch im Anfang dieſes Jahrhunderts häufig vorkamen, und in einigen entlegenen Winkeln von Nordalbanien auch heute nicht ſelten ſeyn ſollen. Aber auch der chriſtliche Albaneſe vermiſcht ſich nicht mit dem chriſtlichen Griechen, noch mehr — kein albaneſiſcher Handwerker heurathet in eine albaneſiſche Bauernfamilie und umgekehrt. Auf demſelben Grunde beruht auch wohl die Abgeſchloſſenheit des chriſtlich-albaneſiſchen Handwerkerſtandes von dem chriſtlich-albaneſiſchen Krieger- und Bauernſtande. Sprache und Glaube ſind zwar gemeinſam, aber die Lebensweiſe iſt verſchieden, und dieß reicht hin dieſe Stände von einander getrennt zu halten. Aus dem bisher Geſagten ergeben ſich zwei bemerkenswerthe Erſcheinungen, nämlich erblicher Beruf und Beſchränkung der Ehegemeinſchaft auf den Berufsgenoſſen.“ Der Geſchlechterverband hat ſich erhalten, Sitte, Religion und Racenverſchiedenheit haben nur den größern Stammzuſammenhang gelockert, und dadurch eine ſo tief im Innern geſpaltene Bevölkerung erzeugt, was allein hinreicht, das abgeſonderte Fortbeſtehen von Colonien fremden Stammes und verſchiedener Sprache, wie der walachiſchen, und zugleich den Mangel an politiſcher Uebereinſtimmung zu erklären. Es iſt ganz undenkbar, daß die ſo verſchiedenen Bevölkerungsgruppen mit geſpaltenen Intereſſen und Ueberlieferungen ſich zu einem gemeinſamen Plane vereinigen; der Geſchlechtsverband müßte mehr gebrochen, die Bevölkerung in ihren Intereſſen durch größere Entwicklung des Handels und der Induſtrie mehr verſchmolzen ſeyn, ehe an ein gemeinſames Handeln zu denken iſt.

In Mittelalbanien von der Wiuſſa bis zum Mat, wenigſtens im weſtlichen der Küſte ſich nähernden Landtheile — denn der innere iſt faſt gänzlich unbekannt — wiederholen ſich dieſelben Verhältniſſe, nur tritt das griechiſche Element gar nicht auf, und die Mittelpunkte ſind nicht ſo bedeutend, wie z. B. Argyrokaſtron. Das mohammedaniſch-albaneſiſche Element überwiegt hier entſchieden, und bereits ſind die Chriſten häufiger Katholiken als Griechen, aber der albaneſiſche Geſchlechtsverband iſt durchaus vorherrſchend: Städte

[1] Dazu trägt freilich auch der Umſtand viel bei, daß die Kinder ſelbſt die Jünglinge, durchaus nicht um ihre Neigung befragt werden, ſondern der Vater die Braut beſtimmt. Dieſe ſtrenge Unterordnung ſcheint ſelbſt ein Ausfluß des Geſchlechterverbandes, den man durchaus aufrecht erhalten will. Der Verfaſſer vergleicht dieſe Zuſtände umſtändlich mit den attiſchen Phylen älterer Zeit.

wie Elbaſſan theilen ſich nach verſchiedenen Familien in mehrere Parteien, die ſich oft bekämpfen, ſtets eiferſüchtig beobachten. So wie man den Mat überſchreitet, tritt eine augenſcheinliche Veränderung ein: alles bis auf Knaben von 10 bis 8 Jahren geht bewaffnet; die Abtheilung nach Ständen und Berufsgeſchäften tritt nicht mehr ſo hervor, und die allgemeine der kräftigen Stammverfaſſung deſto ſchärfer; hier iſt keine Polizei, jeder ſchützt ſich ſelbſt durch die Stärke des Stammes, dem er angehört. Lieſt man die Geſchichte von Skodra durch, wie ſie der Verfaſſer (p. 96 ff.) erzählt, ſo ſieht man deutlich, daß nicht nur in Skodra ſelbſt, ähnlich wie in Argyrokaſtron, der Geſchlechtsverband ſich kräftig behauptete, ſondern auch in der Umgegend der Stammverband: denn für den Paſcha von Skodra, der längere Zeit erblich war, mußten die verſchiedenen Stämme der Ghegen durch ihre Unabhängigkeit der ſicherſte Schutz gegen die Macht der Centralregierung in Konſtantinopel ſeyn. So ſehr er als Albaneſe und Mohammedaner mit den Slawen in Montenegro in Fehde lag, ſo deckte ihm dennoch die Unabhängigkeit Montenegro's ſeine linke Flanke, während die rechte durch die Ghegen, die Fronte durch Mirditen und Clementi gedeckt war; er hatte alſo ein entſchiedenes Intereſſe mit dieſen Stämmen nicht zu brechen, ſondern ſie zu ſeinen Freunden zu machen, weßhalb wir auch ſehen, daß der Erbpaſcha von Skodra wiederholt mit einem Heer von 20—30,000 Mann auftritt, und ſeinen Feinden bis nach Nordmacedonien entgegenzieht. Hier haben wir alſo noch die volle Clanverfaſſung vor uns, allein leider ſind eben über dieſe Stämme die Nachrichten am unvollſtändigſten.

Die Kataſtrophe, durch welche der erbliche Paſcha von Skodra, Muſtapha Buſchatli, den Türken endlich unterlag und die neueren Verhältniſſe nicht nur Nord- ſondern auch Südalbaniens eingeleitet wurden, iſt zu charakteriſtiſch, als daß wir ſie nicht hier aufführen ſollten. Wie in Europa das neuere Kriegsweſen dem Feudalzuſtand ein Ende gemacht hat, ſo muß und mußte auch daſſelbe in Albanien geſchehen. Dort fanden von jeher alle Jahre für die truppenbedürftige Pforte Anwerbungen ſtatt: jeder angeſehene Einwohner hatte das Recht ſich zum Buluk Baſchi oder Capitän zu machen; er warb Leute mittelſt einer unter ihnen ſelbſt abgemachte Summe, und führte ſodann dieſe Bande von Abenteurern fort, um mit ihnen in der Ferne im Dienſte von Paſchas oder der Pforte ſelbſt Kriegsdienſte zu thun und ſich durch Plünderungen zu bereichern. Sowie Sultan Mahmud die Conſcription einführte, war dieſem Kriegsweſen der Nerv abgeſchnitten. Dieſer feudale Kriegsdienſt war namentlich in Südalbanien unter den toskiſchen Stämmen zu Hauſe, die Conſcription reizte ſomit dieſe, denen der Lebensunterhalt abgeſchnitten wurde, zeitig zum Widerſtand. Die Anführer waren zwar unter ſich geſpalten, gegen die türkiſchen Einrichtungen aber einmüthig. Der lange Krieg gegen Griechenland hatte die Südalbaneſen ſehr bereichert; jetzt nach der Unabhängigkeit des Landes waren ſie unthätig, und ein Theil durchzog plündernd das Land, ſo daß die Pforte den ärgſten dieſer Bandenführer, Arslan Bey, für „Fermanlia", d. h. geächtet, erklären mußte. Nun zog der Großweſir ſelbſt als Sadrazem, d. h. höchſtes Oberhaupt, der bekannte ſpäter bei Kiutahia geſchlagene Mehmed Reſchid Paſcha, gegen die Südalbaneſen; die Chriſten, welche lieber unter der Pforte als unter den räuberiſchen albaneſiſchen Beys leben wollten, ſchloſſen ſich an Mehmed Reſchid an, und dieſer zog, von den theſſaliſchen Armatolen und den griechiſchen Klephten des Pindus unterſtützt, nach Monaſtir; dort ſprach er Verzeihung für die albaneſiſchen Häuptlinge aus, wenn ſie ſich unterwerfen und Ruhe halten wollten; ſie ließen ſich locken und gingen in die Falle: die vornehmſten Häuptlinge mit 4—500 vom ſüdalbaneſiſchen Adel wurden bei Monaſtir verrätheriſch ermordet. Seit dieſer Zeit iſt die Selbſtſtändigkeit Südalbaniens gebrochen, und die Pforte im weſentlichen Herr, die alten Zuſtände ſind zwar noch vorhanden, doch ſchon ziemlich in der Auflöſung begriffen. Nun ging der Zug Mehmed Reſchids gegen Muſtapha Buſchatli, Erbpaſcha von Skodra, dem die Ruſſen beim Feldzug von 1828 die Königskrone verſprochen, den ſie aber im Frieden hatten ſitzen laſſen. Unterſtützt durch die Gelder Mehmed Ali's von Aegypten brachte er ein bedeutendes Heer auf die Beine, aber die neu errichteten europäiſch exercirten Truppen und die Armatolen von Theſſalien errangen den Sieg, und Muſtapha unterlag. Seit dieſer Zeit hauſen dort von der Pforte ernannte Paſchas, aber die Ausſicht, Albanien gänzlich zu unterwerfen, verſchwand dennoch, denn Mehmed Reſchid mußte in den Kampf gegen Ibrahim Paſcha ziehen, unterlag in der Schlacht bei Kiutahia und Albanien ſank ſo ziemlich in den alten Zuſtand zurück, nur daß einige geſicherte Vereinigungs- und Haltpunkte der Pforte verblieben. Schon im J. 1833 wurde Namik Paſcha, der auf Befehl der Pforte in Nordalbanien Rekruten ausheben wollte, von den aufgeſtandenen Stämmen in der Citadelle belagert und mußte ſich ergeben; ſein Nachfolger, Hafis Paſcha, war im J. 1835 nicht viel glücklicher, und ſeit dieſer Zeit hat man die Reform-, oder eigentlich modernen Adminiſtrativbeſtrebungen aufgegeben und die Stämme bei ihrer alten Clanverfaſſung gelaſſen; wäre dieß nicht der Fall geweſen, ſo würden jetzt nicht einige Tauſend Mirditen neben den Türken gegen die Ruſſen fechten. Man hatte auch andere gewichtige Gründe, ſanfter gegen die Mirditen aufzutreten, weil einzelne ihrer Stämme ſich bereits den Montenegrinern anſchloſſen, welche die Gelegenheit benützt hatten, um über die albaneſiſchen Stämme herzufallen.

Die Folgen dieſer Ereigniſſe waren für Albanien und die Pforte ſehr bedeutend. Südalbanien, ſonſt der wichtigere Theil, war durch die Niedermetzelung ſo vieler Häuptlinge ſo geſchwächt, daß die Pforte faſt ruhig dort herrſchte, aber auch ihre Macht gegen das chriſtliche Element weſentlich geſchwächt war. Dagegen iſt Nordalbanien, über das der Sturm ziemlich unſchädlich hinbrauſte, ungleich mächtiger geworden, obgleich es den erblichen Paſcha von Skodra verloren hatte. Die Häupter der Parteien in Skodra ſelbſt, ſowie die unabhängigen Stämme halten den jetzt von der Pforte ernannten und häufig gewechſelten Paſcha hinreichend in Schach. Südalbanien iſt, ſoweit nicht rein albaneſiſch, helleniſirt, und neigt ganz der griechiſchen Nationalität und der griechiſchen Kirche zu, in Nordalbanien treten die Neigungen für das katholiſche Abendland immer bedeutender auf, und ſeit einigen Jahren machen ſich vielfache Verbindungen zwiſchen den mohammedaniſchen und katholiſchen Ghegen bemerklich, augenſcheinlich aus Antipathie gegen die Slawen und die griechiſche Kirche. Cyprien Robert in ſeinem erſten Buche, „die Slawen in der Türkei," meint, die Mirditen und die Ghegen überhaupt hätten jetzt keine Wahl, als ſich, ſo lange es noch Zeit ſey, mit den Slawen zu verbinden ehe ſie ſich ihnen auf Gnade und Ungnade ergeben müßten. Die neueſten Ereigniſſe ſprechen nicht für dieſe Anſicht, und die Albaneſen hegen auch kaum ſolche Beſorg-

niſſe; dieß Volk hat andere Stürme überdauert, als die welche ſeit zwei Jahrzenten über ſie gekommen ſind. Uebrigens iſt es ganz überflüſſig, über die zukünftigen Ausſichten dieſer Stämme jetzt zu ſpeculiren, wo das ganze Reich, mit dem ſie zuſammenhängen, auf dem Spiele ſteht. Was die Wichtigkeit Albaniens unter den jetzigen Umſtänden ungemein erhöht, iſt nicht bloß die anerkannte und durch viele Jahrhunderte erprobte Kriegstüchtigkeit des Volks, ſondern ſeine geographiſche Lage zwiſchen den Slawen und Griechen: ſolange nicht die Albaneſen, namentlich die Nordalbaneſen, ausgetilgt ſind, wird eine Verſchmelzung dieſer beiden Elemente, der ohnehin ſo vieles widerſtrebt, nicht eintreten, und die zwei Millionen Albaneſen im türkiſchen Reich, ſo zerſplittert ſie auch in Intereſſen und Neigungen ſind, werden dennoch immer ein bedeutendes Gewicht in die Wagſchale legen, wenn gleich die Entſcheidung in den bulgariſchen und rumeliſchen Ebenen und am Bosporus erfolgen muß. Der größte Irrthum, den manche im Occident bei der Beurtheilung der türkiſchen Verhältniſſe an den Tag gelegt haben, beſteht darin, daß ſie die den Osmanlis unterworfenen Völker als eine gleichartige, nach Willkür knetbare Maſſe betrachtet haben, während ohne Berückſichtigung dieſer mannichfachen Elemente gar kein ſicherer Haltpunkt in der Beurtheilung der orientaliſchen Zuſtände gewonnen wird.

Die perſiſchen Erzähler in Baku.

(Aus dem Tagebuche des Herrn Kieſewetter).[1]

Baku, die alte Reſidenz perſiſcher Sardare, an der Südküſte der Halbinſel Abſcheron, in der Nähe der heiligen ewigen Feuer der feueranbetenden Indier, iſt eine im ächt orientaliſchen Styl erbaute Stadt mit ungefähr 10,000 Einwohnern. Auf einem einzeln ſtehenden abgerundeten Berg, deſſen Fuß mit einer Feſtungsmauer umgeben iſt und der auf einer Seite von den Wellen des kaſpiſchen Meeres beſpült wird, erhebt ſie ſich terraſſenförmig ſo ſteil, daß die flachen Dächer der vorderen Häuſer oft den Hofraum der nächſtfolgenden bilden. Auf dem Gipfel befinden ſich die Ruinen des Palaſtes der früheren Herrſcher, deren Steinmaſſen, welche mit erhöhter Arbeit reich verziert ſind, die leicht und ärmlich aus unbehauenen Steinen und Erde erbauten Hütten zu ihren Füßen beherrſchen. Zwiſchen den weitläufigen Ruinen findet ſich noch die wohlerhaltene Moſchee mit ihrem Minaret; hoch und ſchlank ſtrebt die Moſchee zu den Wolken empor und bildet die Spitze dieſer großartigen Pyramide von Hütten und Häuſern.

Zwiſchen den Ruinen des Palaſtes befindet ſich der alte Tempel der Richter. Von Colonnaden gebildet erſcheint er offen nach allen Seiten; der Beleidigte, aus welcher Himmelsgegend er auch kam, ſollte auf geradem Wege Zutritt zum Tempel der Gerechtigkeit finden. Mitten im Gerichtsſaale iſt eine Oeffnung, durch welche die verurtheilten Verbrecher in die unterirdiſchen Gefängniſſe hinabgelaſſen wurden.

Die Bewohner der Städte des Orients finden ihr größtes Glück in einem abgeſonderten und ſtillen Familienleben, und um ſich dieſes zu ſichern, bauen ſie ihre kleinen Häuſer, deren innere Räume durch Papierfenſter erleuchtet werden, gern in dem Hofraum von hohen Mauern umgeben. Bei dieſer Sitte wurden ihre Städte ein Labyrinth von engen Straßen, aus deren mannichfachen Verzweigungen ſich nur ein geübter Wanderer herauszufinden vermag.

Die Sitte ihre Frauen vor der Welt zu verbergen, macht es ihnen unmöglich in ihrer Behauſung die Geſchäfte zu verrichten, welche ſie zum Unterhalt ihrer Familien betreiben, darum errichten ſie ſich, entfernt von ihren Wohnungen, Geſchäftslocale oder Buden, welche dicht aneinander gebaut, den Baſar oder die Marktſtraße bilden; dieſelbe iſt größtentheils nicht breiter als 15 bis 20 Fuß, und läuft in vielen Krümmungen und Verzweigungen durch die Stadt. Mitten in dem Gewimmel der wogenden Volksmenge verrichten die Handwerker und Künſtler ihre Arbeiten in offenen Buden und Werkſtätten unter einem weit hervorſpringenden Dach, welches von hölzernen roth oder grün bemalten Pfählen geſtützt iſt. Unter dieſen Colonnaden finden Käufer und Verkäufer Schutz gegen den Einfluß des Wetters. Bisweilen iſt zu dieſem Zweck eine ganze Straße mit Brettern und Matten verdeckt, wodurch die langen, überdachten Gänge entſtehen, die das Ausſehen haben als wären ſie zu der Erfindung von Gewölben die erſte Veranlaſſung geweſen. Fortgeſetzte Wanderungen durch das Leben und Treiben in dieſer großen, allgemeinen Werkſtätte führen durch Quergänge unter feſten ſteinernen Tonnen- und Kreuzgewölben in den Hofraum der Karawanſerais oder Gaſtgebäude, worin die reiſenden Kaufleute ihre Waarenballen niederlegen und für ſich ſelbſt in den rundum belegenen Cellen Wohnung finden.

Mit dem Aufgange der Sonne verlaſſen die Männer ihre Wohnungen und begeben ſich nach der Marktſtraße, um zu arbeiten, nachdem ſie in der Moſchee oder unter freiem Himmel gebetet haben; die Müßigen gehen nach einer alten Gewohnheit eben-

[1] Hr. Kieſewetter hat ſeit dem Jahre 1838 ſehr umfangreiche Reiſen namentlich in allen Theilen des ruſſiſchen Reichs und der angränzenden aſiatiſchen Länder unternommen, in der Abſicht die Phyſiognomien der Völker zu zeichnen, und dadurch einen allerdings höchſt wünſchenswerthen Beitrag für die Ethnographie zu liefern, da eine ſchärfer aufgefaßte und mit Sachkenntniß durchgeführte Darſtellung der verſchiedenen Völkerſtämme noch immer ſehr große Lücken auszufüllen im Stande iſt.

falls aus ihren Häusern heraus und begeben sich nach dem Markt, denn es ist nicht schicklich bei Tage in dem Harem zu verweilen. In allen übrigen Theilen der Stadt herrscht eine tiefe Stille, und nur selten zeigt sich ein weibliches Wesen, welches, wenn dieß bisweilen geschieht, tief in weißen Tüchern eingehüllt ist und mit ihren rothen, goldgestickten Pantoffeln gegen das Steinpflaster der bergigen Straßen klappert. Die Welt der Frauen findet gewöhnlich ihre Gränze an der kleinen Pforte des Hauses, welche sie nur selten überschreiten. Alle Gemeinschaft welche die Männer unter sich haben, findet auf dem Markte statt.

Der Markt ist das allgemeine Geschäftslocal und das große Waarenlager der Stadt, sowie auch die Vorrathskammer alles Genießbaren und die Küche. Von hier wird das Nothwendige und Ueberflüssige in Tüchern, Säcken, Schläuchen und Töpfen am Abend von den heimkehrenden Männern durch alle Krümmungen und Winkel der Stadt zu ihren Familien getragen.

Wenn die Sonne sich dem Horizonte nähert und die fleißigen Arbeiter von den Anstrengungen des Tages allmählich ermüden und sich nach Erholung sehnen, wenn schon in mancher Bude die Werkzeuge ruhen und das Geräusch der Arbeit verklingt, dann finden sich die öffentlichen Erzähler ein. Sie machen es sich zur Aufgabe durch Erzählung von Märchen, Abenteuern und historischen Ueberlieferungen, mit der Hülfe einer leicht erregten und gesteigerten Phantasie, ihre Zuhörer aus den Buden und Werkstätten des praktischen Lebens hinüber zu führen in die krystallenen Paläste der Feen oder zurück in das goldene Zeitalter der Vergangenheit.

Wie die Kinder sich geschäftig um den vielgereisten Vetter drängen, wenn derselbe sich bereit erklärt ein überstandenes Abenteuer zu erzählen, so umringen hier Männer und Greise den Erzähler. Der gewöhnliche Kreis, in welchem er von seinen Zuhörern eingeschlossen wird, läßt ihm Raum genug hin- und herzuspringen, mit einem Stabe den er in der Hand hält um sich zu schlagen, und mit den verschiedensten Bewegungen des Körpers seinen Vorträgen den gehörigen Nachdruck zu geben.

Bisweilen wird er von seinen Zuhörern auf einem Brette oder einem Tische emporgehalten, damit er in einem großen Umkreise zu sehen und zu hören sey. Er bedient sich in seinen Erzählungen bald eines ernsten, bald eines komischen Eifers, und führt den Helden in seiner Geschichte, nach langen und vielen Kämpfen endlich mit seiner geliebten Fatime ein in den von Rosenöl duftenden Palast, wo sie seitdem in einem ungestörten Entzücken das Glück belohnter Liebe und Treue genießen. Die Zuhörer belohnen den Redner mit kleinen Kupfermünzen, verschließen ihre Buden und Werkstätten und gehen nach Hause, um in ihrem Harem von dem Glück des Helden zu träumen, denn bei der Einfalt gedeihet das Glück am besten.

Die Träume, welche sich in meinem Asyle einfanden, während ich in Baku wohnte, gestalteten sich weniger romantisch, weil ich keinen Harem hatte, um darin auf weichen Teppichen und Polstern zu ruhen. Ich bewohnte in dem Hofraum eines Karawanserai einen von den steinernen Behältern ohne Fenster, welche man hier für Reisende bereit hält. Der innere Raum war so eingerichtet, daß man denselben nach Belieben stärker oder schwächer beleuchten konnte, je nachdem man die Thür mehr oder weniger öffnete, und wenn dieselbe gänzlich geschlossen war, so drangen nur noch hie und da einige Lichtstrahlen hindurch, welche auf ihrem Wege durch die Ritzen und Löcher der Thür verschiedene Formen annahmen. In der hinteren Hälfte des Raumes befand sich eine horizontale Lage von Brettern in einer Erhöhung von etwa drei Fuß; dieselbe war eingemauert und diente als Diwan, Tisch oder Lagerstätte. An einen großen Nagel in der Wand konnte der Inwohner seine Kleider aufhängen, um dieselben vor den Ratten, welche in den unteren Regionen hausten, zu bewahren. Auch für einen Platz zur Bereitung warmer Speisen und Getränke war gesorgt, denn es befand sich hier ein irdenes Gefäß, worin Holzkohlen: einmal in Gluth gebracht, in Gluth erhalten werden konnten, wenn man es vor der Thür dem Winde aussetzte; derselbe findet durch vier Löcher an den Seiten des Gefäßes Eingang.

Mein Nachbar zur Linken war ein stiller und gefälliger Mann in seiner geblümten baumwollenen Jacke und buntem Käppchen, wenn er jedoch mit seinem gestreiften, langen Kaftan bekleidet war und einen Turban auf dem Kopf trug, war er etwas weniger zugänglich. Seiner Religion nach war er Feueranbeter, und zeigte mir schon an dem ersten Tage unserer Bekanntschaft, als ich zwischen den Steinen Thee kochen wollte und dabei den Hof mit Rauch füllte, den rechten Gebrauch des Gefäßes mit den vier Löchern. Er schien ein sehr sparsamer und frugaler Mann zu seyn; denn als er den kleinen, grauen persischen Zuckerhut sah, den ich heute eingekauft hatte, und welcher etwa drei Pfund wiegen mochte, fragte er verwundert, ob ich denn gesonnen sey ein halbes Jahr hier zu verweilen. Er war auch ein sehr frommer Mann, und fiel oft vor einem brennenden Talgnäpfchen, welches ihm als Symbol seiner Gottheit diente, nieder, um anzubeten.

Mein Nachbar zur Rechten war ein Mohammedaner von der Secte der Schiiten, und gehörte dem geistlichen Stande an. Er betete den größten Theil des Tages bei offener Thür mit lautem Gesange, wobei er weinte, jammerte und schrie als ob er für jeden Preis den besten Platz im Himmel haben wollte. Ein russischer Kaufmann, welcher in einem von den steinernen Behältern wohnte, rief die Vermittlung des heiligen Nikolaus an, dessen Bild, auf einem Holzplättchen gemalt, er vor sich stehen hatte und sich vor demselben verneigte. Ich wollte so eben die Thür hinter mir zuschließen als zwei Juden zu mir hereintraten und die Frage an mich richteten, ob sie nicht in meinem Zimmer zu Gott ein wenig beten dürften, welches ich ihnen gern gestattete, weil ich wußte, daß man unter fremden Glaubensgenossen auf dem weiten Erdenrunde kaum ein Plätzchen findet, den Schöpfer des Erdenrundes ungestraft zu verehren. Sie wohnten in dem Gesellschaftszimmer des Karawanserai mit armenischen Christen zusammen, welche die Ausübung der jüdischen Religionsceremonien nicht dulden wollten. In diesem himmlischen Postgebäude, aus welchem die Berichte und Bitten nach verschiedenen Richtungen an die mannichfachen Götter und Heiligen entsendet wurden, weilte auch ein persischer Erzähler, ein Derwisch, welcher vor einiger Zeit hier angekommen war, und der mit seinen Vorträgen, die er Abends auf dem Markte hielt, einen kleinen Kunsthandel verband, indem er vor der Tribüne, von welcher herab er seine Weisheitslehren dem Volke verkünden wollte, verschiedene Bilderbogen und Koransprüche zum Verkauf auslegte. Ich folgte ihm öfters auf dem Markt und schloß mich seinem Auditorium an; denn es machte mir Vergnügen den Ausdruck zu studiren, welcher sich während der Erzählung in den verschiedenen alten und jungen Gesichtern meiner Umgebung darstellte; allein wie gern ich hier auch einige Skizzen entworfen hätte, so durfte ich dieß unter Mohammedanern doch nicht wagen, ohne dieselben auf irgend eine Art dazu vorbereitet zu haben. Ich hielt den Erzähler selbst für den besten Anknüpfungspunkt des Fadens meiner künstlerischen Unternehmung auf dem Basar in Baku, stattete eines Tages einen nachbarlichen Besuch bei ihm ab und erbat mich, ihm einige sei-

Digitized by Google

den lebensgroßen Bildniſſen, welche ſich in meiner Gemäldeſammlung vorfanden, zu leihen, damit er dieſelben vor ſeiner Tribüne befeſtigte, und als die Helden ſeiner Erzählung ausgeben könne, um dadurch die Phantaſie ſeiner Zuhörer zu beleben. Ich behielt es mir vor neben ſeinem Tiſche zu ſtehen und zu zeichnen, nachdem er ſein Publicum in einer Anſprache benachrichtigt habe, daß ich ſein Gehülfe ſey, und meine Kunſtarbeiten zu ſeinem und zu dem Nutzen und Frommen ſeiner Zuhörer anfertige. Er ging auf meinen Vorſchlag ein und wählte zunächſt aus meiner Sammlung das Porträt eines ſchönen jungen Fürſten und das einer Armenierin, welche in ſeiner Erzählung die Liebhaberrollen übernehmen ſollten, denn ohne Liebe ging es ſelten ab. Zwei Kalmüken und ein ernſter kaukaſiſcher Krieger waren ihre Verfolger und Feinde, welche das nöthige Blutvergießen übernahmen.

Die Unternehmung gelang zu unſerer beiderſeitigen Zufriedenheit; denn meinem Meiſter verſchafften ſie, als eine durchaus neue Erfindung, ein zahlreiches und dankbares Auditorium, und ich wurde als Heldenmaler in allen Verzweigungen des Baſars bekannt. Auch nachdem der Erzähler ſeine Wanderung von Baku fortgeſetzt hatte, durfte ich in allen Theilen der Stadt unangetaſtet die Entwürfe zu meinen Gemälden machen.

Auszüge aus einem Tagebuch vom Rio Bravo del Norte von Arthur Schott.

(Schluß.)

Donnerſtag den 30 Sept 1852.

Wir hatten nun einen Rückzug zu machen. Dieſes ſo ſicher als möglich zu bewerkſtelligen, hatten wir aus unſerem Lagermarſche zwei Wege. Der eine führte am unteren Ende über die Mündung eines halbtrockenen Wildbaches, auf neueren Kartenplänen als Howardsſprings bekannt. Dieſer hätte unſern Marſch bedeutend verkürzt, allein, ihn zu gehen, hätte dem Rückzug zu ſehr das Anſehen von Flucht gegeben, was unſere verdächtigen Freunde mehr als eingeladen hätte uns irgend wie feindlich in den Weg zu treten, wobei der Vortheil des Terrains immerhin ihrer geweſen wäre. Sie zu foppen und irre zu machen, nahmen wir daher unſern Weg am oberen Ende hinaus am Fuß jener Hügel hin, hinter welchen ſie ihr Lager hatten. In dieſer Richtung marſchirten wir möglichſt geſchloſſen etwa 1½ Meilen, ihre Wachen und Spione ſtets in der Frage laſſend, ob wir, wie ich ihnen geſtern geſagt hatte, wirklich das Flußthal aufwärts nehmen würden oder nicht. Endlich hatten wir rechts abzuwenden, um die einzige Furt zu gewinnen, welche durch die über 100 Fuß tiefe Felſenſchlucht obbezeichneten Wildbachs führt. Kaum waren wir in deren Nähe angelangt, ſo ſahen wir zu unſerer Linken 17 gewaffnete Reiter in ſchräger unſere Marſchlinie ſchneidender Richtung auf uns zureiten. Sie hielten die bekannte Art (indian file) einer hinter dem andern. Was konnte ihre Abſicht ſeyn? Wir beeilten uns darum ſchnellmöglichſt die Schlucht zu paſſiren, die uns jeden Nachtheil, ihnen aber allen Vortheil geboten hätte. Ich ſelbſt hielt mich mit zwei Männern zurück, während die Maulthiere und ihre Führer langſam die felſigen Pfade auf- und abkletterten. Die andere Seite ward gewonnen und alles ſammelte ſich nun, gemeſſen und geſchloſſen vorwärts zu marſchiren, da wir alle der feſten Ueberzeugung waren, daß die Präriefähne nichts Gutes im Sinn hätten. Wir ſahen bald darauf wieder dieſelbe Reihe Reiter aus einer der unzähligen Schluchten auftauchen, ihre Linie ſtreng einhaltend aber ihre Eile beſchleunigend. Endlich rannten vier davon in vollem Laufe voraus unſere Linie kreuzend und an den rauhen Abhängen einer uns zur Rechten gelegenen Hügelreihe verſchwindend. Faſt im ſelben Augenblick erſchienen dieſelben 17, verſtärkt durch zwei mehr, ebenfalls dieſelbe Linie nehmend, indem ſie geſtreckt galopirend jenen vieren nachfolgten. Um dieſen Vorſprung zu gewinnen mußten ſie ihre Pferde nicht übel getummelt haben. Der Trainführer K., ein erfahrener Indianerſtreiter, Hinterwäldler aus Tenneſſee und ein ungemein kühler Geſelle, der ſich nicht leicht oder nie aus der Faſſung bringen ließ, meinte jetzt, lächelnd aber ruhig ſeinen Tabak fortkauend, daß dieß ein wenig verdächtig ausſehe, um ſo mehr als eben jetzt fünf andere wieder auf der linken Seite erſchienen, aber dort mit unſerer Linie parallel fortritten. Bald darauf ſahen wir auch drei in unſerem Rücken etwa eine halbe Meile entfernt, aber ſtets Schritt mit uns haltend. Daß jetzt noch vier weitere Reiter vor uns von der Linken zur Rechten herüberwechſelten, um ſich mit der Haupttruppe zu verbinden, brachte den kühlen Führer zu der Aeußerung: „That is suspicious, I think they'll fight“ (dieß ſcheint verdächtig, ich denke, ſie wollen fechten). Er ſagte es aber mit ſolcher Seelenruhe und Gleichgültigkeit, als ob er etwas übers Wetter ſagen wollte. Seine Faſſung machte indeſſen auf die meiſten unſerer Partie weniger Eindruck, als das was er ſagte. Einer der Arrieros, kein Mexikaner und ſonſt ziemlich unerſchrocken, ſchlug jetzt vor, Halt zu machen und die Maulthiere und Pferde in einer Vertiefung, darin wir uns eben befanden, feſtzumachen, um zum Kampf freie Hände zu haben, falls die Indianer ihn anbieten ſollten. In dieſem Vorſchlag war nicht Vernunft genug, um darauf einzugehen, er war vom Augenblick eingegeben. Noch waren die Rothhäute nicht in ſolcher Ueberzahl, um einen Kampf in offenem Felde zu wagen, denn ſie ſind äußerſt vorſichtig, wo ſie denken können, daß es ihrerſeits auch etwas koſten könnte. Hätten ſie auch jetzt Muth genug gehabt, ſo ſind ſie erfahren genug, um ſich für ſolchen Zweck ein paſſenderes Terrain auszuleſen. Für uns ſelbſt wäre dieſe Stelle überdem auch wenig geeignet geweſen, um in einer dürren waſſerloſen Wüſte auch nur ein paar Stunden mit Zuwarten zu verlieren, bis es den Indianern gefällig geweſen wäre anzugreifen oder davon zu gehen. Sie hätten uns in der That die Zeit hier lang und ſchwierig machen können. Der Trainführer und ich ſtimmten hierin vollkommen überein, und ſo mahnte ich zu ununterbrochenem Marſchiren, ſo daß den Rothhäuten kein Zeichen gegeben werden möchte, als ob wir uns irgend um ſie kümmerten. Zwei und drei Laſtthiere je an einer Leine zuſammengekoppelt, und je von einem Mann geführt, ging unſer geſchloſſener Zug vorwärts. Joſe Morales, einer der ſeltenen unerſchrockenen Mexikaner, und ich ſelbſt machten zu Fuß die Avantgarde, rechts und links vor dem Zuge her marſchirend, während der Trainführer K. ſeine Büchſe vor ſich quer über den Sattelknopf haltend den Zug anführte und Geſtrüpp und Klüfte überſchauend die geeignetſte Richtung angab, um jedem vermutheten Hinterhalte ſo viel möglich auszuweichen. Die Indianer waren kurz darauf alle verſchwunden, und es zeigten ſich nur hin und wieder kleine vereinzelte Poſten derſelben, welche übrigens ſtets Curs und Schritt mit einander und mit uns hielten. Wir dachten

nicht anders, als daß ſie uns einen Streich zu ſpielen vorhatten, und ſo war jeder gefaßt und gerüſtet, in ſolchem Falle ſein Beſtes zu thun. Wir marſchirten auf dieſe Weiſe und, ſo zu ſagen, die Hand am Drücker, Meile um Meile, vorſichtig jeden hohlen Paß u. dgl. vermeidend. Die Aufregung meiner Leute während dieſes Marſches machte ſich auf die verſchiedenſte Weiſe ſichtbar, theils in lauter oder ſchweigſamer werden, theils in übertriebener Beſorgniß, worin ſich beſonders mein Feldkoch lächerlich machte. Dieſer, ein Halbblutmann (Franzoſe und Indianer) befand ſich während der ganzen Zeit in einer heuleriſchen, weinerlichen Stimmung, und fand jeden Buſch oder jeden Felsſchlupf den gefährlichſten im ganzen Territorium. So oft er mir nahe kam hatte er einige Nachteulenphraſen für mich, wie z. B.: „Oh! Mr. Schott: „Over there are five Indians more, sure they will give us a fight;“ oder Oh! Mr. Schott — I told you before, it had been better to march in the night; oder I do'nt know how to fight so many of these Indians, or even to keep our mules together.“ Meine Antworten waren immer ſo lakoniſch als möglich, indem ich auf ſeine Büchſe zeigte, wobei ich ihn daran erinnerte, daß er ja 6 Jahre lang Vereinigter Staaten Soldat geweſen ſey und wiſſen müſſe, wie die Büchſe zu halten ſey. Der Mann war mir ſeiner Kleinmüthigkeit merkenswerth, nicht als ob es deren nicht mehr in der Welt gäbe, aber abſtammend von zwei ſonſt im Kampfe braven Volksſtämmen, Franzoſen und Indianern, hatte der arme Teufel nicht ſo viel Gewalt über ſich, um ein wenig zurückzuhalten, was ihn vor den andern ſo lächerlich machte. Sollte in dieſem Individuum durch Racenkreuzung aller Charakter nothgelitten haben? Oder was war die Urſache? Ich machte ähnliche Erfahrungen an der gemiſchten Race des heutigen Mexikaners, in welchem das einſtige ſpaniſche Heldenblut der Nachfolger Cortez und die zähe Tapferkeit ſeiner Gegner förmlich zu Waſſer geworden zu ſeyn ſcheint.

Unter ſolchen Umſtänden, wie unter fortwährender Wachſamkeit und Vorſicht ging der Marſch nahezu den ganzen Tag über rauhes, mit vielen Felsſchluchten durchſchnittenes, ödes, nur mit Dornen- und Stachelgewächſen bedecktes hochgelegenes Flachland hin.

Bei alldem blieb indeſſen der Tag für meine Naturbeſchauungen und Sammlungen kein ungünſtiger. So fand ich z. B. in einem jener unzähligen Mesquitehols-Striche ein ſehr niedliches Pflänzchen in Blüthe, wenn ich nicht irre aus der Ordnung „Polemoniaceä“ mit verhältnißmäßig großer lackrother Blumenkrone, ſonſt aber dem Habitus nach einer Polygala ähnlich. Ich hatte dieſes Gewächs bis jetzt noch nicht geſehen. Für meine entomologiſchen Studien gewann ich überdieß mehrere Exemplare eines ſehr niedlichen Käfers der Ordnung Capricornia. Es ſchien für dieſelben ein ganz beſonders günſtiger Tag. Der Himmel mit dichtem Wolkenflor verſchloſſen, aber die Temperatur hoch — ſo war das offene Land gleich einem künſtlich gewärmten Glashaus. Tage von ſolchem Charakter fand ich ſtets in dieſem Lande ergiebig, um meine Sammlungen mit Reptilien aller Art, Käfern, Larven und dgl. Geziefer zu bereichern. Heute fand ich die bezeichneten Käfer alle in dichten Gruppen auf einem außerordentlich niedlichen Strauche aus dem Geſchlechte Dalea, den Hülſenträgern angehörig. An ſolchen Tagen pflegte ich meine Leute ſtets beſonders vorſichtig auf Schlangen und Taranteln aufmerkſam zu machen. Wer ſich nie in ſolcher Natur bewegt und gelernt hat, jeden Schritt zu bewachen, um nicht dafür in Gefahr zu kommen, einen Angehörigen ſolcher Landſchaft wiſſentlich oder unwiſſentlich beleidigt zu haben, kann ſich keinen Begriff machen, was ein Marſch in ſolchem Lande und unter ſolchen Verhältniſſen heißen will. Es läßt ſich da füglich eine engl. Meile zu gehen als ſo ermüdend anſehen, wie unter gewöhnlichen Verhältniſſen eine geographiſche Meile ſeyn dürfte.

Seit ungefähr einer Stunde hatten wir nun keine Indianer mehr geſehen. Dieß brachte die mehr oder weniger allgemeine Aufregung in etwas herunter, doch minderte es unſere Wachſamkeit um nichts; im Gegentheil wie gewöhnlich ein verborgener Feind viel gefährlicher iſt als ein ſichtbarer, ſo hatten wir jetzt doppelt auszulugen, und ich glaube daß uns auf unſerer ganzen Linie nicht eine einzige Spur oder Fährte entging. Man beobachtet hiebei auch ſeine Vortheile, und ein paar flüchtige Rehe, ein Wolf oder aufgeſcheuchte Vögel auf irgend einem Punkte dürfen nie unbeachtet bleiben.

Ueberraſchen und Erſchrecken, Wachſamkeit und Vorſicht. Ermüden iſt wie bei allen wilden Völkern auch die Haupttaktik der Indianer. Wie immer die verſchiedenen Stämme in gewiſſen Sitten und Gebräuchen von einander abweichen mögen, in Treuloſigkeit und gänzlichem Mangel an Ritterlichkeit ſind ſich, wie es ſcheint, die Indianer am Rio Bravo alle gleich. Alle Erzählungen und Berichte ſtimmen darin überein, daß Indianertreue nichts anderes als eine barbariſche Schweſter der graeca fides iſt. Will man mit dieſen Wüſtenſöhnen auf gutem Fuß ſtehen, ſo muß man ſtark und ſtets bereit ſeyn ſie zu empfangen.

Gegen 3 Uhr Nachmittags zogen wir endlich durch mehr offene Prärie an jenem einzeln ſtehenden Hügel vorüber, deſſen ich ſchon an einem andern Orte erwähnte und der in der Nachbarſchaft eines Nachtlagers ſteht, welches wir ſchon früher einmal am Arroyo „las cuevas pintas“ (painted caves) bezogen hatten. Wir hatten dieſen nackten Kegel, an deſſen Fuß ſich ein Schatz von verſteinerten oder beſſer vererzten Schnecken (aus der unteren Kreide) befindet, eben hinter uns, als wir auf ganz friſche Spuren berittener Indianer ſtießen, die hier wieder unſere Marſchlinie gekreuzt hatten. Die Fährten zeigten auf 10 — 11 Mann und hatten die Richtung nach der El Paſoſtraße zu, mit welcher ſich unſer Pfad nahe bei den Cuevas Pintas vereinigt. Dieſe Fährten lehrten uns deutlich genug, daß der Tag noch nicht zu Ende war. Las Cuevas Pintas war kein Platz, dem wir uns unter den gegebenen Umſtänden für eine Nacht anvertrauen durften. Nicht allein machte ihn Holzmangel unpaſſend, ſondern die engen grasloſen Flächen ſind rings von ſteilen Abhängen und theilweiſe auch von ſenkrechten Felſen umgeben. In ſolche Stellung konnten wir uns nicht gefangen geben. Wie müde und erſchöpft denn auch der ganze Haufen war, ſo ſetzten wir doch unſern Marſch fort, um noch vor Nacht den St. Peteresfluß und deſſen anderes Ufer zu gewinnen. Der Rio San Pedro iſt ein wilder Bergſtrom mit ungewöhnlich wildem und zerriſſenem Felsbette. Er fließt oft auf Meilen weit unterirriſch, gänzlich unſichtbar, und ſelbſt da wo er ſein wunderbar ſchönes kryſtallklares Waſſer über unermeßliche flache Kalkſteinbänke treibt, ſcheint ein Theil ſeiner Fluth unterirdiſch fortzutreiben. Seine beiden Ufer ſind meiſt ſenkrechte Felswände, welche nur auf ſehr wenigen Punkten Durchgang geſtatten. Ein ſolcher befindet ſich dann da, wo ihn die San Antonio-El Paſoſtraße überſetzt. Der Wildheit ſeiner Natur wegen und eben ſo um der vielen Indianergefährlichkeiten willen, die hier ihren Schauplatz haben, erhielt er, wie es ſcheint, von einem amerikaniſchen Officier, der ihn früher recognoscirte, den Namen „Devilsriver,“ welcher Namen jetzt bei weitem der gewöhnlichſte iſt. Die Spanier nannten ihn Rio San Pedro, und als zur Priorität und Autorſchaft haltend, bleibe ich dabei. Der Fluß, deſſen Bett nur hin und wieder über 4 — 5 Fuß tiefe Löcher und Klüfte hat, iſt gewöhnlich und durchſchnittlich kaum über 1½ Fuß tief. Der Grund iſt entweder ſolider flacher Kalkfels,

deſſen Kanten und Unebenheiten mit Kalkſinter verkruſtet ſind, oder er iſt wild mit rauhem Kies überworfen, welch letzterer zuweilen durch dasſelbe kalkige Cement zu einem Conglomerat zuſammengebacken iſt.

Wir hatten Abends kaum vor Dunkelwerden dieſen Fluß durchwatet und unſer Lager auf dem linken Ufer dicht an Waſſers Rand aufgeſchlagen. Obwohl in einem engen Hohlweg befindlich, ſo waren wir doch durch ein undurchdringliches Marſchgehölz geſchützt. Dieſes verhüllte uns jedem Späherauge, welches uns etwa von den Spitzen der ſenkrechten Felswände herab ausmerken ſollte. Gras war zwar nicht genügend, allein für eine Nacht mußten ſich die Laſtthiere beſcheiden, die ſonſt in guter Haltung waren. Als die gewöhnlichen Lager- und Kochfeuer rauchten, ſuchte ſich jeder ſein Plätzlein, wo er ſich für die Nacht betten wollte, die Hüter führten die Thiere in der Nachbarſchaft aufs Gras, und die gewöhnlichen Lagerverrichtungen, wie Schuh- und Kleiderflicken, Waſchen, Baden, Dornen- und Cactusſtachelnausziehen, Eſſen und Waſſertrinken gingen in gemächlicher Ungebundenheit vor ſich. Jeder war froh wie es war, und ſtreckte ſich oder ſetzte ſich auf ſein auserleſenes Fleckchen in der großen gemeinſamen prachtvollen Laube. Ehe es vollſtändig dunkel war, wurden die Pferde und Maulthiere hereingetrieben und in der Straße zu beiden Seiten, an ſtärkeren Geſträuchen oder Bäumen angehängt. Mit einbrechender Nacht bezog die erſte Wache ihren Poſten, und alles war ſo in Ordnung, daß ſich keiner viel daraus machte, als es leicht zu regnen anfing.

Ich hatte ein allerliebſtes Plätzchen zur Lagerſtatt genommen, der Raum war ſchmal aber geſchloſſen. Sykomoren und Beinholz (Celtis) hielten einen förmlichen natürlichen Baldachin darüber, an dem die maleriſchen Ranken eines giftigen Sumachs (Poiſon-ivy) die Stelle von Schnür- und Quaſtenwerk verſah. Eine Titania könnte ein Stelldichein hier feiern. Mir das Gefühl von Ermüdung nach den heutigen Strapazen zu erleichtern, zog ich meine Kleider herunter, um mich eines Bades im San Pedro zu erfreuen, worauf ich mir ſogleich ſelbſt einen türkiſchen Kaffee zurecht machte. Mit dieſem ließ ich mirs unter meinem Laubdach wohl ſeyn, doch nicht eher bis ich alle Anſtalten ſelbſt beſichtigt hatte, die zu möglichſter Sicherheit des Lagers nöthig waren. Mit einfallender Dämmerung wurden Maulthiere und Pferde eingebracht und in dem dichten Laub und Gebüſch-Paß, welchen die Landſtraße hier bildet, in einer Reihe feſtgebunden. Da dieſer Paß einen Ellenbogen bildete, ſo wurde der Wachtpoſten ans äußerſte Ende desſelben geſtellt. Wie es dunkler wurde, nahm auch ein leichter Regen zu, den wir Anfangs nicht viel beachtet hatten, da wir uns unter ſo gutem Laubdach befanden. Bald wurden wir aber eines beſſeren oder richtiger geſagt eines ſchlimmeren belehrt, indem es mit einfallender Nacht ſo nachhaltig herabgoß, daß keiner von uns mehr ſich mit etwas anderem ſchützen konnte, als mit ſtummer Ergebenheit in das Unvermeidliche. Ich hatte Anfangs eine Cautſchuckdecke über mich gezogen, welche ihre Schuldigkeit wohl that, ſie konnte aber nicht hindern, daß das Regenwaſſer nicht in Strömen unter mir hinlief. So ließ ſichs denn wirklich nicht verhehlen, in welch ſauberer Patſche wir uns befanden; hielt dieſer furchtbare Gewitterregen an oder hatte er aufwärts im Flußthal auch nur einige Ausdehnung, ſo konnten wir gefaßt ſeyn, mitten in ſtockfinſterer Nacht das Lager abbrechen zu müſſen, um uns in ſchnellſter Eile aus der Schwemme zu machen, wenn wir uns und unſere vierfüßigen Reiſegenoſſen nicht dem Erſaufen ausſetzen wollten. Ich lag der nächſte am Waſſer und hatte ein ſtätes Auge auf den Stromſpiegel, deſſen Steigen mir nicht entgehen konnte. So lag und wachte und duldete ich, nichts denkend und wünſchend, als daß der Regen bald nachlaſſen möchte. Da fällt ein Schuß. — Hollah! Was iſt das? und ich hörte im Lager ein leiſes Hin- und Hergehen und Wiſpern. Die Piſtole hatte ich ſo zwiſchen den Armen gehalten, daß ſie nicht naß werden konnte. Als ich auf die Stelle zuging, wo der Schuß gefallen, erhielt ich die Meldung, daß zwei Thiere, ein Pferd und ein Maulthier von den Halftern geſchnitten waren und daß die Wache, nachdem ſie wieder ein Geräuſch im Gebüſch gehört, auf den Punkt hingefeuert habe, daß aber jetzt alles ſtill ſeye. Mehrere Leute gingen nun hin und her nach den andern Thieren zu ſehen und fanden, daß noch ein drittes, auch ein Maulthier, fehlte. Die Indianer, den Sturm und Lärm des Gewitters benützend, hatten ſich beigeſchlichen und drei unſerer Feldlebensgenoſſen mitgenommen. Sowie die Wache behauptete, geſchah dieß gerade während der erſten und zweiten Ablöſung, doch glaube ich, eher war die Ermattung unſererſeits dießmal die Gehülfin der Diebe. Nach den Anſtrengungen und Aufregungen der letzten Tage und beſonders nach der abſpannenden Strapaze von heute war dieß kein Wunder, und bei einer ſolchen Nacht keinem zu verargen wenn ſeine geſchwächte Wachſamkeit getäuſcht wurde; drei der Leute benützten nun das einzige Licht, welches wir hatten, das Leuchten des Blitzes und ſchlichen ſich weiter in der hohlen Gebüſchgaſſe hinaus, wo ſie an einen einzelnen Buſch gebunden das dritte geſtohlene Thier wieder fanden. Der Dieb hatte es hier feſtgemacht, um noch ein viertes zu holen, davon ſchien er aber durch das Feuern abgeſchreckt worden zu ſeyn. Selbige Nacht wurde wohl nicht mehr viel geſchlafen, da jetzt jeder wußte daß die Rothhäute nahe waren.

Mit anbrechendem Tage ging der Vormann der Arbeiter, ein erfahrener Hinterwäldler aus Teneſſee, hinaus, um die Diebe und die geſtohlenen Thiere abzuſpüren; dieß war leicht gethan, führte aber zu weiter nichts als daß wir erfuhren, daß die Thiere ungefähr 200 Schritte oberhalb des Lagers über den ſeichten Fluß gefurtet worden waren. Dieß geſchah unter einem hohen Felſen, der den Hohlweg auf dem linken Ufer des Fluſſes hier ſchließt. Auf dem Rücken dieſes Kalkſteinblocks wurden die Fußtritte von etwa 11—12 Indianern entdeckt, die ungefähre Zahl jener Reiter, deren Fährten unſere Marſchthiere gekreuzt hatten, kurz ehe wir geſtern Abend den San Pedro erreicht hatten. Dieſe Diebspalikaren hatten hier noch bei Tageslicht unſere Ankunft erſpäht, und ruhig zugeſehen wie unſer Lager beſtellt war, da ſie eben von jenem Felsrücken in die enge Baumgaſſe ſehen konnten, worin wir unſere Thiere angebunden hatten. In dem weichen Boden der Straße ſahen wir die Spuren eines außerordentlich kleinen und zierlichen nackten Fußes, deſſen ſich die eleganteſte Creolin nicht zu ſchämen gebraucht hätte.

Die Indianer benützen bei ſolchen Abenteuern gewöhnlich junge Leute, Knaben oder Sklaven, die ſich mit nichts als einem Meſſer und faſt ganz nackt beiſchleichen. Wird ein ſolcher ertappt, ſo wirft er das Meſſer weg und lügt irgend eine Geſchichte her, daß er, den erfahrenen Mißhandlungen entlaufend, hergekommen ſey, um hier Aufnahme und Futter zu finden. Findet er dieſe, ſo läßt er ſichs ein paar Tage wohl ſeyn, ſpürt dann noch bequemer eine Diebsgelegenheit aus und er hat dann bald genug auf das Mitleid geſündigt. Viel häufiger geſchieht übrigens, daß er nicht ertappt wird und dann macht er es ſo, wie er uns heute gezeigt.

Während ich nun in der Frühe das Lager abbrechen und den Abmarſch vorbereiten ließ, ſchickte ich einige Bewaffnete durch Klüfte ſeitwärts der Straße auf das Bergplateau, um nöthigenfalls unſern Marſch durch den Hohlweg zu decken. Dieſe Vorſicht war kaum mehr nothwendig, da die Rothhäute ihr kriegeriſches Heldenwerk

von geſtern bereits gekrönt hatten und ſpurlos verſchwunden waren. Unſer Zug wand ſich langſam den Felſenſteig hinauf und befand ſich bald in der Richtung von Arroyo San Felipe, an dem ich mein Lager aufzuſchlagen gedachte, und von wo aus ich die längſt erwartete Verſtärkung erwarten und einen Expreſſen abſenden wollte, um ein paar Maulthiere mehr zu bekommen. Auf halbem Wege, ehe wir den San Felipe erreichten, begegneten wir der Verſtärkung, beſtehend aus einem bewaffneten Reiter, der zur Gränzcommiſſion gehörte, und dann drei Mann des erſten Infanterie-Regiments unter einem Corporal, die alle zuſammen unter meine Ordre geſtellt waren. Gleichwohl konnte ich meinen Marſch nach dem Puercos nicht wieder aufnehmen, da wir nicht genug Packthiere hatten, um unſre nöthigſte Bagage, Proviant und Feldeinrichtung mitzunehmen.

Nachdem ich alſo mein Lager am San Felipe aufgeſchlagen, ſchrieb ich über das Geſchehene an den Chef der Vermeſſung, welcher ſich damals im Engle Paß befand. Mit einbrechender Nacht ſaßen die beiden Expreſſen auf, um ungeſehen durch die Prärien zu kommen. Der Weg, den ſie zu reiten hatten, war ungefähr 80 Meilen lang.

Die Leute welche eben zu uns geſtoßen waren, brachten mir unter anderem auch die ſehr angenehme Nachricht, daß der verlorene alte Francisco glücklich im Eagle Paß angelangt ſeye, was mir wie einen Stein vom Herzen nahm. Der Alte hatte ſich klüger benommen als ich ihm zugetraut. Nachdem er uns nämlich in den Prairien verloren hatte und zufällig der erſte war, der wider ſeinen Willen dem Indianerlager nahe kam und wirklich einen derſelben geſehen hatte, hockte er ſich bis zum Abenddunkel in ein Gebüſch nieder. Nachts nahm er den Weg unter die Füße und lief um die Landſtraße zu finden. Nachdem ihm ſolches geglückt, that er Gewaltsmärſche, ſich bei Tag ſeitwärts der Straße hinſchleichend, um aller Begegnungen ſicher zu ſeyn. Als ächter Mexikaner wußte er ſich auch etwas Lebensmittel zu verſchaffen, die er in den Früchten von Opuntien und in Portulack fand. So gelangte er am Abend des andern Tags in die Nähe eines damals neuerrichteten Militärforts am Las Moras. Die Wache rief ihn an und arretirte ihn. An dem Doppelgewehr, welches er trug, ward er von einem der Officiere als zu meiner Partie gehörig erkannt und mit einem nächſten Train nach Eagle Paß geſchickt.

Mit den mir an den San Felipe nachgehenden Leuten kam der gute Alte wieder mit und ließ ſichs dießmal angelegen ſeyn, ſich nicht wieder vom Zug zu entfernen. Zwei Wochen darauf ward die Vermeſſung bis zur Mündung des Puercos, dem Zielpunkte meiner dießmaligen Beſtimmung, zu Ende geführt. Alles lief ſomit glücklich ab, und bereits werden in Waſhington die auf dieſe Gränzlinie bezüglichen Karten gezeichnet.

Schreiben Hrn. Opperts an A. de Longpérier.

Moſſul, 12 März 1854.

(Athen. Franç. 22 April.)

Ich ſchreibe Ihnen einige Zeilen aus Moſſul, wohin ich gekommen bin, ehe ich nach Europa zurückkehre. Ich nahm einige babyloniſche Alterthümer mit, einige Münzen, die ich um mein eigenes Geld gekauft habe. Uebrigens habe ich meine Karten von Babylon. Ich habe faſt 100 Quadratlieues gemeſſen, berechnet und gezeichnet; ich habe den Plan der Ruinen nach einem großen Maaßſtab entworfen, und glaube die Beſtimmung und den urſprünglichen Plan vieler Bauten wieder gefunden zu haben, namentlich aber die genaue Lage der chaldäiſchen Stadt. Erſt nachdem ich das Terrain ſehr ſorgfältig ſtudirt hatte, habe ich mir eine Anſicht in dieſer Beziehung gebildet. Ich nahm nicht nur meine zehn Karten, ſondern auch meine Noten, meine Berechnungen, meine Hülfsconſtructionen mit, ſo daß man meine Tauſende von trigonometriſchen Berechnungen, die Conſtruction der Winkel und ihre Uebertragung auf die Karte verificiren kann. Hr. Layard hätte ſich mit dem Plan Ker Porters begnügen ſollen, der in Anbetracht der Zeit, die er darauf wandte, gut entworfen, doch aber in vielen Punkten mangelhaft und falſch iſt. Ich habe das Syſtem der chaldäiſchen Maaße wieder aufgefunden. Eine gewiſſenhafte Arbeit, die Meſſung von 550 Backſteinen, hat mir für den Fuß 0,315 Metres gegeben, und die Steinplatten 0,525 für die Elle (coudée); ſie kam der königlichen ägyptiſchen Elle in der Länge gleich, wurde aber in fünf Hände zu fünf Fingern von 0,02 M. getheilt; der Fuß beſtand aus drei Händen; die Palme iſt nicht orientaliſch. Mit Hülfe dieſer Angabe habe ich die babyloniſche Stadie auf 189 Metres (360 babyloniſche Ellen oder 600 babyloniſche Fuß) feſtgeſtellt, und die Länge einer Seite Babylons auf 22,680 Metres. In meinem Werke behalte ich mir vor, die Länge und Richtung dieſer Linie zu beſtimmen. Ich habe dieſe Anſätze an den Ruinen erprobt, und dieſe haben die Genauigkeit beſtätigt. Endlich habe ich die genaue Lage der königlichen Stadt, der beiden Citadellen (Babel und Kaſr) ermittelt, und durch die Anwendung dieſer Werthe entdeckt, daß der Amran ibn Ali nichts anderes iſt als die hängenden Gärten, die nicht, wozu auch keine Stelle der Alten berechtigte, in der königlichen Wohnung, ſondern daneben waren. Ich habe die Grundmauern davon entdeckt. Ich glaubte auch die Länge des Kais des Nabonidus beſtimmen zu können an einer Stelle, wo ſechs Monate ſpäter der Fall des Waſſers im Euphrat uns ein rieſenhaftes Bauwerk aus Backſteinen enthüllte, welche die Inſchriften von Nerigliſſor und Nabonidus zeigten.

Seit ich zu Moſſul bin, habe ich mit Herrn Place meine Maaße auf die Meſſungen angewandt, welche ſowohl er als Botta gemacht hatten, und auch dießmal ſind ſie in auffallendem Grade beſtätigt worden. Wir haben gefunden, daß 26,50 Metres = 50 chaldäiſchen Ellen ſind; die Länge der großen geflügelten Stiere iſt 6,20 M. = 20 chald. Fuß = 12 Ellen. Die Maaße des Hrn. Place geben 100 Fuß = 60 Ellen.

Ich beſchäftige mich hier mit verſchiedenen Arbeiten. Hr. Place glaubte in dem von ihm aufgeräumten Theile von Khorſabad das Harem zu erkennen, und eine von mir vor etlichen Tagen entzifferte Inſchrift hat dieſe Idee beſtätigt.

Die Engländer haben in dem franzöſiſchen Theile von Kojundſchik die prächtigſten Sculpturen aufgefunden, die man bis jetzt entdeckt hat. Ich ſah unter anderem an der Stelle der Inſchrift, welche gewöhnlich den Boden zwiſchen den beiden Stieren einnimmt, prächtige ſculpirte Steinplatten; ſie ſtellen Jagden dar, wo die Thiere vollkommen naturgetreu abgebildet ſind, nicht mehr in den unbeſtimmten conventionellen Formen, woran uns die aſſyriſchen Kunſtwerke bisher gewöhnt hatten. Dieſer prächtige Palaſt, deſſen Basreliefs im Louvre ſeyn ſollten, gehörte dem Sohn Eſſarhaddons Aſſar-dana-palla, dem ächten Sardanapal, und

war für ſeine Frauen gebaut. Man findet auch den Namen dieſes Königs Aſſar-dan-na-pal-la geſchrieben, nicht Aſſarpinapal, wie Rawlinſon lieſt.

Vorgeſtern entdeckte man zu Nimrud einen Obelisk von 6′ Höhe und 2′ an der Grundfläche. Drei ſeiner Seiten trugen Inſchriften von 60, 45 und 53 Linien; auf der vierten iſt ein Basrelief, das einen König darſtellt, deſſen Namen ich noch nicht kenne.

Hr. de Saulcy hat, ſo viel ich höre, behauptet, es gebe am Nahr el Kelb (in der Nähe von Beirut) keine ägyptiſchen Sculpturen. Er hat Recht. Es ſind vielleicht welche da geweſen, aber man ſieht keine Spur mehr, wenigſtens in den ſieben Niſchen, die ſich an den Felſen finden. Weder ich, noch Hr. Fresnel, noch Hr. Thomas, noch Hr. Smith, den ich fragte wo ſie ſeyen, noch Hr. Weber, der preußiſche Conſul, mit dem ich eine Unterredung darüber hatte, haben ſie geſehen. Wenn wir uns getäuſcht hätten, ſo müßten wir alle geradezu blind ſeyn. Und doch haben wir alle ſehr gut die Inſchriften Sennacheribs, die doch auch nicht im allerbeſten Zuſtande ſind, an derſelben Stelle geſehen. [1]

Ich habe an das Miniſterium verſchiedene Denkſchriften geſchickt: erſtens über die Backſteine Babyloniens, zweitens über die Vaſe von Narambel, begleitet von einer Notiz über die aſſyriſche Chronologie und über die kosmiſchen Jahre, Monate, Tage und Stunden; drittens ein Inventarium der Ausgrabungen, gefolgt von einer Notiz über die babyloniſchen Maaße und die Topographie Babylons. Ich hoffe, daß dieſe Sendungen angelangt ſind und wünſche ſehr, daß ſie das Tageslicht erblicken, denn es würde mir ſehr leid thun, dem was in Frankreich geſchieht, wo, wie ich bei meiner Ankunft zu Moſſul hörte, ſich eine große wiſſenſchaftliche und literariſche Bewegung kund gibt, ganz fremd zu bleiben.

Ihr J. Oppert.

Miscellen.

Etwas über die Tibbus. Im Athen. vom 22 April finden wir ein Schreiben Dr. Vogels aus Aſchnemuna vom 26 Nov., (alſo 13 Tage ſpäter als die letzte aus Schimotetſen), das manche intereſſante Einzelnheiten enthält, namentlich über die Tibbus: denn, wie wir im Eingangsartikel dieſes Hefts erwähnten, nahm Dr. Vogel einen ganz andern Weg, als die HH. Richardſon, Barth und Overweg, einen Weg, der ihn gerade durch das Land der Tibbus öſtlich von den Tuariks führte. Aſchnemuna liegt 25 (engl.) Meilen nördlich von Bilma. „Ich habe ſo eben einen Mann gefunden, der Briefe für mich nach Murzuk bringen will, und ich ergreife mit Begierde die Gelegenheit, Ihnen (Hrn. Petermann) dieſe Zeilen aus Aſchnemuna zu ſchreiben, einer Oaſe in der Mitte der großen Wüſte. Ich habe eine ſehr langweilige Reiſe von Murzuk her gehabt, 15 Tage lang ſah man nichts als Sand und Himmel, nicht ein Blättchen Gras. Jetzt bin ich Gott ſey Dank nur noch etwa 20 Tagreiſen vom Tſadſee und von dem grünen, prächtigen Bornu, ſo daß ich, alle Zögerungen mit eingerechnet, den Neujahrstag in Kuka zu feiern mit Sicherheit hoffen kann. Ich befinde mich ſo wohl, als es die Umſtände erlauben, nur etwas erſchöpft, was nicht zu verwundern iſt, da ich 20 Tage nach einander dreizehn Stunden täglich zu Pferde zubrachte und dann noch jede Nacht zwei Stunden lang Wache halten mußte, ohne andere Nahrung als Reis und grob geſtoßenes Weizenmehl in Waſſer gekocht, und hie und da eine Handvoll Datteln. Hier habe ich Fleiſch in Fülle, genieße aber nur die Brühe davon, da ich etwas an Verſtopfung leide, und man hier ſich mehr als irgendwo in Acht nehmen und alles Schwerverdauliche meiden muß. Ich wünſchte, ich könnte Sie einen Blick werfen laſſen auf dieß Meer von Sand mit ſeinen Palmeninſeln und ſeinen ſchwarzen Felſen, die ſich nackt und kahl auf allen Seiten erheben, ſo wie auf mich ſelbſt, wie ich von der Sonne faſt ſchwarz gebrannt, halb arabiſch, halb europäiſch gekleidet, während ich dieſe Zeilen ſchreibe, flach auf dem Boden in meinem Zelt liege, denn mein ganzes Ameublement beſteht in einem Zeltſtuhl, einer Matratze und zwei Strohmatten; mein Tiſch iſt ſeit lange in Zeltpflöcke und Brennmaterial umgewandelt. Ueber meine beiden Pferde, ein graues und ein braunes, würden Sie ganz erfreut ſeyn, ſie ſind ſo zahm, daß ſie mir überall hin wie Hunde folgen, und wenn ich beim Eſſen ſitze, kommen ſie gewiß um einige Datteln von mir zu holen. Das graue Pferd iſt ein ſehr ſchönes Thier, ein Geſchenk Haſſan Paſcha's, des Gouverneurs von Murzuk; das braune, auf dem ich zu Tripoli reiten lernte, iſt gleichfalls ein ſchönes Thier, aber ſo unlenkſam, daß keiner meiner Diener es beſteigen will; ich bin der einzige, den es nicht abwirft.

„Geſtern machte ich dem Sultan der Tibbus, in deſſen Gebiet ich mich gegenwärtig aufhalte, meinen officiellen Beſuch. Er wohnt in einer kleinen, aus Erde gebauten und mit Palmzweigen gedeckten Hütte, und empfing mich in einem Zimmer, das ihm und ſeinen vornehmſten Leuten nebſt zwei Ziegen und einem Pferd zum Aufenthalt diente. Se. Majeſtät ſaß auf einer niedrigen Rohrbank; er trug eine blaue Blouſe mit einem ungeheuern, entſetzlich ſchmutzigen Turban auf dem Kopf. Ich ging auf ihn zu, reichte ihm zum Entſetzen der anweſenden Tibbus die Hand, zum Zeichen daß ich ihn nicht als einen Höhern anerkenne, und fragte nach ſeiner Geſundheit. Er fragte mich dagegen, wie ich die Königin von England verlaſſen, und verſicherte mich, daß ich ſein Gebiet in vollkommenſter Sicherheit durchziehen könne, da er alles, was in ſeiner Gewalt ſtehe, für mich thun werde. Ueber meinen Plan, einen Courier nach Murzuk zu ſchicken, den erſten Einzelboten, der je den Weg machte, war er ſehr erfreut, und er verſprach mir alle Briefe, die ich ihm von Kuka aus ſenden wolle, ſicher zu befördern. Ich beſchenkte ihn hierauf zu ſeinem großen Vergnügen mit einem rothen Burnus und Kaftan, einem Stück Mouſſelin, einer rothen Mütze, zwei Raſirmeſſern und einigen Stücken grauen Baumwollenzeugs. Sobald ich in mein Zelt zurückgekehrt war, ſchickte er mir ſeinerſeits zwölf große Schüſſeln mit Reis und ein fettes Schaf, welche Lebensmittel meine Leute in weniger als einer Stunde verzehrt hatten.

„Ich werde eben im Schreiben von einem Dutzend Frauen unterbrochen, welche die augenblickliche Abweſenheit meiner Diener benützt hatten, und in mein Zelt eingedrungen waren, wo ich große Mühe hatte ſie mir vom Leibe zu halten. Ich ſchenkte jeder vier Nadeln, worüber ſie höchſt erfreut waren. Die Damen hier tragen einen großen Knopf rother Korallen an dem linken Naſenflügel,

---

[1] Sonderbarer Weiſe findet ſich eben in der Revue Archéol. 15 April eine Mittheilung J. de Berton's, der in einem Schreiben die Exiſtenz der ägyptiſchen Sculpturen zuverläſſig behauptet. Anm. d. Red.

und ihre Kleidung besteht in einem Stück Calico, etwa 1 Yard breit und 3 lang, das sie um den Leib winden. Ihre übrige Bedeckung ist eine glänzende schwarze Haut, die sie durch reichliches Einölen zu verschönern bemüht sind. Ihr Haar ist in zahllose kleine Zöpfe geflochten und triefft gleichsam vom Fett. — Der gänzliche Mangel an Geld ist höchst widerwärtig und lästig: alles muß in Calicostücken bezahlt werden, was ein ewiges entsetzlich langweiliges Messen und Abschneiden erfordert. — Der Ort liegt am Fuße eines hohen, steilen Felsen, der fast wie der Königsstein aussieht, aber in allen Richtungen durchlöchert ist, denn dahin ziehen sich die Eingebornen zurück, wenn sie von den westwärts wohnenden Tuarifs angegriffen werden. Solche Einfälle kommen fast alle zwei Jahre vor, und dabei wird alles tragbare fortgenommen; die Männer werden ermordet, Weiber und Kinder zu Sklaven gemacht. Diese Herren haben eine starke Neigung meine Karawane zu besuchen, und drei Nächte schlief ich mit einem Revolver zu meiner Rechten und einem doppelläufigen Gewehr zur Linken, aber sie fanden uns stets zu sehr auf unserer Hut und zu zahlreich, so daß wir bisher unbelästigt geblieben sind. — Doch ich muß schließen, einige Magnaten des Orts sind mir angekündigt, welche Lust haben, meinen Kaffee zu kosten. Seyn Sie unbesorgt, wenn Sie einige Zeit nichts von mir hören.

Nachschrift. — Das Wetter ist hier unerträglich: unaufhörlicher Nordostwind mit Staub, der die Sonne verdunkelt; am Morgen 50° F. (8° R.) und Mittags 130° (44° R.). Apropos! was glauben Sie, daß ich dem Boten zahle, der diese Zeilen mehr als 500 (engl.) Meilen weit über eine Wüste ohne die mindeste Spur von Vegetation fortbringt, auf demselben Wege zurückkehrt, sich selbst und sein Kameel verhält, und nicht einen Augenblick seines Lebens sicher ist? Nicht mehr und nicht weniger als drei preußische Thaler!

•

Die Furcht der Dajaks vor Feuerwaffen. J. Crawfurd bringt in seiner Abhandlung über die Geographie von Borneo (Journ. of the geogr. Soc. Vol. XXIII) Zeugnisse über diese Furcht, welche in der That in Erstaunen setzen müssen. Die Rohheit der Eingebornen, sagt er, zeigt sich in nichts besser als in ihrer abergläubischen Furcht vor Feuerwaffen. Die civilisirten Bewohner des Archipels zeigten sich mit dem Gebrauch vertraut, als die Europäer sie zuerst kennen lernten, aber eine Zeit von 400 Jahren hat die Dajaks von Borneo nicht mit den Wirkungen des Schießpulvers vertraut gemacht, noch ihre Furcht davor beschwichtigt. Sir J. Brooke, Hr. Burns und Hr. Dalton alle bezeugen diese Thatsache, und ich theile hier den sehr graphischen Bericht der letztern dieser Autoritäten mit: „was diese Leute am meisten fürchten, das ist die Muskete; es ist unbegreiflich, welche Empfindung von Furcht über die Tapfersten der Dajaks kommt, sowie sie nur glauben, daß möglicher Weise einige Musketen gegen sie in Anwendung gebracht werden können: der stärkste Anreiz kann sie nicht vorwärts bringen. Die Bugis (aus Celebes) handeln mit einer Handvoll Leute ganz nach Gutdünken mit ihnen, und machen, daß sie nicht nur ihre Landeserzeugnisse, sondern auch eine Anzahl ihrer Kinder jährlich, die sie dann als Sklaven verkaufen, um eine Kleinigkeit hergeben. Seigie, ein bedeutender Dajakhäuptling, kann mindestens 12,000 Kämpfer stellen, und doch treten ihnen die Bugis mit 50 Musketen und einigen Schiffsdrehbassen ohne Bedenken entgegen, denn sowie die Dajaks einen Schuß fallen hören, rennen sie ohne weiters ins Dickicht hinein, und wenn sie in Booten sind, springen sie ins Wasser, und laufen wenn sie das Ufer erreicht haben, so weit fort, bis sie keinen Schuß mehr hören. Die vernünftigsten Dajaks haben einen abergläubischen Begriff von Feuerwaffen: jeder, wenn er den Schuß fallen hört, glaubt, die Kugel sey ganz gerade gegen ihnen gerichtet; die Furcht ist nicht geringer, wenn er den Schuß einer Drehbasse in Entfernung von mehr als einer Stunde vernimmt. Sie haben nicht den mindesten Begriff von der Tragweite eines Gewehres. Ich war oft mit Seigie und andern Häuptlingen auf der Jagd, um Vögel, Affen u. dgl. zu schießen, und beleidigte sie durch meine Weigerung auf große Vögel in der Entfernung von einer Meile und mehr zu schießen; sie betrachteten diese Weigerung stets als Uebelwollen von meiner Seite. Hat man auf etwas geschossen, so können sie nicht glauben, daß es gefehlt ist, obgleich sie den Vogel fortfliegen sehen, sondern sie glauben, der Schuß verfolge das Thier, und es müsse endlich fallen. Die Bugis geben sich große Mühe, sie in dieser Furcht vor Feuerwaffen zu bestärken."

•

Medicinische Kenntniß bei den alten Aegyptiern. In einer der letzten Sitzungen der syroägyptischen Gesellschaft in London hielt Dr. W. Camps einen Vortrag über die medicinische Wissenschaft bei den alten Aegyptiern nach einem Papyrus, der sich gegenwärtig im k. Museum zu Berlin befindet und von Dr. Brugsch übersetzt wurde. Dieß Manuscript, in hieratischer Schrift, wurde in den Ruinen von Memphis gefunden, und versetzt uns nach Dr. Brugsch etwa in die Zeit des Auszugs der Juden aus Aegypten. Der Theil des alten Manuscripts, welcher sich auf die Pharmaceutik und Medicin bezieht, enthält die gewöhnlich angewendeten Recepte gegen gewisse wohlbekannte Krankheiten, Mittel, die man damals als besonders wirksam betrachtete, z. B. in gewissen endemischen Krankheiten, in einzelnen Hautkrankheiten und bei der fallenden Sucht. Die umständlichen Recepte bezeichneten die Bereitungsweise der Mittel, welche innerlich oder äußerlich angewandt werden sollte. Unter den medicinischen Präparaten findet man Einreibungen, Salben, Pflaster, Catapasmen, Abkochungen ꝛc., und sie sind meistens mit einigen Worten bezeichnet, welche die Anweisung für einzelne Fälle geben, z. B. am Morgen, am Abend zu nehmen u. s. w. Die Arzneimittel sind, wie anzunehmen ist, aus Pflanzen gezogen, die damals den ägyptischen Aerzten bekannt waren, deren Namen aber denen, welche wir kennen, nicht entsprechen; abgesehen von diesen Pflanzen ist verschiedener Harzarten Erwähnung gethan, so wie der Soda und des Natrons, Stoffe, die auf halbbarbarische Ueberlieferungen deuten. Das Manuscript ist in jeder Beziehung äußerst merkwürdig. (Revue archéol. April.)

•

Nachricht über den Auszug der Israeliten aus Aegypten in ägyptischen Papyrus. In der k. Literargesellschaft zu London las Hr. Dr. J. Heath eine Denkschrift vor „über die ausgewählten hieratischen Papyrus", welche das brittische Museum im J. 1844 herausgab, und in deren Entzifferung er in neuerer Zeit bedeutende Fortschritte gemacht zu haben glaubt. Er will die Entdeckung gemacht haben, daß einige derselben, welche in die Regierungszeit Menephtah's II gehören, von dem Auszug einer „gemischten Volksmenge" und wahrscheinlich von dem der Juden selbst reden. (Athen. 22 April.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 18. 5 Mai 1854.

Der Griechenaufstand.

Sine ira et studio.

Die längere Zeit so pomphaften Schilderungen vom epirotischen und thessalischen Kriegsschauplatz schwinden in den öffentlichen Blättern sichtlich mehr zusammen, — kein gutes Zeichen für den Stand der griechischen Insurrectionssache. Schon im Februar vernahmen wir von der Berennung Arta's, einem Marsch gegen Janina und von der Aufstellung eines Insurgentencorps zwischen Arta und Janina, an den sogenannten fünf Brunnen (pente pigadia). Arta, die Stadt, soll jetzt ein Schutthaufen seyn, aber die Festung von Arta, der man die Verbindung mit dem Meere nicht abschneiden konnte, ist noch immer in den Händen der Türken. Von den fünf Brunnen, wo Th. Grivas commandirte, hören wir nichts mehr, dagegen soll letzterer sich eine Zeitlang in Mezzovo aufgehalten, und, wie die böse Welt sagt, die Bewohner möglichst ausgezogen haben; wenn letzteres wahr ist, ein eben so thörichter als schlechter Streich, denn Mezzovo ist der Hauptsitz einer ziemlich zahlreichen, nur auf Erwerb erpichten Wlachenbevölkerung im Pindus, und die Ausplünderung derselben kann nur den Erfolg haben, daß sämmtliche Wlachen im Pindus und in Thessalien den Schutz der Türken suchen. Schon der Zug nach dem Pindus hinauf konnte als Rückzug gelten, Grivas soll sich aber seitdem nach Agrapha, d. h. an die griechischen Gränzgebirge, folglich südwärts zurückgezogen haben, konnte also nicht einmal, wie man bei einigem Erfolg oder Aussicht auf Erfolg hätte erwarten sollen, in die Ebenen von Thessalien hinabsteigen.

Was den Kampf in letzterem Lande betrifft, so ist es ein sehr verdächtiger Umstand, daß wir in neuerer Zeit nur von Gefechten in der Nähe von Armyro hören, das fast hart an der Gränze des Königreichs Griechenland liegt. Das wichtige Volo, 8 bis 10 Stunden von Armyro, ist durch neu angelangte türkische Truppen hinreichend gedeckt, und von einem Vorrücken über Pherſala nach Larissa, der Hauptstadt, oder westlich gegen Trikkala am Pindus vernehmen wir nichts, obgleich Grivas in seinem Zuge von Mezzovo nach Agrapha von der Straße abweichen mußte, um Trikkala nicht zu berühren. Das ist alles nicht sonderlich zu verwundern, wenn man hört, daß in Trikkala das griechische Element höchst unbedeutend vertreten, daß Pherſala eine fast rein türkische Stadt ist, un Larissa neben 7000 türkischen Familien etwa 400 jüdische und höchstens eben so viele griechische Familien, meistens von der ärmsten Classe zählt; überhaupt kann man die noch überdieß in Wlachen und Griechen gespaltene christliche Bevölkerung Thessaliens höchstens aufs Doppelte der einheimischen Türkenbevölkerung setzen, die natürlich im Besitz nicht nur der ganzen Regierungsgewalt, sondern auch des meisten Bodens ist, somit ihre Stellung gegen die Christen mit der äußersten Anstrengung vertheidigen wird, und mit geringer Unterstützung einer Truppenmacht der Regierung auch vertheidigen kann, da sie von ihrer fanatischen Energie und ihrem Selbstvertrauen nicht das Geringste verloren hat, und recht gut weiß, daß es sich für sie nicht um eine chimärische Gleichberechtigung, sondern um Herrschaft oder Vernichtung handelt; gelegentlich bemerkt, ein Fingerzeig, was es mit der gerühmten Gleichstellung der Rajas mit den Türken, welche von verblendeten oder verblendenden wollenden englischen Journalisten und Ministern gepredigt wird, in Praxi auf sich hat.

Die Bevölkerungsverhältnisse in Epirus und noch mehr in Thessalien sind den Griechen nichts weniger als günstig, und wenn auch nur die Hälfte der Räubereien wahr ist, die man englischerseits den griechischen Banden schuld gibt, so müssen sie noch viel ungünstiger werden, da die Griechen dann nicht einmal auf ihre Landsleute mit einiger Sicherheit rechnen können. Das Schlimmste aber für diese Länder ist der Umstand, daß die Türken bei ihrer jetzigen Bedrängung durch die Russen wenig reguläres Militär nach diesen Gegenden schicken können. Das meiste muß also durch Miliz ausgerichtet werden, und wie unter solchen Umständen der Kampf der ungeordneten Insurgentenschaaren mit den nicht minder ungeordneten türkischen Milizen ausfallen muß, das läßt sich ohne Mühe errathen: große Erfolge sind auf griechischer Seite gar nicht, und auf türkischer kaum möglich; es ist also ein gegenseitiges Zerfleischen, unter dem das Land unsäglich leiden muß. Haben das die Leute bedacht, welche nicht müde wurden, die „heldenmüthigen Hellenen zum Kampf gegen ihre vierhundertjährigen Unterdrücker" aufzustacheln? Wir haben uns die Mühe genommen, seit mehrern Wochen die in den der griechischen Sache günstigsten Berichten aufgeführten Angaben über die Zahl der Aufgestandenen und Zugezogenen zusammenzustellen, und haben im besten Fall eine Zahl von 10,000 Mann

zuſammengebracht, welche auf der Strecke von Arta bis Volo, d. h. auf einer Linie von 60 Stunden zerſtreut ſind. Dagegen finden ſich in Theſſalien, ſelbſt nach griechiſchen Angaben, mindeſtens 25,000 ächt türkiſche Familien, und außerdem ziemlich viele albaneſiſche Mohammedaner, welche ſeit der Unabhängigkeit Griechenlands aus dieſem Königreich auswanderten, und, wie man ſich denken kann, einen gründlichen Haß gegen die ſogenannten Hellenen hegen, einen Haß, der noch dazu keineswegs mit Furcht gepaart iſt.

Wir haben nirgends vernommen, daß der Aufſtand in Epirus und in Theſſalien unter der griechiſchen Bevölkerung ſelbſt großen Anhang und lebhafte Begeiſterung erweckt habe, ſonſt hätte der Erfolg nothwendig ein anderer ſeyn müſſen. Der Grund läßt ſich allenfalls denken: die unter und neben den Türken wohnenden Griechen kennen und erwägen die Verhältniſſe, in denen ſie ſich befinden beſſer, als die Griechen im Königreich, die keine Türken mehr neben ſich haben, und denen man eine übertriebene Anſicht von ihrer Wichtigkeit beigebracht hat. Die alten Hetäriſten im J. 1820, welche die Noth noch Vorſicht lehrte, verſchmähten ſelbſt das Bündniß mit Ali Paſcha von Janina nicht. [1] Sie handelten damals, wie aufſtandsſüchtige Unterthanen der Pforte zu jeder Zeit handelten: ſie ſuchten Hülfe, wo ſie ſolche finden konnten. Damals konnte ihnen der noch mächtigen Pforte gegenüber kaum etwas anderes vorſchweben, als eine halbe Unabhängigkeit unter der Suzeränität der Pforte, und ein ſolches Verhältniß wäre auch dem ſchlauen Ali Paſcha erwünſcht geweſen, der gern ſich ſeine rechte Flanke durch ein halb unabhängiges Griechenland gedeckt hätte, wie der Paſcha von Skodra ſeine linke durch ein halb unabhängiges Montenegro. Beide traten dadurch nicht aus dem Reichsverband heraus, ſondern verbeſſerten nur ihre Stellung, und Rußland wäre damit völlig einverſtanden geweſen, weil es die Lockerung der türkiſchen Macht gefördert hätte. Man verſetze ſich nur in jene Zeit. Serbien war damals ſeiner halben Unabhängkeit nahe, mit dem Paſcha von Skodra waren Unterhandlungen angeknüpft, eben ſo mit Ali Paſcha, der um ſeines eigenen Vortheils willen darauf hinarbeitete, die Griechen halb unabhängig zu machen; dann bedurfte es nur noch einer ähnlichen Manipulation in Bosnien, das in Folge von Serbiens halber Unabhängigkeit ohnehin nur noch durch einen ſchmalen Faden mit dem Reich zuſammenhing, und der ganze weſtliche Theil der Türkei war factiſch abgelöst. Die Zerbröckelung der Pforte ging ſo viel unſcheinbarer und ſicherer vor ſich als durch die Erſchaffung eines gänzlich unabhängigen Griechenlands.

Dieß unabhängige Griechenland war und blieb in allen nationalen und moraliſchen Beziehungen nicht als eine Provinz des türkiſchen Reichs, aber eine Provinz, über welche die Pforte keine Gewalt mehr übte, und in welcher der Geiſt des Widerſtands gegen das türkiſche Regiment ſich ungefeſſelt entfalten konnte. Es war eine Hetärie im großen Styl, die von der Beſonnenheit der Regierung eine Zeitlang im Zaum gehalten wurde, der aber, weil ihr keine drohende Türkenmacht mehr vor Augen ſtand, ſelbſt die Beſonnenheit abhanden kam. Ueppig ſchoß die Saat des Hochmuths auf, und man träumte ſich als künftige Provinzialgouverneure des neubyzantiniſchen Reichs; wenn es wahr iſt, daß Rußland die Griechen zum Aufſtand aufgemuntert, ſo konnte es keinen Zweck haben, als der Türkei Verlegenheit zu bereiten und die Griechen, deren byzantiniſche Träume es ſelbſt verlachte, als Kanonenfutter zu gebrauchen. Man darf nur ohne Voreingenommenheit die Berichte leſen, um zu erkennen, daß unter den Griechen, namentlich unter dem etwas gebildeteren Theil derſelben, viel Aufregung herrſcht; dazu mag der Einfluß der Kirche, die Aufmunterungen unkluger Griechenfreunde und die durch mehrjährige ſchlechte Ernten ſehr bedrängte Lage des Landes vieles beigetragen haben. Das Vorſchreiten der Ruſſen betrachtete man vollends als ein Signal, daß die Zeit gekommen ſey. Wir wollen über die ehrlichen Enthuſiaſten Griechenlands nicht den Stab brechen, ſo wenig als über die Italiener, die in aufbrauſendem Selbſtgefühl die Worte ausſprachen: l'Italia farà da se! Die Italiener hatten aber damals, wenn auch ihr Selbſtgefühl zu weit ging, manche Hoffnungsgründe für ſich: in Piemont beſtand eine geordnete Militärmacht, die ihre Sache ergriff, in Deutſchland waren die Angelegenheiten ſo verwirrt, in Ungarn für Oeſterreich ſo gefährlich, daß man den Enthuſiasmus und ſelbſt die Führer entſchuldigen kann, aber alle dieſe Entſchuldigungsgründe fehlen den Leitern der griechiſchen Bewegung; England und Frankreich haben ſeit vorigem Jahre die ſtärkſten Verſicherungen gegeben, daß ſie wenigſtens eine Eroberung Konſtantinopels durch die Ruſſen keinenfalls geſtatten werden; niemand kann es entgehen, daß England wenigſtens zu letzterem reichlich die Mittel beſitzt, daß alſo die einzige Hoffnung der griechiſchen Inſurgenten, ein Sieg Rußlands, vorerſt ein Unding iſt, abgeſehen davon, daß man wiſſen mußte, England werde, zum mindeſten geſagt, einen griechiſchen Aufſtand nicht unterſtützen; dieſer hatte ſomit nicht die geringſte Ausſicht auf Erfolg, außer in ſeinen eigenen Kräften. Es hieß aber dieſe in jeder Hinſicht überſchätzen, wenn man glaubte auch nur Epirus und Theſſalien erobern zu können.

Wir haben Trikupis Geſchichte des helleniſchen Aufſtandes vor uns liegen. So viel ſich auch gegen die ganze Auffaſſung dieſer Schrift einwenden läßt, ſo iſt doch der Verfaſſer wahrheitsliebend genug, um die einfachen Thatſachen nicht zu verfälſchen. Wir wollen hier nur aus der Geſchichte des Jahres 1821, wo im erſten Aufſchwung der lang angelegten Empörung ein Einfall in Theſſalien gemacht wurde, eine Epiſode mittheilen, welche charakteriſtiſch iſt, indem ſie zeigt, wie auch damals die Griechen von den türkiſchen Theſſaliern ohne Mühe aus dem Lande wieder hinausgejagt wurden: „ungefähr um dieſelbe Zeit (mit einem gleichfalls ungünſtig abgelaufenen Einfall in Epirus) verjagten die Agraphioten die in ihrer Eparchie befindlichen wenigen Türken, ohne ihnen Schaden zuzufügen, und unter der Anführung ihres Oberſten Stamuli Gatzos vereinigt fielen ſie in Theſſalien ein, und verbrannten zwei an der Gränze liegende Koniarendörfer. [1] Frangko und Lezada. Während ſie ſich aber rüſteten tiefer ins Land einzudringen, kamen die Türken aus Lariſſa gegen ſie, und zwangen ſie zum Rückzug in die Dörfer Blazo und Kanalia, verjagten ſie auch von da, ſchlugen ſie, fielen in die Dörfer Kareſia und Stunko, wohin ſich die

[1] Das wird auch ohne Umſchweife von Trikupi in ſeiner Geſchichte des helleniſchen Aufſtandes (p. 28 f.) erzählt. Ein gewiſſer Papariggopulos ging damals als geheimer Abgeſandter Ali Paſcha's, aber auch ohne deſſen Wiſſen als geheimer Abgeſandter der in Tripolitza verſammelten Hetäriſten, an den ruſſiſchen Hof.

[1] So heißen die von Türken aus Ikonium ſchon vor 400 Jahren gegründeten Dörfer in Theſſalien. S. Fallmer. Fragm. II. 223.

Agraphioten zurückgezogen hatten, brachten ihnen auch hier eine Niederlage bei, verjagten sie in die gebirgigen Theile und nahmen Rentina. Nach einigen Tagen stiegen die Hellenen von den Bergen herab, belagerten unter Anführung des Steuereinnehmers Zotos die in Rentina sitzenden Türken und verbrannten einen Theil des Orts, aber die Türken wurden endlich auch hier Meister (ὑπερίσχυσαν), zerstreuten ihre Feinde, nahmen unter andern auch den Kostas Belis gefangen, den sie nach Konstantinopel schickten, wo er hingerichtet wurde, und blieben von da an unbelästigt in Rentina." Diese Stelle (p. 311) bestätigt so ziemlich was Fallmerayer mittheilt, daß die türkische Miliz während des Unabhängigkeitskampfes den Einfall der empörten Griechen für sich allein zurückgeschlagen habe, in die Gebirge eingedrungen sey und die aufgestandenen Dörfer zum Theil eingeäschert habe, so daß sich die Gebirgsbevölkerung längere Zeit von dem Schlage nicht habe erholen können. Wenn in neuester Zeit gemeldet wird, ganz Südthessalien sey in Aufstand, so muß diese Nachricht mit großer Vorsicht aufgenommen und auf die keineswegs durch sonderlichen Kriegsmuth ausgezeichneten Gebirgsbewohner beschränkt werden; denn die, wie wir oben gesehen, fast ganz türkischen Städte Pherſala und Trikkala haben sich ganz gewiß nicht empört, sondern was in ihren Kräften stand beigetragen, um die eindringenden hellenischen Befreier wieder aus dem Lande zu werfen.

Wir legen nicht ohne Grund einen solchen Werth auf den Grad der Fortschritte der Griechen in Epirus und Thessalien, denn diese Fortschritte geben den Maaßstab der Hoffnungen für die übrige Türkei, so weit sie von Griechen bewohnt ist. Keiner, der sich über den Charakter der Griechen eine Ansicht nicht aus der Phantasie, sondern aus der Wirklichkeit und den Angaben zuverlässiger Reisender gebildet hat, wird in Abrede stellen, daß die Griechen der Türkei keinen Zug thun werden, so lange sie es nicht mit sicherer Aussicht auf Erfolg thun zu können glauben; daß entschiedene Erfolge der aus Griechenland gekommenen Aufständischen nöthig sind, um sie aufzuregen, und daß sie keineswegs in einem Geist heldenmüthiger Aufopferung verfahren werden. Wir führen hierüber nur das Zeugniß Ubicini's an, eines Mannes, der die Türkei aus langer Erfahrung kennt, und gewiß nicht von Fallmerayerischen Ideen angesteckt ist, obgleich sein Urtheil gänzlich auf das Fallmerayerische hinausläuft; er hat diese Ansicht in der Revue del' Orient (März 1854) niedergelegt, beiläufig gesagt ohne Bezugnahme auf die neuesten Begebenheiten, die der Verfasser beim Niederschreiben noch nicht kannte. Seine Ansicht lautet möglichst zusammengedrängt folgendermaaßen: „politisch gesprochen zerfallen die türkischen Griechen in zwei Parteien, in die, welche der Türkei und dem jetzigen Stand der Dinge ergeben ist, und in die Partei der Veränderung, welche die Befreiung der Nation will oder vielmehr träumt, ohne über die Zeit und den schließlichen Zweck der Bewegung einig zu seyn. Die erste ist die minder zahlreiche und besteht aus den Resten des alten Fanariotenadels, der hohen Geistlichkeit und den hohen Laienwürdenträgern, endlich aus den großen Kaufleuten. Alles was eine hohe Stellung in der Kirche zu Konstantinopel und in den Provinzen einnimmt, sowie die reichern Handelsleute oder Angestellte der Pforte neigen offen zur Türkei, mit deren Interessen die übrigen verbunden sind. Im Grunde hassen sie die Türken, und werden von diesen verachtet, von solchen Leuten aber hat die Pforte weder in Gutem noch im Schlimmen etwas zu erwarten. Die zweite Partei ist nur über Einen Punkt einstimmig — die Verjagung der Türken aus Europa, damit hat aber die Einigkeit ein Ende: die einen träumen von Wiederherstellung eines unabhängigen romäischen (byzantinischen) Staats, die andern würden ohne Widerstreben den kaiserlichen Thron von Byzanz zum Vortheil des Czaren oder eines Glieds seiner Familie wieder errichten sehen, andere endlich wollen die Vereinigung mit Griechenland; das ist die Partei des Hellenismus. Diese hat aber das friedliche Gebiet der Wissenschaft oder den Kreis vertrauter Gespräche noch nicht überschritten: die Gelehrten in ihren Schriften, die Professoren in ihren Vorlesungen, die jungen frisch aus der Schule hervorgegangenen Leute bemächtigen sich desselben als eines glänzenden Themas, aber von da bis zur Handlung ist es weit; ich habe mit vielen Griechen in der Türkei gesprochen, und sehr wenige gefunden, die ernstlich an eine Verbindung mit Griechenland denken, noch viel weniger bereit waren, eine dahin zielende Bewegung zu unterstützen. Ich glaube nicht, daß der Hellenismus ernstlich die Herrschaft der Osmanlis in Europa bedroht: Griechenland hat zu wenig Consistenz, sein Zustand ist zu prekär, seine Rolle im Orient zu beschränkt, seine Zukunft zu ungewiß, als daß es hoffen könnte, die zerstreuten Mitglieder der griechischen Familie an sich zu knüpfen. Die russische Partei ist viel gefährlicher für die Türkei, sie stützt sich auf die lebendigste Kraft im Schooße dieser Bevölkerung, auf den religiösen Fanatismus, gründet sich mehr auf den Instinct als auf das Urtheil der Masse, kann auf den Beistand fast der ganzen niedern Geistlichkeit zählen, und wächst mit jedem Tag durch alle die Mittel, worüber eine gewandte und unermüdliche Propaganda verfügt. Eine Art unwiderstehlichen Zugs treibt die Griechen, gleichsam ihnen selbst unbewußt, in die Arme Rußlands. Alle Augen, alle Gemüther sind dahin gerichtet, als zu dem Orte von wo der Retter kommen soll. Nur die hohe Geistlichkeit widerstrebt diesem allgemeinen Zug, aber dieser Widerstand ist rein passiv und persönlich. Indeß muß man doch die Tragweite selbst dieser Bewegung nicht übertreiben: die Griechen blicken auf Rußland, werden ihm aber keinen Schritt entgegen thun. Man traue ihren Reden nicht, ihre Zunge ist schnell, ihre Hand träg. Hört man sie jeden Augenblick die Thaten ihrer Altvordern erwähnen, und sich in Klagen über die Tyrannei der Türken ergießen, so sollte man glauben der Ausbruch müsse jeden Tag erfolgen. Namentlich unter den Kleinbürgern der Städte ist dieser Oppositionston herrschend, sie sind es, welche die Türken als Hunde, als Söhne Hagars (Agarener) behandeln, die sich gegenseitig erhitzen durch die Erzählung von den geheimnißvollen Prophezeiungen, welche das nahe Ende der Herrschaft der Osmanlis ankündigen, aber alle diese Aufregung verdunstet in Nichts. Vielleicht wenn eine russische Armee unter den Mauern Konstantinopels lagerte, könnte man sie zum Aufstand bringen, vorher aber wird sich kein Grieche rühren."

Dieß nüchterne Urtheil contrastirt freilich seltsam mit den überschwenglichen Redensarten, die man dem übrigen Europa vor 30 Jahren aufgetischt hat und jetzt wieder auftischen will, von denen sich aber bis jetzt nicht eine bewährt hat. Wäre die Stimmung und der Gehalt der griechischen Bevölkerung in der Türkei auch ein ganz anderer als er hier geschildert ist und sich bisher ausgewiesen hat, so würde schon die geringe Zahl der Griechen — außerhalb

Griechenland eine Million Menſchen — ein weſentliches Hinderniß ſeyn: denn Ubicini beſtätigt, was andere ſchon vor ihm geſagt haben, daß ſich Slawen und Griechen gar nicht mit einander vertragen. „An eine Vereinigung der Bulgaren und der andern ſlawiſchen Bevölkerungen mit den Griechen iſt nicht zu denken; ſo groß iſt die Antipathie, welche beide Racen gegen einander nähren, daß ſie lieber einzeln untergehen, als gemeinſam ſich retten würden.“ Dieſer Ausſpruch iſt durch alle Geſchichte bewährt; die letzte Zeit des griechiſchen Kaiſerthums war auch, wie die jetzige des Türkenthums, durch zahlreiche Gährungen und Unabhängigkeitsgelüſte der einzelnen Völker bezeichnet, die zu nichts als einer innern unabſehbaren Zerrüttung führten und den Türken die Stätte bereiteten. Ein Blick auf die Geſchichte und auf die jetzigen Zuſtände der griechiſchen Bevölkerung in und außerhalb Griechenlands hätte die Leiter des Aufſtandes überzeugen ſollen und können, daß ſie ein ganz unmögliches Unternehmen wagten. Wir brauchen hier nicht beſonders zu erwähnen, wie die Correſpondenten der engliſchen und franzöſiſchen Blätter (ſ. Times vom 18 April und Revue de l'Orient, April, in einem Schreiben aus Athen vom 17 März) den Urſprung des Aufſtandes in Teſſalien und Epirus ſchildern; wir ſtellen auch die Härte und Raubſucht der türkiſchen Behörden nicht in Abrede, und ſind überhaupt weit entfernt das Türkenregiment zu preiſen; war aber auch der Aufſtand in Epirus nicht, wie die engliſchen und franzöſiſchen Gegner behaupten, abſichtlich von Griechenland aus angeſchürt, ſo war jedenfalls der Zuzug, wie er aus Griechenland ſtattfand, der Charakter eines Kreuzzugs, eine Thorheit, da man das Maaß ſeiner Kräfte nicht in Anſchlag brachte. Die allenfallſigen Schwärmer muß man beklagen, die Anſtifter aber muß man eben ſo entſchieden verdammen, denn ſie haben nicht nur über Theſſalien und Epirus, ſondern auch über ihr eigenes Land eine Maſſe von Unheil gebracht, das in Jahren nicht verwiſcht ſeyn wird und auf die Urheber zurückfallen kann.

Neben dem Verkennen der Stellung der Griechen zu den übrigen Stämmen des türkiſchen Reichs lag der Hauptirrthum darin, daß man ſich einbildete, die Weſtmächte würden, während ſie den Sultan gegen die Ruſſen unterſtützen, eine Untergrabung der türkiſchen Herrſchaft auf der andern Seite, d. h. eine Diverſion zu Gunſten der Ruſſen — denn als ſolche mußte das Auftreten in Athen erſcheinen, welche Anſicht man auch dort darüber haben mochte — ruhig geſchehen laſſen. Zu der Unmöglichkeit, auf die türkiſchen Provinzen einen dauernden Einfluß auszuüben, kam alſo noch der Umſtand, daß man gewärtig ſeyn mußte, die Weſtmächte würden auch nicht einmal die ſchwachen Kräfte Griechenlands frei gegen Theſſalien und Epirus gebrauchen laſſen. Wir wollen annehmen, die griechiſche Regierung ſey — wie von den griechiſchen Correſpondenzen behauptet, von den engliſchen und franzöſiſchen aber durchaus geläugnet wird — bloß ohnmächtig gegen den Aufſchwung der Bevölkerung, und habe bloß geſchehen laſſen, was ſie nicht hindern konnte, ſo ſind doch die Leiter und Förderer der Bewegung in Griechenland nicht ſo unwiſſend über den Zuſtand der Dinge in der Türkei und die Abneigung der Engländer gegen eine griechiſche Bewegung, daß ſie nicht auf Vernunft hätten hören können. Zudem hat ſich in Griechenland ſelbſt ein ſehr verdächtiges Symptom gezeigt, von dem man möglichſt ſchweigt, das aber höchſt bezeichnend iſt: bekanntlich haben die Hydrioten, reine Albaneſen, die das Griechiſche nur als Lingua franca reden, ſich an den Sultan gewandt, und ihn gebeten, die Kriegsmaaßregeln gegen den griechiſchen Handel nicht auch auf ſie auszudehnen. Wir wiſſen nicht ob dieſe Bitte Erfolg gehabt hat, und glauben auch nicht daß ſie Erfolg werde haben können; ſie heißt aber im Grunde nichts als daß die Hydrioten, die man vor 30 Jahren mit einem ſtarken helleniſchen Nimbus umgab, der griechiſchen Regierung den Gehorſam aufgekündigt haben und ſich lieber wieder der Pforte unterwerfen wollen. Nehmen wir die Sache aber auch nicht in dieſer Strenge, ſo iſt jedenfalls gewiß, daß die helleniſche Begeiſterung im Königreich Griechenland ſelbſt eine ſtarke Lücke hat, daß der thätigſte und muthigſte Theil der Bevölkerung an der Bewegung durchaus keinen Antheil nimmt, und was von den Hydrioten gilt, gilt wohl auch von den 180 bis 200,000 Albaneſen in Morea und Livadien.

Ein gewaltſames, kriegeriſches Auftreten der Griechen mußte dieſe Gegenſätze nothwendig wach rufen, und man wird wohl unſerm frühern Satze jetzt Recht geben, daß die Waffen vorerſt nicht das Mittel ſeyen, wodurch die Griechen ſich heben können. Sie ſind die Erben einer unvergleichlichen Sprache und eines Literaturſchatzes, dem kaum einer in der Welt gleichkommt; ſie ſind ohne Widerſpruch der bildſamſte Theil der Bevölkerung des türkiſchen Reichs, und haben auf dem Felde des Wiſſens und der literariſchen Ausbreitung ihres Geiſtes ſeit zwanzig Jahren nicht unbedeutende Erfolge errungen; ihre Sprache iſt die der Liturgie und der Geſammtkirche, ſie haben ferner auf dem materiellen Gebiet des Handels im Orient keinen Nebenbuhler als die Armenier, die keine Seeleute ſind, und auf dem geiſtigen Gebiet Mittel, wie ſie keinem andern Bruchſtück der Bevölkerung des illyriſchen Dreiecks zu Gebot ſtehen. Für die Waffen ſind ſie zu ſchwach gegen Albaneſen und Slawen; ihre Rolle iſt ihnen alſo vorgezeichnet, der Handel, das Gebiet des Wiſſens und die Kirche ſind die Felder, auf denen ſie die meiſten Fortſchritte zu Gunſten ihrer Nationalität machen können; indem ſie zu den Waffen greifen, verſchmähen ſie ihre natürlichen Vortheile, und die Entmuthigung, die auf das Nichtgelingen folgt, wird ihnen auch auf den andern Gebieten Schaden bringen. Das werden die Griechen zu ſpät erfahren.

Amerikaniſche Original-Literatur.

The Potiphar papers.

Kein Gemeinplatz erſcheint ſo oft ſtichhaltig, als der alte: „böſe Beiſpiele verderben gute Sitten.“ Dieß beſtätigt ſich im Erſcheinen einer Sammlung von Aufſätzen hier in Amerika, die zuerſt einzeln in „Putnams Monthly“ erſchienen, und welche eben geſammelt als ein Band von 251 und VII Seiten Octav auf den Büchermarkt gebracht wurden. Der Verfaſſer, ein in New-York be-

kannter Literat, Sohn eines Bankdirecters Curtis auf Wallſtreet, läßt auf mehreren Stellen ſeiner Aufſätze ohne Umſtände erkennen, daß er durch des gottloſen Thackeray „Vanity Fair“ zu ſolchen groben Verſtößen gegen St. Cuſtom verführt wurde. Letzterer Oberheilige der Union ſchreibt auf das beſtimmteſte vor: alles gut zu heißen und zu loben, was immer vom „jungen Rieſen,“ der Bewohnerſchaft einer Muſterrepublik, gethan und nichtgethan werde. Mr. Curtis aber, verleitet durch ſeinen Vortreter in England, deckt faſt ohne Umſtände die Scham unſrer „Beſt Society“ auf; denn daß ein moraliſirender Zuckerguß darüber gegoſſen iſt, kann nur als unvermeidliche Zuthat eines Köders für den großen Wallfiſch, amerikaniſches Leſepublicum genannt, angenommen werden. Jeder tadelnden Kritik von etwas „Amerikaniſchem,“ und ſey es der Tadel eines groben Verbrecheas, muß dieſen endlich widerlich erſcheinender Zuckerguß kindiſcher Moral haben, ſonſt nimmt es der „junge Rieſe“ ſehr übel. Man iſt von der reinen Kunſtform noch ſo weit entfernt, als es ein roher europäiſcher Bauer immer ſeyn kann. Der „junge Rieſe“ hält nur ſtill bei einem ſanften ſchriftſtelleriſchen Ohrfeigengeben, wenn er mit der andern Hand hinterm Langohr gekrabbelt wird. Mr. Curtis zeigt die Fäulniß des amerikaniſchen Bevölkerungsbaumes oben am Wipfel, wo dieſer der Sonne am nächſten iſt, und da ein ſolches Reſultat nachzuweiſen, muß mit Ohrfeigengeben in Parallele geſtellt werden. Es iſt dieß viel gewagt beim „jungen Rieſen,“ der aber wirklich auch gutartige Seiten hat, wenn gleich weniger in denjenigen Theilen ſeines Weſens, die man als Spitzen bezeichnet. In den untern Schichten, da wo die „letzten Häuſer von Seviglia“ ſtehen, unter der Landbevölkerung findet ſich ein herrlicher Boden gar vielfach. Allein gerade für dieſen Theil ſind die „Potiphar Papers“ nicht geſchrieben, dazu iſt die Darſtellung — nicht hausbacken genug! Mr. Curtis ſchreibt eine Sprache, die eigentlich nur in der „Beſt Society“ verſtanden werden kann, weil ſie nichts weniger als „Plain“ zu nennen iſt. Ich habe bis jetzt noch bei keinem amerikaniſchen Schriftſteller ſo viel glatte Tiefe gefunden, die kindlich-harmlos aufzutreten ſcheint, den Schalk aber dabei entſetzlich im Nacken hat. Mithin macht dieſer elegante Schriftſteller den Vorhalter eines Spiegels der bitterſten Wahrheit bei dem betreffenden Theile des „jungen Rieſen“ ſelbſt, und trotz aller geheimen Neigung zum Scandal in dieſer Sphäre, iſt das doch ein kitzliches Unternehmen.

Obgleich bei einer Verſetzung auf europäiſchen Boden das rechte Verſtändniß der „Potiphar Papers“ kaum durch zahlreich erklärende Anmerkungen herbeizuführen ſeyn dürfte, weil dazu durchaus eigene Erfahrungen und Anſchauungen gehören, und ich an dieſem Orte nicht ſo weitſchweifig werden darf, ſo will ich doch durch Uebertragung eines Stückes dieſer „Papers“ deren Weſen etwas genauer darzuſtellen verſuchen, nachdem von mir zuvor einiges Nähere über das Ganze geſagt ſeyn wird.

Den Eingang macht ein Brief an Ehrwürden Rahm-Käſe, den Leib-Geiſtlichen von Frau Potiphar, der Gattin eines reichen Geldmannes in New-York. Wie Vornehme Europa's Leibhuſaren, Leibjäger u. ſ. w. hatten und haben, ſo attachiren ſich die amerikaniſchen Ladies zu ihrem Vergnügen Leibgeiſtliche, um ſich von denſelben die Ohren mit allerlei „religiöſen“ Worten kitzeln zu laſſen u. ſ. w. Schon der Name „Cream Cheeſe“ iſt ſchlagend zur Bezeichnung eines amerikaniſchen „Reverend“ nach der Mode. Abgeſchöpfter Rahm in übelriechenden Zuſtand der Fäulniß übergegangen, nichts kann beißender ſeyn!

Dann kommen die eigentlichen „Contents“ (der Inhalt) in ſieben Artikeln, wovon Erſtes mit „Our Beſt Society“ überſchrieben iſt, worin dem Leſer die Hauptperſonen ſpäterer Darſtellungen vorgeführt werden. Man hat mir die Ehre angethan, die kleinen Federzeichnungen, welche ich mich erdreiſtete der Oeffentlichkeit in dieſem Organe vorzulegen, mit dieſem Aufſatze zu vergleichen, der — wie ich höre — dem deutſchen Leſepublicum bereits in einer Ueberſetzung mitgetheilt worden iſt. Dagegen bin ich genöthigt gleichweiſe zu proteſtiren, weil offenbar Mr. Curtis eine ganz von der meinigen verſchiedene Darſtellungsweiſe verfolgte. Die Abſicht zu ſatyriſiren, perſifliren, ironiſiren und zu moraliſiren, kann von ihm nicht in Abrede geſtellt werden, wir haben mithin nur die fictionäre Einkleidung gemein, denn ich bin weit entfernt davon, ſeine brillante Sprache in Anſpruch nehmen zu wollen. Von gründlich vergleichender Ethnologie und pſychologiſcher Unterſuchung iſt bei Mr. Curtis nicht die Rede, nach welchen Seiten aber meine Beſtrebungen hauptſächlich gerichtet ſind, und moraliſirende Zuthat überlaſſe ich gern nach Belieben dem Geſchmacke etwaiger Leſer. Was tiefe Eingeweihtheit in die Myſterien hieſiger „Beſt Society“ anbelangt, ſo darf ich gar nicht daran denken, mich mit Mr. Curtis zu meſſen. In dieſer Richtung iſt dieſer Herr gewiß ausgezeichnet und vollkommen der Anerkennung werth, die ihm von Gebildeten gezollt wird. Viel vorzüglicher, als dieſer erſte Aufſatz, erſcheint mir Nr. 2: „Unſere neue Livrée und andere Dinge. Ein Brief von Frau Potiphar an Fräulein Caroline Pettitoes,“ überſchrieben. An dem Verſuche einer deutſchen Uebertragung erfreuen und belehren ſich wohl manche Leſer dieſer Blätter. Nr. 3. „Eine Betrachtung des Paul Potiphar, Esquire,“ bringt Klagelieder eines gepantoffelten Ehemannes, die ich als etwas forcirt bezeichnen möchte. In keinem Falle reicht dieſelbe an die ergötzliche Natürlichkeit und Fopperei des vorigen Briefes. Nr. 4 bringt etwas „aus dem Sommer-Tagebuche von Minerva Tattle“ (Schwätzerin), geſpickt mit einer Menge kleiner Bosheiten gegen unſittliche Sittlichkeit der „beſten Geſellſchaft,“ aber weit weniger gelungen als Nr. 2. Es iſt nirgendwo eigentlich recht tief eingeſchnitten, ſondern nur etwa ſtark frottirt! Nr. 5 „die Potiphars in Paris,“ wird ſehr ſchwach und man erkennt nicht daraus, daß Mr. Curtis ſich Jahre lang perſönlich in Frankreichs Hauptſtadt aufgehalten hat. Dieſe Zeichnung erſcheint allzu oberflächlich für einen ſo talentvollen Schriftſteller. Nr. 6 „Kurs Paſcha an den König von Sennaar, nach Empfang ſeines Abberufungsſchreibens,“ kann nur zum Theil als gelungen betrachtet werden. Ueberhaupt iſt dieſer eingeflochtene Geſandte von Sennaar als Humoriſt keineswegs im aſiatiſchen Charakter gehalten und ſomit als verfehlt zu betrachten. Nr. 7 als den Schluß, bildet ein Brief des Reverend Henry Dove (Taube) an Mrs. Potiphar, die ihm ihren Sohn zur Erziehung übergeben. Es iſt eine Apologie für die Reverends, damit dieſe über den Rahm-Käſe nicht allzu böſe werden ſollen und bildet das Faulbett, auf welches der angeregte Leſer ſich wieder werfen kann, wenn er nicht Luſt hat an die ſchwere Arbeit der Beſſerung aller Flecken zu gehen, welche durch Vorhalten des Spiegels gezeigt worden ſind. Das eine glückliche Eheverbindung enthaltende Schlußcapitel eines frivolen und

lasciven Romanes ſcheint mir damit Aehnlichkeit zu haben. Ich halte mehr von der ſtrengern Form einer Satyre des Horaz; doch — des Lebens Spiele ſollen ja mannichfaltig ſeyn!

T. Addiſon Richards.

Je mehr durch die Ueberſetzungsfabriken Deutſchlands platte und triviale Erzeugniſſe der Angloamerikaner auf dem Gebiete der Belletriſtik Verbreitung erhalten, worunter die Onkel Tommerei der Frau Beecher-Stowe eine klägliche Rolle ſpielte, um ſo nöthiger wird es, auf beſſere Beſtrebungen hinzuweiſen. Damit erfüllen wir einen Act der Gerechtigkeit gegen Stammesgenoſſen, bei denen die Pſyche allerdings mehr am Boden des Materiellen gefeſſelt erſcheint, als unter geiſtig regſameren Nationen, ſo daß der amerikaniſche, talentvolle Bildhauer Powers ſeine Statue der weiblichen Schönheit beziehungsreich auf ſein Vaterland in Feſſeln darſtellen durfte, wobei aber immer bemerkt werden muß, welche erſichtliche Zeichen von Beſtrebungen des Aufſchwunges bemerkbar ſind.

Dichteriſche Auffaſſung der ſchönen und großartigen Natur Amerika's lag dem Talent ſo nahe, daß ein bisheriger Mangel daran zu den Beweiſen von mangelnder Begabung der Bevölkerung nicht mit Unrecht gezählt wurde. Und wenn es begründet geweſen wäre, daß nur die Proſa des Lebens aus Europa in die „neue Welt“ gezogen ſey, ſo mußte es auffallen, von den Eindrücken einer ſolchen Natur ſelbſt durch proſaiſchen Ausdruck faſt nichts zu vernehmen; denn was ſich etwa kund gab, war wirklich kaum der Rede werth. Die Naturſchönheiten des Südens der Vereinigten Staaten ſind auf dem Felde der amerikaniſchen Literatur erſt ganz kürzlich durch T. Addiſon Richards, und wie mir ſcheint mit Glück geltend gemacht worden, beſonders in einem „the landscape of the South“ betitelten Aufſatze, von dem ich eine deutſche Bearbeitung gegeben habe (Nr. 3. v. d. J.), ſchon weil die europäiſche Leſewelt dadurch in ein vollkommen neues Gebiet geleitet wird. Derſelbe Verfaſſer gab außerdem im vorigen Jahre bei den bekannten Verlegern Lippincott, Grambo et Comp. in Philadelphia „Summer Stories of the South“ heraus, die beinahe durchweg gleiche Tendenz haben, wie der obenerwähnte Aufſatz, nur daß Liebesgeſchichten in Naturſchilderungen, oder dieſe in jene verwebt erſcheinen.

Wer möchte ſo grämlich ſeyn, mit dem Verfaſſer darüber zu rechten, daß er kleinliches Menſchengetriebe in den Vordergrund großer Naturgedichte wie Tallulah, Jocaſſe u. ſ. w. ſtellt? Einmal ſind die Menſchen ſelten anders als am Gängelbande der Selbſtſucht dem Höhern zuzuführen, und außerdem gibt Addiſon Richards in ſeinen „Sommer-Geſchichtchen“ Darſtellungen aus dem Leben der Südländer, mit gewandter Feder gezeichnet, aus denen ſich manches Bezeichnende kennen lernen läßt, nur muß man — wie das bei allen amerikaniſchen Sittenſchilderungen der Fall iſt — zwiſchen den Zeilen zu leſen und Zuckerüberguß von der wirklichen Speiſe zu unterſcheiden wiſſen. Denn ein amerikaniſcher Autor muß noch weit mehr mit der nackten Wahrheit „ums Rändchen herumgehen,“ als jeder andere, weil ſein Leſepublicum viel ſouveränere „Retions“ oder Allüren hat — um mit der Frau Gräfin Hahn-Hahn zu reden — als z. B. die an Kritik gewöhnten Deutſchen.

Unter den ſechs Erzählungen dieſer „Summer stories“ befindet ſich eine, die ihrer Sonderbarkeit wegen auffallen muß; ſie iſt „Don't be bashful“ (ſey nicht ſchüchtern) überſchrieben und ſcheint für alle andern Leute eher geſchrieben als für die in der Schüchternheit keineswegs berühmten Angloamerikaner. Indeſſen hat ſich der Verfaſſer ſeine ſchüchterne Perſönlichkeit wohl nur erdacht, um die geſchilderte Regel der Nichtſchüchternheit nicht ohne Folie zu laſſen.

E. Pelz.

Skizzen aus Coſta Rica.

7. Die politiſchen Männer der Gegenwart: Don Juan Rafael Mora, Don Emanuel Carazo; Monſieur Adolphe Marie.

Dr. Caſtro, der vorletzte Präſident von Coſta Rica, fiel durch Revolution, weil ihn die noch wenig aufgeklärte Meinung eines kindiſchen Volks der Vergeudung der Landesgelder durch ſeine Anleiheprojecte für die Herſtellung der Landſtraßen beſchuldigte. Da er nichts für die Disciplinirung der Miliz gethan, ward es ſeinen Gegnern leicht, eine Caſernenmeuterei zu ſtiften. Sein Nachfolger Don Juan Rafael Mora, der gegenwärtige Präſident, that, was Caſtro verſäumt hatte. Er führte eine ſtrengere Caſernenzucht unter den ſogenannten Veteranen ein, welche die ſtehende Kriegsmacht bilden, und um die ganze Miliz auf europäiſche Weiſe zu drillen, ſtellte er einen deutſch-polniſchen Exercirmeiſter an, der, ein ſtrenger, alter Soldat, wirklich einige Subordination unter die Soldaten brachte. Der Bruder des Präſidenten, Don Joſe Joaquin Mora, deſſen Geſichtsbildung ſchon etwas mehr Energie verräth, und der ſeine taktiſchen Studien in der Arena der Hahnenkämpfe von San Joſe mit Glück gemacht hatte, wurde zum General der Milizen ernannt, und iſt eine der Hauptſtützen des herrſchenden Syſtems.

In ſeinen Congreßreden führt Don Juan Rafael Mora eine ſo energiſch diktatoriſche Sprache, wie Louis Napoleon. Betrachtet man die zahme Geſtalt des kleinen Mannes, das friedfertig behäbige Geſicht, das unendlich mehr Bonhommie als eiſerne Willenskraft ausdrückt, das ganze anſtändig bürgerliche Weſen des Präſidenten, welches weit eher auf einen ehrſamen Boutiquier und Hausvater der Rue St. Honoré, als auf einen Cromwell deutet, ſo wundert man ſich, wie ſolche herculiſche Phraſen aus einem ſo ſanften Munde kommen, und ahnt wohl den fremden Souffleur, der ihm die Worte eingeblaſen.

Don Juan Rafael Mora iſt nicht nur Präſident der Republik, ſondern, wie jedermann weiß, auch Beſitzer der größten Kaffehacienda des Landes, und hält zugleich, wie ſein Premierminiſter

Carazo, Waarengewölbe und Laden. An den Sonnabenden, wo das Landvolk in Maſſe auf den Wochenmarkt kommt, iſt das Regierungsbureau aus dem einfachen Grunde geſchloſſen, weil die erſten Beamten der Republik mit ihren Handelsgeſchäften zu thun und für Staatsgeſchäfte keine Zeit haben. Geſtern hat Don Juan Raſael Mora in ſeinem „Boletin Oficial“ ſein Schreiben an die Königin Victoria von England veröffentlicht, worin er dieſe mächtige Herrſcherin mit: „Buena amiga“ (gute Freundin) vertraulich anredet, und ihr ſeine wiederholte Ernennung zur hohen Würde eines Präſidenten von Coſta Rica anzeigt. Heute hat er ſich ſeiner Amtswürde freiwillig entkleidet, und ſchneidet in ſeinem Gewölbe neue Muſter von geſtreiftem Kattun und modernem Buskin oder Hoſenſtoff für irgend einen hauſirenden Truchero (Landkrämer) ab. Der Krämer und der Bauer reden ihn an ſolchen Tagen nicht mit Caballero oder Señor, oder gar mit Excelencia an, ſondern ſagen ganz einfach Don Juanito, wie es in dieſem patriarchaliſchen Lande geſelliger Brauch iſt.

Für den Staat hat Mora's Doppelſtellung als Präſident und Kaufmann ganz dieſelben Nachtheile, wie Don Joſe Emanuel Carazo's Doppelſtellung als Finanzminiſter und Bandwaarenkrämer, die wir ſpäter beſonders noch hervorheben werden. Bei vielen Regierungsmaaßregeln müſſen nothwendigerweiſe die Pflichten des Staatsmannes und die Partikularintereſſen des Kaufmanns und Haciendabeſitzers in Colliſion gerathen; man ſah das z. B. bei dem Bankproject und bei der Herſtellung der Fahrſtraße von Cartago nach Limon, dem atlantiſchen Hafen. Das Intereſſe des Landes erheiſchte die Ausführung beider Entwürfe ſowohl des Handelsverkehrs im allgemeinen als der Einwanderung wegen. Aber das perſönliche Intereſſe der Kaufleute von San Joſe war dagegen, indem ſie mit Recht fürchteten, der Handel werde ſich von der Hauptſtadt nach Cartago ziehen, welches näher bei Limon liegt. Andere Capitaliſten und Grundbeſitzer, welche Eigenthum jenſeits des Aguacate hatten, fürchteten deſſen Werthvermindung, wenn der Handel ſich nach der atlantiſchen Seite zöge. Gegen die Errichtung einer Bank waren alle reichern Capitaliſten, aus Furcht, daß dadurch der Zinsfuß geſchmälert würde.

Don Bernardo Calvo, der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, des Innern und des Cultus, iſt ein Halbindianer, und bekleidet ſeinen Poſten ſeit einer langen Reihe von Jahren unter den verſchiedenſten Präſidentſchaften, was eben ſo ſehr für einen Beweis der ungemeinen Geſchmeidigkeit als der Nullität ſeines Charakters gelten mag. Dieſer Staatsmann, der ſich immer den herrſchenden Verhältniſſen und der ſiegenden Partei anpaßte, hat jedem Präſidenten getreue Commisdienſte geleiſtet; er iſt ſonſt ein recht guter und gefälliger Mann, der niemanden mit Willen kränkt und mit allen gut auskommt.

Don Joſe Emmanuel Carazo, Miniſter des Handels, der Finanzen und des Krieges, iſt die eigentliche Seele der Verwaltung, und ſelten geſchieht irgend eine Maaßregel ohne ſeine Anregung, oder wenigſtens ſeine Beiſtimmung. Carazo iſt ein freundlicher, angenehmer, jovialer Geſellſchafter, erfahren, klug, praktiſch, vorſichtig, ein guter Kenner der Menſchen und ihrer Schwächen und ein unendlicher Egoiſt. Er liebt vielleicht auch ſein Vaterland, aber die Beibehaltung ſeines Amtes und Miniſtergehalts liegen ihm ungleich mehr am Herzen. Für die Finanzen und ſteigenden Einnahmen des Staats hat er viel geleiſtet, noch mehr aber für die ſeinigen. Weite Weltanſchauung und hellen Blick in die Zukunft hat ihm die Natur verſagt, um ihn dafür mit einer deſto größern Portion von Schlauheit zu dotiren. Die Kraft und die Wunder des angloamerikaniſchen Weltculturgenies, die er mehrere Jahre in der Nähe mit angeſehen, ſcheinen ihm eben ſo viel Schrecken als Bewunderung eingeflößt zu haben. Carazo gilt als der Hauptgegner der Anleihe für den Wegbau nach dem Oſten.

Ein wichtiger Mann neben Carazo im Staate iſt ein Fremder, Hr. Adolf Marie, Franzoſe von Geburt, aber ſeit vielen Jahren im ſpaniſchen Amerika wohnend, der ſpaniſchen Sprache ſelbſt als Schriftſteller eben ſo mächtig wie der ſpaniſchen Intriguenkunſt. Monſieur Marie iſt Staatsſecretär, und zugleich in der Polizei wie in der auswärtigen Politik vertrauter Rathgeber des Präſidenten, dem er nicht nur klein-napoleoniſche Auskunftsmittel, ſondern auch den klein-napoleoniſchen Styl in der letzten Congreß-Eröffnungsrede ſouffliert hat. Er iſt auch Redacteur der officiellen „Gaceta“, deren Inhalt in Ermangelung des kräftigen Salzes reich an franzöſiſchen Parfümerien iſt. Hr. Marie ſchreibt in leichter und eleganter Form; er ſchwingt die Feder nicht mit deutſcher Wucht, aber mit franzöſiſcher Grazie, und bringt ſeinen politiſchen Gegnern ſtatt kräftiger Püffe leichte Nadelſtiche bei, welche mehr reizen als verwunden.

Ein wirklicher oder ſcheinbarer Anbeter des europäiſchen Polizei- und Militär-Regiments erwartet er auch für Central-Amerika alles Heil von Oſten, nicht vom Norden. Er hat zu viel Verſtand, um nicht die Schwäche, die Wurmſtichigkeit der hiſpano-amerikaniſchen Staaten und die vollkommene Hoffnungsloſigkeit ihrer Zukunft zu erkennen. Aber er glaubt, oder ſucht wenigſtens andere glauben zu machen, die von Norden her drohende Invaſion könne durch europäiſche Intervention aufgehalten werden. Als Heiland und Retter erſcheint ihm der Herrſcher des Landes, welches das Glück hat, den geiſtreichen Mann, deſſen ſouffliirender Rath den centro-amerikaniſchen Gewalthabern in jeder Verlegenheit zu Gebot ſteht, ſeinen Sohn zu nennen. Um die wärmere Theilnahme der „großen Nation“ für den fernen kleinen Freiſtaat zu gewinnen, wäre es zugleich nothwendig, einen wohlbezahlten Geſandten, welcher der franzöſiſchen Sprache mit Gewandtheit mächtig, nach Paris zu ſenden. Als ſolcher aber paßt nur ein einziger, wie Monſieur Marie andeutet, und dieſen einen zu nennen, verbietet ihm die Beſcheidenheit.

Was die Coſtaricenſer von ſolchen Rathſchlägen und von der Macht und Thatkraft des heutigen Frankreichs denken, iſt um ſo ſchwerer genau zu ermitteln, als die einen über politiſche Dinge in der Regel gar nichts denken, und die andern zu diplomatiſch klug ſind, um ihre Gedanken in Worte zu kleiden. Bedenken über die Erlöſerrolle der „großen Nation“ von großen Uebeln ſind uns nur ein paarmal ſo halblaut zu Ohren gekommen. Ziehen wir aus den vereinzelten Aeußerungen den richtigen Schluß, ſo meinen die Leute in Coſta Rica: die ſich ſelbſt ſo nennende „große Nation“, welche nach drei Revolutionen ſtatt der Freiheit ſelber die Allmacht der Polizei reſtaurirte, und ſich ſelbſt politiſch für bankerott erklärt hat, habe viel zu ſehr mit eigenen Nöthen zu kämpfen, als daß ſie auf Gefahr eines Krieges mit Nordamerika Hunderte von Millionen opfern werde.

Die orientaliſche Frage, welche eben während unſeres Aufenthalts in San Joſe verhandelt wurde, und deren Löſung Monſieur Marie faſt als einen Triumph Frankreichs gegen Rußland darzuſtellen ſuchte, lieferte Stoff zu ſeltſamen Betrachtungen. Wie dick hatte man an der Seine die Backen aufgeblaſen und gegen die Newa geſchimpft, und wie ſeltſam war der Contraſt! In demſelben Zeitungspaket, welches die gebieteriſche Sprache des Fürſten Menſchikoff am Bosporus und den Flug des ruſſiſchen Doppeladlers nach der Donau meldete, erhielt man auch ein Exemplar des franzöſiſchen „Moniteur" mit dem neuen kaiſerlichen Decret über die „kurzen Hoſen." In ſeinem Aerger ließ der Redacteur der officiellen „Gaceta" einige boshafte Tiraden gegen Oeſterreich los, das er der ruſſiſchen Schildhalterei beſchuldigte. Unter ſo bewandten Umſtänden liſpelte auch mancher denkende Neuſpanier die alte düſtere Weiſſagung nach, deren Erfüllung wie das Verhängniß ſelber näher und näher rückt: den Ruſſen die Herrſchaft der „Alten", den Yankees die Herrſchaft der „Neuen" Welt, den Engländern das Meer und den Deutſchen der Mondſchein, den Franzoſen aber das Reich der Mode und die kurzen Hoſen!

8. Die Regierung und die Fremden. — Die Armee. — Hr. von Saliſch.

Bei den Regierenden in Coſta Rica, wie bei der Maſſe, iſt die Triebfeder faſt aller Handlungen das perſönliche Intereſſe. Alles Bedenken, welches der Ausführung der Reformen entgegentritt, alle Saumſeligkeit, die man in der Vollziehung der wichtigſten Entwürfe zeigt, geht aus der ſelbſtſüchtig ängſtlichen Prüfung hervor, ob das für den ganzen Staat Nützliche dem Privatvortheil nicht ſchade. Man erkennt zwar die Nothwendigkeit der Landſtraßen, aber man fürchtet zugleich, daß damit einer maſſenhaften Einwanderung von Europäern und Angloamerikanern der Weg gebahnt werde. Wohl möchte man die Vortheile der fremden Anſiedelung, aber ohne die Inconvenienzen. Als Arbeiter wünſcht man die Fremden, als intelligente Bürger der Republik fürchtet man ſie. Man überlegt, ob die neue kräftige Race hier nicht bald ihrer überlegenen Stärke ſich bewußt werden und vielleicht gar die Leiter der Republik aus ihrer eigenen Mitte wählen werde. Daß ein Anſchluß an Nordamerika nur auf dieſem Wege geſchehen wird, ſobald nämlich der herrſchende Theil der Bevölkerung Coſta Rica's ſelbſt es wünſcht und fordert, dieß weiß Hr. Carazo eben ſo gut, als daß im Gefolge nordamerikaniſcher Einwanderung nicht bloß die nothwendigen Capitalien kommen, ſondern auch ein mächtiger Aufſchwung des Handels, der Induſtrie und des Ackerbaues im Lande einziehen wird, daß Straßen und Dampfer gebaut, und all die großen Kräfte und Schätze der Cultur geweckt und geſchaffen werden; er weiß auch, daß dann ein geſundes, öffentliches Leben erwachen und der Segen der Arbeit und Thätigkeit mit den thatkräftigen Männern von Norden kommen werde. Aber Hrn. Carazo's Miniſterportefeuille könnte dabei gefährdet ſeyn! Ein Präſident aus angelſächſiſchem Blute dürfte gar leicht einen andern Staatsſäckelmeiſter ernennen, und weder eines Polaken als Recrutendriller noch eines windigen Franzoſen als Souffleur bedürfen.

Der General der Coſtaricenſer-Armee, Don Joſe Joaquin Mora, macht ſeine taktiſchen Studien bei den ſonntägigen Hahnenkämpfen, und überläßt es dem Inſtructor, Hrn. von Saliſch, die barfüßige Miliz zu disciplíniren, die Recruten abzurichten, den Veteranen durch den ſchimpfenden Donner ſeiner weithallenden Commandoſtimme zu imponiren, und die Officiere durch Drohungen und Caſernenarreſt zu terroriſiren. Hr. von Saliſch hatte einen Deutſchen zum Vater und eine Polin zur Mutter, und iſt folglich — ein Pole! Hr. v. Saliſch hat, wie er uns ſelbſt erzählte, als Cadet in der ruſſiſchen Armee gedient, und dort einmal einem armen Recruten, der ſich etwas linkiſch beim Exerciren benahm, auf Befehl ſeines Hauptmanns ſo viele Hiebe mit der flachen Klinge gegeben, daß der arme Recrut alſogleich an gebrochenen Rippen ſtarb. Später hat Hr. von Saliſch an vielen Schlachten Theil genommen, hat als treuer Condottiere in vieler Herren Länder gedient, und bald gefochten, bald Recruten geſchult. Viele Zeugniſſe beſtätigen, daß Hr. von Saliſch ſich überall gut aufgeführt und die Zufriedenheit ſeiner Vorgeſetzten, beſonders des ruſſiſchen Hauptmanns, ſich erworben habe. Letztere Recommandation hatte in San Joſe vielleicht allein ſchon hingereicht, dem Empfohlenen eine Anſtellung zu ſichern; man braucht ja einen Mann, um den Schrecken der Caſernenzucht unter die meuteriſche Miliz zu verſetzen. Eine Grenadiergeſtalt von 6½ Fuß Höhe, eine donnernde Commandoſtimme, die eiſerne Strenge eines Mannes, der die Subordination in Rußland gelernt, und die Treue eines Condottiere — das war ſogar noch mehr, als Coſta Rica bedurfte. Der Zuname eines altteutſchen Adelsgeſchlechts war überflüſſig. Auch „Don Eskrekewitſch" und „Don Waſchlapski" [1] wären unter den beſtehenden Verhältniſſen hier willkommen geweſen, wenn ſie auch etwas weniger in polniſcher Manier geſeufzt und deſto mehr Gebranntes geſchlürft hätten.

Die bewaffnete Macht Coſta Rica's beſteht aus 5000 Milizſoldaten, wovon 3200 in der Provinz San Joſe, 1000 in Cartago und 800 in der Provinz Guana Caſte zur Verfügung ihrer Commandanten ſtehen. Zwei beſondere Compagnien wurden kürzlich noch in Eſparza und Punta Arenas gebildet. Die Gränzbeſatzungen ſind ſehr unbedeutend. An der Gränze von Nicaragua ſtehen 16 Soldaten; die Beſatzung des Hafens Punta Arenas beſteht aus zwölf Soldaten, 6 Matroſen und einigen Officieren. Eben ſo viel ſtehen am Sarapiqui und eben ſo viel in Meia.

Die permanente Beſatzung der Hauptſtadt San Joſe beſteht aus 116 Veteranen, welche meiſt Unterofficiere, Tambours oder Muſiker der Miliz ſind. Jeden Monat werden die Miliztruppen einmal an ihre Waffenplätze einberufen zur Muſterung und Waffenübung. Außerdem finden Exercirübungen von einem Theil der Miliz jeden Sonntag ſtatt. Alle im Dienſt begangenen Verbrechen werden durch ein Kriegsgericht, an deſſen Spitze ein Generalauditor ſteht, abgeurtheilt. Der Militärſchule zur Inſtruction der Milizofficiere und Unterofficiere ſteht Hr. von Saliſch vor. Der Tagſold eines Milizſoldaten im activen Dienſte beträgt 2½ Realen, wobei er ſich ſelbſt verpflegen muß.

Wir haben die coſtaricenſer Miliz häufig exerciren geſehen, wobei ſie nothdürftig die militäriſchen Bewegungen und Schwenkungen ausführte. Eine martialiſche Haltung und jene militäriſche

[1] S. Heine Romanzero.

Präciſion, die man bei uns für gute Soldaten als weſentlich nothwendig erachtet, hat der „polniſche" Exerciermeiſter trotz allem Schreien und Schimpfen noch nicht in die Leute zu bringen vermocht. Dem Südländer hat die Natur eine ſo eigenthümliche Vorliebe für die Bequemlichkeit und den Schlendrian gegeben, daß es vielleicht nur mit ruſſiſchen Mitteln möglich wäre, die Menſchen hier zu jenen exacten Maſchinen umzuwandeln, die auf das Commandowort ihre Beine ſo regulär hin und her, wie der Pendel einer Uhr, bewegen. Dabei ſcheint es wirklich, als habe man die ärmſten, invalideſten und häßlichſten Leute zu dieſem leidigen Dienſte erwählt. Wenn Shakſpeare's „toller Kerl" dem polniſchen Exerciermeiſter mit ſeinen Recruten auf dem „Platze" von San Joſe begegnet wäre, würde er die Frage an Sir John wiederholt haben: ob er auch die Galgen abgeladen und die Leichname geworben hätte. Vielleicht hätte ſich aber Fallſtaff ſelber dieſer Vogelſcheuchen geſchämt, denn ſein „Schatte" und ſein „Schwächlich" hatten doch wenigſtens eine weiße Hautfarbe, und wenn man hier mehr als anderthalb Hemden auf die Compagnie zählt, ſo haben die Recruten außer dem Hemde wenig Sonſtiges auf dem Leibe. Die Milizſoldaten ſind in Maſſe barfuß ohne Uniform, tragen ein paar Hoſen von Zwillich oder Baumwollſtoff, wobei die Farbe ganz ihrer Wahl überlaſſen iſt, über dem Oberhemde nichts als das Gewehr und die Patrontaſche. Im Felde haben ſie ſich nie bewährt. Es iſt kein Atom von dem kriegeriſchen Sinn und der perſönlichen Tapferkeit in ihnen, welche jenen ſpaniſchen Abenteurern, die unter Cortez und Pizarro einen großen Theil Amerika's eroberten, nicht abgeſprochen werden kann. Ein ehemaliger preußiſcher Militär, der dieſe Milizen lange beobachtete, äußerte als genauer Kenner: die einzige Kampfweiſe, in welcher die Coſtaricenſer bei der waldigen Beſchaffenheit der Gränzen viel leiſten könnten, wäre die der Tirailleurs. Aber ein hieſiger General würde ſich wohl hüten, ſeine Milizen als Plänkler zu zerſtreuen, weil jeder ſtatt zu ſchießen, ruhig nach ſeiner Hacienda heimziehen würde.

9. Der Klerus.

Der Klerus in Coſta Rica iſt arm, ignorant, wenig geachtet und ohne politiſchen Einfluß; die Regierung hat an ihm weder einen gefährlichen Gegner, noch eine beſondere Stütze. Aber nach Machiavelli's und Bonaparte's Grundſätzen wünſcht ſie, daß die Prieſterſchaft das Volk im alten Glauben halte, ihm den Gehorſam gegen die beſtehende Obrigkeit als ſtrenge Chriſtenpflicht einpräge, im übrigen aber die Regierung in ihrem Gang nicht beſchränke noch beirre.

Den übermäßigen Anſprüchen der katholiſchen Kirche ſetzten bereits mehrere Geſetze des Föderal-Congreſſes, in welchem ein liberaler Geiſt vorherrſchte, ein Ziel. Die meiſten jener Beſtimmungen ſind noch heute in Kraft. Ein Geſetz vom 2 Mai 1832 ſtellte die Toleranz aller Confeſſionen feſt. Die Republik Coſta Rica hat in den verſchiedenen Handels- und Freundſchaftsverträgen, welche ſie mit England, Preußen, den Hanſeſtädten ꝛc. abgeſchloſſen, die unbeſchränkte Ausübung des Gottesdienſtes den Proteſtanten ausdrücklich zugeſtanden. An Reibungen zwiſchen den geiſtlichen und weltlichen Behörden hat es in Coſta Rica nicht gefehlt, beſonders bei Anlaß des Zehnten, welchen der Biſchof auch auf den Kaffee in Anſpruch nahm, während ein Geſetz dieſe Culturpflanze ausdrücklich ſteuerfrei erklärte. Nach einigem Streit gab der Biſchof nach. Der Zehnte, der bisher etwa 7000 Peſos eintrug, wurde abgeſchafft, und dem Biſchof dafür ein fixer Gehalt von 10,000 Peſos angewieſen.

Die Zahl der katholiſchen Kirchen in Coſta Rica beläuft ſich auf 45, die der Prieſter auf 64, worunter 27 höhere Geiſtliche. Das Kircheneigenthum beträgt 60,000 Peſos.

Das Bisthum von San Joſe wurde durch eine päbſtliche Bulle vom 2 März 1850 errichtet, dasſelbe iſt dem Erzbisthum von Guatemala untergeordnet. Der gegenwärtige Biſchof von Coſta Rica, Señor Llorente, iſt in Cartago geboren, kam aber zunächſt aus Guatemala, wo er lange untergeordneter Prieſter war. Er trägt die Spuren indianiſcher Blutmiſchung unverkennbar in ſeinen Zügen. Er iſt nicht gebildeter als die Mehrzahl der Geiſtlichen, und ſeine Perſönlichkeit iſt wenig geeignet, die Macht und das Anſehen der katholiſchen Kirche zu heben. Der Charakter der Bevölkerung neigt, wie wir bereits erwähnten, weder zur Bigotterie noch zum Fanatismus. Andrerſeits ſcheint uns Mr. Squires Bemerkung hinſichtlich der großen Zahl von Rationaliſten, Freidenkern und Atheiſten in Central-Amerika durchaus falſch; Indifferentiſten mag es unter den Städtern viele geben, aber niemand ſpricht ſeine Zweifel oder religiöſen Bedenken irgend einer Art öffentlich aus. Das Volk iſt zu geiſtesträge, und dem ernſten Nachdenken zu abgeneigt, um am Philoſophiren Geſchmack zu finden.

Die proteſtantiſchen Fremden beehrt das Volk zuweilen mit dem Schimpfnamen Machos (Mauleſel), weil es ſie, hinſichtlich des religiöſen Glaubens, als gleich den Thieren betrachtet. Sonſt hat man gegen fremde Proteſtanten in der Geſellſchaft keinen Widerwillen. Wenn aber ein Proteſtant eine katholiſche Landestochter heurathen will, muß er katholiſch werden, wird wiederholt getauft und dabei mit einer bedeutenden Waſſermaſſe begoſſen, um alles ketzeriſchen Stoffes los und ledig zu werden. Die Errichtung einer proteſtantiſchen Gemeinde in San Joſe, der erſten im ſpaniſchen Amerika, welche halb auf ihre Koſten, halb auf Koſten der „Church of England Miſſionary Society in London" errichtet werden und einen engliſchen Geiſtlichen erhalten ſoll, iſt bis jetzt erſt noch Project. Die Regierung hat derſelben ihren feſten Schutz zugeſagt im Falle gegen alles Erwarten das Volk, von der Geiſtlichkeit aufgehetzt, irgend eine Gewaltthat gegen dieſe Gemeinde verſuchen wollte.

Religiöſe Secten Rußlands.

(Schluß.)

Wenn es auffallend iſt, unter den ungebildeten Bauern Rußlands oft vergeiſtigte religiöſe Anſichten, wie die der Malakanen,

zu finden, ſo iſt man noch mehr überraſcht, bei ihnen auf Lehren der alten Gnoſtiker zu ſtoßen. Dieſer Art ſind die Meinungen der Duchobortzi oder geiſtigen Streiter. [1] Der Urſprung dieſer Secte iſt unbekannt. Sie ſelbſt ſchreiben ihn den drei Männern zu, welche von Nebukadnezar in den Feuerofen geworfen wurden, weil ſie ſein Bild nicht anbeten wollten. Sie haben keinerlei geſchriebenes Document über ihre Secte, wenigſtens gelang es bis jetzt nicht, ein ſolches zu entdecken. Wahrſcheinlich ſind ſie eine Fortſetzung der Secte der Patarier, denn ſie theilen mit dieſen die Lehre von dem Fall der Seele vor der Erſchaffung der Welt; dieſe waren im 13ten und 14ten Jahrhundert in Serbien, Bosnien und Dalmatien ſehr ſtark vertreten, aber ſeit dem Ende des 15ten Jahrhunderts findet ſich keine Spur mehr von ihnen. Wahrſcheinlich ſuchten dieſe im Süden verfolgten Sectirer eine Zufluchtsſtätte bei ihren ſlaviſchen Brüdern in Rußland. Wie dem ſey, die Duchobortzi wurden in der Mitte des 18ten Jahrhunderts in verſchiedenen Theilen Rußlands entdeckt. Sie wurden unter der Regierung von Katharina und Paul verfolgt; ihre Weigerung ins Heer einzutreten erbitterte dieſe Fürſten gegen ſie, ſie ſetzten dieſen Verfolgungen Standhaftigkeit, Reſignation und Milde entgegen. Der Kaiſer Alexander gewährte ihnen volle Toleranz, und geſtattete ihnen im Süden Rußlands an den Ufern der Moloſchna Colonien zu gründen, wo ſie ſich durch ihre Induſtrie und Redlichkeit auszeichneten. Was ihre Religion betrifft, ſo gibt darüber ihr Glaubensbekenntniß Aufſchluß, welches ſie dem Gouverneur von Jekaterinoſlav zur Zeit ihrer Verfolgung unter Katharina übergaben. Es lautet ſo:

„Unſere Sprache iſt ſchlecht, die Schreiber ſind theuer, und es „iſt uns im Gefängniß unmöglich, uns welche zu verſchaffen, darum „wird dieſe Ueberſicht unſeres Glaubens ſchlecht geſchrieben ſeyn. „Wir bitten Sie daher, uns, da wir mit der Schreibkunſt nicht „vertraut ſind, die Unordnung der Gedanken, den Mangel an Klar„heit, und die Schwerfälligkeit, mit der wir unſere Sprache hand„haben, zu gut zu halten, und wenn wir das göttliche Bild dadurch „entſtellen, daß wir die ewige Wahrheit in ein grobes Kleid ein„hüllen, ſo bitten wir Sie, ſich dadurch nicht abſchrecken zu laſſen, „denn das Bild iſt an ſich von ewiger Schönheit. — Gott iſt „Einer, aber Einer in der Dreieinigkeit. Dieſe heilige Dreieinigkeit „iſt ein unerforſchliches Weſen. Der Vater iſt das Licht, der Sohn „iſt das Leben, und der h. Geiſt iſt der Friede. Der Vater offen„bart ſich im Menſchen durch das Gedächtniß, der Sohn durch „den Verſtand, der Geiſt durch den Willen. Die menſchliche Seele „iſt das Bild Gottes, aber dieſes Bild beſteht in nichts anderem, „als in Gedächtniß, Verſtand und Willen. Die Seele beſtand „vor der Erſchaffung der ſichtbaren Welt. Die Seele fiel vor der „Erſchaffung der Welt, wie mehrere Geiſter, welche in der geiſtigen „Welt fielen, darum darf der Fall Adams und Eva's, wie er in „der Schrift erzählt wird, nicht in dem Sinn genommen werden, „wie man ihn gewöhnlich verſteht. Dieſer Theil der Geneſis iſt „ein Bild, welches zuerſt den Fall der menſchlichen Seele aus dem „Zuſtand hoher Reinheit, welchen ſie in der geiſtigen Welt vor „ihrem Kommen auf die Erde beſaß, darſtellt; zweitens ſchildert es „den Fall, welcher von Adam in den erſten Tagen, die er auf „Erden zubrachte, wiederholt wurde; endlich vergegenwärtigt es den „Fall, welcher ſich ſeit Adam in jedem Menſchen leiblich und geiſtig „wiederholt, und der ſich bis ans Ende der Welt wiederholen wird. „Im Anfang kam der Fall der Seele daher, daß ſie ſich ſelbſt „betrachtete und anfing ſich allein zu lieben, und mit freiwilligem „Stolz ſich von der Betrachtung und der Liebe Gottes abzukehren. „Als die Seele zur Strafe für ihre Sünde in einen Körper ein„gekerkert wurde, fiel ſie abermals in der Perſon Adams durch die „Verführung der Schlange, d. i. auf den Reiz des verdorbenen „Willens des Fleiſches. Jetzt wird der Fall eines Jeden von uns „durch dieſelbe Schlange verurſacht, welche zu uns drang durch „Adam, durch die verbotene Frucht, d. i. durch Stolz, Hochmuth „und Unreinheit. Durch ihren erſten Fall in der obern Welt ver„lor die Seele das göttliche Bild und ward in die Materie einge„kerkert. Das Gedächtniß des Menſchen ward geſchwächt und ſein „Wille verderbt. So erſchien Adam in der Welt mit einer ſchwa„chen Erinnerung an die obere Welt, einem verdunkelten Verſtand „und einem rebelliſchen Willen. Seine Sünde, welche auf der Erde „wiederholt wurde, fällt jedoch ſeiner Nachkommenſchaft nicht zur „Laſt, ſondern jeder ſündigt und wird ſelig auf eigene Rechnung. „Obgleich die Wurzel der Sünde nicht der Fall Adams, ſondern „der freie Wille jedes Einzelnen iſt, ſo iſt gleichwohl kein Menſch „vom Fall und von der Sünde ausgenommen, weil jeder Menſch, „der auf die Welt kommt, ſchon vorher gefallen war, und den Hang „zu einem neuen Fall mitbringt. Nach dem Fall der Seele in der „geiſtigen Welt ſchuf Gott die irdiſche Welt für ſie, und ſtürzte ſie „nach der Gerechtigkeit der geiſtigen und reinen Welt in dieſe Welt „als in ein Gefängniß; das war die Strafe ihrer Sünden. Unſer „in dieſe Welt eingekerkerter Geiſt fällt und begibt ſich ſelbſt in „den Schmelzofen der Elemente, welche hier gähren. Andererſeits „iſt die Seele in das gegenwärtige Leben als an einen Ort der „Reinigung verwieſen, damit ſie, mit Fleiſch bekleidet und ihrem „eigenen Willen und Verſtand überlaſſen, zwiſchen Gutem und „Böſem wähle, und ſo Vergebung ihrer erſten Sünde oder aber „ewige Strafe erlange. Wenn ein Körper für uns in dieſer Welt „bereitet iſt, ſteigt unſere Seele von oben herab, bewohnt ihn, und „dann iſt der Menſch zum Leben berufen. Unſer Körper iſt das „Haus, in welchem unſere Seele aufgenommen wird, und in wel„chem wir die Erinnerung und das Gefühl deſſen verlieren, was „wir vor unſerer Fleiſchwerdung waren. Der Cherub mit dem „feurigen Schwert verſchließt uns den Zutritt zum Lebensbaum, „zur Gemeinſchaft mit Gott; ſo iſt die göttliche Beſtimmung des „Menſchen vollendet. „„Hüten wir uns, daß er nicht ſeine Hand „ausſtrecke und vom Lebensbaum nehme und ewig lebe!““ — Gott „hat von aller Ewigkeit her den Fall der Seele im Fleiſch vor„ausgeſehen, und da er wußte, daß der Menſch nicht aus eigener „Kraft ſich aus ſeinem Fall zu erheben vermöge, ſo beſchloß die „ewige Liebe, auf die Erde herabzuſteigen, Menſch zu werden und „durch ihre Leiden die ewige Gerechtigkeit zu beſchwichtigen. — „Jeſus Chriſtus iſt der Sohn Gottes und Gott ſelbſt. Gleichwohl „iſt zu bemerken, daß, wenn er ſich im A. T. offenbart, er ſich „dort nur offenbart als die Weisheit Gottes, als der Erhalter „aller Dinge, der am Anfang in der Natur ſelbſt, und ſpäter in „den Schriften des geoffenbarten Wortes enthalten war. Chriſtus „iſt das Wort Gottes, welches zu uns redet im Buch der Natur

[1] Duch bezeichnet Geiſt in den ſlaviſchen Dialekten, und Borez, Kämpfer oder Streiter.

„und in der h. Schrift; die Macht, welche ſich wunderbar erweiſt „in der Schöpfung und in jedem lebenden Weſen, Macht, welche „alle Dinge bewegt, alles belebt, und ſich überall in Zahl, Maaß „und Gewicht findet. Er iſt die Macht Gottes, welche in unſeren „Verfahren wirkſam war, und in uns auf verſchiedene Weiſe ſich „kräftig erzeigt. Wenn Jeſus Chriſtus im Neuen Teſtamente er„ſcheint, ſo iſt er die Verkörperung der hohen Weisheit, Gottes„erkenntniß und Wahrheit, des Geiſtes der Liebe, eines Geiſtes, „der von oben kommt, der heiligſten Freude, des Troſtes, Friedens, „der Mäßigkeit und Reinheit. — Chriſtus war auch ein Menſch, „denn er iſt, wie wir, ins Fleiſch geboren; wie ihn der Engel „Gabriel verkündigt, wird er in uns, ſo gut als in der Maria „geboren; er iſt in der Seele jedes Gläubigen geboren. Er geht „in die Wüſte, iſt verſucht vom Teufel, wenn er in uns iſt; das „ſind die Sorgen des Lebens, die fleiſchlichen Lüſte und die Ehre „bei der Welt. Wenn er mächtig in uns iſt, richtet er Worte der „Lehre an uns; er iſt verfolgt und erduldet den Tod am Kreuz; „er wird ins Grab des Fleiſches gelegt; er ſteht auf im Licht, „wenn die Seele Anfechtungen erleidet um die zehnte Stunde; er „lebt vierzig Tage im Herzen dieſes Gläubigen, überwindet alle „andere Liebe in ſeinem Herzen, er führt ihn zum Himmel auf den „Altar des Ruhmes als ein heiliges und Gott wohlgefälliges Opfer.“ In Betreff der Wunder Chriſti ſagen die Duchobortzi: „wir „glauben, daß er Wunder gethan hat; wir waren in unſeren Sün„den todt, blind und taub, und er hat uns das Leben wiedergege„ben; aber wir kennen kein äußeres und ſinnliches Wunder an — „die Duchobortzi nehmen die Schrift als Gottes Wort an, aber „ſie behaupten, daß alle ihre Worte einen myſtiſchen Sinn haben, „der ihnen ausſchließlich enthüllt wurde, und nur von ihnen ver„ſtanden wird. Alles iſt darin ſymboliſch. So iſt die Geſchichte „Kains eine Allegorie, welche die böſen Adamskinder vorſtellt, wie „ſie die in Abel perſonificirte unſichtbare Kirche verfolgen. Die „Sprachenverwirrung iſt nichts anderes als die Trennung der Kirchen. „Der im rothen Meer ertränkte Pharao iſt das Symbol der Nie„derlage des Satans, welcher mit all den Seinigen im rothen „Meer, d. i. im Feuerpfuhl, umkommen wird.“ Ebenſo wird das Neue Teſtament erklärt: „die Verwandlung des Waſſers in Wein „bei der Hochzeit zu Cana z. B. bedeutet, daß Chriſtus durch eine „myſtiſche Ehe mit unſerer Seele die Thränen der Reue in einen „geiſtigen, heiligen Freudenwein verwandeln wird.“

Wenn man bedenkt, daß dieſes Glaubensbekenntniß von unwiſſenden Bauern aufgeſetzt wurde, ſo kann man nicht genug ſtaunen, wie ſich dieſelben zu dieſer abſtracten Anſchauungsweiſe erheben konnten. Schwer zu begreifen iſt, wie der metaphyſiſche Glaube dieſer Sectirer ſie nicht vor den gröbſten und abſcheulichſten Ausbrüchen des Aberglaubens ſchützte. Man glaubt allgemein, ſie haben noch geheime Lehren und Gebräuche; da ſelbſt die Abtrünnigen, welche zur Staatskirche zurückkehrten, beharrliches Schweigen darüber beobachten, ſo läßt ſich nichts gewiſſes darüber behaupten; dagegen iſt folgende Thatſache ſich verbürgt. Ein Mann, Namens Kapuſtin, ein penſionirter Unterofficier der Garde, ſchloß ſich zu Anfang dieſes Jahrhunderts an die am Ufer der Moloſchna anſäſſigen Duchobortzi an; ſeine imponirende Haltung, ſeine außergewöhnlichen Talente und vor allem ſeine große Beredſamkeit verſchafften ihm einen ſo großen Einfluß auf dieſe Secte, daß ſie ihn als einen Propheten betrachtete, und ſich blind ſeinen Anordnungen fügte. Er predigte die Seelenwanderung, und lehrte öffentlich, daß die Seele des Gläubigen ein Ausfluß der Gottheit, des fleiſchgewordenen Wortes ſey, und daß ſie auf der Erde bleiben und von einem Körper in den andern wandern müſſe, ſo lange dieſe Welt beſtehe. Gott hat ſich als Chriſt im Körper Jeſu, welcher der Reichſte und Weiſeſte aller Menſchen war, geoffenbart. Seit dieſer Zeit blieb Gott mit der Menſchheit geeinigt und wohnt in jedem Gläubigen; die individuelle Seele Jeſu fährt nach dem Wort, welches er ſelbſt uns gab: „Ich bin mit euch bis ans Ende der Tage“ fort in der Welt zu weilen, indem ſie von Generation zu Generation ihren Körper wechſelt, während ſie auf beſondere Erlaubniß Gottes die Erinnerung ihres urſprünglichen Seyns bewahrt. Wenn ein Menſch die Seele Jeſu in ſich hat, ſo weiß er es. Während der erſten Jahrhunderte des Chriſtenthums war dieſe Thatſache allgemein anerkannt, und der neue Jeſus war von allen gekannt. Er regierte die Kirche und ſprach bei Streitfragen der Religion ſein Endurtheil aus. Er wurde Papſt genannt; aber falſche Päpſte uſurpirten bald den Thron Jeſu, welcher nur ein kleines Häuflein getreuer Schüler ſich erhielt, wie er es ſelbſt zuvor verkündet hatte: „viele ſind berufen, aber wenige ſind auserwählt.“ Dieſe treuen Jünger ſind die Duchobortzi; Jeſus iſt immer in ihrer Mitte und ſeine Seele wohnt mit in Einem von ihnen. So war Sylvan Kolesnikoff, Eines ihrer Häupter, welchen mehrere unſerer Greiſe noch kannten, der wahre Jeſus. „Ich bin der wahre Jeſus, ſo gewiß als der Himmel über meinem Haupte iſt und die Erde zu meinen Füßen. Ich bin Jeſus, Euer Herr. Fallet auf die Knie nieder und betet mich an.“ In der That beteten ſie ihn alle an.

Kapuſtin führte unter ſeinen Jüngern die Gütergemeinſchaft ein. Die Felder wurden gemeinſchaftlich bebaut und ihr Ertrag wurde nach den Bedürfniſſen eines jeden vertheilt; man gründete Fabriken und die Colonie nahm einen blühenden Aufſchwung. Im Jahre 1814 wurde Kapuſtin des Proſelytismus angeklagt, gefangen genommen, aber bald unter Caution wieder frei gegeben. Es verbreitete ſich damals das Gerücht ſeines Todes im Lande; die Behörden ließen ſein Grab öffnen, und man fand darin den Leichnam eines andern Menſchen. Alle Nachforſchungen waren fruchtlos, und erſt nach ſeinem wirklich erfolgten Tod erfuhr man, daß er mehrere Jahre in einer abgelegenen Höhle gelebt habe, von der aus er ſeine Anhänger leitete. Kapuſtin hatte einen Rath von dreißig Perſonen niedergeſetzt, von denen Zwölf Apoſtel heißen. Dieſer Rath erwählte ſeinen Sohn, einen ungefähr 15jährigen Jüngling von ſchwachem Geiſt und ſchlechten Sitten, zu ſeinem Nachfolger, aber die Leitung der Gemeinde blieb dem Rath vorbehalten. Dieſem gelang es nicht, ſich die abſolute Herrſchaft, welche Kapuſtin über ſeine Anhänger geübt hatte, zu erringen, und die Wahrheit ſeiner Lehre wurde bald von einigen Widerſpänſtigen in Frage geſtellt. Der Rath conſtituirte ſich als geheimer Gerichtshof, und diejenigen welche ſich ihm widerſetzt hatten, oder die verdächtigt waren daß ſie ihre Gemeinde verlaſſen wollten, wurden mit Gewalt auf eine Inſel, Namens Rayii Muka, geſchleppt und dort getödtet. So verſchwanden gegen 400 dieſer Sectirer. Die Regierung entdeckte noch bei ihren angeſtellten Nachforſchungen eine große Zahl dieſer Leichname; die einen waren verſtümmelt,

andere ſcheinen durch Feuer den Tod gefunden zu haben. Die gerichtliche Unterſuchung, welche dieſen Gräuel zu Tage förderte, wurde im J. 1834 begonnen und erreichte erſt 1839 ihr Ende. Der Kaiſer befahl, daß die zu dieſer Colonie gehörigen Duchobortzi in die kaukaſiſchen Provinzen abgeführt, und dort zerſtreut unter ſtrenge Ueberwachung geſtellt würden; doch erhielten diejenigen, welche zur Staatskirche zurücktraten, die Erlaubniß, in ihrer alten Heimath zu bleiben; 2500 Perſonen wurden ſo wegen ihres Aberglaubens nach Kaukaſien abgeführt.

Wir ſchließen dieſe Ueberſicht der verſchiedenen religiöſen Secten Rußlands mit einigen Bemerkungen über die Martiniſten, welche in der Religionsgeſchichte eine ehrenvolle Stelle einnahmen, denn ſie verbreiteten vermittelſt ihrer Freimaurerlogen die erhabenen Vorſchriften der Religion; vielleicht hatte die Freimaurerei nie ein ſo edles Feld der Thätigkeit, als das was ſich ihr in Rußland unter dem Namen des Martinismus öffnete. Der Ritter Saint-Martin iſt nicht ſo berühmt, als er es zu ſeyn verdiente.[1] Er bediente ſich der Freimaurerlogen, um die von ihr vorgetragene Lehre zu verbreiten, und bemühte ſich, denſelben eine religiöſe Richtung zu geben. In ſeinem Vaterland hatte er keinen großen Erfolg, obgleich er auf die Logen von Lyon und Montpellier einigen Einfluß übte; aber ein Pole, der Graf Grabiänka, und ein Ruſſe, der Admiral Pleſchtſchejeff, verbreiteten ſeine Lehren in Rußland und verſchafften denſelben Eingang in den Logen dieſes Reiches, wo ſie ſeither eine große Ausbreitung erlangten. Die Schriften von Jakob Böhme, von proteſtantiſchen Schriftſtellern, wie Arndt, Spener und einigen andern derſelben Schule, wurden das Symbol dieſer Secte, welche ſich in den höchſten Claſſen der Geſellſchaft verbreitete. Ihr Zweck war keineswegs, ſich bloß ſpeculativen Gedanken hinzugeben, ſondern der, die Vorſchriften des Chriſtenthums in Uebung zu bringen; ſie beſchränkten ſich nicht auf die Maske der Nächſtenliebe, ſondern beſchäftigten ſich auch mit Erziehung und Literatur. Moskau war der Mittelpunkt ihrer Thätigkeit. Hier hatten ſie eine typographiſche Geſellſchaft zur Beförderung der Literatur gegründet; dieſe Geſellſchaft kaufte alle ihr angebotenen Manuſcripte in Proſa oder in Verſen, Originalarbeiten und Ueberſetzungen; diejenigen Manuſcripte, welche den Druck nicht verdienten, wurden bei Seite gelegt, die übrigen zum Druck befördert. Beſonders begünſtigte dieſe Geſellſchaft die Veröffentlichung von Werken, welche eine ſittliche oder religiöſe Tendenz hatten, aber ſie veröffentlichte auch Schriften über alle Theile der Literatur und Wiſſenſchaft, ſo daß ſie die ruſſiſche Literatur ſchnell mit vielen neuen Producten und hauptſächlich mit Ueberſetzungen aus fremden Sprachen bereicherte. Sie gründete eine große Bibliothek, welche mehr als eine Million Franken koſtete, und hauptſächlich aus religiöſen Büchern beſtand; ſie war jedem zugänglich, der nach Belehrung begierig war. Sie ſtiftete auch eine Schule, und rief von allen Seiten talentvolle Jünglinge auf, denen man auch nach dem erſten Unterricht die Mittel an die Hand gab, ihre Studien im In- oder Ausland weiter fortzuſetzen. Nowikoff war eines der ausgezeichnetſten Mitglieder dieſer Geſellſchaft. Er veröffentlichte zuerſt periodiſche literariſche Schriften, die beſtimmt waren, nützliche Kenntniſſe zu verbreiten und allen Vorurtheilen entgegenzuarbeiten. Dann gründete er eine wiſſenſchaftliche Revue, und eine andere mehr populäre Zeitſchrift; der Gewinn aus dieſen Veröffentlichungen war zur Gründung von Freiſchulen für das Volk beſtimmt. Später verlegte er ſeinen Wohnſitz nach Moskau, wo er die typographiſche Geſellſchaft, von der oben die Rede war, gründete. Jedes Mitglied der Freimaurerei betheiligte ſich an dieſen edlen Arbeiten nicht bloß mit ſeinen Gaben, ſondern auch durch eigene Anſtrengung, durch Einfluß auf Verwandte und Freunde, und durch eigenes Beiſpiel. Entdeckte man in irgend einer entlegenen Provinz einen talentvollen Menſchen, ſo bemühte man ſich, ihm eine ſeinen Talenten entſprechende Verwendung zu geben. So erfuhr eines der thätigſten Mitglieder der Geſellſchaft, Hr. Tourgeneff, von der Exiſtenz eines reich begabten Jünglings, deſſen Anlagen keine Gelegenheit zur Entwicklung fanden, denn er lebte in einer entlegenen Provinz; er ließ ihn nach Moskau auf die Univerſität kommen. Dieſer Jüngling ward der berühmte Geſchichtſchreiber Rußlands, Karamſin, ein Mann, der ſich durch ſeinen Geiſt nicht minder als durch ſeinen edlen Charakter auszeichnete. Der Eifer, den die Martiniſten bei ihren Werken der Menſchenliebe beurkundeten, kam dem gleich, welchen ſie auf die intellectuelle Bildung ihres Landes verwandten. Wer von ihnen kein Geld beiſteuern konnte, gab ſeine Zeit und Thatkraft. Einige von ihnen opferten ihr ganzes Vermögen auf, um nützliche Inſtitute zu erhalten und die Leiden ihrer Nebenmenſchen zu lindern. So gab Lapuchin, der einer der größten Familien Rußlands angehörte, ein fürſtliches Vermögen her, und behielt für ſich nur das Unentbehrlichſte. Als Senator und Richter des Criminalſenats in Moskau weihte er ſein Leben der Vertheidigung der Unterdrückten. Viele Beiſpiele von Männern ließen ſich anführen, welche ihr Vermögen aufopferten und ſich harten Entbehrungen unterzogen, um für den Zweck ihrer Geſellſchaft wirkſam zu ſeyn.

Es läßt ſich nicht bezweifeln, daß die Civiliſation in Rußland raſch vorwärts geſchritten wäre, wenn es den Martiniſten vergönnt geweſen wäre, ihre edeln Arbeiten fortzuſetzen. Nicht nur verbreiteten ſie literariſche und wiſſenſchaftliche Kenntniſſe in den verſchiedenen Claſſen der Geſellſchaft, ſondern ſie bemühten ſich auch, in der Nationalkirche einen religiöſen Geiſt zu wecken, der nicht in ihr lebt, denn dieſe Kirche bietet faſt nur ein Gemiſch von äußern Formen und abergläubiſchen Meinungen. Die Freimaurerlogen verbreiteten ſich allmählich im ganzen Reich, und ihr heilſamer Einfluß trat jeden Tag deutlicher hervor. Sie recrutirten ſich aus den hervorragendſten Männern Rußlands, aus den höchſten Staatsbeamten, Gelehrten, Kaufleuten und Buchhändlern; ſie zählten auch einige hohe Würdenträger der Kirche und einfache Prieſter unter ſich. Aber die Kaiſerin Katharina begann in die Thätigkeit der Freimaurer und insbeſondere der typographiſchen Geſellſchaft Mißtrauen zu ſetzen. Nowikoff wurde in die Feſtung Schlüſſelburg eingeſetzt, und Lapuchin, der Fürſt Nicolas Trubetzkoi und Turgeneff auf ihre Güter verwieſen, die Werke von Arndt, Spener, Böhme und andern wurden als dem öffentlichen Wohl gefährlich verbannt. Der Kaiſer Paul gab bei ſeinem Regierungsantritt Nowikoff wieder frei; aber dieſer fand ſein Haus verödet, ſeine Frau war geſtorben und ſeine drei Kinder unterlagen einer furchtbaren, unheilbaren

[1] Er iſt geboren 1743 und ſtarb 1803. Seine Hauptſchriften ſind: „Ueber den Irrthum und die Wahrheit“; „Ueber die Verhältniſſe zwiſchen Gott, dem Menſchen und der Natur.“

Krankheit. Der Kaiſer Paul fragte Novikoff, als dieſer von der Feſtung aus vor ihm erſchien, was er thun könne, damit er die erfahrenen Unbillen und Leiden vergeſſe? Novikoff antwortete „allen denen, die zur ſelben Zeit mit mir der Freiheit beraubt wurden, dieſelbe wiedergeben!“ Die Martiniſten konnten ihre frühern Arbeiten nicht mehr wieder aufnehmen, aber ſie fuhren fort, im Stillen ihre philanthropiſchen Zwecke zu verfolgen. Der Kaiſer Alexander zeigte nach dem franzöſiſchen Krieg eine Hinneigung zum Myſticismus; er wünſchte aufrichtig das Beſte ſeiner Unterthanen, und berief die Martiniſten zu ſeinen Rathgebern. Einem von dieſen, dem Fürſten Galitzin, vertraute er das Miniſterium des Cultus und des öffentlichen Unterrichts. Galitzin und andere Martiniſten machten neue Anſtrengungen; ſie gründeten von der Regierung privilegirte Bibelgeſellſchaften; man verbreitete die Ueberſetzung mehrerer religiöſen Werke, wie von Stilling ꝛc. Labzin veröffentlichte in ruſſiſcher Sprache eine Zeitſchrift, die in ganz myſtiſchem Geiſt verfaßt war und den Titel trug: „Zionsbote.“ Sie bekam viele Abonnenten, welche die Anſichten des Verfaſſers theilten, aber der Mangel aller Publicität in Rußland macht es unmöglich, ſich ein genaues Bild von der Gegenwart zu machen. Eins iſt gewiß: daß die liberale und religiöſe Richtung, welche unter der Regierung Alexanders herrſchte, einer Politik Platz machte, welche die verſchiedenen nationalen und religiöſen Elemente des großen Reichs in einem uniformen Syſtem aufgehen laſſen will. Dieſer Politik iſt es entſprechend, daß die bibliſchen Geſellſchaften unterdrückt wurden, und die proteſtantiſchen Miſſionäre, welche die aſiatiſchen Provinzen Rußlands evangeliſirten, den Befehl erhielten, ihre Arbeiten einzuſtellen!

Ueber die Aethiopier Aſiens.

Unter dieſem Titel finden wir im Athen. Franç. vom 22 April einen „Baron Eckſtein“ bezeichneten Artikel, der allerlei kraus und bunt durcheinander wirft, aber doch einen Gegenſtand berührt, der gegenwärtig die Freunde der alten Ethnographie lebhaft beſchäftigt, und noch immer ſehr ſtrittig iſt. Baron Eckſtein holt etwas gar weit aus, und ſchreibt ſeinen Kuſchiten oder alten aſiatiſchen Aethiopiern die bedeutendſten Anfänge der Cultur und die tiefſten mythologiſchen Sagen zu. Er äußert ſich darüber folgendermaaßen: „unter die alten Familien des Menſchengeſchlechts gehören die hamitiſchen Racen, und unter dieſen nehmen die Kuſchiten den erſten Rang ein. Gründer Ninive's, ehe es ein aſſyriſches Reich gab, Gründer Babylons, ehe die Chasdim (Chaldäer) ſich hier niederließen, Gründer von Suſa, ehe der Stamm Elam hier ein Reich eroberte, haben dieſe Kuſchiten auch Oman in der Nacht der Zeiten innegehabt. Wir finden ſie am Ufer von faſt ganz Oſt- und Südarabien, auch an der Weſtküſte bis zum ailanitiſchen Golf; ſie waren hier zu einer Zeit, wo es noch keine Joktaniden in Arabien, wo es noch weniger Ismaeliten und Idumäer gab. Die Geſchichte der Kuſchiten iſt für uns ein Name auf einem weißen Blatt der Geſchichte. Nur die großen Thaten der Wiſſenſchaft und der Civiliſation, die von ihnen vollbracht wurden, ſchwimmen noch oben auf der Fluth der Jahrhunderte. Man kann noch die Formen ihres Cultus, die Grundſätze ihres Glaubens ſtudiren; es beſtehen ſogar noch zahlreiche Spuren ihrer geſellſchaftlichen Einrichtungen. Sie ſcheinen zuerſt den geſtirnten Himmel beobachtet, den Kalender und das heilige Jahr geregelt, zuerſt den Raum gemeſſen zu haben, alles dieß unter der Form religiöſen Geheimniſſes. Von ihnen ſtammen die Anfänge der Schifffahrt, der Indus, wie der Euphrat und Tigris danken ihnen die erſte Erforſchung. Von den Mündungen des Indus bis Catſch, Guzerat, Concan und Malabar, an den Ufern Gedroſiens, Caramaniens und des perſiſchen Golfs ſtoßen wir auf eine Reihe mythologiſcher Ereigniſſe, die bis zu ihnen hinaufſteigen. Wir finden ſie an den Küſten Arabiens bis nach Sofala hinab, wir können ihnen folgen auf der Straße des Mittelmeeres von dem Delta Aegyptens bis Joppe. Wenn ſie in den Traditionen eines Urgriechenlands auftreten, ſo finden wir ſie unter den Namen Aethiopier und Cephenen, ſie gehen durch die Inſeln Griechenlands hinauf bis in die Nähe des Pontus Euxinus. Hier iſt im Weſten ihre Gränze.“ Der Name der Stadt Kyzikos, am Marmorameer, ſoll ganz identiſch ſeyn mit deren Worte Kuſchikas, der Sanskritform des Namens Kuſch.

Es wird uns bei dieſem Fluge der Einbildungskraft etwas ſeltſam zu Muthe; der Aufſatz iſt reich geſpickt mit Citaten der Alten, ſo wie mit Hinweiſungen auf die Forſchungen der Neuern, namentlich Laſſen, Movers, Ottfried Müller u. ſ. w.; den Sprachforſchungen iſt großes Lob geſpendet, aber der Grund des Wiſſens beruht noch auf den alten antiquariſchen Anſchauungen; der Verfaſſer bekämpft Letronne, den antiquariſchen Aſtronomen, und ergeht ſich auf dem viel nebelhafteren Feld der alten urthümlichen Mythologie, von der nur Anklänge auf uns gekommen. Wir betrachten dieſe Art der Auffaſſung alter Geſchichte und Ethnographie als beſonders unpaſſend in unſerer Zeit, wo die vergleichende Sprachforſchung einen ganz neuen Boden für dieſe Studien zu legen beginnt, und oft nicht wenig damit zu thun hat, den alten gelehrten Wuſt als unbrauchbaren Schutt hinwegzuräumen. Zuverläſſig, ſolange man nicht an der feſten Hand der vergleichenden Sprachenkunde fortſchreitet, iſt man dem Irrthum allzu ſehr ausgeſetzt. Der Verf. z. B. wirft die Aethiopier Afrika's, die Bewohner des Landes zwiſchen Aegypten und Abyſſinien, die Bewohner Südarabiens, des ſüdlichen Perſiens und des weſtlichen Indiens zuſammen als Ein Volk, das er Kuſchiten oder Aethiopier nennt. Die ſchwarzen Inder Herodots ſind aber gewiß nicht Ein Volk mit den ſchwarzen Aethiopiern, denn Herodot führt ſelbſt an, daß die erſten glattes Haar hatten, nicht krauſes, wie die afrikaniſchen, und zu dieſen krauswolligen Leuten gehören doch wohl auch nicht die rothbraunen, welche noch jetzt unter verſchiedenen Namen von der Gränze Aegyptens bis nach den abyſſiniſchen Gebirgen hin ſitzen. Ehe wir eine von den Weſtküſten Indiens bis vor ans Mittelmeer ſitzende Völkergruppe annehmen, deren Verwandtſchaft aus mehr als einem Grunde höchſt zweifelhaft iſt, aber ſich aus noch vorhandenen Sprachen ermitteln laſſen

müßte [1], haben wir die viel näher liegende Frage über die Völker zu entſcheiden, welche von Südarabien herauf bis gegen die kurdiſchen Gebirge wohnten. Der Verfaſſer ſagt geradezu, und wir müſſen ihm hierin Recht geben, daß die Semiten nach und nach die Kuſchiten verdrängten; daß dieſe Verdrängung von Nordoſten ausgegangen, und daß die Semiten durch ihre Ueberlieferungen mit den ariſchen Völkern zuſammenhängen, hat unter anderm auch Windiſchmann in ſeinen „Urſagen der ariſchen Völker“ ziemlich überzeugend nachgewieſen. Einen noch merkwürdigern Fingerzeig gibt Hitzig [2], indem er nachweiſt, daß drei ſyriſche Städte Mabug (das griechiſche Hierapolis), Damascus und Tadmor einſt von ſanskrit- oder ariſchredenden Leuten geſtiftet wurden. Fügen wir hinzu, daß die Chaldäer, welche in verſchiedenen Dynaſtien über Babylon herrſchten, allen Umſtänden nach ariſchen Stammes, wahrſcheinlich Kurden waren — was auch Gumpach in ſeinem neueſten Abriß der babyloniſch-aſſyriſchen Geſchichte (p. 44) beſtätigt — daß die Einfälle der Meder ins babyloniſche Gebiet hiſtoriſch über das zweite Jahrtauſend hinaufreichen, ſo haben wir Zeugniſſe genug, daß im ganzen nördlichen Gebiet Meſopotamiens und Syriens ariſche Colonien ſaßen. Wenn wir nun die philologiſche Forſchung zu Rathe ziehen, und vernehmen daß der Zuſammenhang des ſemitiſchen Sprachſtamms mit dem ariſchen im Nordoſten des Gebiets der ſemitiſchen Race zu ſuchen iſt, dann wird uns die Darſtellung des erſten Buchs Moſis klar, welches augenſcheinlich darauf hinweiſt, daß ein aus der Verbindung der Eingebornen Meſopotamiens und Syriens mit den fremden Eroberern hervorgegangenes Miſchvolk ſich immer weiter gegen Süden ausbreitete, und die rein kuſchitiſchen oder wenn man will hamitiſchen Stämme verdrängte; daß die aus dieſer Verbindung hervorgegangene Miſchſprache, in welcher das eingeborne Element allmählich überwiegen mußte, auf demſelben Wege ſich ausbreitete und die Hamiten überall gegen Süden und Weſten zurückwichen.

Lepſius äußert ſich in der von uns oben angeführten Stelle folgendermaaßen: „wir haben in Aethiopien wie in Aegypten zwei ohne Zweifel nach einander aufgekommene Schriftarten, welche den eigentlich äthiopiſchen Landesdialekt enthalten. [3] Ich hoffe daß aus dem Studium der einheimiſchen Inſchriften und der jetzt noch lebenden Sprachen ſich manches wichtige Reſultat ergeben wird. Der äthiopiſche Name umfaßt viel Ungleichartiges bei den Alten. Die alte Bevölkerung des ganzen Nilthals bis Chartum, ſowie die Stämme der Wüſte öſtlich vom Nil und die abyſſiniſchen Völker unterſchieden ſich ehedem wahrſcheinlich noch beſtimmter als jetzt von den Negern und gehörten zur kaukaſiſchen Race; [4] die Aethiopier von Meroe (nach Herodot der Mutterſtaat aller Aethiopen) waren rothbraune Leute, den Aegyptern ähnlich, nur dunkler, wie noch heut zu Tage.“ Lepſius ſcheint ſich ganz entſchieden zu der Anſicht hinzuneigen, daß die Völker zwiſchen Aegypten und Abyſſinien die Reſte der rothen oder hamitiſchen Race ſind, während dieſelbe in Aſien durch die Semiten wahrſcheinlich gänzlich überwältigt wurde, denn die Spuren, die man von derſelben in Mahrah in Südarabien gefunden haben will, ſind noch höchſt zweifelhaft. Ehe nicht dieſe von Lepſius bezeichneten, noch lebenden Sprachen genauer ermittelt und mit den Inſchriften verglichen ſind, ehe man nicht mit den älteſten Denkmälern Babyloniens vertrauter geworden, kann man über alle dieſe Fragen nur Vermuthungen hegen. Die Alten, ſelbſt Herodot, ſind, ſo viel ſie uns auch Intereſſantes bringen, blinde Leiter, und den Faden der Völkerverwandtſchaft an vagen Religionsbegriffen fortſpinnen zu wollen, wie Eckſtein gethan, iſt ein undankbares, fruchtloſes Unternehmen, da die Uebertragung ſolcher Religionsbegriffe an ganz fremde Stämme nichts eben ſeltenes iſt. Die allgemeine Forſchung, wie man ſie früher an der Hand der alten Schriftſteller unternehmen zu können glaubte, muß jetzt ruhen, da ein neues Element, die vergleichende Sprachenkunde, dazwiſchen getreten iſt, und noch nicht genügend alle Theile erörtert hat. Dieſe Sprachforſchung ſammelt langſam Stein um Stein zu einem neuen Bau der alten Völkergeſchichte. Die ägyptiſchen Forſchungen können uns hierüber als Beiſpiel dienen: ſeit Champollion am 27 Sept. 1822 in der franzöſiſchen Akademie ſein berühmtes „Memoire über die phonetiſchen Hieroglyphen“ vorlas, iſt das ägyptiſche Studium gründlich umgewandelt, und unermeßlich erweitert worden. Was Champollions Arbeit für Aegypten gethan hat, das erwartet man jetzt von dem Studium der babyloniſchen und aſſyriſchen Keilſchrift; ſind dieſe völlig ergründet, ſo werden ſie uns, namentlich die erſte, ins dritte Jahrtauſend vor Chr. hinauf führen, und Rückſchlüſſe über die zu jener Zeit und noch früher vorgegangenen Völkerwanderungen und Verſchiebungen zulaſſen. Die Alten können uns in dieſen Forſchungen nicht führen, denn augenſcheinlich wiſſen ſie ſelbſt ſehr wenig davon, ihre unvollſtändige Kenntniß ſelbſt des aſſyriſchen Reichs beweiſt dieß zur Genüge. Manches was ihnen zu Ohren gekommen, werden wir vielleicht erſt recht verſtehen lernen, wenn die Sprachforſchung uns auf eine gründlichere Art belehrt hat, als ſie ſelbſt die Sache verſtanden, wie es jetzt ſchon kein Zweifel iſt, daß wir manches aus dem ägyptiſchen Alterthum beſſer wiſſen als Herodot, obgleich dieſer ſeiner Zeit ſelbſt in Aegypten geweſen. Die Forſchung hat eine ganz andere Richtung genommen, und wer nicht ſelbſt die gründlichſten Sprachſtudien anſtellen kann, muß ſich in zweiter Linie an die Ermittelungen der neuen Sprachforſcher halten.

[1] Die Sprachen, welche von den Völkern zwiſchen Aegypten und den abyſſiniſchen Gebirgen, von den Biſcharis, Ababde, Hallenga ꝛc. geſprochen werden, die alte nubiſche Sprache, wie ſie Lepſius (ſ. Briefe p. 221) nennt, welche erweislich mit der Berberſprache zuſammenhängt, iſt ſie gleichen Stammes mit der Urſprache in Malabar? Wir wiſſen es nicht, möchten es aber ſehr ſtark bezweifeln.

[2] S. Zeitſchrift der deutſchen morgenländiſchen Geſellſchaft Bd. VIII. 2.

[3] D. h. nicht den altabyſſiniſchen, rein ſemitiſchen Geezdialekt, der aus Arabien eingewandert iſt, wie nicht nur der Gehalt der Sprache, ſondern ſelbſt die Schrift zeigt, die in Südarabien ſich noch auf Denkmälern findet.

[4] Selbſt die Tibbus, wie die Tuariks, rechnen ſich ſtolz zur weißen Race, und unterſcheiden ſich, trotz aller Miſchung mit Negerblut, immer noch von den Negern ſehr ſcharf.

Die Inſel Oeſel.

(Ruſſ. Journal des Miniſt. des Innern. Januar 1855.)

1. Topographie.

Die Inſeln Oeſel und Mon, welche nebſt einer Menge kleinerer einen der Kreiſe des Gouv. Livland bilden, liegen zwiſchen 57° 56′ und 58° 42′ N. B., und zwiſchen 39° 10′ und 41° O. L. v. F. Die beiden genannten Inſeln, welche durch ihre ganze Erſtreckung den Eingang in den Meerbuſen von Riga ſchützen, ſind nur durch eine ſeichte und ſchmale, unter dem Namen des kleinen Sunds bekannte Meerenge getrennt, öffnen gegen Süden ein 25 Werſt weites Thor, und ſind gegen Norden und Oſten vom feſten Land und von der Inſel Dagö (Dagden) durch den großen und den Soële-Sund geſchieden; ihre weſtlichen Ufer beſpült das baltiſche Meer. Beide Inſeln haben 50½ Quadratmeilen oder 2442 Quadrat-Werſt, wovon auf Oeſel 2270, auf Mon 176 kommen. Den Umriſſen und der geognoſtiſchen Bildung nach macht Mon ein Zubehör von Oeſel aus, theilte von Alters her ſeine Schickſale, und bildet auch jetzt ein Kirchſpiel von Oeſel. Nach den verſteinerten Ueberreſten verſchiedenartiger Korallen und Zoophyten, die man in unendlicher Menge im Kalk von Oeſel, Mon, Dagö und Gottland findet, zu ſchließen, gehören dieſe Inſeln einer andern geologiſchen Epoche an, als die Uferländer des baltiſchen Meeres, welche ſich viel früher aus dem Meeresgrunde erhoben haben. Die Grundlage von Oeſel bildet allenthalben Kalk, der ſich in mehr oder minder horizontalen Schichten, die ſich an den Ufern und Bergabhängen deutlich zeigen, langſam niederſchlug. Sie ſetzen ſich am weſtlichen Rande in Form von Untiefen ſtellenweiſe 13 Werſt weit fort, und bilden hier ſteile und gefährliche Klippen. Der ſüdliche Theil von Oeſel iſt im allgemeinen eben, das Meeresufer flach, aber die in die Inſel einſchneidenden Buchten und die ausgetrockneten Flußſpalten ſowie die merkliche, fortdauernd zunehmende Trockenheit beſtätigen augenſcheinlich die Anſicht, daß die Inſel, wie auch die ſkandinaviſchen Ufer, nach und nach mehr über das Meeresniveau ſich erheben. [1] Die Oberfläche des Bodens in der Mitte der Inſel hebt ſich langſam, und die ſie durchſchneidenden unbedeutenden Höhen fließen endlich in eine geſchloſſene Ausbauchung zuſammen, die von Norden gegen Südweſten läuft und an ihren Rändern mit Reihen großer Sandhügel eingefaßt iſt, die einſt den Meeresrand bildeten.

Das höchſte Ufer der Inſel iſt das nördliche, und auf demſelben namentlich das Vorgebirge Pank, das auf 113 Fuß über dem Meere anſteigt. Die ſteilen Steinwände dieſes Vorgebirges, von denen die weſtliche einen bequemen Ankerplatz bildet, ſetzen ſich gegen S und O fort. Der ſüdweſtliche Theil der Inſel oder die Halbinſel Sworbe ſtreckt ſich in einer ſchmalen, gedehnten Landzunge ins Meer hinein, und endet mit einem langen von Waſſer bedeckten Riff. Die Länge der Halbinſel Sworbe iſt 30, die Breite 3—8 Werſt. Bei der Steilheit des weſtlichen Ufers, welches von Schluchten und Spalten durchſchnitten iſt, bildet dieſe Halbinſel in geologiſcher Beziehung den intereſſanteſten Theil der Inſel. Hier finden ſich in ungewöhnlicher Menge die verſteinerten Ueberreſte verſchiedener organiſcher Formationen in feſtem, weißlichem Kalkſpath. Längs dem ſüdweſtlichen Rand der Landzunge von Sworbe läuft eine Sandhöhe, welche von waldbewachſenen Hügeln durchſchnitten iſt, die acht Werſte von Arensburg beginnend und allmählich niedriger werdend ſich bis zur äußerſten Südweſtſpitze fortziehen.

Das öſtliche Anhängſel von Oeſel, die Inſel Mon, bietet in ihrer Oberfläche ganz dasſelbe Bild; auch hier bemerkt man eine Erhöhung des Bodens gegen Norden; wie in Oeſel ſind die nördlichen Ufer hoch und ſteil, während der ſüdliche Theil flach und ſumpfig iſt. Die Kalkfelſen der nordweſtlichen Ufer von Oeſel ſetzen ſich, wie ſchon bemerkt, ins Meer hinein fort und bilden bis auf eine bedeutende Strecke vom Waſſer bedeckte Riffe. Durch die ſeit dem Jahr 1846 von dem Generalmajor Baron Wrangel angeſtellten Unterſuchungen an den Filſand-Inſeln und in der Bucht von Kilkond ſind dieſe Localitäten jetzt genau bekannt, die Untiefen und die Felſen unter dem Waſſer mit Bojen bezeichnet, und auf den filſandiſchen Inſeln ein ſteinerner Leuchtthurm erbaut. Dadurch iſt die für die Schifffahrt gefährliche Bucht von Kilkond in einen bequemen Ankergrund umgewandelt. Noch bemerkenswerther iſt der Hafen von Taggalacht am nördlichen Ufer, der jährlich einen bedeutenden Theil der baltiſchen Flotte aufnimmt; hier können die größten Linienſchiffe in der Entfernung von wenigen Klaftern vom Ufer vor Anker liegen. An der Halbinſel Sworbe liegt der Hafen von Zerel, der einigen Ruf in der Localgeſchichte durch den Umſtand erlangt hat, daß er in den erſten Jahrhunderten des weſtlichen Handelsverkehrs mit dem baltiſchen Lande für die lübiſchen und holländiſchen Galioten ein ſicherer Zufluchtsort gegen die Winde und den Andrang des Eiſes war. Jetzt hat die Bucht von Zerel ihre frühere Bedeutung verloren, die Zahl der Schiffe, die ſie im Frühjahr und Herbſt beſuchen, hat ſich mit Entwicklung der Seemannsgeſchicklichkeit und der Marinetopographie vermindert, und zudem iſt ſie jetzt ſo verſandet, daß ſie nur Schiffe von 100 Rigaer Laſten (etwas über 30 Tonnen) aufnehmen kann.

Das Oſtufer von Mon iſt minder bedeutend; der es beſpülende große oder Mon-Sund dient der Küſtenſchifffahrt, zu deren Sicherheit auf der kleinen in der Mitte des Sunds gelegenen Inſel Paternoſter ein Tagesſignal aufgeſtellt iſt. — Oeſel iſt reich an ſüßem Waſſer; an verſchiedenen Orten der Inſel findet man acht größere und 14 kleinere Seen zerſtreut; aus einigen derſelben kommen Bäche, die ſich ins Meer ergießen. Der größte dieſer Seen, unter dem Namen des großen Wik bekannt, liegt am ſüdlichen Ufer 7 Werſte von der Stadt Arensburg; er wird durch Zufluß mehrerer Bäche auf der Nordſeite genährt, und entſendet den Bach Nawa, der für kleine Fahrzeuge fahrbar iſt, und in die Arensburger Rhede, oder wie man an Ort und Stelle ſich ausdrückt, in den großen Keſſel fällt. Auf der Oſtſeite liegt der See Koik mitten in einem großen Sumpf, gegen NW der See Merri,

[1] Heinrich Latyſch ſagt in ſeiner alten Chronik, daß die im J. 1215 nach Oeſel fahrenden Biſchöfe Philipp und Dietrich vor dem Angriff der Eingebornen auf ihre Schiffe im Hafen ſich retteten, der am Südufer ſich befand, von da zu Waſſer nach dem weſtlichen Ufer und dann nach Gottland fuhren. Dieſer Hafen bildete damals eine Meerenge, welche Oeſel von der jetzigen Halbinſel Sworbe trennte. Gegenwärtig ſind nur Spuren dieſer Meerenge übrig, am Oſtufer der Bach Salm mit einer kleinen für Schiffe unbequemen Mündung und auf der Weſtſeite weite Wieſen und Sümpfe.

der ſein Waſſer durch den Zuſammenfluß von vier kleinen Seen und einigen Bächen erhält, und durch zwei Mündungen mit dem Meer in Verbindung ſteht. Die Länge aller dieſer Seen iſt 2—4, die Breite 1—3 Werſt. — Die ganze Oberfläche der Inſel iſt von Bächen verſchiedener Größe durchſchnitten, die nicht immer waſſerreich ſind, die aber durch ihre Zahl und ihr vortreffliches Waſſer ein gutes Hülfsmittel für die Landwirthſchaft abgeben.

Kalk bildet, wie ſchon oben bemerkt, allenthalben die Grundlage der Inſeln, und erſcheint auch auf dem weſtlichen Ufer und auf der Inſel Mon, wo er ſich in breiten kahlen Fließen ausdehnt, an der Oberfläche. Die Bedingungen der Vegetation liegen in mehr oder minder dicken Schichten von Thonerde und aufgeworfenem Sande, womit abwechſelnd die ganze Oberfläche von Oeſel bedeckt iſt. Im Nordweſten erreicht der Boden in den Vertiefungen eine beſondere Fruchtbarkeit, ſo daß der Weizen 13fältig und mehr gibt. Der Boden hat zum Bearbeiten eine hinreichende Tiefe, nur ſtellenweiſe in der Nähe der weſtlichen Ufer ſtößt die Pflügung auf Schwierigkeiten in dem ſteinigen Grund und durch die ungewöhnliche Menge von Rollſteinen. Oeſel erzeugt im allgemeinen alle Getreidearten, die im baltiſchen Lande fortkommen. Durch den Reichthum an ſüßem Waſſer, die Nähe des Meeres und das Vorfinden von Mergel im Boden zeichnen ſich ſeine Wieſen durch Ueppigkeit und durch den reichen Graswuchs aus. Die Baumvegetation zeigt keinen bemerkenswerthen Unterſchied gegen die auf dem feſten Lande, doch ſcheint es daß der Boden für Laubwald beſonders günſtig iſt, den man deßhalb auch ſehr häufig trifft. Die Flora von Oeſel hat nach den Bemerkungen der Naturforſcher im allgemeinen einen Gebirgscharakter und iſt ohne Vergleich mannichfaltiger als die Flora auf dem benachbarten Feſtland. Von den verſchiedenen Baumarten nimmt die Eiche den erſten Rang ein; dieſer Baum iſt in großer Zahl allenthalben verbreitet, ſo daß er in der Sprache der Eingebornen denſelben Namen hat, wie die Inſel ſelbſt. [1] Auch die Eſche trifft man und ſie erlangt eine ungewöhnliche Schönheit und hohes Alter; auf der Oſtſeite der Inſel finden ſich nicht unbedeutende Eichenwälder, die unter dem Departement der Schiffbauhölzer ſtehen. Außer der Eiche und Eſche wachſen auf Oeſel alle dem benachbarten Feſtland eigenen Bäume, als Ulmen, Fichten, Tannen, Birken, Erlen, Eſpen, Ahorn, Linden, Weiden und wilde Aepfel. Alle dieſe Bäume wachſen gewöhnlich in Wäldchen, welche bei dem Reichthum und der Mannichfaltigkeit der Flora von Oeſel und bei der Menge breitblättriger Gebüſche, namentlich am Ufer der zahlloſen Meerbuſen, eine wirklich maleriſche Landſchaft darbieten.

2. Geſchichtlicher Umriß.

Die vortheilhafte geographiſche Lage und die natürlichen Vorzüge von Oeſel haben ſeit undenklichen Zeiten in den die Inſel bewohnenden Eſthen eine ſtarke Anhänglichkeit an den heimiſchen Boden und eine beſondere Hartnäckigkeit in Vertheidigung desſelben erzeugt und zugleich einen Haß gegen die benachbarten Regenten, welche wiederholte, ſeit dem Anfang des 13ten Jahrhunderts hiſtoriſch bekannte Einfälle auf dieſelbe unternahmen. Dieſe Urſachen, wozu man noch das wilde Heidenthum der Inſelbewohner und ihre Neigung zum Seeraub nehmen muß, erklären die kurze Feſtſetzung der Schweden und Dänen auf der Inſel, den langen Widerſtand der Ureinwohner gegen den Andrang der Kreuzritter und die bedeutende Militärmacht, die zu ihrer Unterwerfung erforderlich war.

Albert von Buxhövden, dem dritten Biſchof von Livland, war es vorbehalten die Bewohner von Oeſel gänzlich zu beſiegen und zum Chriſtenthum zu bekehren. Nachdem im J. 1219 im Schloſſe Leal (Oeſel gegenüber auf dem feſten Lande im jetzigen Kreiſe Wik des Gouv. Eſthland) ein beſonderes Bisthum eingeſetzt worden war, ſammelte Albert unter Mitwirkung des päpſtlichen Legaten und des Ordensmeiſters Wolkin aus Schwertrittern, Kreuzfahrern, Bürgern der Stadt Riga, verſchiedenen Vaſallen und den neubekehrten Letten, Liven und Eſthen ein Heer von 20,000 Mann, ging im Anfang Februars 1227 auf dem Eis nach der Inſel Oeſel hinüber, ſchlug in blutigem Kampfe die Eingebornen aufs Haupt, nahm ihre wichtigſten Befeſtigungen mit Sturm, und vereinigte die Inſel mit dem Bisthum Leal, deſſen Inhaber ſeit dem J. 1290 auch den Namen Biſchof von Oeſel führt. Das ſelbſtſtändige Verhältniß der Eingebornen hörte damit für immer auf. Im Lauf des erſten Jahrhunderts nach ihrer Unterwerfung fielen ſie wiederholt vom Chriſtenthum ab, und ſtanden gegen ihre Beſieger auf, wurden aber jedesmal mit Feuer und Schwert wieder zur Unterwerfung gebracht. Die Ritter vom Deutſchorden, mit welchem ſeit 1237 die Schwertritter ſich verbunden hatten, erhielten von dem Biſchof einen bedeutenden Theil der Inſel zu Lehen, und ſetzten ſich endlich in ihren Beſitzungen völlig feſt. Den Bürgern von Riga fiel, zur Belohnung für die von ihnen bei der Eroberung der Inſel geleiſtete Hülfe, bei der erſten Theilung (1231) gleichfalls ein Antheil zu, nämlich die Halbinſel Swordbe, ſie traten dieſelbe jedoch bald an die Biſchöfe ab. Die gleich im Beginn ausgebrochenen Streitigkeiten zwiſchen den Ordensbrüdern und den Vaſallen des Biſchofs, den ſogenannten Stiftsrittern, und die Verſuche der däniſchen Könige, ihre Herrſchaft auf der Inſel wieder herzuſtellen, wurden auf eine Zeitlang durch Verträge vom J. 1237 beſchwichtigt. Der däniſche König Waldemar erkannte Oeſel als ſelbſtſtändiges Beſitzthum an, und behielt ſich nur die oberſte Gewalt darüber vor. Obgleich er aber ſpäter durch einen beſondern Brief ſich aller Einmiſchung in die Angelegenheit von Oeſel entſchlug, ſo verlangten doch Biſchöfe und Ritter während der ganzen Dauer des ſelbſtſtändigen Beſtandes von Oeſel mehrmals von den däniſchen Königen die Beſtätigung und Erneuerung ihrer Privilegien, und wurden endlich ganz unter die däniſche Herrſchaft gezogen.

Nachdem im J. 1341 der Biſchof von Osnabrück auf dem ſüdlichen Ufer der Inſel das Schloß Arensburg erbaut hatte, trat bei den Biſchöfen das Streben hervor, ihre Beſitzungen um Arensburg abzurunden, und dadurch mußten ſich die früheren Streitigkeiten mit dem Orden erneuern. Zudem trat die Doppelautorität, in welche die Herrſchaft über Oeſel zerfiel, hauptſächlich bei der Biſchofswahl hervor, und erzeugte und unterhielt innere Unruhen und Spaltungen. Das gleichzeitige Auftreten zweier und ſelbſt mehrerer Bisthumscandidaten beginnt ſchon im J. 1423 und wiederholt ſich ſpäter mehreremale, bis der Eintritt der Reformation, die bald auch auf die baltiſchen Länder ihren Einfluß ausbreitete, dieſen Spaltungen ein Ende macht; die Bewohner von Oeſel wurden eifrige Anhänger der lutheriſchen Lehre. Aber der Abfall von der katholiſchen Kirche mußte dieſen ganzen politiſchen, auf dieſer Grundlage aufgeführten Bau erſchüttern und endlich ganz zum Fall bringen. Die in der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts wieder geſtiegene Macht des Ordens, der allenthalben das Uebergewicht über die Biſchöfe erhielt, und die raſche Ausbreitung

[1] Saare-maa, wie die Eingebornen Oeſel nennen, bedeutet „Eſchenland“ und „Inſel.“

der Reformation zeigten sich in den bedeutenden Privilegien, welche der Bischof von Oesel im J. 1524 der Ritterschaft ertheilte. Dieser Freibrief zeugt von dem Erlöschen der geistlichen Gewalt und der befestigten Kraft der Brüder des teutonischen Ordens. Der Bischof bestätigt in seinem Gebiet die Freiheit der evangelischen Lehre, bekräftigt alle alten Vorrechte der Ritter des Stiftes, unterwirft sich selbst dem Obergericht des Ortes, und läßt der Ritterschaft einen Theil an allen Verwaltungszweigen, an der Bischofswahl und an der Erklärung von Krieg und Frieden. Eine Abordnung der Ritterschaft bat im J. 1528 den Kaiser Karl V um feierliche Bestätigung dieser Privilegien, und dieser ertheilte damals den Bischöfen von Oesel die Würde von Reichsfürsten. Indeß neigte sich die Macht des Ordens sichtlich zum Fall: der Bischof von Kurland, Johann von Münchhausen, der zugleich auch Bischof von Oesel war, erkannte in der inneren Unordnung und den unaufhörlichen Streitigkeiten des Ordens die Vorzeichen seines unvermeidlichen Zusammenbrechens, berief Capitel und Ritterschaft und machte ihnen den Vorschlag, sich dem ehemaligen Beschützer von Oesel, dem König von Dänemark, zu übergeben. Dieser Vorschlag wurde angenommen, und der König von Dänemark ernannte seinen Bruder Magnus, Herzog von Holstein, zum Bischof von Kurland und Oesel. Dreißig Bischöfe hatten von 1227—1560 auf dieser Insel regiert.

Seit dieser Zeit war dieselbe, wie die übrigen zerfallenden Theile des alten Livlands, abwechselndes Eigenthum der benachbarten Mächte, und ging im Laufe von anderthalb hundert Jahren aus den Händen Dänemarks in die Schwedens, und dann in die Rußlands über. Die Geschichte Oesels verliert von da an das eigene Interesse, und bietet nur noch ein Bild der zähen Anhänglichkeit an die alte bürgerliche Organisation neben den neuern durch den Geist und die Bedürfnisse der herrschenden Mächte bedingten Bedürfnissen.

Die Regierung des Herzogs Magnus nach bischöflichem Recht dauerte nicht lang. Unter dem Schutze Zar Iwan des Schrecklichen, welcher ihm das im J. 1559 von den Russen eingenommene Schloß Oberpahlen zurückgab, und ihn zum König von Livland ernannt, verschenkte Magnus freigebig an seine Vasallen die bischöflichen Güter, fing Streit mit seinen Nachbarn, namentlich mit der Stadt Reval, an, die er fruchtlos über ein halb Jahr lang belagerte, ließ endlich durch seinen Bruder König Friedrich die Bischofswürde von Oesel ganz aufheben, und vereinigte im J. 1574 die ganze Insel unbedingt mit Dänemark, mit der Bestimmung daß sie durch königliche Statthalter verwaltet werde. Magnus behielt für sich den Rang und die Rechte eines Bischofs von Kurland, und zog sich auf sein Schloß Pülten zurück, wo er im J. 1583 starb.

In der inneren Einrichtung und Verwaltung der Insel gingen dabei keine besondern Veränderungen vor sich. Das höhere Gericht oder der bischöfliche Rath bestand nun statt der Canoniker und Stiftsritter aus Mitgliedern des Landadels und erhielt den Namen Schloßgericht, vier seiner Mitglieder oder der Landrath wurden vom Adel gewählt, und den Vorsitz hatte statt der Bischöfe der königliche Statthalter; die Vollziehungsgewalt, die den Unterrichtern oder Vögten oblag, befand sich gleichfalls in den Händen des Adels. Der Unterschied zwischen den Ordensmitgliedern und den Vasallen des Bischofs oder den Stiftsrittern verschwand, und beide Classen verschmolzen in Eins. Sie hatten ausschließlich das Recht die ehemaligen bischöflichen Besitzungen als Lehen zu empfangen.

Im Lauf der dänischen Herrschaft genoß Oesel trotz einzelner feindlichen Einfälle und seiner Theilnahme an den Kriegen mit Schweden innerer Ruhe und Wohlstands. Die Hauptursache hievon muß man in der vollen Freiheit suchen, welche die dänischen Könige dem Localhandel gestatteten; eine der ersten Handlungen des Herzogs Magnus war, die um das Schloß Arensburg her gebildete Handelsniederlassung zur Stadt zu erklären und ihr rigaisches Recht zu verleihen. Indeß erhielt Schweden seit der Auflösung der calmarischen Union allmählich das Uebergewicht in den nordischen Angelegenheiten, und nach mehrfachen Kriegen mit Dänemark mußte in dem Frieden von Bromsebro unter andern auch Oesel an Schweden abgetreten werden. Die unvermeidliche Folge der Rolle, welche Schweden in der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts spielte, war eine Unordnung in den Finanzen, welche endlich unter Königin Christine in eine fühlbare Erschöpfung überging; diese Fürstin verschenkte die Staatsgüter so freigebig an den Adel, daß nach ihrem Rücktritt fast alle, sowohl in Schweden selbst als in Livland, Esthland und auf Oesel sich in den Händen des Adels befanden. Unter ihrem Nachfolger Karl XI trat die sogenannte Reduction ein, nach welcher diese Güter vom Adel herausgegeben werden und an die Krone fallen sollten; da nun auf die Insel auch das Leibgeding der Königin Christine angewiesen war, so wurde diese Maaßregel für sie wahrhaft verderblich. Im J. 1690 hatte der Adel bereits den dritten Theil seiner Güter verloren. Fünf Jahre später wurde auch das oberste Landesgericht aufgehoben, da der Adel den Güterbesitz, kraft dessen er die Mitglieder wählte, verloren hatte. Die Zahl der Staatsgüter verdoppelte sich, aber nach Verlauf von 20 Jahren waren vier Fünftheile des bebauten und fruchtbaren Bodens der Insel in eine Wüste umgewandelt.

Mit dem Eintritt des 18ten Jahrhunderts brach der nordische Krieg aus; zu den Nöthen der Reduction kamen drückende Steuern für die Errichtung der Miliz, die Befestigung von Arensburg und den Unterhalt der Truppen, endlich um das Elend voll zu machen, ward die Insel von 1708 bis 1711 durch Pest und Hunger verheert. Alles dieß erschütterte die Anhänglichkeit an Schweden bedeutend, die Kriegssteuern wurden nicht mehr freiwillig dargebracht, sondern mit Gewalt erhoben und beim ersten Auftreten russischer Truppen ergab sich Arensburg am 15 September 1710 ohne einen Schuß zu thun. Im Nystädter Frieden vom 30 August 1721 wurde Oesel gänzlich an Rußland abgetreten. Zwei Jahre nach diesem Frieden wurde in Arensburg eine Commission niedergesetzt, um dem Adel die ihm durch die Reduction entrissenen Güter zurückzugeben. Kaiser Peter II bestätigte dem Adel außerdem alle seine Güter. Die Civilverwaltung wurde anfangs einem besondern Landeshauptmann, der in der Provinzialkanzlei den Vorsitz führte und dem Generalgouverneur von Livland und Esthland untergeordnet war, anvertraut. Das von Karl XI aufgehobene oberste Gericht wurde nicht mehr hergestellt, dafür aber dem Adel von Oesel die Wahl eines Mitgliedes des Rigaer Hofgerichts gestattet. Später (1783) ward Oesel als besonderer Kreis dem Civilgouverneur von Riga untergeordnet, und die Aemter der Landräthe und des Landmarschalls aufgehoben; die selbstständige Form der Adelscorporation blieb indeß, und er genoß dieselben Rechte wie der Adel der übrigen Provinzen. Im J. 1797 wurden die ursprünglichen Einrichtungen der Insel wieder hergestellt. So bildete sich allmählich der jetzige Zustand der Insel, wo der Adel, obgleich sie als Kreis dem livländischen Gouvernement zugetheilt ist, immer noch eine selbstständige Genossenschaft und durch seine besondere historische Entwicklung ein eigenes Ganzes bildet.

Reiſe nach den Oaſengebieten von Tuggurt und Zuf von Karl Bill.

Viertes Capitel. [1]

Das Fort St. Germain in der Oaſe von Biskra. — Die verſchiedenen Ortſchaften. — Die franzöſiſchen Coloniſten. — Der Père Caquet. — Zoologiſches. — Politiſche Eintheilung. — Zur Charakteriſtik der Araber.

Bei aller Zweckmäßigkeit der Einrichtungen konnte die Kasbah der franzöſiſchen Beſatzung nur zum einſtweiligen Aufenthalt dienen, da dieſelbe bei ihrer keines ernſtlichen Widerſtands fähigen Bauart und bei der Leichtigkeit womit der Feind das Waſſer abſchneiden konnte, keineswegs eine lange Belagerung auszuhalten geeignet war. Auf den arteſiſchen Brunnen, an dem man, einige Schritte von dem nördlichen Thor derſelben, ſchon über ein Jahr arbeitete, und bei welchem man jetzt ſchon faſt alle Hoffnung auf günſtigen Erfolg aufgegeben hatte, konnte man nicht zählen, und der Commandant von St. Germain wußte es dahin zu bringen, daß die Regierung den Bau eines Forts an einem eine halbe Stunde nordwärts von der alten Kasbah, am Saum der Oaſis gelegenen Ort, Ras-el-ma (der Urſprung des Waſſers) genannt, beſchloß. Dieſer unfern des Wad-Biskra gelegene Ort bot in jeder Hinſicht, beſonders aber in derjenigen des Waſſers, große Vortheile dar, da man nur den das zur Bewäſſerung nöthige Waſſer nach der Oaſis leitenden Canal durch das neue Fort führen durfte, um allen Befürchtungen für die Zukunft enthoben zu ſeyn. Dieſer neue Bau, der jetzt mit Eifer betrieben wurde, war das Lieblingskind des Commandanten, und ich mußte denſelben, ſchon am zweiten Abend nach meiner Ankunft, in ſeiner Begleitung in Augenſchein nehmen.

Eine ſchöne, breite, ſchnurgerade Straße ward, vor ungefähr einem Jahr, durch den Geniecapitän Hr. Lagrénée nach dem neuen Bau, deſſen Leitung er ebenfalls über ſich hatte, angelegt; auf dieſer gelangten wir, in der Abendkühle luſtwandelnd, an hohen Dattelpalmpflanzungen und ſattgrünen Gerſtenfeldern vorüber, zuerſt an eine über den unfern von hier eine kleine neuangelegte Mühle treibenden Hauptbewäſſerungs-Canal der Oaſis führende, aus Palmſtämmen gefügte Brücke, und dann zwiſchen mit Lehmmauern eingefriedigten Gärten hindurch an den nördlichen Eingang der Oaſis, wo ſich die Ausſicht auf die Kette des Auresgebirges und auf den einige Meilen von hier mit derſelben zuſammentreffenden Ausläufer des Dſchebel-Sahari eröffnete. Sowie man die letzten Palmbäume hinter ſich hatte, erblickte man die im Werden begriffenen Mauern der neuen Kasbah, deren Bau ſchon ziemlich vorangerückt war. Bei Entwerfung des Planes zu dieſem Gebäude waren, neben den Erforderniſſen der Befeſtigungskunſt, die klimatiſchen Verhältniſſe des Landes zu berückſichtigen und das Geniewesen hat dieſe Aufgabe vollkommen gelöst. Die mit zahlreichen Schießſcharten verſehenen Ringmauern bilden ein großes Parallelogramm; an dieſes lehnen ſich die verſchiedenen Gebäude und umſchließen einen großen Hofraum, der durch Querbauten in mehrere kleinere Höfe abgetheilt wird. Rings um dieſe Höfe führen gewölbte Galerien, die zum Zweck haben die auf dieſelben ſich öffnenden Zimmer und Säle gegen die Sonnenhitze zu ſchützen. Der einige hundert Schritte nordoſtwärts ſeinen Urſprung nehmende Bewäſſerungscanal der Oaſis ward mitten durch das Fort geleitet, wobei alle möglichen Vorkehrungen getroffen wurden, daß derſelbe nie abgegraben werden kann. Der in geringer Entfernung oſtwärts vorüberſtrömende Fluß unterhält einen erquickenden Luftzug in der kleinen Ebene, und das Dickicht der Dattelpalmen der Oaſis bricht die Gewalt des während des ganzen Sommers regelmäßig von Süden aherbrauſenden Sciroco. Eine in Ruinen liegende kleine Veſte, aus den Zeiten der Herrſchaft der Beys, gewöhnlich das türkiſche Fort genannt, ſcheint von einer Felſenkuppe des Dſchebel-Sahari neidiſch auf das allmähliche Emporwachſen ihres franzöſiſchen Nachfolgers herabzuſchauen.

Dieſes Fort ward im nächſtfolgenden Jahr vollendet; der gute Commandant ſollte es aber nie bewohnen, denn noch ehe die Garniſon von Biskra in daſſelbe einziehen konnte, hatte eine feindliche Kugel ſeinem glorreichen Daſeyn ein Ende gemacht; allein das Fort St. Germain, wie es Franzoſen und Einheimiſche einmüthig nannten — eine Benennung die ſeitdem von der Regierung ſanctionirt ward — iſt für den Gründer ein bleibendes Denkmal und wird ſein Gedächtniß in der Sahara verewigen.

Ich hatte mir früher Biskra immer als eine einzige, mitten in einer Oaſis liegende Stadt gedacht, fand aber bei meiner Ankunft alles anders, als es mir meine Einbildung bisher vorgemalt. Biskra iſt der Name der geſammten Oaſis, welche ſieben größere oder kleinere Ortſchaften enthält, von welchen einige, wie z. B. Sidi-Mecid, ziemlich bedeutend und gut erhalten ſind, andere aber zum Theil in Ruinen liegen und nur noch wenige bewohnbare Häuſer haben. Die Dſchemmah's (Moſcheen) bieten ebenfalls, bis auf eine oder zwei derſelben, wo die Moslemin ihre religiöſen Zuſammenkünfte halten, nur noch traurige Ueberreſte dar. Von der großen Dſchemmah, die ſich früher in der vornehmſten, von den Beys von Conſtantine zerſtörten Stadt der Oaſis hinter der Kasbah erhob, ſteht heute nur noch das hohe Minaret, auf deſſen Zinne eine breite, noch ziemlich wohl erhaltene Wendeltreppe führt. Ein durch ſeine Extravaganzen berüchtigter Officier der Zephirs, der Capitän Guitarre, hat hier ſeinen Namen dadurch verewigt, daß er auf ſeinem Maulthier bis auf die Spitze dieſes Thurmes hinaufritt, und die luſtige Geſchichte des luſtigen Hauptmanns und ſeines noch luſtigern Maulefels, der ſich wohl hinaufbewegen ließ, aber nach vollbrachter Aſcenſion durchaus oben bleiben wollte, wird bei den Einwohnern von Biskra wohl noch lange von Munde zu Munde gehen.

Die Häuſer der eingewanderten Europäer ſind, für ſo ephemere Bauten, ziemlich bequem eingerichtet und entſprechen ganz den Bedürfniſſen eines einſtweiligen Aufenthaltes; die meiſten derſelben ſind Krämerbuden und Soldatenkneipen oder Kafés, wie man dieſelben grandios getauft hat; in einem dieſer letztern exiſtirt ſogar ſchon ein Billard, als der Grundſtein einer jeden neuen franzöſiſchen Colonie. Ein Bäcker, der zugleich Epicier und Kaffeewirth iſt, bäckt das Brod für die Garniſon, wie für die bürgerlichen Einwohner. Sogar ein Bierbrauer hat ſich vor kurzem hier niedergelaſſen und bereitet aus Gerſte und Datteln ein recht trinkbares Bier. Alle dieſe Leute leben von dem Sold der Garniſon und manche derſelben genießen einer Art relativen Wohlſtandes. Ohne Reue über das Vergangene, ohne Sorge für die Zukunft findet ſich dieſes abenteuerliche Krämervolk überall zu Hauſe. Ihr Zelt iſt bald aufgeſchlagen, ihr Haus bald gebaut; ein Credit von einigen Monaten bei den Kaufleuten der Küſtenſtädte, die einige hundert Franken an ſie wagen, ſetzt ſie in den Stand ihre Induſtrie überall hinzutragen; um dieſen Credit zu erhalten ſind ſie genöthigt exact in ihren Zahlungen zu ſeyn, und wenn je auch einer an einem Orte fällt, ſo geht er 50 Meilen weiter und

[1] S. Ausland 1853, Nr. 43.

fängt dort aufs neue, auf dieſelbe Weiſe und mit denſelben Hülfsmitteln wieder an.

Daß dieſe Vorläufer der Civiliſation meiſt nicht zu dem beſten und honorabelſten Theil der Geſellſchaft gehören, iſt eine ausgemachte Sache, was indeß dieſen oder jenen derſelben, durch ein glückliches Zuſammentreffen der Umſtände begünſtigt, nicht verhindert ſich nach und nach ein nicht unbedeutendes Vermögen zu erwerben, wie dieß viele Beiſpiele zur Genüge dargethan haben. Es hängt aber dieß, wie überall, mehr von der Laune des Zufalls als von der beſondern Befähigung eines Individuums ab, und wer mit Sicherheit darauf zählen wollte, könnte ſich leicht verrechnen; zudem ſind die Zeiten, wo man durch ſo manche eben nicht ſehr ehrenvolle Canäle ſchnell reich werden konnte, vorüber, ſeitdem die arbiträren Begünſtigungen eines Einzelnen auf Unkoſten der übrigen der Einführung einer regelmäßigen Regierung und Verwaltung weichen mußten.

Ein Typus dieſer auf den Gränzpoſten der franzöſiſchen Beſitzungen ihr Weſen treibenden Abenteurer iſt der ſogenannte Père-Caquet zu Biskra. Er mag etwa 45 Jahr alt ſeyn und iſt das anſtelligſte und thätigſte Subject der kleinen Colonie, aber auch der liederlichſte Schelm, den je die Erde getragen. Seine liebreichen Nachbarn wollen behaupten, daß das unauslöſchliche T F (Travaux Forcés) der franzöſiſchen Galeerenſträflinge eine ſeiner Schultern ziere, und den deutlichſten Beweis abgebe daß er nicht aus einem Kloſter ſtamme, worauf indeß nicht viel zu geben iſt, da er ebenſo Schlimmes oder noch Aergeres von ihnen behauptet. Er ſcheint eine gewiſſe Erziehung genoſſen zu haben, was er, trotz des Cynismus ſeiner Sprache und der geſuchten Trivialität ſeiner Manieren, nicht ganz verbergen kann. Sein Anzug iſt ebenſo excentriſch wie ſeine ganze Perſon, und beſteht aus einer Art von Schlafrock, deſſen eine Hälfte von gelber, die andere aber von blauer Farbe iſt, und den er wahrſcheinlich aus einer alten mauriſchen Weiber-Gendurah angefertigt hat. Eine Mütze von himmelblauem Merino beſchattet ſeine Gaunerphyſiognomie, welche aus einem Wuſt von verworrenem Haupt- und Barthaar, wie ein Fuchs aus wildem Geſtrüpp hervorlugt. Sein Haus hat er ſelbſt aufgemauert und jedes Jahr, ſowie ſich ſein Geſchäft ausdehnt, ſetzt er einen neuen Flügel daran. Die Thüren hat er aus künſtlich zuſammengefügten Palmblattſpindeln verfertigt; Tiſche, Bänke, Stühle, Bettſtellen, Canapee — kurz ſämmtliche Mobilien beſtehen aus demſelben Material. Zuerſt hielt er eine Branntweinſchenke, dann eröffnete er ein Koſthaus für die an dem neuen Fort arbeitenden Civilarbeiter; mit dieſen verband er ſpäter eine Nachtherberge, und ſchließlich erbaute er noch, zum Nutzen und Vergnügen der Officiere, einen kleinen Pavillon, zum temporären Aufenthalt nomadiſirender Dirnen. Den bei ihm ſpeiſenden Arbeitern bereitet er eine gute Küche, die ihres Gleichen ſucht und bringt ihnen dabei ſeinen gehörig vermehrten und verbeſſerten blauen Wein an; den Soldaten, die er alle zu Kunden hat, erzählt er luſtige Schwänke zum Todtlachen, reißt ihnen ergötzliche Zoten, läßt ſich von ihnen zum Beſten haben, und nimmt ihnen dafür den diſponibeln Theil ihrer Löhnung ab; den Officieren endlich läßt er ſeine Liebchen kommen, wobei er ebenfalls nicht zu kurz kommt. Dieß iſt das Leben und Treiben ſo mancher Caquet's, welche die Truppen, wie hungrige Wölfe, nach ihren fernen Poſten begleiten und den Grundſtein zu den neuen Niederlaſſungen im franzöſiſchen Afrika legen. Daß es, bei einer ſolchen Botany-Baygeſellſchaft geraume Zeit ſpottſchlecht um die Sitten ſtehen müſſe, liegt klar vor Augen, und es iſt ebenſo leicht einzuſehen daß ſpäter hinzutretende beſſere Elemente nicht wenig Mühe haben müſſen, einen moraliſirenden Einfluß auf dieſelben auszuüben.

Ich machte jetzt jeden Morgen mit meinen Künſtlern einen Gang, bald nach dieſem, bald nach jenem Theil der Oaſis: ſie mit Mappe und Zeichnenſtift verſehen, um die Schönheiten derſelben zu Papier zu bringen, ich mit meiner Flinte bewaffnet um zoologiſche Schätze zu erbeuten. Um die Ortſchaften herum ſind Palmgärten meiſt mit Lehmmauern umgeben, dazwiſchen befinden ſich aber große Striche uneingehegter Palmpflanzungen, die von luſtig rauſchenden Sakia's und lieblich geſchlängelten Fußpfaden durchzogen ſind und dem Spaziergänger keine Gränzen ſetzen. Die Oaſis gleicht dort einem großen Park, in welchem die hohen Dattelpalmen bald wie ein gedrängter Fichtenwald ſich erheben, bald in weitläufigen, mit wallender Saat bedeckten Lichtungen mannichfaltig abwechſelnde Gruppen bilden, hier die beweglichen Schatten ihrer Kronen auf die Kuppel einer verfallenden Capelle werfen, dort ſich mit dem ſchlanken Minaret einer einſamen Moſchee, die ihre verlaſſene Ortſchaft überlebt, zu meſſen ſcheinen. Oft ſtößt man mitten im Palmwald auf Gruppen brauner Araberzelte, vor welchen ſplitternackte Kinder ſpielen; anderswo eröffnet ſich der Proſpect auf die grauen Steppen der Wüſte, auf welchen man Heerden von Kamelen, Ziegen und Schafen herumirren ſieht.

Dieſe täglich wiederholten Spaziergänge hatten immer neuen Reiz für uns, umſomehr da wir das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden konnten. Die Landſchafts- und Genrebilder meiner beiden jungen Freunde erhielten jeden Tag einen werthvollen Zuwachs, während ich den Grund zu meinen Sammlungen aus der ſüdlichen Fauna legte. Die ägyptiſche Turteltaube (Columba aegyptiaca), die jeden Morgen, vom hohen Wipfel der Palmen herab, mit ſanft lachendem Girren begrüßt, iſt in den Oaſen ein Standvogel; die gemeine Turteltaube dagegen kommt hier erſt gegen Anfang des Monats April an und zieht ſchon im September wieder weg. Ein anderer ſehr niedlicher, angenehmer Vogel, die geſtreifte Ammer (Emberiza striolata, Rüpp.), iſt den Oaſen der Ziban eigen, wo ſie in den Häuſern niſtet, wenig ſcheu iſt und beſonders Morgens und Abends auf den Bruſtwehren der Terraſſen ihren einfach-lieblichen Geſang vernehmen läßt. Nach Schinz ſoll dieſe Ammer im Winter an die Küſten der Berberei kommen, was ich für einen Irrthum halte; ich habe ſie wenigſtens nie, weder im Tell noch im Sahel Algeriens angetroffen und bin geneigt zu glauben, daß ſie nie über die Kette des Aures geht. Ich fand ſie zuerſt zu El-Kantara, dann in den Oaſendörfern der Ziban bis nach Umaſch; weiter ſüdlich, z. B. zu Tuggurt und im Lande Suf, ſah ich mich vergebens nach ihr um. Rüppels Ammer (Emberiza Rüppelii) ſah ich weder hier, noch in ſonſt einer andern Zone Algeriens; dagegen iſt ein anderes Vögelchen, das ſchon in Europa ſehr capriciös in der Wahl ſeines Aufenthalts iſt, den Girlitz (Loxia serinus) hier gemein, fehlt aber im ganzen Tell und wird erſt wieder im Sahel angetroffen. Am häufigſten findet ſich hier der ſpaniſche Sperling (Pyrgita hispaniolensis), der zur Erntezeit den ganzen Tag in großen Banden hin- und herfliegt und die Luft mit ſeinem unausſtehlichen Gezwitſcher erfüllt. Zugleich mit der Blauracke (Coracias garrula) kommen im Frühling die beiden Bienenfreſſer, Merops Apiaster und M. Perſica in dieſer Gegend an, wovon der erſtere über der Oaſis, der letztere an den verſumpften, mit Schilfrohr bewachſenen Ausflüſſen der warmen Quellen, am Fuß des Dſchebel-Sahari, ſeine Nahrung ſucht. Von in der Oaſis ſelbſt wohnenden Säugethieren konnte ich, außer zahlreichen Fledermausarten, worunter Rhinolophus clivosus. Rüpp. die gemeinſte iſt, nur noch drei Nager, die

Wander- und Dachratte, nebſt der Hausmaus finden; letztere hat hier eine viel hellere Farbe als gewöhnlich, kann aber nicht als eigene Art betrachtet werden. Nächtlicher Weile wird die Oaſis von der Hyäne, dem Schakal, und zuweilen von der geſtiefelten Katze (Felis caligata), von welcher letztern ich hier einen Balg geſehen, beſucht.

Die Oaſen des Kreiſes Biskra hier alle aufzuzählen halte ich für unzweckmäßig, da man dieſelben leicht auf jeder guten Karte von Algerien auffinden kann; doch möchte die dermalige politiſche Eintheilung desſelben hier nicht am unrechten Orte ſtehen.

Es beſteht derſelbe aus folgenden ſieben Regierungsbezirken oder Kaidaten, welche ich nach ihrer reſpectiven Lage angeben will:

1) Im Centrum das Kaidat von Biskra, beſtehend aus dem Zab-Dahari und dem Zab-Guebli.
2) Im Norden das Kaidat der Hodna-Scheraga.
3) Im Weſten das Kaidat der Uled-Dſchellal und der Uled-Zekri.
4) Im Süden die ſechs Nomadenſtämme, eingetheilt in Gheraba und Scheraga (öſtliche und weſtliche).
5) Im Oſten das Kaidat des Zab-Schergui und des Dſchebel-Scheſchar, Kaidat der Uled-Saula genannt.
6) Ebendaſelbſt das Kaidat von Khanga und Sidi-Nadſchi.
7) Ebendaſelbſt des Kaidat der N'menſcha-Gheraba.

Die Regierung und die Verwaltung aller dieſer Kaidate gingen ſchon ſeit zwei Jahren einen ziemlich geregelten Gang. Die Araber des Südens, nachdem ſich ihr Fanatismus den Prätentionen der Rumis einige Zeit entgegengeſtemmt, fügten ſich nach und nach in die neue Ordnung der Dinge, und es war ihnen endlich einerlei, ob der Bey von Conſtantine oder irgend ein Oberofficier der nun einmal unvermeidlichen Franzoſen ſich ihr Oberhaupt nenne, wenn nur ihre Religion und ihr materielles Wohlſeyn nicht dadurch gefährdet wurden. Die von den Franzoſen neu eingeſetzten oder beſtätigten Kaids fanden den nicht unbedeutenden, ihnen von der Regierung ausgeſetzten fixen Gehalt recht annehmenswerth, da ſie derſelbe ja nicht hinderte ihre Einkünfte noch nebenbei durch mehr oder minder legale Mittel zu vermehren; ſie fanden ihre Stellung unter den Franzoſen weit geſicherter, als unter einem deſpotiſchen launenhaften Bey, und es war daher in ihrem Intereſſe, ihrem neuen Herrn ſo treu als es ihnen ihre Araberhäuptlingsnatur zuließ, zu dienen. Das an ſeinen alten Gewohnheiten hängende Volk findet wenig oder nichts in ſeinen alten Verhältniſſen geändert, da man in Hinſicht auf die Entrichtung der Abgaben alles auf dem alten Fuß gelaſſen; die Häuptlinge haben es früher beſtohlen und beſtehlen es heute noch, wenn ſie Gelegenheit dazu finden, und auch in dieſer Hinſicht iſt es alſo beim Alten geblieben. Jeder von ſeinen Obern Beeinträchtigte weiß zwar, daß er das Recht hat ſich bei der franzöſiſchen Oberbehörde zu beklagen; er klagt aber nicht, da es von jeher Sitte geweſen ſich von den Kaids und Chalifas auspfänden zu laſſen. Dieſe Anhänglichkeit an ſeine alten Gewohnheiten beweiſt der Araber des Südens auch noch dadurch, daß er ſich faſt jedes Jahr, wie früher zur Zeit der Beys, zur Entrichtung der Abgaben durch Heeresmacht zwingen läßt. Im Ganzen iſt er zufrieden und verhält ſich ruhig, läßt ſich aber zuweilen von dieſem oder jenem Scherif zum Aufſtand bewegen, denn auch dieß liegt in ſeinen Gewohnheiten.

Das Organ der franzöſiſchen Obergewalt bei den Einheimiſchen iſt das ſogenannte arabiſche Bureau, welches ſein Entſtehen der Unmöglichkeit, ein Land ohne gründliche Kenntniß ſeiner Bewohner, ſeiner Sprache und ſeiner politiſchen Verhältniſſe gehörig zu regieren und zu verwalten verdankt. Ich habe mich früher, in meinen im Ausland veröffentlichten „Skizzen aus der Provinz Conſtantine“ ausführlich über dieſe Inſtitution verbreitet und verweiſe daher den Leſer auf dieſelben. Schon oft hatte ich gewünſcht einmal einer Sitzung irgend eines arabiſchen Bureau's beiwohnen zu können, um einen richtigen Begriff von der Natur und der größern oder geringern Wichtigkeit der vor dieſes Tribunal gebrachten Streitigkeiten und Rechtsſachen zu erhalten; hier, zu Biskra, hatte ich täglich Gelegenheit dazu, und ich ermangelte nicht meine Neugierde, gleich in den erſten Tagen meines Aufenthalts daſelbſt, zu befriedigen.

Der Audienzſaal iſt hier ganz einfach und ohne allen Prunk eingerichtet; das ganze Mobiliar desſelben beſteht, außer einer an der Wand befeſtigten Fächerreihe für die Regiſter und Documente des Bureau's, aus einem langen Schreibtiſch, an welchem der Chef und ſein Secretär ſitzen, nebſt etlichen Stühlen und Matten für zufällige europäiſche oder einheimiſche Beiwohner. Dieſem Saal gegenüber befindet ſich ein anderer, worin der Kadi ſeine Sitzungen hält. An der auf das Periſtyl ſich öffnenden Thür ſteht ein rothgekleideter Greis von martialiſchem Anſehen; ſeine blitzenden Augen ſind von buſchigen Brauen beſchattet, zu beiden Seiten ſeiner Oberlippe fließt ein langer grauer Schnurrbart herab, ein Yatagan mit einer ſilbernen Scheide von getriebener Arbeit ſteckt in ſeinem Gürtel, und ein in der rechten Hand gehaltener Stab vollendet den amtlichen Aufzug, welcher den alten Türken, deſſen musculöſer Gliederbau und aufrechte Haltung noch keineswegs auf Altersſchwäche hindeuten, als den Tſchauſch des arabiſchen Bureau's beurkundet. Im Hofe, im Schatten der Mauern, auf der Treppe und in der Vorhalle ſitzen und liegen Kläger und Beklagte bunt durcheinander, und gehen vorläufig ihre verſchiedenen Streitpunkte mit großer Zungenfertigkeit miteinander durch, bis ſie die barſche Stimme Burſali's — ſo heißt nämlich dieſer officielle Thürſteher, Gerichtsdiener und Spruchvollſtrecker des arabiſchen Bureau's — zur Audienz ruft.

Die beiden erſten Vorgerufenen waren zwei Einwohner von Biskra, deren einer den andern beſchuldigte, ihm einen männlichen Dattelblüthenkolben geſtohlen zu haben; dieſe Kolben, welche zur künſtlichen Befruchtung der weiblichen Blüthen dienen, ſind, bei der Seltenheit der männlichen Bäume in den Oaſen, ſehr koſtbar, und ein Zweig derſelben wird oft bis zu fünf bis ſechs Franken bezahlt. Der Beklagte konnte nicht läugnen und ſuchte ſich damit zu entſchuldigen, daß er nirgends männliche Blüthenkolben zu kaufen gefunden, und er doch deßwegen ſeine Dattelpflanzungen nicht unbefruchtet laſſen könne; ſein Nachbar habe drei männliche Bäume, während er nicht einen beſitze u. dgl. — Urtheil: Entſchädigung des Beeinträchtigten nach vorhergegangener Abſchätzung; zehn Stockprügel für den Diebſtahl. Zwei Minuten darauf ächzte der Delinquent, draußen im Hof, unter dem Stock Burſali's.

Nach dieſem ſummariſchen Urtheil wurden ſämmtliche in den Gärten von Biskra arbeitenden Rghoara (Einwohner des Wad-Rghir) nebſt dem zu Biskra anſäſſigen Bierbrauer vorgerufen. Eine Menge ſchwarzbrauner Burſche erfüllte den Saal, während andere derſelben, welchen der Mangel an Raum den Eintritt nicht geſtattete, ſich in der Vorhalle drängten. Dieſe Rghoaras, meiſtens arme Leute aus dem Gebiet von Tuggurt, beſorgen in den Oaſen der Zibans die Wartung der Dattelpalmen und ſtehen zu den Eigenthümern oder Pächtern dieſer letztern auf demſelben Fuß, wie die Ghames zu ihren Pflugherren bei den ackerbautreibenden Arabern im Sahel und im Tell Algeriens, nur mit dem Unterſchied, daß ſie nur den achten Theil des Ertrags für ihre Mühewaltung erhalten, während dieſe auf das Fünftheil desſelben An-

ſpruch zu machen haben. Dieſe Entſchädigung der Ghames iſt ſeit uralten Zeiten in ganz Algerien überall gleich und eine Coalition der Arbeiter, die Erlangung einer Erhöhung ihres Antheils bezweckend, wäre daher bei Gewohnheitsmenſchen, wie es die Araber alle ſind, etwas Unerhörtes. Nichtsdeſtoweniger hatte eine ſolche Coalition zu Biskra begonnen. Die Ghames des Bierbrauers, welcher mehrere dem Staat angehörende Gärten in Pacht hatte, hatten demſelben rund heraus erklärt, daß ſie hinfüro nur um die Hälfte des Ertrags arbeiten würden. Da dieß nun nicht der von dem Pächter mit ſeinen Arbeitern früherhin getroffenen Uebereinkunft gemäß war, ſo klagte er deßhalb bei dem arabiſchen Bureau. Die einheimiſchen Bewohner Biskra's, welche befürchteten, daß die Coalition der Ghames des Rumi, deſſen Wohl oder Weh ihnen in jeder andern Hinſicht vollkommen gleich geweſen wäre, anſteckend auf die ihrigen wirken möchte, waren eher dießmal auf der Seite des Klägers, und wußten es durch die Verwendung der Vornehmſten unter ihnen dahin zu bringen, daß das arabiſche Bureau die Sache zum Gegenſtand einer genauen Unterſuchung machte. Die nach und nach auf dem Markte von Biskra ſich einſchleichende Vertheuerung der arabiſchen Verkaufsartikel, die durch nichts gerechtfertigt war, hatte ſchon früher die Aufmerkſamkeit der Oberbehörde rege gemacht. Zu Biskra mußten z. B. die Franzoſen für das Hundert Lehmziegel zwölf Franken bezahlen, während es früher, wie jetzt noch in den umliegenden Ortſchaften, nur fünf Franken koſtete und die mohammedaniſchen Einwohner zu Biskra ſelbſt noch immer dieſen Preis bezahlten. Die Generoſität einzelner Europäer, welche ſich dadurch bei ihrer Ankunft im Lande mit den Arabern auf einen guten Fuß ſetzen wollen, läßt dieſe letztern bald zu dem Schluß gelangen, daß die Rumis Geld die Fülle hätten, und die ihnen angeborene Habſucht treibt ſie an die reichen Fremdlinge auf alle mögliche Weiſe auszupfänden zu ſuchen. Dieſem Uebel mußte geſteuert werden und die Widerſpänſtigkeit der im Dienſte des Bierbrauers ſtehenden Rghoaras bot jetzt Gelegenheit dar eine erſte Demonſtration zu dieſem Zwecke zu machen. Der Chef des Bureau's erklärte den Vorgeladenen, daß die Oberbehörde den Beſchluß gefaßt habe, daß es hinſichtlich des Antheils der Ghames bei dem herkömmlichen Gebrauch bleiben müſſe, da nichts eine Erhöhung deſſelben motivire, und daß daher diejenigen, die nicht mehr um dieſen Preis arbeiten wollten, binnen einer Friſt von 24 Stunden die Oaſis zu verlaſſen hätten. Ein anhaltendes Gemurmel folgte auf dieſe unerwartete Entſcheidung, was den Tſchauſch Burſali veranlaßte die dunkelfarbigen Ghames aus dem Saal hinauszutreiben, damit ſie ſich an einem gelegenern Orte beſprechen könnten, was zu thun oder zu laſſen ſey. Es fand aber kein einziger für gut Biskra zu verlaſſen und noch an demſelben Tage nahmen die Ghames des Bierbrauers ihre unterbrochene Arbeit wieder auf.

Jetzt wurden ein junger Mann und eine junge Frau, die eines Giftmordes beſchuldigt waren, zur vorläufigen Unterſuchung vorgeführt. Dieſe Criminalgeſchichte iſt kürzlich folgende: Ein junger Mann aus Biskra ſtand lange in unerlaubten Beziehungen zu der Frau eines ſeiner Nachbarn. Nun ſtarb dieſer letztere plötzlich unter allen Symptomen einer Vergiftung durch Arſenik, und als ſich das Gerücht davon unter den Einwohnern verbreitete, verſchwand der Liebhaber der Frau, ohne daß ihn jemand direct beſchuldigt hätte, wurde aber bald von dem thätigen Renegaten El-Arbi, dem Anführer des Gums von Biskra, in einer entlegenen Ortſchaft des Dſchebel-Aures entdeckt und gefangen nach Biskra geführt. Durch die von den Militärärzten unternommene Autopſie des Cadavers war die Vergiftung erwieſen und die beiden Angeſchuldigten wurden deßhalb ſcharf ins Verhör genommen. Beide läugneten zwar hartnäckig, nur ward es dem jungen Mann ſchwer die Urſache ſeines plötzlichen Verſchwindens am Todestage ſeines Nachbars zu erklären, und da weiter nichts aus ihnen zu bringen war, ſo ward beſchloſſen, daß ſie am folgenden Tage nach Conſtantine abgeführt werden ſollten, um dort vor ein Kriegsgericht geſtellt zu werden. An demſelben Tage, als ich mit dem Commandanten von einem Spaziergang aus dem Militärgarten zurückkehrte, ſtürzten ſich demſelben plötzlich drei Frauenzimmer, die Mutter und die Schweſtern des Angeklagten, zu Füßen und baten ihn jammernd um Gnade; der gute Commandant war, wie ich ſelbſt, tief gerührt; er ſuchte ſie vergebens abzuweiſen, ſie klammerten ſich an ſeine Kleider und er mußte ſich ihnen mit Gewalt entreißen.

Eine Frau brachte ihre etwa neunjährige Tochter auf dem Rücken nach dem arabiſchen Bureau und klagte den Mann derſelben — das arme Kind war, nach dem beklagenswerthen in dieſem Land beſtehenden Mißbrauch, ſchon verheurathet — einer ſchändlichen, an ihrer Tochter verübten Brutalität an. Es ſey bei der Verheurathung feſtgeſetzt worden, daß die junge Vermählte bis zu erlangter Nubilität bei den Eltern ihres Mannes bleiben ſollte und dieſem letztern bis zu dieſem Zeitpunkt jede geſchlechtliche Berührung unterſagt worden; nichtsdeſtoweniger ſey ihre Tochter das Opfer einer viehiſchen Gewaltthat geworden und ſey ſo krank, daß ſie unvermögend wäre einen Schritt zu gehen und ſie dieſelbe auf ihrem Rücken tragen müßte. Der Angeklagte erwiederte trotzig, daß ihn ſeine Frau ſein baares Geld gekoſtet hätte und es ihm vollkommen zuſtände, nach dem affirmativen Ausſpruch der Matronen, die er über die Nubilität derſelben befragt, ſeine Rechte als Ehemann geltend zu machen; die ihm aufgebürdeten brutalen Exceſſe ſeyen übrigens erlogen und er habe ſeine Frau bloß, wegen böswilliger Widerſetzung, mit einer Tracht Schläge zurecht gewieſen.

Dieſes ſonderbare Pubertätstribunal der Matronen, die über die Mannbarkeit der unreif verheuratheten Mädchen auszuſprechen haben, beſteht nun wirklich im Süden von Algerien; die auf den folgenden Tag als Zeugen vorgeladenen alten Weiber widerſprachen aber der Ausſage des Angeklagten, und eine ärztliche Unterſuchung that den erbärmlichen Zuſtand, in welchen er das Kind verſetzt hatte, hinlänglich dar: der hiebei zu Rathe gezogene Kadi erklärte, daß dieſer Fall, nach dem muſelmänniſchen Recht, die Eheſcheidung erheiſche, welche auch während der Sitzung ausgeſprochen wurde; die franzöſiſche Obrigkeit aber, wohl wiſſend, daß eine Eheſcheidung die Moslemin, von welchen manche ſich wohl zehnmal verheurathen und wieder ſcheiden, wenig anfechte, verſchärfte das Urtheil des Kadi dahin, daß die Eltern des mißhandelten Kindes die für daſſelbe erhaltene Kaufſumme, die in gewöhnlichen Scheidungsfällen zurückerſtattet werden muß, als Schmerzensgeld für ihre Tochter zu behalten hätten, und gratificirte den Schuldigen noch überdieß mit 50 Stockprügeln, die ihm auch Burſali ſogleich auszahlte.

Den Schluß dieſer Skizzen aus den Sitzungen des arabiſchen Bureau's möge ein Fall politiſcher Art machen. Die Uled-Nadi, ein Stamm aus dem weſtlichen Hodna, hatten im vorigen Jahr die Abgaben zwar nicht förmlich verweigert, aber doch auch nicht in der beſtimmten Zeit entrichtet und auf dieſe Weiſe durch die Inertie ihres Verhaltens eine Truppenbewegung nach dem Hodna veranlaßt. Ein ſehr einflußreicher Araber dieſes Stammes hatte den Rath zu dieſem Verhalten gegeben und war den übrigen mit

ſeinem Beiſpiel vorangegangen. Nun hatte das arabiſche Bureau erfahren, daß dieſer Mann auf Beſuch zu Bu-Lakhras, einem der Neffen des Scheich-el-Arab, gekommen ſey, und es wurde dieſem letztern ſogleich Befehl gegeben, unverzüglich mit ſeinem Gaſt vor dem Commandanten von Biskra zu erſcheinen. Der Uled-Madi hatte anfangs nicht übel Luſt durchzubrennen, allein ſein Gaſtfreund bedeutete ihm, daß ihm ſeine Stellung, der franzöſiſchen Regierung gegenüber, nicht erlaube ihn ziehen zu laſſen und daß er ihn durchaus nach Biskra begleiten müſſe; übrigens bewies ihm das Erſcheinen von 15 wohlberittenen und wohlbewaffneten Dienern Bu-Lakhra's hinlänglich, daß er ein Gefangener ſey. Der Commandant und der Vorſteher des arabiſchen Bureau's empfingen ihn mit gütiger Herablaſſung und ließen ihn in den beſondern Audienzſaal des erſteren eintreten. Er ſchien nicht im mindeſten verlegen und fragte ganz unbefangen nach der Urſache ſeiner Gefangennehmung. Man erwiederte ihm, daß dieß eine nothwendige Maaßregel zur Erhaltung der Ruhe und Ordnung im weſtlichen Hodna ſey. Die Zeit der Ernte rücke heran und mit derſelben diejenige der Entrichtung des Aſchur, und da er voriges Jahr durch ſeinen Rath und ſein Beiſpiel der Einnahme der Abgaben ſtörend entgegengetreten, ſo müſſe er ſich dieſes Jahr gefallen laſſen, ſolange als Geiſel zu Biskra zu bleiben, bis der Aſchur in ſeinem Stamm bis auf den letzten Saa in die Magazine des Staates abgeliefert worden ſey. Er könne übrigens ſeine Zelte, ſeine Familie und ſeine Dienerſchaft kommen laſſen und hier in der Oaſis ganz wie zu Hauſe leben. Eine Wache franzöſiſcher Soldaten würde ihn gegen die Zudringlichkeit von Neugierigen ſchützen und zugleich jeden Verſuch der Flucht vereiteln. Der Araber machte zum böſen Spiel gute Miene, dankte dem Commandanten für ſein gütiges Verfahren gegen ihn und gab ihm die Verſicherung, daß dieſes Jahr die Abgaben ohne die geringſte Schwierigkeit eingehen würden, da ſein Stamm jetzt eines Beſſern belehrt ſey und die künftige Ernte, inſchallah (ſo es Gott gefällt), reichlicher als die vorige ausfallen würde.

Einige Tage darauf kam die Familie des Uled-Madi nebſt ſeiner Dienerſchaft zu Biskra an; ſeine vier braunen Zelte ſtanden im Schatten eines Palmengartens in der Nähe der Kasbah, und eine aus- und einziehende Ziegenheerde hätte auf den freiwilligen, momentanen Aufenthalt eines Arabers in der Oaſis ſchließen laſſen, wenn nicht ein unweit davon ſich erhebendes weißes Zelt und eine vor demſelben auf- und abſpazierende Schildwache die Deira eines Gefangenen bezeichnet hätten.

Amerikaniſche Notizen.

Heimathliche Menſchenliebe (Home Charity). Unter dieſer Ueberſchrift bringt ein angloamerikaniſches Blatt in New-York nachſtehende ſtrenge Rüge: „Während die armen Gefangenen in den Grabgewölben,[1] am Dankſagungstage[2] einer ſchönen Predigt zuhörten, aber kein Mittagsbrod kochen, und als die aufrichtigen Unterſtützer der Reform in den „Five Points“[1] ſcharfſinnig Unterrichtung und Unterhalt combiniren, veranſtaltete die Gemeinde der Mercerſtraßenkirche eine Sammlung von 10,000 Dollars, um Kirchen im fernen Weſten zu bauen. Die collectirte Summe trug ſehr zu ihrem Credit bei — dennoch hob am nächſten Tage Diaconus W., oder der Aelteſte in Wallſtreet die ſubſcribirte Summe in prahleriſcher Weiſe ſchreiend heraus: „Sehet was unſere Leute thun!“

„Nach unſerm Ermeſſen denken die religiöſen Secten weniger als alle andern Claſſen an den Grundſatz: „Menſchenliebe beginnt daheim!“ Sie kleiden die Wilden in den Dſchungeln Indiens, während ſchaudernde Jugend mit nackten Füßen im Schnee vor ihren Thüren paſcht; ſie füttern die Cannibalen mit Theologie, während in hundert übelriechenden Kellern der Stadt nothleidende Elende ihr Loos verfluchen; ſie exportiren Schiffsladungen von Publicationen in entfernte Länder, während ihre eigenen Küſten Schiffsladungen von Menſchenfracht empfangen gelichtet oder verwüſtet durch Peſtilenz. Ja, nicht wenige von denen, die ihre Zehen D. von den Tauſenden zur auswärtigen Menſchenliebe beitragen, beſitzen dieſe ſtinkenden Keller und verdingen dieſe Leichen-Schiffe.

„Dieß ſind vielleicht alltägliche und gewohnte Gedanken; aber ſie können täglich mit Nutzen geltend gemacht werden. Der Winter — Erzkanzler am Hofe des Todes mit ernſtem Siegel — iſt feierlich für ein abermaliges Jahr ins Amt eingeſetzt, und er ſoll euer tüchtiger Ermahner an das heimathliche Almoſen ſeyn, o ihr chriſtlichen Bürger! Und wie viele Tauſende wird die Mercerſtraßen-Gemeinde hergeben die Hungernden zu ſpeiſen, die Nackenden zu kleiden und die Laſterhaften in dieſer großen Stadt zu reformiren?

„Mit der Mildthätigkeit und der Theilnahme am Unglück und Elend, iſts gerade wie mit dem Kriege. Schlagen ſie ſich „hinten in der Türkei“, ſo recht hübſch weit weg von uns, dann ſind wir voller Feuer und Flammen, die aber in dem Grade erkaltet, wo das Kriegsgetümmel näher rückt und es den Leuchen auf die Faulbetten zu ſpringen droht. Nebenbei ſpuckt in New-York das Phariſäerthum wenn möglich noch in ſtärkerem Grade als anderswo unter den ſchachernden Leuten, und wenn daher etwas in ſogenannter Mildthätigkeit „gemacht“ werden ſoll, darf eine ſtarke Doſis Ruhmgewürz nicht fehlen. Bei Stichen der Preſſe, gleich den vorſtehenden, zeigt man ſich hartgeſotten und weniger verfolgungsſüchtig gegen Stecher als unten in den Sklavenſtaaten, wo Judge Lynch hinter den mißliebigen Scribenten her iſt, als ſey er ſtammverwandt mit verfolgungsſüchtigen Perſonen in der alten Welt bei Preßangelegenheiten. Und doch hat es keine Gefahr, daß die guten New-Yorker wegen ſolche Preßfrechheit zu Grunde gehen ſollten! Die Europäer könnten ſich daran wirklich ein Exempel nehmen und weniger kitzlich nach dieſer Seite hin ſeyn.

„Uebrigens tritt die erwähnte „Charity at home“ nicht etwa bloß bei uns im „fröhlichen New-York“ ſo charakteriſtiſch auf. Ein Blatt in Cincinnati enthielt vor kurzem folgendes: „Ein Mann, Namens James Edwards, ſtürzte bei Aurora, als man ihn auf das Schiff „Dean“ bringen wollte, ins Waſſer; er wurde zwar gerettet, hatte aber das Kreuz gebrochen. Seine Freunde ſchickten ihn von dort nach Cincinnati und man ſchaffte ihn nach dem katholiſchen Spital barmherziger Schweſtern, von wo er

---

[1] Tombs (Grabgewölbe), iſt der Spitzname der Juſtiz-Halle (Halls of Juſtice) New-Yorks, und es wird derſelbe ſo bezeichnend gefunden, daß man den rechten Namen Halls of Juſtice im gewöhnlichen Leben gar nicht braucht. E. P.

[2] Die Bedeutung dieſes Tages habe ich in dem Aufſatze „die Feſttage der Nordamerikaner“ in Nr. 217 des Auslandes vom 9 September 1852 erklärt. E. P.

[1] Bekanntlich eine der verrufenſten Partien des ſüdlichen Stadttheiles von New-York. E. P.

aber zurückgewieſen wurde, weil er bloß zwölf Dollars hatte, und dieß für einen Menſchen mit gebrochenem Kreuz zu wenig ſey! Von da ſchickte man ihn nach dem Miami-Collegium, allein auch da wurde der arme Menſch wieder abgewieſen. Man ſchleppte ihn wieder zurück zu den barmherzigen Schweſtern, und dieſe erboten ſich ihn aufzunehmen, wenn Se. biſchöfl. Gnaden es genehmigen. Man zog alſo, immer mit dem geplagten Menſchen, nach dem biſchöflichen Palaſte, ließ den Kranken bei einem Wächter auf der Straße und begab ſich zum Erzbiſchof. Die Verhandlungen dauerten lang, waren jedoch — erfolglos!! O chriſtliche Liebe! — Capitän Roß erbot ſich alsdann, ihn ins ſtädtiſche Hoſpital aufzunehmen, wenn ſeine Freunde die Summe von zwölf Dollars, die der Kranke beſaß, auf 22 Dollar erhöhen und verſprechen wollten, ihn, ſobald es die Umſtände erlauben, nach Aurora zurückzubringen. Dieſe verſprachen es anfangs, wurden aber andern Sinnes, machten ſich mit dem Kranken davon, ſchleppten ihn nach dem Commercial-Hoſpital, woſelbſt ſie deſſen Aufnahme erzwingen wollten. Die Irländer wurden — und mit Recht — ſo wüthend, daß ſie nur durch die Anſtrengungen eines angeſehenen irländiſchen Katholiken beſchwichtigt werden konnten.

„Auf Befehl des Capitän Roß brachte man den Unglücklichen zuletzt in ein Boardinghaus, um am andern Tage wieder nach Aurora zurück transportirt zu werden. Was aus dem Manne geworden iſt, wiſſen wir nicht.

„Humanes Zeitalter! Neunzehntes Jahrhundert! Chriſtliche Liebe! O weh!! die Stadt Cincinnati mit weltlichen und geiſtlichen Wohlthätigkeitsanſtalten, mit Hunderten von Kirchen und Bethäuſern u. ſ. w. — hat kein Plätzchen für einen Menſchen, der das Kreuz gebrochen hat! Schämt Euch, den Namen Civiliſation nur in den Mund zu nehmen. Die Königin des Weſtens iſt durch dieſe einzige Handlung eine ächte „Porkopolis“ [1] geworden.“

Damit nur meine Freundin, die New-York Tribune, nicht allzu kühn wird, will ich mich aller Bemerkungen über dieſe „großartige Hoſpitalität“ der Amerikaner, von der alle Augenblicke ſo viel Geſchrei gemacht wird, enthalten. E. P.

•

Die Darien Expedition iſt entſchieden als geſcheitert zu betrachten. Nach einem Artikel der N. Y. Weekly Times vom 1 April iſt Gisborne's Karte völlig falſch, und Cullen wird als ein thörichter Viſionär geſchildert; parallel mit der Küſte ſoll eine Kette von Porphyrgebirgen laufen, die nirgends unter 1000 bis 1200 Fuß ſey. Die neueſten Nachrichten vom 15 April geben an, daß zwar Lt. Strain, den man für verloren gehalten, in Panama angekommen ſey, wiewohl in einem ganz erbärmlichen Zuſtande, ein großer Theil der Landerpedition iſt aber dennoch zu Grunde gegangen, wenigſtens ihrer 12, von denen einige durch die Indianer ermordet zu ſeyn ſcheinen. Gewißheit hat man darüber noch nicht.

•

Walkers Flibuſtier-Expedition gegen Untercalifornien und Sonora neigt ſich bekanntlich in Folge der ſcharfen Erklärungen der Unionsregierung zum Ende, ein Drittheil derſelben ſoll bereits zu Grunde gegangen ſeyn, indeß glaubt man doch, daß Walker noch in den mexikaniſchen Angelegenheiten eine Rolle ſpielen werde. Da im Südweſten Mexico's General Alvarez gegen Santa Anna ſich erhoben hat, und letzterer ſich gegen ihn rüſtet, ſo glaubt man Alvarez werde Walker und ſeine Leute zu Hülfe rufen, und dieſe ſich auch nicht lange bitten laſſen. (ſ. N. Y. Weekly Times. 1 April.)

•

Das ſogenannte Maine Law, d. h. das Geſetz im Staate Maine, welches allen Detailverkauf von Spirituoſen verbietet, und das bereits von 4 Staaten des Nordoſtens angenommen iſt, ſollte auch in Neuyork in Ausübung kommen, und Senat und Repräſentantenhaus hatten bereits in ſtarker Majorität dafür geſtimmt. Dennoch hat der Gouverneur ſein Veto eingelegt, wahrſcheinlich in geheimem Einverſtändniß mit einer Mehrzahl der Repräſentanten und Senatoren, die einer mächtigen frommen Partei gegenüber nicht gegen das Geſetz zu ſtimmen wagten, aber dennoch die Einführung eines leicht zu umgehenden und allem möglichen Unterſchleif führenden Geſetzes nicht wollten.

Die Nebraskabill, deren wir früher gedachten (. Nr. 15 v. d. J.), ſchleppt ſich in ganz eigenthümlicher Weiſe im Congreß hin, und man vermuthet, daß immer wieder andere Bills dazwiſchen kommen werden, welche ihre Wiederaufnahme und die Debattirung hindern. Indeſſen geht eine Agitation durchs Land; im Norden hat man den Senator Douglas, der ſie im Congreß vorgebracht, mehrfach in Effigie gehängt, und an mehrern Orten, z. B. in Connecticut, ſind die Wahlen faſt ganz whiggiſtiſch ausgefallen, was nicht wenig Aufſehen erregte. Indeß hat die Bill, welche der Sklaverei einen gewaltigen Vorſchub thun muß, immerhin, ſie mag ausgehen wie ſie will, bedeutende Folgen, denn nach den Angaben in den amerikaniſchen Blättern (ſ. New-York Weekly Times 1 u. 8 April) hat ſich die Partei des Präſidenten ſo ſehr dadurch engagirt, daß ſie ihre Sache durchſetzen oder allen Credit verlieren muß. Wie ſonderbar die Verhältniſſe zu derſelben ſich geſtalten, kann man aus dem Umſtande erſehen, daß das Haus der Repräſentanten von Louiſiana einſtimmig Reſolutionen annahm, wonach es ſich gegen weitere Agitation in der Sklavenſache erklärt, und die Compromiſſe vom J. 1820 und 1850 als gültig anerkennt. Damit ſollte man meinen, wäre die Nebraskabill als von den Repräſentanten von Louiſiana verworfen zu betrachten, aber gerade das Gegentheil: auf dieſe Reſolutionen geſtützt werden die Repräſentanten von Louiſiana im Congreß aufgefordert, die Nebraskabill zu unterſtützen.

•

Die Zahl der Juden in den Vereinigten Staaten wird auf 17,000 geſchätzt, wovon 6000 allein in Neuyork ſind. Die Zahl ihrer Synagogen iſt 31. (ibid.)

•

Ein Tunnel unter dem Ohio. Das Athen. vom 29 April entlehnt aus irgend einem amerikaniſchen Blatt den Vorſchlag, der kürzlich dem Stadtrath von Cincinnati gemacht wurde, einen Tunnel unter dem Ohio anzulegen, da das Schlagen einer Brücke, wenn ſie nicht ungewöhnlich hoch und theuer werden ſoll, die Schifffahrt allzuſehr hindert. Der Plan geht dahin nicht einen Tunnel, wie in England den unter der Themſe, zu graben und auszumauern, ſondern bloß einen Eiſentunnel ſo tief wie möglich ins Bett zu ſetzen.

•

Vielweiberei der Mormonen. Nach einem Briefe aus der Großen-Salzſee-Stadt vom 22 December v. J. im St. Louis Republican befinden ſich die Reſte von Capitän Gunniſons Ingenieurcorps — nur drei davon ſind am Leben geblieben — in

[1] So viel wie „Schweineſtadt“; bekannter Spitzname von Cincinnati, der „Königin des Weſtens.“

dieſer Stadt, was doch dafür zu zeugen ſcheint, daß die Mormonen am Mord dieſer Expedition nicht ſchuldig ſind, wie man vermuthet hat. Einer dieſer Ueberlebenden, von dem der Brief herrührt, befand ſich im Hauſe eines Hrn. Blair, der ſechs Frauen hatte. Seiner Angabe zufolge hat der Gouverneur, Brigham Young, deren nicht weniger als 26, und ſoll von ihnen ſchon eine ſehr bedeutende Anzahl Kinder haben. Sonſt iſt indeß die Polizei ſehr ſtreng, keine Trunkenheit wird geduldet, und ebenſo wenig rohes Fluchen.

•

Seltſame Scene in einem Gerichtshof im Staate Indiana. Am 27 März erſchien zu Newcaſtle im Staate Indiana der Oberrichter des Diſtricts (Circuit), der ehrenwerthe Richter Anthony. Ehe man zum Geſchäft ſchreitet, überreicht ein Mitglied des Advokatenſtandes eine von ſämmtlichen Advokaten des Diſtricts unterzeichnete Petition, der ehrenwerthe Herr Richter möchte ſeinen Platz räumen. In einer Rede ſetzt er auseinander, ſie hätten ſich verabredet, keine Geſchäfte abzumachen, ſo lange er auf der Richterbank ſitze. Ein zweiter Advokat trat auf, hielt gleichfalls eine Rede, und erklärte ſie hätten vor Hrn. Anthony als Gentleman und Wirthshausinhaber allen möglichen Reſpect, aber die Gerechtigkeit erfordere, zu erklären, daß er zu einem Richteramt durchaus ungeeignet ſey, und man hoffe er werde reſigniren. Mit der S. Ehren eigenen Nonchalance erklärte derſelbe, er werde die Sache in Erwägung ziehen, verſchob alle vorliegenden Geſchäfte auf den nächſten Termin und hob die Sitzung auf.

•

Nützliche Unternehmungen in Venezuela. Nach einer Mittheilung der N. Y. Weekly Times vom 8 April hat ein Venezuelaner, Namens Urdaneta, ſchon im Jahre 1851 ein Privilegium und eine Unterſtützung von 10,000 P. zur Beſchiffung des Valencia-Sees mit Dampfbooten erhalten; zur Beſchiffung des Maracaybo-Sees und ſeiner Zuflüſſe wurde mit einem Amerikaner im vorigen Jahr ein Vertrag abgeſchloſſen, und eine Eiſenbahn-Compagnie, bei der ein amerikaniſches Haus betheiligt iſt, entſtand zu Porto Cabello. Auch andere ähnliche Unternehmungen ſollen von der Regierung gefördert werden.

Miscellen.

Goldmedaille an Dr. Barth. Die franzöſiſche geographiſche Geſellſchaft hat in ihrer letzten Verſammlung ihre Goldmedaille an Dr. Barth verliehen. (Liter. Gaz. 29 April.)

•

Ein ſeltſamer Fund römiſcher Münzen in England. In der Nähe von Coleraine wurde kürzlich beim Ziehen eines Grabens eine Urne mit 1937 Münzen, nebſt 341 Unzen Silber in Stücken von verſchiedener Größe gefunden. Die Münzen ſind römiſch, vollſtändig erhalten, ſehr alt, und ſeltſam genug ſollen nicht zwei Münzen die gleiche Inſchrift haben. (Danach ſcheint es faſt als rührten ſie von einem römiſchen Antiquarius her.) Das Silber beſteht in einer großen Anzahl ſchwerer Barren und Zierrathen, die wahrſcheinlich zu einer Pferdsrüſtung gehörten. Auch fanden ſich dabei mehrere Streitäxte mit römiſchen Zeichen. (Athen. 29 April.)

•

Foſſilien aus der Nähe von Athen. Bei Pikarna, in der Nähe von Athen, am Fuße des Pentelicus, wurden Reſte von antediluvianiſchen Thieren ausgegraben, welche nach einer Angabe im Cosmos (IV. 14 Livr.) zwiſchen den Sammlungen von München und Paris getheilt wurden. Die Münchner Sammlung ſoll ſich durch die Reſte von einer, vielleicht zwei Arten von Affen, durch die von mehreren zum Theil großen reißenden Thieren und durch die Zehenglieder des Macrotherium oder großen Faulthiers auszeichnen. Was der Sammlung in Paris zufiel, hat großes Intereſſe, weil es die Exiſtenz einer Art dieſer ſeltſamen Familien von Faulthieren erweiſt; auch beſitzt ſie Reſte einer Giraffe, welche der Münchner Sammlung zu fehlen ſcheinen.

•

Natürliche Eintheilung des Landes in Weſttibet. Die Tibetaner theilen ihr Tafelland ein in Rong und Schang-tang. Rong bedeutet ein tiefes Thal, niedrig und warm genug für den Ackerbau, und überhaupt einen Landſtrich, der ſolche Theile hat, die nicht höher als 10,000′ liegen. Schangtang bedeutet wörtlich „nördliche Ebene“, gewöhnlich aber überhaupt eine Hochfläche (von etwa 15,000′ Höhe) oder weites, offenes Thal, zu hoch und kalt für andere Benützung als zur Weide. (Strachey über die phyſiſche Geogr. Weſttibets.)

•

Acclimatiſirung fremder Thiere. Hr. Geoffroy St. Hilaire und andere ausgezeichnete Naturforſcher fangen an ihre ernſte Aufmerkſamkeit auf Acclimatiſirung und Zähmung von Thieren zu richten, welche bisher in Europa gänzlich unbekannt waren oder nur als Gegenſtände wiſſenſchaftlicher oder müßiger Neugierde betrachtet wurden. Seit dem letzten Monate kamen nach dem Jardin des Plantes in Paris eine Anzahl Yaks aus China, ein Thier, das nach Buffons Ausdruck koſtbarer iſt als alles Gold der neuen Welt. Im Tibet und China dient dieß Thier als Pferd, als Eſel, Kuh und Schaf; es trägt ſchwere Laſten, zieht große Ladungen, liefert Milch, hat ein vortreffliches Fleiſch, und ſein Haar kann zu warmen Tüchern verarbeitet werden. Durch eine Naturaliſation in Europa würde man alſo der Menſchheit einen großen Dienſt leiſten, und da es Kälte gut verträgt, ſo haben die franzöſiſchen Naturforſcher alle Hoffnung dieß ins Werk zu ſetzen, obgleich, gelegentlich bemerkt, der verſtorbene Lord Derby einen Verſuch machte, welcher fehlſchlug. Man hat einige Chineſen mitgebracht um die Yaks zu warten, und die Franzoſen in der Art ihrer Behandlung zu unterrichten. Die Yaks ſind ziemlich nieder gebaut, außerordentlich haarig, und haben buſchigere Schweife als die Pferde. Es iſt zu hoffen, daß England ſeinen Theil beitragen wird, um aſiatiſche, afrikaniſche und amerikaniſche Thiere an unſer europäiſches Klima zu gewöhnen. Es gereicht unſerem gerühmten 19ten Jahrhundert nicht ſonderlich zur Ehre, daß wir in dieſer Hinſicht weit hinter den alten Römern zurückſtehen: von vielen tauſend Arten, aus denen die thieriſche Schöpfung beſteht, ſind nur zwiſchen 40 und 50 wirklich gezähmt. (Liter. Gaz. 29 April.)

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Eine Wochenſchrift

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Nr. 19. 12 Mai 1854.

Die Sklavenemancipation in Nordamerika.

Wir haben vor kurzem (ſ. Nr. 15) in dem Artikel über die Nebraska-Bill gezeigt, daß der Streit über die Sklavenſache aufs Neue und mit aller Stärke ausgebrochen iſt, und wenn wir den Senator Douglas, der die Bill vorbrachte, und den Präſidenten Pierce beſchuldigten, daß ſie aus dieſer Angelegenheit politiſches Capital machen wollen, ſo muß man zu des letzteren einſeitiger und allerdings in den Augen vieler gar nicht ſehr empfehlender Entſchuldigung ſagen, daß er ſeit dem Beginn ſeiner politiſchen Laufbahn ſich ſehr conſequent geblieben iſt, und ſtets die Anſchauungen des Südens in dieſer Beziehung getheilt hat. Dießmal indeß haben wir es mit dieſen mehr perſönlichen Zänkereien, mit dem eigentlichen Parteikampf nicht zu thun, und erinnern den Leſer nur daran, daß eine ſolche Parteibewegung gar nicht möglich wäre, wenn die Sache nicht einen ſehr tief eingreifenden, die Mehrzahl des Volks direct berührenden Gegenſtand beträfe, einen Gegenſtand, von dem das Schickſal der ſüdlichen Bevölkerung der Vereinigten Staaten größtentheils abhängt, und ſchon jetzt aufs tiefſte influencirt iſt. Welche Wichtigkeit die Sache hat, und wie ſehr ſie die Aufmerkſamkeit aller an den öffentlichen Angelegenheiten in den Vereinigten Staaten Theilnehmenden in Anſpruch nimmt, kann man aus dem Umſtand erſehen, daß die Zeitungen einen ſehr bedeutenden Theil ihres nicht geringen Raums demſelben widmen. Die New-York Daily Times z. B. enthält ſeit dem März vorigen Jahrs eine Reihe von 48 erſt kürzlich zu Ende gegangenen Briefen eines Reiſenden, eines Northerners, über die commerciellen, ökonomiſchen und ſocialen Verhältniſſe des Südens. Der Verfaſſer iſt kein Abolitioniſt, vielmehr ein ſehr berechnender Yankee, wie wir weiter unten ſehen werden; er iſt aber auch kein Lobredner der Sklaverei, er zeigt ſchmucklos die ſchlimmen Folgen für Neger und Herren, aber auch die Schwierigkeit aus der Lage herauszukommen. Die Briefe führen die Ueberſchrift, „über die Erzeugniſſe, die Induſtrie und die Hülfsquellen der Sklavenſtaaten", ſind in ſehr abſpringender Weiſe geſchrieben, und die Sklaverei iſt nicht als Hauptgegenſtand für ſich, ſondern nur als das bedeutendſte Element in den ökonomiſchen Verhältniſſen des Südens behandelt; aller Wahrſcheinlichkeit nach iſt er einer der entweder von der N. York Daily Times ſelbſt oder von reichen, bei der Lage der Dinge im Süden lebhaft intereſſirten Capitaliſten ausgeſchickter Correſpondent. Die Art der Darſtellung, die wir mit einem ächten Yankeewort „Buſineßlike" nennen möchten, iſt vielleicht die angemeſſenſte für das amerikaniſche Publicum, wenn ſie gleich bei uns nur wenig Beifall finden würde; wir können uns auch aus Mangel an Raum auf größere Auszüge durchaus nicht einlaſſen, aber die Folgerungen daraus zu ziehen iſt für uns von um ſo größerm Intereſſe; das Schickſal eines Landes, in welchem Millionen Deutſche wohnen, die faſt ſprüchwörtlich der Sklaverei entgegen ſind, hängt daran, und die Rückwirkung des Entwicklungsganges auf die übrige Welt dürfte ebenfalls bedeutender ſeyn als manche ſich einbilden. Die ökonomiſche Umwälzung, welche eine plötzliche, und die moraliſche, welche eine allmähliche Emancipation in den Vereinigten Staaten hervorbringen wird, muß ſich bis nach Europa herüber bemerklich machen. Wir werden deßhalb wiederholt auf dieſen Gegenſtand zurückkommen, der ein fortlaufendes Intereſſe darbietet, nicht der Art wie der bekannte Anti Slavery Reporter es auffaßt, welcher mit wahrem Miſſionseifer und auch im Miſſionsſtyl die Sache betreibt und die „Onkeltommerei" als das non plus ultra von Philanthropie herausſtreicht. Der amerikaniſche „Buſineßmann", deſſen Correſpondenzen wir oben erwähnten, ſieht die Sache viel praktiſcher an, entſchuldigt die Uebel der Sklaverei nicht, hält aber auch die Pflanzer und Sklavenaufſeher für keine Teufel in Menſchengeſtalt, ſondern findet, „einzelne Ausnahmen abgerechnet" und „die Rechtmäßigkeit der Sklaverei als Syſtem zugegeben," die Disciplin, die ſie aufrecht erhalten ganz „entſchuldbar" (juſtifiable). Wenn man bedenkt, daß ein ſolcher Aufſeher auf einer großen Pflanzung oft 50 bis 250 Sklaven unter ſich hat — denn gute brauchbare Aufſeher, die ſich Achtung und Gehorſam zu verſchaffen wiſſen, ſind nicht ſo leicht zu bekommen, da bloße brutale Strenge nichts hilft — ſo iſt ein energiſches conſequentes Auftreten durchaus nöthig. Daß auch der Northerner in dem Neger eine untergeordnete Race ſieht, können wir ihm nicht übel nehmen, er hat die mannichfachen Beweiſe zu vielfach vor ſich, und ſelbſt der Anti Slavery Reporter mit ſeiner Onkel-Tommerei liefert die Beweiſe dazu. [1]

[1] Die Februar Nr. v. d. J. erwähnt einer großen Zuſammenkunft farbiger Leute, welche im Julius v. J. zu Rocheſter im Staate Neuyork ſtattfand, und führt zugleich einen Brief auf, den einer der Führer der Farbigen, ein Hr. Fred. Douglas an Frau B. Stowe über die Lage und

Mit der hausbackenen Philanthropie, wie ſie der Anti Slavery Reporter und Conſorten predigen, kommt man nicht vorwärts, das Intereſſe iſt zu mächtig, und es iſt nicht, wie bei den engliſch-weſtindiſchen Inſeln eine höhere Behörde da, welche den Befehl gibt, und eine Entſchädigung auszahlt. Das Syſtem der Sklaverei muß in ſich zuſammenſinken, und eine angloindiſche Eiſenbahn von Bombay in die Baumwollendiſtricte des Dekkan hinein wird mächtiger wirken, als alle ſchönen philanthropiſchen Redensarten. Sowie dieſe Bahn fertig iſt, und indiſche Baumwolle faſt um den halben Preis auf den engliſchen Markt kommt, wird bald das Sklavenſyſtem wenigſtens in Bezug auf die Baumwolle nicht mehr rentiren. Man macht ſich eine falſche Vorſtellung von der Bevölkerung der ſüdlichen Sklavenſtaaten, wenn man glaubt daß hier alle Weißen oder auch nur die Mehrzahl derſelben Sklaven beſitze, im Gegentheil fünf Siebentheile der Weißen beſitzen keine Sklaven, und von den zwei Siebenteln, welche deren beſitzen, iſt es wiederum eine kleine Zahl, welche deren zu vielen Hunderten bedarf, um ihre großen Baumwollen-, Tabak- und Zuckerpflanzungen zu beſorgen. Dieſe ſind in Wahrheit die Leiter der ſüdlichen Staaten, denn die Mehrzahl der Weißen iſt arm, faul und ohne Einfluß, dabei, wie zu erwarten, faſt völlig ungebildet. Der obenerwähnte Correſpondent der N. Y. Daily Times ſchildert ſie (in ſeinem 47ten Briefe) folgendermaaßen: „daß ſie gar nichts erzeugen als höchſtens ihren Lebensbedarf, zeigt ſich aus ihren elenden Wohnungen und andern Beweiſen hoffnungsloſer Armuth. Ich habe ſo eben mit einem Pflanzer aus Georgien geſprochen, der ſich über die weiße arbeitende Claſſe in folgender Weiſe ausſpricht: „„arme Leute in unſerem Lande ſcheinen ſich um nichts zu kümmern, als gerade daß ſie das Leben durchſchlagen. Wir können ſie zu keiner ſtändigen Arbeit bringen, ſelbſt wenn wir ihnen hohen Lohn bieten; ſowie ſie etwas Geld verdient haben, verlaſſen ſie die Arbeit, und kommen nicht wieder, bis ſie es verſchwendet haben.““ Ich habe den Grund ſchon früher erklärt, es iſt die Herabwürdigung, welche ſich in Folge der Sklaverei an alle niedere Arbeit knüpft. Niemand will neben einem Neger arbeiten, wenn er es irgend vermeiden kann.“ Das iſt wohl richtig, doch gewiß nicht der einzige Grund, denn die Läſſigkeit, welche das ſüdliche Klima erzeugt, hat wohl eben ſo viel Schuld daran.

Dieſe weiße Claſſe iſt den großen Grundbeſitzern ſehr fatal, denn der Umſtand, daß ſo viele Weiße bei der Erhaltung der Sklaverei nicht betheiligt ſind, könnte mit der Zeit ſchlimme Folgen haben, und manche bezeichnen dieſe Weißen deßhalb geradezu als eine Claſſe, die „gefährlich“ werden könne. In Alabama betreibt man gegenwärtig ein Geſetz, welches bei Concurſen dem Beſitzer ſeine Sklaven erhalten ſoll, eine Unmöglichkeit, denn dieſe Sklaven ſind oft das einzige werthvolle Beſitzthum. Der Zweck geht aber dahin, die ärmern Weißen in den Stand zu ſetzen, einige wenige Sklaven zu halten, und dadurch die Freunde der Inſtitution zu verſtärken. Ob dieß gelingt und bei der Armuth der meiſten Weißen gelingen kann, iſt eine Frage, die wir unbeantwortet laſſen müſſen. Die armen Weißen machen ſich auch ſonſt bei den Pflanzern ſehr unbeliebt: manche leben vom Diebſtahl, den die Sklaven an ihren Herren begehen, und darum ſucht man ſie auf alle Weiſe von den großen Plantagen fernzuhalten. Ihr ungezwungenes, freies Leben lockt den Sklaven, der an Bildung vielen derſelben keineswegs nachſteht. Es iſt auch anzunehmen, daß ſie großentheils entflohene Mulattenmädchen heurathen oder wenigſtens mit ihnen leben, denn man beklagt ſich, daß die meiſten unehelichen Kinder unter dieſer Claſſe vorkommen; ſehr viele, welche als Mann und Frau zuſammenleben, waren nie regelmäßig verheurathet. Fügt man hinzu, daß ſelbſt auf den großen Plantagen ein Viertheil der Sklaven Mulatten ſind, ja manche ſo weiß, daß man ſie gar nicht von den Weißen unterſcheiden kann, ſo muß man zugeſtehen, daß die Amalgamation, trotz des rein afrikaniſchen Typus einer großen Zahl der Sklaven, bedeutende Fortſchritte macht, die nicht ohne Folgen bleiben kann. In Virginien beſteht ein Geſetz, daß Leute, welche weniger als ein Viertel Negerblut in den Adern haben, als Weiße betrachtet werden ſollen; auf dieß Geſetz hin ſtellten zwei Mulattenbrüder an einen der Gerichtshöfe zu Richmond die Forderung, frei ausgehen zu dürfen. Der Gerichtshof hörte die Argumente beider Theile an, und entſchied ſich dann gegen das Verlangen der beiden Brüder, eine Entſcheidung, die der „Richmond Enquirer“ mit der Bemerkung mittheilt, „das Geſetz und die Umſtände, unter denen dieſe Forderung geſtellt wurden, würden etwa ein Viertheil aller Sklaven des Staats frei machen, und zu unabſehbaren Schwierigkeiten führen.“ Ein bedeutſames Geſtändniß, denn es beſagt mit Einemmale, ein Viertheil aller Sklaven Virginiens ſey — mit Unrecht in Sklaverei gehalten.

In einem großen Theil Virginiens rentirt ſich zudem der Sklavenbeſitz nicht mehr, außer durch die Züchtung und den Verkauf, die von einer Anzahl nicht ſehr geachteter Individuen betrieben werden; ſelbſt an dem Verkauf hängt ein gewiſſer Makel, und ein Sklavenhändler, der aus dieſem Geſchäft ein Gewerb macht, wird nicht gut angeſehen. In Virginien iſt die Aufhebung der Sklaverei ſchon mehrmals zur Sprache gekommen, und nur ein unkluger, von außen herein betriebener Agitationseifer hat dieſem Beſtreben vorläufig ein Ende gemacht, aber die Umſtände, aus denen es hervorgewachſen, nämlich die Nichtrentabilität des Sklavenhaltens wirkt fort, und wird vielleicht in nicht ferner Zeit ſeine Folgen zeigen, denn die Eiſenbahnen und die Induſtrie des Nordens bringen all-

---

Anſichten der Farbigen in den Vereinigten Staaten ſchrieb. Er beklagte ſich darin über das gegen die freien Farbigen herrſchende Vorurtheil, das nirgends ſtärker ſey als unter den Handwerkern, ſo daß „es leichter ſey, einen Sohn bei einem Advocaten unterzubringen, und ihn die Rechte ſtudiren zu laſſen, als in einer Schmiedewerkſtätte, wo er den Blasbalgen zöge und den Hammer ſchwänge.“ Dieſe „unüberwindliche Abneigung“ iſt ein großes Uebel, worüber ſich Hr. D. mit Recht beklagt; aber dieſe Abneigung herrſcht wenig bei den Landleuten, und wenn man die Farbigen auffordert Landbau zu treiben, wenn ſelbſt mehrere Perſonen große Opfer gebracht haben, um ihnen Land, namentlich in Canada, anzukaufen, was iſt die Antwort? „Ich unterſchöze,“ heißt es in dem Briefe, „die wohlwollenden Bemühungen nicht, welche in dieſer Beziehung gemacht wurden, aber der Ackerbaubetrieb taugt nicht für unſere Lage. Wir können dieſe Mittel nicht anwenden, weil es faſt unmöglich iſt Farbige zu bewegen aufs Land zu gehen. Aus einer oder der andern Urſache ſammeln ſich die Farbigen in den großen Städten, und werden lieber alle Bedrängniß und Entbehrung dulden, als ſich trennen und aufs Land gehen. Ein Grund davon liegt in unſerm Mangel an Selbſtändigkeit. Sklaverei vernichtet dieſe mehr als alles andere. In die weſtliche Wildniß zu gehen, und hier den Grund zu einer künftigen Geſellſchaft zu legen, das erfordert mehr von dieſer Eigenſchaft als ein Sklavenleben uns gelaſſen hat.“ Aber der Farbigen ſind viele, die nicht mehr Sklaven waren, ſondern als Freie geboren ſind, und warum ahmen ſie nicht die Schwarzen in Surinam nach, welche ein rohes aber freies Leben in den Wäldern führen? Der Grund iſt einfach, die Leute ſind ſchon von der Civiliſation und der ſie begleitenden Schwäche angeſteckt, und die Energie der Weißen fehlt ihnen. Man erkennt dieß deutlich an dem elegiſchen Ton, der durch den ganzen Brief geht.

mählich in Virginien ein, und fangen an, die ärmere weiße Claſſe umzuwandeln durch Ausſicht auf lohnende Beſchäftigung. Eine geiſtige Thätigkeit fängt unter den jungen Virginiern ſich zu entfalten an, und muß in kurzer Zeit auf den Stand der Geſellſchaft weſentlich einwirken. Die reiche Claſſe iſt noch vollſtändig die gebietende, und gibt in den Sklavenſtaaten den Ton an; der Wohlſtand war bisher weit weniger verbreitet, und erblicher Reichthum verbunden mit Geburtsſtolz und einer ariſtokratiſchen geſellſchaftlichen Stellung ziemlich häufig; ſo wie das induſtrielle Leben und die Handelsthätigkeit des Nordens eindringen, muß ſich dieß ändern, und in dem Maaße werden auch die Anſichten über die Sklaverei wechſeln. Das iſt keineswegs ein bloß moraliſcher, es iſt ein materieller Proceß, denn von dem Augenblick an, wo dieſe Handels- und Induſtriethätigkeit Platz greift, werden ſich die ökonomiſchen Nachtheile des Sklavenweſens geltend machen. Wer im Süden irgend ein induſtrielles Unternehmen beginnen will, muß, abgeſehen von den ſonſtigen Ausgaben, die mit jedem Beginn verbunden ſind, ein ungeheures Capital für Sklaven aufwenden. Im Norden bekommt man die gleiche Anzahl Diener gegen Lohn, ſey es wöchentlich, monatlich oder jährlich; dieſer Lohn wird in kleinen Beträgen ausgezahlt, meiſtens ſchon aus dem Gewinn des Geſchäfts. Dieß macht einen ungeheuern Unterſchied, beſonders wenn man bedenkt, daß der Sklave doch auch noch Nahrung und Kleidung erhalten muß, die allerdings weniger koſten als ein Arbeiter im Norden erhält, aber doch auch nicht gering anzuſchlagen ſind. Wirklich brauchbare Arbeiter koſten einen unmäßigen Preis. In Teneſſee z. B. verwendet die Cumberland Iron Company 700 Sklaven, die gering gerechnet 700,000 Dollars Capitalaufwand erforderten. Beſonders gute Arbeiter auf Baumwollenfeldern werden in Louiſiana mit 1400 Dollars bezahlt, und im vorigen Herbſt fand ein öffentlicher Verkauf einer Anzahl guter Negerarbeiter ſtatt, die im Durchſchnitt 1800 D. koſteten. Freilich ſchienen ſie auf langen Credit gekauft worden zu ſeyn, was den Preis ſteigerte. Indeß erſieht man aus dieſen Angaben immerhin, daß in guten Arbeitsſklaven ein ungeheures Capital ſteckt, das man voraus zahlen muß.

Der Süden der Vereinigten Staaten fängt an die ökonomiſche Abhängigkeit, in welcher er ſich dem Norden gegenüber befindet, ſchwer zu empfinden [1], und man ſucht nach Mitteln um ſich dieſer Abhängigkeit zu entziehen; man iſt emſig mit Eiſenbahnen und Canälen beſchäftigt, um allmählich dem Handel und Verkehr dieſelben Vortheile zu gewähren, wie ſie der Norden ſchon beſitzt. In dem Maaße aber, als dieſe induſtrielle Thätigkeit ſich Bahn bricht, wird eine Mittelclaſſe von Weißen geſchaffen, welche kein perſönliches Intereſſe an der Erhaltung der Sklaverei hat, vielmehr durch ſeine ganze Stellung genöthigt iſt, die freie Arbeit zu heben. Man kennt die ungeheuren natürlichen Hülfsquellen des Südens ſehr wohl, und weiß daß wenn derſelbe Unternehmungsgeiſt im Süden ſich geltend macht wie im Norden, — was aber unmöglich iſt, ſo lange die Mehrzahl der arbeitenden Claſſe Sklaven ſind — hier der Reichthum ſich eben ſo ſchnell und ſchneller anhäufen würde, und daß hier eine ſehr dichte Bevölkerung wohnen könnte. In dem Maaße alſo, wie die Südländer ſich anſtrengen, der Abhängigkeit loszuwerden, arbeiten ſie ſelbſt dem Syſtem der Sklaverei entgegen, und in demſelben Verhältniſſe müſſen ſie darauf bedacht ſeyn, die unhaltbare Sklavenarbeit durch freie Arbeit zu erſetzen. Die Abolitioniſten wiſſen recht gut, auf was ſie hinarbeiten, wenn ſie den Congreß, wie ſchon geſchehen, mit Petitionen beſtürmen gegen den Sklavenhandel, der von einem Staat nach dem andern betrieben wird; würde dieſer einzige Satz erreicht, ſo würden Maryland, Virginien und Northcarolina es bald vortheilhaft finden, der Sklaverei ganz zu entſagen, denn ſie hält ſich ſchon jetzt beinahe nur noch durch Sklavenzüchtung Für die ſüdlichen Staaten und namentlich Louiſiana handelt es ſich hauptſächlich um die Frage, laſſen ſich Arbeiter finden, die das Klima aushalten? Man denkt auch hier an Chineſen als Auskunftsmittel und meint, mit dem Fortgang der chineſiſchen Revolution ließen ſich vielleicht einige Hunderttauſend Chineſen herbeiziehen, denn daß man ſich auf den guten Willen der Neger nicht verlaſſen kann, wenn ſie einmal emancipirt ſind, das wiſſen die Nordamerikaner ſehr gut, und wenn ſie es nicht wüßten, hätten die Erfahrungen der Engländer in Weſtindien ſie belehren können. Uebrigens wird man keinenfalls die Thorheit begehen, den Negern die Freiheit zu ſchenken, ſondern man wird ſie anhalten, dieſelbe zu erwerben. Das iſt wenigſtens ein Vorſchlag der gemacht wurde, wenn gleich deſſen Annahme noch in weitem Felde ſteht.

Der gegenwärtige in dem Kampf über die Nebraskabill geführte Streit dreht ſich um den Punkt, ob der Congreß in die Forderung willigen ſoll, daß die Sklaverei über die in den Compromiſſen der Jahre 1820 und 1850 gezogene und feſtgehaltene Gränzlinie, 36° 30′ N. B., hinaus eingeführt werden darf. In der That geht das Beſtreben dahin, die Sklaverei als ein in das Belieben eines jeden geſtelltes Inſtitut gelten zu laſſen, und alle Einwirkung des Congreſſes auf daſſelbe gänzlich auszuſchließen. Nach unſern obigen Bemerkungen zu ſchließen halten wir, abgeſehen von dem Treubruch an früheren Verſprechungen, die Sache für vergleichsweiſe irrelevant, da ſehr mächtige Elemente thätig ſind, die Sklaverei ſelbſt in den öſtlichen Sklavenſtaaten, wo ſie von Alters her beſteht, allmählich eingehen zu laſſen. Die Abolitionsfrage wird immer ungeſcheuter in allen Theilen der Union beſprochen, und wenn auch die Sklaven ſelbſt von den Erzabolitioniſten bisher wenig Vortheil gezogen, ja wenn ihr Loos durch das unkluge Betreiben der Sache mehrfach verſchlimmert wurde, ſo iſt jetzt inſoferne ſogar in den ſüdlichen Staaten eine ruhigere Stimmung eingetreten, als die Sklaven ſelbſt von dem unfruchtbaren Treiben der radikalen Abolitioniſten nichts mehr erwarten; wenigſtens deuten darauf ſehr viele Anzeichen hin. Die Klügern beſchränken ſich darauf die Südländer ſelbſt auf die ſchlimmen Folgen des Syſtems aufmerkſam zu machen, und ſprechen, um ihnen keinen Vorwand zu geben, ſich durchaus dahin aus, daß die Emancipation vom Süden ſelbſt ausgehen müſſe. So iſt die Emancipation, was man in England ſagt, eine Art offener Frage geworden, die ſich mehr durch die national-ökonomiſche Entwicklung, als durch die Bemühungen eines dürren Philanthropismus löſen muß. Der letztere hat ſeine Dienſte geleiſtet; er hat durch eine Jahrzehente fortgeſetzte Thätigkeit in den Zeiten von Wilberforce dem Grundſatz, daß kein Menſch den andern als ſeinen Sklaven benützen ſoll, Geltung verſchafft, und dieſer Grundſatz wird fortwirken, kann aber die mannichfachen Schwierigkeiten nicht

[1] Wir verweiſen in dieſer Beziehung hauptſächlich auf unſern Artikel: „Die Convention zu Memphis“ Nr. 28 vom vor. J.

allein löſen. Wenn der Norden Amerika's auf ſeine freie Arbeiter hinweist, ſo entgegnet der Süden, und gar manchmal nicht mit Unrecht, daß der Norden ſeine freien Arbeiter oft gewiſſenloſer und härter behandle als der Süden ſeine Sklaven. Das rechtfertigt die Sklaverei nicht, zeigt aber daß es oft noch ſchlimmere Zuſtände als dieſe gibt.

Reiſeſtudien aus Frankreich.

(Von K. B. Stark.)

13. Poitiers. — Die Stadt und ihr hiſtoriſcher Charakter. — Das Land Angoumois und Poitou.

Es ſind noch kaum 14 Tage vergangen, ſeitdem die erſte längere Eiſenbahn in dem Südweſten Frankreichs eröffnet ward. Noch reicht ſie nur von Bordeaux bis Angouleme, aber bereits ſtreckt das allgewaltige, vielarmige Centrum des Reiches die eine Hand weit aus in das alte Aquitanien, dem Süden entgegen. Binnen Jahresfriſt iſt die Strecke zwiſchen Poitiers und Angouleme auch dem Verkehr übergeben, und hiemit führt von Calais bis nach Teſte, von dem Canal bis an den Meerbuſen von Biscaya ununterbrochen die große, eiſerne, völkerverbindende Linie. Schon jetzt merken wir bei dem Treiben in der bretternen Nothhalle, welche die harrende Menge in Bordeaux umſchließt, ſehr bald, wohin der Magnet der meiſten Reiſenden ſich wendet. Es iſt Paris, das überall in den Annoncen und Geſprächen in den Vordergrund tritt; nur für die direct dahin Reiſenden ſind alle Bequemlichkeiten getroffen, nur dafür die Züge und die Wagenbeförderung eingerichtet. Dorthin reist mir zur Seite ein altes Ehepaar aus Dax voll freudiger Erwartung, gleichſam die letzte und größte irdiſche Wallfahrt antretend; dort will der junge Spanier, welcher unaufhörlich Lieder trillert und in großer Selbſtgefälligkeit ſeine franzöſiſche Sprachverwandtſchaft producirt, einen Winter ſich amuſiren, und auch ſein Gefährte, ein Schiffscapitän, der kein Wort franzöſiſch verſteht, bei ſeiner ernſten, gehaltenen Weiſe aber die innere, ächt ſüdliche, zur augenblicklichen That werdende Heftigkeit nicht bergen kann, ſoll Paris etwas kennen lernen. Nach Paris natürlich eilt der als Spätling aus den Pyrenäenbädern zurückkehrende alte Herr, welcher auch den Rhein oft geſehen hat und mit ariſtokratiſcher Höflichkeit dem Lande des Fremden ſein Lob zollt, und Paris iſt die Loſung für ein junges, bald nach Bordeaux bei einer Campagne einſteigendes Paar, ächte Repräſentanten des modernen, mit Verachtung jede provinziale Eigenthümlichkeit betrachtenden, nur der Regierungsgewalt des Augenblicks, d. h. den eigenen dadurch geſteigerten materiellen Intereſſen huldigenden Franzoſenthums. Es koſtet inmitten ſolcher Einem Ziele zuſtrebender Kräfte einige Feſtigkeit, der eigenen, nach mehrwöchentlicher, ununterbrochener Reiſebewegung ſtark gewordenen centripetalen Neigung nicht zu viel nachzugeben, und wenigſtens den hiſtoriſchen Mittelpunkt zwiſchen Loire und Garonne ſo wie die der mittlern Loire feſt im Auge zu behalten.

Im herrlichſten Sonnenſchein verlaſſen wir Bordeaux. Der Sonntag Nachmittag hat eine Menge von Luſtfahrenden verſammelt, welche ab und zugehen auf den ſich drängenden kleinen Stationen innerhalb des Garonnethales. Die Eiſenbahn durchſchneidet raſch die große Thalfläche bis zur weſtlichen Hügelkette, und drängt ſich dann zwiſchen Garonne und den Felsabhängen durch, die auf das reichſte cultivirt im lieblichſten Verſtecke Landhäuſer und ganze Ortſchaften zeigen. Noch einen Gruß werfen wir dem herrlichen Strom mit ſeinen ſtolzen Segeln, dem ſchon ſchwindenden weiten Halbkreiſe von Bordeaux zu. Ein Felſenthor nimmt uns nach dem andern auf, und unverſehens ſind wir in dem Tunnel, der die Höhen des Garonnethales durchbricht und zu dem Hügelplateau hinaufführt, welches Garonne und Dordogne ſcheidet. Da rollt der Zug langſamer über eine Brücke und bald über eine zweite; wir haben Dordogne und l'Isle überſchritten, und von Libourne, wo der letzte Reſt der Bordelaiſer Luſtreiſenden uns verläßt, von ſeiner modernen regelmäßigen Anlage, von dem Handelsleben eines immerhin zu nennenden, kleinen Seehafens ſehen wir nichts, nur die weit ſich dehnenden, mit Steinen bedeckten Räume, die das Bahnhofsgebäude bilden ſollen, ſind mit neugierigen, meiſt elegant gekleideten Zuſchauern gefüllt.

Hinter Libourne traten wir bald in das landſchaftlich, wie ſeiner Bevölkerung nach, ſo charakteriſtiſch gezeichnete, trotz aller ſeit mehr als einem halben Jahrhundert in alle Lebensverhältniſſe einſchneidenden, ſie nivellirenden Gleichförmigkeit der Regierungsgewalt zäh beharrende Land Angoumois und Poitou ein. Alle Flüſſe dieſes Landes entſpringen in der großen Gneiß- und Graniterhebung, welche nach Nord und Weſt weit vorgeſchoben, das von den Vulcanen der Auvergne durchbrochene Hochland bilden (hiſtoriſch bezeichnet, das Limouſin und die Grafſchaft La Marche), aber ſie brechen dann durch den in weiten Bogen dasſelbe umziehenden Jurakalk und Kreideformation nach drei Richtungen durch. Nach Süden ſind es die Nebenflüſſe der Dordogne, wie Droane, l'Isle, Vezere, die Dordogne ſelbſt, welche alle dem Flußgebiete der Garonne ſich noch zuwenden. Direct nach Weſten in das Meer ergießen ſich nur Charente und die Sevre, aber auch die erſte muß durch die Paralleltäler des Jurakalkes ſich in nordweſtlicher, dann ganz ſüdlicher Richtung den Weg nach Weſten mit Mühe bahnen. Endlich am zahlreichſten ſind die nach Norden fließenden Gewäſſer, alle dem Loirebecken anheimfallend; während ſie bei ihrem Urſprunge meiſt weſtlich gewendet ſind, weiſen die Thäler des Jura ihnen dann eine ganz nördliche Richtung an, und erſt in der Tertiärſchicht gewinnen ſie ihre weſtliche wieder, ja es ſcheint zuletzt, als ob ſie der Loire parallel, nur wenig Meilen von ihr entfernt, dem Meere zuſtrömen wollten; ſo die Vienne mit ihren Nebenflüſſen, dem Clais, der Creuſe, Gartempe, ferner der Indre und dem Cher. Die Eiſenbahn hat überhaupt gegenüber den durch frühere hiſtoriſche Verhältniſſe vielleicht gerechtfertigten Eigenſinn des Straßenbaues, welcher ſteile Höhen, fortwährend durch Einſchnitte unterbrochenes Hügelland neben der Thalebene ſich wunderlich genug ausſuchte, die Naturverhältniſſe ſelbſt, beſonders die Thäler und Waſſerſcheiden zu Ehren gebracht. So iſt es auch zwiſchen Garonne und Loire, wo jene

oben dargelegte in einandergreifende Richtung der Gewäſſer die Führung der Eiſenbahn durch ein durchgängiges Hügelland mit Felsbildung an den Thalrändern ſehr erleichterte. Und die Natur des Geſteins, des Jurakalkes, hat, wo endlich die Waſſerſcheide durchbrochen werden muß, die Anlage ganz gewaltiger Tunnels ermöglicht, die dem Reiſenden auf einmal die Continuität ſeiner Anſicht der Gegend unterbrechen.

Den Charakter derſelben beſtimmen hier die weiten Wieſengründe, die mit Wein bedeckten, vielfach auch mit Laubholz bewaldeten, ſchroffen Höhen, die faſt iſolirt hervorſpringenden, kahlen Felſen. Freundliche Dörfer haben wir hier nicht zu ſuchen, aber jene kleinen Flecken, die Bourgs, mit den aus Stein roh aufgeführten Wohnungen, faſt ohne Fenſter und jeglichen freundlichen Schmuck, in enge Straßen gedrängt, umgeben von Obſtbäumen, die aber der Ueppigkeit und ſüdlichen Fülle ganz entbehren, wie ſie in gleicher Breite an der Rhone und Saone uns den Süden laut verkündeten. Um ſo bezeichnender iſt der Reichthum an den jene iſolirten Felſen allein einnehmenden oder eine kleine Stadt beherrſchenden Schlöſſern. Hier in der That tritt einem das Bild der altfranzöſiſchen Seigneurs in jenen maſſenhaften, mit Ringmauern umgebenen, vom Donjon, dem dicken Feudalthurm, überragten Gebäuden, jenen von niedrigen Thürmen flankirten Thoren lebendig entgegen. Man begreift vollkommen, wie jene Schlöſſer, welche den Namen Fels (la Roche) erhielten, wie la Roche Chalais, la Roche Mareuil, la Roche Foucauld, la Roche Chouart, la Roche Chaudry, la Roche Beaucourt, la Roche ſur Yon, la Roche de Maine, la Roche Poſay, la Rochefort u. a. auf kleiner Strecke ſich drängen, wie andere mit dem beſcheidenen Namen la Motte (Hügel) ſich begnügen, wie endlich es der la Tour auch nicht wenige auf derſelben Stelle gibt. Wenige derſelben werden noch oder ſeit der Reſtauration wieder in den Händen ihrer angeſtammten Herren ſeyn, aber ihre neuen Beſitzer haben oft raſch die Tradition, die an dieſen Mauern haftet, ſich zu eigen gemacht, oder ihre eigene, an einer andern Stelle unterbrochene hier fortgeſetzt. Die drückenden Verhältniſſe der Landbevölkerung zu dieſen Herrenſitzen ſind geſchwunden, aber noch lebt an vielen Punkten im Volke dort eine tief gewurzelte Pietät und Ehrfurcht gegen jene reichen Beſitzer, in deren Weſen die ganze die Umgebung beherrſchende Feinheit und Ueberlegenheit ariſtokratiſcher Bildung ſich erhalten hat. Und es iſt merkwürdig, wie der heutige Franzoſe, der in jungen Jahren ſein Vermögen in raſtloſer Thätigkeit ſich erringt, doch immer von einem ſolchen Landbeſitz mit den äußern, wohlerhaltenen Zeichen der Feudalzeit als dem Ziele ſeiner Wünſche träumt. Allerdings werden keine Turenne, keine Taillebourg, keine la Rochefaucauld, keine Mortemarts aus dem Pariſer oder Bordelaiſer Epicier in raſcher Umbildung erſtehen.

Der Sonntag und die Neuheit der Erſcheinung hatte an den kleinen Stationen, wie Chalais, Montmoreau, Charmant, Moulhiers, Couronne, eine große Menge von Landleuten in ihrem beſten Staate verſammelt, darunter ſehr viel friſche und runde Mädchengeſichter, die in lebendiger Bewegung ihre Entdeckungen im Eiſenbahnzug ſich mittheilten. Als ich meine Freude über dieſen Anblick des bäuerlichen Lebens ausſprach, erklärte mir meine ſchöne Nachbarin, die mit ihrem Gatten nach Paris ging, mit dem Zeichen innerer Verachtung: ce ne sont pas des Français, und ſie konnte von dem traurigen Leben unter ſolchen Menſchen, wie man es in der Stadt Angouleme führen müſſe, nicht ſchlimm genug reden. Das iſt die franzöſiſche, geprieſene Gleichheit, welche Pariſer Tournüre zum alleinigen Maaßſtab menſchlicher Beurtheilung macht. Bei ſolcher Anſicht kann daher von einer tiefen, ſittlichen Auffaſſung auch politiſcher Verhältniſſe nicht die Rede ſeyn. Kein Wunder, daß dieſelbe Dame ſpöttiſch des Unglücks der hohen Frau gedachte, die mit den Prinzen Frankreichs in meinem nähern Heimathslande, wie ich ihr erzählte, eine friedliche Wohnſtätte gefunden

Wir ſind allmählich aus dem Thale des Jole in das des Dronne, dann des Tude hinaufgeſtiegen. Die Gegend nimmt immer mehr den Charakter einer Berglandſchaft an. Die felſigen Höhen umſchließen uns nach vorn, und ſo brauſt der Zug in den gewaltigen Tunnel von Livernan hinein, welcher der Länge nach den Tunnel der Côte d'or und bei Marſeille übertrifft. Eine eiſige Kälte dringt trotz der geſchloſſenen Fenſter in die Waggons, von einzelnen Luftöffnungen war hier keine Spur. Die ältere Dame aus Dax gerieth außer ſich und konnte bis Angouleme die erſchütternden Wirkungen dieſer Minuten nicht überwinden. Raſcher ſenkt ſich von der bedeutenden Höhe, welche das Gebiet der Dordogne und Charente trennt, die Eiſenbahn nach Norden. Bald ſind wir wieder von höhern Bergen umgeben, ſiehe da ſtellt ſich ein iſolirter Berg, von Häuſern, die auf gewaltigen Untermauern ruhen, terraſſenweis beſetzt, bekrönt von einem thurmreichen Schloſſe, aber auch mit freundlichen Weingärten und beſonders Platanenalleen geſchmückt unſerm weitern Wege entgegen. Es iſt Angouleme, in ſpätrömiſcher Zeit allerdings als Iculisma oder Eccolisma genannt, aber von Auſonius als einſamer, abgeſonderter Ort geſchildert, der jedoch eines literariſchen Lehrers nicht entbehrte, im Mittelalter ein angeſehener Biſchofsſitz, von Grafen aus dem Hauſe Tailleſer, dann der Luſignan beherrſcht, jetzt aber der Mittelpunkt eines Departements, durch ſeine Töpferei, ſeine Eiſenarbeiten, vor allem ſeine großen Papierfabriken induſtriell nicht unbedeutend. Der Reiſende, welcher nicht länger ſich hier aufhält, bekommt aber von der eigentlichen Stadt nur jene ſehr maleriſche Außenſeite zu ſehen. Zwar durchſchneidet die Eiſenbahn die Stadt, aber im Innern des Berges; ein Tunnel verſetzt uns raſch an den Nordabhang in die Vorſtadt Houmeau, in das weite Thal der Charente.

Ich hatte in Bordeaux bereits ein Billet auf der Meſſagerie bis Poitiers gelöst, und war daher in Angouleme an den nächſt abgehenden Wagen gebunden. Wie lange hier die Gepäckverwirrung gedauert, welch peinliches Selbſtbekümmern um die Sachen, dann um den genau bezeichneten Platz im Wagen bei jedem Reiſenden vorausgeſetzt wird, und wie doch zuletzt die ganze Reiſegeſellſchaft ſich zufrieden gibt mit drückenden und unerhörten Uebelſtänden, z. B. wenn ein Jagdliebhaber ſeine zwei Jagdhunde in das Coupé mit hinein nimmt und dieſe hier zwiſchen den eingepreßten Füßen einen Krieg beginnen, bis der ſpaniſche Capitän im heftigen Zorn einen Dolch zieht, der einen Beſtie ein raſches Ende zu machen, aber ſcharf bedeutet wird, daß er auf franzöſiſchem Boden ſich befinde — alles dieß ſey nur erwähnt, um das früher Ausgeſprochene über den Comfort franzöſiſcher Reiſen zu beſtätigen.

Mit Untergang der Sonne fuhren wir von Angouleme ab einer langen, peinlichen Nacht entgegen. Nur der fortwährende Wechſel von Höhen und Tiefen, die ſehr ſteilen Straßenabhänge

machten ſich dem im Halbſchlummer liegenden Reiſenden bemerklich genug. Die einzige größere Stadt Ruffec, d. h. eine Stadt von kaum 3000 Einwohnern, öffnet bei kleinem Aufenthalte eine düſtere ſchmutzige Wirthsſtube. Die Straße folgt im Ganzen dem Laufe der Charente, und überſteigt dann einen höhern, öden Bergzug, um in das Loiregebiet an dem kleinen Fluſſe Clain einzutreten. Es war früh um halb 5 Uhr, als wir durch eine längere Vorſtadt an der Porte la Tranchée Poitiers erreichten, aber außerhalb der Stadt auf dem noch ſtillen Bahnhof abgeſetzt wurden. Die ganze übrige Reiſegeſellſchaft wollte mit der Eiſenbahn weiter; ich folgte dem jungen Spanier, welcher früher mit ſeinen Eltern Poitiers mehrere Jahre bewohnt und dort das Lycée beſucht hatte, in ſtockfinſterer Nacht eine ſteile Steintreppe zwiſchen Mauern hinauf und durch die öden Straßen in das Hotel de France. Hier war bereits ein großes Treiben von Gäſten, die der große Herbſtmarkt, genannt la Pierre levée, verſammelt hatte und ſtündlich vermehrte. Nach langem Harren ward in der Putzſtube der Wirthin dem Spanier und mir ein Lager auf der Erde bereitet, und ſo dem ermüdeten, vom Fahren zerſchlagenen Körper eine kurze Ausruhe gegönnt.

Es war im Jahre 1548, als die Ausdehnung der Gabelle, der Salzſteuer und der Verwaltung des Salzweſens durch königliche Beamte, auf ganz Frankreich eine große und ſehr gefährliche Bewegung in den zu einem Theil von der Salzgewinnung lebenden Landſchaften Poitou, Saintonge, Guyenne hervorrief und in Bordeaux zu großen Gewaltthaten und offener Empörung des ſtädtiſchen Regimentes führte. Als die zwei zur Unterwerfung von Bordeaux abgeſchickten Heere unter dem Connetable von Montmorency und dem Herzog Franz von Lothringen nach Dämpfung des Aufſtandes zurückkehrten und in Poitiers anhielten, wo trotz der „vielen Handwerker, Schüler und Leute von verſchiedenen Nationen“ die Ruhe geſchickt erhalten war, ſo richtete der Lieutenant General des ganzen Poitou und der Maire mit den Echevins der Stadt eine feierliche Anrede an die Heerführer und baten um die Aufhebung dieſer gerade Poitiers ſo drückenden Einrichtung. Sie ſchilderten die Stadt ſelbſt näher mit folgenden Worten: „dieſe ſehr alte Stadt „Poitiers, die immer treu der Krone Frankreich geweſen iſt, dabei „groß, geräumig, ſtark, eingeſchloſſen von einem weiten Mauer„ring, deren Unterhaltung etwas Großes iſt, iſt die ärmſte Stadt „dieſes Königreiches, denn ſie iſt nicht Handelſtadt, wie Rouen, „Lyon, Orleans und andere gute Städte dieſes Königreiches. Und „was die Juſtiz betrifft, ſo hatten König Karl V, VI, VII alle „Inſtanzen (ressorts) ihr übergeben, ſie ſind aber jetzt ſo geſchwächt „und das arme Poitiers iſt in einer Weiſe zertheilt (desmembré) „worden, daß es nur wenig auf ſich hat mit dem Gerichtsſitz und „der Jurisdiction. Bleibt endlich noch die Univerſität und die „Kirche, und ohne die würde die Stadt ſehr bald durch Armuth „ruinirt ſeyn.“ Die volle, ja geſteigerte Wahrheit dieſer Worte drängt ſich dem Reiſenden heute nach 300 Jahren mit Entſchiedenheit auf. Und die hervorgehobenen Punkte, die durch die Natur gegebene feſte Poſition, die Anhänglichkeit an die Krone Frankreichs, die rechtliche bürgerliche Selbſtändigkeit, endlich die Kirche und das auf kirchlichem Grund erbaute Univerſitätsleben ſind gerade diejenigen, welche der Geſchichte der Stadt gleichſam das Knochengerüſt geben, und welche in bedeutenden Monumenten laut zu demjenigen reden, der ein offenes Auge für den Charakter der Monumente, für die Phyſiognomie einer Stadt mitbringt.

Schon die Lage iſt eine höchſt charakteriſtiſche. Man denke ſich ein Plateau von Jurakalk, meiſt ſchroff in einer Höhe von 100 bis 150 Fuß in das Thal herabfallend, in langer, birnenförmiger Geſtalt von Südweſt nach Nordnordoſt geſtreckt. Zwei Thäler ſchließen es ein, die bei dem ſüdlichen Beginn nur durch eine ſchmale, höchſtens 1500 Fuß breite Landzunge getrennt ſind, eben jener Porte la Tranchée, wo wahrſcheinlich ſeit celtorömiſcher Zeit mit Kunſt ein tiefer Einſchnitt in den Fels gemacht iſt und ſtarke Mauerwerke aufgeführt ſind. Das öſtliche Thal wird von dem Fluß Clain durchſtrömt, der in bedeutendem Bogen nach Oſten, und dann wieder ſtark nach Weſten wendet, von 4 Brücken überſpannt und durch vier große Wehre gehemmt, die ihn zur Vertheilung ſeines Waſſers an kleine, einen Wieſengrund durchſtrömende Canäle zwingen. Das weſtöſtliche Thal wendet ſich in ziemlich gleichbleibender Richtung von Südweſt nach Nordoſt; vielfach getheilt durchfließt der kleine Boivre den breiten, feuchten Grund und vereinigt ſich endlich in mehrfachen Mündungen nördlich mit dem Clain. Nur an zwei Punkten führt eine Straße über den Boivre, am obern und unteren Ende. Jener ſüdliche Punkt der Porte la Tranchée iſt der einzige Eingangspunkt der ſüdlichen Hauptſtraße, die hier bereits die Vorſtadt St. Jacques auf jenem ſchmalen Rücken paſſirt hat, ebenſo windet die Straße nach Paris ſich über den Vereinigungspunkt der zwei Flüſſe, an welche die ſchroffen Ufer nahe herantreten, faſt mühſam durch. Die jenſeitigen Ufer beider Thäler ſind wohl angebaut oder mit Gebüſch und friſchem Graswuchs beſetzt auf dem ſteilen Abhang, an dem jene einzelnen ſo bezeichnenden, ſenkrechten Kalkfelſen in die Höhe treten. Zwiſchen ihnen ziehen ſich im Thal des Clain in der Tiefe hin und auf die Höhen die Vorſtädte St. Cyprien, St. Saturnin, Montbernage, la Cueille, Rochereuil. Die Seite des Boivre hat nur am nördlichen Ende, an der Pariſer Straße, Häuſerreihen. Das Plateau ſelbſt, welches die Stadt trägt, hat eine ſehr bedeutende Ausdehnung, über 2300 Metres Länge und in der breiteſten Stelle 1000 Metres, und kann unter $1\frac{1}{2}$ bis 2 Stunden kaum umſchritten werden. Noch umkränzen faſt überall Mauern mit Thürmen die ſteile Anhöhe, welche an manchen Punkten aus der Tiefe des Thales emporgebaut ſind; heutzutage wohl bedeutungslos für die Kriegführung, gewährten ſie den ſicherſten Schutz einſt im Verein mit dem Terrain der mittelalterlichen, oft gefährdeten Stadt. Das Innere iſt durchaus nicht eben, ſondern nach gewiſſen Höhepunkten, wie dem Hauptcentrum, der Place Notredame und Didier emporſteigend. Beſonders nach der Seite des Clainthales ſenkt ſich das Terrain mehr allmählich, und ſo bauen ſich hier maleriſch die kirchlichen Anlagen, wie la St. Radegonde und die Kathedrale St. Pierre, oder an einer andern Stelle die großen Gebäude der einſtigen Abtei Montierneuf übereinander. Zwar durchſchneiden Straßen ziemlich nach allen Richtungen das Plateau, aber ſie umſchließen große Gärten, ja weite Feldercomplexe. Aehnlich wie in Rom wandelt man oft weite Strecken zwiſchen Gartenmauern einſam, wo alle Spur des ſtädtiſchen Verkehrs aufgehört hat, und ſieht ſich dann auf einmal wieder in der Nähe einer kirchlichen Anlage in enge, oft ſehr armſelige Straßen verſetzt, deren Häuſergruppen eine Menge ſchwer zugänglicher Höfe enthalten.

Es iſt nicht zu bezweifeln, daß auf dieſem Plateau bereits der feſte, ſtädtiſche Haltepunkt des celtiſchen, ſelbſtändigen, in keiner Clientel ſich befindenden Stammes der Pictones, oder wie ſie ſeit dem 4ten Jahrhundert durchgängig heißen, der Pictavi, ſich befand. Ihr alter Name war Lemonum, ein Name, der in den benachbarten Lemovices, wohl auch im See Lemanus verwandten Stamm findet. Sehen wir die Pictonen bereits in den erſten Jahren der cäſariſchen Verwaltung ihre Schiffe den Römern zur Verfügung gegen die Küſtenvölker der Bretagne und Normandie ſtellen, ſo entziehen ſie allerdings ſich nicht dem allgemeinen Aufrufe des Auvergnaten Vercingetorex zur Vertheidigung der galliſchen Freiheit, ohne jedoch in dem Kampfe beſonders hervorzutreten. Lemonum hingegen wird zuerſt durch eine That der Treue gegen die Römer bekannt. Dort ließ ſich Duratius, ein unwandelbarer treuer Freund der Römer, von dem Führer der Andes, aus Angers, welcher auch einen Theil der Pictonen für ſich gewonnen, mit einem Heere von vielen Tauſend belagern. Die römiſchen, heranrückenden Legionen des einen Legaten ſind zu ſchwach zum Entſatz und verſchanzen ſich in der Nähe; erſt ein zweiter Legat zwingt den Dumnacus zum Aufgeben der Belagerung und verfolgt ihn über die Loire. Als ein merkwürdiger Ueberreſt der celtiſchen Zeit ruht noch heute auf der Höhe jenſeits des Clain, kaum eine halbe Stunde von der Stadt, die Pierre Levée, ein ungeheurer Felsblock von 18 Fuß Länge, 14 Fuß Breite, auf einer einzigen Unterlage, deren es früher fünf gab. Die religiöſe Verehrung, welche an dieſe Stätte geknüpft war, hat durch das Mittelalter hindurch in mannichfachſter Umbildung ſich erhalten; da iſt es die h. Radegunde, welche auf ihrem Kopfe, wie ſonſt die Feen ſelbſt oder Maria, den Stein getragen hat; da läßt Eleonore, die für Poitou ſo bedeutungsvolle Erbtochter, ihn aufrichten als Denkſtein für den großen von ihr geſtifteten Herbſtmarkt, in deſſen Trubel wir am 18 October eben hereingerathen ſind. Sein Name Pierre Levée iſt ja davon erhalten. Pantagruel, jener phantaſtiſche Student von Poitiers, holt zum Zeitvertreib ſich den Stein von der Höhe draußen. Und iſt dieſer Stein nicht endlich das dauerhafteſte Album geworden, in welches die Studioſen der blühenden Univerſität ſich verewigt haben, wo der Deutſche auf einmal ſeinen Landsleuten des 16ten Jahrhunderts, beſonders vom Niederrhein, ſo zahlreich begegnet.

Jedoch kehren wir zurück in die Stadt; das celtiſche Lemonum, bald zur Civitas Pictonum, oder einfach Pictavi geworden, hat in ſeiner äußeren Erſcheinung der allmächtigen römiſchen Cultur ſich natürlich gefügt, für die ſie ſo früh im Kampf eingeſtanden. Obgleich es als die vierte größere Stadt des erſten und zweiten Aquitaniens neben Clermont (Arverni), Saintes (Santones), Bordeaux (Burdigala) im 4ten Jahrhundert genannt ward, erreichte ſein Umfang noch durchaus nicht den des heutigen Poitiers. Wir kennen aus der genauen Beſchreibung des gelehrten Annaliſten Bouchet noch die Gränzen der Stadt vor 1150, und wir können ſie unbedenklich für die ſpätrömiſche Zeit in Anſpruch nehmen. Die Reſte dieſer Umfangsmauer ſind mit Trümmern von Säulen und Ornamenten häufig verſetzt, ſoweit man ſie in den Kellerräumen verfolgt hat. Ein entſchiedener Beweis ſind die Ruinen des Amphitheaters, welches ganz in der Nähe der jetzigen Hauptverkehrsſtraße, der Rue des Halles und des Trois Piliers ſich befindet, und unmittelbar von außen an die alten Stadtmauern ſtieß, wie es auch die römiſche Sitte für die Amphitheater verlangte. Außer dem Namen les Arenes trägt es noch den des Palais de Galiene, welchem wir in Bordeaux bereits begegneten; in dem Mauerwerk weiſt es dieſelbe ſpätrömiſche Technik auf. Der innere Raum iſt durch Gartenfeld eingenommen; die concentriſchen Mauern ſind zum Theil zu Gartenmauern geworden, und die enge Gaſſe les Arenes, welche ganz der ovalen Biegung folgt, ſcheint in der weiblichen Bevölkerung ihrer kleinen Häuſer würdige Nachfolgerinnen jener Dirnen gefunden zu haben, die in den Fornices römiſcher Amphitheater ihr freches Weſen trieben. Auch an einer Waſſerleitung hat es der römiſchen Stadt nicht gefehlt. Noch heute ſieht man von der ſcharf vorſpringenden Baſtion der großartigen Promenade Blossac, an der Tranchée gegenüber, jenſeits des Clain einzelne Bogen und Pfeiler eines römiſchen Aquäductes.

Die Zahl der auf dem Boden von Poitiers ſelbſt gefundenen römiſchen Inſchriften und Denkmäler iſt allerdings nicht groß, aber nicht ohne intereſſante Ergebniſſe. So hat ſeit Mabillon die Inſchrift eines großen in die Wand der Kathedrale damals eingemauerten Marmorblockes gerechte Aufmerkſamkeit erregt; wir erfahren daraus, daß die Stadt Poitiers (Civitas Pictonum) der Gemahlin des kaiſerlichen Legaten und Proprätors der Provinz Aquitanien M. Cenſorius Parius, Claudia Varenilla, öffentliches Begräbniß, die Grabſtelle, eine Statue und öffentliches Denkmal zu errichten beſchloſſen hatte, der Mann aber, mit dieſem Beweiſe der Verehrung ſich begnügend, auf ſeine Koſten das Beſagte herſtellen ließ. Es war alſo offenbar die Stadt der längere Aufenthaltsort jener Claudia Varenilla geweſen, die Bürgerſchaft ihr wohl durch mannichfache Wohlthaten verpflichtet. Die gewöhnliche Reſidenz der Proprätoren Aquitaniens war bekanntlich Bourges (Bituriges). Leider fand ich bei meiner Anweſenheit die Sammlung antiker Denkmale, zunächſt Grab- und Meilenſteine in dem Tempel St. Jean, welcher zu einem Muſeum jetzt eingerichtet wird, dicht aufeinander geſtellt und mit den Baumaterialien ſo verdeckt, daß eine nähere Unterſuchung unmöglich war, um ſo mehr als das Betreten des Innern während des Baues eigentlich ſtreng verboten war und mir kaum Zeit gelaſſen ward die Architectur desſelben näher anzuſehen.

Dieſer Temple St. Jean führt uns unmittelbar über in die zunächſt an die antike ſich anſchließende altchriſtliche Zeit, welche gerade Poitiers in den Vordergrund des geiſtigen Lebens Galliens geſtellt und ihm ſeine glänzendſten, noch heute hoch verehrten Perſönlichkeiten gegeben hat. Nahe der Kathedrale St. Pierre, deren Betrachtung uns weiter unten beſchäftigen wird, durch einen ſchmalen von einem Südportal ausgehenden Gang, der Impaſſe de St. Jean mit ihr verbunden, aber tiefer, liegt dieſer intereſſante Bau. Er bildet nach drei Seiten eine Straßenecke und ſtößt mit der vierten an einen Garten. Als urſprüngliche Anlage macht ſich von außen ſofort der Mittelbau geltend, ein 50 Fuß hoher, 40 Fuß langer, etwa 28 Fuß breiter Parallelogrammbau mit zwei flachen Giebelſeiten nach Südweſt und Nordoſt. Die aus dünnen, regelmäßig geſchichteten, mit viel Mörtel verbundenen Backſteinen aufgeführten Mauern, welche oben noch heute mit größeren Platten incruſtirt ſind, werden durch drei einfache Steingeſimſe in vier Abſätze getheilt, von denen der vorletzte mit flachen, breiten Halbpilaſtern, je 4 auf jeder Seite, geſchmückt iſt. Die Capitäle

derſelben ſind auffallend hoch und mit dürftigen, aber ſcharf ausgeführten Akanthusblättern verſehen. Ueber dieſen ſind an der Giebelſeite muſiviſch mit weißen, grauen und hellrothen Steinen ein concentriſcher Halbkreis in der Mitte und zwei gleichſeitige Dreiecke zur Seite angebracht, welche in kleineren Runden eine Art Maltheſerkreuz, auch in mehrfacher Theilung, zeigen. Noch reicher iſt ein ſolcher Schmuck im Giebel ſelbſt, beſtehend in der Wiederholung jener zwei Dreiecke und einem Quadrat mit Giebeln, welches letztere ein ſternförmiges Rund zeigt. Auch der Giebel ſelbſt iſt von einem ſchmalen, muſiviſchen Bande umſchloſſen. Die ſchmalen Conſolen unter dem Giebel zeigen ganz die ſpätrömiſche Form. Die Fenſter beſtehen in je zwei großen, einfachen Runden, auf jeder Seite vertheilt zwiſchen die Halbpilaſter und das mittlere jener herumlaufenden Geſimſe unterbrechend. An der ſüdweſtlichen Giebelſeite tritt aus dem untern Theile der Mauer ein halbkugelförmiger Ausbau heraus, ganz ſchmucklos, wie die Concha einer Altarniſche, aber auf das bedeutend tiefere Niveau des Innern durch ſeine unverhältnißmäßig geringe Höhe hinweiſend. Daß dieſer entſprechend auf der nordöſtlichen Giebelſeite eine ebenſo breite Wandöffnung ſich einſt befand, geht aus der innern Anlage unwiderſprechlich hervor, in welcher Weiſe jedoch hier die Wand nach außen zugeſpitzt iſt, habe ich nicht geſehen, da der Eintritt in den anſtoßenden Garten mir unmöglich war. An dieſes Hauptgebäude ſind nun zwei unverkennbar jüngere Anbauten bedeutend niedriger an den beiden Längenſeiten gemacht worden, nach Weſten, die zwei Giebelfaçaden zuerſt in einer Linie fortſetzend die Hälfte eines Achtecks mit nackter Giebelwand für zwei kleine Glocken und den ſchmalen Eingang darunter. Nach Oſten ragt nur ein längliches, niedriges Rechteck aus der Wand heraus, an der ſchmalen Seite in ein einfach gothiſches Fenſterpaar ſich öffnend, über dem allerdings dem muſiviſchen Schmucke des Hauptbaus entſprechend eine kleine Roſette in ein Fünfeck eingelegt iſt.

Treten wir in das Innere ein, von der einzig geöffneten Seite des weſtlichen Anbaues. Eine ſchmale, ziemlich ſteile Steintreppe von 10 Stufen führt herab in den polygonen, jetzt ganz mit Steinen überfüllten Raum, welcher zwiſchen zwei ſtarke Pfeiler in drei einfachen Bogen in den Hauptraum ſich öffnet. Dieſer bietet nun des Intereſſanten mancherlei dar; vor allem iſt in ſeiner Mitte an der Stätte des im vorigen Jahrhundert entfernten Taufſteines durch die bereits im Anfang dieſes Jahrhunderts unternommenen Ausgrabungen von Siauve eine vollſtändige, achteckige Piscina bloßgelegt worden. Zwei Stufen führen noch hinab, aus Backſteinen und ſtarken Cementlagen gebildet, die jedenfalls mit Platten werthvolleren Materiales, Marmor, bekleidet waren. Ein Backſteincanal zum Abführen des Waſſers aus der Mitte des Waſſerbeckens ward damals ebenfalls entdeckt. An den vier Wänden des Raumes ſind zunächſt die genau ſich entſprechenden halbrunden, von Halbſäulen getragenen, mit Mauer zugeſetzten Oeffnungen an den Giebelſeiten zu beachten; dann aber die zwei an der Langſeite, alſo dem jetzt Eintretenden vis à vis geſtellten Marmorſäulen mit reichem römiſchem Capitell, unverkennbar aus einem antiken Bau benutzt, hier ſehr verkürzt; ſie tragen ebenfalls jetzt Halbbogen an der Wand. In ihrer Mitte öffnet ſich nun weit der große von zwei Säulen getragene Niſchenbogen, welcher den Eingang zu dem nordöſtlichen Anbau bildet. Rings um den obern Theil des hohen Mittelraumes läuft ein Karnieß und über dieſem ſtehen kleinere Marmorſäulen, die abwechſelnd einen ſpitzwinkligen Giebel und ein Rund zwiſchen ſich haben. Jener nach außen rechteckige Anbau erſcheint im Innern fünfſeitig als halbes Achteck, und bildet, indem es ſich nach jenem hohen Bogendurchgang bedeutend erweitert, einen ſehr ſelbſtſtändigen, capellenartigen Raum, erhellt durch jenes Fenſterpaar, gewölbt und umkränzt an der Wand von Halbbogen, die auf kleinen Säulen ruhen; die letztern entſprechen durchaus der Säulenreihe des obern Mittelraumes.

Es kann nach alledem keine Frage ſeyn: der Mittelraum iſt die urſprüngliche, kirchliche Anlage, und zwar ein Baptiſterium mit Eingang von Nordoſt und einer Altarniſchenanlage nach Südweſt von der Piscina in der Mitte. Ungewöhnlich bleibt allerdings die nicht quadratiſche oder runde Anlage, es iſt gleichſam die Baſilica dem Quadrat hier genähert worden, die Technik der Mauern, Geſimſe, die Benutzung der antiken Säulen weiſen entſchieden auf die altchriſtliche, vorkarolingiſche Zeit hin. Jener muſiviſche Schmuck der Außenſeite ſcheint mir erſt ſpäter eingefügt, er erinnert ſehr an den Ziegelſchmuck der Thürme römiſcher Baſiliken, und findet vor allem an der Kirche Notredame de Port in Clermont eine ſchlagende, nur noch reicher ausgebildete Analogie. Unmöglich iſt es nicht, daß er erſt mit der durchgreifenden Bauveränderung angebracht wurde, welche dem einfachen Baptiſterium eine vieleckige Vorhalle und eine vieleckige Altarcapelle gab, und ſo die frühere Langſeite zur Breite des Gebäudes machte; erſt dabei iſt auch jene obere blinde Säulengalerie mit ihren Runden und Dreiecken eingefügt worden. Nach der Form jenes Fenſterpaares zu urtheilen, das für Erhaltung der Capelle ganz nothwendig war, iſt vor der zweiten Hälfte des 12ten Jahrhunderts dieſer Umbau nicht gemacht worden. Die Reſte von Wandmalerei, eine Verkündigung über dem Triumphbogen, Chriſtus und die Evangeliſten an der Decke der Altarcapelle, können im Styl recht wohl mit jenen umfangreichen Malereien der ganz benachbarten Abtei S. Savin zuſammengeſtellt werden. Eine intereſſante Thatſache aber iſt es, daß die Bedeutung jenes, wie die meiſten Baptiſterien, in Vergeſſenheit und Mißachtung gerathenen, beſcheidenen Baues ſich bis zum vorigen Jahrhundert in dem beſtimmten Gebrauche erhielt, an den Vigilien von Oſtern und Pfingſten von der Kathedrale hinzuziehen und dort die Ceremonie der Waſſereinſegnung vorzunehmen. Auch hielt der Domdechant jährlich ſeine Synode in dieſem Raume.

So ſtehen wir hier jedenfalls an der älteſten kirchlichen Stätte von Poitiers, welche beſcheiden an die Mauer der Stadt gelehnt, in ſich den weihenden Taufquell faſſend, um ſich die Gebeine der Gläubigen ſammelnd, neben ſich die Hauptkirche St. Pierre, den Epiſkopalſitz eines weiten, erſt im vierzehnten Jahrhundert durch zwei neue Biſchofsſitze bedeutend geſchmälerten Sprengels, in einem vollſtändigen, großartigen Neubau ſpäterer Jahrhunderte ſich verwandeln ſah. Werfen wir nun einen Blick in die älteſte kirchliche Geſchichte von Poitiers, ſo treten uns zwei hoch bedeutende Erſcheinungen im 4ten und 6ten Jahrhundert entgegen, welche an den einfachen Kern einer kirchlichen Gemeinde großartige, von dem geſteigerten, dem Alterthum ganz abgekehrten chriſtlichen Ideenkreiſe getragene Inſtitute anſetzten, und ſelbſt wieder im Verlaufe der Jahrhunderte zu dem Mittelpunkte eines weiten Glaubens- und

Lebenskreiſes wurden. Ich meine den Biſchof Hilarius und die h. Radegunde.

Jener, mit Recht der Athanaſius des Weſtens genannt, in Poitiers geboren und verheurathet, hatte dort einen großen Kreis junger Leute um ſich verſammelt, eine kirchliche, akademiſche Schule, welche gegenüber jenen antiken Rhetorenſchulen von Bordeaux, Toulouſe, Narbonne u. ſ. w. mit römiſcher und griechiſcher Gelehrſamkeit und mit philoſophiſchem Sinn an die Auslegung der h. Schrift im Sinne des Origenes ging; er hat dann als Biſchof unter einem Conſtantius unerſchrocken die ſtrengere Kirchenlehre und Kirchenzucht dem damals allmächtigen Arianismus gegenüber vertreten, und iſt auch im Exil in Phrygien durch Schriften der Halt und Hort der katholiſchen Kirche in Gallien geblieben. Im J. 360 in die Heimath zurückgekehrt, hat er als Biſchof unermüdet gewirkt, ſeine Diöceſe durchziehend, predigend und ſchreibend. An ihn ſchloß ſich zuerſt in Gallien die im Orient bereits ausgebildete aſcetiſche Richtung des Eremitenlebens an: der tüchtige Reitersmann, der heilige Martinus, weilte ſchon früher als eifriger Schüler hier, er hat noch 360 ſein Eremitorium am Clain in Ligugé gegründet. Andere Männer und Frauen ſind ſeinem Beiſpiele gefolgt: außerhalb der damaligen Mauern ſtiftete Triaſia (S. Triaiſe) ihre Celle. Kein Wunder, daß an Hilarius ſelbſt ſich mehrere Kirchen- und Kloſtergründungen anſchloſſen, daß eine kleine Kirche St. Hilaire d'Entregliſe, ſeine frühere Wohnung, die Abtei St. Hilaire de la Cellule, ſeinen ſpätern eremitagenartigen Aufenthalt in der Stadt verewigte; daß endlich über der Begräbnißſtätte des Heiligen und ſeiner Frau und Tochter Abſa, außerhalb der Stadtmauern ſich eine glänzende Kirche erhob und eine der reichſten Abteien Frankreichs. Von dem Grabe des Heiligen war eine Feuerſäule aufgeſtiegen, als Chlodwig den Weſtgothen entgegenzog, und die entſcheidende Schlacht, 503, wenig Stunden von Poitiers, bei Vouglé ſchlug. Chlodwig war dankbar dafür, und die fränkiſchen Könige auch der folgenden Familien haben die Schenkungen ſtark vermehrt. Unter Odo von Paris, 890, beſaß die Abtei bereits reiche liegende Güter im Bereich von Poitou, bei Cahors, Toulouſe, Carcaſſonne, in Burgund. Unter Louis d'Outremer (942) war eine Mauer in einem weiten Umkreis um das Kloſter gezogen, es bildete ſich ein Bourg, der Gerichtsbarkeit des Kloſters ganz unterworfen, bei der Erweiterung der Stadt in dieſelbe mit aufgenommen. Die franzöſiſchen Könige wurden ſpäter ſtändig Aebte des Kloſters, aber unter ſehr beſtimmt gefaßten Bedingungen; der Theſaurarius, die wichtigſte Perſon dabei, durfte ohne die Einwilligung des Capitels über die Einkünfte nicht disponiren. Ein großer Theil der frühern Grafen von Poitou bis auf Eleonore hatten hier bei dem h. Hilarius ihre Grabſtätte.

Ich kam auf meiner Nachmittagswanderung, welche die Stadt zum größten Theile umkreiſt hatte, das Thal der Brioſe herauf, immer zur Linken die ſteile Höhe der Stadt, hier mit reichen Weingeländen zwiſchen Mauern an der Seite geſchmückt, bekrönt von einzelnen hervorragenden Gebäuden, welche dem Unterricht oder der Polizei jetzt dienen, dem großen Prieſterſeminar, der Gendarmerie, dem Gefängniß, dann der Communauté de la Grand-Maiſon, einer der vielen geiſtlichen, dem Unterrichte dienenden Genoſſenſchaften, welche Poitiers beſitzt. Auf dem Wieſengrunde zur Rechten hatte ich bereits den noch nicht vollendeten Bahnhof gelaſſen, und ſtieg eine ſchmale Treppe hinauf, die in ſtarker Krümmung zu einem freundlich mit Bäumen bepflanzten Platze führt. Hier ſteht St. Hilaire le Grand, aber nur noch der hintere Theil des großen Baues. Man tritt in ein überraſchend kurzes Hauptſchiff, und findet ſich dann gleich unter der hohen Vierung, an welche zwei breite Arme des Querſchiffes und eine erhöhte mächtige Altarniſche mit einem Umgang ſich anſchließen. Die ſtarken Pfeiler, die einfachen Geſimſe, das Tonnengewölbe, alles dieß weiſt auf die Frühzeit des romaniſchen Styles hin und auf eine ſehr große Anlage. Im J. 1049 fand urkundlich die Weihung eines großen Neubaues ſtatt. Eine genaue Betrachtung der Außenſeite wird uns bald lehren, daß der ganze Platz vor der Kirche einſt noch eingenommen war von den Hallen des Langſchiffes. Es iſt mir nicht bekannt, bei welcher Gelegenheit dieſe Zerſtörung ſtattgefunden hat; ſie ſcheint allerdings eher der neuen Zeit, der erſten franzöſiſchen Revolution, welche gerade den reichen, glänzenden Abteien den Untergang brachte, als den Kämpfen der Proteſtanten des 16ten Jahrhunderts anzugehören. Wie einſam ſah es aber jetzt in dieſen einſt ſo reliquienreichen Räumen aus! Vereinzelt traten Bauernmädchen, die der Markt in die Stadt geführt hatte, herein, um mit ehrfürchtiger Scheu an den verſchiedenen Altären zu beten. Dem von der heißen Sonne des Mittags auf ſeiner Wanderung aber ſtark angegriffenen Wanderer bot die Kirche in ihrer Kühle eine labende Ruhe.

(Schluß folgt.)

Briefe aus den toscaniſchen Maremmen. [1]

V.

(Athen. 29 April.)

Orbitello.

Der Weg von Porto Santo Stefano nach Orbitello läuft längs dem Fuße der mächtigen Maſſe des Monte Argentario hin, bis er die Spitze des neuerbauten Molo erreicht, der den Pfad quer durch den Salzwaſſerſee leitet, welcher, wie ich in meinem letzten Brief beſchrieben, zwiſchen dem Berg und der Stadt liegt. Der Weg führt an verſchiedenen Reſten römiſcher Bauten vorüber, deren bedeutendſte die Trümmer ungeheurer Reſervoirs ſind, welche die einſt berühmte Cetaria der Gens Domitia bildeten, einer reichen und mächtigen Senatoren-Familie, welche in den letzten Zeiten des römiſchen Reichs in dieſem Theil der Maremma großartige Beſitzungen hatte. Die Unterbauten der Villas finden ſich noch in unmittelbarer Nähe. Man muß aber annehmen, daß die großen und koſtbaren Bauwerke, welche „jactis in altum molibus“ zur Her-

[1] S. Nr. 10.

ſtellung der Cetaria dienten, nicht nur Fiſche für die Eigenthümer liefern ſollten, wenn ſie ihre toskaniſchen Villas bewohnten, ſondern auch zur Verſorgung ihrer Paläſte zu allen Zeiten des Jahres, da die Fiſche ohne Zweifel damals wie jetzt an dieſer Küſte ſehr reichlich vorhanden waren. Die ewige Stadt zieht noch jetzt einen bedeutenden Theil ihres Fiſchbedarfs aus Porto Santo Stefano und Orbitello.

Die Zeit, welche ich mit Betrachtung dieſer Scene und mit Träumen über ſie und die darüber gehaltenen Predigten zubrachte, führte das plötzliche, in Italien gewöhnliche Einbrechen der Nacht herbei, ehe ich Orbitello erreichte. In Folge dieſer Verſpätung jedoch ſah ich ein eben ſo maleriſches als local eigenthümliches Schauſpiel, das ich ſonſt verſäumt hätte. Der ſeichte Salzwaſſerſee, welcher die kleine Stadt umgibt, hat wie die meiſten ſublunariſchen Dinge, ſeine guten und ſeine ſchlimmen Seiten. Die letztern beſtehen in einer ungeheuren Erzeugung von Inſecten und widerlichen Ausdünſtungen durch die Einwirkung der Sommerſonne auf die großen Maſſen von Seegras, welche bei der Abnahme des Waſſers in den heißen Monaten trocken auf dem Ufer liegen bleiben. Der entſprechende Vortheil liegt in dem ungeheuren Reichthum an Fiſchen, die der See erzeugt — eine ſo bedeutende Einnahmequelle für die Bewohner, daß die Regierung, welche nicht die ärmlichſte Orange unausgedrückt läßt, die Fläche des Sees als ſo viel tragbaren und abgabenfähigen Boden rechnet. Das Einſammeln dieſer ſo beſteuerten Ernte bot das eben erwähnte Schauſpiel.

Faſt alles Fiſchen wird bei Nacht betrieben, und eine dunkle Nacht iſt dazu am geeignetſten. Ein ſchmaler, flachbodiger Nachen mit einem Mann, einem Knaben oder einer Frau zum Fortſtoßen, ein oder zwei Männer, mit langen, flachen, fächerförmigen, ſechszackigen Speeren (oder eigentlich Gabeln) und eine gute hellbrennende Laterne bilden die Ausrüſtung zu dieſem Geſchäft. Aale machen einen großen Theil des Gewinnes der Orbiteller Fiſcher aus. Die Laterne hat den doppelten Zweck den Fiſch anzulocken und dem Fiſcher das nöthige Licht zu verſchaffen, mit Sicherheit zu ſtoßen. Ein ſolches Verfahren ſetzt natürlich ein ſehr ſeichtes Waſſer voraus. Der See auf beiden Seiten und rings um die Stadt war reich beſetzt mit Booten, von denen jedes ſein glänzendes Licht führte, und die, als ich unter dem mächtigen Schatten des M. Argentario herankam, wie ein Schwarm koloſſaler Feuerfliegen umherſchoſſen. Die dunkeln Geſtalten der in maleriſchen Stellungen zum Speerſtoß ausholenden Männer, die bei dem ungewiſſen Licht vom Boote nur unvollkommen hervortraten, und bloß bei den zunächſt am Ufer befindlichen ſichtbar waren, vermehrten das Intereſſante der Scene. Orbitello mit ſeinen ſtarken Mauern ſah in den unterhalb derſelben im Waſſer ſich ſpiegelnden Lichtern wahrhaftig wie eine Königin inmitten des Sees aus. Und als der Mond über die dunkle Maſſe des Argentario emporſtieg, den Fiſchern durch das Blaſſerwerden ihrer Lichter das Geſchäft verdarb, und der ganze Schwarm heimwärts gegen die Stadt ſich zu wenden begann, bot die ganze Scene einen ſo maleriſchen Theatereffect, daß ſie den ermüdeten Wanderer in dieſem Maremmavenedig in eine ganz romantiſche Stimmung verſetzte.

Ich hätte ſchon längſt durch die Erfahrung belehrt ſeyn können, daß große artiſtiſch gruppirte Maſſen von Licht und Schatten, gezahnte Mauern und hohe Thorgewölbe keinen nothwendigen Zuſammenhang mit einem guten Bett und Nachteſſen haben. Hr. Dennis beklagt ſchon mit Recht, daß dieſe kleine Stadt ſtatt Eines guten Gaſthofs, wie Groſſeto, zwei ſchlechte habe; ich hätte indeß ſchlechter fahren können, und bin auch ſchon häufig ſchlechter gefahren als im Chiave d'Oro in Orbitello. Außer der merkwürdigen Eigenthümlichkeit ſeiner Lage und dem Intereſſe, das ſich an den ſchönen Berg Argentario knüpft, hat Orbitello jedem andern Reiſenden, als einem ausgemachten und wiſſenſchaftlichen Alterthumsforſcher, gar nichts zu bieten. Für dieſen gewähren aber die Steinmauern einen genügend dornigen Stoff zur Speculation. Die Fragen, wann und von wem ſie gebaut wurden, ſind noch hinreichend offen, um das einem ächten Alterthumsforſcher ſo werthe Tournier in vollem Maaße zuzulaſſen.

Nicht ſo iſt es mit einem andern dieſer wunderbaren Ueberreſte eines verſchwundenen Geſchlechts, der in der Nähe von Orbitello liegt. Die Lage und die Mauern der etruskiſchen Stadt Coſa — oder Anſedonia, wie ſie im Mittelalter hieß — gehören zu den erſten Gegenſtänden, welche die Maremmen zu einem claſſiſchen Boden für den Alterthumsforſcher machen. In dieſem Falle aber berichten die mächtigen Ueberreſte ihre Sage mit einer Beredſamkeit, die zum ungelehrten Auge ſo unverkennbar ſpricht, die trägſte Einbildungskraft wird ſo gewaltig zum Staunen und zur Bewunderung erweckt, und in die Erinnerungen an die Vergangenheit miſcht ſich ſo viel gegenwärtig Schönes, daß ein Beſuch zu Anſedonia faſt jedermann die größte Befriedigung gewähren wird. Etwa fünf (engl.) Meilen öſtlich von Orbitello gerade außerhalb der ſüdlichen von den zwei langen Sandbänken, welche, wie wir früher beſchrieben, den Berg Argentario mit dem feſten Lande verbinden, und ſo den See um Orbitello her einſchließen, erhebt ſich unmittelbar vom Seeufer aus ein einzelner Berg in Form eines abgeſtumpften Kegels. Um die Höhe desſelben laufen die Mauern und Thürme der zerſtörten Stadt Coſa. Schon die Lage an ſich würde durch ihre Eigenthümlichkeit und die Schönheit der Landſchaft umher hinreichende Anziehungskraft haben, hätte auch die Hand des Menſchen keine Spuren hier zurückgelaſſen.

Auf dem Wege, den der Wanderer einſchlagen muß, iſt es gute ſieben Meilen von Orbitello nach Anſedonia, denn man muß zuerſt auf der Landzunge, auf deren Spitze erſtere Stadt liegt, zurück und dann um den See herumgehen. Die erſten fünf Meilen iſt der Weg gut, denn es iſt die große Straße nach Rom. Dann kommt ein tiefer, ſandiger und felſiger Pfad nach der Küſte hinab, der für jedes andere Fuhrwerk als ein eingeborenes Barocino ganz unfahrbar iſt. Selbſt mit einem ſolchen Fuhrwerk iſt der Weg ſchlimm genug. Dieſer „cattivo passo“ öffnet ſich gegen die ſandige, niedrige Küſte unmittelbar unter dem Berg von Coſa, an einer Stelle wo ein Lieutenant und ein halbes Dutzend Soldaten der Küſtenwache in einem halb zerſtörten Thurm einquartirt ſind. Eine elendere Station als die, welche dieſer verlorene Poſten einnimmt, läßt ſich kaum denken. Ihr verwitterter Thurm ſteht in öder Einſamkeit auf dem Sand mitten unter weit verbreiteten Bruchſtücken römiſcher Bauten. Rechts unmittelbar darüber erhebt ſich der Hügel von Coſa und ſchließt wirkſam die Hoffnung eines nördlichen Luftzugs aus. Hinter ihm landeinwärts und gegen Süden zu ſeiner Linken iſt alles Sumpf, ſo daß ſich kaum eine der Vollgewalt der Malaria mehr ausgeſetzte Localität denken läßt.

Beſondere Verhältniſſe der Küſte aber wirken zuſammen, dieſen Punkt zur geheimen Landung von Waaren äußerſt bequem zu machen, und die Regierung iſt deßhalb genöthigt, dem böſen Dämon des Zolls jährlich einige Fieberopfer darzubringen.

Ich hatte ein Empfehlungsſchreiben an den grauköpfigen Befehlshaber dieſer unglücklichen Bande, den ich einen Stoßpudel (nine pins at a lathe) drehend fand, nicht weil er ſie irgend nöthig hatte, „ma per far passare i giorni che qui non finiscoo mai“ (um die Tage hinzubringen, die hier nie enden wollen). Er war herzlich froh über die Diverſion, einem Fremden die Merkwürdigkeiten ſeines kleinen Gebiets zeigen zu können. Man ſteigt von dieſem einzelnen Wachtthurm eine lange Meile weit hinauf zu den Mauern von Coſa, durch ein dichtes, meiſt immergrünes Gebüſch, in welchem man da und dort die alte gepflaſterte Straße verfolgen kann, welche in gerader Linie an der Seite des Berges hinaufließ. Die Mauern innerhalb und außerhalb der Stadt, obwohl an manchen Stellen ſehr dick mit Buſchwerk überwachſen, ſind im Ganzen genommen viel zugänglicher als die von Ruſellä. Die furchtbare Marruca fehlt zwar keineswegs, iſt aber doch nicht ſo allgegenwärtig. Dennis ſagt: „wer nicht die ſogenannten cyclopiſchen Städte von Latium und Sabina, Griechenland und Kleinaſien geſehen, wird beim erſten Anblick der Mauern von Coſa erſtaunen. Er wird in denſelben ungeheure Steinblöcke ſehen, unregelmäßige Polygone der Form nach, nicht durch Cement verbunden, aber doch ſo wunderbar genau zuſammengefügt, daß die Fugen nur Linien ſind, in welche man oft vergebens auch nur ein Federmeſſer hineinzuzwängen verſuchen würde; die Oberfläche iſt glatt, wie ein Billardtiſch, und das Ganze gleicht in geringer Entfernung einer friſch beworfenen Mauer, in welche man einige ſeltſame Diagramme hineingeritzt hat.“

Die Beſchreibung iſt genau, denn ſo erſcheinen die Mauern, wenn man etwa 12 bis 15 Schritte davon entfernt iſt; verſucht man es aber mit dem Federmeſſer wirklich, ſo iſt der Ausdruck übertrieben; die Genauigkeit aber, womit ſo mächtige, und häufig in der Form ſo unregelmäßige Blöcke aneinander gefügt ſind, iſt wirklich außerordentlich. Bei Coſa noch mehr als bei Ruſellä hat die Methode und die Art der Ausführung der Arbeit zu manchen gelehrten Discuſſionen und Theorien über die Erbauer und die Zeit der Erbauung Anlaß gegeben. Die Verbindung von polygonalem Mauerwerk mit Thürmen, wovon mehrere noch rund um die Mauern von Coſa leicht nachzuweiſen ſind, iſt, wie Dennis bemerkt, ungewöhnlich und faſt einzig in ihrer Art. Ich beſchränke mich auf die Bemerkung, daß eine aufmerkſame Beſichtigung der Mauer, ſo weit dieſe ausführbar iſt, mir die Vermuthung erweckt, der polygonale Charakter des Mauerwerks ſey viel minder entſchieden als die Beſchreibungen erwarten laſſen, und daß die eigenthümlichen, augenſcheinlich zugehauenen Formen mehrerer Blöcke in den auffallendſten polygonalen Theilen der Mauer die häufig ausgeſprochene Anſicht ausſchließen, als ſey der polygonale Bau eine Folge des Materials, das ſich in natürliche Polygone ſpalte. Aber nicht nur iſt der obere Theil der Mauern rechtwinklig, ſondern eine genaue Unterſuchung der Blöcke in den polygonalen Theilen des Baues läßt mich glauben, daß die Erbauer nie *abſichtlich* dieſe Form der rechteckigen vorzogen, ſondern daß ſie ihre Mauern ſo rechteckig und in den Schichten ſo horizontal bauten als ſie konnten, nur aber vermieden ſie die große weitere Arbeit die Blöcke erſt mit dem Meißel viereckig zu machen.

Wahrſcheinlich wird die Mehrzahl derer, welche einen Beſuch dieſer höchſt intereſſanten Stelle unternehmen, ſich begnügen einen allgemeinen Blick des Staunens und der Bewunderung auf dieſe mächtigen Träger einer räthſelhaften mehr als 2000jährigen Botſchaft des Alterthums zu werfen, und dann auf den umſchloſſenen Gipfel des Berges hinaufeilen, um die prächtige Ausſicht zu genießen; und in Wahrheit die Bewohner von Coſa, namentlich diejenigen, deren Bankettſäle gegen Weſten aufs Meer blickten, müſſen eine prächtige Ausſicht genoſſen haben! Einen langen Sommertag darf man hier nicht zubringen; die Malaria, die gerechte Rächerin der Vernachläſſigung, der Barbarei und der ſchlechten Regierung, hat dieſen Ort zur Wüſte gemacht, und verbietet einen ſo langen Aufenthalt; einen kurzen Wintertag kann man angenehm hier zubringen, das will ich bezeugen, aber er iſt allzu kurz!

Der Verlauf der Ereigniſſe.

Vor acht Tagen war unſer Blatt noch nicht ausgegeben, als die darin ausgeſprochenen Vermuthungen über den baldigen Ausgang des griechiſchen Aufſtands bereits eine nur allzuſtarke Beſtätigung gefunden hatten. Ein ohne Berechnung der entgegenſtehenden Kräfte begonnenes, kopfloſes Unternehmen konnte nicht wohl anders enden, und das Schlimmſte ſteht wahrſcheinlich zuerſt noch bevor. Griechenland dürfte das erſte Opfer einer allzugroßen Zuverſicht geworden ſeyn, welche man nicht bloß im Orient in Rußlands Hülfsmittel ſetzt. Montenegro, deſſen Krieg und Fanatismus athmende Proclamation mit Recht ſo großes Aufſehen erregte, dürfte das zweite werden: es hat, von einem wie es ſcheint abſichtlich für Montenegro verfaßten Bulletin über die Fortſchritte der Ruſſen im Süden der Donau aufgeſtachelt, mit großem Unbedacht der Türkei den Handſchuh hingeworfen, und kann nur dann einen Erfolg erringen, wenn die benachbarten Bevölkerungen ſich ihm ſofort anſchließen, was im Süden und Südoſten in keiner Weiſe wahrſcheinlich iſt: denn hier wohnen Albaneſen, welche theils Mohammedaner, theils Katholiken ſind, ſomit weder in nationaler, noch in religiöſer Beziehung mit den Leuten des ſchwarzen Bergs übereinſtimmen. Der Hauptſtoß der Montenegriner ſcheint auch dießmal nicht wie vor zwei Jahren ſüdwärts gegen Skodra, ſondern nordwärts gegen die Herzegowina gerichtet zu ſeyn, [1] wo ſie aller-

[1] Von den angeblich aufgebrochenen zwei Expeditionen, eine gegen die Herzegowina über Niſſitſch, die andere gegen Skodra, ſoll die erſte vorläufig zurückgeſchlagen ſeyn, von der andern hat man bis jetzt noch nichts gehört; auch läßt das Eintreffen regelmäßiger ägyptiſcher Truppen in Skodra, von welchen Zabliak, Podgoritza und Waſſojewitſch beſetzt ſeyn ſollen, wenig Erfolg erwarten.

dings auf griechiſch-chriſtliche Slawen ſtoßen, aber auch auf mohammedaniſche Slawen, und ob dieſe nicht, unterſtützt von der Regierungsgewalt, im Stande ſind die Eingedrungenen zurückzuwerfen, ſo gut, wie die theſſaliſchen Türken die eingedrungenen Griechen, das müſſen wir abwarten; der Anfang verſpricht wenig Gutes, und die Ausſichten für die Montenegriner ſtehen überhaupt nicht günſtig, denn die ſlawiſchen Mohammedaner fechten nicht bloß für ihr Eigenthum, ſie fechten für ihr Leben, welches im Fall eines Siegs der Montenegriner und eines Aufſtands der Rajas gegen die „Poturtſcheniaks“, d. h. ihre türkiſch gewordenen Landsleute, nicht einen Pfennig werth iſt.

Dieſe Angelegenheit hängt, ſo wenig es auch auf den erſten Anblick ſcheint, mit der Frage zuſammen, aus welchem Grunde die kleine Walachei von den Ruſſen geräumt wurde. Wir müſſen hier wiederum daran erinnern, daß vor jetzt beinahe zwei Jahren, als Rußland die Unabhängigkeit Montenegro's ausſprach, und die türkiſche Regierung den Krieg gegen letzteres unternahm, die Abſicht der Ruſſen dahin gegangen zu ſeyn ſcheint, die Serben zum Aufſtand und zu einem Einbruch in Bosnien zu bewegen, dadurch die Rajas dieſes Landes zur Empörung gegen die Türken und die Poturtſcheniaks zu bringen, und die Slawen vom Timok bis zum adriatiſchen Meer und bis nach Macedonien hinein zu einer den Türken feindlichen Maſſe zu organiſiren, was die Aufſtellung eines türkiſchen Heeres an der Donau, wenigſtens bis Ruſchtſchuk hinab, unmöglich gemacht hätte. Serbien widerſtand dem Anſinnen und hat ſich bis jetzt trotz mancher Bemühungen neutral gehalten, wozu das Benehmen Oeſterreichs freilich nicht wenig beitrug. Eine ſolche neutrale Stellung iſt allerdings für ein die Suzerainetät der Pforte anerkennendes Land wie Serbien, höchſt ſeltſam, aber gerade dieſe Stellung, welche den Vortheil Serbiens und ſeines Fürſten, ſowie der Türkei ſelbſt, ins Auge faßt, möchte dem natürlichen Wunſch Oeſterreichs, an ſeiner Südgränze den Frieden zu erhalten, ſowie den Abſichten der Weſtmächte am meiſten entſprechen. Wäre Serbien in Aufſtand gerathen, ſo war der linke Flügel der türkiſchen Armee verloren und damit ihre ganze Stellung an der Donau. Erwägt man, daß im Anfang dieſes Jahres um Crajowa eine ruſſiſche Truppenmacht verſammelt war, welche vielleicht den dritten Theil des Effectivbeſtands des damals in den Fürſtenthümern ſtehenden ruſſiſchen Heeres ausmachte, erinnert man ſich der hitzigen Kämpfe in dem Raume zwiſchen Crajowa und Kalafat und der ſichtlichen Anſtalten der Ruſſen hier einen Uebergang zu erzwingen, ſo liegt die Vermuthung nahe, die Hauptabſicht der Ruſſen ſey im Anfang dieſes Jahres auf eine Durchbrechung der Linien von Kalafat gerichtet geweſen, um in die Nähe Serbiens zu kommen, und dadurch einen Aufſtand dieſes Volks und damit des ganzen weſtlichen Theils der Türkei zu fördern. Darauf deuten auch die beſondern Lobeserhebungen hin, welche dem Commandanten von Widdin-Kalafat, Achmed Paſcha, nach dem Abzug der Ruſſen ertheilt wurden. Sowie letztere ſich entſchloſſen, an der untern Donau überzuſetzen, und den alten Weg einzuſchlagen, wie ſie es in den frühern Feldzügen gethan, ſo war allerdings die bedeutende Truppenmacht vor Kalafat nicht mehr nöthig, die ungeheure Ausdehnung der Operationslinie nur noch ſchädlich, und der Rückzug über die Aluta ein Gebot der Klugheit. Ob die Ruſſen damit alle Plane auf eine Erhebung der ſlawiſchen Chriſten aufgegeben, iſt eine andere Frage; jedenfalls iſt aber, abgeſehen von den militäriſchen Bewegungen, ein Zurückweichen der politiſchen Operationen Rußlands unverkennbar. Dieſes Zurückweichen hat ſeine Urſachen, erſtens in der Haltung Serbiens, zweitens in der vergleichsweiſe viel beſſern Kriegsverfaſſung der Türken, und drittens in der merkwürdig feindſeligen Stimmung der walachiſchen Fürſtenthümer, die vielleicht in nicht ferner Zukunft noch bedeutſamere Folgen hat, wenigſtens laſſen die Drohungen, welche die Ruſſen bei ihrem, wohl fälſchlich als eine Flucht dargeſtellten Rückzug aus der kleinen Walachei zurückließen, darauf ſchließen, daß ſie ſelbſt ſolche Befürchtungen hegen. Die Erbitterung der Ruſſen iſt erklärlich, da ſichtlich der Glaube an große Erfolge ihrerſeits in jenen Ländern ſtark geſunken ſeyn muß, wenn Mitglieder der vornehmſten Bojarenfamilien ſich offen auf die Seite des Sultans ſtellen, und ſelbſt Kriegsdienſte in ſeinem Heere nehmen. Vorfälle dieſer Art zeigen, daß Rußland in der Zuneigung der unter türkiſcher Herrſchaft ſtehenden Völker ſeit 25 Jahren eben keine ſonderlichen Fortſchritte gemacht hat, daß ſich vielmehr mannichfach ein ſehr feindſeliger Geiſt entwickelte; nur große entſcheidende Kriegserfolge könnten hier eine Aenderung bewirken.

Welche Wichtigkeit man in Rußland auf den Aufſtand der chriſtlichen Völker gegen die Türken gelegt, zeigt auch der Umſtand, daß die ſeit einiger Zeit ſtark an Umfang gewinnenden ruſſiſchen Blätter einen ſtehenden Artikel, „Aufſtand der Chriſten im Orient“ enthalten, worin alle günſtigen oder günſtigſcheinenden Nachrichten ſorgfältig und ausführlich mitgetheilt werden. Die neueſten Nachrichten aus Griechenland dürften deßhalb in Rußland einen ſehr widerwärtigen Eindruck machen, und die Hoffnung auf einen glücklichern Erfolg der Montenegriner weſentlich herabſtimmen, um ſo mehr als neuere Vorfälle in Montenegro gezeigt haben, daß hier wie in Griechenland [1] eine Partei beſteht, welche gegen den Krieg arbeitet, weil ſie deſſen Folgen für das Land fürchtet. Marſchirt Oeſterreich, wie alle Umſtände vermuthen laſſen, in die Herzegowina ein, ſobald hier ein Aufſtand ausbrechen ſollte, hält es dadurch den Aufſtand und den innern Religionskampf nieder, dann wird der Krieg ſeines ſchlimmſten Elements, des religiöſen und Racenkampfs entkleidet, und faſt rein politiſcher Natur, in militäriſcher Beziehung ein großer Gewinn für die Türkei und die Weſtmächte.

Ueber den Stand des Kampfes in Bulgarien, oder wenn man will, in der Dobrudſcha, wiſſen wir ſehr wenig gewiſſes, ſo wenig, daß von einigen Blättern behauptet wird, es beſtehe in Bucharest ein eigenes Comité, welches geradezu darauf hinarbeite, durch widerſprechende, unzuſammenhängende Berichte das Publicum in Europa möglichſt irre zu führen, und keine gehörige Beurtheilung des Standes der Sache aufkommen zu laſſen. Mag dem ſeyn wie ihm will, das Gerücht über den Beſtand eines ſolchen Comité's zeigt zur Genüge, wie wenig zuverläſſiges wir über den dortigen Stand der Dinge wiſſen, und mit welcher Vorſicht man alle Nachrichten aufnehmen muß, Beweis hievon, die Nachricht von einer Schlacht bei Tſchernawoda, wo die Ruſſen von 70,000 Türken aufs Haupt geſchlagen worden ſeyn ſollen; ein ſolches Ereigniß wäre ſchnell

[1] Ein Schreiben aus Syra vom 18 April in der Times vom 2 Mai ſagt geradezu, man ſehe dem Ausbruch eines Bürgerkriegs in Griechenland entgegen.

genug verkündigt werden, und die ganze Nachricht erſcheint als eine Erfindung, um ſo mehr, als ſich gar nicht erklären läßt, wie Omer Paſcha von ſeinen 100,000 Mann, die zum Theil in Feſtungen liegen, zum Theil Schumla bewachen, 70,000 Mann auf einen Fleck hätte zuſammenbringen können. Daß die Ruſſen auf ihrem Marſch von Matſchin und Tultſcha nach Raſſowa und dem Trajanswall mehrere Gefechte zu beſtehen hatten, die vielleicht nicht alle glücklich für ſie abliefen, dürfte für jetzt alles ſeyn, was ſich behaupten läßt. Große Ereigniſſe aber laſſen ſich nicht verheimlichen, und der Zuſtand der Dinge möchte in kurzem folgender ſeyn: in den Feſtungen an der untern Donau und in der Dobrudſcha haben ſich die Türken nur theilweiſe gut geſchlagen, und auf einigen Punkten ſcheint die Feigheit der Führer den Ruſſen das Spiel ſehr leicht gemacht zu haben; über den Trajanswall ſind die Ruſſen ohne Zweifel hinaus, aber Raſſowa ſcheint noch nicht in ihren Händen und ſelbſt der Weg von dahin nach Siliſtria noch nicht ganz unterbrochen. An ein Vordringen gegen Süden iſt aber nicht zu denken, ſo lange ſie nicht Raſſowa und Siliſtria, namentlich letzteres, haben, und dadurch ihren übrigen Truppen den Uebergang über die Donau erleichtern. Omer Paſcha ſoll ſeine Truppen mehr und mehr um Schumla zuſammenziehen, was jedenfalls beweiſen würde, daß keine große Schlacht vor Ankunft der Alliirten beabſichtigt iſt. Was letztere betrifft, ſo ſind ihre Bewegungen ziemlich ins Dunkel gehüllt, was man ſehr erklärlich finden wird, indeß könnte ein Umſtand Aufſchluß geben. In Varna ſollen, Nachrichten zufolge, die nicht mehr ganz neu ſind, ſchon 5 bis 6000 Mann Engländer und Franzoſen, ja wenn man eine neuere Angabe hinzurechnen darf, 10—12,000 gelandet haben; das iſt für einen Zug ins Innere viel zu wenig, für eine bloße Unterſtützung der türkiſchen Garniſon gegen einen ruſſiſchen Angriff, dem nicht wie im Jahre 1829 eine Flotte zur Seite ſteht, eigentlich ſchon zu viel. Es iſt alſo faſt zu vermuthen, es ſolle ein engliſch-franzöſiſches Corps in Varna zuſammengezogen werden, um, während Omer Paſcha Schumla deckt, das Verrücken eines ruſſiſchen Corps zwiſchen Varna und der Donau unmöglich zu machen.

Die Gründe für eine ſolche Vermuthung ſind ſehr mannichfacher und hauptſächlich politiſcher Art, wovon in der Regel ſchließlich die militäriſchen abhängen. Die Anſichten über die Art, wie, und über die Kräfte, mit welchen der Krieg geführt werden ſoll, ſcheinen bei den Weſtmächten ſeit Anfang dieſes Jahres ſtarke Aenderungen erfahren zu haben. Noch im Anfang Februars, alſo erſt vor vier Monaten, äußerte ſich ein ſonſt wohl unterrichtetes engliſches Militärjournal (Naval and Military Gazette 4 Februar) folgendermaaßen: „das vor einigen Tagen herrſchende Gerücht, daß eine Truppenmacht von 15,000 Mann zur Unterſtützung der Türkei von England geſtellt werden ſoll, bleibt unwiderſprochen, und wir haben Grund zu glauben, daß das Gerücht wahr iſt. Die Franzoſen haben ſeit einiger Zeit kein Geheimniß daraus gemacht, daß ſie 30,000 Mann völlig zur Einſchiffung in Bereitſchaft haben, und unſere Vorbereitungen, obgleich nicht ſo auffällig, waren nicht minder thätig" Aus dieſer Sprache kann man erſehen, in welchem Embryonenzuſtande damals noch die Expedition nach dem Orient war, und welche geringe Macht man zu einem günſtigen Ausgang der Sache für genügend hielt; will man einen weitern Beweis, wie gering man die Kräfte Rußlands anſchlug, ſo fügen wir aus demſelben Blatt den Satz hinzu, daß der Verfaſſer meint, „während wir dieß niederſchreiben, exiſtirt wahrſcheinlich die ruſſiſche Flotte im ſchwarzen Meere nicht mehr." Letztere exiſtirt bekanntlich noch, ziemlich unverſehrt, wenn auch zwölf kleinere Kriegsſchiffe im Hafen von Odeſſa zerſtört ſeyn ſollen. Wenn Militärjournale ſich ſo äußerten, was ſollte man von einem unmilitäriſchen und unpolitiſchen Publicum erwarten, und welches Licht wirft ein ſolcher Bericht auf die Anſichten des engliſchen Miniſteriums zurück! Seitdem haben ſich dieſe Anſichten allerdings mannichfach geändert, denn von 15,000 Mann Engländer und 30,000 Franzoſen iſt man ſchon vor ſechs Wochen auf 30,000 Engländer und 60,000 Franzoſen hinaufgeſtiegen, und jetzt werden als erforderlich 50,000 Engländer und 100,000 Franzoſen genannt. Begreiflicher Weiſe waren mit dem Eintritt dieſer veränderten Anſichten nicht auch die Vorbereitungen zu einer mehr als verdreifachten Truppenſendung getroffen, und die Anſichten über den Feldzugsplan mußten ſich mit den veränderten Anſichten über den Truppenbedarf gleichfalls weſentlich ändern. Da die urſprünglich für zureichend erachteten 45,000 Mann aber hinreichen, um die Dardanellen und den Bosporus zu beſetzen, und der engliſch-franzöſiſchen Flotte im ſchwarzen Meere für alle Fälle den Durchgang durch dieſe beiden Meerengen zu ſichern, ſo muß man in England und Frankreich die türkiſche Armee an der Donau für hinreichend erachtet haben, den Ruſſen Widerſtand zu leiſten und ſie zu einem Frieden geneigt zu machen, da ſie bei der Beſetzung Konſtantinopels und der Dardanellen durch Engländer und Franzoſen, und bei der Beherrſchung des ſchwarzen Meeres durch die Flotten der Weſtmächte doch keinen erfolgreichen Krieg führen könnten.

Die ſchwache, anfänglich für zureichend erachtete Truppenmacht läßt kaum eine andere Erklärung zu. Die Reiſen mehrerer engliſchen und franzöſiſchen Officiere zu der türkiſchen Donauarmee mußten unfehlbar über die anfänglichen Täuſchungen aufklären, und zugleich auch die vorgefaßten Meinungen über die ruſſiſche Armee weſentlich berichtigen. Man fing an einzuſehen, daß während der langen über ein Jahr dauernden Verhandlungen die Türkei allerdings ein Heer auf die Beine gebracht, wie man es nicht erwartete, daß aber auch für Rußland die Zeit keine verlorene geweſen. Zwiſchen den türkiſchen und ruſſiſchen Rüſtungen iſt aber ein weſentlicher Unterſchied: die Türkei hatte eine krampfhafte Anſtrengung gemacht, auf die bald eine Erſchöpfung folgen mußte, Rußland hatte ſeine natürlichen Kräfte entwickelt, und trat jetzt mit einer nachhaltigen Kraft auf, deren man ſich noch weniger verſehen hatte. Die Nachrichten häuften ſich, daß die türkiſche Armee der ruſſiſchen nicht die Spitze bieten könne, und es war, wie wir ſchon früher (ſ. Nr. 13) bemerkten, zu befürchten, daß Engländer und Franzoſen, ſtatt einer ausharrenden türkiſchen Armee als Rückhalt zu dienen, eine völlig aufgelöſte aufzunehmen haben würden. Solche mißliebige politiſch-militäriſche Berrechnungen darf man nicht offen geſtehen, muß ſie aber nachher im Parlament und in den Journalen ausbaden, wo die getäuſchten und ohnehin überſpannten Erwartungen ſich in Vorwürfen aller Art kund geben, und von dem ununterrichteten Publicum mehr den handelnden Generalen und Admiralen zur Laſt gelegt werden, als den Miniſtern; kein kleines Uebel. Aber noch ein anderer Umſtand kommt ins Spiel: die Koſtenberechnungen für 15,000 und 50,000 Mann ſind weſentlich verſchieden, daher

die erſte engliſche und die zweite franzöſiſche Anleihe, welche demnächſt bevorſteht. Es iſt ganz unverkennbar, und geht aus den ergriffenen Anſtalten unwiderleglich hervor, daß man noch vor wenigen Monaten ſich die Sache viel zu leicht vorſtellte, ſelbſt der Verdacht iſt gerechtfertigt, daß man es in England nur ſcheinbar ſo leicht nahm, um Frankreich deſto ſicherer zu der von ſeiner Seite verwunderſamen Expedition fortzureißen.[1] Correſpondenzen aus Paris geben an, der Kaiſer habe nach Empfang neuerer Nachrichten aus dem Orient ſich bereit erklärt, energiſche, raſche Schläge zu führen. Dieſer Entſchluß iſt erklärlich: man möchte jetzt raſcher und entſchiedener handeln, um eine Sache zur Entſcheidung zu bringen, von der ſich kein Ende abſehen läßt. Der Entſchluß ſelbſt iſt aber ſchon ein Kind der Verlegenheit, in welcher man ſich befindet; denn waren vorher ſchon die franzöſiſchen Finanzen in keinem günſtigen Zuſtande, ſo müſſen ſie durch eine ſo höchſt mühſelige und koſtſpielige Expedition noch viel ungünſtiger ſich geſtalten. Die Sendung einer Armee von 100,000 Mann übers Meer iſt ein ungeheures Unternehmen, das rieſenhafte Summen verſchlingt, und um ſo mehr, als man dorthin alle Bedürfniſſe mitſchleppen oder nachſenden muß, und nichts vorfindet, nicht einmal genug zu eſſen. Dieſe Umſtände mögen den anfänglichen Feldzugsplan nicht wenig umgeſtaltet haben, und Maaßnahmen nothwendig erſcheinen laſſen, zu denen man ſich früher nicht entſchließen wollte. Nach dieſer etwas langen Abſchweifung, die aber zur Erklärung des Sachverhalts nicht überflüſſig war, kehren wir zum Kriegsſchauplatz an der Donau zurück.

Der franzöſiſche Oberſt Dieu, der ausdrücklich nach dem Kriegsſchauplatz geſendet worden zu ſeyn ſcheint, um über den Stand des türkiſchen Heeres zu berichten, gibt die Zahl der regulären türkiſchen Truppen auf 100 bis 110,000 Mann, noch etwas höher als einige Berichterſtatter der engliſchen Journale an. Die Baſchi Bozuks ſind mehr als unnütz, ſie ſind ſchädlich: man muß ſie, weil ſie allenfalls im Gefecht es mit den Koſaken aufnehmen, nicht hinſichtlich ihrer Nützlichkeit mit denſelben vergleichen: die Koſaken ziehen um das Heer einen für fremde Kundſchafter faſt undurchdringlichen Cordon, und ſind zugleich für daſſelbe die beſten Eclaireurs. So wenig ſie im Zuſammenſtoß mit regelmäßiger Cavallerie aushalten, ſo leiſten ſie in oben genannter Beziehung außerordentliche Dienſte; dieß iſt die Folge der Disciplin und der Gewöhnung an Gehorſam, davon iſt aber bei den Baſchi Bozuks nicht die Rede; je kölder man ſie deßhalb los wird, deſto beſſer. Die Zahl der übrig bleibenden Truppen iſt viel zu ſchwach, es mit den Ruſſen aufzunehmen, wenn auch Oberſt Dieu's Angabe von 227,000 Ruſſen wahrſcheinlich übertrieben iſt. Der Schluß, den er aus dem Zahlenverhältniß beider Heere gezogen, daß wenn Franzoſen und Engländer ſich nicht beeilen, ſie eine zertrümmerte türkiſche Armee finden, erſcheint nichts deſtoweniger als richtig. Das kann in Verbindung mit den oben angeführten Gründen der Beſchleunigung die Befehlshaber oder die Regierungen bewogen haben, alsbald activ gegen die Ruſſen aufzutreten, und ein ſolches Auftreten iſt nur möglich von Varna her. Bis zum 20. April müſſen, wie oben bemerkt, bereits etwa 12,000 Mann franzöſiſcher und engliſcher Truppen daſelbſt eingetroffen ſeyn. Die Nachricht, daß Gallipoli nicht ſo ſtark beſetzt werden ſoll, wie man anfangs ſagte, der Umſtand, daß man keine Truppen nach dem Meerbuſen von Enos ſchickte, von wo man doch am leichteſten nach Adrianopel gelangen könnte, die Schwierigkeit, die nöthigen Transporte mitten in einem Lande herbeizuſchaffen, wo man alles nachführen muß, die bereits eingelaufene Nachricht, daß von Varna Genieofficiere bei Omer Paſcha in Schumla eingetroffen ſind, und dort demnächſt ein Kriegsrath gehalten werden ſolle, alles dieß zuſammen genommen macht es wahrſcheinlich, daß von Varna aus ein Corps Engländer und Franzoſen gegen die Ruſſen rückt, oder wenigſtens ſich ſo aufſtellt, daß die Ruſſen auf dieſer Seite nicht wagen können vorwärts zu gehen. Hält ſich, wie man glaubt annehmen zu können, Siliſtria bis in den Juni hinein, ſo iſt die ruſſiſche Armee dieſſeits der Donau in dem unfruchtbarſten Theil des Landes eingeſchloſſen, und muß ſich mit großer Schwierigkeit aus weiter Ferne verſorgen; Krankheiten werden dann eine Menge Menſchen hinraffen. Es iſt deßhalb gar nicht unwahrſcheintich, daß die Ruſſen Siliſtria ſelbſt mit großem Menſchenverluſt zu nehmen ſuchen werden. Indeß kennen ſie ihr Terrain zu gut, um ſich auf den einen Punkt zu verlaſſen, und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß ein Uebergang über die Donau weiter oben bei Turnu-Nicopoli oder bei Siſtowa verſucht wird. Wenigſtens iſt nach engliſchen Correſpondenzen das Material zum Brückenſchlagen an der Mündung der Aluta in reichlichem Maaße zuſammengebracht worden. Gelingt den Ruſſen — wie kaum zu zweifeln, wenn ſie ernſtlich wollen — ein ſolcher Uebergang, ſo kommen ſie nach Lodſcha ins Herz Bulgariens, wo ſie allen Vorſchub von Seite der Bevölkerung finden, und wohin ihnen die Engländer und Franzoſen nicht folgen können. Wir erwähnen dieſer Möglichkeit aus doppeltem Grunde, erſtens weil ziemlich zuſammenſtimmende Nachrichten ſie in Ausſicht ſtellen, und zweitens weil ein ſolches Vordringen anzeigen würde, daß die Ruſſen die Abſicht, die chriſtliche Bevölkerung in Aufſtand zu verſetzen, noch keineswegs aufgegeben haben. In letzterem Falle müßte dann freilich die Stellung Oeſterreichs einen beſtimmteren Charakter annehmen.

Franzoſen und Engländer haben, wenn ſie mit der ihnen zu Gebot ſtehenden Kriegsmacht auf dem europäiſchen Gebiet wirkſam ſeyn wollen, genug zu thun, und können ſich noch um Aſien gar nicht kümmern, obwohl auch dahin, vorerſt nach der tſcherkeſſiſchen Küſte, eine See-Expedition abgehen ſoll; ob ſie mit Landungstruppen verſehen ſeyn, oder bloß den Bergvölkern Munition liefern ſoll, iſt zweifelhaft; wahrſcheinlich ſoll es gegen Anapa gehen. Die Beſchießung von Odeſſa, welche wahrſcheinlich keinen andern Zweck hatte, als die Munitionsniederlagen, die von Nikolajewsk und Sebaſtopol aus dahin geſchafft worden waren, um weiter zur Armee transportirt zu werden, zu zerſtören, kann für die Engländer und Franzoſen von keinem großen Nutzen, und für die Ruſſen nicht von erheblichem Schaden ſeyn. Eine ganz andere Frage iſt aber die Lage der Dinge in Aſien. Bis Mitte dieſes Monats werden wahrſcheinlich dort die Kriegsoperationen wieder beginnen, und die Nachrichten über die dortige türkiſche Armee lauten ſo ſchlimm, daß wahrſcheinlich die Ruſſen ziemlich leichten Kaufs nach Erzerum vordringen werden. Dann iſt der engliſche Handel nach Perſien, der jetzt ſchon durch den Kriegszuſtand leidet, indem die Waaren aus Mangel an Menſchen und Laſtthieren nicht fortgeſchafft werden können, vorerſt unterbrochen, kein geringer Verluſt

[1] Die großen bleibenden Veranſtalten zum Transport, die jetzt mit einer Summe von 3 Mill. Pf. St. auf dem nachträglichen Budget erſcheinen, laſſen faſt etwas der Art vermuthen.

für England, denn dieſer Handel beträgt zwei bis dritthalb Millionen Pfund Sterling im Jahre. Ueberhaupt, wenn es den Ruſſen gelingt, den Kampf in die Länge zu ziehen, und nicht Rußland noch andere Feinde auf den Hals bekömmt als jetzt, möchte es mit den Erfolgen und mit den Ausſichten der Feinde, England, Frankreich und Türkei, ziemlich trübſelig ſtehen. England wird zwar nicht ſo leicht in Geldnoth kommen, wenn auch das neue Finanzproject auf eine faſt lächerliche Weiſe mißglückt iſt; aber Frankreich, deſſen überſpanntes Geldweſen ſchon jetzt gefährlich genug ſteht, und deſſen Bank eben ſo wie die engliſche im Begriff iſt, den Zinsfuß auf 5½ Prec. zu erhöhen, dürfte durch ein angeblich ſchon projectirtes Anlehen von 500 Millionen Franken bald gefährlichen Stößen ausgeſetzt ſeyn, und die Türkei zehrt ohnehin am Letzten, — der neuerliche ſtarke Fall der Juwelen in Paris, wie man ſagt, um nicht weniger als 25 Procent, ſoll durch eine unmäßig ſtarke Einfuhr aus Stambul herbeigeführt worden ſeyn; man ſchlägt alſo in der letzten Noth den aus älterer glücklicherer Zeit herſtammenden Schmuck los. Rußland hat in ſeiner für die Defenſive vortrefflichen Lage allen Grund den Krieg in die Länge zu ziehen; einzelne Fälle abgerechnet, wie ſie der Krieg immer mit ſich führt, hat es durchaus keine Eile, während man nur ein engliſches Blatt in die Hand zu nehmen braucht, um die fieberhafte Ungeduld zu erkennen. Es iſt dieß nicht bloß die kindiſche Luſt, von Begebenheiten und Schlachten zu hören, nein es iſt das wohl erkannte Bedürfniß, einen langen Kampf zu vermeiden. [1]

Es iſt unmöglich bei einem Kampfe, wo ſo mannichfache Kräfte mitſpielen, und die wichtigſten vielleicht noch gar nicht auftreten, über den künftigen Verlauf zu urtheilen; man kann nur einzelne Geſichtspunkte herausheben, welche für die nächſte Zukunft von Bedeutung ſind. Allgemeinere Geſichtspunkte kommen noch kaum in Betracht: ſeit der Kaiſer von Rußland ſich ſo entſchieden als den Vorkämpfer der orientaliſchen Kirche hingeſtellt, und den Kampf aufs religiöſe Feld verlegt hat, zeigt ſich in der abendländiſchen Kirche eine immer entſchiedenere und ſehr begreifliche Abneigung gegen Rußland; ſie beſchränkt ſich aber, was Deutſchland und Italien betrifft, auf fromme Wünſche. Wenn die franzöſiſchen Biſchöfe die Intereſſen der katholiſchen Kirche mit dem Nationalruhm verquicken, ſo iſt man berechtigt die Reinheit ihrer Abſichten in Zweifel zu ziehen, oder in den Mandements nur die Gebote eines unbeſchränkten Oberhaupts zu ſehen, in welcher Beziehung ſie natürlich ein bedenkliches Kopfſchütteln hervorrufen, da die Erfahrungen aus der Zeit der Reſtauration und Ludwig Philipps gewiß nicht vergeſſen, alſo auch nicht verloren ſind. Bleiben wir deßhalb bei den natürlichen politiſchen und nationalen Verhältniſſen ſtehen, welche jedenfalls im Augenblick das Uebergewicht über die kirchlichen beſitzen. Dieſe nationalen Verhältniſſe ſind hinreichend verworren, daß wir nicht auch noch die kirchlichen hineinzumiſchen brauchen, denn was würden z. B. die franzöſiſchen Biſchöfe ſagen, wenn im Verlauf des jetzigen Kampfes der doch nicht unmögliche Fall einträte, Frankreich verſöhnte ſich mit Rußland, und träte England gegenüber? Einen Mantel würde man freilich der Sache auch dann noch umhängen können, aber jedenfalls einen ſehr durchſichtigen, und die Würde der Religion würde dadurch eben nicht gewinnen. Man iſt, namentlich von Seite der engliſchen Blätter, maaßlos über den Kaiſer von Rußland hergefallen, daß er dem Kampf einen religiöſen Charakter und Ausdruck gegeben: das Auftreten der franzöſiſchen Biſchöfe, wenn gleich minder grell, iſt im weſentlichen um kein Haar beſſer. Man würde in jeder Beziehung klüger thun, wenn man die Religion, dieſe Führerin im Leben und die Tröſterin im Leiden, von aller Einmiſchung und politiſcher Parteinahme fern hielte. Wenn die alten Könige von Frankreich, die den Titel der „allerchriſtlichſten“ führten, noch von Frankreich als der älteſten Tochter der Kirche ſprachen, und an den, ſo Gott will, ſelig verſtorbenen Chlodwig, den wilden Frankenkönig, als den älteſten Sohn der Kirche erinnern, ſo mochte man dieß den alten hiſtoriſchen und kirchlichen Erinnerungen zu gute halten; wenn aber eine ſo erzmoderne Regierung daſſelbe thut, ſo kann man nur noch ſagen: c'est du roccoco, ça!

[1] Der Economiſt vom 6 Mai hat hierüber einen ſehr charakteriſtiſchen Artikel: England wiſſe wohl, wen es jetzt zum Bundesgenoſſen habe, nicht aber was bei längerer Dauer des Kampfes für neue Elemente in den Kampf treten.

Ruinen in Centro-Amerika.

(Athen. franç. 6 Mai.)

In der Verſammlung der amerikaniſchen ethnologiſchen Geſellſchaft am 11 März d. J. theilte Hr. Squier mehrere Riſſe von bedeutenden, bis jetzt unbekannten Ruinen mit, von denen nachſtehende als die bemerkenswertheſten auszuheben ſind.

1) Die Ruinen von Tenampua auf einen hohen, oben flachen Hügel, welcher die große Ebene von Comayagua beherrſcht. Dieſer Hügel iſt von Natur auf allen Seiten ſteil, und nur auf drei Punkten zugänglich, die durch maſſive Steinmauern gedeckt ſind. Der Gipfel, welcher mehr als anderthalb (engl.) Meilen Länge und mehr als eine halbe Meile Breite hat, iſt buchſtäblich mit Ruinen bedeckt; dieſe beſtehen meiſtens aus pyramidalen Bauten von verſchiedener Größe, aber ſtets in drei oder mehr Stockwer-

ken, zu denen man nach der für die Teocallis von Mexico [1] angenommenen Art durch eine Reihe von Stufen hinaufſteigt. Das Hauptgebäude, der Tempel genannt, hat etwa 300′ Länge und 180′ Breite, und ſchließt mehrere pyramidale Bauten in ſich, die augenſcheinlich die Hochorte der alten Religion waren. Der Hügel iſt durch zwei große, jetzt faſt ausgefüllte Ciſternen mit Waſſer verſehen. Hr. Squier glaubt, daß die Geſammtzahl der großen und kleinen Denkmale ſich auf 250 bis 300 belaufe. Aus Mangel an Zeit konnte er nur die bedeutendſten ſorgfältig meſſen und aufnehmen. Er bemerkt, die fruchtbare Ebene, welche ſich am Fuße des Hügels ausdehnt, trage zahlreiche Spuren einer ehemals mächtigen Bevölkerung, dem Gipfel des Hügels fehle es aber an allem, was für die Anlage einer Stadt am nothwendigſten ſey. Tenampua ſey alſo wahrſcheinlich ehemals zugleich ein heiliger Ort und eine Veſte oder Zufluchtsort für die ehemaligen Bewohner der Ebene in Tagen der Gefahr geweſen.

2) Die Ruinen von Calamulia liegen auf den Erhebungen des Bodens ſüdweſtlich von der Ebene von Comayagua auf der Straße nach der indiſchen Stadt Guachiquero. Der Ort zeichnet ſich durch maleriſche Schönheit aus. Er iſt eine mit großen Fichten leicht überſäete und von einem klaren Bach faſt umgebene Savanne. Die Ruinen ſelbſt haben viel Aehnlichkeit mit denen von Tenampua, ſind aber minder zahlreich und kleiner. Die Hauptpyramide iſt äußerlich mit Steinen verkleidet, und zeigt auf der Weſtſeite eine Treppe. Wenn die Indier bei dieſem Bauwerk vorübergehen, nehmen ſie, wie ſie vor den chriſtlichen Kirchen zu thun pflegen, den Hut ab.

3) Die Ruinen von Tchapuliſtagua liegen etwa 15 Leguas von der Stadt Comayagua in dem Thale, das einer der Hauptzuflüſſe des Sulaco durchfließt. Sie zeichnen ſich durch ihre vortreffliche Erhaltung und ihre Größe aus. Die Hauptbauten ſind ſo geſtellt, daß ſie ein Viereck bilden. Von der Mitte dieſes Vierecks läuft gegen Oſten eine breite mit platten Steinen gepflaſterte Straße, welche anderthalb Leguas weit auf den Gipfel eines hohen, das Thal beherrſchenden Hügels führen ſoll, wo ſich eine große Pyramide von fünf Stockwerken befindet. Nach einer von den Indiern bewahrten Tradition führt ein unterirdiſcher Gang von dieſen Ruinen nach denen von Tenampua.

4) Die Ruinen von Chamalteca finden ſich in der Ebene von Eſpino, acht Leguas nördlich von Comayagua und gleichen vollſtändig den bereits beſchriebenen. Der Hauptbau erhebt ſich auf einer breiten mit Steinen gepflaſterten Terraſſe, und iſt von kleineren regelmäßig geſtellten Bauten umgeben. Das anſtoßende Thal iſt voll von Alterthümern, und allenthalben, wo man nachgräbt, findet man geſchickt gearbeitete und glänzend bemalte Vaſen, ſowie zahlreiche, gut ausgeführte Sculpturen.

Hr. Squier fügt hinzu, 25 bis 30 Gruppen ähnlicher Denkmale habe er in den Staaten Honduras und Salvador im ganzen Lande von einem Meer zum andern zerſtreut gefunden. So bedeutend ſie aber auch ſeyen, ſo ließen ſie ſich doch gar nicht vergleichen mit denen, welche er im Departement Gracias im weſtlichen Honduras an den Gränzen von Guatemala entdeckt habe. In dieſem Departement finden ſich auch die Ruinen von Copan, welche Stephens zum Theil beſchrieben hat. Dieſe liegen an den Ufern eines der ſüdlichen Zuflüſſe des Motagua, während die von Squier entdeckten an den großen Parallelthälern, welche von den Flüſſen Tchamelicon und Santiago bewäſſert werden, und in der großen Ebene von Senſenti ſich finden, wo der zweite dieſer Flüſſe entſpringt. Alle dieſe Denkmale zeigen denſelben Styl, wie die von Copan, und ſind reich an Sculpturen und Hieroglyphen. Einige Bildſäulen ſtehen als Kunſtwerke den beſten, die man bisher auf dem amerikaniſchen Continent entdeckt hat, nicht nach. Hr. Squier citirt unter anderem einen koloſſalen, in den Ruinen von Pulpates aufgefundenen Kopf als die reinſte und am meiſten claſſiſche Probe eingeborner amerikaniſcher Kunſt, die ihm noch vorgekommen, und fügt hinzu die Ruinen ſeyen ſo zahlreich und ausgedehnt, daß in mehreren Städten die meiſten Kirchen ſowie eine große Anzahl Privatwohnungen und Landhäuſer aus den dort entnommenen behauenen Steinen gebaut worden ſeyen. Die Ruinen von Copan wurden nie vollſtändig erforſcht; die Regierung von Honduras hatte Anſtalten getroffen, dreihundert Mann zur Verfügung von Squier zu ſtellen, um eine genaue Erforſchung vornehmen zu können, allein die Einfälle der irregulären Truppen des indiſchen Dictators Carrera, der den Titel eines Präſidenten von Guatemala angenommen hat, hinderten die Ausführung.

Dieſer Theil Guatemala's iſt hoch und geſund, und ſcheint ehemals ſtark bevölkert geweſen zu ſeyn. Der große Häuptling Lempira, Cazique von Cerquine und Senſenti, konnte dem Calel oder Caziquen von Copan, der gegen die Spanier kämpfte, 30,000 Mann zu Hülfe ſchicken. Er behauptete ſich lange gegen ſie, und der Berg, wo er den letzten Widerſtand leiſtete, trägt noch ſeinen Namen. Die Indier haben an der Stelle wo er fiel, eine Kirche gebaut, und begeben ſich jährlich dahin, um für ſeine Seele zu beten. San Salvador war nach Squier großentheils von Nahuatl-Stämmen oder ächten Mexikanern bewohnt; zur Zeit der Eroberung beſaßen ſie das zwiſchen dem Fluß Lempa und dem ſtillen Meer liegende Land. Ein ſtarkes Bruchſtück, deſſen Sitten ſich wenig verändert haben, bewohnt noch einen Theil der ſogenannten Balſamküſte, auf einer Strecke von mehr als 60 (engl.) M., faſt vom Hafen la Libertad an bis zur Chauſſee von Acahoutla. Der ganze Stamm hat indeß ſeine Nahuatl-Sprache, ſowie die bürgerlichen und geſellſchaftlichen Einrichtungen ſeiner Vorfahren verloren. Sie ſammeln den berühmten peruvianiſchen Balſam, der trotz ſeines Namens ausſchließlich von dieſer Küſte kommt.

Die Hauptruinen von San Salvador ſind die von Opico, nahe bei San Vicente; ſie beſtehen in ungeheuren Terraſſen, in Thürmen, pyramidalen Gebäuden, in Höhlen und unterirdiſchen Gängen, ſowie auch einigen Baureſten von der Art derer in Palenque. Squier bedauert, daß Mangel an Zeit ihm nicht geſtattet habe, alle dieſe Ruinen genauer zu unterſuchen; ein verſtändiger Forſcher fände hier Arbeit für mehrere Monate. Indeß hat Hr. Squier doch eine große Anzahl Zeichnungen und Pläne mitgebracht, die demnächſt herauskommen ſollen.

[1] Dieſe Teocallis oder Pyramiden von Mexico haben nur auf einer Seite Stufen; die Treppe iſt aber nicht an der Außenſeite der Pyramide angebracht, ſondern in die Maſſe des Baues eingeſchnitten.

Reiſe nach den Oaſengebieten von Tuggurt und Suf von Karl Bill.

Fünftes Capitel.

Ausflug nach dem Zab Dahari. — Die Smala Bu-Lakhras. — Kalter Empfang zu Bu-Schagrun. — Liſchana. — Naturgeſchichtliches. — Römiſche Ueberbleibſel. — Tolga. — Einheimiſche Weber. — Der Markt; paniſcher Schrecken der Weiber. — Meſſaud und ſein Vater. — Spaziergänge. — Mollusken in einer Thermalquelle. — Ein ambulanter Schmied. — Ibrahim der Biskri. — Farfar und Zaatſcha. — Die viereckigen Thürme. — Jagd des Feſchtal. — Rückkehr nach Tolga. — Sonderbare öffentliche Anſtalt. — Rückreiſe nach Biskra. — Rückkunft der tuggurter Expedition. — Künſtler- und Touriſtenleben zu Biskra. — Ankunft des Reiſenden Prax. — Vorbereitungen zur Abreiſe.

Der Scheich der Oaſis von Tolga war in Dienſtangelegenheiten nach Biskra gekommen, und der Commandant ſchlug vor uns die Rückreiſe desſelben zu nutze zu machen, um unſern längſt projectirten Ausflug nach den Oaſen des Zab Dahari zu bewerkſtelligen. Das arabiſche Bureau ſtellte drei Maulthiere nebſt ihren Führern zu unſerer Verfügung, und Bel Hadſch, ein Reiter des Gums von Biskra, erhielt den Auftrag uns zu begleiten, um uns überall gute Aufnahme und den gehörigen Reſpect zu verſchaffen. Wir beſchloſſen bei dieſer Gelegenheit im Vorbeigehen die Smala Bu-Lakhras, der uns ſchon mehreremale eingeladen hatte, zu beſuchen. Zu dieſem Zweck mußten wir einen kleinen Umweg in ſüdlicher Richtung von Biskra nehmen. Das Land wechſelte mit öden Sandſtellen, ſtrauchbewachſenen Lehden und grünen Gerſtenfeldern auf eine eigenthümliche Weiſe ab, und nach einem anderthalbſtündigen Ritt konnten wir in der Ferne das Herrenzelt des jungen Hirtenfürſten, wie ein Schiff am Meereshorizont, vor uns auftauchen ſehen. Die Gruppen kleinerer Zelte, welche die Smala des Gebieters ausmachen, erblickten wir erſt, nachdem wir uns um ein Beträchtliches genähert hatten. Die unzählbaren Kamele, Ziegen und Schafe, die man nach allen Seiten hin zerſtreut ſah, dieſe luftigen Wohnungen, die den wandernden Heerden von Weide zu Weide folgen, die vor denſelben gefeſſelten Prachtpferde und Saumthiere, dieſe bärtigen Hirten in langen faltenreichen Gewändern, die geſchäftigen Holz und Waſſer herbeitragenden Weiber, die zwiſchen bellenden Hunden im Sande ſpielenden halbnackten Kinder — alles entſprach dem Ideal eines bibliſchen Patriarchenlebens, das die einfache Geſchichte Abrahams und ſeiner Nachkommen in uns zurückgelaſſen.

Unſer Reiter Bel-Hadſch war vorausgeritten um unſere Ankunft anzukündigen. Wir hielten in einiger Entfernung von der Smala an, um die herbeieilenden Diener, die unſere Pferde und Saumthiere in Empfang nehmen und unſeren Eingang gegen die Hunde ſchützen ſollten, zu erwarten. Bu-Lakhras kam uns mit ſeinem Bruder Achmed-Bel-Hadſch, der gerade auf Beſuch bei ihm war, bis vor die erſte Zeltreihe entgegen und empfing uns mit dem einfachen, feinen Anſtand des wahren Edelmannes. Bu-Lakhras iſt ein junger, bildſchöner Mann von kaum 22 Jahren; ſeine dunkeln, von langen Wimpern beſchatteten Gazellenaugen gaben ſeinem bleichen Geſicht einen melancholiſch-lieblichen Ausdruck. Er hatte früher mit dem Scheich-el-Arab eine Reiſe nach Frankreich gemacht, und viele Pariſer-Damen ſprechen noch heute von dem ſchönen Araberjüngling und ſeinen einnehmenden Manieren. Achmed-Bel-Hadſch gibt ihm an männlicher Schönheit nicht nach und das Kreuz der Ehrenlegion, womit die franzöſiſche Regierung ihre Bruſt geſchmückt, kleidet ſie beſſer als manchen Officier de Fortune der großen Nation. Die Geſchichte ihrer Familie iſt ganz diejenige ſo mancher großen arabiſchen Familien. Sie wurden beide in früher Jugend von ihrem Oheim, dem Scheich-el-Arab, an Kindesſtatt angenommen und erzogen, nachdem er ihren Vater, der ſeinem Emporkommen im Wege geſtanden, mit eigener Hand getödtet hatte. In den Augen der Araber hat der Scheich-el-Arab dieſen Brudermord durch die gute Behandlung ſeiner Neffen und durch die in arabiſchen Landen ausgezeichnete Erziehung, die er denſelben geben laſſen, vollkommen geſühnt. Die franzöſiſche Regierung geht ihrerſeits in ſolche Details nicht ein; ſie benutzt ihre Leute, wie ſie dieſelben findet und braucht, und verleiht dem ihr nützlich gewordenen Brudermörder den Officiersorden der Ehrenlegion.

Wir wurden in das braune, graugeſtreifte, auf zierlich geſchnitzten und mit grellen Farben bemalten Stangen von Cedernholz ruhende, große Zelt geführt, zu welchem ſich die übrigen Zelte wie das Schaf zum Kamel verhielten. Im Innern desſelben befand ſich ein zweites, mit rothſeidenen Gardinen behangenes Prachtzelt, deſſen Boden mit einem prächtig gewirkten Kliff oder Teppich belegt war, worauf wir uns niederlaſſen mußten. Vor unſerm Eintritt ward ſchnell ein Theil des Innern von dem übrigen Raum des großen Zeltes durch ein großes Tuch von weißer Wolle abgeſchieden; in dieſer Abtheilung hielten ſich die Weiber des Gebieters mit ihren Kindern und Negerinnen auf und blieben auf dieſe Weiſe unſern Augen unſichtbar. Dieſe Vorrichtung hat den doppelten Vortheil jedem indiscreten Blick in das Innere der Familie zu begegnen und die Gäſte, jedes läſtigen Zwanges ledig, in dem ihnen vorbehaltenen Raum frei gewähren zu laſſen.

Nach Verlauf einer halben Stunde, die ſchnell unter anziehenden Geſprächen verſtrichen war, ward ein reichliches Frühſtück aufgetragen, an welchem wir, trotz unſerer Proteſtationen ſchon gefrühſtückt zu haben, theilnehmen mußten. Am Schluß desſelben brachte eine Negerin ſechs ſilberne Taſſen auf einem dergleichen Plateau, und ſervirte den Kaffee. Sie benahm ſich dabei ſo flink und anmuthig, daß man ihr wohl anſah daß ſie dieſes Geſchäft nicht zum erſtenmal in Gegenwart von Fremden verrichte. Meine beiden Freunde, die alles mit Künſtleraugen betrachteten, baten unſern Wirth ihnen zu erlauben dieſelbe in ihrer Eigenſchaft als Kaffeeſchenkin zu zeichnen, wozu dieſer gern ſeine Einwilligung gab; nur beſtand er darauf, daß die Negerin ihre Feſtkleider anziehen ſolle, damit ihr Porträt ſich um ſo ſchöner ausnähme. Nach einigen Minuten, während welcher ſie ſich hinter den die Weiber verbergenden Vorhang zurückgezogen hatte, erſchien ſie in ein rothes Gewand mit weißen Streifen gekleidet; an ihren bloßen Armen und Beinen trug ſie ſchwere ſilberne und goldene Spangen, und ihr mit ungeheuren goldenen Ohrringen behangener Kopf ſchellte und klingelte bei jeder Bewegung, wie das Klingelwerk eines Frachtwagenpferdes. So flink und zierlich ſie vorher erſchienen war, ſo ſteif und befangen ſah ſie jetzt aus, und als man ihr vollends das ſilberne Kaffeeſervice in die Hand gab und ſie in Poſition ſtellte, machte ſie ein ſo hölzernes und dabei ſo weinerliches Geſicht, daß meine Künſtler, nachdem ſie dieſelbe lange vergebens zu beruhigen und aufzumuntern verſucht hatten, endlich darauf verzichten mußten ihre ſchwarze Phyſiognomie in ihre Mappe einzutragen. Sie verſchwand wieder hinter dem weißen Vorhang, wo wir ſie von ihren Gebieterinnen tüchtig ausſchelten hörten, da dieſe ſich ein Gaudium daraus gemacht hatten ihre Khadem (Negerin, Sklavin) zum Zweck ihrer bevorſtehenden Illuſtration, mit ihrem ſämmtlichen Schmuck zu behängen.

Da wir am heutigen Tage noch ſieben Wegſtunden zurückzulegen hatten, verabſchiedeten wir uns von unſerm gefälligen Gaſtfreund und zogen ſüdweſtlich über Strauch, Sand und Stein, wobei wir uns nach der Felſenkette, welche die Ebene von El-Uteia von der Sahara trennt, orientirten, bis wir endlich zu einer Menge von parallel in derſelben Richtung hinlaufenden Fußpfaden gelangten, wovon der breiteſte und betretenſte die Straße nach dem weſtlichen Zab bildet. Wege ähnlicher Art, die lediglich von den hin- und wiederziehenden Heerden und Karawanen gebildet werden, überziehen wie ein Netz die ganze Sahara, ſo daß es einem Fremden äußerſt ſchwer wird ſich zurecht zu finden; hier, zwiſchen Biskra und dem Zab Dahari, unterbrochen von Zeit zu Zeit hohe Büſche von afrikaniſchen Tamarisken und baumartigem Weißdorn die Ausſicht nach den fernen Oaſen, und man könnte ſich leicht verirren, wenn man etwa aus Zerſtreuung einen Seitenpfad einſchlüge. Unſere Araber wußten aber den Weg auswendig, und wir erreichten nach einem mehrſtündigen Ritt ohne Gefährde die Oaſis von Bu-Schagrun, wo wir in der Wohnung des Scheich dieſer Ortſchaft abſtiegen.

Dieſer Würdenträger ſchien kein großes Gefallen an unſerm Beſuch zu haben; er empfing uns zwar mit trockener Höflichkeit, ließ auch die Dſchemmah (der Gemeinderath, die notabeln Bürger) von unſerer Ankunft benachrichtigen, war aber nebſt den nach und nach ſich einfindenden Honoratioren ſo kalt, ſo einſylbig, ſo wortkarg, daß die ganze Verſammlung eher der Sitzung eines Criminalgerichtes als einer freundſchaftlichen Diſſa zu vergleichen war, und wir, mit Verſchmähung der herbeigebrachten Datteln und Milchſchalen, für gut fanden unſere Lenden zu gürten und weiter zu ziehen, was unſer verdrießlicher Wirth auch ohne große Einſprache geſchehen ließ. Ich machte dem Scheich von Tolga, unſerm Begleiter, Vorwürfe, uns zu dieſem grämlichen Patron geführt zu haben; dieſer nannte ihn einen groben, dummſtolzen Dattelpflanzer, und unſer Reiter Bel-Hadſch lebte der angenehmen Hoffnung, daß der Commandant den Grobian durch den Stock Burſalis Höflichkeit lehren laſſen werde. Wir verließen die Oaſis von Bu-Schagrun, ohne von derſelben mehr als was zu beiden Seiten unſeres Weges lag, geſehen zu haben. Es waren übrigens dieſelben Häuſer, dieſelben mit Lehmmauern eingefriedigten Palmgärten, dieſelben Bewäſſerungscanäle, wie zu Biskra.

Sowie man die letzten Gärten von Bu-Schagrun hinter ſich hat, erblickt man auch ſchon die übrigen Oaſen des nördlichen Zab, Liſchana, Farfar, Tolga und Zaatſcha, welche, in geringer Entfernung von der oft beſagten Felſenkette, mit derſelben in ungefähr gleicher Richtung liegen und zum Theil von den von derſelben herabrinnenden reichlichen Quellwaſſern bewäſſert werden. Das Alluvialterrain von Biskra weicht bald, ſowie man nach Weſten vordringt, weißem, erdigem, ziemlich zerreibbarem Gypsgeſtein, das hier, an der Oberfläche des Bodens, mit einer ziemlich feſten Kruſte und mit kleinen Sanddünen bedeckt iſt; letztere orientiren ſich meiſtens von Südweſt nach Nordoſt längs der Hinderniſſe, an welche ſie ſich anlehnen, und ſcheinen anzuzeigen, daß der Weſt- und der Nordweſtwind in dieſem Theil der Sahara vorherrſchend ſind. Die Vegetation, die zwiſchen Biskra und Bu-Schagrun an manchen Orten faſt üppig genannt werden konnte, wird hier immer magerer und beſteht größtentheils aus Gramineen, Chenopodiaceen und einigen Synantherеen. Die ſchönſte Pflanze iſt hier unſtreitig die prächtige Felipea Violacea, die zu Anfang April aller Orten dem magern Sandboden entkeimt, und deren ſaftige, fleiſchige Wurzel den Arabern wie den Springmäuſen zur Nahrung dient.

Wir zogen jetzt in die Oaſis von Liſchana ein. Die Ortſchaft liegt, wie faſt alle Ortſchaften in den Ziban, mitten in der Oaſis; unzählige im Zickzack zwiſchen ſieben Fuß hohen Gartenmauern hinlaufende ſchmale Gäßchen, in welchen kaum ein Kamel dem andern ausweichen kann, führen ins Innere derſelben. Hatte uns der Scheich von Bu-Schagrun nicht ſehr höflich empfangen, ſo fanden wir dafür bei demjenigen von Liſchana eine deſto freundlichere Aufnahme; dieſer bedurfte keiner Dſchemmah, um ihm die Honneurs machen zu helfen, bemühte ſich aber dagegen ſelbſt, um uns ſo bequem als möglich unterzubringen, und wir befanden uns in dem uns angewieſenen geräumigen Flügel ſeiner Wohnung bald wie zu Hauſe. Da wir beſchloſſen hatten einige Tage hier zu verweilen, ſo verließ uns am folgenden Morgen der Scheich von Tolga, um uns, wie er ſagte, das Quartier in ſeiner Oaſis zu bereiten; wir aber gingen ſogleich unſern Beſchäftigungen nach: meine beiden Gefährten im Innern der Oaſis, ich außerhalb derſelben.

Während der vier Tage, die wir in Liſchana zubrachten, hatte ich die ganze Umgegend durchſtreift und mancherlei Jagdbeute zuſammengebracht. An einem der kleinen Bäche, welche den Ueberfluß des Waſſers aus der Oaſis führen, ſich nach und nach in der Sahara verlieren und hie und da ſumpfige mit kurzem Rohr bewachſene Stellen bilden, erblickte ich Fährten vom Wildſchwein, deſſen Anweſenheit ich hier nicht vermuthet hätte. Später ſagte mir Hadſch-Achmed, der ehemalige Bey von Conſtantine, auf dem Weg vom Zab Schergui (öſtlichen Zab) nach Biskra, wo wir ähnliche Stellen antrafen, daß er früher, wenn er mit einer Colonne Spahis zum Behuf der Eintreibung des Aſchur nach dem Süden ging, immer ſeine Hunde in Käſten auf Kamelen hieher tranſportiren laſſen, um ſowohl Gazellen als auch Wildſchweine zu jagen. Zwiſchen den Sanddünen, weſtlich von den Oaſen, ſah ich zum erſtenmal eine Gazelle im Freien, welche ein flüchtiger Windhund auf eigene Fauſt hin- und herjagte, die ich aber, trotz meiner Bemühungen, nie ſchußgerecht bekommen konnte. Dieſe nebſt zahlreichen Springmäuſen (Dipus aegyptius) waren die einzigen Säugethiere, die ich zu ſehen bekam; dagegen fand ich mehrere der ſüdlichen Zone eigene Vögel, wie Falco peregrinoides, den vom Commandanten Levaillant entdeckten Buteo cirtensis, verſchiedene Steinſchmätzer als: Saxicola stapazina, leucura und leucomela; letzterer hat einen eigenthümlichen faſt murmelnden Geſang, der eine regelmäßige Octave in aufſteigender Scala bildet. In der Nähe der Felſenberge kommen Pyrrhula githaginea und Alauda isabellina vor; Alauda bifasciata ſcheint hier ganz zu fehlen. Oedienemus crepitans, den ich bisher bloß am Meeresſtrand gefunden, findet ſich hier häufig in den Sanddünen. Von Reptilien fand ich hier zwei Coluber-Arten, eine äußerſt flüchtige Eidechſe (Acanthodactylus boskianus), den ſonderbar ausſehenden, in den Felsſpalten wohnenden Uromastyx acanthinurus und hie und da, auf kleinen Büſchen, das Chameleon, welches hier von den Einheimiſchen el-Buma genannt wird.

Meine jungen Freunde waren derweil auch nicht müßig; ſie zeichneten faſt den ganzen Tag und bedauerten nicht Zeit und Hände genug zu haben, um den ſich ihnen hier darbietenden reichen Stoff einigermaaßen erſchöpfen zu können. Auf den Spaziergängen, die wir zuſammen durch die Oaſis machten, trafen wir hie und da auf römiſche Ruinen, die aber manchmal abgetragen und zu verſchiedenen Zwecken benutzt worden waren. So ſahen wir unter andern eine Gartenmauer, die aus ungeheuren gehauenen Steinen aufgeſchichtet war; auf dieſen Steinen waren bei zwei Fuß hohe römiſche Lettern ohne allen Zuſammenhang, manchmal

auch umgekehrt, zu ſehen, und mögen früher, in der gehörigen Ordnung zuſammengeſtellt, eine rieſige Inſchrift gebildet haben. Dergleichen Ruinen finden ſich ebenfalls in den Oaſen von Tolga, Urlal und Milli; die Steine zu dieſen Bauten wurden von den Römern auf zwei iſolirten Hügeln, am Fuß des Felſenzuges, nordwärts von Liſchana und Zaatſcha gebrochen. Dieſe Hügel, wo man noch unvollendete Säulenſchäfte und Bauſteine findet, werden ihrer Form wegen von den Einheimiſchen el-Meida (der Tiſch) genannt.

Die Zeit, die wir zu unſerm Aufenthalt in Liſchana beſtimmt hatten, war ebenſo ſchnell als angenehm verſtrichen; nur unſer Bel-Hadſch, der lieber zu Tolga, wo er Verwandte hatte, geweſen wäre, langweilte ſich herzlich und war ſeelenvergnügt, als er am Abend des vierten Tages den Befehl erhielt alles für unſere morgende Abreiſe bereit zu halten. Da die Oaſen von Liſchana und Tolga kaum eine kleine Stunde Wegs von einander entfernt ſind, ja von einer gewiſſen Seite geſehen nur ein Ganzes zu bilden ſcheinen, indem die ſchmale Palmenzone von Farfar wie eine Allee zwiſchen beiden hinzieht, ſo beſchloſſen wir zu Fuß hinüber zu gehen und unſere wenigen Effecten dem Pferd Bel-Hadſch's aufzuladen; dieſer Gang in der Morgenkühle war äußerſt wohlthuend und wir kamen bald in der roſigſten Laune zu Tolga an.

Der Scheich hatte ſeinem Verſprechen vollkommen Genüge geleiſtet. Er hatte uns ein Haus räumen laſſen und daſſelbe auf arabiſche Art neu möblirt, d. h. mit friſchen Matten und Teppichen verſehen, und wir befanden uns bald darin nicht weniger behaglich als in unſerm vorigen Quartier. All' dieſer Aufwand von Höflichkeit und Zuvorkommenheit von Seiten der einheimiſchen Häupter geſchah freilich nicht unſern ſchönen Augen, ſondern dem Commandanten von Biskra zu Liebe, dem ſie ſich zu dieſer Zeit auf alle Weiſe angenehm zu machen ſuchten; wir genoſſen indeß der Reſultate dieſer hohen Protection, ohne uns viel um das Woher und Warum zu bekümmern. Wer hätte damals geſagt, daß dieſe Ehrenmänner im folgenden Jahre zu Zaatſcha, an der Spitze der Ihrigen, einem beträchtlichen franzöſiſchen Armeecorps Trotz bieten würden? Dieſe Treuloſigkeit und Wankelmüthigkeit iſt einer der hervorſtechendſten Züge im Charakter der Araber. Die Folge lehrte, daß unſere freundlichen Wirthe, trotz ihrer liebenswürdigen Zuvorkommenheit, den Franzoſen nicht günſtiger geſinnt waren als ihr Amtsbruder, der Scheich von Bu-Schagrun, und ich ſah ſpäter ein, daß das Betragen des letztern, hinſichtlich unſerer, wenigſtens conſequent genannt werden konnte.

Tolga iſt der Hauptort im Zab Dahari; auch ſieht derſelbe etwas ſtädtiſcher aus als die übrigen Ortſchaften dieſes Oaſendiſtricts. Es wird daſelbſt täglich Markt gehalten und auswärtige Zeugweber und Teppichfabrikanten haben ihre Zelte auf einem freien Platz, mitten in der Oaſis, im Schatten der Palmbäume aufgeſchlagen. Wir beſuchten mehreremale die einfachen Anſtalten dieſer herumziehenden Fabrikanten; der Webſtuhl derſelben, wenn man anders ein einfaches Geſtell von Rohrſtengeln (Arundo donax) ſo nennen kann, befindet ſich im Schatten des Zeltes und das oft über hundert Ellen lange Stück Zeug wird, ſowie es nach und nach fertig wird, vor daſſelbe hinausgezogen und ſeiner Länge nach ſtraff angeſpannt, ſo daß zuweilen der ganze Platz damit überzogen iſt. Der Weber ſitzt dabei zu ebener Erde und drückt und ebnet den eingetragenen Wollfaden mit einer eiſernen Gabel in die Kette des Gewebes, das rothgefärbt und vermittelſt einer hie und da aufgetragenen Säure mit großen, runden, gegen die Circonferenz ſich verlaufenden Flecken beſäet, zu den hier gebräuchlichen Weiberhaiks, Hauli el Abhmar genannt, verwendet wird. Die hier verfertigten Teppiche oder Kliffs ſind zweierlei Art: glatte und plüſchartige; beide ſind mit Arabesken und Blumen von glänzenden Farben durchwirkt, und letztere Art wird ganz wie bei uns der Plüſch gewebt und die Fäden nachträglich aufgeſchnitten. Die Wolle wird hiezu an Ort und Stelle in kupfernen Keſſeln gefärbt. Auf dem Markte werden Victualien, Weizen, Gerſte, Schaffleiſch, Hühner, Eier u. ſ. w., dann von herumziehenden Mozabiten, Suafas und Rhoaras kupferne und blecherne Henkelkeſſelchen, Stall genannt, Baumwollenzeug zu Hemden, Schuhe aus Conſtantine u. ſ. w. verkauft. Die Hühner und Eier feilbietenden Weiber und Negerinnen ſitzen in einer langen ſchmalen Gaſſe, längs einer Mauer. In den erſten Tagen unſeres Hierſeyns wurden dieſe Schönen, die noch nie einen Rumi geſehen hatten, jedesmal bei unſerm Anblick von einem paniſchen Schrecken ergriffen, rafften ihre Waaren zuſammen und liefen ſchleunigſt davon. Eine Verwandte des Scheich, eine Frau von mittlerem Alter, die uns täglich Ziegenmilch brachte, hatte bald dieſe Chriſtenſcheu abgelegt; ſie plauderte und lachte oft eine halbe Stunde mit uns, indem ſie dabei ihrem auf dem Rücken hängenden Säugling die ſchlaffe Bruſt über die Schulter oder unter dem Arm hindurch mit der größten Unbefangenheit reichte. Auf dieſem Markt traf ich auch meinen Meſſaud-Ben-Kheder nebſt ſeinem kürzlich aus der Heimath angekommenen Vater Mohammed an. Er hatte gefürchtet Vorwürfe von mir über ſein langes Ausbleiben zu erhalten, und war äußerſt froh mich ſo gut und angenehm beſchäftigt zu ſehen; er wolle noch einige Ortſchaften beſuchen, wo er noch einen guten Theil ſeiner Waaren abzuſetzen hoffe, ſagte er mir, und dann, in Zeit von 10 bis 12 Tagen, nach Biskra zurückkehren, wo ich mich bis dahin zur Abreiſe fertig machen ſolle. Ich hatte demnach noch einige Tage vor mir, die ich aufs Beſte zu benützen ſuchte.

Jeden Morgen ging ich mit Tagesanbruch auf die Jagd, den Nachmittag brachte ich mit der Präparation der eingebrachten naturhiſtoriſchen Gegenſtände zu, und gegen Abend ſuchte ich gewöhnlich meine Gefährten in der Oaſis auf, wo wir, gegen Sonnenuntergang, wenn die einbrechende Dämmerung ihnen nicht mehr zu zeichnen erlaubte, einen Spaziergang um die Ortſchaft machten, um neue pittoreske Anſichten aufzufinden, oder in einer in einem der Gärten gegen Farfar hin gelegenen warmen Quelle ein Bad zu nehmen. In dieſem Quellwaſſer leben, bei einer Temperatur von 40° R., zwei Arten kleiner Waſſerſchnecken in beträchtlicher Anzahl und ſcheinen ſich in dieſem mehr als lauen Medium ſehr behaglich zu fühlen. Eine derſelben ſcheint mir der italieniſchen Badſchnecke (Paludina thermalis) verwandt zu ſeyn; nur iſt ſie ein Diminutiv derſelben und hat ſtatt eines weißen ein ſchwärzlich grünes Gehäuſe.

Auf einem dieſer Spaziergänge beſuchten wir mit Bel-Hadſch, der etwas am Griff ſeines Säbels auszubeſſern hatte, die Werkſtätte eines ambulanten Schmiedes. Der Mann hatte ſich im Erdgeſchoß eines Hauſes einquartiert; ſeine Eſſe beſtand in einem in die Erde gegrabenen Loche, ſein Blaſebalg aus zwei Schläuchen von Bockshaut, welche ein Knabe, zur Unterhaltung des Luftzuges, auf und niederbewegte. Ein kleiner Amboß, ein Hammer und eine Zange nebſt zwei alten Feilen machten das übrige Werkzeug aus. Und doch gehen, trotz dieſer erbärmlichen Einrichtung, meiſtens recht brauchbare Arbeiten aus ſolchen Werkſtätten hervor, und die Klingen der zu Buſſada verfertigten Meſſer geben denjenigen von Langres in Frankreich an Güte nichts nach.

Am vorletzten Tage unſers Aufenthalts zu Tolga beſuchte mich ein junger wohlhabender Mann aus Farfar, deſſen Bekanntſchaft ich zu Biskra gemacht hatte. Ibrahim, ſo hieß dieſer mein

Bekannter, war früher, kaum der Kindheit entwachſen, nach Algier gegangen, um ſich daſelbſt durch ſeiner Hände Arbeit ein rundes Sümmchen zu verdienen, womit er ſich ſpäter daheim etabliren könne. Es thun dieß viele junge Leute aus den Ziban und verſuchen ihr Glück entweder zu Algier oder zu Tunis, Conſtantine und ſelbſt zu Oran, wo ſie die ſchwerſten Arbeiten, ſowohl in der Stadt als auf der Marine verrichten, und wo man ſie nach dem Namen von Biskra, dem Hauptort ihres Landes, gewöhnlich Biskri nennt — eine Benennung, die viele Europäer auf alle einheimiſchen Taglöhner und Laſtträger ausdehnen. Der junge farfarer Bürger hatte ſieben Jahre bei dem Commandanten des Geniemeſens zu Algier als Hausknecht gedient und ſprach das Franzöſiſche mit großer Fertigkeit. Er war erſt vor zwei Jahren nach ſeiner Heimath zurückgekommen, wo ſich der früher Güterloſe jetzt Haus und Palmgärten ankaufte, ſich aber bei ſeinen Mitbürgern, ſeiner franzöſiſchen Bildung und ſeiner Neuerungsplane wegen, wenig beliebt machte. Man machte wohl äußerlich ſeinem muthmaaßlich wohlgeſpickten Geldſack, aus dem man gelegentlich hie und da einen Duero zu erhaſchen hoffte, gute Miene, ſuchte ihm aber dafür hinterwärts zu ſchaden wo man konnte. Jetzt, da er gar an dem Ausfluß eines der Bewäſſerungscanäle eine Mühle bauen wollte, erhob ſich ein allgemeines Zetergeſchrei gegen ihn, und er war deßwegen gekommen, um mich um meinen Rath und um meine Verwendung bei dem Commandanten zu Gunſten dieſes Planes zu erſuchen.

Dieſe Gelegenheit Farfar zu beſuchen war uns allen erwünſcht, und wir gingen deßhalb noch an demſelben Tage mit Ibrahim hinüber; dieſer führte uns in ein viereckiges, thurmähnliches, von einem jetzt trocken liegenden Graben umzogenes Gebäude, wo ſich bald ein Dutzend junge Leute, die alle mehr oder weniger gut franzöſiſch ſprachen, einfanden. Es waren dieß, wie Ibrahim, aus der Fremde heimgekehrte junge Männer, die wie er dem Fortſchritt gehuldigt hatten und jenen durch ihre Freundſchaft für die Abneigung und die Scheelſucht der übrigen ſchadlos hielten. Ein leckeres reichliches Frühſtück, woran alle Anweſenden Theil nahmen, ward aus dem Hauſe Ibrahims herübergebracht und jedermann wetteiferte um uns angenehm zu ſeyn. Nach beendigter Mahlzeit ging ich mit Ibrahim nach dem Ort, wo er ſeine Mühle zu errichten gedachte; während dieſer Zeit gingen meine Künſtler zwei Anſichten von Farfar zu zeichnen, und die übrige Geſellſchaft ergötzte ſich während unſerer Abweſenheit mit dem edeln über den ganzen Erdball verbreiteten Kartenſpiel, bei welchem wir ſie, bei unſerer Rückkehr, noch antrafen.

Farfar iſt, wie ſchon weiter oben angedeutet worden, ein langer verhältnißmäßig ſchmaler Streifen von Palmpflanzungen, welcher ſich zwiſchen Liſchana und Tolga hinzieht; die dahinter gelegene Ortſchaft iſt die kleinſte im ganzen Zab Dahari; allein die hieſigen Datteln ſind von vorzüglicher Güte und eine Quelle des Wohlſtandes für die Einwohner. Direct nordwärts von Farfar und dem Gebirgszuge näher liegt in geringer Entfernung die claſſiſch gewordene Oaſis von Zaatſcha, welche ich wohl nie betreten haben würde, wenn ich nicht ſpäter, im Auftrag des Commandanten, mit Ibrahim nach Farfar gegangen wäre, um für denſelben einen annähernden Plan der Localität, wo die fragliche Mühle entſtehen ſollte, zu zeichnen. Bei dieſer Gelegenheit beſuchte ich Zaatſcha in Begleitung meines Freundes Ibrahim. Wir verweilten drei Tage daſelbſt und wurden von den Bekannten meines Begleiters in einem ähnlichen Thurm, wie derjenige zu Farfar, beherbergt. Als ich meine Verwunderung darüber zu erkennen gab, erklärte man mir, daß dieſe in Friedenszeiten unbenutzten Gebäude von den Einwohnern oft als Dar-diaf oder Fremdenhaus benutzt würden. Der Thurm von Zaatſcha war, wie der zu Farfar, in vier Stockwerke abgetheilt, die bloß durch in die Lehmmauern eingeſchobene Querbalken bezeichnet wurden und den Füßen der Vertheidiger einen nur nothdürftigen Haltpunkt gewährten. Dieſer Thurm war derſelbe, vor welchem ſich der Obriſt Carbuccia, zu Anfang des Feldzuges, unverrichteter Sachen zurückziehen mußte. Die Anlage der Palmgärten und der Häuſer war hier ebenſo verwickelt und labyrinthmäßig wie zu Liſchana und Tolga, und wer dieſe Oaſen mit eigenen Augen ſah, begreift daß die Einnahme von Zaatſcha äußerſt ſchwer werden mußte.

In den wenig zugänglichen Theilen des die Ziban begränzenden Felſengebirges lebt ein Thier, welches bis heute noch in wenig Sammlungen zu finden iſt: es iſt dieß der ſogenannte berberiſche Steinbock (Ovis tragelaphus), welcher von den franzöſiſchen Autoren le mouflon à manchettes, von den Arabern auf der Gränze der Sahara el-Feſchtal und weiter im Innern el-Arui genannt wird. Ein ſolches Thier zu erhalten war ſchon längſt ein Hauptzielpunkt meines Strebens geweſen, und ich hatte gehofft hier meinen Wunſch in Erfüllung gehen zu ſehen, da man mir zu Biskra geſagt, daß zu Farfar ein Mann wohne, der ſich beſonders mit der Jagd des Feſchtal abgebe. Auf meine Nachfrage erfuhr ich, daß dieſer Jäger voriges Jahr geſtorben ſey; zufälligerweiſe aber befand ſich der Schwiegerſohn desſelben unter den Männern, die uns Geſellſchaft leiſteten, und von dieſem vernahm ich auf welche Weiſe der alte Jäger dieſe Jagd betrieben habe. „Mein Schwiegervater," ſagte er, „lud ein kleines Zelt und das unentbehrlichſte Küchengeräth auf ſeinen Eſel, ſeine Frau, die ihn immer auf ſeinen Zügen begleitete, trieb drei oder vier Ziegen vor ſich her, und in dieſem Aufzug ſchlugen beide den Weg nach den Bergen ein. An Ort und Stelle angekommen ſchlugen ſie ihr Zelt auf; die Frau ließ ihre Ziegen in den Klüften weiden, wo ſie in den Felſenſpalten wo nicht überflüſſige, doch hinreichende Nahrung fanden. Die Ziegen waren ihnen unentbehrlich, denn ſie lieferten ihnen ſauere Milch zum Trinken, da das wenige in den Höhlungen der Felſen ſich ſammelnde Waſſer ungenießbar war. Der Mann ging ſeinerſeits Morgens und Abends nach den Waſſertümpeln um ſich dort in den Hinterhalt zu legen. War er ſo glücklich ein Thier zu erlegen, ſo zündete er einen Armvoll dürren Graſes an und warf grünes Buſchwerk darauf, um durch den aufſteigenden Rauch ſeiner Frau ein Zeichen zu geben mit dem Eſel herbeizukommen, um das Wildpret nach dem Zelt zu tranſportiren, wo es zerlegt, in dünne Streifen zerſchnitten, etwas geſalzen und an der Sonne getrocknet wurde. Der Jäger ſagte jedesmal beim Abdrücken ſeines Gewehrs: „„Bismillah, Allahu Kebar!"" (im Namen Gottes, Gott allein iſt groß!), damit das Wild, wenn es auf der Stelle getödtet wurde und er ihm nicht zeitig genug nach dem mohammedaniſchen Geſetz die Kehle durchſchneiden konnte, für Rechtgläubige nicht unrein ſey. Kam kein Feſchtal zur Tränke, ſo wurde die Jagd mühſamer; der Jäger erſtieg in dieſem Fall einen der höchſten Felsgipfel, von wo aus er die umliegenden Kuppen überſehen konnte. Erblickte er nun einen Feſchtal in der Ferne, ſo galt es ſich demſelben hinter dem Wind vorſichtig und ungeſehen zu nähern, und er mußte oft lange Strecken auf allen Vieren von Abſatz zu Abſatz, bergauf, bergab rutſchen, bis er endlich das Thier ſchußgerecht bekam. Er blieb gewöhnlich acht bis zehn Tage aus, und früher, wo dieſes Wild noch häufiger vorkam, erlegte er nicht ſelten auf einem Jagdzug drei bis vier Stück desſelben. Die Häute verkaufte er an die Araber der Sahara um einen Duero das Stück, und dieſe verfer-

tigen aus denſelben Säcke zur Aufbewahrung von Schmuckſachen, die für einen Luxusartikel gelten und ſehr geſucht ſind.“ So weit die Schilderung meines Gewährsmannes.

Im Dſchebel Aures, wie ich ſpäter in Erfahrung brachte, wird dieſe Jagd auf eine andere Weiſe betrieben. Zu dieſem Zweck begeben ſich ſechs bis acht und auch oft mehr Jäger nach dem Aufenthaltsort des Feſchtal, wo ſie ſich auf verſchiedenen Punkten, wo ſie einen Wechſel dieſes Wildes kennen oder vermuthen, in weiter Entfernung von einander anſtellen. Einer der Jäger durchſtreift das Gebirg um ein Stück Wild aufzuſuchen; ſobald er ein ſolches erblickt feuert er, ſchußgerecht oder nicht, ſeine Flinte ab, ſowohl um daſſelbe in die Flucht und den übrigen Jägern zuzutreiben, als auch um letztern ein Zeichen zu geben auf ihrer Hut zu ſeyn. Das flüchtige Thier kommt nun an einem oder dem andern der nach allen Seiten hin poſtirten Schützen vorbei und wird getödtet.

Während meines Aufenthalts zu Biskra ſandte der Kaid des Hodna demjenigen von Biskra einen in ſeinem Gebiet erlegten männlichen Feſchtal; dieſer machte ſeinerſeits dem Commandanten ein Geſchenk mit den beiden Hinterkeulen desſelben. Wir fanden dieſes Wildpret ſehr delicat und an Geſchmack dem Gemswild ähnlich. Als ich zu dem Kaid hinüberging, um vielleicht die Haut für meine Sammlung zu retten, fand ich dieſelbe, zu meinem großen Leidweſen, ohne Kopf und ohne Beine und verwünſchte in meinem Innern den naturhiſtoriſchen Vandalismus der Araber, die freilich keinen Begriff von der Wichtigkeit, welche das Thier für mich hatte, haben konnten.

Wir kehrten Abends ſpät nach Tolga zurück, wo wir noch den morgenden Tag vor uns hatten, deſſen Frühſtunden meine Gefährten dazu anwenden wollten ein öffentliches Gebäude der Ortſchaft zu zeichnen, das ihnen, in ſeiner pittoresken Bauart und Lage, erwünſchten Stoff zu einem effectreichen Tableau darbot, mir aber in Hinſicht auf fremde Volksſitten nicht weniger merkwürdig war. Dieſes Gebäude, das ſich durch eine Colonnade von Palmſtämmen und durch verſchiedene erkerartige Vorſprünge vor allen übrigen auszeichnet, hat eine, wenigſtens in den Augen eines Europäers, ſehr ſonderbare Beſtimmung. In den Ortſchaften des Südens dürfen nämlich die Knaben, ſowie ſie mannbar zu werden beginnen, nicht im väterlichen Hauſe bleiben, und hier zu Tolga iſt ihnen dieſes Gebäude bis zur Zeit ihrer Verheurathung zum gemeinſchaftlichen Aufenthalt angewieſen. Es iſt dieß eine löbliche Vorſichtsmaaßregel von Seiten der guten mohammedaniſchen Familienväter, die gewöhnlich bei vorrückendem Alter zu ihrer Kebira (die erſte, älteſte Frau) noch zwei hübſche junge Weiber nehmen, mit welchen ihre heranwachſenden Jungen leicht dumme Streiche machen könnten und dieſe Sittenbewahrungsanſtalt iſt daher keineswegs zu tadeln. Nur ſchade daß der Erfolg all' den ſpitzfindigen Vorkehrungen der Moslemin nicht entſpricht! In keinem Lande werden mehr Maaßregeln zur Bewahrung der Keuſchheit getroffen, und in keinem Lande leben beide Geſchlechter ausſchweifender als hier.

Der Tag unſerer Rückreiſe war endlich herangekommen. Wir mietheten, in Ermanglung von Maulthieren, die hier nicht zu haben waren, drei Kamele, und meine beiden Freunde fanden es äußerſt drollig und ſpaßhaft ihre Perſon einmal dem berühmten Merkeb-Sahara, dem Schiff der Wüſte, anzuvertrauen. Freund Salzmann hatte ſich bald in den etwas unſanften Trab ſeines Dromedars gefunden und lenkte denſelben wie ein alter Beduine; für den armen Froment aber, deſſen zarte Epidermis einem ſolchen Ritt nicht zu widerſtehen vermochte, war dieſe Kamelfahrt ein wahres Märtyrerthum und er kam mit blutrünſtigem Sitzfleiſch und zerſchlagenen Gliedern zu Biskra an.

Während unſerer Abweſenheit waren die HH. Dubocq, Chevarrier und Dubocquet von Tuggurt zurückgekommen und es gab jetzt viel Neues zu erzählen und anzuhören. Der Scheich von Tuggurt, welcher von der Ankunft der Reiſenden benachrichtigt worden war, war denſelben in prachtvollem Aufzug und umgeben von den ſchwarzen Reitern ſeiner Leibwache eine halbe Stunde Weges entgegengekommen, eine Höflichkeit, welche nicht ſowohl der beſondern Hochachtung des Araberfürſten für die Ankömmlinge als der Begierde die erwarteten reichen Geſchenke, deren Ueberbringer ſie waren, zu ſehen und in Empfang zu nehmen, zuzuſchreiben war. Er hatte ihnen eine Wohnung in der Kasbah angeboten; ſie hielten es aber für gerathener ſich mit ihrem Reitergum, den ihnen der Commandant von St. Germain zum Geleit gegeben, in der Stadt einzuquartieren, was der Scheich, wie er mir ſpäter ſagte, ihrem Mißtrauen in ſeine Loyalität zuſchrieb. Indeſſen erfuhren ſie, während der ganzen Zeit ihres Aufenthaltes zu Tuggurt die ausgezeichnetſte Behandlung und man leiſtete Hrn. Dubocq zu ſeinen geologiſchen Forſchungen allen möglichen Vorſchub.

Die Erzählungen der Reiſenden gaben mir ernſtlichen Stoff zum Nachdenken. Ich war kein Abgeſandter eines königlichen Prinzen und konnte daher nicht auf ein Reitergeleit Anſpruch machen; das Geſchenk eines armen Naturforſchers mußte neben den reichen Gaben des Herzogs von Aumale eine ärmliche Figur machen und der verwöhnte Scheich mochte daſſelbe vielleicht mit Verachtung zurückweiſen. Wenn bei den einheimiſchen Großen die Aufnahme eines Fremden je nach Maaßgabe ſeiner perſönlichen Wichtigkeit und der Geſchenke, die er darzubieten im Stande iſt, modificirt wird, ſo durfte ich mir, für meine Perſon, wenig Gutes verſprechen. Dieſe und ähnliche Gedanken, die wie trübe Wolken meinen Geiſt umlagerten, waren freilich ſehr niederſchlagender Natur; allein bald gewann mein alter Muth, oder vielmehr mein alter Leichtſinn, wieder die Oberhand und ich nahm mir vor, allen ungünſtigen Umſtänden zum Trotz, nicht nur allein dem Herrſcher von Tuggurt meine Aufwartung zu machen, ſondern ſogar ſein Günſtling zu werden.

Die frühere Aeußerung des Commandanten, daß man in einem von der civiliſirten Welt abgeſchiedenen Lande wie Biskra die Ankunft gebildeter Reiſender als ein erfreuliches Ereigniß betrachten müſſe, fand ſich jetzt in der That bewährt. Der kleine Zuwachs zu unſerer Geſellſchaft brachte neues Leben in die Kasbah, und obgleich Hr. Dubocq, welcher die Ergebniſſe ſeiner Beobachtungen zu redigiren hatte, einen großen Theil des Tages in ſeinem Zimmer eingeſchloſſen war, ſo war dafür Hr. Chevarrier, der rein nichts zu thun hatte, ein ſtets bereiter unerſchöpflicher maître de plaisir. Dieſer liebenswürdige, immer froh gelaunte junge Mann wußte ſich, ſozuſagen, zu vervielfältigen; wenn er die beiden Maler nicht auf ihren Künſtlergängen in der Oaſis begleitete, ſo ging er mit mir auf die Jagd und meine Sammlung hatte ſeiner Geſchicklichkeit mehrere werthvolle Stücke zu verdanken. Nach der Kasbah zurückgekehrt erfand er die luſtigſten Tollheiten, traveſtirte das damals zu Paris Furore machende Concerto „le désert,“ führte ganz allein ein Vaudeville von Scribe und eine Parodie von Racine's Eſther auf, wobei er vor jedem neuen Act die Decorationen des Stückes auf die burleskeſte Weiſe beſchrieb. Manchmal declamirte er auch ganze Stellen aus franzöſiſchen und engliſchen Claſſikern, wobei wir ſein ungeheures Gedächtniß bewundern mußten. Das Beiſpiel iſt immer anſteckend: der gewöhnlich

ernſthafte Salzmann empfand bald die mesmeriſche Wirkung desſelben. Er führte mauriſche Tänze auf, die er zu Algier und zu Blida geſehen, und ahmte vermittelſt eines trichterförmig zuſammengerollten Velinbogens den Schlangenfagotbläſer des Münſters Notre Dame zu Paris auf das täuſchendſte nach. Von Zeit zu Zeit beſuchten wir den Fechtboden der Garniſon, dem ein alter Corporal der Zephirs als Meiſter vorſtand, um dort, trotz der immer ſteigenden Temperatur, unſere wechſelſeitige Geſchicklichkeit zu erproben. Nach dem Nachteſſen gingen wir gewöhnlich nach einem in der Nähe der Kasbah gelegenen arabiſchen Kaffeehaus, um dort die einheimiſchen Tänzerinnen — Freudenmädchen aus den ſüdlichen Nomadenſtämmen — beim Schall einer ohrenzerreißenden Muſik tanzen zu ſehen. Dieſes Etabliſſement hatte ſich eines zahlreichen Zuſpruchs zu erfreuen, und die rings an den Wänden des ziemlich geräumigen Locals ſich hinziehenden Lehmbänke waren ſtets mit kaffeetrinkenden und Tabak oder Kiff (Hanf) rauchenden Zuſchauern ſo dicht beſetzt, daß wir kaum zwiſchen den an und vor den Thüren ſtationirenden Neugierigen Platz fanden. Die Muſikanten, beſtehend aus Hoboenbläſern, deren ſchwierige Aufgabe es war ſtets eine hinreichende Quantität Luft in ihren aufgeblaſenen Backen, wie in einem Dudelſack, zu ſammeln, um den Ton ihres Inſtrumentes nie ausgehen zu laſſen, und aus Tamburinſchlägern, welche durch abgemeſſene Schläge auf das geſpannte Pergament die wilde regelloſe Muſik ihrer Collegen nur mit genauer Noth in einen Zweiviertelstact zwingen konnten, nahmen einen der beſagten Lehmbänke am obern Ende des Saales ein. Der mittlere Raum war den unter mannichfaltigem Gebärdenſpiel ſich auf und ab bewegenden Tänzerinnen vorbehalten. Dieſe Tänze, welche zwar einen ziemlich erotiſchen Charakter haben, und von vielen Franzoſen, die bei andern alles ſchlimmer als zu Hauſe finden, als höchſt unzüchtig verſchrien werden, haben indeſſen weit weniger das Sittlichkeitsgefühl Beleidigendes, als der berüchtigte Cancan zu Paris, gegen welchen die ſonſt nichts weniger als züchtige Polizei thätlich einzuſchreiten genöthigt iſt. Die Bewegungen der Tänzerinnen, die anfangs etwas ſteif und abgemeſſen ſind, werden nach und nach immer lebhafter und zierlicher; ein in vielfältigen Schwenkungen über dem Haupt bewegtes ſeidenes Tuch verleiht dem Spiel ihrer bloßen Arme eine gewiſſe Grazie, wobei ſie ſich ſchmachtend bald zu dieſem und jenem der Zuſchauer hinüber neigen, bald einem oder dem andern ihr Tuch über die Schulter werfen, was gewöhnlich ein Geſchenk von einer kleinen Silbermünze nach ſich zieht, die man der braunen Terpſichore auf Stirn und Wangen drückt, und die auf ihrem ſchweißbedeckten Antlitz trefflich kleben bleibt. Das Geſicht der Tanzenden iſt oft über und über mit ſolchen Silberſtücken bedeckt und ihre Hauptgeſchicklichkeit beſteht darin keines derſelben fallen zu laſſen.

Wir begannen nach und nach Geſchmack an dieſem Schlaraffenleben zu finden, und unſere wiſſenſchaftlichen und artiſtiſchen Beſchäftigungen waren bald auf Null reducirt. So konnte es nicht bleiben, und wir faßten den heroiſchen Entſchluß wenigſtens einen Theil des Tages zu Hauſe zu arbeiten, da es nun einmal angenommen war die Kasbah nicht zu verlaſſen. Ich ſchloß mich zu dieſem Zweck in mein Zimmer ein um ruhig ſchreiben und zeichnen zu können; meine Nachbarn ließen ſich Modelle kommen, um ihrerſeits in dem ihrigen zu arbeiten. Es war mir aber unmöglich auch nur eine Zeile zu Papier zu bringen, da dicht neben mir, in der Wohnung der beiden Künſtler, die zu ihren Beſchäftigungen keiner abſoluten Ruhe und Stille bedurften, beſtändig geſchäkert und getollt wurde, wozu der unvermeidliche Chevarrier, trotz ſeiner Verſprechungen ruhig und ernſt zu bleiben, ſtets den erſten Anlaß gab. Eines Tages hatten die Maler die jüngſte der Tänzerinnen, ein ziemlich hübſches, kaum 15jähriges Mädchen, kommen laſſen, um ihnen als Modell zu dienen. Sie war, obgleich ſie in Begleitung einer Duegna gekommen war, äußerſt befangen, und nur die verſprochenen zwei Ducros konnten ſie dazu bewegen ihr Conterfei machen zu laſſen. Als man ihr aber die erforderliche Stellung gegeben hatte und ſie von einem und dem andern der Künſtler von Zeit zu Zeit ſtarr angeblickt wurde, ward es ihr nach und nach ſehr unheimlich zu Muthe und ſie fing endlich laut zu weinen an. Um ſie zu zerſtreuen und ihr ihre Schüchternheit zu benehmen, erſuchte man ſie einen ihrer Tänze aufzuführen. Dieſer Vorſchlag gefiel ihr beſſer als die Zumuthung in derſelben Stellung zu bleiben und ſich von oben bis unten muſtern zu laſſen, und ihr beutiger Tanz, zu welchem wir mit den Händen den Tact ſchlugen, war einer der anmuthigſten, den wir je von ihr geſehen hatten. Das Manöver mit den Silberſtücken durfte nicht ausbleiben, und ſie neigte ſich ſo oft zu einem nach dem andern von uns hinüber, daß unſere vorräthige Scheidemünze bald erſchöpft war. Obgleich ihr ganzes Geſicht von Fünf- und Zehnſousſtücken wie mit einer ſilbernen Maske bedeckt war, ſo verlangte die Unerſättliche durch ihr fortgeſetztes Gebärdenſpiel immer neue Opfer und wir waren nahe daran uns bankerott zu erklären, als Chevarrier, der nie in Verlegenheit zu bringen war, auf den Einfall kam der Begehrenden verſchieden gefärbte Oblaten an Geldesſtatt auf die noch unbeſetzten Stellen ihres Geſichtes zu drücken, das dadurch bald einer Muſterkarte ähnlich gemacht wurde. Fatma, ſo hieß die kleine Mime, ſtrahlte vor Freude über die reiche Beute; als ſie aber, am Ende ihres Tanzes, durch eine raſche Bewegung ihres Kopfes die Silbermünzen in ihren untergehaltenen Haik fallen ließ, die Oblaten aber kleben blieben, ward ſie ihren Irrthum gewahr und machte ein böſes Geſicht, ſtimmte aber bald von Herzen in das allgemeine dadurch veranlaßte Gelächter ein. Sie war jetzt vollkommen über die friedlichen Abſichten der Rumis im Klaren und nahm nicht den geringſten Anſtand mehr ſich in verſchiedenartigen Stellungen zeichnen zu laſſen.

Der Reiſende, Herr Prax, genannt el-Hadich Abderrahman, war jetzt nach Biskra zurückgekommen und ich ward demſelben von dem Commandanten vorgeſtellt. Er hatte oder affectirte — welches von beiden konnte ich nicht herausbringen — das kalt-gravitätiſche Weſen der Orientalen, welches er auch an der Tafel des gaſtfreundlichen Hrn. von St. Germain, wo ſich jedermann einer ungebundenen gemüthlichen Unterhaltung hingab, nicht ablegte. Ich ſuchte vergebens das Geſpräch auf ſeine Reiſe hinzuwenden, um aus ſeinen Erfahrungen für mein eigenes Vorhaben Nutzen zu ziehen; er antwortete immer einſylbig und ausweichend, und ich verzichtete endlich darauf etwas aus dieſem verſchloſſenen Gefäß zu bringen. Ich konnte mir ſein Benehmen nur mit dem ſonderbaren Egoismus mancher Reiſenden erklären, die ſcheel dazu ſehen, wenn ein anderer eine von ihnen zum erſtenmal bereiste Gegend erforſchen will, und die den Bericht über die Verhältniſſe und Zuſtände derſelben als ein ihnen von Rechtswegen zukommendes Monopol betrachten. Eines Tages befanden wir uns beide zufällig allein in der Bibliothek der Officiere, wo wir die Zeitungen laſen. Hr. Prax, der bis jetzt keine Notiz von meiner Gegenwart genommen zu haben ſchien, unterbrach auf einmal ſeine Lectüre, um mich folgendermaaßen anzureden.

— Sie ſind ein Deutſcher? ich vernehme dieß aus ihrem Accent.

— Sie haben es errathen, und Sie? Sie ſind ein Baske, ich vernehme dieß aus dem Ihrigen, erwiederte ich.

Digitized by Google

— Sie wollen die Sahara bereiſen, über Tuggurt und Suf, höre ich?

— Sie haben nicht unrecht gehört.

— Sind Sie Moslem? Wenn Sie es nicht ſind, ſo kann ich Sie verſichern, daß Sie ſchwerlich weiter als bis nach Tuggurt, wo die franzöſiſche Protection noch etwas gilt, kommen werden. Weiter hinaus aber fragen die Araber wenig nach den Franzoſen und machen ſich nicht den geringſten Scrupel einen Gäſer (Ungläubigen) todtzuſchlagen.

— Sie werden mir verzeihen, daß ich in dieſer Hinſicht anderer Meinung bin. Ich halte es keineswegs für nöthig Renegat zu werden, um die von den Moslemin bewohnten Gegenden zu bereiſen; die Anweſenheit zahlreicher Juden in der Sahara iſt mir ein hinlänglicher Beweis davon.

— Ja dieß iſt etwas ganz anderes, denn die Juden ſind den Moslemin unentbehrlich und von Alters her von ihnen tolerirt.

Hiermit endigte ſich unſer Geſpräch, aus dem ich wenig oder gar keinen Nutzen zu ziehen wußte, obgleich ich Hrn. Prax noch nie ſo viel auf einmal hatte ſprechen hören. Am folgenden Morgen verließ dieſer Reiſende Biskra, um über Conſtantine und Philippeville nach Frankreich zurückzukehren.

Die Zeit, in welcher Meſſaud nach Biskra zurückzukehren verſprochen hatte, rückte heran und ich fing daher an mich zu meiner Weiterreiſe vorzubereiten. Ich packte meine geſammelten Naturalien in verſchiedene wohlverſchloſſene Kiſten und ließ mir von einem jüdiſchen Blechſchmied einige blecherne Flaſchen zum einſtweiligen Aufbewahren unterwegs zu ſammelnder Reptilien, anfertigen. Die Schwierigkeit oder vielmehr die Unmöglichkeit mir zu Conſtantine dieſem Zweck entſprechende Fäßchen zu verſchaffen, konnte mich allein dazu vermögen mich blecherner Gefäße zu bedienen, da der Weingeiſt bald eine trübe ſchwärzliche Farbe in denſelben annimmt. Ich hielt die Vertheilung der ſo ſchnell verderbenden Reptilien in verſchiedene Gefäße, wo ich nach Belieben den Weingeiſt erneuern konnte, für ihrer Conſervation zuträglicher als dieſelben, wie ich es anfangs vorhatte, alle insgeſammt in den großen Spiritusbehälter zu werfen. Da mir Meſſaud früher geſagt hatte, daß wir zu dieſer Jahrszeit in der Sahara keines Zeltes bedurften, ſo ließ ich das meinige, nebſt meinen übrigen entbehrlichen Effecten, zu Biskra zurück; ein Kiſtchen aber mit den nothwendigſten Medicamenten, für etwa uns zuſtoßende Krankheitsfälle, ward als unentbehrliches Reiſenecceſſaire ſorgfältig eingepackt. Ein Korb voll Orangen und Datteln, welchen ich vom Commandanten zum Geſchenk erhielt, und zehn am Tage meiner Abreiſe gekaufte Brode machten meinen ganzen Reiſeproviant aus.

Da ich damals das Arabiſche noch ſehr unvollkommen ſprach, ſo hielt ich für zweckmäßig mir für die vorhabende Fahrt einen Dolmetſcher zu engagiren; der Reiter Bel-Hadſch, der uns nach dem Zab Dahari begleitet hatte, ſchien mir hiezu ein ſehr taugliches Subject zu ſeyn, und ich erſuchte den Commandanten mir denſelben für die Dauer meiner Reiſe zu überlaſſen. Hr. von St. Germain ſagte mir aber, daß er etwas Beſſeres für mich habe: ein zu Biskra anſäſſiger Algierer Jude, Namens Iſaak Azula, ſey vor einiger Zeit mit einem Transport Waaren nach Tuggurt abgegangen; dieſer ſpreche das Franzöſiſche wie ſeine Mutterſprache, und er wolle dem Scheich von Tuggurt ſchreiben, demſelben in ſeinem Namen zu befehlen, mir als Dolmetſcher zu dienen. Da es doch nun einmal im Intereſſe meiner perſönlichen Sicherheit ausgemacht ſey, daß ich nicht weiter als nach Tuggurt gehen ſollte, ſo entſpräche dieſer Iſaak vollkommen meinen Wünſchen. Der gute Commandant, deſſen Beziehungen zu dem Oberhaupt von Tuggurt ihm erlaubten mir ſeinen Schutz bis nach dieſem Gebiete zuzuſichern, hatte mir nämlich auf das dringendſte angerathen nicht weiter in die Sahara vorzudringen; er ſtehe wohl in freundſchaftlicher Verbindung mit dem Scheich der Stadt G'mar im Gebiet von Suf; dieſer lebe aber in ſehr geſpannten Verhältniſſen mit dem Scheich von Tuggurt und letzterer dürfte es ungern ſehen, daß ich ſeinem Widerſacher einen Beſuch mache; zudem ſeyen die Einwohner der Stadt El-Wed, in demſelben Gebiet, äußerſt feindlich gegen die Franzoſen geſinnt und ich hätte für mein Leben zu fürchten, wenn ich mich unklugerweiſe der Diſcretion dieſer Franzoſenfeinde anvertrauen wollte. Ich wollte meinem Gönner nicht widerſprechen, innerlich aber hoffte ich, einmal zu Tuggurt angelangt, wohl Mittel und Gelegenheit zur Weiterreiſe zu finden.

Ich war jetzt mit meinen Vorbereitungen fertig, und als Meſſaud noch immer zögerte, benutzte ich die mir noch übrige Zeit meine Beobachtungen über die landwirthſchaftlichen Verhältniſſe der Ziban durch Erkundigungen bei dem Kaid und mehreren fähigen Einwohnern von Biskra zu ergänzen.

Miscellen.

Profeſſor Wilſon über Sakya Muni. In der Verſammlung der aſiatiſchen Geſellſchaft vom 9 April hat Hr. Prof. Wilſon ſehr ketzeriſche Anſichten über dieſen Buddha ausgeſprochen. Er legte beſonders Gewicht auf die ſchwankenden Angaben über die Zeit ſeiner Geburt, auf die Nichtexiſtenz ſeines Geburtsorts in der Hindugeographie, auf die allegoriſchen Namen ſeiner Eltern und andere Umſtände, woraus er den Schluß zog, Sakyamuni-Buddha ſey bloß ein imaginäres Weſen. Indeß ſtellte er nicht in Abrede, daß zur Zeit, in welche man den Tod Sakyamuni's verſetzt, eine bedeutende Veränderung in dem brahminiſchen Syſtem vorgegangen und eine Art moraliſcher Reform bewerkſtelligt worden ſey.

*

Nachrichten von meſopotamiſchen Alterthümern. Die im vorigen Jahre gegründete „Aſſyrian Excavation Society" hat jetzt etwas von ſich hören laſſen, indem die Committee wei Briefe von dem bekannten Dr. Loftus herausgab; der erſte datirt aus El Kuther am Euphrat 9 (engl.) M. ſüdweſtlich von Warka vom 11 Jan. d. J., der zweite aus einem Lager, 4 Meilen ſüdſüdweſtlich von Warka vom 10 Februar d. J. Wir können ſie nicht vollſtändig geben, da ſie auch unweſentliche Reiſedetails enthalten, und mit Abbildungen begleitet ſind, von denen die Lit. Gaz. vom 6 Mai Holzſchnitte mittheilt. Wir müſſen uns alſo auf kurze Einzelnheiten beſchränken. Die Reiſe ging zwiſchen dem Tigris und Euphrat über Ibrahim (Cutha) 15 Meilen nordöſtlich von Babylon, wo zahlreiche Bruchſtücke, namentlich von be-

ſchriebenen Backſteinen, aber auch Marmorblöcke eine künftige nähere Erforſchung ſehr wünſchenswerth machen; es findet ſich aber auf eine Entfernung von 9 Meilen kein Waſſer. Die folgenden Orte ſind Zillujeh, das Loftus für parthiſch hielt, Niliah, aus mohammedaniſcher Zeit, Niſſar iſt ſchon bekannt, aber noch keineswegs genügend erforſcht; zu Phara, 25 Meilen ſüdſüdöſtlich von Niſſar, iſt ein kleiner aber intereſſanter Ruinenhügel, aus dem man ſchon mehrere Cylinder, rohe Bronze, und kleine aus Stein gehauene Thierfiguren geholt hat; Hr. Loftus fand einen intereſſanten ägyptiſchen Ueberreſt, den er nicht näher bezeichnet, der ihm aber nebſt dem Namen Phara genügend ſchien, hier das Daſeyn einer ägyptiſchen Colonie zu vermuthen. Weiter öſtlich am Schat el Kahr liegen zahlreiche Ruinen, in denen er alsbald ein in Baſalt ausgehauenes Basrelief fand, deſſen Styl auf ein ſehr hohes Alterthum deuten ſoll. Eine ganz ſonderbare Entdeckung machte er daſelbſt in einer Mauer, die aus 3½ Zoll langen — ein Facſimile iſt beigefügt — Terra-Cotta-Kegeln beſteht, die in ein Cement von Lehm und gehacktem Stroh eingelagert ſind, horizontal, ſo daß die runden Untertheile nach außen ſtehen; ſie waren in Farben getaucht, und bildeten geometriſche Figuren (patterns). Dieſe Kegel ſollen eine merkwürdige Aehnlichkeit mit denen in alten ägyptiſchen Gräbern zeigen, und wahrſcheinlich gehörte das Gebäude zu einem Grabdenkmal; indeß haben Quergräben keine anderen Theile des Baues zu Tage gefördert. Von der Bedeutung Warka's kann man ſich einen Begriff machen, wenn man hört, daß die hohen und impoſanten Bauwerke ſich aus der Mitte einer Plattform von ungeheuren Ruinenhügeln erheben, welche von einer 7—8 (engl.) Meilen im Umfang haltenden Mauer umgeben ſind. Einer der großen Bauten, Wuswas genannt, iſt bei weitem der bedeutendſte, der aus der älteſten Zeit Babylons noch übrig iſt; er iſt 200′ lang, 250′ breit und 80′ hoch, umgeben von eingeſchloſſenen Höfen und Nebenbauten, die zuſammen 33,550 Quadrat-Yards einnehmen. Jeder Backſtein trägt den Abdruck des heiligen Triangels, und einige haben ſehr kleine, leider undeutliche Keilinſchriften. Das Großartigſte bleibt aber die Nekropolis von Warka, die wahrſcheinlich in Ausdehnung ihres Gleichen nicht hat. — Ein Hr. Taylor, engliſcher Conſul zu Baſra, hat zu derſelben Zeit höchſt intereſſante Entdeckungen zu Mukgier 25 M. weſtlich vom Euphrat gemacht; Hr. Loftus glaubt, ſie möchten mit den von ihm im J. 1850 zu Senkerah entdeckten Ruinen ziemlich im Charakter übereinſtimmen. — Hr. Loftus, deſſen Fonds für den Augenblick etwas erſchöpft waren — die Geſellſchaft hat bis jetzt nur 2380 Pfd. zuſammengebracht — begab ſich darauf nach Niniveh, wo er auf Antrieb Rawlinſons in Kujundſchik mit Ausgrabungen ſich beſchäftigt; hier iſt kürzlich ein prächtiger Palaſt entdeckt worden, welchen Rawlinſon dem Sohn Eſſar Haddons zuſchreibt, und der der prächtigſte ſeyn ſoll, den man bis jetzt in Aſſyrien entdeckte. Leider ſind auch die von dem brittiſchen Muſeum für Ausgrabungen in Niniveh ausgeſetzten Fonds nahezu aufgebraucht, man muß aber jedenfalls ſtaunen über den Reichthum der Alterthümer, die zu Tage gefördert werden; nur hat leider die Entzifferung noch nicht mit den materiellen Entdeckungen gleichen Schritt gehalten, und es werden wohl noch manche Jahre vergehen, ehe alle dieſe Entdeckungen wirklich nutzbringend werden.

•

Alte Karte des Iſthmus von Panama und Darien. Hr. Squier legte in der Sitzung der amerikaniſchen ethnologiſchen Geſellſchaft eine Karte vor, welche ein Spanier, Juan Lopez, im J. 1789 unternahm, und worauf die Geographie des Iſthmus von Darien mit großer Sorgfalt und ſehr umſtändlich behandelt iſt. Dieſe Karte beweiſt, wie wenig die Angaben von Dr. Cullen begründet ſind, welcher wichtige Einzelnheiten der geographiſchen Geſtaltung des Iſthmus entdeckt zu haben glaubte. (Athen. Franç. 6 Mai.)

•

Capitän Faidherbe über die Mauern von Senegal. Dieſer Ingenieurofficier hat unter dem 12 März d. J. an den Präſidenten der Centralcommiſſion der geographiſchen Geſellſchaft zu Paris ein Schreiben gerichtet, worin er um Inſtructionen zur Erforſchung der Völker am Senegal, namentlich am Norduſer, bittet, die man bisher im Allgemeinen mit dem Namen Mauren bezeichnete, ohne ihre Nationalität näher zu beſtimmen. Er gibt nun an, es ſey eine Miſchung von arabiſchen und Berberſtämmen, und es würden zwei Sprachen geſprochen, Arabiſch in einem Dialekt, der mit dem algieriſchen faſt identiſch ſey, und ein Berberdialekt, den man Zenaga nenne. Beide Völker lebten in ganz eigenthümlichen Verhältniſſen zu einander, und er ſey eben beſchäftigt die Zenaga-Sprache zu ſtudiren und ſich mit dieſen Völkerverhältniſſen näher bekannt zu machen. Eine kurze Abhandlung darüber ſteht ſchon im Bull. de la Soc. de Geogr. (Februar), woraus wir demnächſt einen Auszug mittheilen wollen.

•

Veränderung der Magnetnadel zu Aden. In der Verſammlung der Londoner geographiſchen Geſellſchaft am 10 April legte Cap. Haines hierüber merkwürdige Data vor. Seit 1834 hatte ſich die Variation zu Aden weſtwärts um 2° 12′ 40″ gemindert, wonach es wahrſcheinlich wird, daß ſeit dieſer Zeit im nördlichen Theil des rothen Meeres eine noch größere Veränderung vor ſich gegangen, wodurch in einer dunkeln Nacht ein Dampfboot um 6 bis 7 Seemeilen aus ſeiner vermeintlichen Lage gebracht ſeyn könne, namentlich wenn eine leichte Strömung hinzu käme. Dr. Buiſt bemerkt, die Nadel zu Aden ſcheine nur den längſt bekannten Geſetzen der magnetiſchen Variation in der ganzen Welt zu folgen. Zu Greenwich betrug die Variation im J. 1576 11° 15′ O., im J. 1660 fand keine Variation ſtatt, und von dieſer Zeit an ging ſie weſtlich bis 1815, wo ſie 24° 27′ betrug, oder etwa 9′ jährlich. Die Variation zu Greenwich im J. 1852 betrug 22° 17′ 34″, ſo daß ſie ſeit dem Richtungswechſel 3′ jährlich betragen hatte. Wenn die Angaben von Cap. Haines richtig ſeyen, ſo habe die Variation zu Aden ſeit 1834 2° 12′ 40″ betragen, oder jährlich 7′. Ohne Zweifel ſey der Wechſel zu Suez, 18° weiter gegen N., größer als zu Aden, aber darin liege nichts beſonderes, obgleich es zu bedauern ſey, daß über eine ſo leicht aufzuklärende Sache ſo lange eine Unſicherheit habe beſtehen können. Im J. 1844 habe die Bombayer geographiſche Geſellſchaft der phyſiſchen Geographie beſondere Aufmerkſamkeit geſchenkt, und einen Plan zu übereinſtimmenden meteorologiſchen Beobachtungen im Orient entworfen. Aden ſey der einzige Punkt, wo man den Plan vollſtändig ausgeführt habe, und ein großer Band Beobachtungen, die zwiſchen den Jahren 1846 und 50 gemacht worden, liege jetzt vor. Aden ſey ein eigenthümlicher Knotenpunkt des magnetiſchen Aequators, und im J. 1839 habe man den Platz für ſo intereſſant gehalten, daß man es zu einer der Stationen für das Obſervatorium gemacht habe, das ſpäter nach Bombay verlegt wurde. (Liter. Gaz. 6 März.)

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 20. 19 Mai 1854.

Die alte und die neue Welt.

Lebten wir noch in dem Zeitalter wo die Teleologie blühte, und man auf Kanzel und Katheder die Zwecke der Vorsehung mit naiver Zuversicht auseinandersetzte, so würden wir sagen, es sey ein wahres Gottesgeschenk, daß die neue Welt — worunter wir keineswegs bloß Amerika verstehen, sondern überhaupt die fremden Länder, welche durch mannichfaltige Umstände und auf den mannichfaltigsten Wegen dem allgemeinen Handel und dem Zugang der europäischen Thätigkeit geöffnet wurden — seit kurzer Zeit mit immer raschern Schritten ein unermeßliches Feld der friedlichen Thätigkeit des Handels, der Industrie und des Ackerbaus aufthut, während unser altes Europa im Begriff steht, einen Krieg von unabsehbarer Dauer zu beginnen; unabsehbar sagen wir bloß darum, weil wir bei dem jetzigen Stand der Dinge noch keinen friedlichen Ausgang als möglich und wahrscheinlich vor uns sehen, vielmehr eine immer tiefere Verwirrung erwarten müssen, ehe auch nur ein Schimmer von friedlicher Aussicht sich zeigen kann. Dabei gehören wir indeß keineswegs zu denen, welche meinen Europa müsse durch den Verlauf eines solchen Kriegs in einen Abgrund von Barbarei versinken: im Gegentheil, wer etwas zurückdenkt, wird finden daß der furchtbare Krieg von 1792 bis 1815 die europäische Menschheit wie ein tüchtiges Fieber geschüttelt hat, so daß sie in manchen Beziehungen stärker, lebenskräftiger daraus hervorging. So wenig wir nun die Vortheile des Friedens verkennen, so sehr wir auch einsehen, daß großen und bedeutenden Classen bei dem bisherigen Frieden sehr wohl war, so kann doch niemand läugnen, daß seit 30 Jahren eine immer wachsende Schwüle über Europa sich lagerte, daß man am Horizont immer schwerer die Wetter heraufziehen sah, und daß nur die bange Furcht vor dem Unbekannten, was da kommen werde — eine Furcht die noch keineswegs überwunden ist — die Arbeit der Friedensfreunde so lange Zeit erfolgreich gemacht hat, in der That so lange, daß bei manchen ein wahrer Köhlerglaube an den ewigen Frieden sich festsetzte.

Dieser Köhlerglaube ist jetzt erschüttert, keineswegs gebrochen, und wird auch erst dann zusammenbrechen, wenn die großen Continentalmächte mit großen Landheeren, im Innern Europa's, nicht an den äußersten Gränzen, aufeinander stoßen. Ob und wann dieß stattfinden wird, das kümmert uns vorerst nicht, wir machen bloß auf den Umstand aufmerksam, daß seit wenigen Jahren so ungeheure Gebiete sich dem Handel und der menschlichen Thätigkeit überhaupt geöffnet haben. Da hat Californien den Anfang gemacht, und dem Verkehr einen unermeßlichen Schwung gegeben, Australien ist nachgefolgt, aber auf diese Goldländer, deren Zahl sich in kurzem noch mehren dürfte, beschränkt sich die Bewegung nicht; noch folgenreicher, oder mindestens eben so folgenreich wird die Beschiffung der südamerikanischen Ströme werden, des Magdalenenstroms, des Orinoko, des Marañon und des Parana mit ihren Nebenflüssen. Bis in dieß Jahrhundert herein hielten Spanien und Portugal diese Ströme geschlossen, ohne zu erwägen daß sie eben damit auch diese Länder veröden ließen. Die aus den ehemals spanischen und portugiesischen Colonien hervorgegangenen Staaten folgten geraume Zeit dem Beispiel ihrer Mutterländer, und sperrten den Zugang; jetzt sind alle diese Schranken nach und nach gefallen. Neugranada und Venezuela haben der Evidenz ihres eigenen Vortheils nachgegeben, Brasilien nahezu dem Drängen der Nordamerikaner, sowie der Republiken Peru und Bolivia, Buenos Ayres und seine verschiedenen Herrscher endlich den empörten Interessen der innern Provinzen. Es läßt sich geradezu gar nicht absehen, welche Folgen für die Bewegungen der Völker in Colonisation und Handel aus der Eröffnung der südamerikanischen Ströme hervorgehen werden, welcher Art sie aber auch seyn mögen, immerhin wird das menschen- und wissensreiche Europa, wo riesenhafte Capitalien mehr und mehr sich anhäufen, diesen Ländern und ihren jetzigen und künftigen Bewohnern die Erzeugnisse der Industrie vorzugsweise liefern müssen. Die industrielle Thätigkeit Europa's muß durch diesen Umstand allein einen immer größern Aufschwung nehmen, abgesehen davon, daß es noch für einige Zeit Hunderttausende seiner Bewohner jährlich nach Amerika abgeben wird.

Aber nicht nur diese neuen, von Europäern zum Theil noch gar nicht betretenen Länder bieten ein solches Feld der Thätigkeit dar: der Umschwung, den das alte Asien und selbst das so lange verschlossene Afrika erfährt, bietet ein nicht minder großartiges, und in seiner Art noch viel merkwürdigeres Schauspiel dar. Blicken wir z. B. auf Ceylon, dessen einziges in Europa allgemein bekanntes Product der Zimmt war; vor 20 Jahren wußte man noch nichts von cingalesischem Kaffee, jetzt sind 60,000 Acres damit angebaut und liefern eine Ernte von 360,000 Ctr. Aehnliches läßt

ſich von Malacca, von Pinang berichten, und wenn es in Indien minder auffällt, ſo liegt der Grund nur darin, daß bei der ungeheuren Ausdehnung des Landes dieſe Erſcheinung weniger in den Vordergrund tritt. „Brittiſch-Indien, ſagt die Shipping Gazette, wälzt ſich in Reichthümern, und findet keinen Abzug für ſein überflüſſiges Capital, dem Ergebniß des ſorgſamen Anbaues von Baumwolle, Indigo, Opium, Zucker, Reis und Droguerien.“ Dagegen wird nun freilich mancher bemerken, der engliſche Kaufmann und Pflanzer möge ſich in Reichthum wälzen, das arme indiſche Volk nicht, und dieß müſſe den Reichthum mit ſeinem theuren Schweiß bezahlen. Das iſt nun freilich wahr, und wir ſind auch keineswegs geneigt, das wahre Heil dieſer Länder in möglichſt großen Maſſen von Zucker, Opium, Kaffee und Baumwolle zu ſehen, aber wir können andererſeits uns der Evidenz nicht verſchließen, daß dieſe Länder durch europäiſche Thätigkeit zu einem neuen Leben erweckt werden, zu einem Leben das vorerſt ſehr materieller und proſaiſcher Art iſt, aber doch nach und nach den untern Claſſen ein Daſeyn ſichern wird, wie ſie es unter dem Druck der moraliſch geſunkenen Prieſter- und Kriegerkaſten nicht mehr erwarten durften. Nur europäiſcher Geiſt und europäiſche Energie hat in jenen weiten Ländern eine europäiſche Herrſchaft möglich gemacht, und nur die europäiſche Herrſchaft macht hier wiederum den Bodenanbau, der freilich vorerſt auf Bereicherung des regierenden Volks gerichtet iſt, möglich. Es iſt ſchon eine beſondere, in der neuern aſiatiſchen Geſchichte unerhörte Erſcheinung, daß das herrſchende Volk ſeinen Vortheil nicht in erpreßten Tributen, ſondern in einem planmäßigen Anbau des Bodens ſucht. Wenn auch für jetzt noch die Aſiaten in dieſem Treiben hauptſächlich nur als dienende Glieder fungiren, ſo iſt es doch unvermeidlich, daß der Reiz des Gewinns, wie er ſie bereits und von jeher zu erfolgreichen Handelsleuten gemacht hat, ſie auch mehr und mehr zu induſtriöſen Landbauern im Großen machen wird, ähnlich den Europäern, deren geringe Zahl dann nach und nach vor den Eingebornen verſchwinden muß. Das Merkwürdige an dieſem Verlauf iſt der Umſtand, daß jetzt Landbauer und Kaufleute eine Rolle ſpielen, während bisher in dieſen aſiatiſchen Ländern von Indien bis ans Mittelmeer die Kriegerſtämme und die Prieſterkaſten allein gegolten haben. Dieſer Stand der Dinge ſichert die europäiſche Herrſchaft in Indien und wird ſie in nicht ſehr ferner Zeit auch auf Vorderaſien ausdehnen, wobei wir auf die politiſche Frage, wer hier Herr werden wird, gar keine Rückſicht nehmen. Es iſt der europäiſche Geiſt, der über dieſen morſchen Bau Herr wird, und die moraliſchen Folgen werden eben ſo umfaſſend ſeyn als die materiellen. Eine Analogie, wenn auch eine ſchwache, können wir nur in dem Zeitraum finden, der von Alexanders Eroberung bis zur Herrſchaft der Araber verfloß. Fügen wir hinzu, daß die Länder um das Mittelmeer, in welchen die Geſchichte der alten Welt ſpielt, vorzugsweiſe zu einer Theilnahme an dieſen Ereigniſſen berufen ſind, ſo kann man ſich unſchwer einen Begriff machen, welchen nationalen und politiſchen Veränderungen wir im Verlauf der nächſten großen Erſchütterung, die den Orient oder wenigſtens ſeine jetzigen Herrſcher in Staub verwandeln muß, entgegenſehen können.

Während ſo die Länder weſtlich von Indien einer großartigen Veränderung entgegengehen, ſind die im Oſten Indiens bereits im Zuge. Die Engländer *müſſen*, ſie mögen wollen oder nicht, die Oberleitung der Dinge in Hinterindien übernehmen, und die Völker und Länder aus der langen Vernachläſſigung herausreißen; ſie müſſen, weil das Unterlaſſen ſich durch unaufhörliche Aufſtände und Räubereien an ihnen ſelbſt rächen würde. Mit der chineſiſchen Revolution iſt ohnehin der Zauberbann, der das chineſiſche Reich und ſeine Nebenländer verſchloß, gebrochen; denn alle dieſe Nebenländer, wenn auch gar nicht oder nur ſchwach unter chineſiſcher Herrſchaft, blickten in allen ſchwierigen Lagen auf dieſes ungeheure Reich, und nahmen deſſen Weiſungen ſich zur Richtſchnur. Das wird jetzt bald ein Ende haben. Selbſt Japan ſoll jetzt die Ernſtlichkeit der Anmahnung fühlen, und in die Verbindung, die ſich zwiſchen Oſtaſien und dem gegenüberliegenden Weſtamerika eröffnet, allmählich einzutreten ſich veranlaßt fühlen. Wir ſehen auch hier keine leitende Kraft, als die europäiſche, mit Einſchluß der nordamerikaniſchen, welche in die unvermeidliche Verwirrung eine gewiſſe Ordnung bringen wird, nicht durch Eroberung, ſondern durch die Unterhaltung der Verbindung und Belebung der Verkehrs.

Was dieſe Bewegung von allen frühern ähnlichen unterſcheidet, das iſt ihr allgemeiner Charakter. Früher waren es Portugieſen, dann Holländer faſt ausſchließlich, und endlich haben die Engländer in den aſiatiſchen Angelegenheiten ein bedeutendes Uebergewicht errungen, das ſie unter andern Verhältniſſen zur alleinigen Herrſchaft geführt hätte; jetzt ſteht dieß Gebiet, wie auch das amerikaniſche, allen europäiſchen Völkern nach Maaßgabe ihrer Kräfte und Thätigkeit gleichmäßig offen, es iſt ein allgemeiner Welttummelplatz, wo alle nationalen Unterſchiede in den Hintergrund treten; vorübergehende Verhältniſſe abgerechnet, kann niemand mehr ausſchließliche Rechte für ſich in Anſpruch nehmen; das hat die Erfahrung Englands gezeigt, das China nicht bloß ſeinen Kaufleuten, ſondern den Kaufleuten der ganzen Welt öffnete; daß die chineſiſchen Behörden bisher noch den Ruſſen den Zutritt in den Süd- und Südoſthäfen verweigern wollten, kann nur noch eine vorübergehende Erſcheinung ſeyn. England handelte nicht aus Großmuth, ſondern aus Nothwendigkeit: denn China hatte, ſobald ihm die Eröffnung der öſtlichen Häfen abgenöthigt war, keine Veranlaſſung mehr, die andern weſtlichen Nationen auszuſchließen. Was in dieſem Welttummelplatz des Handels, der Induſtrie und der Gewinnſucht ſich entwickeln wird, das iſt ein der Zukunft vorbehaltenes Räthſel: wollen wir teleologiſch urtheilen, ſo müſſen wir ſagen, die Vorſehung ſcheine die längere Zeit mehr oder minder in ſich abgeſchloſſenen und dadurch verſumpften Völker herausreißen zu wollen aus dieſer Vereinzelung, damit ſie ſich gegenſeitig aneinander reiben und ihre geiſtigen Fähigkeiten entwickeln. In Nordamerika haben wir ohnehin bereits das Bild eines ſolchen Welttummelplatzes, und nativiſtiſche Nordamerikaner machen bereits allerlei Gloſſen über die wachſende Mannichfaltigkeit ihrer Bevölkerung. Wenn das ſchon innerhalb eines politiſchen, ſo geſchloſſenen und kräftigen Staats geſchieht, was wird es in Südamerika werden, wo die Regierungsgewalt und die Völker ſelbſt ohne allen Vergleich ſchwächer ſind; was im öſtlichen Aſien, wo die Regierungen dem Andrang der Fremdlinge ſich gar nicht mehr erwehren können? Das Bild wird ein eben nicht ſehr erfreuliches, ſondern höchſt verworrenes, aber eben darum auch höchſt intereſſantes ſeyn.

Während ſo in den andern Welttheilen vorerſt eine unabſehliche Vermengung der Racen und Stämme eintritt, wächſt in

Europa, wo man noch vor nicht allzu langer Zeit eine gänzliche Verwiſchung der Volksunterſchiede, eine Weltliteratur und ein breites Europäerthum prophezeite, der Unterſchied und die Scheidung der Stämme ſichtlich empor. Wir verweiſen nicht auf die Kämpfe der Jahre 1848 und 1849, obwohl ſie manches Lehrreiche enthalten, ſondern auf die allgemeine Richtung der Zeit, welche den Nationen und dem ihnen inwohnenden Geiſt ein Uebergewicht gegen die widerſtrebenden Elemente, die ſie allenthalben in ſich tragen, zu verſchaffen bemüht iſt. So ſtößt England das celtiſche Element mehr und mehr von ſich aus, und ſelbſt das normanniſche iſt gegen das angelſächſiſche ſtark im Sinken; ſo hat Rußland die Fahne der Nationalität und des Glaubens, der ſie repräſentirt, aufgepflanzt; ſo geben auf der andern Seite die Eiſenbahnen den großen Centralpunkten der Cultur und des Verkehrs ein ungeheures Uebergewicht, und der in dieſen Centralpunkten herrſchende Geiſt trägt ſich mehr und mehr auf das Land über. Aber die politiſchen Intereſſen ſcheiden die Völker, und in dem Maaße als nicht bloß die höhern Claſſen, ſondern auch die mittlern und untern an den Bewegungen der Zeit Theil nehmen, und durch das Gewicht ihrer Maſſe auf die höhern zurückwirken, erhalten die nationalen Elemente eine früher ungeahnte Bedeutung.

Dieſer Gegenſatz der Welttummelplätze in Amerika und Aſien mit der ſchroffern Geſtaltung der Nationalitäten in Europa muß ſich in der geiſtigen und literariſchen Entwicklung widerſpiegeln. Wie auf dem politiſchen Gebiet alle Weltvölker unter dem Andrang von Nationalvölkern nach und nach erlegen ſind, ſo werden auch die blaſſen Weltliteraturen unter dem Gewicht der Nationalliteraturen erliegen. Der erweiterte Weltverkehr wird die einſeitige Abgeſchloſſenheit verhindern, und die nationale Eigenthümlichkeit ihre Macht über die weltbürgerliche Glattheit behaupten. In dem Kampfe der Nationen wird der Nationalcharakter ſich ſtählen und die gewonnene Kraft auf den erweiterten Weltverkehr richten. Alles deutet auf eine neue großartige Entwicklung der Völker hin, in welcher die während des langen Friedens geſammelten geiſtigen Kräfte derſelben ſich erproben müſſen. Aber hart werden die Kämpfe ausfallen, wenn die Kräfte der Völker ſelbſt aufeinanderſtoßen, und es fehlen die Anzeigen nicht, daß man dieß Aneinanderſtoßen eben da am meiſten fürchtet, wo jetzt ſcheinbar die größte Zuverſicht herrſcht.

Reiſeſtudien aus Frankreich.

13. Poitiers. — Die Stadt und ihr hiſtoriſcher Charakter. — Das Land Angoumois und Poitou.

(Schluß.)

Ein ganz anderes höchſt belebtes und in ſeinen Einzelnheiten ſehr eigenthümliches Bild bot mir aber die Umgebung und das Innere der Kirche der h. Radegunde dar. Sie liegt, wie ich erwähnte, an dem öſtlichen Rande der Stadt, unterhalb der Kathedrale und dem Temple St. Jean. Von dem Ufer des Clain baut ſie ſich mit den daran hängenden, umfangreichen Kloſtergebäuden, ein Chor mit drei runden Niſchen gegliedert, von gothiſchen, ſchweren Strebepfeilern an ihrem Hauptſchiff umgeben, von einem romaniſchen Thurm überragt ſehr maleriſch auf. Wir kommen aus der Stadt die enge Gaſſe herab, und treten auf einen kleinen, freien Platz, an dem die Façade der Kirche mit einem ſpitzbogigen Portal ſich aufbaut, welches mit Sculpturen in gewandter Technik der ſpätern gothiſchen Zeit geſchmückt iſt. Sonſt laſſen ſich an der Façade die Spuren der halbvollendeten Umgeſtaltung des frühromaniſchen Baues wohl erkennen. Aber ehe wir in die Kirche eintreten, werfen wir noch einen Blick auf den Platz ſelbſt: wir ſtehen in Steinumfriedigung; uralte Steinſitze ziehen ſich an derſelben hin, und dem Portal gegenüber iſt ein erhöhter kanzelartiger Raum. Wir haben alſo hier ein förmliches Atrium, freilich ohne Säulenhallen, aber eingerichtet zur Predigt an Katechumenen. Heute waren aber die Steinbänke dicht beſetzt mit Frauen, welche mit größtem Eifer große Wachskerzen den Durchgehenden anboten, und in flüſſiger Rede die vielen Segnungen für Geſundheit, Kinderſegen u. ſ. w. auseinanderſetzten, welche eine ſolche der Heiligen dargebrachte Kerze brächte. Es bedurfte für die meiſten dieſer Rede nicht, um ſich mit einer, ja mehrern ſolcher Kerzen zu verſehen. Die Kirche ſelbſt beſteht aus einem, ſpitzbogig, aber ziemlich flach gewölbten Schiffe, welches in ſeinem Verlaufe die vollſtändige Wandelung frühromaniſchen Styles in den gothiſchen aufweiſt. Dieß zeigt ſich an den Fenſtern, dieß vor allem an der höchſt merkwürdigen, falſchen Wandarcade, welche gleich von dem Erdboden auf an den Seitenmauern ſich hinzieht. Schlanke Halbſäulen haben zuerſt Spitz-, dann Rundbogen zwiſchen ſich. Auf ihren Würfelcapitälen ſitzen andere niedrige Halbſäulen auf, deren Capitäle unmittelbar ein breites Wandgeſims tragen, welches rings herum läuft und von den mannichfaltigſten Conſolen zwiſchen jenen Halbſäulen gegliedert iſt. An dieſen hat nun die Freude mittelalterlicher Steinarbeiten an bizarren Formen, verzerrten Masken, Centauern, Affen, Meerweibchen, endlich hockenden Geſtalten ſich reich entfaltet; auch in dieſen werden die Formen, je mehr wir uns von der Thür entfernen, einfacher und roher. Aufmerkſam und mit heiliger Scheu betrachten die Landleute, welche fortwährend ab- und zugehen, die einzelnen Bilder und Inſchrifttafeln, aber vor allem den heiligen, hier in einer Niſche jetzt eingelaſſenen Stein, le Pas de Dieu, mit den Fußſpuren des Herrn, der am 3 Auguſt 586 leibhaftig der Heiligen in ihrer Celle erſchien mit den Worten: „du biſt ein koſtbarer Stein meiner Krone.“ Neben Radegunde ſind es die HH. Medardus von Soiſſons, Gregorius von Tours, vor allem aber der h. Fortunatus, dann die Aebtiſſin Agnes und die fromme Schülerin Disciola, welche hier verwahrt werden. Was hängen nicht da für wunderbare Weihgeſchenke an der Wand in Wachs gebildet: Arme, Beine, eine Mutterbruſt! Und ſehen wir nur, wie dieſe Frau ſorgfältig das Weißzeug, Hemdchen, Windeln, aus dem Korb herausholt, um es mit wirklich heiliger Scheu an den Altar zu bringen und beräuchern zu laſſen. Wir folgen dem Zuge der Menge neben dem Hauptaltar die Steintreppe hinab in die Krypta. Da ſtrahlt ein wahres Lichtmeer aus dem engen, heißen, von Dampf erfüllten

Raume. Kerze an Kerze iſt bereits auf den hohen, großen, mit glänzendem Metall überzogenen Reliquienkaſten geſteckt, und immer neue brennende Kerzen werden darauf geſtiftet. Um uns herum kniet es, küßt es die Umhüllung der Gebeine der Heiligen, ja ehe wir es uns verſehen, verſchwindet einer der Knieenden nach dem andern und kriecht unter dem Kaſten ſelbſt durch. Es wird Zeit raſch umzukehren, wollen wir nicht auch veranlaßt werden, dieſe ängſtliche Procedur mit durchzumachen; wahrlich, man begrüßt freudig die helle Nachmittagsſonne, den reinen Herbſthimmel, und dankt Gott für die friſche, geiſtige Lebensluft, in der er uns hat aufwachſen laſſen. Aber hier habe ich in der That das ächt celtiſche Landvolk geſehen, ganz noch erfaßt, beherrſcht von der heiligen Scheu vor dem ſichtlichen Zeichen, von dem Glauben an die fortwährende Wunderkraft, die von einer Heiligen ausſtrömt, ganz umfangen von jener Welt, welche die Kirche gleichſam der irdiſchen untergeſchoben hat. Und was iſt an eben dieſen Geſchlechtern vorübergegangen an zerſtörenden Stürmen des Unglaubens, des reinen Vernunftdienſtes! Aber vergebens, ſie ſind immer wieder zu ihrer Radegunde zurückgekehrt, nicht in moderner Reflexionsfrömmigkeit, nein unter dem Drange eines naiven, ererbten Glaubens. Und das ſind dieſelben Leute, die frei beſchließen über die beſte Regierungsform, ob Republik, ob König oder Kaiſerthum, ob Bourbonen oder Napoleoniden! Was liegen da für Kräfte des Gemüthes, was für ſpecielle, andere unfaßbare Gedankenrichtungen verborgen unter dem gleichförmigen Niveau franzöſiſcher, d. h. Pariſer Bildung! Aber haben jene Volksgeiſter nicht ſchon ihre Spannkraft verloren, werden ſie, durch die in Eiſenbahnen, Straßen, der immer maſſenhafter werdenden Tagesliteratur, durch die in Schulen und großartigen Anſtalten öffentlicher Fürſorge für Arme, Kranke an ſie herantretende Bildung nicht mehr entwickelt, ſondern mehr und mehr auf einen kleinen Raum des ſpeciell Religiöſen zuſammengedrängt, um hier nun feſt und zäh an dem des höhern Inhalts faſt ganz Entleerten zu halten? Daß eine ſehr geſteigerte, materielle Cultur ſich trefflich verträgt mit einem ganz eng umſchränkten, religiöſen Geſichtskreis, dafür geben ſo gut wie die großen Weltreiche Aſiens, ſo ganz moderne Staatsbildungen, z. B. Belgien, entſchiedene Beweiſe. Aber wo wird das ſittliche Moment, das allein den Menſchen in ſich eint, in dieſer unausgefüllten Kluft ſeine Stätte finden? Wird nicht ein furchtbarer Kampf jener beiden, dämoniſch den Menſchen beherrſchenden Mächte das Endziel ſeyn?

Kehren wir noch einmal zurück zu jenen frommen Verehrern der h. Radegunde; daß ſie die Hauptheilige von ganz Poitou iſt, haben wir bald erfahren, eben ſo, daß ſie eine ſchützende Heilige den Frauen in den Stunden der Geburt, den kleinen Kindern nahe ſteht; daß ſie auf ihrem Haupte den gewaltigen Stein getragen, der ihrer Kirche gegenüber auf der Höhe liegt, ſahen wir ſchon oben. Wir werden auch nicht lange zweifeln, daß hier in das Gewand der chriſtlichen Legende eine tief im altceltiſchen Volksglauben wurzelnde Gottheit eingegangen iſt, daß die Kirche hier die Macht einer mütterlichen Fee anerkannt und geheiligt hat, während ſie eine andere, jene Fee Meluſine, die auf dem Schloſſe Luſignan hauſt und weit und breit Schlöſſer, Römerſtraßen, Aquäducte gebaut hat, kannte, und als weiße, Unglück verkündende Frau im nächtlichen Dunkel irren läßt. Aber wer war die hiſtoriſche Radegunde, und welche Bedeutung hat ſie in der That für Poitiers und für ihre Zeit? Mitten aus dem fremden Lande werden wir auf einmal in unſere ſpecielle Heimath, nach Thüringen, verſetzt. Von dort, aus dem thüringiſchen Königsgeſchlecht, das weit vom Main bis an den Harz herrſchte, ſtammt Radegunde, die Tochter Barthars, dem ſein Bruder Hermanfried Leben und Reich geraubt, der aber ſelbſt 530 dafür dem fränkiſchen Dietrich und den Sachſen erlag. Die furchtbare Kataſtrophe des Heimathlandes und der eigenen Familie, ſie hat in das Leben der jungen Fürſtin, welche dem jüngſten der Söhne Chlodwigs, dem Lothar, als Gattin nach Soiſſons folgen mußte, einen tiefen, düſtern Schatten geworfen. Wir haben noch das Gedicht ihres ſpätern, treueſten Freundes und Seelſorgers, des Venantius Fortunatus, über den Untergang Thüringens, wo in wahrhaft ergreifender Weiſe ſie des gemordeten Vaters, der Mutter, des Bruders, der Schweſter gedenkt, und ſehnſüchtig ihre Arme ausſtreckt nach dem einzigen, männlichen Sproß des Hauſes, dem Amalfried, der heimathlos im byzantiniſchen Reiche weilte, als Feldherr an den Gränzen Arabiens kämpfte. Es iſt keine Frage, daß dieſer tiefe Schmerz ſie als Frau dem einſamen, beſchaulichen, in ſtrenger Askeſe einer andern Welt gewidmeten Leben zuführte. Noch von ihrem Manne, der bekanntlich das ganze Frankenreich auf kurze Zeit wieder vereinte (558—561), erhielt ſie die Gewährung von Schenkungen für die kleine, der Maria Domnica gewidmeten Kirche, die ſie bei Poitiers gründete, und das damit verbundene Männerkloſter. Aber ſie wählte ſelbſt als Wittwe dann Poitiers, dieſe älteſte Heimath des Eremitenlebens in Weſtfrankreich, zu ihrem ſtändigen Aufenthalt. Die Regel, welche Biſchof Cäſarius von Arles ſeiner Schweſter vorgeſchrieben, ward ihre Richtſchnur, und ſo ſammelte ſie um ſich fromme Jungfrauen, über 200, wie es heißt, aus den erſten Familien des Frankenreiches, an der Spitze ihre geliebte Agnes. Venantius Fortunatus, aus der Nähe von Treviſo ſtammend, ein gelehrter, ſinnig frommer Presbyter, in Ravenna durch ein Bild in der Kirche auf den Hauptheiligen Galliens, den h. Martinus von Tours, hingewieſen, zieht dieſem nach auf manchem Umweg, kommt an den auſtraſiſchen Hof König Siegberts, begleitete dann den Comes Sigoald nach Tours, der dem Heiligen ſeinen Zögling Childebert empfehlen ſoll, aber wendet ſich von dem heiligen Rufe der Radegunde angezogen nach Poitiers. Es entwickelt ſich nun ein wunderbar ſpirituelles, von Liebe und Glauben getragenes Verhältniß zwiſchen beiden; in des Venantius Gedichten finden wir eine Fülle der kleinen, zarten Aufmerkſamkeiten, wie ſie ſonſt nur eine bräutliche Liebe an den Tag legen kann, hier zwiſchen der Aebtiſſin und dem nachherigen Biſchof ausgewechſelt. Ein entſchiedenes Ereigniß war es, als Radegundis von der Kaiſerin Sophia, der Gemahlin Juſtin II (565—578), ein Stück des heiligen Kreuzes auf ihr Anſuchen überſandt erhielt, und nun der klöſterliche Verein heiliger Jungfrauen, dem ſie vorſtand und welcher gegenüber der alten Taufkirche St. Jean ſeine Stätte hatte, den Namen Sanctae Crucis erhielt. Ohne Frage ſind die vielen Kreuzlieder des Fortunatus, unter ihnen die noch Leute geſungenen Vexilla regis prodeunt und Pange lingua gloriosi auf dieſen mit leibhaften Augen geſehenen Schatz hin gedichtet worden. Radegunde hatte ſelbſt verordnet, daß ihr Leib in der Baſilika der Maria Domnica, welche ſie ſelbſt zu bauen begonnen, wo ſchon manche der Nonnen ihres Kloſters ruhten, beſtattet werde. Bald war man der Wunder voll, die von ihm ausgingen; die

Kirche und das Männerkloſter nannte ſich nur nach der h. Radegunde, und der 13 Auguſt ward für Poitou ein großer Feſttag. Eine kürzlich gefundene Inſchrift erwies uns aber, daß die jetzigen Gebeine der Heiligen erſt im J. 1012, wie es heißt, nach langer Vergeſſenheit aus einer Gruft von der Aebtiſſin Beliardis hervorgeholt wurden. Keinesfalls reicht daher die für die Reliquien gebaute Krypta, der älteſte Theil der Kirche, vor 1012 zurück. Es ſtimmt dieß auch vollkommen mit jener Weihung eines Neubaues im J. 1049. Intereſſant iſt es zu hören, wie im Zuſammenhang mit der ſtrengen, unter Cardinal Richelieu eingeführten, die Reformirten beſchränkenden Kirchenzucht 1642 die Univerſität von Poitiers beſchloß, an jedem 12 Auguſt in feierlicher Proceſſion zum Grab der h. Radegunde und dann in ihre Kloſterzelle zu ziehen; im Namen der Univerſität ward vom Rector eine weiße, zwei Pfund ſchwere Kerze auf den Sarg der Heiligen geſtiftet.

Neben dieſen großen, wie an irdiſchem Beſitz, ſo an religiöſem Anſehen hochgeſtellten, mannichfaltigen Stiftungen, welche in dem Namen des Hilarius und der Radegundis an die Pictava Civitas, und zwar zum großen Theil außerhalb ihrer Mauern, ſich anſetzten und um ſich eigene Bourgs bildeten, gab es noch mehrere andere Abteien älterer Stiftung, welche die kirchliche Bedeutung von Poitiers und auch ihre äußere ſteigerten. Ich nenne nur noch die bedeutendſte, welche gleichſam als Vorpoſten an das Nordende des Hochplateau's geſtellt iſt und die Aufnahme eines ganz bedeutenden Häuſercomplexes in die Stadt ſpäter zur Folge hatte. Es iſt dieß die Abtei Montier neuf (Neumünſter), welche Guillem IV Geoffroy, Herzog von Aquitanien, Graf von Poitou, im J. 1076 gründete für den Orden von Clugny und im Namen der Apoſtel Johannes und Andreas. Sein Sohn Guillem V, berühmt durch ſeine Ritter- und Liebeshändel, der älteſte bekannte Troubadour, in ſpätern Jahren aber zur Buße nach Rom gezogen, brachte aus Venedig die Leinbacken des h. Marcus mit nach Hauſe für die neue Kirche, und es wurden ihr die beiden Bourgs diesſeits und jenſeits des Clain ſo wie die waſſerreiche Fläche zwiſchen Clain und Boivre mit ihren Mühlen übergeben. Der Stifter ſelbſt ruhte in einem prachtvollen, im Hugenottenkrieg zerſtörten Grabmal, ſpäter in dem Chor der Kirche. Unter Ludwig VII genoß die Abtei beſonderer Gunſt und Fürſorge. Noch heute machen die großen, maſſiven Gebäude, der Chor der Kirche, welcher kleeblattförmig mit dem Querſchiff zuſammen ſich abſchließt, einen impoſanten Eindruck, wenn man auf grüner Wieſe am Clain bei den Moulins de Chaſſaigne ſteht. Ein weiter Viehhof in großer Vernachläſſigung ſtreckt ſich an die Kirche heran, Schmutz und Scherbenmaſſen umgeben ſie, welche ſelbſt die Spuren großer Vernachläſſigung an ſich trägt. Der Eingang aber zu der Kirche und dem Kloſter, das jetzt als Caſerne benützt iſt, wird aus dem Centrum der engen, ärmlichen Straßen an dieſer Ecke von Poitiers durch einen langen, ſchmalen, von uralten Linden beſchatteten Weg bewerkſtelligt. Die Steinbänke zu ſeiner Seite werden wohl wenig noch benützt, und auch die Kirche, welche ich geſchloſſen fand und zu der ich vergeblich einen Küſter ſuchte, ſchien ſelten beſucht zu werden. Daher kann ich auch über die innere theilweiſe Durchführung frühen Spitzbogenſtyles in einem weſentlich romaniſchen Bau keine Auskunft geben.

Aber es iſt Zeit uns dem Centrum der Stadt wieder zuzuwenden und hier an den Monumenten, die ſtolz in die Gegenwart hereinragen, die kirchliche, hochbedeutende Kunſtthätigkeit innerhalb des urſprünglichen Stadtbezirkes kennen zu lernen. Es iſt aber nicht die Kathedrale, welche in dieſen Mittelpunkt, zwiſchen die Gebäude der gräflichen und dann königlichen Macht, der ſtädtiſchen Freiheit und der berühmten Rechtsſchule geſtellt iſt, ſondern der Kirche Notredame la Grand. Wir haben große Noth, uns durch die eng ſich drängenden Käufer und Verkäufer zu dem Platze Notredame zu winden. Dicht iſt derſelbe beſetzt von den Gemüſe- und Fruchthändlerinnen; für einen Genremaler war hier unter dieſen ziemlich plumpen Geſtalten mit ihren Holzpantoffeln, ihren dickwolligen Röcken, dem weißen, eine ſchräge Tiara mit zwei breiten Ohrenbändern bildenden Kopftuch, dann aber auch unter der ſehr zahlreichen Bettlerverſammlung, die alle kleinen Plätze in den Portalen und den niedrigen Portalblenden eingenommen haben, ein reicher Stoff geboten. Aber dennoch vergeſſen wir den ganzen Jahrmarktslärm ſehr bald vor dem wahrhaft überraſchenden Eindruck, den uns die Kirche Notredame la Grand macht. Was dort in Ste. Croix zu Bordeaux halbvollendet und ſtark durch eine ſpätere Zeit modificirt erſchien, das tritt hier uns in trefflichſter Durchführung und Erhaltung entgegen; es iſt dieß der romaniſche Styl in ſeinen ältern Formen im Ganzen und Großen, und zugleich ausgegoſſen die ganze Fülle ſeines bizarren und doch ſo ernſtkirchlichen Bilderſchmuckes, wie er nur in einer Zeit materieller Blüthe und geiſtiger, lebendiger Bewegung der Kirche entſtehen konnte. Der gelbe, helle Ton des Materials, des Kalkſteines, hebt ſich trefflich ab von dem blauen, aber durch Herbſtduft mehrfarbig ſpielenden Himmel. Die Façade wird durch zwei ſchmale Rundthürme eingeſchloſſen; zwei Gruppen von je drei hohen, ſchweren Halbſäulen mit Capitälen, die dem korinthiſchen nachgebildet ſind, ſtützen ſie gleichſam in ihrer untern Hälfte. Darüber tritt dann der Rundbau auf durch eine offene Arcade mit Säulengruppen und kurzen, reich verzierten Bögen, einen Rundbogenfries mit geſtaltenreichen Conſolen gegliedert. Den merkwürdigſten Eindruck machen aber die ſpitzen, unten zuerſt ausgebauchten Dachkegel, welche ganz ſchuppenförmig mit Kalkplatten gedeckt ſind, und endlich in einen runden Stab, der wahrſcheinlich eine Steinkugel getragen, ausliefen. Dieſelbe Dachform beſchließt auch den Thurm der Vierung, welcher ſelbſt in ſeinem obern Theile rund auf einem breiten, viereckigen Unterbau ſich erhebt und mit Halbſäulen reich geſchmückt iſt. Es iſt keine Frage, daß wir in dieſen ſchlanken, die ganze Façade einſchließenden Rundthürmen eine frühromaniſche Grundanlage haben, die dann in ſpäterer Zeit in den glanzvollen Umbau mit aufgenommen iſt. Die Façade ſelbſt zerfällt in drei Abtheilungen, in den untern Portaltheil, den Mitteltheil und den Giebel. Man kann ſagen, es iſt keine einzige Mauerfläche daran, die nicht durch die Hand des Bildhauers Ornamente oder Reliefdarſtellungen erhalten habe. Die drei Portale nehmen die ganze untere Fläche ein, nur das mittlere hat ſeine Beſtimmung wirklich erfüllen ſollen, während die beiden andern, eben ſo wie in St. Croix, durch hohe Fußgeſimſe, durch innere Bogentheilung und durch eine Hintermauer ganz unbenutzbar, nur das künſtleriſche Bedürfniß hervorgerufen hat. Der Spitzbogen erſcheint bei den Nebenportalen rein als eine äſthetiſch wirkende Abwechſelung neben dem etwas überhöhten Rundbogen angewendet. Wie die hohen Capitäle der Halbſäulen mit phantaſtiſchen Löwen und Seedrachen geziert ſind, ſo iſt der mannich-

faltigſte Linearſchmuck in Flechtwerk, Wellenlinien, Schachbrettformen und jene Schuppenbedeckung in den Bogenlockungen und der Portalwand angebracht. Ueber den Portalbogen ſteigen aber auf und nieder kleine Reliefs, in denen der Sündenfall und die Vertreibung aus dem Paradies mit der Verkündigung und Geburt des zweiten Adams, Chriſti, correſpondiren. Das Mittelſtück der Façade wird durch ein großes, rundbogiges Fenſter getheilt, und enthält an deſſen Seite zwei Reihen von vier und drei Niſchen mit unten ſitzenden, oben ſtehenden Statuen. Ihre Beſtimmung möchte jetzt große Schwierigkeiten haben; die untern ſind jedenfalls Apoſtel, die obern die beſondern Heiligen der Stadt, darunter ein Biſchof, wahrſcheinlich Nicolaus von Myra. Auch hier umgibt die Bögen ein breites Band von Ornamenten, darunter noch antikiſirende Palmettenreihen und reich auseinandergezogene Arabeskenranken. Der Giebel, durch ſeine Abſätze Haupt- und Nebenſchiff markirend, iſt überkleidet mit Runden und Rhomben. Mitten daraus tritt eine große Aureola hervor, im flachen Relief, darin Chriſtus umgeben von den vier apokalyptiſchen Thieren. Das Innere der Kirche war ſo eben mit Gerüſten ſtark verbaut, da der urſprüngliche Anſtrich ganz wieder hergeſtellt werden ſollte. Bereits ſchlangen ſich um die Halbſäulen der die Schiffe ſcheidenden Pfeiler die ſpiralförmig gewundene, braune, grüne, goldene Verzierung. Wenn ich nicht ſehr irre, iſt die mittlere Decke flach, aber noch ſpäterer Erneuerung. Den Mittelpunkt des Cultus bildet hier eine hochheilige Statue der Jungfrau auf dem Altar reich mit Kleidern ausſtaffirt. Sie hält einen Schlüſſel in der Hand, wie ſie ja der Sage nach eine Schlüſſelbewahrerin (κλειδοῦχος) geweſen, ja rechtlich durch ausdrücklichen Act für gewiſſe Tage im Jahr die Schlüſſel der Stadt bei ihr deponirt wurden. Leider verhinderte jene Reſtauration eine genauere Betrachtung der intereſſanten Sculpturen, welche an einem metallenen Taufbecken, an der Kanzel und dann aus der Zeit des frühern modernen Styles in einer großen Grablegung hier ſich befinden.

Die Façade von Notredame bildet in der That wohl das glänzendſte Beiſpiel aquitaniſcher Kunſtübung des 12ten Jahrhunderts. Sie findet in der viel breiter angelegten, aber unvollendeten Façade von Civrey, einer benachbarten, kleinen Stadt an der Charente, ganz ähnlich ihr Analogon, wie S. Trophime in Arles in der Kirchenfaçade von S. Gilles. Auch die Façade von Angoulême iſt durchaus ihr zur Seite zu ſtellen, ſo wie Ste. Croix von Bordeaux, die letztere entbehrt jedoch bereits des reichen Reliefſchmuckes. Die Verwandtſchaft mit den Bauten der Auvergne von Clermont, ſo wie Puy en Velay können wir wohl noch markiren, aber ohne den weſentlichen Unterſchied, daß dort ein mehr farbiges Material angewendet iſt, zu vergeſſen. Wie verſchieden aber iſt dieſe Durchbildung des romaniſchen Styles von der im Languedoc von uns betrachteten! Ich möchte ſie recht wohl vergleichen mit den zwei Dialekten des Provençaliſchen, wie ſie ſeit der Zeit der Trouvadours bis heutzutage Aquitanien und das Rheneland im weitern Sinne trennen.

Ich nannte die Façade von Notredame ein Werk des 12ten Jahrhunderts, ja ich will hinzufügen, aus der letzten Hälfte desſelben, im Widerſpruch mit der durchgängigen Bezeichnung, die ſie in das 11te, ja in das 9te Jahrhundert verſetzt, um nicht jene längſt abgethane Popularanſicht zu nennen, die dieſen Bau Conſtantin dem Großen zuſchreibt, deſſen Reiterſtatue fragmentirt über einem Nebeneingang zu ſehen iſt. Wir können dafür die Analogie aller glänzenden Portalbauten romaniſchen Styles, die zeitlich zu fixiren ſind, wie z. B. gerade Arles, anführen. Aber es fehlt uns an beſtimmtern hiſtoriſchen Haltepunkten nicht. Es hat urſprünglich eine kleine Kirche an dieſer Stätte geſtanden, dem h. Nicolaus von Myra, dem eifrigen Bekämpfer des Arianismus, gewidmet. Um das Jahr 900 erbaute die Gräfin Agnes, Gemahlin eines Ebolus von Poitou, bekannt durch die Stiftung der Abtei la Trinité, eine andere Kirche für S. Nicola. Damals hatte alſo bereits der Name der Maria an dieſer Kirche den Heiligen verdrängt, ähnlich wie Maria der h. Radegunde in deren Kirche gewichen iſt. Der Zuſatz Notredame la grand ward aber im Gegenſatz zur älteſten kleinen Marienkirche, Notredame l'Ancienne, gebildet, ebenſo wie wir die Kirchen Marie la Majour in Marſeille, Arles und andern Städten der Südküſte gefunden haben. Das urſprüngliche Wunder, das die Stiftung der Marienſtatue in die Kirche hervorrief, ſpielt in dem unmittelbar angränzenden Graben des Palais, und mit dem Neffen des Abts dieſer Kirche, aber gibt zeitlich keinen Anhaltspunkt. Sicher ſteht aber nun, daß Richard Löwenherz, als Graf von Poitou, im Jahr 1174 dem Stift Notredame la Grand (urſprünglich Auguſtiner, dann aber weltliche Canonici) die ganze Jurisdiction über die Stadt, das Recht des Jahrmarktes, die Bewachung, reſp. Schlüſſelverwahrung der Stadt, für die Tage der Rogationen vor Himmelfahrt übertrug, und dieß als ein auszeichnendes Vorrecht fortwährend geübt ward. Sicher ſteht ferner, daß Richard ein ganz beſonderer Verehrer Maria's war, und daß er, ſo oft er in Poitiers weilte, gerade dieſer Kirche und ihrem Capitel die größte Devotion bewies. Endlich iſt jene wunderbare Errettung Poitiers vor Verrath durch Maria, welche die Schlüſſel in ihren Arm nahm, an das hiſtoriſche Factum von 1202 geknüpft. Wir können daher wohl annehmen, daß die Zeit, von der die beſondere Gunſt der Notredame für die Stadt datirt wird, wo ihr das wichtigſte Privilegium gegeben iſt, auch die Zeit war, wo man äußerlich der Kirche ihren Glanz gab, wo ein älterer Bau erneuert wurde. Nehmen wir nun hinzu, daß in derſelben Zeit Poitiers erſt ſeine volle Ausdehnung gewann, daß damals die großartigen Stadtmauern gebaut wurden, überhaupt eine Menge Bauunternehmungen in Aquitanien fallen, ſo werden wir es ſehr wahrſcheinlich finden, ihr auch dieß glänzende Werk des entwickelten romaniſchen Styles zuzuſchreiben.

Wir haben bis jetzt den gothiſchen Styl nur in ſeinem weſentlich romaniſche Bauten modificirenden Einfluß kennen gelernt, keine einzige Kirche, welche ihn uns entſchieden repräſentirt. Dieß iſt aber nun der Fall mit der Kathedrale, welche ganz an dem öſtlichen Rande der ältern Stadt, unmittelbar über Radegunde und den Temple St. Jean ſich erhebt und ſehr bedeutende Verhältniſſe hat, 300 Fuß lang iſt, über 90 F. breit und 90 F. hoch. Steigt man von St. Radegunde herauf, ſo imponirt die hohe, einfache Mauer, welche rechteckig den Chor abſchließt und in Strebepfeilern, Fenſtern, Bogenfries den Uebergangsſtyl uns repräſentirt. Von da ſchreitet nach vorn die Durchführung des gothiſchen Baus in immer größerem Reichthum fort, und die breite Façade mit ihren drei Giebeln, mit ihren weich geſchwungenen Portalen, dem Roſettenſchmuck gehört wohl erſt dem 15ten Jahrhundert. Das Innere iſt ein gothiſches Pfeiler- und Gewölbſyſtem aus der Zeit des vollen-

deten, aber immer noch ſtrengen Styles. Die Schiffe ſind ſich ziemlich gleich, das Breitenverhältniß überhaupt hervortretend. Wie wir auch aus den Annales d'Aquitaine erfahren, war das Mittelſchiff urſprünglich bedeutend höher angelegt, ward aber dann reducirt in der Ausführung. Die Kathedrale iſt dem Apoſtel Petrus gewidmet. Für ſeinen Bart (!) und zwei Knochen wurde 1107 ein glänzender Reliquienſchrein gemacht, bekanntlich eine in dem nachbarlichen Limoges hochblühende Technik. Auch an andern Heiligen fehlte es nicht; ſo ward S. Simplician daſelbſt für Kopfweh ſehr wirkſam, zugleich aber gegen das Uebermaaß von Regen. Der gänzliche Neubau der Kirche ward auf den beſondern Betrieb der Eleonora von Heinrich II von England begonnen, aber die Hauptarbeit fällt dem 13ten und 14ten Jahrhundert zu. Im J. 1379 fand die Einweihung ſtatt, jedoch ſcheint erſt nachher die Façade errichtet zu ſeyn. Vor dem Dom breitet ſich ein breiter Platz aus, von einigen großen, aber ſehr verödeten Gebäuden und Gartenmauern umgeben; der biſchöfliche Palaſt zur Seite iſt die Préfecture geworden. Einen merkwürdigen Contraſt bildet dieſe Stille hier gegenüber dem Jahrmarktstreiben und Drängen um Notredame la Grand. Nur die großen Gerüſte an der Façade verkündeten uns laut, welch reſtaurirender Eifer in der Kirche Frankreichs inwohnt, und wie hier wirklich großartige Mittel aufgewendet werden, die hiſtoriſchen Monumente in ihrem urſprünglichen Glanze herzuſtellen.

Nicht die Kirchen allein ſind es aber, die das hiſtoriſche Gepräge von Poitiers bilden: es treten dem Reiſenden noch andere, weltliche, ſehr bedeutſame Denkmäler entgegen, und es verlohnt ſich wohl der Mühe dem intereſſanten politiſchen, ſocialen und geiſtigen Entwickelungsgange nachzugehen, den dieſer reich kryſtalliſirte Kern einer mittelalterlichen Stadt genommen hat. Das Wohlwollen der merovingiſchen und karolingiſchen Könige für die immer gut katholiſche, dem weſtgothiſchen Arianismus nachdrücklich widerſtehende Stadt, die dazu eine fränkiſche Königin als Hauptheilige beſaß, tritt in Urkunden mehrfach hervor. Wichtig war es beſonders, als das immer gefährliche, zum Abfall verlockende Königreich Aquitanien im J. 852 aufgehoben ward und nun die herzogliche Würde in Aquitanien von Toulouſe und Bordeaux weg auf das neue, aus Burgund ſtammende Grafengeſchlecht von Poitou überging. Hierdurch gewann Poitiers, obgleich noch nicht der ſtändige Sitz jener Grafen, die meiſt den Namen Guillem trugen, doch für Verſammlungen kirchlicher und weltlicher Art die erſte Stelle im Lande zwiſchen Loire und Garonne. Der päpſtliche Legat hielt hier bereits 1074 eine Verſammlung, um zum Kreuzzuge aufzufordern, 1108 ſollte hier gegen König Philipp als Ehebrecher der päpſtliche Bann ausgeſprochen werden, aber der h. Hilarius, heißt es, erſchien dem Legaten und rieth dringend zur Milde. Wie die Grafen ſchon lange hier ihre Ruheſtätte gefunden hatten, ſo machte jener Guillem IV Geoffroy das königliche Palatium in der Stadt zu ſeinem ſtändigen Aufenthaltsort. Im Centrum und auf dem höchſten Punkte lag es und war von weiten Gräben umzogen. Man unterſchied in allen königlichen Erlaſſen noch im 15ten und 16ten Jahrhundert die Chaſtellerie von der Ville und Cité. Die Gräben ſind nun ausgefüllt und eine Menge kleiner Häuſer mit engen Sackgaſſen und Höfen haben an das Palais, dieſe Freiſtätte im Stadtbereich, ſich angeſetzt. Mitten aus ihnen ragt noch heute der ſtolze Bau des Palais heraus, der Sitz des Appelhofes und des Tribunals erſter Inſtanz (le Palais de Juſtice). An ſeiner Seite erhebt ſich der alte viereckige Unterbau des Thurmes in romaniſchem Style (la tour de Maubergeon), wo die Lehen von Poitou genommen wurden. Auf ſteiler Treppe ſteigt man zu dem Hauptgebäude gothiſcher Bauart und tritt in die jetzt öde, verſtaubte, ungeheure Halle, reich mit Holz getäfelt, durch hohe Fenſter zwiſchen Pilaſtern erhellt, jetzt nur der Aufenthaltsort ſich langweilender Gerichtsdiener und wartender Proceßparteien, einſt der Saal glänzender Ritterfeſte und feierlicher Verſammlungen. Hier tagte das aus dem widerſpänſtigen und den Engländern verbündeten Paris entfernte Parlament 14 Jahre lang (1423 bis 1437), hier auf kürzere Zeit das neu errichtete Parlament von Bordeaux (1469 bis 1482), hier wurden die Grands jours de Poitiers gehalten, wo ein Gerichtshof des Pariſer Parlamentes alle Appellationen aus Poitou, Anjou, Touraine, Maine, Aunix, Angoumois, la Marche nach gewiſſen Jahresreihen erledigte, und das Todesurtheil über manchen rebelliſchen Edelmann geſprochen und ſofort in der Stadt vollzogen ward.

Mit dem Ausſterben des männlichen Stammes der Grafen von Poitou in Guillem VI, welcher ein hartnäckiges Verharren bei dem ſchismatiſchen Papſte Anaklet der Predigt des Bernhard v. Clairvaux gegenüber mit tiefer reuiger Umkehr und harter Pilgerſchaft nach dem h. Jakob von Compoſtella büßte, beginnt die Zeit der ſtädtiſchen Blüthe von Poitiers, aber auch zugleich der Erprobung ihrer treu den franzöſiſchen Königen ergebenen Geſinnung. Von entſcheidender Bedeutung war es, daß Heinrich II, der Gemahl der Erbtochter Eleonore, welcher den Städten ſeines Landes beſondere Aufmerkſamkeit ſchenkte, Poitiers erweitern ließ, d. h. in die Mauern die Bourgs aufnahm, welche um Ste. Radegonde, St. Hilaire, la Trinité, Montierneuf ſich gebildet hatten, und ſo im J. 1161 die ganze Oberfläche jenes Plateau's mit Mauern umſchloß. So bildeten auf einmal die bisher ganz unorganiſch an den Hauptkörper angeſetzten Theile einen einheitlichen Organismus. Allerdings begegnet uns auch hier noch viel ſpäter die Unterſcheidung von la Cité, der biſchöflichen Altſtadt, und la Ville, jenen vereinigten Bourgs, in den öffentlichen Erlaſſen und auch in der Zuſammenſetzung der ſtädtiſchen Behörde, aber nichts von jenem tiefliegenden Haß und Zwieſpalt beider Theile, wie wir ihn in Toulouſe kennen lernten, wo allerdings die äußere Vereinigung erſt zwei Jahrhunderte ſpäter ſtattfand. Es ſchließen ſich an jenen Act von Heinrich II eine Reihe von Privilegien an, und die engliſchen und franzöſiſchen Herren wetteifern ſie zu beſtätigen: ſie beginnen unter Richard Löwenherz 1174, Eleonore gibt 1199 neue, die wichtigſten ſind die 1222 von Philipp II Auguſt ertheilten, wodurch Poitiers von der Taille befreit wird, ſowie von allen königlichen Zöllen auf ſeine Waaren im Bereiche der von Eleonore beſeſſenen Lande, vor allem aber an Stelle des früher vom Grafen eingeſetzten Maire, jetzt ein Maire mit zwölf Echevins und zwölf Jurés, von der Bürgerſchaft gewählt, trat, welche die volle Jurisdiction in ihrer Communauté ausübten. Ludwig der Heilige beſtätigte 1241 dieſes Hauptprivilegium, ebenſo die Engländer nach dem Frieden von Bretigny 1363, dann Karl VII durch ſeine Lettre Patente von 1436. Ein Stadtrecht, das Coutumier von Poitou, iſt gegen Ende des 13ten Jahrhunderts gebildet. Ludwig XI befreite die Stadt

von der Pflicht des Heerbannes, und die Bürger hatten nur in Zeiten der Gefahr die eigenen, weitausgedehnten Mauern zu schützen. Die zwei großen Märkte im Jahre, der Herbſtmarkt im October, der Frühlingsmarkt in der Woche der Rogationen vor Himmelfahrt, mit großen Proceſſionen verbunden, wurden auf jegliche Weiſe gefördert; ihr örtlicher Mittelpunkt an die Kirche Notredame la Grand und die nächſten Plätze gelegt, während in der Nähe des Altmarktes, der jetzigen Place d'armes, große Kaufhallen außer den gewöhnlichen von Olivier Mericheon im J. 1498 errichtet wurden, um dort ſtändig unter gleicher Freiheit Waaren aller Art auszulegen. Sie ſtehen noch heute, ſowie die Straße den Namen davon führt: la Rue des Halles. Unſer Wirthshaus befindet ſich unmittelbar daneben, und heute, an dem Herbſtmarkt, iſt die Straße mit Wagen gefüllt, welche weit und breit aus S. Savin, Montmorillon, Chaſtelleraut, Melle, Niort Kauflustige gebracht haben. In der Kaufhalle hat der Handel mit Wollenzeugen die wichtigſte Stelle, aber alles, Tuch, wollene Decken, Mützen, ſowie der ganze Kurzwaarenmarkt trägt den Stempel eines für das Landvolk berechneten Verkehrs. Unmittelbar hinter den Halles liegt der Getreidemarkt, welcher hier einen ſehr bedeutenden Umſatz hervorruft. Dem ſpätgothiſchen Style des 15ten Jahrhunderts gehören auch die Gebäude der einſtigen ſtädtiſchen Selbſtändigkeit an, jetzt aber meiſt ganz andern Beſtimmungen dienend, ſo die Prevoté an dem Platz du Pilou, ſo das Haus der Juridiction Conſulaire u. a.

Es lag in der Natur der Sache, daß die Stadt Poitiers, als Sitz des Grafen von Poitou und Herzogs von Aquitanien, zugleich bei ihrer geographiſchen Lage als Schlüſſel des Loiregebiets, wenn man vom Süden kommt, von dem mehrhundertjährigen Kampfe Englands und Frankreichs auf das Lebhafteſte betroffen wurde. Obgleich Eleonore und ihr Sohn Richard Löwenherz meiſt in Poitiers oder auf dem benachbarten Schloſſe Montreuilbonin Hof hielten und zwar einen glänzenden, im Minnegeſang hochgefeierten, erheben ſich doch ſchon 1169 die Poitevins für Ludwig VII, und Graf Salisbury wird in Poitiers getödtet. Johann ohne Land belagert 1202 die Stadt hart, ſchon iſt der Verrath mit dem Clerc des Maire beſchloſſen, der in der Oſternacht die Schlüſſel zur Porte la Tranchée an die Engländer ausliefern ſoll, aber der Schlüſſel iſt von ſeiner Stelle verſchwunden aus dem Schlafzimmer des Maire, man findet ihn ſpäter in den Armen der Statue der Jungfrau Maria in Notredame la Grand, und auf die anrückenden Feinde ſind Maria, Radegunde, St. Hilaire geſtürzt und haben ſie zurückgetrieben. Eine große Proceſſion ward noch nach mehreren Jahrhunderten an jedem Oſtermorgen um die ganze Stadt deßhalb gehalten. Seit 1259, wo das alte Aquitanien in Poitou und Guyenne entſchieden getheilt ward, kam Poitou an Frankreich, und die engliſche Macht fand an der Charente ihre Gränze. Aber kein Jahrhundert ſpäter ward Poitiers von den Engländern unter Graf Derby 1346 von drei Seiten angegriffen, und durch die glückliche Verſteckung des einen Angriffes erobert. Mehr als 700 Leute wurden in der Stadt getödtet, ein großer Theil des Palais niedergebrannt, zwölf Tage lang geplündert. Poitiers blieb jedoch ohne Beſatzung; als daher in der unglücklichen Schlacht 1356 auf den Weinfeldern zwiſchen Poitiers und Chauvigny, 1 Stunde von der Stadt entfernt, König Johann gefangen wurde und 800 der beſten Ritter Frankreichs fielen, da wurden ſie zum größten Theile in der noch franzöſiſchen Stadt Poitiers bei den Dominikanern und Franciskanern (den Minimes) begraben und das Verzeichniß derſelben dort aufgeſtellt. Der Friede von Bretigny hatte die Uebergabe der Stadt an die Engländer zur Folge, aber kaum waren zehn Jahre verfloſſen, als die Nähe des tapfern du Guesclin in zwei Drittheilen der Bürgerſchaft und zwar dem ganzen reicheren Theil den Plan zu raſcher Uebergabe an denſelben reifen ließ. Die glückliche Ausführung ward mit dem Adelsbrief an den Maire, die Echevins und Jurés gelohnt, und die Stadt Poitiers erfreut ſich ſeitdem beſonderer königlicher Fürſorge. Dieß trat entſchieden hervor, als 1436 Karl VII nach dem Ausſterben des gräflichen Hauſes, welches der Familie der Luzignan angehörte, Poitou unmittelbar mit der Krone vereinte und nun der königliche Juge und Lieutenant General mit der Cour ordinaire für Poitou in Poitiers reſidirte. Ludwig XI ſah in ihr den beſten Stützpunkt gegenüber den der königlichen Centraliſation widerſtrebenden, mächtigen Edelleuten von Poitou. Als Franz I im J. 1519 mit der Königin und Regentin Mutter das ſüdweſtliche Frankreich und zunächſt ſeine Geburtsſtadt Cognac beſuchte, da waren ihm in Poitiers glänzende Empfangsfeierlichkeiten bereitet; bei Fackelſchein ward der Einzug gehalten, und man begegnete am Thor dem großen à l'antique errichteten, mit Farben und Grün geſchmücktem Gerüſte, das mit lebenden Tableaux beſetzt war, dem der großen königlichen Fontäne, endlich der mächtigen, 12 Fuß hohen Lilie auf Rundtempel vor Notredame la Grand. Bezeichnend iſt es auch hier, daß die Stadt dargeſtellt war durch einen großen, einfach und altväteriſch gekleideten Mann mit der Schreibtafel in der Hand und dem Vers:

Si je suis pauvre et n'ay grammont deqnoy
J'ay bon vouloir de ce me glorifie:
Ma langue est grosse et ne me magnifie
En mon avoir, esprit, scavoir, science
Et suis tousjours, aucun ne s'endefie
Pauvre et loyal et plein de patience.

Die Loyalität der Bürger hatte im 16ten Jahrhundert noch oft genug nicht bloß mit Guirlanden und Empfangsfeierlichkeiten ſich zu bewähren. Der Tocquefain auf dem Beffroi rief die Bürger noch manchmal zum Schutz der Mauern gegen zügelloſe Banden abenteuerlicher Kriegscapitäne, auch gegen den Aufſtand der von der Salzſteuer gedrückten Landleute, endlich vor allem in dem blutigen dritten Hugenottenkrieg, der 1569 in Poitou ſeinen Mittelpunkt hatte. Der größere Theil des Adels auf dem Lande war proteſtantiſch, und hielt auf ſeinen Schlöſſern die religiöſen Verſammlungen; in der Stadt dagegen concentrirte ſich der katholiſche Eifer um ſo ſtärker, und die mächtige, reiche Geiſtlichkeit hat bis auf den heutigen Tag der Stadt im Bunde mit den wiſſenſchaftlichen Anſtalten und der ſpecifiſch celtiſchen Nationalanlage des Volkes ihren hervorſtechend katholiſchen Charakter gewahrt. Die jetzige politiſche Anſicht, die in Poitou mit Strömen Blutes beſiegelte Anhänglichkeit alſo an die altfranzöſiſche Krone, oder der Orleanismus oder Napoleonismus, iſt jetzt, ſoweit wir es zu beurtheilen vermögen, ganz an die zweite Stelle gedrängt gegenüber dem religiöſen Eifer, und die Stellung des Klerus zur jedesmaligen Regierung wird hier gewiß auch die der Bevölkerungsmaſſe beſtimmen. Indeſſen hat der moderne Staat natürlich die mannichfaltigen, der Hauptſtadt eines Departements zukommenden Anſtalten auch hier

errichtet und für ſeine Militärmacht theils zwei große Kloſteranlagen benützt, theils ein großes Cavalleriequartier in der Nähe der Arena erbaut.

Noch bleibt uns übrig auf die letzte, den hiſtoriſchen Charakter von Poitiers mit beſtimmende Seite des Lebens aufmerkſam zu machen. Bei unſerer Wanderung durch die Stadt iſt uns die größere Zahl von Buchläden wohl aufgefallen, wir ſind in zwei eingetreten und haben uns hier unter dem zahlreichen antiquariſchen Verlag, ſowie unter den neuern, meiſt theologiſch hiſtoriſchen Schriften umgeſehen. Es iſt nicht unintereſſant, daß bereits 1479 das erſte Buch in Poitiers gedruckt wurde. Gleich an dem romaniſchen Portal der Kirche St. Porchaiſe laſen wir die Anſchläge für die akademiſchen Vorleſungen. Wir hören, daß das Lycée der Stadt mit das beſuchteſte in ganz Frankreich iſt; unſer zufälliger Gefährte, der junge Spanier, iſt hier erzogen und freut ſich Lehrer und Freunde wieder zu ſehen. An dem Platze von Notredame la Grand erhebt ſich das große Gebäude für die Rechtsſchule und die Bibliothek, deren Ferien leider noch nicht beendet ſind. Die theologiſche Bildungsanſtalt kommt der Rechtsſchule an Bedeutung wohl gleich, und endlich eine Secundärſchule für Medicin und Pharmacie fehlt auch nicht. Hier in Poitiers haben die archäologiſchen Studien für den Weſten Frankreichs ihren Mittelpunkt, und gelehrte Abbés, wie Auber, haben größere Monographien veröffentlicht. So tritt das literariſche und wiſſenſchaftliche Leben entſchieden mit in die vordere Reihe der Intereſſen; aber freilich haftet ihm der locale Typus gegenüber den Anſtalten der Metropole entſchieden an. Die Univerſalität des geiſtigen Horizontes, welche auch kleineren, deutſchen Univerſitäten aufgeprägt iſt, dürfen wir jetzt in Poitiers nicht ſuchen. Aber war es immer ſo? Wir können entſchieden mit Nein antworten. Unter den Stätten, an welche die erſte Entwickelung der mittelalterlichen Scholaſtik in Frankreich ſich anknüpfte, und welche Frankreich eine unbeſtreitbare Superiorität unter allen Ländern Europa's damals auf wiſſenſchaftlichem Gebiete ſicherte, nimmt Poitiers mit ſeinem Gilbertus Porretanus († 1155), der auf dem Concil zu Rheims vor Bernhard von Clairvaux wegen gewiſſer häretiſcher Lehren ſich rechtfertigte, und mit Petrus Pictaviensis nicht den letzten Platz ein. Die Stiftung der Univerſität fällt in das Jahr 1431. Eugen IV beſtimmte ausdrücklich, daß dieß „Studium Generale" genau nach dem von Toulouſe einzurichten ſey; Karl VII ſtellte die Univerſität in Rechten gleich der von Paris, Toulouſe, Orleans, Angers, Montpellier. Die ganze Reihe der in der Stadt vertretenen geiſtlichen Orden nahm an der Einweihung Theil, aber vor allem ſind es die Dominicaner, welche in Poitiers zuerſt nach Paris ſich niedergelaſſen hatten, welche Lehrer ſtellen und in deren Kloſter die Vorleſungen gehalten werden. Vier Nationen: France, Aquitaine, Touraine, Berry bilden die Grundbeſtandtheile, und 5 Facultäten, die juriſtiſche bekanntlich als zwei betrachtet, werden eingerichtet. Der Vertreter des Königs in Poitou wird zugleich Conſervateur General des Privileges Royaux de l'Univerſité. Die junge Anſtalt iſt ſehr bald emporgeblüht, und das ſtudentiſche Leben fand hier unter mancherlei Privilegien, welche die Stadt gern ertheilte um Leute heranzuziehen, reichliche Gelegenheit ſich in allen ſeinen Sonderbarkeiten zu entfalten. Mit beſonderer Pracht führte man hier, ſo im Sommer 1486, ſo 1536 geiſtliche Spiele (Mystéres) auf, die Geburt des Herrn, die Paſſion und Auferſtehung, Himmelfahrt und Ausgießung des Geiſtes, in Verbindung meiſt mit Turnieren und öffentlichen Aufzügen von Adel und Bürgerſchaft. Das Rechtsſtudium gewann beſonders durch den berühmten Richard Irland (Profeſſor 1504), den Lehrer von Briſſonius, großen Aufſchwung, und unter Franz I galt es für ſelbſtverſtändlich, daß ein Juriſt in Poitiers ſtudiere. Ich habe bereits oben auf jene große Zahl von Niederdeutſchen, Kölnern z. B. aufmerkſam gemacht, welche als Studenten ihre Namen hier verewigt haben. Ueber das 16te Jahrhundert hinaus reicht dieſe Anziehungskraft nicht. Wie im folgenden bereits die Univerſität unter die ſpecielle Kirchenzucht des Biſchofs geſtellt ward, davon gaben wir oben ein Beiſpiel.

Je mehr man dem ſpeciellen Leben der franzöſiſchen Städte nachgeht, um ſo reicher wird das Bild des bürgerlichen Weſens und der allſeitigen, wiſſenſchaftlichen Blüthe im 16ten Jahrhundert, um ſo anſchaulicher ſtellt es ſich aber uns vor Augen, wie die gewaltſame Niederkämpfung der Reformation, die Centraliſation moderner Deſpotie Frankreich einem furchtbaren Abwege zugeführt, es in ſeinen ſchönſten Blüthen geknickt hat und einer Revolution entgegengetrieben, die immer von Neuem den oben geſchaffenen Zuſtand in ſich zu verſchlingen droht. Wenn irgendwo auf meiner Rundreiſe durch Frankreich, ſcheide ich mit dem vollen Gefühl dieſer Wahrheit von der alten, großen, aber verödeten, loyalen und kirchlichen Stadt Poitiers.

Die Criminaljuſtiz in Amerika.

Wer Behauptungen in tadelnder Richtung über die Menſchen ausſpricht, muß dieſelben gründlich belegen können, oder ihn trifft gerechter Vorwurf. Ich habe die Amerikaner einer Härte beſchuldigt, wie ſie den Charakter der alten Iſraeliten trifft, die aus ihrem Jehovah ausdrücklich einen Gott der Rache machten. Möge demnächſt zum Beweiſe meiner Beſchuldigung — nachdem ich über den Zuſtand des Gefängnißweſens (ſ. Nr. 2 v. d. J.) bereits geſprochen — ein Blick in die Myſterien der amerikaniſchen Criminaljuſtiz gethan werden.

In den ſogenannten Neu-England-Staaten bildet man ſich bekanntlich ſehr viel darauf ein, frömmer, religiöſer und nebenbei „amerikaniſcher" zu ſeyn, als es den übrigen Unionsbewohnern zugeſtanden wird. Dorthin wollen wir deßhalb unſere Augen ſpeciell wenden.

Die Geſetzgebung des Staates Connecticut begnadigte im J. 1853 neun Sträflinge, die im Gefängniß waren, und aus den Begnadigungsgründen ergibt ſich folgendes:

Michael Cowley hatte in Irland geheurathet, und dringende Umſtände trennten ihn von ſeiner Frau Er wanderte nach Amerika in der vollkommenen Ueberzeugung vom Tode ſeiner Frau aus, und verheurathete ſich daſelbſt aufs neue. Aber nach einiger

Zeit erſchien ſeine erſte Frau, und er wurde wegen Bigamie zur Unterſuchung gezogen. Weil er nachwies, daß er zu dem Glauben vom Tode ſeiner erſten Frau vollkommen veranlaßt, und an dem Verbrechen evident unſchuldig war, belegte ihn der Richter mit dem niedrigſten Strafgrade von zwei Jahren, und als Rechtsgrund galt, „weil er zwei Weiber habe.“ — Hätte er ſich ein Dutzend Maitreſſen halten können, ſo würde ihm kein Haar gekrümmt worden ſeyn. Im Urtel war die „evidente Unſchuld“ des Mannes ausdrücklich angegeben, als Beweis für die richterliche Naivetät!

Dennis Kelly hatte als Knabe, auf Anſtiften anderer, ein notoriſches Hurenhaus angezündet, und war dafür auf vierzehn Jahre Staatsgefängniß verurtheilt worden. Bei ſeiner Begnadigung zeigte er ſich mit allen Lebensverhältniſſen ſo völlig unbekannt wie ein Kind. Man hatte nichts gethan, um ihn auf ſein ferneres Fortkommen unter den Menſchen vorzubereiten! An der Strafe liegt es nicht, wenn dieſer arme Schelm bald nach ſeiner Freilaſſung aufs neue ungeſchickt etwas begeht, das vom Geſetz als Verbrechen bezeichnet iſt, um aufs neue eingeſteckt zu werden.

Robert Steel wurde wegen eines Verſuches, eine falſche Anweiſung auf die Connecticut-Fluß-Bank auszugeben, zu zwei Jahren verurtheilt. Es erfolgte der Nachweis, daß Perſonen, welche ihn zum Verſuche verleiteten, eigentlich die Strafwürdigen ſeyen, und der Bank-Caſſier ſelbſt verwendete ſich eifrig für ſeine Befreiung, die nach acht Monaten erfolgte. Kein Geſetz verfolgt die wuchernden Reichen, welche durch ihre Capitalmacht Arme bis zur Verzweiflung vermittelſt ſchlauer Berechnungen und Uebervortheilungen treiben, aber den bloßen Verſuch des Aermern zur Uebervortheilung der Reichen ſtraft man hart!

Vincent H. Gunn war wegen Todtſchlags auf zehn Jahre Staatsgefängniß verurtheilt. Er kam eines Abends nach Hauſe, und fand einen gewiſſen Davis bei ſeiner Frau im Bette liegen. Gunn befahl ihm aufzuſtehen und ſich zu entfernen; allein Davis lachte nur und ſpottete, worauf ihm Gunn in der Wuth mit einem Prügel etliche Schläge auf den Kopf verſetzte, an denen Davis nach drei Tagen ſtarb. Dafür ſaß Gunn ſechs Jahre gefangen. Steine ſtatt der Herzen mußten die Geſchworenen haben, welche das „Schuldig“ über dieſen Märtyrer der Criminalgeſetzgebung ausſprachen. Keine Nebenumſtände können eine ſolche Verurtheilung rechtfertigen, wenn vom Standpunkte natürlichen Gefühls ausgegangen wird. Ein Philoſoph erſten Ranges müßte unter ſolchen Umſtänden als vollkommen entſchuldigt angeſehen werden.

John W. Burke war auf 7 Jahre Staatsgefängniß verurtheilt, weil man ihn eines Nothzuchtsverſuches an einem kleinen Mädchen für ſchuldig erkannt hatte. Burke war Schuhmacher, das Mädchen gehörte einem Nachbar und kam öfter in Burke's Stube. Einmal wollte das Kind auf einen Stuhl ſteigen, fiel herab auf einen im Zimmer ſtehenden Zuber und verletzte ſich an der Scham. Der Vater des Kindes, welcher ſchon lange einen Haß auf Burke geworfen hatte, kam nun und verlangte eine Geldentſchädigung, ward aber zur Thür hinausgeworfen. Es kam zur Klage und Unterſuchung, wobei das Mädchen durchaus nicht anzugeben vermochte, wie das Verbrechen an ihr begangen worden ſey; das Kind ſagte zu allen Fragen: ja! Die Aerzte erklärten beſtimmt, daß die Beſchädigung von keinem derartigen Verſuche herkommen könne, und ſelbſt der Diſtricts-Fiscal (attorney) bemerkt, daß er Burke unſchuldig glaube. Dennoch erfolgte das „Schuldig!“ Der arme Mann war ſechs lange Jahre Gefangener, weil er das Kind eines böswilligen Nachbarn um ſich geduldet. Es iſt ſcheinbar billig, daß man von Mitbürgern gerichtet wird; die gelernten Richter in Europa zeigen ſich oft leimſiederiſch und unpraktiſch, aber gleichwohl lebt man mit weniger Rechtsſicherheit unter vorurtheilsvollen Hartherzigen bei Geſchwornen, als unter gleichfalls mehrſeitig Schwachen und Fehlerhaften bei wiſſenſchaftlich gebildeten Richtern. Davon bin ich nach hieſigen Erfahrungen feſt überzeugt, und mir fehlt es nicht an eigenen trüben Erfahrungen hinſichtlich europäiſcher Juriſten-Leimſieder.

Benjamin Townsend, ein 12jähriger Mulattenknabe, ward auf drei Jahre ins Gefängniß wegen Brandſtiftung verurtheilt und nach zwei Jahren entlaſſen, weil ſich gezeigt, daß einige Zeugen falſch gegen ihn geſchworen, um die auf Entdeckung des Brandſtifters geſetzte Belohnung von hundert Dollars zu bekommen.

Wer da weiß, wie leichtfertig in Amerika geſchworen wird; wie der Schwur an amtlicher Stelle zur leerſten Formalität gemacht iſt durch bloße Formalitätsvorſchriften; wem überdem bekannt wurde, daß es ſchwer hält den Meineidigen zur geſetzlichen Strafe zu bringen, der dankt gewiß jeden Abend ſeinem Schöpfer inbrünſtig, wenn wieder ein Tag vorüber iſt, ohne daß er durch Böswillige angeklagt wurde. Und böswillig wie die Affen ſind eine Mehrzahl der Amerikaner, wenn ihnen irgendwie nicht der Willen gethan wird, weil ſie von Jugend auf daran gewöhnt werden, ihren Willen erfüllt zu bekommen. Der allgemein gültige Erziehungsgrundſatz: „The child must have his own will!“ kann — der menſchlichen Natur nach — keine andere Folge nach ſich ziehen; man muß ſich noch darüber wundern, daß nicht noch häufiger böswillige Anklagen erfolgen, als es ſchon der Fall iſt.

Was aber der Criminal-Juſtiz in Amerika noch ein ganz beſonderes düſteres Anſehen gibt, das iſt der ſich einmiſchende Racen- oder Stammeshaß. Nicht nur der Reichere verfolgt und bedrückt den Aermeren, ſondern der Yankee und Nativiſt läßt ſeinen Widerwillen gerichtlich aus gegen den Neger und Negerabkömmling in irgend einem Grade, gegen den Juden, Deutſchen und Iriſchen, oder überhaupt Fremden (Foreigner). Der Geſetzesmoloch fordert, zur Fröhnung einer bornirten Anhänglichkeit an die Strafluſt und Abſchreckungstheorie, gewiſſe Opfer, und da fällt die eingeborene Majorität um ſo ſicherer über die Genannten her, weil ſie die Minderheit bilden und obendrein nicht ſo zuſammenhalten als die engliſchredende Majorität. Ich fand es viel leichter für Jemand, leidlich durchs Leben zu kommen in Rußland, als hier! Die Geſellſchaftsatmoſphäre iſt hier in vielen Beziehungen weit drückender als dort.

E. Peſz.

Die Mauren am Norduſer des Senegal.

(Nach Cap. Faidherbe. Bull. de la Soc. de Geogr. Febr.)

Mit dem Namen Mauren belegt man am Senegal die nomadiſchen Völker am rechten Ufer dieſes Stroms, Völker, die man trotz des ſeit Jahrhunderten mit ihnen getriebenen Handels ſo wenig kennt, daß nicht einmal die allerunförmlichſte Karte ihres Landes und ſeiner Unterabtheilungen, noch weniger der im Norden und Oſten gelegenen Länder beſteht, obgleich bei dem Zuſammenſtrömen von Reiſenden aus dieſem Theile Afrika's in St. Louis Aufklärungen darüber mit Leichtigkeit geſammelt werden könnten. Der Name Mauren, Mauretanier, iſt wahrſcheinlich phöniciſch und bezeichnet, wie das ſpätere arabiſche Maghreb, bloß das Weſtland und die Weſtvölker. Am Ufer des Mittelmeers nennt man jetzt ſo die moslemitiſchen Städtebewohner, die ruhigen mit Pantoffeln und Pfeifen handeltreibenden Leute aus gemiſchtem europäiſchem Blut [1] mit edlen regelmäßigen Zügen, denen ein ſchöner Bart einen majeſtätiſchen Ausdruck gibt, und die ihr Leben zubringen, in reicher zierlicher Kleidung in einer Boutique hockend, die nicht größer als eine Niſche iſt. Dieſe Mauren haben eine ſehr weiße Haut, ſind in Folge ihres ſitzenden Lebens ſehr häufig fett, und bedienen ſich bloß der arabiſchen Sprache. Am Senegal gibt man denſelben Namen armen, wandernden Stämmen, einem unentwirrbaren Gemiſch von Arabern und Berbern, die nothdürftig in ſchlechte blaue Baumwollenzeuge gekleidet, von weißer Race, aber ſo von der Sonne gebräunt ſind, daß man ſie für Mulatten halten würde, hätten ſie nicht die Züge der kaukaſiſchen Race und ſchöne ſeidenartige, obwohl gelockte Haare.

Früher bezeichnete man mit dem Namen Mauren ſämmtliche Bewohner Nordafrika's, ohne zwiſchen Türken, den Mauren der Städte, den Arabern und Kabylen zu unterſcheiden; daneben glaubte man, ſie ſeyen alle ſchwarz wie die Neger. Daher die barocke Idee, den Schauſpieler, der auf den engliſchen Theatern die Rolle Othello's ſpielt, ſchwarz anzuſtreichen, ein widerlicher Unſinn, der gar nicht in die Idee Shakeſpeare's paßt, und das ſchönſte ſeiner dramatiſchen Meiſterwerke unwahrſcheinlich macht. Nimmt man Othello wirklich als einen der ſchönen Typen der feurigen, poetiſchen, leidenſchaftlichen arabiſchen Race, und das Drama Othello iſt ein vollkommenes Werk. Setzt an ſeine Stelle einen Neger mit Wollhaaren und alles wird falſch und unnatürlich, das ganze Intereſſe verſchwindet mit der Wahrſcheinlichkeit und Desdemona iſt nur noch ein Unding mit entartetem Geſchmack.

Doch, um auf unſere Mauren am Senegal zurückzukommen, braucht man, um ihren Stamm zu kennen, nur zu wiſſen, welche Sprache ſie reden. Dieß ſind zwei ganz verſchiedene, die Klam el arab und Klam ezzenaga, d. h. Arabiſch und Zenaga, heißen. Das Arabiſche iſt ein mit dem algieriſchen faſt identiſcher Dialekt, in welchem weniger europäiſche und mehr berberiſche Worte vorkommen, und der in orthographiſcher Hinſicht etwas verdorbener iſt. Das Zenaga iſt ein berberiſcher Dialekt, faſt identiſch mit dem der Schelluah im ſüdlichen Marocco. Wir finden alſo hier, jenſeits der Tropen, wie im ganzen nördlichen Afrika, Berbern und Araber neben einander. Man durchwandere das Land vom Mittelmeer bis zum 15° N. B., und vom atlantiſchen Ocean bis zur libyſchen Wüſte, man findet nichts als arabiſch und berberiſch. Die arabiſchen Dialekte weichen wenig von einander ab, weil das Arabiſche eine geſchriebene, durch die Religion geheiligte Sprache iſt. Dieſe beiden Eigenſchaften fehlen der Berberſprache, deßhalb ſind die Dialekte viel ſtärker geſchieden.

Zwei Sprachen, alſo zwei Völker. Woher das arabiſche Volk gekommen, iſt bekannt, die berberiſche Race iſt augenſcheinlich dieſelbe, welche die Römer Gätulier nannten. Die Schelluah (Gätuli Darä), Berbern des ſüdlichen Marocco, welche der Herrſchaft aller Eroberer Nordafrika's entgangen ſind, zeugen für die alte Nationalität. Ihr Dialekt muß alſo das reinſte Berberiſch ſeyn, und ihm nähert ſich das Zenaga am meiſten.

Unbeſtreitbar ſcheint, daß dieſe berberiſch redende, weiße, energiſche, arbeitſame, wo nicht beſondere Umſtände einwirken, zu einem anſäſſigen Leben geneigte Race, welche mehr Ehrlichkeit hat als die Araber, und die Frauen weit höher ſtellt als dieſe letztern, darum auch nicht ſehr zur Vielweiberei neigt, daß dieſes Volk ſeit dem 7ten Jahrhundert von den arabiſchen Schaaren, welchen der Fanatismus eine unwiderſtehliche Kraft gab, beſiegt, zurückgeworfen und zerſtreut wurde. Was iſt nun aus dieſem Volk geworden, nachdem es die Religion des Siegers angenommen, und anfangs ſeine Siege, dann ſeine Unfälle in Spanien, Frankreich und Afrika getheilt? Seine Trümmer finden ſich jetzt in allen Theilen Nordafrika's zerſtreut, und es hat alle Wechſelfälle der Geſchicke, ſelbſt eine Wiederkehr des Siegs und der Unabhängigkeit erfahren, welche einem beſiegten Volke zu Theil werden. In den ſchroffen Bergen des Dſchurdſchura und Aures hat es ſich zu mächtigen und freien Republiken ausgebildet, ſpricht berberiſche und Schawiah- [1] Dialekte, tauſcht mit den Arabern Kugel um Kugel, Haß um Haß, Verachtung gegen Verachtung, und übt die Vorſchriften des Islam, der ihm aufgepfropft iſt und ſeinen jetzigen Neigungen nicht entſpricht, nur mit Lauheit aus.

Auf den Abhängen eben dieſer Ketten und in den minder unzugänglichen Ketten ſelbſt finden wir berberiſche Stämme, die durch den unaufhörlichen Verkehr mit den Arabern deren Einfluß in ſtärkerem Maaße erfahren, ihre Sprache und mehr oder minder auch ihre Lebensweiſe und ihren Fanatismus angenommen haben. Weiter im Süden haben die Berbern unter dem Namen der Beni Mzab faſt ein Schisma im Islam hervorgebracht; ihre Sprache iſt ſehr verändert, und ſie treiben ausſchließlich Handel, ſo daß ſie faſt den Juden gleich ſtehen. In Tunis finden wir Berbern unter denſelben Verhältniſſen, wie in Algerien, in Marocco reichen ſie bis ans Meeresufer, und im Süden, im Darah und Tafilelt finden ſich die Schelluah, der unbeſiegte Kern der berberiſchen Race, ein kriegeriſches, wildes Volk, das gegen Bezahlung die Karawanen geleitet. In dem Theil der Wüſte, der ſich von Cap Blanco bis Tombuctu erſtreckt, ſind die Berberſtämme allenthalben mit arabi-

[1] D. h. der Verfaſſer nimmt an, daß die alten aus den Römerzeiten ſtammenden Coloniſten mit den erobernden Arabern und den ehemaligen Ureinwohnern ſich verſchmolzen.

[1] Schawiah oder Schowiah iſt ein arabiſches Wort, das „Hirten“ bedeutet; der Name kommt in Marocco wie im algieriſchen Gebiet vor, und ſcheint berberiſche Hirtenſtämme zu bezeichnen, während ſonſt das Hirtenleben nur bei den Arabern ſich findet. A. d. U.

ſchen gemiſcht. Derjenige Bruchtheil dieſes Stammes, welcher ſich die außerordentlichſte Stellung behauptete, ſind ohne Widerſpruch die Tuaregs, zuverläſſig Berbern, da ſie ſich allen Völkerſchaften, welche Dialekte dieſer Sprache reden, verſtändlich machen können. Dieſe glaubten ſich erſt inmitten der ungeheuern Einöden der Sahara in Sicherheit, und hier in den Bergen, die ihnen als Rückzug dienen, und welche wahrſcheinlich nicht ſo öde ſind, als man glaubt, nähren ſie einen unverſöhnlichen Haß gegen die Araber, deren Schrecken ſie ſind.

Endlich finden wir, wie ſchon geſagt, die Berbern am Senegal wieder; dieſe wurden durch den Vortrab der erſten arabiſchen Einfälle fortgeriſſen, oder flüchteten ſich anfangs allein in dieſe glühenden Gegenden, wohin ſpäter beim Umſchwung des Geſchicks, den die Moslems am Ende des 15ten und im 16ten Jahrhundert erfuhren, flüchtige arabiſche Stämme ihnen folgten und ſie unterwarfen. Wir halten letzteres für das Wahrſcheinlichere, denn die Zenaga gelten für die älteſten Bewohner im Lande. Gelegentlich wollen wir auch bemerken, daß das Wort Senegal, womit die Franzoſen den Strom bezeichnen, vor 150 Jahren Senega oder Zenaga geſchrieben wurde, und ganz einfach der Name der Berberfamilie iſt, welche die erſten Seefahrer aus Dieppe an ſeinen Ufern angeſiedelt fanden.

Die Trarza, die Aidu-el-Hadſch, die Bracna und die Duaiſch nehmen vom Meer angefangen bis an die Gränze des franzöſiſchen Comptoirs, 250 Lieues von der Mündung, das rechte Ufer des Fluſſes ein. Dieſe Nomadenſtämme haben eine jährliche Bewegung, welche vollkommen der der Saharaſtämme in Algerien entſpricht. Während letztere alle Jahre während der trockenen Jahreszeit in die Ebenen des Tell ziehen, um hier Weiden zu finden und Getreide zu kaufen, kommen dieſe alle Jahre während der trockenen Jahreszeit, um an den Ufern des Senegal Weiden zu ſuchen und Hirſe zu kaufen; zur Winterszeit aber, d. h. während der Regen, weichen ſie den Ueberſchwemmungen aus, und dringen in die Wüſte ein, wo ſie um dieſe Jahreszeit das nöthige Gras für ihre Heerden und eine nicht von den Miasmen der ſumpfigen Ufer des Senegal verpeſtete Luft finden. Bei dieſen Völkern findet man nicht die in andern arabiſchen Ländern ziemlich allgemeine Gleichheit der Verhältniſſe: die Stämme ſind entweder unabhängig oder tributär oder in verſchiedenen Abſtufungen unterjocht. Die einen ſind mächtig und kriegeriſch, deßhalb bezeichnet man ſie mit dem Namen Haſſan, was im Arabiſchen „ſchön“ oder „gut“ bedeutet, am Senegal aber mit „Fürſt“ überſetzt wird. Die andern ſind tributär, von den andern mehr oder minder mitleidslos, je nach ihrer Widerſtandsfähigkeit, ausgeplündert. Man nennt dieſe Zenaga, es iſt aber wohl zu bemerken, daß dieſer Name und ihre Stellung zwar zu beweiſen ſcheinen, daß ſie hauptſächlich von dem beſiegten Volk abſtammen, daß ſie aber faſt alle deren Sprache vergeſſen haben, und nur arabiſch reden, eben ſo wie die oben erwähnten Bergſtämme in Algerien. Die Zenagaſtämme bekriegen ſich ſelbſt unter einander, und vereinigen ſich auch mit den Haſſan-Stämmen, von denen ſie in ihren Kriegen unter einander abhängen.

Endlich beſteht noch eine dritte ſehr merkwürdige Abtheilung, nämlich die der Marabutſtämme. Dieſe ſprechen unter einander das Zenaga, und ſie allein verſtehen es, dabei aber ſprechen ſie auch das Arabiſche, ſelbſt beſſer als die Haſſan, denn in ihrer Eigenſchaft als Marabuts betreiben ſie Studien, welche von den andern durchaus vernachläſſigt werden. Die Marabutſtämme führen nie Krieg; dieſer Umſtand, ſo wie der Gebrauch des Zenaga, beweiſen deutlich, daß ſie gleichfalls vom beſiegten Volk abſtammen; ſie wollten durch Gelehrſamkeit und durch die Religion die Achtung wieder erwerben, welche ſie durch ihre Stellung als Beſiegte verloren hatten. In der That wußten ſie auch großen Einfluß über die Häupter der Haſſanſtämme zu erlangen. Da indeß ein Moslem, wenn er ſich auch nicht Scherif, d. h. einen Nachkommen Fatima's, der Tochter Mohammeds, nennen kann, wenigſtens zu dem Volk, das der Welt den Propheten gab, gehören will, ſo machen die Zenaga-Marabuts den Negern, welche bei ihnen den Koran lernen wollen, weiß, ſie ſelbſt ſeyen die ächten Araber, das Zenaga ſey die eigentliche Sprache der räuberiſchen, unruhigen Haſſan, und dieſe ihnen, den friedlichen Gummikaufleuten, verhaßt; die Haſſan hätten ihre Sprache mit der arabiſchen vertauſcht, und die Marabuts dann das Zenaga angenommen, um unter ſich verkehren zu können, ohne von den andern verſtanden zu werden. Das iſt aber eine grobe Lüge, gut genug für die Neger, vor den Haſſan würden ſie gewiß nicht wagen, ſie offen auszuſprechen. Dieſe Marabuts treiben ſtarken Handel; außer dem Einſammeln und dem Verkauf des Gummi, was ſie faſt ausſchließlich betreiben, ziehen ſie auch in Karawanen zu den Negern des linken Ufers, um Hirſe zu kaufen, und bringen die ſogenannten Guineazeuge, die ſie von den franzöſiſchen Negern einhandeln, weithin nach dem Norden und Oſten. Sie haben auch regelmäßige Verbindungen mit dem Lande Adrar, das eine Oaſe einſchließt, etwas nördlich von Cap Blanco, 7 Tagreiſen von dem See Aleg.

Die Namen der Stämme auf dem rechten Ufer des Senegal, wie ſie Golbéry, Caillé und andere Reiſende gegeben haben, ſind vollkommen ungenau. Nicht nur ſind die arabiſchen Namen gänzlich verſtümmelt, ſondern man macht auch einzelne Dörfer zu Stämmen, wie dieß allen denen ergeht, die nicht den Bau der arabiſchen Geſellſchaft kennen, und die Stämme und ihre Unterabtheilungen nicht zu unterſcheiden wiſſen. Eine andere Urſache von Irrthümern und ſeltſamen Täuſchungen iſt der Mißbrauch von Titeln und Würden, die man nach dem Beiſpiel des Pater Labat, ihres ſpaßhaften Geſchichtſchreibers, den geringſten Häuptlingen des Landes beilegte. Pater Labat, ein witziger, humoriſtiſcher Mann, der von Großen des Hofs, von Stallmeiſtern, Aufſehen des Schatzes und des königlichen Hauſes ſprach, machte ſich augenſcheinlich über ſeine Leſer luſtig. Man hat ſeine Scherze für Ernſt genommen, und alle die pomphaften Titel beibehalten. So bezeichnet man noch die Scheichs dieſer Völkerſchaften als mauriſche Könige am Senegal, und man gibt einem Diener, den ſie an die Franzoſen ſenden, um den Tribut zu erheben, welchen die Franzoſen Coutume nennen, den Namen eines Miniſters. An Stolz fehlt es freilich dieſen Arabern gegen die Chriſten nicht. Dieſe durch die Verträge beſtimmte Abgabe an Waaren, welche man an die Häuptlinge des Landes für den Schutz des Handels mit ihren Unterthanen zahlt, heißt mit einem arabiſchen Wort Amkubel, worunter Araber und Neger einen erzwungenen Tribut verſtehen, den die Franzoſen für die Erlaubniß, an den eingenommenen Punkten ſich aufzuhalten und Handel zu treiben, bezahlen. Unter ſich ſcheinen ſie aber das Wort „Dſchezja“ zu gebrauchen, was den Tribut bezeichnet, zu welchem die Moslems

die beſiegten Chriſten verurtheilen, dafür daß ſie ihnen erlauben ihre Religion auszuüben.

Ein auffallender Umſtand, welcher den Einfluß des berberiſchen Elements bei den Völkern auf dem rechten Ufer des Senegal zu beweiſen ſcheint, iſt der, daß die vom Islam geſtattete Vielweiberei hier ſehr ſelten, während ſie bei den benachbarten Negern ganz gewöhnlich iſt. Dagegen kommt die Eheſcheidung ſehr häufig vor, und die Ehemänner kennen die ſprüchwörtliche Eiferſucht der eigentlichen Araber nicht. Man bemerkt dasſelbe bei den Kabylen Algeriens.

Unter den Haſſan-, Marabut- und Zenaga-Stämmen — mit welchem letztern Wort man die unterworfenen Stämme bezeichnet, obgleich ſie mit Ausnahme eines einzigen nicht mehr Zenaga ſprechen, während die Zenagaſprechenden Marabuts dieſen Namen nicht führen — ſtehen die Stämme der Ahrathin, Mulatten und ehemalige freigelaſſene Sklaven; ſie führen den Namen des Stammes zu dem ſie gehören, ſo z. B. Ahrathin der Ulad Achmed Ben Daman. In dem Kriege halten ſie ſich zu dieſem ihrem Hauptſtamm. In der Colonie am Senegal bezeichnet man ſie häufig mit dem Namen Jolof-Pourogne; die meiſten ſollen vom Negerſtamm der Serrer ſeyn, deſſen Reſte man im Baol, in der Umgegend des Cap Verde, findet. Endlich kommen die eigentlichen Negerſklaven, welche die Araber und Zenaga auf dem linken Ufer des Stroms kaufen oder rauben. Man unterſcheidet die Abid (Sklaven) Nanema, welche in der Familie geboren ſind, niemals verkauft und mit einiger Rückſicht behandelt werden; die Abid Törbia, die bloß in der Familie erzogen ſind, und die man gleichfalls ſelten verkauft; die gewöhnlichen Abid werden verkauft und gekauft, wie Ochſen, und man gibt manchmal 15 oder 20 für ein ſchönes Pferd. Eine Beiſchläferin heißt Dſcharia; hat ſie ein Kind von ihrem Herrn, ſo nennt man ſie Om el Uled (Mutter der Kinder), und ſie wird frei. Außer dieſen Sklaven können ſich keine Negerſtämme auf dem rechten Ufer halten, und das ganze Land vom Senegal bis zum Wad Nun, und vom Meer bis zur libyſchen Wüſte iſt von Arabern, Berbern und ihren Miſchlingen beſetzt.

Die Armenier in der Türkei.

(Nach Ubicini. Revue de l'Orient. Avril.)

Das Bild, welches Lamartine von den Armeniern entworfen hat, iſt treffend: „dieſe Armenier ſind eine prächtige Race Leute, nobel und einfach gekleidet mit einem ſchwarzen Turban [1] und einem langen blauen Rock, der durch einen weißen Kaſchmirſhawl um den Leib befeſtigt iſt; ihre Formen ſind athletiſch, ihre Geſichter intelligent, aber gemein, der Teint dunkel, das Auge blau, der Bart blond; ſie ſind arbeitſam, ruhig, aber auch berechnend und habſüchtig; ſie ſtellen ihren Handelsgeiſt dem Sultan oder den Türken zu Gebot; an dieſer Menſchenrace iſt nichts heroiſches oder kriegeriſches, der Handel iſt ihr Element, und ſie werden ihn unter allen Herren treiben. Sie ſind diejenigen Chriſten, welche am meiſten mit den Türken ſympathiſiren. Ihre Frauen, deren Züge eben ſo rein, aber zarter ſind, und an die ruhige Schönheit der Engländerinnen oder der ſchweizeriſchen Bäuerinnen erinnern, ſind bewundernswerth.“ So erſcheinen in der That die Armenier von Konſtantinopel und den andern Handelsplätzen, und ſie verbergen unter einem nobeln Aeußern nur ſchlecht die Plumpheit ihres Geiſtes und die Kleinlichkeit ihres Charakters. Aber außerhalb der Städte, näher an ihrem heimiſchen Boden, in der Umgegend von Tauris oder Erzerum, iſt der Armenier nicht mehr derſelbe: der Stolz des Ausdrucks und die Energie ſeines Weſens heben die Schönheit ſeines Körpers. Er hat mitten unter ſeinen harten Arbeiten etwas von dem unabhängigen Geiſt und dem kriegeriſchen Sinn ſeiner Ahnen bewahrt. [1] Darum hat ihn auch der Druck nur von Ferne berührt. Selbſt unter den Verheerungen des Kriegs hat er fortgefahren ſein Land zu bauen; ſeine Frau und ſeine Töchter ſcheuen ſich nicht, ſich unverſchleiert den Blicken der Soldaten auszuſetzen; ſeine Kirchen wurden geachtet und blieben Tag und Nacht offen. Ehe die Ruſſen ſich jenſeits des Kaukaſus feſtſetzten, kämpfte er wiederholt in den Reihen der Perſer, oder ließ ſich zum Dienſt der engliſchen Compagnie in Indien anwerben. Als Kaufmann blieb er nicht in ſeinem Comptoir eingeſchloſſen, um zu rechnen oder Dukaten zu beſchneiden, ſondern führte ſelbſt ſeine Karawane bis nach China. Es iſt derſelbe Contraſt, den wir auch zwiſchen den entarteten Griechen zu Konſtantinopel oder in den Handelsſtädten Aſiens und dem Palikaren von Epirus oder Macedonien ſehen, der wie die ehemaligen Klephten ſein Leben mit dem Gewehr auf der Schulter in freier Luft zubringt. Hiezu kommt noch die gewiſſermaaßen traditionelle Anhänglichkeit an die alten Sitten und Gebräuche. Die unterwürfige Frau wagt kaum die Augen aufzuſchlagen gegen ihren Mann, die Tochter ſetzt ſich nie in Gegenwart ihres Vaters, und der Greis braucht nur durch ein Zeichen ſeinen Willen kundzugeben, um augenblicklichen Gehorſam zu finden. Man ſollte ſich noch in den Zeiten der Patriarchen glauben.

Aber in die Städte verpflanzt entarten die Armenier ſchnell. Wenn die Hirten und Ackerleute zu Kaufleuten geworden ſind, erſticken Gewinnſucht, die Berührung mit den Türken und bald auch die Nachahmung europäiſcher Sitten in ihnen alle männlichen Regungen. Die Energie der Race iſt verſchwunden, und macht einer Kleinmüthigkeit Platz, die ihres Gleichen nicht hat, ſelbſt bei den Juden. Die Gebräuche, die allenthalben ſo mächtig zur Erhaltung

[1] Seit der Reform tragen die Armenier, wie die andern Unterthanen der Pforte, ſtatt des Turban den Feß von rother Wolle.

[1] Zonton äußert ſich in ſeiner Schrift: la Russie dans l'Asie Mineure, über ſie folgendermaaßen: „der Armenier in ſeinem Heimathlande iſt allerdings minder civiliſirt, hat aber mehr von ſeiner urſprünglichen alten Einfachheit behalten, und es bleibt ihm mitten in ſeiner Knechtung ein Gefühl von Stolz und kriegeriſchem Muth. Auch muß man eine Ausnahme machen bei den Vornehmen oder dem Adel, die in einer unabhängigen Stellung mit einer höhern Einſicht auch die Vortheile der Erziehung verbinden. Sie ſind verſtändig, thätig und zu allem geſchickt; als Soldaten zeichnen ſie ſich aus, ſelbſt in den höhern Graden. Ihre Leichtigkeit ſich alle Sprachen anzueignen, iſt außerordentlich.“

der Nationalität beitragen, und welche bei den Armeniern merkwürdiger ſind, als die Sitten, verlieren ſich faſt ganz, und kaum findet man in den Heurathsceremonien noch einige Spuren. Nur der Glaube und einige Eigenſchaften, die mit dem ſpeculativen Geiſt der Race zuſammenhängen, nämlich Ordnung, Sparſamkeit, Thätigkeit und ein hoher Grad von Rechtlichkeit, ſind unverſehrt geblieben, und haben in unſern Tagen nicht wenig beigetragen, die Macht und den Credit der Armenier wieder zu heben.

Die Habſucht, die man den Armeniern ſo oft vorgeworfen hat, ſchließt bei ihnen die Neigung zur Eitelkeit und Prachtliebe nicht aus. Haushälteriſch, ſelbſt ſparſam in ihrem Hauſe laſſen ſie doch, wie die Griechen, ihren Reichthum gerne vor den Augen der Fremden glänzen. Seit Aufhebung der alten Luxusgeſetze, die ihnen wie den andern Rajahs gewiſſe Stoffe unterſagten, und ſie zwangen das Vordertheil ihres Hauſes ſchwarz zu malen, ſind ſie es, welche in der Türkei den größten Luxus, ſowohl in ihrer Kleidung als in der Verzierung ihrer Häuſer entfalten. Die ſchönſten Paläſte, das prächtigſte Ameublement, die ſchönſten Wagen gehören ihnen. Der Erzzollpächter Dſchezairli unternahm vor nicht langer Zeit die Erbauung eines Palaſtes am Bosporus, deſſen Vollendung einige Jahre ſpäter ſeine Ungnade verhinderte, und deſſen Koſten damals auf mehr als 10 Mill. P. (1 Mill. fl. C. M.) berechnet waren. Namentlich unter den katholiſchen Armeniern, welche den europäiſchen Sitten und der europäiſchen Civiliſation näher ſtehen, hat ſich dieſer Geſchmack an Luxus entwickelt; ſie zeigen auch viel entſchiedenere Neigung und Fähigkeit für Kunſt und höhere Bildung. Sind ſie minder gelehrt als die nicht unirten Armenier, ſo haben ſie eine viel größere Anzahl Literaten, Künſtler und namentlich Aerzte, worunter mehrere Profeſſoren an der Schule von Galata Serai. Sie ſchicken ihre Kinder nach Frankreich, Italien und Deutſchland, halten ihnen franzöſiſche Lehrer, und geben ſich das Anſehen, als ſprächen ſie unter ſich die Sprachen Europa's, welche die andern Armenier kaum zu ſtudiren anfangen. Sie haben ſchon lange den Jaſchmak und den Feredſche, [1] den die ſchismatiſchen Armenierinnen noch immer tragen, verworfen, und die franzöſiſchen Moden angenommen. Indeß iſt alle dieſe Civiliſation nur äußerlich, und wenn in der Ausrüſtung der Häuſer, ſowie in den Sitten und der Sprache der Bewohner die Oberfläche europäiſch iſt, ſo bleibt der Grund doch armeniſch.

Indeß, wie dem auch ſey, wenn dieß Streben nach der Aufklärung und den Wiſſenſchaften des Occidents auch in einer gewiſſen Zeit eine moraliſche Wiedergeburt des türkiſchen Armeniens herbeiführt, kann man es zugleich als ein Anzeichen von politiſcher Emancipation betrachten? Ich glaube, nein. Mehr getrieben von dem Bedürfniß der Hoffnung, das bei den Maſſen, wie bei den Individuen ſelbſt die grauſamſten Täuſchungen überlebt, als geleitet von einer genauen Einſicht in der Sachlage, haben einige ihren Landsleuten an Bildung überlegene Männer von Wiederaufrichtung der armeniſchen Nationalität geträumt. Aber wo? wie? wo ſind die Elemente der Wiederaufrichtung? Wie ſoll man die auf der Oberfläche des alten Continents zerſtreuten Mitglieder der Familie Hajasdans ſammeln? Nirgends iſt ein Mittelpunkt. Die Unabhängigkeit Armeniens, ſelbſt zur Zeit ſeiner Fürſten, war faſt nie mehr als eine Chimäre; wie ſoll man nach ſechs Jahrhunderten der Knechtſchaft eine Wirklichkeit daraus machen? Vergebens klagt man, daß die urſprüngliche Organiſation Armeniens von den verſchiedenen Gewalten, die auf einander folgten, abſichtlich beibehalten worden ſey, daß die Geiſtlichkeit nicht zu thun verſtand, was die Geiſtlichkeit im Occident that, daß ſie ſich darauf beſchränkte, rein im geiſtlichen Sinn des Worts chriſtlich zu bleiben, und nicht daran dachte, ihren Einfluß auf die Maſſe zur Bildung und zum Unterricht derſelben zu verwenden. Das heißt die Gründe der Krankheit aufſuchen, ohne das Abhülfsmittel anzugeben. Was hilft es, daß die Kurden, dieſe abgehärteten Nomaden, die ſo lange im Kriege mit den Türken lagen, ſich meiſtens Armenier nennen? Was hilft es, daß in der Mitte Kleinaſiens 50, vielleicht 80,000 Zeibuns ſind, welche die Obergewalt der Pforte nur dem Namen nach anerkennen? Iſt dieß ein genügender Kern, um die übrigen, einander unbekannten, auf ungeheuren Entfernungen zerſtreuten Bevölkerungen, die meiſt kein anderes Band kennen, als die Tradition ihres gemeinſamen Urſprungs unter ſich zu verbinden?

Eine Zeitlang, von 1823 bis 1829, ſchienen die Armenier ihre Befreiung für nahe zu halten. Rußland, das ihrer bedurfte, um den moslemitiſchen Streitkräften eine Diverſion zu machen, ſchmeichelte ihnen mit der Errichtung eines unabhängigen Fürſtenthums unter der Schutzherrſchaft des Czars. Sie glaubten dieſen Verſprechungen, und während ſechs Wochen hielten ſie an ihren Gränzen ein Corps von 80,000 Perſern auf, das die Ruſſen in der Flanke zu faſſen ſuchte. Sie wurden für ihre Aufopferung ſchlecht belohnt: nicht nur hielt man ihnen die gemachten Verſprechungen nicht, ſondern da eine gewiſſe Aufregung im Lande ſich bemerklich machte, wurde ihr Erzbiſchof Nerſes nach Beſſarabien verbannt, während ihre vornehmſten Anführer, darunter der berühmte Lazarewiſtan, theils nach Rußland geführt wurden, wo man nichts mehr von ihnen hörte, theils in verſchiedenen Ländern ſich zerſtreuten. Seit dieſer Zeit haben die türkiſchen Armenier, welche vorher in Abtheilungen von 12 bis 15,000 Perſonen auf ruſſiſches Gebiet auswanderten, ſich unmerklich den Osmanlis genähert, mit denen ſie viel mehr Familienverwandtſchaft haben, als mit den Ruſſen, und deren Herrſchaft immer minder ſchwer auf ihnen laſtete, als auf den Griechen. Die Armenier ſind überhaupt von allen der Pforte unterworfenen Völkern dasjenige, welches am meiſten gemeinſame Intereſſen mit den Türken hat, und am directeſten bei ihrer Erhaltung betheiligt iſt. Faſt der ganze innere Handel und die heimiſche Induſtrie ſind in ihren Händen, und da ihr Zuſtand unter dem neuen Türkenregiment ſich fortdauernd beſſert, und ſie nicht mehr zu fürchten haben, daß man ihnen das Geld, welches in ihren Koffern ſich anhäuft, mit Gewalt entreiße, ſo ſind ſie die letzten, die eine Veränderung wünſchen. Deßhalb fürchten auch jetzt die Armenier nicht minder als die Türken, die Ruſſen möchten nach Konſtantinopel kommen, nur werden ſie, wenn eine ruſſiſche Armee Konſtantinopel belagerte, ſich nicht an die Türken anſchließen, um dasſelbe zu vertheidigen, denn ihr Leben lieben ſie noch mehr als ihr Geld, und ſie verabſcheuen den Kampf mehr als die Knechtſchaft.

[1] Der Jaſchmak iſt bekanntlich der Schleier, den die türkiſchen, armeniſchen und jüdiſchen Frauen ſo um Kopf und Hals wickeln, daß man kaum die Augen und den obern Theil der Naſe ſieht; der Feredſche iſt ein großer Mantel.

Finanzielle Verhältniſſe.

Die großen Schlachten, die raſchen Erfolge, die Glückswechſel, auf die man mit ſo großer Spannung wartete, wollen immer noch nicht kommen. Einſtweilen ſpeist man die nach Neuigkeiten ſich ſehnende Menge mit finanziellen Verhandlungen ab, die allezeit etwas langweilig, jetzt aber, wo man kriegeriſche Entſcheidungen erwartet, unausſtehlich ſind. Indeß möchten wir doch wohlmeinend rathen, auf dieſe finanzielle Zuſtände ein aufmerkſames Auge zu richten, man lernt manches daraus, wovon in den Zeitungen nichts ſteht. Es iſt jetzt etwas über ein Jahr her — am 18 April 1853 — daß Gladſtone ſein anſcheinend ſo friedſeliges Budget vorlegte, das aber ſo klug eingerichtet war, daß es ſich, wie wir ſeiner Zeit bemerkten (ſ. Nr. 17 v. vor. J.), mit der größten Leichtigkeit in ein Kriegsbudget umwandeln ließ. Jetzt hat Hr. Gladſtone nicht mehr nöthig hinter dem Berge zu halten, ſondern er ſpricht friſch von der Leber weg vom Krieg und von den Mitteln, womit er die Auslagen beſtreiten will. Die Vorſicht, mit der man ſeit Jahren alles vorbereitet, gibt ſich allenthalben zu erkennen: man hat vor einem Jahr die Erbſchaftsſteuer aufgelegt, wozu bei dem damaligen Stande der Finanzen keine eigentliche Veranlaſſung war, und man hat die Einkommenſteuer auf die Einkommen von 100 bis 150 Pf., ſowie auf Irland ausgedehnt, wodurch man eine jährliche Mehreinnahme von etwa 800,000 Pf. erzielte. Jetzt ſtellt ſich die Sache noch ganz anders: man verdoppelt die 6,300,000 Pf. betragende Einkommenſteuer, man erhöht die Abgabe von ſchottiſchen und iriſchen Branntweinen um 450,000, man verſchiebt die Reduction der Zuckerzölle, wodurch 800,000 Pf. gewonnen werden, und erhöht die Malzſteuer um 2,450,000, das macht zuſammen netto 10 Mill. Pf. St. Gladſtone braucht nun das nächſtemal nur noch die Herabſetzung des Theezolls einzuſtellen, um gleichfalls anderthalb Millionen zu gewinnen.

Auf dieſe Vorſorge, ſichere 10 bis 12 Millionen Pfund mehr Einkommen zu haben, beſchränkt ſich indeß die Eigenthümlichkeit der neuen finanziellen Auseinanderſetzung nicht; ſichtlich will man einen ganz neuen, bisher nicht betretenen Weg einſchlagen, oder richtiger geſagt, den alten ausgetretenen und als ſchädlich erkannten verlaſſen. So z. B. verſichert Hr. Gladſtone, daß es durchaus nicht in ſeiner Abſicht liege, von den finanziellen Grundlagen des Jahres 1845 wieder abzugehen, d. h. mit andern Worten, man werde von den auf der Induſtrie laſtenden und ſeit jener Zeit aufgehobenen, namentlich Acciſeabgaben keine wieder auflegen. Darum hat auch die Vorlage Gladſtone's namentlich in dieſer Beziehung, großen Beifall gefunden, ſo viel auch in anderer Beziehung darüber gebrummt werden wird, wie wir gleich ſehen werden. Das Wichtigſte in Gladſtone's Erklärung iſt aber, daß er die alte Methode, Renten zu einem niedrigen Preis zu verkaufen, die dann der Staat voll bezahlen muß, verlaſſen will. Zu dieſem Ende hatte er ein temporäres Anlehen in ſogenannten Exchequer Bonds von 6 Mill. in 3 Abtheilungen à 2 Millionen ausgeſchrieben. Daß dieſer Plan nicht gleich gelang, ſtört ihn nicht, er ſchreibt dieß dem Abgehen von der „alten Methode gigantiſcher finanzieller Operationen am Beginn eines Kriegs zu, wodurch die Contracteren coloſſale Vermögen zu erwerben pflegten“ Das heißt mit der alten Methode im Vertrauen auf die Kräfte und den guten Willen der Steuerzahler geradezu brechen. Er will, um nicht zu Anlehen ſeine Zuflucht nehmen zu müſſen — wobei man jetzt ſicherlich nicht mehr als 86 für 100 bekäme — „Interims-Fonds“ ſchaffen. Zu dem Ende verlangt er Ermächtigung vom Parlament, „die Contracte über die erſte Serie von Exchequer Bonds beſtätigen und eine zweite Serie von 2 Mill. Pf. ausgeben zu dürfen.“ Eben ſo verlangt er Ermächtigung „für 2 Mill. Exchequer Bills (Wechſel auf die Staatscaſſe) ausgeben zu dürfen, und allenfalls auch noch ſo viel, als von den 4 Mill. Exchequer Bonds auf dem Markt keine Abnehmer fände.“ Hieraus erſieht man, wie unabhängig ſich die engliſche Regierung von den großen Capitaliſten geſtellt hat durch ihre wohlgeordneten, alles Zutrauen einflößenden Finanzen, denn ſonſt könnte ſie nicht wagen, dieſen Capitaliſten gegenüber, welche ſo manchen andern Staat bis aufs Blut ausſaugen, eine ſo ketzeriſche Lehre vorzubringen.

Indeß mag Hr. Gladſtone doch nicht zu früh jubeln; dießmal wird er ſiegen, wenn gleich nicht ohne bedeutende Klagen, und namentlich wird die Claſſe, deren hauptſächlichſter Vertreter der Morning Advertiſer iſt, nämlich die kleinen Leute mit 100 bis 200 Pfd. Einkommen, ihre Klagen laut erſchallen laſſen; von dieſer wird auch der Antrag ausgehen, daß man dennoch zu Anlehen ſeine Zuflucht nehmen müſſe, daß es thöricht ſey, einen ſolchen Kampf ohne dieß Hülfsmittel beenden zu wollen. Man erwartet namentlich in dieſer Claſſe ein ſo ausgeſprochenes Mißvergnügen, daß z. B. der Morning Herald den Verdacht ausgeſprochen hat, es ſtecke ein abgeſeimtes Spiel dahinter, um dem Philiſter den Krieg zu entleiden, und Gelegenheit zu einem ſchimpflichen Friedensſchluß zu erhalten. Wir laſſen die Anſicht des Herald gelten für das was ſie werth iſt; ſie darf wohl kaum höher angeſchlagen werden, als die Urquharts, der allenthalben Verrath wittert. Gewiß iſt allerdings, daß die Zahlung von 12 Pfd. einem Mann mit 200 Pfd. Einkommen läſtiger fallen muß, als die von 120 Pfd. einem Mann mit 2000 Pfd. Einkommen. Indeß iſt nicht zu fürchten, daß die engliſche Regierung den Kampf in die Länge ziehe; eher iſt zu beſorgen, daß ſie in der Eilfertigkeit ihn zu Ende zu bringen das Ziel überſchieße. Die zweifelhafte Art jedoch, wie ſich Hr. Gladſtone ausſpricht, indem er ſagt, „*wenn* der Krieg zu Ende gehe während der Zeit, wo die Einkommensſteuer noch verwilligt ſey“, ſo ſolle der Ueberſchuß nachgelaſſen werden,“ fällt auf, denn da die Einkommenſteuer bis zum Jahr 1860 verwilligt iſt, ſo ſcheint Hr. Gladſtone dem Krieg kein baldiges Ende zu prophezeien. Solche Aeußerungen ſind im gegenwärtigen Augenblick zu beachten, ſie werfen ein Licht auf den Stand der Sache, und beſtätigen die geſunkene Hoffnung einer ſchnellen Beendigung.

Aus der Art, wie Hr. Gladſtone den großen Capitaliſten den Handſchuh hinwirft, läßt ſich indeß noch eine andere Folgerung ziehen, von der ſchon hin und wieder in den engliſchen Blättern Erwähnung geſchah. Sie betrifft das Verhältniß der Regierung zur Bank, deſſen wir früher ſchon (ſ. Nr. 17) gedachten. Die Angriffe gegen die Bank, oder vielmehr gegen das Verhältniß der Bank zur Regierung mehren ſich, und ein Artikel der Times vom 11 d. hat großes Aufſehen erregt. Geſtützt auf den Satz in Gladſtone's Rede, „daß Bank und Regierung in Uebereinſtimmung mit einander handeln müßten, daß der Gouverneur der Bank als Wächter der beſondern Intereſſen dieſer Anſtalt, der Schatzkanzler als der Wächter

der Staatsintereſſen handeln müſſe", läßt ſie ſich über das Verhältniß beider folgendermaaßen aus: „wenn unſere Geldangelegenheiten ſtets durch zwei ſtreitende Parteien geleitet werden ſollen, ſo iſt Uebereinſtimmung unmöglich; die Bank mag mit dem Schatzkanzler übereinſtimmen oder nicht, ſtets muß das Publicum darunter leiden. Ihre Intereſſen ſind entgegengeſetzt als Entleiher und Darleiher, als Deponent und Depoſitar, und wenn ſie übereinſtimmen, wird dieſe Uebereinſtimmung erkauft auf Koſten des Publicums, indem eine unnöthig große Summe deponirt bleibt, und man der Bank Intereſſen dafür zahlt, daß ſie uns unſer eigenes bei ihr deponirtes Geld leiht. Iſt aber der Schatzkanzler nicht geneigt, das Geſchäft in der für die Bank vortheilhafteſten, für das Publicum aber am mindeſten vortheilhaften Weiſe fortzuführen, ſo entſteht Uneinigkeit, und darunter leiden der Credit und die Hülfsmittel der Regierung ſehr weſentlich. Es liegt in der Gewalt der Bank — eine Gewalt, die ſie durch ihre enge Verbindung mit der Regierung erlangt hat — indirect einen Schatzkanzler zu untergraben, ſeine Plane zu discreditiren, und zahlloſe geheime aber ſehr wirkſame Einflüſſe gegen ihn ſpielen zu laſſen. So entſpringt ſicherer Nachtheil daraus, daß die Geldgeſchäfte des Staats einer beſondern Corporation anvertraut ſind. Der Vortheil einer Staatsanſtalt wäre, daß es keiner Unterhandlung bedürfte, daß ſie bloß ein Werkzeug, nicht ein Gegner wäre. Es iſt ganz recht, daß unſer Finanzminiſter die Anſichten von Leuten hört, welche über die beſte Art, den öffentlichen Dienſt zu ſichern, von ihm abweichen, aber es erſcheint hart und unvernünftig, einen ohnehin überladenen Miniſter in Streit mit Perſonen zu verwickeln, welche gar keinen Anſpruch darauf machen, das Staatsintereſſe im Auge zu haben, ſondern ausſchließlich das Intereſſe ihrer Actionäre bevorworten, und auch zu bevorworten verpflichtet ſind."

Das heißt mit ſehr ſcharfen Worten den wunden Fleck andeuten; der Staat legt ſeine Gelder in der Bank nieder, und mit dieſen Geldern, ſowie mit dem, was Private deponiren, wirthſchaftet die Bank; braucht nun die Regierung Geld, auch nur ſo viel, daß ihr Guthaben bei der Bank erſchöpft oder nahezu erſchöpft wird, ſo verlangt die Bank Zinſen, kann auch wirklich das Geld, wenn ſie dem Handel gerecht werden will, nicht immer leicht geben. Das iſt ein anomales Verhältniß, aber in dieſem Verhältniß hat man ſeit mehr als einem Jahrhundert geſchwankt, und es hat ſich nur dadurch erhalten, daß die Regierung oft im Fall war, die Bank um mehr Geld, als ſie in derſelben liegen hatte, anzugehen. Aus den Ereigniſſen der Jahre 1846 und 1847 ging hervor, daß die Regierung damals faſt regelmäßig zur Zeit der Zinſenzahlung Geld von der Bank entlehnen mußte, und dafür ſogenannte „Deficiency Bills" d. h. Deficit-Wechſel deponirte. Die Zeit, in der das Mißverhältniß hervortrat, iſt charakteriſtiſch. Vor dem Jahre 1844, d. h. vor der neuen Bankcharter, hatte weder die Bank, noch das Publicum, noch die Regierung daran Anſtoß genommen, denn die Bank konnte das Geld ohne alle Mühe geben, weil ſie Geld oder wenigſtens Geldzeichen nach Gefallen ſchaffen konnte; ſeit die Bank nicht mehr als 14 Mill. Pf. ohne baare Deckung an Banknoten ausgeben darf, iſt das Verhältniß gänzlich geändert, und die Times hat ganz Recht, wenn ſie ſagt, „die Bankcharter von 1844 bringe dieſen Streit der Intereſſen endlich zu einer Kriſe." Sowie die Bank nicht mehr nach Gefallen Geld machen kann, kann ſie auch nicht mehr nach Bedürfniß und Laune der Miniſter Geld hergeben. Im October 1847 war die Bank, nach dem Wortlaut des Geſetzes, dem Bankerott nahe, oder eigentlich zu reden, wirklich bankerott, denn ſie hatte nur noch 8,312,691 Pf. Geld und 1½ Mill. Noten, gegen mehr als 13 Mill. Depoſiten, die jeden Augenblick zurückgefordert werden konnten. Damals drohten die Privatdeponenten, wenn man nicht der Bank geſtatte mehr Noten auszugeben, als ſie nach dem Geſetz von 1844 berechtigt iſt, ihre Depoſiten zurückzuziehen, welche in 8½ Mill., alſo mehr, wie die Bank ſelbſt Geld hatte, beſtanden. Die Regierung mußte nachgeben, und den Geſetzesbruch geſtatten, der, wie der Economiſt (am 30 Oct. 1847) bemerkte, nicht bloß eine Suspenſion der Bill von 1844, ſondern ein Aufgeben des Princips derſelben war.

Man hat aus ſehr mannichfachen Gründen nicht für gut befunden, damals dieſer Erkenntniß gemäß zu handeln, aber im nächſten Jahr ſteht die Veränderung des Bankfreibriefs bevor, und es handelt ſich jetzt darum, was dann geſchehen ſoll. Das Geſetz vom J. 1844 iſt unhaltbar, das iſt ziemlich allſeitig anerkannt; die vornehmſten Bankiers Londons haben ſich gleich bei der Berathung desſelben gegen die Beſtimmung erklärt, die Notenausgabe der Bank, ohne baare Deckung, auf 14 Mill. zu beſchränken, und die lächerliche Lage derſelben, daß ſie mit 8⅓ Mill. Pfd. St. in ihren Koffern am Bankerott war, hat dieſe Vorausſicht beſtätigt. Damit muß ſich auch das Verhältniß zur Regierung ändern, und die Regierung iſt zu einer ſolchen Aenderung faſt gezwungen, denn wenn die Privatdeponenten unwillig oder mißtrauiſch werden, oder überhaupt nur, wie es unter den jetzigen Umſtänden leicht möglich, ihr Geld brauchen, ſo geräth die Bank ſelbſt in Verlegenheit, und kann der Regierung auch mit dem beſten Willen nicht helfen. So hat die Bank vom 8 April bis 6 Mai d. J. über 3 Mill. an ſolchen Privatdepoſiten verloren. Das Geldbedürfniß iſt groß, folglich holt man ſeine verfügbaren Gelder ab, und ſetzt die Bank, und damit auch die Regierung, in Verlegenheit. Man wird hieraus zur Genüge erſehen, warum die Bank in neueſter Zeit den Disconto abermals hinaufſetzte, und wie die Regierung dahin gedrängt wird, ein von der Bank unabhängiges Inſtitut zu gründen, das ein Staatspapiergeld ausgibt. In einem ſo durch und durch commerciellen Lande wie England hat dieß freilich ſeine mannichfachen Schwierigkeiten und die Regierung wird ſich jedenfalls auch nach dem Stand des Marktes richten müſſen. Um die Sache in Ausführung zu bringen, muß ſich die Regierung in ihrem Credit ſo feſtſtellen, daß ſie der großen Capitaliſten entbehren kann, und ſie thut dieß jetzt, indem ſie ſich für die Dauer des Krieges eine laufende Mehreinnahme von 10 Mill. Pfd. verſchafft. Mit dieſem Rückhalt kann ſie nöthigenfalls eine Papierausgabe für den ganzen Belauf der Staatseinnahme wagen, ohne dadurch in Verlegenheit geſetzt zu werden. Ein ſolcher Schritt kann auch darum nöthig werden, weil dann die Regierung nicht mehr genöthigt iſt, die Bank anzugehen und ſomit die für den Handel verfügbaren Mittel zu beſchneiden. Daß dadurch die Stellung der Regierung nicht nur zur Bank, ſondern zum Publicum überhaupt eine andere wird, daß das Regierungselement, wie es in ſolchen Kriſen unvermeidlich iſt, ſich verſtärkt, iſt einleuchtend, doch wollen wir jetzt nicht näher hierauf eingehen.

Einen ganz eigenen Eindruck macht es, wenn man von dieſem

offenen Kampf der entgegenſtehenden Intereſſen hinüberblickt nach Frankreich, wo man mehr und mehr Anſtalt macht, den Credit zu commandiren, wie ein Regiment Soldaten. Niemand kann die reichen Hülfsquellen Frankreichs in Abrede ſtellen, aber während England mit ruhiger Kraft und großer Opferfähigkeit — welche auch Gladſtone in ſeiner Rede ſehr in Anſpruch nimmt — darauf hinwirkt, eine neue Bahn zu betreten, und ſich in finanzieller Beziehung unabhängig zu ſtellen, arbeitet ſich die franzöſiſche Regierung trotz aller autokratiſchen Gewalt immer mehr in die Abhängigkeit von den großen Capitaliſten hinein. Sie bleibt beim alten Schlendrian, Renten zu verkaufen und ſie erhält für ein Nominalcapital von 250 Mill. nicht mehr als etwa 170 Mill. Geld. Jetzt iſt nicht bloß von einer zweiten Anleihe, nicht bloß von 500 weiter zu entlehnenden Millionen die Rede, ſondern von der Ermächtigung Geld nach Belieben zur Führung des Kriegs aufzunehmen, eine Ermächtigung, welche der geſetzgebende Körper auch wohl kaum verſagen wird. Dann iſt die Regierung finanziell, wie politiſch, nur auf ihre eigene Klugheit angewieſen. Schwerlich hat die Bank aus eigener Veranlaſſung den Zinsfuß von 5 auf 4 herabgeſetzt, ihr Baarvorrath iſt zwar geſtiegen, während der der engliſchen Bank ſich verminderte, aber der Unterſchied von 1½ Proc., welcher gegenwärtig zwiſchen dem Zinsfuß beider Banken beſteht, kann bei dem raſchen und ſehr ſtarken Verkehr zwiſchen beiden Plätzen nicht ohne Folgen bleiben; auch ſind bereits ſtarke Wechſel von London auf Paris gezogen worden. Der Geldvorrath der franzöſiſchen Bank iſt ſeit drei Monaten um etwa 100 Millionen Fr. geſtiegen, was wohl hauptſächlich in der Abnahme der induſtriellen und commerciellen Thätigkeit ſeinen Grund hat; Paris iſt die Hauptmanufactur- und Handelsſtadt Frankreichs und arbeitet großentheils für die Höfe und die reichern Claſſen; in ſolchen Luxusgegenſtänden muß der Abſatz zuerſt ſtocken, während die Bedürfniſſe der mittlern und untern Claſſen, namentlich in den transatlantiſchen Ländern, dieſelben bleiben, ja eher noch ſteigen; darum zeigt ſich in England keine Abnahme der Handels- und induſtriellen Thätigkeit, das Geldbedürfniß iſt dasſelbe wie früher, und das Kriegsbedürfniß iſt hinzugekommen; folglich muß der Zinsfuß ſteigen, und das Fallen desſelben in Frankreich muß das Geld nach England hinüberführen. Seit 14 Tagen ſteigen die franzöſiſchen Fonds, man iſt über die Periode der neuen Einzahlung (7 Mai) mit Glanz hinübergekommen, die Reportbank, deren Actien im Anfang April auf 430, alſo 70 unter Pari geſunken waren, ſind faſt auf 600 hinauf, aber wie lange? ſolche Schwankungen, ſey es auf- oder abwärts, zeugen für einen ungeſunden Zuſtand. Würden freilich die in Paris umlaufenden Friedensgerüchte ſich bewähren, dann wäre das auffallende Steigen der Fonds erklärt und gerechtfertigt. Sollten aber dieſe Gerüchte in Paris einen Grund, in England keinen haben — ein ſehr leicht denkbarer Fall — dann würde ſich ein Kampf der beiden Börſen entſpinnen, der unvermeidlich zum Nachtheil der Pariſer Börſe ausfallen, und eine größere Tragweite haben müßte, als wir jetzt verfolgen wollen.

Schilderung der eſthniſchen Bevölkerung im baltiſchen Lande.

(Nach A. A. Liedebel. Ruſſ. Journal des Miniſt. des Innern. März 1834.)

Das ethnographiſche Intereſſe ſteigt im umgekehrten Verhältniß mit der Bildung eines Volks; je höher dieß in der Civiliſation ſteht, deſto mehr verwiſchen ſich deſſen charakteriſche Züge, deſto mehr verſchwinden ſie in dem allgemeinen Schliff einer äußern Bildung. Ein Stamm aber, welcher der urſprünglichen Einfachheit der Sitten und der Beſchäftigungen noch nahe ſteht, bleibt mehr oder minder dem alles ausgleichenden Einfluß der Civiliſation fremd, bewahrt ſeine Nationalität friſcher und länger, und bietet darum einen umfaſſenderen und reichern Boden für ethnographiſche Forſchungen. Dieſe Anſicht findet im allgemeinen auch auf den tſchudiſchen Stamm, wenn auch nur bedingt, ihre Anwendung. Der tſchudiſche Stamm oder, richtiger geſprochen, der am baltiſchen Meer wohnende Zweig desſelben war nie ein politiſch-bedeutendes oder mächtiges Volk; aufgehalten in ſeiner innern Entwicklung durch fremde Eroberer, konnte er nie zu einem vollſtändigen und vielſeitigen nationalen Leben gelangen. Alle Bildung, die man bei den Eſthen trifft, iſt nicht eigenthümlich, ſondern von außen hereingekommen. Darum können auch die Eſthen kaum die Gränzen des Ackerbaues überſchreiten, ohne zuvor der eigenen Nationalität zu entſagen. In den engen Kreis der einförmigen ländlichen Beziehungen eingeſchloſſen bieten ſie nicht das umfaſſende ethnographiſche Intereſſe, das wir bei der Betrachtung anderer ſelbſtſtändiger, in allen Geſellſchaftsſtufen lebensvoller Nationalitäten empfinden. Dennoch hat ihr Volksleben in dem beſchränkten Kreiſe, und vielleicht gerade darum, viel ſcharfe, eigenthümliche, der Aufmerkſamkeit des Ethnographen wohl würdige Züge. Der Charakter des Volks, der in ſeinen Hauptſchattirungen im Lauf der Jahrhunderte ſich nicht ändert, die nationale, gleichfalls unveränderlich bewahrte Kleidung, die öffentlichen und Privatgebräuche, die Sitten, Meinungen, Lieder, die ſelbſtſtändige, biegſame und man kann ſagen reiche Sprache, das ſind einzelne Theile, die, wenn auch kein großartiges, ſo doch kein unintereſſantes Gemälde der eſthniſchen Nationalität ausmachen.

Daß der eſthniſche Stamm ſich in ſeinen natürlichen Eigenſchaften ſcharf von allen den benachbarten unterſcheidet, das ſieht man ſchon an ſeinen Geſichtszügen, ſeinem Körperbau, ſeiner Haut-

farbe, namentlich aber an ſeiner Schädelbildung, die auf ſeine mongoliſche Stammverwandtſchaft hinweiſt. Sprache und Kleidung, Sitten und Meinungen verknüpfen die Eſthen mit den Tſchuden und namentlich den finniſch-baltiſchen Zweigen derſelben. An denſelben Kennzeichen, namentlich an der Sprache, enthüllt ſich auch ihre Verwandtſchaft mit den entfernteren Stämmen der Lappen, Wogulen, Mordwinen, Tſcheremiſſen, Teptären, Syrjänen, Permier u. ſ. w., mit Einem Wort die Eſthen, welche etwa eine Million Seelen ſtark einen Theil des St. Petersburger, das ganze eſthländiſche und einige Theile des livländiſchen und pſkowiſchen Gouvernements einnehmen, ſind ein Zweig des großen Tſchudenvolks, das die urſprüngliche Schichte der Bevölkerung des nordöſtlichen Europa's bildet, und unter dem von Alters her mächtige ſlawiſche Anſiedlungen ſich niederließen und ausbreiteten. Auf den ganzen oben erwähnten Raum, der über 750 Quadrat-Meilen umfaßt, bietet der eſthniſche Stamm ein mehr oder minder gleichförmiges Bild dar.

Die nordiſche Natur drückt ſich in der Phyſiognomie der Eſthen aus: ſie iſt ſelten hell und freundlich, ſondern meiſtens ernſt und finſter. Dazu ſtimmt auch ſeine Schweigſamkeit und Schwerfälligkeit; obgleich die Frauen, namentlich unter einander, geſchwätzig und flink ſind, ſo iſt doch ihr Geſpräch, ſelbſt bei jungen, ſelten mit Scherzen gemiſcht. Die außerordentlich dichten und langen Haare, und die Gewohnheit ſie aufgelöst zu tragen, geben dem Geſicht einen rauhen, halbwilden Ausdruck; weder Männer noch Weiber ſchneiden oder flechten jemals die Haare, [1] ſondern ſie ſcheiteln ſie vorn, ſo daß ſie wie eine Mähne auf beiden Seiten und auf dem Rücken hinabfallen. Der Körperbau der Eſthen iſt hager, aber feſt, ihr Wuchs mittelmäßig, manchmal aber, namentlich in der Nähe der See groß und ſelbſt rieſig. [2] Die Farbe der Haare und des Barts, den jetzt aber alle ſcheeren, iſt roth mit einigen Uebergängen von Gelb zum Dunkelroth, die gewöhnlich ſchwarzgrauen Augen ausdrucksvoll, bei den Weibern gelten die Augen für die ſchönſten, welche in der Farbe der Rinde des Johannisbeerſtrauchs gleichen. Der Geſichtsſchnitt erinnert einigermaaßen an den mongoliſchen Typus; die Züge ſind regelmäßig und ausdrucksvoll, aber die dunkle Farbe, die auf den Wangen ſelbſt der jungen Leute mangelnde Röthe und das ſtets finſtere Weſen nehmen ihnen das Anziehende und Freundliche. Die Stirn iſt im allgemeinen offen und nicht ſchmal, die Naſe gerade und proportionirt, der Mund klein, die Zähne vortrefflich, nur das Kinn ſteht etwas vor. Der Feſtigkeit des Körpers entſpricht die Muskelkraft und die Unempfindlichkeit der Nerven; daraus entſpringt die Fähigkeit die härteſten Arbeiten zu ertragen, und die ungewöhnliche Ausdauer bei Entbehrungen. Die Sinne ſind bei ihnen ſehr entwickelt: Ohr und Auge ſind ſcharf. Die Eſthen ſind deßhalb tüchtige Jäger, worin ſie ſich von ihren Nachbarn, den Letten, unterſcheiden. Der Feſtigkeit ihres Körpers gemäß ſind die Eſthen wenigen Krankheiten ausgeſetzt, und geneſen leicht und ſchnell, wenn ſie je befallen werden; ein langes Leben und ein kräftiges Alter ſind bei ihnen ſehr gewöhnliche Erſcheinungen.

Ein wichtiges Element ihrer Nationalität liegt in ihrer Kleidung, die ebenſo alt als originell und mannichfaltig, namentlich auf der Inſel Oeſel iſt. Indeß bemerkt man auch hier den Einfluß der nordiſchen Natur in dem unbedingten Vorzug, den die Eſthen den dunkeln Farben, namentlich dem Schwarz und Kaſtanienbraun geben.

Die allgemeine Kopfbedeckung der Männer iſt ein ſchwarzer aus Lammsfellen gefertigter runder Hut (kübbar) mit unbedeutend hohem, ſich verengendem Deckel und etwas gebogenen Rändern; dieſer Hut wird mit einem rothen, bei den Alten mit einem ſchwarzen Band oder einer Schnur umwunden. Der Hut gilt als der Repräſentant der männlichen Würde, und genießt einer gewiſſen Art von Achtung. Habbe mehhe au, kübbar mehhe körgus, d. h. ein Bart iſt die Ehre des Mannes, und ſeine Würde ein Hut; ſo behauptet das eſthniſche Sprüchwort. Im Winter wird er mit einer warmen Mütze von Schaffell vertauſcht, welche einen ſchwarzledernen Deckel und breite Klappen hat, die man bei großer Kälte über die Ohren herunter läßt, gewöhnlich aber oben über dem Kopf zuſammenknüpft. Die Form derſelben erinnert einigermaaßen an die jüdiſchen Wintermützen, die man ſo häufig in Polen und Litthauen ſieht. Ein grobes Hemd (særk) aus weißer Leinwand, deſſen Kragen und Ausſchnitt manchmal mit weißem Zwirn ausgenäht iſt, hat vorn einen langen Schlitz bis zum Gürtel, und iſt vorn am Hals unter dem Kragen durch eine kleine runde, ſilberne oder kupferne Schnalle geſchloſſen. Der obere Theil des Hemds mit einem Unterfutter aus derſelben weißen Leinwand hat an der linken Seite eine Art Taſche oder bloß einen Einſchnitt (kangus), um hier ein Nastuch hineinzuſtecken, das aus weißem Linnen beſteht, und an den Rändern mit rother Wolle ausgenäht iſt. Ueber dem Hemd trägt man eine Art kurzen Kamiſols, aus ſchwarzem grobem im Hauſe gemachtem Zeug; dieß Kamiſol wird über der Bruſt mit Haken zugeheftet. Um den Hals ſchlägt man ein farbiges, gewöhnlich rothes (aber nicht helles) oder blaues Baumwollentuch, um welches der Rand des Hemdkragens umgeſchlagen wird. Sie tragen lange, ziemlich weite Beinkleider (püksid) aus weißer Leinwand, im Winter aus weißem Tuche ohne Hoſenträger, indem ſie ſolche bloß am Gürtel mit einem oder zwei Knöpfen befeſtigen. Ueber der Hoſe fällt das Hemd bis auf die Mitte der Hüfte hinab, und erſt in neuerer Zeit fangen ſie an das Hemd in die Hoſen hineinzuſtecken. Ueber das Kamiſol tragen ſie gewöhnlich ſelbſt im Sommer einen Pelz (kassukas) aus Lammsfellen ohne Ueberzug, der bis unter die Knie reicht, mit einem niedrigen, ſtehenden, an beiden Enden abgeſchnittenen und mit ſchwarzem Leder überzogenen Kragen. An allen Rändern, Nähten und Durchſchnitten ſind die Pelze mit ſchmalen Streifen ſchwarzen Leders, manchmal in verſchiedenen Muſtern ausgenäht. Am Gürtel und bis an die Mitte der Bruſt wird der Pelz geſchloſſen mit ledernen oder meſſingenen Knöpfen. Die Aermel ſind eng und lang; an den Enden ſind dreieckige, faſt hufeiſenförmige Aufſchläge angenäht, um den obern Theil der Hemde zu ſchützen. Etwas unter den Achſelhöhlen iſt der Pelz auf beiden Seiten in Falten gezogen, was ihm eine Art Taille gibt, und dieſe Stellen werden vorzugsweiſe durch Aufnähung ſchwarzer Lederſtreifen ausgeſchmückt. Von unterhalb des Gürtels haben ſie auf beiden Seiten Taſchen oder bloß Einſchnitte, um die Hände hineinzuſtecken, und dieſe ſind gleichfalls mit allerlei Verzierungen ausgenäht. Alle Ränder und Schlitze des Pelzes und der Aermel ohne Ausnahme ſind mit Iltis- oder Hundspelzſtreifen verbrämt.

Das bemerkenswertheſte Stück der männlichen Kleidung bildet aber der Kaftan oder das Oberkleid (kuub), gewöhnlich von

---

[1] Doch iſt dieß in einigen Gegenden der Inſel Oeſel und in der Nähe von Dorpat bei den Mädchen der Fall.

[2] Die Inſel Dagden (Dagö) iſt von Alters her durch ihre hochgewachſenen Männer berühmt, weßhalb ſie auch den Namen Hio-ma, Inſel der Rieſen, führt.

ſchwarzer, manchmal von dunkelkaſtanienbrauner oder grauer [1] Farbe, aus demſelben groben Haustuch, wie das Kamiſol. Dieſer Kuub iſt ein höchſt charakteriſtiſches, altes und unwandelbar allenthalben getroffenes Zubehör des eſthniſchen Anzuges, welches ſelbſt Veranlaſſung gab, in den Eſthen die Nachkommen der Schwarzröcke (Melanchlänen) zu ſehen, deren Herodot in ſeiner Beſchreibung der ſkythiſchen Völker erwähnt. Der Schnitt des Kuub iſt ſehr ungraciös: ein niedriger, (jetzt) meiſtens mit blauem Fabriktuch beſetzter Kragen, weite lange Aermel, der Mangel aller Verengerung an der Taille und der grobe, wenig biegſame Stoff geben demſelben das Anſehen eines ſchlecht geſchnittenen Paletot. Statt der Taille hat der Kuub, wie der Pelz, unter den Aermeln ein oder mehrere Falten auf jeder Seite. In Länge und Schnitt dem Pelz ähnlich hat der Kuub an allen Rändern, Einſchnitten, ſowie an den Falten unter den Achſeln gewöhnlich rothe Schnüre, oder iſt ſonſt in allerlei Muſtern verziert. Gewöhnlich wird er um die Mitte des Leibs durch einen rothen oder ſchwarzen, feſt angezogenen Gürtel (pussek) der gleichfalls im Hauſe verfertigt wird, oder durch einen ſchwarzen Riemen gehalten; in dieſem Falle hält man es für unerläßlich und für anſtändig, daß an der rechten Seite weiße wollene Handſchuhe (kindad) eingeſtopft ſind, was auch zur heißeſten Sommerszeit beobachtet wird. Auf der Bruſt wird der Kuub mit kupfernen Haken zuſammengeſteckt, aber ſo daß man die Säume des Pelzes, des Kamiſols, der Weſte und des Hemds ſowie des Halstuchs mit dem Hemdkragen vorſchauen ſieht.

Das Schuhwerk iſt einfach: es beſteht aus Sandalen von rohgarem Leder (pastlad) oder aus Baſtſchuhen von Birken- oder Lindenbaſt (wisod); ſie werden mit einfachen Schnüren an den Fuß befeſtigt; doch ſind, namentlich bei den Wohlhabenden jetzt auch ſchon ſchwarze Lederſtiefel im Gebrauch. Der untere Theil der Hoſen wird ſtets in die Stiefel, in die Strümpfe oder in die zum Umwickeln der Füße gebräuchlichen Lappen hineingeſteckt und mit Schnüren umwunden. Eine unerläßliche Zubehör jeder männlichen Kleidung bildet endlich ein kleiner Sack (task), den man in dem Gürtelriemen trägt. Die Taſche hängt um die Mitte des Bauchs über das Hemd heraus, und iſt beſtimmt, Feuerzeug oder Schwefelhölzchen, ein Geldbeutelchen, Meſſer, Tabak, Pfeife u. ſ. w. einzunehmen, und wird niemals abgenommen, ſelbſt nicht im vollſten Eifer der Feldarbeiten, wenn alle andern Theile des Anzugs, außer Hemd, Hoſen und Hut, nach und nach verſchwinden. Um aus dem Säckchen die obenerwähnten Gegenſtände herauszuholen, ſind in dem Oberkleide die Einſchnitte gemacht, von denen oben die Rede war.

Hinſichtlich des weiblichen Anzugs bemerkt man eine größere Mannichfaltigkeit, namentlich in dem Kopfputz, worin ſich außerdem auch der Hauptunterſchied des Anzugs der Mädchen von dem der Frauen zeigt. Die Mädchen bedecken gewöhnlich den Kopf gar nicht; an einigen Orten werden die Haare mit einem ſchmalen Band aus rother Wolle (pea löng) mit einer daran befeſtigten langen und dicken Quaſte aus verſchiedenfarbigen Wollfaſern zuſammengebunden; hie und da, aber vergleichsweiſe an ſehr wenigen Orten, flechten auch die Mädchen ihre Haare in Zöpfe. Den eigentlich unterſcheidenden Theil des Anzuges der Verheuratheten bildet die Haube oder deren Erſatzmittel, die jedoch höchſt mannichfach ſind, und nicht nur von Kirchſpiel zu Kirchſpiel, ſondern ſelbſt von Hof zu Hof wechſeln. Dieß bemerkt man namentlich auf Oeſel, wo man die Frauen mit einem bunten Kalpak auf dem Kopfe ſieht, deſſen Ende mit einer kleinen Quaſte nach einer Seite hinfällt; auf Oeſel ſieht man aber auch Frauen mit einer Kopfbedeckung, die auf und nieder der katholiſchen Mitra gleicht; in einigen Theilen der Inſel iſt die Mütze mit einem rückwärts gebogenen Horn verziert; auf der Halbinſel Sworbe tragen die Weiber ſogar zwei verſchiedenfarbige umgebogene Hörner. Bei aller Mannichfaltigkeit der weiblichen Kopfbedeckung iſt eine gewöhnliche einfache, weiße Haube mit farbigen Bändern faſt allenthalben im Gebrauch, und genießt derſelben Achtung, wie man ſie dem männlichen Hut erzeigt; unter den Hochzeitgedichten iſt eines, wo der Neuvermählten der Rath gegeben wird: pea mees meles, pea tanno peas, achte deinen Mann und laſſe die Haube nicht vom Kopfe.

Am Halſe tragen ſie Schnüre von rothen Glasperlen, gewöhnlich zwei oder mehr, und daran befeſtigen ſie vermittelſt Schleifen ſilberne Münzen, gewöhnlich Rubel aus der Zeit Pauls I. Das Hemd ohne Kragen wird auf der Bruſt durch eine eigene Art mächtiger Schnallen feſtgehakt, die einen Gegenſtand des Luxus und der Eitelkeit ausmachen. Dieß iſt ein großer ſilberner Trichter ohne Röhre, der mit der weiten Oeffnung mitten auf die Bruſt geſetzt wird, ſo daß die Ränder des Hemdſchlitzes, durch die kleine Oeffnung geſchoben, hier durch eine bewegliche Zunge feſtgehalten werden. Der Durchmeſſer der untern Oeffnung iſt gewöhnlich eine Spanne lang, der der obern der vierte Theil; das Innere iſt vollkommen glatt, die äußere Fläche mit einer groben Damaſcirung bedeckt. Dieſe Schnalle (selg) ſowie die übrigen Theile des weiblichen Schmucks gehen durch Erbſchaft von der Mutter auf die Tochter über. Der Kragen und die Enden der Hemdärmel ſind mit weißen Schnüren ausgenäht, und um die Bruſt werden die Säume mit rothen Schnüren zuſammengehakt. Ueber dem Hemde tragen ſie einen weißen Unterrock aus grober Leinwand (kört) mit einer breiten farbigen Verbrämung am untern Rande. Darin beſteht die ganze häusliche Kleidung; wenn ſie ausgehen, ziehen ſie ſtatt des weißleinenen einen geſtreiften (Umbrick) aus dickem im Haus gefertigtem Wollgewebe an. Dieſe Unterröcke ſind ebenſo lang als das Hemd. Entſprechend dem oben erwähnten Lederſäckchen bei den Männern trägt auch das weibliche Geſchlecht gewöhnlich an der rechten Seite an einem beſondern Gürtel aus Zeug eine Art viereckiger Taſche (task) aus Lappen von Wollzeug, worin Faden, Nadeln, Schlüſſel, Meſſerchen u. ſ. w. aufbewahrt werden. Ueber dem geſtreiften Rock trägt man eine weiße mit Rändern eingefaßte oder bunte Schürze (pöll) von derſelben Länge und ſehr breit. Der Rock wird durch ein langes und breites Kamelgarnband feſtgehalten, das mehrmals um den Leib geſchlungen wird, ſo daß es den Gürtel für die Taſche, die Schnur, an welcher die Schürze hängt, nebſt dem Rand des Rockes bedeckt. Der letztere wird anderwärts kurz getragen, reicht kaum bis unter die Knie, und hat einen Beſatz aus Poſamentierarbeit am untern Rande. Außer dem Hemd mit dem „Selg“ tragen die Weiber am obern Theile des Körpers im Hauſe ſelbſt durchaus kein Kleidungsſtück. Beim Ausgehen im Winter ziehen ſie einen unbeſetzten Schafpelz an ganz von demſelben Schnitt, wie die Männer, nur mit dem Unterſchied, daß er, um der Bruſt mehr Raum zu geben, am Gürtel nur mit zwei Knöpfen und dem unvermeidlichen „Selg“ zugeſteckt wird, und daß ſtatt der ſchwarzen Lederſtreifen alle Näthe und Verzierungen aus rothem Leder beſtehen und mannichfaltiger ſind als bei den Männern. Ueber dem Pelz tragen ſie ſtets den Kuub, ganz von demſelben Schnitt, wie die Männer, aber ohne Leibbinde, und er wird am Gürtel mit zwei kupfernen Haken zuſammengeſteckt. Die Verzierungen ſind dieſelben, wie bei dem Kuub der Männer. Bei feierlichen Gelegen-

[1] Dieſe kommt nur auf der Inſel Oeſel vor.

heiten wie bei Hochzeiten, Kindstaufen u. ſ. w. tragen ſie eine Art Shwal, 4 Arſchinen lang und 1 Arſchine breit, aus weißem Baumwollenzeug und an den Rändern mit Sammt beſetzt; dieſen Shwal winden ſie um Hals, Bruſt und Schultern, er wird jedoch ausſchließlich von verheuratheten Weibern getragen. Unter die Kennzeichen des Frauenſtandes gehört auch ein großer warmer Winterſchleier (teck) aus einem ſchwarz und weiß gewürfelten Wollenſtoff, der einigermaaßen an den ſchottiſchen Plaid erinnert; in den Teck hüllen ſie ſich bei Kälte und ſtarkem Wind; beim Reiten legen ſie ihn auf den Sattel, und beim Fahren über die Füße.

Die Mannichfaltigkeit des weiblichen Kopfputzes wiederholt ſich in der Fußbekleidung. Strümpfe trägt man von allen Farben, Größen und Formen, und ſie können namentlich auf der Inſel Oeſel als ein Beweis des hohen Alters und der Unveränderlichkeit der eſthniſchen Volkskleidung dienen; einige der öſelſchen Kirchſpiele haben ihre Namen von der Farbe ihrer Strümpfe vor mehr als 500 Jahren erhalten. [1] Die Eigenthümlichkeiten des Frauenanzugs um Dorpat, Fellin und bei den Eſthen im Gouv. Pſkow zeigen ſich gleichfalls hauptſächlich in den Strümpfen. Hier tragen ſie im allgemeinen weißwollene, aber mit einem dicken breiten, vom Knöchel bis zur Mitte der Wade darüber gewundenen Bande von dunkel-bunter Farbe, was dem Fuß das Anſehen gibt, als hätte man enge, unten zuſammengezogene Hoſen darüber gezogen. Ueber die Strümpfe ziehen ſie gewöhnlich Sandalen von rohgarem Leder (pastlad) oder Baſtſchuhe (wisod), die wie bei den Männern mit Schnüren feſtgemacht werden; auf Oeſel und im Gouv. Eſthland tragen ſie aber auch Pantoffeln (kingad) mit hohen Abſätzen, doch gewöhnlich nur an Sonn- und Feiertagen. Zu Hauſe und bei den Feldarbeiten verſchwinden mit dem Kuub und ſelbſt mit dem Rock auch Strümpfe und Sandalen.

Im allgemeinen iſt die Nationaltracht der Eſthen mehr ernſter Art als hübſch, mehr originell als graciös, in den Formen ſpiegelt ſich die körperliche Ungewandtheit, in den Farben die düſtere Stimmung der Eſthen ab.

Da ſie ausſchließlich zum Stand der leibeigenen Ackerbauer gehören, ſo ſtehen ſie auch in unaufhörlichem Geſchäftsverkehr mit dem Herrenhof (moisa), haben aber doch auch zugleich ihre eigene Wirthſchaft; das iſt der ganze Kreis ihrer Beſchäftigungen, und natürlich hat ſich die innere Einrichtung ihrer Wohnungen und die Art ihrer Nahrung vorzugsweiſe dieſen Verhältniſſen anbequemt, verſteht ſich mit denjenigen Beſonderheiten, die aus der Stammeseigenthümlichkeit oder aus zufälligen Umſtänden hervorgehen.

Die Eſthen wohnen auf Meierhöfen (tallo) oder in Dörfern (külla) und die letztere Art der Anſiedlung iſt die häufigere; aber die Dörfer bilden nicht, wie die ruſſiſchen, geſchloſſene Reihen oder Straßen, ſondern die Häuſer ſind gewöhnlich an dem Abhang eines Hügels oder Flußthals zerſtreut, ohne alle Symmetrie, und je nach Lage und Bequemlichkeit mit Gärten, Feldern und Wieſen untermiſcht. Die Gewohnheit, ſich in Dörfern anzuſiedeln, iſt ſehr alt, und beſonders den Eſthen und Liven eigen; im Laufe der Zeit bildeten ſich aber in den Umgebungen der Dörfer beſondere, von Wieſen und Feldern umgebene Wirthſchaften, und dieſe Ausnahme iſt jetzt ihrerſeits an vielen Orten zur Regel geworden.

Die Bauernwohnung hat allenthalben drei Haupttheile, das Wirthſchaftshaus (tallo-tarre), das die Wohnzimmer mit der Riege (Korndarre) und der Tenne enthält, den Stall, der ſtets abgeſondert gebaut iſt, und die Vorrathskammer. Alles dieß iſt roh aus unzugehauenen Tannenſtämmen gebaut, mit Stroh gedeckt und zeigt weder im Innern noch im Aeußern irgend welche Verzierungen, oder auch nur Bearbeitung. Durch die niedrige Thüre mit hoher Schwelle tritt man ins Hauptgemach des Wirthſchaftsgebäudes, ein viereckiges, großes Zimmer, ohne Decke und Fenſter, manchmal mit einem oder zwei Fenſterchen, und einem Bretterboden, meiſtens aber mit einem Erdboden. Ein großer Ofen aus Back- oder Ziegelſteinen mit einer Ofenbank und Feuerherd, aber ohne Rauchfang, ein Webeſtuhl, ein mit Stroh belegtes Bett, eine Wiege, die an Stangen hängt, ein niedriger hölzerner Tiſch, zwei oder drei Bänke, das iſt das ganze beſcheidene Ameublement eines eſthniſchen Beſuchzimmers. Beim Feuern des Ofens ſenkt ſich der Rauch, da es an einem Rauchfang fehlt, nach Gefallen, und geht durch die Hauptthüre hinaus. Aus dieſem Zimmer führen zwei Thüren, eine niedrige — manchmal nichts anderes als eine Oeffnung zum Durchkriechen — in die Riege, und eine andere etwas höhere in eine beſondere kleine Kammer mit einem Fenſter, gewöhnlich eine Vorrathskammer. Die Riege (rihhe-tarre) durch den Zimmerofen geheizt, iſt im allgemeinen nicht ſehr geräumig, und dient als Schlafgemach für die Taglöhner des Hofes, manchmal auch beim Mangel anderer Zimmer als Aufenthaltort für den Hausherrn und ſeine Familie ſelbſt; daneben endlich iſt die Dreſchtenne (rihhe allune) mit zwei einander entgegenſtehenden Thüren, um den Wind durchzulaſſen zur Zeit, wo man das ausgedroſchene Getreide ſchwingt. Der Stall (laut), einfach aus Balken aufgeführt, wie die übrigen Gebäude, hat keine inneren Abtheilungen, ſondern nur Tröge und Krippen an den Wänden. Das Vorrathshaus (ait) macht eine Ausnahme von der allgemeinen Regel, indem es mit einem Bretterboden zum Aufſchütten des Getreides belegt iſt; es iſt ſelten irgendwo mit einem Schloß verſehen, ſondern gewöhnlich nur durch einen einfachen Holzriegel verſchloſſen. Außer ſeiner eigenthümlichen Beſtimmung als Kornmagazin hat das Vorrathshaus noch eine beſondere: bei Familienfeierlichkeiten als Hochzeiten, Taufen u. dgl. dient es als Platz zum Anziehen für die Frauen. Gärten finden ſich bei den Häuſern keine, manchmal trifft man Fruchtbäume, einen Krautgarten oder Bienenſtöcke, letztere namentlich auf der Inſel Oeſel.

Eine gewöhnliche Zubehör einer Bauernwohnung bilden die Sommerküche (pinno) und das Bad (saun). Die erſtere beſteht aus einer Menge neben einandergeſteckter, oben kegelförmig zuſammengebogener Stangen mit einer auf einer Seite gelaſſenen Oeffnung zum Eingang. An der Stelle, wo die Spitzen der Stangen zuſammenſtoßen, wird an einem Strick der Keſſel aufgehängt. Dieſe Küchen kommen indeß aus der Mode und an ihrer Stelle baut man beſondere Hütten (kadda) mit einer Feuerſtelle und einem Rauchfang. Die Bäder ſind ruſſiſche Dampfbäder, manchmal mit einem ſteinernen Rauchfang; ſie haben außer der Erhaltung der Reinlichkeit auch noch einen andern Zweck, der nicht ſelten der Hauptzweck wird, nämlich als Wohnung für die Arbeiter der Familie und die armen Leute zu dienen, welche ohne gerade im Dienſte des Hausherrn zu ſtehen, doch aber ihre ſchuldige Arbeit auf dem Vorwerk verrichten, und manchmal einen Fleck Landes zur Benützung erhalten. Wir wollen von der Unreinlichkeit der eſthniſchen Bauerhäuſer, in denen das Geflügel und das kleine Vieh ſtets freien Zutritt haben, gar nicht reden, ebenſo wenig von dem entſchiedenen Mangel an allem was Comfort und Bequemlichkeit heißt, ſie ſind aber ſchon darum durchaus unpaſſend, weil ſie dunkel und der Feuersgefahr unterworfen ſind. Aber die hartnäckige Anhänglichkeit an die alten Sitten iſt ſo

[1] Z. B. die Kirchſpiele „Muſtel“ und „Wolde“. Erſteres (mustjalla bezeichnet das Land der ſchwarzen, letzteres (waldjalla) das Land der weißen Strümpfe.

ſtark bei dem Eſthen, ſelbſt bei den wohlhabendſten, daß er keine Veränderung in der von den Vorvätern überkommenen Ordnung der Dinge geſtattet.

Einen eben ſolchen Mangel an Lebenscomfort bemerkt man auch in der Nahrung: ſie iſt grob und einförmig. Die Grundlage iſt allenthalben ſchwarzes Roggenmehl mit einer Beimiſchung von Spreu. [1] Als Zuſpeiſe eſſen ſie gewöhnlich geſalzene oder geräucherte Breitlinge (clupea spratus) die ſie in großer Menge im Meer und in den Seen fangen; dieſer Fiſch iſt allenthalben verwendet und wird gewöhnlich auf Kohlen gebraten gegeſſen. Häringe ſind eine Leckerei und kommen nur bei feſtlichen Gelegenheiten, oder wenn Breitlinge fehlen, auf den Tiſch. Suppen werden im Sommer kalt, im Winter warm gegeſſen; ſie beſtehen im Sommer aus einem flüſſigen Brei aus Gerſten- oder Roggenmehl mit Salz und einem Zuſatz von geſtockter Milch. Dieſe Miſchung nennen ſie „Rok“. Im Winter machen ſie die Suppe aus Grauzen, und ſetzen Erbſen, Bohnen oder Kohl mit Fett bei. Nach Maaßgabe des Vermögens kommt hier auch Fleiſch hinzu, gewöhnlich Schweinefleiſch, das ſie beſonders lieben; Schweinefett iſt ihre größte Leckerei. Gewöhnlich wird aber Fleiſch nur im Winter gegeſſen, jedoch nicht friſch gekocht, ſondern gedörrt oder geräuchert. Sie eſſen auch einen ſäuerlichen Haferbrei, die beliebteſte Schüſſel iſt aber die Kamma, die auf folgende Weiſe bereitet wird: ſie vermiſchen alle möglichen Arten von Getreide, Erbſen, Bohnen, Hafer u. ſ. w., kochen dieſe Miſchung im Waſſer, trocknen ſie ſorgſam im Ofen, zerdrücken ſie wiederum zu einem groben Mehl, löſen ſie in kaltem Waſſer oder Milch auf und eſſen ſie als mehr oder minder flüſſigen Brei. Das allgemeine Getränk iſt Taar, eine Art Kwaß, das aus einer ſauergewordenen Miſchung von Waſſer mit Mehl und Brodrinden beſteht. Bier findet man gleichfalls allenthalben und es iſt ein beliebtes Getränke, namentlich bei feierlichen Gelegenheiten.

Keſſel, die im Winter vor dem Ofen über dem Feuerherd (lea-auk), im Sommer in der Küche hängen, einfache Zober, Thongefäße, hölzerne Löffel verſchiedener Größe, das iſt alle Zurüſtung zur Bereitung und zur Austheilung der Speiſe. Gabeln kennen ſie nicht; die Meſſer, die ſie in den obenbeſchriebenen ledernen Säckchen tragen, vertreten auch die Gabel, natürlich mit Hülfe der Finger. In der Erntezeit ſchickt man beſonders den Arbeitern ein Fäßchen mit ſaurer Grütze. Der Herr ißt ſtets mit ſeinen Knechten und Mägden, aber die armen (auf Frohnen anweſenden) Leute eſſen beſonders, die erſtern im Wirthſchaftszimmer oder in der Riege, die zweiten im Badzimmer oder in freier Luft. Die Speiſen werden auf den ungedeckten Tiſch geſetzt, manchmal aber iſt auch gar kein Tiſch da, und man ſetzt ſie auf eine Bank, eine Bettſtelle oder auf den bloßen Boden.

Die Jahreszeit hat einen großen Einfluß auf die Lebensweiſe der Eſthen: im Sommer iſt er mit Sonnenaufgang ſchon im Feld, und arbeitet, mit einer kurzen Unterbrechung für die Mahlzeit, bis in die tiefe Nacht; im Winter aber ſchläft er lang und oft. Das Frühſtück, beſtehend aus geſalzenen Breitlingen, Brod und Taar, wird um 9 Uhr, im Winter etwas ſpäter, genommen; das Mittageſſen, im Sommer kalt, im Winter warm, um drei Uhr, und das Abendeſſen im Winter um acht, im Sommer nach Untergang der Sonne.

[1] Das zum Mahlen beſtimmte Getreide wird durch ein Sieb getrieben, ſo daß ein Theil der leeren Aehren und der Spreu darunter bleibt, und dann bringt man es zur Mühle. Abſichtlich beigemiſcht wird die Spreu nur dann, wenn ſie gut gereinigtes Korn kaufen.

(Schluß folgt.)

Amerikaniſche Notizen.

Das Koſtſpielige der Kirchlichkeit in New-York. Bei einer frühern Gelegenheit wurde von mir auf das Beſtehen einer „Partnerſhip“ oder Compagnieſchaft zwiſchen Handel, oder Geſchäft — hier durch das Wort „Buſineß“ im allgemeinen ausgedrückt — und der Kirche, oder dem Kirchlichen, hingewieſen. Beide Theile dieſer Gemeinſchaft nehmen von einander gegenſeitig gewiſſe Manieren an, was dem Europäer, der die Dinge anders aufzufaſſen gewöhnt iſt, befremdend und ſogar komiſch erſcheint. Der „Buſineßman“ verbrämt ſeine Geſchäftsmanipulationen einerſeits ſehr gern mit gewiſſen Redensarten, die bei den Europäern als dem Kirchlichen mehr angehörend betrachtet werden. Es werden die Worte: „God“, „Lord“ (Herrgott), „Chriſt“, „Religion“ u. ſ. w. überaus reichlich in Verhandlungen über Geſchäftsangelegenheiten eingeſtreut und der ganze Habitus des „Buſineßman“ athmet ein Beſtreben fromm, religiös, kirchlich zu erſcheinen. Umgekehrt tragen ſich Geſchäftsmanieren auf das Kirchliche über. So z. B. werden die Sitze in den Kirchen gerade ſo behandelt wie im Geſchäftsleben die Waaren, welche im Großen zum Verkauf kommen; man hält Verſteigerungen über dieſelben und es können ſomit thatſächlich nur diejenigen Sitzplätze in den Kirchen bekommen, die im Stande ſind Meiſtbietende zu ſeyn. Die beſten Stellen zum Sehen und Geſehenwerden fallen den Meiſtbietenden zu. Dieſe Kirchenſtuhl-Auctionen werden dann gelegentlich zum Mittel, den „Mob“, das gemeine, nichts oder wenig beſitzende Volk von der Sitzgemeinſchaft in den Gemeinden abzuhalten; es können ſich die Vermögenden auch kirchlich — ſowie ſie das im übrigen Leben zu thun pflegen — in angenehmer Abſonderung erhalten. Solche Kirchſtuhl-Auctionen ſind alſo gewiſſermaaßen freie, zeit- und ortsgemäße Ueberſetzungen des bekannten Horaziſchen „Odi profanum vulgus et arceo.“ Es handelt ſich dabei keineswegs um taube Haſelnüſſe, ſondern um runde, volle, hübſche Dollarſummen. Bei einer Auction der Kirchenſtühle in der „Meſſiaskirche“, welche am 7 März A. D. 1854 abgehalten wurde, trieben Liebhaber, hinter denen natürlich Liebhaberinnen ſtecken, den Preis der am vorzüglichſten und vornehmſten gehaltenen 24 Sitze ſo empor, daß der Durchſchnittspreis eines einzelnen auf nicht weniger als 558 Dollars 16 Cents zu ſtehen kam; der höchſte Betrag wurde mit 960 Dollars, der niedrigſte mit 115 bezahlt. Die ganze Ertragsſumme dieſer Auction belief ſich auf 13,397 Dollars.

Welches Heer von Gedanken läßt ſich an eine ſolche Erſcheinung knüpfen! Welche Betrachtungen könnte ein begünſtigter Asmodeus irgend einem Studenten von Salamanca oder ſonſt woher nur allein in Betreff dieſer 24 Kirchenſtuhl-Inhaberinnen offenbaren! Man dürfte nur dieſen Ladies aus der Kirche einzeln in ihre Behauſungen folgen und ſie daſelbſt etwa eine Woche lang beobachten, was in dieſem „Lande der Freiheit“ und „großartigen Hoſpitalität“, wie es immer heißt, nur einem Asmodeus möglich wäre. Denn die Freiheit geht in der That ſo weit, daß Wahrheit in den bekannten Worten liegt — „my house is my castle.“ Nach dem gemeinen Rechte kann das Haus eines Bürgers geſetzlich ſelbſt dann nicht durchſucht werden, wenn derſelbe wegen Mordes oder Verrathes angeklagt iſt. Und hinſichtlich der Hoſpitalität herrſchen ſo eigenthümliche Gebräuche, daß man eher Eintritt auf dem Spielberg, Königſtein, dem Donjon von Glatz und in andern ſtark befeſtigten Orten Europa's findet, wo auf Gouvernementskoſten mehr für Hoſpitalität geſchieht, als gegen „Foreig-

ners“ in den Feſtungen („Caſtles“) oder Häuſern der Muſter-Republiken. E. P.

*

Die amerikaniſche Flußdampf-Schifffahrt iſt namentlich auf dem Miſſiſippi und Ohio im ſchauerlichſten Zuſtande. Ein neuerlicher Vorfall brachte mehrere Einzelnheiten an den Tag, die allgemeinere Beachtung verdienen, weil ſie charakteriſtiſch erſcheinen.

Im Februar 1854 flog der Dampfer „Kate Kearney“ an der Levee von St. Louis (Miſſouri) in die Luft, und da ſich herausſtellte, daß der Capitän dieſes Fahrzeugs, John A. Brunner, ſchon am Tage vor der Exploſion vom Maſchiniſten auf ein Leck des explodirten Keſſels hingewieſen, geantwortet hatte: „das Boot müſſe noch bis nächſten Samstag laufen, wo das Leck ausgebeſſert werden ſolle“, ſo wurde eine Anklage gegen denſelben erhoben. In ſeiner Vertheidigung bemerkte Kearney: „es ſey eine ſehr gewöhnliche Sache, daß im Gebrauch befindliche Keſſel leckten.“ Die Zeugenausſagen beſtätigten: „daß die gewöhnliche Manier, leckende Dampfkeſſel zu ſtopfen darin beſtehe, daß man außer Pferdedung auch kleingehackte Taue und Stricke, Kartoffeln, Mehl — je nach Umſtänden — anwende; zuweilen leiſteten auch Holzzapfen die erforderlichen Dienſte!“

Außerdem ergab ſich aus dem Zeugenverhör die merkwürdige Thatſache, daß die von dem Dampfbootgeſetz vorgeſchriebene Waſſerdruckprobe für die Stärke des Keſſels durchaus gar nichts beweiſt. Es wurde erſt vor wenig Monaten mit den Keſſeln der „Kate Kearney“ eine ſolche Probe gemacht und dieſe fiel ſo „vortrefflich“ aus, daß ſich 190 Pfd. Tragkraft auf den Zoll ergab — 80 Pfd. mehr als das Geſetz verlangt — und als man nachträglich den zerſprungenen Keſſel prüfte, ſprang das Metall unter gewöhnlichen Hammerſchlägen zuſammen.

Kann es als bloße Satyre, ohne weſentlichen Inhalt, angeſehen werden, wenn die amerikaniſche Preſſe ſich wie folgt, äußerte: „die amerikaniſche Flußdampf-Schifffahrt gehört zu jenen Mitteln der „Vorſehung“, durch die der allzu ſtarken Uebervölkerung dieſes Landes vorgebeugt wird und man muß ſagen, daß ſie hierin das Mögliche leiſtet. Es iſt zwar nicht erfreulich, aber es mag intereſſant ſeyn, zu erkennen, auf welche Weiſe dieſes Entvölkerungsſyſtem getrieben wird.“

Die Angelegenheit hat namentlich für Europa und insbeſondere für Deutſchland nahe Bezüglichkeiten, „weil faſt immer europäiſche, hauptſächlich deutſche Einwanderer bei den ſo entſetzlich häufigen Exploſionen der Miſſiſippi-Dampfer ihr Leben verlieren.“ Thatſächlich ſendet die alte Welt der neuen ihre Menſchen und ihr Geld, damit letzteres an die ſpeculativen Unternehmer der Dampfbootbeförderung auf dem Miſſiſippi, Ohio u. ſ. w. für Paſſage gezahlt werde und viele Menſchen gelegentlich in die Luft fliegen! Wenn die europäiſchen Regierungen unter ſolchen Umſtänden den Auswanderungsſtrom auf alle mögliche Weiſe zu hemmen ſuchen, ſo werden ſie nicht bloß von vollkommen zureichenden ſtaatsökonomiſchen, ſondern auch namentlich von humaniſtiſchen Gründen unterſtützt. In Amerika werden die europäiſchen Regierungen „deſpotiſch“ genannt, während man die einheimiſche „Freiheit“ hoch preiſet. Bei vorliegender Angelegenheit könnte indeſſen im ſtrengſten Falle nur von aufgeklärtem, humanem Deſpotismus der alten Welt und von barbariſch-roher, inhumaner Willkür in einer „Meiſterrepublik“ die Rede ſeyn! Der „junge Rieſe“ von Amerika zeigt ſich als ein verwilderter, eingebildeter Junge, den man aller Augenblicke zuzurufen veranlaßt iſt: „Geh in die Schul und lerne was!“ indem auf die alte Welt mit dem Finger zu zeigen iſt. Allein daß Tüchtige dennoch lieber in der amerikaniſchen Verwilderung leben mögen als unter unabläſſiger Schulmeiſterei, ſollte endlich den „Meiſternden“ die Augen öffnen! Der Weiſe erzieht durch Lehre und Beiſpiel, während Thorheit durch das „Meiſtern“ ſich zu behaupten ſtrebt. E. P.

Communalleben in Amerika. Die Selbſtſucht treibt in Amerika bei der Jugenderziehung, oder eigentlich Verziehung, zur Aufſtellung des bequemen Grundſatzes: „the child must have his own will!“ (das Kind muß ſeinen Willen haben), wobei die Affenliebe der ſelbſt unerzogenen Mütter ſtark mitſpricht. Daraus entſtand und entſteht fortwährend eine ſelbſtſüchtige Willkür in den Menſchen, die nicht verfehlt, überall im öffentlichen Leben ihre natürlichen Wirkungen zu zeigen. Bei den neuen Stadtwahlen — im Mai 1854 — kam es in New-Orleans zu abſcheulichen Scenen. Die Communalverwaltung war, wie in New-York und anderwärts, nichts als ein Mittel für die Verwaltenden, ihre eigenen Taſchen beſtmöglichſt auf allgemeine Unkoſten zu füllen, und es geſchah von dem zum Gemeinwohl dringend Nothwendigen wenig oder nichts für das zu dieſem Behufe erhobene Geld. Die ſtädtiſchen Abgaben ſtiegen immer höher und die Zuſtände wurden immer ſchlechter. Wo der eigentliche Sitz des Uebels zu ſuchen iſt, da will natürlich hier wie überall unter Menſchen niemand ernſtlich Hand anlegen; das iſt zu weit ausſehend, erfordert zu viele Mühe und vor allem iſt Fegen vor der eigenen Thür erforderlich, wozu keiner Neigung hat. Man glaubte — weil das am leichteſten erſchien — mit Wahlen neuer Perſonen ſey alles gethan und eine ſogenannte Reformpartei ward um ſo leichter gebildet, weil dieß im Intereſſe von Speculanten lag, die an Stelle der ſeitherigen Verwaltung zu wirthſchaften wünſchten. Allein die im Beſitz der Aemter befindlichen Leute machten ihre Gegenanſtrengungen. Die Wahlcommiſſäre, insgeſammt den Behörden ergeben, ließen die Leute von ihrer Partei zwei und dreimal ſtimmen, um die Zahl der günſtigen Stimmzettel zu vermehren; ſie vernichteten gegneriſche Stimmzettel und fügten, wenn ſie bemerkten, daß ihre Partei dennoch in der Minderheit geblieben war, beliebig Hunderte willkürlich ausgefüllter Stimmzettel hinzu. In einem Stadtbezirk (7te Ward) waren z. B. nur 942 Stimmzettel abgegeben worden, aber die Commiſſäre gaben deren nicht weniger als 1460 in Anrechnung, um den Sieg ihrer Partei herauszubringen. In einem Falle marſchirte ein Trupp von 20 Mann, die eben ihre Stimmen in der vierten Ward abgegeben hatten, nach der ſiebenten unter Anführung eines Polizeimannes in geſchloſſenen Reihen, um daſelbſt nochmals zu ſtimmen. Ein Bürger, der die Abſtimmung am Stimmkaſten der vierten Wand mit angeſehen hatte und das Manöver errieth, eilte dem Trupp voraus, um den Wahlcommiſſär in Kenntniß zu ſetzen. Letzterer nahm jedoch keine Notiz von der Anzeige, ſondern ließ die Leute ruhig nochmals ſtimmen, ohne ihnen nur einmal den unter ſolchen Umſtänden vorgeſchriebenen Eid abzunehmen. Endlich waren nur noch die geſetzlichen „Challengers“ (unabhängigen Interpellanten) zu bekämpfen und es wurden von den Raufern (Rowdies), die der Gemeinderath in Sold genommen, wiederholte Verſuche gemacht, dieſelben von ihren Plätzen zu ziehen. Als ihnen dieß immer mißlang, ſchloſſen die Kerls ſich eng aneinander, um unter Anführung eines Polizeiſten, Namens Mocler oder Mockler, den förmlichen Kampf gegen die ebenfalls geſchaarten Reformer zu beginnen. Stöcke, Knüttel und Meſſer kamen zur Anwendung, wobei der Mocler erſtochen wurde. Man warf die „Rowdies“ mit blutigen Köpfen aus Thüren und Fenſtern. In der Nacht, als

die Commiſſäre mit Zählung der Stimmen beſchäftigt waren, brach eine Bande durch die Thüren, wurde jedoch durch Piſtolenſchüſſe zurückgeſcheucht.

Allerdings gehört New-Orleans zu denjenigen Orten in der Union, wo die meiſte Zügelloſigkeit obwaltet; indeſſen zeigen ſich dort allgemeine Zuſtände eben nur am deutlichſten ausgeprägt, während ſie anderwärts mehr oder minder heuchleriſch verlarvt ſind. — Wenn durch Vernachläſſigung der Jugenderziehung und durch Mangel an Selbſtzügelung egoiſtiſcher Willkür, durch Vorwalten einer leidenſchaftlichen Gewinnſucht fort und fort Windhafer ausgeſäet wird, iſt auf keine gedeihlichere Ernte zu rechnen.

E. P.

•

Das californiſche Gold floß bis zum 1 November 1853 in die Münze zu Philadelphia in der Summe von 209,000,000 D., darneben wird von einer zahlloſen Menge Banken Papiergeld maſſenhaft ausgegeben, ohne daß ſich der Betrag genau ermitteln läßt, indem den darüber gemachten Angaben nicht zu trauen iſt. Falſches Gold und Papiergeld curſirt fortwährend ſehr häufig zwiſchen hinein und außerdem mehrt ſich die ungeheure Summe verzinsbarer Papiere von Tag zu Tag immer zuſehends.

Dieſe Geldvermehrungen beleben einerſeits allerdings den Unternehmungsgeiſt, indeſſen verringert ſich andrerſeits der Geldwerth auch bedeutend und der Lebensunterhalt wird immer koſtſpieliger. Es entwickelt ſich unter den Mehrbeſitzenden großer Luxus, der erbitternd und niederdrückend auf die Nichtbeſitzenden einwirkt. Außerdem mehrt ſich eine ſchwindleriſche, gewiſſenloſe Speculationswuth, die ähnliche Kennzeichen wie die beim Hazardſpiel trägt. Auf keiner Seite ſieht man Tugenden erwachſen, von denen allein die Sicherheit eines Geſellſchaftsverbandes abhängt. Das Leben in den Vereinigten Staaten eilt mit raſcher Puliation bedeutenden Veränderungen entgegen. Die Zuſtände ſind vulkaniſcher Natur.

E. P.

Die Getreideausfuhr der Vereinigten Staaten Nordamerika's nach Europa betrug binnen etwa drei Monaten zu Ende des Jahres 1853 nicht weniger als 1,100,000 Faß Weizenmehl, 4,750,000 Büſchel Weizen und 850,000 Büſchel Welſchkorn. Außerdem wurden große Quantitäten Reis u. dgl., ſowie Salzfleiſch aller Art dorthin verſchifft. Die Rückwirkung auf die Preiſe der Lebensmittel im amerikaniſchen Inland war ſehr bedeutend, und wenn auch nicht geradezu Hungersnoth unter der unbemittelten Bevölkerung der größern Städte eintrat, ſo ſetzte es doch ſehr häufig äußerſt ſchmale Biſſen. Von gouvernementaler Fürſorge in Betreff der Armuth war nirgendwo die Rede; kaum daß ſich einzeln hie und da Privatmildthätigkeit bemerkbar machte. Man ließ die Noth ziemlich hart dem Menſchen zu Leibe gehen, ohne daß es nur zu drohenden Demonſtrationen kam. Das Gewährenlaſſen bewährte ſich ſo ziemlich, wenn auch von humaniſtiſcher Seite her ſehr vieles dabei in Erinnerung zu bringen war. Die Menſchheit verträgt erſichtlich recht harte Püffe!

E. P.

•

Die Baumwollen-Verhältniſſe der Vereinigten Staaten Nordamerika's ſind von einem Dr. Daniel Lee in nachſtehender Weiſe dargeſtellt worden:

Es betrugen die Ernten der letztverfloſſenen Jahre 1852 und 1853 durchſchnittlich drei Millionen Ballen zu je 400 Pfund. Während 1821 nur 124,893,000 Pfund ausgeführt wurden, ſtieg die Ausfuhr 1849 ſchon auf 1,026,602,000 Pfund. Folglich ergibt ſich binnen 28 Jahren eine Zunahme von 800 Procent.

Die Production iſt viel ſchneller geſtiegen als die Conſumtion, und Lee berechnet, daß ſich der gegenwärtige Bedarf in den nächſten 25 Jahren noch um 300 Procent vermehren werde und zwar zufolge der wachſenden Civiliſation im Lande ſelbſt. Er bemerkt auch, daß die Union genug des beſten Baumwollen-Bodens habe, um alljährlich neun Millionen Ballen produciren zu können. Hiezu würden 18 Millionen Acker erforderlich ſeyn, wenn auf den Acker nur 200 Pfund Ertrag gerechnet wird. Die Staaten Georgia, Alabama, Miſſiſippi und Texas ſollen jedoch viermal mehr des beſten Landes beſitzen, als hiezu nöthig iſt. Zuſammen haben dieſe Staaten freilich 393,199 Geviertmeilen Flächeninhalt, was 9,436,776,000 Ackern gleichkömmt.

E. P.

•

Eigenthümlichkeiten des „jungen Rieſen". Die Europäer werden doch von den Amerikanern weit überboten. Während erſtere es höchſtens bis zu Ausſtellungen von Hornvieh u. dgl. gebracht haben, wurde kürzlich die Committee der ſüdlichen Central-Ackerbau-Geſellſchaft autoriſirt, folgende Prämien für eine nächſtens zu Auguſta im Staate Georgia ſtattfindende Kinder-Ausſtellung zu offeriren.

I. Prämium: ein ſilberner Krug, 50 Dollars an Werth, für das ſchönſte Kind, zwei Jahre alt.

II. Prämium: ein ſilberner Krug, 25 Dollars an Werth, für das ſchönſte Kind, ein Jahr alt.

III. Prämium: ein ſilberner Becher, 10 Dollars an Werth, für das ſchönſte Kind, ſechs Monate alt.

Alle Kinder müſſen in heimiſche Stoffe gekleidet ſeyn, und die Prämien werden von der Executiv-Comittee vertheilt.

Beſondere Prämien für „einheimiſche" Ungezogenheit der Kinder auszuſetzen war nicht nöthig, denn die findet ſich von ſelbſt. Allah il Allah, Mohammed rasul illah! würde ſicher dabei ein rechtgläubiger Muſelmann ausrufen.

E. P.

•

Der Weinbau in Nordamerika. Zu den unwiderlegbarſten Zeichen wirklichen Fortſchrittes auf der Culturbahn gehört offenbar der, namentlich durch die Deutſchen ſich in der Union ſich mehr und mehr verbreitende Weinbau. Ein fröhlicher Geiſt nur vermag ſich emporzuſchwingen in höhere Gebiete, während ſonſt alles Denken und Empfinden am Materiellen kleben bleibt. Was jetzt Fröhlichkeit bei den Amerikanern heißt, iſt nichts als ein koboldartiges Weſen; nur Erdgeiſter zeigen ſich thätig, nicht aber jene Genien, welche höhern Regionen angehören. Der Genuß von „Brändy" in ſeinen tauſenderlei Bereitungs- oder eigentlich Verfälſchungsarten hat nur eine Raſerei erzeugt, die man durch Temperanzgeſetze zu bekämpfen vergebens bemüht iſt, während Mäßigkeit und Mäßigung auf keinem andern Wege als auf dem der Erziehung zu erlangen ſind, wenn nebenbei einer Neigung der Menſchen zur geiſtigen Erregung durch gute die Geſundheit nicht hart gefährdende Getränke Rechnung getragen wird. Denn das Gebot der Entſagung, wo Genuß lockt, kann nur zu ſchlimmeren Folgen hinleiten, als die des Trunkes es ſind.

Aus dieſen Gründen iſt der Weinbau als Culturmittel zu betrachten und deſſen Anlage wie Fortſchritt in einer „neuen Welt" erſcheint von vielem Intereſſe. Daher dürften folgende Angaben an dieſem Orte gerechtfertigt erſcheinen.

Kleinere Anlagen in verſchiedenen Gegenden der Vereinigten Staaten abgerechnet, ſind es namentlich die Thäler am Ohio und am obern Miſſiſippi, wo der Weinbau ſich zu verbreiten angefangen hat. Am bedeutendſten ſind die Anlagen in der Umgegend von Cincinnati am Ohio, indem daſelbſt ungefähr 1200 Acres

Land in einem Umkreiſe von 20 (engl.) Meilen mit Wein bepflanzt wurden, wovon 1853 bereits 800 Acres getragen und einen Ertrag von 320,000 Gallonen Wein geliefert haben. Einige der beſten Weingärten lieferten 6 bis 800 Gallonen auf den Acre, und dieß gilt für eine ſehr günſtige Ernte. Die beſten Sorten verkauften ſich mit 1 Dollar bis 1 Doll. 10 Cents für die Gallone; für mittlere Gattungen wurden 75 bis 90 Cents, für geringere 40 bis 50 Cents bezahlt.

Die abgeſchätzte Zahl der im Ohiothale mit Wein bepflanzten Acres Landes wird wie folgt angegeben:

Cincinnati und Umgegend	1200
Ripley	110
Maysville (Kentucky)	50
Louisville ditto)	30
Vevay (Indiana)	20
Charleſton (ditto)	180
Zwiſchen liegende Orte	110
	1700.
Im Miſſiſippi-Thale:	
St. Louis (Miſſouri und Umgegend .	45
Hermann (ditto)	450
Belleville (Illinois)	20
Andere Plätze	50
	560.

Außerdem ſind nur die Weinanlagen in und bei Reading (Pennſylvanien) noch von einigem bedeutendern Umfange.

Ueber die Beſchaffenheit des amerikaniſchen Weines ſind die Urtheile natürlich ſehr verſchieden, wie das bei Sachen des Geſchmackes immer der Fall zu ſeyn pflegt. Die Preiſe des Weines ſind jedoch — trotz der ſteigenden Production — ſeither immer in die Höhe gegangen und die Nachfragen haben ſich vermehrt.

E. P.

Miscellen.

Dr. W. Freunds ethnologiſche Beobachtungen über Rhätien. Dr. Freund, deſſen Sendung nach Tyrol zur Erforſchung der dortigen ethnologiſchen Verhältniſſe wir früher ſchon (ſ. Nr. 42 vom vor. J.) erwähnt haben, hat jetzt in der Verſammlung der ethnologiſchen Geſellſchaft zu London am 3 Mai ſeine Mittheilungen gemacht, die jedoch in Deutſchland kaum befriedigen dürften. Er findet daſelbſt vier verſchiedene Varietäten der Menſchen: die eingeborne Race, die celtiſche, die romaniſche, die deutſche. Die erſten ſollen ſich in bedeutender Anzahl in den höhern Zweigthälern, namentlich in Gröden, Enneberg und Badia zerſtreut unter der andern Bevölkerung finden, da und dort auch mit Celten gemiſcht, welche den Walliſern näher ſtünden als den Galliern. Die Celten findet er namentlich in den höhern Theilen des Oberlandes, aber auch in andern Thälern, wo deutſch geſprochen wird, in Churwalchen, Schauſigg, Prättigäu und ſelbſt in Uri. Daß er die romaniſche Race in ältere und neuere Einwanderer (Römer und Italiener) theilt, iſt natürlich, daß er aber die deutſchen Bewohner durchaus zu Allemannen und nur im Walſer-Thal zu Burgundern macht, und die bayriſchen Stämme ausläßt, möchte auf keinen Fall gerechtfertigt ſeyn. Die Behauptung von Livius (V. 33), daß Etruſker aus Italien nach Rhätien gezogen ſeyen, nimmt er als beſtimmte Thatſache an; die urſprünglichen Rhätier und Etruſker ſeyen weder Deutſche noch Celten, ihr Verhältniß zu den alten Iberern ſeyen noch unerforſcht; die rhätoromaniſche Sprache enthalte etwa 1000 Worte, die ſich hauptſächlich auf das Alpenleben beziehen, und weder deutſch, noch römiſch, noch celtiſch ſeyen, die bekannten etruskiſchen Inſchriften böten aber keine genügende Erklärung dieſer Worte. Mit dieſen Erläuterungen iſt die Frage gewiß nicht abgemacht, und der celtiſche Spuck, den er einmiſcht, und von dem ſich jedenfalls in der Sprache nichts findet — falls man nicht unter celtiſch etwas ganz anderes als gäliſch verſteht — iſt jedenfalls ganz überflüſſig neben den „Aboriginern“ aufgeführt.

*

Das ſlawiſche Altitalien. Im vorigen Jahr erſchien zu Wien des verſtorbenen Kollars Werk unter dem Titel, „Staroitalia slawianska.“ Der Verfaſſer hat uns mit dieſer Idee, daß in Oberitalien vor alter Zeit Slawen hausten, ſchon in ſeiner Reiſe durch Oberitalien, Tyrol und Bayern (1843) bekannt gemacht, und nachher dieſelbe in einem gelehrten Werk weiter ausgearbeitet, deſſen Druck er nicht mehr erlebte. Es iſt erſchienen im vorigen Jahr böhmiſch in Wien; ſchon dieſe Erſcheinung in böhmiſcher Sprache mußte dem Buche ſchaden, denn ſie hinderte die Verbreitung. Wir finden nun im ruſſ. Journal des Miniſteriums für Volksaufklärung (März 1854) eine Anzeige davon mit nachſtehendem Auszug über die allgemeine darin durchgeführte Idee. „Ganz Italien war vor alter Zeit von ſlawiſchen Völkern umgeben; natürlich iſt es, daß die Slawen, anfangs ſtill und unvermerkt, nachher in größeren Schaaren und mit Gewalt in dasſelbe eindrangen und es bewohnten. Die Slawen drangen in Italien zu Lande und zur See, vom Norden, Oſten und Süden ein, zu Lande aus Gallien, vielleicht mit Celten vermiſcht, aus Helvetien, Tyrol, Norikum, aus Vindelicien und Pannonien, zur See von Oſten her aus Illyrien und Dalmatien, vielleicht vermiſcht mit Thrakern; zur See auch von Süden her aus Paphlagonien und Phrygien. In Folge dieſer Anſiedlungen ſind allenthalben in Italien von Alters her und bis auf unſere Zeit Spuren der ſlawiſchen Sprache und Nationalität zurückgeblieben. Im Norden Italiens herrſcht die ſlawo-etruskiſche, von da gegen Oſten die ſlawo-umbriſche, im mittlern Italien die ſlawo-latiniſche und ſlawo-ſabiniſche, im Süden die ſlawo-opiſche Sprache. Darum ſind auch die Eigennamen der Localitäten und die alten ſchriftlichen Denkmäler und die Sagen des alten Italiens nur demjenigen verſtändlich, der ſie mit Hülfe der ſlawiſchen Sprache erklären wird.“ Wir wiſſen nicht wie ihm dieſe Erklärung gelungen iſt, wären aber begierig, in der Zeitſchrift für vergleichende Sprachforſchung eine Anſicht über dieſe wunderliche Aufſtellung zu leſen.

*

Telegraphen in Spanien. Die Arbeiten für die Telegraphenlinie in Spanien werden gegenwärtig ſehr emſig betrieben; die Linie von Madrid nach der franzöſiſchen Gränze iſt faſt vollendet, und die von Madrid nach Saragoſſa im raſchen Fortſchreiten. (Athen. 13 Mai.)

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 21. 26 Mai 1854.

Ethnographische Streifzüge ins Alterthum.

Ueber den Ursprung der Wallonen.

Ueber diesen Gegenstand finden wir in den Nouv. Annales des Voyages (März 1854) einen Aufsatz von Hrn. Ch. Grandgagnage, welcher in mehr als einer Beziehung beachtenswerth ist: fürs erste durch die natürliche und ungezwungene Erklärung des verhältnißmäßig modernen Ursprungs der Wallonen, dann aber auch durch die Art, wie er die Frage über die ältere vorrömische Bevölkerung auffaßt, denn die letztere, so schwierig sie auch ist, läßt sich von der erstern kaum trennen, wenn man irgend die Sache nicht bloß oberflächlich nehmen will. Ist auch ein wesentliches Element für die Kenntniß der alten Völker, die Sprache, uns so gut wie verloren gegangen, so gibt es doch noch andere Punkte, welche uns auf den Zusammenhang der Stämme von den nördlichen Ardennen bis zum Rhein und selbst darüber hinaus, sowie bis zum Meere aufmerksam machen müssen: wir erinnern hier nur an die Enthüllungen, welche kürzlich Oskar Schade[1] über den Nehalennia-Cultus in diesem Lande gegeben hat. Man dringt auf diesem Wege immer tiefer in ein bis jetzt noch äußerst dunkles Gebiet ein, dessen Aufhellung aber keineswegs unmöglich und für die älteste deutsche Volks- und Religionsgeschichte von entschiedener Bedeutung ist. Doch wir gehen vorerst auf den zunächst vorliegenden Gegenstand, den Ursprung der Wallonen, ein.

Daß dieser Name, der bei den benachbarten Niederländern ganz richtig „Walen" lautet, dieser Völkerschaft von ihren deutschen Nachbarn gegeben wurde, und nichts anderes als Fremde bedeutet, braucht keines Beweises, und wir können ohne Weiters die Hauptstelle aus Grandgagnage citiren, gegen welche sich kaum eine Einwendung wird machen lassen. „Wir Wallonen, sagt er p. 319, sind Romanen durch Sprache und Sitten, wir sind es in derselben Weise, wie unsere südlichen Nachbarn. Unser Dialekt ist keine eigene romanische Sprache, wie etwa das Walachische, sondern eine Unterabtheilung der Dialekte der Langue d'oil, die sich durch ununterbrochene Glieder an die andern knüpft, im Westen durch den Dialekt des französischen Flanderns oder das Reuchi und das Picardische, im Südosten durch den Dialekt der französischen Ardennen und Lothringens. Vergleicht man einen Dialekt des mittlern Frankreichs, z. B. der Touraine, unter seiner alten Form — denn er ist officielle und literarische Sprache geworden, und als solche fortgeschritten — mit den Dialekten von Burgund, der Normandie, der Champagne und dem wallonischen, so erkennt man in ihnen allen ächte Brüder. Die ursprünglichen und partiellen Racenverschiedenheiten haben in den Sprachen keinen merklichen Unterschied hervorgebracht. Die römische Nivellirung, die schon zu Strabo's Zeiten den Süden Spaniens nivellirt hatte, welche nachher die gallischen Nationalitäten dermaaßen zertrat, daß man in Verlegenheit ist ein celtisches Wort zu finden, das nicht durch das classische oder Bulgärlatein umgestaltet wurde, dieß Nivellement ist auch über alle Belgo-Germanen hingegangen, welche nicht durch eine natürliche Schutzwehr oder die Nutzlosigkeit einer Besiegung geschützt waren." Von dem Augenblick an, wo die Kraft zur Abwehr im römischen Reich sank, drangen die deutschen Stämme von Osten und Nordosten heran, und haben unter dem Frankenreich einen sehr bedeutenden Theil des alten Galliens als Grundherren in Besitz genommen, d. h. als Besitzer großer Güter, die sie sich von den Ueberwundenen abtreten ließen. Aber dieser Adel nahm im Laufe der Jahrhunderte die Sprache der Unterworfenen an, und fügte sich der Mehrzahl und der höhern Bildung, die von dem romanischen Element getragen war. Ohne Zweifel hat auch die Masse des deutschen Volks von Nordosten her große Fortschritte im ehemaligen romanischen Lande gemacht, bedeutende Landstriche, die zur Zeit der größern Macht der Römer in der Hauptsache romanisch waren, wurden von den deutschen Stämmen zuerst verheert, dann besetzt, aber nachdem das Frankenreich einmal eine bestimmtere Form angenommen hatte, mußte die Besetzung romanischer Landstriche durch deutsche Volksmassen aufhören, wenn gleich der Adel noch Jahrhunderte lang seine Eroberungen gegen Südwesten ins Innere von Frankreich hinein, selbst bis in den Süden fortgesetzt hat. Die Besetzung romanischer Landstriche durch Massen deutschen Volks, so daß das Deutsche vorherrschender Charakter blieb, mußte nothwendig viel früher aufhören, wenn gleich sich manche Spuren zeigen, daß hie und da ein Schwanken stattgefunden habe, daß innerhalb walloni-

[1] In seinem Buch: „die Sage von der heiligen Ursula" p. 70 bis 100. Grandgagnage führt nach Schayes „les Pays-Bas" an, daß ein Theil des Gebiets der Menapier, damals schon von „Flandrenses," von „Antoverpienses," „Frisones" bewohnt, noch im 6ten und 7ten Jahrhundert heidnisch war.

ſcher Diſtricte längere oder kürzere Zeit deutſche Enclaven blieben, die nach und nach doch auch die Sprache ihrer Umgebung annahmen. Ein anderer hieher gehöriger Umſtand iſt der, daß der nördliche Theil des Wallonenlandes ſtärkere deutſche Sprachelemente in ſich ſchließt als der ſüdliche, was auf eine ſtärkere Miſchung deutet, in welcher ſchließlich das Walloniſche das Uebergewicht erhielt, doch nicht ohne Spuren des Kampfes an ſich zu tragen.

Es fragt ſich nun, welchem deutſchen Stamm man dieß deutſche Element im Nordwalloniſchen zuſchreiben muß. Hr. Grandgagnage, der das Deutſche wohl verſteht, wie ſeine Bekanntſchaft mit den einſchlagenden deutſchen Schriften beweist, gibt keine beſtimmte Antwort, und meint, dieß laſſe ſich nur entſcheiden, „wenn ſeine linguiſtiſchen Arbeiten vollendet ſeyen und die Kritik von Leuten beſtanden hätten, die mit den älteſten deutſchen Sprachreſten beſſer bekannt ſeyen.“ Dieſe Beſchränkung ſeiner ſelbſt gereicht ihm ſehr zur Ehre. Die Wahrſcheinlichkeit ſpricht vorweg dafür, daß dieſe Reſte fränkiſch, d. h. niederdeutſch ſeyen, denn die Hauptmaſſe der Franken beſtand doch wohl aus Niederdeutſchen. Hier ſtoßen wir indeß auf einen Punkt, wo ſich zeigt, daß die Sauce theurer iſt als der Fiſch, oder, unverblümt geſprochen, daß die Frage, welche ſich an die über den Urſprung der Wallonen anhängt, verwickelter und weitgreifender iſt als dieſe letztere. Wir beſitzen eine Zugabe zu dem bekannten Geſetz der ſaliſchen Franken, die man in der gelehrten Welt unter dem Namen der Malbergiſchen Gloſſe kennt; ſie beſteht theils in einzelnen Worten, theils in kurzen Sätzen, die in den Handſchriften neben oder unter den Text geſchrieben ſind. Da das ſaliſche Geſetz wahrſcheinlich ſchon im fünften Jahrhundert entſtand, von den Handſchriften aber keine über das neunte, höchſtens 8te Jahrhundert hinaufreicht, ſo wurde dieſe Gloſſe von den häufig unwiſſenden Abſchreibern ſehr oft arg verſtümmelt, wie ſich aus den großen Abweichungen ergibt. Was iſt nun die Malbergiſche Gloſſe und in welcher Sprache iſt ſie abgefaßt? Dieſe Frage hat eine große hiſtoriſche und ethnographiſche Bedeutung. Das ſaliſche Geſetz ſelbſt iſt in einem barbariſchen Latein geſchrieben, worin ſich eine große Anzahl deutſcher, nur durch Endungen latiniſirter Wörter befinden; die Malbergiſche Gloſſe ſoll alſo eine Erklärung ſeyn, aber ſie hat bis in die neuere Zeit aller Erklärung getrotzt.

Es haben ſich darüber zwei Anſichten gebildet: die einen behaupten ſie ſey deutſch, von einem Mitglied des herrſchenden deutſchen Stammes im romaniſchen Lande geſchrieben, die andern finden darin Reſte der Sprache der Ureinwohner. Wer ſind nun dieſe? Hier ſtehen wir vor der großen Frage über die alte Bevölkerung des Landes. Ehe wir auf dieſe eingehen, wollen wir in Kürze bemerken, daß Profeſſor Leo in Halle die Malbergiſche Gloſſe für celtiſch, d. h. gäliſch, erklärt und aus dem Gäliſchen zu deuten ſucht, daß aber J. Grimm, namentlich in einer neuen Schrift [1], mit überwiegenden ſachlichen und ſprachlichen Gründen ſie für deutſch erklärt. Mag es auch wahr ſeyn, was Grandgagnage bemerkt, daß einige dieſer Erklärungen ſehr gezwungen ſeyen, ſo iſt doch an der Richtigkeit ſehr vieler Worterklärungen keinen Augenblick zu zweifeln, und dieſe Richtigkeit der Erklärung einzelner Theile beweiſt für den Charakter des Ganzen, und J. Grimm iſt wohl berechtigt ſich dahin auszuſprechen, „es ſtecke auch nicht ein Sterbenswörtchen keltiſch darin.“ Wir können indeß hierauf nicht eingehen, müſſen vielmehr nach Grimms Beweis für die Deutſchheit dieſer Gloſſen die Sache für ſo weit abgethan halten, daß ſie für die alte Ethnographie des Landes durchaus nichts mehr bedeutet, allein Hr. Grandgagnage hat von ſeinem 54 S. langen Artikel nicht weniger als 40 auf die Frage über die alte Ethnographie des Landes verwendet, die mit der vergleichsweiſe neuen über die Entſtehung der walloniſchen Sprachen eigentlich in gar keinem Verband mehr ſteht.

Die Sache hat indeß gerade bei den jetzt ſehr lebhaften ſprachlichen, antiquariſchen und hiſtoriſchen Forſchungen ein bedeutendes Intereſſe, und wir wollen in Kürze angeben um was es ſich handelt. Wir haben geſehen, daß Prof. Leo die Malbergiſche Gloſſe aus dem Celtiſchen, d. h. Gäliſchen, erklären wollte, ſomit vorausſetzte, die Belgen oder wenigſtens der ſüdweſtliche Theil derſelben hätten gäliſch geſprochen; denn Cäſar ſagt ja, daß ſie in ihrer Sprache ſich Kelten nennen, und was könnten dieſe anders ſeyn als Gälen? So urtheilen bekanntlich auch Zeuß [1] und Dieffenbach. Mitten unter dieſen gelehrten Autoritäten kommt nun Hr. Grandgagnage in große Noth. Die Nachrichten der Alten darüber, daß die Celten im mittlern Gallien und die Belgen im nordöſtlichen Theil des Landes ſich nur ſchwach unterſchieden hätten, ſtehen feſt, andrerſeits ſind die Nachrichten über die nahe Verwandtſchaft der Belgen und Deutſchen nicht abzuläugnen. Gälen aber und Deutſche ſtehen ſich doch phyſiſch und ſprachlich gar zu ferne, als daß man annehmen könnte, die Alten, namentlich Strabo, hätten eine ſo große Aehnlichkeit zwiſchen ihnen bemerken können. Hr. Grandgagnage kommt wahrhaft in Verzweiflung, weil „außer der celtiſchen und deutſchen keine dritte Sprache da ſey.“ Dieſer wahre Schmerzensruf in ſeiner Verlegenheit iſt äußerſt charakteriſtiſch. Hr. Grandgagnage hat mit ſehr richtigem Takt die Verhältniſſe der deutſchen zu den belgiſchen Stämmen dargeſtellt, und dieſe Verhältniſſe führen abſolut auf eine Verwandtſchaft der beiden Stämme hin — aber die Sprachen, gäliſch und deutſch, ſind ein unüberſteigliches Hinderniß. Vielleicht iſt die Löſung des Räthſels nicht fern. Hr. Prof. Holtzmann hat, wie wir früher ſchon gelegentlich bemerkten, in der Vorrede zu ſeinen „Unterſuchungen über das Nibelungenlied“ den Beweis zu liefern verſprochen, daß die von den Römern und Griechen ſogenannten Kelten Galliens in den Iren, Hochſchotten und Kymren nicht ihre noch lebenden Repräſentanten haben, ſondern daß dieſe Kelten ein den Deutſchen ſehr nahe verwandter Stamm ſind. Kann Hr. Prof. Holtzmann, wie wir nicht zweifeln, den verſprochenen Beweis führen, ſo iſt die faſt komiſche Verzweiflung Hr. Grandgagnage's zu Ende, und die ganze Auffaſſung der alten mitteleuropäiſchen Ethnographie gewinnt ein ganz anderes Anſehen.

Prof. Holtzmanns Anſicht hat die ganze jetzt herrſchende Meinung gegen ſich, und er muß dieſelbe ſehr ſtark zu ſtützen wiſſen, wenn er ſeine zum Theil ſehr wohl gerüſteten Gegner überzeugen will. Die Frage, welche Hr. Grandgagnage mit ſeiner Abhandlung aufs Neue aufgerührt, iſt von viel allgemeinerem Belang als es ſcheint, denn ſie entſcheidet zugleich über die Bewohner Mittelgalliens, der Alpen und bis über die Donau hinüber, wo noch ein-

[1] In ſeiner Vorrede zu Merckels Lex salica.

[1] S. die Deutſchen und ihre Nachbarſtämme p. 189.

zelne „galliſche“ oder „keltiſche“ Völker von Tacitus aufgeführt werden, und ſelbſt über einen Theil der Bevölkerung Englands, wohin bekanntlich die Belgen, vermuthlich zwei Jahrhunderte vor Chr. gezogen ſind. Alles was wir von den alten „Galliern“ oder „Kelten,“ wie die Griechen ſagten, wiſſen, iſt bis jetzt ziemlich nebelhaft; die Verſuche, das Wenige was wir von der keltiſchen Sprache wiſſen, aus dem Gäliſchen oder Kymriſchen zu erklären, ſind, zum Mindeſten geſagt, keineswegs ſchlagend und überzeugend ausgefallen; ehe wir aber hierüber nicht auf einen grünen Zweig kommen, wird uns die große Völkerbewegung, die wir unter dem Namen „Züge der Gallier“ kennen, und welche vom ſüdlichen und weſtlichen Deutſchland, nur zum Theil von Gallien ausging, und ſich nicht nur über Italien, ſondern über die ganze illyriſche Halbinſel erſtreckte, ja bis nach Kleinaſien ging, ſtets räthſelhaft bleiben. Es iſt ganz undenkbar, daß dieſe von den Römern Gallier, von den Griechen Kelten oder Galater genannten Völker kymriſch geſprochen haben ſollten; bei der weiten Verbreitung dieſer Stämme, der Maſſe von Ueberreſten die ſie hinterlaſſen, und der Namen die wir noch kennen, müßte ſich die kymriſche Nationalität ſchon viel entſchiedener herausgeſtellt haben. Dagegen fehlt es an Andeutungen eines Zuſammenhangs zwiſchen illyriſchen, venetiſchen und keltiſchen Stämmen nicht, und bei den wachſenden Aufſchlüſſen über alt-illyriſche Sprachen kann der Zeitpunkt nicht fern ſeyn, wo wir darüber ins Klare kommen; wir haben im Nordweſten und Südoſten faſt gleich bedeutende Sprachreſte in den gäliſchen und albaneſiſchen Dialekten; die Mittelglieder fehlen, oder wenigſtens ſind nur einzelne Andeutungen und Nachrichten übrig; es fragt ſich nun: hängen die Völker, die ſich durch die Alpen, am Rhein hinab und tief nach Gallien hineinziehen, mehr mit dem ſüdöſtlichen oder mit dem nordweſtlichen Kern zuſammen. Wenn erſteres der Fall iſt, ſo iſt auch eine nähere Verwandtſchaft mit den deutſchen Stämmen als erwieſen anzunehmen, und die keltiſchen Stämme bilden ein Mittelglied zwiſchen der deutſchen und der griechiſch-römiſchen Welt.

Die Sprache der alten Preußen.

Während hinſichtlich der Kelten alles noch in nebelhafter Ungewißheit ſchwebt, ſo wichtig auch die Frage für die alte Geſchichte und Ethnographie iſt, ſtehen wir hinſichtlich des Volks der alten Preußen, eines Zweigs des litthauiſchen Stammes, auf feſtem ſprachlichem Boden. Franz Bopp, der berühmte Verfaſſer der „vergleichenden Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechiſchen, Lateiniſchen, Litthauiſchen und Deutſchen,“ hat als eine Art Nachtrag und Fortſetzung eine Abhandlung „über die Sprache der alten Preußen“ veröffentlicht, die in der Akademie zu Berlin vorgeleſen, vor kurzem auch in beſonderem Abdruck erſchienen iſt. Die Sache verdient im Allgemeinen und Speciellen eine aufmerkſame Beachtung: im Allgemeinen, weil ſie uns an der feſten Hand einer organiſchen Entwicklung der Sprachen in eine Zeit hinaufführt, die der Natur der Sache nach, wie Bopp ſelbſt ſagt, ſogar über das „erſte Dämmerlicht der Geſchichte“ hinaufreicht; im Speciellen, weil die Stellung der altpreußiſchen Sprache und der litthauiſchen überhaupt hiſtoriſche Fragen in Anregung bringt, die wir nur an der Hand der Sprachforſchung, ſchwach unterſtützt von einzelnen hiſtoriſchen Zeugniſſen, werden löſen können.

Der Verfaſſer ſpricht einige Sätze aus, die für die alten Völkerwanderungen von entſchiedener Bedeutung ſind, ſo z. B., „daß der medoperſiſche Sprachzweig mit dem indiſchen länger vereinigt geblieben iſt, als die ſämmtlichen europäiſchen Glieder unſeres Sprachſtammes“, und daß „die Abſonderung der lettiſch-ſlawiſchen Idiome von der aſiatiſchen Schweſterſprache, man mag ſie Sanskrit nennen oder ganz unbenannt laſſen [1], ſpäter eingetreten iſt als die der claſſiſchen, germaniſchen und keltiſchen Sprachen, aber doch noch vor der Spaltung des aſiatiſchen Theils unſeres Sprachgebiets in den medoperſiſchen und indiſchen Zweig.“ Was die ſpecielle Behandlung des altpreußiſchen Dialekts der litthauiſchen Sprache betrifft, ſo iſt Bopp dazu durch den Umſtand veranlaßt worden, daß derſelbe „in treuer Bewahrung des urſprünglichen Gepräges das Litthauiſche und Lettiſche übertrifft.“ Dieſe beiden letztern Sätze führen jedenfalls den Beweis, daß die Völker, die an den Mündungen der Weichſel und öſtlich davon ſaßen, keinenfalls eine zuſammengeſtrömte Maſſe verſchiedener Stämme waren, wofür man ſie in der Geſchichte mannichfach angeſehen, ſondern daß ſie einen eigenen, durch ſeine beſondere Sprache feſt abgegränzten Zweig der großen indo-europäiſchen Familie bilden.

Zeuß hat bekanntlich die Völker, welche die litthauiſche Sprache in ihren verſchiedenen Dialekten reden, unter dem Namen Aiſten zuſammengefaßt, nach dem Namen welchen ihnen ſchon Tacitus gegeben, und der ſich in ſpätern Schriften wiederholt. Ob der Name Aiſten nicht von den Deutſchen ihnen als Oſtländer gegeben wurde, wie er auch allmählich weiter gegen Oſten rückte, und jetzt an einem nicht litthauiſch redenden Volk, den finniſchen Eſthen, haften blieb, können wir hier nicht unterſuchen. Zeuß theilt ſie in Weſt-, Süd-, Oſt- und Nordaiſten, welche den Namen Preußen (Pruſi) Jazwingen (Jazygen), den eigentlichen Litthauern oder Letten und Curen entſpricht; Tacitus ſagt, ſie hätten Gebräuche und Sitten der Suewen, die Sprache aber ſtehe der britanniſchen näher; auch verehrten ſie die Erdmutter (matrem deam), was ohne Zweifel mit der Erdmutter der Suewen zuſammenfällt. Ganz eigenthümlich iſt dieß Volk zwiſchen Slawen, Germanen und Finnen eingekeilt. Was Tacitus unter der brittiſchen Sprache verſteht, welche der litthauiſchen näher ſtehen ſoll als der deutſchen, wiſſen wir nicht, denn von der gäliſchen Sprache können wir dieß nicht behaupten, und eine andere brittiſche Sprache, falls man darunter nicht eine der altbelgiſchen gleichſtehende vermuthen will, kennen wir nicht. Das merkwürdigſte aber iſt ihr kaum zu bezweifelnder Zuſammenhang mit den Geten. J. Grimm ſagt darüber in ſeiner Geſchichte der deutſchen Sprache (p. 170 der alten, 119 der neuen A.): „wahrſcheinlich hatte auch die getiſche Sprache einen nicht zu überſehenden Zuſammenhang mit der litthauiſchen; es iſt ungemein merkwürdig, daß der preußiſche Litthauer den polniſchen, d. h. den Samogeten Gudas oder Guddas nennt; unſerm Mittelalter hieß er Sameite, woraus Schamaite entſprang, was ſich alles zurückführt

[1] Die einfachſte und gerade wegen ihrer Vagheit paſſendſte Benennung möchte immer noch die der „ariſchen“ ſeyn, falls man nicht bei dem altgewohnten Ausdruck „indo-europäiſche“ ſtehen bleiben will.

auf Samogeta.“ Andere Zeugniſſe über dieſe Benennung kann man in Zeuß (p. 672 f.) nachſehen. Wenn dieſer Zuſammenhang ſich mit Sicherheit nachweiſen läßt, was freilich bei den ſchwachen Ueberreſten, die wir von getiſcher Sprache beſitzen, ſchwer ſeyn wird, ſo ſetzt dieſe Auseinanderſprengung des Getenvolks in einen nördlichen und ſüdlichen Zweig eine mächtige Erſchütterung in den Oſtländern voraus.

Es geht aus der Zuſammenſtellung der Nachrichten der Alten über die Geten bei Zeuß und bei Grimm (p. 124 ff. der neuen Ausgabe) hervor, daß die Geten von den Deutſchen durchaus geſchieden werden, daß man ſie gleichſprachig mit den Thrakern nennt. Da nun letztere gewiß ihren Weg aus Aſien über den Helleſpont nahmen, ſo muß ihre Ausbreitung zuerſt nach dem Hämus und von da an die Donau und weiter gegen Norden gegangen ſeyn. Wenn nun die deutſchen Völker, welche, ſo weit wir in der Geſchichte zurückgehen, von Norden nach Süden ziehend und andere Völker verdrängend dargeſtellt werden, kaum auf einem andern Weg als durch Rußland nach der Mitte Europa's gelangt ſeyn können, findet ſich in den Sprachen der Litthauer, ſo weit wir ſie noch vor uns haben, eine Andeutung, daß ſie den alten ſüdeuropäiſchen Sprachen näher ſtehen, als den deutſchen? Bekanntlich iſt es vom Litthauiſchen insbeſondere behauptet worden.

Verweiſen wir hier zurück auf die allgemeinen Sätze, welche Bopp über das Verhältniß der litthauiſchen Sprache zur aſiatiſchen Stammſprache aufgeſtellt hat, ſo finden wir darin zwar noch keine Antwort auf die eben vorliegende Frage, aber ſie zeigen welches Ziel dieſe Sprachforſchung ſich vorgeſetzt hat. Indem die genaue Verwandtſchaft dieſer europäiſchen Sprachen mit den aſiatiſchen in ihrer organiſchen Entwicklung verfolgt wird, wobei ſprachliche Erſcheinungen bei oft räumlich einander ganz nahe ſtehenden Völkern ſich gar nicht erklären laſſen, ohne daß man auf die alte aſiatiſche Quelle zurückgeht, ſo müſſen ſich allmählich ſehr klare Schlüſſe in Bezug auf die Geſchichte der alten Wanderungen aus dem Orient ergeben. Daß es auf dieſem ſchwierigen Wege an ſtarken Irrthümern nicht fehlen kann, iſt natürlich, eben ſo, daß manche Uebereilungen vorkommen müſſen; aber doch ſtehen wir bereits auf einem Boden, wo der Geſchichtſchreiber und Ethnograph des alten Europa ohne Bezugnahme auf dieſe ſprachlichen Forſchungen keinen Zug mehr thun darf. Selbſt hiſtoriſche Nachrichten der Römer und Griechen müſſen an den mit mathematiſcher Schärfe entwickelten Folgerungen aus der Sprache gemeſſen werden. Daß Römer und Griechen bei ihrer gänzlichen Unkenntniß oder höchſt mangelhaften Kenntniß der Sprachen dieſer nordiſchen Völker manche hiſtoriſche Erſcheinungen, die ihnen ſeltſam erſchienen, auf eine höchſt willkürliche Weiſe deuteten, und wir dieſe Deutungen nicht als Thatſachen annehmen dürfen, hat ſich ſchon mannichfach gezeigt; dagegen haben ſchon viele Nachrichten der Alten erſt durch die gewonnenen ſprachlichen Ergebniſſe ihre wahre Deutung erfahren, und wir gehen langſam aber ſicher einer Erkenntniß der alten Völkergeſchichte entgegen, wie man ſie vor dreißig Jahren noch entfernt nicht hoffen durfte.

Chriſtliche Alterthümer Griechenlands.

Die Herren, welche von Fürſt Menſchikoff nach Athen zum Studium der Alterthümer geſchickt wurden, ſcheinen doch nicht, wie das böſe Abendland argwöhnte, ſich ſämmtlich nur mit Politik abgegeben zu haben, ſondern einige haben auch wirklich mit Alterthümern ſich befaßt, nur nicht gerade mit denen, die das Abendland faſt ausſchließlich beſucht, ſondern mit den chriſtlichen. Da wir nachgerade von claſſiſchen Alterthumsfreunden die Fülle haben, und nicht alle in die erſte Reihe treten dürfen, zudem der Streit über die Alterthümer für alle diejenigen, die ſich nur als Dilettanten an dem Genuß erfreuen, und nicht in die Tiefen der claſſiſchen Anſchauungen eindringen können, kein ſehr unterhaltender und angenehmer Stoff iſt, ſo wählen wir nachfolgenden aus Athen vom 1 Junius vorigen Jahrs datirten Brief aus, den uns das ruſſiſche Journal des Miniſteriums für Volksaufklärung (Januar d. J.) mittheilt, und werden wohl ſpäter einen zweiten folgen laſſen, der andere chriſtliche Alterthümer im übrigen Griechenland behandelt. Man erſieht daraus, daß die Ruſſen mit *ihren* Alterthumsforſchungen den Griechen ohne Vergleich näher ſtehen, als die Reiſenden aus dem Lande des „geräucherten Schmerzes“, wie die Ruſſen ſehr unhöflich unſer Deutſchland bezeichnen. Die claſſiſchen Touriſten, welche dieß leſen, müſſen wir deßhalb bitten, den etwas höhniſchen Ton, der im Eingang herrſcht, nicht übel zu nehmen; ländlich, ſittlich! Vor dreißig Jahren wurde ruſſiſcherſeits der Griechenenthuſiasmus eifrig gefördert, und war eine mächtige Waffe zur Leitung der öffentlichen Meinung; ſeitdem man nun vom Weſten aus die Griechen zu „occidentaliſiren“ ſuchte, hat ſich für Rußland ein anderes Intereſſe ergeben: man muß nun zeigen, daß dieß verlorene Mühe iſt; man muß zeigen, daß die Griechen nichts weniger als Hellenen, ſondern nur anatoliſche Chriſten ſind. Daß man die früher ſo werthvolle Waffe jetzt mit ſolchem Hohn behandelt, iſt freilich arg, vielleicht nicht einmal klug. Doch wir beginnen ohne weitere Einleitung den erſten Brief

über die alten Kirchen Athens.

Der berühmte Name Athens wirkt auch auf den Bewohner des entlegenen Nordens auf die lockendſte Weiſe. Unſere goldene Kindheit hatte noch, außer manchen andern Lebensfreuden, die Annehmlichkeit eines lebendigen, warmen Mitgefühls für alles, was ſie aus dem Lande vernahm, wo unter dem heitern Himmel die Einbildungskraft Berge, Wälder und Gewäſſer mit übernatürlichen Weſen bevölkerte, und das Menſchenleben, wie es ſchien, mit aller Fülle, Einfachheit und Schönheit vorüberfloß. Das zauberhafte Panorama des alten griechiſchen Lebens verſetzt noch die bedachtſamſte und gemeſſenſte deutſche Phantaſie in Entzücken, Berlin und München wetteifern in ihrer Liebe für Athen. Die gelehrten Profeſſoren ſtreiten ſich bis zu Thränen über die Bedeutung dieſer oder jener atheniſchen Ruine, wozu die Panshöhle diente, was der Unterbau des Erechtheums heißen ſollte und dergleichen; ſie geben Bücher heraus, und im Falle ſie nicht miteinander übereinſtimmen, drohen ſie ſelbſt zu dem Erechtheum zu gehen, um die Sache zu entſcheiden. Und wirklich gehen ſie, nachdem ſie zuvor das Vaterland der Ideen und Mythen ſich in den ſchimmerndſten Regenbogen-

farben gemalt. Die Phantaſie läuft ihnen voran, die Phantaſie begleitet ſie. Die Göttin Athene fährt ungeſehen mit ihnen, wie im Alterthum mit Odyſſeus, und lenkt ihren Weg gerade nach der geliebten Stadt. Schon ſehen ſie ſich in Gedanken im Kreiſe ihrer alten Freunde und Bekannten: Sokrates, Diogenes, Aeſchylos eilen ihnen entgegen, tragen ſie auf den Händen, und führen ſie nach dem Pnyx, wo von dem Bema (der Rednerbühne) herab der ihnen nicht minder bekannte Demoſthenes donnert. In angenehmer Täuſchung ſprechen ſie beim erſten Schritt auf claſſiſchem Boden ihr Mitgefühl aus, und im reinſten ſchwäbiſch-griechiſchen, dem fünften, Dialekt begrüßen ſie den erſten der ihnen begegnet; dieſer zuckt die Achſeln, und auf die Frage ſeines Gefährten; τί λέγει ὁ Φράγγος? (was ſagt der Franke?) erwidert er: ξερώγω? ὁμιλεῖ γερμανικὰ, ἴσως ζητεῖ ξενοδοχεῖον. (Was weiß ich? er ſpricht deutſch, er ſucht gewiß ein Wirthshaus) und gleichgültig wendet er ſich von dem Fremden ab. Nach zwei oder drei ähnlichen Begegnungen und Begrüßungen fängt der Philhellene an zu glauben er ſey gar nicht in Griechenland, die Leute ſeyen keine Hellenen, eher Türken oder Araber. Er fragt nach dem Erechtheum; man antwortet ihm: ὁ ἅγιος Ἐλευθέριος? ὄχι. Δὲν εἶναι ἐδῶ. (Die heilige Elentherioskirche? Nein, die iſt nicht da.) Er bemüht ſich die Sache aufzuklären, es ſammelt ſich um ihn ein Haufe Neugieriger, die ihn von Kopf bis zu den Füßen anſehen, und über ſeine wunderliche Redeweiſe ſtaunen. Der arme Hellenomane iſt noch froh, wenn irgend ein Landsmann, der ſchon längere Zeit zu Athen lebt, ihn in ſeinem Quartier verbirgt.

Man muß die Wahrheit ſagen, daß ſelten ein Europäer in Athen das findet, was er zu finden glaubt. Das alles idealiſirende Europa verſteht noch jetzt Griechenland ſo, wie es im Lehrbuch der alten Geſchichte geblieben iſt, d. h. in der vollen Entwicklung des alten Lebens. Dieß Griechenland beſteht ſchon lange nicht mehr, und das Andenken daran iſt aus dem Volksgefühl ſo gänzlich ausgelöſcht, wie die ganze alte Mythologie. Die unrichtigſte Anſicht von den Griechen iſt die, daß ſie auch nur von fern denjenigen Griechen gleichen, welche in Berlin auf dem Univerſitätstheater in den Zuſchauern einen ſo rührenden Enthuſiasmus erwecken. Der Grieche in der Idee, im Buche und der in der Wirklichkeit ſind zwei ganz verſchiedene Dinge. Der jetzige Grieche iſt der byzantiniſche, nicht der helleniſche, wenn man ſo ſagen darf. Der jetzige Grieche iſt vor allem — und dieß iſt das Weſentliche — ein rechtgläubiger Chriſt. Wenn Europa Griechenland für ein Hellas hält, und unter dieſem Namen dem vermeintlichen „Geſchlecht der Götter und Helden" einen ihm fremden occidentaliſchen Geiſt einzuhauchen bemüht iſt, ſo irrt es ſich und müht ſich ganz umſonſt ab. Der trügeriſche, vielverſprechende Name Athen wird ihm in ſolchem Falle gar wenig helfen.

Seit die ſtille apoſtoliſche Lehre in Athen erſcholl, hat ſich die mit Idolen erfüllte Stadt raſch mit Tempeln des bisher unbekannten Gottes erfüllt. Vielleicht fand man im alten Heidenthum keine zweite gleich gottesfürchtige Stadt, und derſelbe Charakterzug zeigt ſich jetzt auch wieder im chriſtlichen Athen. Es iſt kein Zweifel, daß das Chriſtenthum hier, mehr als an einem andern Orte, mit dem noch überdieß von der Philoſophie geſtützten Heidenthum zu kämpfen hatte, obgleich wir auch hier annehmen dürfen, daß der Geiſt der Unduldſamkeit und Verfolgung, der im römiſchen Reich ſo lange herrſchte und ſo viel unſchuldiges Blut vergoß, in Athen mehr als irgendwo durch die milde Aufklärung des ruhigen Forſchens und eines kalten Skepticismus gezähmt war. Dafür haftete beim wirklichen formellen Fall des Heidenthums das religiöſe Gefühl des atheniſchen Lebens ſchnell mit aller Kraft am Chriſtenthum. Allerdings haben wir wenig hiſtoriſche und archäologiſche Denkmäler des urſprünglichen Beſtandes des Chriſtenthums in Athen, außer den Namen von zwei oder drei Philoſophen, die das Chriſtenthum angenommen hatten, in der That faſt nichts. Unklare Nachrichten über die erſten atheniſchen Biſchöfe, armſelige, ſtumme Unterſchriften einiger ſpätern atheniſchen Kirchenvorſtände in kirchlichen Actenſtücken laſſen nichts als den Schluß zu, daß es Biſchöfe, alſo auch Gläubige, und alſo auch Kirchen gab. Aber ein wirklich beſtehendes Zeugniß aus jenen fernen Zeiten iſt uns nicht, oder faſt nicht übrig geblieben.[1] Gewöhnlich nimmt man das Edict Juſtinians über die Schließung der heidniſchen Tempel und Hörſäle als eine Epoche im atheniſchen Leben an. War auch der Glaube nicht mehr lebendig geweſen, ſo war er doch eine Gewohnheit, und die Athener band an ihre alten Tempel und durch ſie an ihre alten Götter wenn nicht ein religiöſes Gefühl, ſo doch die alte Anhänglichkeit und Verehrung für die Denkmale ihrer einheimiſchen Architektur. Sey es nun die Einſicht der Kirchenvorſteher oder das alte religiöſe Gefühl, der neue Gottesdienſt ſetzte ſich bald an der Stelle des alten feſt. Alle alten Tempel wurden in Kirchen umgewandelt, und auf der Akropole allein nicht weniger als ſechs erbaut, von denen die berühmteſte die der Mutter Gottes war, welche an die Stelle des lange Zeit ſo ſtolzen Namens des Parthenons trat. Eine Menge Kirchen waren in der Stadt und ihrer Umgebung zerſtreut. Faſt jede von der alten Religion auserleſene Stelle wurde nun auch der chriſtlichen Gottesverehrung gewidmet, ſo daß jetzt die Archäologen bei der Aufſuchung der Lage irgend eines alten heidniſchen Tempels durch die Localität jetziger oder geweſener Kirchen ſich leiten laſſen können. Man glaubt, um die Zeit Juſtinians habe es in Athen ſchon 300 Kirchen oder Capellen gegeben.[2] Der chriſtliche Archäolog hat keine kleine Arbeit vor ſich, die kleine Zahl der noch erhaltenen mit der Leuchte der gelehrten Forſchung zu durchwandern, und ſo alle in gehörige Ordnung zu bringen. Aber einige hiſtoriſche, architektoniſche und ikonographiſche Anſichten können als Leitfaden in dieſem finſtern archäologiſchen Labyrinth dienen, und es iſt kein Zweifel, daß ein glücklicher Verlauf durch ſeine Folgen alle Arbeiten reichlich belohnen wird.

Man kann ſämmtliche jetzt in Athen vorhandene alte Kirchen und Kirchenruinen in architektoniſcher Hinſicht in drei Claſſen theilen. Die erſte bilden alte heidniſche Tempel, die erſt in Kirchen umgewandelt wurden, und dann verödeten. Solcher ſind vier: das Parthenon, der Tempel des Theſeus, der Tempel des Erechtheus und

[1] Wir ſagen faſt, weil vielleicht die noch ſichtbaren Ueberreſte der Grundmauern einer großen und, wie man glauben muß, ſehr ſchönen Kirche mit einem Moſaikboden an der Stelle des alten kleinen eleuſiniſchen Tempels, hinter dem Tempel des olympiſchen Zeus, eben ſo ein Moſaikpflaſter mit deutlichen Umriſſen eines Altars im königlichen Garten, Ueberreſte älteſter Kirchen ſind.

[2] Auch jetzt zählt man in Athen oder ſeiner nächſten Umgebung etwa 80. Die größte Zahl findet ſich um die Akropolis her. Die Nordſeite ihres Fußes iſt ganz ſo zu ſagen damit beſäet. Und doch kann man faſt alle fünfzig Schritte auf Ruinen von Kirchen ſtoßen.

der Tempel der Juno; den Tempel des olympiſchen Jupiters kann man nicht wohl dazu rechnen, denn er war zwar, wie einige meinen, gleichfalls eine Kirche, und namentlich eine Kirche des Erlöſers ſelbſt, aber es haben ſich gar keine Spuren davon erhalten, und der Tempel ſelbſt iſt zum allgemeinen Staunen der Alterthumsforſcher mit ſeinen anderthalbhundert rieſenhaften Säulen faſt ganz verſchwunden. Im Parthenon bewahrt man noch jetzt den Halbkreis des Altars, die Treppe nach dem Gynäceum (nach dem Chor) und eine gewiſſe Anzahl Bilder, die unmittelbar auf die Marmorwände gemalt wurden und in Reihen durch die ganze Länge des Gebäudes hinlaufen, übrigens nur noch mit großer Mühe zu unterſcheiden ſind. Im Tempel des Erechtheus iſt gleichfalls die ganze Localität des Altars und der untere Theil des Ikonoſtaß erhalten. Der Theſeustempel war vor nicht allzu langer Zeit eine Kirche des h. Georg. Der wunderbare Tempel der Juno, der jetzt ganz in der Erde begraben iſt, mit dem ſehr bemerkenswerthen jedoch nicht ſehr alten Ikonoſtaß, bildet zwei kleine Kirchen der Mutter Gottes und der Erzengel, und führt noch jetzt den Namen der großen Panagia. Seine zwei Kuppeln beweiſen indeß, daß er ſchon aus einer ſpätern Zeit ſtammt.

Die zweite Claſſe bilden die Kirchen in rein byzantiniſchem Styl, deren Anzahl und Kleinheit noch jetzt die Beſucher von Athen in Erſtaunen ſetzt; der geringe Umfang findet indeß gewöhnlich einen Erſatz in der Regelmäßigkeit und Schönheit des Plans. Obgleich ſonſt alle im Plane etwas von einander abweichen, ſo iſt doch der allgemeine Charakter durchaus derſelbe. Man ſieht, daß die Architektur der damaligen Zeit an ein gewiſſes Muſter ſich hielt, von dem ſie nur ſehr geringe Abweichungen geſtattete. [1] Dieß Muſter iſt das gleicharmige in ein Mauerviereck eingeſetzte Kreuz, das ſich über die allgemeine Maſſe des Baues erhebt. Jeder der vier Arme dieſes Kreuzes iſt oben mit einem bogenförmigen Gewölbe gedeckt, und geht in der Mitte des Gebäudes in eine Kuppel über, welche ſich über alle Bogengewölbe und alle andern Theile des Gebäudes gebieteriſch emporhebt. Mit Ausnahme der Kirche zu den hh. Apoſteln ſind alle atheniſchen Kirchen aus der byzantiniſchen Zeit nach dieſem Plane erbaut. Gewöhnlich geht dabei der öſtliche Arm des Kreuzes in die Linie des Vierecks hinaus, endet in einem Halbkreis, und bildet für ſich den Altar oder, richtiger geſagt, den erhöhten Theil des Altars, und der weſtliche Arm endet oben über dem Dach mit einer beſondern Erhöhung in der Mauerdicke mit einem Fenſter für die Glocke. Faſt immer ruht die Kuppel einer ſolchen Kirche auf vier Bogen, die ſich auf 4, manchmal nur auf 2 Marmorſäulen ſtützen; zwiſchen den zwei öſtlichen iſt der Ikonoſtaß errichtet. Die ganze Kirche ſtellt ſich dabei in drei längliche Theile getheilt dar, von denen der mittlere der breiteſte iſt, die beiden andern aber minder breit ſind; zum mindeſten erſcheint dieß ſo vom Eingang her, wozu der Umſtand nicht wenig beiträgt, daß faſt alle Kirchen dieſer Art ohne Ausnahme eine Vorhalle (νάρθηξ) haben, welche größtentheils den Seitenarmen des Grundkreuzes an Breite gleich, aber gewöhnlich nicht ſehr hoch iſt, manchmal jedoch im mittlern Theile deren Höhe erreicht und mit den Seiteneckheilen gleich iſt. In dieſem letztern Fall erſcheint das Kreuz im untern Arm verlängert, und die Kirche erhält einen beſondern Charakter, der einigermaaßen an den römiſchen Kirchenbau erinnert. Faſt immer führen fünf Thüren in die Vorhalle, drei vorn und zwei auf den Seiten; eben ſo findet ſich in den Seitenarmen gewöhnlich auch je eine Thüre, ſo daß die Kirche meiſtens 7 Thüren hat. Die Maaße aller Kirchen dieſer Claſſe ſind ſehr klein: der Durchmeſſer der Kuppel überſteigt in keiner 5 Arſchinen, und die Höhe der ganzen Kirche vom Pflaſter bis zum Kreuz macht ſelten fünf Klafter. Die Kuppel iſt immer in Vergleich mit andern Theilen hoch, mit geraden Mauern, außen achteckig, innen rund mit 8, ſelten mit 4 Fenſtern, über denen das Gewölbe ſich in eine Halbkugel zuſammenbiegt. Wenn der Baumeiſter der Kirche etwas größere Dimenſionen geben wollte, ſetzte er unter die Kuppel, ſtatt der Marmorſäulen, vier aus Steinen aufgemauerte, viereckige, eine Arſchine und darüber dicke Pfeiler ein, wie dieß z. B. in der St. Theodorkirche geſchehen.

Die Kirchen der dritten Claſſe haben die Form eines Parallelogramms, das auf der Oſtſeite mit einem oder drei halbrunden Vorſprüngen (apside) endet. Manchmal iſt dieß Parallelogramm in drei Längentheile getheilt durch zwei Reihen Pfeiler oder Säulen, welche (manchmal zweiſtöckige) Galerien für die Frauen bilden. Alle dieſe Kirchen haben ſehr einfache rohe Mauern aus unbehauenen Steinen, mit einfachen Fenſtern unter Einem Bogen, ohne äußere Karnieße, ohne Kuppel und manchmal ohne Gewölbe, mit einer bloßen Bretterdecke. Alle dieſe gehören in die ſpäteſte Periode, nämlich in die türkiſche, und in dem Bau derſelben ſieht man den ſeit den Zeiten der Kreuzfahrer hier feſtgewurzelten Einfluß der römiſchen Kirchenarchitektur, für welche die alten Baſiliken, die gewöhnlich durch zwei Säulenreihen in drei Längentheile eingetheilt werden, und ſtets auf der dem Eingang gegenüber liegenden Seite mit einer Apſis ſchließen, als Muſter dienten. Nicht Eine atheniſche Kirche dieſer Claſſe zieht die Aufmerkſamkeit der Kenner und Freunde der Kunſt an. Man ſieht, daß alle bloß nach dem Bedürfniß und eilig gebaut ſind, zur Zeit des Verfalls der kirchlichen Baukunſt in Griechenland. Eine Menge kleiner Kirchen dieſer Art ſind um Athen her auf den Feldern zerſtreut, und mehr als die Hälfte iſt vollſtändig verödet.

Als Krone und Vollendung der zweiten Claſſe finden ſich in Athen zwei beſondere Kirchen, eine in einiger Entfernung von der Stadt, die andere in der Stadt ſelbſt, und dieſe gewähren dem Freunde der Architektur einen hohen Genuß. Ihr Plan iſt in den Hauptzügen derſelbe, wie bei den andern Kirchen der eigentlichen byzantiniſchen Epoche, aber viel umfangreicher, regelmäßiger und großartiger; auch trägt er einen ſehr beachtenswerthen Stempel der Originalität. Hier war es, wie es ſcheint, die Aufgabe des Architekten in ſeinem Plan nicht das Kreuz, ſondern den mittlern Kreis des Kreuzes, zum überwiegenden Theil zu machen, ſo daß der ganze Bau nicht zertheilt erſcheint, ſondern ſich in einer ſchönen, zu einem Gewölbe ähnlich dem des Himmels zuſammenlaufenden Mitte ſammelt. Auf den erſten Anblick ſieht man, daß eine dieſer Kir-

[1] Dieſe Abweichungen beziehen ſich größtentheils auf die die Kuppel ſtützenden Säulen. Eine Verſchiedenheit in der Höhe und Form des Gewölbes der verſchiedenen Theile der Kirche, oder des die Kirche umgebenden Karnießes, oder in der Anlage der Bogen, in den Maaßen der Arme des Kreuzes, in Bezug auf den Durchmeſſer der Kuppel, in der Breite der Vorhalle und der Tiefe des Altars, in den Maaßen der Mauern zwiſchen Thüren und Fenſtern, in der Geſtalt der Fenſter u. ſ. w., dieſe Dinge ſind es, die den allgemeinen Plan im Einzelnen modificirten. Von den 12 Kirchen, die nach dieſem Plan gebaut ſind, zeigt ſich nicht Eine der andern vollkommen gleich.

chen der andern als Muſter diente. Wir wollen mit derjenigen beginnen, welche in der Architektur minder vollendet, aber in den Verzierungen ohne Vergleich reicher iſt.

Zwei Stunden von Athen, auf dem „heiligen“ Wege, der nach dem einſt gleichfalls heiligen Eleuſis führte, ſtehen am Fuße eines Berges die Trümmer eines einſt prachtvoll aufgeführten Kloſters, das jetzt den Namen Daphni führt. [1] Seine hohen, ſchön aus behauenen Steinen — meiſt Reſten aus älterer heidniſcher Zeit — aufgeführten Mauern mit Trümmern von Thürmen ſind jetzt halb zerſtört, ſie bilden ein Viereck und nehmen einen ziemlich bedeutenden Raum ein. Innerhalb dieſer Mauern erhebt ſich ein ſchönes Denkmal der byzantiniſchen Baukunſt mit einer ausgezeichnet regelmäßig und kunſtvoll aufgeführten Mauer, mit wunderſamen dreieckigen Fenſtern und einer prächtigen Kuppel. So reizend die Außenſeite, ſo merkwürdig iſt das Innere. Sie iſt ganz überſtrömt von Licht durch die Reihen Fenſter in den Seitenarmen des Kreuzes und durch 16 Kuppelfenſter. Dieſe Kuppel liegt nicht auf vier, ſondern auf acht Bogen, und hat dadurch etwas beſonders gefälliges. Das Schönſte iſt aber, daß dieß eine Kuppelform iſt, wo die Mauern nicht in einer Rotunda gerade aufſteigen, wie die Kuppeln der früher erwähnten Kirchen, ſondern gleich über den Bogen vom Karnieße an ſich dem Centrum zubeugen, wie die Kuppel der Sophienkirche in Konſtantinopel und die Kuppeln von St. Marcus in Venedig. Unter den Bogen iſt die ganze Kirche von einem zweiten Karnieß umſchloſſen, welches ſie in zwei Hälften theilt, in eine obere ganz von Goldmoſaik mit vielen Bildern bedeckte, und in eine untere, meiſt mit Marmor verkleidete, jetzt aber völlig kahle Hälfte. In der Mitte der Kuppel iſt die koloſſale Geſtalt eines ſegnenden Erlöſers bis auf die Bruſt abgebildet, zwiſchen den Fenſtern ſtehen die Propheten. In den vier Vertiefungen unter der Kuppel ſind die vier Feſttage des Herrn u. ſ. w. abgebildet. An vielen Stellen iſt die Moſaik von Rauch geſchwärzt, ſo daß man die Abbildungen nicht mehr unterſcheiden kann. In den Seitenarmen des Kreuzes finden ſich an den Mauern unter dem Karnieß vier beſondere große Moſaikbilder von hohem Werth, welche den Einzug Chriſti in Jeruſalem, ſeine Kreuzigung, ſein Hinabſteigen zur Hölle und ſeine Erſcheinung am Sonntag vor ſeinen Jüngern darſtellen. Die Wände der vier Seitenkammern waren ſtellenweiſe gleichfalls mit Moſaik, größtentheils aber mit Fresken verziert; die beiden öſtlichen dienen jetzt als Vorrathsgewölbe, von den weſtlichen enthält die links am Eingang befindliche zwei jetzt leere Marmorgräber, auf deren einem drei Lilien ausgehauen ſind, die rechte dient gleichfalls zum Aufbewahren verſchiedener Dinge; unter der Vorhalle läuft in der ganzen Breite der Kirche ein halb mit Erde verſchüttetes Gewölbe hin, aus dem die oben erwähnten Grabmäler herausgenommen werden ſeyn ſollen. Die beiden öſtlichen, welche bei weitem nicht die Höhe der Arme des Kreuzes erreichen, ſind mit einem Dach geſchloſſen, die weſtlichen aber mit einer Terraſſe, über welcher ein zweites Stockwerk, beſtehend aus vier kleinen Cellen ſich befindet. Das iſt die Einrichtung dieſer höchſt merkwürdigen Kirche. Ihre Erbauung fällt ins 12te Jahrhundert, und ihr Erbauer mußte ohne irgend einen Zweifel einen der Kaiſer von Konſtantinopel, vielleicht einen der Androniken, anerkennen. Vor dem griechiſchen Aufſtand war hier ein ziemlich ſtark bevölkertes Männerkloſter. Während des Kriegs bereiteten hier die Türken Pulver, und verbrannten das ganze Innere der Kirche; nach der Beendigung des Kriegs war das Kloſter gänzlich verödet, und die Hirten trieben Nachts ihre Heerden in die Kirche. Vor 6 oder 7 Jahren fanden hier einige arme Frauen, theils Nonnen, theils Laienſchweſtern, eine Unterkunft, und ihrem außerordentlichen Eifer und ihrer Ausdauer verdankt das ſchönſte chriſtliche Alterthumsſtück Griechenlands ſeine Erhaltung. [1] Trotz ihrer ärmlichen Mittel gelang es den Nonnen, die ganze Kirche mit Ziegeln zu decken, da und dort Fenſter einzuſetzen, den Boden zu legen und einen ärmlichen Ikonoſtaß aufzuſtellen; bereits wird hier zu Zeiten Gottesdienſt gehalten, und am Kirchenfeſt der Himmelfahrt Mariä beginnt ſchon das Volk aus der Stadt hieher zu wandern. Dieſer verödete Ort, deſſen Werth Griechenland nicht ſo bald erkennen wird, verdient die volle Sympathie jedes rechtgläubigen Chriſten; wenn Griechenland einmal erkennt, welchen Schatz es in derſelben beſitzt, ſo wird es nicht minder ſtolz darauf ſeyn, als unſer altes Kiew auf ſeine goldene Sophienkirche.

Mit beſonderem Vergnügen verweilen wir endlich bei dem letzten und beſten Denkmal des chriſtlichen Alterthums in Athen. In geringer Entfernung von dem königlichen Palaſt, faſt ganz nahe an dem Garten, ſah man lange Zeit die Trümmer einer für Athen ziemlich großen Kirche, welche auf den erſten Anblick im Vergleich mit den andern Kirchen der Stadt als Kathedrale erſchien. Ihr Aeußeres war allerdings nicht ſehr lockend: zwei oder drei kleine Schießſcharten ähnliche Luftlöcher ſtatt aller Fenſter und Thüren ſprachen von vorn herein nicht ſehr an. Das Viereck der Mauern, gleich und flach wie Grabbretter mit einer kaum darüber hervorſtehenden Kuppel ſtimmte trübſelig. Der ſeltſame Anblick einer flachen Terraſſe ſtatt des Daches mit einer rohen Einfaſſung aus Kieſelſteinen und dichtem Gras auf der Oberfläche ließ die Kirche eher als eine alte verlaſſene Baſtion erſcheinen. Ein ganzes Drittel der Kuppel fehlte, und dieſer Mangel gähnte den Beſchauer ſeltſam an. Die nördliche Mauer der Kirche trat auf zwei Drittheilen ihrer Länge aus der Linie des Fundaments heraus, und drohte täglich mit Einſturz. Nur die öſtliche Mauer des Altars war vollkommen erhalten, und zeugte trotz aller Zuſätze und Umbauten von barbariſcher Hand unwillkürlich von der urſprünglichen Schönheit des ganzen Gebäudes. Aller Einfriedung beraubt war die Kirche zu allen Zeiten des Tages und der Nacht jedermann zugänglich. In dieſem Zuſtande befand ſie ſich noch vor anderthalb Jahren. Wer hineintrat, glaubte in eine ganz andere Welt zu treten; der mittlere Theil, zum Theil von der Kuppel, zum Theil von dem Himmelsgewölbe gedeckt, zog mächtig Blick und Geiſt gen Himmel. Die zweiſtöckigen Galerien, welche rings um die Kirche laufen, mit

[1] Daphni bedeutet den Lorbeerbaum; man glaubt, hier hätten in früherer Zeit viele Bäume dieſer Art geſtanden, jetzt aber ſieht man faſt keine Spuren mehr davon. Der Umſtand, daß auf der Stelle der jetzigen Kirche einſt ein berühmter Tempel Apollo's ſtand, führt auf den Gedanken, daß vielleicht die bekannte Mythe von Apollo und der Nymphe Daphne hiſtoriſch mit dieſem Ort verbunden war, oder ihm wenigſtens den Namen gab. Nach der Einnahme Athens durch die Kreuzfahrer wurden in dieſem Kloſter die Herzoge von Athen begraben; das Kloſter war im Beſitz der Benedictiner und hieß Monasterium Delphini.

[1] Couchaud ſagt: „die Kirche dieſes Kloſters iſt gewiß nebſt St. Nicodemus in Athen eine der ſchönſten und namentlich die reichſte von allen griechiſchen Kirchen. Man bemerkt noch in ihrem Innern vollſtändig (?) erhaltene prächtige Moſaikbilder u. ſ. w.“

den zahlreichen Bogen, die Menge der Bilder an den Wänden aus verschiedener Zeit und von verschiedenen Künstlern, alles dieß machte einen außerordentlichen Eindruck. [1] Die staunenswerthe Regelmäßigkeit und Verhältnißmäßigkeit aller Theile tritt selbst unter der rohen Verschmierung, wie sie Unwissenheit und Armuth erzeugte, deutlich hervor.

Diese Kirche, welche man unter dem Namen des h. Nikodem [2] kennt, muß durch die zahlreichen und wiederholten politischen Erschütterungen der Stadt viel Noth gesehen und erduldet haben. War sie nicht die Kathedrale, so mußte sie doch ihrem Umfang nach für die erste gelten, und in schwerer Zeit der Sammelplatz und die Zuflucht der Eingebornen seyn. Noch vier Jahre vor dem griechischen Aufstand wurde hier Gottesdienst gehalten. Bei der Belagerung der Akropolis diente sie eine Zeitlang als Blockhaus; auf den Terrassen waren Kanonen aufgestellt, und bei dieser Gelegenheit schlugen zwei aus der Akropolis abgeschossene Bomben die Kuppel durch, stürzten drei die Kuppel stützende Pfeiler um, wodurch ein Drittel derselben einbrach, die an die Pfeiler stoßenden Bogen der Galerien fielen herab, und der nördliche Theil der Mauer wich aus seiner Linie. Seit dieser Zeit lag die Hand der Verwüstung auf dem besten der athenischen Gebäude. Die Stadt wurde bald zur Hauptstadt, und nun wurde eine Menge der halbzerstörten Kirchen entweder wieder hergestellt oder ganz niedergerissen, zwei oder drei neue große Kirchen wurden aufgebaut, und die Metropolie (die Kathedrale Athens) der Vollendung entgegengeführt. Nur die Kirche des h. Nikodemus stand bis auf unsere Zeit verunstaltet, verödet und beschmutzt da; es soll im Plan gewesen seyn, sie in eine Caserne oder ein Magazin umzuwandeln, aber auch dazu erschien sie durchaus unpassend. Bei dem neuen Stadtplan endlich wurde eine Straße auf sie zugeführt, welche den ganzen östlichen Theil abschneiden, und somit ihrem vielhundertjährigen und vielerschütterten Daseyn ein Ende machen mußte. Als einige Kunstfreunde sie in diesem Zustande sahen, beklagten sie ihr Geschick, das sich indeß ganz unerwartet anders gestaltete. Der vom Jahr 1843 bis 1850 in Athen anwesende Vorstand der russischen Gesandtschaftskirche, Archimandrit Polykarp, fand es unpassend den Gottesdienst in einer der Pfarrkirchen der Stadt abzuhalten, und kam zuerst auf den Einfall in Athen eine besondere Gesandtschaftskirche zu bauen. Der Umstand, daß diese gleichfalls ihrer Zeit eine Trümmerhaufen war, und durch großmüthige russische Opfer wieder hergestellt wurde, führte auf den Gedanken, ob es nicht möglich sey, in gleicher Weise auch die anstoßende Nikodemuskirche aus den Trümmern zu erheben. Der Gedanke fand Anklang in der Stadt, und die hiesige Regierung machte mit der zerfallenen Kirche Rußland ein Geschenk. Der Kaiser nahm die Gabe in den freundlichsten Ausdrücken an, und seit dieser Zeit kann man dieß kostbare Denkmal des christlichen Alterthums als gerettet ansehen. Nach einigen in solchen Fällen unvermeidlichen Verzögerungen ward endlich im J. 1852 die Kirche wenigstens aus dem Gröbsten in ihrer ursprünglichen Vollkommenheit hergestellt, und ist jetzt eine der schönsten Zierden der Stadt, denn sie lockt Kenner und Freunde der Kunst, so wie überhaupt diejenigen welche die berühmte Stadt besuchen, namentlich aber deren eigene Bewohner an.

Schon der Plan der Kirche zeigt ihre Regelmäßigkeit und Kunst. Abgesehen von der Vorhalle, finden wir das Viereck und innerhalb desselben das Kreuz. Der östliche und westliche Arm laufen in der Höhe des ganzen Baues, der nördliche und südliche durchschneiden sich in der Mitte der Galeriehöhe, aber so leicht, daß es fast gar nicht dem allgemeinen Eindruck der Kreuzform schadet, während jeder Arm mit einer kleinen Kuppel und in der Mitte die große Kuppel in prächtiger Weise alles verbindet; 16 Säulen stützen die Chöre, welche sich rund um die ganze Kirche bis zum Hauptaltar hinziehen. Ueber 80 halbrunde Bogen, die der Fenster und Thüren gar nicht gerechnet, verbinden die Mauern mit den Säulen und die Säulen unter einander. Beim ersten Schritt im Innern der Kirche sieht man sich von leichten Arkaden umgeben, die nach allen Richtungen laufen. Man fühlt sich alsbald in den Mittelpunkt gezogen. Der Genius des Architekten wollte das Gefühl der allgemeinen Harmonie noch durch eine Schönheit krönen, welche selbst die Königin der Schönheit in der orientalischen Welt, die h. Sophia, nicht kennt: er stützt die Kuppel nicht auf 4, nothwendig schwere, sondern auf 12 schlanke Säulen, die er alle nach oben in einem Kranz von 8 fast gleichen Bogen vereinigte, von denen 4 den Armen des der Kirche zu Grunde liegenden Kreuzes angehören, 4 über den 4 Ecken des Centralvierecks liegen. Das unmittelbar über denselben laufende Karnieß verwandelt dieß Viereck in einen Kreis, und liegt selbst da wie der Rand eines einzigen schönen Kelchs, der in Form eines Himmelsgewölbes die ganze innere, wunderbar verschlungene Arkadenwelt deckt. Das Gesetz der Kuppelbildung [1] ist dasselbe wie in der Daphni, und die Kuppel hat auch 16 Fenster, welche durch ihre Höhe und Breite im besten Verhältniß zu den übrigen Theilen stehen, was man in der Daphnikirche nicht bemerkt.

Der größte Theil des Innern der Kirche war bedeckt mit Bildern verschiedener Art und Form, sie wurden aber sämmtlich

---

[1] Conchaud sagt darüber: „wir kommen jetzt zu der vollständigsten und namentlich der schönsten aller Kirchen Athens. Das Innere, ein längliches Viereck, ist von einer gewölbten Galerie umgeben, die eine zweite für die Frauen bestimmte trägt. Die Vorderseite hat drei Thore, die Nebenseite vier. Im ersten Stockwerk ist eine Reihe Oeffnungen angebracht, um die Galerie zu erhalten. Das Terrassendach, eine Ausnahme von allen Kirchen Athens, ist überragt von einer großen hohen Kuppel, die jetzt noch zu einem Drittheil vorhanden ist; wahrscheinlich wäre in nicht sehr ferner Zeit die Kirche selbst zum Theil eingefallen, und hätte in ihrem trümmerhaften Zustand nichts zurückgelassen, als im Gedächtniß der Künstler, die sie sehen, abzeichnen und bewundern konnten, die unauslöschliche Erinnerung ihrer großen und schönen Verhältnisse, denn sie enthält allein das Vollständigste, was von dieser Periode der byzantinischen Kunst noch übrig ist."

[2] Das gemeine Volk nannte sie ehemals Lykodem, und einige Gelehrte wollten in diesem Namen allerlei Anknüpfungspunkte an eine Stelle des Alterthums finden; diese Vermuthungen sind indeß höchst unsicher.

[1] Wer nicht Gelegenheit gehabt hat, eine nach diesem Gesetz erbaute Kuppel zu sehen, kann sich schwer einen Begriff von ihrer vollen Schönheit machen. Die Benennungen „niedrige" Kuppel, „liegende" Kuppel geben keinen rechten Begriff davon, sondern sind eher geeignet, einen falschen beizubringen. Eine der merkwürdigsten Eigenschaften derselben ist, daß sie stets größer scheint, als sie wirklich ist. Das haben in der Nikodemuskirche viele erfahren. Von dem Boden der Kirche aus gesehen scheint sie sehr umfangreich, vom Chor bedeutend vermindert, an der Kuppel selbst fast eng. Dabei fällt einem die Bemerkung eines aufmerksamen Reisegefährten ein, der nach der Besichtigung der Peterskirche meinte, die römische Baukunst mache das Große klein, die byzantinische das Kleine groß. Der Grund scheint in der Kuppelform zu liegen: die byzantinische ist liegend, die römische stehend; in der Perspective erweitert die erstere die Maaße des Raums unter der Kuppel, die zweite verlängert sie. Rußland, das an Denkmälern der bei uns sogenannten byzantinischen Baukunst reich ist, scheint nicht Eine Kirche mit einer Kuppel von rein byzantinischem Charakter zu haben.

von den fanatiſchen Türken verdorben. Nach vielen und langen Studien gelang es ſie mit Beſtimmtheit nach den Epochen in drei Claſſen einzutheilen. In der erſten und älteſten Epoche zierten augenſcheinlich Fresken den ganzen innern Theil der Kirche unter der Kuppel nebſt dem Begräbnißplatz (kimitir) und dem ganzen Hauptaltar; die Bilder waren in der Höhe der Kirche abwechſelnd bald in Kreiſen, bald in Parallelogrammen vertheilt. Beſondere Abbildungen dieſer Art fanden wir 28, darunter 19 erhalten. Alle haben eine auffallende Aehnlichkeit mit den Fresken der Sophienkathedrale in Kiew, und zeichnen ſich durch Sicherheit der Umriſſe, Strenge der Stellungen, Einfachheit der Drapirung und Trockenheit des Colorits aus. Man muß annehmen, die Kirche ſey nach zwei bis 300jährigen Beſtand irgend einer heftigen Zerſtörung ausgeſetzt geweſen; die ganze obere Hälfte, mit Ausnahme der Kuppel, verlor damals ihre Malereien. [1] Die Epoche der Wiederherſtellung war auch die der Verunſtaltung. Wahrſcheinlich geſchah dieß nicht lange vor der türkiſchen Herrſchaft, und man hatte augenſcheinlich mehr das Bedürfniß, als Pracht und Schönheit vor Augen; doch wurden Geſichter und Hände der ältern Bilder wahrſcheinlich nach den alten Umriſſen und nicht ohne bedeutende Kunſt erneuert. Die des ſegnenden Erlöſers im Altar und die Mutter Gottes mit dem Erzengel waren die beſten und in der That mit ſtaunenswerther Kunſt ausgeführt; leider ſind ſie jetzt ſo verdorben, daß es keine Möglichkeit iſt ſie zu erhalten. Die Bilder der dritten Epoche ſind ſämmtlich von höchſt mittelmäßigem Werth und ohne alle Ordnung und Plan an verſchiedenen Stellen angebracht.

Wir kommen nun zur wichtigſten Frage hinſichtlich unſerer Kirche, nämlich an die über die Zeit ihrer Entſtehung. Keine atheniſche Kirche hat eine Chronik, über keine ſind beſtimmte Angaben enthalten. Die Sage verſetzt dieſe Kirche, ſowie eine Anzahl anderer ins fünfte Jahrhundert, und ſchreibt ſie der Kaiſerin Eudoxia zu, die in Athen geboren war, allein mehrere Grabinſchriften, die wir nach langem Suchen auffanden und entzifferten, und wo unter anderm ein gewiſſer Stephanus als erſter Stifter (πρωτοκτίτωρ) genannt wird, alle dieſe Grabinſchriften ſind aus der Mitte des 11ten Jahrhunderts, und man kann annehmen, daß die Kirche in der erſten Hälfte desſelben errichtet wurde. Wahrſcheinlich war ſie urſprünglich eine Sophienkirche, deren es im griechiſchen Reich ſehr viele gab, auf Cypern z. B. zwei, ferner gab es dergleichen in Theſſalonich, Patras, Sparta, welche letztere nach Couchaud ein vollkommenes Abbild der Nikodemuskirche ſeyn ſoll. War auch in Athen eine Sophienkirche, ſo mußte ſie der in Konſtantinopel einigermaaßen gleichen, und dieß kann man von keiner andern Kirche in Athen als von der des Nikodemus ſagen. Indeſſen geben weder die oben erwähnten Grabinſchriften noch die Ueberlieferung irgend einen Wink darüber.

[1] Es blieben nur: die Abbildung eines Märtyrers auf einer der Säulen der rechten Seite, die kaum bemerkbaren Umriſſe der h. Jungfrau auf der Altarſäule in ſitzender Stellung mit der Spindel in der Hand u. ſ. w. In der Mitte der Kuppel war das koloſſale Bild eines ſegnenden Erlöſers. Unter demſelben im Kreiſe umher waren Engel abgebildet, und noch weiter unten zwiſchen den Fenſtern die Propheten.

Briefe aus den toscaniſchen Maremmen.

VI.

(Athen. 13 Mai.)

Ehe wir die Nachbarſchaft des Berges von Anſedonia verlaſſen, ſollte der Leſer einige merkwürdige Riſſe im Felſen an ſeinem Fuße beobachten. Sie finden ſich in der unmittelbaren Nähe des alten Thurms, in welchem, wie wir früher bemerkt, die Küſtenwache einquartiert war. Der Fuß des Berges iſt an der Seeſeite zu einer ſteilen Felſenmauer abgeſchnitten, und in dieſer iſt ein tiefer langer Spalt, weit genug, eine Perſon auf einmal durchzulaſſen; er erweitert ſich aber tiefer innen, ſo daß hier eine bedeutende Anzahl Perſonen Platz findet. Dieſe Höhle heißt bei dem umwohnenden Landvolk „spacco della regina," und es laufen darüber allerlei ſeltſame Sagen und abgeſchmackte abergläubiſche Anſichten um. Die Höhle iſt indeß augenſcheinlich aus denſelben gewöhnlichen Urſachen entſtanden, wie hundert ähnliche Erſcheinungen in andern wohlbekannten Localitäten entſtanden ſind. Ein anderer Spalt derſelben Art, etwa 50 Yards weiter hin, verdient nähere Beachtung, weil er mit dem geologiſchen Intereſſe auch ein antiquariſches verbindet. Die Höhlung im Felſen iſt hier augenſcheinlich benützt und durch Menſchenhände erweitert worden; die Localſage hat ihr den Namen „Bäder der Königin" beigelegt, und in der That iſt es auch wahrſcheinlich, daß man die natürliche Höhlung durch Einſchneiden in den Felſen abſichtlich erweitert hat, um ein Bad zu erſchaffen. Die See dringt am einen Ende frei hinein, während das andere Ende unmittelbar unter dem Berg an dem niedrigen Theil der Küſte erſt über dem Hochwaſſerzeichen ſich öffnet. Die in den Felſen gehauenen Sitze laſſen ſich noch ganz deutlich verfolgen. Schon Dennis ſagt, „man habe bemerkt, die Höhle erinnere an die von Virgil beſchriebene Nymphengrotte." Es finden ſich hier in der That die „vivo sedilia saxo," aber um den Vergleich voll zu machen, fehlen die „intus aquae dulces." Faccio degli Uberti ſchildert die Höhle als von böſen Geiſtern heimgeſucht, ein beachtenswerthes Beiſpiel der verſchiedenen Auffaſſung im heidniſchen und mittelalterlichen Aberglauben.

Hat der Reiſende, ehe er Orbitello verläßt, noch einige Stunden zu ſeiner Verfügung, ſo kann er ſie vortheilhaft zu einem Spaziergang nach Port' Ercole, etwa fünf Viertelſtunden davon, benützen. Die elende kleine halbverfallene Stadt, die immer noch einen ſo majeſtätiſchen Namen trägt, hat in ſich ſelbſt nichts, das irgend jemand intereſſiren könnte. Aber trotz Dichtern und Moraliſten iſt immer noch in einem Namen etwas. Und die wenigen den Einſturz drohenden Häuſer und die ungeheuren zerfallenden Feſtungswerke, die ſich in den ruhigen Gewäſſern der jetzt geſchloſſenen kleinen Bay ſpiegeln, welche einſt ein dem hochtönenden Namen entſprechender Hafen war, haben noch ein Intereſſe. Wie Porto Santo Stefano unter den nordöſtlichen Fuß des Monte Argentario ſich ſchmiegt, ſo Port' Ercole unter die Südoſtecke desſelben, gerade ſüdlich an der ſüdlichſten Sandbank, welche den Berg mit der Küſte verbindet, wie Porto Santo Stefano nördlich von der nördlichſten dieſer Landengen liegt. Port' Ercole hatte eine zweite Epoche von Bedeutung und iſt dann ein zweitesmal wieder in Verfall gerathen. Denn während anderthalb Jahrhunderten, von 1557 bis 1707

gehörte ein kleiner District an diese Küste, der sich von der jetzigen toskanischen Gränze bis zur Spitze von Telamone erstreckt, als dessen Hauptstadt Orbitello galt, und der den Namen Reali Presidii führte, dem Königreich Spanien an. Von 1707 bis 1736 erkannte dieser kleine Fleck keinen andern Herrn an als den Kaiser. Von 1736 an bis zum Wiener Congreß gehörte derselbe zu dem Königreich Neapel, wurde aber vom Congreß dem Großherzogthum Toscana zugetheilt. Unter der spanischen Herrschaft wurde zu Port Ercole eine starke Garnison unterhalten, und die halb verfallenen Festungswerke, die jetzt noch zu sehen sind, zeigen daß man viele Tausende auf diesen Punkt verwendet haben muß, um seine natürlichen Vortheile zu verbessern und ihn zu einer sehr starken Stellung zu machen. Jetzt steht nur ein elendes Halbdutzend Soldaten da unter den stürzenden Trümmern von Gebäuden, die eben so viel Tausende fassen könnten. Ich sah in einer der mächtigen Kammern unter einer der terrassirten Plattformen ein halbes Duzend elender Pritschen mitten in dem ungeheuren öden Raum ausgebreitet, um dadurch die von den Mauern herabrieselnde Feuchtigkeit einigermaaßen abzuhalten. In einer fast eben so feucht aussehenden kleinen Kirche bemerkte ich die hochtönenden Inschriften auf einer ganzen Reihe von Grabsteinen, welche die Leichen hochbetitelter spanischer Obersten, der aufeinander folgenden Commandanten der Feste, welche ihre Laufbahn auf diesem einsamen Felsen schlossen, bedeckten. Außer den Namen und langen Titeln war nur eine Thatsache bemerkt, nämlich die Zahl der Dienstjahre; sie waren sämmtlich Veteranen.

Ein anderes Fort, dessen Titel Forte Filippo gleichfalls seinen spanischen Ursprung bezeugt, krönt eine der dem Monte Argentario benachbarten Höhen. Viele Ueberreste aus der Zeit der spanischen Herrschaft kann man auch noch in Orbitello sehen in den mächtigen königlichen Wappenschildern mit Inschriften, die einen entsprechenden Grad von Bombast zeigen. In der Zeit, ehe die antiquarische Forschung nähere Aufklärung über diesen District verschaffte, glaubte man, Orbitello liege auf der Stelle des ehemaligen Cosa, und die spanischen Vicekönige selbst scheinen dieser Ansicht gewesen zu seyn. Aber der oder die Verfasser der großsprecherischen Inschriften hätten aus Virgils Verse

— mille manum juvenum qui moenia Clusi
Quique urbem liquere Cosas

ersehen können, daß die Sylbe co kurz gewesen, daß man also nicht Cossas schreiben dürfe, wie der Name über den Thoren und Zugbrücken unwandelbar geschrieben steht.

Ich habe manche kalte Christtagsreise oben auf dem Sitz einer englischen Postkutsche zugebracht, aber nie eine kältere als an dem widerwärtigen Novembermorgen, wo ich Orbitello verließ. Meine Absicht war quer durch die Maremma etwas gegen NO zu gehen, um zu Radicofani, eine Entfernung von etwa 50 (engl.) M., auf die große Straße von Florenz nach Rom zu kommen. Von Orbitello nach der kleinen Stadt Pitigliano, wo ich zu übernachten gedachte, sind es etwa 36, und man versicherte mich, es sey eine sehr harte Tagreise diese Strecke vor Einbruch der Nacht mit dem kleinen „Barecino" zurückzulegen, welcher mich und mein kleines Gepäck führen sollte. Mehrere Mitglieder eines im Kaffeehaus freiwillig am Abend vor meiner Abreise zusammengetretenen Comités, das die Angelegenheit besprechen sollte, behauptete die Reise sey anders als zu Pferde gar nicht zu machen. Alle stimmten überein, daß dieß sicher der Fall wäre, wenn Regenwetter einträte. Ein bedeutender Theil des Weges sey neu angelegt, ein anderer bloß ausgesteckt, und noch gar nicht gemacht, der ganze Weg gebirgig, und wir hätten drei Flüsse zu überschreiten, die bei eintretendem Regen in einer Viertelstunde zu ungangbaren Gebirgsströmen würden. In solcher Weise aufgemuntert bestimmte ich 5 Uhr zur Abfahrt, denn die ersten zehn Meilen waren gut, und die Dunkelheit hatte in diesem Falle nichts zu sagen. Ein inspicirender Gendarmerieofficier, dessen Geschäft ihn dieselbe Straße führte, willigte ein zu derselben Stunde aufzubrechen, und wir schlossen ein Schutz- und Trutzbündniß, uns gegenseitig versprechend, einander die Pferde zu leihen, wenn das eine nicht im Stande wäre, den Barecino durch seine alleinigen Kräfte aus einem besonders cattivo passo zu ziehen. Um 5 Uhr nahm ich also in der pechdunkeln Straße der Stadt meinen Sitz neben dem Kutscher ein, aber kein Reisegefährte stellte sich ein, und nach einiger Zögerung erfuhren wir von einem Stalljungen, daß dem tapfern Capitän der Muth gesunken sey, und er um 10 Uhr aufbrechen wolle, um an dem Ort zu schlafen, wo ich um Mittag Halt machen wollte. So brach ich allein auf, und als ich zu gehöriger Zeit in meinem Nachtquartier sicher eingetroffen war, hatte ich Grund mir zur Faulheit des Capitäns Glück zu wünschen, denn ich konnte das für ihn bereit gehaltene Bett, das einzige, dessen sich der Gasthof von Pitigliano rühmen konnte, benützen.

Meine Richtung ging gerade landeinwärts, so daß ich die schöne dunkle Masse des Monte Amiata während der ganzen Reise gerade vor mir hatte. Die ersten 10 Meilen führten über eine reiche Alluvialfläche, die fast ganz dem Fürsten Corsini gehört, dessen Fattoria oder Pachthof, auf einem merkwürdigen konischen Hügel gelegen, über die ungeheuern, meilenweit umherliegenden Ländereien hinsieht, und einen höchst auffallenden Punkt in der flachen Landschaft bildet; sie heißt La Marsiliana. Das Pachtsystem im Val d'Arno und die Art des Anbaues in der Maremma sind gänzlich verschieden. Im ersten sind die Besitzungen fast durchaus klein, und in noch kleinere Pachtungen getheilt, welche ohne Ausnahme nach dem Grundsatz des Cotimo angebaut werden, d. h. der Contadino oder Pächter behält die halbe Ernte für seine Arbeit, während die andere Hälfte dem Eigenthümer in Natura überliefert wird; in der Maremma dagegen sind die Besitzungen meistentheils sehr groß, und werden von dem Eigenthümer selbst durch einen Fattore oder Wirthschaftsbeamten angebaut.

Hinter La Marsiliana geht die Straße ins Bergland hinein, und man verläßt bald die Region der Malaria. Dieser Landstrich hat ein äußerst wildes, für einen Jäger höchst verlockendes Ansehen. Man fährt meilenweit, ohne auf eine Spur von menschlicher Wohnung zu stoßen. Endlich geht der Weg allmählich bergan nach der kleinen Bergstadt Manciano, wo ich Mittag machen wollte. Ein sehr großer Theil der Maremma, mit Einschluß des ganzen Strichs, den ich am Morgen durchzogen, lag von diesem kahlen Berggipfel aus wie eine Karte vor mir hingebreitet; dieser Punkt muß wegen seiner einsamen Lage und Höhe hinreichend von Winden überstrichen werden, daß die Dämonen der Malaria weit weg ziehen. schien indeß einige Zeit, als ob diese Aussicht das einzige sey, was

Manciano mir bieten könne, denn auf mein erſtes Verlangen nach Nahrung war die kurze und einfache Antwort, ſie hätten nichts. Könnten ſie nicht einige Eier für mich finden? Nein, und wenn ich eine Zechine für das Stück bezahlen wollte; es finde ſich nichts der Art am Ort. Endlich kam doch heraus, ein „Kaufmann“ habe auf halb zwölf ein Mittageſſen beſtellt, und wenn ich mich mit dieſem verſtändigen könnte, ſo wäre es die einzige Ausſicht ein Eſſen zu bekommen. Wo war aber dieſer Vorausbeſteller und Monopoliſt zu finden? Er betreibe ſeine Handelsgeſchäfte in der Stadt, und wahrſcheinlich ſey er in der Nähe der Kirche zu treffen. An der Kirchthüre fand ich auch meinen Mann vor einem Geſtell, auf dem eine Menge kleiner Druckſchriften über die Wunder irgend eines Heiligenbildes, kleine Crucifixe, Roſenkränze u. dgl. ausgebreitet waren. Dieß war der Waarenvorrath des Herrn, deſſen Gaſt zu werden ich bemüht war. Ein ſcharfer ſchneidender Wind bließ um die Kirche in einer Weiſe, daß ich fürchtete meine Unterhandlung über die Theilung des Mittagsmahls möchte unter ſolchen Umſtänden in ſehr unvortheilhafter Weiſe geführt werden. Ich führte ſie indeß doch zu einem günſtigen Schluß, und als die beſtimmte Stunde von dem Glockenthurm herabtönte, wurde das Geſtell der Obſorge eines Jungen überlaſſen, und ich und mein neuer Freund wanderten den Berg hinab, um mit einander zu ſpeiſen.

Das Mahl beſtand in einer reichlichen Schüſſel „Mineſtra“, d. h. Macaroni in einer Brühe gekocht, war heiß, wohlſchmeckend und mir willkommener als manche Schildkrötenſuppe, die an dieſem Tag gegeſſen worden ſeyn mag. Wir ſchwatzten über der Aſche eines großen Holzfeuers, das, wie unſer Wirth ſagte, alla fratesca, d. h. in Mönchsmanier angelegt war; es brannte nämlich auf einem einzelnſtehenden altarartigen Herde mit Bänken zwiſchen dieſem und den Wänden, eine eben ſo trauliche als maleriſche Einrichtung. Wir würzten unſer Mahl, ziemlich unterhaltend, mit meines Freundes Geſprächen über den Verfall der Frömmigkeit und die daraus entſpringende Verminderung ſeines Handels. Ueber dieſen ſeinen Handel ging ſein Horizont freilich nicht hinaus, hierüber aber gab er zum Theil intereſſante Aufſchlüſſe.

Von Manciano nach Pitigliano wird das Land immer maleriſcher. Ueber die ſchöne bewaldete Schlucht, durch welche die Fiora läuft, führt eine gute Steinbrücke. Keiner der andern Bäche kann ſich eines ſolchen Luxus rühmen. Der Weg war vollſtändig ſo ſchlecht, als man ihn mir geſchildert hatte; das harte, trockene Forſtwetter begünſtigte mich indeß, und wir zogen den letzten ſteilen Aufſteig nach Pitigliano hinauf, gerade als die letzten Strahlen der Sonne die Klippen vergoldeten, auf denen dieſe ſeltſam gelegene Stadt erbaut iſt.

Zeitbetrachtungen. VI.

Zwei Dinge ſind ſeit dem Beginn der Feindſeligkeiten zur Evidenz und, was mehr iſt, zur öffentlichen Anerkenntniß gekommen, daß es ſich nicht mehr ſo ſehr um die Integrität der Türkei, als um das Zurückwerfen des ruſſiſchen Reichs handelt, und zweitens, daß England und Frankreich dieß nicht allein und jedenfalls nicht in Kürze werden bewerkſtelligen können. Darum hat ſich die öffentliche Aufmerkſamkeit in England und Frankreich mehr und mehr auf die deutſchen Mächte gerichtet, und während ſonſt, wenigſtens von Seite des Journalismus, eine hochmüthige Nichtachtung derſelben bei jeder Gelegenheit an den Tag gelegt wurde, auch, ſo lange man ſich vertrug, Rußland, England und Frankreich in allgemeinen Angelegenheiten Europa's ohne Zuziehung Deutſchlands handelten, ſo iſt jetzt, wo der Streit zwiſchen Rußland und England unheilbar geworden, die Aufmerkſamkeit in den weſtlichen Staaten auf das Verhalten der deutſchen Mächte ſo auffallend geworden, daß z. B. die Nachrichten, daß Oeſterreich gegen Rußland ſich erkläre, in Paris regelmäßig ein Steigen des Fonds zur Folge hatten, oder vielleicht richtiger geſagt dazu benützt wurden. Dieſe Anerkennung der Wichtigkeit Deutſchlands, nicht von Seite der Regierungen, die ſie wohl kannten, ſondern von Seite der landläufigen öffentlichen Meinung in England und Frankreich iſt ein ſtarker Schritt auf der Bahn der Erkenntniß, den wir nicht aus Eitelkeit, ſondern wegen der Folgen, ſehr in Rechnung bringen müſſen; es iſt von mannichfachem Intereſſe, daß dieſe Erkenntniß noch etwas weiter Platz greife und nicht ungenützt wieder verfliege. Doch hievon wird erſt viel ſpäter die Rede ſeyn, denn wie wir ſchon öfters bemerkt, wir ſtehen erſt am Anfang der Verwicklungen. Wenn die Sprache geraume Zeit maaßlos gegen die deutſchen Mächte war, ſo iſt ſie in neuerer Zeit ſelbſt gegen Preußen, das man am giftigſten angriff, um ein gutes milder geworden, ſichtlich in der Erkenntniß, daß was Oeſterreich — und zwar nicht ohne Zuſtimmung Preußens — gethan, trotz der Unſcheinbarkeit des Auftretens wirkſamer und folgenreicher geweſen, als alles was England und Frankreich mit ihrer rieſenhaften Marine zu Stande gebracht. Mit Einem Wort: Oeſterreich hat bis jetzt einen Aufſtand der chriſtlichen Slawen in der weſtlichen Türkei gehindert, und dadurch die türkiſche Armee gerettet. Ob dieß ferner noch möglich ſeyn wird, das iſt jetzt, wo nicht die wichtigſte, doch eine der wichtigſten Fragen.

Ohne Mitwirkung der chriſtlichen Slawen in der weſtlichen Türkei iſt ein Erfolg Rußlands unmöglich; dieſe Mitwirkung aber, wenn ſie erfolgt, muß die Stellung Oeſterreichs zur Entſcheidung bringen. Ließe Oeſterreich ſie geſchehen, ſo hätte es ſich factiſch auf die Seite Rußlands geſtellt, und würde ſich einem Angriff der Weſtmächte ausſetzen; alle Anzeichen deuten auf das Gegentheil hin: dann aber iſt Oeſterreich, wenn es ſich dieſem ſüdſlawiſchen, im Namen der anatoliſchen Kirche erfolgenden Ausbruch widerſetzt, einem Religionskampf an ſeiner Südgränze bloßgeſtellt, eine Ausſicht, welche Oeſterreich ſchon im vorigen Sommer vergeblich in den Unterhandlungen mit Rußland geltend gemacht haben ſoll. Bis jetzt hat „der geſunde Menſchenverſtand der Gräcoſlawen ſich ſtärker erwieſen, als ihr religiöſer Fanatismus“, aber wie lange? Es gehen große Rüſtungen in Serbien vor ſich, ſo ſagt wenigſtens die

Fama, und was tief im Innern Serbiens, in Kragujevatz, ausgekocht wird, darüber wiſſen wir nichts. Käme der Aufſtand zum Ausbruch, ſo würde Oeſterreich 50 bis 60,000 Mann auf die Beſetzung von Bosnien und Serbien verwenden müſſen, abgeſehen davon, daß es vielleicht die griechiſchen Chriſten innerhalb ſeiner eigenen Gränze ſcharf überwachen dürfte. Zwölftauſend Mann Franzoſen ſollen nach Griechenland kommen und dort den Aufſtand niederhalten; wird man auch, wenn der Aufſtand über Nordmacedonien ſich verbreitet, dorthin Truppen ſchicken? Das wird eine ſehr läſtige, koſtſpielige Sache, von der kein Ende abzuſehen. Gelingt es Rußland, die weſtliche Türkei in Aufſtand zu bringen, dann nöthigt es die Weſtmächte und Oeſterreich gegen dieſe Bundesgenoſſen Rußlands 100,000 Mann zu verwenden. Daß an einem ſolchen Reſultat eifrig gearbeitet wird, leidet kaum einen Zweifel; ſoll es aber wirklich erreicht werden, ſo iſt ein ſtärkeres Vorgehen der Ruſſen über die Donau herüber unerläßlich, um ſo mehr, als ſie zwiſchen Varna, das jetzt gänzlich von Franzoſen und Engländern beſetzt iſt [1], und Siliſtria, wo nach ruſſiſchen Berichten 20,000 Mann ſtehen, unmöglich vorwärts kommen können und ſich ſtets noch durch die lange Linie der Dobrudſcha mit allem Nothwendigen verſorgen müſſen. Es iſt deßhalb ſehr glaublich, wenn von mehr als einer Seite gemeldet wird, es ſey von Petersburg Befehl im ruſſiſchen Lager angelangt, bis zum 15 Mai — wir wiſſen nicht ob alten oder neuen Styls — Siliſtria „um jeden Preis“ zu nehmen. Iſt dieß geſchehen, dann muß es ſich zeigen, ob der Aufſtand in der weſtlichen Türkei zum Ausbruch kommt; ohne ein ſolches Vorgehen, d. h. mit andern Worten, ohne die Sicherheit einer Unterſtützung, wird er gewiß nicht erfolgen.

Man kann geradezu ſagen, daß ſich das Schickſal des ganzen Kampfes, mindeſtens für den Verlauf dieſes Jahrs, um die Frage über die Wegnahme Siliſtria's und den ſlawiſchen Aufſtand dreht; ohne den ſlawiſchen Aufſtand ſinkt der griechiſche allmählich in ſich zuſammen, mit dem ſlawiſchen Aufſtand wird er fortglimmen, wenn auch 12,000 Franzoſen im Lande ſtehen. Die Erkenntniß kommt endlich auch dem engliſchen Publicum, was es mit dem ruſſiſchen Einfluß auf die Griechen heißen will. Nachfolgende Stelle aus einem Briefe in den Times aus Konſtantinopel vom 4 Mai (in den Times vom 18ten) kann den Maaßſtab geben, wie weit dieſe Erkenntniß bereits vorgeſchritten. „Das Anſehen des Czars in Griechenland iſt tiefer, dauernder und darum gefährlicher, als ſeine einflußreichſten Gegner auf einer engliſchen Rednerbühne je behauptet haben. Das iſt keine Sache von geſtern; ſie begann nicht mit Menſchikoffs Sendung oder Seymours Geſpräch mit dem Kaiſer, ſie beſtand, ehe man an einen König Otto dachte, ehe Kapodiſtria's durch den Mörderdolch fiel, ja als Griechenland noch einen Theil des Paſchaliks von Janina ausmachte. Das wahre Geheimniß der ruſſiſchen Stärke liegt nicht in den Cliquen oder Coterien von Athen, ſondern in dem Herzen des Volks, in dem tiefen Fanatismus, der die Baſis des griechiſchen Charakters bildet. Nicht Generale und Senateren bilden die Agenten des Czars, ſondern arme ſchlecht genährte Prieſter, hervorgegangen aus den Reihen des Volks, den Brüdern und Vettern der wilden Gränzer, welche gegen die theſſaliſchen Städte losbrechen. Nicht haben die höhern Claſſen eine ruſſiſche Propaganda gefördert, ſondern durch den Druck eines von Prieſtern geleiteten Volks ſind ſie von dem Moskowiten abhängig geworden. Die wahre Bewegung kommt von unten, und das Verhalten des Hofs iſt nur ein ſchwacher Verſuch, den Sturm zu lenken und Religions- und Nationalhaß zu eigenem Vortheil zu benützen.“ Dieſe Anſicht hat der Berichterſtatter nicht aus der Vorrede Fallmerayers zum zweiten Bande ſeiner Geſchichte von Morea, ſondern aus eigener Anſicht zu Konſtantinopel geſchöpft. Das Bild iſt ſchlimmer ſelbſt, als wir uns vorgeſtellt, wir wagen aber kaum zu behaupten, daß es übertrieben ſey. „Die ungebildeten Claſſen der Griechen“, fährt der Verfaſſer fort, „haben nur zwei politiſche Gedanken: daß ſie ihre Religion vertheidigen müſſen und daß die Ruſſen ihnen helfen werden; je tiefer man hinabſteigt, um die Grundlage der Macht zu erforſchen, deſto ſicherer ſtößt man auf den ruſſiſchen Boden der Unwiſſenheit und des Fanatismus.“ Und dabei muß man bedenken, daß die Griechen einen viel tiefern Grund haben die Türken zu haſſen, als die andern Stämme des weiten Reichs: ſie hatten einſt den Scepter geführt, und *ihnen* war er entriſſen worden.

Kommt dieſer tiefen, mächtigen Strömung ein ſüdſlawiſcher Aufſtand zu Hülfe, ſo iſt der Wirrwarr unabſehlich; man kann ſich alſo denken, daß die Engländer, ſo wie Franzoſen und Oeſterreicher, alles mögliche aufbieten werden, um es nicht dahin kommen zu laſſen; mit welchem Erfolg, ſteht dahin. Was die Engländer wollen iſt einleuchtend; ſie wollen die Form der türkiſchen Herrſchaft erhalten und das Weſen für ſich in Anſpruch nehmen; darüber ſpricht ſich ein Artikel der Times in faſt naiver Weiſe aus; es fragt ſich freilich ob der Calcul richtig iſt. Die Times (vom 19 Mai) verweiſen auf den Pendſchab in Indien, welchen engliſche Adminiſtratoren binnen drei Jahren nach der Eroberung in eine blühende, reichliche Einkünfte ertragende Provinz umgeſchaffen hätten, und ſchließen dann mit folgenden beachtenswerthen Worten: „der Leſer wird wahrſcheinlich errathen, daß wir mit dieſer Darſtellung eine moraliſche Lehre bezwecken. Wir wollen jetzt nicht fragen, warum, wenn der Pendſchab ſo gut verwaltet werden kann, nicht ganz Indien eben ſo gut verwaltet werden könnte. Denn unſere Bemerkungen zielen dießmal auf einen nähern Fall. Wenn das Pendſchab mit allen ſeinen außerordentlichen Elementen der Zerrüttung, ſeiner gefährlichen Gränze, ſeiner kriegeriſchen Bevölkerung und ſeiner eingewurzelten Abneigung ſo in Ordnung gebracht werden konnte, ſollte einer beſſern Organiſation der Türkei, zu Gunſten *ihrer jetzigen Beſitzer*, unüberſteigliche Hinderniſſe entgegen ſtehen? Wir glauben nicht; man braucht nur eintretenden Falls eine ähnliche Maſchinerie in Bewegung zu ſetzen, einige wenige geeignete Adminiſtratoren auszuwählen und ſie mit der nöthigen Gewalt zu bekleiden. Der Reſt wäre, das ſind wir überzeugt, verglichen mit dem Pendſchab, leichte Arbeit.“ Der Hochmuth der Engländer führt ſie zu argen Täuſchungen. Die Herren glauben ſchon in der Türkei ſchalten und walten zu können, als wäre der Sultan bereits ein Schemen, wie der Großmogul in Delhi. Wir wollen gar nicht davon reden, daß die Schwierigkeiten im Pend-

[1] So melden wenigſtens die engliſchen Berichte, während es in Briefen aus Konſtantinopel geläugnet wird; auch wieder eine Probe davon, wie ſchlecht wir über den dortigen Gang der Dinge unterrichtet ſind. Wir halten die Nachricht der engliſchen Blätter für wahr, da ſie mit verſchiedenen früher gemeldeten Einzelnheiten zuſammenſtimmt; die vormalige türkiſche Beſatzung von Varna ſoll in Schumla angelangt ſeyn.

ſchab keineswegs übermäßig waren: das Reich Randſchit Singhs, gegründet auf eine in der Zahl nicht überwiegende Secte, lag in der Armee; war dieſe zertrümmert, ſo fiel das Reich ohne fremdes Zuthun ganz von ſelbſt, und die Organiſation bot vergleichsweiſe ſehr mäßige Hinderniſſe, denn die große Maſſe des Volks war herzlich froh, der rohen Soldatenherrſchaft überhoben zu ſeyn. In der Türkei herrſcht ein Nationalgeiſt: die Engländer ſind auf dem beſten Wege, den der Türken und den der Griechen gleichmäßig gegen ſich aufzubringen; ſie haben auf Frankreich, Oeſterreich und Preußen Rückſicht zu nehmen, ganz abgeſehen von der moraliſchen Macht, welche Rußland über die chriſtlichen Bevölkerungen der Türkei ausübt. Ehe die Engländer ſolche Adminiſtratoren ins Land ſchicken können, um es „zu Gunſten ſeiner jetzigen Beſitzer" nach ihrer Weiſe zu organiſiren, müßten nicht nur alle fremden Einflüſſe gebrochen ſeyn — und Baraguey d'Hilliers Forderungen in Betreff der katholiſchen Griechen zeigt, daß die Franzoſen gar nicht gemeint ſind, ſich ſo ganz bei Seite ſchieben zu laſſen — der Sultan zu einem Schatten, wie der Großmogul herabgebracht, und der Koran beſeitigt ſeyn. Dieſe ganze Anſicht, die ſchwerlich unabſichtlich in der Times ausgeſprochen wurde, zeigt nur, daß man ſich in England noch in argen Täuſchungen wiegt; an eine Pacification iſt noch gar nicht zu denken, denn der Kampf iſt ja ſelbſt noch kaum engagirt.

Die Hauptfrage, um welche es ſich für den jetzigen Augenblick handelt, iſt die, ob der Religions- und Racenkampf in der weſtlichen Türkei wirklich zum Ausbruch kommt, denn davon hängt zunächſt auch die Frage über die Kriegsführung ab; bricht der Aufſtand aus, ſo muß der Krieg nördlich und ſüdlich vom Balkan, vom ſchwarzen bis zum adriatiſchen Meer geführt werden; bricht er nicht aus, ſo kann man ihn auf die Strecke von Nicopol bis Varna beſchränken, und aus dieſem Strich ſind die Ruſſen, namentlich wenn ſie Siliſtria nehmen, dieſes Jahr durch Franzoſen und Engländer nicht hinauszutreiben. Das fühlt man auch, und deßhalb iſt ein Theil der Flotte gegen Anapa und Suchum-Kale an der tſcherkeſſiſchen Küſte abgegangen, und die türkiſche Flotte hat ſich durch dieſe Vorhut gedeckt mit Landungstruppen ins ſchwarze Meer hinausgewagt. Wohin dieſe Truppen beſtimmt ſind, iſt noch ungewiß, wahrſcheinlich aber vorerſt nach Batum, wohin angeblich ſelbſt engliſche Truppen gehen ſollen; dieß iſt nicht unwahrſcheinlich, denn Batum beherrſcht die wichtigſte und bequemſte Straße nach Tebris, und würde jedes Vordringen der Ruſſen über Kars nach Erzerum flankiren. Sollte Anapa fallen, ſo wäre dieß die größte Schlappe, welche die Ruſſen vorerſt erleiden können,[1] denn Kertſch würde dann auch nachfolgen und das aſowiſche Meer wäre geſperrt, die Tſcherkeſſenſtämme, welche jetzt mit Munition verſehen werden ſollen, würden über den Kuban dringen und eine 40jährige Arbeit der Ruſſen wäre vernichtet. Der Paß Dariel oder die Straße, welche von Wladykaukas nach Tiflis führt, würde, wenn auch nicht ganz blokirt, doch ſo gefährdet, daß nur mit der größten Anſtrengung Truppenzüge nach Transkaukaſien geführt werden könnten. Da die Straße von Kisljar am Terek nach Derbend und Baku große natürliche Hinderniſſe darbietet, und durch die Anſtrengungen der Bergvölker unter Schamyl faſt unbrauchbar werden würde, ſo bliebe als Verbindung nur das kaſpiſche Meeer, auf dem man alle Verſtärkungen und Zufuhren für das ruſſiſche Heer in Transkaukaſien von Aſtrachan zu Schiffe hinſchaffen müßte. Wie lange die ruſſiſche Herrſchaft in Transkaukaſien eine ſolche halbe Iſolirung ertragen könnte, hängt freilich von ſo vielen Umſtänden ab, daß ſich durchaus nicht mit Sicherheit angeben läßt, und wir müſſen uns hier auf die Bemerkung beſchränken, daß die Maaßregeln der Engländer und Türken ſichtlich auf die Vertreibung der Ruſſen aus Transkaukaſien gerichtet ſind.

Man ſieht alſo, es wird Anſtalt gemacht Rußland zurückzuwerfen, es an der Errichtung des großen orientaliſch-griechiſch-ruſſiſchen Reichs zu hindern, das unfehlbar die Folge des ruſſiſchen Siegs wäre; denn „der geſunde kraftvolle Orient ſoll dem erſchöpften, halb aufgelöſten Occident" als compakte Maſſe entgegentreten, und dadurch ſein Uebergewicht und ſeine Herrſchaft der Welt begründen. Gegen dieſe Beſtrebungen tritt der Occident mehr und mehr in die Schranken. Das iſt ein Krieg, deſſen Ende man nicht abſieht, um ſo weniger als Rußland ſelbſt in dem Occident, dem es gegenübertritt, noch ſo manche ergebene Freunde zählt. Man hat nicht mit Unrecht bemerkt, „ſelbſt die Langſamkeit, mit der die Ereigniſſe ſich entwickeln, die Spaltungen und Annäherungen, wozu ſie Veranlaſſung geben, das ſichtliche Widerſtreben, womit die deutſchen Mächte ſich von einer alten, unter andern Auſpicien geknüpften Verbindung losmachen, die unermeßlichen Rüſtungen und ſelbſt die vorſichtige Haltung, welche die einander bereits entgegenſtehenden Truppen beobachten, alles das zeuge für den drohenden Ernſt der jetzigen Kriſe."[1] Das ganze ſeit 40 Jahren gegründete, und trotz aller Wechſel im Ganzen aufrecht erhaltene politiſche Syſtem Europa's ſteht auf dem Spiele. Je mehr dieſe Erkenntniß reift, deſto beſſer, denn man wird dann nicht blind von den Ereigniſſen fortgeriſſen, und weiß die Einzelnheiten zu deuten, zu erklären, zu entſchuldigen; ein Zuſtand der Dinge, in den man ſich während eines Menſchenalters hineingelebt, reißt nicht auf einmal, ſehr allmählich löſen ſich die alten Bande; nicht bloße Meinungen, ſondern ſtarre Intereſſen ſind mit dem alten Zuſtande verknüpft. Man beachte wohl, was in dem mittlern Striche Europa's, von Schweden herab bis Neapel vorgeht, alles ſtockt, alles iſt ungewiß, und nur allmählich werden die Stellungen durch die Ereigniſſe ſelbſt, die man nicht berechnen kann, ſich klarer geſtalten.

Unter dieſen Umſtänden ſind einzelne Kriegsereigniſſe von ſehr untergeordneter Bedeutung, die öffentliche Ungeduld dürſtet nach großen Entſcheidungen, dieſe Ungeduld wird ſich aber noch gedulden müſſen. Nur die Symptome künftiger Dinge treten bis jetzt hervor. Wir wollen gleich ein Beiſpiel geben: die Weſtmächte, namentlich Frankreich, nehmen ſich jetzt mit einer gewiſſen Affectation der Polen an; iſt dieß Manöver gegen Rußland gerichtet, oder will man auch Preußen und Oeſterreich bange machen? Fürſt Czartoryski hat ſich in ſeiner bekannten Rede, deren Veröffentlichung von der franzöſiſchen Regierung nicht gehindert wurde, ſehr beſtimmt in Bezug auf eine nahe Wiederherſtellung Polens ausgeſprochen; andrerſeits ſchreibt man ganz offen Rußland die Abſicht zu, ein König-

[1] In engliſchen Correſpondenzen iſt die Anſicht ausgeſprochen, man werde die Ruſſen zwiſchen Türken, Franzoſen, Engländern und Oeſterreichern in Beſſarabien einſchließen und vernichten oder gefangen nehmen. Das heißt doch wohl das Bärenfell verkaufen, ehe man den Bären erlegte.

[1] S. Revue des deux Mondes. 1 Mai.

reich Polen wieder herzuſtellen, freilich in einem ganz andern Sinne als die polniſche Emigration es meint. Die franzöſiſche Schauſtellung mit Polen iſt abgenützt und ganz fadenſcheinig geworden, und daß man Rußland ein polniſches Gegenproject zuſchreibt, iſt gleichfalls keineswegs neu. Iſt die Zeit ſolcher Projecte, welche den bisherigen Zuſtand Europa's in ſeinen Grundveſten erſchüttern müßten, ſchon gekommen? Wir glauben nein; zu ſolchen extremen Schritten, ſo ſehr ſie auch in der Zukunft drohen, ſind die Dinge noch nicht herangewachſen; das Beiſpiel kann aber zeigen, wie ſehr man trotz der gezogenen Degen noch Rückſichten beobachtet und beobachten muß. Das gilt auch in Bezug auf Italien, wo die Schritte der franzöſiſchen Regierung viel minder officiell affichirt, aber vielleicht viel bedeutender ſind; dieſe Schritte können nur gegen Oeſterreich gerichtet ſeyn, ſetzen alſo ganz andere, namentlich auf Deutſchland bezügliche Eventualitäten voraus, als jetzt noch vorliegen. „Der Knoten", das geſtehen ſelbſt die Franzoſen ohne Umſchweife zu, „iſt immer noch in Deutſchland"; wenn ihn dasſelbe Blatt, das dieſe Anſicht ausſpricht (Revue des deux Mondes 15 Mai) auch zum Theil in Griechenland ſucht, ſo iſt dieſer Geſichtspunkt, wie wir geſehen haben, zu beſchränkt, man hätte die chriſtlichen Bevölkerungen der Türkei überhaupt nennen ſollen. Deutſchland und dieſe chriſtlichen Bevölkerungen ſind Kräfte, deren Tragweite ſich noch in keiner Weiſe bemeſſen läßt. Das Auftreten Englands, Frankreichs und Rußlands iſt klar und beſtimmt bezeichnet, ihre Kräfte laſſen ſich etwa berechnen, das Maaß ihrer Leiſtungen hat eine beſtimmte Begränzung; nicht ſo mit den andern Factoren. Das drückt dem bisherigen Kampf den ſeltſamen Stempel auf. Fügen wir zu den obigen zwei Punkten noch den aſiatiſchen Kriegsſchauplatz, auf dem jetzt Engländer und Türken ſtärker zu agiren ſich anſchicken, und wo allerdings möglicherweiſe mehr als in Europa zu erreichen iſt, ſo haben wir die drei Punkte bezeichnet, auf welche jetzt die Aufmerkſamkeit ſich richten muß, denn nur von dieſen drei Punkten ſtehen in einer nicht fernen Zukunft Entſcheidungen voraus; die gewaltige Flotte in der Oſtſee kann Erfolge erringen, aber eine Entſcheidung wird ſie keinenfalls herbeiführen.

Reiſe nach den Oaſengebieten von Tuggurt und Suf von Karl Bill.

Sechstes Capitel.

Ueber den landwirthſchaftlichen Betrieb im Kreiſe von Biskra. — Ausſichten für europäiſche Niederlaſſungen. — Geologiſche Beobachtungen auf der Straße von Batna nach Biskra. — Der mißlungene arteſiſche Brunnen. — Lage verſchiedener Punkte über dem Meeresſpiegel. — Nivellometriſche Beobachtungen.

Nach einer beinahe zwanzigjährigen Occupation von Algerien wußten die hohen Beamten der franzöſiſchen Verwaltung nicht mehr über die wahren Verhältniſſe und Zuſtände der Sahara, als über diejenigen von Timbuctu zu ſagen, und wenn auch in neuerer Zeit verdiente Officiere der Armee, die mit eigenen Augen geſchaut, mit eigenen Ohren gehört hatten, die irrige vorgefaßte Meinung, die man von dieſen Gegenden hatte, zu berichtigen ſuchten, ſo zeihte man dieſelben einer blinden Vorliebe für das von ihnen eroberte Land. Und in der That iſt man von Kindesbeinen an gewohnt die ganze Sahara für eine öde, unfruchtbare, waſſerarme Sandwüſte zu halten, und erſt den HH. Daumas und Carette gelang es, durch die Bekanntmachung der Reſultate ihrer Nachforſchungen bei einer großen Anzahl von Saharabewohnern, das Dunkel das über dieſen Gegenden lag, einigermaaßen zu zerſtreuen. Wer bei einer Wanderung in den Ziban die von wuchernden Saaten bedeckten Felder, die herrlichen Oaſen, und dabei die zahlreichen Ruinen römiſcher Niederlaſſungen und Aquäducte neben zerſtörten Araberdörfern geſehen hat, muß nothwendig zu der Ueberzeugung gelangen, daß wenigſtens dieſer Theil der lange Zeit ſo verſchrienen Sahara einen nicht unbedeutenden Theil der „Speicher Roms" ausgemacht habe und heute weit entfernt von ſeinem ehemaligen Flor ſey. Dieſer ehemalige Wohlſtand kann einſt hier wieder aufleben, wenn anders die franzöſiſche Regierung dieſe Gegend gehörig zu würdigen, und die natürlichen Hülfsmittel zur Ausdehnung des fruchtbringenden Bodens, nach dem Beiſpiel der Römer, zweckmäßig zu benutzen verſteht. Zuvörderſt müßte man, zur vollſtändigen Benutzung der Quellen, an der Stelle der arabiſchen Bewäſſerungsgräben, worin unterwegs über zwei Drittel des Waſſers durch Verdunſtung und Abſorption verloren gehen, regelmäßige und dauerhafte Irrigationscanäle herrichten; dann müßte man ſolide Waſſerdämmungen (barrages) an den Flüſſen und Bächen erbauen, um die Schwelle der Waſſerleitungen zu erhöhen und, durch eine ausgedehntere Bewäſſerung, mehr Land für den Anbau zu gewinnen. Zur vollkommenen Erreichung dieſes Zwecks können die heutigen Herren des Landes eine Erfindung benutzen, welche die Römer nicht kannten: ich meine die arteſiſchen oder Bohrbrunnen. Dieſe Brunnen ſind zwar, nach Hrn. Duboeq's Unterſuchungen und Beobachtungen, zu Biskra und der nächſten Umgebung ſchwerlich möglich, aber bei dem Reichthum an fließendem Waſſer in dieſer Oaſis auch nicht

unumgänglich nothwendig; dagegen wäre es, nach demſelben Gelehrten, ein Leichtes, vermittelſt der arteſiſchen Sonde, in der wüſten Region, welche Biskra von den Oaſen des Wed-Rghir trennt, von fruchtbaren Feldern umgebene Ortſchaften zu ſchaffen und durch die auf dieſe Weiſe vermehrte Sicherheit und Leichtigkeit des Verkehrs die Bewegung der Karawanen, welche die ſüdliche Region der Provinz Conſtantine durchziehen, nach der Straße von Biskra nach Tuggurt hinzuleiten.

Mögen nun dieſe Verbeſſerungen eintreten oder möge es beim Alten bleiben, ſo iſt es, bei der den europäiſchen Colonien eigenen Expanſionskraft, keinem Zweifel unterworfen, daß früher oder ſpäter, ſobald es die Regierung geſtatten wird, Auswüchslinge der franzöſiſch-afrikaniſchen Niederlaſſungen ihren Weg nach dem fernen Süden einſchlagen werden, wie einſt die Nordamerikaner nach ihrem „Farweſt" zogen; ſie werden die etwas hohe Temperatur des dortigen Sommers (42—44°) bald ertragen lernen, und in den milden Winter- und Frühlingsmonaten Entſchädigung für den glühenden Hauch des Sirocco finden. Von der vermeintlichen Ungeſundheit dieſer Region haben ſie wenig zu befürchten, da außer einer von Erkältung herrührenden Ophthalmie, die man übrigens bei einiger Vorſicht vermeiden kann, ſelten endemiſche Krankheitsfälle vorkommen, welche im ganzen Sahel Algeriens leider nur zu gewöhnlich ſind. Der Branntwein hat zu Biskra mehr Menſchen getödtet als die Inſalubrität des Klima's. Erſt durch europäiſche Mitwirkung und europäiſches Beiſpiel wird der landwirthſchaftliche Betrieb jenſeits des Auresgebirges zur Stufe der Vollkommenheit gelangen, die er zu erreichen fähig iſt.

Der Kreis von Biskra enthält drei weſentlich unter ſich verſchiedene Ebenen, welche weſtlich und ſüdlich vom Aures, und ſüdlich vom Belezma und vom Bu-Taleb liegen, und deren Lage über dem Meeresſpiegel nicht dieſelbe iſt.

Die höchſt gelegene derſelben iſt der Hodna, welcher zu gleicher Zeit am weiteſten gegen Norden liegt; ſie erſtreckt ſich von den ſüdlichen Abhängen des Bu-Taleb und des Belezma bis zur Kette des Djchebel-Sahari, welche ſie von der eigentlichen Sahara trennt. Man baut dort nur Getreide (Gerſte und Weizen); die wenigen Dattelpalmen, welche man daſelbſt findet, ſind unfruchtbar.

In der Ebene von El-Ulteia, welche ich ſchon früher zu beſchreiben Gelegenheit hatte, ſind die Temperaturverſchiedenheiten zwiſchen Sommer und Winter weniger beträchtlich als im Hodna; man baut hier auch vorzugsweiſe Gerſte und Weizen, allein die Dattelpalme gedeiht hier ſchon, und wenn auch die hieſigen Datteln von geringer Qualität ſind, ſo verdienen ſie doch wenigſtens für den gewöhnlichen Bedarf der Ortſchaft gezogen zu werden, welche letztere noch vor wenigen Jahren von einem Palmenwald umgeben war, der während der innern Kriege, unter welchen die Gegend vor der Ankunft der Franzoſen zu leiden hatte, zerſtört ward.

In den Ziban endlich ſind die Erzeugniſſe des Acker- und Gartenbaues weit mannichfaltiger als in vorgenannten beiden Ebenen. Dieſer große Landſtrich erſtreckt ſich von den im Oſten gelegenen Gränzen des Staates von Tunis bis zu den Hochebenen der Uled-Nail im Weſten, und im Süden berührt er die Oaſen des Wed-Rghir. Hier werden, außer den Cerealien, noch Datteln, ſpaniſcher Pfeffer, Tabak, Henna u. ſ. w. gezogen, welche Producte von den Nomaden nach dem Tell gebracht, mehrere derſelben ſogar außerhalb des Landes verführt werden.

Ich will hier die verſchiedenen landwirthſchaftlichen Erzeugniſſe dieſer Gegenden, mit beſonderer Rückſicht auf ihren Anbau und ihren Ertrag, der Reihe nach aufführen, damit man aus den, durch die unvollkommene Verfahrungsweiſe der Araber erlangten Reſultaten auf dasjenige, was man durch eine rationelle europäiſche Culturmethode zu leiſten vermöchte, ſchließen könne.

1) Weizen. In den Ziban kann der Anbau dieſer Getreideart eine beträchtliche Ausdehnung erfahren; man iſt immer ſicher in dem Süden ſtets einen ungeheuren Abſatz zu finden. Die Karawanen führen den Weizen und die Gerſte nach allen Richtungen hinaus, da ſie die Cerealien gegen im Innern verfertigte Burnuſſe und Haiks auszutauſchen pflegen. Es ſteht zu hoffen, daß dieſelben ſpäter, durch den vermehrten Vorrath an Getreide angezogen, den Goldſtaub und das Elfenbein, welche bis jetzt meiſt nach Tunis und Tripolis abgehen, auf die Märkte der Ziban bringen werden; gegenwärtig ſind ſelbſt Federn und Eier des Straußes nur ſelten zu haben und werden eher als gelegentlich an Liebhaber zu verkaufende Curioſa, denn als eigentliche Handelsartikel betrachtet.

Der Ertrag des Weizens iſt ſehr verſchieden: zu Biskra 8 für Eins, zu El-Feid 15—20, und im Hodna gleichfalls 15—20. Zu El Feid wird ungeachtet des reichlichen Ertrages nur ſehr wenig Weizen gebaut, da man oft, bei Mangel an Waſſer, Gefahr laufen würde die Ernte zu verlieren. Im Zab Schergui iſt daſſelbe und aus derſelben Urſache der Fall. Durch Errichtung von Barragen am Wed-Dſchellal, am Wed-el-Arab, am Wed-Manſaf, am Wed-Abiad und am Wed-Abdi wäre man verſichert die Bewäſſerung bis in den Monat Mai fortſetzen zu können, und der Zab Schergui würde für den ganzen Süden ein ungeheures Getreidemagazin werden. Im Zab Dahari wird nie Weizen gebaut werden können, da die ſalzige Beſchaffenheit des Bodens daſelbſt dieſem Anbau entgegen iſt.

2) Gerſte. Der gewöhnliche Ertrag derſelben iſt: zu Biskra 10—12 für Eins, aber zu El Feid 35—40, und im Hodna gar 40—50. Dieß kommt daher, daß man zu El Feid und im Hodna das Land ein Jahr und auch oft länger ruhen läßt, was anderswo nicht geſchieht; nirgends aber wird der Boden gedüngt, und das Getreide wird einfach auf die Brache geſäet und nur leicht untergepflügt. Die durch Einführung einer guten Culturmethode zu erlangenden Reſultate ſind nicht ſchwer hieraus zu abſtrahiren.

3) Hanf. Der Hanfbau iſt bis jetzt noch unbedeutend in den Ziban. Die Einheimiſchen haben einige Verſuche damit gemacht, und zu Biskra hat der Erfolg ihre Erwartung übertroffen. Die aus demſelben gefertigten Gewebe ſind bei den Arabern ein Gegenſtand des Luxus; der Samen und die Blätter werden von ihnen als Arzneimittel gebraucht. Diejenigen welche dieſe Verſuche im Großen machten, bauten den Hanf ganz wie die Gerſte; ſie bewäſſerten ihn auf dieſelbe Art, und Ausſaat und Ernte hatten zu denſelben Epochen ſtatt. Wenn die Reſultate wirklich ſo günſtig ausgefallen ſind als es die Araber angeben, ſo ſind dieſelben vielverſprechend für die Zukunft.

4) Kiff oder Daghruri. Der Kiff iſt nichts anderes als eine kleine Varietät des Hanfes, der den Arabern das ſo verpönte und dennoch ſo beliebte Rauchmaterial liefert. Die Blätter und die unaufgeſchloſſenen Blüthenknoſpen werden klein zerrieben und in kleinen eigens dazu beſtimmten Pfeifenköpfen geraucht. Der Kiff, an manchen Orten auch Haſchiſch genannt, verſetzt die Raucher in eine Art wollüſtiger Extaſe und iſt denſelben ebenſo unmöglich abzugewöhnen als den Opiumeſſern das Opium; gleich dieſen letztern aber untergräbt er nach und nach die Geſundheit, und ſtarke Kiffraucher verfallen am Ende in eine Art von Blödſinn. In den Ziban wird dieſe Pflanze beſonders zu Bu-Schagrun und Zaatſcha gezogen, und der Kiff dieſer beiden Localitäten iſt

bei den Rauchern beſonders beliebt. Jedes Samenkorn bringt einen Stengel von drei Fuß Höhe, der gewöhnlich mit zwei Franken bezahlt wird. Man ſäet im März und erntet im October; alle 4—5 Tage muß bewäſſert werden. Ungeachtet des ſchönen Gewinns ergeben ſich wenig Araber dieſem Anbau, aus Furcht bei den orthodoxen Moslemin für Beförderer des Kiffrauchens oder gar ſelbſt für Kiffraucher zu gelten.

5) Tabak. In ganz Algerien wird von den Eingebornen nur die gelbblütbige Varietät des Tabaks (Nicotiana rustica), welche ſie El-Braſilia nennen, gepflanzt. Dieſer Tabak iſt an Güte ſehr verſchieden, je nach der Beſchaffenheit und der Lage des Bodens; der in den ſüdlichen Gegenden gepflanzte wird demjenigen aus der Küſtenzone vorgezogen. Die Araber halten den Tabak aus dem Gebiete von Suf für den beſten. Im Zab Schergui wird keiner gezogen, im Zab Dahari, ſowie zu Biskra, nur wenig. Dieſe Pflanze muß hier alle fünf Tage bewäſſert werden. Durch Einführung beſſerer Sorten und durch zweckmäßigen Anbau derſelben würde ſich der Kreis von Biskra unſtreitig einen gewinnreichen Ausfuhrartikel erwerben.

6) Spaniſcher Pfeffer (Capsicum annuum). Er dient den Arabern als Würze der Speiſen; ſie machen, inſonderheit im Süden, einen wahren Mißbrauch davon, und der dieſes Reizmittels ungewohnte Fremde glaubt mit der dargebotenen Speiſe glühende Kohlen zu verſchlingen. Zu Biskra iſt der Anbau dieſer Pflanze ein nicht unbedeutender Zweig des Gartenbaues und wirft reichlichen Gewinn ab. Man ſäet hier den ſpaniſchen Pfeffer im Monat April und verpflanzt, in der zweiten Hälfte des Monats Mai, die jungen Pflanzen in das ihnen beſtimmte Land. Anfangs bewäſſert man dieſelben alle zwei oder drei Tage, ſpäter aber jeden Tag. Gegen Ende Auguſt fängt man an die reifen Kapſeln zu pflücken und fährt damit fort bis zum November, da dieſe langblühende Pflanze deren immer neue anſetzt. Nach beendigter Ernte läßt man die leeren Stöcke von den Ziegen abweiden, welche ſehr lüſtern darnach ſind. Im Militärgarten von Biskra angeſtellte Verſuche haben gezeigt, daß zwei Pfund Samen eine zur Anpflanzung eines Hectare hinlängliche Anzahl Pflanzen liefern. Ein Hectare Landes kann ungefähr 11,000 Pflanzen ernähren, von welchen jede 30—35 Centimes einträgt. Hieraus iſt zu erſehen, weßwegen die Gärtner der Ziban ſich vorzugsweiſe mit der Cultur dieſer Pflanze abgeben, obgleich dieſelbe etwas mühſam für ſie iſt, da ſie, gegen ihre Gewohnheit, das dazu beſtimmte Land düngen müſſen.

7) Henna (Lawsonia inermis. Linn.) Dieſer Strauch liefert den Arabern eines ihrer beliebteſten Schönheitsmittel; mit dem Decoct ſeiner Blätter färben dieſelben die Nägel, ſowie auch die Finger- und Zehenſpitzen, oft auch das Innere der Hände und das Haar der Kinder ſafrangelb; die Wurzel desſelben dient zum Rothfärben. Der Boden muß, bei Anlegung einer Pflanzung, welche 25—30 Jahre dauern kann, ebenfalls gedüngt werden. Von Anfang werden die Pflänzlinge täglich, ſpäter alle zwei Tage, und endlich alle 4—5 Tage bewäſſert. Der Tag zur Ausſaat zur Erzielung junger Pflanzen — gewöhnlich im Monat März — iſt ein Feſttag für die Familie des Pflanzers und wird unter großen Luſtbarkeiten und prunkvoller Fantaſia gefeiert.

8) Krapp. Dieſer Färbeſtoff wird wenig in den Ziban, deſto mehr aber im Web-Rghir angebaut. Man ſäet im Monat September und die Wurzeln können 18 Monate darauf ausgehackt werden. Bewäſſerung iſt dieſer Pflanze alle ſechs Tage nöthig. Der Krappbau iſt übrigens hier mehr im Sinken als im Aufkommen begriffen, da die einheimiſchen Teppichweber die aus Frankreich eingeführten Farben zum Färben ihrer Wolle den inländiſchen vorziehen.

9) Der Olivenbaum gedeiht noch recht gut in den Ziban, nur muß er ebenſo oft als die Dattelpalme bewäſſert werden. Man zählt hier, in Hinſicht des Ertrages desſelben, gewöhnlich ein ſchlechtes Jahr auf ein gutes, weßwegen das Olivenöl in den Ziban verhältnißmäßig theuer iſt und der Litre desſelben mit zwei Franken bezahlt wird. Der Ghames erhält den achten Theil, und derjenige der die Oliven zerquetſcht und das Oel bereitet, ein Zehntheil des Ertrages.

10) Die Dattelpalme. Die Cultur dieſer Palme iſt der Hauptnahrungszweig der Saharabewohner und die Exiſtenz einer Ortſchaft in der Sahara iſt an diejenige der Dattelpalme gebunden. Trifft man je einmal eine ſolche ohne ihren obligaten Palmenwald an, ſo iſt derſelbe gewiß in den inneren Kriegen, die lange Zeit dieſes Land heimſuchten, zerſtört worden, und neue Anlagen zeigen daſelbſt an, daß man dieſer wohlthätigen Ernährerin nicht entbehren kann. Nicht nur allein die Bewohner der Ortſchaften, ſondern auch die in der Umgegend herumziehenden Nomaden ſind Eigenthümer der Pflanzungen in den Oaſen, und letztere haben ihre Ghames und Aufſeher, welche die täglichen Arbeiten beſorgen bis zur Zeit der Ernte, in welcher die Betheiligten ihre Zelte in der Nähe der Oaſis aufſchlagen, um dem Einſammeln der Datteln perſönlich beiwohnen zu können.

Der Anpflanzung und der Pflege dieſes nützlichen Baumes wird die größte Sorgfalt gewidmet; von Palme zu Palme ziehen ſich mannichfaltig gewundene Sakias (kleine Bewäſſerungscanäle), zur täglichen Bewäſſerung der Pflanzung. Die verhältnißmäßige Vertheilung des Waſſers hat in den meiſten Oaſen ein beſonderer Beamter, welcher Kaid-el-ma oder Kaid der Bewäſſerung genannt wird, über ſich. Dieſer Mann öffnet und ſchließt die Kerben, welche ſich in dem die Dammſchwelle des Hauptcanals bildenden Palmſtamm befinden und das Waſſer nach den verſchiedenen Pflanzungen abführen, je nach dem Bedarf oder dem Anrecht der Eigenthümer derſelben, und muß daher genau wiſſen, auf welche Quantität Waſſer ein jeder Recht hat; dieſe Quantität wird nach einer Sanduhr abgemeſſen. In den Oaſen, welche durch Quellen bewäſſert werden, bedürfen die in der Nähe dieſer Quellen wachſenden Dattelpalmen keiner Bewäſſerung, wie dieß zu Liſchana, Zaatſcha und Farfar der Fall iſt. Man gräbt daſelbſt bloß eine Grube bis auf die Schicht waſſerführenden Sandes, pflanzt den Baum darein und dieſer findet überreiche Nahrung in dem ſtets gleich feuchten Boden.

Die Dattelpalme blüht in der letzten Hälfte des Monats April und die künſtliche Befruchtung der weiblichen Blüthen hat daher in dieſer Epoche ſtatt. Es geſchieht dieſelbe noch ganz auf die Art, wie ſie Desfontaines vor 70 Jahren ſah und wie er ſie in ſeiner Flora Atlantica beſchrieb. Barfüßige Ghames klettern geſchickt zwiſchen den mit langen eiſenharten Dornen verſehenen Blattſpindeln herum; ſie öffnen die weibliche Blüthenſcheide, ſchütteln den Pollen eines männlichen Blüthenzweigleins darein und befeſtigen endlich letzteres über der weiblichen Blüthe vermittelſt einer Palmblattfaſer. In Pflanzungen, wo ſich männliche Dattelpalmen befinden, fällt dieſe Arbeit natürlich weg.

In den Pflanzungen haben die Ghames das ganze Jahr hindurch hinlänglich zu thun; die Bewäſſerung der Palmen, die Unterhaltung der Gräben und der Einfriedungsmauern und die Anfertigung neuer ſolcher — Arbeiten, welche alle in ihrem Contract liegen — nehmen ihre ganze Zeit in Anſpruch. Eigenthümer welche die Wartung ihrer Pflanzungen ſelbſt beſorgen, laſſen ihre

Gartenmauern von Taglöhnern errichten; ſie zahlen für das Tauſend berafter Lehmpatzen 2 Fr. 50 Cent., und 2 Fr. für je 24 laufende Ellen der 6 Fuß hohen Mauer — ein gewiß äußerſt mäßiger Preis! Die Franzoſen werden indeß, wenn ſie einmal ihrerſeits ſolche Mauern zu errichten haben, bald bedeutend mehr zahlen müſſen, da ſie das Talent haben von Anfang durch übel angebrachte Generoſität, die lediglich aus einer läppiſchen Großthuerei entſpringt, die Prätentionen der inländiſchen Arbeiter auf eine fühlbare Weiſe zu ſteigern.

Zur Anlegung einer Pflanzung bedient man ſich der Wurzelſchößlinge, welche die Dattelpalme im Frühjahr treibt und welche man ein Jahr alt werden läßt, ehe man ſie von dem Stamm trennt; die jungen, zu derſelben Jahrszeit in Menge unter den Palmen aufſproſſenden Wildlinge ſind nicht zur Anpflanzung tauglich.

Man zählt mehr als 50 Varietäten der Dattelpalme; die vornehmſten derſelben ſind: el Deglet-Nur, el-Enkantiſchi-Deyla, el Elua, el Hamrai, el Kſebba, el Khaſt, el Deglet-Debbâb und el Khaß. Die Deglet-Nur ſind die geſchätzteſten und theuerſten, und werden in geflochtenen Palmblattkörbchen und in Schläuchen von Ziegenhaut aufbewahrt. Es gibt deren eine ziemlich große Menge in der Oaſis von Biskra; diejenigen von Sidi-Okba und von Liſchana gelten für die beſten in den Ziban. Die Enkantiſchi-Deyla ſind die gemeinſten Datteln und werden in großer Menge nach dem Tell ausgeführt. Die Kaß ſind eine frühreife Art, welche weniger Bewäſſerung als die übrigen Arten erfordert; auch dieſe werden, in Schläuche gepreßt, nach dem Tell gebracht; die übrigen vorerwähnten Arten werden größtentheils in den Ziban verſpeist.

Die junge Dattelpalme bringt zu Biskra Frucht nach Verlauf von drei Jahren, in den übrigen Ziban erſt nach 5—6 Jahren; die Deglet-Nur tragen am eheſten. Erſt nach Verlauf von 20 Jahren iſt die Dattelpalme in vollem Ertrag; der Ertrag eines Baumes iſt im Durchſchnitt folgender: für die Deglet-Nur 30 bis 35 Fr., für die Enkentiſchi-Deyla 18—25, für die Kaß 15—25 und für die übrigen Arten 7—10 Franken.

Der Feigenbaum. Der in den Ziban gewöhnlich in den Palmgärten am Rand der Sakias gepflanzte Feigenbaum wächst ſehr üppig und ſeine Blätter erreichen oft eine außerordentliche Größe. Die Commentatoren der Bibel haben wahrſcheinlich nie einen Feigenbaum der Oaſen geſehen, ſonſt hätten ſie gewiß nicht dem Wort „Feigenblätter“ dasjenige „Bananenblätter“ ſubſtituiren wollen, denn Adam und Eva konnten ſich füglich nach dem Sündenfall aus ſolchen Feigenblättern ſehr zweckdienliche Schürzen verfertigen.

Die Bewohner der Oaſen haben eine eigenthümliche Art das Abfallen der Feigen zu verhindern; ſie reihen nämlich die erſt abgefallenen Früchte an Schnüre, welche ſie zu einer Art von Roſenkränzen zuſammenbinden und an die Aeſte der Feigenbäume hängen, wodurch die noch übrigen gegen das Abfallen geſchützt ſeyn ſollen. Die Franzoſen lachten anfangs darüber, fanden aber bald dieſes Präſervativ wirklich erprobt und ahmten es im Militärgarten nach. Vielleicht rührt das Abfallen der Feigen, wie auf der Inſel Cypern, von dem Stich einer Milbe her, und dieſe ſammelt ſich dann vorzugsweiſe auf den in Kränze gereihten, halbtrockenen, ſüßerſchmeckenden Früchten und läßt die übrigen unangetaſtet. Dieſe Hypotheſe verdient im Intereſſe der Arboricultur näher unterſucht zu werden.

Die Eingebornen pflanzen noch verſchiedene andere Gartengewächſe, die alle anzuführen außer meinem Zweck liegt; wichtig aber iſt die im Militärgarten zu Biskra gemachte Erfahrung, daß die meiſten europäiſchen Gartengewächſe in den Ziban recht gut gedeihen. Inwiefern Boden und Klima dem Anbau des Zuckerrohrs günſtig ſeyen, wie viele vorausſetzen, wird die Zukunft lehren; eine von dem Commandanten ſchon über ein Jahr mit großer Vorliebe gepflegte Pflanze dieſes Gewächſes ſah immer ſchmachtend und kränklich aus und ſchien nicht viel zu verſprechen. Herr von St. Germain hatte ſchon längſt die Regierung um die Anlage eines Verſuchsgartens (jardin d'essai) zu Biskra angegangen, ſein Geſuch ward aber erſt nach ſeinem Tode gewährt. Dieſe Anlagen ſind für die Landwirthſchaft in Algerien von unermeßlichem Nutzen und von derjenigen zu Biskra iſt man der wichtigſten Reſultate gewärtig.

Die gütige Mittheilung des Hrn. Duboeq ſetzt mich in den Stand hier das Weſentlichſte über die geologiſchen Verhältniſſe des ſüdlichen Theiles der Provinz Conſtantine, was nämlich die von der Straße von Batna nach Biskra durchzogenen Gegenden betrifft, in Kürze nachzutragen.

Die Kette des Auresgebirges, welche den Tell der Provinz Conſtantine von der Sahara ſcheidet, bildet in einer Reihe von hohen, ſchroffen Kämmen, die eine Höhe von 2312 Meter (Dſchebel Schelliah) erreichen, die Scheide zwiſchen den Gewäſſern, welche den geſchloſſenen Becken der Seen in der Region der Hochebenen, die zwiſchen Tebeſſa und Setif die ſüdliche Zone des Tell ausmachen, ihren Tribut zuſenden, und denjenigen welche, über die ſüdlichen Abhänge hinabeilend, die Ebene der Ziban durchziehen, um ſich in dem ausgedehnten Salzſumpf von Melghrir zu verlieren.

Dieſe Kette, welche in ihrem mittleren Theile Kalkſteine und feinkörnige Sandſteine enthält, iſt in der Region, welche die Straße von Conſtantine nach Biskra durchzieht, aus abwechſelnden Schichten von Mergel, Thon und Kalkſteinen gebildet. Dieſe letztern ſind oft von dichtem Gefüge, mit fettem oder muſchligem Bruch und veränderlichem Korn; ſie nehmen bisweilen eine ſubſacharoide Structur an und gleichen dann dem gemeinen Marmor.

In Folge ihrer Härte haben dieſe Kalkſchichten die Spuren der verſchiedenen geologiſchen Erſcheinungen, welche dem Boden ſeine gegenwärtige Geſtalt gegeben, bewahrt; es bieten dieſelben, im ganzen Auresgebirg, eine Reihe von Erhebungen und Senkungen dar, vermittelſt welcher man die verſchiedenen geologiſchen Horizonte, welche dieſe Bergkette enthält, ungeachtet der zahlreichen Verrückungen und der ſtratigraphiſchen Zufälle, ziemlich leicht verfolgen kann. Die allgemeine Direction dieſer Erhebungen wechſelt in wenig ausgedehnten Gränzen; ſie läuft meiſtens von N 70° O nach S 70° W und neigt ſich auf dieſe Weiſe fühlbar dem Syſtem der Principalalpen zu.

In den ſecundären Ablagerungen der Gegend um Batna befinden ſich regelmäßig nach Norden fallende Schichten, in welchen man zahlreiche Petrefacte, unter andern **Hemiaster Fourneli, Exogira virgula, Caprina ammonia** u. ſ. w., nebſt verſchiedenen Pecten und Echinis antrifft.

Auf der 1192 Meter hohen Waſſerſcheide dieſer Gebirgskette, ſowie auch an den, das nach der Ebene von Kſur führende Thal begränzenden Abhängen, hat daſſelbe Fallen der Schichten ſtatt. Am nördlichen Ende dieſer Ebene finden ſich zahlreiche Petrefacte der chloritiſchen Kreide, ſowie **Arca Ligeriensis, Ammonites Syriacus**, nebſt vielen Pteroceren, Trochus, Nerineen und Spatangen. Bei dem ſogenannten Paß des Juden (Teniet-el-Iliudi) fallen die Schichten plötzlich nach Süden, bis zum Dſchebel Gaus bei El-Kantara, wo man ſehr zahlreiche Verſteinerungen der chloritiſchen Kreide antrifft. Der Alluvialboden um El-Kantara iſt

ſehr gewellt und bietet beträchtliche Höhenunterſchiede dar. So liegt das Dorf, am linken Ufer des Fluſſes, 499 Meter, das Haus des Scheich von El-Kantara aber 528 Meter über dem Meeresſpiegel.

Die Ebene, an deren Anfang El-Kantara gelegen iſt, wird im Süden durch die ſecundären Lager des Dſchebel-Eſſor, welche mit der Kette von El-Kantara parallel laufen und nach Norden fallen, begränzt. Den Zwiſchenraum nimmt ein mit Gerölle bedecktes Terrain ein, das aus rothem oder grünlichem Thon, dem die Auswaſchungen an manchen Orten die Geſtalt alter Ruinen gegeben haben, aus Gypsbänken, mergeligem Kalkſtein und aus dem Gerölle des ſecundären Terrains gebildeten Puddings beſteht. Dieſe Lager fallen im nördlichen Theil der Ebene 15—20° nach Süden, im ſüdlichen Theile aber, im Gegentheil, nach Norden. Sie haben auf dieſe Weiſe zur Aufrichtung des ſecundären Terrains beigetragen und können nicht als alte Alluvialgebilde betrachtet werden; ſie müſſen vielmehr, in Hinſicht auf die darin vorhandenen Puddings, der tertiären Ablagerung beigezählt werden.

Dieſe tertiäre Formation erſtreckt ſich im Weſten der Ebene von El-Kantara und nimmt daſelbſt an Ausdehnung zu. Bei den Ruinen von M'guesba neigen ſich die Puddingbänke, welche nach Norden fielen, ſchwach nach Süden, um unter dem, vom linken Flußufer gebildeten Plateau zu verſchwinden. Dieſe Puddings ſind mit Bänken von gypſigem Mergel und dunkelgrauem Kalktuff bedeckt; die Auswaſchungen haben aus dieſer Decke eine Reihe niedriger Hügel von ungefähr gleicher Höhe gebildet, deren Gipfel meiſt Kalkſteine einnehmen.

Südlich von der früher gedachten Thermalquelle (El-Hammam) findet man, zwiſchen gypſigem Mergel, verſchobene Trümmergeſteine und eine ſehr mächtige ausſchließlich durch Oſtrea Craſſiſſima gebildete Auſternbank, woraus hervorgeht, daß das Terrain, welches von El-Kantara aus auf die chloritiſche Kreide folgt, der mittlern tertiären Etage angehört. Der in dieſer Region liegende Dſchebel Melhh, oder eigentlicher Dſchebel Rharibu, beſteht aus ſehr verſchobenen Lagern von buntem Mergel und ungeheuren Maſſen von grauem Gyps und Steinſalz; auf dem ſüdlichen Abhang deſſelben findet man wieder Bänke von Puddings und zerreibbarem Sandſtein, welche die gyps- und ſalzführenden Mergellager bedecken, und welche unter dem aus ſchwarzen Kieſeln und Kalkſteingeröll beſtehenden angeſchwemmten Terrain verſchwinden.

Die Ebene von El-Uteia beſteht in ihrem obern Theil in aus zahlreichen Rollkieſeln gebildetem Alluvialboden und einem thonigkalkigen Lager von Löß, deſſen Einförmigkeit nirgends durch die mindeſte Erhöhung unterbrochen wird. Die Höhe dieſer Ebene iſt in der Nähe des Dorfes 257 Meter.

Die von dem Dſchebel Sahari auslaufende Felſenkette, welche die Ebene von El-Uteia von Biskra trennt, und deren von den Franzoſen erweiterter Paß El-Dſchebel Sfah genannt wird, beſteht aus ſecundärem Kalkſtein, deſſen dichte, weiße oder roſenröthliche Schichten hier nach Norden fallen. Wenn man nach Biskra hinabſteigt, trifft man wieder auf eine Reihe ziemlich gleichhoher Hügel, beſtehend aus weißem Mergel, gypshaltigem Thon, ſchwach zuſammenhängendem Kalkſandſtein und ſehr feſtem Kalktuff, welche Geſteine in der weſtlichen Region die meiſten Erhöhungen bedecken, und aus Trümmergeſteinen, welche vorzüglich in der Nähe des Fluſſes die Abhänge und den obern Theil der Hügel einnehmen. Die durch die Wirkung des Waſſers hervorgebrachten Vertiefungen ſind mit Gerölen von dichtem Kalkſtein und ſchwarzem Kieſel bedeckt, welche das Gehen ſehr beſchwerlich machen und worin keine Vegetation aufkommen kann. Das ſich im Winter daſelbſt ſammelnde Waſſer iſt ſtark geſalzen und ein kleiner Bach, welcher einen Theil desſelben in weſtlicher Richtung gegen Biskra abführt, heißt deßwegen el Wed el Melhh oder Salzbach. Um die Aehnlichkeit dieſer Gegend mit derjenigen, worin ſich das oben angeführte Hammam befindet, vollſtändig zu machen, findet man hier ebenfalls warme Schwefelquellen; eine derſelben, welche in einer An von natürlichem Becken aufſprudelt, hat eine Temperatur von 46° C. und iſt von ſtark hepatiſchem Geruch; dieſe letztere wird ſowohl von den Einheimiſchen als auch von der Garniſon von Biskra ſtark beſucht.

Bevor man die Oaſis von Biskra erreicht, trifft man noch einige iſolirte und regelmäßig gereihte Hügel an, deren Schichten von 78—45° gegen Süden fallen. Das neue Fort St. Germain liegt an der Stelle eines dieſer Hügel, welcher zum Zweck dieſes Baues abgetragen wurde, und deſſen Spuren man heute nur noch in den Gräben des Forts wahrnimmt. Die vegetabiliſche Erde der Oaſis beſteht aus thonigkalkigem Löß, welcher von den alten Anſchwemmungen des Wed-Biskra, die ſich auf ziemlich beträchtliche Strecken zur Rechten und zur Linken des Fluſſes ausdehnen, herrührt.

Das einzige Trinkwaſſer zu Biskra iſt bis heute dasjenige des Fluſſes, das man aus den Bewäſſerungscanälen ſchöpft, und welches, beſonders in der heißen Jahrszeit, von merklich ſalzigem Geſchmack iſt. Aus einer im Monat April unternommenen Analyſe desſelben ergab ſich folgende Zuſammenſetzung:

Kochſalz	0,878
Bitterſalz	0,474
Schwefelſaure Soda	0,280
Schwefelſaurer Kalk	0,448
Kohlenſaurer Kalk	0,156
Waſſer und organiſche Materien .	997,764
	1000,000.

Der arteſiſche Brunnen, welchen der Bergwerksingenieur, Hr. Fournel zu Biskra unternehmen ließ, gelangte, unter den größten Schwierigkeiten und nach achtzehnmonatlicher Arbeit, zu einer Tiefe von 81 Meter 65 Centimeter, ohne ein Reſultat zu geben.

Die Proben der von der Sonde durchſunkenen verſchiedenen Terrains bieten alle eine große Analogie dar; die thonigen Bänke beſtehen aus ſehr fettem, ſehr bindendem Thon von gelber oder weißer Farbe, mit Ausnahme der obern Bänke, wo der Bohrer gebänderte Proben von gelbem Thon, weißem Mergel und erdigem Gyps zu Tage förderte. Die Puddings beſtehen aus Geröll von weißem, roſenrothem oder gelblichem Kalkſtein, von ſehr dichtem Gefüge und leicht körnigem Bruch, von grauem Kalkſtein mit fettem und muſcheligem Bruch, von Grünſandſtein und Kieſeln, welche alle den Schichten der Kreideformation im Becken des Wed-Biskra angehören. Der Durchmeſſer dieſer Rollſteine wechſelt von den ſtärkſten Stücken, welche den Pochwerkzeugen widerſtehen konnten, bis zum feinen Sand, und die zahlreichen Bruchſtücke von friſchem Bruche, welche die Ausleerung des Senkloches aus gewiſſen Tiefen zu Tage brachte, zeigen an, daß ihre Größe oft ſehr beträchtlich iſt. Man kann daher die Kalkſteinbänke, welche ſich im Tagebuch der Bohrarbeiten eingetragen finden, nur als große Blöcke betrachten, welche von den Gewäſſern zugleich mit den Thonen und den Puddings herbeigeführt und niedergelegt wurden, zu einer Zeit wo die Alluvialſtrömung des Wed-Biskra eine verſchiedene Thätigkeitsperiode darbot. Die Gegenwart ſo großer Blöcke hat übrigens nichts regelwidriges in den alten An-

ſchwemmungen eines Fluſſes, deſſen Becken einen Flächenraum von nahe an 4000 Quadratkilometer einnimmt und auf dieſer ganzen Strecke eine Menge ſteiler Abhänge und plötzlicher Verſchiebungen darbietet.

Bei der Vergleichung des Ganzen der von der Sonde durchbohrten Bänke mit den umliegenden Ablagerungen muß man dieſelben nothwendig dem alten Alluvium des Wed-Biskra beizählen, jedoch mit Ausnahme der letzten Kalkſteinbänke, welche nicht durchſunken wurden, und der Mangel an Anzeigen über die Tiefe dieſes Alluvialterrains, verbunden mit den unaufhörlichen Schwierigkeiten, welche ſich den Bohrarbeiten entgegenſtellten, war die Urſache, weßwegen man im Monat Junius 1848 die Arbeiten einſtellte.

Aus der Vergleichung der zu Biskra und zu Conſtantine zugleich angeſtellten barometriſchen Beobachtungen ergibt ſich für Biskra eine Höhe von 111 Meter über dem Meeresſpiegel. Der Zab Dahari liegt merklich höher, da man für Bu-Schagrun 156, für Liſchana 192, für Tolga 156 und für Zaatſcha 204 Meter gefunden hat.

Nach den zu Biskra angeſtellten pluviometriſchen Beobachtungen betrüge die in einer jährlichen Periode daſelbſt fallende Quantität Regen nicht mehr als 174 Millimeter. Allein dieſe Zahl kann nicht als Mittelzahl betrachtet werden, denn in den drei erſten Monaten 1848 fielen 92 Millimeter Regen, alſo mehr als die Hälfte der jährlichen oben angeführten Quantität, und man muß das Reſultat neuer Beobachtungen erwarten, um die mittlere Quantität des am Saum der Sahara fallenden Regens zu beſtimmen. Man kann jedoch ſchon jetzt annehmen, daß dieſe Proportion ſehr gering iſt, wie es die Einheimiſchen einſtimmig verſichern.

Schilderung der eſthniſchen Bevölkerung im baltiſchen Lande.

(Schluß.)

In Folge der naiven Sitteneinfalt und der Unbekanntſchaft mit den Vorzügen und Nachtheilen einer höhern Bildung bietet das häusliche und Familienleben keine Mannichfaltigkeit dar; das letztere lieben indeß die Eſthen leidenſchaftlich: alte Hageſtolze ſind ein Gegenſtand der Verachtung und des Spottes, [1] und die Claſſe der „alten Mädchen“ beſteht, mit ſehr wenigen Ausnahmen, unter ihnen gar nicht. Die tiefe Ueberzeugung jeder Eſthin, daß das Ziel ihres Lebens eigentlich in der Ehe beſtehe, wird ſchon von Jugend auf genährt; alle Gedanken richten ſich auf dieſe Zeit, und mit Hülfe ihrer Eltern bereitet ſie lange vor der Ehe allmählich ihre Ausſtattung, die aus einer Menge verſchiedener Kleider, Weißzeug, Strümpfe und Handſchuhe beſteht, und mit beſonderer Verehrung in einer wohlverſchloſſenen Kiſte aufbewahrt wird; blind folgt ſie ihren Eltern, und eine Weigerung eine Ehe einzugehen, in Folge eigenen Einfalls, iſt unerhört. Leider aber iſt der Mangel „alter Mädchen“ nicht bloß dieſem Umſtand zuzuſchreiben, ſondern auch dem Umſtand, daß ſehr viele junge Mütter bei der Geburt ſterben, und die Claſſe junger Wittwer ſehr zahlreich iſt, die in der Wahl ihre Bräute nicht ſehr wählig ſind.

Die Heiligkeit des Ehebandes iſt bei den Eſthen unverbrüchlich: der Bruch der ehelichen Treue galt von Alters her als das ſchwärzeſte Verbrechen. Kelch erzählt in ſeiner Chronik, daß zur Zeit der Eroberung der baltiſchen Lande durch den deutſchen Orden die Eſthen den Ehebruch ſo ſehr verabſcheuten, daß ſie die, welche ſich deſſelben ſchuldig machten, lebendig verbrannten. Deßwegen nennen ſie dieß Verbrechen auch noch jetzt „tulli-tö“ d. h. des Feuertodes werth. Trotz der zahlreichen und heilig gehaltenen Ehen aber ſchreitet die Vermehrung des Volks nur unregelmäßig und langſam fort, was ſich durch die außerordentliche Sterblichkeit der Kinder in den erſten Lebensjahren, eine Folge des rauhen Klimas, der mangelnden Aufſicht und der für die Geſundheit der Kinder gefährlichen ſchlechten Bauart der Häuſer, erklärt. Darum bleiben ſelten in einer Familie mehr als drei Kinder am Leben, und die Zahl ganz kinderloſer Ehen iſt ſehr groß.

Der Eſthe achtet in der Frau beſonders Geſundheit und Thätigkeit in der Wirthſchaft, alle andern Eigenſchaften, phyſiſche wie moraliſche ſind für ihn Nebenſache: „mit äußerem Glanz thut man nichts in den Hafen und mit Schönheit füllt man nicht die Schüſſel,“ ſagt ſein Volkslied; bei alledem iſt das Leben der Frauen, namentlich der beſitzenden Claſſe, nicht ſo hart als bei den aſiatiſchen Finnen, ſie helfen zwar im Sommer den Männern bei den Feldarbeiten, doch übernehmen ſie nur die leichtern; im Winter ſitzen ſie zu Hauſe, weben und ſtricken ſelten, und beſorgen nur die leichten Hausarbeiten. Mit dem Fertigen der Kleider geben ſie ſich nicht ab; dafür finden ſich in jedem Dorfe beſondere Schneider, die ums Geld arbeiten. Die Kinder werden früh an die Arbeiten des ländlichen Lebens gewöhnt, zum Viehhüten verwendet, und lernen dabei leſen, ſelten ſchreiben, im Sommer im elterlichen Hauſe, im Winter in den Dorfſchulen, welche bei den Kirchen und herrſchaftlichen Aemtern errichtet ſind.

Unter die originellſten Gebräuche gehören die bei den Hochzeiten. Nachſtehendes iſt die Beſchreibung eines ſolchen Feſtes, wie es auf der Inſel Oeſel gefeiert wird, welche ſich in dieſer Beziehung von den andern eſthniſchen Landſtrichen nicht weſentlich unterſcheidet. Der junge Burſche, der ſich eine Braut ausgewählt hat, ſchickt an einem Donnerſtag oder Samſtag einen ſeiner Verwandten zur Freiwerbung. Dieſer kommt Nachts in das Haus des Vaters, weckt ihn und bringt in voller Dunkelheit die Bitte um die Hand ſeiner Tochter an; im Fall einer abſchlägigen Antwort entfernt er ſich geräuſchlos. Willigt aber der Vater ein, ſo zündet er auch alsbald eine Kerze an, weckt alle Hausgenoſſen, auch die Braut, welche aus dem Hauſe herauskommt und einigemal an dem Freiwerber vorüber zu gehen ſucht, wodurch ſie ſich die Herrſchaft über ihren künftigen Mann ſichert. Damit endet die erſte Handlung. Bald darauf kommt der Bräutigam in Begleitung des Brautwerbers gleichfalls bei Nacht und übergibt ſeinem künftigen Schwiegervater eine Geldſumme (Kæ rahha) als Pfand ſeiner Gewiſſenhaftigkeit; [1] durch die An-

[1] Ein altes Volkslied ſagt, die alten Hageſtolzen ſeyen einſt öffentlich verkauft worden und ſehr wohlfeil abgegangen: fünf um ein Paar alte Baſtſchuhe.

[1] Dieß iſt ein unerläßlicher und allenthalben beobachteter Theil der Brautbewerbungsceremonien; die Summe ſteigt je nach dem Vermögen des Bräutigams von einigen Kopeken auf 100 und mehr Rubel.

nahme des Geldes wird die Sache in Richtigkeit gebracht, und dann durch gemeinsame Uebereinkunft der Tag des feierlichen Verlöbniſſes angeſetzt. Am Morgen des Tags kommt der Bräutigam mit einem Freund (peio-wend, Bräutigamsbruder) und vertheilt an alle Bewohner des Maierhofs weißes Brod nebſt Bier und Branntwein; die Braut wird angekleidet, geſchmückt, auf ein Pferd geſetzt, und dann zieht man in folgender Ordnung in die Kirche: voran geht der Freund, hinter ihm die Mutter der Braut, dann die Braut ſelbſt mit dem Bräutigam und die übrigen. Sie ziehen auf ſchmalen Pfaden, um Zäune, durch den Wald, vermeiden wo möglich große Straßen, auf denen dem Volksglauben nach böſe Geiſter ſich tummeln. Nach dem Wechſeln der Ringe folgt unerläßlich auch das Wechſeln der Handſchuhe, worauf alle in voriger Ordnung wieder heimkehren. Nach der Ankunft ſetzt man ſich an einen Tiſch, an welchem gewöhnlich ein aus Bier beſtehendes Frühſtück gereicht wird, der Bräutigam nimmt zuerſt aus dem Gefäß den Löffel und gibt ihn der Braut, die ihn fallen laſſen muß. Der Bräutigam tritt darauf mit dem Fuße und wenn der Löffel nicht zerbricht, ſo ſchließt man daraus, daß ſich das Ehebündniß durch Uneinigkeit oder Scheidung bald wieder löſen wird.

Verlöbniſſe werden im Frühjahre gehalten, die Hochzeiten im Herbſt; die Verlobten haben alſo Zeit genug zu gegenſeitigen Beſuchen und näherer Bekanntſchaft, übrigens wird dieſe Zeit auch angewendet zu zwei vorläufigen Ceremonien, zur Erprobung der Braut in ihren hauswirthſchaftlichen Kenntniſſen, und zu einem Umzug im Dorfe um Geſchenke zu ſammeln. Zu erſterem Zweck holt der Bräutigam ſeine Braut auf einige Tage zur Erntezeit auf den Maierhof ab, wo ſie in ſeiner Anweſenheit zwei oder drei Tage lang Korn ſchneiden muß; das Umziehen im Dorfe geſchieht dreimal in der Woche mit einer Freundin, und dabei erhält ſie Wolle, Flachs, Tuch, Socken, Handſchuhe u. ſ. w., was alles zur Ausſteuer hinzu kommt. Nachdem Braut und Bräutigam alle Zubehör zum Hochzeitsanzug eingekauft, und nach der feierlichen Trauung in der Kirche, aber ganz unabhängig von letzterer, wird ein Tag zur Hochzeit angeſetzt. Alle Gäſte ladet man frühzeitig ein, namentlich die Gefährtin der Braut (körwane), welche ein ſchweres Amt hat, und während der ganzen Feier unzertrennlich von der Braut ſeyn muß. Es wird indeß auch von Seite des Bräutigams ein beſonderer Freund und eine Freundin der Braut ausgewählt. Der Hochzeit geht unmittelbar die Uebertragung der Kiſte mit der Mitgift ins Haus des Bräutigams voran; zu dieſem Ende kommt letzterer mit ſeinem Freund am Abend in das Haus der Eltern und der Braut und verlangt die Herausgabe der Kiſte, aber die Schwiegermutter läßt ſie nur gegen Bezahlung einiger Kopekenſtücke verabfolgen, worauf der Begleiter des Bräutigams mit der Kiſte fortgeht. Inzwiſchen vereinigen ſich die Gäſte im Hauſe der Neuverehelichten, und jedes bringt einen Antheil von Lebensmitteln mit.

Am Morgen früh, noch vor Sonnenaufgang, zieht der Bräutigam mit ſeinen Gäſten, unter Vortritt des mit einem roſtigen Degen bewaffneten Führers, nach dem Maierhof der Braut, den man aber ganz feſt verſchloſſen findet. Die Weiber im Hofe ſind mit verſchiedenen Wirthſchaftsvorbereitungen beſchäftigt, als ahnten ſie gar nichts. Einige mit Gewehren verſehene Gäſte kündigen die Ankunft durch eine Salve an; die Gäſte der Braut gehen mit dem Vater an der Spitze in den Hof, antworten gleichfalls mit Gewehrſchüſſen, öffnen aber das Thor nicht. Die Gäſte des Bräutigams erklären ſie ſeyen gekommen, um ein verloren gegangenes ſchönes Kalb, ein Lamm u. dgl. zu ſuchen, und bemühen ſich durch Liſt, Bitten oder Gewalt einen Eingang ins Thor zu öffnen, was ihnen endlich auch durch die Kühnheit des Bräutigamführers gelingt. Nun beginnt eine Reihe Hochzeitsceremonien, die mit Unterbrechungen durch Tänze, Spiele und Schmauſereien bis an den vierten Tag dauern. Zuerſt ſammeln ſich alle Gäſte in einem Haufen, um den die Braut und ihre Freundin, noch ungeruht, dreimal herumlaufen, und dann ins Haus zurückkehren; hier aber ſperren ihnen zwei Freunde des Bräutigams mit gekreuzten Degen den Weg, und ſie müſſen dreimal unter den Degen durchgehen, ehe ſie ins Haus gelaſſen werden, wo ſie alsbald ſich verſtecken, und im Laufe des Tages nicht mehr zum Vorſchein kommen. Nun beginnt die Schmauſerei, wobei eine ächt finniſche Gefräßigkeit in vollem Glanze zum Vorſchein kommt; die ſonſt mäßigen Menſchen verzehren ganz unglaubliche Portionen Schweinefleiſch, Speck, Rindfleiſch, Hammelfleiſch, Fiſche u. ſ. w. und trinken Bier und Branntwein. Im allgemeinen werden bei Hochzeiten nur trockene Speiſen gegeben, Suppen, Grütze, ſäuerlichen Mehlbrei duldet man bei den Feſten nicht. Nachdem man gegen Abend ausgeruht, führt man die geſchmückte Braut aus dem Hauſe, und die Mutter ſetzt ihr triumphirend die Haube auf; ſie zieht ſolche zweimal vom Kopfe und wirft ſie auf den Boden, wofür ſie jedesmal von ihrer Mutter eine Ohrfeige bekömmt, mit dem Befehl: karda omua meest (gehorche deinem Mann!). Zum drittenmal erſt läßt ſie die Haube auf dem Kopf, und nimmt ſie nun niemals mehr ab.[1] Dann hüllt man ſie in ein großes weißes Betttuch, das der Freund des Bräutigams mitgebracht hat, und ſetzt ſie an den Tiſch zum Abendeſſen nieder neben den jungen Mann, wobei ſie unter der Hülle von ihrer Freundin wie ein Kind gefüttert wird. Inzwiſchen haben die Gäſte des Bräutigams ihre Pferde angeſchirrt, und nach einem kurzen Gebet zieht die ganze Geſellſchaft ins Haus des Bräutigams; vorher aber müſſen noch folgende Ceremonien vollzogen werden. Der Bräutigamsführer hängt an die Spitze des Degens einen Pantoffel der Braut, und ſammelt für ſie Geld bei den Gäſten; die Braut ſteckt heimlich drei Brodrinden in den Buſen und ſtreichelt dreimal den Ofen, wodurch ſie ſich das Glück des elterlichen Hauſes ſichert; beim Herausgehen ſchlägt einer der muntern Burſche ſie von hinten mit einem Sieb und wünſcht ihr ſo viel Kinder, als Löcher im Sieb ſind; endlich wird dem Freunde des Bräutigams ein großer Krug mit Bier gereicht, den er austrinken muß, ohne einen Tropfen zu vergießen, denn im entgegengeſetzten Falle bekäme die Neuverehelichte keine Kinder; nach der Abreiſe der Gäſte muß im Hauſe des Schwiegervaters unwandelbar ein hölzerner Teller zerbrochen werden.

Wenn man ſich der Wohnung des Bräutigams nähert, wiederholen die Gäſte dasſelbe, wie beim Zuge nach dem Hauſe des Vaters der Braut, man ſchießt, ſpricht vom verlornen Kalb und ſucht abermals den Eingang zu erzwingen. Dann beginnt von neuem die Gaſterei, an welcher dießmal die Braut Theil nimmt, doch wiederum unter dem Schleier. Wenn der Abend herannaht, beginnen die Tänze und dauern bis in die Nacht fort, vorher aber wirft eine der ältern Frauen der Braut einen Knaben auf den Schooß, wofür ſie ein Paar Handſchuhe zum Geſchenk erhält. Nachts legt ſich der Bräutigam zuerſt angekleidet ins Ehebett; der Schwiegervater führt dahin die Braut, nimmt ihr den Schleier mit dem Degen ab, und ſtößt letztern zwiſchen den Neuverehlichten in die Zimmerdecke, um die Wirkung des böſen Geiſtes abzuwenden.

---

[1] Dieß wird ſtreng beobachtet, namentlich auf der Inſel Oeſel, wo eine Frau, die ſich beigehen ließe, ohne Haube zu gehen, dem allgemeinen Tadel und der Verachtung ſich ausſetzen würde.

Hierauf ſingen alle Anweſenden ein geiſtliches Lied, ſprechen ein Gebet und entfernen ſich. Bei der Braut bleiben nur ihre zwei Freundinnen, welche ſie auch entkleiden.

Am dritten Morgen weckt man die Neuverehelichten mit einem geiſtlichen Lied, übrigens wird dieſer Tag wie die beiden vorangegangenen zugebracht und er unterſcheidet ſich nur durch einige beſondere Gebräuche, welche die Reihe der eigentlichen Hochzeitsceremonien ſchließen. Den jungen Leuten Waſſer zum Waſchen zu bringen, iſt das Vorrecht der einen Freundin der Braut; bei dieſer Gelegenheit beſpritzen ſich die Neuvermählten mit Waſſer, und wem es gelingt, zuerſt den andern zu treffen, der lebt länger. Nach Beendigung der Toilette der jungen Frau wird ſie von dem Freunde des Bräutigams hinausgeführt, und dieſer ſtellt auf den Tiſch vor die Neuvermählten zwei Kerzen von gleicher Länge, wobei die Probe über die Lebensdauer abermals beginnt. Gegen Abend öffnet die junge Frau ihre Kiſte, und händigt ihren Freundinnen eine Menge Socken, Gürtel, Handſchuhe, Halstücher u. dgl. zur Vertheilung an die Gäſte ein. Aber auch die letztern müſſen mit dem Gaſtwirth ihre Rechnung abmachen: die Neuvermählte hält in den Händen einen offenen Handſchuh, der Freund des Bräutigams ſchlägt mit dem Degen auf den Tiſch und fordert laut „für ſeine Schweſter das Arbeitsgeld“ (sörme rahha, eigentlich das Fingerhutgeld); die Gäſte füllen darauf den Handſchuh mit kleiner Münze; damit nicht zufrieden, verlangt er auch noch etwas für die Hochzeit, worauf die Gäſte entweder gleich mit Geld oder mit dem Verſprechen eines Kalbes, eines Böckleins u. dgl. antworten. Endlich führt der Schwiegervater die junge Frau in den Stall, ſchenkt ihr einen Ochſen oder eine Kuh, und erhält dafür ein Paar Handſchuhe. Zuletzt führt man die Neuvermählte wieder ins Schlafzimmer, wo man ihr den ganzen Hochzeitsanzug abnimmt, ein Zeichen, daß es für die Gäſte Zeit iſt nach Hauſe zu gehen. Uebrigens ſind die vorgeſchriebenen Ceremonien noch nicht nicht alle vollzogen; wenn die junge Frau im Kreiſe ihrer neuen Verwandten allein geblieben iſt, nimmt ſie aus ihrer Kiſte ein abſichtlich bei dem Abzug aus dem elterlichen Hauſe darin verſtecktes Brod, zerſchneidet es in Stücke, und gibt den Inwohnern des Maierhofes davon, damit dieſe friedlich mit ihr leben; am folgenden Morgen gibt ſie allen einen Gürtel, ein Paar Socken, ein Paar Handſchuhe u. dgl., dann folgt endlich das gewöhnliche Alltagsleben.

Von den oben erwähnten Gebräuchen gehören einige Oeſel ausſchließlich an, die übrigen, und zwar die weſentlichſten, ſind allgemeiner Art. Zu den erſten zählen wir das Verſchließen und gewaltſame Eröffnen der Maierhöfe, den Tauſch der Ringe bei der Verlobung, das Ausfragen der Braut über ihr wirthſchaftliches Wiſſen, das Einſammeln von Geſchenken durch ſie, das Abnehmen der Mütze vom Kopf u. ſ. w. Dagegen trifft man allenthalben die Sitte der vorläufigen Freiwerbung durch einen männlichen oder weiblichen Verwandten, die Uebergabe eines Geldſpands an den Schwiegervater, die Ernennung von Brautführern, die feierliche Ueberführung der Kiſte der Braut in das Haus des Bräutigams, das bewaffnete Auftreten des Bräutigamsführes nnd des Schwiegervaters, das Schießen, das Verhüllen der Braut, das Hinwerfen eines Knaben in ihren Schooß, endlich die Sitte langer uud reichlicher Gaſtmähler. [1]

[1] Einige dieſer Gebräuche ſind ohne Zweifel ſehr alt: die Führung von Degen, das Schließen der Maierhöfe, die Bezahlung einer Sicherheitsſumme u. ſ. w. deuten auf heidniſche Zeiten, wo die Eſthen ihre Frauen kauften oder mit Gewalt raubten. Als Brautführerinnen werden in einigen Gegenden nicht unverheurathete, ſondern verheurathete genommen.

Wir wollen jetzt noch etwas über Geburten, Taufen und Begräbniſſe ſagen. Die Schwangern führt man, wenn die Stunde ſich nähert, in ein vorher wohl gewärmtes Bad; iſt dazu nicht mehr Zeit, ſo findet die Geburt in der Nähe, in der Ecke des Stalles, ſtatt, die man vorher mit Stroh auslegt. Daher führt auch die Gebärerin den Namen „nurganaine“, was eigentlich „die in der Ecke befindliche“ bezeichnet. Man ſchickt zur Schwiegermutter oder zu irgend einer Nachbarin, bei ſchweren Geburten auch zu andern Frauen, die einen Ruf in der Geburtshülfe haben, gewöhnlich aber iſt das Verfahren bei den Geburten barbariſch: man knetet die Unglückliche unbarmherzig, richtet ſie an den Händen auf, hält ſie in hängender Lage, ſchüttelt ſie, läßt ſie die Treppe hinaufſteigen, und wirft ſie dann zurück, kurz man unterwirft ſie allen möglichen Proceduren, die ein unvernünftiger Wunſch zu helfen, nur immer eingeben kann. Endlich iſt das Kind geboren, die Mutter badet es, trägt dann das Waſſer in den Hof und ſchüttet es nach oben zu aus, wenn es ein Knabe oder gießt es auf die Erde, wenn es ein Mädchen iſt; man glaubt nämlich im erſtern Falle, daß der Knabe hoch heran wachſen, im zweiten, daß die Hand des Mädchens viele Freier finden werde. Inzwiſchen richtet der Vater alles Nöthige zur Taufe her und reitet ſelbſt aus, um die Gäſte zu laden. Eine ſolche Einladung gereicht ſtets zu großem Vergnügen, denn es beſteht der Glaube, das Kind bete bei der Taufe für alle Zeugen, und ſolche Gebete ſeyen beſonders ſegensreich. Bei dem Auszug aus der Kirche wird darauf geſehen, daß alle Handſchuhe tragen, daß in den Windeln des Kindes ſtets einige Brodkrumen ſich finden, und daß es bei der Taufe die Hände frei habe, denn dadurch werde es zur Arbeitſamkeit heranwachſen. Nach der Rückkehr aus der Kirche beginnt das Mahl, und daran nimmt die Mutter, die ſchon am zweiten Tage nach der Geburt vom Bett aufſteht, den thätigſten Antheil. Am folgenden Morgen begibt ſich die ganze Geſellſchaft ins Bad, wo der Vater des Kindes, nach altem Herkommen, aus bloßem Scherz aber manchmal doch ziemlich ſchmerzhaft, von der Mutter oder der Frau, die bei der Geburt geholfen hat, mit Ruthen gepeitſcht wird, und dann entfernen ſich die Gäſte.

Unter den Hauptereigniſſen des menſchlichen Lebens iſt der Tod bei den Eſthen an originellen Gebräuchen am ärmſten. Den Sterbenden nimmt man aus dem Bett und legt ihn auf den mit Stroh bedeckten Boden, in der Anſicht, er ſterbe ſo leichter. Hat er den Geiſt ausgehaucht, ſo eilt man möglichſt mit der Beerdigung; in älterer Zeit geſchah dieß ſchon einige Stunden nach dem Tode, jetzt unmittelbar nach der geſetzlich beſtimmten Friſt, weil, ſo lange ein Todter ſich im Hauſe befindet, keiner der Inwohner an eine Arbeit zu rühren wagt. Eine Trauer legen die Männer im allgemeinen gar nicht an, die Weiber ſchlingen nur ein ſchwarzes Florband um den Hals, das ſie an den Hemdkragen befeſtigen, und um ſo länger tragen, je näher der Todte mit ihnen verwandt war.

Mit Ausnahme der Begräbniſſe, welche bloß von reichlichen Mahlen mit Branntwein und Bier begleitet ſind, unterhalten ſich die Eſthen bei andern allgemeinen und Familienfeierlichkeiten mit Spielen, Tänzen und Liedern. Letztere beſtehen in einem monotonen, rhythmiſchen, aber nicht gezogenen oder tactloſen Recitativ, dem jedoch alles, was eigentliche Melodie heißt, fehlt. Die Lieder werden entweder beſonders oder bei Tänzen (tantsid) und Spielen (mängid), von denen die Eſthen leidenſchaftliche Freunde ſind, geſungen. Im J. 1694, als die Gutsbeſitzer ihnen in dieſer Beziehung mehr Freiheit gewährten, hielten ſie im Laufe des ganzen Herbſtes auf den Dörfern wöchentlich Spielverſammlungen, ſo daß die ſchwediſche Regierung ſie endlich ganz verbieten mußte. An ihre Stelle iſt ſeitdem allmählich die Schenke ge-

Digitized by Google

treten. Nur im Frühjahr vor dem Dreifaltigkeitstag ſammelt ſich noch jetzt die Jugend in den Dörfern zum Spiel, und vom Dreifaltigkeitstag bis zum Johannestag beluſtigt ſie ſich mit Schaukeln (kiigad). Die letztern werden gewöhnlich in folgender Weiſe eingerichtet: man ſchlägt zwei vertikale Pfähle zwei Klafter von einander in die Erde, und in die runden am obern Theil befindlichen Löcher legt man eine frei ſich drehende Achſe; an letztere werden unbeweglich eine Reihe hölzerner Stangen befeſtigt, die unten durch Querbalken verbunden ſind, welche gleichfalls wieder an den Enden mit Bretterchen oder kleinen Stangen verſehen ſind. Auf die Querbalken ſetzen oder ſtellen ſich von beiden Seiten einige Leute, ſchwingen ſich hin und her und ſingen dabei Schaukellieder (kiige-laulud). Die Tänze werden gewöhnlich mit Geſang und der Sackpfeife (torro-pil) begleitet, dem einzigen muſikaliſchen Inſtrument der Eſthen, ſeit die finniſche Harfe verſchwunden iſt.

Gegenwärtig iſt der gewöhnlichſte Tanz ein einfaches, gemeinſames und langſames Kreiſen eines jeden einzelnen, in entlegenen Ortſchaften trifft man aber auch jetzt noch die alten Tänze, die mehr oder minder künſtlich ſind. Außer den Spielen mit Liedern, die ſie von Dänen, Schweden, Ruſſen, Deutſchen und Finnen angenommen, ſind originelle geiſtige Spiele, beſtehend in Räthſeln (moistatused), in ſtarkem Gebrauch.

Im Gegenſatz gegen das rohe und arme äußere Leben der Eſthen iſt ihr inneres geiſtiges reich und mannichfaltig. Sie ſind von der Natur mit guten Fähigkeiten ausgeſtattet, welche ſich jedoch in ihren öffentlichen Verhältniſſen ſehr ſelten entwickeln. Sie ſind allem Guten offen, was ſich namentlich in Mitgefühl und thätigem Beiſtand des Nächſten zeigt. Ohne je eine wiſſenſchaftliche Bildung erhalten zu haben, die ihnen als Eſthen ganz unzugänglich iſt, haben ſie doch über alle diejenigen Gegenſtände, welche das gewöhnliche Leben betreffen, meiſt ſehr geſunde und klare Anſichten; auch ſind ſie gute Wirthe und neigen ſich eher zur Sparſamkeit als zur Verſchwendung; in ſeiner eigenen Sprache ſpricht der Eſthe verſtändig und regelmäßig, drückt ſich kurz, deutlich und vollſtändig aus. Im allgemeinen iſt der Eſthe fromm ohne viel zu grübeln; ſeine Moral iſt einfach ohne Buchwiſſen. Seinem Vorgeſetzten unterwirft er ſich gern, und gibt ihm die ehrenvollſten Benennungen. Nicht leicht fügt er einem Nachbar eine Beleidigung oder eine körperliche Beſchädigung zu; Vergehen der Körperverletzung oder des Mords ſind hier ſehr ſelten. Ebenſo ſelten ſind Liederlichkeit und ſinnliche Ausſchweifungen; Ehebruch nennen ſie, wie oben bemerkt, ein des Feuertodes würdiges Verbrechen. Sie ſind aufrichtig, Haß und Neid ſtören ſelten ihre Seelenruhe; ſie ſind von Natur geduldig, und faſt immer mit ihrem Loos zufrieden, wenn es nur irgend erträglich iſt. Deßhalb herrſcht auch in ihren Diſtricten völlige Sicherheit, ſo daß ſelbſt an ihren Vorrathskammern, wo alle ihre Habe aufbewahrt iſt, niemals ein Schloß ſich befindet. Im bürgerlichen Leben iſt der Eſthe beſcheiden und unterwürfig, im Kriegsdienſt kühn und tapfer. Sein angeborner Muth zeigt ſich namentlich am Meeresufer und in den großen Wäldern; hier gilt er für einen guten Jäger, Fiſcher und Seemann. Letzteres bezieht ſich namentlich auf Oeſel; die Landeseingebornen ſind von Alters her mit dem Meere bekannt, und obwohl die in den Chroniken wohlbekannten Raubzüge nach den ſchwediſchen und livländiſchen Ufern längſt nicht mehr ſtattfinden, fahren ſie doch auf ihren kleinen Kähnen auch jetzt noch keck nach Kurland und Riga, und verdingen ſich als Matroſen auf die Kauffahrer der Oſtſeehäfen. Unter den nationalen Fehlern der Eſthen bemerkt man namentlich einen, der jedoch mehr und mehr verſchwindet, nämlich ein unmäßiges Branntweintrinken. Als ſchwache Seiten kann man auch den allgemeinen Mangel an Geſchmack, wenigſtens nach den Anſichten europäiſcher Civiliſation, und geringe Fähigkeit zu Handwerken rechnen, das Schmiedehandwerk vielleicht ausgenommen.

Der beſte Repräſentant des innern nationalen Lebens iſt allenthalben die Sprache: den Eſthen iſt es gelungen den Bau ihrer Sprache ausnehmend regelmäßig und rein durchzuführen. Die Sprache iſt angenehm durch das Gleichgewicht in den Maaßen der Form, wohlklingend durch den Reichthum an Selbſt- und Doppellautern, beſtimmt durch ihre unveränderlichen grammatiſchen Regeln, reich an Wurzelworten, biegſam und fähig ſich aus eigenem Vorrath zu vervollſtändigen, mit Einem Wort, ſie iſt ein wichtiges Nationaldenkmal, das für die ſchönen geiſtigen Eigenſchaften des ſie redenden Volks Zeugniß ablegt. Sie theilt ſich in zwei Hauptmundarten, die Dorpater, welche die Bewohner der am Peipus- und Wirzer-See liegenden Strichen ſprechen, und die Revaler, welche im Gouv. Eſthland und auf der Inſel Oeſel herrſcht. Als dritter Dialekt derſelben allgemeinen Wurzel gilt der finniſche, der im allgemeinen die grammatiſchen Formen verlängert, während der Dorpater ſie übermäßig abkürzt, und nur der Revaler beobachtet in dieſer Beziehung die Geſetze des Wohllauts, wodurch er auch vorzugsweiſe Schriftſprache geworden iſt. Die Menge einſylbiger Wörter, und das häufige Zuſammenſtoßen derſelben Vocale erzeugt manchmal dem Ohr unangenehme Verbindungen, dagegen gibt es in der eſthniſchen Sprache keine ſo übermäßige Anhäufung von Mitlautern, welche in andern, ſelbſt den gebildetſten Sprachen, das Ohr beleidigen. Der Eſthe hat im allgemeinen eine volle, klangreiche und biegſame Stimme, und in ſeiner Rede herrſcht ſtets ein gewiſſer Schwulſt. Unter den in die Sprache eingedrungenen und mit ihr verſchmolzenen Wörtern ſind ohne Zweifel die ruſſiſchen die älteſten; ſie ſind zugleich auch ihrer Bedeutung nach die wichtigſten, und zeigen am einleuchtendſten, daß das erſte Heraustreten aus dem halbwilden Leben zu der Zeit begann, als ſie zuerſt die Verbündeten, dann die Unterthanen von Nowgorod wurden. Die Sprache iſt in dieſer Beziehung der unfehlbare Leiter des Geſchichtsforſchers. [1] Nach der Annahme des Chriſtenthums durch die Eſthen und der Eroberung des Landes durch die Deutſchen drangen eine Menge deutſcher Worte ein, nichtsdeſtoweniger haben Sprache und Volkslieder vieles aus der Heidenzeit bewahrt, und dieß bildet faſt die einzige Quelle der eſthniſchen Geſchichte. Die neueſten Forſchungen über die eſthniſche Mythologie und Dämonologie haben ihre Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit von der finniſchen (?) bewieſen, die Volksſagen ſtehen den ähnlichen finniſchen an poetiſcher Schönheit nicht nach, und durch den Reichthum und die Entwicklung der Sprache in dieſen Ueberlieferungen wird es ſogar wahrſcheinlich, daß die

[1] Von den Worten, die der Verfaſſer zum Beweiſe anführt — es ſind ihrer 19 — ſind aber mindeſtens ſieben deutſch und zwar aus dem ältern Deutſch. Die obige Behauptung, daß ſie zuerſt mit den Ruſſen bekannt geworden, iſt überhaupt nicht ohne weiteres anzunehmen, denn die Geſchichte zeigt unwiderſprechlich, daß der Zug der nordgermaniſchen Völker durch finniſches Land ging, und daß beide Völker ſprachlich und wahrſcheinlich auch in mythologiſcher Beziehung manches von einander angenommen. Die nordgermaniſchen Berſerker z. B. haben ihren Namen von bar und ſærk, was im Eſthniſchen Hemd, Leibrock bedeutet, und ſonſt unſeres Wiſſens in deutſchen Dialekten nicht vorkommt. Das Verhältniß der Nordgermanen zu den Finnen iſt überhaupt noch nicht gehörig aufgeklärt, aber jedenfalls möchte man mit Zuverſicht behaupten können, daß der Verkehr der nordgermaniſchen Völker mit den Finnen auf beiden Ufern des finniſchen Meerbuſens in eine frühere Zeit fällt, als das Vordringen der Slawen in dieſe Gegenden des Nordens. A. d. U.

Digitized by Google

Eſthen hinſichtlich der Bildung auf einer höhern Stufe ſtehen als die Finnen.

In der Heidenzeit galt als der höchſte Gott Tara, in den Sagen und Mährchen der „alte Vater" (wanna-taal) genannt; er war der Erbauer und Erhalter der Welt. Außer ihm verehrten ſie mehrere Taras oder Helden, die er gleichfalls zu ſeinem Rath und Hülfe bei Regierung der Welt erſchaffen; endlich gab es eine Menge Wald-, Waſſer-, Erd- und Luftgötter, die theils dem Menſchen wohlthätig, theils feindlich waren. Dieſe ganze Götterhierarchie war Tara unterworfen und wirkte unter ſeiner Leitung, und der Menſch wendet ſich in ſeinen Gebeten an die verſchiedenen Götter je nach Umſtänden, z. B. beim Auszug in den Kampf an den Kriegsgott Turris, bei Hagelſchlag an den Donnergott Joul u. ſ. w. Der Charakter der eſthniſchen Mythologie iſt ein Reflex der nordiſchen Natur, trübe, ſtill und ſelbſt finſter, wie das weite Meer und die finſtern Wälder, die ehemals den Eſthen als Aufenthalt dienten. In den Gottheiten iſt hauptſächlich Kraft, Klugheit, Tapferkeit und Kunſt verſinnlicht; das zarte Gefühl der Liebe hatte keinen Repräſentanten. Im Rathe der Taras oder Helden war der älteſte Wannemuine, der Gott des Geſanges. Tara erſchuf ihn als Greis mit grauem Haar und Bart, aber mit ewig jungem Herzen; er hatte die Gabe der Weisheit, der Dichtung und der Lieder, und ſpielte auf ſeiner wunderbaren Harfe, wenn die Sorgen auf der Seele des Vaters laſteten. Das zweite, Ilmarine, in reifem Mannesalter geſchaffen, war der Gott der Kunſt und ein vortrefflicher Schmied, der letzte, Lemmeküne, ein feuriger Jüngling, der Vorſprecher aller kühnen Streiche dieſes Alters. Das ſind die Hauptmitglieder des göttlichen Rathes, die Bewohner des gelobten Landes (kallewe) oder des Felſenlandes (koljowald). Als Tara mit ihrer Hülfe die Welt gebaut hatte, ſchmückte ſie Ilmarine mit ſeinem beſten Stahl, baute das Himmelsgewölbe, an das er goldene Zierrathen ſetzte, und „Taras Lampe", den Mond, befeſtigte. Wannemuine rief mit ſeinen wunderbaren Liedern Bäume, Blumen und Gebüſche hervor, und himmliſche Vögel belebten unter dem Klang ſeiner Harfe Thal und Wald. Endlich erſchuf Tara alle Thiere und den Menſchen, und befahl den Gliedern ſeines Rathes ſich mit den Menſchen zu befreunden. Daraus entſprang das Geſchlecht der Helden, der Söhne Kallewe's, unter denen ſich namentlich Sohni, vorzugsweiſe Kallewe's Sohn (kallewe poeg) genannt, der Freund des Eſthenvolks, auszeichnete. Von ihm gibt es eine ganze Reihe merkwürdiger Sagen.

Die bedeutendſten Götter nach Tara und ſeinem Rath ſind namentlich drei, zu deren Ehren beſondere Feſte eingeſetzt ſind, Turris, Joul und Ukko. Dem letzten ſind um die Frühlingstag- und -Nachtgleiche einige Tage gewidmet; da er vorzugsweiſe der Gott der Fruchtbarkeit iſt, ſo wendet man ſich an ihn um eine gute Ernte, und bringt ihm von allen Feldfrüchten zum Opfer. Da Ackerbau und Viehzucht vor Alters die einzigen Beſchäftigungen der Eſthen waren, ſo galt Ukko als der bedeutendſte Gott [1] und einige an ſeine Verehrung mahnende Ceremonien haben ſich noch bis auf die jetzige Zeit erhalten. Das Volksfeſt für Tara ſelbſt wurde im höchſten Sommer gefeiert; dann ſammelte man ſich zu gemeinſamen Spielen und Liedern, und die Tage wurden ausſchließlich mit lärmenden Beluſtigungen hingebracht. Im Herbſt war Eine Nacht dem Kriegsgott Turris gewidmet, dem man einen Bock opferte; [1] endlich ward ein beſonderes Feſt dem Donnergott Joul beſtimmt, der außer dem Donner auch das unterirdiſche Todtenreich regierte. Während der ganzen Dauer des ihm gewidmeten Volksfeſtes mußte im Hauſe der Eſthen unbedingte Stille herrſchen: man glaubt, daß es um dieſe Zeit den Seelen der Todten geſtattet ſey, auf die Erde zu ihren Verwandten zurückzukehren, welche ſich deßhalb bemühten, nicht das geringſte Geräuſch zu machen, um die Ruhe der „entſchlafenen Seelen" bei der Betrachtung ihres irdiſchen Aufenthalts nicht zu ſtören und dadurch Jouls Zorn zu reizen. Zugleich fleht man zu dem Donnerer, er möge ſeine Schläge nicht herabſenden auf die Felder; da aber auch bei der größten Vorſicht doch manchmal im Hauſe ein Geräuſch vorkommt, ſo wiederholen ſich auch jeden Sommer die Donnerſchläge zur Strafe für die Störung der gebotenen Stille.

Die Reſte der eſthniſchen Mythologie bergen ſich in den Volksliedern, Gebräuchen und Sagen; ſchriftliche Denkmäler gibt es darüber nicht. Ueberhaupt gehört das eſthniſche Schriftenthum erſt der chriſtlichen Zeit, oder, richtiger geſagt, der Reformation an; vorher hatten die Eſthen keine Schrift. Die alten livländiſchen Chroniken ſind ausſchließlich mit der Schilderung der Kriegszüge der Eroberer beſchäftigt, und ſchenken der Ethnographie der heidniſchen Eingebornen nicht die mindeſte Aufmerkſamkeit, darum haben wir auch gar keine zuverläſſigen Nachrichten über die damalige geſprochene Sprache der Eſthen. Aus der ganzen katholiſchen Periode iſt nicht Ein ſchriftliches Denkmal übrig; das erſte in eſthniſcher Sprache gedruckte Buch war der lutheriſche Katechismus, den der livländiſche Ordensmeiſter Heinreich von Galen im 16ten Jahrhundert zu Lübeck herausgeben ließ. Den eigentlichen Anfang der eſthniſchen Literatur muß man erſt im 17ten Jahrhundert ſuchen, nachdem die ſchwediſche Regierung in Livland ſich feſtgeſetzt hatte; damals erſchienen die erſten Grammatiken von dem Magiſter der Theologie Stahl und dem Prediger Hutſiew, die erſtere im Jahre 1637, die zweite im J. 1648; eine Ueberſetzung des Neuen Teſtaments wurde in Auftrag der Regierung von einer Geſellſchaft von Gelehrten abgefaßt, und erſchien zum erſtenmal zu Reval im Jahr 1715; das erſte größere eſthniſch-deutſche Lexikon, von Hupel verfaßt, erſchien im J. 1780. Außerdem erſchienen in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts eine Menge geiſtlicher Liederbücher, Anweiſungen, Gebetbücher, moraliſche Erzählungen ꝛc. Wie aber dieſer religiös-ſittliche Charakter, der ſich auch jetzt noch erhalten hat und der Richtung der bäuerlichen Bildung entſpricht, an Einſeitigkeit leidet, ſo hat auch die Schriftſprache der Eſthen entfernt nicht den Grad von Entwicklung erreicht, auf der ſie bei ſelbſtſtändigern Völkern ſteht, und zu dem die eſthniſche Sprache durch ihren Reichthum und ihre Biegſamkeit ſo ungemein geeignet iſt.

Die beſten Repräſentanten dieſer Eigenſchaften und überhaupt den Spiegel aller Schönheiten des innern Volkslebens bilden endlich die Volkslieder (laulud) von denen die merkwürdigſten in neuerer Zeit durch die eſthländiſche Literaturgeſellſchaft geſammelt und herausgegeben wurden. [2] Außerdem bilden dieſe Lieder einen der Beweiſe der nahen Verwandſchaft der eſthniſchen Sprache mit der finniſchen, denn die Sprache iſt faſt die der

[1] Man findet ihn nicht nur bei den Eſthen, ſondern auch, und mit denſelben Attributen, bei den andern finniſchen Stämmen.

[1] Dieß mahnt ſehr an Thor, dem die Böcke geheiligt waren; auch der Name ſtimmt dazu. A. d. U.

[2] Namentlich zu Reval in den Jahren 1850 und 1852 mit einer deutſchen Ueberſetzung von Neues. Eine ſehr günſtige Anzeige dieſer Ausgabe und Ueberſetzung findet ſich im Bull. de la Classe des sciences histor. de l'Acad. imper. Vol. XI. N. 20. 21. von Sjögren. A. d. U.

finnischen Runen. Beide Völker bewahrten, namentlich in den von den Städten entferntern Gegenden, die falte Neigung zum Liedergesang. Die Insel Oesel, die esthländischen Inseln und die esthnischen Colonien um Pskow bilden die Hauptsitze der Bearbeitung der Volkspoesie. Man singt sie gewöhnlich bei Spielen, Tänzen und allgemeinen Belustigungen, und in diesen Liedern werden Gefühle und Begebenheiten jeder Art geschildert; man vernimmt deutlich darin das Echo der heidnischen, der katholischen und lutherischen Zeiten, alle Beziehungen des täglichen Lebens, Geburt, Ehe und Tod, Schmerz und Freude, Liebe und Haß, Klage und Spott — alles findet darin seine Stelle.

Miscellen.

Chinesisch-buddhistische Studien. Wir haben schon im vorigen Jahr (s. Nr. 49 u. 50) einige Nachrichten über die Studien der zehn Jahre lang in China sich aufhaltenden Russen gegeben, und finden jetzt in dem Bericht der Sitzung der kais. russ. Academie vom 27 Jan. (8 Febr.) in dem Bulettin de la Classe des sciences hist. T. XI. 18. 19 die Angabe, daß ein Hr. Wassiljew in Kasan, Mitglied der letzten russischen Mission, schon im J. 1845 das Werk Hinen-thsangs, von welchem Hr. St. Julien nur Auszüge gegeben, übersetzt hat, eben so eine Geschichte des Buddhismus in Indien von dem Tibetaner Taranatha mit allerlei Erläuterungen aus chinesischen und tibetanischen Quellen. Man arbeitet darauf hin, die Uebersetzung dieser beiden Werke herauszugeben; unter den gegenwärtigen Kriegsverhältnissen wird aber dazu wenig Aussicht seyn.

*

Saulcy contra Van de Velde. Endlich hat Hr. Saulcy den ihm hingeworfenen Fehdehandschuh aufgenommen, und ein Brief von ihm findet sich in der Liter. Gaz. vom 13 März. Wie zu erwarten legt er ein großes Gewicht auf seine Bestimmung von Zoar, was er nach dem jetzigen Wady ez Zuweirah ganz in die Nähe von Dschebel Sdom, nicht an die Südostseite des Asphaltsees versetzt, wo das große biblische Zoar allerdings lag. Ist der Bericht der Genesis über den Auszug Lots wahr, so hat hierin Saulcy unzweifelhaft Recht. Was die Ruinen von Sdom betrifft, so steht Behauptung gegen Behauptung, und man muß den Erfolg von näherer Aufklärung abwarten. Ueber anderes schlüpft er in diesem allerdings kurzen Schreiben mehr hin; ausführlicheres ist indeß zu erwarten.

*

Alterthümer in Damascus. In der Versammlung der k. Literaturgesellschaft zu London am 10 Mai las Hr. Hogg eine Mittheilung von einem in Damascus wohnenden englischen Missionär, Hrn. Porter, vor über einen assyrischen Ruinenhügel, gewöhnlich Tell Essalahieh genannt, der in der Nähe der genannten Stadt liegt. Man hat daselbst eine mit Sculpturen bedeckte Platte gefunden, welche wahrscheinlich von dem König oder dem Gründer dieses Baues herrührt, und obwohl durch Wind und Wetter beschädigt, doch mindestens so gut erhalten ist, als die am Nahr el Kelb (in der Nähe von Beirut). Damascus ist gerade der Ort, wo man assyrische Ueberreste zu finden erwarten sollte, denn es ist eine der ältesten Städte der Welt, und in vielen der ältesten assyrischen Inschriften erwähnt. Hr. Porter gibt in seinem Brief auch eine interessante Schilderung der römischen Alterthümer zu Damascus, die viel bedeutender sind, als man nach den bisherigen Schilderungen der Reisenden hätte erwarten sollen. (Athen. 20 Mai.)

*

Museum für die Picardie. Die französische Regierung hat der Gesellschaft der Alterthumsforscher der Picardie ein bedeutendes Stück Feld geschenkt, das durch den Abbruch des alten Arsenals von Amiens frei wurde. Auf diesem Platz soll ein öffentliches Museum auf Kosten der besagten Gesellschaft und nach einem von der Regierung genehmigten Plan gebaut werden. (Revue Archeol. Mai.)

*

Verwendung der Zwergpalme. Diese war seit langer Zeit die Verzweiflung des Landmanns in Algerien, man hielt sie für dermaaßen unnütz, daß man starke Preise für ihre Ausrottung aussetzte, die wegen ihrer tiefen und zähen Wurzeln sehr schwer ist. Einige arabische Stämme hatten sich inzwischen der Fasern bedient, welche der Stamm der Zwergpalme bietet, um daraus unter Einmischung von Kamelhaaren ihre Zeltdecken zu machen, andere machten Körbe aus den Blättern, und alle bedienten sich grober Stricke, die man aus der ganzen, gehörig gedrehten Pflanze gemacht hatte. Diese Versuche weckten den Gedanken die Zwergpalme zur Papierfabrication [1] zu gebrauchen, und dieser Versuch war von einem vollkommenen Erfolg gekrönt. Man kann in Afrika Millionen Centner sammeln, und der Preis des Centners grüner Blätter übersteigt nicht 2 Franken; da nun die Lumpen in Frankreich immer theurer werden, und 20 bis 50 Fr. kosten, obgleich sie noch 20 bis 30 Proc. Abfall ergeben, so ist nicht zu zweifeln, daß man hinsichtlich der Verwendung dieser Pflanze bald zu bedeutenden Resultaten gelangt. Schon jetzt kann man aus der Zwergpalme eine Faser ziehen, die dem Roßhaar entspricht, sehr fest und sehr elastisch ist; man verwendet sie zur Tapetenfabrication in großem Maaßstabe und sie erhält dann den Namen vegetabilisches oder afrikanisches Haar. Der Seiler fabricirt gleichfalls mit dieser Pflanze besseres Seilwerk als das aus spanischem Genster, und man hat dann nicht mehr nöthig Spanien den bedeutenden Tribut für diese Pflanze zu zahlen. Das ist aber noch nicht alles, denn man hat neuerdings entdeckt, daß die Fasern der Zwergpalme, des Klebestoffs, der sie bindet, entkleidet, einer großen Theilbarkeit fähig, und trotz ihrer geringen Länge, — nur 25 bis 40 Centimetres — doch so fein sich zeigen, wie die des Flachses, und von der Industrie mit Vortheil zur Fabrication der Flachsbaumwolle verwendet werden können. Das sind also vier bedeutende Industrien, die Papierfabrication, die Tapetenfabrication, die Seilerei und die Weberei, welche durch diese Pflanze versorgt werden, die man in Algerien noch vor kurzem als eine Geißel ansah. (Revue del' Orient. Mai.)

[1] Wir haben in Nr. 10 die Nachricht mitgetheilt, daß einige Engländer ein Patent auf Holzpapier genommen hätten; seitdem ist uns die Nachricht zugekommen, daß in Schlesien schon seit mehreren Jahren einige Fabriken bestehen, die gutes Papier aus Holz bereiten; auch in Württemberg soll sich eine finden. An einem Ersatz der Lumpen fehlt es also nicht. A. d. R.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 22. 2 Junius 1854.

Die Stellung Schwedens

ist, seitdem die Flotten der Westmächte in die Ostsee eingelaufen sind, eine höchst schwierige geworden, und einige neuere Symptome der dort herrschenden Stimmung, Symptome, die von den englischen Blättern natürlich in ihrer Weise mitgetheilt wurden, haben die öffentliche Aufmerksamkeit auf diese Verhältnisse mehr als bisher hingelenkt. Die mannichfachsten Interessen knüpfen sich indeß an diese Frage über die Stellung Schwedens, und dieß rechtfertigt die Wichtigkeit, welche man derselben seit einiger Zeit beilegt. Wir müssen von bekannten, unbestrittenen Sätzen ausgehen, ehe wir Behauptungen wagen können, die auf den ersten Anblick nicht so einleuchtend scheinen. Daß in Schweden seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts eine gründliche Abneigung gegen Rußland sich ausgebildet hat, und seit dem Verlust Finnlands sich bis zum Haß steigerte, wird man wohl kaum in Abrede stellen, und wenn die populären Blätter Schwedens geradezu behaupten, in ganz Skandinavien wage der öffentlichen Meinung gegenüber niemand sich geradezu für Rußland auszusprechen, so wird auch das von der Wahrheit wenig abweichen. Man muß den schwedischen Blättern die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie bei aller Abneigung gegen Rußland doch eines kindischen Schimpfens aus sicherer Stellung gegen einen solchen Feind sich enthielten, und der Ton anständig, selbst ruhig war. Seit die Kriegserklärung der Westmächte erfolgte, und mächtige Flotten Englands und Frankreichs in der Ostsee erscheinen, ist der Ton nicht mehr ruhig, kaum mehr gemäßigt, und die Anwesenheit der Flotten, die Erfüllung der lang genährten Hoffnung daß endlich England mit dem gehaßten Feinde anbinden werde, scheint sie wie von einem Alpdruck befreit zu haben, und die Möglichkeit eines Kriegs von Seite Schwedens gegen Rußland wird sehr frei und ungenirt besprochen. Läugnen läßt sich nicht, namentlich wenn man an die Kriege Schwedens gegen Rußland im vorigen Jahrhundert zurück denkt, daß bei der Anwesenheit einer Flotte, vor der die russische den Schutz der Häfen suchen muß, eine schwedische Armee von 60,000 Mann in Finnland ein bedeutendes Gewicht in die Wagschale werfen würde, aber die Machtverhältnisse Rußlands haben sich seit 60 Jahren sehr geändert, und Schweden hat keinen Karl XII auf dem Thron, bei dem der Haudegen die kalte Besonnenheit des Staatsmannes überwog.

Indeß predigt namentlich das Aftonblad offen den Krieg, und wurde darüber von der Svenska Tidning in starken Ausdrücken zurechtgewiesen, so daß das Aftonblad sich einigermaaßen zu entschuldigen für gut fand. Wir wollen hier von den Gesinnungen, welche diese beiden Blätter beseelen, ganz abstrahiren: wir sehen weder im Aftonblad geradezu einen Brausekopf, noch in der Svenska Tidning den besonnenen Staatsmann; aber das Aftonblad repräsentirt den herrschenden Geist der Mittelclasse, jedoch nicht bloß in der äußern Politik, bezüglich der Verhältnisse zu Rußland, sondern vorzugsweise in den innern, in der Opposition gegen die jetzt herrschende Staatseinrichtung, während die Svenska Tidning vielleicht viel weniger gegen die Politik in Bezug Rußlands einzuwenden hätte, als gegen eine Umgestaltung der innern Verhältnisse Schwedens; aber so haben sich einmal die Zustände Schwedens gestaltet, daß sowie der bisherige Einfluß Rußlands im Lande aufhört, eine Aenderung der innern Verhältnisse Schwedens, die seit langen Jahren betriebene Reform, nicht ausbleiben kann. Das ist das Unglück der Staaten zweiten und dritten Ranges, in der Klemme zwischen zwei Mächten, welche verschiedene politische Systeme repräsentiren, daß die äußern Fragen zu innern werden, und die Schwierigkeit der Parteiergreifung dadurch unendlich erhöht und die persönlichen Stellungen vieler Personen geradezu falsch und unwahr werden. Die Svenska Tidning würde sich gegen die Trompetenstöße des Aftonblads zuverlässig nicht so ereifern, sie würde nicht alle Augenblicke von dem „bevorstehenden unvermeidlichen Fall Englands" sprechen, sie würde nicht so entschieden für Rußland Partei nehmen, wie sie in der ganzen Richtung ihrer Argumentation thut, bekämpfte sie nicht in dem Sieg der Westmächte den künftigen Sieg ihrer innern politischen Feinde, und suchte sie nicht ihre eigene Niederlage abzuwehren. Dieser Umstand erbittert den Kampf, und im Angesicht der Flotte der Westmächte, deren Auftreten „für die Interessen der Civilisation und Menschlichkeit" von dem Aftonblad und Consorten mit etwas starker Naivität aufgefaßt wird, wird in die Kriegsposaune gestoßen und geradezu behauptet, Preußens und Oesterreichs Beistand sey nicht unbedingt nöthig, und wenn Frankreich und England mit einem ansehnlichen Corps auf diesem Schauplatz wie in der Türkei auftreten wollten, könnten sie in Verbindung mit einem schwedischen Heer Rußland einen Schlag beibringen, daß es zur Nachgiebigkeit genöthigt wäre.

Wie leicht zu erachten, iſt die Regierung nicht gerade dieſer ſanguiniſchen Anſicht, und ſcheut es in aller Weiſe ſich Rußland gegenüber zu compromittiren; auch an Gefälligkeiten für Rußland ſcheint es durchaus nicht zu fehlen, die nur allzu oft der Regierung ein höchſt zweideutiges Anſehen geben. So hat die Nachricht, daß eine mehr als hundert Jahre alte Militärverordnung wieder aufgewärmt wurde, wonach in einen Kriegshafen nicht mehr als vier fremde Kriegsſchiffe einlaufen ſollten, den übelſten Eindruck gemacht, namentlich in Norwegen, wo die Weiſung, ohne den norwegiſchen Staatsrath zu fragen oder davon zu verſtändigen, an die Feſtungsbefehlshaber erging, was bei den auf ihren Rechten als neben-, nicht untergeordneter Staat höchſt eiferſüchtigen Norwegern großen Unmuth erregte, ſo daß der norwegiſche Staatsrath auf Andringen des Storthings ſich an den König ſelbſt um Aufklärung wandte; als dieſe endlich erfolgte, ergab ſich, daß die Sache gar nicht der Rede werth war, und daß der Befehl nur noch für 18 Tage bis zur erfolgten wirklichen Kriegserklärung gültig ſeyn ſollte; aber eben weil ſich die Sache in ein ſolches Nichts auflöste, ſo fragte man mit Recht, weßhalb die Regierung, um eines ſo kurzen Zeitraums willen, eine mehr als hundertjährige Verordnung aus dem Staube hervorgeſucht habe, die möglicher Weiſe das Land in Colliſion mit der engliſchen Flotte bringen konnte. Man ließ endlich den widerwärtigen Gegenſtand fallen, aber der Eindruck, der davon in den Gemüthern zurückblieb, war nichts weniger als günſtig, namentlich in Norwegen. In Schweden ſelbſt machte ein anderer Vorfall noch mehr Aufſehen: die Regierung hatte ein nicht unbedeutendes Lager auf der Inſel Gothland angeordnet, bereits mehrere Bataillone dahin geſendet, und Contracte über Erbauung von Lagerſpitälern abgeſchloſſen. Auf einmal kam für alles Gegenbefehl: die Contracte mußten nicht ohne Opfer rückgängig gemacht werden, die Truppen wurden zurückbeordert, und nur die gothländiſche Landwehr (beväring) wurde zur Uebung zuſammengezogen, um den Schein zu retten, als wolle man doch etwas thun. Die Commentarien über dieß Verfahren waren bitter, das mindeſte, was man der Regierung vorwarf, war Wankelmuth; dahinter lauerte aber ein ganz anderer Vorwurf, der einer Nachgiebigkeit gegen Rußland, die man unter den vorliegenden Umſtänden und im Angeſicht der engliſchen Flotte keineswegs angemeſſen fand. Und doch ließ ſich nicht nur eine ſolche Nachgiebigkeit, ſondern ſelbſt eine Forderung Rußlands, daß das Lager auf Gothland eingeſtellt werde, ſehr genügend erklären, denn ein ſolches Lager mußte als eine Kriegsdrohung erſcheinen, gegen welche Rußland proteſtiren konnte, und in Anbetracht des Zuſtandes von Finnland auch proteſtiren mußte.

Dürfen wir den Oppoſitionsblättern in Schweden glauben, ſo herrſcht in Finnland eine ſehr ſchwierige Stimmung; abgeſehen von allem, was die ruſſiſche Herrſchaft für die dortigen Schweden — in intellectueller und politiſcher, wenn auch nicht der Zahl nach der Haupttheil der Bevölkerung — drückendes und widerwärtiges hat, ſo läßt ſich die Mißſtimmung auch aus temporären Verhältniſſen erklären. Die Laſt des Kriegs fiel vorerſt beſonders ſchwer auf Finnland: von allen Theilen des ruſſiſchen Reichs hatte Finnland am meiſten Schifffahrtsthätigkeit, und die bis jetzt in der Nord- und Oſtſee weggenommenen Schiffe ſind meiſtens finniſche; ferner hat ſich eine nicht unbedeutende Induſtrie im Lande entwickelt, welcher durch den Kriegszuſtand die Zufuhr des Rohmaterials nicht bloß erſchwert, ſondern zum Theil unmöglich gemacht wird; die Arbeiter müſſen alſo entlaſſen werden, und endlich hat die vorjährige ſchlechte Ernte hart am Wohlſtand des Landmanns gezehrt, ſo daß die durch den jetzigen Kriegszuſtand herbeigeführten Lieferungen an Getreide und Fuhrwerken — beſonders im Augenblick der beginnenden Ackerbeſtellung — ungemein läſtig fallen. Schließen wir nun auch nicht gerade daraus, daß in Finnland eine „an Verzweiflung gränzende Stimmung“ herrſche, ſo läßt ſich doch ohne Mühe errathen, daß ſie keine günſtige iſt, und bei der Nähe einer ſo gewaltigen feindlichen Flotte konnte das Zuſammenziehen eines ſchwediſchen Armeecorps Hoffnungen erwecken, die für die Ruſſen manche Nachtheile im Gefolge hatten; Rußland konnte ſonach mit Recht behaupten, die Zuſammenziehung eines ſolchen Armeecorps habe völlig die Wirkung einer feindſeligen Maaßregel.

Andere Umſtände mochten noch zu der Umſtimmung der ſchwediſchen Regierung beitragen, wenigſtens führt das gleichzeitige Eintreten derſelben auf die Vermuthung. In Dänemark ſtehen bekanntlich die Sachen fataler als je. Mit den Eiderdänen, welche das deutſche Holſtein ganz aus dem Spiel laſſen und das zweiſchlächtige Schleswig in die däniſche Verfaſſung hereinziehen wollen, kann man den Geſammtſtaat nicht regieren; das Miniſterium will alſo ſeinen Plan zur Geſammtſtaatsverfaſſung dem däniſchen Reichstag entziehen. Beſteht eine Geſammtverfaſſung, ſo iſt der däniſche Reichstag eine Provinzialverſammlung, und dazu will er ſich nicht herabdrücken laſſen, wobei er, wie die letzten Abſtimmungen auf dem Reichstag gezeigt haben, die Stimmung von ganz Dänemark für ſich hat, denn der geſammte Landesthing erklärte ſich mit Ausnahme einer einzigen Stimme gegen das Miniſterium, das noch überdieß aus leicht begreiflichen Gründen in der auswärtigen Politik nicht einig iſt. Unter dieſen Umſtänden war ein Rücktritt des Miniſteriums, das auch wirklich ſeine Entlaſſung anbot, ein ſehr wahrſcheinlicher Fall, und dann trat, wenn nicht gerade ein eiderdäniſches, doch ein Oppoſitionsminiſterium ins Amt, und eine entſchiedene Veränderung der Politik, mit Hinneigung zu England, war faſt unvermeidlich. So wäre ein ſkandinaviſches Bündniß möglich geweſen, und es ließ ſich von Seiten Schwedens ſicherer auftreten. Aber die baare Unmöglichkeit eines Eiderdänenminiſteriums, die Rückſichten die man Schleswig und Holſtein und den deutſchen Mächten gegenüber nehmen mußte, bewogen den König, die angebotene Entlaſſung nicht anzunehmen, den Forderungen ſeiner Miniſter nachzugeben, und mehrere angeſehene Männer, ſelbſt den Biſchof Monrad, die auf dem Reichstag gegen das Miniſterium geſprochen hatten, zu entlaſſen. Dieſes ſchroffe Auftreten hat, namentlich in Kopenhagen ſelbſt, allenthalben erbittert, und allen Anzeigen nach rüſtet man ſich den Rücktritt des Miniſteriums auf dem im nächſten Herbſt zuſammentretenden Reichstag zu erzwingen. Daß das Miniſterium auf demſelben in der entſchiedenſten Minorität bleiben wird, leidet gar keinen Zweifel, und dann ſind Maaßregeln gegen die Preſſe, die man bereits erwartet, und gegen den Reichstag und die Verfaſſung ſelbſt unvermeidlich, falls nicht das Miniſterium ganz das Spiel aufgeben will. Die Oppoſition iſt engliſch geſinnt, darum muß das Miniſterium ruſſiſch werden; der Spätherbſt aber und der Winter, wo die verbündeten Flotten die Oſtſee verlaſſen müſſen, ſind der Ruſſen Freund, dann könnte Schweden — auch wenn man, wie das Aftonblad thut, einen Zug der Ruſſen von den

Alandsinseln über das Eis bis nach Stockholm für unausführbar hält — neben dem Feind im Osten einen zweiten im Süden haben, denn der ideale Skandinavismus hat noch sehr geringe praktische Bedeutung.

Solche Aussichten sind nicht geeignet die schwedische Regierung auf eine ohnehin gewagte Bahn zu treiben, und die Sprache der Opposition wird etwas schwächer: sie fühlt selbst, was auf der Spitze steht. Indeß erhalten die Schweden und namentlich die Oppositionsblätter in den englischen Journalen, so wie auch in einigen Correspondenzen der Indépendance Belge die schönsten Reden, die Times (vom 23sten) „veröffentlicht mit großem Vergnügen einen gewandten und energischen Artikel des schwedischen Aftonblads", und knüpft daran allerhand weitere Aufforderungen und Hoffnungen. Vergleicht man dieß mit den Gerüchten, daß Spanien und Piemont aufgefordert worden seyen, ihr Contingent zu dem Halbmondskreuzzug gegen Rußland zu stellen, so erkennt man leicht den Zweck: man will die Mächte zweiten und dritten Ranges bestimmen Truppen zu liefern, und namentlich soll Schweden, allerdings eine der nächst betheiligten und, wenn sie sich dazu entschließt, wirksamsten Mächte, bewogen werden. So hofft man ohne die deutschen Mächte, die einmal fest entschlossen scheinen, sich weder durch Schmeicheleien noch Drohungen zur Katzenpfote für andere machen zu lassen und nur im eigenen, nicht im fremden Interesse zu handeln, zum Ziel zu kommen. Indeß hat sich, wie an so vielen andern Orten auch hier die englische Regierung von der vorschauenden und thätigen russischen Politik längst den Vorsprung abgewinnen lassen. Sehr bedeutende Interessen wirken in Schweden zu Gunsten Rußlands, während nur eine herrschende vage Abneigung gegen letzteres und eine allerdings unverkennbare, aber erst in späterer Zeit wirklich drohende Gefahr für Englands Plane wirken. So ist Regierung und Volk in Schweden zwischen Furcht und Hoffnung hin und hergeworfen; aber die innern Zustände, wie sie jetzt noch sind, wirken durchaus einer offenen Erklärung für England entgegen. Es würde ein ungewöhnlich kecker Entschluß erforderlich seyn, jetzt schon gegen Rußland aufzutreten, und man braucht deßhalb die schwedische Regierung gar nicht der Russenfreundlichkeit zu zeihen, um ihre Zurückhaltung zu erklären. England und Frankreich müssen vor allem ernstere Schläge führen, als sie bis jetzt gethan haben, wenn Schweden sich thätig für sie entscheiden soll, und die Lage der Sachen im Innern ist der Art, daß man es gar nicht aus freier Entschließung, sondern nur durch die Noth gedrängt, endlich thun wird.

Amerikanische Federzeichnungen von E. Pelz.

Die Einwanderung in den Vereinigten Staaten Nordamerika's.

Der Dollar, im ganzen Umfange seines Wirkens betrachtet, liefert dem Beschauer durchaus kein erfreuliches Resultat; es geben sich unläugbar weit mehr Schatten- als Lichtseiten dabei kund. Allein es ist nicht zu verkennen, daß der Menschheit wenigstens einige großartige Dienste vom Dollar geleistet werden, die der Humanist nicht hoch genug anzuschlagen vermag. Ein solcher Dienst besteht in der Vermittelung friedlicher Besitzergreifung des Bodens zu Niederlassungen.

Wenn behauptet wurde, daß die im Durchschnitt jetzt alljährlich in Neuyork gelandeten 300,000 Einwanderer nur ein Drittheil der Gesammteinwanderungnach der Union bildeten, so kann dieß bloß auf Rechnung der allbekannten Unwissenheit und Uebertreibungssucht amerikanischer Blätter gesetzt werden. Nachweislich sind es gute Dreiviertheile, welche in diesem Hafen landen. Wenn aber auch nur 400,000 Köpfe herbeiziehen, welche Erfolge würde ein solcher Andrang auf irgend ein fremdes Staatengebiet in frühern Zeiten gehabt haben, wo das Ausgleichemittel „Geld" noch minder entwickelt war als jetzt? Die Menschenschlächtereien der Völkerwanderung geben darauf die schlagendsten Antworten.

Wer annehmen wollte, es herrsche zu viel Geistesbildung und Humanität unter den Unionsbewohnern; der Barbarismus liege ihnen zu fern, als daß sie nicht die Vortheile einer angemessenen Bevölkerung begreifen sollten, der würde stark im Irrthum seyn. Gäbe es nicht Dollars zu erschnappen von den Einwandernden, so würde man sich denselben aus aller Macht entgegenstemmen und kein Blutvergießen dabei scheuen. Das Verfahren gegen die Urbewohner, die Indianer, liefert den unwiderlegbarsten Beweis hierfür. Man hat dieselben mit List und Gewalt in die Territorien gedrängt, und obschon das übrige Unionsgebiet noch so wenig bevölkert ist, daß in den fruchtbarsten Staaten, wie z. B. Texas, noch nicht sieben Einwohner auf zehen Quadratmeilen leben, anstatt daß bequem so viele Tausend da leben könnten, obschon also noch Platz die Hülle und Fülle vorhanden ist, sehen wir augenblicklich die armen Rothhäute um die ihnen zugestandene letzte Zufluchtstätte beschwindeln, wobei fortwährend Menschen wie die wilden Thiere niedergeschossen werden. Nebenbei ertönt von sehr zahlreichen Stimmen das Anathem gegen die Einwanderung aus Europa; man schreit über Gefahren die für die Union durch dieselbe herbeigeführt, ja es wird von drohender Uebervölkerung gepredigt, und nur der Umstand, daß eine überwiegende oder einflußreiche Partei durch Dollargewinn bei fortgesetzter Einwanderung interessirt ist, hält Absperrungsmaaßregeln zurück.

Der wahre Grund des Widerwillens gegen die Einwanderung liegt im Trägheitshange der Menschen. Durch den Zudrang Neuankommender werden die schon Ansässigen in ihrem Schlendrian gestört; es rütteln sie die Einwirkungen des Zuflusses vom Faulbett der Gewohnheit auf, und ohne die Dollarschnapperei würde man nöthigenfalls zehenfach mehr Kraftanstrengung, verbunden mit Lebenseinsetzung, anwenden, als nöthig ist, um eine mäßig zu nennende Concurrenz zu bestehen, nur damit den Eindringlingen der Weg versperrt würde. Aehnliches begab sich zu Zeiten der Völkerwanderung!

Vergebens weiset man die Schreier nur allein auf die noch unvergebenen achtzehn Millionen Acres Congreßland hin, welche augenblicklich noch völlig der bebauenden Menschenhände harren; vergebens auch wird auf die lediglich durch Beihülfe der starken Einwanderung möglich werdenden großen Unternehmungen zur Gemein-

wohlfahrt hingewieſen, wobei Eiſenbahnbauten in rieſigem Umfange allem voranſtehen; die Kurzſichtigen halten nur einen kleinen Kreis von Verhältniſſen im Auge, worin ſie ſich bewegen wie der Froſch-Embryo in ſeiner kleinen Gallertkugel. Es iſt juſt wie in den Ländern Deutſchlands, wo die Regierungen Gewerbefreiheit gegeben hatten, welche von den Bürgern unbeſchränkt benützt und ausgebaut werden konnte. Nach kurzer Zeit wurde nach Gewerbebeſchränkung von Regierungswegen geſchrien!

Käme man in der alten Welt einmal auf den Gedanken, dem „jungen Rieſen" in Amerika, anſtatt der halben Million menſchlicher Auswanderer, eine gleiche Anzahl ſchlachtbarer Thiere zum Geſchenk zu machen, es wäre Tauſend gegen Eins zu wetten, daß der „junge Rieſe" die geeignetſten Schiffe zur Empfangnahme ſo werthvoller Geſchenke nach Europa ſenden und große Sorgfalt für Verpflegung der Thiere während der Ueberfahrt anwenden laſſen würde. Es würde ihm ſelbſt albern vorkommen, für dieſe Geſchenke oder von denſelben Eingangsſteuern oder Aſſecuranzgelder zu verlangen, während er ſolche doch im ſogenannten Verwandlungs- reſpective Kopfgelde bei den menſchlichen Einwanderern verlangt und erhebt. Wollte der, übrigens im Punkte des Forderns allerdings nicht ſehr Verſchämte eine ſolche Viehſteuer unter angeführten Umſtänden dennoch in Anſpruch nehmen, ſo würde Mama „alte Welt" — trotz ihrer verſchrienen Altersſchwäche — es als Frechheit ihres „gigantiſchen" Sohnes hoffentlich von der Hand weiſen, während ſie dieß bei ihren, mit Hab und Gut fortziehenden Kindern nicht für angemeſſen erachtet. Man ſpottet darüber, wenn verlautet, daß ein Sklavenbeſitzer gelegentlich ſeinen Sklaven einen theurern und daher geſchätztern Arzt hält, während ſeine eigene Familie in Krankheitsfällen nur die wohlfeilern als Helfer bekömmt; waltet da nicht bei den Aus- und Einwanderern, im Gegenſatze zum Schlachtvieh, ein recht ähnliches Beiſpiel ob?

Gleich ältern Zeiten, wo der Menſch — dieſe Eintagsfliege — den Grund und Boden der Mutter Erde als ſpecielles, individuelles Eigenthum für ſich und höchſtens ſeine Nation oder ſeinen Stamm betrachtete; wo er ſeinen Raum verlangenden, gleichberechtigten Bruder gleich dem wilden Raubthier behandelte und mordete, oder zu vertreiben und zu vertilgen ſuchte, haben ſich die Verhältniſſe allerdings beſſer, milder, humaner geſtaltet. Allein viel, zu viel fehlt noch, bevor geſagt werden kann, daß man ſo verführe, wie es nur dem Verſtande, geſchweige einem humanen Gefühl völlig entſprechend erſcheint. Immer noch treibt die Gewalt des Stärkeren mit der Schwäche anderer ein nur allzu verwerfliches Spiel, und anſtatt der liebreichen Unterſtützung findet liebloſe Unterdrückung ſtatt, wenn auch in verfeinerter Geſtalt und nicht mehr wie früher ohne alle Bemäntelung. Namentlich tritt der kurzſichtige Eigennutz an allen Ecken und Enden ſtumpfnaſig pochend, oder geſchmeidig beſchwindelnd, ekelerregend für Edlerfühlende heraus, und es fehlt noch faſt ganz an Beweiſen von Fernſicht, ſelbſt nur in materiellen Beziehungen. Mit Nutzvieh würde unmaßgeblich weit verſtändiger umgeſprungen werden, wie mit Menſchen; man würde daſſelbe z. B. nicht in Gegenden ſenden, wo kaum Acclimatiſirte gut zu gedeihen vermögen, während dieß fortwährend mit den Einwanderern geſchieht. Wo Neger, die einen Geldwerth haben und verkäuflich ſind, nicht von den Beſitzern hingeſendet werden zur Arbeit, dahin werden ganze Schaaren der arbeitstüchtigſten Einwanderer verlockt durch Verſprechungen, die ganz oder zum größten Theil illuſoriſch ſind. Kurz es ließe ſich ein langes Sündenregiſter auf dieſe Rechnung ſetzen, die demnach noch ſehr der Reviſion bedarf.

Der Zinsfuß in Nordamerika.

Nichts greift ſtärker in die Geſtaltung des Geſellſchaftslebens der Menſchen als Geldverhältniſſe. Der Ethnolog hat dieſelben deßhalb auch überall ſcharf im Auge zu halten und ſie ſind keineswegs nur von Intereſſe für Geſchäfttreibende. Gar vieles von den Zuſtänden einer Bevölkerung wird erſt klar und verſtändlich, wenn man den obwaltenden Zinsfuß genauer kennt. Daher ſtehe ich nicht an, hier die verſchiedenen Angaben des Zinsfußes, ſo weit derſelbe geſetzlich iſt, folgen zu laſſen.

Alabama geſtattet 8 Procent; wenn mehr berechnet ſind, kann nur das Capital eingeklagt werden.

Arkanſas erlaubt nur 6 Proc., in Fällen, wo vorher keine Zinſen ſtipulirt wurden; doch ſteht es den Parteien frei ſich über Zinſen bis zum Belauf von 10 Proc. zu verſtändigen; Wuchercontracte ſind nichtig.

Californien erlaubt jährlich 10 Proc. für alle Forderungen auf Grund einer Obligation, eines Wechſels, einer proviſoriſchen Note oder eines andern ſchriftlichen Documents, eines Urtheils in Betreff eines Darlehens, einer Rechnung von dem Tage, an welchem der Saldo accordirt iſt, und für Rechnung eines anderen empfangene Gelder. Schriftlich können Parteien höhere Zinſen ſtipuliren, auf welche auch in den Gerichten erkannt wird; auch ſteht es denſelben frei ſich zu vereinbaren, daß die fällig gewordenen, aber nicht pünktlich bezahlten Zinſen dem Capitale gleichgeſtellt und wie dieſes verzinſet werden ſollen.

Connecticut anerkennt nur 6 Proc., bei höhern Zinſen kann nur das Capital eingeklagt werden. Des Wuchers ſchuldige Perſonen verlieren zur Strafe alle Zinſen, von denen die eine Hälfte dem Kläger, die andere dem Staate zufällt.

Delaware geſtattet auch nur 6 Proc.; wer mehr verlangt, verliert das ganze Capital zu Gunſten des Klägers und des Staates.

Florida geſtattet vertragsmäßig 8, ſonſt nur 6 Proc.; höhere Zinſen haben den Verluſt aller Intereſſen zur Folge.

Georgia anerkennt 7 Proc.; Wucher wird mit Verluſt aller Zinſen, einſchließlich der geſetzlichen, beſtraft.

Illinois hat 6 Proc. Zinsfuß; contractmäßig dürfen aber bis 10 Proc. beſtimmt werden, wer mehr als 10 Proc. ſich reſervirt, verliert den dreifachen Betrag der reſervirten Zinſen.

Indiana geſtattet 6 Proc.; Wucherzinſen können innerhalb eines Jahres zurückgefordert werden, Empfänger werden um den doppelten Betrag der wucherlichen Zinſen geſtraft.

Iowa hat auch 6 Proc.; ſeit 1851 wird dort Zinswucher nicht beſtraft.

Kentucky anerkennt auch 6 Proc., und die Stipulation höherer Zinſen iſt nichtig vor dem Geſetz.

Louiſiana hat nur 5 Proc. Zinsfuß, doch können bis 8 ſtipulirt werden und Wuchercontracte ſind nichtig.

Maine geſtattet 6 Proc.; werden höhere Zinſen genommen, ſo geht die Forderung verloren und Wucherzinſen können zurückgefordert werden.

Maryland hat 6 Proc.; Verträge über höhere Zinſen ſind, ſo weit dieſe reichen, nichtig.

Maſſachuſetts hat gleichfalls 6 Proc.; wird Wucher bewieſen, ſo verliert der Zinsnehmer den dreifachen Betrag der ungeſetzlichen Forderung, den der Schuldner in Anſpruch nehmen kann.

Michigan verſtattet 7 Proc.; für Gelddarlehen können bis zu 10 Proc. ſtipulirt werden; der Contract iſt nur nichtig, ſo weit er den Wucher betrifft.

Miſſiſſippi hat 8 Proc. für bona fide geborgtes Geld, 6 Proc. bei andern Verträgen, und Wucher wird mit dem Verluſte aller Intereſſen beſtraft.

Neu Hampſhire hat 6 Proc. Zinsfuß und ſtraft mit dreifachem Betrage der ungeſetzlich genommenen Zinſen.

New Jerſey beſtimmt gleichfalls 6 Proc. und ſtraft den Wucher mit Nichtigkeitserklärung des Contracts neben Verluſt des ganzen Capitals, halb zu Gunſten des Staates, halb für den Kläger.

New-Yorks Zinsfuß iſt 7 Proc., und alle Contracte darüber hinaus ſind nichtig; Corporationen nur können der Einrede des Wuchers opponiren.

Nord Carolina bewilligt 6 Proc.; alle höher geſtellten Contracte ſind nichtig, der Gläubiger verliert zur Strafe den doppelten Betrag der Schuld, halb zu Gunſten des Staates, halb zu dem des Klägers.

Ohio hat 6 Proc. Zinsfuß, geſtattet aber 10 bei ſchriftlichen Verträgen, höhere Zinſen als nichtig erklärend.

Pennſylvanien billigt 6 Proc., und wenn wegen Wucher auf Beſtrafung geklagt werden ſoll, muß dieß innerhalb Jahresfriſt geſchehen. Eiſenbahn- und Canalcompagnien können der Einrede des Wuchers nicht opponiren, in Betreff von ihnen ausgeſtellter Documente.

Rhode Island hat auch 6 Proc.; bei Wucher kann der Gläubiger das Capital, geſetzliche Zinſen und Koſten in Anſpruch nehmen.

Süd Carolina genehmigt 7 Proc.; im Falle des Wuchers verliert der Gläubiger alle Intereſſen und muß die Koſtenſuppe bezahlen.

Texas läßt 8 Proc. zu, und es können ſogar 12 contractlich ſtipulirt werden; Uebertretungen des Geſetzes ziehen Verluſt ſämmtlicher Intereſſen nach ſich.

Vermont hat 6 Proc., und es können alle höhern Zinſen zurückverlangt werden.

Virginien geſtattet nur 6 Proc.; Wucherverträge ſind nichtig und werden mit doppeltem Betrage der Schuld beſtraft.

Wisconſin hat 7 Proc. Zinsfuß und läßt bei ſchriftlichen Verträgen bis 12 Proc. zu; Wucher zieht den Verluſt der ganzen Forderung nach ſich.

Bei einer nähern Betrachtung der praktiſchen Wirkſamkeit dieſer verſchiedenen Spielregeln ließen ſich die Hauptſeiten des Geſammtlebens in der Union aufdecken, und es würde dieß ein intereſſantes Buch von mehrern Bänden abgeben. Unſere Zuſtände ließen ſich von dieſer Seite aus vielleicht am deutlichſten klar machen, weil alles ſich um ein Hazardſpiel, um Gewinn und Verluſt im Gelde, dreht. Welcher Verleger in Deutſchland würde ſich aber zum Verlage eines ſolchen Werks verſtehen? In Romanform gebrachte Zuſtände leſen ſich kurzweiliger, und der Schriftſteller bringt dabei vielleicht einen magern Lebensunterhalt heraus.

Daher mag es bei bloßer Angabe vorſtehender Spielregeln bleiben, zu denen ſich einzelne wohl ſelbſt erſprießliche Commentare machen. E. P.

Reiſefragmente aus den Abruzzen.

Von Dr. E.

Fünfter Abſchnitt.

Bei Popoli ſprang ich von der großen, ins höhere Granſaſſo-Gebirge und nach Aquila hinaufführenden Straße ab, und fuhr am Aterno, der nun den Namen Pescara annimmt, abwärts dem adriatiſchen Meere zu. Die Straße biegt in einem ſcharfen Winkel rechts um das Morrone-Gebirge herum: es iſt ein wilder, ſchauerlicher Engpaß, Gola di Tremonti genannt, den der Pescara durchbrochen. Links ſendet der Monte Alto die ſogenannte Coſta S. Angelo und die Rocca Tagliata an den Fluß, deſſen Waſſergehalt durch den Tricano bedeutend vermehrt worden. Der heutige Tricano, der in drei kryſtallklaren Quellen bei Capeſtrano entſpringt, iſt der Tirinus der Alten. Da, wo er in den Aternus (Pescara) mündet, endigte, nach einer zu Civitatemaſſa gefundenen Inſchrift die Via Claudia Nova. Capeſtrano liefert ebenfalls Alterthümer. Rechts von der Landſtraße ſpringt die Schiena d'Aſino (Eſelsrücken) vor, von der eigenthümlichen, langen, rückgratähnlichen Geſtalt ſo genannt. Man behält längere Zeit den Fluß zur Linken, obſchon durch die Kalkklippen, welche der Morrone vorſchiebt, unzählige Wegkrümmungen veranlaßt werden.

Da, wo in der Nähe von Tocco das Kloſter Paradiſo erſcheint, hört die Engſchlucht auf. Das Städtchen Tocco bleibt rechts auf einem Berge, es hat eine wunderſchöne Lage und die Ueppigkeit der Vegetation dieſes Berges contraſtirt überraſchend mit der ſo eben verlaſſenen wilden Felspartie. Der Wein, die Forellen, die Würſte und die Medicinalkräuter von Tocco ſind nicht unberühmt. Die Erbajuoli (Kräuterſammler) der Majella haben hier ihre Magazine und Verkaufsläden, auch kommt ein Steinöl in der

Nähe vor, das einen Ruf gegen Würmer, beſonders gegen Bandwürmer beſitzt.

Hinter Tocco entfernt ſich die Straße eine Zeitlang vom Fluſſe bis zur Oſteria di San Valentino. Rechts rauſchen bedeutende Bergbäche aus der Majella herunter, z. B. die Orta, und der Pescara nimmt eine gelblichere Farbe, ähnlich dem Vulturnus bei Capua an. Von der Oſteria di S. Valentino machte ich den kurzen Abſtecher zu den nicht unbedeutenden Ruinen, welche bei der ſogenannten Villa Amena unterhalb S. Valentino gefunden wurden. Sie beſtehen aus Grundmauern, Gräbern, Säulen, Ornamentenüberreſten, Inſchriften u. dgl., und noch fortdauernd werden Münzen, Statuetten, Terrakotten, Moſaiken und anderes hier gefunden. Die Kirche S. Donato in Sanvalentino birgt an ihrer Seitenmauer eine Inſchrift, welche eines Amphitheaters erwähnt, das ein Sextus Pedius Luſianus auf ſeine Koſten erbauen ließ. Neben der Quelle, Fonte Almeni genannt, fanden ſich mehrere Zimmer mit Marmor und Moſaikſchmuck, vielleicht den Thermen der einſt hier geſtandenen alten Stadt angehörig. Ein Bauernhaus trägt am Eingang die Marmorinſchrift: Lucius Spedius Rhodinus Sodalibus Suis Martialibus, und kurz vor meiner Ankunft waren ein Paar neue, dem auguſteiſchen Zeitalter angehörige Inſchriften gefunden und nach Neapel geſchickt worden. Die meiſten Gelehrten kommen darin überein, daß hier die Stadt Interpromium geſtanden, welche auf den Itinerarien, obwohl die angegebenen Entfernungen von Corfinium und Teate nicht ganz paſſen, vorkommt. Man vergleiche Camarra: De Teate Antiqua, ferner Cluvier, Lupoli, Romanelli, Liberatore, Mannert u. a. Im Giornale Abruzzeſe (Nr. 20) beſchäftigte ſich Hr. Simoni, und in den Annali Civili von Neapel der gelehrte Hr. Durini mit der Lage der Stadt Interpromium. Außer der Stadt dieſes Namens exiſtirte auch noch ein Pagus Interpromi, wie aus einer an der Kirche S. Clemente zu Caſauria befindlichen Inſchrift erhellt.

Zweimal überſchreitet man, zur Landſtraße zurückkehrend, auf ſteinernen, ſchwerfällig gebauten Brücken in der Gegend von Turri den Fluß, und folgt dann dem Laufe der alten Via Claudia Valeria durch wellenförmiges, höchſt anmuthiges, in üppigſter Fruchtbarkeit ſchwellendes Land. So weit die Blicke reichen, ſtrotzt alles von Wein, Oliven, Lupinen, Klee, Getreide, Flachs, Hanf u. ſ. w., rückwärts ſteigt in prächtiger Terraſſenbildung die hohe Majella allmählich empor, und der Monte Amaro, der Monte Cavallo erheben ihre ſchneebedeckten Häupter in Majeſtät, gleich Herrſchern über Hügel und niedrigeres Gebirg. Durch liebliches Hügelgelände, deſſen Thäler friſche Bäche durchrauſchen, ſchlängelt ſich die ſchöne, neue Landſtraße, den Pescara links laſſend, mehr landeinwärts, und bald, nachdem man den Fuß des Colle Marcone erreicht, öffnet ſich der Blick auf das adriatiſche Meer und das hoch auf ſchön geformtem Berge daliegende uralte Teate, das heutige Chieti, die Hauptſtadt der Provinz Abruzzo Citra.

Während ſich die Landſtraße in faſt gerader Linie nach der Feſtung Pescara und ans adriatiſche Meer hinunterzieht, führt rechts in vielen Zickzacks der Fahrweg nach Chieti hinauf. Ich wählte letztern und erreichte Chieti gegen Mittag. In einer engen Gaſſe wurde uns ein großes, düſteres Hotel angewieſen; ich habe den Namen dieſes Gaſthofs vergeſſen, erinnere mich aber ſtets mit Vergnügen des geſchäftigen, billigen Wirths, der allen meinen Anforderungen geiſtiger und gaſtronomiſcher Natur zu genügen verſtand. Da ich nur wenige Stunden Aufenthalts für Chieti beſtimmt hatte, ſo machte ich von meinen Empfehlungsbriefen keinen unmittelbaren Gebrauch, ſondern ließ mich bloß zu einem Herrn führen, der mir als tüchtiger Alterthumskenner und als liebenswürdiger Geſellſchafter ſchon von Neapel her bekannt war. Ich fand ihn in dem freundlichen Café, welches die Ecke des Marktplatzes in Chieti ziert, und trat, nachdem er mich verſchiedenen Beamten vorgeſtellt, welche alle ziemlich erſchöpft von ihren keineswegs ſehr heißen Geſchäften zu einem dolce far niente ſich verſammelt hatten, mit ihm einen Rundgang durch die Stadt an.

Wir beſuchten zuerſt die nördlich gelegene Kathedrale, in deren Nähe ſich eine prachtvolle Ausſicht auf die lieblich geformte Hügelkette öffnet, welche ſich ſowohl vom Granſaſſo als vom Majella-Gebirge gegen das adriatiſche Meer hinabſenkt. Die Mündung des Pescara, die Feſtung Pescara, ſo wie unzählige Bergſtädte, Capellen, Klöſter, Weiler, Villen und Höfe ſchimmerten uns entgegen, beſonders feſſelte die Blicke das lang hingeſtreckte Civita di Penne, aus der Ferne einer Stadt von 50,000 Einwohnern gleichend, in Wirklichkeit aber viel weniger volkreich; ferner die ſchön gelegenen Orte Pianella, Moſculo, Spoltene und Cività S. Angelo. Die Hügel, welche ſich gleich hinter Chieti erheben, hemmen freilich die Ausſicht auf die zahlreichen, zwiſchen Ortona und Pescara ins Meer eilenden Flüſſe und Bäche, dennoch iſt ſie unbeſchreiblich reich und mannichfaltig. An vielen Kirchen, Klöſtern, Paläſten und öffentlichen Gebäuden vorüber durchwanderten wir die uralte Teate, die Hauptſtadt der Marruciner, welche jetzt 18,000 Einwohner zählt, die Hauptſtadt einer Provinz iſt, einen Criminalgerichtshof und ein Civiltribunal beſitzt, und einen Erzbiſchof, der das Recht hat, den Titel eines Grafen zu führen, in ihren Mauern reſidiren läßt. Der 1524 geſtiftete Orden der Teatiner hat von Teate (Chieti) ſeinen Namen. Verſchiedenartige Geſellſchaften und Akademien, z. B. der Künſte, des Handels, des Ackerbaues u. ſ. w. reſidiren hier, laſſen aber nicht viel anderes von ſich vernehmen als ein pflichtgemäßes Evviva auf Ferdinand II, wenn dieſer in Neapel mit Morgen- und Abendkanonaden ſeinen Geburts- und Namenstag feiert.

Chieti hat wenig freie Plätze, dagegen viele ſehr enge Gaſſen mit hohen maſſiven Gebäuden von ſchmutzigem, rußigem Anſehen. Dennoch ſind die Gaſſen reinlich und die Häuſer in ihrem Innern nichts weniger als unfreundlich. Die hohe Lage gewährt ihr eine geſunde Luft und eine herrliche Ausſicht, aber auch viel Winterkälte und Sturm; es regnet faſt niemals im Jahr, ohne daß Nordoſt- oder Südweſtſtürme der Stadt und ihrem an Wein und Getreide reichen Gebiet großen Schaden zufügen. Im Mittelalter war Chieti viel größer, wurde 1557 mit Mauern umgeben, die nur noch theilweiſe erhalten ſind, und theilte ſich in ein Chieti maggiore und minore. Durchwandert man die Stadt von Norden nach Süden, ſo ſtößt man bald auf unbewohnte Häuſer, verfallene Mauern, Gärten und iſolirte Klöſter. Die Terraſſe des am ſüdlichſten Punkte der Stadt, da, wo die Straße von Bucchianico ſich heranſchlängelt, gelegenen Kloſters gewährt eine berühmte, ſchöne Ausſicht auf die Majella und den Granſaſſo bis zur Gränze des Königreichs am Tronto. Man überblickt eine Menge von Thälern, welche ſich gegen das adriatiſche Meer hin öffnen, das ganze reiche

Hügelland von Bucchianico nach Guardiagrele, S. Valentino, Tocco, die höchſten Spitzen der Majella, den Zug des Morrone-Gebirges, die Bergſpitzen des Sirente zwiſchen dem Aterno und dem Fuciner-See, die ganze Kette des Gransaſſo mit allen ſeinen unzähligen Ausläufern, von den Mündungen des Pescara bis über Teramo hinaus, bis zu den Bergen von Ascoli und Civitella di Tronto. Nächſt Fermo im Kirchenſtaat ſoll Chieti von allen größern Städten am adriatiſchen Meere die weitumfaſſendſte Ausſicht gewähren.

Nachdem mein freundlicher Begleiter mir die modernen Zuſtände Chieti's und der Provinz Abruzzo Citeriore — Carl von Anjou theilte 1273 die Abruzzen in Abruzzo Ulteriore und Citeriore — auf höchſt ergötzliche Weiſe geſchildert und den bureaukratiſchen Zopf einer ganzen Schaar von Beamten ſatyriſch gegeißelt hatte, wendeten wir uns mit Ernſt den Alterthümern zu, die in Chieti, dem alten Teate, welches viele ſehr achtbare Bewohner und Bürger bis auf Achilles oder ſeine Mutter Thetis zurückführen, keineswegs eine unbedeutende Rolle ſpielen.

Die alten Marruciner bewohnten nach Strabo, Ptolemäus u. a. einen kleinen ſchmalen Landſtrich zwiſchen den Frentanern, Peignern und Veſtinern, und es iſt, da Strabo, Plinius und Pomponius Mela ſich widerſprechen, ſogar zweifelhaft, ob ſie Beſitzer der Meeresküſte geweſen. Oeſtlich bildete der Foro und ſüdlich der Rasento (bei Tocco) die Gränze gegen das Frentanerland; weſtlich ſchied ſie das Morrone-Gebirge, in welchem Holſtenius die Montes Marrucini nachweiſt, von denen Statius redet, von den Peignern, und nördlich floß der Aterno (Pescara) als Gränzfluß gegen die Veſtiner. Das Gebiet der Marruciner umfaßte demnach nur einen Theil des heutigen Diſtricts von Chieti, die Gemeinden von Bucchianico, Monoppello, S. Valentino und Caramanico. Das Völkchen gehörte nach Strabo dem ſabiniſch-ſamnitiſchen Stamme an, doch kommt bei Priscian eine Stelle aus Cato's verloren gegangenem Werke über den Urſprung (origines) der Völker vor, wo es heißt: Marsus hostem occidit prius quam Pelignus, inde Marrucini dicti, de Marso detorsum nomen. Marrucini ſcheint alſo nichts zu ſeyn als ein Diminutivum von Marci oder Marſi. Daß die Marruciner oſtiſch redeten, erhellt aus einigen wenigen, auf Marmor und Bronze eingegrabenen Schriftüberreſten. Die zu Rapini in einem Grabe gefundene Bronzetafel enthält in oſtiſcher Sprache ein altes Weidegeſetz zur Entſcheidung eines Streits zwiſchen den Viehzucht treibenden Agnaſiern und Aginienſern. Jannelli, Guarini und ein Paar deutſche Gelehrte ſuchten dieſe Tafel ausführlich zu erklären. In der Nähe Rapini's finden ſich nicht unbedeutende, unter dem Namen Civitatanſa bekannte Ruinen, welche einige in Bezug auf den zweimal in der erwähnten Bronzetafel vorkommenden Namen Maruca für die Ueberreſte einer Stadt dieſes Namens erklären. Nach andern lag hier die von Diodorus Siculus als Stadt der Marruciner bezeichnete Stadt Pollitium. Man vergleiche Corcia's Storia del Regno u. ſ. w.

Die Hauptſtadt ihres Landes war Teate, das heutige Chieti, 12 alte Miglien von Interpremium und 24 von Corfinium entfernt, an der Via Claudia Valeria gelegen. Strabo, Ptolemäus und Plinius nennen die Stadt Teate — auch Teatea, Tiati — und ihre Bewohner Teatini, ohne umfaſſendere Notizen beizufügen. Ich enthalte mich jeder Kritik über ihre Gründer und die Zeit ihrer Erbauung. Ob Veſta (Tetea), Thetis, Achilles, ob Aboriginer, Siculer, Pelasger oder Marruciner ſie erbaut, mögen die Herren Nicolino, Camarra, Mazzoldi, Allegranza, Baroncini u. a. entſcheiden, welche viel gründlichere und tiefere Studien über Chieti's unermeßliches Alterthum gemacht (und theilweiſe in Monographien von ſich gegeben) haben als ich. Eine ſchön gearbeitete Achilles-Statue, als Andenken an den Erbauer, zierte früher den Hauptplatz von Chieti. Im Jahre 1559 wurde dieſelbe von dem Vicekönige, Herzog von Alcala, geraubt und nach Sevilla geführt, um dort nebſt anderen italieniſchen Kunſtſchätzen ſeinen Palaſt zu ſchmücken. Vielleicht befindet dieſe Statue ſich noch daſelbſt. Nehmen wir, was das wahrſcheinlichſte, einen griechiſch-illyriſchen Urſprung der Stadt an, ſo ſcheint die Ableitung des Namens (nach Dionys von Halicarnaß) von θεατος, spectabilis, in Bezug auf ihre ſchöne hohe Lage gerechtfertigt. Auch der ſehr gelehrte Mazzocchi gibt Teate griechiſchen, d. h. pelasgiſch-tyrrheniſchen Urſprung, obſchon kein in Chieti oder in der Umgegend gefundenes Alterthum einen ſolchen beſtimmt nachweist, denn die mit der Legende Tiati, mit den Typen des Hercules und der Pallas mit der Eule gefundenen Münzen gehören, wie mehrere Numismatiker gründlich nachweiſen, der gleichnamigen dauniſchen, apuliſchen Stadt an: ſie gleichen ſehr den Münzen Luceria's und ſind eine Nachahmung der tarentiniſchen. Nichtsdeſtoweniger kann immerhin eine, uns noch nicht bekannt gewordene Beziehung und Verbindung beider gleichnamigen Städte ſtattgefunden haben. Obſchon Nicolino in ſeiner Storia di Chieti die Gründung Teate's im Jahre 430 vor Roms Erbauung feſtſetzt, ſo kann man dennoch die Verſicherung ertheilen, daß über Teate's frühere Geſchichte gar nichts bekannt iſt: ſie taucht erſt in den puniſchen Kriegen auf, wo ſie Rom Hülfe gegen Hannibal ſendet. Damals aber war ſie ſchon volkreich, blühend und das Haupt des marruciniſchen Landes. Silius ſpricht von einem Magnum Teate und ſagt ferner: Cui nobile nomen, Marrucina domus, clarumque Teate ferebat. Von der Beendigung des puniſchen Krieges bis zum Zeitalter des Auguſtus, welcher das Gebiet Teate's unter eine Veteranencolonie vertheilte, ſind die Schickſale der Stadt faſt unbekannt. Obſchon Frontin das Colonialverhältniß mit klaren Worten berührt, und die Marruciner erſt nach dem marſiſchen Kriege das Bürgerrecht erhielten, ſo gibt es doch Schriftſteller, wie z. B. der gelehrte Camarra, welche aus allzu heißer Vaterſtadtsliebe behaupten und aus Inſchriften zu beweiſen ſuchen, daß Teate immer Municipium geweſen. Es iſt jedoch bekannt, und gerade die Inſchriften beweiſen es, daß zur Kaiſerzeit die Ausdrücke Municipium und Colonia vielfach zur Bezeichnung eines und desſelben Zuſtandes gebraucht wurden. Eine zu Chieti gefundene Inſchrift nennt nun gar einen L. Cäſius Marcellus als Patron der Colonia Teatina. Aus der Zeit nach dem marſiſchen Kriege, nachdem die Teatiner der Tribus Arnienſis zugetheilt worden, ſtammen mehrere Marmorinſchriften, welche Quatuorviri, Aedilen, Decurionen und andere Magiſtratsperſonen näher bezeichnen.

Was die Götterverehrung der Teatiner betrifft, ſo mangelt es gänzlich an Inſchriften, die hierüber Licht verbreiten könnten; dennoch werden — freilich nur muthmaßlich — die Ueberreſte einiger Tempel, eines Theaters, der Thermen und dgl. gezeigt. Die Trümmer aus Opus Reticulatum, welche ſich bei der Peter- und Paulskirche in Chieti finden, ſollen einem Dioskuren- oder Herkules-

Tempel angehört haben: ein M. Vettius Marcellus erbaute dieſes Gebäude auf eigene Koſten, gemeinſchaftlich mit ſeiner Gemahlin Helvidia Priscilla, wie aus einer kurzen Inſchrift erhellt, die nicht eine Sylbe über die Beſtimmung des Gebäudes mittheilt. Eine Einviertel-Miglie von der jetzigen Stadt entfernt erhob ſich ein anderer Tempel, auf deſſen Fundamenten ſpäterhin die Kirche St. Maria del Tricaglio erbaut wurde: er war von achteckiger Geſtalt und von Portiken umgeben, wie aus dem Bauplane erhellt, den man bei der neueren Kirche angewendet und der dem alten Muſter nachgebildet worden. Es ſoll ein Diana-Tempel geweſen ſeyn, vielleicht der Diana Trivia, mit Beziehung auf den Namen Tricaglio (a tribus callibus), geweiht, inſofern dieſer Göttin an verſchiedenen Orten, wo ſich drei Wege kreuzten, z. B. zu Capua, Teano, kleine Capellen und Tempel errichtet zu werden pflegten. Aus den Ueberreſten von Alterthümern außerhalb der Stadt und beſonders vor der Porta Nuova, ſchließt man mit Recht auf den einſtigen, viel größeren Umfang des Orts. Niceline, Rumanelli und andere tragen kein Bedenken der alten Teate die anſehnliche Länge von zwei Miglien zu geben und hinzuzufügen, daß ſie bis zum Mittelalter dieſe Ausdehnung behalten. In der Nähe der Porta Reale — ſeit König Alfons Einzug ſo genannt — werden kaum erkennbare Spuren eines Theaters aus Opus Reticulatum (jetzt aber gänzlich überbaut und zerſtört) gezeigt. Allegranza und Rumanelli beſchreiben dieſe Trümmer, ſowie die Ueberreſte von Thermen und Waſſerleitungen in der Nähe der ſogenannten Tintoria, ausführlich. Unter den vielen zu Chieti vorhandenen Inſchriften erwähne ich nur diejenigen, welche ſich auf die, auch von alten Schriftſtellern als berühmt und angeſehen geſchilderten Familien Aſinia und Vettia beziehen: ein Aſinius war Prätor der Marruciner im Bundesgenoſſenkriege, Aſinius Pollio iſt bekannt als Zeitgenoſſe des Cäſar und Auguſtus, und Vettius Marcellus war Procurator unter Auguſtus und Nero. Die Statue des letzteren will man in der Nähe des Herkules-Tempels gefunden haben; niemand weiß aber, wohin ſie gerathen. Andere Inſchriften gedenken der eigenthümlichen Stier- und Widderopfer: Taurobolium, Criobolium und Aemobolium, wahrſcheinlich zu Ehren der Cybele und des Attinus veranſtaltet. Viele zu Chieti gefundene Alterthümer befinden ſich im Muſeo Borbonico zu Neapel, darunter auch die ſchöne Moſaik, welche den Kampf des Theſeus mit dem Minotaurus darſtellt. Vgl. Avellino, Opusc I, p. 142. Der Dominikanermönch Allegranza, Camarra und Reineſius ſammelten und ordneten die Inſchriften Teate's.

Gothen, Longobarden, Saracenen beſetzten und verheerten Stadt und Gebiet. Pipin, Karls Sohn, belagerte ſie im J. 800 und ließ viele Einwohner über die Klinge ſpringen. Später kamen Normannen, eroberten ſie und ſtellten ſie 1008 wieder her. Die Grafen von Chieti, 22 an der Zahl, ſpielen in der neapolitaniſchen Geſchichte zu verſchiedenen Zeiten eine Rolle. Seit Alfons von Aragonien iſt aber wenig mehr von Chieti die Rede.

Ziemlich unzufrieden mit meiner archäologiſchen Ausbeute kehrte ich mit meinem Begleiter in die engen Gaſſen Chieti's und in mein düſteres Hotel zurück. Ich hatte dem Wirth keine ſpeciellen Vorſchriften für das Mittageſſen gegeben, ſondern ihm, meiner Gewohnheit gemäß, nur Wünſche nach landesüblichen Gerichten geäußert. Und wahrlich! es erſchienen ächt abbruzzeſiſche Speiſen: eine wohlſchmeckende Kräuterſuppe, Forellen, Würſte, Schinken, Käſe- und Eiergerichte ganz eigenthümlicher Art, und zum Nachtiſch noch Erdbeeren und Kirſchen auch rohe junge Bohnen und Erbſen. Die Chietiner Würſte ſind berühmt und verdienen des Wohlgeſchmacks wegen ihren Ruf: ſie gleichen den Göttingerwürſten, den ſogenannten Mettwürſten, haben aber das Eigenthümliche, daß ein dickes Stück Speck der Länge nach durchläuft. Mein Wirth hielt mir, während wir tafelten, eine lange Vorleſung über abruzzeſiſche Schweinemäſtung und Schinkenbereitung, und war nicht wenig ſtolz darauf, der Hauptlieferant der erſten Wurſt- und Schinkenhändler auf Neapels Toledo zu ſeyn. Leider verlor ich den Katalog aller chietiniſchen Würſte, aller Martadelli, Coppe, Cotichini u. ſ. w., welchen er mir nebſt Preiscourant einhändigte. Beſäße ich ihn, ſo würde er neben der mythologiſchen Weinkarte des berühmten Gaſtwirths in einer alten deutſchen Handelsſtadt über meinem Schreibtiſche als Memento prangen. Der geſchäftige Wirth zu Chieti wollte mir zu Ehren, das heißt: auf meine Rechnung, ſogar ein dickes, feiſtes Schwein mit Haut und Haar im Ofen ablechen laſſen, wenn ich noch einige Tage in Chieti verweilen würde; ich verzichtete jedoch auf dieſen Leckerbiſſen, den ſchon der Mönch Vincenzo Carrado in ſeinem Kochbuche: Notiziario delle produzioni particolari etc. (p. 156) allen Gutſchmeckern anpreiſt. Der Wein, der um Chieti herum, am Pescara und an der adriatiſchen Küſte der Abruzzen gebaut wird, iſt dunkelroth, ſehr feurig und gleicht den apuliſchen Weinen von Trani, Bari und Monopoli; die Reben ranken ſich nicht in die Höhe wie in der Campagna um Neapel, ſondern werden theils an kleine Stöcke gebunden, theils auf den Boden niedergedrückt und daſelbſt befeſtigt. Ich leerte mit meinem freundlichen Begleiter mehr als ein Gläschen auf die Geſundheit aller Chietiner, die von den meiſten, die ſie kennen, nicht allein als klug, witzig und unterrichtet, ſondern auch als rechtlich und zuverläſſig geſchildert werden.

Meine Zeche war eine ſehr billige und wurde ohne Rabatt bezahlt. Der freundliche Leſer möge es dem Verfaſſer dieſer Reiſefragmente verzeihen, wenn er die Macht der Küche und des Kellers auf Menſchenherzen gar oft zum Beſten gibt. Mit der Kochkunſt iſt es ein eigenes Ding: ihr träumen die ſchläfrigſten Geiſter entgegen, und ebenſo oft erſcheint ſie als Schutzgöttin im Kreiſe der Muſen dem Gelehrten. Ein alterthumsforſchender Touriſt, zumal wenn er ein Hamburger iſt, und neben dem Geiſte des Alterthums Werke wie z. B. Rumohr's Geiſt der Kochkunſt, Baerſt's Gaſtroſophie, Antonius Authos Vorleſungen über die Kunſt gut zu eſſen, hoch in Ehren hält, fühlt ſich jedenfalls nach einem guten Mittageſſen dreiſter als nach dem Morgengebet; auch darf derſelbe mit Wahrheit verſichern, daß ein gutes Mittageſſen ihn gar häufig zu manchen antiquariſchen Unternehmungen viel beſſer inſpirirt als die allergelehrteſten Gelehrten.

Nach dem Eſſen beſuchten wir das Café, wo ich noch mehrere Beamte, Juriſten, Aerzte und Gutsbeſitzer kennen lernte, welche ſich, nachdem ich ihre Neugier über Stand, Verhältniſſe und Reiſezwecke geſtillt, auf zuvorkommende freundliche Weiſe mir näherten. Bei einigen Höflichkeitsbeſuchen, welche ich noch zu machen hatte, bekam ich ein Ehrengeleite von einem Halbdutzend Honoratioren Chietis; es war den guten Leuten wirklich Ernſt mich noch einige Tage zu feſſeln: man ſchlug mir Ausflüge nach Penne, Francavilla, Ortona, ſogar auf die Majella vor, ich ſetzte jedoch gegen

Abend meine Reiſe nach Pescara und dann an der adriatiſchen Küſte in nördlicher Richtung fort. In vielen Krümmungen lenkt der Weg wieder auf die große Landſtraße hinunter, die in faſt ſchnurgerader Richtung, den Pescara links und eine fruchtbare Hügelkette rechts laſſend, an die Meeresküſte und in die kleine Feſtung Pescara hinunter führt.

Den Ausflug in das intereſſante Civita di Penne — ſchon der Name Civita deutet auf das Alterthum hin — nicht gemacht zu haben, zumal die Stadt auf ſchönem hohem Bergesrücken ſo freundlich herüberwinkte, bereuete ich oftmals. Civita di Penne iſt das alte Pinna, die Hauptſtadt der Veſtiner, eines kleinen kriegeriſchen Stammes, deſſen Geſchicke mit denen der Marſer, Peligner, Marruciner und Frentaner eng verflochten waren. Der Name ſcheint auf den Cult der Veſta hinzudeuten, der, nach dem häufigen Vorkommen dieſes Namens auf Grabmonumenten zu urtheilen, im Veſtiner Ländchen ſehr verbreitet geweſen ſeyn muß. Das Gebiet der Veſtiner umfaßte die heutigen Diſtricte von Penne und Aquila, war alſo ein ſehr ausgedehntes, aber ein ſehr gebirgiges, waldiges und von rauhem Klima beherrſchtes. Silius Italicus ſchildert die Veſtiner als tapfere, geübte und ausdauernde Wolfs- und Bärenjäger, welche die Felle der erlegten Thiere als Kleidung benützten. Cnejus Pompejus unterjochte ſie während des marſiſchen Krieges, und nachdem ſie das römiſche Bürgerrecht erlangt, wurden ſie, wie aus Inſchriften erhellt, der Tribus Quirina zugetheilt. Früher ſcheinen ſie, gleich den Samnitern, Frentanern, Hirpinern und anderen Stämmen, mehr vicatim, d. h. in kleinen Weilern und zerſtreuten Höfen gewohnt und erſt ſpäterhin ſich in Städten vereinigt zu haben. Der alten Stadt Pinna gedenken Ptolemäus, Plinius, Diodorus Siculus (in ſ. Fragmenten nennt er die Einwohner Πιννηται) und Vitruv, indem er von dem hier emporſprudelnden Mineralwaſſer redet. Aus den von Majo herausgegebenen (vatikaniſchen) Fragmenten des Diodor zog Herr Corcia die intereſſante Notiz, daß die Einwohner von Pinna im marſiſchen Kriege den Römern treu blieben und den italiſchen Conföderirten eine Zeitlang Trotz boten. Nach Frontin erhielt Pinna gleichzeitig mit Atria eine römiſche Colonie. Die Inſchriften, welche noch zu Pinna vorhanden, ſollen meiſt verſtümmelt und unleſbar ſeyn: aus einer derſelben will man auf die frühere Exiſtenz eines Martempels ſchließen. Silius Italicus, welcher den tapfern Geiſt der veſtiniſchen Jugend preiſt, gibt Pinna in Bezug auf die Fülle der Wieſen, Getreidefelder und Olivengärten ringsumher den Beinamen der „grünenden" Stadt. Mehrere antike Straßen, Nebenäſte der Via Salaria und Claudia Valeria durchſchnitten die Stadt, die zu den Zeiten der Kaiſer noch ziemlich bevölkert geweſen ſeyn wird. Sehr viele Gebäude des heutigen Penne ruhen auf antiken Grundmauern; überall finden ſich Säulen und Ornamentenüberreſte, und der in einer anmuthigen, muldenförmigen Vertiefung gelegene Leichenhof der alten Bewohner liefert Vaſen in Menge. Im Gemeinderathspalaſte der Stadt befindet ſich eine Inſchrift, welche der berühmten in der Nähe befindlichen Fons Bentinä et Virium gedenkt. Darin kommen die Quatuorviri Aeculenus und Teucidius vor, welche die Quelle einfaſſen und bedecken laſſen und für Kammern und Zellen zum Gebrauche von Bädern ſorgen. Vitruv nennt dieſe Heilquelle, welche, durch eine Alluvion des Tavo verſchüttet, lange verborgen geblieben war, und zufällig im Jahre 1827 mit ſeinem antiken Becken wieder aufgefunden wurde. Herr Gentili ſchrieb eine ausführliche Abhandlung über dieſen Fund der Aqua Bentina: die Quelle befindet ſich 250 Schritte ſüdlich von dem Hauptthore Penne's, im Grunde des Valle del Cupo, iſt ſehr waſſerreich, enthält Eiſen, Schwefel, kohlenſaures Gas u. ſ. w. Ungefähr 900 Fuß von der Hauptquelle entfernt und 200 Fuß tiefer, befinden ſich bei dem Orte Planiano oder Bagnoli genannt, eine Menge Ueberreſte von alten Badgebäuden, von gemauerten Badkufen und anderen Gegenſtänden, an welchen die Einwirkung des Mineralwaſſers noch ſehr deutlich zu erkennen iſt. Ein langer Aquäduct führt das Waſſer an dieſen zweckmäßig und ſchön gelegenen Badeort. Paulus Diaconus nennt Pinnä neben Firmium und Aeculum, und es ſcheint als ob die Stadt zu den Zeiten der Normannen noch ſehr bedeutend geweſen. Im J. 1436 hauste Caldora mit ſeinen Söldnerſchaaren in dieſen Gegenden, und ein Theil Penne's ging in Flammen auf. Es zählt gegenwärtig an 12,000 Einwohner, welche in dem Rufe ſtehen, ſehr geſittet und ſehr gelehrt zu ſeyn. Die Stadt liegt hoch und geſund. Außer Oel und Safran werden hier ſehr gute Kartoffeln gebaut, eine Seltenheit in Italien. Auch ſind die ſeidenen Blumen Penne's, ihre Würſte, Schinken und Welſchhähne weit und breit berühmt.

Wendet man auf dem Wege von Chieti nach Pescara die Blicke rückwärts, ſo erſcheint die Lage Chieti's ausnehmend ſchön. Eine Menge ſchöngelegener, weiß und gelb angeſtrichene Villen bekleidet die Hügelreihe, welche ſich rechts vor der Via Claudia Valeria ans Meer hinunterzieht. Links ſchlängelt ſich der Pescara in einem breiten Bette, das er ohne allen Widerſtand der Bewohner, Jahr aus Jahr ein, nach jedem heftigen Gewitterregen erweitert, indem er fruchtbare Aecker, Nebland und Gärten von den Ufern fortreißt, dem adriatiſchen Meer entgegen. Er iſt der anſehnlichſte Fluß der nördlichen Provinzen des Königreichs, und entſpringt mit dem Tronto und Veline in mehreren kryſtallhellen Quellen an den Abhängen des Monte di Villa Aringe, an einem Orte, Peſchiera genannt. Anfangs iſt ſein Bett eng und ſein Waſſerreichthum gering, bis unzählige vom Granſaſſo herunterſtrömende Bäche ihn geſtärkt. Er durchſtrömt die Ebene um Aquila, das alte Thal von Amiternum, bildet bei Stiſſe, wo er ſich von einem Felſen in die Tiefe ſtürzt, einen ſchönen Waſſerfall, tritt dann in das Engthal von Acciano, gibt bei Vittorito einen Theil ſeines Waſſergehalts an den Aquäduct von Corfinium ab, und macht hier, nachdem er ſchon an unzähligen Dörfern und Städtchen vorübergeſtrömt, eine ſcharfe Biegung nach Norden bis zu der Stadt Popoli. Nachdem er den ganzen Waſſerreichthum des ſulmoniſchen Thals empfangen, drängt er ſich hinter Popoli in den Engpaß von Tremonti und vertauſcht ſeinen Namen Aterno mit dem von Pescara, den er ſeit der Longobardenzeit führt. In der Schlucht von Tremonti empfängt er das ſilberklare Waſſer des Tricano (des Tirinus der Alten), erweitert ſein Bett bei Tocco und ſchlängelt ſich alsdann noch 24 Miglien an einzelnen Stellen reißend und geräuſchvoll fort, bis er ſich bei der Feſtung Pescara mit der Salzfluth vermiſcht. Der Lauf dieſes Fluſſes beträgt 70 Miglien, 40 bis Popoli und 30 bis ans Meer; er trennt gleichſam die drei Provinzen Abruzzo Ultra I und II und Abruzzo Citra von einander, deren Gewäſſer faſt ſämmtlich dem adriatiſchen Meere zuſtrömen. An mehreren Punkten verändert er, je nachdem Schwefel- und Eiſenquellen ſich

mit ihm miſchen oder Erdreich aus den Gebirgen heruntergeſchwemmt wird, auffallend ſeine Farbe. Dieß iſt beſonders in der Gegend von Molina der Fall, wo große Maſſen von Kreide und Eiſenocker ſich nach Gewitterregen löſen und dem Aterno eine blutrothe Farbe verleihen. Herr Durini hat in den trefflichen Annali Civili, welche (beiläufig geſagt) ſeit 1848, wo der wiſſenſchaftliche Geiſt wieder einzuſchlafen begann, ziemlich heruntergekommen ſind, eine kleine intereſſante Abhandlung, „dell' Aterno Sanguinoſo" geſchrieben und erklärt auf die eben angedeutete Weiſe das blutige Waſſer des Aternus, welches nach Cicero und Livius mit zu den Wunderzeichen gezählt wurde, die dem zweiten puniſchen Kriege vorausgingen. In alten Zeiten und ſelbſt noch im Mittelalter bis zur Herrſchaft der Anjous war eine nicht unbedeutende Strecke des Pescara ſchiffbar, und die Mündung desſelben beiaß einen der ſchönſten und ſicherſten Häfen des adriatiſchen Meers, vom Tronto bis Manfredonia. Jetzt iſt alles verſumpft und verſandet, und kaum fünf Miglien weit fahren Barken und Kähne. Eine im 17ten Jahrhundert entdeckte und von Camarra, Toppi, Muratori und anderen verzeichnete Inſchrift eines Meilenſteins gibt uns einen Begriff von dem außerordentlichen Verkehr der früheren Bewohner dieſer Gegenden, denn auf der Strecke von 53 alten Miglien, von Cerſennia bis zur Mündung des Pescara ließ der Kaiſer Claudius 43 Brücken bauen. Von dieſen Brücken ſind an ſehr vielen Punkten, worüber Liberatore die ſorgſamſten Unterſuchungen anſtellte, noch ſehr viele Ueberreſte, Pilaſter, Bögen, Opus Reticulatum u. dgl. vorhanden, ja mehrere exiſtiren, freilich vielfach reparirt, noch ganz und dienen den heutigen Abruzzeſen zum Verkehr, z. B. bei Raja, Raſarolo und im Thal von Acciano. An den beiden oben genannten Punkten, wo ich zwiſchen Popoli und Chieti den Pescara überſchritt, ragten ebenfalls Pilaſter und Grundmauern alter Zeit aus dem Waſſer hervor. Bei der Taverna dell' Alba, wo eine ſchön gewölbte Brücke über den Strom führt, ſind ſieben alte Pilaſter als Stützpfeiler des modernen Brückenbaues verwendet worden. Wie beſchwerlich, gefährlich, koſtſpielig und widerwärtig heutzutage die Paſſage der vielen abruzzeſiſchen Fiumaren (Gebirgsſtröme) ohne Brücken und Fähren iſt, wird aus dem weiteren Verlauf der Reiſe erhellen.

Die heutige Feſtung Pescara gehört zu denjenigen Küſtenfortificationen Neapels, welche vor einem einzigen kleinen Kriegsdampfſchiffe die Flagge ſtreichen müſſen; nichtsdeſtoweniger wird hier jedermann mit martialiſchem Ritus empfangen, gehörig viſitirt, inquirirt und ſobald als möglich wieder fortgeſchafft. Man durchſtöberte meinen Paß, bettelte um ein Paar Trinkgelder und geleitete mich dann ſehr artig zu der Fähre, die über dem Pescara führt, um ſich von der Weiterreiſe des verdächtigen Fremden mit eigenen Augen zu überzeugen. Ich ſpürte nicht die geringſte Luſt in den ſtinkenden, ſchmutzigen Gaſſen dieſes Soldatenneſtes umherzulaufen. Es lagen hier ſicilianiſche Truppen in Garniſon, unheimlichen und fieberkranken Anſehens. Der Umſtand, daß die ſiciliſchen Regimenter größtentheils aus Verbrechern aller Art oder doch wenigſtens aus ſehr übel berüchtigten Menſchen zuſammengeſetzt ſind, denen man die Wahl zwiſchen Kerker und Soldatendienſt gelaſſen, machte es mir wünſchenswerth meine Reiſe noch einige Miglien weiter, ſelbſt auf die Gefahr hin in einer Fiſcherhütte zu übernachten, fortzuſetzen, denn es gibt keine Locande und Taverne in Pescara, wo ein Reiſender von der ſicilianiſchen Soldateſca unberührt bleiben kann. Ferner befinden ſich viele politiſche Gefangene im Caſtell eingekerkert und jeder Fremde wird ſcharf beobachtet, ob er nicht irgendwelche Verkehrsgelüſte mit dieſen Unglücklichen im Herzen oder im Kopfe trage. Die Feſtung Pescara wurde von Karl V erbaut und erhielt in den letzten Jahren mehrere kleine Außenwerke am linken Pescara-Ufer. Sie nimmt den Raum der alten Hafenſtadt Aternum ein, welche Strabo den Veſtinern, Pomponius Mela und Plinius aber den Frentanern zutheilt. Es erhob ſich begreiflicher Weiſe über dieſes Thema ein grimmiger Streit, den wir damit ſchlichten wollen, daß wir Aternum für einen alten, den Marrucinern, Peignern, Veſtinern und Frentanern gemeinſchaftlichen Hafen erklären. Aternum führte, wie aus Inſchriften und aus Plinius Sequeſter erhellt, auch noch den Namen Oſtia Aterni, oder einfach Oſtia, ſeine Bewohner aber hießen, zum Unterſchied von den tiberiniſchen Oſtienſes, Oſteatini. Hr. Roſelli ſchrieb eine Monographie über Aternum, welche ſich in Polidori's Buch, De antiquit. Frentan. findet. Gründung, Alter und frühere Schickſale ſind unbekannt; erſt im zweiten puniſchen Kriege tritt Aternum hiſtoriſch auf. Der Prätor Sempronius Tuditanus belagert und erobert die Stadt im Jahre 539 und macht 7000 Gefangene, weil die Stadt Sympathien für Hannibal gezeigt hatte. Späterhin, wahrſcheinlich unter Auguſtus, wurde das Gebiet von Aternum unter eine Militärcolonie vertheilt. Daß Aternum, als gemeinſchaftlicher Hafen- und Handelsplatz mehrerer Volksſtämme, welche mit der Küſten Illyriens in bedeutendem Verkehr ſtanden, ein nicht unbedeutender Ort geweſen, darf man wohl mit Recht vermuthen, dennoch fehlt es faſt gänzlich an Ruinen, und namentlich an Inſchriften, die ſolche Vermuthung zur Gewißheit erheben könnten. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ſollen noch viele Ueberreſte eines ſtattlichen, von Tiberius wieder hergeſtellten Hafendamms — wie eine 1736 gefundene Inſchrift lehrt — vorhanden geweſen ſeyn. Ein Paar Inſchriften erwähnen des Jupiter Aternus, der Speculatores Valerienſes und eines L. Caſſius Hermoderus aus Salona, der, ſo weit aus einem Basrelief zu ſchließen, welches neben der Inſchrift gefunden wurde und eine gut ausgerüſtete Segelbarke darſtellt, als illyriſcher Schiffscapitän zu Aternum geſtorben war. Die alte Stadt ſcheint beide Ufer des Pescara, hart an der Mündung, eingenommen zu haben; die Spuren einer alten Brücke, welche beide Stadttheile verband, ſind noch jetzt vorhanden. Der alte Leichenhof Aternums wurde bei dem Weiler Rapezzo, ein wenig ſtromaufwärts entdeckt, und in der Nähe ſind die Trümmer eines kleinen Tempels, deſſen Gotterdienſt unbekannt, aufgefunden worden.

Von Pescara führt eine guterhaltene Landſtraße in nördlicher Richtung und in kurzer Entfernung vom Meere weiter. So raſch man aber auch auf derſelben vorwärts rollt, ſo langſam geht dennoch hier die Reiſe der vielen Gebirgsbäche und Flüſſe wegen, welche aus dem Granſaſſo-Gebirge herunterеilen, von ſtatten. Es fehlt gänzlich an Brücken und Fähren, und nach Regengüſſen wird der Weiterreiſe ein unüberwindliches Hinderniß durch das Anſchwellen und die oft ſehr heftige Strömung der Fiumaren entgegengeſetzt; es bleibt da nichts anderes übrig, als ſich in dem erſten, beſten Bauernhofe ein Paar Tage, bis das Waſſer abgelaufen, häuslich niederzulaſſen. An den Ufern der größern Flüſſe, z. B. bei

Bomano, Torbio, Tino lauert fortdauernd eine höchſt verdächtige Maſſe zudringlicher Kerle, welche Pferde, Wagen, Gepäck und Menſchen überſetzen und dafür eine hohe Summe in Anſpruch nehmen. An Tarif, Controle und Beaufſichtigung dieſes Geſindels iſt gar nicht zu denken, und man kann dem lieben Gott danken, wenn man die Kerle aus dem Geſichte verloren.

Nach kaum einſtündiger, angenehmer Fahrt am Meeresufer hin, während ein friſcher Oſtwind die Wellen kräuſelte und in die Olivenwälder hineinblies, welche links die ſchön geformten Hügel bedeckten, die ſich an die Küſte anlehnen, erreichte ich das breite, brückenloſe Flußbett, welches der Tino, nachdem er den Tavo aufgenommen, an ſeiner Mündungsfläche gebildet hat. Man rollt von der Landſtraße in eine ſandige Alluvionsmaſſe hinein und ſucht ſich ſelbſt die bequemſte, ſeichteſte Stelle zum Durchpaſſiren. Da es glücklicherweiſe lange nicht geregnet hatte, ſo kamen wir ohne große Beſchwerden, zwei Arme des Fluſſes durchſchneidend, hinüber. Das Waſſer reichte kaum bis zur Hälfte der Räder, und wir konnten ſehr gut ohne fremde Hülfe fertig werden, obſchon ein Dutzend Hände mithalfen und nachher ſehr ungeſtüm bettelten. Tino und Tavo führen von ihrem Vereinigungspunkte an gerechnet bis zur Mündungsſtelle den Namen Salino, mit Beziehung auf den in der theodoſianiſchen Tafel bezeichneten Ort: ad Salinas. Dieſe Station lag an der Via Salaria, 12 antike Meilen von Pinna, und correſpondirt mit den zerfallenen Gebäulichkeiten, welche noch zu Anfang dieſes Jahrhunderts den Namen Le Saline oder Porto di Salino führten und dem Gebiet von Civita S. Angelo (berühmt durch den Reichthum an kleinen Bächen) angehörten; ſie befinden ſich zwiſchen der Mündung des Piomba und des Salino. Es leidet wohl keinen Zweifel, daß in dieſer Gegend die berühmten Salinen ſich befanden, welche der Via Salaria (Salzſtraße) den Namen gaben, auf der die Sabiner und andere Stämme, welche den Apennin bewohnten, ihren Salzbedarf einführten. In der Nähe von Civita S. Angelo führt ein Hügel noch jetzt den Namen Colle di Sale, und die alten Ruinen welche er trägt, gehören wahrſcheinlich einem römiſchen Salzmagazin an.

Eine Miglie nördlich von der Salino-Mündung geht es abermals von der Landſtraße in ein Flußbett hinunter. Es iſt der Piomba, wahrſcheinlich der Matrinus oder Macrinus des Strabo und Ptolemäus, der das Gebiet von Adria von dem der Veſtiner ſcheid. Er fließt ungefähr 25 Miglien weit aus der Gegend von Scorrano und Cellino herab und gewährt einen ſehr ſchönen Blick landeinwärts; ſeine Ufer ſind höher hinauf mit Wein, Oliven, Mandeln und Obſtbäumen bebaut, und die beiden Städtchen S. Angelo und Monteſilvano ſtellen ſich von hier aus in ſehr romantiſcher Lage dar. Wir durchfuhren das faſt waſſerleere Flußbett des Piomba ohne Hinderniſſe, und erreichten die Fiſcherhütte Silvi oder Silvio, welche ich mir, da die Locanda von Montepagano — auf halbem Wege von Pescara bis zum Tronto gelegen — zu entfernt war, zum Nachtquartier auserſehen hatte, noch vor Sonnenuntergang; die weiblichen Inſaſſen nahmen mich freundlich auf, verſprachen mir ein reingewaſchenes Leinentuch für das beſte Bett der Hütte und ein Abendeſſen aus Fiſchen aller Art. Dieſes Abendeſſen ſchwamm aber noch im Meere oder auf dem Meere. Die Fiſcherin ſtreckte gravitätiſch ihre Hand dahin aus, zeigte mir eine ſich nähernde Fiſcherbarke, welche ihren Mann und ihre zwei Knaben enthielt, und betheuerte mir, daß Madonna dieſe Barke noch niemals ohne einen gefangenen Fiſch heimgeſchickt habe. Was wollte ich mehr? Mein Kutſcher, der für alles Rath und Troſt wußte, hatte die Pferde ebenfalls irgendwo unterzubringen gewußt, und es blieb mir nichts anderes übrig, als am Strande des Meeres auf- und abzuwandern oder einen Höhenpunkt zu erklimmen, der mir einen umfaſſendern Blick, beſonders auf das berühmte, nahe gelegene Atri geſtatten möchte. Ich wählte letzteres und traf wenige Schritte von der Fiſcherhütte einen freundlichen Herrn aus Atri, der ganz in der Nähe eine hoch und kühl gelegene Villa beſaß, von wo aus er faſt jeden Abend Spaziergänge unternahm. Er war Kaufmann, handelte mit Safran, Getreide und Oliven, und lobte beſonders die deutſchen Kaufleute zu Neapel, mit denen er hin und wieder in Verbindung gekommen war. Nachdem ich mich ihm als Deutſcher vorgeſtellt, war die Freundſchaft fix und fertig; ich ſollte ſogleich mit nach Atri hinauf, und es betrübte ihn ſehr, daß mein Entſchluß, in der Fiſcherhütte zu Silvi zu übernachten, feſt und unerſchütterlich war. Wir tranken eine Flaſche Wein in ſeiner kleinen Villa, und alsdann erhielt ich ſein Geleit bis an den Strand, wo er mich den Fiſchern, die mittlerweile angekommen waren, aufs dringendſte empfahl und die Leute für jedes Ungemach, das mir etwa zuſtoßen könnte, förmlich verantwortlich machte. Wir umarmten uns beim Abſchiede, als ob unſere Freundſchaft ein Vierteljahrhundert beſtanden, und ſahen uns leider, da er am andern Morgen nach Penne, ich aber nach S. Benedetto und Fermo reiste, niemals wieder.

Bald ſtanden köſtliche friſche Plattfiſche (palaje) und Merluzzi geſotten, geſchmort und gebraten vor mir. Limonen und Orangen, Wein und Biscuit ſchickte der gaſtfreundliche Kaufmann aus ſeiner Villa; es fehlte mir nichts zu einem prächtigen Nachteſſen, und ich frohlockte über meinen Entſchluß, dieſe einfache Fiſcherhütte zum Nachtlager gewählt zu haben. Als die Fiſcherin den Tiſch nach dem Eſſen ſäuberte, fragte ſie um Erlaubniß, ob ihr Mann und der nächſt poſtirte Zoll- und Strandwächter mir wohl ihre Aufwartung machen dürften. Ich bat mit Vergnügen um dieſen Beſuch, und ließ mir über eine Stunde intereſſante und raffinirte Schmuggel- und Räubergeſchichten erzählen. Eine ähnliche Unterhaltung führten mein Kutſcher und mein Diener mit den Frauen; ſie ſaßen ſchmauſend und trinkend bei einer Oellampe am Strande des Meers, das ſpiegelglatt im köſtlichſten Mondſchein dalag, und als zuletzt gar der Zollwächter ein Tambourin holte und mit den Fingern darauf zu trommeln begann, da erhoben ſich raſch zwei Paare zum Tarantella-Tanz am glattſandigen Meeresſtrand. Es herrſchte die größte Heiterkeit, die ſich ſo ſteigerte, daß mein Kutſcher wie ein junger Triton einen Sprung ins Meer machte und ſeine ihm nacheilenden Tänzerinnen von oben bis unten mit Seewaſſer beſpritzte, daß alles vor Luſt und Freude hoch aufjubelte.

Nachdem hinlänglich getanzt, gejubelt und getrunken war, machte der Schlaf ſein Recht geltend. Kutſcher und Diener hüllten ſich in ihre Mäntel und legten ſich auf ein luftiges Strohlager zu den Füßen der Pferde; ich aber beſtieg das hohe, breite Ehebett der wackern Fiſcherleute von Silvi, nachdem ich mich vorher überzeugt, daß wirklich ein friſches Leinentuch ausgebreitet worden war. Ich mochte ungefähr eine Stunde geſchlafen haben, als mehrere Fußtritte im Zimmer mich weckten, es war die Fiſcherin mit ihren

beiden Töchtern, welche ſich leiſe hereinſchlichen, einige Matratzen ausbreiteten, ſich darauf legten und alſobald in tiefen Schlummer verſanken. Der Mond beleuchtete die ſchlafende Gruppe, die ich ruhig gewähren ließ. Als ich aber am andern Morgen bald nach Tagesanbruch erwachte, da war mein Harem bereits ausgeflogen. Ich neckte die Fiſcherin über ihren nächtlichen Beſuch; ſie wollte erſt alles läugnen, geſtand dann aber die Wahrheit mit dem Bemerken, daß ihr Mann es alſo befohlen, weil der Herr aus Atri die ſtrengſte Bewachung meiner Perſon anempfohlen habe, und das einſam gelegene Fiſcherhaus von Silvi den Gaſt aus weiter Ferne hoch ehren müſſe. Das Geſchenk eines Piaſters (2 fl. 24 kr.) verſetzte die ganze Familie in eine freudige Bewegung, hatte aber, weil die ſchwatzhaften Töchter es einem vorüberreiſenden Beamten mitgetheilt, während ich Atri beſuchte, für mich die unangenehme Folge, daß ich ſowohl am Bomano als am Tronto auf die unverſchämteſte Weiſe um gleiche Geſchenke angebettelt und beläſtigt wurde. Um 6 Uhr Morgens trat ich in Begleitung eines Knaben, den mir der Kaufmann geſchickt, und des übermäßig dienſtfertigen Strandwächters, den ich gar nicht dazu eingeladen hatte, welcher aber der Anſicht war, daß an dieſem Tage niemand auf die Idee zu ſchmuggeln kommen könne, die fünf Miglien lange Fußwanderung nach dem berühmten uralten Atri an.

Nicaragua,

nach eigener Anſchauung im J. 1852 und mit beſonderer Beziehung auf die Auswanderung nach den heißen Zonen Amerika's, beſchrieben von L. F. Reichardt.

Dieß kleine, nicht ganz 19 Bogen ſtarke Buch ziehen wir, was die Kenntniß des Landes und ſeiner Verhältniſſe betrifft, den zwei dicken Bänden des Hrn. Squier entſchieden vor. Nur mit Alterthümern befaßt ſich Hr. Reichardt nicht, das iſt aber auch nicht ſeines Amts, denn er wurde von einer Hamburger Coloniſationsgeſellſchaft ausgeſendet, um das Land in Bezug auf ſeine Brauchbarkeit für die Coloniſation, alſo in einer ganz andern Beziehung, kennen zu lernen. Der einfache, aufs Praktiſche gerichtete, anſpruchsloſe Ton nimmt für das Buch ein, wenn man auch die Coloniſationsbeſtrebungen in dieſem tropiſchen Lande vornherein mit etwas mißtraniſchem Auge betrachtet, und wir möchten das Buch mehr als manches ſpeciell für die Belehrung von Auswanderern berechnete den Auswanderungsluſtigen, namentlich aus den gebildetern Ständen, empfehlen, denn ſie finden hier Hindeutungen auf das Schickſal, das ſo manchen, namentlich aus dieſen Ständen erwartet, wenn ſie ſich nicht mit beſonderer Klugheit und Ausdauer benehmen. Mit den Leuten, welche gewohnt ſind, durch ihrer Hände Arbeit zu leben, iſt es ſchon wieder etwas anderes, aber dieſe bedürfen wieder einer andern Art von Leitung. Doch auf die Auswanderungsfrage kommen wir erſt ſpäter, wenn wir uns etwas weiter im Lande umgeſehen haben; vorerſt iſt das Intereſſanteſte die Art, wie die Nordamerikaner ſich, namentlich in San Juan del Norte oder de Nicaragua, niedergelaſſen, und am letztern Orte der ihnen inſpirten engliſchen Herrſchaft ein Ende gemacht haben.

Die Art wie die Engländer ſich des Orts bemächtigt haben, iſt bekannt; ſie hatten einen fictiven König von Mosquito aufgeſtellt, und im J. 1847 unter dem Vorwand, daß San Juan zu deſſen Staaten gehöre, ſich trotz der Proteſtationen des Staates Nicaragua der Stadt und des Hafens bemächtigt. Durch den Bulwer-Clayton-Vertrag (1850) hörte eigentlich die ganze Protectionsgeſchichte auf, wurde aber doch noch eine Zeitlang aufrecht zu halten geſucht, man forderte Zölle von den Waaren, und als dieſer Anſpruch auf Reclamation der amerikaniſchen Regierung aufgegeben werden mußte, wollte man wenigſtens noch gewiſſe Hafengelder von den aus- und eingehenden (nordamerikaniſchen) Dampfbooten verlangen. Das Dampfboot, auf welchem der Verfaſſer nach San Juan gekommen war, wurde, als der Capitän die Erlegung der Hafenabgaben verweigerte, bei ſeiner Ausfahrt aus dem Hafen durch ſcharfe Schüſſe gezwungen wieder umzukehren. Dieſer Gewaltſchritt mußte von der engliſchen Regierung desavouirt werden, und damit hatte die allerdings nur angemaaßte Herrſchaft der Engländer, ſomit die Ausſicht den Oſtausgang einer wichtigen Verbindungsſtraße zwiſchen beiden Meeren in der Gewalt zu haben, ein Ende. Der engliſche Conſul Green mußte, wollte er nicht eine völlige Anarchie eintreten laſſen, ſelbſt die Hand zu einer neuen Anordnung der Dinge bieten, und eine Verſammlung der Bewohner von San Juan de Nicaragua, oder Greytown, wie die Engländer und ſelbſt die Amerikaner ſagen, zuſammenberufen, „um ſich in irgend einer Art politiſch zu conſtituiren.“ Es wurde beſchloſſen einen Stadtrath mit einem Mayor an der Spitze zu wählen, und dabei wußten es die Yankees ſo gut einzurichten, daß gleich bei der erſten Wahl (im Februar 1852) die Hälfte der Gewählten aus Nordamerikanern beſtand. Nach einem Monat erklärten dann dieſe drei, daß ſie mit den langſamen und unſchlüſſigen ſpaniſchen Collegen nicht ferner dienen könnten, eine Neuwahl wurde angeordnet, die meiſten angeſehenen Spanier und andere Fremden zogen ſich „degoutirt“ vom Wahlkampf zurück, und die Amerikaner blieben Herren des Wahlplatzes. Ihr Uebergewicht war entſchieden: die engliſche Herrſchaft hatte ein Ende und die Spanier waren gleichfalls bei Seite geſchoben. So gewiß indeß ihr factiſcher Sieg war, ſo hatte die Form doch etwas ungemein Drolliges und Unfolgerichtiges. Wie man auch gegen die Herrſchaft der Engländer ankämpfte, ſo wollte man doch, was das Natürlichſte geweſen wäre, ſich nicht an den Staat Nicaragua anſchließen, die Stadt für nordamerikaniſches Gebiet zu erklären ging nicht, ein unabhängiger, ſelbſtſtändiger Freihafenplatz hatte ſeine Nachtheile, und ſo — behielt man die mosquito-engliſche Flagge bei, ein fatales Auskunftsmittel, denn nun hatte man über die Gränzpfähle der Stadt hinaus gar keine Gewalt. Dieſe war aber höchſt nöthig, denn nicht nur ſammelte ſich in San Juan ſelbſt ein wildes, aus Californien gekommenes Geſindel an, das in der Stadt ſelbſt genug Rumor machte, ſondern, wie im Iſthmus von Panama, bildeten ſich im Innern Räuberbanden, da das energiſche Auftreten der Regulatoren in San Francisco und die ſchonungsloſe Ausübung des Lynchgeſetzes

Digitized by Google

das dortige Geſindel nöthigte ſich zu entfernen. Die von dort verſprengten Gauner nehmen ihren Weg theils nach Panama, theils nach San Juan del Sur (am ſtillen Meer) und verbreiteten ſich ins Innere. Von dieſen gingen die räuberiſchen Anfälle gegen zurückkehrende, wohl mit Geld verſehene Californier aus, von denen amerikaniſche und europäiſche Zeitungen ſo manches berichtet haben. Ein Einſchreiten gegen die Räuberbanden im Innern war um ſo weniger zu erwarten, als der Magiſtrat, der ein wahres Lumpengeſindel zu Polizeidienern geworben hatte, in der eigenen Stadt nicht Ruhe und Sicherheit ſchaffen konnte oder wollte. Letzteres wurde ihm wenigſtens, namentlich bei Gelegenheit eines frechen Diebſtahls an einem Californier, Schuld gegeben, und ihm geradezu vorgeworfen, daß er mit den Dieben und Räubern in Verkehr ſtehe.

Unter dieſen höchſt primitiven, um nicht zu ſagen anarchiſchen Zuſtänden kann man ſich ohne Mühe einen Begriff machen, wie es mit der Ausführung eines inter-oceaniſchen Canals ſtehen wird, deſſen Koſten man hie und da auf die mäßige Summe von 250 Millionen Dollars angeſchlagen hat, in einem Lande wo es an allen möglichen Hülfsmitteln, vor allem an Arbeitern, und ſelbſt zum Theil an Lebensmitteln fehlt. Die ſchlauen Yankees hatten mit den ſchwachen und ziemlich eingebildeten Behörden des Staates Nicaragua ein leichtes Spiel, die Sendung eines eigenen nordamerikaniſchen Geſandten hatte dieſen machtloſen Leuten ohnehin ſchon den Kopf verdreht, und an dieſer ſchwachen Seite wurden ſie gepackt, wobei einige Beſtechungen gehörig nachhalfen. Man ſpiegelte ihnen vor, welche wichtige Leute ſie werden, welche ungeheure Vortheile für das Land aus der Anlegung des Canales hervorgehen müßten, und ſo ward im September 1849 ein Vertrag mit einer „American Atlantic and Pacific-Ship-Canal-Company" geſchloſſen, welche unter der Bedingung der Erbauung des gedachten Schiffscanals von einem Meer ins andere — binnen 12 Jahren zu vollenden, und binnen 12 Monaten zu beginnen — das Privilegium erhielt, während 85 Jahren ſämmtliche Gewäſſer des Landes allein mit Dampfbooten befahren zu dürfen; einige Zeit darauf (am 19 Auguſt 1851) wußte man (ſ. p. 39) durch allerhand Mittel den Präſidenten und die Ajamblea nacional zu bewegen, derſelben Compagnie beinahe dieſelben Vorrechte o h n e die Verpflichtung, den Canal zu bauen, zu ertheilen. Von einem Canal iſt alſo gar nicht mehr die Rede, und das ganze Tranſitgeſchäft iſt dadurch zu einer temporären Speculation geworden. Sobald nämlich die californiſchen Goldlager entdeckt waren, warf ſich die Speculation in den Seeſtädten auf den unfehlbar reichen Gewinn bringenden Reiſeverkehr, das Haus Howland und Aſpinwall bemächtigte ſich des Iſthmus von Panama und begann die Eiſenbahn, das Haus Vanderbilt und Conſorten warf ſich auf den zweiten praktikabeln Uebergangspunkt, auf den Nicaraguaſee; aber wohl wiſſend, daß ſobald die Eiſenbahn auf dem Iſthmus von Panama fertig, ihre Straße ziemlich brach gelegt würde, war ihr der weitausſehende Canalbau nur der Vorwand, und zwar ein Vorwand, den ſelbſt die nordamerikaniſche Regierug durch Abſendung Squiers unterſtützte, denn dieſer hielt ſich (ſ. p. 175) „zu der beſtimmten Zuſage ermächtigt, daß ſein Gouvernement nicht nur die Garantie des Centralcontracts übernehme, ſondern auch ein Schutzbündniß mit Nicaragua eingehen werde, um letztern Staat gegen die Anmaaßungen der engliſchen Diplomatie zu ſchützen" — ein artiges Pröbchen, wie man in Amerika Stockjobberei und Regierungspolitik neben einander treibt.

Da die in nicht ferner Zeit vorauszuſehende Vollendung der Panama-Eiſenbahn die Linie über den Nicaraguaſee, wie oben ſchon bemerkt, nothwendig brach legen mußte, ſo trugen auch alle Anſtalten der Tranſitcompagnie einen ganz temporären Charakter, und der einzige Zweck war die Californiareiſenden gehörig auszubeuten. Die Anlage war ſo gemacht, daß die Schiffe ſowohl von San Francisco als von der Oſtküſte der Vereinigten Staaten her alle 14 Tage abgingen; die von San Juan de Nicaragua anlangenden Paſſagiere ſollten ſogleich auf dem Flußdampfſchiffe den San Juan hinauf bis nach Caſtillo Viejo gebracht werden, und dort die inzwiſchen von Nordweſt herkommenden Schiffe beſteigen, während die von Nordweſt angelangten Reiſenden mit den Flußdampfbooten nach San Juan de Nicaragua hinabgingen; „die Paſſagiere werden nur am Bord der Seedampfſchiffe von der Compagnie beköſtigt, müſſen dagegen während der Reiſe von einem Hafen zum andern, alſo während der Fluß- und Landfahrt ſich ſelbſt beköſtigen; da die Reiſe durch Nicaragua angeblich ſtromabwärts in 24, ſtromaufwärts in 48 Stunden gemacht werden ſoll, ſo hat ſcheinbar letztere Beſtimmung nicht viel auf ſich, und doch drehen ſich um dieſe leidige, vielleicht nicht wohl zu vermeidende Einrichtung faſt alle ſogleich zu erwähnenden Uebelſtände." Der Verfaſſer ſetzt nun (p. 42 ff.) auseinander, wie die ſchlecht beſoldeten Agenten und Beamten der Compagnie darauf angewieſen waren, ihren eigentlichen Gewinn in der Bewirthung der Reiſenden zu ſuchen, die abſcheulich geprellt und auf die mannichfachſte Weiſe in ihrem Fortkommen aufgehalten wurden, damit man ſie deſto beſſer ausziehen könne, was ſich auch die mit reich geſpickten Beuteln aus Californien zurückkehrenden Leute ziemlich gutmüthig gefallen ließen. Man wollte auf einer Linie, die doch in einigen Jahren aufgegeben werden mußte, möglichſt wenig Geld verwenden. Die Regierung von Granada hatte freilich ſelbſt die größte Schuld: „hätte ſie, ſagt unſer Verfaſſer (p. 179), wenigſtens von der Compagnie verlangt, daß dieſelbe nun ihrerſeits auch für die Herſtellung der nothwendigſten Communicationen des Innern namentlich der Hauptſtadt mit der Hafenſtadt ſorgen müſſe, um ſo nur einigen Vortheil für das Land aus dem ausſchließlichen Privilegium entſpringen zu laſſen, ſo ließe ſich die Bewilligung noch allenfalls motiviren. Hievon iſt aber ſo wenig die Rede, daß z. B. nicht einmal die Beförderung der Poſt von San Juan de Nicaragua den Fluß hinauf und über den See durch die Dampfboote geſchieht, ſondern alle 14 Tage einmal, nach Eintreffen des engliſchen Poſtdampfboots, eine kleine Pirogue mit vier Indianern bemannt den Briefbeutel nach Granada bringt, der dann 10 bis 14 Tage braucht, um die Hauptſtadt des Landes zu erreichen, während er durch die Dampfboote der Compagnie in drei Tagen hingelangen könnte. So kann man mit vollem Recht behaupten, daß durch die Ertheilung dieſes unſinnigen Privilegiums, ohne irgend eine andere Gegenleiſtung zu verlangen, als eine gar nicht der Wichtigkeit der Conceſſion entſprechende Geldentſchädigung,[1] anſtatt die ſo nothwendige leichtere Communication der verſchiedenen Theile des Landes möglichſt zu befördern, derſelben dadurch nur neue Hinderniſſe und Schwierigkeiten in den Weg gelegt ſind.

[1] Nicht mehr als 10,000 Piaſter jährlich.

Die Transitcompagnie, der es lediglich um beſſere, durch anderweitige Concurrenz unbehinderte Ausbeutung der neuen Californiaroute zu thun war, welche aber zufällig nur den unbewohnteſten ſüdlichen Theil des Staats berührt, hat ſich demnach auch bisher nur bemüht, hier die unerläßlichſten kleinen Arbeiten und Verbeſſerungen auf die leichtfertigſte Weiſe mit möglichſt wenig Unkoſten vorzunehmen, ſich weder um die Hafenſtädte und deren Verbeſſerung, noch um das Innere des Landes weiter kümmernd." Dieß ging ſo weit, daß ſelbſt der Transport der Waaren und Lebensmittel durch die Dampfboote den Fluß hinauf bald nur noch für die Beamten und Wirthshäuſer der Compagnie ſtattfinden durfte, und um den Landweg der Reiſenden vom See an die Weſtküſte kümmerte man ſich gar nicht, man ließ ſie ihren Weg ſuchen, wie ſie konnten. Das Privilegium der Compagnie den Fluß San Juan und den See von Nicaragua allein mit Dampfbooten befahren zu dürfen hat alſo gar keinen Sinn mehr, und unter den Nordamerikanern ſelbſt hat ſich ſchon ein bedeutender Unwille darüber ausgeſprochen, doch ſind ſie ſolcher Jobbereien im eigenen Lande zu gewohnt, um ſich ernſtlich zu ſträuben. Der Canalbau iſt jedenfalls in unabſehbare Ferne gerückt.

Ein ſolcher Canal für die Weltſchifffahrt wäre jedenfalls ein ungeheures Unternehmen, das nur durch die Zuſammenwirkung ſehr bedeutender Kräfte in Stand zu bringen wäre; anders ſtellt ſich die Sache, wenn nur der innere Verkehr des Landes in Betracht gezogen wird; in dieſer Beziehung wäre eine mäßige Verbeſſerung des Strombetts des San Juan, eine Erweiterung des Eſtero Panaloya, der den Nicaragua-See mit dem von Managua verbindet, und endlich ein kurzer Canal von dem Managua-See nach dem in die Conchagua-Bay mündenden Eſtero Real völlig genügend. Allein auch dazu fehlen dem ſchwachen Staat die Mittel, und zudem hat er ſich vorerſt durch das Privilegium der Tranſitcompagnie ſelbſt die Hände gebunden. Das größte Hinderniß iſt indeß Mangel an Händen: alles Land nördlich und ſüdlich vom San Juan iſt eine unbekannte und unbeſuchte Waldwüſte, in der eine ſpärliche Indianerbevölkerung haust, welche noch ſehr wenig mit Weißen in Berührung gekommen zu ſeyn ſcheint. Im J. 1850 „machte der Commandant des Forts von San Carlos, das an der Ausmündung des Nicaragua-Sees in den Rio San Juan liegt, eine bisher unerhörte, mehrtägige Fahrt auf dem Rio Frio gegen Süden, gelangte in ganz unbekannte, waldige und gebirgige, fruchtbare Gegenden, und ſtieß hier auf ein indianiſches Lager von wirklichen wilden, außer aller Berührung mit der ſpaniſch-ſprechenden Bevölkerung des Landes ſtehenden Indianern." Dieſe nahmen ihn freundlich auf, da aber die ihn begleitenden Soldaten ſich Freiheiten mit den indianiſchen Weibern herausnahmen, griffen die Männer zu den Waffen, und der Commandant, ein gewiſſer Don Salazar, mußte flüchten. Eben ſolche Entdeckungsreiſen könnte man gegen Norden machen. Unſer Verfaſſer hat wohl ganz Recht, wenn er (p. 48) ſagt: „die Gränzſtreitigkeiten mit Coſtarica wegen der ſüdlichen Gränze des Staats, die noch immer nicht ganz erledigt ſind, und welche in neuerer Zeit durch die bekannten Mosquitointriguen und die Beeinträchtigung Nicaragua's von Seiten engliſcher Diplomatie noch vielfach verwickelt worden ſind, laſſen das erwähnte ausgedehnte Gebiet zwiſchen dem atlantiſchen Meer und dem Nicaragua-See factiſch als herrenlos erſcheinen, im Flußthal des San Juan vorläufig nur an einzelnen Punkten von der Vanderbiltiſchen Tranſitcompagnie und einzelnen fremden Anſiedlern in Beſitz genommen." Es iſt ſehr charakteriſtiſch für die ſpaniſche Herrſchaft, daß dieß ganze Gebiet ein unbekanntes Land iſt, obwohl die Spanier an dem San Juan, z. B. zu Caſtillo viejo, nicht unbedeutende Bauten aufgeführt haben.

Vor der ſpaniſchen Eroberung muß die Bevölkerung allen Anzeigen nach bedeutend geweſen ſeyn, auch noch im erſten Jahrhundert nach derſelben erhielt ſie ſich in ziemlich großer Anzahl, erſt ſeit etwa 200 Jahren iſt ſie ſtark geſunken, und ſoll jetzt nur zwiſchen 250 und 300,000 Menſchen betragen; eine Zählung von 1849 ſoll 264,000 herausgeſtellt haben. Das Land iſt außerordentlich fruchtbar, aber die Bewohner ſind allmählich zu ſehr rohen, ſelbſt ungeſunden Speiſen herabgeſunken,[1] ſo daß nur die ſüdländiſche Mäßigkeit ſchlimmere Folgen verhindert. Doch fehlt es an den beſten Nahrungsmitteln nicht, und nur die Indolenz hindert die Bewohner ſich dieſelben zu verſchaffen; einige Veränderungen in dieſer Beziehung haben die durchreiſenden Fremden, namentlich Nordamerikaner, indeß doch ſchon zu Wege gebracht, und es iſt gar kein Zweifel, daß dieſes Land mit ſeinem herrlichen im Ganzen nicht nur nicht ungeſunden, ſondern ſehr vortheilhaften Klima einer ungeheuren Entwicklung fähig iſt, die man freilich von der jetzt es bewohnenden rothen Race und den entarteten ſtark mit Neger- und Indianerblut gemiſchten Spaniern nicht erwarten darf, und die Frage iſt alſo: wird die weiße Race ſich hier feſtſetzen können? Wir können nicht umhin, die Art, wie der Verfaſſer dieſe Frage behandelt hat, rühmend anzuerkennen, obwohl wir vielleicht ſelbſt zu denen gehören, welche der Verfaſſer als den Anſiedlungen in tropiſchen Gegenden durchaus abgeneigt bezeichnet.

Fürs erſte müſſen wir einen von dem Verfaſſer nicht mit Unrecht herausgehobenen Umſtand erwähnen, der mit der obigen Frage nur indirect zuſammenhängt: es iſt die allmähliche, aber allen Umſtänden nach unaufhaltſame Ausbreitung der Nordamerikaner auch über Mittelamerika. Daß ſie in politiſcher Beziehung binnen nicht allzu langer Friſt direct oder indirect die Herren des Landes bis zur Landenge von Panama ſeyn werden, das leidet kaum einen Zweifel; inwieweit ſie aber auch als Anſiedler und Bebauer des Bodens Herren im Lande ſeyn werden, das iſt eine ganz andere Frage. Daß ſich die Anzahl der Nordamerikaner in dieſen Ländern, namentlich aber in Nicaragua, fortdauernd mehrt, daß auch einzelne ſich mit Landbau ſelbſt in dieſen ſüdlichen Ländern befaſſen, leidet keinen Zweifel, aber die, welche dieß thun, ſind meiſtens nicht unvermögliche, ſchon auf einer ziemlichen Stufe von Bildung ſtehende Leute, welche die klimatiſchen Einflüſſe und ihre Folgen zu beurtheilen verſtehen; auch macht unſer Verfaſſer die Bemerkung (ſ. p. 253 f.), daß jetzt auch von Deutſchland aus nicht mehr in der Mehrzahl bloß rohe Bauern und Taglöhner, ſondern auch Leute der gebildeten Claſſe fortziehen, und er hat es in ſeinen Schilderungen wohl eigentlich vorzugsweiſe auf dieſe abgeſehen, was er auch (p. 277 f.) ohne Umſchweife ausſpricht und

[1] S. darüber p. 95 ff. Heiße Maistortillas, Frijoles (Bohnen) und Taſſajo (getrocknetes Fleiſch), dieſe beiden ſtark in Schweinefett geſchmort, ſind die gewöhnlichſten Nahrungsmittel ſelbſt der wohlhabendſten Claſſen. Das Schweinefett ſpielt überhaupt in der Kocherei eine ſtarke Rolle.

entwickelt, worauf wir beſonders verweiſen, ohne deßhalb die etwas lange aber ſehr bezeichnende Stelle ganz citiren zu können. Unſere armen Bauern und Taglöhner, gewöhnt an eine 11 bis 12 ſtündige Arbeit kommen in den nördlichen Theilen der Vereinigten Staaten, wo es keiner kleinen Anſtrengung in oft nicht ſehr geſunden Gegenden bedarf, tüchtig fort, während Leute aus den gebildeten, an eine ſo harte Arbeit nicht gewohnten Ständen nicht ſelten zu Grunde gehen, aber „wenn es längſt entſchieden iſt, und unbeſtreitbar feſtſteht, daß in den heißen Ländern, von denen hier die Rede iſt, eine drei- bis vierſtündige, nur mäßig anſtrengende, nachhelfende Feldarbeit in productiver Beziehung, wo nicht bedeutend größere doch gewiß dieſelben günſtigen Reſultate liefert, welche in den gemäßigtern Zonen nur durch angeſtrengte 12 bis 14ſtündige Arbeit des Landbauers erzielt werden können, ſo geht ſchon aus dieſem Umſtand und der verſtändigen Benützung desſelben hervor, daß auch in dieſem Falle die Einrichtungen der gütigen Natur ſo weiſe getroffen ſind, daß bei fortgeſchrittener Civiliſation im beſten Sinne des Worts auch dieſe ſchönſten und reichſten Zonen der Erde von der höher ſtehenden weißen Race überall bewohnt und cultivirt werden können."

Wir wollen dieß zugeben, allein was ſoll der Menſch, wenn 3 bis 4 Stunden Arbeit des Tages hinreichen, mit ſeiner übrigen Zeit anfangen? Wenn er keine geiſtigen Hülfsquellen hat, wird er bei dem heißen Klima entweder ſich der Faulheit hingeben, wie die jetzigen Bewohner, oder der durch die Hitze erfolgten Abſpannung durch geiſtige Getränke aufzuhelfen ſuchen, wozu ihn die Langeweile und der niedere Preis gleichmäßig verlocken. Wir glauben ſelbſt, daß „die großen aus dem heißen Klima entſpringenden Uebelſtände bei längerem Aufenthalt und vernünftigem, dem Klima angemeſſenen Lebensverhalten ſelbſt für Nordländer ſich bald ſehr vermindern, und dann erſt die dagegen in die Wagſchaale zu legenden Vortheile zum Vorſchein kommen können", aber eine ſchwere Acclimatiſirungszeit ſtände jedenfalls bevor, und der Verfaſſer ſcheint ſich ſelbſt (p. 266) mit nachfolgenden, allerdings ſehr ſachgemäßen, aber die ganze Schwierigkeit zeigenden Bemerkungen ſalviren und gleichſam den Rücken decken zu wollen: „wenn freilich unſere Bauern, entweder in ſehr ſchlecht geleiteten Coloniſationsunternehmungen oder in einzelner Anſiedlung ſich ſelbſt überlaſſen, in den Ländern der heißen Zone nicht einmal die gewöhnlichſten Vorſichtsmaaßregeln bei der Acclimatiſirung beobachten wollen, eigenſinnig an frühern nicht hieher paſſenden Lebensgewohnheiten feſthalten, ſich aller Warnung ungeachtet ganz unnöthig mit derſelben Feldarbeit wie in der Heimath von früh bis ſpät hier abquälen wollen, ſo darf man ſich freilich nicht wundern, wenn aus dieſen Urſachen allein, noch ganz abgeſehen von Sorgen, Unruhen und andern äußerlich einwirkenden Zufälligkeiten, bisher noch ſtets alle derartigen unverſtändig unternommenen Coloniſationen und Anſiedlungen mißglückten, nur die Schattenſeiten des Klimas in den grellſten Farben hervorgehoben wurden, und die vielen und großen Vorzüge desſelben nicht zur Geltung gelangen konnten." Die Urſachen des frühern, nur allzu häufigen Mißlingens ſind hier ohne Umſchweife zugeſtanden, aber auch auf die Schwierigkeiten hingewieſen; nur ſehr verſtändig und wohlwollend geleitete Unternehmungen dieſer Art können gelingen, und die arbeitende Claſſe, die zahlreichſte und nothwendigſte, vielfach auch am ſchwerſten zu leitende, darf ſich ſelbſt in ihrer Unerfahrenheit durchaus nicht überlaſſen werden.

Hiemit ſind die Einwürfe, die man von jeher gegen tropiſche Anſiedlungen erhoben hat, implicite ſämmtlich zugeſtanden, und ob „die weiße ländliche Bevölkerung von Cuba, oder die zahlreiche ackerbautreibende weiße Bevölkerung des noch heißern Portorico oder endlich die neuerlich auf einigen der größern engliſch-weſtindiſchen Inſeln angeſiedelten europäiſchen Coloniſten" etwas gegen dieſe Einwürfe beweiſen, iſt noch ſehr die Frage. Was die letzten betrifft, ſo ſind ſie, ſo viel uns bekannt iſt, nur auf Jamaica und Trinidad, und zwar auch nur in den höhern Theilen der Inſeln angeſiedelt — wobei wir unſerm Verfaſſer auch in ſo weit Gerechtigkeit widerfahren laſſen müſſen, als er von dem feuchtheißen Klima der beiden Küſtenſtriche des Continents, namentlich des öſtlichen, durchaus abräth, und die beabſichtigte Auswanderung auf den mittlern, höher gelegenen Theil des Landes beſchränkt wiſſen will. Allein die weiße Bevölkerung von Cuba und Portorico iſt ſchwerlich als Beiſpiel zu gebrauchen; dieſe weiße Bevölkerung ſtammt von Bewohnern des ſüdlichen Spaniens, alſo ſelbſt ſchon aus einem ſehr heißen Land, das Baumwolle und ſelbſt Zuckerrohr erzeugt, aus einem Lande, das den Canarien ſeine Bevölkerung gegeben, die jetzt als Arbeiter mannichfach nach Weſtindien wandert; ob der vollblütige Nordländer ſich eben ſo acclimatiſiren wird, iſt eine ganz andere Frage. Wir zweifeln keineswegs, und die Erfahrung hat dieß auch bereits genug beſtätigt, daß Nordländer in günſtigen Lebensverhältniſſen und bei mäßiger Arbeit in dieſen tropiſchen Ländern ſehr alt werden können, aber nur iſt dieß hauptſächlich bei ſolchen der Fall geweſen, die ſich mehr in der Stellung von Pflanzern befanden. Wenn unterrichtete, mit einigem Capital ausgerüſtete Leute ſich allenfalls auch in Begleitung von einigen ganz unvermöglichen Perſonen nach Nicaragua begeben, ſo können erſtere durch ihre erhöhte Thätigkeit ohne große Anſtrengung die reichen Producte des Landes, Cacao, Indigo, Kaffee, Tabak u. dgl. erzeugen und zu wohlhabenden Leuten werden, während die letztern bei einiger Leitung ſich bald gleichfalls zu unabhängigen Leuten aufſchwingen können; aber wie geſagt, für die ungebildete Claſſe iſt eine bis ins Einzelne gehende, ſelbſt auf die Diät ſich erſtreckende Leitung durchaus nöthig, wenn ſie fortkommen und gedeihen wollen. So viel kann man aus den Angaben des Verfaſſers, der die Vorzüge der Tropenländer warm befürwortet, ſelbſt abſtrahiren.

Abgeſehen von dieſen klimatiſchen Uebelſtänden, deren Beſiegung für diejenigen, welche ihren hergebrachten Gewohnheiten nur ſchwer ſich entwinden, ſchwierig und gefährlich ſeyn möchte, kann man allerdings in das Lob des Landes einſtimmen. Daß die Anſiedlungen an der Oſtküſte, namentlich auch die belgiſche in Santo Thomas, nicht gediehen, kann nicht als Gegenbeweis gelten, denn die feuchtheiße Oſtküſte wird europäiſchen, auf Bebauung des Bodens berechneten Anſiedlungen ſtets faſt unbeſiegbare Hinderniſſe entgegenſetzen, falls nicht die ſchwere Arbeit durch Eingeborne oder Neger ausgeführt wird. Anders ſieht es mit dem Weſtabhang, den Küſtenſtreif ſtets abgerechnet, aus; hier iſt das Klima ohne Vergleich trockener und geſünder, und Nicaragua zeichnet ſich auch hier vor ſeinen Nachbarſtaaten Honduras mit ſeinen tiefen heißen Thälern und vor San Salvador mit ſeiner ſtark gegen die heiße Küſte geneigten Ebene aus, und die bisherige Abgeſchloſſenheit des Landes wird in kurzem

ein Ende nehmen, nicht durch die Transitcompagnie, welche wie wir oben geſehen für die Communication ſehr wenig thut, ſondern durch das Emporblühen der Weſtküſte Amerika's überhaupt. Nicaragua iſt nicht „ſonderbarer Weiſe" dem Weltverkehr ſo lange verſchloſſen geblieben, ſondern theilt dieß Schickſal faſt mit der ganzen Weſtküſte Amerika's, die ohne einen andern als einen ſehr fernen Verkehr mit Europa faſt brach liegen blieb. Die größere Zeit für die Weſtküſte hat erſt mit der Entdeckung der Goldlager Californiens, alſo erſt ſeit ſechs Jahren begonnen, und man ſehe nur welche Vortheile bereits Chili durch ſeinen Getreideabſatz dahin gewonnen hat; die bequeme und nahe Schifffahrt aus der Conchagua-Bay nach San Francisco wird bald die Nothwendigkeit einer Eröffnung beſſerer Communicationen zwiſchen der großen und reichen Thalebene des Nicaragua- und Managuaſee's mit dieſer Bay herbeiführen. Die Hauptentwicklung dieſes Landes wird immer mehr gegen Weſten als gegen Oſten gehen, es ſey denn daß eine Stromregulirung des San Juan eintritt, welche koſtſpielig, und bei dem Privilegium der Transitcompagnie kaum durchführbar iſt. Da indeß für jetzt hauptſächlich einzelne ſpeculirende Nordamerikaner, die mit dieſer Transitcompagnie nicht in Verbindung ſtehen und vorerſt die Segelſchifffahrt auf dem See fördern, ſich nach der Hauptſtadt Granada ziehen, ſo werden dieſe ſchon allmählich Rath finden, vorerſt die Verbindung der beiden Seen, und dann die mit der Conchagua-Bay herzuſtellen, wodurch dem dringendſten Bedürfniſſe des Landes abgeholfen wird. „Die Schwierigkeit, regelmäßige Rückfrachten zu finden, ſowohl in San Juan ſelber, als auch in Belize, Jamaica und Hayti und der ungeordnete Zuſtand aller Handelsbeziehungen ſind bisher die Haupthinderniſſe geweſen für die Zunahme der directen Verbindungen dieſer Küſten mit den europäiſchen Häfen." Wenn aber die Verbindung mit der Conchagua-Bay geöffnet iſt, ſo werden die Erzeugniſſe Nicaragua's hauptſächlich dahin ſich wenden, und die zahlreichen Schiffe, welche theils mit Auswanderern, theils mit Waaren nach Californien gehen, ohne dort eine gehörige Rückfracht zu finden, werden dieſe in den übrigen Häfen der Weſtküſte, und namentlich dann auch in der Conchagua-Bay finden, welche der Sammelplatz aller Waaren aus Honduras, San Salvador und Nicaragua werden muß. Es iſt von der jetzt mit ſtarken Schritten vorſchreitenden Entwicklung der Weſtküſte Amerika's vorerſt am meiſten für Nicaragua zu erwarten, mag nun deſſen Beſiedlung ausgehen von wem ſie will.

Dieß führt uns auf einen Punkt, den unſer Verfaſſer vielleicht abſichtlich nicht näher behandelt, auf die innern Zuſtände und die ſocialen und politiſchen Verhältniſſe des Landes, die wie in allen den ehemaligen ſpaniſchen Colonien kein ſonderlich freundliches Bild darbieten und ein Hauptabhaltungsgrund gegen Niederlaſſungen geweſen ſind. An Zerrüttungen und innern Kämpfen hat es auch in Nicaragua bekanntlich nicht gefehlt, ſie waren aber hier, wie großentheils auch anderswo, bei weitem mehr perſönlicher Art, als daß ſie aus der Verfolgung verſchiedener politiſcher Anſichten hervorgegangen wären. Der Verfaſſer prophezeiht allen dieſen ehemals ſpaniſchen und portugieſiſchen Colonien in nicht ferner Zeit eine gründliche Umgeſtaltung, und in dieſer werden, wenigſtens bis zum Iſthmus von Panama, die Nordamerikaner und die übrigen europäiſchen Einwanderer eine höchſt bedeutende Rolle ſpielen. Die Probe zeigt ſich jetzt ſchon in San Juan de Nicaragua, das bereits als eine unabhängige Hafenſtadt zu betrachten iſt, welche ſich um den Streit Nicaragua nicht im mindeſten kümmert. Erwägt man die Schwäche der Bevölkerung dieſes Staats, die Theilnahmloſigkeit der Indier, die ziemlich abgeſondert in ihren Pueblos wohnen, ſo iſt anzunehmen, daß eine vergleichsweiſe ſehr unbedeutende nordamerikaniſche und europäiſche Einwanderung, die ſchon um ihres Intereſſes willen zuſammenhalten muß, einen ſehr wichtigen Einfluß üben, und größere, längere Erſchütterungen niederhalten wird. Sind erſt in Nicaragua nur einige Tauſend Nordamerikaner und Europäer, ſo hat es mit der Herrſchaft der eingebornen Spanier und Miſchlinge ſo ziemlich ein Ende, wenn man ihnen auch die Ehre und Vortheile der erſten Stellen gönnt. Man erkennt dieß aus dem merklichen Einfluß, den die wenigen dort ſich aufhaltenden oder durchreiſenden Nordamerikaner und Europäer ſchon ausgeübt haben; die ſchwache einheimiſche Bevölkerung wagt es nicht ſich dem oft ſelbſt brutalen Benehmen der Californier zu widerſetzen; ihre Zahl iſt zu klein, und der Mangel an Thatkraft zu groß, als daß ſie ſich gegen dieſelben geltend machen könnten. Deutſche Einwanderer mit einem minder herriſchen Benehmen, als die Nordamerikaner meiſtens zeigen, würden ſich bald Anſehen und Zuneigung verſchaffen, ſo daß alſo auch in dieſer Beziehung die Ausſichten nicht ungünſtig ſind. Für Auswanderer der gebildeten Stände, die bei der harten Arbeit der Anſiedlung in den nördlichen Staaten der Union ſo oft zu Grunde gehen, eröffnet ſich hier eine Zuflucht, die nicht gering anzuſchlagen iſt, und Reichardts Schriften, das vor drei Jahren erſchienene „Centralamerika" wie die jetzige, [1] können als der brauchbarſte Leitfaden dienen, den wir bis jetzt beſitzen.

---

[1] Beide bei Vieweg und Sohn in Braunſchweig.

Digitized by Google

Briefe aus Surinam. I.

Surinam iſt ein Delta, durch welches verſchiedene Ströme ſich in die See ergießen; zwei derſelben, die Surinam und die Saramaca, begränzen einen Landſtrich, an deſſen nordöſtlichem Ende die Hauptſtadt Paramaribo liegt. Dieſes Land wird von der Para, einem kleinen Flüßchen, durchſtrömt, welches etwa zwei Stunden Wegs ober der Stadt ſich in die Surinam ergießt. Nachdem ich nun den letzteren Strom bis zu den nördlichen Gränzen der Buſchneger, oberhalb der Mündung der Sarakreek, durchreiſt, und Wanderungen kreuz und quer in dem Paragebiet angeſtellt habe, beginne ich Ihnen das Land und die Leute zu ſchildern.

Das Reiſen hier zu Lande geſchieht in ſogenannten Tentbooten und iſt ebenſo ſehr beſchwerlich durch ſeine Langſamkeit als koſtſpielig durch die Transportmittel. Ein ſolches, 20—30 Fuß langes Boot zerfällt in zwei Hälften, davon die hintere in ein mit hölzernen Lucken verſehenes Häuschen, das Tent, verwandelt iſt, während die vordere Ruderbänke hat für die Ruderknechte; dieſe arbeiten, wo es die Breite des Fluſſes geſtattet mit 12 Fuß langen Schlagrudern, Riemen genannt, die ſie dem Tent das Angeſicht zugekehrt in Bewegung ſetzen; wo dieß die Breite des Fluſſes nicht erlaubt, mit 4 Fuß langen Schaufelrudern, Parle genannt, welche ſie handhaben, den Rücken dem Tent zukehrend. Die Zeit der Abfahrt iſt nicht von dem Reiſenden abhängig, ſondern von der Fluth, welche benutzt werden muß um den Fluß raſch aufzufahren. Da die Fluth ſich bis zu dem etwa 12 Stunden von Paramaribo entfernten Poſten Gelderland erſtreckt, ſo können Sie ſich ein Bild von der niedern Lage dieſes unterhalb liegenden Landtheiles machen, und es iſt nicht unpaſſend, was jemand halbſcherzend zu uns ſagte, als wir nach Gelderland kamen: „nun meine Herren ſind ſie erſt an dem Feſtlande von Südamerika angekommen.“ Hier nimmt der Reiſende alle ſeine Hauptbedürfniſſe mit ſich, d. h. außer Kleidern, Wäſche und etwas Geld ſeine Hängmatte, ſein Waſchbecken, ſeine Waſſerkanne, ſeine Nahrungsmittel und Getränke. Kleider, Wäſche und Hängematte, in welch letzterer das Schlafgeräthe enthalten iſt, transportirt man nebſt Büchern und Inſtrumenten am beſten in einem ſogenannten Pagal von etwa ½ Kubikmeter Größe; dieſe Pagale ſind würfelförmig aus ſtarkem Baſt geflochtene Körbe mit einem gleichfalls würfelförmigen Deckel, der über den Korb hergeſtürzt wird und dieſen trefflich vor Regen bewahrt; ſie ſind das Werk der Indianer, ſo gut gearbeitet, daß ſie den Regen nicht durchlaſſen und von außen ſehr hübſch mit regelmäßigen ſchwarzen Figuren bemalt. Gibt man dem Pagal einen hölzernen Boden und verſieht man die Ecken des Deckels mit Leder, ſo hat ein ſolcher Korb die Dauer eines unſerer Lederkoffer und kommt nicht höher als etwa vier Gulden. Das Waſchbecken ſpielt in einem Lande, wo die Haut der Wärme wegen in größerer Thätigkeit iſt als in Europa, eine wichtige Rolle, denn häufiges Reinigen der Extremitäten und des Mundes gehört zur nöthigſten Geſundheitspflege. Man muß nämlich wiſſen, daß hier der Plagen viele ſind welche aus dem Reiche des Ariman ſtammen, und ich will Ihnen ſagen, welcher Art dieſe ſind und wie man ihnen entgeht. Von der Plage unſerer Wanzen, Flöhe und Läuſe iſt man frei, allein der Beherrſcher dieſer Plagegeiſter hat hier für andere Satelliten geſorgt, denen zu entgehen beſondere Maaßregeln erfordert. Die Moskiten, Schnaken nach Art der Columbazer-Mücken oder Rheinſchnaken, ſind bloß in Gegenden läſtig, wo ſüßes mit ſalzigem Waſſer ſich mengt, aber da ſind ſie eine arge Nachtplage; kaum ſind Sie etwas eingeſchlafen, ſo ſummt und flötet der Moskito um Ihre Ohren und weckt Sie, ehe er Sie ſticht, als fürchtete er ſich wie ein Mörder, der noch etwas von Gewiſſen in ſich trägt, einen Schlafenden zu verwunden. Ich bin dem Moskito für ſeinen Gewiſſensreſt nie verpflichtet geweſen und hätte die Stiche gern hingenommen ohne ſeinen Geſang. Das Jucken dieſer Stiche iſt unerträglich; man hüte ſich aber mit den Nägeln zu kratzen und bediene ſich zu dieſem Ende einer guten Bürſte. Mit der Zeit ſcheint der Moskito nach dem Blut des Europäers nicht mehr ſo zu lüſten als unmittelbar nach ſeiner Ankunft, und man darf daher ſpäter auf größere Ruhe rechnen. Der Sandfloh oder die Chika iſt ein flohähnliches Inſect, deſſen Weibchen ſich unter die Nägel oder in die Haut der Füße eingräbt, um ſich dort als heldenmüthige Mutter für ihre Brut zu opfern. Nachdem ſich das Inſect eingegraben, beginnen ſich nämlich in ſeinem Leibe die Eier zu entwickeln, die Jungen zehren den Leib der Mutter auf und gehen dann dazu über ſich von der Umgebung zu nähren, in welche ſich die vorſorgende Mama begeben hatte; dieß verurſacht ein Kitzeln, das den Beſitzer einer Chika auf deren Anweſenheit aufmerkſam macht, worauf das Inſect mittelſt einer Nadel ſammt der Brut ausgenommen werden muß, und dieß verſtehen die farbigen Damen des Landes vortrefflich; die kleine Wunde, nachdem ſie mit Tabaksaſche eingerieben, heilt ſehr leicht, leichter als eine Wunde aus dem kohlſchwarzen Iltisauge einer ſchönen Operatrice. Die größte Qual für Fußwanderer ſind die ſogenannten Patattenläuſe, eine Art kleiner, ſchwarzer Milben, welche im Graſe leben und ſich ſchnell auf die Haut des Wandernden zu ſetzen wiſſen, woſelbſt ſie ein unerträgliches Jucken verurſachen; ſie kriechen raſch am ganzen Körper umher und ſind an empfindlichen Theilen höchſt ſchmerzhaft. Das beſte Mittel iſt Reiben mit feuchtem Sand, und nachheriges Waſchen mit Limonenſaft und Dram (Branntwein aus Zuckerabfällen); oft genügt indeſſen das Reiben mit Sand. Bekannter als dieſe Inſecten ſind die Fledermäuſe, welche man Vampyre nennt und welche Schlafenden das Blut auf eine der Naturforſchung noch nicht genau bekannte, völlig ſchmerzloſe Weiſe ausſaugen. Mich und meine europäiſchen Reiſegenoſſen haben dieſe Thiere nur durch ihr Flattern und Kreiſchen gleich jungen Spatzen geſtört, und haben ihre ſchmerzloſen Aderlaßkünſte auf Pferde, Rinder und Neger beſchränkt. Da indeſſen dieſer Beweis von Höflichkeit nicht hinreicht um mein Zutrauen zu dieſen artigen Geſchöpfen zu erhöhen, ſo gebrauche ich die Vorſicht, meine Füße während des Schlafes gut einzuwickeln, denn dieſe ſind der Ort, wo ſie anzubeißen pflegen. Scorpione, Tauſendfüße und Vogelſpinnen, deren Biß oder Stich gefährlich iſt, ſind glücklicherweiſe ſelten, man verſäume aber nie, ſeine Kleider und Schuhe vor dem Ankleiden ſorgfältig zu unterſuchen und wage es nie, Abends ohne Licht nach dem geheimen Cabinet zu gehen.

Gefährlicher als dieſe Thiere ſind die hie und da in dieſem Lande vorkommenden giftigen Schlangen, deren Biß bekanntlich ſchwere Krankheiten, wo nicht ſchnellen Tod zur Folge hat; deßhalb ſind die Schlangen allgemein gefürchtet und man vertilgt ſie wo man kann und ſucht ihnen möglichſt auszuweichen. Indeſſen iſt keine Schlange aggreſſiv; ſie beißt nur wenn man unverſehens auf ſie tritt oder ſie ſonſt wie reizt. Hier exiſtirt ein ſehr allgemeiner Brauch, ſich gegen den Schlangenbiß einimpfen zu laſſen,

ein Geſchäft das die Neger, beſonders die Buſchneger, verſtehen. Die Operation beſteht darin, daß an Händen und Füßen leichte Wunden gemacht werden, die der Operateur ſodann mit einem angeblich durch Calciniren eines Schlangenkopfes der giftigſten Sorte bereiteten Pulver einreibt; hierauf entſteht eine leichte Eiterung, nach welcher ſich die Wunde binnen 3—4 Tagen ſchließt. Dieſes Verfahren ſoll die Folge haben, daß den Geimpften jede Schlange meidet und ſelbſt dann nicht beißt, wenn er ſie angreift. Ich habe viele dergeſtalt Operirte geſprochen, aber alle haben mir verſichert, ſie wollten deſſen ungeachtet nicht eine Schlange anfaſſen; es ſind mir Beiſpiele erzählt worden von ſolchen die ohne Scheu Schlangen fingen, aber auch von ſolchen, die, unerachtet ſie operirt waren, Opfer des Schlangenbiſſes wurden. Es iſt mir nun aber bekannt, daß ungiftige Schlangen, wenn man ſie fängt, nicht beißen und ihren Kopf vor der Berührung des Menſchen abwenden, ferner, daß es in Surinam nur 3—4 giftige Schlangenarten gibt, und endlich, daß einem jede Schlange aus dem Wege geht. Nun ſagen die Operirten mir nichts Neues, wenn ſie behaupten, Schlangen verkriechen ſich vor ihnen oder wenden, wenn gefangen, den Kopf ab; ſie thun es vor jedem, keiner erklärt ſich bereit eine Schlange anzufaſſen, und die es thun, ſind Tollkühne oder Verſchmitzte, die wegen der Seltenheit giftiger Schlangen, und weil die Leute gewöhnlich jede für giftig halten, entweder blind in den Topf greifen in Erwartung eine Niete zu ziehen, oder aber die giftigen kennen und ſich damit groß machen, daß ſie die ungiftigen packen. Nach alle dem glaube ich bloß an eine pſychiſche Wirkung dieſer Operation, welche darin beſteht daß der Operirte beruhigt iſt über die Gefahr — eine Seelenſtimmung welche ſelbſt für den Fall des Schlangenbiſſes dem Gebiſſenen, der ſich ſonſt aus Verzweiflung für rettungslos verloren hielt, dadurch nützlich iſt, daß ſie dem Gemüthe hinreichende Spannkraft gibt um die Wirkung der Heilmittel beſſer eintreten zu laſſen. Außer dem Unterbinden des gebiſſenen Gliedes, dem Ausſaugen der Bißwunde mit Schröpfköpfen, dem Ausbrennen und Scarificiren derſelben beſitzt man, wie mir von mehreren Seiten verſichert wird, ein ſpecifiſches Mittel dagegen, das ſchon oft geholfen hat, wie man mir ſagt (denn ſelbſt geſehen habe ich eine ſolche Cur noch nicht), in der Anwendung des Saftes von der Wurzelrinde der weißen Makka (**solanum marginatum**?), einer Pflanze, welche überall als Unkraut wächst und deren Kenntniß als Heilmittel man den Indianern verdankt. Die Neger ſollen auch anderartige wirkſame Mittel wiſſen, aus denen ſie aber, wie aus ihrer ganzen Arzneikunde, ein großes Geheimniß machen, das ſie um keinen Preis mittheilen.

Außerdem ſind noch Raupen bekannt, deren Berührung im höchſten Grade ſchmerzhaft iſt, und da überhaupt die hier einſchlagenden Beſtien noch nicht alle genau unterſucht ſind, ſo wird der Fremdling gut thun, allem was da kreucht, behutſam aus dem Wege zu gehen, oder was er fangen will mit der Zange anzupacken.

Eine Abreiſe von der Stadt Paramaribo in einem großen Lentboot mit acht kräftigen Negern, meiſt Original-Afrikanern, ſo wie wir zum erſtenmal abfuhren, hat viel Anziehendes. Nachdem die Herren eingeſtiegen ſind, ſtoßen die Neger unter einem zweimaligen hip! hip! hip! hurrah! ab, und laſſen das Boot ebenſo viel Männern von Erz vergleichbar — denn ſie ſind bis Nöthigſte ausgenommen nackt — unter immerwährendem Geſang durch die Wellen gleiten. Zur Rechten die Stadt, zur Linken die vor der Stadt ankernden Schiffe, im Hintergrund das ſich wenig erhebende Fort Helandia und vorn die immer grünen Wälder, welche die Flußufer bedecken; dieſe Wälder, worunter man ſich ja nicht Palmenwälder vorſtellen darf, ſondern den unſeren analoge Laubwälder, bieten einen reizenden Anblick dar. Man hat alle Jahreszeiten vor Augen, denn hier ſproſſen die neuen röthlich gefärbten Blätter hervor, dort ſteht ein Baum in voller Blüthe, hier einer der im Abſterben begriffen iſt, ein trauriges Bild des Winters, und dort einer, deſſen Zweigenden neue Knoſpen treiben. Die niedrigen Ufer ſind mit breitblättrigen üppigen Waſſergewächſen bedeckt, hie und da bahnt ſich eine ſchlanke Palme den Weg durch das Geſtrüpp, und hoch über alle Bäume breitet der mächtige Cancantri (**Bombax**) ſeine Krone aus, ein König der Bäume, der von den Negern angebetet wird.

Etwa drei Stunden aufwärts in der Nähe der Plantage Waterland begannen unſre Ruderknechte allerlei ſeltſame Wendungen und Drehungen des Körpers zu machen, ſie gaben einem der Paſſagiere, der auf dem Zelt des Bootes ſitzend ein luſtiges Tyrolerlied ſang, zu verſtehen, er möge ſchweigen, warfen kleine Stückchen Brod oder Bakkeljau ins Waſſer und ruderten ſchweigend fort. Hier wohnt die Watermama, eine Gottheit, an deren Einfluß ſie glauben und die ſie höchſt verehren, denn ſie bringen ihr allerlei Trank- und Speiſeopfer. Auf mein Befragen wurde mir die Watermama geſchildert als eine ſchöne Indianerin mit einem Kinde, warum nicht als Negerin, was ausdrücklich verneint wurde, weiß ich nicht, ſo viel iſt mir aber vor Augen, daß es ein ſchönes Bild geben würde, eine Indianerin mit ihrem Kind und Baumwolle ſpinnend, wie ſie zwiſchen den Waſſerpflanzen dieſer üppigen Natur halb ſchwebt, halb ſchwimmt, im Hintergrunde Palliſadenpalmen und glänzende Blumen. Sie iſt bekränzt mit Waſſerlilien um welche Kolibris flattern, deren aus Federn gebildete Edelſteine in der ſinkenden Sonne wiederſcheinen. Der Sohn der Wildniß bringt Trank- und Speiſeopfer vielleicht mit derſelben Erbauung als der Chriſt ſein Ave Maria ſpricht, und, ſind auch die Ceremonien die er dabei macht, für unſer Auge lächerliche Faxen, ſo geht doch aus der Regelmäßigkeit mit der ſie ausgeführt werden, hervor, daß es ihm ernſt damit iſt, und das iſt am Ende die Hauptſache.

Das Ziel der Reiſe, wo geraſtet oder übernachtet wird, iſt immer eine Plantage. Man fährt ans Land ohne viel zu fragen und iſt der Gaſtfreiheit gewiß; der Herr des Hauſes kommt an das Ufer und bewillkommt ſeine Gäſte; nun fragt man, ob man ſeine mitgebrachten Mundvorräthe ans Land ſchaffen laſſen ſoll oder nicht, und dieß wird angenommen oder abgeſchlagen je nach Umſtänden; wer beſſer daran iſt, bewirthet den andern und einer hilft dem andern mit dieſen oder jenen Bedürfniſſen aus. Gaſt und Wirth iſt alſo wie in den antiken Zeiten hier gleichbedeutend und erinnert uns wie ſo manches, als Sklaventhum, Aberglauben, Mythen u. ſ. w., an die antiken Gewohnheiten. Die Gebäulichkeiten ſind im allgemeinen ſehr einfach eingerichtet: das Herrenhaus hat nie mehr als zwei Stockwerke, öfters aber nur eines, und beſitzt vorn und hinten eine Galerie, einen Portikus aus Holz der das Dach trägt. Zwiſchen dieſen beiden Galerien iſt in der Mitte die Wohnſtube, auf beiden Seiten von kleineren Gemächern flankirt, davon das eine für den Herrn des Hauſes, das andere für Gäſte beſtimmt iſt. Das ganze Haus ruht auf kleinen Säulen, der Trockenheit wegen, und ſein Balkengerippe iſt höchſt einfach, denn es beſteht nur aus Grundbalken, Pfoſten und Platten ohne complicirtere Verbindungsglieder, eine Conſtruction, die durch die ungemeine Feſtigkeit der hieſigen Holzarten allein möglich wird. Die Wandungen beſtehen aus Brettern, welche ſehr einfach dachziegelförmig an einander gefügt ſind und gleich

Digitized by Google

den Böden Spalten zwiſchen ſich laſſen, durch die der Wind frei einſtreichen kann. Von Glasfenſtern finden Sie keine Spur, es werden die Fenſter nur durch ſolide Holzläden geſchloſſen und das Dach iſt mit Schindeln gedeckt. Bei Mangel an Raum dient der Söller unter dem Dach zu Beherbergung der Gäſte. Die Küche und der Tempel der Cloacina oder das pikien hosso (kleines Haus) ſtehen, um Rauch und Geſtank zu vermeiden, 20—50 Schritte vom Hauſe entfernt. Wie geſagt iſt das Haus von den edelſten Hölzern erbaut, und wenn man ſich dieſe Wände und Balken fein polirt denkt, ſo ſitzt man in einem Gemach, das an Eleganz mit jedem europäiſchen wetteifert; zur Stunde aber iſt nichts polirt und Sie haben die antike Einfachheit eines Cato oder Cincinnatus vor Augen. Kakerlaken und Ameiſen iſt es nicht verwehrt Zuſchauer unſeres Thuns und Treibens zu ſeyn, und wenn ſich auch Ratten, Eidechſen und Fledermäuſe hier umtreiben wollen, ſie mögen es thun nach Belieben: Raum genug für mich und dich! Man bilde ſich dieſe Dinge nicht ſchlimmer ein als ſie in der That ſind, und wird bald wenig Beſchwerde von ihnen fühlen. Wie geſagt hat das Haus zwei Fluren und deßhalb zwei Eingänge, beide ſind für die Herren, der hintere ausſchließlich für die Sklaven beſtimmt, denen es nicht erlaubt iſt ſich des erſteren zu bedienen. Da es nirgends an hölzernen Haken zu Befeſtigung der Hängematten fehlt, ſo fällt alle Sorge für Lagerſtätten unerwarteter Gäſte weg; die Ruderknechte bringen die Effecten der Herren in die Gemächer und binden die Hängematten feſt.

Mir fiel ein ſonderbares Wort auf, das man im Haus des Pflanzers von Seite des Herrn jeden Augenblick hören kann, das Wort: somadé. Dieſer ausgezeichnete kategoriſche Imperativ, deſſen Klang und Inhalt unübertrefflich gut für den Mund eines unbeſchränkten Gebieters paßt, heißt im Negerengliſchen: wer iſt da? der Herr ruft es aus, wenn er keinen beſtimmten Sklaven ſieht, denn ſie ſtehen reſpectsvoll hinter ihm oder im Vorhauſe, und hierauf treten einer oder zwei vor des Gebieters Auge und fragen nach deſſen Befehlen. Es iſt nicht ſchwer, aus der Art wie dieſer erſte Befehl gegeben und beantwortet wird, einen Schluß auf den Geiſt des Hauſes zu machen; der eine ſpricht dieſes Zauberwort beinahe im Converſationstone und es wird befolgt, der andere ruft es ſtark und die Diener erſcheinen, der dritte ſchreit es wiederholt und ſie zeigen ſich langſam, woran zu erkennen, daß der erſte mehr Vater, der zweite mehr Herr, der dritte mehr Alleinherrſcher in ſeinem Hauſe iſt. Indeſſen glaube niemand, daß irgend welche Befehle durch Neger ſo raſch ausgeführt werden als durch europäiſche Bediente; der Neger iſt ein Caliban, und es iſt die Geduld und Weisheit eines Proſpero nöthig, um ihn zu einem brauchbaren Menſchen zu machen. Nichts iſt daher komiſcher als eine Scene zwiſchen einem aufbrauſenden aber ſchwachen Herrn und einem Neger. Sie lautet etwa folgendermaaßen. Wer iſt da? — Ja, mein Herr. — Gib mir ein Glas Waſſer, hörſt du? — Ja. Dieſes Ja wird ſehr gedehnt und der Neger geht ſehr langſam nach der Thüre. — Schnell, ſchnell! — der Neger kehrt um und fragt: was beliebt? — Nun, ſchnell ein Glas Waſſer, verſtehſt du mich? — der Neger geht noch langſamer als zuvor und bringt endlich das Verlangte.

In der Regel iſt der Herr allein, denn ſeine Miſſi hat ſich zurückgezogen, zuweilen iſt ſie aber gegenwärtig und wird begrüßt; iſt ſie gegenwärtig, ſo iſt dieß jedenfalls ein Zeichen daß ſie frei iſt. Bei Tiſche aber erſcheint ſie nicht, außer ſie ſey wirkliche Ehefrau, oder der Herr habe es ſo eingeführt, wodurch er ſie ehrt. Häuſer, in welchen der letztere Ton herrſcht, halte ich für die Stammhäuſer der Colonie, denn dann wird das Haus nicht als zeitlicher, ſondern bleibender Standpunkt betrachtet und es kann ein Familienleben entſtehen. Der ſeltenſte Fall iſt der, wo der Europäer mit ſeiner Frau als Eigenthümer auf ſeiner Plantage lebt; hier kehren dann auch die Muſen und Grazien ein, und es fehlt nicht an der Würze ſeiner Unterhaltung noch an dem Zauberhauche, den ein ſittiges Familienleben allein mitzutheilen im Stande iſt. Es wäre zu wünſchen daß dieſe beiden letztgenannten Verhältniſſe die Oberhand behielten. Aber es wird nun Abend, wir gehen zu Tiſche. Ein Mädchen geht mit Waſſerkannen, Becken und Handtuch in der Runde, damit wir uns die Hände waſchen, ein anderes präſentirt Liqueur oder feine Weine um den Appetit zu ſchärfen, der Hausherr ladet die Gäſte ein zu ſitzen und die Mahlzeit beginnt. In der Runde hinter dem Herrn und den Gäſten ſtehen Sklaven jeden Alters und Geſchlechtes mit verſchränkten Armen, um auf die Bedürfniſſe der Speiſenden Acht zu haben; die Tafel iſt aber mit der bunteſten Auswahl von europäiſchen und einheimiſchen Speiſen beſetzt. Geſalzenes, geräuchertes, gepökeltes Fleiſch aus Holland, Butter und Käſe aus demſelben Lande bilden beinahe immer den Grundſtock der Mahlzeit, während die Leckereien welche das Land ſelbſt an den köſtlichſten Fiſchen, dem herrlichſten Wild und den lieblichſten Früchten darbietet, als ſolche die Nebenrolle ſpielen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß je nach der Saiſon die Mahlzeit eine mehr ſurinamiſch-lukulliſche iſt, da alsdann das Nabelſchwein, der Rothfiſch, der Sonnenfiſch, der Leguan, die Schildkröte und wie dieſe tauſend Dinge alle heißen mögen, die Hauptrolle ſpielen, oder mehr eine holländiſch-ſeemänniſche, wo man ſich mit Würſten und Pökelfleiſch behilft, und dieſe durch einheimiſche Beiſätze angenehm macht. Brod fehlt hier auf keiner Tafel, obwohl es, da alles Mehl von Holland kommt, ein Luxus iſt, und nach meinem Geſchmacke durch geröſtete Bananen und Caſſavebrod vortrefflich erſetzt werden kann. Franzöſiſche und ſpaniſche Weine, niederländiſche und engliſche Biere bilden bei luxuriöſen Tafeln den Grundſtock des Getränkes, bei minder luxuriöſen bedient man ſich des Waſſers, das in den unteren Landestheilen wo die Bäche braciſch ſind, Regenwaſſer, in den oberen Bachwaſſer iſt; das erſtere iſt zwar farblos aber von fadem Geſchmack; das letztere gelb gefärbt und von bitterlichem Geſchmack, aber von angenehmer Wirkung auf den Magen und ſehr durſtlöſchend. Ueber die Unterhaltung welche hier gepflogen wird etwas zu ſagen iſt überflüſſig, ſie wird, wie überall, durch die Intentionen der Theilnehmer beſtimmt und durch den Grad und die Art der Bildung derſelben tingirt; einen ſehr wohlthuenden Eindruck macht der Umſtand, daß nicht politiſirt wird; weder Frankreichs noch Deutſchlands Schickſal, weder Ungarn noch Italien bekümmert den Surinamer. Natürlich, denn ſein Brod wird nicht in erſter Linie durch die Schickſale der Völker Europa's in Frage geſtellt und ſind ihm daher dieſe unwichtig. Solange Bananen und Reis grünen und blühen, und holländiſcher Speck und Käſe, ſowie nordamerikaniſcher Salzfiſch (Bakkeljau) durch die Schiffe zu guten Preiſen gebracht werden kann, ſind daher die Surinamer des Politiſirens quitt. Nach Tiſche ſetzt ſich die Geſellſchaft in die Halle um die durch Gläſer geſchützten Kerzen umher, um mit fröhlichen Geſprächen den Abend zu ſchließen.

Wer nun die Ohren eines Indianers hätte, dem würde nicht entgehen daß eine Menge Menſchen ſich mit leiſe auftretenden nackten Füßen dem Hauſe nähern, und würde an nichts geringeres denken als einen nächtlichen Ueberfall. In der That hat ſich die ganze Sklavenmacht vor dem Hauſe verſammelt, und wenn der Mond ſcheint, ſo gibt es einen grotesken Anblick dieſe Menge

ſchwarzer Menſchen, deren nur ausnahmsweiſe getragenen weißen Kleiderfragmente, ſowie ihre weißen Zähne und das Weiße ihrer Augen einen ſeltſamen Contraſt mit der Dunkelheit der Nacht und der Hautfarbe der Neger bilden, vor ſich zu ſehen. Mit Eins ertönt von dieſer Menge der vielſtimmige Gruß: Odi Massra, odi Missi! Odi iſt nicht lateiniſch, wiewohl der claſſiſchen Bedeutung des Wortes dabei nicht ſelten gedacht werden mag, ſondern Negerengliſch und heißt: Gruß, oder ich grüße, denn dieß iſt bei einer formloſen Kinderſprache gleich. Der Herr läßt nun den Mannegern Branntwein austheilen, was durch den Baſtian geſchieht, der mit einer, etwa vier Unzen haltenden Calebaſſe die Runde macht, um jedem ſein „Sopi“ zu geben. Merkt dieſer hiebei nicht ſehr gut auf, ſo ſchleicht ſich hie und da ein pfiffiger Neger, nach erhaltenem Tranke hinter den anderen vom rechten zum linken Flügel, um, wenn die Reihe an dieſen kommt ein Sopi Nr. 2 zu erhalten; wehe ihm wenn der Betrug entdeckt wird, er kann einer Ration Peitſchenhiebe gewiß ſeyn. Die Weiber und Kinder erhalten Zuckerſyrup (Melaſſa) anſtatt des Dram, und wenn dieſe Abſpeiſung vorbei iſt, ſo macht jeder Mann einen Kratzfuß, jedes Weib einen kurzen Knix, wünſcht mit: Bun neti Massra, bun neti Missi! gute Nacht, und der ganze nicht ſelten 100—120 Köpfe ſtarke Trupp entfernt ſich nach dem Negerdorfe.

An einem Feſttage, oder wenn es der Herr ſonſt erlaubt, wird getanzt; Tänze der Neger, woran beide Geſchlechter thätigen Antheil nahmen, habe ich nicht geſehen, ſie kommen nur bei außerordentlichen Gelegenheiten vor. Der häufigſte iſt der Suſa welcher nur durch männliche Individuen ausgeführt wird, und bei welchem ſie ohne Anſehen vorgegangener Arbeit ganze Nächte lang aushalten. Hiebei ſtellen ſich die Tanzenden in zwei Reihen einander gegenüber, nachdem an dem einen Ende ein Holzfeuer angemacht war um die Scene zu beleuchten. Einer ſchlägt eine Trommel, die aus einem oben mit einer Kuhhaut überſpannten Rohre beſteht, ein anderer hat eine Pfeife, alle, die Tänzer ausgenommen, klatſchen im $^4/_4$ Tact mit den Händen und ſingen eine einfache Melodie. Nun treten zwei Tänzer aus Reih und Glied, und bewegen gegen einander gekehrt ihre Füße genau nach dem Tact; die Kunſt des Tänzers beſteht nur darin ſeinen Gegner durch die Schnelligkeit, Richtigkeit und Sonderbarkeit ſeiner Bewegungen irre zu machen, denn jeder muß mit dem gleichen Fuß auf ähnliche Weiſe ausfallen und mit dem Tact, der ſehr genau geſchlagen wird, den Boden berühren; den geringſten Fehler hierin bemerkt das umirrende Auge der Zuſchauer mit einer Schärfe der zu folgen für uns ſchwer iſt, und der, welcher gefehlt hatte, muß abtreten und wird durch einen anderen erſetzt. Man ſieht, daß dieſer Tanz viele Aehnlichkeit mit dem Fingerſpiel der Italiener hat; das Spannende liegt darin, zu beobachten wer Sieger ſeyn wird. Weiber und Mädchen ſtehen umher um zuzuſchauen und die Tanzenden durch ihre Anweſenheit zu ermuntern, und wenn Sie ſich eine Menge vom Mondſchein und dem Wachtfeuer beleuchteter ſchwarzer Geſtalten, theilweiſe nackt, theilweiſe mit bunten Lappen ſonderbar ausſtaffirt denken, ſo haben Sie ein Bild vor Augen, dem es an romantiſchem Reize nicht fehlt. Hier kommt einer mit einem zerlumpten rothen Matroſenhemde und andern Lappen darüber drapirt, aber das Matroſenhemd ſieht bei der ſeltſamen Beleuchtung aus wie ein Purpurmantel, die grauen Lappen wie Zobelpelz; bald ſehen wir aber dieſe theaterkönigliche Geſtalt mit einem affenartigen Jungen tanzen, der außer ſeiner Camiſa zu Bekleidung der Lenden nichts trägt als ein Halsband von großen blendendweißen Perlen; nahe beim Feuer ſteht ein eisgrauer alter Neger in ſeinen grauwollenen Düffel gehüllt und auf ſeinen langen Stab gelehnt, einem bettelnden Beliſar vergleichbar, aber an ſeiner Seite ein aufblühendes Mädchen, das mit ihrem weiß und braungeſtreiften turbanartigen Kopfputz und dem einfachen bis zur halben Wade reichenden bunten Tuche, das ihre Lenden umgürtet, einen lieblichen Gegenſatz zu dem Greiſe bildet. Beide ſehen aufmerkſam dem Spiele zu und das Mädchen hört nicht auf, die kleinen aber durch Arbeit harten Hände nach dem Tact zuſammenzuſchlagen, ſobald ſie bemerkt, daß der Theaterkönig am Tanze iſt. Nach Betrachtung dieſer und ähnlicher Scenen ziehen ſich die Herren zurück, um bei einer Taſſe Thee den Abend zu genießen. Und ein ſolcher iſt in Surinam ein wahrer Genuß.

Ueber uns der ſchwarzblaue Himmel des Südens mit ſeinen prachtvollen Sternbildern und den Fixſternen Sirius und Canopus, die vor allen andern in die Ferne leuchten, im Vordergrunde der herrliche vom Mond beglänzte Strom, deſſen Ufer langſam und majeſtätiſch dahinfließen, und im Hintergrunde der unendliche grüne Wald, von dem nur die wellenförmigen Conturen ſichtbar ſind; zu beiden Seiten mancherlei Obſtbäume und im Hintergrunde die ſchlanken Palmen, die ſich ſo ſchön als ſtolz erheben, und die herrliche Krone in der reinen Luft ausbreiten. Aber nicht der Himmel allein iſt mit Sternen beglänzt, nicht der Strom allein funkelt vom Scheine des Mondes; Myriaden von Feuerfliegen ſchwirren durch das Dunkel der Bäume, fliegen über das Waſſer hin, ſtreichen durch die Gemächer. Bald funkelt ihr dem Mondſchein an Farbe vergleichbares Licht hell und klar, bald verſchwindet es, da es in dem Willen dieſer Thiere liegt, es leuchten zu laſſen oder nicht. Es gibt hier mehrere leuchtende Inſecten; die gewöhnlichſten ſind Käfer von der Größe und Geſtalt eines Sandläufers (Cicindela) und haben zwei leuchtende Stellen am Hinterleibe. Am ſeltenſten iſt das berühmte cicadenartige Inſect, der Laternenträger (fulgona), von welchem die Einwohner mir ſagten, daß ſein blaſenartiger großer Kopf wirklich leuchte, was lange beſtritten worden iſt; ſelbſt habe ich ihn noch nicht geſehen. Wenn man einſam in dunkler Nacht durch eine ſchmale von dichten Wäldern bewachſene Kreek fährt, und die Fröſche und Cicaden ihr letztes Lied ausgeſungen haben, ſo verſetzen einen dieſe Leuchtfliegen gleichſam in einen Zauberwald. Lange iſt alles dunkel und ſtill; der Tact des Ruderſchlages und der eintönige Geſang der Ruderer iſt der einzige vernehmbare Ton, das Boot gleitet der Gefahr wegen langſam durch das Waſſer; nun blitzt und funkelt es auf einmal hell zwiſchen den Gebüſchen, und man glaubt, geblendet durch dieß ſchnelle Licht, die Lichter der Plantage zu erkennen, der man ſich nähern ſoll, allein gleich ſpukenden Elfen löſchen mit einem Schlage die Käfer ihr Licht aus, und alles iſt wieder finſter und durch die todtenſtille Nacht fährt das einſame Boot dahin. Gleich wie dieſe Käfer, zwar nicht Abends, wohl aber in vorgerückterer Nacht und beſonders Morgens die Eigenſchaft haben wie auf ein gegebenes Commando zu leuchten und dann wieder dunkel zu werden, ſo haben manche nächtliche Thiere die Gewohnheit nach dem Geheiße eines Vorſängers oder beſſer Vorbrüllers ihre Stimmen zu erheben und wieder zu ſchweigen. So die bekannten Brüllaffen, deren Geſchrei mit entferntem Donner verglichen werden kann; ſo eine Art Fröſche oder Kröten (ich habe ſie noch nicht näher beſtimmen können), deren Geſchrei das Mittel hält zwiſchen dem Schnattern der Gänſe und dem Yanen der Eſel, und wovon immer der Soloſchnatterer beginnt, ehe das Tutti folgt. Einzeln und immerwährend laſſen ſich die Kickfröſche hören, welche pfeifen wie die Buchfinken locken, und die Bauchkröten, welche als käme der Ton aus hohlen Bäumen, hohl und dumpf ſchnarren. Hiezu denke man ſich das vielfache Geräuſch von Cicaden,

Digitized by Google

Grillen und Heuſchrecken, ſo hat man das ſurinamiſche Abendconcert vor ſich, deſſen Reize durch eine in der Entfernung noch wahrnehmbare Negertrommel und Pfeife, durch das Tactſchlagen und Singen bei der Suſa eben nicht erhöht werden. Glücklicherweiſe wirken alle dieſe Muſikanten nicht, man kann ſagen nie, zuſammen, und die letzteren ſind durch ein Wort des Baſtian zum Schweigen zu bringen, und müſſen es, denn die Neger hören nie von ſelbſt auf. Ergeht aber dieſer Befehl, ſo kehren ſie nach ihren Wohnungen zurück, um ſich einem tiefen todtähnlichen Schlafe zu überlaſſen, und die Fremdlinge ſuchen mittelſt ihrer Coriale ihre Behauſung zu gewinnen; denn man muß wiſſen daß, ſobald in der Nacht die Negertrommel ertönt, von allen Plantagen in der Runde ſelbſt 1—2 Stunden weit Fremdlinge kommen, um dieſes Vergnügen wenn auch nur auf kurze Zeit mitzumachen.

Wer ſich geſund erhalten will verſäume nicht die Friſche des Morgens zu einem Spaziergang und hie und da zu einem kalten Bad zu benützen. Die Zeit von ½6 Uhr, eine halbe Stunde vor Sonnenaufgang bis 8 oder 9 Uhr iſt hiezu, ſowie zu Geſchäften bei welchen man die Sonnenhitze meiden will, die geeignetſte; wer aber nach ſeinem Spaziergang der Cloacina opfern will, der wird durch eine Scene überraſcht, welche nur als Myſterium beſchrieben werden kann. Kaum hat das cyclopiſche Antlitz des Opfernden den pythiſchen Stuhl berührt, als die Abgeſandten der Göttin, an Geſtalt, Mienen und Sprache den durch die Zauberin Circe verwandelten Fahrtgenoſſen des Ulyß ähnlich, aus den unterſten und innerſten Räumen des Tempels ihre Stimmen erheben, ſo bittend, ſo klagend, ſo ſeufzend, daß der Opfernde ein Herz von Stein haben müßte um nicht durch dieſen Chorus zum Mitleid bewegt zu werden, und er geht, wenn ihm das Opfer nicht gelingt, mit dem Bewußtſeyn weg eine milde Gabe dürftigem Geſchlechte verſagt zu haben; gelingt es aber, ſo ertönt die Gegenſtrophe behaglich ſchmatzend und in hohen Jubeltönen der Freude grunzend — eine Scene die geeignet iſt, dem eingeſeſſenſten Hypochonder ein herzerſchütterndes Gelächter abzunöthigen, zumal da die Architektur des Tempels völlige Sicherheit darbietet.

Kehren wir von dem Gang zu dieſen unheiligen Hallen zu dem Wohnhauſe zurück, ſo begegnen wir einer anderen intereſſanten Scene. Alle Kinder ſind in adamitiſchem Coſtüme vor der Flur verſammelt und werden durch einen kleinen Baſtian, einen etwa 16—18jährigen Jungen mit der Peitſche in der Hand exercirt. Auf das Commando müſſen ſie, nachdem ſie der Herrſchaft guten Morgen gewünſcht, die Arme über dem Kopf kreuzen, ſie auf die Schenkel niederſchlagen, kehrt machen, in die Hände klatſchen, hüpfen und Knixe und Krahfüße machen, worauf ſie an beſtimmten Tagen jedes eine große Taſſe voll, etwa 6 Unzen, Melaſſe bekommen, die ſie in mitgebrachten Calebaſſenſchalen nach Hauſe tragen. Wer im Exerciren fehlt, bekommt Strafe mit der Peitſche.

Dieſes Stück Jugenderziehung und Gewöhnung an unbedingten Gehorſam iſt wichtiger als mancher vielleicht denkt; denn der Neger, ſeiner Natur nach ein vollendeter Bube, kann durch nichts regiert werden als durch abſoluten Gehorſam; wehe dem, der Ungehorſam, ſey es auch in kleinem Maaße, hingehen läßt, der Neger fordert einen Finger und ergreift alsbald die ganze Hand. Man gebe ihm den Finger, d. h. was ihm gehört, und gebrauche die Hand, wenn ſie gefordert wird, nicht etwa einfach weigernd ſondern maulſchellirend, denn eine ſolche Forderung iſt ſchon an ſich ſelbſt ein Heraustreten aus dem Gehorſam. Niemand weiß dieß beſſer als ein Plantagendirecteur. Schon ſeine Lage treibt ihn dazu; er iſt entweder der einzige Weiße oder er hat ein bis zwei ſogenannte Blankofficiere, welche zwiſchen ihm und den das Volk unmittelbar beherrſchenden ſchwarzen Baſtianen ſtehen; der Neger aber ſind Hunderte. Wäre der Neger ſeinem Charakter nach männlich, wie es der Indianer iſt, ſo könnte ein ſolches ganz nach den Grundſätzen der abſoluteſten Militärgewalt eingerichtetes Syſtem nicht ſtattfinden; für den Neger aber iſt es nicht bloß nothwendig, ſondern eine Wohlthat, da ein herrenloſer Bube das unnatürlichſte Geſchöpf iſt, das exiſtirt. Unrichtig geübte Strenge und noch mehr falſch angebrachtes Nachgeben haben zu Aufſtänden und in Folge davon zu entſetzlichen Gräueln geführt, denn, wenn einmal Meiſter, kennt der Neger in der Grauſamkeit keine Gränzen.

Wie über jedem Thron hängt auch über dem eines Plantagendirecteurs das Schwert des Damokles, und er muß Anſtalten treffen, um mit den Urtheilen ſeiner Neger über ihn und ſeine Handlungsweiſe gut unterrichtet zu ſeyn. Zu dieſem Zwecke ſchafft er ſich eine geheime Polizei und benützt dazu die Weiber und Kinder. Sowohl er als ſeine Blankofficiere haben jeder eine Vertraute, durch die ſie alles erfahren was im Negerdorfe vorgeht; die alten Weiber, denen die Pflege der Kinder anheimgeſtellt iſt, ſind nicht weniger wichtig, und der Herrſcher wird gut thun, zu einer Zeit wo die arbeitsfähigen Neger an der Arbeit ſind, einen Gang durch das Dorf zu machen, mit dieſen Megären ſich zu unterhalten und ſie durch kleine Geſchenke, wie ſüße Liqueure, Spiegel u. ſ. w. zu gewinnen. Hat er Grund bösartige Neger die unter ihm ſtehen zu fürchten, ſo wird er gut thun Kinder bei ſich zu Tiſche zu ziehen und ihnen regelmäßig Biſſen aus ſeiner Schüſſel zu geben; ſo entgeht er der Gefahr der Vergiftung aus Rache oder Eiferſucht am beſten, denn die Neger lieben die Kinder über alles. Jeder Directeur bekommt von den Negern einen Beinamen, der ſeinen Charakter ſcharf bezeichnet und dazu dient ſeine Anweſenheit kund zu thun ohne daß er es merken ſoll. Ein Aufbrauſender wird z. B. Strohfeuer, oder Waldfeuer, genannt; einer der gut zu behandeln iſt, aber die Ueberſchreitung einer gewiſſen Gränze ſtreng beſtraft, wird nach einem Fiſche Ganveri genannt, welcher richtig gefaßt kein Uebel thut, aber unrichtig angepackt heftig ſticht (Pimelodus) u. ſ. f. Die Eigenſchaften von Pflanzen und Thieren und anderen Dingen weiß der Neger in dieſer Beziehung auf eine witzige und treffende Weiſe zu gebrauchen; aber jeder Directeur hütet ſich zu verrathen, daß er ſeinen Zunamen kennt, er würde in dieſem Falle ſogleich einen anderen bekommen und ſeinen Zweck verfehlen.

Entweder vor oder nach der oben geſchilderten Kinderparade erſcheinen die Kranken unter Anführung eines ſogenannten Dreßdoctors vor der Halle; dieſer Dreßdoctor, Dattra genannt, iſt ein Neger, der ſich unter der Anleitung eines Chirurgen oder Arztes einige Kenntniſſe in der niederen Chirurgie erworben hat; er kennt außerdem, wenn er anders zu den beſſeren gehört, eine Menge Arzneimittel, die der Wald liefert und aus denen er nach Art aller Quackſalber von Morriſon abwärts bis zu ſeiner eigenen Wenigkeit ein großes undurchdringliches Geheimniß macht, was jedoch nicht hindert daß, wie man mir erzählt, zuweilen erſtaunlich gute Curen durch ſolche Dreßneger ausgeführt werden. Epidemien ſind im allgemeinen ſelten unter den Negern, gaſtriſche Fieber und Wechſelfieber kommen hie und da vor; die Faß, eine bösartige Ausſchlagskrankheit mit Geſchwürsbildung, iſt dagegen nicht ſelten, und verſchiedene Formen des Ausſatzes, worunter der Elephantenfuß die häufigſte iſt, ſind das größte Uebel in dieſem Lande. Der Ausſatz wird hier Boaſt genannt, und manche Formen derſelben werden von den Aerzten für anſteckend gehalten; ob aber dieſe Formen wirklich anſteckend ſind, darüber ſind die Ge-

lehrten verſchiedener Anſicht. Wahr iſt, daß ſowohl Weiße, wie z. B. Matroſen, als auch Neger mit ausſatzkranken Weibern in ſehr genaue Berührung gekommen ſind ohne angeſteckt zu werden, auf der andern Seite ſind aber auch traurige Beiſpiele von Anſteckung bekannt. Ueber das Vorhandenſeyn einer anſteckenden Form des Ausſatzes entſcheidet ein ärztliches Collegium, und ſolche Kranke werden nach dem an der untern Covename gelegenen Etabliſſement Batavia geſchickt, wo ſie unter der Obhut eines Arztes ſtehen, aber von der geſunden menſchlichen Geſellſchaft verbannt ſind. Da nun dieſes Schickſal für manchen ſchlimmer iſt als der Tod, ſo belegt man hier keine Form des Ausſatzes, welche nicht anſteckend iſt, mit dem Namen Boaſt, und reſervirt dieſen für die als gefährlich durch die Aerzte bezeichneten Formen. In der That wäre es auch nicht beſſer als Mord, von einem der an einer unſchuldigen Ausſatzform leidet, zu ſagen: er hat die Boaſt. Jedenfalls hüte man ſich, mit Individuen in nähere Berührung zu kommen, welche mit langwierigen Hautausſchlägen oder verdickten Gliedern behaftet ſind und man wird keine Anſteckung zu fürchten haben. Dieſer Krankheit, ſowie den abſcheulichſten Formen von Syphilis, ſind beſonders die Buſchneger ausgeſetzt, den Indianern ſcheinen beide zu fehlen. Wer den Ausſatz in dieſes Land gebracht hat iſt unbekannt; die Neger bezüchtigen die Juden desſelben, die Juden die Neger. Vielleicht haben beide Recht, denn ſo viel mir bekannt iſt, kommt noch bis auf dieſen Tag der Ausſatz ſporadiſch ſowohl in Syrien als in Afrika vor, und daß die Levante, oder das Gränzland zwiſchen Aſien und Afrika, die Erzeugungsſtätte dieſer fürchterlichen Krankheit iſt, ſteht als geſchichtliche Thatſache feſt. Indeſſen herrſchte der Ausſatz zur Zeit der Entdeckung Amerika's noch in ganz Europa und er kann deßhalb auch durch andere Europäer als die portugieſiſchen Juden hieher gebracht worden ſeyn.

Im allgemeinen ſind die Krankenhäuſer trocken und reinlich, doch fehlt es auch nicht an Ausnahmen hievon. Von Aerzten werden die Kranken ſelten beſucht und in dem Para-Diſtricte gebricht es an eigentlicher ärztlicher Behandlung gänzlich, daher ſind die Kranken auf die Beurtheilung ihres Zuſtandes durch den Directeur und die Behandlung durch den Dreßneger angewieſen. Daher kommt es denn auch daß man einzelne Fälle von vernachläſſigten Krankheiten antrifft; im allgemeinen iſt aber der Geſundheitszuſtand der Neger gut, und Todesfälle von Individuen in kräftigem Alter ſind ſelten. Merkwürdig iſt die Gewohnheit ſehr vieler Neger Lehm zu eſſen, eine Gewohnheit, der namentlich Kinder ausgeſetzt ſind, und die ſich bis zur krankhaften Sucht ſteigert und dann von gefährlichen Folgen iſt. Mir ſcheint die Urſache dieſer Gewohnheit nach ſorgfältig hierüber angeſtellten Unterſuchungen in folgendem zu liegen: Kinder, beſonders aber Negerkinder, ſind der Säurebildung ſehr ausgeſetzt, ihr Inſtinct lehrt ſie Lehmerde als ſäuretilgendes Mittel aufzuſuchen und ſie verſchlingen dieſe deßhalb; allein ſie iſt ihnen auch darum willkommen, da ſie wie alle Kinder den Bauch gern übermäßig anfüllen, wozu die Lehmerde gut paßt. Zuletzt wird die Sache Gewohnheit und übt den nachtheiligſten Einfluß auf die Bauchnerven aus. Die Kinder dafür abzuzanken oder zu beſtrafen bilft, da man es doch nicht hindern kann, nicht; beſſer möchte es ſeyn ihnen Zeltchen aus Magneſia oder Kreide auszutheilen um dadurch die Säurebildung zu hindern, und die Neigung zum Lehmfreſſen nicht aufkommen zu laſſen. Aus Mangel an Nahrung geſchieht es ſicher nicht, denn dieſe iſt im Ueberfluß vorhanden.

Wie es im Alterthum Gebrauch war dem Gaſt ein Geſchenk mitzugeben, ſo geht das Boot ſelten weg ohne einige Früchte oder ſeltene Hölzer oder ſonſt eine Gabe mitzunehmen, und der Reiſende wird hiedurch veranlaßt Reflexionen über den Charakter ſeiner Wirthe anzuſtellen. Der Surinamer iſt gutmüthig, vertrauend und freigebig — Eigenſchaften durch welche ſich beſonders die Eingebornen auszeichnen. Geldſachen behandelt er mit einer gewiſſen nobeln Nonchalance, und daher kommt es daß Beiſpiele von Menſchen, welche durch unvorſichtiges Anbargen oder Bürgſchaftleiſten bedeutende Summen verloren haben, nicht ſelten ſind. Wer durch dieſen Fall verarmt in Europa ſich dem mitleidigen Achſelzucken der klügeren Rechner ausſetzt, und ſeinen Credit untergräbt, wird hier durch die rühmliche Genugthuung, daß er durch Rettung anderer ſich geſchadet, allgemein aufrecht erhalten, und es iſt eine den Wanderer angenehm berührende, dem Geſchäftsmann aber nicht willkommene Wahrnehmung, daß der genaue buchhalteriſche Geiſt, den der Holländer überall mit ſich bringt, hier nicht recht hat Wurzel ſchlagen können. Jedenfalls läßt die Geſinnungs- und Handlungsweiſe des Surinamers in dieſen Beziehungen einen günſtigen Eindruck zurück, und iſt für ſein Gemüth ein Erſatz für manche Entbehrungen, welche ihm in ſocialer Hinſicht auferlegt ſind.

Die Chineſen im indiſchen Archipel.

(Von G. Friedmann.)

Fünfter Brief.

Verlaſſen wie Java mit ſeinen gigantiſchen Vulcanen, ſeinen milden Lüften und ſeinen Rieſenpalmen, deren lange Wedel dem Scheidenden noch einen wehmüthigen Abſchied zuzuwehen ſchienen, um uns nach der chineſiſchen Bevölkerung Sumatra's umzuſehen. Die Reiſe von Batavia nach Palembang oder Padang werden wir während des Oſtmuſſon in wenigen Tagen zurücklegen. Vergebens werden wir aber auf unſerem Schiffe, möge dieſes ein oſtindiſches Kriegsſchiff oder ein Küſtenfahrer, oder einer der zahlreich in jenen Gewäſſern ſegelnden arabiſchen Schiffe ſeyn, einen Chineſen als Matroſen, Steuer- oder Bootsmann, oder ſelbſt als Paſſagier antreffen; während Javanen, und beſonders Malayen, ſowie auch Bengaleſen und Mulatten häufig auf Kriegs- oder Kauffahrteiſchiffen Dienſte nehmen, kann man den ſeeſcheuen Chineſen nicht leicht dazu bewegen länger als die Fahrt nach dem Reiſeziel es erheiſcht, am Bord zu bleiben. Die Ueberfahrten von Java nach Sumatra oder eine der übrigen Inſeln des Archipels geſchehen durch die Chineſen gewöhnlich auf ihren eigenen von China kommenden Dſchonken,[1] von denen jährlich eine ziemliche Anzahl die Rundfahrt nach den vorzüglichſten Handelsplätzen des

[1] Das Wort Jonk oder Junk iſt nicht wie man gewöhnlich glaubt ein chineſiſches, ſondern iſt das perſiſche Dſchung, ein großes Schiff. Ibn Batuta z. B. ſpricht von 13 Dſchonken, welche er im Hafen von Kalikut an der Küſte von Malabar gefunden. Die Chineſen nennen ihre großen Schiffe Dſchang-Tſchuan, welches im ſüdlichen China Dſchang-Schon ausgeſprochen wird und wörtlich „Seeſchiff“ bedeutet. Die Malayen und Javanen nennen die chineſiſchen Schiffe Mangkang.

indiſchen Archipels unternehmen um theils Handel zu treiben, theils Auswanderer überzuſetzen und die Heimkehrenden aufzunehmen.

Daß Sumatra ſchon vor mehreren Jahrhunderten von Chineſen bewohnt war und der Verkehr dieſer Inſel mit China wenigſtens ſchon vor einem Jahrtauſend begonnen, davon zeugen die geſchichtlichen Berichte, wie ich ſie zum Theil an Ort und Stelle von den der Landesgeſchichte Kundigen erfahren, theils in Manuſcripten von Ueberſetzungen ſeltener chineſiſcher Werke in den Bibliotheken zu Batavia und Leiden gefunden. Schon im Anfange des zehnten Jahrhunderts war der ſüdöſtliche Theil Sumatra's, alſo die Diſtricte Campong und Palembang den Chineſen bekannt, und zwar unter dem Namen San-fu-tſi oder Sam-bo-tjai. In der im Jahr 1663 erſchienenen Weltcharte wird Sumatra San-fu-kue, das Land der Straße genannt, weil es mit ſeinem ſüdlichen Theile die Sundaſtraße beherrſcht. Erſt ſpäter als die Chineſen mit den Europäern und den europäiſchen Landcharten bekannt wurden, wurde auch der Name Sumatra gebraucht, der im Mandarinendialekt Su-mun-tha-la ausgeſprochen wird. Die Angabe, daß die Inſel Kua-wa (Java) öſtlich von San-fu-tjai liegt, erhebt uns über jeden Zweifel, daß mit dem angeführten Namen wirklich Sumatra bezeichnet wird. Das chineſiſche Werk Tſcheng-tan-pi-kiu enthält hierüber folgendes. Sanfutſai, ein beſonderes durch das Geſchlecht der Nan-Man (Südländer) bewohntes Land in der Nähe des Königreichs Tſen-tſing (Cochinchina) iſt zwiſchen Tſinla (dem ſüdlichen Theil von Kambodſcha) und Kuawa (Java) gelegen. Es iſt in 15 Regentſchaften, worvon das nördlichſte At-ſi (Atſchin) heißt, getheilt, und außerdem gehören dazu die Lande Tan-ma-lin, Ling-yu, Se-phong u. a. Der König des Landes hat den Titel Tſambi (wahrſcheinlich Tuanko), die Einwohner haben häufig den Familiennamen Fu. Der erſte Verkehr zwiſchen dieſem Land und dem Mittelreich (China) fand ſtatt während der Regierung des Fürſtenhauſes Tang (alſo etwa 904 n. Chr.). Im Anfang der Periode Ki-en-lung (960 n. Chr.) unter der Dynaſtie Sung, ſandte der König Sili Kuta Matan Geſandte mit Geſchenken an den chineſiſchen Hof, welches er ſpäter wiederholte. Im vierten Jahr der Periode Hong-wu (1372) während der Dynaſtie Ming ſchickte der König Ho-la-tja-pa-la-po ſeinen Diener mit einem auf Gold ausgegrabenen Schreiben nach dem Mittelreich und bezahlte Abgaben. Von der Seite des chineſiſchen Hofes wurden als Gegengeſchenke gegeben der Kalenden Ta-tung-li, ſowie Seidenzeuge und anderes. Daß ein Theil Sumatra's wirklich einſt dem chineſiſchen Reich unterworfen war, erhellt auch aus einer Stelle in Marko Polo (Travels of Marco Polo, edit. Marsden p. 603), „die Einwohner des Königreichs Basma (Baros, wie noch jetzt ein Küſtenort an der Weſtküſte Sumatra's heißt), ſind dem großen Khan (Kublai Khan) unterworfen, bezahlen ihm aber keinen Tribut. Wohl iſt das ganze Eiland dem Namen nach ihm unterworfen, doch iſt die Entfernung zu groß."

Dieſe aphoriſtiſchen Mittheilungen mögen genügen um die älteſten Beziehungen China's mit Sumatra anzudeuten. Man kann wohl annehmen, daß die Coloniſation Sumatra's von China aus noch älter als dieſe Urkunden iſt, und daß bedeutende Expeditionen nach dieſem großen Eiland ſtattgefunden haben müſſen, bevor die Könige des Landes dem chineſiſchen Reiche unterworfen wurden. Auch liefert die Geſchichte der holländiſchen Expeditionen nach Sumatra im 16ten und 17ten Jahrhundert viele Andeutungen, woraus hervorgeht, daß die chineſiſche Bevölkerung Sumatra's keine unbedeutende Rolle beſonders in Bezug auf Handel und Induſtrie ſpielte. Merkwürdig iſt aber auch die Beharrlichkeit, mit welcher die Chineſen von den älteſten Zeiten bis auf den heutigen Tag in den von ihrer Heimath ſo entfernten Landſtrichen ihre Nationalität, ihre Religion, Sitten und Gebräuche behielten, ſowie andererſeits gerade ihrer gewiſſen Abgeſchloſſenheit wegen weder von ihrer Sprache noch ihrer eigenthümlichen Cultur etwas auf die Bewohner jener Länder überging, die ſie zum Aufenthalt ſich wählten.

Bevor wir zu Palembang, der Hauptſtadt der Oſtküſte Sumatra's, ans Land ſteigen, um die Verhältniſſe der ſogleich unſern Blicken begegnenden Chineſen daſelbſt zu prüfen, dürfte es Ihnen vielleicht nicht unwillkommen ſeyn, aus der unter der Dynaſtie Ming geſchriebenen chineſiſchen Reichsgeographie, die theilweiſe ins Holländiſche überſetzt iſt, die das Eiland Sumatra betreffenden Stellen anzuführen: Was das Land San-fu-tſai betrifft, heißt es daſelbſt, ſo iſt die Luft dort das ganze Jahr hindurch heiß, ſelten kalt; im Winter ſah man weder Schnee noch Reif. Die Einwohner ſalben ihren Körper mit wohlriechenden Oelen. Der Boden erzeugt kein Korn,[1] aber Reis und Bohnen von einer hellblauen Farbe (wahrſcheinlich die noch jetzt unter dem Namen Katjang bekannte Leguminoſe). Kleine kupferne Münzen die man an Schnüren hängen kann wie dieſe in China gefunden werden, hat man hier nicht, ſondern man bedient ſich beim Handel bloß des Goldes und Silbers. Die Häuſer ſind mit Cocosblättern bedeckt. Man bedient ſich der indiſchen (Fan) Schrift; der Ring des Königs dient als Staatsſiegel. Auch die Schrift des Mittelreiches iſt dort bekannt und man bedient ſich ihrer zur Abſendung von Briefen an den chineſiſchen Hof. Vermöge ſeiner Lage am Meere beſitzt das Land die Herrſchaft über den gegenſeitigen Verkehr entfernter Länder. Wenn ein Schiff vorbeiſegelt ohne die Küſte zu beſuchen, wird es ſogleich durch Fahrzeuge angefallen. Das gemeine Volk beiderlei Geſchlechts bindet das Haar auf dem Scheitel zuſammen und hat als Kleidung blaue, ſeidene oder baumwollene Röcke. Da ſie die Reinlichkeit lieben, ſtehen ihre Häuſer meiſtens längs den Bächen und Flüſſen."

Legen wir nun dieſe alten Urkunden bei Seite und ergötzen uns an dem erhabenen Anblick des Landes, dem wir uns genähert haben. Flach und niedrig zwar iſt die Küſte, und nur in großer Entfernung entdeckt das bewaffnete Auge das Centralgebirge Sumatra's, an welches dieſes bei Palembang ausgebreitete Alluvialland ſich anlehnt; aber die gigantiſche Vegetation, die den feuchten und fetten Boden bedeckt, und die bis in das Meer hinein ſich drängt, entſchädigt hinlänglich für die kühnen Gebirgserhebungen welche man an der Weſtküſte gewahrt. Der breite am Fuße des Singalang entſpringende Strom Muſi, an welchem die Stadt Palembang liegt, geſtattet den größten Kriegsſchiffen bis an die Häuſer der Stadt hinaufzufahren, wobei man oft ſo nahe dem Ufer kommt, daß die Zweige der Cäſalpinien, der Mimoſen und Palmen ſich mit den Schiffsraaen verwickeln, ſowie das Geſchrei der Affen aus den Wäldern dringt, die an beiden Seiten den Strom begränzen. Man wünſcht ſich Flügel um über den Strom zu gelangen, und die im herrlichen Flor prangenden Wälder zu durchirren. Gelangt indeſſen die Schaluppe des im Strome zu Anker liegenden Schiffes ans Ufer, wie unwirthlich, wie undurchdringlich zeigt ſich der in der Ferne ſo reizende Wald! Der weit ins Land ſich erſtreckende Sumpf gewährt dem Fuße des Wanderers keinen ſichern Ruhepunkt, eine Unzahl von Am-

[1] Me, darunter verſtehen die Chineſen Weizen oder Gerſte, und unterſcheiden beide Getreidearten von einander, indem ſie den erſtern ta-me und die zweite fiao-me nennen (ta-groß, fiao-klein).

phibien und Insecten umschwärmen ihn von allen Seiten, so daß selbst der kühnste Abenteurer alsbald von seinem Vorhaben absteht. Bald jedoch zeigen sich menschliche Wohnungen, der Wald lichtet sich, Fahrzeuge durchkreuzen den Strom, wir sind bei der alten Malayenstadt Palembang. Ein Fort begrüßt das ankommende Kriegsschiff mit donnerndem Rufe, den die unabsehbaren Waldungen in vielfachem Echo wiedergeben. Um uns vor den Schwärmen der Mosquitos einigermaaßen zu schützen, werfen wir mitten im Flusse Anker, wo wir die Stadt, die sich als ein mit Häusern und Hütten besetzter Park vor unsern Augen entfaltet, vom Verdecke übersehen können.

Gleich am Ufer in unserer Nähe befindet sich eine große Anzahl dicht zusammengedrängter Bambushäuser, ja der größere Theil derselben ist zum Theil auf den im Wasser stehenden Pfählen oder selbst auf Flößen erbaut, die mit Tauen am Lande festgebunden sind, als ob die große weite Ebene, die sich landeinwärts ausbreitet, nicht Raum genug böte für diese armseligen Hütten. Bei näherer Beschauung dieser Häusermassen durch das Fernrohr bemerkt man ein Wühlen und Treiben zwischen denselben wie in einem Bienenkorbe. Und wer sind diese Sonderlinge, welche die von der Natur dem Menschen zur Wohnung angewiesenen Gefilde verschmähen, um wie Amphibien auf dem Wasser zu leben? Es sind Chinesen. Etwa 1500 an der Zahl wohnen die meisten Chinesen Palembangs auf Flößen am Ufer des Flusses. Die Sache hat einen historischen Grund. Unter der Herrschaft der malayischen Sultane, bevor die niederländische Flagge von den Thürmen der Festung wehte, durften die Chinesen in Palembang nicht am Lande wohnen, weßhalb sie genöthigt waren, entweder auf den Schiffen zu bleiben auf welchen sie angekommen, oder sich Wasserschlösser zu bauen wie wir sie eben beschrieben. Es müssen freilich von jener Zeit an, wo das Mittelreich die Oberherrschaft über Sumatra hatte, bis zu solcher Umgestaltung der Verhältnisse, daß der chinesische Ankömmling sich nicht einmal eine Hütte in dem so wenig bewohnten Lande erbauen durfte, gewaltige Dinge und vielleicht bedeutende Mordscenen vorgefallen seyn, bis das verhaßte Joch abgeschüttelt und die Chinesen aus dem Lande vertrieben waren; doch kennen wir die Geschichte jener Zeiten nicht, sondern wissen nur, daß die zähe chinesische Nation hundertmal aus einem Lande vertrieben, ebenso oft wieder einwandert und sich einzunisten sucht. Ich erinnerte mich beim Anblicke dieser Wasserbewohner an die von den Holländern sogenannten Wasserchinesen zu Canton. Auch dort wohnen viele Tausende Chinesen auf den im Strome liegenden Flößen, da sie zu arm sind sich ein Haus oder einen Platz hiezu in der Stadt anzukaufen. Nach Ankunft der Holländer zu Palembang wurde es den Chinesen frei gestellt, an einem beliebigen Orte am Lande zu wohnen. Trotz dieser Erlaubniß blieb doch eine große Anzahl Chinesen, der alten Gewohnheit treu, auf ihren Flößen in der Nachbarschaft der Krokodile.

Miscellen.

Nachricht von Dr. Vogel. Ein Schreiben Hrn. Petermanns im Athen. vom 26 Mai meldet dessen Ankunft am Tsadsee, wo er alsbald erfuhr, daß eine Revolution in Kuka, dem Hauptort von Bornu vorgefallen sey, die dem Sultan den Thron, dem Wesir das Leben gekostet hatte. Der neue Sultan, des vorigen, Bruder, soll ein Mann von Energie und Verstand seyn, auch bereits einen Brief an Hrn. Gaglinffi, den englischen Consul in Murzuk, geschrieben haben, dem zufolge die Expedition Hrn. Vogels und Barths alle Unterstützung von ihm zu gewärtigen habe. Dr. Vogel meldet, daß er die Höhe des Tsadsee gemessen und ihn nur 850′ über dem Meere gefunden habe. Dieß ist bedeutend unter der bisherigen Annahme,[1] wodurch die Landsenkung in Central-Afrika noch bedeutender erscheint. Das Land im Nordwesten des Tsadsees hatte Vogel im Durchschnitt auf 1200′ Höhe gefunden; Chartum im Osten am Nil und schon etwas nördlicher liegt nach Russegger 1525′ über dem Meer. Das Land im SW des Tsadsees, welcher das Bassin des Schary und seiner Nebenflüsse umfaßt, dehnt sich 2—300 (engl.) Meilen weit als ungeheure, nur schwach gegen den See geneigte Ebene aus; daraus kann man schließen, daß der Benue-Tschadda, den Barth im Lande Adamawa entdeckte, in einem nicht sehr hoch gelegenen Thale läuft, und somit wahrscheinlich der Schifffahrt durch Schnellen keine besondern Hindernisse in den Weg legt. Dieß ist für den Erfolg des jetzt zur Erforschung des Tschadda abgegangenen Dampfschiffes Pleiad, auf dem sich auch ein Deutscher Hr. Bleek, bekannter Erforscher der afrikanischen Sprachen, befindet, von großer Wichtigkeit.

*

Unerwartete Entdeckung Rawlinsons. Bisher glaubte man, Alexanders Eroberung Asiens und die darauf folgende griechische Herrschaft habe die dortige Cultur unterdrückt, und es gebe keine Keilschrift aus späterer Zeit als Alexander. Dieß ist jetzt nach Rawlinsons Angabe widerlegt, und kann zu wichtigen historischen Aufschlüssen führen. In dem vom Athen. (26 Mai) mitgetheilten Bruchstück eines Briefes von Rawlinson heißt es: „Hr. Boucher hat mir von Hrn. Loftus aus Warka Tafeln (tablets) gebracht, und aus welchem Zeitalter glauben Sie, daß solche stammen? Aus dem syromacedonischen! Sie sind alle aus verschiedenen Jahren der Regierungen von Seleucus und Antiochus dem Großen datirt. Ueber die königlichen Namen kann kein Zweifel seyn, der von Antiochus lautet Antiakus oder Antijakus. Die Siegel der Zeugen sind gleichfalls meistens griechische Köpfe, griechische Figuren und Sinnbilder, und ich vermuthe, daß die Namen gleichfalls griechisch in babylonischen Charakteren sind, ob ich gleich sie noch nicht herausbringen konnte. Der Inhalt der Tafeln sind bloße Geschenke an Tempel zu Warka, und die Einzelnheiten der Vertheilung in Gebeten und Opfern an die verschiedenen Götter. Es ist eine wahre Freude, sich endlich auf festem, wohl betretenem Boden zu finden. In der babylonischen Schrift, in Sprache und Mythologie war bis herab ins dritte Jahrhundert vor Chr. kein merklicher Unterschied. Warum sollen auch die Inschriften nicht so weit herab sich erstrecken als die Hieroglyphenschrift? Es war eine bloße Vermuthung, daß die Keilschrift mit den Achämeniden erloschen sey. Ich hoffe jetzt mehreres aufzufinden über Alexanders Feldzüge und die ganze griechisch-asiatische Geschichte, von der wir so wenig wissen."

*

Inschriftensammlung in Frankreich. Das Comité für Sprache, Geschichte und Künste hat in mehrern neueren Sitzungen (s. Athen. Franç. 27 Mai) sich mit einer allgemeinen Sammlung derselben beschäftigt, und Hrn. Leon Renier mit der Zusammenstellung beauftragt. Seiner Angabe nach liefert die Gaule Narbonnaise etwas mehr als 2700, und mit Einschluß der Seealpen 3000; die drei andern Provinzen, Lyonnaise, Aquitaine und Belgique etwa 2000, die der beiden Germania (etwa 2000) will man weglassen, da theils schon Sammlungen bestehen, theils die Berliner Akademie sie ihrer Sammlung einverleiben will. Letztere wollte auch die französischen sammeln, um eine allgemeine Sammlung herauszugeben, dieß stachelte aber den Ehrgeiz des Comité's, das sich nicht auf diese Weise von der Berliner Akademie überflügeln lassen wollte.

[1] 1200′, wenn wir nicht irren. A. d. R.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 23. 9 Junius 1854.

Geologische Karte von Südamerika.

Es ist uns eine solche Karte zugekommen, welche ein Hr. Fr. Fötterle, Adjunct des kais. öster. geologischen Instituts, in Auftrag seines Chefs, des Sectionsraths Heidinger, verfaßt und welche eigentlich für Brasilien bestimmt ist, denn die ganze Nomenclatur ist in portugiesischer Sprache; wahrscheinlich ist sie von dem durch seinen Eifer und seine Thätigkeit bekannten kais. brasilianischen Generalconsul Sturz veranlaßt worden, vermuthlich um Leuten in Brasilien selbst, die sich um solche Dinge bekümmern, Anleitung zu geben, die Sache nach und nach aus eigener Anschauung zu verbessern und zu vervollkommnen. Sie ist als handschriftlich zu betrachten, denn sie ist nicht gravirt, sondern nur abgeklatscht; als Grundlage ist die Karte von Spix und Martius vom Jahre 1825 benützt, nur ist sie ziemlich stark verkürzt und ihr Maaßstab ist wie 1:15,000,000. Große Genauigkeit darf man also trotz der möglichst sorgfältigen Durchforschung der verschiedenen Reisen nicht suchen, und es handelt sich bloß um eine allgemeine Uebersicht. Diese ist denn aber sehr interessant und einige Einzelnheiten mögen hier Platz finden.

Von 35°—52° W. L. und zwischen 0°—5° N. B. dehnt sich ein Granitbezirk aus, der namentlich die Gebirge zwischen Guiana und Brasilien umfaßt. Ihm folgt in ungeheurer Ausdehnung, den ganzen Mittel- und Unterlauf des Amazonenstroms umfassend, und an der Mündung südwärts und nordwärts sich ausdehnend eine Tertiärformation, die hauptsächlich aus Sandstein, Mergelschiefer und Schieferthon besteht und auch im Westen mit den Llanos von Venezuela zusammenhängt. Merkwürdig ist aber vor allem, daß dieß Gebilde, dem doch der ganze Oberlauf des Beni angehört, ungefähr unter 12° S. B. und 48° W. L. mit einem Diluvium (Lehm) wechselt, das sich über die Wasserscheide hinüber und dann längs des rechten Ufers des Paraguay in einem verhältnißmäßig schmalen Streifen bis über die Mündung des La Plata hinauszieht. Dieser Streif am Paraguay und Parana hin ist links und rechts von der hauptsächlich aus Sandstein und Mergelschiefer bestehenden Pampaformation begleitet, in dem mittlern lehmhaltigen Diluvialstrich aber liegen die ungeheuern Massen von Säugethierresten, die merkwürdigerweise denen, die viel weiter gegen Osten im Gebiet des San Francisco von Lund aufgefunden wurden, entsprechen. Freilich kennt man diese Lehmformation erst im untern Theile des Parana, höher hinauf, im sogenannten großen Chaco ist sie noch unbekannt und ununtersucht.

Während die nördliche Granitformation sich ganz genau in westöstlicher Richtung ausdehnt, läuft eine zweite in südsüdwestlicher von Ceara bis Porto Alegre, d. h. von 3° bis 30° herab, und in derselben Richtung erhebt sich noch eine Granitinsel im Staate Uruguay mitten aus dem Diluvium empor. Dadurch wird ganz Südamerika im Osten eingerahmt. Merkwürdig ist die Vertheilung der vulcanischen Formationen, von denen man in Brasilien bis jetzt gar nichts bemerkt hat; sie finden sich nur auf der Westseite. Von Popayan (2° N. B. bis etwa Guayaquil (3° S. B.) erheben sie sich im Gebirg aus dem Kreidekalk und Mergel in geringer Breite hervor, eine kleine inselartige Erhebung findet sich, gleichfalls aus dem Mergelkalk, um Caxamarca (8° S. B.), die breitere Erhebung [1], die auch den ganzen Küstensaum einnimmt, beginnt erst unter 14° und geht bis 25°, also etwas südlich von Cuzco bis zur Gränze von Chili. Von hier an geht nur ein schmaler Streif auf der Ostseite der Anden bis etwas unterhalb Mendoza (33° S. B.) herab; westwärts davon auf dem ganzen Westabhang der Cordillerenkette ist wieder ein schmaler Streif Kalkformation und dann am westlichen Ufer ein noch schmalerer Streif Sandstein, ähnlich dem der Pampas. Beachtenswerth ist, daß die reichen Kupferminen in Copiapo und an andern Orten Nord-Chili's gerade in den mittlern Strich der Kalkformation zwischen den Sandstein und das vulcanische Gebiet fallen.

Es ist überflüssig, weitere Einzelnheiten zur Charakterisirung der Karte anzugeben; wir betrachten sie als einen neuen Schritt zu einer wissenschaftlichen Begründung der Forschung nach Metallen und Mineralien verschiedener Art; die Wissenschaft geht dahin, zu zeigen, wo nach den allgemeinen Lagerungsverhältnissen diese oder jene Metalle und Mineralien sich finden müssen. Wir heben z. B. aus den Bemerkungen, mit denen Hr. Fötterle in einem (lithographirten) Privatschreiben seine Karte begleitet hat, die heraus, daß im Amazonengebiet vielfach schon Kohlen und Lignit vorgekom-

[1] Diese schließt auch den Titicacasee zu drei Viertheilen ein, südlich von demselben im Bassin des Desaguadero ist aber wieder Diluvium (Lehm) wie am Parana und Paraguay.

men ſind, und daß „bei einer ſo ausgedehnten wenigen Ablagerung, wie ſie im Amazonenbecken ſtattfinden mußte, das einzelne Vorkommen des foſſilen Brennſtoffs als Wahrzeichen dienen kann, daß derſelbe noch an vielen andern Orten in hinreichender Ausdehnung ſich finden muß.“ Die Beſchiffung des Amazonenſtroms mit Dampfbooten hat kaum begonnnen, wird aber im Laufe des nächſten Jahrzehends ungeheuer ſich ausdehnen, und verſpricht um ſo lohnender in jeder Beziehung zu werden, je weniger es an und in der Nähe des Stroms an Kohlen fehlen wird. Die Entwerfung der Karte, wie oben erwähnt wahrſcheinlich durch den kaiſ. braſ. Generalconſul Hrn. Sturz veranlaßt, iſt an und für ſich ſchon ein Beweis, daß man ſolche Ergebniſſe in Ausſicht nimmt.

Chriſtliche Alterthümer Griechenlands.

(Ruſſ. Journal des Miniſt. der Volksaufklärung. März 1854.)

2. Wanderungen im Peloponnes. Erſter Abſchnitt.

Die Geſchichte der Kirche weiß nichts davon, daß Athen je eine beſondere Bedeutung in der chriſtlichen Welt gehabt hat. In den erſten Jahrhunderten des Chriſtenthums bildete das jetzige Griechenland eine Provinz des Reichs unter dem Namen Achaia, deren Hauptſtadt in verſchiedenen Zeiten verſchiedene Städte waren, niemals aber Athen, obgleich dieſe Stadt ohne Zweifel durch ihre wiſſenſchaftliche Bedeutung eine der erſten in Griechenland ſeyn mußte. Wegen ihrer politiſchen Unbedeutendheit erwähnt ihrer die Geſchichte ſelten, und deßhalb iſt ihre Vergangenheit uns faſt gänzlich unbekannt. Mit dem Fall des Heidenthums verlor ſie ihre letzte Bedeutung. Vom 6ten bis 12ten Jahrhundert iſt es als hätte ſie gar nicht beſtanden, nur hie und da wird erwähnt, daß irgend ein Kaiſer einen ſeiner Hofleute nach Athen geſchickt habe. Inzwiſchen beweiſt der Reichthum an chriſtlichen Denkmälern aus byzantiniſcher Zeit in Athen und deſſen Umgebungen unwiderſprechlich, daß Athen mit chriſtlichem Leben erfüllt war, auch zu der Zeit, wo niemand von ihm ſprach und wußte. [1] Von wem, wann und wie dieſe Denkmäler errichtet wurden, das zu wiſſen wäre im höchſten Grade merkwürdig und nützlich; indeß iſt dieß eine der ſchwierigſten Fragen der chriſtlichen Archäologie. Unzweifelhaft iſt nur, daß zu ihrer Erklärung mehrere beſondere, von dem gewöhnlichen Gang des atheniſchen Lebens unabhängige Umſtände erforderlich waren. Ein ſolcher Umſtand war nach der Sage oder vielmehr richtiger nach der Meinung der Athener, daß einige Athenerinnen das Glück hatten, den kaiſerlichen Thron zu beſteigen. Selbſ. Glückliche waren drei: Eudoxia, Irene und Theophano. Der Name der erſten Eudoxia oder Athenais iſt einer der bedeutendſten und anziehendſten in der byzantiniſchen Geſchichte, der Name Irenens iſt berühmt als der der Wiederherſtellerin des alten Glaubens. Endlich iſt auch Theophano nicht unbekannt in der traurigen Reihe der unfreiwilligen Förderer des Falls des Reichs. Wir haben ſchon Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß man nicht wohl annehmen kann, Eudoxia habe alle die alten atheniſchen Kirchen gebaut, aber Irene († 802) und Theophano konnten ſehr wohl die Erbauerinnen ſeyn. Ihre Zeit ſtimmt am beſten mit dem architektoniſchen Styl der atheniſchen Kirchen. In den folgenden drei Jahrhunderten finden wir keinen für die Verſchönerung Athens ſo günſtigen Umſtand, und haben durchaus keinen Grund anzunehmen, daß es zur Zeit der Frankenherrſchaft ſo geſchmückt wurde, was auch zu Gunſten dieſer Anſicht Frankomanen, wie Buchon, ſagen oder denken mögen.

Die Pflicht gewiſſenhaften Forſchens fordert, ſich nicht ausſchließlich auf die Denkmale eines einzigen Orts zu beſchränken, ſondern ſie in möglichſt großer Menge aufzuſuchen, wo man ſie auch finden mag. Wie richtig dieß ſey, fühlen wir bei dem erſten Verſuch, unſere Anſichten über die atheniſchen Denkmäler in Verbindung und Ordnung zu bringen. Nur durch die Vergleichung mit andern ähnlichen Denkmälern Griechenlands, namentlich mit denen, die eine beſtimmte Chronologie haben, könnten wir hoffen einigermaaßen ſichere Beweiſe für die Geſchichte und die chriſtliche Archäologie zu finden. Couchaud mit ſeinem ſchönen Werk beſtärkt uns in dieſer Hoffnung. Namentlich ziehen wir die chriſtlichen Alterthümer von Miſithra, dem Sparta der alten Zeit, herein, welche auch in dieſer Beziehung als die Nebenbuhlerin Athens gelten kann. Nachdem wir über die alten Kirchen Griechenlands geleſen, was ſich zuſammenbringen ließ, und uns mit guten Karten verſehen hatten, nahmen wir die erſte freie Zeit, um uns auf die archäologiſche Wanderung zu begeben. Vorerſt ſchien es uns genügend den Peloponnes zu umkreiſen, von Korinth über Patras, Pylos, Kalama nach Sparta, und von da über Tripolizza, Argos und Nauplia nach Hauſe zurückzukehren. Am anziehendſten waren für uns Megaſpilion mit einer Kirche angeblich aus dem 5ten Jahrhundert und dem älteſten Bild der Mutter Gottes im Orient, Patras mit dem Grab des Apoſtels Andreas, das Städtchen Chriſtiano nahe bei der Stadt Kyparifſa (dem alten Arkadia) mit den Trümmern der größten Sophienkirche in Griechenland, Miſithra mit drei oder vier alten Kirchen, die Ortſchaft Samari mit den Trümmern einer ſehr merkwürdigen Kirche, Muchli, Monembaſia u. a. Was das merkwürdigſte kirchliche Alterthum, das Kloſter des h. Lukas in Weſtgriechenland, betrifft, ſo konnten wir dieß bei der bequemen Verbindung zu allen Zeiten beſuchen. Dagegen mußten wir auf eine ſpätere Reiſe die mit dem pomphaften Namen Hekatompylos (hunderthorig) bezeichnete Kirche auf der Inſel Paros verſchieben, welche ein Schüler von Anthemius, der die Hagia Sophia in Konſtantinopel gebaut, errichtet haben ſoll. Außerhalb des Königreichs Griechenlands lockten uns zwei chriſtliche Kleinodien, die reich mit Marmor und Moſaiks verzierte Kirche des Kloſters der Panagia auf der Inſel Chios aus der Zeit des Kaiſers Conſtantin Monomach, und die prächtige Kirche der troſtreichen Mutter Gottes in der Stadt

[1] Wir laſſen uns begreiflicher Weiſe auf den Streit über die Frage, ob Athen wirklich 3 bis 400 Jahre öde geſtanden, nicht ein; wer ſich darüber belehren will, leſe die Streitſchriften von Fallmerayer und Roß in Prutz' deutſchem Muſeum v. d. J. A. d. U.

Arta aus den Zeiten der Comnenen, gleichfalls mit Mosaiks. Eine Besichtigung der Kirchen und übrigen Alterthümer des heiligen Berges konnte als Vervollständigung und Bestätigung der früher gesammelten Nachrichten dienen. Die drei letzten Gegenstände erschienen uns dermaaßen interessant, daß wir uns sogleich entschlossen hätten, sie vor allem andern in Augenschein zu nehmen, um nach ihnen als bekannten Daten das viele andere aus unbekannter Epoche zu bestimmen, aber politische Umstände gestatteten die Erfüllung dieses Wunsches nicht. Endlich stellte sich uns in den glänzendsten Farben Kleinasien dar, diese fast unberührte Fundgruben von Schätzen der kirchlichen Archäologie. Mögen sie bald unter der Hand und Feder irgend eines Forschers zu Tage treten!

Am 14 Julius um 6 Uhr Morgens trug uns der Postdampfer des Lloyd, Erzherzog Johann, hart an den Ufern Attika's vorüber. Etwa nach einer Stunde fuhren wir an der Küste von Salamis hin, welche theils kahle Felsen bietet, theils in den engen Schluchten zwischen den Bergen mit schwachem Wald bedeckt ist. Auf halbem Wege längs dem Ufer erblickten wir mit dem Fernrohre die Trümmer einer ziemlich großen Kirche in malerischer Lage. Wir erfuhren, es sey das Hagios Nikolaos, oder St. Nikolaskloster, das im J. 1833 zugleich mit vielen andern aufgehoben wurde. Nach den Angaben der Mönche eines andern Klosters in Salamis [1] war das Kloster des h. Nikolaus einst stark bevölkert, hatte viele Ländereien, und war — das Wichtigste von allem — reich an Wasser, so daß es in allen Beziehungen, wenn man ja irgend eines der Klöster aufheben mußte, besser gewesen wäre, das Kloster der Erschienenen (Mutter Gottes) aufzuheben. Aber wegen seines wunderthätigen Bildes in seiner Kirche, die sich durch ihre Heiligenmalereien auszeichnet, wurde das Kloster der Erschienenen vorgezogen; man hätte wenigstens das Nikolauskloster dem letztern einverleiben können, aber, wie der Igumen uns sagte, wollte die Regierung hierein nicht willigen. Links von unserm Wege hob sich in bedeutender Entfernung mit ihrem langen steilen Abhang die Insel Aegina und die gleichnamige Stadt hervor mit mehrern Trümmern aus der Heidenzeit und zwei Klöstern. [2] Von sonstigen kirchlichen Alterthümern hört man nichts. Die Stadt ist neu, und kann nur in Griechenland einen solchen ehrenvollen Namen tragen. Nach 4 Stunden schöner Fahrt erreichten wir den Isthmus von Korinth und stiegen in Kalamaki ans Land. Eine Ansammlung von 10 bis 15 Hütten mit dem Posthof der Dampfschifffahrtscompagnie, das ist alles was man in Kalamaki sieht. Einmal in der Woche, am Dienstag, ist Festtag im Dorfe, die übrigen sechs Tage sind Werktage ohne Unterschied von Sonntag und Feiertag, weil die wenig zahlreichen Bewohner noch nicht so viel zusammengebracht haben, um eine Kirche zu bauen und sich mit einem Geistlichen zu versehen, obgleich in Griechenland häufig eine ganze Kirche nicht mehr als 1000 Drachmen und die Unterhaltung eines Geistlichen nur 300 Drachmen im Jahre kostet. Am Tage der Ankunft des Dampfboots sammeln sich aus allen umliegenden Orten die Fuhrleute und Pferdevermiether zum Dienst der Reisenden. Man kann hier Wagen und Karren, Pferde, Maulthiere und Esel finden, wie es beliebt; wir wußten nicht, daß der Weg nach Korinth mit einem Wagen zurückzulegen ist, und nahmen Pferde, dazu zwei Führer (Agogiaten), und nicht ohne Mitleiden sahen wir, wie die armen Leute bei dem raschen Ritt hinter uns drein liefen. Nach Dreiviertelstunden kamen wir durch einen ungeheuern, weit umher zerstreuten Haufen grauer, regelmäßig behauener Steine, wie man glaubt, der Ueberrest einer großen Mauer, die einst den Isthmus von Meer zu Meer abschloß. Anderthalb Stunden später ritten wir an Steinbrüchen vorbei, aus denen man die Steine zu der Mauer gebrochen hatte. Der Berg von Korinth stand gerade uns gegenüber wie ein ungeheurer, zugehauener Kegel. Links davon erhob sich die Kette der Uferberge des Peloponnes. Rechts stieg einer der drei höchsten Berge Griechenlands zum Himmel, die alte Kyllene (7310′ Höhe), ein kahler, gelbgrauer Rücken, der auch jetzt noch in der heißesten Zeit des Jahres, wie es schien, an einer Stelle Schnee hatte. Jenseits desselben gerade am Horizont stieg der schwarze Berg (Mauronoros, 5415′ Höhe) empor, der den südlichen Rahmen der uns umgebenden Landschaft schloß. Hinter uns, jenseits des Meerbusens von Lepanto, dämmerte die Kette der Berge von Aetolis und Phokis, durchschnitten von einem mit Wolken gekrönten Gipfel, in welchem wir den unserer Einbildungskraft wohlbekannten Parnaß erkannten (7570′). Näher bei uns war ein anderer von geringerer Höhe, der Helikon (4700′). Gerade hinter uns stand der schöne Gerania (4230′). Ringsum Berge! der Anblick war wunderbar und reizend. Mehr und mehr deckte den Horizont vor uns der Berg von Korinth, und endlich standen wir an seinem Fuße. Einige geweißte Häuser mit einem Glockenthurm, einem halb eingestürzten Minaret und dem berühmten Namen Korinth waren das Ziel unseres ersten Reisetags.

Vor allem erfuhren wir, daß in der ganzen Stadt sich nur Eine Kirche, Pfarrkirche und Kathedrale, die Kirche zur Himmelfahrt der Mutter Gottes, mit drei Geistlichen, einem Mönch und zwei verheuratheten, sich finde. Die Kirche selbst gehört, dem Legen der Steine zufolge, der spätern Zeit an, und soll vor 140 Jahren aus den Trümmern einer alten Kirche, der Palaia Panagitza, erbaut worden sehn. Sie hat die Form eines Parallelogramms, mit einem halbrunden Altarvorsprung, drei oder vier kleinen engen Fenstern und einem Holzdach; sie bietet durchaus nichts merkwürdiges. Wir wandten uns zur Besichtigung der Alterthümer, und man sagte uns, gewöhnlich wollten die Reisenden vier Dinge sehen, den Tempel des Poseidon, die Feste, das Amphitheater und die Höhle der Aphrodite. Der Tempel befindet sich in der Stadt selbst und besteht jetzt aus sieben erhaltenen niedrigen und dicken Säulen von einem gelbgrauen porösen Stein, mit einem Architrav und einem Rest von Pflaster aus großen Fließen von gleichem Stein. Bemerkenswerth ist, daß an dem Orte, der dem bekannten architektonischen Styl den Namen gab, der einzige Architekturrest in dorischem Styl ist. An den Säulen bemerkt man hie und da Spuren einer feinen Stuccatur. Die Menge der an den Seiten der Säulen eingeschlagenen Oeffnungen beweist, daß der Tempel einst auch eine andere als die ursprüngliche Bestimmung hatte, indessen weist kein Anzeichen darauf hin, daß er je als Kirche diente. Einige Schritte davon gegen Norden ist eine fast in die Erde gesunkene Kirche zum h. Johannes, über welche gar nichts zu sagen ist. Als wir auf der Hauptstraße der Stadt bis zur Moschee mit dem halb-

[1] Dieß führt den Namen τῆς ὑπερκομένης, der Erschienenen.

[2] Eines derselben hat vier Kirchen, von denen eine über das achte Jahrhundert hinaufreichen soll.

umgeſtürzten Minaret gekommen waren, ſahen wir an den Mauern einen Reſt von einem alten Architrav mit einer lateiniſchen Inſchrift, welche Spon, der in den Jahren 1675 und 1676 hier reiste, noch vollſtändiger ſah, und gingen dann vor die Stadt hinaus nach dem Amphitheater, das ganz aus dem Fels gehauen iſt, und wie eine ungeheure Grube erſcheint. Hie und da bemerkt man noch kleine Stufen an den Seiten. Unter dem nördlichen Rand iſt eine Höhle mit einem Ausgang aufs Feld, die als Ein- und Ausgang des Amphitheaters und vielleicht auch noch zu etwas anderem diente. Am folgenden Tag früh begaben wir uns nach der Feſte, gewöhnlich Acrocorinth genannt. Die Höhe, welche auf dem Weg von Athen her ſich wie ein Kegel dargeſtellt hatte, erſchien jetzt anfangs geſpalten, dann wie ein gegen Weſten ſich hinziehender Rücken. Die Mauern der Feſte, größtentheils mit Zacken gekrönt, ſetzen durch ihre Höhe, Länge und die Mannichfaltigkeit ihrer Richtung in Erſtaunen. Die Akropole von Athen ſieht in Vergleich mit der korinthiſchen wie ein Kind aus. Als wir die erſte Höhe innerhalb der Mauern erſtiegen hatten, überblickten wir die ganze Stadt voll Trümmer aus der türkiſchen Zeit, und nicht ohne Mühe erreichten wir den höchſten Punkt, der mit einer kleinen eingeſtürzten Moſchee gekrönt war, welche mit zahlloſen Inſchriften von Beſuchern ausſtaffirt iſt. Die Ausſicht von hier iſt prachtvoll. Auf allen Seiten ſind Berge, von denen 3 oder 4 über 7000′ hoch. Nach dem Mauerrande hinabſteigend ſahen wir die Stelle, wo zur Zeit der türkiſchen Herrſchaft gewöhnlich die Feſtungsfahne aufgeſteckt war. Ihre ehemaligen furchtbaren Wächter, eiſerne Kanonen mit dem Wappen von Venedig und der Jahrzahl 1686, waren noch nicht von der Stelle gerückt, obgleich das aus ihren offenen Schlünden hervorwachſende Gras deutlich ſagt, daß ſie längſt aufgehört haben, menſchenvertilgend zu ſeyn. Weitergehend blickten wir in die Trümmer der Moſchee hinein, die jetzt als Arſenal dient, und wo einige Duzend mit Brennneſſeln überwachſene Kugeln liegen; wir ſtiegen weiter herab zu einem kleinen, ſehr ſchlechten Bau, einer Kirche des h. Demetrius, an der wir etwas ſehr merkwürdiges fanden, nämlich das marmorne Bild einer Märtyrerin in Hautrelief, eine Arſchine hoch und breit mit verunſtalteten Geſichtszügen und ausgelöſchter Namensunterſchrift. Ohne Zweifel iſt dieß ein Reſt der älteſten Epoche des Chriſtenthums, das noch willig und ohne Scheu die heidniſche Kunſt mit ihren materiellen Vollkommenheiten und ſittlichen Mängeln in ſich aufnahm. Immer weiter gehend ſtießen wir auf eine mit Marmorſtücken überſäete Stelle. Zwei Reihen ſchlanker Säulen, worunter zwei von farbigem Marmor, mit einer Menge Bruchſtücken von Karnießen, Capitälen mit eingehauenen Kreuzen, Fenſterſäulen u. ſ. w. bezeugen klar, daß hier einſt eine ſchöne Kirche ſtand, vielleicht die Metropole, von der Spon ſpricht. [1] In der Nähe findet ſich eine in der türkiſchen Zeit berühmte Quelle. Noch tiefer unten kamen wir durch eine kleine Kammer, in deren Innerem wir auf der Stukkatur Spuren von Malerei fanden; als wir die Feſtungsmauern von außen betrachteten, bemerkten wir an vielen Orten unter den Steinen kleine, dünne Säulen, Reſte von Karnießen u. ſ. w., Erzeugniſſe der byzantiniſchen Epoche. Am Abend desſelben Tages ſahen wir noch die vierte Merkwürdigkeit von Korinth, die Höhle der Aphrodite, beachtenswerth durch den regenartigen Waſſerfall und den Bach, der aus einer ſchmalen, klafterhohen Oeffnung hervorkommt. Dieſe Oeffnung geht dann in einem langen, man weiß nicht ob künſtlichen oder natürlichen Canal unter dem Berg fort, und beginnt, wie man ſagt, auf der Höhe in der Feſtung, die einen ſtaunenswerthen Waſſerreichthum hat; man verſicherte uns, man könne in dem Canal gehen. Am dritten Tag wiederholten wir die Beſichtigung des Amphitheaters, und als wir ein vom Waſſer ausgeſpültes Alterthumsſtück, von dem wir den Tag zuvor gehört hatten, aufſuchten, ſtießen wir völlig unerwartet auf die „Höhle des Teufels“, ähnlich den Grabniſchen der römiſchen und neapolitaniſchen Katakomben mit Ueberreſten von Malerei auf der Stukkatur, gleicher Art mit den Fresken von Pompeji. Das Bild eines Pan oder Faun (des vermeintlichen Teufels) nahmen wir zum Andenken an Korinth mit uns. Am folgenden Morgen nahmen wir Abſchied von demſelben.

Dieſe in längſt vergangenen Zeiten berühmte, reiche und prachtvolle Stadt weckt jetzt traurige Gefühle in dem Beſucher. Von ihren zahlreichen heidniſchen Tempeln iſt faſt nichts übrig geblieben, und mit den Denkmälern des chriſtlichen Lebens iſt es faſt dasſelbe, die türkiſche Zeit hat alles erdrückt und vernichtet. [1] Der Regent Griechenlands, geſegneten Andenkens, gab ſich die größte Mühe, den berühmten Ort wieder aufzurichten; dieſe ward zwar nicht mit dem gewünſchten Erfolg gekrönt, blieb aber doch nicht ohne Folgen. Jetzt iſt Korinth abermals eine Stadt, und zwar eine Eparchialſtadt; nur ein Drittel ihres Umfangs in der türkiſchen Zeit iſt bebaut, und enthält etwa 2000 Bewohner; der Anfang iſt gemacht, bei einem beſſern Gang der Dinge in Griechenland kann man auch ein beſſeres Loos für Korinth erwarten. Mit dem größten Vergnügen erfuhren wir hier, daß einer der Vorſteher unſerer Kirche, bewogen durch das rühmliche Andenken Korinths in der Geſchichte des Chriſtenthums, der wirklich unglaublich armen korinthiſchen Kathedrale einige heilige Gefäße zum Geſchenk gemacht habe. Gemäß der Schwäche der menſchlichen Natur, die wenn ſie etwas empfangen, immer mehr wünſcht, ſind die korinthiſchen Chriſten ſtets von der Hoffnung belebt, daß mit Unterſtützung ruſſiſcher Großmuth mit der Zeit eine wenn auch nur einigermaaßen angemeſſene, des Namens ihrer Stadt würdige Kirche gebaut werden ſoll. Und in der That, wenn man die große Moſchee niederreißt und auch nur den zehnten Theil des Materials aus den Trümmern der türkiſchen Stadt ſammelt, ſo kann man mit geringen Mitteln eine Kirche von bedeutendem Umfang erbauen. Man muß nur einer eiteln Leidenſchaft des jungen griechiſchen Geſchlechts zu Marmorbauten und Marmorverzierungen ſich enthalten, und die kunſtvolle Einfachheit der byzantiniſchen Architectur an deren Stelle ſetzen. Als wir eben aus Korinth abreiſen wollten, ſagte uns ein Geiſt-

[1] Er ſagt, in der untern Stadt ſeyen zwei Moſcheen und eine Kirche der Panagia geweſen, bei welcher der Metropolit von Korinth wohnte. Unter der Feſtung im Felſen nach der Stadt zu war eine andere kleine Kirche des h. Apoſtels Paulus. An der Veſte ſah er die Moſcheen und fünf oder ſechs kleine Kirchen, von denen die des h. Nikolaus die Metropolitankirche hieß. Schon zu ſeiner Zeit bot die obere Stadt einen Trümmerhaufen dar. In den Korinthern ſeiner Zeit ſah er Leute von ſehr ſchwacher Frömmigkeit, und meinte, mit Ausnahme des Erzbiſchofs habe kaum einer in der Stadt den Brief des Apoſtels Paulus an die Korinther leſen können.

[1] Das iſt nicht wahr, die Zeit vom 6ten bis 12ten Jahrhundert, wo noch keine Türken im Lande hauſten, hat viel mehr zerſtört, wobei noch der ſtarke Verfall in der Römerzeit gar nicht in Berechnung gezogen iſt. K. d. U.

licher der Stadt, daß man vor einigen Jahren beim Bau eines Hauſes nicht weit von der Moſchee die Grundmauern einer Kirche und eine Menge Bruchſtücke von Säulen und Marmorfließe mit Sculpturen gefunden habe, unter anderem eine Platte mit der ſehr merkwürdigen Inſchrift: Tiſch der Apoſtel, welcher jetzt auf den Tiſch des Allerheiligſten in einer kleinen Kirche vor der Stadt niedergelegt worden ſey, die wir leider nicht mehr ſehen konnten. Möchte die Kirche des h. Apoſtels zum Andenken des anderthalbjährigen Aufenthalts des Apoſtels Paulus in Korinth wieder errichtet werden!

Freitag den 17 Jul. brachen wir auf. Der Weg von Korinth gegen Weſten geht hauptſächlich in doppelter Richtung, und umkreiſt ſo den bedeutendſten der Berge des Peloponneſes, den Kyllene. Wir wählten den Weg am Ufer hin, von welchem wir jedoch eine kleine Abbeugung gegen SW machten, um das alte Sikyon zu ſehen. Schon Aldenhoven erwähnt in ſeiner Reiſe der großen Anzahl alter zerfallenen Kirchen in der Umgegend von Sikyon. Meine Einbildungskraft malte mir zum voraus dieſe koſtbaren Ueberreſte in den ſchönſten Umriſſen. Die Gegend, durch die wir zogen, duftete von Leben und Luſt. Das Ufer von Morea dehnt ſich mit Reben bedeckt in weiter Ebene längs dem Meere hin. Aus dem blauen Spiegel des Meerbuſens hob ſich in ungleichen Berghöhen das Ufer des Feſtlandes von Griechenland. Der poetiſche Parnaß und der Helikon theilten ſich unter einander in den nördlichen Horizont. Der erſtere war dießmal ohne Wolken, und zog mit ſeinen weißlichen in dem halbnebeligen Laſur verſchwimmmenden Gipfeln den Blick zum Himmel empor, der zweite lockte mit ſeinen freundlichen Umriſſen zu ſich hin, als wolle er ſchon auf Erden den Himmel verleihen. Das waren mindeſtens die Eindrücke der Apolloberge auf uns, die wir mit heidniſcher Phantaſie nicht allzureich ausgeſtattet waren.

Unter den glühenden Strahlen der Sonne beſtiegen wir den Hügel von Sikyon. Das arme Dorf Waſſiliko begrüßte uns im Namen der berühmten Stadt. Auf unſere erſte Erkundigung nach alten Kirchen ſagte man uns, daß außer der Dorfkirche zur heil. Dreifaltigkeit nichts bekannt ſey; bei Beſichtigung der Kirche fanden wir, daß ſie nach dem allgemeinen Plan der kleinen byzantiniſchen Kirchen mit einer hohen achtfenſtrigen Kuppel, vier Säulen darunter u. ſ. w. gebaut ſey. Bemerkenswerth ſchien uns eins: innen in der Kirche rund um die Fenſter läuft ein ſculpirter Marmorkarnieß. Eine grobe Stuccatur deckte die Kirche innen wie außen, und deßhalb kann man weder über die innere, noch über die äußere urſprüngliche Verzierung urtheilen. Als wir uns nach den heidniſchen Alterthümern von Sikyon umſchauten, ſtießen wir hart am Dorf auf die Trümmer einer kleinen St. Annenkirche aus großen grauen, viereckigen Steinen, die ohne Zweifel aus irgend einem ältern heidniſchen Tempel ſtammten. Nicht weit unterhalb der Kirche in einer Schlucht wuſch vor etlichen Jahren der Regen Trümmer aus, die wahrſcheinlich einem Theater angehörten. Der ganze Halbkreis iſt erhalten, und beſteht aus großen in regelmäßigen horizontalen Reihen gelegten Steinen. Ein weites Feld mit hie und da verſtreuten Steinen aus längſt verſchwundenen Gebäuden nimmt die Stelle der älteſten griechiſchen Stadt ein. Der einzige Gegenſtand auf demſelben, der von fern in die Augen fällt, ſind die Trümmer eines aus Backſteinen aufgeführten Palaſtes aus den Zeiten der römiſchen Kaiſer, Baſileon im Griechiſchen, woher auch der Name des Dorfes Waſſiliko. So wenigſtens erklärte uns den Namen der Eigenthümer des Hauſes, in welchem wir anhielten. Der Marktplatz der alten Stadt iſt im Süden von einer felſigen Anhöhe begränzt, und in dieſer ſind zwei andere Denkmäler des ſikyoniſchen Alterthums, das Stadium und das Theater ausgehauen. Auf beiden Seiten ſind die Stufen ſchon verſchwunden, aber die gewölbten Seitengänge des letztern ſind noch gut erhalten, und vor dem erſten ſteht, wie um den Eingang zu ſchützen, ein bemerkenswerther Ueberreſt der ſogenannten cykliſchen Baukunſt, eine Mauer aus grauen Steinen. Nirgends um dieſe Denkmale her fanden wir eine Spur chriſtlicher Bauten. [1]

Bei der Abreiſe aus Waſſiliko überſchritten wir einige tiefe, furchtbare Schluchten, ehe wir wieder ans ebene Ufer kamen, auf dem wir alsbald nach dem kleinen Dorfe Akrata kamen, das an der Mündung des Wildbachs Krathis liegt, in welchen ein zweiter, der Styx, fällt. Von da führte uns eine Wendung des Wegs gegen Süden ins Innere der achäiſchen Berge. Schroff ſtand die erſte Höhe über dem Meere, und mit Mühe und Furcht erſtiegen wir ſie auf Zickzackpfaden. Hinter dieſer erhob ſich ein zweiter, dann ein dritter Berg, und immer in der Ferne erblickten wir wieder Berge. Nachdem wir etwa 4000′ hoch geſtiegen waren, hatten wir einen überraſchenden Anblick: das ganze finſtere und furchtbare Bett des Krathis wand ſich vor unſern Augen dahin bis zu den letzten Höhen des Chelmes. Nichts ähnliches hatten wir bis jetzt geſehen. Nur über dem Krater des Veſuv hatten wir ein ähnliches Gefühl des Schreckens, der Abmattung, der Angſt, der Oede und Einſamkeit, als hätten wir vollkommen das Bewußtſeyn verloren. Man begreift, weßhalb der Styx bei den Alten als der Höllenfluß galt. Nach 6 bis 7 Stunden mühſeliger Wanderung und einer peinlichen, in der Tiefe einer furchtbaren Schlucht zugebrachten Nacht, erreichten wir am 19 Jul. Morgens das im Peloponnes berühmte Kloſter Megaſpilion (große Höhle). Es war gerade Frühgottesdienſt als wir hinkamen, und ſobald die Bruderſchaft uns bemerkte, zog ſie uns entgegen. Dieſer rührende Umſtand machte einen äußerſt wohlthätigen Eindruck auf uns. Wir küßten das Muttergottesbild, blieben beim Gottesdienſt, und begaben uns dann nach kurzer Ruhe zur Meſſe, welche nach der Sitte des Landes bald beendigt war. Zur gelegenſten Zeit waren wir in das berühmte Kloſter gekommen; ohnehin hatte der allen bekannte und geliebte Name der Ruſſen damals allgemeine Freude in Griechenland erweckt, namentlich unter der griechiſchen Geiſtlichkeit. Megaſpilion, der Mittel- und Ausgangspunkt der religiöſen Belebung der Griechen, iſt in der That mehr als alle andern Orte Rußland geneigt. Bei der Angelegenheit des Mönchs Chriſtophorus [2] war eine bedeutende Verfolgung

---

[1] Erſt ſpäter ſagte man uns daß irgendwo im Berge eine unterirdiſche und, was ſelten iſt, aus Backſteinen aufgeführte Kirche mit einer langen Marmortreppe zum Hinabſteigen und einer gewölbten Oeffnung für Licht und Luft ſich finde. Nach den Angaben beträgt ihre Länge ſechs Klafter, in Griechenland ein bedeutendes Maaß für eine Kirche.

[2] Chriſtophorus Papulakis hatte bei Gelegenheit kirchlicher Streitigkeiten ziemlich fanatiſche Predigten gehalten, und dadurch an einigen Orten das Volk in Aufregung gebracht. Es handelte ſich damals (1852) um die Frage, ob die Kirche des Königreichs Griechenland ſich wieder mit dem Patriarchat von Konſtantinopel vereinigen ſolle oder nicht. Es war darüber ein Vertrag, Tomus, mit dem Patriarchen geſchloſſen worden, und der Streit deßhalb war in ganz Griechenland, auch in den Kammern ſehr

gegen das Kloſter in Gang gebracht worden; man ſuchte in demſelben den Mittelpunkt einer nicht vorhandenen Verſchwörung, und die Bruderſchaft erinnert ſich noch recht lebendig der allgemeinen Durchſuchung aller Cellen des Kloſters durch einen Beamten aus Patras, zu welchem Nomos daſſelbe gehört. Der vermeintliche Bundesgenoſſe von Chriſtophorus, Kosma Phlamiat, ſtand in Verbindung mit dem Kloſter, und gab dadurch der Regierung Veranlaſſung zu den für die Bruderſchaft kränkenden Maaßregeln. Indeß entſprangen daraus für das Kloſter keine unangenehmen Folgen trotz aller Anſtrengungen einer nicht kleinen Zahl von Feinden ihm zu ſchaden.

Der erſte Gegenſtand, der unſere Aufmerkſamkeit im Kloſter auf ſich zog, war das wunderthätige, von dem Evangeliſten Lukas gemalte, oder vielmehr nicht gemalte, ſondern ausgearbeitete Bild der Mutter Gottes. Es ſteht am Südende des Ikonoſtaß, in einem Heiligenſchrank mit doppelter, einer ſilbernen und einer gläſernen Thüre. Selbſt das Brett des Bildes iſt mit vergoldeten Silberblättchen belegt, unter denen an einigen Stellen der alte gleichfalls vergoldete Beleg ſichtbar iſt. Das Bild ſelbſt iſt durchaus nicht bedeckt. Es iſt von dunkler Olivenfarbe, gewölbt und an den höhern Stellen faſt um zwei Zoll vorſtehend, aus einer Miſchung von Wachs und Maſtix gefertigt. Die Umriſſe ſind durch das Alter bedeutend verwiſcht, und dadurch erſcheint das Bild ziemlich roh. Das Geſicht der Mutter Gottes ſtellt ſich etwas erhöht dar. Das Kind ruht in ihrer rechten Hand, die ſeine rechte Schulter umfaßt, während des Knaben rechte Hand herabhängt und eine kleine Papierrolle hält. Dieß iſt das Bild, das den Ruf hat, aus apoſtoliſcher Hand hervorgegangen zu ſeyn. Die Geſchichte der von dem Evangeliſten Lukas gefertigten Bilder, ſo wie die der Kirchenmalerei überhaupt iſt bis jetzt nicht nur noch nicht genügend, ſondern auch nicht einmal in anſtändiger Weiſe erforſcht. Solange wir in Rußland waren, hörten wir nur von drei Bildern des h. Lukas, von denen zwei in Rußland ſelbſt waren. In Griechenland ſagte man uns aber, daß der Evangeliſt Lukas nicht drei, ſondern ſieben Bilder der Mutter Gottes hinterlaſſen habe, und daß ſie aus Wachs und Maſtix gefertigt ſeyen. Uebrigens hat ſich, um die verſchiedenen Ueberzeugungen in Uebereinſtimmung zu bringen, in Griechenland die Anſicht gebildet, daß von dem Evangeliſten Lukas nicht nur die ſieben Wachsbilder gefertigt, ſondern auch 70 Bilder gemalt worden ſeyen. Im allgemeinen können wir, ſo lange nicht ſichrere und beſtimmtere Nachrichten über die Kirchenmalerei geſammelt ſind, nicht beurtheilen, ob die gemalten Bilder oder die aus Wachs und Maſtix die ältern ſind. Außer dem wunderthätigen, Megaſpiliotiſſa genannten Bild der Mutter Gottes befindet ſich im Ikonoſtaß noch ein anderes gemaltes Bild der Panagia von größerem Umfang mit dem Kind in der linken Hand, dem man ein Alter von 700 Jahren zuſchreibt, was nicht unwahrſcheinlich iſt; das Bild führt wegen der Goldverzierungen an den Händen den Namen Chryſochera. Ueberſchriften fanden wir keine darauf. Bemerkenswerth iſt, daß auf der andern Seite auch ein Bild, eine Kreuzabnahme, ſich findet, und darunter ein Merkzeichen, daß es einſt an einer Stange aufgeſteckt war, und ſomit vermuthlich als Fahne diente [1]; die übrigen drei Bilder des Orts zeigten ſich zu unſerm Erſtaunen als ruſſiſche; alle waren anderthalb Arſchinen hoch und drei breit. [2] Auf dem Täuferbild iſt Johannes der Täufer ſelbſt in voller Lebensgröße abgebildet, auf dem Centralquadrat des Bildes aber in kleiner Geſtalt und mit Flügeln. Ueber dem Täufer Johannes iſt die heilige Dreifaltigkeit abgebildet, an den Seiten in acht Quadraten Ereigniſſe aus ſeinem Leben mit griechiſchen Inſchriften. Unter dem Bild iſt die Motette (τροπάριον) des Täufers in ſlawiſcher Sprache. Aus welcher Zeit dieſe drei Bilder ſtammen, iſt ſchwer zu ſagen; nach der Sprache und den ſlawiſchen Schriftzügen zu ſchließen können ſie nicht alt ſeyn; nach der auf der Einfaſſung des Chriſtusbildes eingehauenen griechiſchen Inſchrift wurden ſie im J. 1754 hieher gebracht, und ſtammen augenſcheinlich von dem Berge Athos.

Außer den Bildern des Ikonoſtaß ſchien uns noch ein Bild der Vorhalle bemerkenswerth, welches die Mutter Gottes in ſitzender Stellung mit dem Knaben in den Händen darſtellt, und vor ihr ſtehend eine Fürſtin. Nach einer mangelhaften griechiſchen Inſchrift zu ſchließen iſt das Bild ein Vermächtniß einer Fürſtin aus der Familie der Paläologen, welche in der Blüthe ihrer Jahre ſtarb, und wahrſcheinlich im Kloſter begraben wurde. Das ganze Bild iſt ſehr gut gemalt, und erſcheint vollkommen friſch. Bemerkenswerthe Gegenſtände der kirchlichen Schatzkammer ſind zwei ſilberne und vergoldete ſtehende Kreuze von wunderbar feiner und künſtlicher Arbeit, aber nicht alt; im Innern ſind Theile des wahren Kreuzes. Einige in Silber gefaßte Hände von Heiligen und ein Evangelium von großem Werth gehören gleichfalls dazu. Bemerkenswerth iſt auch ein Igumenenſtab von Silber mit Vergoldung, Email und zwei entgegengeſetzten Köpfen. Nach einer griechiſchen Inſchrift darauf ſollte er aus dem J. 1129 ſeyn, [3] aber zu jener Zeit zählte man noch nicht nach der chriſtlichen Aera, und wahrſcheinlich ſoll die Zahl 7129 d. Welt, d. h. 1621 nach Chr. ſeyn, was viel wahrſcheinlicher iſt.

Die Kirche ſelbſt ſchien uns, gegen unſere Erwartung, bei weitem nicht ſo alt, obgleich ſie einen alten byzantiniſchen Typus trägt. Nach dem großen Brande von 1640, der nach den Angaben der Zeitgenoſſen vom Kloſter keinen Stein auf dem andern gelaſſen hat, iſt von der alten Kirche nichts erhalten geblieben. Da jedoch, wie man jetzt noch im Kloſter ſagt, die Kirche nach dem Brand umgebaut und vergrößert wurde, ſo iſt wohl anzunehmen, daß die alte Kirche nicht ganz verſchwunden iſt, und daß man ſie in der neuen noch ſuchen muß. Und in der That zeigt auch der Plan der jetzigen Kirche, daß ſie dieſelbe ſeyn muß, wie die alte: ſie iſt ein längliches Viereck mit vier Säulen in der Mitte, auf denen eine liegende Kuppel ruht. Die Oſthälfte der Kirche iſt aus dem

heftig. Papulakis Predigten hatten aufrühreriſche Bewegungen zur Folge, gegen welche Truppen abgeſchickt werden mußten; aber der damalige Kriegsminiſter, der auch jetzt wieder eine Rolle ſpielt, Spiro Milos, ſchickte ſo wenig Truppen, daß man laut ſagte, er ſtecke mit Papulakis unter Einer Decke. Die ruſſiſche Partei förderte auf alle Weiſe die Wiedervereinigung mit dem Patriarchat. A. d. U.

[1] Nach der Angabe des Pater Conſtantin Oekonomos in einer 1840 zu Athen erſchienenen Schrift über die Heiligthümer des Kloſters ſagt, daß die Väter mit dieſem Bild bei Regenmangel einen Kreuzgang halten, und daß gewöhnlich nach dem Gebet Regen erfolgt.

[2] Auf dem Muttergottesbild ſteht auf der einen Seite προπάτωρ, auf der andern Seite τῶν Ἡλιῶν ἡ ἔλευσις.

[3] Die Jahrzahl iſt mit ΑΡΚΘ bezeichnet.

Felſen der Höhle gehauen, die andere Hälfte daran gebaut. Der Charakter des ausgehauenen Theils iſt ſehr alt, und zeugt keineswegs für das 17te Jahrhundert, die Zeit des Umbaues der Kirche. Ihr entſpricht der Anbau völlig genau, ſo daß ſie nur gleichzeitig ſeyn können; die Kirche in ihrer jetzigen Geſtalt trägt alſo den Stempel der urſprünglichen. Was die Umbauten und Vergrößerungen nach dem Brande betrifft, ſo kann man dieß auf die Vorhalle der Kirche beziehen. Da letztere innerhalb der Höhle angelegt iſt, ſo fehlt es ihr natürlich an Licht, und alles, was ſie davon erhält, tritt durch das weſtliche Hauptthor ein. Drei kleine Fenſter in der Kuppel auf derſelben Seite erhalten ihr Licht von den Fenſtern der Kloſtermauer, und geben darum in die Kirche nur einen ſchwachen Schimmer. Die ganze innere Fläche der Mauern und Gewölbe iſt mit ſehr guten Bildern bedeckt, deren Zahl man im Raum der Kirche und in den Vorhallen auf 5000 rechnet. Die Malerei rührt vom J. 1653 her, und iſt das Werk eines Geiſtlichen, Namens Manuel Andron, aus Nauplia, wie dieß über der Eingangsthüre bemerkt iſt. Von der älteſten Wandmalerei iſt nichts übrig geblieben. Rings um die große Kirche ſind ſechs kleine ſehr enge und niedrige Capellen gebaut, deren Wände gleichfalls größtentheils mit Malereien verziert ſind. In einer derſelben, der der heiligen Euphroſyne, zeigt man oben eine Vertiefung oder Oeffnung, in der einſt der Altartiſch einer ältern Kirche ſtand, an welchem vielleicht der Evangeliſt Lukas, als er ſich in der Höhle aufhielt, den Gottesdienſt verrichtete. [1]

(Schluß folgt.)

Briefe aus den toscaniſchen Maremmen.

VII.

(Athen. 20 Mai.)

Pitigliano.

Man hat geſagt, nichts bezeichne unſer gegenwärtiges Zeitalter ſo ſehr, als die allgemeine Eile. Die, welche ſo ſprechen, haben gelegentlich bemerkt unſer Far-niente-Italien bei ihrem Ueberblick der lebendigen Welt — wie es dieß vielleicht verdient — ausgeſchloſſen. Von dem fortſchreitenden Theil des Menſchengeſchlechts iſt der Satz richtig: jedermann hat mehr zu thun als er in der ihm gewährten Zeit ausführen kann. In den Tagen einer ſo geſtellten Generation iſt die große Straße, metaphoriſch wie wörtlich, alles: die große forteilende Welt will nicht von ihrem Weg ablenken; Perſonen und Sachen, die auf dem Wege liegen, werden durch ihren ruhmverleihenden Blick mit Glanz übergoſſen oder von dem Glück, das auf ihr Lächeln folgt, gehoben; die welche durch das Loos oder durch ihre Wahl in die Seitenpfade und ruhigen Ecken geſchoben ſind, müſſen zufrieden ſeyn, unbeachtet und vergeſſen zu bleiben. Und daran hängt eine Geſchichte, deren Lehre eine viel weitere Anwendung hat, und die auch für die Lage und das Schickſal der wunderlichen kleinen Stadt gilt, in der ich geſtern Abend ankam.

Pitigliano liegt etwa zehn (engl.) Meilen von Ponte Centino, durch welches die große Straße von Florenz nach Rom führt. Aber von all der Unzahl engliſcher, amerikaniſcher, franzöſiſcher und deutſcher Reiſenden, die neugierig nach allem ſich umſchauen, was des Schauens werth iſt, und dieſe Straße ziehen, denkt auch von 100,000 nicht Einer daran, einen Fleck zu beſuchen, der mehr Intereſſe bietet als mancher berühmte Ort, der ſeine Pilger zu Tauſenden zählt. Er iſt zehn Meilen außer dem Weg, welcher unglücklichen Thatſache ich auch noch, um nicht den Fluch irgend eines irrenden Ritters oder einer Dame, welche nach Leſung dieſer Zeilen das Abenteuer wagen möchten und dem Luxus von Betten und Mahlzeiten ergeben ſeyn könnten, auf mich zu laden, hinzufügen muß, daß es höchſt problematiſch iſt, ob ſie irgend etwas der Art in Pitigliano finden. In der elenden kleinen Oſterie iſt ganz gewiß nichts zu holen. Nachdem ich ſo mein Gewiſſen ſalvirt, will ich alles mögliche thun, meine Leſer zur Nichtachtung meiner Warnung zu bewegen.

Alle, Vornehme und Geringe — es gab eine Zeit, wo die erſtern ziemlich andauernd durch Pitigliano zogen — welche noch vor einigen Jahren nach Pitigliano kamen, mußten dieß zu Pferde oder in einer noch primitiveren Weiſe des Fortkommens thun, denn andere Straßen als Reitpfade gab es gar nicht, und die ganz eigenthümliche Beſchaffenheit des umliegenden Diſtricts iſt auch der Art, daß ſie den Mangel entſchuldigt oder wenigſtens erklärt, und es mußten, oder vielmehr müſſen Schwierigkeiten nicht gewöhnlicher Art überwunden werden, um die Straße anzulegen, welche jetzt von Orbitello nach Ponte Centino auf die große römiſche Straße führt. Wenn der Reiſende von Südweſten her ſich Pitigliano nähert, ſieht er deſſen Thürme und Dächer ſcheinbar auf der ungebrochenen Ebene ſtehen, die er durchzieht. Man glaubt, faſt einen Stein in die Stadt hineinwerfen zu können und in höchſtens fünf Minuten ſich am Ziel der Reiſe zu befinden, aber der Weg macht zwiſchen einigen Baumgruppen auf einmal eine Wendung, und plötzlich ſteht der Wanderer an dem ſchroffen Rande einer 3 bis 400 Fuß tiefen Schlucht, welche ihn von der Stadt ſcheidet. Die Abhänge dieſer tiefen Schlucht ſind theils nackte Felſenwände, theils mit Bäumen und Immergrün bekleidet, und in der Tiefe läuft ein ſchimmernder Fluß. Zwei andere ganz ähnliche Schluchten, gleichfalls mit Bächen in der Tiefe, öffnen ſich in die erſtere, und dieſe läuft auf der einen Seite der Stadt, während die andern die andere Seite

[1] Die älteſte Geſchichte des Kloſters iſt kurz folgende: zwei Mönche, leibliche Brüder, Simeon und Theodor, um 310 bis 320 in Theſſalonich geboren, durchwanderten die heiligen Orte, und ſahen zu Jeruſalem im Traum die Mutter Gottes mit den Apoſteln Andreas, Paulus und Lukas; ſie befahl ihnen nach dem Peloponnes zu gehen, und dort das Chriſtenthum zu verkünden, indem ſie dort ihr von den Evangeliſten gemaltes Bild finden würden. Sie ſuchten lange, entdeckten endlich in Folge einer beſondern Offenbarung die Höhle, und fanden hier die Ziegenhirtin Euphroſyne, welche den Tag vor ihrer Ankunft in wunderbarer Weiſe das Bild in der Höhle erblickt hatte. Die Väter ließen ſich hier in der Höhle nieder und gründeten das Kloſter, das ſpäter von verſchiedenen Kaiſern beſonders in Schutz genommen wurde. Der obenerwähnte Verfaſſer der Geſchichte des Kloſters beruft ſich darauf, daß nach der Lebensbeſchreibung des Ev. Lukas derſelbe in Achaia das Chriſtenthum gepredigt, und nach Hieronymus auch daſelbſt ſein Evangelium niedergeſchrieben, es ſey ſomit wahrſcheinlich, daß er einige Zeit ſich ſelbſt in der Höhle aufgehalten und dort auch das Bild der Mutter Gottes gemalt habe.

umkreisen, so daß die Stadt zwar wirklich auf gleicher Höhe mit dem umliegenden ebenen Lande, aber doch gleichsam auf einem isolirten hohen Felsgipfel liegt und nur vermittelst einer schmalen Landzunge mit der übrigen Ebene zusammenhängt. Nähere Untersuchung bewies mir, daß der umliegende District sich durch dieselbe Erscheinung auszeichnet. Diese ganze von der Fiora im Norden begränzte und weit über die römische Gränze hinaus gegen Süden sich erstreckende Ebene ist eine mächtige Ablagerung von vulcanischem Tuff, und alle Gewässer der umliegenden Höhen haben sich in den porösen Boden der Art eingeschnitten, daß Pitigliano wie auf einer schmalen Landspitze steht. Lyell hat ein ganz ähnliches geologisches Vorkommen in Toscana, etwa 50 Meilen weiter gegen Norden, im eilften Capitel seiner Grundsätze der Geologie beschrieben. Die Gegend um Pitigliano ist aber viel interessanter für den Geologen, und verdient wohl eine genauere Untersuchung und Beschreibung.

Ein anderer interessanter Gegenstand bietet sich in diesem District dem Naturforscher dar, nämlich eine Masse seltsam sich widersprechender und schwer zu erklärender Thatsachen über das anscheinend ganz launenhafte Vorhandenseyn der Malaria an einem und ihre Abwesenheit an einem andern Fleck. So seltsam sind die Erscheinungen, daß Repetti nach wiederholten Versuchen sie zu erklären, voll Verzweiflung ausruft, „wenn geographische und physische, binnenländische oder maritime Lage als Elemente zu betrachten sind, auf die man eine Erklärung bauen kann, so sind sie es in diesem District nicht mehr."

Aber für den bloßen Freund der Natur, welcher das Malerische und Schöne aufsucht, sind diese mächtigen Einschnitte in die Erdkruste, welche dem Geologen eine deutlich geschriebene und höchst interessante Seite ihrer Geschichte liefern, eine Quelle unendlichen Vergnügens und Erstaunens. Selten bieten sich im Umkreis weniger Meilen dem Griffel des Skizzenzeichners so zahlreiche interessante Bilder dar. Diese tiefen Schluchten, die sich unter allen möglichen Ecken durchschneiden, mit ihren Bächen, rohen Brücken nnd alten Wassermühlen, mit ihren steilen, bald bewaldeten, bald kahlen gelben Wänden, die an dem einen Ort zu unzähligen Kellern, Rindvieh- und Schweineställen, zum Theil selbst zu Wohnungen in Steckwerken über einander, wie die Schießscharten einer Veste, ausgehöhlt, an andern von Alters her zu labyrinthartig sich durchkreuzenden Pfaden eingeschnitten sind, so tief, daß sie fast bedeckten Wegen gleichen, an den Abhängen auf- und abwärts sich winden, und früher die einzigen Verbindungswege waren — alles das in tausendfach verschiedener Weise durchschlungen und beleuchtet, mit den finstern, alten Häusern der Stadt darüber, liefert eine unendliche Menge eben so neuer als malerischer und interessanter Bilder. Der Tuff, aus welchem all dieß Gestein besteht, hat die Eigenschaft an der freien Luft hart zu werden, so daß er zu den obigen Zwecken ganz vortrefflich taugt. Aber die zahlreichen Pfade, welche das Gestein in allen Richtungen durchkreuzen, sind so tief ausgehöhlt, daß man sich eine solche Arbeit nur erklären kann, wenn sie zu Zwecken der Vertheidigung unternommen worden; es ist fast unmöglich daß eine feindliche Macht sich Pitigliano nähern sollte, so lange seine Besitzer entschlossen waren es zu hindern. Und daß die Inhaber solcher Hindernisse einer Annäherung an ihre Stadt bedurften, zeigt die mittelalterliche Geschichte derselben zur Genüge.

So dunkel diese Geschichte auch ist, so gibt sie doch der unbekannten kleinen Stadt noch ein weiteres Interesse. Wie die Kathedrale von Salisbury durch die vollständige Gleichartigkeit ihres Baues eine besonders interessante Probe des architektonischen Styls ist, den sie repräsentirt, so ist Pitigliano's Geschichte eine besonders starke Probe einer mittelalterlichen italienischen Feudalstadt. Entfernt von allen großen Linien des Handels und Verkehrs, an der Gränze zweier viel größerer und mächtigerer Staaten, unzugänglich von außen, düster und dunkel im Innern kann man es als ein wahres Urbild des schrecklichen Udolfoschlosses betrachten, dessen furchtbare Geschichte in so vielen jugendlichen Gemüthern einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen hat. Und die Einbildungskraft hat einmal wenigstens den Nagel auf den Kopf getroffen. Ueber 300 unselige Jahre lang — von 1293 bis 1508 waren die Orsini Herren von Pitigliano und der Nachbarschaft. Ihr mächtiges Udolfoschloß steht noch da, und nimmt — malerisch genug, wie man jetzt findet, wo man es nicht mehr in tödtlicher Furcht betrachtet — die auffallendste Stelle in der Stadt ein. Stukk und Malerei haben ihr Bestes gethan, um ihm ein anständiges, für die Wohnung eines Bischofes, was seine jetzige Bestimmung ist, passendes Aussehen zu geben. Aber seine drohenden Zinnen und das Aussehen unregelmäßiger, unschöner Festigkeit bilden einen seltsamen Contrast mit dem zierlichen neuen Kleid, und mahnen an einen herkulischen alten Schmuggler oder Räuber, der in seinen alten Tagen als anständiger Bürgersmann sich niederlassen will. Jedermann, einen Bischof ausgenommen, würde in einer Wohnung von solchen Antecedentien von Geistern zu Tode gehetzt, denn Mord, Brüder- und Elternmord, gehörte zu den gewöhnlichen Familienereignissen der edlen Orsini: „die Geschichte dieser Dynasten, sagt Repetti, bietet uns eine lange Reihe von Jahren hindurch nichts als Thaten der Gewalt und Rohheit von Söhnen gegen Väter, von Vätern gegen Söhne, von Brüdern gegen Brüder, kurz unaufhörliche Familienkämpfe, genährt durch den Umstand, daß sich die Mitglieder bald für bald gegen die benachbarte Republik Siena erklärten, die aber stets zum besondern Nachtheil ihrer Vasallen von Pitigliano ausschlugen, deren Stadt durch ihre besondere Lage dieser adeligen Familie als fester Anhaltspunkt diente." Endlich behandelte Nicola IV, nachdem er durch eine Reihe von Abscheulichkeiten seinen Vater seiner Macht und seines Eigenthums beraubt hatte, seine unglücklichen Unterthanen auf eine Weise, daß sie seine stets wachsende Tyrannei nicht länger ertragen konnten, dagegen aufstanden und sich Cosmo I von Florenz überlieferten, ein Schritt, der wenn auch nicht alsbald, doch nach kurzer Zeit zur Entfernung dieser vornehmen Wütheriche und zur Verschmelzung der Grafschaft, wie das Gebiet hieß, mit dem Gebiet der Herzoge von Toscana führte.

Die älteste Notiz, die man über diesen Ort hat, verdient eine Anführung wegen ihres wunderlichen Charakters. Im J. 753 finden wir, daß die Söhne Walperts, des lombardischen Herzogs von Lucca, ihren Bruder Walprand, Bischofs von Lucca, allen ihren Antheil an diesem Eigenthum gegen ein in Gestalt eines Thurms ausgearbeitetes Stück Gold abtraten. Der vergleichsweise gelehrte Bischof machte gewiß dabei auf Kosten seiner barbarischern Brüder einen prächtigen Handel.

Pitiglianoz muß jetzt als ein wohlhabender Ort betrachtet werden; er ist unberührt von der Malaria, seine Bevölkerung steigt, und sein Handel soll sehr bedeutend seyn. Viele Juden haben ihren

Wohnſitz darin genommen, wahrſcheinlich Urſache und Folge der Handelsthätigkeit. Die Nähe der Gränze mag zu der letztern beitragen, indem es zu einem Depot nicht für den regelmäßigen, ſondern den Schmuggelhandel wird. In einem von fiscalen und commerciellen Geſetzen, ähnlich denen Italiens, beherrſchten Lande iſt der Handel, wobei es ſich um Ueberliſtung der Zöllner und Sünder handelt, der vortheilhafteſte. Freilich iſt es in unſerer Zeit merkwürdig genug, einen Platz als Sitz des Handels bezeichnen zu hören, dem man ſich bis vor kurzem noch auf Wagen gar nicht, und auch jetzt noch nur mit Schwierigkeit nähern kann. Trotz ſeiner Wohlhabenheit iſt Pitigliano die ſchmutzigſte Stadt die ich je ſah. Es iſt vielleicht kein zu großes Compliment für die moderne Civiliſation, wenn wir die große und eigenthümliche Art von Entlegenheit als Urſache hievon bezeichnen. Trotz ſeines Handels, ſeines gemuthmaaßten Reichthums und ſeiner neuerbauten Straße gleicht der Ort noch ſehr den alten Feudalneſtern ſeiner ehemaligen ſehr hochgeborenen und ganz beſonders barbariſchen Tyrannen.

Wanderungen in Abyſſinien von Parkyns.

(Revue Britannique. April.)

1. Reiſe nach Adua.

Der Ruhm, welchen Bruce errang, indem er Abyſſinien gleichſam entdeckte, ſchützte ihn nicht gegen die Spöttereien der Ungläubigen; Dr. Johnſon nannte ihn geradezu einen Lügner und dafür galt er auch ſein Leben lang, während alle Reiſenden, die ſpäter ſeinen Fußſtapfen folgten, um die Wette der Wahrhaftigkeit ſeiner Berichte Gerechtigkeit widerfahren ließen. Dieſer geringe Glaube, welchen man damals Reiſenden ſchenkte, contraſtirt ſeltſam mit dem unbedingten Zutrauen, deſſen ſie jetzt genießen. Als Watterton erzählte, daß er einem Krokodil einen Zaum angelegt und darauf geritten ſey, als Oberſt Campbell ſeine Feldzüge gegen die Elephanten auf der Inſel Ceylon erzählte, als Gordon Cumming ſo ſtaunenswerthe Nachrichten über die Löwen Südafrika's gab, hat keine Zeitſchrift und ſelbſt kein Leſer einen Anſtoß daran genommen. Auch Hr. Mansfield Parkyns gehört zu der großen Familie ſolcher Reiſenden, denn er kann ſich was Zahl, Wichtigkeit, Mannichfaltigkeit und Seltſamkeit ſeiner Berichte betrifft, mit allen in gleiche Reihe ſtellen, und wir finden ihn noch allzu beſcheiden, wenn er ſagt: „wollte Gott, ich hätte etwas wunderbares zu erzählen!" Der Mann, welcher drei Jahre unter den Tropen in den ſandigen und ſteinigen Wüſten Afrika's mit bloßem Kopfe und nackten Füßen zubrachte, der Mann, welcher die Lebensweiſe der Eingebornen annahm, eben ſo lang nicht wußte was ein Hemd oder ein Bett ſey, der Mann, den das Brüllen der Löwen nicht hinderte in freier Luft feſt zu ſchlafen, iſt gewiß kein gewöhnlicher Menſch und verdient alle Aufmerkſamkeit.

Hr. Mansfield Parkyns iſt aus Nottinghamſhire. Frühzeitig konnte er ſich ſeiner Reiſeliebhaberei hingeben, denn bereits hat er ſeit neun Jahren England verlaſſen und iſt noch ſehr jung. Anderthalb Jahre dieſes freiwilligen Exils verfloſſen raſch in der Schweiz, Italien, Griechenland, der europäiſchen Türkei und Kleinaſien. Dann brachte er drei Jahre in Abyſſinien zu, worüber er in einem kürzlich erſchienenen Werke Bericht gab, und die übrige Zeit in Nubien, in Cordofan und Aegypten, was uns ein zweites Werk erwarten läßt, wenn das erſte den verdienten Erfolg hat. Was ſeine Kenntniß der Sprachen und der Sitten des Orients betrifft, ſo hat er etwas von Burkhardt, ſeine Leiſtungen als Fußgänger ſind außerordentlich, ſein Geſchmack für Naturwiſſenſchaften und ſein Sammeleifer ſtellen ihn Watterton gleich, ſeine Leidenſchaft für die Jagd mahnt an Campbell und Cumming, obgleich er das große Wild in Ruhe läßt, und tödtet nie um des Vergnügens oder um der Eitelkeit willen, und beſitzt in ſehr hohem Grade die hervorſtechendſte phyſiſche und moraliſche Eigenſchaft der großen Reiſenden, eine Unerſchrockenheit, wie Bruce ſie beſaß.

Das Buch des Hrn. Parkyns vermehrt unſere geographiſchen Kenntniſſe nicht unbedeutend. Er iſt der erſte, der uns eine Beſchreibung von Tigre, einem der drei Königreiche des jetzigen Abyſſiniens, gibt; [1] die beiden andern ſind Amhara und Schoa. Amhara wurde zuerſt von Bruce beſchrieben, der es nach einem Aufenthalt von zwei Jahren im J. 1771 verließ, und neuerdings von Hrn. Gobat, dem jetzigen anglikaniſchen Biſchof von Jeruſalem, den die engliſche Miſſionsgeſellſchaft nach Gondar geſchickt hatte, wo er drei Jahre wohnte. Das Königreich Schoa, von dem uns die HH. Iſenberg und Krapff im Jahre 1843 eine Skizze gegeben, iſt im folgenden Jahre durch Major Harris und dann durch Dr. Johnſon umſtändlicher beſchrieben worden; Tigre, das mindeſt geſunde der drei Königreiche, blieb bisher ziemlich unbekannt, bis das Werk des Hrn. Parkyns erſchien, das demſelben faſt ausſchließlich gewidmet iſt, mit Ausnahme der Einleitung zum erſten Band und eines großen Theils des zweiten, welcher den Bericht einer Reiſe enthält, die bis jetzt noch kein Europäer eingeſchlagen, nämlich von Adua, der Hauptſtadt von Tigre, bis Abu-Charraz am blauen Nil.

Ueber Griechenland und die Türkei geht Hr. Parkyns in ſeinem Buche flüchtig hinweg, dem berühmten Alexandrien widmet er eine Seite, Cairo zwei; hier war es, wo er am 25 Febr. 1843 zum erſtenmal die friſche Luft der Wüſte einathmete. Auf dem Wege nach Suez, ſagt er, „warf mich mein Kameel ab, aber als ich ſechs Jahre ſpäter dieſelbe Wüſte durchzog, beſaß ich 7 Dromedare, von denen ich drei ſelbſt abgerichtet hatte, und meine Eigenliebe wäre verletzt geweſen, wenn man geſagt hätte, ein Araber verſtünde ein Kameel beſſer zu reiten als ich." Auf einer Expedition wie die welche Hr. Parkyns unternahm, iſt die Wahl der Waffen keine Nebenſache: er führte ein doppelläufiges Gewehr, einen Karabiner, der eine Kugel von 2 Unzen ſchoß, ein Paar doppelläufige Piſtolen und ein Jagdmeſſer, mit dem er auf einen Streich den Kopf eines Tigers abſchlagen konnte; die Klinge war 14″ lang, mehr als 2″ breit und faſt einen halben Zoll dick. Doch geſteht Hr. Parkyns, daß ein minder langes Meſſer und ein kleines Beil

[1] Das iſt freilich nur mit Beſchränkung wahr. A. d. U.

ihm nützlicher geweſen wären. Seine Gewehre hielten alle Proben aus, und ſelbſt die Hitze von Sennaar ſchadete dem Holze nicht.

Hr. Parkyns mußte drei Wochen zu Suez aushalten, ein halbes Jahrhundert an einem ſolchen Ort; endlich ſchiffte er ſich auf einer arabiſchen Barke nach Dſchidda ein. Dieſe Barken ſind ganz ungewöhnlich gebaut, ihr Hintertheil iſt ſehr hoch und ihr Vordertheil faſt dem Waſſer gleich; ſie haben zwei Maſten, von denen der Beſaanmaſt viel größer iſt als der andere, und bei ſchönem Wetter entfalten ſie ein großes lateiniſches Segel; ſo wie indeß der Wind ſtärker wird, fahren ſie ans Ufer und werfen Anker. Bei ſo ſchüchternen Seeleuten muß die Reiſe lang dauern, und in der That brauchte man auch 25 Tage nach Dſchidda, wohin ein Dampfboot in drei Tagen gelangt. Bei aller Vorſicht iſt es noch ein Wunder, daß die Barken ſicher anlangen, denn die Führer haben weder Karten noch Sonden, noch irgend ein Mittel, um zu wiſſen wo ſie ſich befinden. Sie müſſen alſo an der Küſte hinfahren, und ſich in einem Meer voll Korallenriffe auf ihr Gedächtniß und erfahrungsmäßige Kenntniß der Küſte verlaſſen. Wer ſein Leben lieb hat, darf ſich alſo den Barken des rothen Meeres nicht anvertrauen. Die Reiſe bot wenig Bemerkenswerthes. In der Nähe von Dſchebel Haſſan bemerkte man einige Schildkröten, und ein Araber ſprang, obgleich eben ein tüchtiger Wind die Barke raſch vorwärts trieb, ſogleich über Bord, erreichte als vortrefflicher Schwimmer bald eine der Schildkröten, und hielt, um ſie am Untertauchen zu hindern, ihre Vorderpfoten in die Höhe, bis ſeine Cameraden ihm zu Hülfe kamen. Die ziemlich große Schildkröte lieferte ein reichliches Mahl, an dem auch Parkyns Theil nahm. Dieſes improviſirte Mahl gab ihm eine neue Lection in orientaliſcher Sitte: „Etwa 12 Gäſte nahmen Platz um eine ungeheure hölzerne Schüſſel; mein ſchwarzer Diener hockte ſich neben mir nieder, und jedermann tauchte ſeine mit einem Stück Brod ausgerüſtete Hand in dieſelbe Schüſſel. Während meiner Reiſe nach Dſchidda erſchien mir noch dieſe Art von gaſtronomiſchem Communismus ziemlich ſeltſam, ſeit Jahren aber habe ich die Gewohnheit angenommen mit meinen Negern zuſammenzueſſen. Ich fand im allgemeinen dieſe Art zu ſpeiſen viel bequemer, und wie man ſie im Orient treibt, wo vor und nach dem Eſſen die Hände gewaſchen werden, ganz eben ſo reinlich, wie das Eſſen mit Meſſern und Gabeln.“

Als man ſich Rabba, an der Gränze von Hedſchas, dem heiligen Lande der Mohammedaner, näherte, zogen die Pilgrime alle ihre alten Kleider und ohne Zweifel auch ihre weltlichen Gedanken aus, um weiße Gewänder anzulegen. Am nächſten Morgen wurde Dſchidda erreicht. Hr. Parkyns war, wie es ſcheint, noch nicht entſchloſſen wo er hingehen ſollte, und entwarf einen Plan, in Geſellſchaft mehrerer ſeiner Reiſefreunde Mekka zu beſuchen, allein der engliſche Conſul in Dſchidda rieth ihm von dem Verſuch ab, da die Merkwürdigkeiten des Orts die Gefahr, der er ſich ausſetze, nämlich als Gefangener zurückgehalten und zum Islam gezwungen zu werden, nicht aufwiege. Das Land um Dſchidda iſt flach und unfruchtbar, in der Richtung gegen Mekka hin aber bemerkt man Berge. Für das Studium der orientaliſchen Coſtüme gibt es wegen des Zuſammenſtrömens von Pilgern aus allen moslemitiſchen Nationen keinen gelegenern Ort als Dſchidda.

Parkyns ſchiffte ſich abermals auf einer arabiſchen Barke nach Suakin ein, und landete am Ende Mais zu Maſſawa, einer Koralleninſel ganz nahe am Weſtufer des rothen Meeres. Beſondere topographiſche Umſtände machen hier die Hitze außerordentlich heftig: die Inſel iſt nur auf einer Seite gegen das Meer offen, nach der andern von Hügeln umſchloſſen, welche den freien Luftzug hindern und die Sonnenſtrahlen concentriren. Pondichery, das man den heißeſten Ort in ganz Indien nennt, iſt nichts gegen Aden, und Aden iſt nichts gegen Maſſawa; Hr. Parkyns wurde während der zehn Tage, die er hier unter Vorbereitungen zu ſeiner Reiſe ins Land hinein zubrachte, wahrhaft gebraten. Er mußte ſeine Habſeligkeiten, da er ſich von allem Ueberläſtigen befreien wollte, an einen ſichern Ort bringen; ſchon zu Cairo hatte er den größten Theil ſeiner europäiſchen Ausrüſtung abgelegt. Seine gegenwärtig ausnehmend tragbare Kleidung beſtand in drei türkiſchen Hemden, drei Paar Unterbeinkleidern, einem vollſtändigen türkiſchen Anzug für beſondere Fälle und aus einem Feß. Auch das war noch zu viel, wie man ſehen wird: „Von dem Tage an, wo ich Suez verließ (25 März 1843), bis faſt zu gleicher Zeit im J. 1849 trug ich kein Stück von europäiſcher Kleidung mehr; ich ſchlief niemals in einem Bett, nicht einmal auf einer Matratze; der größte Luxus, den ich mir geſtatten konnte, ſelbſt als ich an einem anſteckenden Fieber, das mich zu Chartum fünf Monate lang an Bord eines Schiffes darniedergeſtreckt hielt, dem Tode nahe war, war eine Decke über einem großen Teppich. Der Feß, den ich trug, als ich Maſſawa verließ, wurde bald entlehnt, und nach einem Monat verzichtete ich auch auf die Sandalen; ſo brachte ich über drei Jahre lang, nämlich bis zu meiner Ankunft zu Chartum nichts auf den Kopf als ein wenig Butter, wenn ich mir welchen verſchaffen konnte, und meine Füße waren bald nur noch durch eine Hornſohle geſchützt, welche ſie in Folge harten Dienſtes bald bedeckte. Während derſelben Zeit wußte ich niemals etwas von Kopfweh, obwohl ich ſtundenlang der glühenden Sonne ausgeſetzt war, und hatte niemals Schmerzen an den Füßen, obwohl ich auf dem glühendſten und unebenſten Boden der Welt marſchirte.“

Hr. Parkyns wollte zuerſt nach dem Dorfe Ailat, das durch ſeine Heilquelle berühmt iſt, und wohin ſich die Kranken aus den entfernteſten Theilen Abyſſiniens, der Inſeln des rothen Meeres und Arabiens begeben. Er wanderte den Kameelen voraus, und genoß des neuen Schauſpiels, das ſich ihm darbot, bewunderte die glänzenden Tropenvögel, die wunderbaren Inſecten, mit denen die Luft angefüllt war, und die herrlichen Mimoſen, die in dieſem Diſtrict nicht ſehr hoch wachſen, als er etwas Kaltes unter ſeinen Füßen durchſchlüpfen fühlte. Es war eine Hornſchlange, anderthalb Fuß lang, verhältnißmäßig dick und von einer ſchmutzigen Staubfarbe; dieſe Art von Schlangen, eine der giftigſten, findet ſich in der Nähe in großer Anzahl. Wenige Tage nachher tödtete Hr. Parkyns ein ganz ähnliches Thier und eine andere Schlange von merkwürdiger Schönheit: etwa 15′ lang, ſehr dünn, mit einem in eine Spitze ausgehenden Schweif, ſchön goldgelbem Bauche und dunkelgrünem Rücken. Die Schlange ſchoß, gleich als fürchte ſie ihr gold- und ſmaragdglänzendes Kleid zu beſchmutzen, in zierlichen Spirallinien dahin. Dieß iſt das einzige Zuſammentreffen mit Schlangen, deſſen Parkyns erwähnt, ſo reichlich auch dieſe Reptilien in Abyſſinien vorhanden ſind. Man kann von Skorpionen und ſelbſt von Krokodilen dasſelbe ſagen.

Ailat iſt ein großes Dorf von zerſtreut angelegten Hütten,

am Rande einer ſandigen, mit Gebüſchen bedeckten und von niedern Hügeln umgebenen Ebene, die nichts maleriſches darbietet, aber Wild gibt es in Menge. Man kann keine hundert Schritte gehen, ohne auf das eine oder das andere Wild zu ſtoßen. Der Schrei des Guineahuhns iſt das erſte, was man am Morgen hört; Haſelhühner, Rebhühner, Antilopen, Gazellen, Wildſchweine findet man in Menge, und um Elephanten, Rhinocerosse, ſelbſt Straußen und Gazellen zu finden, darf man nicht weit gehen. Die warmen Quellen in der Nähe von Ailat ſind ein Lieblingsort der Löwen, deren einen man im Augenblick der Ankunft des Reiſenden auf dem Wege getödtet hatte. Hr. Parkyns wartete um ſich zu baden die Stunde ab, wo die Abweſenheit anderer Badenden das Waſſer etwas heller gemacht hatte; es war ſo warm, daß er trotz der großen Hitze der Atmoſphäre und der Erhitzung durch den Marſch kaum den Fuß darin aufſtellen konnte. Die Hauptbeſtandtheile der Quelle ſcheinen Schwefel und Eiſen.

Als Hr. Parkyns einige Wochen zu Ailat geblieben war, um zu jagen und naturhiſtoriſche Gegenſtände zu ſammeln, erhielt er einen Brief von einem Engländer, Namens Plowden, der mit einem andern, Namens Bell, ins Land gekommen war, um dem Gouverneur der Provinz einen Beſuch zu machen. [1] Hr. Plowden und ſein Gefährte litten am Fieber, letzterer jedoch minder heftig und war deßhalb nach Adua gereist, um dort eine Wohnung für ſeinen Freund herzurichten, der in einem Zuſtand äußerſter Schwäche etwa drei Tagereiſen von Ailat zurückgeblieben war. Als er die Ankunft des Herrn Parkyns erfuhr, bat er ihn zu ſich, und dieſer beſchloß noch denſelben Abend nach Kiakor abzureiſen. An Straßen fehlt es in Abyſſinien begreiflich ganz, aber ſelbſt mehr oder minder betretene Wege finden ſich häufig nicht, und der nach Kiakor wurde immer rauher und ſchwieriger, je weiter Parkyns und ſeine Leute vorwärts kamen; ſie mußten ſehr ſteile mit Steinen und Dornbüſchen bedeckte Berge hinauf und hinabſteigen. Hr. Parkyns hatte mit ſeiner europäiſchen Ausrüſtung nicht bloß die Strümpfe ſondern auch die Schuhe aufgegeben, und ſich mit Sandalen begnügt; ſobald er nun in die Berge hineinging, waren dieſe ſchlimmer als gar nichts, denn er glitſchte und ſtolperte häufig und fiel mehr als einmal nieder; er zog ſie alſo nach dem Beiſpiel der Eingebornen ab; ehe jedoch ſeine Füße hart geworden waren, hatte er manches zu leiden, jedoch weniger als er erwartet hatte. Der Gebrauch der Sandalen iſt eine gute Vorbereitung fürs Barfußgehen, da Sand und kleine Steine leicht unter die Fußſohlen dringen.

Die Schohos, deren Land unſer Reiſender in dieſem Augenblick durchzog, ſind Mohammedaner; ihre Sprache gleicht weder der abyſſiniſchen noch der arabiſchen, ſondern hat manche Verwandtſchaft mit der Sprache der Gallaſtämme; unter andern ſind die Zahlen ziemlich gleich. Dieß iſt um ſo auffallender als Gallas und Schohos durch ein ungeheures Gebiet getrennt ſind, in welchem ganz verſchiedene Dialekte geſprochen werden. Die Schohos wohnen nicht unter Zelten, ſondern in hölzernen Hütten, und wechſeln, wie alle Nomadenſtämme, gern ihren Aufenthalt, wenn ihre Heerden das Gras abgeweidet haben. Gegen den Anbau des Bodens haben ſie eine unbeſiegliche Abneigung, und trotz ihrer vielleicht noch größern religiöſen Antipathie gegen ihre Nachbarn, die Abyſſinier, herrſcht doch unter ihnen in Bezug auf materielle Intereſſen das beſte Einverſtändniß. Die Abyſſinier ſind ein ackerbauendes Volk; die reichſten Beſitzer von Rindvieh vertrauen ſolches in den Jahreszeiten, wo es nicht mehr zum Feldbau nöthig iſt, den Schohos an, um es auf gute Weide zu führen, wofür ſie ihnen eine verabredete Menge Korn geben. Die Schohos, welche ſelbſt große Rindviehheerden beſitzen, leihen auch oft welches gegen ein ähnliches Entgelt den armen Chriſten, welche kein Vieh kaufen können. Dieſe Beiſpiele von freiem Austauſch mögen den modernen Nationalökonomen freilich ſehr primitiv ſcheinen.

Zu Kiakor ſah Parkyns ſtatt der zerbrechlichen Hütte des Schoho das noch rohe, aber feſte, aus Stein und Thon aufgeführte, im Innern manchmal mit Gyps beworfene Häuschen des Abyſſiniers. Auch in der Tracht der Einwohner bemerkt man Verſchiedenheiten. Das Haar des Abyſſiniers iſt geflochten, das des Schoho bildet eine Art welliger Perrücke, die in zwei große Büſchel, einer oben auf dem Kopfe, der andere hinten, getheilt iſt. Der Abyſſinier trägt ein Beinkleid und einen breiten Gürtel von Baumwollenzeug, den Gürtel des Schoho dagegen bildet eine Art Weiberrock, der weit genug hinunter fällt, um ihm die Beinkleider entbehrlich zu machen. Die Abyſſinier nennen ſich ſelbſt und ihre Sprache gewöhnlich Amhara, nach der größten und bedeutendſten Provinz des Landes, aber Habeſch und Habeſchi ſind die gewöhnlichen Bezeichnungen des Landes und ſeiner Bewohner bei den Mohammedanern und den umwohnenden Stämmen. Dieß Wort bedeutet urſprünglich „gemiſchtes Volk“, und das ſind auch die Abyſſinier heutigen Tages in hohem Grade: man findet glänzend ſchwarze Abyſſinier, die meiſten aber ſind bräunlich, hellkupferfarbig oder nußbraun. Gewiſſe Farben herrſchen in einzelnen Provinzen vor, Hr. Parkyns hat aber keinen Diſtrict oder Stamm gefunden, in welchem eine Gleichheit der Farbe herrſcht. Im Gegentheil ſah er nicht ſelten einen faſt weißen Bruder neben einer kohlſchwarzen Schweſter oder umgekehrt; die Schweſter eines ſeiner eigenen ganz ſchwarzen Bedienten war ſo hell wie eine Europäerin.

Abyſſinien zerfällt gegenwärtig in drei Theile, Schoa, Amhara und Tigre. Letzteres iſt ein Feudalſtaat, der von einem Ras (Oberhaupt) regiert wird, welcher zuweilen auch den Titel Vicekönig trägt, aber nicht minder ein unabhängiger Monarch iſt. Der Name Tigre, ſonſt nur der einer unbedeutenden Provinz, erſtreckt ſich jetzt über das ganze Land öſtlich vom Tacazze, wo man den Tigredialekt redet, eben ſo wie der Name Amhara, welcher ehemals eine andere Provinz bezeichnete, der Name eines großen Reichs geworden iſt, das mächtige Ländereien weſtlich von demſelben Fluß umfaßt. Dieß ſind die Folgen einer Reihe innerer Erſchütterungen, deren Beginn ungefähr in die Zeit von Bruce's Beſuch fällt, und die noch nicht zu Ende ſcheinen. Der Aufſtand hat das alte Reich zerſtört, und obwohl Amhara, das mächtigſte der drei Bruchſtücke, einen Fürſten mit dem alten Kaiſertitel an der Spitze hat, ſo iſt doch der Ras von Amhara der eigentliche Herr. Wenn er den kaiſerlichen Titel nicht annimmt, ſo hat dieß nur ſeinen Grund in einem bei dem Volke eingewurzelten Gefühl, daß dieſen Titel nur ein Mitglied

[1] Die Provinz heißt Antitſcho, und ein Engländer, Namens Coffin, hatte ſie verwaltet; ſpäter beſchuldigte man ihn aber einem Feinde des Königs Ubie Hülfe und Beiſtand geleiſtet zu haben, worauf er abgeſetzt und ein Deutſcher, Hr. Schimper, an ſeine Stelle ernannt wurde. Herr Plowden iſt oder heißt wenigſtens Conſul Ihrer brittiſchen Majeſtät. Hr. Bell wollte einem einheimiſchen Oberhaupt, Ras Ali, einen Beſuch machen.

der ehemaligen regierenden Familie, die man auf Salomo und die Königin von Saba hinaufleitet, führen kann. Dem nominellen Kaiser werden alſo gewiſſe äußere Ehrfurchtsbezeugungen gezollt, aber es fehlen ihm Macht und Einkommen gänzlich, und er ſoll, um nur leben zu können, Sonnenſchirme machen müſſen. Tigre iſt ſeit etwa 20 Jahren von einem rohen, aber gewandten Häuptling, Namens Ubie, regiert. Wenn die Hülfsquellen ſeines Königreichs nicht beſſer entwickelt ſind, ſo liegt dieß nicht in einem Mangel an Fähigkeiten, ſondern darin, daß Tigre ſeit langer Zeit und noch immer von der ſchlimmſten aller Geißeln, dem Bürgerkrieg, heimgeſucht iſt.

Zu Kiakor fanden unſere Reiſenden Hrn. Plowden etwas beſſer, und da ſie glaubten, eine Luftveränderung werde ſeine Herſtellung vollenden, ſo wurde beſchloſſen, gleich am nächſten Morgen nach Adua, der Hauptſtadt des Königreichs, aufzubrechen. Sie hatten mehrere Diener und acht Laſtträger. Ihr Weg führte durch einen volkreichen Diſtrict und größtentheils durch die ſchöne Provinz Hamaſayn, die eine große Anzahl mannichfaltiger Landſchaftsbilder darbot. Die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens ſetzte ſie in Erſtaunen, aber verbrannte Dörfer und verheerte Felder zeigten deutlich genug, daß der Krieg hier durchgezogen war. Um Mittag machten ſie zum erſtenmal Halt unter einer Sykomore, nahe an einem zerſtörten Dorf, und ihr Mittagmahl beſtand aus Brod, Honig und Cayennepfeffer. Hier trafen ſie zum erſtenmal den Kolkol, eine Art Euphorbie, aus der ein milchiger, giftiger Saft fließt, deſſen ſich die Eingebornen bedienen, um die Fiſche zu berauſchen. Man macht am Bache oberhalb und unterhalb einer Stelle, wo ſie ſich in Menge finden, einen Damm, wirft den Saft des Kolkol hinein, und nach wenigen Augenblicken ſieht man die Fiſche unempfindlich auf der Oberfläche ſchwimmen. Der Kolkol dient auch als Leim um die Vögel zu fangen, und als Gummi, um die zierlich geflechtenen Milchkörbe undurchdringlich zu machen. Der Kolkol wird ſehr hoch, ſeine Blüthen ſind roſenroth, es gibt aber auch gelbe Varietäten.

Nach einer mehrtägigen Reiſe, auf welcher ſie den Fluß Mareb zweimal überſchritten, bekamen ſie Adua zu Geſicht. Da dieß die Hauptſtadt eines mächtigen Königreichs iſt, ſo erwartete Hr. Parkyns Obelisken, Säulen, Gebäude in griechiſchem oder mauriſchem Styl zu finden, aber Adua iſt nichts als ein großer Haufe von ſchlechten Häuſern und Hütten, zum Theil mit Terraſſen, zum Theil mit Stroh gedeckt. Bei ihrem Eintritt in Adua goß der Regen in Strömen, und ſie mußten lange durch Straßen mit fußtiefem grünlichem Koth und kaum breit genug, um einen Reiter durchzulaſſen, fortwaten, ehe ſie das von Hrn. Bell bereitete Unterkommen fanden. Hr. Parkyns hatte Streit mit dem Zollamt, dieſer Geißel civiliſirter Länder, die er in einer ſolchen Hauptſtadt nicht zu finden gehofft hatte. Man fand ſein obwohl ſehr mäßiges Gepäck viel zu groß für eine einzelne Perſon, und man argwöhnte, er wolle zu Gunſten der mosiemitiſchen Kaufleute in Tigre Contrebande treiben. Hr. Parkyns erklärte, er habe ſich mit Waffen, Pulver, Blei u. ſ. w. für mehrere Jahre verſehen, auch bringe er Geſchenke für den Vicekönig Ubie, an den er appellirte. Ubie befand ſich in einem ſtehenden Lager an einem Ort, Namens Hauſayn. Hr. Parkyns begab ſich mit dem Hrn. Plowden und Bell dahin, und ſie fanden unter einem ſtrömenden Regen bald die Wohnung Caſty's, einer Art Intendanten Ubie's, den dieſer zum Balderabba Hrn. Bells bei einem frühern Beſuch bezeichnet hatte. Jedermann, Eingeborner oder Fremder, muß hier von dem Vicekönig bei der erſten Audienz einen Balderabba verlangen. Gewöhnlich bezeichnet er einen ſeiner Beamten zu dieſer Stelle eines officiellen Geſchäftsführers, und man erwartet, daß dieſer für die geringſten Dienſte reich belohnt werde. Caſty war abweſend, ſein Bruder Negusy bot ſich aber an, ihn proviſoriſch zu erſetzen, und ihnen alsbald eine Audienz bei dem Vicekönig zu verſchaffen. Indeß waren die Reiſenden in einer nichts weniger als angenehmen Lage: um nur gegen den Regen geſchützt zu ſeyn, mußten ſie einige arme Teufel aus ihrer Hütte jagen, in welche jedoch der Regen ſo ſtark eindrang, daß ſie hier kaum beſſer daran waren Bald hatten ſie noch eine andere Noth. Es herrſcht der Gebrauch, daß der Vicekönig, ſobald er von der Ankunft Fremder hört, ihnen Lebensmittel ſendet, und unſere Reiſenden, die darauf rechneten, hatten von Adua nichts mitgenommen. Dießmal ging aber Ubie von der gaſtlichen Sitte ab, und ſie ſtarben faſt vor Hunger. Statt eine augenblickliche Audienz bei dem Vicekönig zu erhalten, zog Negusy die Sache in die Länge, um ſich ſeine Dienſte deſto theurer bezahlen zu laſſen. Sie waren genöthigt, einen ihrer Diener durchs Lager zu ſenden und ihn laut ausrufen zu laſſen: „wer hat Brod gegen Geld zu verkaufen?“ Trotz des unmäßigen Preiſes, den ſie boten, konnten ſie ſich nicht den zehnten Theil deſſen verſchaffen, was ſie brauchten. Um ihre Verlegenheit zu ſteigern, wurde der Diener des Hrn. Parkyns, ein Neger, Namens Barnabas, den er nach ſeiner Ankunft zu Adua in Dienſt genommen hatte, durch einen Beamten als Sklave ſeines Oheims in Anſpruch genommen. Am vierten Tage endlich entſchloß ſich Ubie, ihnen ein Abendeſſen zu ſenden, beſtehend aus dünnen Kuchen, dreißig von grobem Mehl für Diener und zehn von weißem „Teff“ für die Herren. Dieſe Kuchen waren von einer Art Sauce begleitet, die aus Oel, trockenen Erbſen und rothem Pfeffer zuſammengeſetzt war. Wegen der Faſtenzeit war weder Fleiſch noch Butter zu haben. Um das Ganze hinabzuſchwemmen hatte man in einem ungeheuren Horn eine Art Bier aus Waſſerhonig hinzugefügt.

Am Morgen des ſechsten Tages gewährte ihnen Ubie endlich die ſo ſehr gewünſchte Audienz. „Wir warteten geraume Zeit, ſagt Parkyns, im Hofe der Thüre gegenüber, bis Se. Majeſtät geruhte uns zu empfangen. Eine Menge umherſtehender Soldaten machten ſpöttiſche Bemerkungen über unſer Aeußeres: welche Katzenaugen! welches Affenhaar! Ihre Haut gäbe ein prächtiges Maroquin zu Säbelſcheiden! u. ſ. w. Dieſe Spöttereien wurden mir ſpäter überſetzt, denn damals verſtand ich noch gar nichts von der Sprache, und ich hatte eine zu gute Meinung von mir ſelbſt um zu glauben, daß ich der Gegenſtand von Spöttereien ſeyn könne. Einige Monate ſpäter fragte ich einen Eingebornen, der mir ein intimer Freund geworden war und nie einen andern Weißen als mich geſehen hatte, über den erſten Eindruck, den ich auf ihn gemacht, und er entdeckte mir ganz naiv, ich ſehe aus wie ein hübſcher Abyſſinier, dem man die Haut abgezogen. Unſer Ausſehen im Lager zu Hauſayn mußte allerdings die Wache des Königs Ubie beluſtigen. Wir hatten eben das abyſſiniſche Coſtüm angenommen, und wußten noch nicht recht, das Stück Baumwollenzeug, aus dem es beſteht, zu drapiren. Unſer ſteifes, zum Flechten zu

kurzes Haar war mit Butter hinten zuſammengeklebt, und das Geſicht derer, die eine feine Haut hatten, wozu ich glücklicherweiſe nicht gehörte, war ſo roth, wie ein Tomate."

Endlich wurden die Reiſenden ins Zelt Ubie's gelaſſen; es war rund, konnte 30' im Durchmeſſer haben, und ein großes Holzfeuer flammte in der Mitte. Die Eingebornen warfen ſich nieder und berührten mit der Stirne den Boden; von den Fremden erwartete man eine ſolche Demüthigung nicht. Ubie ſaß oder lag vielmehr auf einer Art Ruhebette, das mit einem gewöhnlichen ſmyrnaer Teppich zugedeckt, und mit zwei Calicot-Kiſſen verſehen war, unter denen der Handgriff eines türkiſchen Säbels hervorſchaute. Er war ein Mann von gutem Ausſehen, nicht ſehr kräftigen Baues und etwa 45 Jahre alt; ſein dichtes Haar ſchien auf dem Punkte grau zu werden. Seine ganze Phyſiognomie nahm nicht ſonderlich für ihn ein: ſie zeigte viel Stolz und Schlauheit. Er iſt ein fähiger Kopf, hat aber mehr vom Fuchs als vom Löwen. Unſere mit einem Tuch bedeckten Geſchenke wurden durch unſere Diener herbeigebracht; ſie beſtanden in einem türkiſchen Teppich, zwei leichten europäiſchen Cavallerieſäbeln, vier Stücken Meuſſelin zu Turbanen und zwei oder drei Ellen rothen Tuchs zu einem Mantel. Ubie unterſuchte jedes Stück, und machte faſt bei jedem eine günſtige Bemerkung. „Gott vergelte es Euch", ſagte er, nachdem die Inſpection zu Ende war, und befahl dann ſeinem Intendanten uns eine Kuh zu geben. Auf unſere Bitte um einen Balderabba bezeichnete er Negusy, der ſchon in dieſer Eigenſchaft für uns gehandelt hatte. Wir baten dann um Erlaubniß, uns zurückziehen zu dürfen, was er gewährte, und was wir auch unter Verbeugungen thaten, ſehr froh, in die uns für die Nacht beſtimmte Hütte zurückzukommen, und uns für die bevorſtehende Rückreiſe nach Adua vorzubereiten." Während dieſes Beſuches im Lager machte Parkyns auch zum erſtenmal Bekanntſchaft mit den Söhnen Ubie's, Lemma und Schetu; der erſte iſt der ältere, ſchwach an Geſundheit und an Charakter, aber der Liebling ſeines Vaters, der andere kühn, offen und nicht ohne militäriſche Talente; einige Jahre zuvor, als er noch kaum 18 Jahre alt war, hatte ſeine Tapferkeit und Entſchloſſenheit einen von überlegenen Streitkräften angegriffenen Theil des Heeres gerettet.

Nach Adua zurückgekehrt trennten ſich die Reiſenden bald: Plowden und Bell reiſten ab, um ihren beabſichtigten Beſuch bei Hrn. Coffin zu machen, und Hr. Parkyns blieb eine Zeitlang in der Hauptſtadt von Tigre.

Die chineſiſche Revolution. [1]

Es iſt in der That zum Erſtaunen, wie wenig wir über dieß ungeheure Ereigniß wiſſen. Seit zwei Monaten über den Gang der Dinge im Norden nicht Eine — wir widerholen es, nicht Eine zuverläſſige Nachricht! Wir müſſen aus den angloindiſchen und anglochineſiſchen Blättern ſchöpfen, und haben keinen andern Succurs, als die amerikaniſchen Blätter, in denen ſich häufig Briefe aus Schanghai finden, welche aber ſehr viel von den Amerikanern, ihrem Handelsgeſchäfte, ihren Frauen und Kindern, und ſehr wenig von dem großen Ereigniß des Tages reden. Die einzige Nachricht von Bedeutung, der man einigen Glauben ſchenken kann, weil ſie in der Natur der Dinge liegt, iſt die, daß gegenwärtig in mehreren Provinzen des Innern ein heftiger Kampf der beiden Herrſchaftsprätendenten wüthet. In den letzten Jahren hatte der Aufſtand alle ſeine Kraft auf den Zug gegen Peking gewendet, und hinter dem gegen Norden ziehenden Heere traten faſt allenthalben, Nanking natürlich ausgenommen, die alten kaiſerlichen Behörden wieder ein; jetzt ſcheinen die Provinzialgouverneure des neuen Herrſchers ſich mit denen des alten Herrſchers um den Beſitz zu ſtreiten. Daß die Nachrichten bald dem einen, bald dem andern günſtig lauten, iſt von geringer Bedeutung, die Hauptſache iſt, daß man aus dieſen Nachrichten den Schluß ziehen muß, die neue Regierung ſuche allmählich ſich in den dauernden Beſitz des innern Landes zu ſetzen. Daß ſie hieran denkt, und vor den Thoren von Peking durch die lange erwarteten Mandſchu- und Mongolenſchaaren nicht geſchlagen und vernichtet wurde, daß ſie namentlich während des Winters ſich hielt, obwohl der wichtigſte Theil des aufſtändiſchen Heers aus Bewohnern des Südens beſteht, das iſt eine Art von Gewähr, daß es mit der neuen Regierung nicht ſchlecht ſteht.

Wir ſagen abſichtlich jetzt die „neue Regierung", weil ſie ſich mehr und mehr durch officielle Actenſtücke, als ſolche beurkundet. In Frankreich hat die kaiſ. Bibliothek kürzlich 13 chineſiſche Broſchüren erhalten, welche auf Befehl Thai-ping-wangs zu Nanking gedruckt wurden. Der bekannte Sinolog, Hr. Stanislas Julien, hat ſie auf den Wunſch des Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten analyſirt, und der Moniteur vom 19 Mai nach dieſer Analyſe einen kurzen Bericht darüber erſtattet. Bekanntlich hat die Verquickung chriſtlicher Begriffe und Lehren mit der Revolution die frühern Beurtheiler derſelben mannichfach in Verlegenheit geſetzt, [1] ſie iſt aber durch mehrere Schriften, welche das Quarterly Review mit ſehr milder Beurtheilung beſprach (ſ. Nr. 11. v. d. J.) deutlich herausgeſtellt worden, und die neuen auf Befehl gedruckten Schriften laſſen jetzt keinen Zweifel mehr übrig; der Moniteur äußert ſich darüber folgendermaaßen: „einer der Umſtände, welche die erſten Beobachter dieſer Revolution am meiſten in Verlegenheit ſetzte, [1] war die bizarre Miſchung von chriſtlichen Dogmen mit einer angeblichen göttlichen Sendung, die ſich Thai-ping-wang beilegte, um die Bevölkerungen zum Aufſtand gegen die herrſchende Dynaſtie zu bewegen. Dieſer Punkt iſt jetzt durch die erwähnten Schriften völlig außer Zweifel geſtellt. Eine Liſte in einer dieſer Broſchüren führt das alte und neue Teſtament auf und nennt ſie heilige Bücher; eine andere Broſchüre enthält wörtlich die zehn Gebote, als durch Gott auf dem Berge Sinai ertheilt; in einer dritten Bro-

[1] Auf dem Umſchlag von Nr. 18 iſt durch ein Verſehen ſtehen geblieben „Aufſtand der Chineſen" ſtatt „Aufſtand der Griechen"; da der Fehler auch in die Anzeige der Allg. Zeitung überging, ſo glauben wir die Berichtigung wenn auch ſpät nachfolgen laſſen zu müſſen. A. d. R.

[1] Namentlich iſt hier wohl die Arbeit der HH. Callery und Duan gemeint, von der jetzt auch bei Vieweg in Braunſchweig eine gute Ueberſetzung von R. Otto erſchienen iſt. Leider geht das Buch nur bis zur Einnahme von Nanking.

ſchüre iſt von der Erſchaffung des Himmels und der Erde die Rede, von der allgemeinen Fluth, von dem Auszug des Volks Iſrael (Je-ſe-li) aus dem Lande Me-ſi (Misr, Aegypten), von der Sendung des Weltheilandes Je-ſu und ſeiner Fleiſchwerdung im Königreich Je-uta (Juda) und von ſeinem Leiden zur Sühne der Sünden des Menſchen. Die Verfaſſer dieſer Ueberſicht gehen dann ohne weiters auf die jetzige Zeit über. Sie kündigen an, daß im J. Ting-tſchen (1837) der erhabene, höchſte Kaiſer (Gott) einen Boten ſandte, der vor Thai-ping-wang erſchien, und ihn mit ſich in den Himmel hinaufführte, von wo er auf die Erde zurückgeſchickt wurde, um die Teufel (die Mandſchus) auszurotten und die Völker zu retten. Sie fügen hinzu, im dritten Monat des Jahres Meu-tſchin (1848) ſey Gott ſelbſt unter die Menſchen herabgekommen, habe unendliche Beweiſe ſeiner Macht erſcheinen laſſen, und im neunten Monat ſey Je-ſu erſchienen, und habe in einem großen Kampfe eine ungeheure Menge von Teufeln vertilgt" u. ſ. w.

So iſt alſo dieſe Verbindung mit dem Chriſtenthum mit dem neuen Herrſcherhauſe officiell anerkannt, und ob die Erwartungen mancher Amerikaner hinſichtlich einer allgemeinen Einführung des Chriſtenthums [1] durch den neuen Herrſcher, ſobald er auf dem Thron ſitzt, in Erfüllung gehen wird oder auch nur gehen kann, das müſſen wir erſt abwarten, denn der neue Herrſcher verläugnet ſeinen aſiatiſchen Charakter keineswegs, und rechtfertigt jetzt auch die Anſichten derjenigen, welche ſchon im vorigen Jahre behaupteten, die Sache habe einen ſehr mohammedaniſchen Anſtrich; der neue Herrſcher läßt den „himmliſchen Vater" verkünden, die Befehlshaber und die Befehlshaberinnen — denn auch die Weiber ſind in Brigaden getheilt — ſollten vor dem Feinde tapfer fechten, dafür würden ſie das Glück des Himmels genießen, „in einem mit Gold gepflaſterten und mit Gold gedeckten Palaſt." Dieſer liegt nicht weit von Mohammeds Paradies ab, der neue „König des allgemeinen Friedens" geht aber noch weiter als dieſer, indem er ſeinen Ober- und Unterbefehlshabern verbietet, irgend Gold oder koſtbare Gegenſtände zu beſitzen, denn alle Reichthümer, die ſie erwerben, müßten „in dem heiligen Schatz des Himmelshofs" niedergelegt werden. Wer dagegen handelt, wird enthauptet, eben ſo wer von den Damen des Serails ſpricht oder auch nur die Augen gegen den Ort, wo ſie ſich befinden, zu erheben wagt; auch jede im Serail beſchäftigte Frau wird, wenn ſie das Geringſte ausſagt, was darin vorgeht, augenblicklich enthauptet. Man ſieht, der neue Herrſcher zeigt ſeine aſiatiſchen Deſpoteneigenſchaften ſehr frühzeitig. Viel mag freilich von allen dieſen Dingen darauf berechnet ſeyn, das Princip der Autorität aufrecht zu erhalten, und ſo viel iſt immerhin ſicher: mit Ausnahme deſſen, was Thai-ping-wang von ſeinem ehemaligen Lehrer Roberts an Kenntniſſen vom Alten und Neuen Teſtament empfing, iſt die übrige Anlage durchaus national-chineſiſch, und wir müſſen unſere gänzliche Unkenntniß in dieſer Beziehung bekennen, denn jedenfalls iſt das, was jetzt in Nanking unter Gutheißung Thai-ping-wangs gedruckt wurde, nur das was man ſehen laſſen will, und wir ſind noch immer ſehr im Zweifel, ob Thai-ping-wang ein ſchlauer Betrüger iſt, oder ſich ſelbſt täuſcht, oder endlich zu den ſeltſamen Menſchen gehört, wo man dieſe Gränzlinie gar nicht ziehen kann.

Was kaum mehr einem Zweifel unterliegt, iſt der Umſtand, daß dieſe innere Revolution China's mit der an den Küſten, wie ſie ſich in Amoy und Schanghai zeigte, nicht zuſammenhängt, und dieß mag ein Licht darauf werfen, warum wir über die Vorfälle im Innern China's ſo gar nichts erfahren; die Inſurgenten in Schanghai haben ſich mehrmals denen in Nanking zu nähern geſucht, allein umſonſt, und wenn wir finden, daß die Inſurgenten in Schanghai, wie die früher in Amoy, gute chineſiſche Heiden ſind, ſo iſt es wenigſtens höchſt wahrſcheinlich, daß ſie mit den durch eine neue Lehre fanatiſirten Inſurgenten im Innern nichts gemein haben. Somit können Nachrichten aus dem Innern nach Schanghai nur durchdringen, außer wenn ſie die doppelte Mauer der belagernden Kaiſerlichen und der Inſurgenten, die Thai-ping-wang eben ſo wenig günſtig ſind, durchbrechen; die Kaiſerlichen und die Inſurgenten von Schanghai haben ein gleiches Intereſſe, die Europäer über die innern Angelegenheiten China's nicht zur Klarheit kommen zu laſſen.

Inzwiſchen geht die früher ſchon von uns geäußerte Vermuthung, daß in China vorerſt nichts als innere Zerrüttung zu erwarten ſey, mehr und mehr in Erfüllung. Was wir eben über das Beſtreben der neuen Regierung ſagten, ſich jetzt im Innern der noch von den Mandataren der alten kaiſerlichen Regierung beſetzten Städte zu bemächtigen, das wird auf mannichfache indirecte Weiſe beſtätigt. Während im vorigen Jahre die chineſiſchen Theekaufleute noch mit großer Zuverſicht ſich ins Innere begaben, um dort ihre Ankäufe von Thee bei den Producenten zu machen, ſo wagen ſie ſich jetzt mit ihrem Gelde nicht ins Binnenland hinein, die Nachrichten von innern Ruheſtörungen häufen ſich, und die Auswanderung ſteigt: in den erſten drei Monaten des Jahres ſind nach dem China Mail bloß nach Melbourne in Auſtralien über 2000 Menſchen gezogen; nach der Governors Gazette, die auf Hongkong erſcheint, ſuchte man im März zu Canton Ueberfahrt nach San Francisco für 10 bis 12,000 Chineſen. Das ſind ſichere Anzeichen, daß die Noth im Innern und in Folge desſelben auch an der Küſte ſteigt. Begreiflicherweiſe treten bei dem Kampfe der neuen und der alten Regierung nicht bloß die Befehlshaber beider hervor, ſondern auch Freibeuter, die auf eigene Fauſt hauſen, und ſich um den einen Kaiſer ſo wenig als um den andern kümmern. So wird in der Provinz Kwang-tong ein Mann aufgeführt, der eine Schaar von etwa 1000 Mann um ſich geſammelt hatte, und einen ganzen Diſtrict nicht ausplünderte, ſondern ganz regelmäßig brandſchatzte, Gutsbeſitzer und Prieſter des Diſtricts drangen endlich vereint in die Behörden, dem Unweſen ein Ende zu machen, und der Mann wurde mit etwa hundert ſeiner Anhänger gefangen genommen, „zum großen Glück, ehe er zu mächtig geworden war."

Solche Züge laſſen uns einen Blick in die innern Zuſtände thun. Die große Volkszahl macht einen ruhigen Anbau des Bo-

[1] In einem Briefe vom 23 Nov. 1853 aus Schanghai in der New-York Weekly Times vom 1 April d. J. ſteht nach einer Schilderung des damaligen Standes der Dinge in der genannten Stadt folgende Stelle: „Dieſe Mittheilung ſchließt mit einigen Nachrichten, welche namentlich für die chriſtliche Welt vom tiefſten Intereſſe ſind, deren Veröffentlichung aber bei dem jetzigen Stand der Dinge in Schanghai höchſt unklug wäre, da die Sicherheit der Miſſionäre dadurch in Gefahr geſetzt werden könnte. Wir beſchränken uns deßhalb auf die Bemerkung, daß dieſen Nachrichten zufolge die Führer dieſer merkwürdigen Revolution, ſo viel ſie vom chriſtlichen Glauben unterrichtet ſind, es aufrichtig meinen, für aufrichtige, conſequente und eifrige Schüler dieſes Glaubens angeſehen werden müſſen, und wenn ſie ſiegen, wird die reine, ungeſchminkte Religion alsbald das Uebergewicht in dem ganzen ungeheuern Reich erhalten."

dens zur Nothwendigkeit, wenn nicht für eine Menge Menſchen augenblicklich die blaſſe Noth eintreten ſoll. Dieſen Umſtand machen ſich die Alt- und Neukaiſerlichen, ſo wie die kecken Freibeuter zu Nutzen, um Contributionen zu erpreſſen; ein anglochineſiſches Blatt erwähnt z. B., daß man im Norden der Provinz Kwang-tung, um einen Aufſtand in dem benachbarten Hupe zu dämpfen, ſtarke Contributionen ausgeſchrieben habe, ein Mann — der eine Million Taels beſaß, mußte den fünften Theil — eine Summe von etwa 400,000 Thlr. — baar erlegen. Unter ſolchen Umſtänden muß der im Laufe des langen Friedens angeſammelte Wohlſtand im Innern raſch ſchwinden. Indeß brauchen wir ſolche vereinzelte Zeugniſſe gar nicht, um uns ein ungefähres Bild von dem Zuſtande zu machen; was aus Schanghai geworden, erfahren wir durch unverwerfliche Zeugniſſe, da Europäer und Amerikaner genug ſich dort befinden. Ein Brief im North China Herald aus Schanghai vom 3 März d. J. enthält folgendes: „Seit Ihrem Beſuch im vorigen Jahre hat ſich ſehr viel geändert. Die Bevölkerung der innern Stadt hat ſich, ſeitdem ſie am 7 Sept. vor. J. in die Hände der Inſurgenten fiel, mehr als verdoppelt, indeß ſolche Einwanderer machen die Lage der alten Bewohner keineswegs angenehmer. Die damals volkreichen Vorſtädte ſind jetzt über zwei Drittheile oder drei Viertheile ihres Flächenraums nichts als Ruinenhaufen, die Bewohner ſind zerſtreut, und wurden faſt alles ihres Beſitzthums beraubt. Selbſt während ich ſchreibe, ſtehen die Häuſer in einigen Straßen in der Nähe der Kathedrale in Flammen, und man hört Kanonen- und Musketenfeuer in dieſer Richtung. Innerhalb der Stadt, wo die Rebellen herrſchen, findet minder Zerſtörung von Häuſern und Waaren ſtatt, aber von den 200,000 Einwohnern, welche vor ſechs Monaten da waren, ſind drei Viertheile fort, und alle welche Geld hatten, ſind arg ausgepreßt worden. Dieß verderbliche Treiben iſt immer noch in vollem Gang; die Rebellen ſind entſetzlich grauſam, aber die Kaiſerlichen vielleicht noch ſchlimmer."

Das mag ein ungefähres Bild vom Innern geben, obgleich Gründe zur Vermuthung vorhanden ſind, daß die Leute unter Thai-ping-wang etwas mehr Ordnung halten, als die Affiliirten der geheimen Geſellſchaften, welche an der Küſte, und namentlich zu Schang-hai, hauſen. Eine Andeutung gibt der Umſtand, daß man von Nanking durchaus nichts hört. Dieſe große Stadt, der Sitz der neuen Herrſchaft, iſt gar nicht ſo ſehr entfernt, und doch hört man aus Schanghai nicht ein Sterbenswörtchen über Nanking, was doch gewiß der Fall wäre, wenn beſonderes vorfiele. Aber wenn auch dieſe Partei beſſere Zucht hält, ſo muß es doch jedenfalls lange dauern, bis ſie in allen Provinzen Meiſter wird, vorausgeſetzt daß auch Peking fallen ſollte. Im Anfang des Aufſtandes war man mit Erklärungen und Commentarien ſehr ſchnell bei der Hand, jetzt hat ſich alles dieß erſchöpft, da man gefunden, daß unſere Kenntniß vom Innern China's zu ſchwach iſt, um ſolche Erklärungen zu geben. Mag nun aber die alte oder neue Herrſcherfamilie am Ende ſiegen, eine Periode der Anarchie iſt jedenfalls im beſten Zuge, das iſt ſo ziemlich alles, was wir jetzt ſagen können.

Die Uebraska-Bill im Congreß der Vereinigten Staaten.

Zweiter Artikel.

Wir kommen nach der Auseinanderſetzung, die wir von dieſer wichtigen Maaßregel in Nro. 15 gegeben haben, nochmals darauf zurück, weil am 23 Mai im Hauſe der Repräſentanten die erſte Abſtimmung für die Annahme der Bill, jedoch nur mit der Mehrheit von 9 Stimmen und, wie man ganz laut ſagt, durch den Verrath und die Beſtechung einiger Repräſentanten des Nordens gefallen iſt. Es handelt ſich, wie früher ſchon bemerkt, um die Frage, ob die Compromiſſe über die Sklavenfrage vom J. 1787, 1820 und 1850, wonach die Sklaverei in dem Gebiet weſtlich vom Miſſiſippi nicht über 36° 30' N. B. ausgedehnt werden darf, umgeſtoßen werden ſollen; mit Einem Wort, das Syſtem der Sklavenarbeit, und damit auch das Uebergewicht der Sklavenbeſitzer in den nordamerikaniſchen Staaten ſoll einen neuen Aufſchwung erhalten, deſſen Folgen nicht leicht abzuſehen ſind. Die Frage berührt allgemeine und ſpecielle Intereſſen der mannichfachſten Art, und wir brauchen nur zu erwähnen, daß die Zahl der Sklaven — wohlgemerkt ohne fremde Einfuhr, und trotz zahlreicher Flucht und Entlaſſung von Sklaven — ſeit 1790 bis 1850 von 697,879 auf 3,204,313 ſich vermehrt, alſo alle 24 bis 25 Jahr verdoppelt hat. Geht es, wie kaum zu zweifeln, namentlich wenn das Durchgehen der Nebraska-Bill die Ausdehnung der Sklaverei in dem Gebiet zwiſchen Miſſiſippi und den Felſengebirgen geſtattet hat, in dieſer Art fort, ſo hat Nordamerika am Ende des Jahrhunderts 13 Mill. Sklaven nebſt einigen andern Millionen freier Farbigen, während die geſammte freie Bevölkerung höchſtens auf 70 bis 80 Mill. geſtiegen ſeyn kann; das relative Verhältniß in den Sklavenſtaaten ſelbſt muß dann nothwendigerweiſe der weißen Race höchſt nachtheilig ſeyn. Laſſen wir indeß ſolche ferne Ausſichten, ſo wichtig ſie auch ſind, bei Seite, denn es drängen ſich Fragen der Gegenwart genug hervor.

Vorerſt hängt damit die Entſcheidung über die Eiſenbahn durch den Continent nach San Francisco und bis zu einem gewiſſen Grade auch der Gadsden-Vertrag mit Mexico, welcher der Republik einen andern Theil Mexico's einverleiben ſoll, zuſammen, ſo wenig dieß auch den Anſchein hat: denn dieſelbe Macht, welche die Ausdehnung der Sklaverei in den ſüdlichen Staaten fördert, ſtrebt dahin, dieſelbe auch quer durch den Continent hindurch in die noch faſt unbewohnten Wildniſſe Neumexico's und in all das Land, das man Mexico abzunehmen gedenkt, auszudehnen. So würde die Negerſklaverei wieder in Gegenden eingeführt, wo ſie durch die Nachfolger der ſpaniſchen Regierung ſeit einem Vierteljahrhundert aufgehoben iſt, und wenn das Klima die Einführung der Neger auf dem Hochland von Mexico hindern wird, da ſich die Negernatur mit dem trockenen, wenn auch heißen Hochland nicht gut verträgt, ſo werden doch die heißen und feuchten Küſtenſtrecken wieder der Sklaverei verfallen. Es gibt in der That kein anderes Mittel die Küſtenſtriche Mittelamerika's, namentlich auf der Oſtküſte, anzubauen, als durch Neger, und ehe man dieſe zu freiwilliger Arbeit bringt, könnte lange Zeit vergehen. Dieß führt uns auf einen andern Punkt. Wie ſchon die Losreißung des Staats Texas von der mexikaniſchen Union hauptſächlich von den Sklavenſtaaten gefördert wurde, ſo

wird das weiter ſchreitende Vordringen gegen Mexico und Mittelamerika überhaupt ſeine bedeutendſte Stütze in den Sklavenſtaaten haben, und der Geiſt des habſüchtigen Umſichgreifens, der die Nordamerikaner charakteriſirt, wird ſeine Hauptſtütze in der Sklaverei finden. Dieß macht die Erſcheinung um ſo drohender. Und dazu kommt noch das Verhältniß zu Spanien: man behauptet geradezu, wenn die Nebraska-Bill durchgehe, und das Syſtem des Sklavenweſens und des Landanbaues durch Sklaven ein ſo entſchiedenes Uebergewicht im Rath der Unionsregierung erhalte, ſo werde dieſe ſich der allmählichen Emancipation der Sklaven auf Cuba widerſetzen, und um ihren Zweck zu erreichen, das Land in einen Krieg mit Spanien verwickeln. Hr. Theodor Parker — deſſen Namen als den eines redlichen einſichtsvollen Mannes wir nur zu nennen brauchen — hielt am 12 Mai vor einer Abolitioniſtenverſammlung eine Rede, in welcher er den Sieg der Nebraska-Bill, wenn nicht in dieſer, doch in der nächſten Seſſion des Congreſſes, vorausſagt und erklärt er ſehe der Triumphe und Siege der Sklavenmacht kein Ende; die Unionsregierung werde das Land zu einem Kriege mit Spanien zwingen; es ſey eine nicht allgemein bekannte Thatſache, daß die engliſche Regierung mit der ſpaniſchen eine Uebereinkunft abgeſchloſſen habe, wonach die Sklaverei auf der Inſel Cuba im Laufe von 20 Jahren abgeſchafft werden ſolle, ſowie daß der Generalcapitän von Cuba ein Document in der Taſche habe, welches ihn ermächtige, im Falle die Inſel von den Nordamerikanern angegriffen würde, ſobald er es für nöthig halte, die Sklaven für frei zu erklären und ſie zur Vertheidigung der Inſel aufzurufen; Spanien, wenn auch nicht ſonderlich ſtark, könnte durch Ausgabe von Caperbriefen den amerikaniſchen Handel furchtbar beläſtigen, und eine Eroberung Cuba's möchte, den ſpaniſchen Truppen, dem Klima und den bewaffneten Sklaven gegenüber, ein ſehr ſchwieriges, wo nicht unmögliches Unternehmen ſeyn. Dabei müſſen wir noch erwähnen, daß der Name der Nordamerikaner als der Beſchützer der Sklaverei unter den freien und noch in Sklaverei befindlichen Negern Weſtindiens ſo übel angeſchrieben iſt, daß ſchon daraus, abgeſehen von den möglichen Folgen im Süden der Vereinigten Staaten ſelbſt, letztern große Gefahren erwachſen könnten. Von dieſem Geſichtspunkt aus betrachtet hat die Frage über die Nebraska-Bill eine Tragweite, die bedeutend über das augenblickliche Ziel derſelben hinausreicht.

Man kann ſich denken, daß ein ſolcher Zuſtand der Dinge wo ſo viel auf dem Spiele ſteht, der Bewegung im Innern einen ungewöhnlich heftigen Charakter geben wird; das eben iſt es, was man zuerſt befürchtet, und was auch von den verſchiedenen Rednern gegen die Nebraska-Bill am meiſten hervorgehoben wird. Aufſehen erregte unter denſelben die Rede, welche der bekannte Benton aus Miſſouri, einem Sklavenſtaat, am 24 April gegen die Bill hielt. Dieſe Rede iſt kaum überſetzbar, da man auf eine Menge Specialitäten amerikaniſcher Verhältniſſe eingehen müßte; wir machen deßhalb nur auf den Umſtand aufmerkſam, daß er dringend die Gefahr eines Bruchs des langbeſtandenen, mit der ganzen Conſtitution verwebenen Compromiſſes in der Sklavenſache hervorhob, und ſchließlich bemerkte: „es iſt jetzt vier Monate her, ſeit dieſe Bewegung zur Abſchaffung des Miſſouri-Compromiſſes im Congreß begann. Sie begann ohne daß irgend eine Petition, eine Anforderung von irgend einem menſchlichen Weſen dazu ergangen wäre, und bis auf dieſe Stunde iſt auch nicht Eine Petition von denjenigen Staaten eingelaufen, zu deren Vortheil angeblich die Bewegung in Gang gebracht wurde; nicht ein Wort ertönte zu ihren Gunſten von der kleinſten öffentlichen oder Privatverſammlung in einem Sklavenſtaate.[1] Das iſt die Antwort des Südens auf das Anbieten von Mitgliedern aus dem Norden unter einem nördlichen Präſidenten. Es iſt die Antwort des Schweigens, nachdrücklicher als Worte, und beſonders beachtenswerth in dieſer Debatte. Es zeugt für die Harmonie der Union, und beweiſt, was man in Wahrheit ſchon oft geſehen hat, daß die Beunruhigung des Landes von unruhigen Politikern, ſeine Sicherheit und Ruhe von den ruhigen Maſſen kommt.“ Benton konnte das Treiben der Regierungspartei, welche hauptſächlich thätig iſt, die Maaßregel durchzuſetzen, um ihre weitern Plane zu verfolgen, nicht ſchärfer zeichnen, und es iſt auch wirklich alle Ausſicht verhanden, daß wenn die Nebraskabill im Laufe dieſer oder der nächſten Seſſion durchgeht, eine Periode innern Haders beginnt, gegen welchen alle bisherigen Parteikämpfe nur Scherz waren.

Bekannt iſt es, wie widerwillig der Norden im J. 1850 der Beſtimmung ſich fügte, daß man flüchtige Sklaven vor den Gerichten der nördlichen Staaten ſolle verfolgen dürfen; man unterwarf ſich aber um des lieben Friedens willen: weil man den Compromiß annahm, ließ man ſich auch die läſtige Bedingung desſelben gefallen. Wird der Compromiß gegen alles Recht und jedenfalls gegen alle Klugheit zerriſſen, dann hat auch die Rückſichtnahme des Nordens auf die ſchwierige Stellung der Sklavenhalter im Süden ein Ende. Von dieſem Augenblick an beſteht dann zwiſchen den Sklavenſtaaten und den freien Staaten nur noch ein Kampf um die Macht, und dieſer Kampf möchte ſchneller zu Gunſten der freien Staaten entſchieden ſeyn, als es jetzt den Anſchein hat. Präſident Pierce iſt im März vorigen Jahrs in ſein Amt eingetreten, und muß im März 1857 austreten, im J. 1856 wird die Präſidentenwahl ſtattfinden; bis dahin wird der heftigſte Parteikampf entbrennen, den man vielleicht je in Amerika geſehen, und die Erwählung eines faſt abolitioniſtiſch geſinnten Candidaten iſt nach mehrern Anzeichen zu ſchließen gar keine Unmöglichkeit; dann gibt es nicht mehr wie im Jahre 1850 einen Compromiß, um die drohende Spaltung zwiſchen Norden und Süden zu heilen. Möglich aber, daß vorher noch eine ganz andere Frage eintritt, die Kriegsfrage gegen Spanien: geht die Nebraska-Bill durch, d. h. ſiegen die Plane derer, welche eine Ausdehnung des Landbaues durch Sklaven und der darauf gegründeten Macht der Führer der Sklavenſtaaten wollen, dann wird die Regierung, ſelbſt wenn ihre Abſicht nicht dahin gehen, wenn ſie ſich, durch die Folgen erſchreckt, bedenken ſollte, durch eine Naturnothwendigkeit, durch die Gewalt eines von ihr aufgeſtellten Grundſatzes zum Krieg gegen alles Abolitionsweſen, auch gegen das, welches man den Spaniern auf Cuba zuſchreibt, getrieben. Der blinde Hochmuth, der ſich gegen beſſere Einſicht vielfach bei den Amerikanern geltend macht, und mit einer gewiſſen Frigheit gegen herrſchende Volksmeinungen zuſammengeht, kann ſehr leicht die herrſchende Partei über die Gränzen der Klugheit hinausreißen.

---

[1] Dieß iſt eine Anſpielung auf mehrere Verſammlungen in nördlichen Staaten, die von Regierungsbeamten, um ſich dem Präſidenten zu empfehlen, zuſammengetrommelt wurden.

Man hat wahrſcheinlich die geheime aber darum nicht minder empfindliche Niederlage, welche England im J. 1852 dieſem umſichgreifenden Geiſt der nordamerikaniſchen Politik bei Gelegenheit der Frage über die Lobos-Inſeln bereitet hat, noch nicht vergeſſen, und die Haſt, mit welcher man bei der erſten Nachricht von dem ruſſiſch-engliſchen Kriege die ſpaniſchen Händel hervorzog, Händel die man durch die Ernennung eines Hitzkopfs, wie Soulé, zum Geſandten der Vereinigten Staaten in Madrid recht berächtig vorbereitet hat, läßt nicht viel gutes erwarten. An Bemühungen die Nordamerikaner vorwärts zu treiben, ihre Eitelkeit zu ſtacheln, und ſie wo möglich mit England zu überwerfen, wird es vermuthlich nicht fehlen.

Die Otsgaragee-Höhle im Skoharie-Diſtrict des Staates New-York.

Die Mammuth-Höhle in Kentucky iſt aller Welt bekannt; ſie ſteht ſogar alphabetiſch eingereiht in dem „new complete statistical gazetteer of the United States“ verſehen mit kurzer Beſchreibung. Wer weiß etwas über die Otsgaragee-Höhle? Trotz ihres befremdlichen Namens, wonach ſonſt doch ſo allgemein gehaſcht wird; trotzdem ſie nicht ſo fern von der Weltſtadt New-York liegt. Demnach wird aus einer recht getreuen Beſchreibung derſelben gewiß alle Welt zu überzeugen ſeyn, daß dieſe wenig bekannte Höhle ebenſo gekannt zu ſeyn verdient als es die „Mammoth-Cave“ nur immer ſeyn kann. Es geht den Naturſchönheiten gerade wie den Schönheiten unter den Menſchen. Was allgemein im Rufe ſteht, was im Geſchrei iſt, davon ſpricht gern alle Welt, das wird nach allen Seiten hin geprieſen. Unter der Menge findet ſich verborgen manch' edle Pflanze, die den geprieſenſten Schönheiten durchaus nichts nachgibt und obendrein den Schmuck der Anſpruchsloſigkeit trägt, von der aber niemand etwas weiß, wohl gar nicht einmal etwas wiſſen will, weil — man ja an dem bereits Berühmten zu rühmen und zu merken genug hat. Werde ich unter dieſen Umſtänden gute Aufnahme mit Einführung der Otsgaragee-Höhle bei einem geneigten Leſer finden? Ich will ſo beſcheiden als immer möglich dabei zu Werke gehen; will das eigene Licht nicht zum Leuchten zu bringen ſuchen; es ſoll ein anderer, aber zuverläſſiger Berichterſtatter ſprechen in Folgendem:

„Die Otsgaragee-, oder wie ſie gewöhnlich genannt wird, die Howe's-Höhle liegt ungefähr 25 (engl.) Meilen von Schenectady und beinahe 40 Meilen von Albany. Obſchon der Weg dahin, mit Einſchluß der Fahrt über den Heldeberg, beinahe unfahrbar iſt, ſo wurde ſie doch dieſen Sommer (1853) von vielen Leuten, von Bewohnern dieſes Staates (New-York) wie von Fremden, beſucht. Nachdem man ſich für die Reiſe in die Unterwelt gehörig ausgerüſtet hat, tritt man in die Höhle. Die Aenderung der Temperatur beim Eintritt an einem Sommertage iſt groß und plötzlich, ſo daß man aus einem Backofen in einen Eiskeller verſetzt zu werden glaubt; bald iſt jedoch alle Empfindung des unangenehmen Froſtes vergeſſen über der Schönheit und Majeſtät des Anblickes, der ſich vor dem Auge des Beſchauers entfaltet, und über dem Gefühle ehrfurchtsvoller Bewunderung, das ſein Herz ergreift. Ueber ſich und um ſich erblickt er funkelnde Stalaktiten, die das Licht der Fackeln in tauſend glitzernden Funken zurückſtrahlen, während der Boden mit gewaltigen Stalagmiten von den groteskeſten und abenteuerlichſten Formen, der Arbeit von Jahrhunderten, bedeckt iſt.

„Der erſte weite Raum, in welchen man tritt, iſt der ſogenannte „Tanzſaal“, 40 Fuß breit, 160 lang und von 12 bis 20 Fuß hoch. Der Boden dieſes Raumes iſt eben und glatt, ſo daß er bei der reinen Luft, die hier weht, wirklich ein geeigneter Ort zur Befriedigung der Tanzluſt wäre. Weiter zurück findet man „Waſhington Hall“, mit „Waſhingtons Statue“, der „Epaulette“, „Zauberlaterne“ und „Lady Waſhington“; dann folgt der „Hochzeitsſaal“, ein höchſt romantiſcher Ort für die Schließung eines Bandes, das oft ſo proſaiſch wieder gelöſet wird und neben an — jedenfalls eine gute Zuſammenſtellung — die „Einſiedlerzelle“. Im Hochzeitsſaale wurden wirklich ſchon mehrere Pärchen von einem benachbarten Friedensrichter getraut, die Einſiedlerzelle iſt aber bis jetzt ohne einen Bewohner geblieben, der ihr ein Recht auf dieſen Namen erworben hätte.

„Durch einen Tunnel von der Länge einer Viertelmeile gelangt man, an der „gebackenen Gans“ — einer ungeheuren Stalagmite — vorüber, in die „Waſſerfall-Halle.“ Hier hört man das tiefe, muſikaliſche Rauſchen eines Waſſerfalles, deſſen Sturzwaſſer noch kein menſchliches Auge geſehen, denn es befindet ſich 300 Fuß tief unter dem Boden der Halle.

„Weiter zurück erfriſchen die funkelnden Gewäſſer des „Teiches Siloam“ das Auge, während die ungeheuren Umriſſe des „Rieſenſarges“ Staunen und Bewunderung erregen. Hier wird die Zahl der Seitengänge immer größer, der Boden immer ſchlüpfriger, ſo daß man ohne Führer ſich nicht weiter wagen kann.

„Von da geht es die „Indianer Stufenleiter“ hinauf zur „Franklin's Avenue“, vor deren Glanz und Schimmer die fünfte Avenue in New-York (faſhionabelſte Straße) zur großen Unbedeutendheit herabſinkt. Die zunächſt liegende „Congreß-Halle“ mit ihren rauhen 15 bis 20 Fuß hohen Wänden und Drapirungen von Stalaktiten-Guirlanden iſt eine der ſchönſten Räume der Höhle. Die Akuſtik der Halle iſt ſo vortrefflich, daß die gewöhnliche Stimme eines jeden Menſchen klar, vollönend und muſikaliſch klingt. Daher halten auch die Beſucher der Höhle hier gewöhnlich eine „Meeting“ ab; der Ehrwürdigſte der Geſellſchaft beſteigt den „Sprecherſtuhl“ und irgend ein ehrgeiziger Jüngling macht „einige kurze Bemerkungen“; dann rollen die Worte ſo laut wie Donner und ſo lieblich wie Muſik durch die Galerien, Bogen und

Säulen dieſes wunderbaren Tempels und kehren in leiſen erſterbenden Echos wieder von ihrer Wanderung zurück. Manche Geſetzgebung, in der leerer Schall für Beredtſamkeit gilt, würde recht thun ihre Sitzungen in dieſer Halle abzuhalten; die Ohren würden wenigſtens dadurch viel gewinnen.

„Die 20 Fuß hohe, ebenſo breite und eine halbe Meile lange „Muſikhalle“ beſitzt dieſe magiſche Akuſtik in noch höherem Grade, und ein einfaches Lied, das darin geſungen wird, ſchallt wie brauſender Orgelklang. Ueber den „Horicon“, oder „Silberſee“, der ¼ Meile lang und 15 bis 20 Fuß tief iſt, fährt man neuen Wundern entgegen. An ſeinen Ufern ſtehen die „ägyptiſchen Pyramiden“, der „ſchwarze Kamm“, die „Elephantenohren“, drei gravitätiſche „Chineſen“, der „Alligator“, die „Ananas“ und der „Eulenkopf.“ Man landet am „Plymouth-Felſen“ und wird von den Tönen der „Waſſerorgel“ empfangen. Durch das „Muſeum“, an den „flamenkiſchen Zeitungen“ und dem „ſchlafenden Kinde“ vorbei, gelangt man in den „Gouverneurſaal“, das „Rieſen-Studierzimmer“ und dann in die „Seeräuberhöhle.“ Hier ſcheinen Geſpenſter und Kobolde zu ſpuken, und man glaubt das Aechzen Verwundeter und Sterbender zu hören; es iſt aber nur der Wind, der durch die Felſenriſſe dringt und ſein Klagelied ſingt.

„Ein kurzer Weg führt nach den „Felſengebirgen“, deren Ueberſteigung die gefährlichſte und ſchwierigſte Aufgabe der ganzen Fahrt iſt. Der Wanderer wird jedoch, wie die meiſten Californier, die über das Felſengebirge über der Erde ſteigen, für ſeine Mühe dadurch belohnt, daß er unmittelbar darnach den „Elephanten“ zu ſehen bekommt, [1] eine rieſige Stalagmite, die ſich 60 Fuß über den Boden erhebt. Der Führer erzählt, daß immer ein Jahrhundert vergeht, bis der Elephant ⅛ Zoll höher wird und überläßt dann dem mathematiſchen Genie der Beſucher die Berechnung der Zeit, welche dieſes Unthier brauchte, um zu ſeiner gegenwärtigen Höhe zu gelangen. Auf dem „Tafelfelſen“ genießt man das ſchönſte Spiel des Fackellichtes und der Spiegelung desſelben an den tauſendfach gebrochenen Wänden. Von da gelangt man durch den „Schlangenpfad“, oder „Weg des Politikers“, wie er kürzlich genannt wurde, nach der „Rotunda.“

„Der „Schlangenpfad“ iſt ein enger gewundener Gang, ungefähr eine Viertelmeile lang, faſt 100 Fuß hoch, aber ſo ſchmal, daß kaum ein einzelner Menſch durchgehen kann. Die „Rotunda“ iſt ein vollkommen kreisrunder Raum von ungefähr 30 Fuß im Durchmeſſer, ihre Wände ſind von ſchwarzem Marmor, den das herabträufelnde Waſſer vollſtändig polirt hat, und erheben ſich ſenkrecht wenigſtens ſechshundert Fuß hoch. Man hat Leitern von 300 Fuß Höhe errichtet, mit denen man aber das obere Ende noch lange nicht erreichte. Hier werden gewöhnlich die Fackeln für eine Weile ausgelöſcht, um die Beſucher die Schrecken der hier herrſchenden Grabesruhe recht empfinden zu laſſen, die nur dann und wann von einzelnen fallenden Waſſertropfen unterbrochen wird. Die „Rotunda“ iſt der letzte größere Raum, bis zu dem man gegenwärtig vorgedrungen iſt; ſie liegt ungefähr ſechs Meilen vom Eingange entfernt, ein Weg, der von einer größern Geſellſchaft ſelten in weniger als vier Stunden zurückgelegt wird.“

Der Berichterſtatter bedauert ſchließlich, daß dieſes Naturwunder nicht ebenſo häufig beſucht wird als die Niagarafälle, mit denen es an Großartigkeit wetteifern kann und die es an Mannichfaltigkeit der Erſcheinungen weit übertrifft. Er hofft jedoch, daß die Höhle nach und nach bekannter, ſowie durch den Bau der Susquehanna-Eiſenbahn zugänglicher werden wird, und dann dürfte nach ſeiner Meinung in der Nähe derſelben ein zweites „Saratoga oder Newport“ entſtehen.

Mit der Unbekanntſchaft dieſer wundervollen Höhle hat es ſeine volle Richtigkeit. Ich lebe nun faſt vier Jahre in Amerika, habe in New-York, Albany, Troy und Schenectady Umgang mit vielen Leuten, die zu den Gebildetſten gehören; allein als ich über dieſe in ſo großer Nähe befindliche Naturmerkwürdigkeit ſprach, hatte ſelten ein Einzelner nur davon gehört; niemand war dort geweſen! Wird man das in der übrigen Welt glauben? St. Buſineß macht alle Welt blind für alles, was keine Dollarchens einzubringen verſpricht. Ed. Pelz.

[1] „Den Elephanten ſehen“, bedeutet unter den Angloamerikanern: das Wunder des Tages zu betrachten. C. P.

Briefe aus Surinam. II.

In einer Zeit, wo die Negerfrage als humaniſtiſche in den Vordergrund getreten iſt, wird es umſomehr nöthig dieſe von allen Seiten zu betrachten, da es bekanntlich weniger Menſchenliebe als Handelspolitik war, wenn England die Aufhebung der Sklaverei durchzuſetzen ſuchte, und als es eine ſehr wohlfeile Humanität iſt für die Freiheit die Lanze einzulegen und demjenigen zuzujauchzen, der bei allen Stämmen des Menſchengeſchlechtes Freiheit um jeden Preis verbreiten will. Wer wollte dieß auch nicht? wer wollte ſich öffentlich als ein Haſſer menſchlicher Freiheit darſtellen? Wahrlich ein ſolcher verdiente als ein Unmenſch bezeichnet und mit allgemeiner Verachtung beſtraft zu werden. Allein, wenn wir von menſchlicher Freiheit reden, ſo kann vernünftigerweiſe nicht die Losgebundenheit eines wilden Thieres verſtanden werden, ſondern eine Freiheit, welche des Menſchen würdig iſt, d. h. eine innere Bildung des Charakters von ſolch durchdringender Tüchtigkeit, daß die freie Bewegung eines alſo durchgebildeten Menſchen ihr Geſetz ſelbſt in ſich trägt. Dieſe innere Durchbildung des Charakters, welche vor allem das Chriſtenthum verlangt, iſt kein in nebelgrauer Ferne ſchwebendes Idol, ſondern ein durch menſchliche Mittel erreichbares Ideal, ein praktiſches Ideal auf welches die größten Erzieher des Menſchengeſchlechtes mit Eifer und Strenge hingewieſen haben; man darf nur leſen was Luther und Leſſing, Herder und Schiller in dieſer Richtung anſtrebten, um ſich den praktiſchen Werth einer ſolchen Erziehung der Menſchheit vor Augen zu ſtellen.

Allein um einer ſolchen Durchbildung des Charakters fähig zu ſeyn, ohne welche menſchliche Freiheit nicht denkbar iſt, dazu gehören geiſtige und gemüthliche Eigenſchaften, welche weder in den einzelnen Individuen, noch in den einzelnen Menſchenſtämmen in gleicher Größe vorgefunden werden, und da dieſe Größen ſehr ungleich ſind, ſo wird auch das Maaß der Freiheit, welches dieſe verſchiedenen Größen vernünftigerweiſe anzuſprechen haben, ſehr verſchieden ſeyn. Sowie kein Menſch, der nicht über ſein inneres Weſen nachdenkt und aus dieſem Gedachten ſeine praktiſchen Conſequenzen zieht, einer Durchbildung ſeines Charakters fähig iſt, ſo iſt dieß auch kein Volk, dem das Nachdenken über ſein Inneres ferne liegt. Das nächſte Reſultat dieſes Nachdenkens iſt aber

ſowohl für den Einzelnen als für ein Volk ſeine Geſchichte, und wie ſich der Einzelne aus den Lebenserfahrungen, über die er nachdenkt, gewiſſe für ſein ganzes Ich maaßgebende Grundſätze bildet, ſo bildet ſich ein nachdenkendes Volk in derſelben Weiſe ſeine Geſetze. Ein Volk, das eine Geſchichte und beſtimmte aus ſeinem innerſten Leben hervorgehende Geſetze hat — wohl zu unterſcheiden von willkürlichen Verordnungen wie ſie die Polizei oder ein Zwingherr gibt — ein ſolches Volk zeigt ſchon hiedurch an und für ſich, daß es jener Durchbildung des Charakters fähig iſt, welche zur menſchlichen Freiheit führt; ein ſolches Volk geht ſeinen Entwicklungsgang ſelbſtſtändig fort und gelangt durch ſich ſelbſt zu dem Grade von Freiheit, den es anzutreten befähigt iſt.

Ganz anders verhält es ſich mit Individuen und mit Völkern welche die Fähigkeit ſich eine Geſchichte und Geſetze zu bilden nicht haben; ſtationär kindiſche Naturen, die träumeriſch phantaſirend durchs Leben hingehen, aus tauſend Erfahrungen keine Schlüſſe auf ihr inneres Weſen ziehen und keine ihrem eigentlichen Ich maaßgebenden Geſetze zu formiren vermögen. Solche Individuen, ſolche Völker, werden niemals zur menſchlichen Freiheit durch ſich ſelbſt gelangen, ſondern gleich Kindern die Führung anderer nöhig haben, wenn ſie derſelben in einem ihrer Faſſungskraft angemeſſenen Maaße theilhaftig werden ſollen. Allein gleich allen Kindern haben ſie bei der vollendetſten Unfähigkeit den brennenden Drang zum Herrſchen, ſie toben gegen die Feſſel, welche ihnen andere Menſchen aus Menſchlichkeit anlegen, eine Feſſel welche zur Beſtimmung hat ſie einem ihrer Natur angemeſſenen Grad menſchlicher Freiheit zuzuführen und ſie zugleich zu hindern, dem größten menſchlichen Elend, der größten Unfreiheit, der thieriſchen Freiheit ſich in die Arme zu werfen. Dieſe Individuen, dieſe Völker, bona pars hominum, decepta cupidine falso, haben, ſolange man Geſchichte kennt, entweder im Zuſtande der bedauernswürdigſten Rohheit und Tyrannei oder in dem der Hörigkeit verkehrt; ſie ſind innerlich hörig, gleichviel ob ſie als Fabrikarbeiter einem Kaufmann knechten, oder als Beamte, welche, nicht auf dem Leibe aber auf der Seele Lakaienlivree tragend, vor ihren Obern kriechen, oder ob ſie als Lazzaroni oder als freie Neger faullenzen. Dieſe Hörigkeit, dieſes innerliche Proletariat, iſt ein Krebsſchaden, welcher Theile des freien Europa moraliſch zu Grunde richtet, und diejenigen, die gezwungen oder freiwillig in daſſelbe gebannt ſind, entwürdigt, während die äußere Hörigkeit als äußerer Zwang auf den Wilden (den Proletarier ſeiner Volksrace, nicht ſeinem Individualgeiſt nach) hebend und anziehend einwirkt, ja das einzige Mittel iſt um ihn an dem Genuſſe menſchlicher Freiheit theilnehmen zu laſſen.

Betrachten wir dieſen anſcheinenden Widerſpruch näher: der Europäer gehört einem Menſchenſtamme an, welcher die Fähigkeit einer Geſchichte und daraus hervorgehenden Geſetze hat. Der Neger dagegen iſt das Glied eines ſolchen, dem die Fähigkeit zur Geſchichte, ſowie die zu organiſchen Geſetzen abgeht. Seine Geſchichte,[1] wenn ſie aufgezeichnet wäre, wäre die eines Raubthieres, ſeine Staatsverhältniſſe ſind die der Tyrannei, wo willkürliche, zwar nicht mit Dinte aber mit Blut geſchriebene Polizeiverordnungen gelten. Iſt nun ein Europäer als Individuum unfähig die großen Eigenſchaften des Menſchenſtammes, aus dem er geboren iſt, anzutreten und ſich durch dieſe als freier Mann zu bewegen; macht er, obgleich hoch geſtellt durch Geburt, Geld oder äußere angelernte Bildung (welche man ja nicht mit innerer Durchbildung verwechſeln darf, deren ein Bauer fähig iſt ohne leſen und ſchreiben gelernt zu haben), macht er trotz dieſer Vorzüge welche die Geſellſchaft ihm einräumt, den Bedienten, den Handlanger vornehmer Gelüſte und Launen, ſo entwürdigt er ſich nicht nur unter den Negerſklaven, ſondern er zieht Zwingherrſchaft jeder Art groß, und er iſt dadurch der Unterdrücker ſeines eigenen Volkes. Dieſe Hörigkeit iſt viel bitterer, viel erniedrigender als die Leibeigenſchaft des Sklaven.

Das Verhältniß der Hörigkeit dagegen, in welchem der Neger verkehrt, iſt ein naturgemäßes, weil es zu einem moraliſchen Zwecke führen kann. Man hat oft die Frage aufgeworfen: wer gibt dem Europäer das Recht, Menſchen eines anderen Stammes zu Sklaven zu machen, ſie aus ihrer Heimath zu führen und zur Arbeit zu zwingen? Hierauf iſt zu antworten: dieß geſchieht mit demſelben Recht, mit welchem ein Menſch der menſchlich fühlt, ein unmündiges Kind das von den Seinigen hülflos auf die Straße geſetzt wird, in ſein Haus aufnimmt nach Verhältniß ſeiner Fähigkeiten zu erziehen und zur Arbeit anzuhalten ſucht. Man muß wiſſen, daß die Negerſklaven, welche in Afrika verkauft werden, dadurch einem grauſamen Tode oder einer noch grauſameren Sklaverei entgehen; daß alſo der, welcher ſie von ihrer Heimath führt, ſie vom Tode oder einem noch härteren Schickſale errettet. Gut, wird man einwenden, dieſe Menſchen ſind gerettet aber um als Waare verkauft und als Sklaven mißhandelt zu werden; wer verbietet dieſen Menſchenrettern ſie frei zu laſſen, wenn ſie ja doch nur eine Handlung der Menſchlichkeit begehen wollen? Wären die Neger Menſchen, welche durch ſich ſelbſt fähig wären zu einer menſchlich-würdigen Freiheit zu gelangen, ſo wäre in dieſem Einwurfe ein Sinn; da ſie aber gleich unmündigen Kindern nur fähig ſind unter der Leitung einer höher geſtellten Menſchenrace dieſes Ziel zu erreichen, ſo hat dieſe Race nicht nur das Recht, ſondern ſogar die Pflicht, dieſe hülfloſen Findlinge zu adoptiren und durch den Act der Adoption einem höheren menſchlichen Ziel, dem der inneren Freiheit, zuzuführen. Die Hörigkeit des Negerſklaven ſoll vernünftigerweiſe nichts anderes ſeyn als das Verhältniß eines Adoptivkindes zu ſeinen Pflegern, und ſie iſt das annähernd, wiewohl noch ſehr unvollkommen, in der That ſchon in allen Staaten, wo durch menſchliche und weiſe Geſetze für das Unterkommen der Neger geſorgt iſt. [1]

Es braucht hier nicht auseinandergeſetzt zu werden, daß kein geſellſchaftlicher Zuſtand ohne Mängel iſt, umſoweniger in Beziehung auf den Zuſtand der Sklaven in Surinam, als in einer früheren Correſpondenz Schattenſeiten der Negerſklaverei frei aufgedeckt wurden; allein vergleichen wir einmal den Zuſtand eines europäiſchen Arbeiters mit dem des Negerſklaven, ſo wird uns klar werden, daß die noch vorhandenen Mängel gebeſſert werden können ohne Aufhebung der Sklaverei ſelbſt, und daß der Negerſklave im allgemeinen, beſonders bei humanen Herren, ein ſo gutes, wo nicht beſſeres Leben hat als der Arbeiter in Europa. Der Sklave arbeitet nicht um Lohn, aber er hat wie jeder Arbeiter ſeine beſtimmte tägliche Aufgabe, ſein Werk wie man es nennt, und dieſes iſt in der Regel nicht mehr als die Hälfte deſſen was ein Taglöhner in Europa arbeiten muß. Daß aber der Neger einer größeren Kraftanſtrengung gewachſen iſt, beweiſen Arbeiten wie das Rudern, was er ohne bedeutende Unterbrechung zwölf Stunden lang zu verrichten vermag, und es hierin dem ſtärkſten

[1] Hayti ſteht zu vereinzelt da und exiſtirt zu kurze Zeit, um für allgemeine Principien maaßgebend ſeyn zu können.

[1] Dieſe Rechtfertigung des Sklavenhandels a posteriori läßt freilich manche Einwendung zu, iſt indeß doch viel minder unrichtig, als manche abſolute Negerfreunde glauben. A. d. R.

Europäer zuvorthut. Hieraus iſt klar, daß ein fleißiger Neger häufig in einem halben oder zwei Dritteltage mit der verlangten Arbeit fertig ſeyn kann und nun Zeit übrig hat um durch Lohnarbeit, an der es in der Stadt nie gebricht oder durch Fiſchen und Jagen etwas zu verdienen. Außerdem iſt den Plantagenegern nicht verwehrt ſich Hühner, wo es die Wirthſchaft zuläßt, wie auf Holzplantagen, auch Schweine zu züchten, und daher fällt die Klage über unvollſtändige Nahrung dieſer Leute weg, wenn ſelbſt zugegeben wird, daß die geſetzliche Ration von 2 Bosch Bananen und 2 Pfund Bacaliau in der Woche eher zu gering als zu groß iſt. Jedenfalls iſt aber unter dieſen Umſtänden ſeine Nahrung beſſer als die der armen Fabrikarbeiter in großen Städten oder unſeres ländlichen Taglöhners, auf deſſen Tiſch nur höchſt ſelten Fleiſch oder Fiſch kommt, und der oft beinahe gänzlich auf Kartoffeln und etwas Schwarzbrod angewieſen iſt, das er oft ohne Salz genießt, weil er zu arm iſt um dieſe ſo nothwendige, aber hochbeſteuerte Zuthat zu kaufen. Die Männer erhalten regelmäßig ihren Dram, die Frauen und Kinder ihre Melaſſe — Erfriſchungen welche der Arbeiter in Europa von ſeinem unter Sorgen zuſammengeſparten Gelde kaufen muß. Was die Wohnung betrifft, ſo muß einer, der über die Negerwohnungen ernſtlich klagt, niemals in den Hütten des europäiſchen Taglöhners noch in den ſchmutzigen Gemächern des ſtädtiſchen Proletariers geweſen ſeyn. Mein Beruf als Arzt hat mich in alle dieſe verſchiedenen Wohnungen geführt, und ich kann verſichern, daß ich die ſchlechteſte Negerwohnung nicht ſchlechter gefunden habe als die ſtädtiſcher Proletarier von nicht ganz ſchlechtem Auskommen, und daß die beſten ſo gut und beſſer ſind als die von vermöglicheren Bauern. Die Kleidung endlich iſt den Bedürfniſſen und dem Geſchmacke der Neger angemeſſen; die geſetzlichen Austheilungen ſind hinreichend, ſie werden genau eingehalten, und es iſt meiſtens eigene Wahl der Neger, wenn ihr Einkommen ſich mehr nach der Mode des adamitiſchen als des Dampfmaſchinen-Jahrhunderts richtet.

Was hilft aber beſſeres leibliches Auskommen, höre ich einwenden, beim Verkümmern der höchſten geiſtigen Güter, Sklave iſt Sklave, und ich will lieber trockenes Brod eſſen als freier Mann, denn eine gute Fiſchſuppe als Sklave. Wenden wir, um dieſen Einwand zu beleuchten, unſern Blick auf die geiſtigen Güter deren der freie Europäer genießt, wenn ihm das Schickſal die bittere Koſt der Armuth zugetheilt hat. Der freie arme Europäer, welcher nicht Dienſtbote iſt, hat Sorgen, und zwar Sorgen im höchſten Grad für die Erhaltung von Weib und Kind: wird er krank, ſo bezahlt ihm niemand Arzt und Arznei, wird er arbeitsunfähig durch Alter oder Unglück, ſo fällt er dem ſein Ehrgefühl niederbeugenden Mitleid anderer Menſchen anheim, und läßt er ſich ein ſtrafwürdiges Vergehen zu Schulden kommen, ja kommt er nur in einen derartigen Verdacht, ſo wird er Wochen- oder Monate lang vor Gericht herumgeſchleppt, bis ſeine Schuld oder Unſchuld erwieſen iſt und dann durch längere oder kürzere Freiheitsentziehung geſtraft, wobei ſeine unſchuldige Familie durch Entziehung ſeiner Arbeit ſo viel und noch mehr zu leiden hat als er. Der Negerſklave dagegen weiß von allen jenen Sorgen nichts, und begeht er etwas ſtraffälliges, ſo bekommt er freilich Schläge die recht empfindlich ſind, aber die Strafe hat keine Wirkung auf die Seinigen; iſt er von ſeinen Wunden geneſen, ſo kehrt er wieder an ſeine gewohnte Arbeit zurück. Allein ſein Verhältniß zum Herrn iſt ſtets das drückende, das unfreie! Ziehen wir, um dieß zu erläutern, eine Parallele. Was der Negerſklave von dem Herrn an Geld oder als Ranzion zu empfangen hat, iſt durch das Geſetz ebenſo beſtimmt wie die Rechte eines Unterthanen zu einem Fürſten in Europa durch die Verfaſſung. Gibt ein Eigenthümer von Negern ihnen das ihnen geſetzlich beſtimmte nicht, ſo entſteht ein kurzer Proceß: die Neger klagen bei der Obrigkeit in der Hauptſtadt und der Eigenthümer wird beſtraft, ja es wird ihm in Wiederholungsfällen das Recht entzogen über Negerſklaven zu herrſchen. Das Dienſtverhältniß des Negers zu ſeinem Herrn hat viele Aehnlichkeit mit dem eines Soldaten zu ſeinem Oberen. Hat er ſein Werk gethan, ſo iſt er frei und kann in ſeinem Hauſe thun und laſſen, beten oder räſonniren, arbeiten oder faullenzen juſt wie er will, und wird in keine Strafe kommen, ſobald er ſeine Arbeit verrichtet und nichts thut was andere an derſelben hindert.

Nach allem was ich in dieſer Beziehung beobachtet habe, kann ich mich weder von dem heroiſchen Geſchrei um Freiheit für die Neger noch von dem ſentimentalen Gewinſel über Bedrückung und tyranniſche Grauſamkeit beſtimmen laſſen. Die Mängel der Geſellſchaft alle zu heilen wird keinem gelingen, und was Grauſamkeit betrifft, ſo weiß ich, daß die Lage eines Mannes, welcher das Unglück hat persona ingrata in europäiſchen Verhältniſſen zu werden, phyſiſches Elend mit ſich führt, mit welchem das körperliche Elend eines — ohne daß die Geſetze dieſes ſtrafen können — grauſam behandelten Negerſklaven nicht zu vergleichen iſt.

Der ganze Gang der Geſchichte der Menſchheit weiſt uns hin auf eine großartige Erziehung des Menſchengeſchlechtes, als deren Zielpunkt ein Verhältniß der verſchiedenen Menſchenſtämme und Völker gedacht werden muß, wie in einem großen organiſchen Staate die einzelnen Factoren desſelben: herrſchende und dienende Kräfte, in einem gegenſeitig ſich erſetzenden Zuſtand in welchem jeder ſeine Befriedigung findet, und eben darum der dienende Factor neidlos zu dem höheren herrſchenden emporſieht, während dieſer als der menſchlich freiere ſein Geſetz in ſich trägt und darum weit entfernt iſt, die Rechte des dienenden zu beeinträchtigen oder ſeine Eigenthümlichkeiten zu beſchränken.

Wenn wir uns dieſe Aufgabe der Menſchheit vor Augen ſtellen — eine Aufgabe, die wenn auch ferne von der Vollendung, eine praktiſch löſsbare iſt und ſowohl im Einklang mit den Poſtulaten der Logik als mit dem Geiſte der chriſtlichen Religion ſteht — ſo fragt es ſich, welche Rechte und welche Pflichten hat die Menſchheit gegenüber von Menſchenſtämmen, welche — der Sprachgebrauch bezeichnet ſie als Wilde — ihrer Natur nach unfähig ſind für ſich ſelbſt das ihnen mögliche Ziel menſchlicher Freiheit zu erreichen. Iſt es recht und menſchlich ſie ihrer natürlichen Freiheit zu überlaſſen, welche in ihren Folgen zur Verwilderung, zur Unmenſchlichkeit führt, oder iſt es vielmehr nicht nur Recht ſondern auch Pflicht, ſie durch eine ihrer Natur angemeſſene Hörigkeit jenem Grade von menſchlicher Freiheit zuzuführen, welchen ſie zu erreichen vermögen? Ferne ſey es von mir die Gräuel des Sklavenhandels und der Sklavenbehandlung früherer Zeiten wieder herbeiwünſchen zu wollen; ſie haben die Menſchheit geſchändet und die armen unmündigen Wilden zur Verzweiflung, Empörung und allen ihren unmoraliſchen Folgen gebracht. Aber Angeſichts dieſer geſchichtlichen Erfahrungen glaube ich iſt es Zeit, nicht durch einen willkürlichen Federſtrich das Hörigkeitsverhältniß der Neger aufzuheben, wodurch ſie wieder zurückgeſtoßen werden in tiefes menſchliches Elend, ſondern vielmehr iſt es jetzt Zeit zu unterſuchen, durch welche Mittel dieſe Menſchen, für die zu ſorgen Menſchenpflicht iſt, zu erziehen ſind, damit ſie fähig werden, wahre Freiheit zu erlangen. Dieſe Mittel aber können keine andern ſeyn als die einer im größern Maaßſtabe ausgeführten Adoption.

Dieſe iſt möglich dadurch, daß man das zwar noch unvollkommene, aber dem Adoptiv-Zuſtande ähnliche Verhältniß der ſogenannten Sklaverei feſthält, dasſelbe regelt und durch angemeſſene, der Natur dieſer Menſchen entſprechende Geſetze in der Art befeſtigt, daß Unmenſchlichkeiten, welche dieſe Verhältniſſe mit ſich gebracht haben und noch mit ſich bringen, nicht mehr möglich werden und dafür geſorgt wird, durch innere Bildung, Erziehung und Hebung die wahre Manumiſſion des adoptirten Geſchlechtes zu verwirklichen. Durch ſolche Mittel, und nur durch ſolche, halte ich es für möglich den Wilden dem Ziele zuzuführen, welches das wahre Ziel der Menſchen ſeyn muß: Freiheit durch Selbſterkenntniß und Selbſtbeherrſchung.

Expedition nach Central-Afrika.

(Mittheilung von Hrn. A. Petermann im Athen. vom 3 Junius.)

Umſtändliche Nachrichten von Dr. Barth und Dr. Vogel ſind in den letzten Tagen angelangt. Die des letztern gehen bis zum 20 Februar und haben alſo von Kuka bis London nur ungefähr drei Monate gebraucht, während Dr. Barths Briefe von älterem Datum ſind, nämlich aus Sakatu und Wurno (4 April bis 6 Mai 1853), und geſchrieben wurden ehe er nach Timbuctu aufbrach. Die gegenwärtigen Mittheilungen Dr. Barth's füllen die Lücke zwiſchen ſeinen früheren Briefen und denen aus Timbuctu zum Theil aus. Nach den früheren vom 6 März 1853 befand er ſich noch zu Kaſchna (richtiger Katſena) und wartete auf ein Geleit nach Sakatu (richtiger Sokoto). Wegen des Kriegs zwiſchen dem Reich von Sokoto und den heidniſchen Ländern Guber und Mariadi wurde er zu Katſena bis zum 21 März aufgehalten, und aus demſelben Grunde war er auch genöthigt einen Umweg nach Süden zu machen, um den feindlichen Armeen auszuweichen. Halbwegs zwiſchen Katſena und Sokoto fand er die Stadt Sanſanneh Ayſa, an der Oſtgränze der gefährlichen Wüſte Gundumi. Dieſen ſehr gefürchteten Diſtrict durchzog Barth in ſeiner gewöhnlichen kecken Weiſe in einem ununterbrochenen forcirten Marſch von 26 Stunden, und kam am 1 April in der Nähe des Dorfes Gauaſu, etwa 30 M. OSO von Sokoto heraus. „Hier, ſagt Dr. Barth, ſtieß ich auf den mächtigen Fellatah-Kaiſer Aliyu, den Sohn Bellos. Er lagerte in der Nähe, um ſeine Truppen zu ſammeln, und nach der Provinz Zanfara zu eilen, gegen welche die Häuptlinge von Guber und Mariadi mit großen Streitkräften ausgezogen waren. Bald nachdem ich mein Zelt aufgeſchlagen, und Aliyu von meiner Ankunft benachrichtigt hatte, ſchickte er mir ein ſchönes Geſchenk, beſtehend in einem Ochſen, vier Schafen und einer großen Menge Reis, und unmittelbar darauf kam ein zweiter Bote mit einer Einladung zu einer Privataudienz bei dem Kaiſer an demſelben Abend. Aliyu nahm mich äußerſt herzlich auf, ſchüttelte mir die Hand, und drückte ſeine Freude aus, mich endlich zu ſehen, nachdem er unſern Schritten ſeit zwei Jahren gefolgt ſey. Er hatte meinen Brief, den ich im J. 1851 aus Aghadez geſchrieben, empfangen und mich ſehnſüchtig erwartet. Meine zwei Hauptbitten, nämlich Sicherheit für die engliſchen Kaufleute im Gebiete der Fellatahs und die Erlaubniß Timbuctu, ſowie, nach meiner Rückkehr von dort, Adamawa und die andern Provinzen der Fellatahs zu bereiſen, wurde alsbald zugeſtanden. Am nächſten Morgen hatte ich eine zweite Audienz bei ihm, und überreichte meine Geſchenke, die er dankbar annahm, namentlich machten ihm ein Paar reich mit Silber geſchmückte Piſtolen viel Vergnügen. Er richtete ſodann ein mit ſeinem kaiſerlichen Siegel verſehenes Schreiben an die Königin von England, worin er den engliſchen Kaufleuten alle mögliche Sicherheit gewährte, da aber dieß nicht gehörig ſpecificirt war, ſo wies ich es zurück. Er war artig genug, vor meiner Abreiſe einen andern Brief ſchreiben zu laſſen, der alle verlangten Specificationen enthielt, und dieſer Brief wird, wie ich hoffe, die brittiſche Regierung, ſowie das Publicum, völlig zufriedenzuſtellen. Uebrigens ſchickte er mir 100,000 Kauris, um während ſeiner Abweſenheit auf dem Feldzug, der nicht lange dauern würde, meine Ausgaben zu beſtreiten."

Nach dieſer erfreulichen Zuſammenkunft mit Aliyu, dem jetzigen Herrſcher des Fellatahgebiets, deſſen Freundſchaft Dr. Barth ſo eifrig geſucht hatte, zog letzterer nach Wurno, etwa 10 Meilen WNW von Gauaſu und nahm hier ſeine Wohnung im Hauſe des Galadima oder erſten Miniſters des Emirs. Wurno, etwa 15 geographiſche (engl.) Meilen nordöſtlich von Sokoto gelegen, iſt, obwohl bis jetzt ſelbſt ſein Name unbekannt war, im gegenwärtigen Augenblick wichtiger als Sokoto ſelbſt, da es die Reſidenz des Fellatah-Kaiſers iſt. Es iſt eine ganz neue, von Bello im J. 1831 gegründete Stadt auf einer ſanften Anhöhe in einem Bogen des Fluſſes Rima, der hier gegen Sokoto fließt. Sie hat jetzt 12—13,000 Seelen, worunter die reichſten Bewohner von Sokoto, welche dieſe Stadt verließen, als Wurno gegründet wurde. Der Markt von Sokoto iſt indeß immer noch bedeutender als der von Wurno und einer der beſtverſehenen Märkte in ganz Central-Afrika. Auch die Einwohnerzahl Sokoto's iſt größer als die von Wurno, indem ſie auf 20 bis 22,000 anſteigt. Dr. Barth hatte ſein Hauptquartier über einen Monat zu Wurno, und war zum Theil mit Abfaſſung ſeiner Tagebücher, Schreiben von Briefen und Sammlungen aller Art von Nachrichten beſchäftigt, theils machte er Ausflüge nach Sokoto und in andern Richtungen. Die meiſten Mallems oder gelehrten Leute waren mit dem Heere fortgezogen, für ihre Abweſenheit aber ward er entſchädigt durch zahlreiche handſchriftliche Bücher und Urkunden, die viel werthvolle Nachrichten enthielten, namentlich diejenigen, welche Bello ſelbſt geſchrieben hatte.

Sokoto bildet faſt ein regelmäßiges Viereck und hat acht Thore (nicht 12, wie man behauptet hat); er fand noch das Haus von Clappertons altem Freund, der erſt zwei Jahre zuvor geſtorben war, während die Wohnung des Sultan Bello bereits faſt in Ruinen lag. Der beſt bewohnte Theil der Stadt iſt gegenwärtig der um die große Wohnung Hammedus, des tapfern Sohns Atikus, des Bruders und Nachfolgers Bellos, während deſſen Regierung die Wege ſo ſicher waren, daß ein eingeborner Reiſender ohne die mindeſte Gefahr von Sokoto nach Kano gehen konnte, während jetzt der Weg ſo unſicher geworden iſt, daß faſt aller Verkehr zwiſchen Katſena und Kano aufgehört und die arabiſchen Händler ihre Beſuche eingeſtellt haben, ſo daß gegenwärtig nicht ein einziger Araber zu Sokoto oder Wurno wohnt. Der Handel dieſer Plätze mit den Ufern des Mittelmeers iſt jetzt in den Händen der Bewohner von Ahir und Ghat, welche jährlich mit den großen Salzkarawanen der Ireſan und Kelgeres ankommen. Sokoto hat eine gemiſchte Bevölkerung, und die Zoromaua bilden den Haupttheil derſelben; ſie ſind viel induſtriöſer

als die Stämme von reinem Pullo- oder Fellan- (Fellatah) Blut, und vortreffliche Arbeiter in Leder, Eisen und Gebbega (ſchmale Baumwollenzeuge). Die Eiſenwaaren von Sokoto ſind die beſten in ganz Sudan und Barth kaufte einige Proben, die von ſehr ſchöner Arbeit zeugten. Die Syllebaua, ein ſehr intereſſanter, von den Fellatahs verſchiedener aber mit ihnen verbundener Stamm, bewohnten ſeit undenklicher Zeit die Dörfer rund um die Stadt. Auch viele Leute aus Nyffi (Nuſt) und Dariba wohnen in der Stadt.

Das Land in der Umgegend von Wurno und Sokoto beſteht aus Sandſteinformation, die hohen Ebenen ſind hauptſächlich mit Durra angebaut, die Faddama oder Thäler, die einen Theil des Jahres überſchwemmt ſind, geben vortrefflichen Boden zum Reis- und Baumwollenbau, auch wird Rogo, eine zarte ſchmackhafter Wurzel, vielfach gebaut. Das Land in der unmittelbaren Nähe von Wurno iſt ſehr baumlos, in andern Strichen gibt es eine Menge Dompalmen, Kurna (Tamarinden) und Gonda.

Dr. Barth hat eine umſtändliche Beſchreibung und eine Karte der ganzen Gegend von Kano und Katſena im Oſten bis zum Kowara im Weſten und von Guber im Norden bis Mauri und Zaria im Süden eingeſendet. Dieſe weite Gegend beſteht faſt ganz aus den zwei Provinzen, der öſtlichen Zanfara und der weſtlichen Kebbi, die beide den Fellatah gehören. Zanfara, welches ſich etwa 20 M. über Sokoto im Weſten hinaus erſtreckt, hat ſehr unter wiederholten Kriegen gelitten. Kebbi mit der Hauptſtadt Gando erſtreckt ſich bis zum Kowara, und iſt ein ſehr fruchtbares, gut bewäſſertes und volkreiches Land, mit zahlloſen großen Städten und Dörfern. Ein ſchmaler Streif Land auf beiden Seiten des Kowara, etwa 150 M. ſüdweſtlich von Sokoto und 100 M. nordweſtlich von Mauri bildet das intereſſante Land Dindina, das einem Tuarikſtamm gehört, der ſeit langer Zeit hier wohnt; ſeine Bewohner ſcheinen einen höhern Grad von Civiliſation und Induſtrie erreicht zu haben. Doch wir können hier nicht in umſtändlichere Einzelnheiten eingehen, und beſchränken uns auf einige Mittheilungen aus Dr. Barths Tagebuch über ſeine Lebensweiſe. Er ſchreibt vom 3 Mai: „Glücklich hoffe ich in zwei oder drei Tagen nach Weſten abreiſen zu können, verſehen mit Empfehlungsbriefen von Aliyu, und einem Geleite bis zum Kowara (oder vielmehr Iſcha, wie er in dieſem Theile ſeines Laufes heißt). Wir alle ſind geſund und munter, auch meine Geldmittel ſind genügend, beſonders wenn meine Hoffnung ſich bewährt in Timbuctu Unterſtützung vorzufinden. Allerdings haben wir die Regenzeit vor uns, doch fürchte ich nichts, da ich meine Forſchungen in Adamawa und Baghirmi ohne Gefahr zur Regenzeit gemacht habe. Wer dieſen Theil der Welt gehörig kennen lernen will, darf den Regen nicht ſcheuen, denn dann erſt entfaltet ſich der ganze Reichthum und die volle Pracht des ſonſt dürren und öden Landes. Gegenwärtig ſteigt die Hitze um Mittag auf 108° bis 111° F. (33⅓° — 35° R.). Meine kleine Geſellſchaft iſt mit Strohhüten verſehen, die vortreffliche Dienſte leiſten, aber nur wenn man ſie über die Schaſchia (Feß) und einen großen Turban trägt. Meine Geſundheit iſt vortrefflich, und wird durch Kaffee aufrecht erhalten, den ich Gott ſey Dank fortwährend genießen darf; Tamarindenwaſſer iſt gleichfalls ein vortreffliches Getränk, ohne Vergleich beſſer als Limonade, oder was man ſonſt hier haben kann. Fühle ich mich etwas unwohl, ſo ſetze ich dem Tamarindenwaſſer einen Zwiebel, eine ſtarke Doſis ſchwarzen Pfeffer und wenn ich es haben kann, etwas Honig bei. Dieß iſt die beſte Medicin in dieſen Ländern, und man kann ſie Reiſenden nicht genug empfehlen.“ So weit Dr. Barth.

Was Hrn. Vogel betrifft, ſo hat er ſeine Ankunft am Tſadſee ſchon mit einigen Zeilen unter dem 3 Januar angezeigt. Später ging er nach Kuka und ſchlug hier fürs erſte ſein Hauptquartier auf; der neue Sultan hatte ihn freundlich empfangen, lieferte ihm täglich reichliche Lebensmittel, und hatte ihm für ſeine weiteren Schritte alle Unterſtützung verſprochen. Die neueſte Revolution, durch die der Sultan Amur ſeinen Thron und der Weſir, Hadſch Beſchir, ſein Leben verloren, trat im November vorigen Jahres ein. Der Weſir, ein Araber, hatte allmählich alle Macht an ſich geriſſen, und dem Sultan nur den Namen gelaſſen. Der letztere war ſtets ein ſchwacher Mann, und nur wegen ſeiner Frömmigkeit geachtet. Das Benehmen des Weſirs gegen des Sultans Bruder und andere Verwandte wurde mit jedem Tag übermüthiger, und endlich erfolgte ein Streit zwiſchen ihm und Abderrahman, des Sultans älteſtem Bruder; als dieſer ins Land hinein floh, ließ ihn Hadſch Beſchir ſogar verfolgen. Erſt dann ſammelte Abderrahman ſeine Anhänger um ſich, und da er Oberbefehlshaber des bornueſiſchen Heeres geweſen war, gelang es ihm die Truppen auf ſeine Seite zu ziehen. Der Weſir wurde geſchlagen und genöthigt nach Kuka zurückzukehren, von wo er vergebens ſein Leben und ſeine aufgehäuften Schätze durch einen ſchnellen Rückzug ins Innere zu ſichern ſuchte, indem er ſieben mit Geld und Waaren beladene Kamele mit ſich nahm. Die angeſchwollenen Flüſſe hinderten ſeinen Uebergang, er wurde nach Kuka zurückgebracht und hingerichtet, und hinterließ nicht weniger als 80 Söhne und 50 Töchter, um den Verluſt ſeines Lebens und ſeines ungeheuren Vermögens zu bejammern. Als ſein Haus nach ſeiner Entfernung geplündert wurde, fand man noch 3000 Burnuſſe und 40,000 Dollars in Geld. Sehr zu bedauern iſt, daß während dieſer Revolution auch der *Scherif El* Fazi von Zinder getödtet wurde. Er war der *Agent Dr. Barths*, der deſſen Briefe und Gepäck beförderte, und es iſt *ſehr zu fürchten*, daß Effecten und Papiere verloren gegangen ſind.

Unter den mannichfachen Ergebniſſen von Dr. Vogels wiſſenſchaftlichen Arbeiten ſind ſeine aſtronomiſchen Beobachtungen zur Feſtſtellung der Lage von Kuka von der größten Wichtigkeit, weil man dadurch einen ſichern Anhaltspunkt hat, um die verſchiedenen Reiſebeſchreibungen und Itinerarien zu rectificiren und auf der Karte feſtzuſtellen. Dr. Vogel iſt der erſte eigentliche Aſtronom von anerkanntem Talent, der eine Reiſe nach Central-Afrika unternommen hat, denn die Schriftſteller über afrikaniſche Geographie ſetzten auf die Beobachtungen ſeiner Vorgänger, ſelbſt der mit Recht berühmten Reiſenden Clapperton und Denham, ſo wenig Vertrauen, daß jeder nach Gefallen die einzelnen Punkte um Hunderte von Meilen oſtwärts oder weſtwärts ſchieben zu dürfen glaubte. Die Länge von Kuka wurde angenommen

von Clapperton und Denham	14° 30′	O. L. v. G.
von Allen (Journ. R. Geogr. Soc. VIII.)	12° 34′	„
von Macqueen (Karte von 1843)	15° 20′	„
von Berghaus (Geogr. Jahrbuch 1850)	14° 16′	„

Zwiſchen Allen und Macqueen iſt ein Unterſchied von 2° 46′ oder 166 engl. Meilen. Dr. Vogel hat nun die Lage Kuka's auf 12° 55′ 14″ N. B. und 13° 22′ O. L. v. G. feſtgeſtellt, und erklärt, er könne die Breite bis auf 5″, die Länge bis auf 2′ oder 3′ garantiren; man erſieht daraus, daß Kuka um etwa 80 engl. Meilen weiter weſtlich liegt, als Clapperton und Denham annahmen, und daß alle ihre andern Angaben nördlich bis Tegerry gleichfalls zu weit öſtlich ſind. Die Höhe Kuka's über dem Meer iſt 900′, 50′ über den Tſadſee, die magnetiſche Variation am 20 Januar war 14° 3′2 W, die magnetiſche Inclination 13° 6′8.

Was die allgemeine Erhöhung des Weges von Murzuk nach dem See Tſad betrifft, ſo ſteigt er zuerſt allmählich an bis 22° 36′ N. B., wo er im Paſſe von El Wahr 2050′, in den höchſten Gipfeln der benachbarten Berge 2400 bis 2500′ erreicht. Dann ſteigt er allmählich hinab, bis er in den Salzwerken von Bilma nur noch 1000′ hoch iſt. Südlich davon zu Dibla wird eine unbedeutende Kette von 1300′ überſchritten und zu Aghadem iſt die Erhebung abermals wieder nur 1000′. Die Wüſte von Tintuma iſt 970′, und die Brunnen von Bir Kaſchiferi 920′. Zwiſchen dieſem Punkt und dem Tſadſee kommt ein 40 Meilen breiter, leicht erhobener Landſtrich von 1100′ Höhe. — Was den botaniſchen Charakter des Landes betrifft, ſo war Dr. Vogel erſtaunt, unter andern Pflanzen auch die Ficus elastica zu finden, den Baum der den Kautſchuk liefert. Er wächst in Bornu in ſehr großer Anzahl, aber die Bewohner ſind mit der Art und dem Nutzen ſeines Erzeugniſſes nicht bekannt. Dr. Vogel ſammelt inzwiſchen naturhiſtoriſche Gegenſtände, und gedenkt dann zunächſt den See Tſad aufzunehmen, nach Yola zu reiſen und den Benue zu erforſchen, ebenſo nach Kanem und Bahr el Ghazal zu gehen. Seine Geſundheit und Friſche, ſowie die ſeiner beiden Gefährten, zweier Sapeur-Mineure, ſind vortrefflich.

Der Sydenham-Palaſt

ſoll am 10 Junius eröffnet werden. Das engl. Athenäum, das dem Bau und ſeiner Ausſchmückung mit einer Genauigkeit folgte, der wir keinen ſonderlichen Geſchmack abgewinnen konnten, enthält unter dem 3 Junius eine Art Programm, das vorerſt die Fehler und den möglichen unglücklichen Ausgang, hervorgehend aus der „Unklugheit und Unbeſonnenheit von Privatunternehmen“ nicht beſprechen will, ſondern ſich nur der Freude über das gelungene Werk hingibt. Einige Bemerkungen daraus mögen wohl am Platze ſeyn. „Dieß Gebäude muß das Leben verfeinern und die Bildung unſerer Zeit fördern; es muß Reich und Arm in Berührung bringen, und ſie für eine Zeitlang wenigſtens mit gemeinſamer Bewunderung für das Schöne erfüllen. Es muß die Genüſſe von Hoch und Nieder ausgleichen, und der ärmſte Mann in England wird bald für einen Schilling, wenn auch nur für einen Tag lang, Herr von Terraſſen und Springbrunnen, von grünen Raſenflächen und tropiſchen Blumen, ein Fürſt der Kunſt und der Natur werden. Er wird jetzt wandern durch Theben, oder unter dem Schatten der Säulen von Denderah liegen; er kann den Löwenhof beſuchen und das Haupt vor Mecca beugen; er kann für einen Tag Grieche oder Maure, Römer, Gothe, Franke oder Longobarde werden, vor Oſiris oder vor Apollo ſich bücken. Welch ein reiches Erbtheil kann der ärmſte Engländer jetzt antreten! Welcher Edelmann kann ſich ſeiner aufgehäuften Bronzen und Gemälde noch rühmen, wenn alle Bildhauer Griechenlands und Roms, Italiens und Frankreichs, Deutſchlands und Englands wetteifernd ſich dem Auge des ärmſten Mannes darbieten! Er, der Caliban der Schöpfung, der Knecht des Magiers Mammon, der Arbeiter, der Dulder, deſſen Leben ein langes Gefängniß iſt, er hat jetzt auch ſeinen Palaſt, ſeine Kunſtgalerien, und die Schätze der Vergangenheit und der Gegenwart ſind als Tribut zu ſeinen Füßen ausgegoſſen. Wird nicht ſeine niedrige Wohnung lange noch ſtrahlen von dem Licht eines Traums, das nicht mehr ſo leicht verſchwindet? Wird er zu ſeinem Webergeſchäftchen und ſeinem Amboß nicht vergnügt zurückkehren? Gewiß. Die welche von Vergnügen geſättigt ſind, und denen ein Kummer faſt willkommen iſt, als Beiſatz zu dem ſteten Wohlleben, können den Glanz, womit die Kunſt das öde Leben eines zu harter Arbeit Verurtheilten beleuchten wird, nicht begreifen. Der Mann welcher gelernt hat, die Arbeiten eines Ghiberti oder Donatello zu genießen, wird dann die Zerſtreuungen einer gemeinen Kneipe fad und geſchmacklos finden. Ein Geſchmack für Kunſt iſt leicht erlangt, und geht ſchwer wieder verloren; darum glauben wir, daß mit der Eröffnung dieſes Palaſtes eine nationale Liebe zur Kunſt ſich entwickeln wird. Unſere Zeit wird zu klug für die Kneipe, und verlangt einen andern Spielplatz und anderes Spielzeug. Von der Menge, welche dieſe Kryſtallſäle durchwandern wird, mag Manchen ein Gefühl von Traurigkeit überkommen bei dem Gedanken, daß jedes Zimmer der Kenotaph eines todten Reichs oder einer todten Religion iſt. Oſiris iſt vergeſſen und die von Gewürzen durchdrungenen Lumpen, in welche die Leiche des Amenophis eingewickelt war, flattern im Nachtwind vor der Oeffnung eines thebäiſchen Grabes. Niniveh iſt ein Trümmerhaufen und unſer Muſeum enthält Bruchſtücke ſeiner königlichen Paläſte. Tempel und Städte ſind in Staub zerfallen, damit wir aus ihren Fetzen unſer reiches Flickwerk herſtellen, und einen Abriß alter Geſchichte, der Kunſt aller Zeiten liefern können. Hier werden wir die wahre republikaniſche Freiheit verwirklichen, nicht die des Vermögens, denn dieſe iſt utopiſch, nicht die des Talents, welche die Natur ſelbſt verweigert, nicht die der Freude oder des Kummers, denn dieſe ſind wie Sonne und Regen und laſſen ſich nicht mit Gebet zwingen — ſondern eine Gleichheit geiſtigen Genuſſes.

„Neben dem alten Gebäude im Hydepark erſcheint das neue wie der verſchwenderiſche Sohn neben dem durch Arbeit reich gewordenen Vater. Es iſt hier mehr Schimmer und Ueppigkeit, als äußere Zeichen von ſcharfem Verſtand und Zweckmäßigkeit. Dieſer Palaſt iſt das poetiſche Erzeugniß eines materialiſtiſchen Zeitalters, eine That-gewordene Fiction mit einem Schimmer alter Fabeldichtung umgeben.

„Das Aeußere iſt, was das Hauptgebäude betrifft, größtentheils vollendet, ein Flügel aber iſt dem Wetter noch offen, und die Ciſternen, Waſſerbehälter und andere Hülfsmittel der Waſſerkraft ſind noch unvollendet. Die gewölbten Bogen haben ſich langſam ausgedehnt wie Seifenblaſen, die ein Kind in die Sommerluft hinausbläſt, und ſie ſind allmählich herangewachſen wie eine reichgefärbte Frucht, zu ihrer vollen Größe; was aber das Gebäude und die endliche gänzliche Vollendung nach dem urſprünglichen Plan betrifft, das, fürchten wir, werden erſt unſere Nachkommen, und vielleicht dieſe nicht ſchauen. Doch wir wollen bewundern was wir haben, und nicht klagen um das was wir nicht haben. Wir haben hier zum mindeſten eine großartige Skizze eines Gebäudes, deſſen Errichtung ein charakteriſtiſcher Zug in der Geſchichte unſeres Jahrhunderts ſeyn wird. Das iſt kein zerbrechliches Spielzeug des Tages, das man nach dem Gebrauch hinwegwirft; in dieſem Bau, ſo zerbrechlich er erſcheinen mag, iſt eine Dauer, die vielleicht der der Pyramiden trotzt. Schon ſein Name iſt unzerſtörbar, und er ſteht da als ein Leuchtthurm und eine Landmark unſerer Civiliſation. Wir können keine Kathedrale bauen, wir

können keine Peträas ausgraben, keine Tadmors aufthürmen, aber wir können ausrichten, was den Rücken eines Herkules gebrochen und Vulcan zur Verzweiflung gebracht hätte!"

Miscellen.

Ueber das Lackinsect las General Briggs in der Versammlung der asiatischen Gesellschaft am 6 Mai eine Abhandlung vor. Der Name des Insects kommt wahrscheinlich von dem bekannten indischen Wort Lakh her, welches eine große Anzahl (gewöhnlich 100,000) bedeutet, wodurch die ungeheure Anzahl, in der sich das Insect beisammen findet, angezeigt wird. Man kennt diese rothe Farbe seit 2000 Jahren in Europa, sie ist aber schwerlich immer von demselben Insect gewonnen worden. Das indische Insect kommt auf einer Menge Pflanzen und Bäumen vor, die einen milchigen Saft geben, und oft werden Bäume durch die Schwärme solcher Insecten ganz zerstört. Die Eingebornen Indiens vernichten das Insect beim Einsammeln des Farbstoffes, den eigentlich die aus den Excrementen des Thiers gebauten Cellen liefern, die Europäer aber, welche gefunden haben, daß nur diese Cellen Werth besitzen, haben Mittel gefunden, den Farbstoff zu sammeln, ohne das Insect zu vernichten. Er findet sich um dickere oder dünnere Zwerge (sticks) incrustirt, heißt in diesem Zustande „stick lac", und wird von denen, die ihn sammeln, zu einem Farthing bis ½ Penny das Pfund verkauft. Hat man ihn von dem Harzstoff gereinigt und pulverisirt, so heißt er Samenlack. Andere Processe verwandeln ihn in „lump" „plate" und „shellac" (Lack in Knollen, Plattlack und Scheibenlack). Die Lackbereitung für den Londoner Markt geschieht in Indien hauptsächlich durch Europäer, und der Preis wechselt von 11 Pence bis 26 Pence per Pfund, je nach der Localität der Factorei, woher der Lack kommt. Im J. 1809 wurden 40,600 Pfd. in England eingeführt, seitdem aber hat sich die Einfuhr von Lackfarbe verstebenfacht, die von Schellack nahezu verdreifacht. Im April d. J. lagerten in England 3,300,000 Pfd. Lackfarbe und 2,358,750 Pfd. Schellack. (Liter. Gaz. 26 Mai.)

•

Eintheilung der Schlangenarten. In der Sitzung der französischen Akademie vom 22 Mai legte Hr. Dumeril einen neuen Band seiner „Erpetologie générale" vor; es ist bereits der siebente des ganzen Werks und besteht in nicht weniger als 99 Bogen eng gedruckten Textes und 24 Platten. Bei dieser Gelegenheit ging er umständlich in sein System der Eintheilung ein, um die bis jetzt bekannten 530 Arten von Schlangen zu classificiren. Dieß geschieht nach den Zähnen, und zwar macht er fünf Hauptclassen oder Unter-Ordnungen, woron zwei die nicht giftigen Arten enthalten und drei die giftigen umfassen. Die beiden ersten sind Opoterodonten, d. h. solche, welche Zähne nur an Einem Kiefer haben; die zweiten Aglyphodonten, wegen des Mangels an gefurchten Zähnen. Hierunter gehören die zahlreichen natternartigen Schlangen, die man in genau unterschiedene Familien abtheilen kann durch die Eintheilung ihrer glatten und nicht giftigen Zähne. Die drei andern Hauptclassen umfassen die giftigen Schlangen, von denen man lange eine gute Anzahl mit den Nattern zusammengeworfen hat, von denen sie sich im äußern Ansehen nicht unterscheiden, ihre Zähne sind aber ausgehöhlt mit einer Furche, welche bestimmt ist das ausgeschiedene Gift durch einen Giftzahn in die Wunde zu führen; es ist jedoch bemerkenswerth, daß bei einer Classe derselben dieser Apparat im hintersten Ende des obern Kiefers sitzt. Daher nennt er sie Opisthoglyphen. Die eigentlichen Giftschlangen, die stets als solche betrachtet wurden, zeigen eine merkwürdige Verschiedenheit, je nachdem die Vorderzähne einfach gefurcht sind, wie die der Opisthoglyphen, oder welche im größten Theil ihrer Länge durchbohrt sind, und so einen wahren inneren Canal haben, dessen Mündung abwärts ausläuft in die Furche, welche an dem Vordertheil des Hakens (sur la pointe du crochet) ausgehöhlt ist. Diese letztere Einrichtung ist den gefährlichsten Schlangen eigen, deren lange Haken auf einem verkrüppelten Kinnbackenknochen aufsitzen, der nie andere Zähne hat. Diese Hauptclasse heißt die Solenoglyphen (von Solen, die Röhre), weil ihre furchtbaren Waffen nicht nur am freien Ende gefurcht, sondern auch unten mit einem Canal versehen sind. Er nennt dagegen Proteroglyphen unter den wahrhaft giftigen die Schlangen mit Vorderhaken, die einfach auf ihrer converen Seite von einer sehr tiefen Furche auf fast ihrer ganzen Länge durchzogen sind. (Athen. Franç. 3 Junius.)

Eine griechische Colonie in Corsica. Marino Breto erzählt in einem kurzen Artikel im Athen. Franç. vom 3 Junius folgendes: „die Mainotten haben, in ihren Bergen eingeschlossen, mit Erfolg den Türken widerstanden, und eine gewisse Unabhängigkeit bewahrt. Die Unfruchtbarkeit ihres Bodens aber und ihre Liebe zur Freiheit veranlaßten mehrere Auswanderungen. Im J. 1673 begab sich eine Mainotten-Colonie nach Toscana, fünf Jahre später eine zweite nach Corsica. Diese beiden Auswanderungen wurden häufig verwechselt und erst der gelehrte Mustoxidi hat den Irrthum aufgeklärt; die Ursachen beider Auswanderungen scheinen indeß nicht dieselben gewesen zu seyn. Die von 1673 fand in Folge der Einnahme von Candia statt, da die Auswanderer das türkische Joch fürchteten, die zweite wurde durch eine Hungersnoth herbeigeführt. Ein gewisser Wind, der von Zeit zu Zeit in der Maina weht, ist der Getreideernte außerordentlich nachtheilig, und noch jetzt, wenn er weht, sagen die Mainotten: „wir gehen nach Corsica", d. h. wir sind verloren, denn das Andenken an diese Auswanderung ist verschwunden. Die Mainotten-Colonie ließ sich zu Paomia nieder und gedieh. Als im J. 1730 die Corsen gegen Genua aufstanden, fielen sie über die kleine, der Republik getreu gebliebene Colonie her und zerstreuten sie. Die welche dem Unfall entgingen, flüchteten sich nach Ajaccio, und als die Ordnung wieder hergestellt war, sammelten sie sich in Cargese, das sie noch jetzt bewohnen. Diese seit fast zwei Jahrhunderten alles Verkehrs mit ihrem Heimathlande beraubte Colonie hat nichtsdestoweniger ihre ursprüngliche Physiognomie beibehalten, und namentlich ist die Sprache wenig verändert. Es sind Fälle vorgekommen, z. B. bei der frühern französischen Expedition nach Morea, daß Leute aus Cargese die Sprache der mortotischen Griechen als die ihrige erkannten.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 24. 16 Junius 1854.

Fragmente aus Sicilien.

Von Gregorovius.

1. Die Saracenen in Sicilien. — Die Cuba und die Zisa.

Sicilien war das erste europäische Land, welches die Saracenen überfielen, nachdem die arabische Herrschaft sich über die Nordküsten Afrika's ausgebreitet hatte. Sie drangen schon im J. 651 in die Insel ein; ihre Verfassung unter den byzantinischen Kaisern, denen sie gehörte, war so elend und so barbarisch, daß die Sicilianer kein schlimmeres Joch mehr eintauschen konnten. Aber erst im Jahre 827 gelang es den Mohammedanern sich in Sicilien festzusetzen.

Der sicilianische Geschichtschreiber Fazello und andere Chronisten erzählen die Veranlassung zur Eroberung Siciliens ausführlich; wie in Spanien war es auch dort ein Verräther gewesen, welcher die Saracenen in das Land rief. Der griechische Kaiser Michael hatte den General Euphemius mit einer Flotte nach Sicilien geschickt, um die Araber von den Küsten abzuhalten; Euphemius hatte ein Mädchen aus einem Kloster in Syrakus gewaltsam entführt, die Brüder der Jungfrau verlangten vom griechischen Gouverneur Genugthuung, und da sie dieselbe nicht erhielten, gingen sie selbst nach Konstantinopel und wirkten den Befehl aus, daß Euphemius abzusetzen und zu bestrafen sey. Der aber rebellirte, besetzte Syrakus und ließ sich von seinen Truppen zum Kaiser ausrufen. Da er nun allein zu schwach war, sich gegen die Kaiserlichen zu halten, ging er nach Afrika und forderte den aglabitischen Emir Ziadat Allah von Kairowan zu einer Unternehmung gegen Sicilien auf.

Bereitwillig folgten ihm die Araber, sie landeten im J. 827 bei Mazzara unter Asad ben Ferat oder nach andern Berichten unter Alcamo, und die Sage erzählt, daß sie ihre Schiffe verbrannten, um entweder Sicilien zu erobern oder unterzugehen. Nachdem sie nun Selinus (Bilet el Burget d. i. terra dei pulci) erobert und die Einwohner jener Küsten niedergemacht hatten, zogen sie vor Syrakus, wo Euphemius getödtet ward. Die Stadt indeß ergab sich nicht, doch fielen Agrigent und andere Orte in die Gewalt der Saracenen, Messina schon im Jahre 831 und fünf Jahre später Panormus, welches von den Mohammedanern Bulirma genannt, von jetzt ab den Namen Palermo erhielt. Hier schlug Mohammed ben Abdallah ben al Aglab, erster Wali, d. h. Statthalter, von Sicilien, seine Residenz auf. Dieser tapfere Mann war der eigentliche Eroberer Siciliens. Er starb im Jahre 851. Unter seinem Nachfolger fiel auch Castrogiovanni, das alte Enna, in die Hände der Saracenen. Noch aber widerstanden Syrakus und Taormien, bis es Abu al Malek Achmed glückte, die erstere im Jahre 878 zu erobern. Höchst energisch war der Widerstand gewesen, den Syrakus den Saracenen entgegensetzte, und fürchterlich die Noth, die es litt. Was uns von dieser Belagerung erzählt wird, erinnert an den Heroismus der alten Syrakusaner zur Zeit der Belagerungen unter Nikias und unter Marcellus. Alle Speise war aufgezehrt worden, man fristete sein Leben mit zerstampften Knochen und mit dem Fleische der Leichen; man hoffte immer auf den Entsatz, welchen der Kaiser Basilius angekündigt hatte. Denn er hatte seinen Admiral Adrian bereits mit einer Flotte der Stadt zu Hülfe gesandt, welche noch immer als die reichste und mächtigste Siciliens galt.

Wie heilig noch damals die Ehrfurcht vor dem Ruhme des alten Syrakus war, zeigt hier eine merkwürdige Sage; während nämlich Adrian im Peloponnes an der Küste von Elis unthätig zögerte, kamen eines Tages Hirten zu ihm und meldeten ihm, die Dämonen in den Sümpfen hätten ihnen angezeigt, daß am morgenden Tage Syrakus fallen werde. Die Hirten führten den General selbst an den bezeichneten Ort, und wirklich ließen sich die Stimmen der Dämonen hören, welche den Untergang der alten Hellenenstadt verkündeten. Und so geschah es denn auch, daß Syrakus zur angesagten Zeit fiel, am 21 Mai 878. Die Saracenen waren in die Stadt eingedrungen, hatten die Einwohner mit grausamer Wuth niedergehauen und die Häuser geplündert und verbrannt. Die Beute soll sehr groß gewesen seyn, so daß man daraus schließen darf, Syrakus sey auch in der byzantinischen Zeit durch Handel wieder aufgeblüht.

Wir haben aus dieser Zeit ein schätzbares Document übrig, den Brief des Mönchs Theodor von Syrakus an den Archidiaconus Leo (in der Bibliotheka Sicula des Caruso), wie er die Belagerung der Stadt und seine und des Erzbischofs Gefangennahme beschreibt. Nachdem die Stadt gefallen und der größte Theil der Einwohner getödtet worden war, schleppten die Saracenen den

Schreiber des Briefs und den Erzbiſchof von Syrakus nach Palermo vor den Groß-Emir. Der Mönch erzählt, daß ſobald die Heiden mit ihrer Beute in Palermo erſchienen, man ihnen mit Siegesgeſang entgegenkam, und dort, ſchreibt er, ſchien alles Volk der Saracenen zuſammengeſtrömt vom Aufgang der Sonne und Untergang, vom Norden und vom Meer, um in der Weiſe des allerheiligſten David zu reden. Die Gefangenen wurden vor den Emir geführt, welcher auf dem Boden ſaß und in ſeiner tyranniſchen Gewalt ſich ſehr behagte. Der Emir machte dem Erzbiſchof Vorwürfe, daß die Chriſten Mohammed ſchmähten, und dieſer antwortete ihm mit der Entſchloſſenheit eines Märtyrers. Beide Geiſtlichen wurden nun in einen Kerker geworfen, aus welchem eben dieſer Brief geſchrieben iſt.

Am 1 Auguſt 901 ergab ſich auch Taormina, und ſeither war ganz Sicilien der Herrſchaft des Halbmonds unterworfen. Die Geſchichte dieſer Eroberung und dieſer Zeit iſt leider noch nicht ganz aufgehellt, obſchon bereits mehreres darüber erforſcht worden iſt, wie von Martorana in ſeiner noch nicht ganz vollendeten Geſchichte der ſicilianiſchen Araber, von Gregorio und andern Gelehrten der Inſel. Die Periode wird um ſo intereſſanter, weil gegenwärtig das letzte mohammedaniſche Reich in Europa, das der Türken zerfallen will. Sicilien war die zweite europäiſche Beſitzung der Mohammedaner, und am eheſten ging ſie verloren; erſt in der Zeit, als die Mauren in Granada überwältigt wurden, traten die Türken als Eroberer auch an der Donau auf. Meine Leſer werden es ſich aus dieſem Intereſſe für alles Europäiſch-Orientaliſche wohl gefallen laſſen, wenn ich ſie noch eine Weile bei der arabiſchen Herrſchaft in Sicilien aufhalte.

Als die Inſel unter die Saracenen gefallen war, empfing ſie mohammedaniſche Geſetze, arabiſche Sprache, arabiſche Sitte. Von Sicilien, welches Rom bereits vier Päpſte gegeben hatte, den heiligen Agathon im Jahre 679, den heiligen Leo II im Jahre 682, den heiligen Sergius im Jahre 687 und Stephan III im Jahre 768, ſchien das Chriſtenthum ganz zu verſchwinden. Man weiß nicht genau, wie weit die Araber den chriſtlichen Cultus dort noch duldeten; ſie traten nicht allzu fanatiſch auf, doch iſt ſo viel gewiß, daß ſie ſich auch bemühten, die Sicilianer mohammedaniſch zu machen. Abulfeda erzählt, Achmed, Gouverneur der Inſel (im Jahre 959), habe dreißig edle Sicilianer mit ſich nach Afrika geführt und ſie gezwungen zum Islam überzutreten. Viele Kirchen und Klöſter zerfielen, viele Gemeinden gingen ein, andere erkauften ſich durch Tribut Duldung und behaupteten mitten in der arabiſchen Herrſchaft mit großer Standhaftigkeit das Chriſtenthum. Selbſt im Jahre 1048 beſtand noch in Palermo eine Bruderſchaft der S. Maria de' Naupactiteri, und als die Normannen nach Sicilien kamen, leiſteten ihnen die Chriſten im Val Demene und im Val di Mazzara thätige Hülfe, in Palermo gab es ſogar noch, was unglaublich klingen will, einen griechiſchen Biſchof Nikodemus, welcher in der Kirche des heiligen Ciriacus ſein Amt verrichtete.

Die Herrſchaft der Araber in Sicilien war übrigens nach der Natur dieſes Volkes unruhig und viel bewegt, und wie nach außen durch Kriege mit den Griechen von Byzanz und von Calabrien ſtürmiſch, ſo innerlich durch Factionen verworren, durch wiederholte Aufſtände der ſicilianiſchen Städte aber, wie Syrakus, Agrigent, Himera, Lentini, Taormina gefährdet. So lange nun die Aglabiten von Kairewan herrſchten, wurde die Inſel von ihren Walis regiert, als aber jene Dynaſtie durch die Fatimiden im Anfange des 10ten Jahrhunderts unterging und das Kalifat von Tunis mit dem von Aegypten vereinigt ward, wurde auch Sicilien eine ägyptiſche Provinz. Dieß geſchah nicht ohne blutige Kämpfe der früheren und der neuen Beſitzer dieſer ſchönen Inſel.

Die Herrſchaft der Fatimiden war die glücklichſte Periode Siciliens unter dem Joche der Mohammedaner. Die Inſel wurde zu einem eigenen, von Aegypten abhängigen Emirat erhoben, welches ſeinen Sitz in Palermo nahm. Haſſan ben Ali war dort der erſte fatimidiſche Emir im Jahre 948. Seine Weisheit wird eben ſo geprieſen wie ſeine Kraft; er unterdrückte alle innern Parteien und gab dem Lande Ruhe, ſo daß er nicht allein dort ſicher herrſchte, ſondern auch Calabrien und Italien bis nach Rom hinauf ſchreckte. Vergebens ermannte ſich der griechiſche Kaiſer Conſtantin Porphyrogeneta zu einer Unternehmung gegen Sicilien, er ward geſchlagen, ſeine Flotte vernichtet. Auch Haſſans Nachfolger Al Kaſem war gleich mächtig. Er ängſtigte Italien mit Streifzügen, kaum entging der Kaiſer Otto II, welcher ſich gegen die Saracenen aufgemacht hatte, dem Tode oder der Gefangenſchaft von ihren Händen. Von der Beute, welche die Araber fortdauernd nach Sicilien ſchleppten, wurden die Städte reich, und immer neue Schaaren kamen von Afrika herüber, die Inſel zu bevölkern. Gleich dem mauriſchen Spanien begann ſie aufzublühen.

Glücklich war auch Juſſuf's Regierung und die Giafers im Anfange des 11ten Jahrhunderts, ferner die Herrſchaft Al Achals ſeines Nachfolgers. Etwa 80 Jahre dauerte dieſer geordnete Zuſtand, bis die Verwirrungen in Afrika auch Sicilien ergriffen, und endlich in viele kleine Sectenherrſchaften zerſpalteten, wodurch der Untergang des arabiſchen Inſelreiches herbeigeführt wurde.

Haſſan Samſan Eddaula war der letzte Emir von ganz Sicilien. Gegen ihn hatte ſich der eigene Bruder Abu Kaab erhoben und ihn im Jahre 1036 nach Aegypten verjagt. In einzelnen Städten hatten ſich arabiſche Tyrannen aufgeworfen, und andere Emire von Afrika benützten die Verwirrung um ſich zu Herrſchern zu machen. Dieß war denn der günſtige Zeitpunkt die Araber zu verdrängen. Der Kaiſer Michael der Paphlagonier ſandte deßhalb den tapfern Georg Maniaces mit einem Heere nach Sicilien. Aber nicht dieſem gelang die Eroberung, ſondern den Normannen und erſt im Jahre 1072.

Wir ſahen übrigens, daß der Charakter der arabiſchen Herrſchaft in Sicilien ein weit anderer war als jener des mauriſchen Reichs von Spanien. Beide Länder, die geſegnetſten von Südeuropa, waren von afrikaniſchen Arabern erobert worden, aber unter ſehr verſchiedenen Verhältniſſen. Die Mauren zerſtörten ein mächtiges, chriſtliches Reich in Spanien, welches ein wohlgeordnetes Regierungs- und Verwaltungsſyſtem hatte. Sie mußten deßhalb ein gleiches an die Stelle ſetzen. Die Herrſchaft der Mauren war aus dem mohammedaniſchen Kalifat der Ommajaden hervorgegangen, ſie ſtellte ſich den Abbaſſiden in Aſien als das rechtmäßige und orthodoxe Kalifat entgegen; ihr wiederum trat das Chriſtenthum mit einer heroiſchen Ritterlichkeit zum Kampfe gegenüber, und zwang ſie durch dieſen Gegenſatz zu einer verdoppelten Energie. Endlich war Spanien ein großes und reiches Land.

Anders war die Stellung der Araber in Sicilien. Sie zer-

ſtörten dort keine große, einheimiſche Macht, ſie verdrängten nur die elenden und barbariſch gewordenen Griechen von Byzanz; die Unterjochung wurde ihnen leicht, und was ſie eroberten, waren herabgekommene Städte. Ferner war ihre Herrſchaft aus einer Secte oder Provincialdynaſtie hervorgegangen, entbehrte alſo aller derjenigen Kraft, welche ein großer Urſprung verleiht. Das Chriſtenthum endlich trat in keinen Gegenſatz zu ihr, denn es fiel ſogleich zuſammen, weil der Umfang Siciliens zu klein war, die Berge der Inſel keine Stellung gaben, wie die Pyrenäen.

Während demnach die Mauren in Spanien zu einer ganz Europa verdunkelnden Herrlichkeit emporblühten, ihr neues Reich durch ſchöne Denkmäler der Baukunſt und durch eine große wiſſenſchaftliche Cultur zu einer europäiſchen Epoche erheben und ſich ſelbſt 700 Jahre lang behaupten konnten, ſehen wir die Araber in Sicilien während der 300jährigen Dauer ihres Beſitzes eigentlich nicht über den tumultuariſchen Zuſtand einer flüchtigen Occupation hinauskommen; und ſoll man nun die Wahrheit ſagen trotz der heutigen Sicilianer, die auf die Periode ihrer arabiſchen Unterjochung mit einem gewiſſen romantiſchen Vergnügen zurückblicken, ſo dürfte ſich jenes Reich des Großemirs von Sicilien wohl mit dem Charakter der afrikaniſchen Raubſtaaten vergleichen laſſen.

Indeß waren die Saracenen keineswegs rohe Barbaren. Sie hatten allen Antheil an der gemeinſchaftlichen Cultur des Orients, welche ſich mit einer reißenden Schnelligkeit entwickelt hatte. Die Poeſie, die Künſte, die Wiſſenſchaften, welche im Morgenlande gepflegt wurden, verpflanzten ſie auf den altdoriſchen Boden Siciliens. Die heutige Litteraturgeſchichte der Inſel hat auch ſicilianiſche Araber in den Katalog ihrer Schriftſteller aufgenommen, wie Mohammed Ben Isla, einen großen Mathematiker und Aſtrologen, wie Eſſerif Eſſachali (d. i. der Sicilianer), der ein geographiſches Werk, Naushat Alabaſar, geſchrieben hat, d. h. der Spaziergang, und Abu Haſſem Mohammed ben Daſer al Maki, der ein philoſophiſches Werk von der wahren Wiſſenſchaft ſchrieb.

Wichtiger jedoch und das einzig übriggebliebene Denkmal von dem Leben der Araber in Sicilien iſt ihre Baukunſt geweſen. Kairowan, von wo ſie herüber kamen, war ſchon berühmt wegen ſeiner von Akbah im 7ten Jahrhundert gegründeten prächtigen Moſchee, und wird als Hauptſitz des Kalifates jener Gegenden an glänzenden Gebäuden reich geweſen ſeyn. Von dort mußten alſo die Araber Sinn und Geſchmack für die Baukunſt nach Sicilien herübergebracht haben. Sie haben auf der Inſel keine ſo großen Bauwerke errichtet, wie die Mauren in Spanien. Wir wiſſen von keiner einzigen prächtigen Moſchee, die ſie errichtet hätten, und ſelbſt von dem Alkaſſar der Emire von Palermo, dem ſpätern Normannen- und Schwabenſchloſſe, läßt ſich nicht mehr mit Gewißheit ſagen, wie viel den arabiſchen Herrſchern davon zuzuſchreiben ſey. Aber Palermo war vor allen andern Städten durch Luxus und Reichthum blühend und ein ganz orientaliſcher, üppiger Herrſchersitz geworden; dort und in andern Städten bauten die Araber ihre Kaufhallen und ihre Gartenſchlöſſer, von der entzückenden Natur dazu eingeladen, welcher zu einer orientaliſchen Mährchenwelt nichts mangelt, weder die wunderbare Schönheit des Himmels und des Meeres, noch die ſchwelgeriſche Pracht der Vegetation.

Die Inſel wird ſich im Laufe von zwei Jahrhunderten, zumal in der Blüthezeit, dem zehnten Jahrhundert, unter der Regierung Haſſan ben Ali's und Al Kaſems, von denen ausdrücklich geſagt wird, daß ſie viele Städte und Schlöſſer bauten, mit mauriſchen Architekturen bedeckt haben. Kein Gegenſatz konnte größer ſeyn, als dieſer damals allgemein herrſchende, graziöſe und phantaſtiſche Styl der Arabesken, des Spitzbogens und der kleinen Zierſäule zu jenem tragiſch ernſten und majeſtätiſchen Charakter der doriſchen Tempel Siciliens haben mußte. Sie waren damals noch nicht alle ſo weit zertrümmert, als ſie es heute ſind.

Der Styl der Araber drang auch in die folgenden Perioden ein, er erhielt ſich wie ihre Schrift und Sprache im Gebrauche ſelbſt der Normannen und Schwaben, welche, ein mohammedaniſch gewordenes Land vorfindend, ſich ihm accomodiren mußten. Sie behielten vielfach die arabiſchen Formen bei, und indem die Architektur der Saracenen ſich mit der chriſtlich-byzantiniſch-romaniſchen verſchmolz, erzeugte ſich jener gemiſchte Styl, den man den arabiſch-normänniſchen nennt. An ihm allein oder an dem bleibenden Einfluſſe, welchen der ſaraceniſche Charakter auf die folgende Zeit ausgeübt hat, kann man erkennen, wie viele und prächtige Gebäude die Araber in Sicilien müſſen aufgeführt haben. Aber alle jene Schlöſſer der Emire, über deren Pracht der Normannenfürſt Roger in Erſtaunen gerieth, hat die Zeit zerſtört, und von den arabiſchen Architekturen zweier Jahrhunderte ſteht heute in ganz Sicilien wenig mehr, als die Cuba und die Ziſa, die beiden Luſtſchlöſſer bei Palermo, welche allein mit Sicherheit als Saracenenbauten ſich erkennen laſſen, wenn ſie auch ſpätere Reſtaurationen und ſelbſt theilweiſe Erweiterungen erfuhren.

Beide Schlöſſer liegen nahe bei der Stadt außerhalb der Porta nuova auf dem Wege nach Monreale. Die Cuba (das Wort heißt Bogen oder Wölbung) dient ſchon ſeit Jahren zu einer Reitercaſerne und iſt ſehr in Ruinen gegangen, ſo daß von der innern Anlage wenig mehr zu erkennen blieb. Das Aeußere iſt ein regelmäßiges Viereck von wohlgefügten Quadern in ſchönen Verhältniſſen gebaut, mit eingefügten Bogen und Fenſtern gegliedert, die zum Theil blind nach arabiſcher Weiſe nur zum Ornamente dienen. Auf der Kranzſpitze des Gebäudes ſieht man noch eine arabiſche Inſchrift, welche aber nicht mehr entziffert werden kann. Das Innere iſt vollkommen weiß und zum Theil ſchon in ſpäterer Zeit ganz umgeſtaltet; nur in dem Mittelraume, der einſt von einer Kuppel überwölbt geweſen, ſieht man noch maleriſche Ueberreſte von Bogenwölbungen und prächtige Arabesken in Stuk.

Wie herrlich dieſer von Gärten umgebene Palaſt, von welchem Boccaccio in ſeiner fünften Novelle des ſechsten Tages erzählt, daß Friedrich II dort ein geraubtes Mädchen verſchloß, geweſen ſeyn muß, kann man ſich vorſtellen, wenn man Fazello's Bericht davon lieſt. Fazello entnahm ſeine Beſchreibung der Cuba aus ältern Schriftſtellern, denn ſchon zu ſeiner Zeit, im 16ten Jahrhundert, war das Schloß verfallen. „Mit dem Palaſt“, ſagt er, „hing außerhalb der Stadtmauern gegen Weſten ein Pomarium von ungefähr 2000 Schritten Umfang zuſammen, Pack genannt, das heißt königlicher Circus.[1] Hier prangten die lieblichſten Gärten von allerlei Bäumen, und immerdar von Waſſern benetzt. Hier und dort gab es Gebüſche, die von Lorbeer und Myrte dufteten. Mitten

[1] Dieß iſt wohl falſch erklärt; das Wort iſt wahrſcheinlich das perſiſche Bag, Garten.

inne erſtreckte ſich vom Eingange bis zum Ausgange ein ſehr langer Porticus mit vielen offenen runden Pavillons zur Ergötzung des Königs, von denen einer noch heute unverſehrt iſt. In der Mitte befand ſich ein großer Fiſchteich, aus antiken großen Quaderſteinen von bewundernswürdiger Dicke aufgebaut, worin lebendige Fiſche eingeſchloſſen waren. Dieſer Fiſchteich iſt bis heute unzerſtört, nur fehlen die Fiſche und das Waſſer. Darüber erhob ſich, wie auch noch heute, der prachtvolle Luſtpalaſt der Könige mit ſaraceniſcher Schrift auf dem Gipfel, für die ich bis jetzt keinen Erklärer habe finden können. Auf der einen Seite dieſes Gartens wurden, damit nichts an der königlichen Pracht fehle, wilde Thiere faſt jeder Gattung zur Luſt und Ergötzung des Palaſtes gehalten. Aber all' das iſt heute zerfallen, und von Wein- und Gemüſegärten der Privatleute eingenommen. Nur läßt ſich der Umfang des Pomariums genau erkennen, weil der größte Theil der Mauern beinahe unverletzt geblieben iſt. Wie ehemals nennen die Palermitaner auch heute dieſen Ort auf ſaraceniſch Cuba."

So wie zur Zeit Fazelles beſteht alſo auch jetzt noch der Palaſt in ſeinen Grundbeſtandtheilen, und im Garten laſſen ſich noch die Umfangsmauer und die Reſte des Fiſchteiches erkennen. Dieß iſt dann alles was von der Cuba ſich erhielt.

Die Ziſa war ein noch größeres und prächtigeres Luſtſchloß der ſaraceniſchen Amire. Eine ſpaniſche Familie, Sandoval, welche in den Beſitz des Palaſtes kam, hat ihn durch Umbauten vielfach verändert, aber dadurch eben vor dem gänzlichen Verfalle geſchützt, ſo daß er von ſeiner urſprünglichen Anlage mehr erhalten hat als die Cuba. Auch hier iſt der Styl derſelbe: ein großer Würfel von einfachen, ſchönen Verhältniſſen, aus Kalkſteinquadern aufgeführt, und durch Geſimſe, Bogen und Fenſter in drei Theile gegliedert.

Wilhelm der Böſe hatte die Ziſa reſtauriren und wahrſcheinlich erweitern laſſen, denn die Angabe des Romuald von Salerno, dieſer Normannenkönig habe einen Palaſt Liſa gebaut, kann ſich nur auf einen Umbau der Ziſa beziehen. „Zu dieſer Zeit, ſagt Romuald, ein Zeitgenoſſe der erſten Normannenkönige, ließ der König Wilhelm einen hohen Palaſt mit bewundernswürdiger Kunſt bei Palermo erbauen, welchen er Liſa nannte, und er umgab ihn mit ſchönen Gärten und lieblichem Grün, und machte ihn durch verſchiedene Waſſerleitungen und Fiſchteiche äußerſt ergötzlich." Aber nach den Angaben aller ſpäteren Forſcher unterliegt es keinem Zweifel, daß die Ziſa arabiſchen Urſprungs ſey, obwohl ſie durch den Normannenkönig Wilhelm viele Veränderungen erfahren hat.

Ihr Inneres iſt ganz moderniſirt und enthält viele Säle und Gemächer, die nichts mehr von ſaraceniſchem Charakter zeigen. Nur das Atrium oder die Vorhalle iſt noch zum Theil in alterthümlicher Weiſe erhalten. Hier zeigen ſich Niſchen und von Säulen getragene Bogen in der Wand, in deren einem über Marmorſtufen ein Springbrunnen fließt, von Moos und Schlinggeflechten lieblich umgrünt. Der ſaraceniſche Bogen über dem Quell iſt durch Ornamente von in einander gezogenen und durchknoteten Spitzbogen phantaſtiſch geſchmückt. Bunte Verzierungen von Frescomalereien und Moſaiken, Palmen- und Olivenzweige, zwei Bogenſchützen und Pfauen, ſind Zuſätze der Normannen. Ebenſo iſt die kufiſche Inſchrift, welche an der Wand hinläuft, normanniſchen Urſprungs, wie der Orientaliſt Morſo in ſeinem Palermo Antico und de Sacy es nachgewieſen haben, und nur die nicht mehr leſerliche Schrift auf dem Gipfel des Palaſtes rührt von den Arabern her.

Die Quelle floß aus der Vorhalle in einen prächtigen Fiſchteich, der noch im Jahre 1626 erhalten war und von dem bolognesiſchen Mönch Leandro Alberti in ſeiner Beſchreibung Italiens und der umliegenden Inſeln geſchildert wird. Er lag nahe vor dem großen Portal und war ein Viereck von je 50 Fuß in der Länge, umgeben von netzförmigem Gemäuer; in der Mitte ſtand ein ſchönes viereckiges Gebäude, in welches man über eine kleine Brücke von Stein gelangte; in dieſem Luſthäuschen befand ſich ein kleiner Saal von 12 Fuß Länge und 6 Fuß Breite, im Kreuz gewölbt, mit zwei Fenſtern, aus denen man die Fiſche im Waſſer ſchwimmen ſah. Von dort, ſagt Alberti, kam man in ein ſchönes Gemach mit drei Fenſtern, in deren Mitte je eine kleine gerieſte Säule vom feinſten Marmor zwei kleine Bogen trug. Dieß Gemach deckte ein herrliches Gewölbe Alla Mereſca. Der Fußboden war aus Marmor ſchön zuſammengeſetzt. In dieſem Gemache fanden ſich die Damen ein und genoſſen aus den Fenſtern die Luſt, im klaren Waſſer die Fiſche ſchwimmen zu ſehen. Im andern Gemache aber blieben ihre Mädchen, die aus den Fenſtern ebenfalls daſſelbe Vergnügen genießen konnten. In den Fiſchteich konnte man auf einigen Marmorſtufen hinabſteigen. Rings um ihn zog ſich ein lieblicher Garten von Limonen, Cedri, Orangen und andern fruchttragenden Bäumen.

Von jenem Fiſchteiche iſt nun alles verſchwunden bis auf wenige Reſte im Garten dem Palaſte gegenüber.

Alberti gibt leider keine ganz klare Vorſtellung von dem Palaſte ſelbſt. Mehrere Treppen führten zu den Obergeſchoſſen, wo viele gewölbte Säle mit arabiſchen Bogenfenſtern und Säulen, und innen ein offener Raum mit Pavillons lag. Der ganze Palaſt war mit Zinnen verſehen. Die Pracht der Säle, ihrer von Moſaik glänzenden Wände, die Arbeit der in buntem Marmor und Porphyr ausgelegten Fußböden, muß reich genug geweſen ſeyn. Schon zu Alberti's Zeit aber war die Ziſa ſo verfallen, daß er ſich bitter darüber beklagt und ausruft: „in Wahrheit, ich glaube daß kein edles Herz dieſe Gebäude, wie ſie nun theils zerſtört ſind und theils den Einſturz drohen, ohne ſchweres Seelenleid anſehen kann." Welche ſchwelgeriſche Gartenluſt muß wohl dort zur Zeit der arabiſchen Emire, der Normannen und Friedrichs geherrſcht haben, unter dieſem ſeligen Himmel, in dieſen roſigen Nächten, in einer wahrhaft paradieſiſchen Natur, welche bis ans Meer und an den Fuß der Berge ihre blüthen- und goldfruchtbedeckten Gärten rings verbreitet!

Ich habe wohl nie einen ſo hinreißenden Anblick genoſſen, als den von dem platten Dache dieſes Saracenenſchloſſes auf das ſchöne Rundgemälde von Palermo, ſeine Ebene, ſeine Küſten und Berge. Es iſt eine Schönheit, die alles übertrifft was man ſich vorſtellen mag, und die ausſchweifendſte Phantaſie reicht nicht an die Zauber dieſes Feenreichs. Es iſt hier alles in einem mäßigen Rahmen überſchaulich zuſammengefaßt; denn um die ganze Conca d'Oro, die goldene Muſchel von Palermo, ſtehen dieſe flimmernden Berge, braun und ernſt, köſtlich gefaltet, wie von doriſchem Meißel ausgeſchlagen; zu ihren bronzenen Füßen grüne Orangenhaine und Luſthäuſer in Gärten, die hochgethürmte und gekuppelte Stadt am Meer hin; das Meer in die Ferne hinein, ſilberbläulich und licht-

ausathmend, und dort mächtig hingelagert der zackige, dunkelhäuptige Pellegrino, jenſeits aber das ſchöne Cap Zaſſarana mit ſeinen Thürmen und ſchön ausgeſchnittenen Vorſprüngen, und ſilberweiße Bergſpitzen darüber hinaus durch die Lichtnebel blickend, ein feiner, ätheriſcher Duftſchleier über der ganzen ſtillen Natur wonnig verbreitet. Es iſt Land, Licht, Luft und Meer des Orients, und blickt man von der Ziſa in die Gärten hinunter, ſo möchte man wähnen, es ſollten nun daraus hervorkommen ſchöne, arabiſche Mädchen mit Mandolinenſchall und langbärtige Emire im rothen Kaftan, mit gelben Schuhen. Beſſer als unſer Geſchlecht haben ſie wohl den Genuß verſtanden. Man könnte hier wahrlich zum Leben ausreichen mit der Weisheit des Koran und der des Hafis.

Der chriſtliche Religionseifer, beſonders in der ſpätern Zeit der ſpaniſchen Herrſchaft, mag die Luſtſchlöſſer der Saracenen leicht grundſätzlich dem Verfalle überlaſſen haben; von den Normannenfürſten wiſſen wir, daß ſie von der Schönheit der ſaraceniſchen Paläſte und Gartenanlagen angelockt in ihrem Geſchmacke weiter bauten. Schon Roger baute ſich ſolche Luſtſchlöſſer in ſaraceniſchem Charakter, die Favara, Mimnermus und andere ergötzliche Orte, wie Ugo Falcando, der Zeitgenoſſe der letzten Normannenfürſten, es berichtet, und Rogers Sohn, Wilhelm, baute die Ziſa aus. Beſonders waren es ſchöne Fontänen und Fiſchteiche, welche man nach morgenländiſcher Art anlegte, und ausdrücklich wird auch von Friedrich II, dem Freunde des Orients, angeführt, daß er mehrere koſtbare Fiſchteiche angelegt habe. Der erſtaunliche Waſſerreichthum Palermo's, das ſeit alten Zeiten durch viele Aquäducte verſorgt wird, machte ſolche Anlagen leicht. Wie ſehr ſie beliebt geweſen ſeyn müſſen, zeigte uns ſchon die genaue Beſchreibung von dem Fiſchteich der Ziſa, welche Leonardo Alberti macht, und auch der Jude Benjamin von Tudela erzählt in ſeinem kurzen Berichte über Palermo mehr von dem Fiſchteiche Albehira als von jeder andern Merkwürdigkeit der Stadt. Er reiſte im Jahre 1172, zur Zeit Wilhelms des Guten, nach Sicilien, um dort die jüdiſchen Gemeinden kennen zu lernen. Seine Beſchreibung der Albehira iſt dieſe: „Drinnen in der Stadt ſprudelt die größte Quelle unter allen andern, welche von einer Mauer umgeben einen Fiſchteich bildet, von den Arabern Albehira genannt, wo verſchiedene Arten lebendiger Fiſche eingeſchloſſen ſind; der See prangt von königlichen Barken, die mit Gold und Silber geſchmückt und bemalt ſind. Auf ihnen fährt der König mit ſeinen Damen nicht ſelten ſpazieren, um ſich zu ergötzen. In den königlichen Gärten liegt auch ein großer Palaſt, deſſen Wände von Gold und Silber überzogen ſtrahlen, der Fußboden aber iſt aus den verſchiedenſten Marmorarten zuſammengeſetzt, und zeigt in Moſaikmalerei Bilder von allen Dingen der Welt. Es gibt keine Gebäude, die den Paläſten dieſer Stadt gleich kämen."

Man weiß nicht mit Beſtimmtheit zu ſagen, wo die Albehira gelegen geweſen ſey. Merſo ſucht zu beweiſen, daß Benjamin das ſogenannte Mar Dolce gemeint habe. Dieß ſind die Trümmer eines im ſaraceniſchen Charakter gebauten Schloſſes, der Favara, welche außerhalb der Stadt ſeitwärts von dem maleriſchen Kloſter di Geſu liegen, hart unter der Grotte, die durch ihre Knochenfoſſile berühmt iſt. Man nennt dieß zertrümmerte Schloß Mar Dolce, weil ihm gegenüber ein altes Waſſerbaſſin liegt. Die Trümmer laſſen genau den Styl der Ziſa und Cuba erkennen.

Es gibt noch ein viertes ſaraceniſches Luſtſchloß außerhalb Palermo, Ainſenin, vom Volke Torre del Diavolo genannt. Seine Ruinen liegen in dem ungemein maleriſchen Thale der Guadagna, das vom Oretos durchfloſſen und vom Berg Griſone überragt wird.

Und dieß ſind denn die letzten Denkmäler ſaraceniſcher Bauten, welche in Palermo die Epoche der Araber im Gedächtniß lebendig erhalten. Mit der ſpaniſchen Herrſchaft über Sicilien verſchwand der graziöſe Bauſtyl der Saracenen; auch hörten ihre letzten lebendigen Traditionen ſchon mit Friedrich II auf, ſeitdem er im Jahre 1220 alle noch in Sicilien wohnenden Saracenen nach Nocera in Apulien gebracht hatte. Denn während ſeiner Abweſenheit hatten ſich die ſicilianiſchen Araber in den Bergen befeſtigt, und unter der Führung ihres Häuptlings Mirabet ihre Unabhängigkeit zu erkämpfen verſucht. Seit dieſer Zeit verſchwand ihre Sprache und ihre Sitte aus dem Leben des ſicilianiſchen Volks, und eine andere Nationalität, die ſpaniſche, machte ſich auf der Inſel geltend. Die Spuren des Islam wurden vertilgt.

Erſt mit dem vorigen Jahrhundert, wo nach der Entdeckung Pompeji's überall in Italien die Liebe zu den Antiquitäten wieder erwachte, hat man ſich auch dem ſaraceniſchen Alterthum Siciliens mit Eifer zugewendet. Die arabiſchen Inſchriften in Kirchen und Paläſten führten auf das Studium der arabiſchen Sprache, ein Lehrſtuhl wurde für ſie in Palermo geſtiftet. Doch geſchah dieß nicht ohne einen lächerlichen Betrug, welcher bewies, wie völlig die Kunde des Arabiſchen auf der Inſel verſchwunden war, wo auch die chriſtlichen Könige nicht arabiſch zu ſprechen gewußt hatten. Der Malteſer Giuſeppe Vella, der nach Palermo gekommen war, hatte ſich das Anſehen eines großen Arabiſten gegeben, und dort einen Codex gefälſcht, welcher vielerlei Correſpondenzen der Araber Siciliens enthalten ſollte. Der Betrüger brachte die ganze in dieſem Zweige gelehrte Welt Europa's durch ſeine Entdeckungen in Bewegung, bis er entlarvt und vom Katheder ins Gefängniß geführt wurde.

Unterdeſſen hatten ſich auch Sicilianer dem Studium des Arabiſchen zugewendet, wie Airoldi, Reſario di Gregorio und Merſo, beſonders der letztere, welcher Vella's Nachfolger auf dem Katheder wurde und in Verbindung mit den großen Orientaliſten Tychſen, Silveſter de Sacy, Hammer und Frähn für die Erklärung der kufiſchen Inſchriften in Palermo thätig geweſen iſt. Wirkliche Reſultate für die noch immer dunkle Geſchichte der ſicilianiſchen Araber ſind daraus ſchon hervorgegangen, wie Gregorio's Rerum arabicarum, quae ad historiam siculam spectant, ampla collectio. Panormi 1790 in Fol., und Martorana's Notizie storiche dei saraceni siciliani. Palermo 1833.

Mit dieſer Pflege des arabiſchen Alterthums erwachte zugleich auch die Liebe für den ſaraceniſch-normänniſchen Styl. Wie dieſer gegenwärtig wieder auf das lebhafteſte in die Erinnerung des Volks gekommen iſt, erkennt man ſchon im Toledo Palermo's an vielen Verkaufsläden, welche ſich im arabiſchen Geſchmack graziös eingerichtet haben, und an manchen Luſtbauten ſicilianiſcher Chriſten. Der Geſchmack ſicilianiſcher Paläſte und Villen iſt wegen ſeiner ausſchweifenden Bizarrerie und abenteuerlichen Phantaſie mit Recht in aller Welt verrufen geweſen. Während doch die edelſten Muſter von Prachtbauten vor Augen ſtanden, während draußen vor den

Thoren Palermo's die Cuba und die Ziſa, in der Stadt ſelbſt mancher normänniſche oder ſpätere Bau, wie der Palaſt des Tribunals, die Architekten belehren konnten daß ſich großartige Maſſen mit Einfachheit und Anmuth der Gliederung und der Ornamente wohl vereinigen laſſen, haben ſie es vorgezogen die Paläſte mit barockem Unſinn auszuſtatten, wie der Prinz Pallagenia in ſeiner Villa, oder haben ſelbſt das Chineſiſche aufgenommen, wie in der Villa Faverita.

In neuerer Zeit iſt man zu dem arabiſch-normänniſchen Styl glücklich zurückgekehrt, und hier macht vor allen die Villa Serra di Falco's Epoche, ein ſchönes Schloß unweit der Ziſa, welches der um das Studium der ſicilianiſchen Alterthümer hochverdiente Herzog (der jetzt im Exile lebt) neu umgebaut hat. Der überaus herrliche Garten desſelben verſetzt wahrhaft in die Zeiten Al Haſſans zurück.

In der Stadt ſelbſt baut gegenwärtig der Marcheſe Focelli einen ſchönen Palaſt in demſelben arabiſch-normänniſchen Charakter aus, welcher von einer glänzenden Pracht iſt. Er ſteht auf dem reizenden Platz Tereſa unmittelbar am Griechenthore, das ihn durchbricht. Große Summen ſind bereits dazu verwendet, und der Bau iſt der Vollendung nahe. Die Außenſeite iſt im Charakter der Ziſa gegliedert, von Bogenfenſtern mit buntem Glaſe durchbrochen, welche durch kleine gewundene Säulen getrennt werden. Die Säle im Innern ſind reich und mannichfach, beſonders überraſchend der arabiſche Saal in der Mitte, deſſen Wände in bunten Arabesken und hellen Farben von Roth, Blau, Gold, Schwarz und Weiß verziert und mit dem edelſten Geſtein incruſtirt ſind. Nach arabiſcher Weiſe ſind ſie durchbrochen und mit kleinen Doppelſäulen gegliedert, die gewölbte Decke glänzt von buntem, phantaſtiſchem Schmuck; der Fußboden iſt aus den köſtlichſten Steinarten zuſammengeſetzt, welche zugleich eine Anſchauung des geologiſchen Reichthums der Inſel geben, da nur ſicilianiſche Steine dazu verwendet ſind. Es fehlt nicht in der Mitte die plätſchernde Fontäne, um die Illuſion einer arabiſchen Alhambra vollſtändig zu machen. Andere Gemächer ſeines Palaſtes hat der reiche Marcheſe in römiſchem und pompejaniſchem Sinne eingerichtet und den patriotiſchen Beweis gegeben, daß ſicilianiſche Künſtler auch in der Frescomalerei Gutes zu leiſten vermögen, denn alle dieſe Nachahmungen pompejaniſcher Wandmalerei ſind Arbeiten ſicilianiſcher Maler. Ich fand einen Moſaikarbeiter eben damit beſchäftigt, die letzte Hand an ein großes Moſaik auf dem Fußboden eines Saals zu legen, und hatte meine Luſt an dem Eifer des geſchickten Künſtlers wie an dem ſtattlichen Werke, welches mir zeigte, daß dieſe peinliche Kunſt, worin die Sicilier einſt berühmt geweſen, noch nicht erſtorben ſey.

Das patriotiſche Unternehmen des Marcheſe, eines leidenſchaftlichen Kunſtfreundes, iſt hoch anzuerkennen. Auf dieſem Wege wird, mehr als durch Muſeen geſchehen kann, das Talent und der Eifer für die Kunſt ins Leben gerufen und thatſächlich gefördert.

Es gibt nirgend einen Adel, der durch Vaterlandsliebe und durch Pflege der Wiſſenſchaft und Kunſt ſich rühmlichere Verdienſte um ſeine Nation erworben hätte, als der Adel Siciliens. Dieſe Erfahrung wird jeder in dem durch ſeinen Feudalismus ſonſt mit Recht verrufenen Sicilien machen, der dieß Land entweder aus eigener Anſchauung oder aus ſeiner Literatur kennen lernt.

Karte des ſinniſchen und rigaiſchen Meerbuſens.

Wenn man die unzähligen Anzeigen von Karten und Schriften über den Krieg lieſt, ſo muß man in der Leſewelt auf einen ungewöhnlichen Antheil an allen vorfallenden Einzelnheiten rechnen. Daran wurden wir beſonders erinnert beim Anblick einer Karte der beiden genannten Meerbuſen, welche bei Flemming in Glogau erſchienen iſt, und nicht mehr als ⅓ Thlr. koſtet. Man muß auf einen beſonders ſtarken Abſatz rechnen, wenn die Karte ſich bezahlen ſoll, denn nicht nur hat ſie fünf beſondere Cartons, welche Petersburg und Kronſtadt, Helſingfors und Sweaborg, den Hafen von Reval und die Mündung der Düna mit ihren Befeſtigungen in vergrößertem Maaßſtab darſtellen, ſondern es ſind auch nach den Seekarten die Meſſungen der Tiefe des Meers allenthalben angegeben, daß einem die Zahlen wie Ameiſen vor den Augen wimmeln. Dieſe Angabe der Tiefen iſt für denjenigen, welcher Luſt und Muße hat den langen Seeberichten der Engländer mit Genauigkeit zu folgen, unentbehrlich, denn man kann doch einigermaaßen beurtheilen, ob die Leviathans der engliſchen Flotte zu dem Werke, das ſie zu verrichten ausgeſendet ſind, auch wirklich taugen, oder ob nicht kleinere Fahrzeuge von geringerem Tiefgang in größerer Anzahl nöthig ſind. Man möchte faſt das letztere glauben, wenigſtens haben ſelbſt engliſche Fachblätter bezweifelt, ob die Abſendung von Seeungeheuern wie der Wellington nach ſolchem geſchloſſenen klippenvollen Meere, wie die Oſtſee, ſehr zweckdienlich ſey. Wir verſtehen vom Seeweſen gar nichts, haben auch die Mehrzahl der engliſchen Berichte, worin erzählt wird, wie dieß Schiff in dieſen Hafen hineingefahren und ein paar Handelsſchiffe herausgeholt, und jenes Fahrzeug in jene Bucht hinaufgedampft ſey, um einige kleine Befeſtigungen zuſammenzuſchießen, größtentheils nicht geleſen, dennoch aber will uns bedünken, als ſey von dem „fechtenden Karlchen," von dem man annehmen zu können glaubte, er werde Kronſtadt über Nacht zuſammenſchießen, noch ſehr wenig zweckförderliches geſchehen. Die Erklärung liegt allenfalls in einer Karte, wie die vorliegende, welche auf die Hinderniſſe klar genug hinweiſt. Da aber nicht anzunehmen, daß ein Seemann, wie Napier, jenes Meer nicht um ein gutes Theil genauer gekannt habe, wie der Kartenzeichner, ſo muß er auf große und unerwartete Hinderniſſe geſtoßen ſeyn und den Feind ſtärker gefunden haben, als er erwartete. Ob er wartet, bis Schweden zu einem Entſchluß kommt, muß der Erfolg lehren, mit ſeiner Flotte kann er einen ſehr langweiligen, ſehr viel Pulver verbrauchenden Zug an den finniſchen Schären und den zahlreichen Inſeln des ſüdlichen Ufers machen, ohne einen andern Erfolg, als daß er die ruſſiſchen Häfen ſperrt, Handelsſchiffe wegnimmt, einige Forts zerſtört, vielleicht eine oder die andere Stadt zuſammenſchießt. Das läßt ſich alles ſehr deutlich aus dieſer Karte heraus entnehmen, die recht gut angelegt iſt, um das Verſtändniß der etwas langweiligen engliſchen Seeberichte zu eröffnen. Für die Landratten im Innern iſt dieß höchſtens ein Amuſement für müßige Stunden, für die Leute am Meere hat es ſchon mehr Intereſſe, ſo viel wir indeß an engliſchen, ſchwediſchen und deutſchen Blättern bemerken, gibt es ſchon ſehr lange Geſichter. Ch. Napier iſt jetzt ſeit zwei Monaten in der Oſtſee, er hat höchſtens noch drei Monate Zeit vor ſich; ſie muß wunderbar gut angewendet werden, wenn ein erkleckliches Reſultat herauskommen ſoll. Man ſpricht jetzt von einer Mit-

wirkung Schwedens, dazu iſt es aber für dieß Jahr faſt ſchon zu ſpät; engliſche und franzöſiſche Truppen herbeizuführen, dauert ohnehin zu lange, bis ſchwediſche Truppen in gehöriger Anzahl auf finniſchem Boden ſtehen könnten, dauert es Wochen, dann hat man, um Finnland zu durchziehen und den Ruſſen zu entreißen noch zwei Monate Zeit, die nicht hinreichen. Nach der Mitte Septembers muß Napier zurück. Die Karte der „Flammingſchen Verlagshandlung“ kommt eben recht, die Leſer über dieſe Fahrten der mächtigſten Flotte, welche die Welt je geſehen, aufzuklären, und ihnen die Mittel an die Hand zu geben, derſelben Schritt für Schritt zu folgen.

Amerikaniſche Federzeichnungen von E. Pelz.

Der Landſchwindel im Congreß zu Waſhington.

Auf dieſen habe ich ſchon früher hingewieſen, und es ſollte mich gar nicht wundern, wenn meine Behauptungen als individuelle Schwarzſeherei in Deutſchland betrachtet würden. Darum iſt es mir ſehr willkommen, einen Gewährsmann in nachſtehender Auslaſſung eines amerikaniſchen Blattes anführen zu können, deſſen ſcharfe Kritik unangefochten den Weg durch einen anſehnlichen Theil der Tagespreſſe machte; ſie lautet:

„Man werfe einen Blick auf die enormen Landſummen, die alljährlich an Eiſenbahnen verſchleudert werden, auf die Ungerechtigkeit, welche dadurch gegen die wirklichen Bebauer des Bodens verübt wird, daß man dem Capital den werthvollen Boden in den Hals wirft und denſelben nicht an erſtere unter dem Preis, welcher für Staatsländereien feſtgeſetzt iſt, abläßt, ſondern ſie ſogar nöthigt, aus zweiter Hand das Land Speculanten abzukaufen und dieſe mit der Frucht ihres Fleißes zu füttern, damit ſie noch gieriger werden auf ferneren Raub! Man ſehe die Corruption, welche im Congreß durch ſolche Specialgeſetzgebung herbeigeführt wird. Senatoren und Repräſentanten laſſen ſich breitſchlagen, den beſten Theil der öffentlichen Ländereien an den Wucher im Großen zu verſchachern, und verſtopfen ihre Ohren mit der Baumwolle des hiedurch geförderten Selbſtintereſſes gegen die Stimme des Volkes, welches allgemein um Abſtellung dieſes ſchändlichen, ſich immer wiederholenden Verfahrens ſchreit.

„Man macht Ausnahmegeſetze zu Gunſten der Capitaliſten, welche offenbare Schenkungsacte für dieſe und ein offener, zum Geſetz geſtempelter, und darum ein um ſo ſchmählicherer Raub am Intereſſe des Volkes ſind. Möge das Volk endlich mit Ernſt darauf ſehen, daß ſeine Vertreter zu Waſhington ihre Schuldigkeit thun, und die Angelegenheiten jener, die ſie geſandt haben, beſorgen, nicht aber um das goldene Kalb tanzen und die Lakaien des Geldprotzenthums machen.

„Daß faſt jeder Senator oder jeder Repräſentant Eiſenbahn-Landſchenkungen bevorwortet, wenn es ſeinen Staat betrifft, iſt durch Tauſende von Thatſachen bewieſen, und verſteht ſich ſo recht von ſelbſt. Im Staate Illinois bildete ſich eine Compagnie zum Bau einer Eiſenbahn, die vom Ohioſtrom nordwärts gegen den Michigan-See läuft; das erſte, was die Herren zu thun haben, iſt natürlich daß ſie vom Congreß eine in ganzer Bahnlänge hinlaufende Strecke Land verlangen, auf jeder Seite der Bahn ſechs Meilen breit.

„Die Repräſentanten in beiden Häuſern bevorworten die Sache, und da die Vertreter anderer Staaten auch noch ähnliche Geſchäftchen im Hinterhalt haben, ſo thun ſie ihren Collegen von Illinois den Gefallen, zu ihrem Antrage Ja zu ſagen, wobei ſie feſt darauf rechnen, daß wenn ſie mit ihren eigenen Plänen herausrücken, Gegenſeitigkeit geübt werde.

„Die „Bill“ paſſirt und die „Landſtecks“ der Compagnie werden ſofort nach den großen Städten auf den Papiermarkt gebracht; ihr Land iſt mindeſtens doppelt ſo viel werth als das der Regierung, denn jenes liegt der Eiſenbahn am nächſten und hat in ihr einen bequemen Abſatzweg, dieſes aber liegt hinten von der Eiſenbahn entfernt, wer wird nach ihm fragen?

„Das Geſchäft iſt gemacht und man hat die größte Urſache, damit zufrieden zu ſeyn; die Bahn mag jetzt ſtehen wie ſie wolle, was liegt daran? Sie iſt Nebenſache geworden und der Landſchwindel die Hauptſache; der wirkliche Anſiedler, welcher natürlich auf einen möglichſt tüchtigen Abſatzweg und Leichtigkeit der Transportmittel ſehen muß, iſt nun genöthigt, den Eiſenbahnleuten das Land welches er zu bebauen gedenkt, theuer abzukaufen, das billige Regierungsland ſeiner Entfernung von der Bahn halber aber liegen zu laſſen. Wie ſoll eine ſolche Art das Land an den Wucher zu verſchleudern, den ſchnellen Abſatz der Regierungsländereien fördern? Das erkläre wer es kann!

„Die ſechs Meilen Land auf jeder Seite der ganzen Bahn waren des Pudels Kern, die Bahn ſelbſt nur der Balg darüber.

„So wirkt die Politik der Landſchenkungen an Speculanten-Compagnien, welchen der Präſident Pierce, im Widerſpruch zu ſeinen übrigen, völlig demokratiſchen Grundſätzen das Wort redet.

„Die Eiſenbahngeſellſchaften könnten froh ſeyn, wenn ſie das Wegerecht bewilligt bekämen, und es fänden ſich Speculanten genug, die auf ſolche Bewilligung hin den Bau einer jeden Eiſenbahn unternähmen, die unter dem jetzigen Syſtem der Landverſchleuderung möglich iſt. Man arbeite das den Eiſenbahnen entlang gelegene Land den wirklichen Anſiedlern in die Hand und nicht dem Geldprotzenthum, und man wird dem Staate mindeſtens ſo viel nützen, als man jetzt dem Volke dadurch ſchadet, daß man es ungeſcheut und ungeſtraft um ſeine beſten Ländereien zu Gunſten des Wuchers legal beſtiehlt. Daß natürlich der jetzt im Congreß ſo ſchamlos betriebene Ländereienſchacher eine unverſiegbare Quelle der Corruption ſeyn und die Volksvertreter leicht in Verſuchung führen muß, gefällige Anerbieten nicht von der Hand zu weiſen, ſpringt in die Augen. Wer im Rohre ſitzt, ſchneidet ſich gern Pfeifen.

„Die Mobile- und Chicago-Eiſenbahn nimmt 4 bis 5 Mill. Acker Landes weg. Was hat die Regierung dabei gewonnen? Nichts. Was kommt für das Volk dabei heraus? Nicht der rothe Cent. Wer hat den Gewinn? Die Landmäkler. Einer der Actionäre beſagter Bahn war zuerſt Mitglied des Repräſentantenhauſes, dann aber des Senats; er beſaß, ehe dieß Eiſenbahngeſchäftchen

gemacht war, wenig oder nichts; aber als er ſtarb, war das was ſeine Familie erbte, 300,000 Dollars oder mehr werth, die Früchte ſeiner Landſpeculation. Wahrhaftig ein hübſches Geſchäft. Und woher ward dieſes Profitchen genommen? Von den öffentlichen Ländereien und aus den Taſchen der wirklichen Anſiedler. So zieht das jetzige Landverſchleuderungsſyſtem das Monopol mit aller Sorgfalt groß und macht den Congreß zu einer unehrlichen Schacherbude und zur Diebeshöhle. Wie viele Mitglieder beider Häuſer mögen ſich wohl mit ſolchen Landgeſchäftchen bereichert haben? Zahlen nennen Euch nicht, die menſchliche Natur aber iſt ſchwach!"

Dieſer herben Kritik, voller ſchlagender Wahrheiten, iſt nur Ein Hauptvorwurf zu machen, und zwar der, welcher im allgemeinen der amerikaniſchen Tagespreſſe gemacht werden muß: es wird einem Theile der Bevölkerung durch unzweckmäßige Schonung geſchmeichelt. Man nennt hier die Nicht- oder Minderbeſitzenden „das Volk" vorzugsweiſe, und fügt zu dieſer Ungerechtigkeit noch die Freiſprechung dieſes Bevölkerungstheiles von aller Schuld an den wirklich beſtehenden Uebelſtänden. Allein wie wäre es möglich in einem Staatenverbande, wo demokratiſch-republikaniſche Inſtitutionen der entſchiedenſten Art zum Grunde liegen, daß eine Minderheit von Geldprotzen, Landſpeculanten und Schwindlern ein gerügtes Corruptionsſpiel viele Jahre hindurch immer und immer wieder von neuem beginnen könnte, wenn ihr eine Mehrheit Tüchtiger gegenüber ſtände? Daß es in Amerika nicht ſo viele Reiche gibt, wie z. B. in England, dem Verhältniß nach, iſt erwieſen, die Geldprotzerei kann alſo nicht in der Mehrheit ſeyn; im Gegentheil wird mit vielem Rechte behauptet, nirgendwo ſey der materielle Beſitz gleichmäßiger vertheilt als in den Vereinigten Staaten Nordamerika's. Landſpeculanten und Schwindler der angeklagten Sorte können gleichfalls nur in geringer Zahl vorhanden ſeyn, und ſo müſſen Vorwürfe ſtets aufs allgemeine zurückgelenkt werden, ſoll nicht Parteiſucht obwalten.

Im verkehrt aufgefaßten Lebensprincip iſt die Hauptwurzel des vorliegenden Uebels zu ſuchen, und ſo lange man der groben Selbſtſucht fröhnt, ſo lange nicht das Gegentheil, die Hingebung an und für andere als Strebepunkt aller aufgeſtellt wird, kann ſich nur die Spielwuth um Geldgewinn immer mehr ausbreiten. Einer ſucht immer dem andern den Tag abzugewinnen, und wenn da fort und fort denen das Wort geredet wird, die am mindeſten und ſchwerſten beim allgemeinen Spiele gewinnen, ſo heißt das fürwahr nichts als taube Nüſſe knacken!

Wäre im gehätſchelten, ſogenannten „Volke" nichts faul, wie könnte es ſich ereignen, daß eine rühmliche Ausnahme der Hingebung fürs allgemeine, fürs „Volk", in Mangel untergehen mußte, wie dieß neulich bei dem Volksſchriftſteller Lippard der Fall war. Dieſer Mann widmete ſich ganz den Intereſſen des „Volkes" durch Wort und Schrift in uneigennützigſter Weiſe; Hunderttauſende durch die ganze Union laſen ſeine Schriften und hörten ſeine belehrenden Vorträge an. Aber es fiel dem „Volke" nicht ein zu fragen, ob Lippard zu eſſen und zu trinken habe, ob er ſich kleiden könne und Wohnung beſitze? Das ſelbſtſüchtige „Volk" empfing ſeine Leiſtungen ohne Zeichen der Erkenntlichkeit, ganz dem allgemeinen Charakter der Bevölkerung gemäß. Dem kurzſichtigſten Beobachter muß auffallen, daß in der Union ein jeder nur an ſich denkt, nur ſich im Auge hat und Beihülfe an andere nicht eher geſpendet wird, bis eindringender Nothſtand dicht genug vor den Augen der blödſinnigen Selbſtſüchtlinge tritt. Dann aber wird jeder Beiſtand mit ſolcher gefühlloſen Trockenheit geleiſtet, daß es den Empfänger nur abſchrecken kann. Jeder etwas Empfindliche muß ſich ſagen: lieber untergehen, als von ſolchen Leuten etwas annehmen!

Ohne ungerecht zu ſeyn darf behauptet werden, das „Volk" in der Muſterrepublik liebe diejenigen nicht, von denen es zur Achtung gezwungen wird. Nur Leute, wie z. Barnum, gehören zu ſeinen wirklichen Lieblingen!

Daher iſt der Landſchwindel im Congreß nur eine ganz naturgemäße Erſcheinung zu nennen, die ſich auf allgemeine Zuſtände in der Landesbevölkerung, das „Volk" ſpeciell mitbegriffen, ſtützt. Der „wirkliche Anſiedler" denkt nicht daran, bei Gelegenheit den höchſten Preis für ſeine Erzeugniſſe auf einem Markte etwa zu Gunſten anderer fahren zu laſſen; ihm iſt ſein Beſitzthum jeden Augenblick feil, wenn er einen Käufer findet, der ihm mehr dafür zahlen will, als ſie werth iſt; er läßt ſich bei den Wahlen direct und indirect beſtechen, oder kümmert ſich gar nicht um ſeine Pflicht als Wähler u. ſ. w. Ein Selbſtſüchtiger ſucht nur immer den andern zu beſchwindeln; was Wunder wenn die gewählten Repräſentanten ihrerſeits auch ſchwindeln?

Womit du ſündigſt, damit wirſt du geſtraft! könnte man den „Amerikanern", wie den Menſchen überhaupt, permanent von den Thürmen herab in Mohammedanerweiſe zurufen laſſen! Aber es ginge dieſer Ruf, wie der an die Moslemin von ihren Thurmwächtern gerichtete, doch nicht durch die dicken Häute.

Einiges über das Poſtweſen der Union.

Nach den letzten Angaben betrug die Zahl der Poſtämter in der Union am 30 Junius 1853 nicht weniger als 22,320. Es waren 6,692 Poſtrouten im Gange, die eine Geſammtlänge von 217,542 Meilen beſchrieben. Der jährliche Geſammtverkehr auf dieſen Routen beträgt 61,892,542 Meilen und koſtet 4,495,968 Dollars. Von dieſen wurden ungefähr 13 Millionen per Eiſenbahn, 6½ Millionen per Dampfboot, 21½ Millionen per Achſe und 20 Millionen auf andere Weiſe (durch Pferde, Maulthiere ꝛc.) zurückgelegt. Die Koſten der verſchiedenen Beförderungsarten ſind auf den Eiſenbahnen 12½ Cents per Meile, auf Dampfbooten 9½, auf Kutſchen ꝛc. 5½ Cents. Meiſter Dampf ſcheint eben keine ſehr galante Hingebung gegen die Briefbeutel zu hegen.

Californien macht der übrigen Union das Porto theuer, denn während die Brieftaxe dort dieſelbe iſt wie überall, koſtet die Beförderung der Poſt durch Dampfer 13¾ Cents per Meile, 20 Cents durch Kutſchen und 34 Cents per Meile auf ſonſtige Weiſe. Californien abgerechnet ſtellen ſich ſonſt die Preiſe durchſchnittlich 9, 5½ und 4¾ Cents.

Nach einem jüngſten Congreßbeſchluſſe ſind achtzehn Specialpoſtagenten angeſtellt worden, denen die Ueberwachung des Poſtdienſtes im Allgemeinen, ſowie namentlich die Verfolgung der häufig vorkommenden Betrügereien der Poſtbeamten obliegt. Man hat

jedoch bereits auf Vermehrung dieſer Agenten angetragen und zwar mit nur allzu genügender Veranlaſſung, denn die Unſicherheit des Poſtverkehrs iſt ſo groß, daß man ſich in wohlgeordneten Staaten keinen Begriff davon zu machen im Stande iſt. Briefe, die z. B. in mindeſtens 24 Stunden am Orte ihrer Beſtimmung eintreffen müſſen, kommen erſt in acht Tagen an, und die Klagen über Verluſte von Briefen mit und ohne Geldeinlagen gehören aller Orten zur Tagesunordnung. Vor kurzem wurde bei dem Hauptpoſtamte in New-York endlich einmal durchgegriffen, und man ertappte auf der That bei Unterſchlagungen einen Poſtbeamten, der lange Zeit ſein Handwerk getrieben und Tauſende von Dollarchen in ſeine Taſche geſteckt hatte. Für das Publicum iſt dieſe gränzenloſe Unſicherheit um ſo empfindlicher, weil es an den meiſten Plätzen der Union mit ſehr großen Schwierigkeiten verknüpft iſt, Geldſendungen mit Sicherheit zu machen.

Die Poſt gibt nämlich keine Empfangſcheine und leiſtet nicht die mindeſte Garantie, ſelbſt wenn Gelder in Gegenwart der Poſt-Empfänger in Briefe gelegt werden ſollten. Man kann ſich allenfalls nur dadurch verwahren, daß bei irgend einer Bank oder einem Banquier Geldpapiere, auf gewiſſe Perſonen und an beſtimmte Leute zahlbar, genommen und überſandt werden, wovon dann kein Poſtdieb für ſich ſo leicht Gebrauch machen kann. Indeſſen ſind dergleichen Banken immer nur auf größeren Plätzen befindlich, und ſie geben Geldanweiſungen auch immer und wieder auf bedeutendere Plätze ab.

Als Auskunftsmittel dienen die ſogenannten „Expreſſes," deren es z. B. in New-York mehrere gibt, und von denen Gelder, Briefe und Packete auf den Hauptrouten der Union befördert werden unter angeblicher Garantie, welche indeſſen gelegentlich nicht weit her zu ſeyn pflegt, wie ich aus eigener Erfahrung weiß. Zur Erläuterung möge folgendes dienen. Ein Freund in Deutſchland ſandte als Einlage an das Smithſonian Inſtitute zu Waſhington ein kleines Packet, Journalnummern und dergleichen enthaltend. Der Empfänger, Profeſſor Baird, ließ daſſelbe durch Adams Expreß, eines der bekannteſten Expreß-Etabliſſements, der Adreſſe gemäß nach dem mit Waſhington zuſammenhängenden Georgetown ſenden, wo ich etliche Monate bei einem Landsmanne wohnte, und erhielt von der Expreß-Expedition den Empfangſchein darüber.

Das Packet kam nicht in meine Hände, und ich erfuhr die Abſendung desſelben erſt, als ich wieder nach New-York zurückgekehrt war. Auf mehrfache Nachfragen im Haupt-Bureau der Adams Expreſſes verſprach man mir immer Unterſuchungen anzuſtellen, ohne daß ich jedoch beſtimmte Auskunft zu erlangen vermochte. Endlich hieß es: das Packet ſey an die Frau meines Landsmannes in Georgetown richtig abgegeben worden. Folgerichtig bemerkte ich: das Packet ſey damit nicht an die richtige Adreſſe geliefert worden, und man möge daſſelbe aus den angeblichen Weiberhänden in die meinigen beſorgen. „This is not our business" lautete der Beſcheid, bei dem es ſein Bewenden hatte, obgleich von mir bemerkt wurde, daß ich zur „Preſſe" gehöre und den Vorfall da zur Sprache bringen würde. Trotz der ziemlich allgemein herrſchenden Empfindlichkeit in Bezug auf Angriffe der Preſſe, höhnte man: ich möge das immerhin thun, das Office ſey im Rechte ꝛc.

Die Fahrläſſigkeit dieſer Privat-Etabliſſements iſt neben deren Koſtſpieligkeit öfter Gegenſtand von Beſchwerden, und ſo wird eine beſſere Poſtverwaltung um ſo dringlicher. Es koſtet nämlich ein gewöhnlicher Brief auf ſolchen „Expreſſes," bei ganz geringer Entfernung, nicht weniger als fünfzig Cents (⅔ Thlr. preußiſch). Daneben iſt man mit Sachen, die ſchwerer wiegen als das höchſte zuläſſige Poſtgewicht, demzufolge kaum ein mäßiger Octavband eines Buches durch die Poſt befördert wird, lediglich auf dieſe „Expreſſes" angewieſen.

Die Geſammteinnahmen der Poſt betrugen 1853 5,940,724 Dollars, wogegen 7,982,756 Dollars Ausgaben gemacht wurden, wodurch der Unionsverwaltung ein Deficit von mehr als 2 Mill. zur Ausgleichung erwuchs. Man hatte bei letzter Portoherabſetzung darauf ſpeculirt, daß dieſelbe einen gleich günſtigen Eindruck auf Vermehrung der Poſteinnahmen machen werde, wie dieß in England der Fall war, denn die guten „Amerikaner" wollen ſich in Allem gern den Engländern nicht nur gleichſtellen, ſondern dieſelben noch überbieten. Allein es war zweierlei außer Acht gelaſſen werden; erſtens und hauptſächlich: die gänzliche Verſchiedenheit der Bildungsunterlage und ſodann die Weitläufigkeit des menſchenleeren Unionsgebietes! Eine Bevölkerung, die nicht ſo zur ſelbſtſüchtigen Gewinnluſt heranverbildet iſt, wie die der Union, und bei welcher demnach Familien- und ſonſtige Bande inniger ſeyn können, wird ſtets größeren Briefverkehr haben als da, wo Jedermann nur ſich und ſeiner gegenwärtigen Umgebung lebt, indem er dieſelbe zu ſeinem Vortheile auszubeuten ſucht.

Ebenſo wird unter Menſchen, deren ganzes Dichten und Trachten auf materiellen Gewinn hinausgeſpitzt iſt, die briefliche Mittheilung immer ſchwächer ſeyn, als bei Leuten welche Geiſtesbildung als oberſten Strebepunkt angenommen haben.

Die Poſt verkaufte 1853 für 1,316,563 Dollars Poſtportmarken und daneben für 195,262 Dollars geſtempelte Briefcouverts.

Der Poſtdampfſchiffverkehr brachte 1853 nur 613,232 Dollars ein, trotz der kleinlichen Controle in Hinſicht einer vorgeſchriebenen Portopflichtigkeit aller verſiegelten Briefe. Die Ausgaben beliefen ſich hingegen dabei auf 1,965,857 Dollars. Davon erhielt die Collins Linie für 26 Fahrten 858,000 Dollars; die Bremer Linie 183,333 Doll.; die Havre Linie 150,000 Dollars; die Aſpinwaller Linie über den Iſthmus 284,510 Dollars.

Ich wünſchte wohl zu haben, was in Waſhington von der Collins Linie „geſpendet" wurde, um obigen hübſchen, runden Zuſchuß aus dem Unionsſaſſe zu bekommen! —

Die Cunard Linie, welche keinen amerikaniſchen Zuſchuß bekömmt, brachte 2,774,423 Briefe aus Europa, wogegen die Collins Linie nicht mehr als 1,018,345 brachte. Mit der Bremer Linie kamen 412,117 und mit der Havre Linie 406,126. Zeitungsblätter wurden insgeſammt 1,381,863 befördert.

Eine ausführlichere Beſprechung dieſes intereſſanten Gegenſtandes behalte ich mir vor. Ed. Pelz.

Chriſtliche Alterthümer Griechenlands.

(Ruſſ. Journal des Miniſt. der Volksaufklärung. März 1851.)

2. Wanderungen im Peloponnes. Zweiter Abſchnitt.

(Schluß.)

Gegenſtand unſerer beſondern Neugierde war die Kloſterbibliothek: ſie beſteht aus zwei Abtheilungen, der innern und äußern. Die erſtere iſt in der Höhle ſelbſt, und bekommt Licht nur durch eine kleine Spalte im Gewölbe, genügt deßhalb ihrer Beſtimmung gar nicht. Sie beſteht aus zehn Schränken, wo in aller Unordnung und mit Staub überladen etwa 1000 verſchiedene Bücher und Handſchriften ſtehen und liegen. Auch haben ſie eine Art Katalog, der aber ohne alle Kenntniß einer ſolchen Arbeit angelegt iſt. Den koſtbarſten Theil der Bibliothek bilden die Evangelien auf Pergament, deren Zahl auf 30 anſteigt. Die Hälfte derſelben iſt in Folio, die geringſte Zahl in Sedez. Nur zwei oder drei haben beſtimmte Daten. Der größte Theil iſt in zwei Columnen mit prächtig verzierten Anfangsbuchſtaben geſchrieben. Einige haben vor jedem Evangelium die Bilder der Evangeliſten ſehr ſchön auf Goldgrund ausgeführt mit einem reichen Kranz von Verzierungen. Die Evangeliſten ſind ſitzend und ſchreibend dargeſtellt, nur Johannes ſteht und dictirt ſeinem Schüler. Vier Thiere ſind den Evangeliſten zugetheilt, wie dieß auch jetzt noch bei uns der Fall iſt. In einem Evangelium ſind ſtatt des Evangeliſten Lukas in kleinen Kreiſen die vier Feſte des Herrn in ſchöner Arbeit dargeſtellt. In einigen Evangelien ſind die Ueberſchriften in Goldfarbe geſchrieben, manchmal auf rothem Grunde. Die Schreibart iſt in den allgemeinen Zügen ſo ziemlich in allen Evangelien dieſelbe, und zeugt für die Zeit vom 10ten bis 14ten Jahrhundert.

Die äußere Bibliothek enthält gegen 3000 Bände gedruckter, meiſt lateiniſcher Bücher verſchiedenen Inhalts. Sie wurden von dem Kloſter gegen ein Stück Land eingetauſcht, und blieben ſeit der Zeit, wo man ſie in dieß Zimmer warf, unangerührt liegen. Ich machte mich eifrigſt über die Sammlung her, mußte aber nach halbſtündiger Arbeit ganz bedeckt mit Staub den Vätern geſtehen, daß ſie glücklich ſeyen, keine andere Sprache als ihre Mutterſprache zu verſtehen; ſie waren meiſtens ganz unbedeutend, übrigens ſtieß ich auf ein „Leben der Päpſte" von Anaſtaſius und noch einige andere Folianten, welche Werth haben. Die Mönche fragten, was denn wohl die Bibliothek werth ſeyn könne, d. h. ſie hatten Luſt ſie bei der erſten günſtigen Gelegenheit loszuſchlagen. Unter den jungen Leuten des Kloſters, namentlich unter den Diakonen, traf ich einige, die nicht nur Wißbegierde, ſondern auch bedeutende Fähigkeiten zeigten. Warum richtet ihr keine Schule bei euch ein? fragte ich einen der Mönche. Niemand kann ſie einrichten, erwiederte er. Als ich die Zuſammenſetzung, die Einrichtung und den Geſchäftsgang des Kloſters kennen gelernt hatte, überzeugte ich mich, daß keiner ſich mit einer gemeinnützlichen Arbeit befaſſen könne, ein gemeinſames Unternehmen müßte auf unüberſteigliche Hinderniſſe ſtoßen. Nach der beſtehenden Ordnung zerfällt das unbewegliche Vermögen des Ordens in zwei Arten: Vermögen des Kloſters und Vermögen der einzelnen Brüder. Jeder Mönch hat ſeinen Landantheil von 5 bis 10 Deſſjätinen, den er, ſo gut er es verſteht, bearbeitet; gewöhnlich hat jeder einen oder zwei Diener, die er nährt und kleidet. Nach dem Tode des Mönchs wird ſein Antheil Eigenthum ſeines Dieners und ſo geht es fort von Geſchlecht zu Geſchlecht. So iſt es natürlich, daß der Privatvortheil und der allgemeine Vortheil im Kloſter nicht den gleichen Weg gehen, und wenn beide gegen einander ſtoßen, ſo muß begreiflich der letztere weichen. Der Vertheidiger des erſteren ſind viele, Vertheidiger des letzteren gibt es nur Einen, den Igumen. Beim erſten Wort von der Errichtung einer Schule erhebt ſich die Frage, auf weſſen Koſten ſie unterhalten werden ſoll. Das Kloſter erklärt, daß es die Schule nicht beſtreiten könne, weil die Einkünfte kaum die Ausgaben decken; die Brüder, in ihrem Privatvortheil geſpalten, zeigen keine Geneigtheit, aus ihrem Vermögen die Schule auszuſtatten. Dabei ſcheint es auch ferner nicht ungefährlich, den, der vor allem Gehorſam lernen muß, in Wiſſenſchaft zu unterrichten. Der Igumen könnte über die Berechnungen und Vorurtheile hinwegſehen, und auf dem guten Werke beſtehen, allein er wird jährlich neu gewählt und iſt ſomit in Wirklichkeit ſtets nur einer der Brüder, auch iſt er in ſeinem Thun durch den Rath (συμβούλιον) beſchränkt Ueberhaupt iſt das Syſtem des Privatbeſitzes bei dem gemeinſamen Leben ſchon an und für ſich unpaſſend, und in Verbindung mit dem Syſtem eines jährlich wechſelnden Wahlvorſtandes der Kloſtereinrichtung ſchädlich. Daher kommt es, daß die Klöſter in Griechenland ſich in keinem blühenden Zuſtande befinden. Die Mönche haben in der Erkenntniß, daß der häufige Wechſel der Igumene dem Kloſter Nachtheil bringt, ſelbſt den Synodus gebeten, die Zeit der Vorſtandſchaft auf zwei, wenn möglich auf fünf Jahre feſtzuſetzen; bis jetzt iſt aber keine Entſcheidung erfolgt. Die Wahl des Igumens findet gewöhnlich im September ſtatt, und zugleich wählt man auch die Mitglieder des Raths, deren nach der allgemeinen Kloſtereinrichtung zwei ſeyn ſollten, in Megaſpileen aber nehmen alle ſogenannten Proigumenen, d. h. geweſene Igumenen an dem Rathe Theil. Dieſer allgemeine Rath wählt durch Stimmenmehrheit auch den Igumen, und die Wahl wird dem Synodus zur Beſtätigung vorgelegt. Iſt dieſe erfolgt, ſo ziehen die Brüder gewöhnlich in die Kirche, der vorige Igumen, mit allen Zeichen ſeiner Würde angethan, bittet die Brüder um Verzeihung, wenn er ſie während ſeiner Vorſtandſchaft mit irgend etwas beleidigt habe, nimmt dann den Mantel ab und übergibt den Stab. Dieſe werden hierauf dem Neugewählten eingehändigt, einer der Mönche ſpricht dann irgend eine Begrüßung oder Anmahnung aus, und nun beginnt die alte Ordnung der Dinge von Neuem. Nachſtehendes ſind die Vorrechte und Obliegenheiten eines Igumen: er ſteht in der Kirche auf einer erhöhten Stelle, trägt den Krepp auf der Calotte,[1] legt fünf oder ſechsmal den Mantel eines Archieren an, hält in der Hand den Stab eines ſolchen, geht ſtets unwandelbar zum Gottesdienſt, empfängt und bewirthet die Beſuche, führt die Rechnungen, beſorgt alle Wirthſchaftsangelegenheiten, und iſt vor dem Synodus, dem Miniſterium der geiſtlichen Angelegenheiten und den Localbehörden für alles verantwortlich.

Alle Brüder erhalten vom Kloſter täglich eine Portion Brod und Wein, und monatlich eine gewiſſe Menge Oel zum Eſſen

[1] In Griechenland tragen die Mönche weder einen Krepp (ἐπανωκαλυμαύχιον), noch einen Mantel, und unterſcheiden ſich in der Kleidung durch nichts von den Geiſtlichen und Diakonen. Mit dem Krepp zu gehen wurde jetzt, wenigſtens in Athen, bloß ein Vorrecht des Archieren.

ſowohl als zur Beleuchtung. Die Austheilung geſchieht dabei mehr nach dem Rang als nach den Bedürfniſſen des Empfängers. Der Antheil des Igumens iſt gleich dem eines geweſenen Igumen. Der Gottesdienſt findet täglich viermal in der Kirche und einmal in den Cellen ſtatt. Der Frühgottesdienſt beginnt gewöhnlich um 8 Uhr, nach der alten Kirchenrechnung, nach der jetzigen um 2 Uhr Morgens. Die Meſſe folgt gewöhnlich unmittelbar nach derſelben, oder nach Verlauf einer halben Stunde. Der Abendgottesdienſt findet um 5 Uhr ſtatt. Der Morgen- und Abendgottesdienſt wird ſtets in der großen Kirche der Himmelfahrt der Allerheiligſten Mutter Gottes abgehalten, die Meſſe an Werktagen in einer der Capellen. An Sonn- und Feſttagen feiert man die Meſſe in allen Kirchen des Kloſters. Zur Feier unſerer Ankunft am Vorabend des h. Eliastages wurde Gottesdienſt in vollem Pomp gehalten, wobei auch der Igumen ſich mit dem Mantel bekleidete; es waren zehn Geiſtliche dabei. Nach Beendigung des Abendgottesdienſtes gingen alle heraus in die Vorhalle, ſetzten ſich auf Bänke, aßen Brod und tranken Wein nach der Vorſchrift. Allgemeine Tafel iſt im Kloſter nur dreimal des Jahres, und deßhalb konnte ich die dabei beobachtete Ordnung nicht ſehen. Nach dem Frühgottesdienſt und an Werktagen in der erſten Stunde wird ſtets der Akathiſt [1] der Mutter Gottes geleſen, nach altem Brauch. Die Horen und das Leſen der Pſalmen werden gewöhnlich in der Vorhalle vorgenommen. Die ſechs Pſalmen, das Gebet nach den Horen, das Glaubensſymbol und das Gebet des Herrn lieſt beim Abendgottesdienſt gewöhnlich der Igumen ſelbſt, oder in ſeiner Abweſenheit der älteſte Bruder. Der Geſang iſt derſelbe, wie in ganz Griechenland. Größtentheils ſingt nur Einer, und bloß bei der Meſſe wird er noch von einem zweiten unterſtützt, während bei der Menge der Brüder und der jungen Kloſterdiener mit guten Stimmen ein ſehr angenehmer, klangvoller Geſang hergeſtellt werden könnte. Aber nach einer eigenthümlichen Einrichtung des Kloſters ſind die ſonſtigen Betenden nicht in der Kirche, ſondern die Kloſterſitte fordert, daß ſie in der Vorhalle ſtehen; daher iſt gewöhnlich die Mitte der Kirche faſt ganz leer. Die Mönche ſtehen nur an den Wänden in ihren Stühlen, von denen ſie zu beſtimmten Zeiten auf die Flur der Kirche herabſteigen. In jedem Stuhl iſt eine bewegliche Bank, welche dem, der Ruhe ſucht, eine doppelte Stellung gewähren kann, eine ſitzende und eine gewiſſermaaßen hängende. Während des Morgengottesdienſtes ſitzen gewöhnlich alle. Die dabei vorwärts oder zur Seite hängenden Köpfe der Mönche könnten den unerfahrenen Beobachter zum Gedanken verleiten, das Ausruhen gehe bei ihnen auch manchmal in einen Schlummer über, wenn nicht das allgemeine Geräuſch, das ſich ſtets wiederholt, wenn der Vorleſer irgend einen Fehler macht, unwiderſprechlich zeigte, daß dem unthätigen Fleiſch ſtets ein munterer Geiſt innewohne.

Einen Eindruck eigener Art empfingen wir hier, wie wir ihn nicht erwartet hatten, und wir halten es für angemeſſen unſere Beſchreibung des berühmten Kloſters damit zu ſchließen. Auf einem der ſchroff über dem Kloſter ſich erhebenden Felſen ſteht, wie ein Wachtthurm, ein Gebäude von anſehnlicher Größe, und in dieſem hatten wir die Freude den einzigen eigentlichen Einſiedler, einen wahren Knecht Gottes, den Hieromonach Sawwa zu ſehen. Als wir mit ihm über das Leben ſprachen, hörten wir mehr als einmal ihn mit einem tiefen Seufzer ſagen: τὸ ἅλας ἐμωράνθη (das Salz iſt dumm geworden). Der glänzende Blick und die tief ergreifende, manchmal zitternde Stimme bezeugen, daß er mit ſeinen Worten eine gewiſſe beſtimmte Bedeutung verbindet, die aus ſeiner lebendigen, langjährigen Erfahrung gezogen iſt. Dieſer Mönch, der fünfzig Jahre alt iſt, lebt ohne je ſeine Celle zu verlaſſen, und lieſt täglich die Meſſe. Er iſt ohne Zweifel die ſchönſte Zierde Megaſpileons.

Am Mittwoch, den 23 Julius, verließen wir auf eine Zeitlang das gaſtfreundliche Kloſter, um ein anderes nicht minder berühmtes, das Laurakloſter, zu beſuchen. Wir ſtiegen in die Tiefe der Schlucht hinab, nahmen unſern Weg gegen Süden über den Bach Burzik und wandten uns nach einer Stunde gegen Weſten in eine andere, offene Schlucht, die in eine ziemlich weite Ebene ſich öffnet, auf der an den Berg Welja hingelehnt die Stadt Kalavryta liegt, in einer Höhe von mehr als 2000′ über dem Meere. Die hiſtoriſch, als Centrum des griechiſchen Aufſtandes gegen die Türken, berühmte Stadt ſtellt ſich wie Korinth als ein Trümmerhaufen dar. Wir fanden darin nur Eine Kirche von neuer, ſehr einfacher Bauart mit einem Boden aus gebrannten Fließen und Bildern ſtädtiſcher Künſtler. Der Name der Ruſſen verlautete bald in der Stadt, und als wir die Kirche beſuchten, umgab uns ſchon ein bedeutender Volkshaufen, der bei unſerm Anblick ſeine Freude an den Tag legte. Dieſer angenehme Eindruck in Verbindung mit der wunderbaren Lage der Stadt hinterließ in uns ein gutes Andenken trotz des unfreundlichen Aeußern und der exemplariſchen Verfallenheit des Ortes. Von Kalavryta führt der Weg in derſelben Richtung, nämlich gerade gegen Weſten, am linken Rande des Thales hin. Vor uns auf einer der nächſten Höhen erhob ſich als ein kleines viereckiges Gebäude das Laurakloſter. Es war ſchon dunkel, als wir es erreichten; die ganze Entfernung zwiſchen ihm und Megaſpileon iſt nur 12 Werſt.

Der erſte Anblick des Kloſters ließ uns Geſchmack und Ordnung bemerken, die man ſonſt in griechiſchen Klöſtern nur ſelten trifft. Das ganze Laurakloſter beſteht aus einem Mauerviereck, in deſſen Mitte ſich eine Kirche von ziemlich kunſtvoller Architektur befindet. Nach der Sitte der griechiſchen Klöſter lehnen ſich die Cellen an die Mauer und beſtehen aus zwei Stockwerken, mit einer innern im Kreiſe herumlaufenden Galerie, welche dem ganzen Kloſter ein eigenthümliches, aufmunterndes Anſehen gibt. Die Cellen ſind größtentheils verziert und manchmal ſogar mit Geſchmack. An der Kirche wird noch gebaut, und ſie wird, wenn vollendet, ſehr freundlich ſeyn. Die Lage des Laurakloſters oben auf einer ziemlich bedeutenden flachen Höhe — die man als einen Berg anſehen könnte, wenn die umgebenden bedeutenden Maſſen ſie nicht erdrückten — iſt gleichfalls ſehr freundlich. Ringsum gegen die Ebene von Kalavryta an den Abhängen ziehen ſich Gebüſche, die nach zehn Jahren ein Wald ſeyn werden. Gegen Norden jenſeits der Ebene erhebt ſich ſteil der Berg Kloko (4,855′) mit zwei gleichnamigen Dörfern am Abhang, die eine ſeltſame Erſcheinung darbietet; die Bewohner ſind nämlich in beiden dieſelben. Im Sommer ziehen ſie wegen der Hitze in das höhere Dorf, im Winter in das untere. Das Dorf heißt Wiſoka. Etwas links vom Kloko hinter den

[1] Akathiſt, ein Gottesdienſt mit Gebeten, wobei man ſtehen blieb, daher der Name von ἀ und καθίζειν.

nicht minder hohen Bergen, ragt der graue Rücken der Wedia hervor (6000), und am westlichen Horizont die Gipfel des Olenos, des alten Erymanthus (6,845'), zu dessen System auch der Hügel des Lauraklosters selbst gehört. Den östlichen Horizont bedeckt der dunkle, waldige Berg von Megalospilios. Ein prächtiges Schauspiel wohin man blickt, allenthalben Berge, einer höher als der andere. Im Winter ist es hier ziemlich kalt. Der Schnee bleibt manchmal einen Monat lang liegen. Obwohl wir in der heißesten Zeit des Jahres reisten, trafen wir im Lauraklooster den geehrten Igumen im Pelz. Der starke Temperaturwechsel und die heftigen Winde zwischen den Bergen mahnen dringend zur Vorsicht gegen Verkältung, besonders in der Sommerszeit. Am Morgen des 24. begaben wir uns nach dem alten Kloster, das von dem jetzigen eine halbe Stunde entfernt liegt. Wie Megaspileon liegt es an dem Felsen und geht durch die Höhle in denselben hinein. Eine kleine, enge, unregelmäßige und sehr unansehnliche Kirche bezeichnet noch immer die Stelle dieses einst berühmten und stark bevölkerten Klosters. In der Kirche selbst fanden wir keine Ueberreste eines höhern Alterthums. Die ganze Malerei an den Wänden und der Decke ist aus dem Jahre 1648, und bezeugt den großen Verfall der Malerkunst in dieser Zeit. Außerhalb der Kirche an dem Felsen unter freiem Himmel ist, noch ziemlich gut erhalten, das Bild der Mutter Gottes mit dem Kinde, schön gemalt, und wahrscheinlich aus den ursprünglichen Zeiten des Klosters. Hier war einst eine besondere kleine Kirche, im Gefühl der Dankbarkeit von einem Geistlichen der Umgegend gebaut, dem einmal ein Wolf einen Knaben ergriffen hatte, und als er von den Leuten verfolgt wurde, seine Beute an dieser Stelle über den Felsen hinabwarf. Durch ein wunderbares Geschick wurde das Kind lebend und unversehrt gefunden. Dieß Bild wäre der Kunst und des wunderbaren Ereignisses wegen werth nicht bloß erhalten, sondern auch verziert zu werden. Die mit dem Bau der Kirche beschäftigten Väter konnten sich aber noch nicht dazu entschließen. Als wir ins Kloster zurückkehrten, stießen wir an dessen Mauern auf die Trümmer des Lauraklosters der zweiten Epoche, von dem noch die Kirche steht und, wiewohl nicht mit großer Sorgfalt, von der Regierung erhalten wird als ein historischer Schatz: denn hier wurde zuerst die Fahne des griechischen Aufstandes erhoben und eingeweiht, und von dem Metropoliten von Patras, Germanos, das erste Gebet für den glücklichen Fortgang des Unternehmens gesprochen. Während des Kriegs wurde die Kirche zugleich mit dem ganzen Kloster von den Truppen Ibrahim Pascha's verbrannt, und steht jetzt geborsten da. Die Malerei ist zum Erstaunen gut erhalten, obgleich durch die heftige Hitze fast einfärbig geworden. Ueberdieß reicht das Kloster nebst der Kirche nicht über das Jahr 1689 hinauf.

Als wir nach der Bibliothek fragten, sagte man uns, es seyen nur einige Bücher da, die der Genossenschaft gehörten, sie seyen aber gegenwärtig alle in den Händen der Brüder. Besonders seltene und durch Alter, gute Erhaltung oder sonst etwas bemerkenswerthe Bücher hätten sie nicht. Das merkwürdigste darunter, das sie Codex nannten, legten sie auf unsern Wunsch uns alsbald vor. Dieß war eine Sammlung historischer Nachrichten über das Kloster aus verschiedener Zeit. Seine Abfassung wurde im J. 1703 begonnen. Der Verfasser sagt, er habe einen andern ältern Codex benützt, der jetzt nicht mehr vorhanden ist. Ob dieser ältere Codex Nachrichten über den Ursprung des Lauraklosters enthielt, weiß man nicht. Der jetzige spricht darüber sehr bestimmt. Der ursprüngliche Verfasser, der wahrscheinlich eine alte Localsage vor Augen hatte, erkundigte sich bei seinem Aufenthalt auf dem heiligen Berg bei den dortigen Vätern nach dem Ursprung des Lauraklosters, und einer derselben, der Proigumen des dortigen Lauraklosters zum h. Athanasius und Exarch des Patriarchen, versicherte ihm, das peloponnesische Lauraklooster sey im J. 6496 nach Erschaffung der Welt oder 961 nach Chr. gegründet worden, und die Sache sey folgendermaaßen zugegangen: der h. Athanasius, der die Freundschaft des Kaisers Nicephorus Phokas genoß, gründete mit seinem Beistand das h. Lauraklooster auf dem Berge Athos. Bei dieser Arbeit hatte er zwei Mitarbeiter. Durch Gottes Zulassung entstand zwischen ihnen über etwas Streit, in dessen Folge sich sie sich alle drei nach verschiedenen Orten hin begaben: der eine ging nach Rußland und gründete dort das Lauraklooster zu Kiew [1], der andere ging nach Griechenland, und gründete das Lauraklooster im Peloponnes. Diese Nachricht des Proigumens auf dem Berg Athos bestätigte auch der Gutsverwalter des peloponnesischen Lauraklosters auf einer der Prinzeninseln, der während unseres Besuches auf dem Berge Athos gerade zu diesem Zweck das Archiv des Lauraklosters auf dem Berg Athos durchstöberte. Im Codex steht nichts davon wer der eigentliche Gründer des Lauraklosters war, und in welchem Zustand es sich ursprünglich befand, sondern es ist nur die Sage erwähnt, das Lauraklooster sey einst sehr bevölkert gewesen, und habe 900 Menschen gezählt. Selbst in den türkischen Zeiten waren, nach dem Archiv der Stadt Kalavryta zu schließen, 760 Menschen im Kloster, welche der Regierung den Charatsch zahlten. Aber der böse Feind erzürnte sich, wie der Codex sagte, über die Wohlfahrt des Klosters, und einmal brachten die Bewohner des benachbarten Dorfes Plesia verschiedene Gegenstände zur Aufbewahrung ins Lauraklooster, die, wie sich später zeigte, sämmtlich gestohlen waren. Die Eigenthümer erfuhren, wo ihre verlorenen Sachen hingekommen, und klagten bei der türkischen Regierung das Lauraklooster an. Diese hatte schon lange das Kloster schief angesehen, benützte den Vorfall und schickte Soldaten ab, um die Sache zu untersuchen. Diese plünderten das Kloster, hingen etwa 70 Mönche an Einem Baum auf, der von dieser Zeit an den Namen des Hängebaums (φουρκισμένον δένδρον) erhielt, und verbrannten Kirche, Cellen, Gärten und Weinberge, um selbst das Andenken an das Kloster zu vernichten. Dieß geschah wahrscheinlich in den ersten Jahren des 17. Jahrhunderts. Die Ueberlebenden flüchteten sich in andere Klöster. Aber Laura sollte aus der Asche erstehen, um später nochmals dasselbe Schicksal zu erfahren. Ein Bewohner der Umgegend, Namens Johann, ein sehr gottesfürchtiger Mensch, ging häufig nach der Trümmer-

[1] So glaubte man auch im 16ten und im Anfang des 17ten Jahrhunderts, der h. Anton, der das Höhlenkloster in Kiew baute, sey ein Mitarbeiter des h. Athanasius gewesen, und im Leben des h. Athanasius wird auch eines Schülers Antonius erwähnt, aber die Sage auf dem heiligen Berg ist augenscheinlich falsch: der h. Athanasius lebte unter den Regierungen von Kaiser Romanus dem Aeltern und Johannes Zimisces, d. h. von 924 bis 967, und der h. Anton wurde im J. 983 geboren. Es ist augenscheinlich, daß der Verfasser des Codex den Namen Laura zu erklären bemüht war. Dem Verfasser oder Verbreiter der Nachricht schien es sehr natürlich, daß die drei Lauraklöster drei Zeit- und Gesinnungsgenossen zu Gründern hätten. Bekanntlich hieß aber das Kiew'sche Höhlenkloster anfänglich nicht Laura, und dasselbe mag wohl auch mit dem peloponnesischen der Fall seyn.

ſtätte, um da zu beten, und entbrannte bald in Eifer für den heiligen Ort. Das Schickſal zerſtörte ſpäter, wie abſichtlich, ſeine Familienverhältniſſe, er verließ alles, wurde Mönch, und ſtellte das Laurakloſter her, aber freilich bei weitem nicht in der frühern Geſtalt. Die Erinnerung an das frühere Unglück veranlaßte wahrſcheinlich die ſich verſammelnden Brüder den ſchrecklichen Ort zu verlaſſen, und das Kloſter nach einem andern heiterern und offenern Ort zu verlegen. Im J. 1675 ging der Igumen Eugenius, nach der Gewohnheit faſt aller griechiſchen Klöſter, mit den Reliquien umher, um Almoſen zu ſammeln, und als er nach der Moldau gekommen war, überredete er den daſigen Fürſten, der Gründer des Laurakloſters zu werden. Mit ſeiner Hülfe begannen die Brüder am 19 März 1689 die Mauern zu errichten, und beendigten den Bau am 1 Julius. Zu gleicher Zeit bauten ſie auch die Kirche. In dieſer kleinen Kirche riefen in den letzten Tagen des März 1821 die Griechen zum erſtenmal Gott um Hülfe bei ihrem großen Beginnen an, und gaben demſelben dadurch in ihren Augen eine gewiſſe Heiligkeit und Geſetzmäßigkeit. Zur Strafe dafür verbrannte am 4 Mai 1826 Ibrahim Kirche und Kloſter. Nach der Errichtung der neuen Ordnung der Dinge in Griechenland verlegten die abermals ſich ſammelnden Mönche im Jahre 1828 das Kloſter an die dritte Stelle, wo es noch jetzt ſteht, und mit jedem Jahre mehr verziert wird und aufblüht. Uebrigens wird es nie die Bedeutung erlangen, die ſich an ſeinen Namen knüpft, denn die Nähe Megaſpileons wird ihm ſtets das Anſehen entziehen. Ein beſonders verehrtes Heiligthum hat es nicht; ſein bedeutendſter Schatz, das Haupt des h. Alexius, iſt faſt nie im Kloſter, da es von den Almoſenſammlern durch Städte und Dörfer getragen wird. Die Geſchichte des Kloſters iſt mager und dunkel, faſt durch keine Ueberlieferungen belebt. Seine Verlegung von einer Stelle zur andern hat das letzte vernichtet, was anlecken konnte, das hohe Alter. [1] Vielleicht wird nur ſein pomphafter, ſtolzer Name, die freundliche Lage, die reine Bergluft und der allenthalben bemerkliche Geiſt der Reinlichkeit und Schönheit ihm helfen, abermals eine anſehnliche Stellung einzunehmen. Möge es dem griechiſchen Kloſterthum als Muſter des Mönchslebens dienen; dieß war unſer letzter Wunſch für die friedliche Behauſung. Zurückgekehrt nach Megaſpileon brachten wir hier noch einige Tage zu. Welch ein Unterſchied gegen das Laurakloſter! Die furchtbare Lage, das arme, rauhe Leben, die Dunkelheit, die Enge, die Entbehrungen jeder Art, die bei der großen und außerordentlich gedrängten Gemeinde unvermeidlich ſind, erinnerten uns, wie wenig Unannehmlichkeiten und Unbequemlichkeiten des Lebens da bedeuten, wo ein für alles belohnendes Heiligthum lockt! Im Geſpräch über verſchiedene Kloſtereinrichtungen bemerkten wir einmal, daß ein Bruder im Fall von Unzufriedenheit in ein anderes Kloſter übergehen könne, man antwortete aber, es gäbe kein Beiſpiel hievon, und es könne auch gar nicht ſeyn, da alle nach der Möglichkeit, „bei der Mutter Gottes“ zu leben, als nach einer großen Ehre ſtrebten. Am Tage unſerer Abreiſe, den 26 Julius, feierte man ausdrücklich für uns eine Meſſe in der großen Kirche.

Anfangs hatten wir im Sinne ſüdweſtlich nach der Stadt Gaſtuni oder Pyrgos zu gehen, um ohne Zeitverluſt nach Süden hinabzuſteigen, wohin eigentlich unſere Reiſe gerichtet war. Aber das ungewohnte Reiten und die ſengende Hitze hatte auf einige von uns einen ſo ſchlimmen Eindruck gemacht, daß man zur Herſtellung ihrer Geſundheit ärztliche Hülfe ſuchen mußte. Der paſſendſte Ort in der Nähe war Patras und wir beſchloſſen alſo dahin zu gehen. Der ebenſte und bequemſte Weg aus Megaſpileon führt über Voſtizza (das alte Aigion) und dann am Ufer des Meerbuſens fort bis Patras. Auf dieſem Wege konnten wir auch das dritte Kloſter erſten Ranges in Peloponnes beſuchen, das des Erzengels oder Taxiarches, zum Unterſchied von vielen andern Klöſtern desſelben Namens das „große“ genannt. Unſere Aufmerkſamkeit nahm aber noch ein anderer Gegenſtand in Anſpruch, der uns ſo intereſſant ſchien, daß alles andere davor weichen mußte. Einige Stunden von Megaſpileon gegen Weſten iſt ein Baum von ungeheurer Größe, eine Platane, in deren Höhlung eine ganze Kirche ſteht. Schon im Jahre 840 nach Chr. hatte dieſer Baum eine erſtaunliche Größe, denn die Kirche iſt zu dieſer Zeit gebaut. Dieß allein ſchon veranlaßte uns, dieſe vegetabiliſche Seltenheit zu ſehen, aber das Intereſſe war noch von anderer, höherer Art. In dieſer Platane iſt ein ſtets ſich fortſetzendes Wunder; ſchon in Athen hatten wir davon gehört und ſehnlich gewünſcht, ſie zu ſehen. Als im J. 840 der alles verheerende Brand verfiel, nahmen die Väter nach den Ueberlieferungen von Megaſpileon das Bild der Mutter Gottes mit ſich, und zogen mit demſelben in der Umgegend umher, wahrſcheinlich um Almoſen zu ſammeln. Als ſie die Dörfer am Ufer des Selinus erreichten, richteten ſie ſich ihr Nachtlager ein, und ſtellten das Bild für die Nacht in die Höhlung der Platane. Am andern Tage fanden ſie, daß gerade dem Bild gegenüber ſich im Holze ein vollſtändiges Abbild abgedruckt habe, von dem auch ein gewiſſes beſonderes Licht ausging. Das Wunder wurde alsbald allenthalben ruchbar. Die Umwohner verwandelten nun die Platane in eine Kirche, welche bis auf dieſe Zeit ſich erhalten hat. Die ganze innere Oberfläche des Baumes iſt, ſowie die äußere, mit Rinde bedeckt, und es wachſen ſtellenweiſe Zweige heraus, aber an der Stelle, wo der Abdruck des Bildes ſich befindet, hat die Vegetation keine Kraft, und alles iſt bis jetzt geblieben, wie es urſprünglich war. Das iſt wirklich ein ununterbrochen ſich fortſetzendes Wunder. Mit Ungeduld eilten wir es zu ſehen. Das Dorf Klapazuna [1]

[1] Indeß findet ſich darin ein kleiner Ueberreſt aus den heidniſchen Zeiten. Unter den Trümmern des Kloſters der zweiten Epoche fand man eine Marmortafel mit den Worten: QVIRETVS CFOCALLVS VANNXXIII. Es iſt unbegreiflich, wie dieſe Tafel in die Wüſte des Laurakloſters gelangen konnte.

[1] Klapazuna oder Chlapazuna lautet ganz deutlich ſlawiſch. Wir haben bereits die ſlawiſchen Namen der Berge Welia und Kloko, der Dörfer Wiſoka und Pleſia vernommen. Außer dieſen liegen in der Umgegend die Dörfer: Gumenitza, Lapata, Gura, Ljubiſta oder Ljubikoſta, Chelowa, Strezowa, Topolawa, Anaſtaſowa; woher all dieß Slaventhum in den achäiſchen Bergen? Wenn wir der deutſchen Karte Griechenlands von Kiepert glauben dürfen, ſo heißt der nördliche unter den das Dorf Klapazuna umgebenden Bergen ſogar Ruſſiko. Selbſt Chelmos und Olenos, dieſe Könige der achäiſchen Berge, haben ſie vielleicht auch ihren Namen von unſern Vorvätern erhalten? Der auffallendſte der obenerwähnten Namen ſcheint uns der von Anaſtaſowa; lebten vielleicht einſt in Morea auch chriſtliche Slawen? (Sollte der Verfaſſer Fallmerayers Werke nicht kennen? Sonderbar nimmt ſich dieſe ruſſiſche Rechtfertigung der Fallmerayerſchen Anſichten immerhin aus. Von den obigen Namen iſt nur der von Olenos altgriechiſch, war aber der einer Stadt und nicht eines Berges, es konnte ſomit doch wohl der griechiſche Name untergegangen, und der Name des Berges Olenos (Hirſchberg) dennoch ſlawiſch ſeyn, Chelm iſt es ohnehin.)

tauchte in der Ferne vor uns auf, mitten in einem auf allen Seiten von Bergen geſchloſſenen Thale, und bezeichnet durch eine ungeheure Maſſe dunkeln Grüns, worin wir alsbald die berühmte Platane erkannten. Als wir das Dorf erreichten, nahmen wir ſogleich unſere Richtung auf den Baum zu, und fanden ihn in der That ſtaunenswerth. Der Umfang des Stammes zwei Arſchinen vom Boden betrug 12 Metres, und die in ſeinem Innern erbaute Kirche konnte 12 bis 15 Menſchen faſſen. Die innern Wände des Baumes waren faſt ganz mit Bildern verhängt. Die Capelle iſt ſehr unregelmäßig, kommt indeß der Kreisform nahe; ſie mochte etwas über 2 Klafter in der Höhe haben. An den Wänden haben viele kleine grüne Zweige ausgeſchlagen, die Weſtſeite hat wegen der vielen Knorren weder Zweige noch Rinde, und an ihr zeigte man uns nach oben zu einen kleinen Heiligenſchrank, hinter deſſen Glas man zwei ſilberne aneinander ſtoßende Kränze erblickte, wie dieß gewöhnlich an den Bildern der Mutter Gottes mit dem Kinde der Fall iſt. Als wir an einer Leiter zu dem Heiligenſchrank hinaufgeſtiegen waren, fanden wir, daß die Kreuze zwei Vertiefungen im Holze einſchließen, welche den Anfang des Vortretens eines größern Aſtes an der äußern Seite bildeten. Solcher Vertiefungen ſind an der innern Fläche des Holzes viele. Man muß eine ſehr lebhafte Einbildungskraft haben, um ſie für etwas einem Bild der Mutter Gottes ähnliches zu halten. Es findet ſich durchaus keine Aehnlichkeit mit einem menſchlichen Geſicht, kein Anzeichen einer Hand oder anderer Umriſſe eines Bildes. Ohne das in alter Zeit hier vorgegangene Wunder zu verwerfen, als deſſen lebendigen Beweis die Erbauung der Kirche ſelbſt dienen kann, glauben wir, daß das Bild längſt ausgelöſcht iſt, und daß die Bewohner des Orts, der Ueberlieferung treu, das Andenken daran an eine dem Bild der Mutter Gottes ähnelnde Stellung der Vertiefungen knüpften. Die Platane iſt von einer Mauer umgeben, innerhalb deren ſich eine kleine Kirche von der ſchlechteſten Bauart mit ſchlechten Fresken an den Wänden findet. Man hält indeß noch Gottesdienſt darin. Hier ſtand einſt ein Kloſter oder vielleicht der Sitz eines Verwalters der Güter des Megaſpileonkloſters; jetzt iſt ein Kirchhof da. Beim Herausgehen aus dem Dorfe kamen wir an einer neuen, noch jetzt im Bau befindliche Kirche vorüber, und wurden durch das angenehme Bild der um dieſelbe herſitzenden Pfarrkinder erfreut, welche verſchiedene Arbeiten für die Kirche verrichteten. Die Kirche bietet ein gewiſſes Intereſſe dar, denn ihr Plan iſt ganz eigenthümlich. Eine breite, liegende Kuppel ſtützt ſich im Süden und Norden auf die Mauern der Kirche, im Norden und Weſten auf viereckige Säulen, hinter denen, nach oben zur Halbkugel aufgeführt, die Vorſprünge des Altars und der Vorhalle kommen. Schade, daß der Bau ohne Aufſicht eines Baukundigen geführt wird; ſchon in zwei benachbarten Ortſchaften iſt der Plan der Kirche nicht geglückt und die Kuppel eingeſtürzt. Er iſt, wie es ſcheint, den Moſcheen entnommen, die ihn ihrerſeits der Hagia Sophia entnahmen, aber hier ſtützt ſich die Kuppel gewöhnlich nach allen Seiten auf die Mauern, und hat alſo eine ſehr ſichere Grundlage.

Der Weg von Klapazuna ſtieg zuerſt ſo ſehr an, daß wir bei dem Heraustreten auf eine Hochfläche zwiſchen den Bergen Kolo und Pteri (5960′) Kälte empfanden. Man kann annehmen, daß wir uns in einer Höhe von nicht weniger als 4500′ über dem Meere befanden. Geraume Zeit und mit nicht geringer Gefahr ſtiegen wir dann in das Bett eines reißenden Bachs hinab, in welchem wir bis zum Abend fortgingen. Das Dunkel und die Wildheit der Gegend erfüllte die Seele mit Schreck und Niedergeſchlagenheit. Bald Felſen von ſchauerlicher Höhe, bald mit dichtem Wald bedeckte Schluchten, und allenthalben eine dumpfe, todtenſtille Oede begleiteten uns während drei Stunden. Wir ſahen übrigens auf einem hohen, einſamen Felſen ein kleines Kloſter, Makelaria, wie ein Adlerneſt ſitzen. Man kann ſich in der That keinen trübſeligern Ort zum Klagen und Jammern denken, wie dieſen Felſen. Lange noch zog er unſere Blicke auf ſich, da er von den in der Tiefe der Schlucht, durch die wir zogen, lange ſchon erloſchenen Strahlen der Sonne erhellt war. Mit nicht geringem Vergnügen ließen wir endlich dieß furchtbare Rinnſal links liegen, und ſtiegen am Kamm der Wodia oder Woidia (der alte Panachaicon) hinan. Es war ſchon dunkel, als wir den Chan des h. Johannes erreichten, wo wir übernachteten. Der Morgen eröffnete vor uns ein prächtiges Schauſpiel. Wir befanden uns ziemlich hoch; die ganze Kette der achäiſchen Berge lag vor uns: gerade uns gegenüber ſtand der in einzelnen Kegeln gezackte Olenos oder Olonos, weiterhin erhob ſich in dichter Gruppe der Chelmos, und am Ende der Kette gegen Oſten überragte alle der maſſenhafte Siria. Die Gipfel des Berges, an dem wir ſtanden, ließen ſich hinter den nahen Höhen nicht erblicken. Nach einer Stunde freundlichen Weges zwiſchen Bäumen und Grün ſahen wir plötzlich vor uns einen unerwarteten Anblick — ein Nomadenlager. Da und dort zerſtreut lagen die Wanderhütten der Bergbirten, die mit ihren Familien umherzogen und da und dort kleine Kirchen hatten. Mit ihnen zog auch ein Geiſtlicher, ebenfalls ein Hirte, wie ſie. Nach vierſtündigem Marſche erblickten wir den korinthiſchen Meerbuſen, und ſtiegen nun den Berg hinab. Die weite achäiſche Ebene, *ganz* mit Weinreben gedeckt, grünte unter uns. In der öſtlichen Ecke hart am Meere erglänzte die Stadt, wohin wir noch zwei Stunden lang unter drückender Mittagshitze zu gehen hatten.

Paträ — nach der Schriftſprache, im Munde des Volkes Paſtra, bei den Europäern Patras — ſchien uns gleich auf den erſten Anblick eine Stadt, die des Namens würdig iſt. Regelmäßig gebaut mit breiten Straßen und größtentheils ſchönen Häuſern ſteht ſie kaum Athen nach, und wäre ſie die Hauptſtadt, ſo würde ſie wahrſcheinlich doppelt ſo groß ſeyn als Athen. Sie beſteht aus zwei Theilen, der Altſtadt mit der Veſte und der Neuſtadt am Meere. Unter der türkiſchen Herrſchaft war die erſtere der bedeutendere Theil, jetzt hat ihren Rang die zweite eingenommen. Nach der Anſicht der Griechen, welche, wie es ſcheint, nicht ſehr übertrieben iſt, hat ſie etwa 20,000 Einwohner, 10 bis 12,000 hat ſie gewiß. Nachdem wir uns einigermaaßen erfriſcht hatten, hielten wir es für unſere erſte Pflicht das Grab des h. Apoſtels Andreas, des Erſtberufenen, anzubeten. Seine Kirche liegt vor der Stadt gegen Weſten gerade über dem Meere, am Ende der großen Andreasſtraße. Es war 5 Uhr als wir unſer Quartier verließen, eine Zeit, in welcher die ganze Stadt, die im Laufe des Tages ſich verſteckt gehalten, auf die Straße ſtrömt, um der Kühle zu genießen. Der ruſſiſche Viceconſul begleitete uns. Kaum ſah man uns indeß auf der Straße, als die Leute nach einander auf uns zukamen, zuerſt die Kinder, dann auch die Erwachſenen, endlich alle die des Weges kamen. Die Bewegung war allgemein. Aus allen Straßen

und Gäßchen kamen ſie heraus, lärmend, ſchwatzend, liefen voraus, um uns anzuſehen, und oftmals verlangten ſie von mir den Segen, *δουσσιχὴν ἁγίαν εὐλογίαν*, wie ſie ſich ausdrückten. Als wir uns der Kirche näherten, blickte ich um und erſchrack: faſt die ganze Stadt ſchien hinter uns drein zu kommen. In der Kirche erinnerte mich das Geſchwätz und Gewoge ſehr lebhaft an die Zeit, wo wir den Kaiſer erwarteten und ihm entgegenzogen. Dieſer berühmte Name brachte auch jetzt die Volksſchaaren eines andern, aber mit uns gleichgläubigen Stammes in Bewegung. „Geſegnet ſey Rußland! Geſegnet Nikolaus unſer Vater! Es lebe der Kaiſer! Es lebe Rußland!“ Eine Menge ähnlicher Segenswünſche erſcholl in der Kirche. Nachdem wir den einzigen Reſt vom Grab des Apoſtels, eine weiße mit Sculpturen verzierte Marmorplatte, geküßt hatten [1], küßten wir auch am Altare den Theil ſeiner Reliquien, welche A. N. Murawieff geſtiftet hatte, drängten uns dann mit Mühe durch das Volk und kehrten ſchon bei Nacht in die Stadt zurück, da wir einige Umwege machten, um der Menge auszuweichen. Dieß liebevolle theure Gefühl der Verwandtſchaft und der Anhänglichkeit der Griechen an Rußland, das ſich in einer der dem weſtlichen Einfluß am meiſten offenſtehenden Städte Griechenlands ſo eindrucksvoll ausſprach, kann dem blindeingenommenen und hartherigen Europa als Probe dienen, wie eitel alles iſt, was es unter den Vorwänden von Freiheit, Bildung u. ſ. w. an Griechenland thut; und für Rußland möge es eine neue Anregung ſeyn zum lebendigen und großherzigen Mitgefühl mit einem Volke, das der bloße Name der Ruſſen in Entzücken und Rührung verſetzt. Am andern Tage hatten wir die Ehre uns dem Nomarchen und dem Erzbiſchof vorzuſtellen. Der Name des letztern iſt auch in Rußland bekannt; es iſt der vor drei Jahren in Petersburg mit einem Auftrag von dem hieſigen Synodus anweſende Vater Miſail. Mit ihm verabredeten wir am nächſten Sonntag in der Apoſtelkirche den Gottesdienſt zu halten.

Trotz des alten Ruhms des chriſtlichen Paträ verſprach es unſerer archäologiſchen Neugier wenig Nahrung. Es war vor alter Zeit der Sitz des Metropoliten von Achaia, und mußte deßhalb auch der Alters Kirchen haben, welche ſich für ſeinen erzbiſchöflichen Sitz ſchickten. Spon [2] ſagt, daß zu ſeiner Zeit zwei oder drei Kirchen dem Apoſtel Andreas gewidmet geweſen ſeyen, obwohl von andern Kirchen, deren ſeiner Angabe nach früher viele geweſen, der größte Theil ſchon zu ſeiner Zeit in Trümmer lag. Jetzt ſieht man keine Trümmer mehr. Wir gingen ausdrücklich, gelockt durch die Zeichnung Wordsworths, nach der Feſtung, um die Ruinen einer Kirche aufzuſuchen. Wir fanden ſie, konnten aber nicht das, wofür man ſie ausgab, darin erkennen. In türkiſcher Zeit ſtand hier eine Moſchee, die wahrſcheinlich auch von den Türken erbaut war, denn nicht der mindeſte Umſtand deutete auf einen byzantiniſchen Urſprung. Ohne Vergleich mehr der Aufmerkſamkeit würdig iſt eine von den Reiſenden gar nicht erwähnte Kirche Pantokrators, die im Mittelpunkt der alten Stadt ſteht, und in der Ferne ſich ſehr prächtig ausnimmt. Die große liegende, achteckige Kuppel erinnerte uns an die Moſcheen Konſtantinopels. Zur Zeit der türkiſchen Herrſchaft war ſie die Hauptmoſchee der Stadt. Es iſt unbekannt wann und von wem ſie erbaut wurde. Ihr Plan iſt in den Hauptzügen derſelbe, wie bei der des heiligen Lykodemos in Athen [1], nur ohne die Vorhalle und den Verbau des Altars, an deren Stelle ſie eine beſondere viereckige Kammer in der ganzen Breite des mittlern Theils des Gebäudes hat. Mehreres ſpricht dafür, daß ſie kaum eine chriſtliche Kirche geweſen ſeyn kann. Der Reichthum an äußern Verzierungen und der gänzliche Mangel daran im Innern zeugen dafür, daß ſie nicht chriſtlichen Urſprungs iſt. Wahrſcheinlich war ſie ein Verſuch türkiſcher Architekten, ihre Moſcheen nach dem in Griechenland herrſchenden Kirchenſtyl zu bauen, wie auch die prächtigen Moſcheen Konſtantinopels eine Nachahmung des dort herrſchenden Styls der Hagia Sophia ſind. Es bedarf nicht viel Geld, Eifer und Einſicht, um der Kirche Pantokrators den reinen Charakter der alten Kirchen des Orients zu geben. Der erſte Blick auf den Plan kann hievon einen jeden überzeugen. Statt daß die Bewohner der Stadt unterhalten, was des Unterhaltens werth iſt, ziehen ſie es leider vor, zu erhalten was Gott ſelbſt ſichtlich nicht erhalten will. In der untern Stadt ſind jetzt drei neugebaute Kirchen, von denen zwei noch nicht vollendet ſind. Sie haben alle den Plan eines großen Saals mit Säulenreihen an den Seiten, und ſind von außen geſchmacklos. Die größte und bis zur Mißgeſtalt ſeltſame, die Kirche der Panagia ſtürzte vor einigen Jahren ein, und die Architekten erkennen die Unmöglichkeit an, ſie wieder herzuſtellen. Die Kirche zu Mariä Verkündigung (zugleich auch zum h. Nikolaus), welche während unſers Beſuchs beendigt wurde, ſcheint prächtig zu werden. Die Kirche zum h. Apoſtel Andreas läßt bedauern, daß ſie den heiligen Ort des Leidens und des Begräbniſſes des Apoſtels deckt. Säulen und Decken ſind darin von Holz; das iſt genug um nichts weiter zu ihrem Vortheil zu ſagen. Es iſt zum Erſtaunen, wie die Griechen bei ihrer weltbekannten Abneigung gegen Rom es in der Parodirung der Baſiliken nachzuahmen ſuchen, und ihr väterliches Erbe, die reine und vollkommene Kunſt, vergeſſen! Ueberhaupt zeichnet ſich Patras nicht durch einen guten Kirchenſtyl aus. Wie in Trieſt und andern rein commerciellen Städten iſt das erſte das Intereſſe, das zweite der Comfort, das dritte die Politik, vielleicht das fünfte der Geſchmack, und der kirchliche Geſchmack vielleicht das zehnte. Ein Tag wäre hinreichend geweſen um die Stadt von dem uns vorgeſteckten Geſichtspunkt aus in Augenſchein zu nehmen, aber wir blieben, zurückgehalten durch die Krankheit eines unſerer Reiſegefährten, die einen gefährlichen Charakter angenommen hatte, eine ganze Woche, was unſern fernern Reiſeplan gänzlich ſtörte, indem wir die Reiſe nach dem Süden auf eine andere Zeit verſchieben mußten. Auch gelang es zu des Erzbiſchofs und unſerm Bedauern und zum Leidweſen der ganzen Stadt nicht, den Gottesdienſt zugleich mit demſelben abzuhalten. Er war eben von einer Umreiſe in ſeiner Eparchie zurückgekehrt, und ſchon in den Bergen hatte

[1] Spon und Ahrenhoven ſehen dieſe Platte für antik an, ſie kann aber ſehr wohl aus altchriſtlicher Zeit und nur den Antiken nachgeahmt ſeyn.

[2] Während ſeines Aufenthalts in Patras wohnte er in der Nähe der Kirche, welche den hh. Johannes, Georg und Nikolaus geweiht iſt, deren Geiſtlicher ihm vier alte joniſche Säulen und einen Stein zeigte, der in einer Entfernung von drei oder vier Schritten einen üblen Geruch ausſtrömte. Die Griechen behaupten, auf dieſem Stein ſey der Richter geſeſſen, welcher den Apoſtel zum Tod verurtheilte.

[1] Wir nennen ſie wieder Lykodemos und nicht Nikodemos, weil wir aus der Reiſe Spons erſehen, daß ſie vor 200 Jahre ſo hieß.

ihn ein Fieber ergriffen, das ihn aufs Krankenlager ſtreckte, auf dem wir ihn auch verließen. Nachdem wir ſeine väterlichen Rathſchläge und die Klagen über ſeine Lage vernommen, beſchloſſen wir nach Athen zurückzukehren, um nicht an den niedrigen offenen Ufern des Peloponneſes unter den ſengenden Strahlen der Sonne zu erdulden, was vor einigen Jahren der Archäolog Müller erfahren hatte, der die Rathſchläge verachtete und an einer Hirnentzündung ſtarb. Am letzten Tage beſichtigen wir noch die wenigen Merkwürdigkeiten der Stadt, unter andern auch die einzigen Trümmer aus der römiſchen Zeit, die augenſcheinlich den Mauern einer Waſſertung gleichen, die man aber aufs Gerathewohl den Palaſt der alten Regierung genannt hat, in welchem nach derſelben Vermuthung der h. Apoſtel zum Tode verurtheilt worden ſey.

Zeitbetrachtungen. VII.

Während kurzſichtige Börſen und langſichtige Capitaliſten und Regierungen die Staatspapiere in die Höhe treiben, zieht ſich das Unwetter, welches ſchon ſo lange über Europa hängt, immer drohender zuſammen. Nur ein Thor kann glauben, daß die ungeheuren auf allen Seiten theils offen, theils im Stillen betriebenen Rüſtungen auf einen ſchaalen alsbaldigen Frieden hinauslaufen werden. Alle Wahrſcheinlichkeitsgründe ſprechen dagegen, und wir müſſen doch annehmen, daß die vom Stande der Sache beſſer als das liebe Publicum unterrichteten Regierungen nicht zum Spaß ſo rieſenhafte und auf Jahre hinaus berechnete Anſtrengungen machen, deren Vorhandenſeyn ſelbſt ſchon zur Verwendung der angeſammelten Kräfte treibt. Die orientaliſche Frage iſt längſt zur europäiſchen geworden, und alle die wohlgemeinten Vorſchläge zur Ausgleichung der erſteren, mögen ſie nun vom „chriſtlichen" oder „türkiſchen" Geſichtspunkt aufgefaßt ſeyn, gehören bereits ins Gebiet der Antiquitäten. Das iſt ſchlimm, für manchen fertigen Broſchürenſchreiber, welcher mit ſeiner Löſung und ſonſtigen guten Rathſchlägen allzeit bei der Hand war, auch ſehr verdrießlich, aber nicht minder wahr; von dem Auskunftsmittel des neubyzantiniſchen Reichs iſt es ſchon ſehr ſtill geworden, da es doch gar zu überſchwänglich iſt, anzunehmen die Engländer und Franzoſen würden eine ſolche Diverſion in ihrem Rücken gutmüthig dulden; wie viel oder wie wenig Recht die Griechen mit ihrem Aufſtand hatten, darauf kam es nicht mehr an, ſondern auf das Maaß ihrer Kräfte, und daß dieß den Engländern und Franzoſen gegenüber ein klägliches war, das konnte ſich jeder halbwegs Unbefangene vorausſagen. Die griechiſche Frage iſt nur noch eine kleine Epiſode, ſelbſt die Frage über die Chriſten des Orients überhaupt iſt *für jetzt* irrelevant, denn der Streit iſt von dem Augenblick an, wo es ſich um ein Zurückwerfen Rußlands handelt, in ein ganz anderes Stadium getreten, in welchem die Türkei mit allen ihren Anhängſeln ſelbſt nur noch eine Epiſode iſt. Man darf ſich nur auf dieſen Standpunkt ſtellen, um die verſchiedenen Anſichten und Anſprüche begreiflich und erklärlich zu finden. Was iſt ſeit anderthalb Jahrhunderten Rußlands Beſtreben geweſen, und ſeit dem Falle Napoleons mit einer erſtaunlichen Kunſt, Ausdauer und Conſequenz verfolgt worden? Rußland wollte über den Sund wie über den Bosporus direct oder indirect herrſchen; dann waren, bei der ungeheuren Schwierigkeit ihm beizukommen, Schweden, Preußen und Oeſterreich ſeine Vaſallen, England konnte ihm nichts anhaben, und Frankreich, durch das Gewicht der deutſchen Macht, welche in ſolchem Fall zur Verfügung Rußlands ſtand, war gelähmt und niedergehalten. Dieß war das oft und wiederholt bezeichnete Ziel, und darin liegt das Geheimniß der bisherigen ruſſiſchen Politik, wie die Erklärung des jetzigen Standes der Dinge, der ſich einer furchtbaren Entſcheidung nähert.

Man verſpottet den Jammer der preußiſchen Kreuzzeitung über „das verlorene Aequilibrium Europa's", wenn Rußland zurückgeworfen werde, allein — wenn wir von dem luſtigen Gebilde oder richtiger geſagt von dem gänzlichen Mißverſtehen eines ſolchen Gleichgewichts abſehen, und ſtatt deſſen den Ausdruck Machtſtellung gebrauchen — ſo hat die Kreuzzeitung vollkommen Recht. Rußland war, freilich ſehr zu ſeinem Vortheil, der Garant der jetzigen Machtſtellung in Europa, und ſowie der Nimbus ſchwindet, ſowie Rußland von ſeiner Höhe herabgeſtürzt wird, ſo iſt eine gründliche Umwandlung der Dinge in Europa unvermeidlich. Man kann über die bei der unvermeidlich gewordenen Umwandlung zu verfolgenden Ziele verſchiedener Anſicht ſeyn, über die Sache ſelbſt darf wohl bei Vernünftigen kein Zweifel obwalten, und die Beſorgniſſe ſind, zu welchen Anſichten man auch ſich bekennen mag, nur zu ſehr gerechtfertigt. Man kann, worüber die größeren Regierungen von Anfang an nicht im Zweifel geweſen zu ſeyn ſcheinen, ſich jetzt unmöglich mehr verhehlen, daß die Türkei nur der Haken war, an den der große Proceß ſich anhalte und zum offenen Kampf gediehen iſt. Daß unter dieſen Umſtänden Deutſchlands Rolle die ſchwierigſte, und Deutſchland zu einem gegen Oſt und Weſt gleich unabhängigen Handeln gezwungen iſt, wird wohl niemand in Abrede ſtellen, und ebenſo wenig daß die türkiſche Streitfrage dabei nicht allein und höchſtens nur in zweiter Linie maaßgebend ſeyn kann. Das erſte Erforderniß iſt, daß Deutſchland gemeinſam handle, wozu vorerſt gute Ausſicht verhanden; die Frage *was* geſchehen ſoll, kommt erſt in zweiter Reihe. Das iſt freilich nicht die Anſicht Englands, und wie es ſcheint nicht einmal Frankreichs, denn ſelbſt beide zuſammen können ohne Mitwirkung Deutſchlands gar nicht oder nur mit äußerſter Anſtrengung ihrer Kräfte eine Entſcheidung gegen Rußland herbeiführen, eine Anſtrengung, zu der ſie trotz aller kriegeriſchen Anſtalten keineswegs geneigt ſcheinen. Aus dem Umſtand, daß die Entſcheidung in der Macht Deutſchlands liegt, ergibt ſich auch warum die Kriegserklärung, die doch ſonſt die Stellungen aufhellt, die Lage der Sachen um kein Haar klarer gemacht hat. Das iſt ein ſehr deutlicher Fingerzeig. Die Aufforderungen der Weſtmächte an Oeſterreich und Preußen wechſelten eine Zeitlang mit mehr oder minder verſteckten Drohungen ab, im Ganzen aber ſcheint man ſich jetzt doch der Erwartung hinzugeben, daß Oeſterreich den Wünſchen der Weſtmächte gemäß handeln werde, wenigſtens zeigt der von der türkiſchen Regierung geſtattete Einmarſch in Albanien und Bosnien — eine Erlaubniß die nur im Einverſtändniß mit England

und Frankreich gegeben werden konnte — daß Oeſterreich, wenn nicht im Einzelnen, doch im Allgemeinen in gleichem Sinne mit den Weſtmächten handeln wird.

Es iſt indeß ſehr zu vermuthen, daß noch in neueſter Zeit die Sache keineswegs ganz auf dieſem Fuße ſtand. Polen und Ungarn ſind äußerſt wichtige Fragen, und Oeſterreich kann in dieſer Beziehung nur auf ſeine Bedingungen, nicht auf die fremder Mächte handeln. Augenſcheinlich hat es in dieſer Beziehung Bedingungen geſtellt, die England nicht und vielleicht noch weniger Frankreich genehm waren. Wir führen hierüber nur einen im Economiſt, einer im Intereſſe der engliſchen Regierung geſchriebenen Wochenſchrift, unter dem 3 d. enthaltenen Artikel mit der Ueberſchrift „die wahre Gefahr des Krieges“ an, der die Stellung Oeſterreichs mit großer Schärfe und Bitterkeit entwickelt: „ſobald, heißt es darin, Nicolaus bewogen werden kann die Fürſtenthümer zu räumen, oder es auch nur, wenn man um ſeinen Stolz zu ſchonen gewiſſe nominelle Zugeſtändniſſe macht, zu thun verſpricht, ſo werden die deutſchen Mächte ſich befriedigt erklären, den Krieg auf der Baſis des Status quo beendigen und vielleicht noch einige Stipulationen über die beſſere Unterhaltung der Schiffbarkeit der Donau hinzufügen; ſie haben dann ihre Sache gewonnen, und werden allem aufbieten, um uns an der Erreichung unſerer Zwecke zu hindern.“ Das iſt deutlich geſagt, daß man für England einen lahmen Frieden fürchtet; hat dieſe Beſorgniß der Politiker ſo ſtark auf die Börſen gewirkt, daß ſie die Verwirklichung eines Friedens für nahe bevorſtehend hielten? Sie würden dadurch nur ihre oft bewährte Kurzſichtigkeit gezeigt haben, denn auch ſchon das Zurückdrängen, nicht bloß das Zurückwerfen Rußlands wird die Machtſtellung in Europa ändern, und ſobald es ſich um dieſe, nicht mehr um die Integrität der Türken handelt, hat die Uebereinſtimmung Frankreichs und Englands ein Ende; denn Frankreich wird ſich mit dem Zurückdrängen Rußlands begnügen, England wenn immer möglich nur mit dem Zurückwerfen, in welchem es allein Sicherheit für die Zukunft finden kann. Ueber dieſen Punkt läßt ſich der Economiſt folgendermaaßen vernehmen: „Unſere Miniſter werden ſich (im Fall ein ſolcher Friede angeboten würde) in folgender Lage befinden. Auf der einen Seite liegt das Anerbieten eines Friedens, den ſie nicht für genügend halten können, da die Streitpunkte unerledigt und die Vorwände für künftige Kriege nicht beſeitigt ſind, der aber Rußland gehemmt und gekränkt ſtehen läßt, die Türkei auf einige Jahre vor Angriff ſichert, während welcher Zeit es ſeine inneren Verbeſſerungen vornehmen kann; wir ſind inzwiſchen im Stande unſere Armeen theilweiſe zu entlaſſen, unſere Schiffe zurückzurufen, unſere Ausgaben zu ermäßigen und die Schrecken eines langen Blutvergießens zu vermeiden. Auf der andern Seite liegt eine Fortdauer des Kriegs mit der ſichern Abneigung und der möglichen Feindſeligkeit der deutſchen Mächte, mit der Ausſicht auf einen furchtbaren Kampf und einem fernen wenn nicht ungewiſſen Ausgang, mit der — man muß es ſagen — mehr als bloß wahrſcheinlichen Ausſicht, daß im Laufe dieſes Kampfes ſeine Baſis ſich erweitern, ſeine Leidenſchaften ſich vertiefen, und ſeine Bedeutung intenſiver werden wird; daß das revolutionäre Element und der Geiſt der Nationalitäten auf den Kampfplatz treten, und wir in einer Streitſache mitkämpfen werden, deren Aufrechthaltung wir nicht durchzuführen geſonnen ſind, und mit Alliirten und Verbündeten, um die wir uns nicht beworben haben; endlich mit der mindeſtens möglichen Ausſicht eines Zwiſtes mit Frankreich, oder der eines Kampfes mit Amerika, welcher unſere Lage verwickelt.“ In dieſer Argumentation ſcheint nicht ein Wort leichtſinnig hingeworfen, und wir ſehen daraus, daß man in England die Tiefe der Bewegung, welche Europa aller Wahrſcheinlichkeit nach bevorſteht, ſehr wohl erkennt, und ihr wenn immer möglich zuvorzukommen ſucht. Darin treffen Englands Wünſche mit denen der deutſchen Mächte zuſammen, aber auch mit denen Rußlands und mit denen Frankreichs? Rußland, in ſeinem Innern faſt unangreifbar, kann, ehe es von ſeiner Höhe herabſteigt, geneigt ſeyn, die Chancen einer ſolchen Verwirrung an ſich vorübergehen zu laſſen, um von denſelben möglicher Weiſe Nutzen zu ziehen; Frankreich, das mit einer geringen Nachgiebigkeit Rußlands ſich zufrieden geſtellt erklären, und ſein Heer und ſeine Flotten zurückziehen kann, iſt ebenfalls in der Lage weitere Verwicklungen als einen günſtigen Fall zu betrachten. Es iſt höchſt charakteriſtiſch, daß Frankreich durch den Mund des Prinzen Napoleon in Konſtantinopel, durch den Mann, der ſtets mit der extremen Partei, mit den ausgewanderten Italienern, Polen und Ungarn kokettirte, die Bildung von polniſchen und ungariſchen Legionen bewerkſtelligen ließ, und als dieß an dem Widerſpruch Oeſterreichs und Englands ſcheiterte, ſeine Fremdenlegion aus Afrika nach der Türkei ſchickt, um in dieſelbe nöthigenfalls alle die Italiener, Polen, Ungarn u. ſ. w. aufzunehmen, die geneigt ſind am Kriege Theil zu nehmen. Das Mißtrauen, welches der Economiſt, ein politiſches Organ, gegen Oeſterreich ausdrückt, iſt nur dem Grad, nicht dem Weſen nach von der Anſicht verſchieden, welche Koſſuth in ſeinen neuerlichen Reden zu Sheffield ausſprach, und wovon nur Ein Zug richtig iſt, nämlich der: daß Rußland nur durch Polen in Wahrheit beizukommen ſey. Seine übrige Argumentation iſt völlig läppiſch, denn was läßt ſich von einer Herſtellung der Freiheit und Unabhängigkeit Italiens, Ungarns und Polens reden, ohne auch nur, wie Koſſuth gethan, Deutſchlands mit einer Sylbe zu erwähnen. Koſſuth iſt ein blinder Thor oder ein Heuchler, denn ſelbſt die deutſchen Demokraten in Amerika haben ihm in ſehr derber Weiſe geſagt, daß all das Gerede von Ungarn baarer Unſinn ſey ohne Deutſchlands Mitwirkung; er hat dieß entweder nicht verſtanden und iſt ein kindiſcher Thor, oder nicht verſtehen wollen und iſt ein Heuchler, der in Sheffield gar nicht mit ſeiner wahren Meinung herausgerückt iſt. Dafür hat er denn auch, abgeſehen von andern Strafreden, von der Times die harte Lehre hinnehmen müſſen, es ſey nicht Englands Sache, „die Todten wieder aufzuwecken.“ Koſſuths Rede iſt indeß, namentlich wenn man ſie mit dem Artikel des Economiſt zuſammenſtellt, von Bedeutung wegen des Zeitpunkts in welchem ſie gehalten wurde. Es ſcheint vor kurzem noch ein Schwanken in England geherrſcht zu haben, ob man ſich Oeſterreichs Bedingungen fügen ſolle; ſelbſt die Times braucht in ihrem erſten, auffallend mild gehaltenen Artikel über Koſſuth den Ausdruck, derſelbe ſey „nach langem aber nicht unthätigem Stillſchweigen in einem Augenblick des Schwankens“ (in a moment of suspense) aufgetreten. Dieß Auftreten ſcheint ſomit keineswegs zufällig geweſen zu ſeyn, und trifft mit der ſchwankenden Wahl der Perſon zum Kriegsminiſterium, ob Lord Palmerſton oder der Herzog von Newcaſtle, zuſammen. Was die Fähigkeit betrifft, ſo hat Lord Palmerſton „im kleinen Finger mehr Organiſationstalent als das ganze Miniſterium“, er iſt aber der

Repräſentant der Politik, welche, wie die Times ſagt, „mit revolutionären Banden“ ſich verbinden wollte, und ſomit kann man ihn nicht bei einer Lage der Dinge brauchen, wo man Oeſterreichs und ſeiner Armeen ſo ſehr bedarf, und in dieſen noch die einzige Hoffnung liegt, daß die europäiſche Zerrüttung nicht viel tiefer greife. Die entſchiedene Erklärung aller irgend mit der Regierung in Verbindung ſtehenden Blätter gegen Koſſuth iſt in Verbindung mit der Wahl des Herzogs von Newcaſtle ein ſicherer Fingerzeig, daß man der alten von 1847 bis 1851 befolgten Politik entſchieden abgeſagt hat.

Wenn in England der Wunſch, Rußland in eine Lage zu verſetzen, daß es nicht ſo leicht wieder ähnliche Unternehmungen gegen die Türkei beginnen kann, mit dem zweiten, die Sache möglichſt ſchnell abzumachen und auf möglichſt kleinem Feld zu begränzen, kämpft, wenn dieſe beiden Wünſche kaum ſich vereinigen laſſen, ſo erkennt man die Urſache mancher unbeſtimmten Haltung bei aller Entſchloſſenheit vorwärts zu gehen. Rußland iſt hiebei gegen England entſchieden im Vortheil: während letzteres Eile hat und einige gewaltige Schläge führen will, um dann deſto leichter ſeinen Handelsgeſchäften nachgehen zu können, hat Rußland, das man im Laufe der letzten dreißig Jahre eine Menge vortheilhafter diplomatiſcher und militäriſcher Poſitionen einnehmen ließ, viel beſſeres Spiel; es hält ſich allenthalben auf der Defenſive und ſucht ſeine Gegner zu ermüden. Selbſt der Angriff auf Siliſtria iſt vielleicht weſentlich aus dem Wunſch hervorgegangen dieſe Stellung zu verſtärken. Iſt Siliſtria genommen — und die augenſcheinlich durch ruſſiſches Zuthun unterhaltenen Intriguen in der türkiſchen Regierung ſcheinen dieß Reſultat herbeiführen zu müſſen — ſo kann es nach Belieben in Bulgarien vordringen oder ſtehen bleiben, und zuſehen wie ſich die türkiſche Macht vollends aufreibt. Ebenſo ſcheint die ruſſiſche Regierung in Transkaukaſien zu verfahren, wo wir von Truppenconcentrirungen in Alexandropol, Kutais und Tiflis hören, während die Küſtenpunkte ſämmtlich, jedoch mit Ausnahme Anapa's, welches außerordentlich ſtark befeſtigt worden zu ſeyn ſcheint, geräumt werden, um aus dem Bereich der Seemacht zu kommen, und nur auf dem feſten Lande operiren zu dürfen, wo die Ruſſen im Vortheil ſind. Der Angriff auf die genannten Punkte bedürfte einer militäriſchen Ordnung und nachhaltigen Kraft, deren die Türken kaum fähig ſind. Um Sebaſtopol zu nehmen, müßte gleichfalls zu Lande operirt und mindeſtens 25,000 Mann verwendet werden. Man ſpricht von 35,000 Mann europäiſcher Hülfstruppen, die nach Aſien geſchickt werden ſollen. Wir können dieß höchſt unwahrſcheinliche Gerücht nur aus dem Umſtand erklären, daß man eine tüchtige Anzahl verſuchter Truppen in Aſien für nöthig hält, wenn etwas Ausgiebiges erreicht werden ſolle. Wo ſollen aber die 60,000 Mann für die Krim und Anatolien herkommen? Bis jetzt ſind nur 10,000 Mann Engländer nach Varna abgegangen, um dieſe Feſtung mit einer zuverläſſigen Garniſon zu verſehen, von den übrigen 13,000 Mann und den 20,000 Franzoſen, iſt es noch ſtille, und doch iſt dieß die Hauptſache in Bezug auf Siliſtria, denn 10,000 Mann ſind eine Beſatzung für Varna, 40,000 Mann könnten ein im Feld operirendes Corps ſeyn. Wenn, wie verlautet, die Franzoſen über Adrianopel nach Schumla gehen wollen, ſo erfordert dieß allerdings noch einige Monate Zeit, da die Transportmittel nicht ſo ſchnell hergeſtellt ſind, und auch bei weitem noch nicht genug Reiterei vorhanden iſt, um ein etwas bedeutenderes Corps marſchiren laſſen zu können. Kurz, wo wir hinſehen, finden wir Zögerungen, allerdings zum Theil durch die Umſtände geboten — denn die Fortſchaffung einer Armee von 100,000 Mann mit allem Material aus Frankreich und England nach der Türkei iſt ein unermeßliches Unternehmen, das einen außerordentlichen Aufwand von Zeit und Mitteln erfordert — und je näher man ſich die Sache betrachtet, deſto weniger ſcheint es, als ob dieß Jahr irgend etwas Erfreuliches herauskommen ſoll. Man hat geraume Zeit gemeint den Ruſſen müſſe in Folge des Nichtvorrückens ein beträchtlicher moraliſcher Schade erwachſen, ihr Anſehen im Orient, wie im Occident ſinken, aber man hat es im Orient, zu dem auch geiſtig das öſtliche Europa zu rechnen iſt, nicht ſo eilig wie im Occident, und wenn am Ende des Jahres das ganze verbündete Europa nichts gegen das alleinige Rußland ausgerichtet hat, ſo möchte ſchließlich die Meinung des Orients, auf welche es am meiſten ankommt, ſich gar nicht zu Ungunſten Rußlands wenden.

Es fragt ſich freilich: kann Rußland dieß Spiel aushalten. Wenn wir die frühern ſchleppenden Kriege gegen die Türkei betrachten, Kriege, die ſich wiederholt 6 bis 7 Jahre lang hinzogen, ſo müſſen wir dieſe Frage geradezu mit Ja beantworten. In Bezug auf Europa ſtellt ſie ſich allerdings anders, und man hat ſeit einiger Zeit Berechnungen über ruſſiſche Finanzen und Hülfsquellen angeſtellt, um daraus zu ermitteln ob Rußland dieß Zauberſyſtem, das den Weſtmächten beſonders läſtig fällt, fortſetzen kann. Wir wollen nicht darauf hinweiſen, daß Amerika und Frankreich ihre Revolutionskämpfe mit ſehr zerrütteten Finanzen fortgeſetzt haben, und daß namentlich im letztern Lande von 1793 an keineswegs der Freiheitsenthuſiasmus die Fortſetzung möglich gemacht hat, ſondern eine ſehr conſequent durchgeführte Gewaltherrſchaft. Letzteres kann nun ſicher auch in Rußland der Fall ſeyn, das man noch überdieß nicht ſo ſperren kann, wie man damals Frankreich abgeſperrt hat; zudem beſitzt Rußland auf ſeinem weiten, keineswegs überſtark bevölkerten Gebiete noch manche Hülfsquellen, deren Frankreich damals entbehrte. Man darf vor allem nicht vergeſſen, daß Rußland ſeit Jahren ein ſehr ſtrenges Zoll- faſt Prohibitivſyſtem durchführte. Was ſich auch vom national-ökonomiſchen Standpunkt dagegen anführen laſſen mag, vom politiſchen läßt ſich immerhin ſagen, daß der Zweck war, dahin zu wirken daß ſich Rußland möglichſt ſelbſt genüge. Rußland hat bei allem Streben ſich des Sunds und der Dardanellen zu verſichern, keineswegs aus der Acht gelaſſen, daß ihm der äußere Feind auf den Hals kommen könne, ehe es dieſen Zweck erreicht, und in dieſer Beziehung iſt das ruſſiſche Handelsſyſtem mit der allgemeinen politiſchen Stellung des Landes nicht bloß conſequent, ſondern allen Umſtänden nach auch gar nicht ohne Erfolg geweſen. Ein ruſſiſches Blatt (die nordiſche Biene vom 17/29 Mai) enthält darüber Betrachtungen, die mit folgenden ſehr beherzigenswerthen Bemerkungen beginnen: „der Kampf Napoleons mit England und ſeinem Continentalſyſtem förderte die Entwicklung der induſtriellen Thätigkeit auf dem feſten Lande Europa's und ſchwächte das Monopol der Engländer mit Colonialwaaren. Bloß die Entdeckung des Runkelrübenzuckers hält in Europa über 100 Millionen R. S. zurück. Die gegenwärtige Coalition Englands und Frankreichs gegen Rußland kann in dieſer Beziehung noch ungleich bedeutendere Folgen haben. England und Frankreich, in Induſtrie und Schiff-

fahrt vor Rußland um Jahrhunderte voraus, haben bisher überwiegend unſere Märkte mit Induſtrieerzeugniſſen und Colonialwaaren verſorgt, und im Austauſch nur Rohproducte genommen. Jetzt wendet ſich Rußland, bei den Hinderniſſen, die der Schifffahrt entgegenſtehen, natürlich der Entwicklung der einheimiſchen Induſtrie zu, und wird bald nicht nur die fremden Waaren durch eigene erſetzen, ſondern auch wichtige Artikel für ſeinen äußern Handel erſchaffen, namentlich wenn die Fortdauer des Kriegs es nöthigt, ſeine eigenen Rohproducte in werthvolle Waaren umzuwandeln, und ſich neue Märkte, beſonders in Aſien, zu eröffnen." Darauf war das Beſtreben der ruſſiſchen Regierung bekanntlich ſchon ſeit Jahren gerichtet, und die Verbindungen, welche ſie in neuerer Zeit mit Chiwa, Buchara und dem chineſiſchen Reich anknüpfte, brauchen gar nicht lediglich militäriſch-politiſche Zwecke zu verfolgen, ſondern nur der ruſſiſchen Suprematie neue Handelswege zu eröffnen, und dieſe Länder dem engliſchen Verkehr zu ſperren.

Wir erfahren aus dem oben angezogenen Artikel der Nordiſchen Biene intereſſante Details, von denen wir nur einige zur Probe ausheben, um die Richtung des ruſſiſchen Syſtems zu bezeichnen. Vor 1853 lieferten die ruſſiſchen Runkelrübenzuckerfabriken eine Mill. Pud Zucker zu einem Werth von 6 Mill. R. S. Sobald im vorigen Jahr der Krieg wahrſcheinlich wurde, verdoppelte man die Anſtrengungen, erzeugte 2 Mill. Pud und damit zwei Drittheile des ganzen Conſums von Rußland. Unter den jetzigen Umſtänden wird man die Production noch mehr ſteigern, und vielleicht bald ſogar Zucker ausführen; gegen früher bleiben dann 12 Mill. R. S. im Lande, und es kommen vielleicht noch einige herein. Andere minder bedeutende Gegenſtände ſind z. B. ein Erſatzmittel für das Sandelholz aus Tannenrinde; man hat ruſſiſchen Krapp zu bearbeiten begonnen und einen Farbeſtoff erhalten, der angeblich beſſer und um ein Drittheil billiger ſeyn ſoll als der fremde; man hat in Transkaukaſien Indigo angebaut, der dem bengaliſchen nichts nachgeben ſoll. Auch dieſe Gegenſtände belaufen ſich auf einige Millionen, die nicht mehr aus dem Lande gehen. Es iſt hiebei wohl zu bemerken, daß die Grundlagen zu dieſen Anſtrengungen ſeit langer Zeit gelegt ſind, und daß ſie nur durch die jetzigen Umſtände eine Erweiterung erhalten; auch ſind in den nähern Angaben zahlreiche deutſche Namen aufgeführt, ein Beweis, daß man es keineswegs verſchmäht, namentlich für den ſcientifiſchen Theil fremde Kräfte in Anſpruch zu nehmen.

Es geht hieraus hervor, erſtens daß man recht gut weiß, welcher ungeheuren Entwicklung die eigenen Hülfsquellen fähig ſind, zweitens daß man geſonnen iſt, allem aufzubieten, um dieſe Entwicklung zu fördern, und drittens daß man ſeit langer Zeit ſich auf die jetzigen Möglichkeiten gefaßt hielt. Abgeſehen von allem andern iſt deßhalb an ein zeitiges Nachgeben, an ein baldiges „Zum Nachgeben gezwungen werden" nicht zu denken. Nur ein energiſch und angriffsweiſe von Deutſchland aus durch Polen hindurch nach Düna und Dniepr geführter Krieg könnte die Lage der Sache weſentlich ändern; das weiß man in Rußland und in England, und dieß legt allen Theilen eine ganz beſondere Berückſichtigung Deutſchlands auf. Daß man mit polniſchen und ungariſchen Legionen, ſelbſt unterſtützt von der Türkei, die jedoch für ſich die Ruſſen nicht aus den Donaufürſtenthümern werfen kann, nichts ausrichten würde, iſt klar. Wer dieß glaubt ſteckt noch im 17ten Jahrhundert mit der ſtarken Türken- und Polen- und der ſchwachen Ruſſenmacht, nicht in der Mitte des 19ten Jahrhunderts. Was Frankreich für Plane verfolgt, indem es ſeine Fremdenlegion, vorerſt angeblich 3000 Mann, nach dem Orient ſendet und die polniſchen und ungariſchen Auswanderer unter ſeine Fahne ſchaart, liegt vorerſt noch im Dunkeln; für jetzt geht wohl eine der Hauptabſichten dahin ſeine eigenen Leute zu ſchonen, und Kanonenfutter zu gewinnen, das Weitere muß ſich erſt aus den künftigen Verwicklungen ergeben. Was die Klagen betrifft, daß ſich Engländer und Franzoſen auf allen Seiten in der Türkei feſtſetzen, ſo ſind dieſe zwar nicht unbegründet, doch haben ſie ein bedeutendes Gegengewicht in zwei Umſtänden: erſtens daß Frankreich und England ſich zuverläſſig gegenſeitig beobachten, und in Streit gerathen, wenn es ſich irgend von bleibender Feſtſetzung handelt, und zweitens daß namentlich Frankreich eine Maſſe Kräfte vergeudet, deren Verluſt es, wenn der große europäiſche Krieg zum Ausbruch kommen ſollte, ſchwer bereuen würde. Von einer Theilung der Türkei kann noch keine Rede ſeyn, und die Beſchuldigung Oeſterreichs, daß es nach dem Beſitz von Bosnien und Serbien ſtrebe, entbehrt alles Grundes: Oeſterreich wird ſich in ſeinen jetzigen Verhältniſſen keine Bevölkerung aufladen, welche die Zahl der widerſtrebenden Elemente nur um ein nicht unbedeutendes vermehren, und in finanzieller Beziehung nur eine Laſt, keinen Vortheil abwerfen würde. Die Vortheile Oeſterreichs liegen gegenwärtig in der moraliſchen Beherrſchung dieſer Länder, die ziemlich ſicher iſt trotz „ſerbiſcher Denkſchriften", die einen unverkennbaren Haß gegen Oeſterreich athmen, und ihm nicht undeutlich mit einem Religionskrieg drohen. Dieſe Beſorgniſſe werden ſchwinden, ſobald die Ruſſen von der Donau verdrängt ſind; denn Serbien, das ſich ſchon im Geiſt als den künftigen Mittelpunkt eines neuen Serbenreichs im Sinne Duſchans betrachtet, wird dann zur Erkenntniß ſeiner Schwäche kommen, wie Griechenland, deſſen neubyzantiniſche Träume vorerſt einen ſo kläglichen Ausgang genommen. Die Nationalitäten des illyriſchen Dreiecks rühren ſich jetzt am Ende des Türkenreichs, wie ſie ſich in den letzten zwei Jahrhunderten des byzantiniſchen Reichs gerührt haben, und an einen Erfolg iſt ebenſo wenig, wie damals zu denken. Ein geſicherterer Zuſtand der Chriſten in der Türkei iſt vorerſt alles was ſie erwarten können; das iſt ihr Intereſſe, wie das der chriſtlichen Mächte und am Ende der Pforte ſelbſt; auf den Gang der Ereigniſſe im Großen können ſie durchaus keine Einwirkung üben, denn es iſt unverkennbar, daß der jetzige Kampf nur ein Vorſpiel eines viel größern iſt, in welchen nicht nur die deutſchen Mächte, ſondern möglicher, ja wahrſcheinlicher Weiſe ſelbſt Nordamerika mit hineingezogen wird.

Immer bedenklicher lauten die Nachrichten von dorther, der Streit über den Black Warrior ſcheint ſich nicht löſen zu wollen, das „manifest destiny" der Nordamerikaner ſpielt neuerdings eine bedeutende Rolle, die Ausbreitung der nordamerikaniſchen Macht über ganz Nordamerika und Weſtindien wird immer ſtärker beſprochen, ruſſiſche Stimmen in der amerikaniſchen Preſſe werden immer häufiger, und wenn die jetzige Verwaltung des Hrn. Pierce es zum Krieg mit Spanien treibt, ſo darf man zuverſichtlich erwarten, daß England dieß nicht ſtillſchweigend hinnimmt. Ein Schreiben aus Waſhington vom 20 Mai (in der Newyork Weekly Times vom 27ſten) ſagt ohne Umſchweife: „vor zwei Monaten war die Erwerbung von Cuba durch Kauf nur eine Zeitfrage, jeder Tag verſtärkt jetzt die Ueberzeugung, daß durch Revolution oder Kauf Cuba ſehr bald

(very speedily) unter dem Sternenbanner ruhen wird. Ich möchte die Prophezeihung wagen, daß dieſe Erwartung binnen wenigen Monaten ſich verwirklichen wird.“ Steht es ſo, dann hat der Kampf eine Ausdehnung erreicht, der die ſchlimmſten Beſorgniſſe der letzten Monate weit überſteigt. Denn es iſt kein Zweifel, daß die amerikaniſchen Feinde Englands und die europäiſchen in einen Wechſelverkehr treten werden, ja es iſt ſehr zu vermuthen, daß dieſer Wechſelverkehr ſeit geraumer Zeit angebahnt iſt.

Das Biledulgerid.

(Nach Escayrac de Lauture's: le Désert et le Soudan).

Dieſen Landſtrich, den man richtiger Belad el Dſcherid, Land der Datteln, ſchreibt, ſchildert dieſer Reiſende folgendermaaßen: „das Waſſer, das die Winterregen liefern, und das von den Südabhängen des Atlas, des Gharian und den Bergen von Derna herabkommt, verliert ſich im Sande, wo der Fleiß der Menſchen es häufig aufzufinden weiß. Manchmal erſcheint es in weiter Ferne, um eine Quelle, einen Bach, einen See oder Teich zu bilden, der durch die Hitze des Sommers verſchwindet, und deſſen Daſeyn ſich nur durch die Salzefflorescenzen bemerklich macht, welche durch die Einwirkung des Waſſers auf den mit Steinſalz geſchwängerten Boden hervorgebracht werden. Das ſind die Schott der Sahara, aber dazu gehören auch die von Nefta und Tozor, welche ich im J. 1845 beſuchte. Um dieſe Quellen, dieſe Bäche, dieſe Seen her gruppirt ſich eine thätige kluge Bevölkerung. Der Dattelbaum, der den Regen fürchtet, deſſen Fuß aber ſtets der Näſſe bedarf, bietet dieſen Bevölkerungen ein köſtliches Hülfsmittel. So gibt in der Wüſte jeder Bach, jeder Teich einer ſolchen grünen Inſel die Entſtehung, die wir Oaſen nennen, und welche die Araber mit dem Namen Wah bezeichnen. Auf allen Seiten vom Sandmeer umgeben hat die Oaſe keine Nachbarn und ihre Unabhängigkeit iſt ſelten bedroht. Die Gemeinde organiſirt ſich dann als Republik und die Macht der Oberhäupter mißt ſich nach der Zahl ihrer Dattelbäume ab. Manchmal bildet auch ein Archipel von Oaſen einen kleinen Bund, ſo z. B. die Oaſen von Tuggurt, aber Tuggurt ſelbſt iſt ein Kern eines Bundes, der einem andern benachbarten Oaſenbunde gegenüber ſteht, und in der Wüſte führt die Nachbarſchaft gewöhnlich den Begriff von Eiferſucht mit ſich und ſchließt das Bündniß aus.

„Die afrikaniſche Wüſte iſt in ihrer ganzen Ausdehnung dem Anbau des Dattelbaums angemeſſen, denn die äußerſten Gränzen dieſes koſtbaren Baums ſind in der nördlichen Halbkugel und im Innern des Landes der 12te und 37ſte Grad der Breite; am Meeresufer überſchreitet er dieſe Gränze leicht, namentlich die ſüdlichere, und er zeigt ſich manchmal in der unmittelbaren Nähe des Aequators. Man findet ihn manchmal in der Wüſte, aber, wie ich ſchon bemerkte, gibt der Dattelbaum nur Früchte, wenn er begoſſen wird. Sein Daſeyn an einem dürren Orte weiſt ſogar immer auf eine ehemalige Bewäſſerung hin; übrigens liebt er eine gewiſſe Breite und eine gewiſſe Beſchaffenheit des Bodens mehr als andere. So darf man ſich auch nicht wundern, daß die Oaſen im Süden des Gebirgsdamms unter dem 33° B. eine lange Kette bilden, welche den Namen Belad el Dſcherid, Region der Palmen, führt und ſich vom Ufer des atlantiſchen Meeres nach den Ufern des Nils ausdehnt über Tafilet, Wargla, Tuggurt, Nefta, Tripoli, die Oaſen von Siwah und Audſchelah. Dieſe Kette ſendet einige Verzweigungen aus, wie z. B. das Land der Tuaregs, Ghadames, Ghat, Fezzan, die Oaſen Chardſcheh und Dachilah; ſie durchziehen von Norden nach Süden das ganze Gebiet der Datteln, und ſchließen ſich an die Ufer des Nils an, denn Aegypten und Nubien ſind nichts als eine ungeheure Oaſe, die ſich von den andern durch ihre Größe, aber durchaus nicht durch ihre Naturbeſchaffenheit unterſcheidet.“

Weiterhin drückt er ſich über die Oaſen noch folgendermaaßen aus: „nichts kann einen Begriff geben von der Friſche und ruhigen Schönheit der Oaſen. Man glaubt der Contraſt mit der Wüſte mache den ganzen Reiz aus, dieſer kann aber kaum etwas hinzufügen. Unterhalb der in Rautenform etwa 12′ von einander gepflanzten Dattelbäume gruppiren ſich die Aprikoſen-, die Pfirſich-, die Granatbäume mit den ſchönen rothen Blumen, die mit Früchten beladenen Orangebäume, die Hennapflanze mit den kleinen röthlichen Kugeln, und ſelbſt der Apfelbaum unſerer traurigen Klimate. Von einem Dattelbaum zum andern ſchlingen ſich die launenhaften Zweige des Weinſtocks, der unter ſeinen ſchweren Kolben ſich beugende Mais, der Weizen, die Gerſte, der Klee oder Tabak füllen alle die Lücken dieſer wunderbaren Gärten aus, welche die Araber Beda nennen und deren zierlichſter Schmuck die dunkelgrüne Federkrone der Dattelbäume iſt, welche ſich wunderbar mit dem Azur eines wolkenloſen Himmels vermählt. Nicht ein Zoll anbau-, d. h. bewäſſerungsfähigen Landes geht verloren, und das ſtets am einen Ende der Oaſe auf einem unfruchtbaren Boden angelegte Dorf überſchaut die Wüſte. Nirgends iſt der Himmel ſo rein, wie in den Wüſten Central-Afrika's: die Atmoſphäre, kaum mit Dünſten erfüllt, ergießt auf den Boden ein glänzendes Licht; alles, worauf dieß Licht fällt, glänzt und ſpiegelt ſich mit wunderbarem Schimmer, alles was in den Schatten fällt, hebt ſich zwiſchen den erhellten Stellen mit einer außerordentlichen Kraft und bildet gleichſam ſchwarze Flecken auf der weißen Wüſtenfläche.“

Amerikaniſche Notizen.

Der Handel von San Francisco hat ſich ungemein raſch emporgeſchwungen, dieß ergibt ſich aus einer Ueberſicht ſeines Schiffsverkehrs, der wie folgt erſcheint:

			Ausdeclarirt.	
1853, Angekommene	Schiffe	Tonnengehalt.	Schiffe.	Tonnengehalt.
v. inländiſchen Häfen	449	351,144	760	161,124
v. fremden Häfen .	580	282,155	935	469,613
Wallfiſchfahrer . .	10	2,545	6	1,714.
Insgeſammt	1028	555.704	1891	632,489.
Im Jahre 1852 .	1104	513,206	1535	462,003.
„ 1851 .	847	245,568	814	422,034.

Dadurch erſcheint San Francisco als die zweite Handelsſtadt der Union; denn es ſtellten ſich in den übrigen Haupthäfen die Verhältniſſe wie folgt:

			Ausdeclarirt.	
Angekommen.	Schiffe.	Tonnengehalt.	Schiffe.	Tonnengehalt.
in New-York . .	3347	1,448,683	3085	1,280,082
in Boſton . . .	2917	512,217	2853	494,063
in New-Orleans .	980	328,932	967	421,566
in Philadelphia .	581	159,636	530	140,174
in Baltimore . .	467	113,027	457	165,786.

Bis jetzt beſtand in San Francisco alle Ausfuhr, oder Rückfracht, in Gold, und die Schiffe gingen daher mit Ballaſt ab, um in andern Häfen Ladungen zu ſuchen; hauptſächlich in Peru, den Sandwichinſeln und China. Guano, Thran oder Thee, ſind die Hauptartikel dieſer Rückfrachten. Allein die Waare Gold wird vermuthlich San Francisco zu einem Hauptſtapelplatze und Weltmarkte am ſtillen Meere machen, durch ſeine Anziehkraft anderer Waaren, und die Ausfuhren geſtalten ſich dann anders.

Das Verhältniß der San Francisco beſuchenden Fahrzeuge war folgendes: für Unionshäfen, zwei Drittel Dampfer; ein Fünftel Vollſchiffe; ein Fünftel Schooner; ein Zehntel Briggs und ein Zehntel Barken.

Für fremde Häfen: zwei Drittel Vollſchiffe; ein Viertel Dampfer und ein Zehntel Barken. E. P.

•

Sittlichkeitszuſtand in Californien. In der alten Welt fällt dem Beobachter manche nachtheilige Einwirkung der edlen Metalle auf die Sittlichkeit der Menſchen ins Auge, aber gewöhnlich erſt nachdem ſie den Orten der Gewinnung entzogen ſind. Die Bergleute, und was an Bewohnern mit ihnen demnächſt zuſammenhängt, boten von jeher glänzende Beiſpiele guter Sittlichkeitsverhältniſſe dar. Hochherzigſte Enthaltſamkeit und Mäßigung nach allen Seiten zeigte ſich bei Gewinnung reichſter Schätze, und die Erdgeiſter konnten ihren Fluch, wegen des ihnen geraubten Gutes, erſt in folgenden Inſtanzen ankleben. So war und iſt es da, wo die Menſchen nicht volle Freiheit haben, zu thun und zu laſſen was ſie mögen und wozu ſie von ihren Gelüſten und Leidenſchaften getrieben werden. Schattenſeiten boten ſich öfter auch dar, allein ſie durften faſt durchweg auf den Mangel an Maaßhalten der Leitenden geſchoben werden, darum war man geneigt, für „freien“ Bergwerksbetrieb zu ſtimmen; wenigſtens konnte ſich hieran die Oppoſition gegen Nichtmaaßhalten der Leiter lehnen. Es iſt daher gewiß von Intereſſe, einen Blick auf die Sittlichkeitszuſtände eines Erdfleckes zu werfen, den vielleicht ſchon die älteſte Zeit unter dem Namen „Ophir“ kannte, und welcher jetzt als Californien bedeutende magnetiſche Wirkungen auf die geſammte Menſchenfamilie ausübt. Dazu bietet aber ein geſchätztes Californier Blatt Gelegenheit, das folgendes über San Francisco enthält.

„Niemand kann verkennen, daß unſer Gemeinderath mit Ernſt die Mißſtände zu beſeitigen ſucht, die unſer öffentliches Leben verpeſten, und daß, wenn auch überall ſich Schwierigkeiten entgegenſtemmen, derſelbe immer wieder von neuem den Verſuch macht, auf dieſelbe Bahn einzulenken. Eben jetzt liegt wieder ein Antrag vor gegen die öffentliche Schamloſigkeit, mit der hier das Laſter auftritt. Hier verkriecht es ſich nicht im Winkel, hier ſucht es nicht ſein häßliches Antlitz zu verbergen, nein, es pflanzt ſich breit auf die Straße hin, es tritt auf bei offenen Thüren, mit Muſik und Fackelbeleuchtung, es herrſcht an unſeren belebteſten Straßen, macht ſich breit auf offenem Markte, es iſt nicht die geduldete menſchliche Schwäche mehr, ſondern es herrſcht, und die Zeit iſt noch nicht gar zu ferne, wo ein Paar berühmte (?) Dirnen die einflußreichſten Perſonen in San Francisco waren. Das war das feine Laſter, die parfümirte Liederlichkeit in Glacéhandſchuhen, hinter dem feinen Spieltiſche, der Becher an dem die Staatenlenker, die einflußreichen Männer, die großen Herren ſich berauſchten, über welches ein, wenn auch dünner Schleier gebreitet war, den nur mitunter ein Scandalproceß, wie wir ihn neulich erlebten, lüftete. Aber von dort verbreitete ſich das Uebel tiefer und vergiftete alle Verhältniſſe. Gehen wir Abends durch unſere Hauptgeſchäftsſtraßen, in Dupont u. ſ. w., ſo ſehen wir Haus bei Haus einen ſchmutzigen Tempel der Luſt neben dem andern. Nichts iſt heimlich, nichts verſteckt; die Thüren ſtehen weit offen und eine achtbare Frau, die bei Tage ſchon erröthen muß dieſe Straßen zu paſſiren, was doch nicht zu vermeiden, kann bei Nacht ſich auch nicht in die Nähe wagen, weil ſie fürchten muß beleidigt zu werden von den Rowdie-Banden, die dieſe Höhlen umlagern. Ueber der weißen Prieſterin der Luſt baut dann die chineſiſche ihren Stall, und wir ſehen 20 bis 30 ſolcher Elenden oft in einem kleinen Loche kauern, ebenfalls bei offenen Thüren, und ihre ekelhaften Liebkoſungen mit dem Auswurfe des männlichen Geſchlechts austauſchen. Trunkene Banden treiben auf den Straßen ihr Weſen, und Mord und Diebſtahl ſind an der Tagesordnung.“

Welche Maaßloſigkeit iſt nun abſcheulicher, die der Freiheit oder die der Vormundſchaft? Jedenfalls ſind ſie beide in hohem Grade bedauerlich! E. P.

•

Die Locomotiven in den Vereinigten Staaten. Die große Beweglichkeit der „Amerikaner“ iſt weltbekannt, deßhalb wird es intereſſant zu wiſſen, daß gegenwärtig ungefähr 3500 Locomotiven auf den Eiſenbahnen der Union in Benützung ſind. Anfänglich wurden dieſe Dampfroſſe aus England eingeführt; jetzt baut man viel mehr als Bedarf im Lande vorhanden iſt und verkauft noch auswärts; denn es arbeiten gegenwärtig ſo viele Fabriken in der Union, daß alljährlich an eintauſend Locomotiven fertig werden, für die an Arbeitslohn zwei Millionen Doll. gezahlt wird und die einen Werth von acht Millionen Doll. haben. Der jetzige Durchſchnittsbedarf an Locomotiven dürfte jährlich auf 528 Maſchinen anzunehmen ſeyn. Die Dauer einer Locomotive wird ungefähr auf 12 Jahre angenommen; folglich beträgt die jährliche Erneuerung 8½ Proc. Rechnet man dazu noch 6½ Proc. Vermehrung wegen vergrößerter Frequenz auf den ſchon beſtehenden Bahnen, ſo ergibt ſich obiger Bedarf von 15 Proc. oder 528 Maſchinen. Allein der Bedarf im Lande iſt dennoch viel größer, weil alljährlich 3000 engl. Meilen neue Bahnen hinzu-

treten. Dürfte auf je vier Meilen eine Locomotive angenommen werden, wie dieß ſonſt durchſchnittlich der Fall iſt, ſo gäbe dieß einen Mehrbedarf von 750, alſo im Ganzen 1275 Maſchinen. Indeſſen modificirt ſich dieſer Bedarf aus verſchiedenen Urſachen, und man erſpart auch wohl noch an erſtgenannter Summe von 528. Gegenwärtig ſind mehr als 30 Etabliſſements in der Union mit Locomotivenbau beſchäftigt, von denen die anſehnlichſten ſechs bis acht Maſchinen allmonatlich liefern; andere können nur drei bis vier herſtellen. Es werden noch jetzt einige Locomotiven importirt, jedoch überſteigt die Ausfuhr dieſe Einfuhr bei weitem, und nicht nur der europäiſche Continent, ſondern ſogar England, beziehen Maſchinen aus amerikaniſchen Fabriken. E. P.

•

Ueber die Körperſtrafen in der Unions-Flotte läßt ſich ein Matroſe an Bord der Vereinigten Staaten-Fregatte „Savannah", der früher Setzer in der Druckerei der „New-York Tribüne" war, wie folgt vernehmen:

„Man hat jetzt verſchiedene neue Strafarten (Dank ſey es der falſchen Humanität einiger unſerer Staatsmänner, die gerne populär werden möchten) ſtatt der ſcheinbar mehr barbariſchen Peitſchenſtrafe eingeführt. So legt man z. B. einem Sträfling an Händen und Füßen Eiſen an, und hängt ihn dann an den Händen auf, ſo daß er gerade mit den Fußſpitzen die Erde berührt. In dieſer Stellung bleibt er ein bis zwei Stunden, kurz ſolange, als es dem erſten Lieutenant eben beliebt, und wenn er ſich nicht ruhig hält oder ſchreit, ſteckt man ihm noch einen Knebel in den Mund. Auf allen Schiffen ſtecken vier bis ſechs Käfige von dicken Brettern, die mit kleinen, ſechs Zoll von einander entfernten Löchern verſehen ſind. Dieſe Löcher laſſen gerade ſo viel ein, als zum Athmen des Eingeſperrten unumgänglich nöthig iſt. Auf unſerem Schiffe ſtehen dieſe Käfige, die eher für Wildkatzen als für menſchliche Weſen beſtimmt zu ſeyn ſcheinen, am heißeſten Orte; wer einen Vorgeſchmack der Hölle bekommen will, braucht nur eine Stunde lang darin auszuhalten. Der Gefangene kann ſeine Stellung nicht im Geringſten ändern, denn der Käfig iſt ſo ſchmal, daß er ſeine Arme eng an den Leib anſchließen muß, und jeder kommt naß wie eine ertrunkene Ratte heraus. Dieſe Käfige ſind ein prächtiges Surrogat für Dampfbäder, und ich will nächſtens die Regierung in einer Petition erſuchen, ein Modell davon in der Patent Office zu Waſhington auszuſtellen, zu Nutz und Frommen aller Kranken, welchen ihre Aerzte ruſſiſche Bäder empfehlen.

„Die Strafen in der Armee ſind bekanntlich ebenfalls ſo grauſam und barbariſch, daß man ſie eher in einem Tortur-Regiſter der ſpaniſchen Inquiſition, als in einem Militär-Strafcodex eines civiliſirten Volks zu finden hoffen ſollte. Wann wird der Congreß endlich dieſen Barbareien ein Ende machen, mit welchen die Ariſtokraten der Armee und Flotte den guten Namen unſerer demokratiſchen Republik ſchänden?"

Mit den ſchönen Inſtitutionen als Formen allein iſt's eben nicht gethan. Solange nicht ein jeder vor der eigenen Thür durch Selbſterziehung und Jugendbildung emporſtrebt nach höhern Gütern; ſolange der bekannte Refrain eines Liedchens treffende Wahrheit enthält

„Dollars and dimes, dollars and dimes,
An empty pocket's the worst of crimes;"

(Dollars und Zehncentſtücke, eine leere Taſche iſt das ſchlimmſte Verbrechen), ſo lange helfen alle Appellationen an Congreſſe u. dgl. nichts. Man muß übrigens geſtehen, daß bei den Leertaſchen der Muſterrepublik etwaige Erziehungsfehler nicht eben auf die liebevollſte Weiſe corrigirt werden, im Heer und der Flotte! Aber die armen Schelme von ausgewanderten deutſchen Landsleuten, welche von der Noth, vom landesüblichen „help-yourself" gedrängt ſolcher Abſcheulichkeit anheimfallen, ſie dauern mich!

E. P.

•

Lob der Deutſch-Amerikaner von einem Anglo-Amerikaner. Bei Gelegenheit der Erwähnung anglo-amerikaniſcher Anfeindungen der Deutſch-Amerikaner unter dem praktiſchen Voranſchritt der „Know-nothings", habe ich ungünſtiger Bewegungen von anglo-amerikaniſcher Seite gedacht. Es wäre ungerecht, wollte ich ein kürzlich in der Aſſembly des Staates New-York von einem anglo-amerikaniſchen Repräſentanten ausgeſprochenes Lob der Deutſch-Amerikaner mit Stillſchweigen übergehen, zumal vorher in derſelben Staatsverſammlung ebenfalls vielfache Schmähungen, nach derſelben Seite gerichtet, ausgeſprochen werden.

Der Turnverein von New-York trug auf Verleihung der Corporationsrechte an und es ſprach dagegen namentlich ein gewiſſer Backus, Abgeordneter von Brooklyn. Ein paar New-Yorker Blätter nannten dagegen Hrn. Backer, einen wirklich ehrenwerthen Abgeordneten von Montgomery, als den Opponenten, und dieſer ſah ſich daher veranlaßt, in einer nachfolgenden Verſammlung der Staatsrepräſentation das Wort zu ergreifen und wie folgt zu ſprechen:

„In dem New-Yorker Herald von geſtern und der New-Yorker Times von heute finde ich angegeben, daß ich der Bill für Incorporirung des Turnvereins opponirte, weil ſie von Deutſchen verlangt wird. Dieſe Angabe, Sir, iſt nicht wahr. Ich war ſtets zu Gunſten der Bill und habe heute für ſie geſtimmt. Als die Bill ſich geſtern im Hauſe unter Debatte befand, wünſchte ich das Wort zu erhalten, um für ſie zu ſprechen, wurde aber durch den Antrag auf Abſtimmung daran verhindert. Ich glaubte nicht, daß die Aſſociation unter der allgemeinen Incorporations-Acte incorporirt werden könne, und war deßhalb zu Gunſten dieſer Bill. Da ich, Sir, in einer Communität lebe, welche hauptſächlich aus Deutſchen und Abkömmlingen von Deutſchen zuſammengeſetzt iſt, ſo habe ich hinlänglich Gelegenheit, ihre Neigungen und ihre politiſchen Charaktere zu ſtudiren, und aus allen meinen Beobachtungen und meinem Verkehr mit denſelben bin ich überzeugt worden, daß es keine Claſſe unſerer Bürger gibt, welche rückſichtlich ihrer ehrenwerthen Beſtrebungen und ihrer aufrichtigen Liebe für, und ihre Anhänglichkeit an unſere freien republikaniſchen Inſtitutionen höher ſtehen als die Deutſchen und deren Abkömmlinge. Sir, ich liebe brave, ehrliche Männer, und da ich unter den Abkömmlingen jener rüſtigen und unverderbten deutſchen Anſiedler lebe, welche an der Gränze von der alten Tyron County unter ihrem unbezwinglichen und tapfern Anführer, General Harkiner, für unſere Freiheit kämpften, ſo würde ich weder meinen eigenen Gefühlen, noch den Meinungen und Gefühlen meiner Conſtituenten Gerechtigkeit widerfahren laſſen, wenn ich dieſe Gelegenheit vorübergehen ließe, ohne den braven Vertheidigern jenes Bodens, den ſie durch ihre ehrliche Mühe und ihre muthigen Herzen erkauft haben, den Tribut meiner Achtung darzubringen."

Ziehen wir hievon ab, was auf Rechnung der Rückſichten geſetzt werden muß, die ein Abgeordneter ſtets ſeinen Wählern ſchuldet, ſo bleibt immer noch Anerkennendes genug für die Deutſch-Amerikaner übrig, das ſie auch — trotz ihrer Fehler, Mängel und Gebrechen — reichlich verdienen. Wenn man noch ſo ſehr

ſubtrahirt und ganz von dem abſieht, was ſie ſeyn könnten und ſollten, dann erſcheinen ſie immer noch als gutes Salz der hieſigen Geſellſchaftsſuppe, welche durch den Anglo-Amerikanismus arg verpfeffert iſt. Daß ſie nicht mehr thun und leiſten als es geſchieht, muß ihnen ſchon darum beſtändig vorgerückt werden, um ſie einigermaaßen in Bewegung zu ſetzen. Die Erziehung durch Schmeichelei, wie beliebt ſie auch in Amerika iſt, taugt durch und durch nichts! E. P.

•

Der Sklavenmarkt in Louisville (Staat Kentucky). Folgende Schilderung, die ich in einem amerikaniſchen Blatte finde, erinnert mich durch einzelne Züge recht lebhaft an die Dienſtboten-Verhältniſſe in manchen Gegenden Deutſchlands, namentlich auf dem Lande.

„Am erſten Tage des neuen Jahres iſt dem alten Herkommen gemäß Sklavenmarkt. Schon früh Morgens verſammelten ſich alte und junge Neger, weibliche und männliche, von allen Schattirungen, Altern und Geſtalten; Neugierde, theils um ebenfalls ihre Bekannte hierher oder dorthin verkauft oder vermiethet zu ſehen, oder auch um ſich ſelber privatim unterzubringen, oder um vielleicht auch öffentlich preisgegeben zu werden, bringt ſie zu dem beſtimmten Platze. Dieſen findet man an der Ecke der vierten und Marketſtreet.

„Es iſt die Sitte unter den Sklavenhaltern, welche Diener und Dienerinnen vermiethen, daß ſie ihnen frei geſtatten, ſich ihre Herrſchaft ſelbſt zu ſuchen. Wenn es einem Neger oder Mulatten an ſeinem Platz nicht mehr gefällt, ſo ſagt er es ſeinem Herrn und ſucht ſich einen andern Miether. Es kommt hier nicht auf Klagen wegen Ueberarbeiten oder ſchlechte Behandlung an, ſondern allein der Wunſch des Sklaven beſtimmt in den meiſten Fällen.

„Die bei weitem größte Anzahl Farbiger wird gewöhnlich am Neujahrstage gemiethet. Die Woche vor Weihnachten bis Neujahr iſt eine Freiwoche für ſie, während welcher man ſie nicht zur Arbeit zwingen kann. Selbſt wer einen Schwarzen auf das ganze Jahr gemiethet hat, erhält dadurch kein Recht auf ſeine Dienſte in dieſer Woche; dieß iſt auch die Feſt- und Rechtswoche für alles, was Feſſeln trägt. Während dieſer Woche ſtehen ſie gewöhnlich zu Duzenden auf der Straße herum, oder an den Ecken, ſtets voller ausgelaſſener Schwänke und immer des heiterſten Muthes. In dieſer Woche ſchwindet ihr letztes Spendirgeld, was ſie ſich erſpart haben, entweder in Cigarren, Brändy, Wein oder andern Bedürfniſſen des Wohllebens; die afrikaniſchen Schönen promeniren zu dieſer Zeit in bedeutend vielen Läden umher, um ihre Spar-Dimes (Zehncentſtücke) zu Putz und Toiletten-Nothwendigkeiten zu verwenden. Lebhafte Aehnlichkeit hat dieſe Sitte mit der römiſchen, nach denen der Sklave auch alljährlich eine Woche der Freiheit und der Freude hatte. Nur gingen die alten Römer in derſelben noch weiter; während dieſer Freiwoche mußten die Herren ſich zum Bedienen bequemen. Das lehrte gar manchem, wie ſauer es ſey, Dienſt zu thun und hielt von Grauſamkeiten ab. — Doch zurück zu unſerer Zeit.

„Wer ſich vor dem Neujahrstage noch nicht vermiethet hat, verſucht es an dieſem auf dem Markt; diejenigen welche irgend einen Haken haben, oder die zu Hinterlaſſenſchaften gehören, oder irgend einer öffentlichen Verwaltung anheimfallen, werden meiſtbietend verſteigert.

„Etwa um 10 Uhr Morgens beginnt der Markt. Auf der einen Seite iſt die Verkaufsbühne, auf der andern die zum Vermiethen.

„Eine alte abgelebte, zahnloſe und eingeſchrumpfte Schwarze ſollte verkauft werden. Alte Neger werden nur höchſt ſelten von ihren Herren verkauft, da es hier mit Recht für ſchimpflich gilt; nur dringende Fälle entſchuldigen, wenn die betreffende Perſon zu widerſpänſtig, gefährlich oder ſchlecht zum Behalten iſt. Ob dieſe eine davon war? Der Auctionär ſchreit ſeit einer halben Stunde ſchon ſiebenzig Dollars als den gebotenen Preis aus. Er verſucht alles, um ein höheres Gebot zu erhalten; er iſt beredt in ſeinen Anpreiſungen; er wird ſpöttiſch über den Preis; er iſt politiſch und patriotiſch; er wirft Elogen auf alle, die mehr bieten, und endlich kömmt einer der einundſiebenzig ſagt. Das Schiff iſt vom Eiſe los; das Bieten geht flott; doch iſt das nicht lange. Mit aller Beharrlichkeit hat unſer Auctionär ſeine Waare zu nicht mehr als 85 Dollars verkauft. Ein menſchliches Weſen und 85 Dollars — wiegen gleich.

„Gegenüber iſt der Stand zum Vermiethen eben von einer zwanzigjährigen, blühenden, vollen und niedlich gekleideten Mulattin eingenommen; dort wiegt man nicht die Silberlinge in der Hand, ehe man ſie ausruft. Die Gebote ſteigern ſich ohne Zuthun des Auctionärs. Er hat aber auch die Beredtſamkeit ſeiner Zunge und Lunge nicht nothwendig; die vollen Hüften des Mädchens ſprechen lauter. Hundert Dollars per Jahr iſt ihr Preis; mehrere folgen noch zu verſchiedenen Werthen. Doch bemerkt man bei allen, wie bei jedem Höhergebot ihre Eigenliebe betheiligt iſt.

„Nachmittag ereignet ſich eine Scene, die wohl bemerkenswerth iſt. Vier Neger werden von ihrem frühern Miether wieder meiſtbietend erſtanden. Sie weigern ſich aber zu ihm zu gehen; ſie erklären poſitiv, nicht wieder zu ihm hin zu wollen. Das Volk herum murrt laut; es nimmt die Partei der Neger. So gehts gewöhnlich. Wenn Neger in der Arbeit unrecht behandelt werden, ſo gilt das als der größte Schimpf.

„Gegen acht Uhr war das öffentliche Anerbieten vorüber; doch ſtanden noch Schaaren von Farbigen umher, theils um Diener zu werden, theils um luſtig zu ſeyn. Der letzte Tag mußte bis an die Hefe gegoſſen werden, und dann morgen — an die Sklavenarbeit.“

Dieſe Schilderung bedarf ſonſt keiner weiteren Bemerkungen an dieſem Orte. E. P.

•

Die Strafluſt der Amerikaner ſpricht ſich bei allen Gelegenheiten deutlich aus. Vor kurzem wurde das Verfahren des Gerichts zu Rockford im Staate Illinois in einer öffentlichen Verſammlung „als eine Schande für das ganze Land“ erklärt, weil daſſelbe einen Mann, Namens William Moore, der einen andern erſchlagen hatte, nur zu einem Jahre Bußgefängniß (Penitentiary) verurtheilte, indem die Geſchwornen ihn nur der Tödtung — ein geringer Grad des Todtſchlags — ſchuldig erklärt hatte. Wäre die Erziehung der Amerikaner nicht ſo äußerſt vernachläſſigt, ſo würde ihre barbariſche Strafluſt theils ſchwinden, theils aber unnöthig erſcheinen aus Mangel an Straffällen. Aber ſich um die Bildung des Menſchen nicht zu kümmern, oder ihn obendrein verziehen und dann durch rohe, blutdürſtige Strafen den zum großen Theil eigenen Fehler rügen, oder beſſer geſagt rächen zu wollen, das bekundet nichts als Rohheit. E. P.

Miscellen.

Inschriften in Khorsabad. In den französischen Journalen finden sich Briefe, welche sämmtlich sehr beklagen, daß die Regierung die Nachgrabungen hat einstellen lassen, gerade in einem Augenblick, wo die Entdeckungen von Place so große Hoffnungen erweckten; wir werden aus einem dieser Briefe im nächsten Hefte einige Nachrichten mittheilen, und erwähnen hier nur aus einem Briefe des Hrn. Thomas (s. Athen. Franç. 10 Junius) der gleichfalls der wissenschaftlichen Expedition in Mesopotamien zugetheilt war, daß man im Umkreis von Khorsabad nicht bloß Keil-Inschriften, sondern auch phönicische und selbst hieroglyphische auffand.

•

Nachrichten von Krapf. Das März-April-Heft des Bull. de la Soc. de géogr. enthält einen Brief Krapfs vom 30 August vor. J. an Hrn. Jomard, worin er sich für die ihm von der französischen geographischen Gesellschaft ertheilte Medaille wegen der Entdeckung des Kilimandscharo bedankt. Aus dem weitern Verauf seines Briefes heben wir nachstehendes heraus: „Mein Freund und Mitarbeiter Rebmann ist der erste Europäer der im J. 1848 den Kilimandscharo sah. Ich selbst erblickte ihn in den Jahren 1849 und 1851 während meiner Reise nach Mombas, und zugleich entdeckte ich einen andern Schneeberg, Namens Kenia oder Kirenia (sonst Oldoinio Eibor oder weißer Berg) genannt, wie ihn die Wakuafi nennen, eine Gruppe von Hirtenstämmen im Innern des Landes. Ich muß hier bemerken, daß der Name Kilimandscharo der Sprache des Volks von Zeita anzugehören scheint, welche ihn Ndscharo nennen (Kilimaja bedeutet in ihrer Sprache einen Berg). Da die Leute von Zeita sehr nahe an der Küste wohnen, so vermuthe ich, daß die Sohelili, welche den Namen nach der Küste brachten, ihn aus dieser Sprache entlehnten. Da aber der Name Kilimandscharo einmal geläufig geworden ist, so möchte ich ihn nicht in einen Berg Ndscharo umwandeln, und es ist besser ihm den einmal geläufig gewordenen Namen zu lassen. Der Einwurf, den man in England gegen das Liegenbleiben des Schnees auf dem Gipfel erhoben hat, ist nach meiner und meines Freundes Rebmann Ansicht von geringem Gewicht. Ich glaube, daß der Berg eine relative Höhe von mindestens 10,000′ hat, während das Land, aus dem er sich erhebt, selbst schon 2—3000′ über das Meer aufsteigt. Fügt man hinzu, daß in der Nähe des Kilimandscharo Berge von 6—7000′ Höhe sind, daß das ganze umliegende Land mit Gras und Wald bewachsen ist, daß im Süden des Aequators keine Wüste liegt; erwägen wir ferner, daß der kuppelartige Gipfel des Berges sehr steil ist, daß kalte Seewinde hier 8 Monate des Jahres hindurch herrschen, daß die Seewinde über die gebirgigen Länder Usambara, Pare und Aruscha wehen müssen, daß die Nordwinde (in den Monaten November und April) über die Gebirge von Ukambani und Kikuyu herkommen, und die Berge in eine Gruppe sich zusammenschließen, die den Kirenia bildet, so spricht alles dieß zusammengenommen für die Wahrscheinlichkeit von Schneebergen in Ostafrika. Ich bin überzeugt daß die 13—14,000′ hohen Gebirge Abyssiniens ewigen Schnee hätten, wenn nicht die Wüsten von Nubien und Adal und noch andere Umstände entgegen wären. Die physischen Verhältnisse im Süden des Aequators sind gänzlich verschieden von denen im Norden. Ich habe mich in letzter Zeit mit der Sprache der Wakuafi bekannt gemacht, welche sich über einen großen Theil des äquatorialen Afrika's von Nigritien im Westen bis Kikuyu im Osten, wo die Familie der braunen Nationen beginnt, zu verbreiten scheint. Die im Osten übliche Sprache scheint eine lexikographische Verwandtschaft mit dem Arabischen in seiner ursprünglichen Form zu haben; die Grammatik neigt sich den Sprachen der braunen Völker zu, welche den ganzen afrikanischen Continent südlich von dem Aequator bewohnen, und eine gemeinsame Sprache in zahlreichen Dialekten zu reden scheinen. Ich habe ein Wörterbuch der Wakuafisprache an die Missionsgesellschaft in London geschickt, zugleich mit einer Beschreibung der Sitten und Gebräuche der Wakuafi, welche um die Nilquellen wohnen, die man in der Breite des Kirenia suchen muß; diesen Landstrich betrachten die Wakuafi als den Urfitz ihres Stammes; sie selbst nennen sich Loikob, den Namen Wakuafi oder Akab haben ihnen die Stämme in der Nähe der Küste gegeben. Wie viel ist noch in dieser terra incognita des afrikanischen Continents zu entdecken! Die Araber der Ostküste kennen das Verlangen der Europäer, die unbekannten Länder des Innern kennen zu lernen, statt aber die Entdeckungen zu begünstigen, suchen sie solche aus politischen oder andern Gründen zu verhindern. Kürzlich wurde ich an hoher Stelle auf Zanzibar hart getadelt, daß ich dem französischen Consul über die Küste von Usambara geographische Mittheilungen gemacht hatte. Dieser Consul, Hr. de Belligny, hatte bloß einige geographische Fragen an mich gerichtet, die Araber glaubten aber darin politische Absichten zu erblicken." Dr. Krapf nahm diesen Brief selbst nach Aden mit, da er sich auf seiner letzten Reise nach Ukambani durch das Essen von Wurzeln, Knospen u. s. w. vermischt mit Schießpuler eine Unterleibskrankheit zugezogen hatte, gegen welche er bei europäischen Aerzten Linderung suchte.

•

Der Reisende Anderson, dessen wir schon im J. 1850 (Nr. 289) als Begleiter Galtons im Damara-Land gedachten, soll nach dem Bull. de la Soc. de géogr. (März-April) an die Akademie in Stockholm unter dem 11 November v. J. geschrieben und ihr Nachricht von seinen naturhistorischen Entdeckungen gegeben haben. Dabei ist angegeben, er sey bis 2° 56′ S. B. u. 20° 45′ S. B. von P. vorgedrungen, also weiter als bisher je ein bekannter Reisender. Die Nachricht hat etwas unwahrscheinliches, besonders, da von einer Rückkehr Andersons nichts gemeldet wird, denn wie sollte er Nachrichten aus solcher Entfernung von allem europäischen Verkehr heraussenden. Sollte sich die Nachricht bestätigen, dann müßten wir über Krapfs und Rebmanns Forschungen bald im Klaren seyn.

•

Eine Nachricht über Leichardt. Obwohl an Leichardts und seiner Gefährten Tode wohl kaum zu zweifeln, so hat man doch bis jetzt noch keine bestimmte Kunde darüber. Nach einem kürzlich aus Melbourne eingetroffenen Brief hat ein Hr. Hester, Polizei-Intendant am König Georgs Sund (in Westaustralien) die Nachricht gegeben, daß Spuren von Leichardts Expedition, bestehend in zerbrochenen Uhren, Werkzeugen u. s. w. 200 Meilen ostwärts von der fernsten Station der Schwanenfluß-Colonie gefunden worden seyen. Näheres erwartet man mit dem nächsten aus Westaustralien ankommenden Schiffe. (Nach der Liter. Gaz. 3 Junius.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Eine Wochenſchrift

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Nr. 25. 23 Junius 1854.

Rußlands Fortſchritte in Centralaſien.

Unſere Leſer erinnern ſich vielleicht, daß vor einigen Monaten ein Artikel aus dem Krakauer Czas über die Plane der Ruſſen in Aſien und die Organiſirung der Kirgiſen und Turkomanen ziemlich die Runde durch die wichtigſten deutſchen Blätter machte. Auch die Allgem. Zeit. hatte ihn aufgenommen und lieferte kurz darauf einige Gegenartikel; wir haben dieſen Streit in Nr. 16 dieſes Blattes kurz erwähnt und bemerkt, daß wenn die Angaben des Czas übertrieben ſchienen, ſein Gegner nicht völlig Recht habe. In neuerer Zeit iſt die Nachricht von der Feſtſetzung der Ruſſen in, oder wenn man will von einem Bündniß der Ruſſen mit Chiwa nach Europa gelangt, und die engliſchen Miniſter haben im Parlament die Richtigkeit der Sache bezweifelt; die Times in ihrer zuverſichtlichen Manier meinte, wenn die Sache auch wahr ſey, ſo habe ſie nichts zu bedeuten, denn alle dieſe centralaſiatiſchen Staaten ſehen miteinander nicht im Stande, auch nur 500 Mann auf einem fernen Zuge zu unterhalten, und daß man in Indien ſich ſo viel mit der Geſchichte beſchäftige, das ſey die Sache von Officieren, die gerne Beſchäftigung und Avancement hätten. Wir können dagegen nur anführen, was wir früher ſchon geſagt: daß England ſeine Gründe hat, die centralaſiatiſchen Angelegenheiten in Europa vornehm zu ignoriren, daß allerdings an der Macht Englands einen Angriff auf Indien von Nordweſten her zurückzuſchlagen, nicht im mindeſten zu zweifeln ſey, daß aber die Anweſenheit eines ſolchen Feindes *an der Gränze* für England die ernſtlichſten Verlegenheiten herbeiführe, und es zu dauernden großen Anſtrengungen, ſomit zu Ausgaben, nöthige. Das iſt etwas ganz anders, als das Hinſchicken einer ruſſiſch-turkomaniſchen Armee nach Indien. Aus dieſem Lande führen nach Afghaniſtan nur zwei brauchbare Päſſe: der Bolanpaß von Sind herauf, und der Kheiberpaß von Peſchawer nach Dſchellalabad. Dieſe zwei Päſſe ſind ſo ſchwierig, daß die Engländer gegenwärtig die Umwohner des letztern, der ihnen der wichtigſte iſt, erkaufen, um kleine Forts darin anlegen zu können. Einige von europäiſchen Officieren befeſtigte und von europäiſchen Artilleriſten vertheidigte Poſitionen könnten den Engländern den Zug nach Afghaniſtan geradezu verbieten, während ſie ſelbſt das Herausbrechen aus dem Lande kaum verhindern könnten. Eine ſolche Stellung in den Händen einer europäiſchen Macht wäre eine furchtbare Waffe gegen die Beherrſcher Indiens, die als Fremde ſtets eine mächtige Zahl von Feinden haben. Wir wollen den Streit über die Möglichkeit eines Angriffs auf Indien nicht aufwärmen, und erwähnen nur daß in England ſelbſt die Anſichten ſehr getheilt ſind, worüber ſich Zeugniſſe genug anführen ließen, und daß die indiſchen Blätter nicht ſowohl den jetzigen engliſch-franzöſiſch-türkiſch-ruſſiſchen Krieg fürchten, als den darauf folgenden Frieden, falls nicht Rußland gänzlich gedemüthigt würde; denn wenn dieß nicht geſchehe, werde Rußland im Frieden, den man dann nicht plötzlich wieder werde brechen wollen, drohendere Fortſchritte machen als jetzt im Kriege. Erwägt man die unaufhörlich wiederholte Beſorgniß vor einem ungenügenden faulen Frieden, ſo erkennt man deutlich, daß es Englands aſiatiſche Intereſſen ſind, die neben den europäiſchen, allgemeinen, berückſichtigt werden. Da die Sache von vielfachem Intereſſe iſt, und das Auseinanderſetzen perſönlicher Anſichten von keinem Werth iſt, ſo theilen wir hier einen neuen Artikel des Czas (ſ. Nr. vom 4 Jun.) mit, wo derſelbe Correſpondent, von dem der frühere, obenerwähnte und in der Allgem. Zeit. ſpeciell bekämpfte Artikel herrührt, ſich folgendermaaßen vernehmen läßt. [1]

„Das laufende Jahr iſt ein außerordentliches, ſelbſt die Träume und Phantaſien werden im Laufe desſelben zur Wirklichkeit! Als ich im December v. J. Ihnen berichtete, daß Rußland eine rieſenhafte Expedition nach dem engliſchen Indien ausrüſte, daß es außer der orenburgiſchen Armee und den ihm unterworfenen Kirgiſenhorden, auch die Chane von Chiwa und Buchara an der Spitze ihrer beutelüſtigen Schaaren von Usbeken, Karakalpaken und andern wilden nomadiſchen Horden Centralaſiens, ſowie die kriegeriſchen Afghanen unter Anführung des hartnäckigen Feindes der Engländer Doſt Mohammed gegen die indiſche Macht in Indien dränge, da rief die Allgem. Zeit., die ein ſo großes Anſehen in ganz Europa genießt, aus: das ſind Phantaſien und Träumereien! In einigen langen Artikeln bewies dieſe Zeitung [2] ſtrategiſch und politiſch die Unwahrſcheinlichkeit eines ruſſiſchen Zuges gegen Indien. Auf den erſten Artikel antwortete ich in meiner Correſpondenz vom 10 Febr. mit Nachweiſung der Ausführbarkeit eines ſolchen Zuges. Jetzt gibt die *That*, der Zug ſelbſt eine beſſere Antwort, und wirft den

[1] Derſelbe iſt bloß bezeichnet „aus Rußland, 28 Mai.“

[2] D. h. einer ihrer Correſpondenten. A. d. R.

ganzen gelehrten Bau wortreicher Beweiſe, das ganze Feſtungswerk von Ausfällen gegen den ruſſiſchen Zug um, wie der Wind die aus Nebel aufgebauten Schlöſſer zerſtört. Nur die Geſchütze und Bajonette einer angloindiſchen Armee am Indus oder auf den Höhen des Hindu-Koh können wirkſamen Widerſtand leiſten.

„Die bisher vor Europa verborgenen und nur denen, welche in die Beſtrebungen der ruſſiſchen Politik im Innern Aſiens eingeweiht ſind, bekannten Plane Rußlands, von denen ich Ihnen im December berichtete, werden jetzt vor ganz Europa offenkundig. Rußland hat mit den Chanen von Chiwa, Buchara, Balkh, Khunduz, mit dem Schah [1] von Cabul, kurz mit allen Fürſten von Turan und Afghaniſtan vom kaſpiſchen Meer bis zum Indus Bündniſſe abgeſchloſſen. Perſien ſchwankt noch, ob es einen ſolchen Tractat mit Rußland abſchließen ſoll. Dieſe Dinge ſind gewiß ſchon in Europa bekannt, aber ich kann Ihnen noch mehr berichten. Das beſondere Corps, das Rußland am kaſpiſchen Meere organiſirt hat, die ſogenannte orenburgiſche Armee, die aus zahlreichen Regimentern leichter Reiterei, Koſaken und Kirgiſen, ſo wie aus Infanterie, Artillerie und Tauſenden mit Kriegsbedürfniſſen beladener Kameele beſteht, iſt ſchon im Februar aufgebrochen, um Chiwa zu beſetzen und den Chanen von Buchara und Cabul die verſprochene Hülfe zu bringen. Das Bündniß Rußlands mit den Fürſten von Turan und Afghaniſtan wird von den Zeitungspolitikern falſch aufgefaßt: ſie ſprechen ein Breites von dem Tractat mit Chiwa, und erwähnen kaum der Uebereinkünfte mit den Chanen von Buchara und Cabul. Der Tractat von Chiwa, oder vielmehr die Abtretung Chiwa's gegen eine beſtimmte jährliche Geldſumme für den von der Plünderung der Karawanen lebenden Chan, iſt unbedeutend in Vergleich zu dem Bündniß mit den Chanen von Buchara und Cabul. Chiwa iſt nichts als eine am Unterlauf des Dſchihun in der Nähe des Aralſees mitten in einer weiten Wüſte liegende Oaſe; dieſe hat 20 Meilen Länge, 15 Meilen Breite, 250,000 Einwohner, iſt rings von ſandigen Steppen und ſalzigen Wüſten umgeben, die im Vergleich zum Meere, wie ganz Turan, ſo niedrig liegen, daß man allenthalben wenige Fuß unter dem Sand Waſſer findet. Chiwa iſt übrigens bei einem ruſſiſchen Zug gegen Indien nur als militäriſche und commercielle Station bedeutend, es iſt eigentlich eine rieſenhafte Veſte in der Wüſte, eine ſichere Niederlage von Kriegsvorräthen und Waaren, ein ungeheures Hotel an einer Landſtraße, auf der die Karawanen mit den Waaren China's und Indiens ziehen, und wo jetzt eine Räuberbande hauſt.

„Buchara dagegen iſt der mächtigſte Staat von Turan, von dem alle Chanate dieſes Landes mehr oder minder abhängen. Buchara ſelbſt hat einen Umfang von 8000 Quadratmeilen und drei Millionen Bewohner. Das Land iſt fruchtbar, reich an Getreide und an ungeheuern Heerden von Pferden, Kameelen und Rindvieh. Zudem concentrirt ſich in der von 200,000 Menſchen bewohnten Hauptſtadt der ganze innere Landhandel Aſiens, hier treffen alle Straßen der Karawanen aus China, Indien, Perſien und Rußland zuſammen. Das Land blüht ſeit uralten Zeiten durch den Handel, und nicht weit von Buchara liegen die Ruinen des einſt weltberühmten Samarkand, deſſen Handel Buchara geerbt hat; kaum einige Hundert Häuſer ſtehen noch daſelbſt.

„Der Bund Rußlands mit dem Emir von Cabul, dem thätigen und tapfern Doſt Mohammed, iſt eben ſo wichtig in commerzieller Beziehung als das Bündniß mit Buchara, und noch weit wichtiger in militäriſcher bezüglich einer ruſſiſchen Expedition gegen Indien. Der Emir, welcher die Engländer beſonders haßt, iſt der mächtigſte Häuptling Afghaniſtans, und gewiſſermaaßen der Suzerain aller Fürſten dieſes Landes, der Chane von Herat, Candahar und Peſchawer. [1] Afghaniſtan iſt die Vormauer Indiens, eine ungeheure, von der Natur aufgeworfene Schanze vor den Thoren Indiens. Stellen wir uns eine Hochfläche vor, die im Weſten und Norden im Halbkreis durch die Gebirge des Hindu-Koh umgeben iſt, die ſich von dem Meere und der Indusmündung bis zu dem himmelanſteigenden Himalaya herumziehen. Dieſe Gebirge fallen in ſehr ſteilem Abhang gegen Norden in die niedrige Fläche von Turan ab, während ſie in unbedeutenden Hügeln nach dem Thale des Indus ſich ſenken. Zehn Millionen Afghanen bewohnen dieß gebirgige, fruchtbare und ſchöne Land, das von herrlichen Thälern mit dem angenehmſten Klima von der Welt durchzogen iſt. Die Afghanen, ein kriegeriſches Volk von turkomaniſchem Stamm [2], unterſcheiden ſich von den übrigen tatariſchen Stämmen durch ihre Freiheitsliebe und durch eine mehr ariſtokratiſch-militäriſche als deſpotiſche Regierungsform; die Gewalt des Emirs iſt ziemlich beſchränkt. Nur Ein Uebergang durch die Gebirge des Hindukoh, der berühmte Engpaß des Hindu-Kuſch, führt aus den niedrigen Ebenen von Turan in das gebirgige Afghaniſtan, und dann weiter in das reiche Indien. Durch dieſen Engpaß ſind alle Eroberer dieſes ſchönen und unglücklichen Landes gezogen. Wenn es einmal Rußland, welches gegenwärtig ein Bündniß mit dem Beherrſcher von Cabul geſchloſſen hat, gelänge, ſich Afghaniſtans zu bemächtigen, dieſer Indien umſchließenden Veſte, ſo würde es alsbald die Herrſchaft der Engländer in Hindoſtan in Wahrheit bedrohen. Ich bin überzeugt, daß Großbritannien leicht den jetzigen Plan Rußlands zurückſchlagen kann, und daß es, wie im J. 1838, in Afghaniſtan eindringen und an der Mauer des Hindukuſch ohne Schrecken die verbündeten ruſſiſchen Truppen und tatariſchen Horden erwarten würde. Dennoch wird der Bund Rußlands mit den Völkern von Turan, der Beſitz von Chiwa und Buchara, der Haupthandelsplätze von Centralaſien, ſo wie die Beherrſchung des ganzen innern Handels dieſes Welttheils einen überwältigenden Einfluß auf das Schickſal Centralaſiens üben, und vielleicht daſſelbe gänzlich umgeſtalten. Auch darf man die Verſtärkung und Hülfe, die dem ruſſiſchen Reich

---

[1] Er führt bekanntlich nicht dieſen Titel, ſondern nennt ſich nur Emir, ſolche kleine Fehler ſind indeß von keiner Bedeutung; wichtiger iſt daß die Angloindier immer noch den Emir von Cabul als zweifelhaft darſtellen, obwohl ſie ihm mißtrauen, und meinen auch wenn ein Freundſchaftsbündniß mit ihm zu Stande käme, ſo könnte doch zwiſchen Engländern und Afghanen kaum je auf wahre Zuneigung zu rechnen ſeyn. Abgeſehen von dem engliſchen Feldzug nach Afghaniſtan und deſſen Folgen, beſtehen auch alte hiſtoriſchen Gründe für die Abneigung der Afghanen, namentlich der indiſchen, gegen die Engländer.

[1] Letztere Stadt iſt bekanntlich jetzt in engliſchen Händen, der ehemalige Beſitzer aber, der ſchon von Randſchit Singh halb verdrängte Sultan Mohammed Chan, ein Bruder Doſt Mohammeds, befindet ſich in Cabul und ſoll namentlich gegen die Engländer und ein Bündniß mit ihnen intriguiren.

[2] Dieß iſt bekanntlich ein Irrthum, denn die Afghanen ſtehen der Sprache nach zwiſchen den Alt-Indern und den alten Perſern und ſind ein ariſches Volk. Solche ethnographiſche Fehler kommen indeß hier nicht in Anſchlag.

aus dieſen kriegeriſchen und abgehärteten Horden der unabhängigen Tatarei erwachſen, nicht zu gering anſchlagen. Obgleich viele, welche die kriegeriſchen Thaten der Mongolen und Tataren nicht hinreichend kennen, ihre Heere für ordnungslos kämpfende Haufen halten, ſo zeigt doch die Geſchichte ſowohl ihrer alten Züge gegen China, Indien und Europa, ſo wie ihrer ſpätern Kämpfe, daß dieſe ſeit uralter Zeit kriegeriſchen Horden ihre eigenen Grundſätze der Strategie, d. h. der Kriegführung, hatten und noch haben, ſo wie der Natur ihres Heeres und des Landes, wo ſie Krieg führen, angemeſſene taktiſche Regeln; ſie können in der Durchführung der Plane der Ruſſen oder der Vorſehung den erſtern eine große Hülfe ſeyn.

„Gott, der die Schickſale der Völker leitet, eröffnet Rußland ein eigenthümliches Feld der Thätigkeit, während die weſtliche Coalition ſeinem Einfluß in Europa Schranken ſetzen will. Vielleicht liegt die von der Vorſehung Rußland zugewieſene Thätigkeit nicht in Europa, ſondern in Aſien; vielleicht wendet ſich ſein in Europa zurückgedrängter Einfluß mit doppelter Kraft dahin. Rußland, geiſtig und politiſch den aſiatiſchen Völkern überlegen, weckt vielleicht das ſchlummernde, ſeit Jahrhunderten im Todesſchlaf liegende Aſien, und treibt es vorwärts auf die Bahn des Fortſchritts. Waren doch einſt die jetzt öden Flächen Turans in der ganzen Welt berühmt durch ihren Handel, durch Induſtrie und Bildung; Städte wie Samarkand und Balch, mit einer Bevölkerung von einer halben Million, erhoben ſich in dem fruchtbaren, reichen Lande; der Oxus und Jaxartes, mit Schiffen bedeckt, durchſtrömten die üppigen, bewohnten Ufer eines von den Alten als Paradies bezeichneten Landes. Dieſen alten Stand der Dinge zurückzuführen, kann Rußlands Beſtimmung ſeyn, wenn ſeine in Europa gehemmte Macht ſich nach Aſien wendet.

„Wie dem aber auch ſeyn mag, der ruſſiſche Zug gegen Indien und die mit den Beherrſchern von Turan und Afghaniſtan geſchloſſenen Bündniſſe geben jetzt dem Brande des ſich entzündenden Kriegs neue Nahrung. Ich erinnere Sie, daß ich im Junius des vorigen Jahres, wo niemand noch an Krieg dachte, Ihnen von Warſchau aus berichtete, daß Rußland ſich zu einem rieſenhaften Kampf vorbereite und alle ſeine Kräfte anſtrenge. In meiner Correſpondenz vom December vorigen Jahres ſchrieb ich, daß es einen Zug nach Indien vorbereite, und ſich bemühe zu dieſem Zweck Verträge mit den Völkern Centralaſiens abzuſchließen, daß bald die zwei größten Mächte der Welt zum Todeskampf hervortreten und der Kampf auf einer rieſenhaften Linie von Archangel über Finnland, die Donau und den Kaukaſus bis zu den Gränzen China's und dem ſtillen Ocean ſich ausdehnen werde. Dieſe Behauptung zu einer Zeit, wo jedermann noch an Frieden glaubte, erſchien als eine Phantasmagorie. Später im Januar dieſes Jahres ſchrieb ich Ihnen, daß die Bearbeitung der griechiſch-ſlawiſchen Bevölkerung der Art ſey, daß nach dem Ueberſchreiten der Donau durch die Ruſſen ein griechiſch-ſlawiſcher Aufſtand erfolgen, und die Schwierigkeiten des ohnehin ſchon hinreichend ſchwierigen Auftretens der Weſtmächte in der Türkei mehren werde; die Griechen erwarteten nicht einmal dieſen Uebergang der Ruſſen über die Donau, und ſtanden vorzeitig auf. Ich erinnere Sie an die Bewahrheitung aller meiner frühern Berichte nur darum, damit meine jetzigen Nachrichten über den Aufbruch der orenburgiſchen Armee nach Chiwa und Buchara, ſowie über die Verbindungen und Verträge Rußlands mit den Beherrſchern von Turan und Cabul mehr Glauben in Ihren Augen finden möchten.“

Wir wollen dieſem jedenfalls beachtenswerthen Schreiben keinen weitern Commentar hinzufügen, und bemerken bloß, daß nach allen in Indien angelangten Nachrichten zu Cabul lebhafte Unterhandlungen mit Abgeſandten aus Perſien und Buchara gepflogen werden, daß Doſt Mohammed mit dem brittiſchen Commiſſär in Peſchawer, Major Edwards, einen Briefwechſel unterhält, daß aber die Meinung dahin geht, Doſt Mohammed, deſſen Stellung natürlich die ſchwierigſte iſt, da er einem augenblicklichen engliſchen Angriff ausgeſetzt wäre, ſpiele doppeltes Spiel. Die Anſichten — freilich nicht die officiellen, von denen man nichts weiß — ſchwanken deßhalb über den einzuſchlagenden Weg, ob man eine Allianz mit Doſt Mohammed ſuchen oder Afghaniſtan beſetzen ſolle. Einzelne Stimmen, vielleicht nicht die unbedeutendſten, ſcheinen ſich zu der Anſicht hinzuneigen, daß Doſt Mohammed, und wenn auch dieſem, doch den Afghanen überhaupt nicht zu trauen ſey, daß es aber ſehr unklug wäre, ſich in einen weitausſehenden Feldzug nach Afghaniſtan und Perſien einzulaſſen, ſondern daß man die nach Indien herabführenden Päſſe, alſo den Kheiber-, und vielleicht auch den Bolanpaß befeſtigen und beſetzen müſſe. Dieſe gehen namentlich von der Anſicht aus, daß Rußland die Engländer zu einem neuen afghaniſchen Feldzug, alſo zu unermeßlichen Ausgaben zu verlocken ſuche. Was an der ganzen Sache iſt, muß jedenfalls eine gar nicht ferne Zukunft zeigen.

Fragmente aus Sicilien.

Von Gregorovius.

2. Die normänniſche Periode Siciliens.

Zwei weit von einander entlegene Tafelländer, England und Sicilien, hatte ein und daſſelbe ſtreitbare, glückliche aber ſchnell verblühende Geſchlecht der Normannen zu einer und derſelben Zeit erobert. Wie hier, ſo dort hatte es in Folge der Eroberung den Inſeln den Feudalismus eingepflanzt, ſie mit Baronien und Majoraten angefüllt, die noch heute dauern, und eine ariſtokratiſche Conſtitution geſchaffen, welche ſich in England mächtig entwickeln, in Sicilien zwar verkümmern, aber niemals erlöſchen ſollte.

Dieſe innere Verwandtſchaft zwiſchen England und Sicilien iſt ſehr merkwürdig, und dürfte ſie nicht manche hiſtoriſche Beziehungen beider ſeit der franzöſiſchen Revolution erklären, von denen ich nur die durch die Engländer gegebene ſicilianiſche Conſtitution von 1812 erwähnen will?

Kurz dauernd, ſchnell blühend war die Herrſchaft der ſiciliſchen Normannen. Sie umfaßt ein Jahrhundert. Ein ordnender Ver-

ſtand, Conſequenz, Kühnheit und Wildheit, weit um ſich greifende Politik, Großartigkeit in Plänen und Unternehmungen zeichnete dieſe Dynaſtie aus, bis ſie der ſaraceniſchen Ueppigkeit, dem Klima und der zügelloſen Parteiwuth erlag. Wir wollen die Periode dieſer Herrſchaft hier überblicken.

Im Jahre 1038 war Georg Maniaces von dem griechiſchen Kaiſer Michael zur Vertreibung der Saracenen nach Sicilien abgeſchickt worden. Er hatte Gaimar, den Herzog von Salerno, gebeten, ihm die kleine Normannenſchaar, welche ſeit einiger Zeit in ſeinen Dienſten ſtand, zu dieſer Unternehmung mitzugeben. Gaimar hatte ihm 300 Normannen unter dem Befehle Wilhelms des Eiſenarms, Drogo's und Hamfrieds überlaſſen. Nun ſtürzten ſich Griechen und Normannen auf die Inſel und entriſſen den uneinigen Arabern im Fluge Meſſina, Syrakus, viele andere Städte. Die Theilung der Beute entzweite ſie, denn der habſüchtige Grieche verdrängte die Normannen und beleidigte ſie ſchimpflich. Hierauf verließen dieſe insgeſammt heimlich das Lager und ſegelten nach Italien. Dort wollten ſie ſich ſchadlos halten. Sie überfielen Melfi und einige andere Städte Apuliens, wo ſie ſich feſtſetzten. Damit begann die Entſtehung ihrer ſelbſtändigen Macht. Kaum war dieß geſchehen, als die Griechen Sicilien verließen, um die Normannen aus Apulien zu verjagen, wo ſie indeß nichts ausrichteten. Darüber erholten ſich die Araber und riſſen alle verlorenen Städte der Inſel wieder an ſich.

Es vergingen nun einige Jahre ohne große Ereigniſſe. In Apulien hatten die Normannen feſten Fuß gefaßt. Wilhelm hatte ſich dort zum Grafen aufgeworfen, Drogo dann ſein Reich geerbt, Hamfried endlich nach deſſen Tode den beſiegten Papſt Leo IX gezwungen, ihn mit Apulien rechtskräftig zu belehnen. Friſche Zuzüge aus der Normandie waren angekommen, unter ihnen Robert Guiscard, der nach Hamfrieds Tode im Jahre 1056 ſich zum Herzoge von Apulien und Calabrien ausrufen ließ; ſpäter kam auch ſein jüngſter Bruder Robert, welcher in Sicilien ſein Glück zu verſuchen dachte.

Beide Brüder hatten im Jahre 1060 bereits Reggio erobert und von hier aus die Küſte der ſchönen Inſel unmittelbar vor Augen. In einer Nacht ſetzte Roger mit nur 60 Begleitern nach Meſſina hinüber, den Zuſtand des Landes zu erkundſchaften, und nachdem er mit tollkühner Tapferkeit mit den herausſtürmenden Saracenen ſich am Strande herumgeſchlagen hatte, ſtieg er wieder ins Schiff und ſegelte nach Reggio zurück. Kurze Zeit darauf rief ihn das Glück von ſelbſt, nun alles Ernſtes an die Unternehmung ſich zu wagen. Denn es erſchien vor ihm Bencumen, Emir von Syrakus, welchen ſein Bruder Belcamed vertrieben hatte, gab ihm Kunde von der heilloſen Zerrüttung Siciliens und forderte ihn aus Rachluſt auf, hinüberzukommen und dem Araber das ſchöne Beſitzthum zu entreißen.

Das Unternehmen war gleichwohl nicht leicht, denn die Saracenen leiſteten tapfern Widerſtand, und ſelbſt von Afrika kamen friſche Heere, ſich Roger entgegenzuwerfen, welcher nach einem blutigen Kampfe Meſſina erobert hatte. Sein Bruder Robert vereinigte ſich dort mit ihm; bei Caſtrogiovanni ſchlugen ſie das Hauptheer der Saracenen, und ohne weitere Erfolge kehrten ſie wieder nach Calabrien zurück, neue Kräfte zu neuen Anfällen zu ſammeln. Unterdeß hatte Almoez, der Chalif von Aegypten, eine Flotte nach Sicilien geſandt, aber ſie ſcheiterte bei der Inſel Pantellaria. Das Glück begünſtigte die kühnen Abenteurer; doch hätte ſie die Eiferſucht bald ins Verderben geſtürzt. Denn Robert Guiscard begann die wachſende Macht ſeines Bruders Roger mit Neid anzuſehen; Roger hatte für ſich die Hälfte von Calabrien und ganz Sicilien verlangt, jener ihm das nicht zugeſtehen wollen. Und ſo griffen denn dieſe trotzigen Brüder flugs zu den Waffen und entbrannten ungeachtet der Griechen und Saracenen und der Unſicherheit ihrer jungen Herrſchaft in wildem Bruderkampfe gegen einander. Robert fiel in die Hände ſeines Bruders; dieſer beugte ſich aber dem Ungeſtüm dieſes außerordentlichen Menſchen, und gab nach. So verſöhnt wandten ſich die Brüder nun mit vereinter Kraft gegen Sicilien.

Nochmals waren die Normannen vor Palermo erſchienen und hatten die reiche Stadt zu bezwingen geſucht; aber durch die Angelegenheiten Calabriens immer wieder abgerufen konnten ſie nicht einmal an eine ſyſtematiſche Belagerung denken. Erſt im J. 1071 ſchritten ſie dazu und belagerten Palermo von drei Seiten. Die Stadt war damals vielleicht volkreicher als jede andere Italiens, und ohne Zweifel blühender, ein ſchöner Sitz orientaliſcher Lebensfülle und erſtaunlich reich. Die Araber wehrten ſich verzweifelt und lange machten ſie jede Anſtrengung der Feinde zu nichte. Eine ſeltſame Sage erzählt ſogar, daß die Palermitaner, um ihre Furchtloſigkeit zu zeigen, nicht einmal die Thore ſchloſſen, und daß eines Tages ein Normannenheld zu Roß mit gefälltem Speer durch das eine Thor hineinſprengte, und die ganze feindliche Stadt durchrennend glücklich wieder aus dem andern Thore herauskam. Endlich drang Robert von der ſüdlichen Seite ein, und Roger brach das weſtliche Thor auf. Die Saracenen hatten ſich in die innere Stadt zurückgezogen und capitulirten hier; ſie übergaben ſich und Palermo dem glücklichen Sieger auf die Bedingung der Lebensſchonung und der Freiheit ihres Cultus.

Es iſt eine wohlthuende Erſcheinung, daß während 20 Jahre ſpäter die Chriſten in dem eroberten Jeruſalem wie beſtialiſche Horden mordend einzogen, dieſe Normannen, ſo gewaltige Kreuzfahrer, das mohammedaniſche Palermo ſchonten. Ohne Blutvergießen, ohne Plünderung zogen ſie in die herrliche Stadt ein, nicht als wuthentbrannte Feinde, ſondern als fröhliche Sieger, welche den Feind aus dem reizenden Luſtgarten verjagt haben, um an ihrer Stelle aller Herrlichkeit zu genießen. Hier findet ſich noch kein Zeichen von jenem fanatiſchen Todeshaß des Chriſtenthums gegen den Islam. Ungefährdet ließ man Cultus und Sitte der Mohammedaner; das bisher verfallene Chriſtenthum richtete ſich von ſelbſt und unblutig wieder auf und drängte nun den Islam zurück. Er verloſch mit der Zeit in den Städten; er lebte am längſten in dem Innern der Inſel, wo ſich alles hartnäckig Saraceniſche in die Berge rettete und ſich lange behauptete, faſt 150 Jahre lang, mehrmals Aufſtände verſuchend, da die Saracenen, ſo oft im Lande Verwirrung herrſchte, von den Bergen herab in die Thäler ſtreiften und die Städte überfielen, bis ſie der Kaiſer Friedrich nach Nocera in Apulien hinüberſchaffte.

Die Normannen waren gegen die Araber höchſt tolerant, aus Politik, und nirgend findet ſich eine ähnliche Erſcheinung, daß ſich Chriſtenthum und Islam ſo mit einander vertragen hätten. Die Eroberer an Zahl geringe, verſchwanden faſt in der ſaraceniſchen Bevölkerung, ſie mußte deßhalb durch Milde gewonnen werden;

jene accomodirten ſich ſogar an das Arabiſche. Arabiſche Künſte und Wiſſenſchaften wurden aufgenommen, in arabiſchem Style wurde gebaut, eine arabiſche Färbung nahm ſelbſt der chriſtliche Hof an, der ſich mit ſaraceniſcher Leibwache umgab und in ſaraceniſchen ſeidenen Gewändern einherging. Die arabiſche Sprache wurde erlernt, im Gebrauche beibehalten, ſelbſt in Diplomen, ſelbſt in Inſchriften auf chriſtlichen Kirchen, wo man noch heute auf Moſaiken und Säulen die Schriftzüge des Koran findet, welche nicht die Araber, ſondern Chriſten, Geiſtliche, Könige, Erbauer der Kirchen dort angewendet haben.

Als die Normannen Sicilien eroberten, fanden ſie folgende Sprachen im Lande vor: die griechiſche von den alten Hellenen und den Byzantinern her, die lateiniſche von den Römern her, im Volksmunde bereits zu der Lingua Volgare, dem eigentlichen Italieniſch, auf merkwürdige Weiſe ſich fortgeſtaltend; die hebräiſche Sprache endlich und die arabiſche Sprache. Alle vier Sprachen waren im Gebrauche des Volkes; daher findet man ſie alle vier in Diplomen angewendet, in der erſten normänniſchen Zeit aber am häufigſten die griechiſche mit gleichzeitiger Ueberſetzung ins Arabiſche.

Nach dem Falle von Palermo ging es nun an die Theilung. Robert Guiscard nahm für ſich das ſchöne Palermo und halb Sicilien, Roger die andere Hälfte, ihr tapferer Neffe Serlo erhielt große Güter; Tancred, ein anderer Neffe, wurde Graf von Syrakus. Robert nannte ſich Herzog von Sicilien, Roger Graf, und reichlich wurden nun Erzbisthümer und Feudalherrſchaften gegründet. Aber noch war die Inſel nicht ganz unterworfen, denn erſt im Jahre 1088 ergab ſich Syrakus, 1091 Agrigentum, dann erſt Caſtro Giovanni und zuletzt Noto und Butera.

Nun blieben bis zum Jahre 1127 die Herzogthümer Apulien und Sicilien in genannter Verwaltung, bis dort der Zweig Robert Guiscards ausging und des Grafen Rogers Sohn auch das Land jenſeits des Faro erbte. Und dieß war Roger II, der größte Mann aus dem Normannengeſchlechte. Sein tapferer Vater, der Sicilien erobert hatte, war im J. 1101 geſtorben, und nachdem der ältere Sohn Simon fünf Jahre lang Graf geweſen war, folgte ihm Roger noch minderjährig, unter der Leitung ſeiner Mutter Adelaſia und des Admirals Georgius Antiochenus. Roger erhob das junge Normannenreich zum höchſten Glanze, und alle diejenige Kraft und Geiſtesgröße, welche ein emporgekommenes Herrſcherhaus auszuzeichnen pflegen, vereinigten ſich in ſeiner gewaltigen Natur. Er erbte 1127 das Herzogthum Apulien. Dieß ſchreckte den Papſt, den deutſchen und den griechiſchen Kaiſer; aber gegen ſie alle und gegen die Fürſten von Salerno, von Capua, von Neapel, von Avellino und ſo viele andere kämpfte Roger nicht allein mit Glück, ſondern er zwang auch den Papſt ihn mit Apulien zu belehnen, und er ſetzte ſich endlich die Königskrone auf. Dieß durfte er nicht ohne die Zuſtimmung des Parlaments, der Barone und der hohen Geiſtlichkeit, wie ſich überhaupt aus dem Verhältniß der normänniſchen Eroberer zu dem ſchon vorhandenen griechiſchen und lombardiſchen und dem neuen Adel mit Nothwendigkeit eine gewiſſe Adelsconſtitution ergeben mußte. Das Parlament kam in Salerno zuſammen und gab ihm die Krone, doch ſollte er in Palermo gekrönt werden. Dieß geſchah am Weihnachtstage des Jahres 1130 in der Kathedrale der Stadt. So entſtand das Königreich beider Sicilien.

Roger ſtiftete nun ſeine Monarchie; den Baronen gegenüber mußte er ihr Glanz, Würde und Sicherheit geben. Daher ſchuf er die 7 Kronämter, den Connetabel, Großadmiral, Großkanzler, Großrichter, Oberkämmerer, Protonotarius und Großmarſchall, und bildete aus ihnen ſein Cabinet. Er umgab ſich mit einem orientaliſchen Ceremoniell und ließ ſeinen Palaſt von Eunuchen und ſaraceniſchen Garden bewachen, auf die er zählen konnte. Seine ganze Regierung war Kampf und Krieg. Er bändigte alle ſeine innern und äußern Feinde; den griechiſchen Kaiſer, welcher ſeine Rechte auf Sicilien nicht aufgeben konnte, ſchreckte er vor Konſtantinopel ſelbſt, er nahm ihm Korinth, Athen und Theben; von dort war es, daß er viele Künſtler der Seidenweberei nach Palermo führte, und ſo kam dieſe Kunſt überhaupt nach dem Weſten. In Rogers Fabriken wurde auch das berühmte Pallium gefertigt, mit welchem ſpäter die deutſchen Kaiſer gekrönt wurden. Roger eroberte ſelbſt Malta, und 150 Schiffe ſchickte er gegen Afrika und beſtrafte dasſelbe Reich Kairowan, welches einſt Sicilien unterjocht hatte. Wunderbar ſchnell hatte ſich die normänniſche Kraft unter ihm entfaltet. Er ſtarb am 26 Februar 1154 in einem Alter von 59 Jahren. Ihn zeichneten große Eigenſchaften aus, Klugheit, Tapferkeit, Gerechtigkeit, ein bezwingender Verſtand. Von Körper war er ſchön, von Manieren gewandt und höfiſcher Sitte zugethan. Gegen die Araber bewies er ſich duldſam; ihre Kunſt und Wiſſenſchaft ehrte er. Unter andern nahm er auch Edris Eſchſcherif, welcher aus Afrika vertrieben worden war, freundlich an ſeinem Hofe auf. Dieſer gelehrte Araber machte für ihn einen ſilbernen Erdglobus, auf welchem alle bekannten Länder verzeichnet und arabiſch benannt waren. Das Werk wog 800 Mark. Zugleich verfaßte Edris dazu eine Geographie, welche allgemein das Buch Rogers genannt wurde; ein Auszug davon iſt unter dem Titel Geographie von Nubien (Geographia Nubieſe) bekannt und mehrmals in Rom, in Paris, im J. 1790 in Palermo herausgegeben worden.

Rogers Deviſe auf ſeiner Schwertklinge ſpricht ganz ſeinen Geiſt aus, ſie lautet: Apulus et Calaber, Siculus mihi servit et Afer.

Es folgte auf ihn Wilhelm I, welcher um ſeiner ſchlechten Eigenſchaften willen den Namen der Böſe erhalten hat. Er war der einzig überlebende von den Söhnen Rogers, da vor ihm ſeine Brüder Roger, Anfuſo, Tancred und Heinrich geſtorben waren. Auffallend iſt überhaupt der ſchnelle Verfall eines ſo männlich ſtarken und ſo zahlreichen Geſchlechtes, welches in wenig Jahren bis auf einen einzigen Seitenſprößling zuſammenſchmolz; und ſogleich ſank auch die Macht Siciliens von der Höhe, auf welche ſie Roger geſtellt hatte, und es zeigte ſich, daß ſie nur auf perſönlicher Kraft beruht hatte. Denn ſchon unter Wilhelms des Böſen Regierung finden wir in Sicilien Zuſtände, welche an die ſaraceniſchen Emirate erinnern, die Günſtlingsherrſchaft eines Emporkömmlings Majone di Bari, Großadmirals des Reichs, welcher einen Anſchlag auf die Krone machte, Verſchwörungen, Palaſtrevolten, Aufſtände des Adels, gränzenloſe Verwirrungen. Der verhaßte König Wilhelm ſtarb nach harten Schickſalen, nicht unbeweint durch Kriege, im J. 1166 im Alter von nur 45 Jahren. Bei dieſer Gelegenheit erfahren wir etwas von den Trauergebräuchen jener Zeit, die noch ganz heidniſch waren. Denn Ugone Falcando erzählt: als zuerſt im Palaſt nach dem Todtengebrauch das Leichenfeier-Klagegeſchrei

ſich erhob, folgte gleich darauf das Klagen der Stadt. Es zogen alle Bürger ſchwarze Kleider an, und die edlen Matronen, zumal die arabiſchen Frauen, welche den Tod des Königs aufrichtig betrauerten, legten Säcke an, und mit aufgelöſten Haaren Nacht und Tag ſchaarenweiſe einherziehend, während ein Schwarm von Mägden vorausſchritt, erfüllten ſie die ganze Stadt mit Geheul, indem ſie dem Schlagen der Pauken mit Klageliedern antworteten.

Mit Wilhelms des Böſen Sohne, Wilhelm II oder dem Guten, welcher als eilfjähriges Kind den Thron beſtieg, endigte ſchon die gerade Linie des Normannengeſchlechts. Die erſten Jahre der Regierung dieſes Königs waren eben ſo tumultuariſch durch Streit um die Vormundſchaft, durch Rebellion der Barone und durch Hofcabalen, wie es die Herrſchaft ſeines Vaters geweſen war. Es zeigte ſich, daß die Normannen wohl ihr ſchönes Reich erobern, aber nicht dauernd behaupten konnten. Sie gingen unter, nachdem das ſüdliche Klima und der orientaliſche Luxus ihre nordiſche Kraft gebrochen hatten, und ſie ſcheiterten endlich an dem Feudalismus, an der unzähmbaren Wildheit des Adels. Nach ihnen hatte dasſelbe Loos das Geſchlecht der Hohenſtaufen, und ſo iſt die Geſchichte Süditaliens jener Zeit durch die Tragödie zweier edlen Herrſcherſtämme unendlich intereſſant. Wilhelm II war übrigens, was ſeinen Charakter betrifft, das gerade Gegentheil ſeines Vaters, darum führt er auch den Beinamen „der Gute", den ihm wohl die Geiſtlichen beilegten. Er war milde, gerecht und fromm. Wenn ſein Vater wie ein Saracene lebte und üppige Gartenſchlöſſer baute, lebte er wie ein Mönch und ſtiftete Kirchen und Klöſter. Viele Denkmäler kirchlicher Architektur aus der Normannenzeit gehören ihm an, zumal die weltberühmte Kirche und das Kloſter von Monreale, und die Kathedrale von Palermo. Er ſtarb im jungen Alter von nur 36 Jahren, am 1 November 1189.

Das Geſchlecht Rogers war mit ihm ausgegangen bis auf einen Baſtard, Tancred, Grafen von Lecce, einen natürlichen Sohn Rogers, erſtgebornen und frühverſtorbenen Sohnes des Königs Roger, und bis auf eben dieſes Königs Tochter Conſtanza, welche an den Kaiſer Heinrich VI vermählt war. Rechtmäßig fiel alſo das Erbe beider Sicilien an den Kaiſer; aber die patriotiſche Partei unter den Sicilianern wandte ſich an Tancred, und berief ihn auf den Thron. Der Graf von Lecce kam aus Calabrien und ließ ſich im Jahre 1190 in Palermo krönen. Dieſer tapfere Baſtard hat viel Aehnlichkeit mit dem nachmaligen Könige Manfred; wie dieſer war er feingebildet, ein Dichter und Sänger, und ausgezeichnet in mathematiſcher und aſtronomiſcher Wiſſenſchaft, welche die Araber damals verbreitet hatten, und wie Manfred war er edel und unglücklich. Aus dem Kampfe, welchen er um ſein väterliches Reich mit dem deutſchen Heinrich zu führen hatte, ging er anfangs ſiegreich hervor, es fiel ſogar Conſtanza, des Kaiſers Gemahlin, in ſeine Hände; mit ritterlicher Feinheit behandelte er ſie, und ſchenkte ihr hochherzig die Freiheit.

Es ſchien als wollte der edle Zweig der Normannen in Tancred wieder aufblühen, denn er ſelbſt hatte zwei Söhne, Roger und Wilhelm. Den Erſtgebornen, einen hoffnungsvollen, herrlichen Jüngling, hatte er mit Irene, des griechiſchen Kaiſers Iſaak Angelus Tochter, vermählt und ihn bereits krönen laſſen; da ſtarb Roger plötzlich im Jahre 1193. Dieß Leid nahm ſich Tancred ſo zu Herzen, daß er dem Sohne am 20 Februar 1194 nachſtarb. Es blieben nun als Erben ſein letzter minderjähriger Sohn Wilhelm übrig, welcher in Palermo gekrönt ward, und drei Töchter, Alteria, Conſtanza und Madonia. Die Vormundſchaft führte die Wittwe Tancreds, Sibylla.

Unter dieſen Umſtänden war es dem Kaiſer Heinrich leicht, Sicilien zu erobern. Die Truppen Sibylla's wurden geſchlagen, Meſſina, Catania und Syrakus fielen in des Kaiſers Hand, die Barone ſchlugen ſich auf ſeine Seite. Die unglückliche Sibylla aber hatte ſich mit ihrem jungen Sohne und den Töchtern auf die feſte Burg Calatabellota gerettet, und erwartete hier in Angſt die Ereigniſſe. Am 30 Nov. 1194 war Heinrich in Palermo eingezogen, das ihn feſtlich empfing, mit Paukenſchall und Jubelliedern das neue ſchwäbiſche Herrſchergeſchlecht begrüßend. Hierauf unterhandelte Sibylla, da ſie ſich treulos verlaſſen ſah. Das Normannengeſchlecht ſollte tragiſch enden. Der letzte Normanne, der junge Prinz Wilhelm, welchem der Kaiſer die Grafſchaft Lecce und das Fürſtenthum Tarent feierlich zugeſprochen hatte, erſchien vor Heinrich und legte traurig die Krone zu ſeinen Füßen nieder. Arglos waren die Unglücklichen in die Falle gegangen, denn kaum hatte ſich Heinrich krönen laſſen, als er, auf das liſtig ausgeſchwatzte Gerücht einer Verſchwörung, gegen die Anhänger des Normannenhauſes und die unſelige Familie ſeine barbariſche Rache gott- und eidvergeſſen wüthen ließ. Viele Barone und Geiſtliche wurden gemartert und hingerichtet, Sibylla mit ihren Kindern in den Kerker geworfen, der letzte Normanne, Wilhelm, geblendet; dann wurde Sibylla mit ihren Töchtern in das Kloſter Hohenburg im Elſaß gebracht, wo ſie lange Zeit in der Gefangenſchaft lebten. Man weiß nicht, wie Wilhelm endete; eine Sage erzählt, er ſey ſeinem Kerker entflohen und habe dann als Eremit zu Sanct Jacob bei Chiavenna noch lange gelebt.

Dieß war das Schickſal des großen Normannengeſchlechts, welchem das Glück einſt die ſchönſten Länder der Welt geſchenkt hatte; und wie ſein Fall ergreifend iſt und zum Nachdenken über das Loos aller Größe bewegt, wird er tragiſch um ſo bedeutungsvoller, weil er auch an den Untergang des Hohenſtaufengeſchlechtes gemahnt. Denn dasſelbe Schickſal traf auch dieſes in derſelben Herrſchaft. Wie es dieſe mit Blut und Gräueln angetreten hatte, lud es das blutige Verhängniß auf ſich, und erntete eigentlich nur was es geſäet hatte. Wenn wir dem Berichte Glauben ſchenken dürfen, ſo wurde an demſelben Tage, am 26 December 1194, an dem der grauſame Kaiſer Heinrich ſeine Hand in das Blut tauchte, Friedrich II geboren. Heinrich ſelbſt ſtarb ſchon drei Jahre darauf in Meſſina im Alter von nur 32 Jahren, und nun blicken wir gleich auf das trauervolle Ende der Hohenſtaufen, um das räthſelhafte Walten des Verhängniſſes auch in der Aehnlichkeit ihres Geſchickes mit dem der Normannen zu bewundern. Manfred, Baſtard wie vor ihm Tancred, und tapfer und hochgeſinnt wie er, war in der Schlacht bei Benevent gefallen; ſeine Gemahlin, Helena, hatte ſich mit ihren vier Kindern auf die Burg in Lucceria gerettet, wie einſt Sibylla mit ihren vier Kindern nach Calatabellota ſich geflüchtet hatte, wie dieſe ſah ſich auch Helena von aller Welt verlaſſen, wie dieſe ward ſie mit ihren Kindern gefangen geſetzt. Sie ſtarb vor Gram im Kerker; ihre Tochter Beatrix lebte 18 Jahre lang im Caſtell dell' Uovo in Neapel, ihre drei kleinen Söhne Heinrich, Friedrich und Anſelino wurden geblendet und lebten mehr

als 30 Jahre in der Gefangenſchaft, Conradin endlich ſtarb auf dem Blutgerüſte.

Und wieder erweckte aus all' dieſem Blute dasſelbe richtende Verhängniß den Rächer auch über das Haus Anjou in der ſicilianiſchen Veſper. Hier iſt wahrlich Ebbe und Fluth tragiſcher Schickſale.

Die Hohenſtaufen fanden übrigens Sicilien in einer ſchönen Blüthe; von Natur ein Paradies, war es unter der Normannenherrſchaft durch Induſtrie und Handel reich geworden. Kein Feind hatte während ihrer Periode die Städte heimgeſucht, aber von den Küſten des Orients und Afrika's war eine Fülle von Koſtbarkeiten herübergebracht worden. Als Heinrich VI ſeinen Einzug in Palermo hielt, ergötzte er ſich an der Pracht dieſer feenhaft ſchönen Stadt, und im Palaſte der Normannenkönige fand er einen großen Schatz von Gold, Juwelen und ſeidenen Gewändern, welchen er einſchiffen ließ. Arnold, Abt von Lübeck, ſagt (bei Baronius Tom. XIX. p. 691 zum Jahre 1194): „der Kaiſer Heinrich zog in die Aula des todten Tancred ein und fand dort Lagerſtelle, Seſſel und Tiſche von Silber, und Gefäße von dem lauterſten Golde. Er fand auch verborgene Schätze und alles köſtliche Geſtein und die Herrlichkeit von Kleinodien, ſo daß er 150 Saumthiere mit Gold und Silber, koſtbarem Edelgeſtein und ſeidenen Gewändern beluden und ruhmreich in ſein Land zurückkehrte."

Bei dieſer Gelegenheit kam auch das wunderbar gearbeitete, mit arabiſchen Charakteren geſtickte Krönungsgewand Rogers I nach Deutſchland, welches im J. 1424 auf Befehl des Kaiſers Sigismund mit den andern Reichskleinodien in Nürnberg verwahrt wurde und für das Pallium Carls des Großen gegolten hat. Die arabiſche Schrift darauf hat Tychſen entziffert, und die neuern Unterſuchungen Morſes über eine arabiſche Inſchrift in der Capelle Palatina zu Palermo haben den gleichlautenden Inhalt beider Inſchriften herausgeſtellt.

Wir haben aus jener merkwürdigen Zeit die älteſte Beſchreibung von Palermo, die von Ugone Falcondo, einem Normannen, der unter Wilhelm dem Böſen lange in Palermo gelebt hatte und dann nach der Normandie zurückgegangen war. Als nun das Normannengeſchlecht ſeinem Ende ſich zuneigte, ſchrieb er einen Brief an Petrus, Schatzmeiſter der Kirche von Palermo, worin er über das Sicilien bedrohende Unheil klagend zugleich einen Begriff von der Schönheit Palermo's gibt. Dieſer Brief iſt auch merkwürdig wegen des fanatiſchen Haſſes gegen die Deutſchen, den der Normanne darin ausſpricht. Nachdem er an Meſſina und Catania glühende Apoſtrophen gerichtet hat, ſich den Barbaren zu widerſetzen, wendet er ſich auch an Syrakus und ruft aus: den Barbaren wird zu dienen gezwungen werden jener alte Adel der Korinther, welche einſt das Vaterland verließen und nach Sicilien hinübergingen, und welche eine für die Erbauung einer Stadt paſſende Stelle ſuchend, endlich auf dem beſten und ſchönſten Ufer Siciliens zwiſchen ungleichen Stufen deine Mauern am ſicherſten aufbauten. Was hilft dir nun die alte Blüthe deiner Philoſophen, und daß du die Lippen der Dichter mit der prophetiſchen Quelle genetzt haſt! Was hilft es dir, daß du das Joch des Dionys und ſeines Gleichen abgeſchüttelt haſt! Beſſer war es für dich noch die Wuth ſikuliſcher Tyrannen zu dulden, als die Tyrannei eines barbariſchen und ſcheußlichen Volks zu tragen. Wehe über dich hehre Quelle von gefeiertem Namen, o Arethuſa, welche zu dieſem Elend herabſank, daß du einſt die Geſänge der Dichter modulirteſt, du nun die Trunkenheit der Deutſchen mäßigen und ihrer Scheußlichkeit dienſtbar ſeyn mußt." (Caruso. Biblioth. vol. I.) Dieſer Brief iſt ein wichtiges Document für den Zuſtand Palermo's unter den Normannen; Falcondo ruft darin einmal aus: Wer kann die herrlichen Gebäude dieſer berühmten Stadt genug bewundern? wer die Fülle der Quellen, welche überall lieblich ſtrömen? Wer den Liebreiz der allezeit grünen Bäume? Wer die Waſſerleitungen, die reichlich für den Bedarf der Bewäſſerung ſorgen?" Falcondo beſchreibt die meiſten Gebäude des damaligen Palermo ausführlich, und zugleich lernen wir, daß ſich noch die arabiſche Eintheilung der Stadt und viele arabiſche Benennungen von Plätzen, Straßen und Thoren lebendig erhalten haben. Aus allem aber, was er von den Bauten jener Zeit ſagt, läßt ſich erſehen, daß Palermo damals ſeinen höchſten Glanz erreicht hatte. Wenigſtens was die Schönheit und den Reichthum der Architektur betrifft, war die normänniſche Periode der Gipfelpunkt der Herrlichkeit Siciliens, und alles was uns heute in Palermo Bedeutendes entgegentritt, ſind Denkmäler der Normannen; denn die Schwaben, ſelbſt nicht einmal der Kaiſer Friedrich, fügten irgend Erhebliches hinzu. Ihre Verhältniſſe nach außen zogen ſie von Palermo ab, während die Normannenfürſten dort ihre dauernde Reſidenz aufgeſchlagen und der Stadt darum auch den Glanz einer neugeſchaffenen, mächtigen Monarchie gegeben hatten.

Vor dieſe ſo intereſſante Baudenkmale Palermo's aus der Normannenzeit will ich meine Leſer nun führen.

Den Anfang mache hier, wie billig, der königliche Palaſt. Dieß merkwürdige Schloß, welches auf den Deutſchen ſo viele Anziehungskraft ausübt, weil einſt der größte deutſche Kaiſer, Friedrich II, dort ſeine traurige und doch liebereiche, ſangvolle Jugend verlebte, und welches der Italiener mit Recht als die Wiege ſeiner nationalen Poeſie betrachtet, beherrſcht auf dem Ende der Straße Caſſaro, wo ſie ſich auf die Piazza reale mündet, die ganze Stadt Palermo. Man hält es für das älteſte Gebäude der Stadt, denn nicht allein von den Saracenen ſoll es herrühren, ſondern hier ſollen bereits Carthager, Römer und Gothen ihren Herrſcherſitz aufgeſchlagen haben. Unbezweifelt war es der Palaſt der arabiſchen Emire und darum Caſſaro genannt. Dieſer Name wurde auf die ganze alte Stadt ausgedehnt und hat ſich noch heute in der Hauptſtraße erhalten. Dem Saracenen Adelkam ſchreibt man den Bau des Schloſſes zu, Roger I und ſeine Nachfolger erweiterten ihn; hier lebte Friedrich, hier reſidirte Manfred und alle folgenden Herrſcher Siciliens, welche dem Gebäude durch Zuſätze ſeine heutige unregelmäßige Form gegeben haben, ſo daß es ein Mittelweſen zwiſchen Feſtung und Palaſt geworden iſt.

Wir haben von Falcondo eine Beſchreibung dieſes Schloſſes, und wiſſen nun, wie es zur Zeit Wilhelms des Böſen ausſah. „Schöne Quadern", ſagt er, „mit großem Fleiß und großer Kunſt bearbeitet, bildeten das herrliche Gebäude, weite Mauern umſchließen es rings von außen, und drinnen glänzt der Palaſt auf das prächtigſte von Gold und Geſtein. Zwei Thürme ſtehen an ſeinem einen und andern Ende, die Piſana, beſtimmt die königlichen Schätze zu hüten, und die Greca, welche den Stadttheil Khemonia überragt. Die Mitte ziert jener Theil des Palaſtes, welcher durch die

Mannichfaltigkeit ſeiner Ornamente ſich auszeichnet, Joaria genannt, wo der König die Stunden der Muſe und der Erholung zuzubringen pflegt. Im ganzen übrigen Palaſte ſind der Ordnung nach die Gemächer vertheilt, wo die Frauen, die Jungfrauen und die Eunuchen wohnen, die beim Dienſte des Königs und der Königin angeſtellt waren. Auch gibt es hie und da kleine, ſehr prächtige Paläſte, wo der König entweder mit ſeinem Vertrauten über Staatsſachen insgeheim ſich unterredet, oder die Barone einführt, um über öffentliche und wichtige Reichsangelegenheiten ſich zu berathen.“ So weit der Normanne Ugo Falcando.

Von den damaligen Baulichkeiten iſt nun faſt jede Spur verwiſcht, bis auf den Thurm der Santa Ninfa, welcher der älteſte Theil des Schloſſes ſeyn ſoll, und bis auf die berühmte Capelle Palatina. Auf der Spitze jenes Thurmes ſteht heute die Sternwarte, von welcher Piazzi am 1 Junius 1801 die Ceres entdeckte, die alſo mit vollem Rechte den Namen der Schutzgöttin Siciliens empfangen hat.

Das Schloß hat gegenwärtig ein ſehr militäriſches Anſehen, weil vor ſeiner Fronte Kanonen aufgefahren ſind und in dem großen Thurm zahlreiche Wache liegt. Der Hof überraſcht: er hat drei moderne Loggien über einander, die um alle vier Seiten laufen. In der erſten Loggia liegt die berühmte Capella Palatina, eines der herrlichſten Denkmäler der normanniſchen Periode. Der König Roger hat dieſe Baſilika im J. 1132 erbauen laſſen und dem h. Petrus gewidmet. Eingebaut in das Schloß, bietet ſie keine eigentliche Façade dar. Ein Porticus von 8 Säulen aus ägyptiſchem Granit zieht ſich an der Eingangsthüre hin und läßt auf dem obern Theile der Wand moderne Moſaiken ſehen, welche Scenen aus dem alten Teſtamente darſtellen und ſich auf Rogers Krönung beziehen. Am Eingange ſieht man auf einer Marmortafel eine Inſchrift in lateiniſcher, griechiſcher und arabiſcher Sprache, welche beſagt, daß Roger eine ausgezeichnete Sonnenuhr im Palaſte habe aufſtellen laſſen. Die arabiſche Schrift drückt ſich ſo aus: „ergangen iſt der Befehl der königlichen Majeſtät, der Herrlichkeit Rogers, des Erhabenen, deſſen Tage Gott verewige und deſſen Zeichen er beſtätige, daß dieß Inſtrument entſtehe zur Beachtung der Stunden. In der Metropole Siciliens (von Gott) behütet im 536ſten Jahre (der Hedſchra).“ Die Sonnenuhr ſelbſt iſt nicht mehr vorhanden.

Ganz fremdartig, phantaſtiſch und ſchauerlich, ja mit nichts zu vergleichen, was man in der Art im übrigen Italien ſuchen mag, ſtellt ſich nun dieſe vom Sonnenlicht nur ſparſam erleuchtete Baſilika dar, auf deren unten mit buntem Marmor, oberwärts mit Goldgrund bedeckten Wänden die Moſaikfiguren bald in Dämmerdunkel verſchwimmen, bald im Streiflicht der Sonnenſtrahlen hell hervorblitzen. Als ich in die Kirche eintrat, wurde eben eine Todtenmeſſe für einen verſtorbenen Großen geleſen. Ein prächtiger, mit ſchwarzem Sammet bedeckter Katafalk ſtand in der Mitte der Capelle aufgeſchlagen, eine goldene Krone lag auf ihm, und brennende Kerzen ſtanden in der Runde, während die Prieſter ſangen und die Kirche mit Weihrauchwolken erfüllten. Dieß ſeltſame Schauſpiel mitten in der geheimnißvollen Pracht der goldgrundigen Moſaiken, der fremdartigen arabiſchen Ornamentik und Architektur konnte wohl ganz und gar in die alten Zeiten des Normannenkönigs Roger zurückverſetzen.

Ihrer Form nach iſt die ſchöne Capelle eine Baſilika, faſt quadratiſch, mit einer Tribune und einer Kuppel über dem Chor. Zehn korinthiſche Säulen, je 5 zur Seite, welche Spitzbogen tragen, theilen ſie in drei Schiffe. Der Fußboden iſt mit ſchönem, farbigem Marmor und Porphyr ausgelegt. Unterhalb ſind die Wände bis zur Höhe von 12 Palmen ebenfalls in buntem Marmor geſchmückt, oberhalb allenthalben, wohin nur das Auge fällt, mit Moſaikmalerei bedeckt, welche Scenen aus dem alten und neuen Teſtament darſtellt, und zwar ſo, daß die Wände des Schiffs Vorſtellungen aus dem alten Teſtamente, die Tribune und ihre Seiten ſolche aus dem Leben Chriſti und der Apoſtel enthalten. Auf dem Triumphbogen ſieht man die Verkündigung, in der Tribune ſelbſt die grandioſe Halbfigur Chriſti, welche die Hand zum Segen erhebt. Die Figuren haben griechiſche oder lateiniſche Inſchriften. Dieſe Moſaiken ſchreiben ſich nicht von Roger I, ſondern von Wilhelm I her, wenn man einer Nachricht des Romuald von Salerno Glauben ſchenken darf, welcher ſagt: „Wilhelm ließ die Capelle des heiligen Petrus, welche im Palaſte war, mit muſiviſcher Malerei malen und ihre Wände mit mancherlei köſtlichem Marmor bekleiden.“ Aber es iſt wohl anzunehmen, daß ſchon der Erbauer der Capelle die Moſaiken wird begonnen haben, namentlich die der Tribune, weil jene Art Malerei ſeit den Byzantinern als ein ganz weſentlicher Schmuck der Kirchen überall angeſehen wurde.

Es ſcheint, als hätte ſich in Sicilien und in Unteritalien eine eigene griechiſche Schule der Moſaikmalerei ſeit alten Zeiten erhalten und dem byzantiniſchen Style eine lebendigere Richtung gegeben, weil die ſiciliſchen Moſaiken ſich vor andern vortheilhaft auszeichnen. Sie haben einen auffallend ſanften Charakter in der Farbe, und weder in der Zeichnung noch im Ausdruck jene Härte oder ſchreckende Strenge der ſonſtigen byzantiniſchen Art; freilich entſprangen ſie ſchon einer ſpätern Zeit. Während nun die Venezianer ſich Moſaiciſten aus Konſtantinopel herüberholten, um San Marco auszuſchmücken, fanden die Normannen, als ſie ihre Kirchen bauten, eine Moſaikſchule in Sicilien vor. Sie machte ihre Urſprünge noch von der Zeit der Hellenen herleiten, wo die Moſaikmalerei in der alexandriniſchen Periode blühte, wie es das große Prachtſchiff des Hieron von Syrakus bewies, auf deſſen Boden die ganze Ilias in Moſaik abgebildet war. Zu keiner Zeit ſcheint ſich dieſe Technik ganz verloren zu haben. Am Ende des vierten Jahrhunderts nach Chriſti Geburt, ſo ſagt Merſo in ſeinem alten Palermo, übertrafen die Sicilianer in Moſaikarbeiten die Künſtler von Rom, ſo daß Symmachus an einen gewiſſen Antiochus in Sicilien ſchrieb, ihn um ein Modell für römiſche Moſaiciſten zu bitten. Seine Worte lauten: „Nun iſt die Eleganz deines Genies und die Feinheit der Erfindung ſehr zu ſchätzen, denn du haſt eine neue muſiviſche Gattung, die früher nicht verſucht worden, erfunden; die wird auch unſer Ungeſchick zur Auszier der Gemächer anzuwenden verſuchen, wenn wir entweder auf Tafeln oder Platten ein Muſter der von dir erdachten Arbeit werden entnommen haben.“

Auch zur Zeit der Saracenen ging die Moſaikmalerei in Sicilien nicht unter; vor ihnen hatte ſie durch dauernde Verbindung mit Byzanz, welchem Sicilien gehörte, Pflege und Nahrung erhalten, nachher gebrauchten ſie auch die Araber, weil ſie gewohnt waren, ihre Wohnungen muſiviſch auszuſchmücken, wenn auch nicht mit Figuren, ſo doch mit Arabesken. Wohl mochte es unbezweifelt ſeyn,

daß die Moſaikarbeiten im Dome von Salerno, die von Palermo und von Monreale Werke einer heimiſch-unteritaliſchen Moſaikſchule ſind. Von König Roger ſelbſt wird berichtet, daß er im Palaſte eine bedeutende Moſaikfabrik anlegte.

Herrlich glänzt auch das Dach der Capelle vom Schmuck des goldigen und mit Arabesken bunt verzierten Getäfels, und verdoppelt den Eindruck myſteriöſer Pracht und mährchenhaften Zaubers. Im J. 1798 entdeckte man an dieſem Dache eine große arabiſche Inſchrift, die in 20 gothiſchen Roſetten mit kufiſchen Charakteren eingeſchrieben iſt, und ſo viel man ſie entziffert hat, Ausdrücke überſchwänglichen Lobes und Segenswünſche enthält, wohl in Bezug auf den Erbauer der Capelle und das prächtige Werk überhaupt. Da dieſe Inſchrift, wie alle andern arabiſchen, welche man in den Kirchen Palermo's findet, chriſtlichen Urſprungs iſt, ſo befremdet es genug, Sprache und Schrift des Korans in ſo naiver Weiſe in chriſtlichen Kirchen angewendet zu finden, und dieß zu der Zeit, da der Fanatismus der Kreuzzüge eben ſeinen Höhenpunkt erreicht hatte. Daß keine dieſer arabiſchen Inſchriften dem Koran entnommen iſt, verſteht ſich wohl von ſelbſt; aber wo immer arabiſche Schrift angewendet wurde, hat der Gedankenausdruck etwas orientaliſch Pomphaftes und Geſchwungenes. Jene Inſchrift auf der Decke der Capelle enthält denn auch eine endloſe Häufung hochtrabender, bilderreicher Prädicate im Styl des Morgenlandes. Wir erkennen darin die kluge Accommodation an das Sarraceniſche, und wie die Normannen ihre Kirchen mit arabiſchen Charakteren beſchrieben, ließen ſie ſolche ſogar auf den Saum ihrer Prachtgewänder ſticken nach orientaliſcher Weiſe. Auch war ja die arabiſche Schrift damals nicht minder edel und hochgehalten als die griechiſche, und der Orient dem Abendlande an Luxus wie an Intelligenz weit überlegen. Die Kenntniß eines großen Theiles der griechiſchen Literatur war dem Occident durch die arabiſche Schrift übermittelt worden; ſie war daher eine angeſehene Culturſchrift. Der ſchmeichelnde Gedanke, einen Theil des großen, arabiſchen Völkergeſchlechts unterworfen zu haben, mag ebenſowohl wie das Wohlgefallen an dem Phantaſtiſchen und die politiſche Klugheit den officiellen Gebrauch des Arabiſchen unterſtützt haben. Die orientaliſchen Schriftcharaktere haben etwas Räthſelhaftes, Myſtiſches, und indem ſie ſelber ſchon geometriſche Arabeskenfiguren ſind, paſſen ſie vortrefflich auf die Wände und Säulen dieſer normänniſchen, myſteriöſen Baſiliken, welche Chriſtenthum und Orient ſo mit einander vermitteln, wie die Kirchen Roms das Chriſtliche und Antike in einander vereinigen.

In dem Archiv der Capelle des Palaſtes werden viele Diplome in griechiſcher, lateiniſcher und arabiſcher Schrift aus der normänniſchen Zeit aufbewahrt, ſo wie eine koſtbare Caſſetta, welche von kufiſchen Schriftzeichen umgeben iſt.

Wir verlaſſen nun dieſe alterthümliche Kirche, um zu der folgenden Loggia des Palaſtes hinaufzugehen. Dort gibt es viele reich decorirte Säle und Gemächer, an welche ſich die Geſchichte der Herrſcher Siciliens knüpft; darunter iſt der Saal des Parlaments mit Fresken von Velasquez, wie man fälſchlich behauptet, der Thronſaal und der Audienzſaal. In dem letzten ſteht jetzt nur noch einer von den zwei berühmten Widdern von Bronze, welche ehemals ein Thor von Syrakus ſchmückten, der andere verunglückte durch Feuer. Der Saal der Vicekönige iſt durch die Porträts all dieſer Regenten vom Jahre 1488 bis auf unſere Zeit merkwürdig.

Mehr als dieſe modernen Prunkſäle reizt das zierliche Gemach Rogers, welches Moſaiken ſchmücken, deren Naivetät ſehr anziehend iſt. Man ſieht dort Kämpfe von Centauren, Vögel und eine Jagd abgebildet, in ſehr alterthümlicher Weiſe. Warum dieß Gemach die Stanza di Ruggieri heißt, läßt ſich ſchwerlich ſagen; die Moſaiken freilich ſind ohne Zweifel Werke des 12ten Jahrhunderts, aber die urſprüngliche Geſtalt aller dieſer Gemächer hat die größte Umwandlung erlitten. Und ſo forſcht man auch vergebens nach den Gemächern Friedrichs II, wiewohl um der Ehre des Namens willen eines nach ihm benannt wird. Und welcher Name zierte dieſes merkwürdige Schloß mehr als der Friedrichs? Viele Fürſten aus den entlegenſten Ländern, Saracenen, Normannen, Schwaben, Spanier, Anjous, Bourbonen haben von dieſem Palaſte aus geherrſcht und dieſe Räume mit Luſt und Elend erfüllt; doch ſchwinden vor dem deutſchen Gemüthe alle andern Erinnerungen hinter dem Gedanken zurück, daß hier in dieſen Mauern der größte Kaiſer Deutſchlands ſeine Jugend verlebte.

Die Sklavenfrage in Amerika und der Krieg.

Wir könnten dieſen Artikel eben ſowohl als den dritten über die Nebraska-Bill bezeichnen, wenn ſeitdem etwas erkleckliches in Bezug auf die letztere geſchehen wäre, aber die Richtung iſt dieſelbe, und die Angelegenheit entwickelt ſich mit einer eigenthümlichen Stärke und Schnelligkeit; man fängt an klarer zu ſehen, was England mit ſeiner Stellung als Vorkämpfer der Sklavenemancipation beabſichtigt, und mit jedem Tage wird es deutlicher, daß die Parteiſtreitigkeiten des in ſeinem Innern ſo rieſenhaft herangewachſenen Bundes der Vereinigten Staaten für die übrige Welt keineswegs mehr ſo gleichgültig ſind, als ſie es noch vor wenigen Jahren geweſen. Wer, mit Ausnahme profeſſioneller Politiker und allenfalls einiger perſönlich betheiligten Perſonen, hat von den Streitigkeiten zwiſchen Whigs und Demokraten in Nordamerika viel Notiz genommen, jetzt, wo dieſe urſprünglich ſchon unpaſſendern Bezeichnungen immer obſoleter werden, und der eigentliche Kern der Frage ſich zu Tage drängt, ſieht die Sache anders aus. Lange und zum Theil ſchimpflich genug war in Nordamerika der Streit beider Parteien hauptſächlich ein Streit um die klingenden Vortheile der Macht, um die Stellen, aber es iſt ſehr charakteriſtiſch, daß in dem Kampf um die Nebraska-Bill, welcher nur eine Epiſode des jetzt vor ſich gehenden Dramas iſt, die herrſchenden Demokraten vielfach dem lauen und beſtechlichen Theil der Whigs dieſe spolia opima des Kampfes ſehr freigebig hingeworfen haben, um nur ihre Stimmen oder ihr Schweigen zu erlangen. Dieß zeigt ſchon eine weſentliche Aenderung, und deutet darauf hin, daß etwas mehr auf dem Spiele ſteht, als augenblicklicher Gewinn. In Amerika iſt die Regierung nichts

der Volksgeiſt und die Verhältniſſe alles: weit mehr als man in Europa gewöhnlich annimmt iſt die Unionsregierung gleichſam nur der Cartellträger des öffentlichen Geiſtes, und die einzelne Perſönlichkeit verſchwindet vor der Richtung deſſelben völlig. Von dieſem Geſichtspunkt aus müſſen wir das, was jetzt vorgeht, betrachten, um die ſehr drohende Entwicklung gehörig aufzufaſſen; dabei können einzelne anerkannte Aeußerungen hochgeſtellter Männer als Richtpunkte dienen, die man erklären aber nicht kritiſiren muß.

Wenn z. B. Hr. Everett, bekanntlich Staatsſecretär unter dem Whig Fillmore und ſelbſt Whig, ja Gegner des Sklavereiſyſtems, in ſeiner bekannten Staatsſchrift gegen den engliſch-franzöſiſchen Antrag, von Seite der Union den Beſitz Cuba's Spanien zu garantiren, nicht nur dieſe Garantie verweigerte, ſondern auch den Satz aufſtellte, „die Zeit könne kommen, wo der Beſitz Cuba's für Nordamerika ein Gegenſtand von äußerſter Wichtigkeit ſeyn werde"; wenn jetzt ſchon whiggiſche Blätter bei aller Feindſeligkeit gegen die Nebraska-Bill und die Ausdehnung der Sklaverei erklären, „die Vereinigten Staaten hätten, ehe zehn Jahre vergingen, Cuba's nöthig zu ihrer Selbſtvertheidigung," ſo bedürfen dieſe Sätze einiger Erläuterung, und dieſe liegt in der Stellung, welche England in Weſtindien und Canada einnimmt.

Wie ſehr es in Canada dahin arbeitet, dieſem Lande nur die Vortheile und nicht die Nachtheile einer Verbindung mit einer fernen Macht fühlen zu laſſen, haben wir ſchon wiederholt, und namentlich in den Bemerkungen zu Graf Grey's Werk über die Verwaltung der engliſchen Colonien unter dem Miniſterium Lord John Ruſſells herausgehoben. [1] Iſt England hier im Norden ein nicht zu verachtender Nachbar, um ſo mehr da Canada reißend und ſelbſt ſchneller als die Vereinigten Staaten ſich entwickelt, ſo wird es in Weſtindien mit jedem Jahr für die Nordamerikaner drohender. Es iſt nicht außer Acht zu laſſen, daß in Weſtindien jetzt, nachdem die Emancipation mit ihrer ſchweren Uebergangsperiode vorüber iſt, Negerſtaaten unter engliſchem Schutz und engliſcher Herrſchaft emporwachſen, und daß England in den Augen der Neger, auch des ſpaniſchen Weſtindiens, als die Schutzmacht gilt, welche ſie gegen die „ſklaventreibenden Yankees" ſchützt; wir haben gar nicht nöthig hier weitläufig zu unterſuchen, mit wie viel Recht England dieſes guten und die Amerikaner dieſes ſchlechten Ruf's genießen; an der Richtigkeit der Sache iſt nicht zu zweifeln. Man hört gegenwärtig aus Engliſch-Weſtindien ſo gut wie nichts; dieß iſt aber gerade ein Zeichen, daß die Uebergangsperiode verwunden iſt, und daß geordnetere Verhältniſſe eingetreten ſind, als ſie geraume Zeit nach der Emancipation ſtanden, wo die Unbotmäßigkeit der Neger raſch zunahm. Je mehr dieſe Verhältniſſe bei Freiheit der Neger und Farbigen überhaupt ſich beſſern, deſto furchtbarer ſteht England in Weſtindien da, und kann jeden Augenblick Negerregimenter errichten, die es zwar jetzt noch nicht gegen Nordamerika verwenden kann, aber verwenden wird, ſobald es ſich mit Baumwolle aus Oſtindien verſehen kann; letzteres iſt der Fall, ſo wie die gegenwärtig mit außerordentlicher Energie betriebene Eiſenbahn von Bombay ins Innere des Deccan fertig iſt. Fügt man hinzu, daß England die Emancipation der Neger auf Cuba eifrig betreibt, daß zudem die Sklaverei auf Cuba, namentlich in den Städten, durchaus nicht hart iſt, wie man dieß auch aus den nordamerikaniſchen Berichten erſehen kann, daß ſelbſt jetzt ſchon zahlreiche einzelne Emancipationen vorkommen — wenn gleich bei der großen Anzahl von Bozales [1] eine vollkommene, allgemeine Emancipation nicht wohl denkbar iſt — dann muß man ſagen, daß ſich England und Spanien mehr und mehr zu einem gemeinſamen Intereſſe, dem der Erhaltung Cuba's im Beſitz Spaniens, verbinden, und dieſe Verbindung nebſt der fortſchreitenden Emancipation muß allmählich den ſüdlichen Staaten der nordamerikaniſchen Union gefährlich werden. Ein Sklavenaufſtand, befördert durch engliſche Negerregimenter, hängt dann wie ein Damoklesſchwert über dem Haupte der Union, während England in Canada hinreichend gerüſtet daſteht, jeden Angriff mit Kraft zurückzuweiſen. Man wird alſo die obige Erklärung Everetts und die der Whigblätter ſelbſt nicht gerade übertrieben finden.

Was aber die Northerners, d. h. die Leute aus den nördlichen Staaten der Union durch logiſche Schlußfolgerung erkennen, das fühlen die Sklavenbeſitzer des Südens, die den Anbau des Landes in Plantagenart betreiben wollen, mit tiefem Ingrimm. Der Norden der Vereinigten Staaten erſcheint unter dieſen Umſtänden als der Beſchützer des Südens, und wird allmählich dieſen in Abhängigkeit bringen, was nach ächter Yankeeart mit einer ökonomiſchen Ausbeutung verbunden iſt; daher ſehen wir einerſeits die „Southern Conventions" [2] die ökonomiſche Unabhängigkeit befördern, andrerſeits die ſüdlichen Staaten faſt insgeſammt alle ihre Kräfte anſtrengen, um die Sklaverei überhaupt aufrecht zu erhalten und ihr Uebergewicht im Congreß zu behaupten. Nach dieſen Vorbemerkungen wird man verſtehen, was damit geſagt iſt, wenn ein ſüdliches Blatt, der zu Richmond in Virginien erſcheinende Enquirer, ſagt: „unſere Anſicht von der Politik dieſer Maaßregel (der Erwerbung Cuba's) ſo wie einer andern (der Nebraska-Bill) iſt durch die alles überwiegende Rückſicht auf die ſüdlichen Intereſſen beſtimmt. Denn darum, weil wir die Erwerbung Cuba's als weſentlich für die Stabilität des Syſtems der Sklaverei, ſo wie für das billige (just) Uebergewicht des Südens betrachten, legen wir unſere gewohnte Abneigung gegen politiſche Veränderungen bei Seite und fördern eine Maaßregel von ſo ungeheuren und in manchem Betracht unſichern Folgen." Man erſieht hieraus, wie die Nebraska-Bill einerſeits darauf berechnet iſt, allen neuerſtehenden Territorien,

---

[1] Eben jetzt iſt wieder eine Bill im Oberhaus, welche die factiſche Unabhängigkeit Canada's erweitert; der „Legislative Rath," eine Art Oberhaus, aber von der Regierung ernannt, ſoll jetzt gleichfalls gewählt werden, ſo gut wie der Senat in den Vereinigten Staaten.

[1] In Afrika geborene Neger, deren Einfuhr bis in die letzten Jahre herein noch immer gegen 10,000 jährlich betrug.

[2] Davon haben wir im vorigen Jahr (ſ. Nr. 28) unter der Benennung die „Convention zu Memphis" eine Probe gegeben, und eben jetzt iſt wieder eine ſolche Convention vereinigt (ſ. Newyork Weekly Times vom 22 April), wo wieder, wie im vorigen Jahr, über die Mittel berathen wird, wie man die Induſtrie des Südens heben, und ſeinen Erzeugniſſen einen von der Vermittlung des Nordens unabhängigen Abſatz verſchaffen kann. Als Hauptpunkte werden aufgeführt, 1) es ſollen Maaßregeln ergriffen werden, um Manufacturen im Süden einzuführen, 2) der Congreß ſoll angegangen werden, den Einfuhrzoll auf Eiſen für Eiſenbahnbauten aufzuheben, 3) eine Dampfbootlinie von einem ſüdlichen Hafen aus nach Braſilien und Europa zu unterſtützen, 4) zur Ausbeſſerung der ſüdlichen Häfen und Schiffbarmachung der Flüſſe beizutragen u. ſ. w. Die Tendenz dieſer Vorſchläge iſt unverkennbar, und um ſo auffallender, als ſonſt der Süden, d. h. die Partei, welche der Unionsregierung ſo wenig Macht über die einzelnen Staaten zuerkennen will, wie möglich, namentlich der Unterſtützung von „internal improvements" der Art, wie ſie oben bezeichnet wurden, durch die Unionsregierung aus den Unionsgeldern principiell entgegen war.

gegen die Compromiſſe von 1820 und 1850 zu geſtatten, die Sklaverei auch nordwärts des 36° 50′ N. B. einzuführen, dort die Entſtehung neuer Sklavenſtaaten vorzubereiten und das Uebergewicht der Sklavenſtaaten im Congreß zu ſichern, andrerſeits aber die Erwerbung von Cuba für nothwendig erachtet wird, um die Ausdehnung des Emancipationsſyſtems der Engländer in Weſtindien, dadurch deren Uebergewicht, ſo wie die Begründung eines moraliſchen Drucks auf die ſüdlichen Staaten und die Union überhaupt zu hindern. Während alſo der Norden die eine Seite der Frage, die Ausbreitung der Sklaverei im Innern, zu hindern bemüht iſt, muß, wie wir aus Everetts Schreiben bei der Ablehnung des Garantievertrags erſehen, ein nicht unbedeutender Theil des Nordens die Erwerbung Cuba's, d. h. den zweiten Theil des Plans der ſüdlichen Staaten, ſelbſt unterſtützen, um einem Abhängigkeitsverhältniß der Unien überhaupt im Gegenſatz gegen England entgegenzuwirken. Aus dieſem Sachverhalt geht hervor, daß die Plane der Sklavenhalter in Bezug auf Cuba alle Ausſicht auf Erfolg haben, wenigſtens ſo weit die innern Verhältniſſe der Vereinigten Staaten hierauf hinwirken.

Hier iſt der Punkt, wo die amerikaniſche und die europäiſche Politik gegen einander ſtoßen. Daß Amerika von Europa und namentlich von England, wahrſcheinlich auch von Frankreich, Widerſtand gegen die Beſetzung Cuba's zu erfahren haben wird, weiß man dort recht gut. Darum die ziemlich fanfaronadenartigen Auslaſſungen gegen Europa und die Verſicherung, daß die Zeit gekommen ſey wo Amerika auch in den europäiſchen Händeln auftreten müſſe; dieß Gerede hatte bisher einen ziemlich vagen Charakter ohne beſtimmtes Ziel; in dem Maaße aber, als die Verhältniſſe ſchärfer hervortreten, tritt auch das Ziel heraus, und man urtheilt, wie folgt: „angenommen wir bekommen Cuba, wie dieß zweifelsohne der Fall iſt, wir behaupten unſere Ueberlegenheit im mexikaniſchen Meerbuſen, wie wir dieß bisher verſucht haben, angenommen wir dehnen das Gebiet der Freiheit nach Mexico hinein aus, England und Frankreich aber haben inzwiſchen mit Flotten, wie ſie die Welt nie ſah, den Sieg errungen, in ihren Völkern den Kriegsgeiſt und die Siegesluſt erweckt, und finden es nöthig oder angemeſſen, uns in den Weg zu treten — was dann?“ Hierauf ergibt ſich die Antwort von ſelbſt: „Amerika darf Rußland, ſo weit es an ihm iſt, nicht ſinken laſſen, weil der Kampf mit Rußland eine Einmiſchung Frankreichs und Englands in unſere amerikaniſchen Angelegenheiten hindert.“ Dieß iſt das einfache Raiſonnement nicht bloß der Sklavenſtaaten, ſondern auch ächter Northerners und Whigs. Trotz aller amerikaniſchen Freiheitsphraſen ſehen wir alſo hier wie anderswo das nackte politiſche Intereſſe hervortreten, und dieß Intereſſe führt geradenwegs zu einer mehr oder minder eifrigen Unterſtützung Rußlands, welche auch ohne Zuthun der Regierung und vielleicht gegen deren gewiß nicht allzuſtrenge Wachſamkeit hervortritt, wie denn auch ſchon ruſſiſche Caper in amerikaniſchen Häfen ausgerüſtet worden und bereits ausgelaufen ſeyn ſollen. So meldet wenigſtens ein aus Neuyork vom 31 Mai datirtes und dem Herzog von Newcaſtle mitgetheiltes Schreiben. [1] Fügen wir hinzu, daß nach amerikaniſchen Blättern die Irländer in Amerika ſich aufs eifrigſte gegen England rüſten und zahlreiche militäriſche Uebungen anſtellen ſollen, in der Abſicht einen Einfall in Canada vorzubereiten — ein Treiben das die amerikaniſche Regierung, da es unter dem Schutz der Milizgeſetze geſchieht, gar nicht einmal hindern kann, auch wenn ſie will — ſo iſt die Stimmung und Stellung deutlich genug bezeichnet, und die Aeußerung amerikaniſcher Blätter, „das engliſche Volk habe die Größe des Kampfes, in welchen es ſich eingelaſſen, nicht gehörig erwogen,“ ſehr gerechtfertigt.

Daß die engliſche Regierung in ihren jetzigen Verhältniſſen nicht ſehr geneigt iſt, durch irgend eine Handlung ihre Stellung zu Nordamerika bitterer zu machen, verſteht ſich wohl von ſelbſt, und es iſt auch in Amerika ſehr wohl bekannt, daß ſie Spanien gerathen hat, die Streitſache über den Black Warrior [1] möglichſt bald und um jeden Preis beizulegen, d. h. ſie iſt bemüht jede Veranlaſſung zum Streit aus dem Wege zu räumen. Es fragt ſich nur, ob man amerikaniſcherſeits den Streit nicht ſucht, und ob nicht die Veranlaſſungen viel tiefer liegen, als daß der Streit ſo leicht zu beſeitigen wäre. Die Ernennung Soulé's zum Geſandten in Madrid, eines Mannes, der ſich in ſeinen officiellen Reden aufs unzweideutigſte zur Anſicht bekennt, die Vereinigten Staaten müßten ſich Cuba's mit Güte oder Gewalt bemächtigen, iſt gewiſſermaaßen an und für ſich ſchon ein Beweis, daß man keine freundlichen Beziehungen zu Spanien unterhalten wollte, und die Streitigkeiten, in welche Hr. Soulé in Madrid verwickelt wurde, waren ſehr natürliche Folgen. [2] Dabei iſt zu bemerken, daß Hr. Soulé ein perſönlicher Feind des ſpaniſchen Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten, Hrn. Calderon de la Barca, iſt, und daß ſchon die Ernennung dieſes letztern zu ſeinem jetzigen Poſten — er war vorher Geſandter in Waſhington, und ſeine Ernennung zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten in Madrid erfolgte unmittelbar nach der Ernennung Soulé's zum Geſandten daſelbſt — von Amerika als ein feindſeliger Schritt gegen die nordamerikaniſche Union gedeutet wurde. Das ſind deutliche Anzeichen, daß beide Regierungen ſchon ſeit geraumer

---

[1] In der Times wahrſcheinlich vom 15 Junius (ſ. Shipp. Gazette 15 Junius). Uebrigens finden ſich die Andeutungen ſchon in den amerikaniſchen Journalen von älterem Datum, namentlich im Courier des Etats Unis vom 13 April.

[1] Der Black Warrior iſt ein Dampfſchiff, das ſeit etwa zwei Jahren von Neuyork abgeht, in Mobile anlegt, und von da nach der Havana geht, wo es Paſſagiere abſetzt und einnimmt, ſonſt aber weiter nicht mit dem Lande verkehrt; zu dieſem Ende hat es, obgleich meiſt mehr oder minder mit Waaren beladen, Papiere, die auf „Ballaſt“ lauten, und die ſpaniſchen Behörden ſtörten auch dieſes, obwohl unregelmäßige Verfahren gar nicht. Am 28 Februar jedoch wurde der Black Warrior angehalten, von den Zollbeamten unterſucht, die vorgefundenen Waaren ans Land geſchafft und dem Capitän eine Strafe von 600 D. wegen Zolldefraudation auferlegt. Wie viel oder wie wenig dabei die ſpaniſchen Behörden Recht oder billige Nachſicht übten, wiſſen wir nicht; immerhin iſt die Sache, wenn auch die ſpaniſchen Behörden ſich ſehr verfehlten, kein Fall, der einen Grund zum Kriege abgibt, wie ſich ſchon daraus ergibt, daß der amerikaniſche Senat erklärte, der Geſandte Soulé habe ſeine Inſtructionen überſchritten, indem er die Abſetzung des Generalcapitäns von Cuba und 300,000 D. Schadenerſatz und Schmerzensgeld verlangte.

[2] Soulé's Benehmen wird in Amerika folgendermaaßen erklärt. Da es ihm nicht gelungen ſey den Verkauf Cuba's in Spanien durchzuſetzen, ſo habe er keinen andern Wunſch als den nach Amerika zurückzukehren, ſeinen Sitz im Senate wieder einzunehmen und ſeinen politiſchen Gegner, einen Hrn. Slidell, aus dem Feld zu ſchlagen. Sein gewaltthätiges Auftreten in Madrid und die Widerwärtigkeiten, denen er dadurch ſich ausſetzte, ſeyen ihm in ſeinem Staate, nämlich in Louiſiana, als Märtyrerthum gutgeſchrieben worden. So inſolent auch ſein Benehmen ſeyn möge, in Louiſiana, wo man auf die Erwerbung Cuba's aufs höchſte erpicht ſey, werde er dadurch nur gewinnen, und gelinge es ihm vollends, daß man ihm in Madrid wegen ſeines Betragens die Päſſe zuſtelle, ſo ſey ſein Wunſch, in Louiſiana wieder als Senator erwählt zu werden, ganz ſicher.

Zeit, ehe der Zwiſchenfall des Black Warrior eintrat, auf einem ſehr geſpannten Fuße ſtanden. Dieß iſt ſehr erklärlich aus der immer engern Verbindung zwiſchen England und Spanien, die ſich in neuerer Zeit durch mehrere Maaßregeln gegen den Sklavenhandel, ſowie die Annahme des ſogenannten Lehrlingsſyſtems [1] kund gab. Dieſe Haltung der ſpaniſchen Regierung war ein Fingerzeig, daß Spanien vollkommen auf das engliſche Syſtem, die emancipirten Schwarzen dem Sklavenweſen der Nordamerikaner entgegenzuſetzen, einging. [2] England hatte dabei große Schwierigkeiten zu überwinden, da der Sklavenhandel von ſehr hoch geſtellten Perſonen aus ſchmutziger Gewinnſucht begünſtigt wurde, aber eine ſtrenge Mahnung, von dem alten Syſtem abzugehen, lag in den immer ſtärker hervortretenden Planen Nordamerika's gegen Cuba, deſſen Verluſt die ſpaniſche Regierung aufs tiefſte erſchüttern würde; die Annäherung an England war alſo eine Sache der Nothwendigkeit, und eben damit trat auch die Eiferſucht und die Feindſchaft der nordamerikaniſchen Regierung um ſo ſtärker hervor. Man wird jetzt über die Anſtrengungen der Demokraten, d. h. der Führer der Sklavenſtaaten, einen Mann ihrer Wahl ans Ruder des Staats zu bringen, nicht mehr erſtaunen, und es war ein glückliches Manöuvre dieſen Mann aus dem Norden zu holen, und dadurch die Stimmen aller nördlichen Demokraten, und namentlich der Deutſchen, mit Einem Streiche zu gewinnen.

Erwägen wir dieſe Umſtände, ſo muß man beinahe nothgedrungen den Schluß ziehen, daß ſchon die Wahl des Hrn. Pierce zum Präſidenten den ganzen Plan der Sklavenpartei nach innen und nach außen, d. h. in Bezug auf die dieß Jahr hervorgetretene Nebraska-Bill und die ſchon im vorigen Jahr neu aufgenommenen Bemühungen, Cuba in Güte oder mit Gewalt zu erwerben, in ſich ſchloß. Von dieſem Geſichtspunkte aus erhalten alle Schritte der amerikaniſchen Regierung eine beſondere Bedeutung, und die Frage iſt keineswegs bloß zwiſchen der nordamerikaniſchen und ſpaniſchen Regierung, ſondern auch zwiſchen der erſtern und der engliſchen, die zuverläſſig ſich einmiſchen wird, ſobald ein unzweifelhafter Schritt von Seite Nordamerika's erfolgt. Aber auch an dieſen Verwicklungen iſt es noch nicht genug: man ſpricht in Amerika nicht bloß von der Alternative eines Kaufs oder einer Eroberung Cuba's, ſondern auch von einem dritten Fall, nämlich einer „Aufnahme in die Union.“ Eine ſolche würde eine Emancipation der Inſel durch die Creolenbevölkerung vorausſetzen, welche der Plan der ſpaniſchen Regierung, im ſchlimmſten und äußerſten Fall die Sklaven zu emancipiren und Cuba zu einem zweiten San Domingo zu machen, zur Verzweiflung bringen muß, denn damit wäre natürlich ihr Verderben beſiegelt, und dieſe Drohung der ſpaniſchen Regierung, welche emſig von den amerikaniſchen Blättern wiederholt wird, iſt geeignet, die Creolen den Nordamerikanern in die Arme zu treiben. Daher die erneuerten Gerüchte einer Flibuſtrierexpedition und einer heftigen Aufregung unter der ſpaniſchen Bevölkerung der Inſel. „Die Sicherheit der ſpaniſchen Herrſchaft in Cuba“, heißt es in einem Schreiben aus Waſhington vom 20 Mai, „beruhte in früherer Zeit faſt gänzlich auf der Treue der ſpaniſchen Bevölkerung, welche mit dem Streben der Creolen nach Unabhängigkeit nicht ſympathiſirte. Iſt indeß neuern Correſpondenzen zu glauben, ſo iſt in den Geſinnungen der ſpaniſchen Bevölkerung ſeit einiger Zeit eine ſtarke Veränderung vor ſich gegangen, und ſeit zwei Monaten beklagen ſich die Spanier nicht minder als die Creolen über die Herrſchaft, mit der die Inſel heimgeſucht iſt. Nach allen Berichten herrſcht die größte Aufregung, Unzufriedenheit und Beſorgniß unter allen Claſſen, und wenn dem ſo iſt, ſo wird die Miethlingsſoldateska in Habana unmächtig ſeyn eine ausbrechende Revolution zu unterdrücken, und die Wahrſcheinlichkeit iſt dafür, daß ſie den Lockungen der reichen Dons, ſie auf die Seite des Volks herüberzuziehen, nicht widerſtehen wird.“ Man erſieht hieraus zum mindeſten die Art der Berechnung, auf welche die Unionsregierung ihre Plane ſtützt; ſie hat nicht gerade Eile, ſie kann die Elemente der Zerrüttung, welche unter den jetzigen Umſtänden nothwendig in Cuba gähren müſſen, ſo wie die Geldnoth der ſpaniſchen Regierung benützen, und alles läßt ſich für ſie ungewöhnlich günſtig an. Nur bleibt immer noch die Frage übrig, ob England einem ſolchen Vergehen, mag es unter was für immer einem Vorwand verſteckt ſeyn, ruhig zuſieht.

Die Vorſprecher der nördlichen Staaten, welche die Nebraska-Bill und das Uebergewicht der Sklavenſtaaten bekämpfen, ſind in einer großen Verlegenheit, da ſie bei dem Stand der öffentlichen Meinung nicht gegen eine Erwerbung Cuba's ſprechen dürfen. Daher das Auskunftsmittel, daß ſie den Druck der ſpaniſchen Regierung mit den ſchreiendſten Farben hervorheben, und einen Aufſtand der Spanier und Creolen als ein Werk unzähmbaren Freiheitsgeiſtes darſtellen; gegen eine innere Revolution Cuba's, meinen ſie, könne England und Frankreich nichts einwenden, und wenn nachher die freien Cubaner ſich mit den Vereinigten Staaten verbänden, ſo ſey dieß ihre Sache, wo kein Fremder etwas darein zu reden habe. So hofft man möglicherweiſe Cuba in Beſitz zu erhalten, ohne daß die Engländer ſich einmiſchen. Dazu aber iſt vor allem nöthig, daß die Cubaner wirklich aufſtehen, und als Sieger aus dem Kampfe mit der ſpaniſchen Beſatzung hervorgehen, die gegenwärtig von der ſpaniſchen Regierung mit aller Anſtrengung verſtärkt wird, während der Generalcapitän den merkwürdigen Schritt gethan hat, jedem weißen Regiment zwei Compagnien Schwarze beizufügen. Im Süden der Vereinigten Staaten ſcheint man den Erfolg eines Aufſtandes der weißen Pflanzer in Cuba ſehr zu bezweifeln, und geht viel ungenirter zu Werke: man wirft der ſpaniſchen Regierung vor, daß ſie Cuba zu „afrikaniſiren“ ſuche, ein Vorwurf, dem Senator Clayton am 22 Mai mit einer Reſolution begegnete, des Inhalts, „die Committee für auswärtige Angelegenheiten möge die Mittel aufſuchen, die Gewalt der Conſuln der Vereinigten Staaten in Weſtindien hinſichtlich der Ertheilung von Seebriefen zu verhindern, die nur benützt würden, die amerikaniſche Flagge zum Sklavenhandel zu mißbrauchen“; in ſeiner Rede wies er nach, daß die ſeit 1852 merklich geſtiegene Sklaveneinfuhr in Cuba hauptſächlich durch

---

[1] Apprentice-Syſtem, d. h. die neueingeführten Schwarzen ſollten nicht als lebenslängliche Sklaven behandelt werden, ſondern nur eine Anzahl Jahre dienen, dann ipso jure frei ſeyn.

[2] Anfang Aprils erließ die ſpaniſche Regierung zwei Decrete, deren Zweck war, eine Regiſtration der Sklaven einzuleiten, und die Einfuhr freier Arbeiter aus Spanien, aus China und aus Yucatan zu befördern. In einem Schreiben der Times aus Madrid vom 13 April heißt es: „die ſpaniſche Anſicht in Bezug auf Cuba geht dahin, daß es entweder ſpaniſch bleiben oder ein Negerſtaat werden muß, und daß man lieber die Schwarzen emancipiren und die Inſel in ein zweites San Domingo umwandeln, als ſie in die Hände der Amerikaner fallen laſſen werde.“ Die Correſpondenzen der amerikaniſchen Blätter aus Madrid drücken ſich gleichfalls ohne Umſchweif in dieſem Sinne aus.

amerikaniſche Vermittlung bewerkſtelligt werden ſey; die ſpaniſchen Behörden auf Cuba hätten dann dieſe neueingeführten Sklaven für frei erklärt, und ſie nur ein Jahr lang im Dienſt gelaſſen, nach welcher Zeit ſie völlig freigelaſſen werden ſollten. Mit ſolchen Reſolutionen wird man freilich nichts ausrichten, wenn Staaten, wie Louiſiana, ſich geradezu an den Congreß wenden, mit der Forderung, daß die Unionsregierung auf die erſte Nachricht, daß eine Emancipation der Sklaven in Cuba angebahnt werde, dieß mit Gewalt hindern ſolle. Vorerſt wird die Unionsregierung ſchwerlich alsbald auf ſolche Forderungen eingehen, denn ſie iſt allzu ſchlecht gerüſtet, und die Wahrſcheinlichkeit iſt auch da, daß der Norden im Stande ſeyn wird, ein allzu vorzugsweiſe Vergehen zu verhindern: denn er weiß recht gut, daß ein Krieg, den Spanien und England gegen die Vereinigten Staaten führten, das Meer mit Kapern bedecken, und daß er hauptſächlich darunter leiden würde, da der große Handel vorzugsweiſe durch die nördlichen Staaten geführt wird, während die ſüdlichen Staaten vorerſt nur wenig zu leiden hätten, da ſie ihre Stapelwaaren, namentlich Baumwolle, doch nach England abſetzen würden, das deren dringend bedarf. Das Beſtreben iſt alſo deutlich: der Süden will ſeinen Plan durch den Norden, deſſen Marine und Geld die Hauptmacht der Union bilden, durchſetzen. Wie weit dieſer Plan gelingen wird, muß die Zukunft lehren.

Erwägt man, welche jahrelange Vorbereitungen in Nordamerika eine Präſidentenwahl erfordert, namentlich wenn ſie einen vergleichsweiſe unbekannten Mann, wie Polk und Pierce, mit einemmal aus der Menge heraus auf den Präſidentenſtuhl heben ſoll, dann erkennt man deutlich, daß, was jetzt zu Tage tritt, die Nebraska-Bill und die Vorſchläge gegen Cuba, ſeit Jahren im Plan und vorbereitet war. England kennt dieß Treiben zu vollſtändig, um nicht bei Zeiten ſeine Gegenmaaßregeln getroffen zu haben. Dieſe beſtehen weit weniger in kriegeriſchen Anſtalten — denn reiche Staaten wie England und Amerika können Kriegsmittel in unglaublich kurzer Zeit ſchaffen — als in der Bearbeitung und Leitung der öffentlichen Meinung. Engländer und Amerikaner ſind zu nahe Verwandte, ſie reden dieſelbe Sprache, der Uebergang vom Engländer zum wirklichen oder ſcheinbaren Amerikaner iſt unmerklich: unter dieſen Umſtänden iſt die Preſſe ein außerordentlich wirkſames Mittel, und England kann durch Aufdeckung der Plane der Sklavenſtaaten, durch ſchroffe Darſtellung derſelben, durch die Hinweiſung auf die Folgen, auf die langen Friedensſtörungen eine mächtige Wirkung auf den Norden hervorbringen, ohne im mindeſten aus ſeiner Hülle, aus dem Kreiſe amerikaniſcher Anſichten und Beſtrebungen herauszutreten. Englands Wirken nimmt dadurch ganz die Form amerikaniſcher Parteibeſtrebungen an, und es wird dieſen Kampf möglichſt lang fortſetzen, ſelbſt noch im Kriege. Es iſt in dieſer Beziehung in einer der neuern Sitzungen des Senats (22 Mai) bei Vorlegung gewiſſer Reſolutionen Connecticuts [1] gegen die Nebraska und die Aufhebung des Miſſouri-Compromiſſes von einem bedeutenden Mann, dem General Caß, ein ſehr bezeichnendes Wort gefallen: „ich hoffe", ſagte er, „dieſe Reſolutionen werden, in klaren Worten ausgedrückt, nicht eine zweite Hartford Convention bedeuten", worauf Hr. Weller bemerkte: „ſie kommen ſehr nahe." Dieſe Ausdrücke beweiſen, wie hoch das gegenſeitige Mißtrauen ſchon geſtiegen iſt, und wie ſehr man engliſchen Einfluß in der Oppoſition gegen die Nebraska-Bill und deren Folgen, die Erwerbung Cuba's, wittert.

Das iſt ein für England nichts weniger als erfreulicher Stand der Dinge, ein directes Auftreten dagegen könnte nur ſchaden, und eine Einigkeit in Amerika gegen England herſtellen wie ſie bis jetzt noch nicht beſteht. Daß die Londoner Times ſeit geraumer Zeit über Amerika ſo ſchweigſam iſt, ſelbſt kaum Correſpondenzen enthält, iſt vielleicht nicht unabſichtlich. Indeß folgt man dem Gang der Dinge mit geſpannten Blicken, jetzt um ſo mehr, wo der Kampf mit Rußland entbrannt und die Ausſicht ſo ungewiß iſt. Ein abermaliger Krieg mit Amerika würde England aufs ſchwerſte betreffen, und ſein Schickſal dann vollends in die Hand Frankreichs legen, denn gegen Rußland, Frankreich und die Vereinigten Staaten den Kampf durchzuführen würde von Seite Englands eine Anſtrengung erfordern, der eine tödliche Ermattung folgen könnte. Der Parteiſtreit über die Nebraska-Bill hat demnach ein allgemeines Intereſſe, und das Schickſal der europäiſchen Staaten wird weſentlich davon berührt, das Beſtreben Rußlands den Kampf in die Länge zu ziehen, kann ſehr wohl auch mit dieſen amerikaniſchen Verhältniſſen zuſammenhängen, und man hat ſomit alle Urſache dem Gang der Dinge mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu folgen.

[1] In Connecticut hatte die Legislatur ſich ſehr ſtark gegen die Nebraska-Bill und alles was damit zuſammenhing ausgeſprochen. Es liegt darin eine directe Erklärung nicht bloß gegen dieſe Bill, ſondern auch gegen das Cubaproject, und deßhalb warf man Connecticut vor, es wolle wie im J. 1812 ſich von der Union abſcheiden. Damals waren die Abgeordneten der Neuenglandſtaaten zu Hartford zuſammengetreten, um ſich über die Mittel zu berathen, wie man dem Krieg mit England ein Ende machen könne. Dieſe ſeparatiſtiſchen Gelüſte wurden den Neuenglandſtaaten ſehr verübelt, und Webſter, welcher daran Theil genommen, konnte bei all ſeinem Talent den Eindruck, den ſein Benehmen damals gemacht, durchaus nicht verwiſchen. Der Ausfall des Generals Caß heißt im Grunde nichts anders, als daß in Connecticut engliſcher Einfluß thätig ſey, um Uneinigkeit in die Maaßregeln der Union zu bringen.

Die Ethnologie des indiſchen Archipels.

Einleitung.

Das Journal of the Indian Archipelago and Eastern Asia, redigirt von einem Hrn. Logan, enthält unter dem obigen Titel ſeit mehreren Jahren eine Reihe Aufſätze, die jetzt, d. h. mit dem uns zuletzt zugekommenen Hefte (Juni — Dec. 1853), zu einem vorläufigen Abſchluß gekommen ſcheinen, weßhalb wir es an der Zeit halten auf dieſe Arbeit zurückzukommen. Dieſe Aufſätze zuſammengenommen, wozu überdieß auch noch eine Menge einzelner Abhandlungen zu rechnen ſind, würden im Ganzen wohl einige Bände ausmachen, und der Verfaſſer ſagt in ſeiner Einleitung, welche ſich ſchon im Mai-Juni-Hefte vom J. 1850 findet, daß er damit hervor-

trete, um einen allgemeinen Ueberblick zu geben, ehe er mit ſeinen philologiſchen Sammlungen auftreten könne. Wir glauben, daß er hiemit den falſchen Weg eingeſchlagen hat, denn ſowie es ſich um philologiſche Unterſuchungen handelt, muß man vor allem einen Boden und einen Anhaltspunkt haben, aber an ſolider philologiſcher Bildung, wie man dieſe jetzt verſteht, und wie ſie zu ſolchen Forſchungen unerläßlich iſt, ſcheint es Hrn. Logan ziemlich zu fehlen, wenigſtens vertieft er ſich in ſehr weitgeſuchte, bis aus dem Norden Aſiens und ſelbſt aus Europa hergeholten Vergleichungen. Es iſt dieß auf der einen Seite natürlich, da er auf die Abſtammung der Bevölkerung des Archipels zurückgehen will, dieß führt ihn aber in eine Zeit hinauf, wo die Forſchung jedenfalls ohne die ſolideſte philologiſche Grundlage, wozu bis jetzt noch das Material fehlt, ſich ins Bodenloſe verirren muß. Unſere Leſer erinnern ſich vielleicht der Auszüge, die wir im J. 1850 aus dem philologiſchen Werke Hale's, der die amerikaniſche Expedition unter Wilkes als Philolog begleitete, gegeben haben; dort iſt aus der Sprache und den hiſtoriſchen, wie mythologiſchen Sagen wahrſcheinlich gemacht, daß die Beſiedlung der Inſeln der Südſee — ſoweit ſie nämlich von der malayiſch-polyneſiſchen, nicht von der Negritorace bewohnt ſind — zum Theil nicht über 1000 Jahre hinaufreicht, daß aber die Samoa- oder Schifferinſeln, von denen die weiter öſtlich gelegenen Inſeln ihre Bevölkerung erhielten, ſchon vor drittehalb bis 3000 Jahren beſetzt worden ſeyn müſſen. Da nun nicht zu zweifeln, daß dieſe Bevölkerung von Weſten oder von Norden herkam, ſo kommen wir dadurch in eine Periode hinauf, wo alle Sage und Ueberlieferung ein Ende hat, und nur noch die Sprachen als Leitfaden dienen können. Dieſe verlangen aber eine philoſophiſche Durchbildung und eine Logik, an der es Hrn. Logan bedeutend fehlt, wie ſchon aus ſeinen Divagationen ſehr deutlich zu entnehmen.

Indeß ſeine lange Beſchäftigung mit dieſem Gegenſtand, ſein Sammlerfleiß und ſein Eifer ſind immer dankenswerth, und es kann nicht fehlen daß er uns allerlei Wiſſenswerthes mittheilt, was wir anderswo ſo leicht nicht finden. Zudem haben ſeine Unterſuchungen ein unmittelbareres Intereſſe, als wenn es ihm gelungen wäre, ſein Ziel, die Abſtammung der Bewohner des indiſchen Archipels nachzuweiſen, wirklich zu erreichen — ein Ziel, das für die älteſte Völkerwanderung allerdings von Intereſſe, doch aber viel dürrer wäre, als die Unterſuchungen über Einzelnheiten. Daß eine verwandte Sprache von Sumatra bis nach der Oſterinſel auf der einen und bis nach Madagascar auf der andern Seite geht, iſt eine philologiſche Thatſache, deren hiſtoriſcher Werth nicht abzuläugnen iſt, in welche Zeit aber dieſe Wanderungen zu verſetzen ſind, das zu enträthſeln wird uns nicht mehr gelingen. Neben dieſem weitverbreiteten Geſchlecht, das wir aus Mangel eines beſſern Ausdrucks das malayiſche nennen — der Verfaſſer gibt ihm den Namen indoneſiſch, womit er alſo die Bewohner der Inſeln des indiſchen Meeres bezeichnen will — ſteht das ſchwärzliche, mit deſſen Anknüpfung an verwandte Stämme wir bis jetzt noch gar nichts zu machen wiſſen, und die Miſchungen, welche zwiſchen dieſen beiden vorgegangen ſind, müſſen ſo mannichfacher Art ſeyn, daß ſie geradezu ſinnverwirrend iſt. Bis jetzt haben wir hauptſächlich nur aſiatiſch-europäiſche und allenfalls amerikaniſche, hie und da auch afrikaniſche Völkerwanderungen verfolgt; dabei blieb man immer auf großen Continenten, hatte an deren geographiſcher Geſtaltung immer einen Anhaltspunkt zur Beurtheilung der Wanderungen, in dem pfadloſen Meere aber, wo höchſtens herrſchende Winde und Strömungen da und dort eine allgemeine Richtung bezeichnen, verläßt uns dieſer Anhaltspunkt gänzlich, und namentlich in dem ruhigen Meer zwiſchen Sumatra und Java auf der einen, den Philippinen und Neuguinea auf der andern Seite hatten die Seewanderungen freies Spiel. Erwägt man nun vollends, daß uns die Forſchungen Logans weit über die indiſche Zeit, d. h. diejenige, wo die Sanskrit-redenden Hindus ſich über den Archipel verbreiteten, hinausgeht, ſo ergibt ſich ſchon von ſelbſt, daß von einem eigentlichen Reſultat kaum die Rede ſeyn kann. Dagegen bieten einzelne Partien ein um ſo größeres Intereſſe, und darüber ſind in Logans Arbeiten werthvolle Notizen zu finden, die man freilich aus einem arger Wuſt herausziehen muß.

Im allgemeinen iſt der Verfaſſer der Anſicht, daß die Bevölkerung des Archipels, mit Ausnahme der ſchwarzen Race, die er in Indien ſowohl als auf den Inſeln ſeltſam genug mit der älteſten japaniſchen in Verbindung bringt, aus Hinterindien und ſomit aus dem innern Aſien herabgekommen ſey. Dabei iſt es natürlich, daß er die ſchwarzen Urbewohner Indiens keineswegs, wie in neuerer Zeit mehrfach verſucht worden iſt, mit den tibetaniſchen Völkern in Zuſammenhang ſetzt. Bei aller Verworrenheit, aus der man ſich nur mit Mühe herausfindet, hält er doch gewiſſe Sätze feſt, die gewiß in der Vertheilung der Racen und in der Richtung der Wanderungen eine wichtige Rolle ſpielen. Dazu gehören namentlich die großen Mittelpunkte der Civiliſation, denen er zugleich, gewiß nicht mit Unrecht, eine ſtarke Expanſivkraft bezüglich der von denſelben umfaßten Völker zuſchreibt. Namentliches Gewicht legt er in dieſer Beziehung auf den chineſiſchen Civiliſationsmittelpunkt, der wahrſcheinlich ſo alt, wo nicht älter als der ägyptiſche iſt; die Race, welche in den Stromgebieten des Hoangho und Jang-tſe-kiang ſich ausbreitete und mehr und mehr auf die benachbarten Stämme drückte, mußte, wie ſich ſelbſt noch jetzt zeigt, auf die Völker von ganz Hoch- und Oſtaſien den mächtigſten Einfluß üben. Abgeſehen von der jetzt aus dem Südweſten des chineſiſchen Reichs ausgegangenen Bewegung laſſen alle hiſtoriſchen Nachrichten annehmen, daß China ſich ſeit Jahrtauſenden namentlich nach SW ausbreitete und die roheren Völker vor ſich her drängte; — da der Druck auch gegen Weſten ging, ſo mußten zahlreiche Völker in ſehr verſchiedenen Abſtufungen der Entwicklung ſich über die hinterindiſche Halbinſel ergießen, und durch die mächtigen Ströme, wie Irawaddy, Menam u. ſ. w. geführt, ſowie geleitet von der lang geſtreckten Halbinſel Malacca, ſich ausbreiten über die nahe liegenden Inſeln, und das ruhige Meer dann die Eindringlinge weiter tragen. Allein der Hauptſtock der Bevölkerung des indiſchen Archipels iſt, das kann man mit ziemlicher Zuverſicht behaupten, nicht aus Hinterindien gekommen.

Wüßten wir nur, was mit den Negritos anzufangen, die uns noch immer — beſonders da ihre Sprachen ſo wenig erforſcht ſind — ſehr räthſelhaft daſtehen, wir könnten leichter über das eigenthümliche Volksgemenge im indiſchen Archipel urtheilen, aber wir können noch nicht einmal mit Beſtimmtheit ſagen, ob die ſchwarze Race Indiens mit den Negritos des Südens zu Einer Völkerfamilie gehört. Die Malaien oder die gelbe Race ſind gewiß nicht bloß mit den Negritos gemiſchte hinterindiſche Stämme, mit denen ſie trotz aller Verſchiedenheit doch viele Aehnlichkeit haben, ſondern

es iſt in ihnen ein anderes phyſiſches und geiſtiges Element vorherrſchend. Laſſens Anſicht (ſ. indiſche Alterthumskunde I. p. 467) hat noch immer am meiſten für ſich, und man kann kaum umhin ihm beizuſtimmen, wenn er ſagt: „erwägt man daß die Verwandtſchaft der malayiſchen und der Südſeeſprachen eine ſolche iſt, daß ſie die Abſtammung der ſie redenden Völker aus einer gemeinſamen Wurzel vorausſetzt; daß die Sprachen der Südſee den reinen urſprünglichen Typus derſelben bewahrt haben, daß weiter unter den zwei Hauptclaſſen des großen inſelbewohnenden Volks die Südſeeinſulaner allein und nicht die ihnen ſprachverwandten Bewohner des indiſchen Archipels den ſchönern kräftigern Körpertypus unvermiſcht erhalten haben, dieſer Typus aber im Archipel durch Annäherung an den hinterindiſchen Charakter entſtellt wird, daß in der Südſee bis in die Nähe Neucaledoniens, der neuen Hebriden und Neuirlands die ſchöne Race unvermiſcht und allein ſich findet, und erſt im Weſten des Gebiets auf die orientaliſche Negerrace ſtößt, die auch die älteſte Bevölkerung des indiſchen Archipels geweſen ſeyn muß; daß endlich die Paſſatwinde zwiſchen 10° N. und 10° S. B. zehn Monate im ſtillen Meere unausgeſetzt aus Oſten wehen, und alle Strömungen des Meers dort dieſelbe Richtung haben, ſo daß die kleinen Schiffe und die geringe Kunde der Schifffahrt bei den Inſelbewohnern ſolche Hemmniſſe weder zu überwinden, noch zu umgehen vermochten, ſo ſcheint die Anſicht allein wahrſcheinlich, daß die Bevölkerung des Archipels aus Oſten eingewandert ſey.“ So werden wir alſo auf Formoſa und die Philippinen als die ältern Pflanzſtätten dieſer Race hingewieſen, von wo ſie ſich in einem gedoppelten Zuge ſüdweſtwärts in den größtentheils von Negritos bewohnten Archipel, ſüdwärts in die Inſeln des ſtillen Oceans verbreitete, wo ſie ſich, wenn wir den oben erwähnten Forſchungen Hales glauben dürfen, erſt ſeit etwa dritthalbtauſend Jahren über großentheils unbewohnte Inſeln verbreitete, bis ſie tiefer im Süden gleichfalls auf die Negriterace (in dem ſogenannten Melaneſien) ſtieß.

Wir hätten alſo, was die Bevölkerung des Archipels vor der Einwirkung der ſanskritredenden Stämme, die nicht weit über die erſten Jahrhunderte vor Chr. Geburt hinaufreichen kann, betrifft, drei Hauptelemente vor uns. Die braune Race der Malayen, die ſchiffend, raubend, handeltreibend von Formoſa und den Philippinen aus gegen W. drängt; die Negriterace, die in vollem Beſitz, aber die ſchwächere iſt und zurückweicht, und endlich ein hinterindiſches Element, von dem wir ſo ziemlich gar nichts wiſſen, als daß es ſeine Spuren in der körperlichen Geſtaltung der gelben Race zurückgelaſſen hat. Da höchſt wahrſcheinlich die Sprache der gelben Race urſprünglich aus der Quelle der einſylbigen Sprachen geſchöpft iſt, wie dieß mit den hinterindiſchen Völkern unzweifelhaft, ſo ergeben ſich hieraus neue ſprachliche Schwierigkeiten, denn es möchte in manchen Fällen höchſt ſchwer zu entſcheiden ſeyn, welche Elemente der urſprünglichen Sprache der gelben Malayenrace, und welche der hinterindiſchen angehören. Die Sprache der Südſee-Inſulaner müßte dabei in Verbindung mit der von Formoſa und den Philippinen als Correctiv gegen die Zuſätze dienen, die ſich in den malayiſchen Sprachen finden, aber wo iſt die Gränze der Ausſcheidung? und bei der mangelhaften, höchſt lückevollen Kenntniß der Negritosprachen wächst die Schwierigkeit um ein Bedeutendes. Man möchte ſomit kaum einen Erdtheil finden, deſſen ethnographiſche Erforſchung größere Schwierigkeiten darböte als die des indiſchen Archipels, aber wenn Hr. Logan das Räthſel auch nicht löst, ſo wird er dennoch durch ſeine mannichfachen Sammlungen künftigen Forſchern manchen werthvollen Fingerzeig bieten.

Trappenjagd der aſowſchen Koſaken.

Dieſe Jagd iſt in ihren verſchiedenſten Nüancirungen auch im ſüdlichen Rußland bekannt, aber nirgends ſah ich einen geſchickteren Jäger auf der Trappenjagd als den aſowſchen Koſaken. Von der pokrowskiſchen Colonie aus, die ungefähr 20 Werſt von Mariupol liegt, begaben wir uns an einem heiteren Octobermorgen auf die Trappenjagd. Wie wir ſo mit den Koſaken hinritten, hätte man uns kaum für Jäger halten können, denn keiner von uns hatte eine Flinte und die Koſaken waren nur mit einer kurzen Nagaika bewaffnet, die ihnen am Gurt hing. In den Steppen Rußlands unterſcheidet man zwei Trappenarten, Otis Tarda, die Trappe, und Otis Tetrax, den Trappenzwerg.[1] Die Trappe gehört zum Geſchlechte der hühnerartigen Vögel. Die Trappe iſt der größte Landvogel der alten Welt und wird gegen zwei Ellen hoch. Kopf und Hals ſind aſchfarbig, der Leib weiß, der Rücken graubraun, mit ſchwarzen Querſtreifen. Das Männchen hat zu den Seiten und unterhalb des Unterkiefers weiße Federbüſchelchen. Der Trappenzwerg hat einen ſchwarzen braungeſtreiften Kopf; Hals und Schläfe ſind mehr roth, ſchwarz und weiß gefleckt.[1] Die Trappe iſt ein äußerſt ſcheuer, furchtſamer Vogel und flieht von weitem ſchon den Menſchen. Das Geruch- und das Geſichtsorgan dieſes Vogels ſind von einer unglaublichen Feinheit. Die Spürkraft dieſer Thiere ſetzt oft den geſchickteſten Jäger in Er-

[1] Drachwa, Dudak.

[1] Der Trappenzwerg erreicht etwa die Größe eines Faſans. Sein Fleiſch iſt ſchmackhafter und weicher als das der gewöhnlichen Trappe. Früher reihte man die Trappe den Sumpfvögeln an — wahrſcheinlich der nackten Steizen halber.

ſtaunen. Im Fluge iſt die Trappe etwas ſchwerfällig, deſto unermüdlicher im Laufen. Ein nicht gut eingehetzter Jagdhund iſt ſelten im Stande, einen alten Trappvogel einzuholen. Die Trappe vertraut daher in Gefahr mehr ihren Beinen als den Flügeln. Sie leben heerdenweiſe, nähren ſich von Korn, Jungſaat, Kohl, Regenwürmern und Inſecten. [1] In Kleinrußland iſt der Trappenzwerg ſeines wohlſchmeckenden Fleiſches halber geſuchter und die Jagd gegen ihn wird oft auf gar ſeltſame Art betrieben. [2] Im Sommer betreiben die Koſaken die Trappenjagd ſeltener, der Vogel wird dann geſchoſſen, im Spätherbſt aber beginnen die Treibjagden. Wenn es zwei bis drei Tage hindurch geregnet hat und dann plötzlich Froſt eintritt, begibt ſich der Koſak zu Pferde in die Steppe und ſucht die Trappen auf. Dieſen ſind die vom Regen durchnäßten Flügel nun vom Froſt ſteif geworden und ſie ſind allein auf ihre Füße angewieſen. Mit ſeiner Nagaika bewaffnet, an deren Ende eine Kugel befeſtigt iſt, jagt der Koſak die Trappe. Hat er einige Trappen überraſcht, ſo beginnt das Wettrennen, dem die weite Steppe ein unabſehbares Feld bietet. Der geſchickte Jäger ſchlägt nun mit der Nagaika dem Vogel, ſobald er ihn erreicht hat, den Schädel ein. Selten fehlt der Jäger. Ein Schlag auf Flügel oder Rücken iſt gegen ihr Jagdgeſetz und wird durch beißenden Witz gerügt.

Pokrowsk war weit hinter uns zurückgeblieben und wir nahten uns bereits dem erſten See, [3] an welchem man vor einigen Tagen eine zahlreiche Heerde Trappen geſehen hatte. Die Steppe lag an einigen Stellen wie ein glatter Spiegel vor uns, der in den verſchiedenſten Farben ſchimmerte und über dem ein grauer durchſichtiger Nebel hinſchwankte, vergoldet von der rothen ſtrahlenloſen Herbſtſonne, die nun langſam am Horizont aufſtieg. Um uns herrſchte tiefe Stille, die nur von den eiligen Hufſchlägen unſerer Pferde unterbrochen wurde. Plötzlich gab unſer Führer ein Zeichen und mit einem lauten Hurrah! ſtürmten die Koſaken mit Blitzesſchnelle dahin. Mann und Pferd ſchienen eins. Mit vorgebeugtem Oberkörper fliegt der Koſak einher, halb liegend auf dem Halſe ſeines Pferdes. — Jede Bewegung des klugen Thieres macht er, ſich eng anſchmiegend, mit, und durch die ruhige Unerſchrockenheit und Geiſtesgegenwart, die er in dieſem Dahinraſen beibehält, thut es der Koſak dem gelehrteſten Equilibriſten zuvor. Bald bekamen wir ſechs Trappen zu Geſichte, die in unglaublicher Schnelle vor uns auf dem glatten Spiegel der Steppe dahinjagten. Näher und näher kamen wir den langbeinigen Verfolgten — ſauſend flog die Nagaika durch die Luft und ſchwer getroffen fiel der erſte Vogel. Alle ſechs waren in einer halben Stunde erlegt und ſowohl wir als unſere Pferde bedurften der Erholung. Nach Starodubowskaja hatten wir nicht mehr weit und beſchloſſen dort zu Mittag zu ſpeiſen. Auf dem Wege dorthin hielt ſich einer unſerer Koſaken ſtets etwas entfernt von uns, und ſchien aufmerkſam das Ufer eines Liman zu beobachten. Plötzlich, es war ein eigener Anblick, that das Pferd einen gewaltigen Sprung und flog wie ein Pfeil vor uns hin, war aber auch in demſelben Augenblick im dichter gewordenen Nebel verſchwunden. Wahrſcheinlich hatte er eine Trappe entdeckt, die ſich am Ufer verborgen gehalten hatte. Nach einer Viertelſtunde vergebenen Wartens brachen wir auf, umſomehr uns die anderen Koſaken verſicherten, daß unſer verſchwundener Jäger nicht ſo bald zurückkehren würde, denn vor ihm läge die Steppe, die Trappe habe einen großen Vorſprung gehabt und er ſey ein Koſak. — Das hieß nun wohl mit anderen Worten, daß der Jäger nicht gut ohne den Vogel zurückkehren darf, ſo lang ſein Pferd laufen und er ſich im Sattel halten kann. (Arch. f. wiſſ. Kunde v. Rußl. XIII. 3.)

[1] Das Weibchen legt zwei bis vier Eier in die Erde. Einen Monat werden die Eier bebrütet. — Die Paarung geſchieht im März und April.

[2] Um ſich den furchtſamen Vögeln auf Schußweite nahen zu können, bedienen ſich die Jäger beſonderer Karren, auf die friſche Birkenreiſer geſteckt werden, welche den zweirädrigen Wagen in einen Buſch verwandeln, hinter dem ſich der Jäger verſtecken kann. Die Flinte legt er auf eine auf dem Karren angebrachte Gabel und nähert ſich nun, obſchon auch jetzt mit der größten Vorſicht der Heerde. Den Landbauer fürchten die Trappen weniger, und oft ſieht man ingenieuſe Jäger, die ſich von einem Bauer unter Heu verſteckt zu den Vögeln ſo nahe als möglich heranfahren laſſen, ſich dann mit dem Heubündel vom Wagen werfen und nun die Trappen erwarten die, ſobald der Bauer weiter fährt, ängſtlich neugierig näher und näher das herabgefallene Heu umgehen. Manche Edelleute haben zu dieſer Jagd eigens verfertigte Flinten, deren Lauf oft über zwei Arſchinen mißt.

[3] Jeder See, deſſen Ufer nicht mit Schilfrohr bewachſen ſind, heißt im Lande der aſowſchen Koſaken Liman. Am ſchwarzen Meer, wo dieſes Wort auch gebraucht wird, bezeichnet man damit überhaupt alle Meerbuſen. Eigentlich heißt dort indeſſen Liman ein jeder See, der durch Verbindung mit dem Meere ſalziges Waſſer hat. — Dieſe Seen entſtehen oft durch Landanſchwemmung an den Flußmündungen. Dieſe natürlichen Dämme haben das Ausbreiten des Flußbettes zur Folge und dadurch die Bildung des Liman. Liman heißt indeſſen dort auch jede größere Flußmündung.

Briefe aus Surinam. III.

Ebenſo ſeltſam und für den Europäer überraſchend, als der Anblick der farbigen Menſchen und des ganzen Thuns und Treibens, iſt in dieſer Colonie der geſellſchaftliche Zuſtand von dem Geſichtspunkte der Oekonomie aus betrachtet. Was uns zuerſt auffällt, iſt die geringe Productivität an Nahrungsmitteln, welche dieſes Land bei einem ungemein fruchtbaren Boden abliefert. Beinahe alle Speiſen, mit welchen hier die Tafel beſetzt wird, ſtammen nicht vom Lande ſelbſt, ſondern werden theils aus Holland, theils aus Nordamerika eingeführt; Mehl, Sauerkohl, Butter, Käſe, geräuchertes und Pökelfleiſch, geſalzene und getrocknete Fiſche (Baccaliau), welche letztere die hauptſächlichſte animaliſche Nahrung der Neger ausmachen, werden in einem Lande eingeführt, wo der Boden ſich zur Viehzucht eignet, wo die Flüſſe von trefflichen Fiſchen wimmeln, wo eine nur mäßig fleißig betriebene Gartencultur auf das reichlichſte lohnt. Die einzigen Nahrungsmittel welche hier gewonnen werden, ſind Reis, Mais und vor allen Dingen die den Grundſtock der vegetabiliſchen Nahrung darſtellenden Bananen. Die Folge dieſes Zuſtandes ſind hohe Preiſe der Nahrungsmittel im allgemeinen und eine Abhängigkeit von Holland hierin, die dadurch höchſt unangenehm wirkt, daß der Preis nothwendiger Dinge von den Schifffahrtsverhältniſſen abhängig iſt, wenn z. B. geſtern ein Tönnchen Butter acht Gulden koſtet und heute das Poſtſchiff mit der Nachricht kommt, die Schiffe können wegen Froſtes oder wegen widriger Winde nicht auslaufen, ſo ſteigt dieſer Preis auf 12, bei anhaltender ungünſtiger Nachricht auf 16 bis 20 Gulden. Dieß iſt in ähnlicher Weiſe der Fall mit andern Nahrungsmitteln und Getränken, und man begreift leicht, daß ein ſolcher Zuſtand von unangenehmen, ja für das Leben der Colonie gefährlichen Folgen iſt. Jeder der ins Land kommt, ſagt: dieſen Zuſtand begreife ich nicht; denn der Boden iſt ſo ungemein fruchtbar, daß z. B. auf einem und demſelben Acker jährlich zwei-

ja dreimal Mais gebaut werden kann. Warum werden von dieſem Mais nicht Schweine gemäſtet und Speck und Schinken gemacht? Warum legt man nicht gute Wieſen an oder baut milchgebende Futterkräuter, wie abermals unſern Mais, um einen Ueberfluß von Milch, Butter und Käſe zu haben? Warum werden die herrlichen und zeitweiſe im Uebermaaß vorhandenen Flußfiſche nicht getrocknet und geſalzen? Dieſe und ähnliche Fragen macht ein jeder, allein die Eingebornen beantworten ſie nicht mit der That und geben oft Antworten, welche wenig befriedigend ſind als: es fehlt uns an Händen, wir verſtehen das nicht, die Leute ſind hiezu zu träge, die Neger ſind nicht an neue Culturen zu gewöhnen u. ſ. w. Ich habe mich bemüht die Gründe dieſer ſehr unzulänglichen Antworten zu erforſchen und bin auf folgende Reſultate gelangt. Die erſte Antwort iſt: es fehlt uns an Händen. Hierauf iſt zu entgegnen, wie ſo? Sind denn nicht Sklaven genug im Lande, welche zur Erzeugung von Nahrungsmitteln gebraucht werden könnten? Allerdings, aber dann würde um ſo viel weniger an Colonialwaaren erzeugt und deßhalb werden nur die nothwendigen Bedürfniſſe, wie Bananen, Reis, Mais u. ſ. w. in ſogenannten Koſtgründen angebaut. Um dieß begreiflich zu finden, muß man wiſſen daß die Sklavenarbeit ſehr theuer und viel theurer iſt als die Taglöhnerarbeit in Europa. Um Ihnen hievon eine Vorſtellung zu geben, erzähle ich eine Thatſache die ich ſelbſt geſehen habe. Auf einer nahe bei der Stadt gelegenen Plantage fand ich die Neger mit der Reisernte beſchäftigt; Männer, Frauen und Kinder rauften den Reis mit den Händen aus, banden ihn in kleine Büſchel und trugen ihn nach Hauſe, dieſe Arbeit geſchah ſo langſam und war bereits mit ſo viel Unterhaltung vermiſcht, daß ſie eher einer Spielerei, denn einer Arbeit ähnlich ſah. Die Temperatur war dieſelbe wie bei uns an einem Auguſttage, um die Zeit der Weizenernte, und die Taxe für den erwachſenen Mann-Neger war 80 Pfund; d. h. ſo viel mußte er abliefern und hatte dann ſein Tagwerk vollbracht, was er mehr ablieferte, wurde ihm vom Beſitzer beſonders an Geld vergütet. Um hier nun einen richtigen Begriff zu bekommen, muß man wiſſen daß der Miethlohn eines erwachſenen Negers ſich auf 1 bis 1¼ Gulden beläuft; die Verhältniſſe der erwähnten Arbeit ſind aber europäiſchen gleich, denn wir können ohne zu fehlen annehmen, daß 80 Pfd. Weizen im Volumen ebenſo viel Reis gleichkommen, und wiſſen daß die Weizengarbe zu 40 Pfd. gerechnet, dieß einer Arbeit vom Schneiden und Nachhauſetragen zweier Weizengarben gleichkommt. Ein deutſcher Landwirth würde bei ſolchem Taglohn und ſolcher Arbeit nicht nur nicht beſtehen können, ſondern ich bin überzeugt, daß er einem Arbeiter welcher ſo wenig ablieferte, alsbald ſeinen Abſchied geben würde. Berechnen Sie die Negerarbeit aber nicht nach dem Miethlohn, ſondern nach Sätzen, welche ſich aus dem Capital ergeben, das der Sklave koſtet und dem Aufwand für ſeine Nahrung und Kleidung, ſo kommt bei der Unſicherheit des Capitalwerthes bei gegenwärtigen Umſtänden, wo die Emancipation dieſen ſtark herabzudrücken droht, und bei den hohen Koſten für Verpflegung der Arbeiter, gleichviel ob jung oder alt, arbeitsfähig oder nicht, kein großer Unterſchied heraus. Die niederländiſchen Kaufherren welche bekanntlich ſehr gute Rechner ſind, haben dieß längſt eingeſehen und ziehen es vor die diſponibeln Negerkräfte beinahe ausſchließlich zur Production von Colonialwaaren zu verwenden, und den Bedarf an Nahrung und Kleidung vom Mutterlande zu ſenden oder anders woher kaufen zu laſſen, als hiefür im Lande zu ſorgen.

Was die Antwort: wir verſtehen das nicht, anbelangt, ſo iſt dieß wahr, nur zu wahr. Landbau und Viehzucht ſtehen in dieſem Lande auf einer ſehr niedrigen Stufe. Unter Landbau verſtehe ich, wenn ich dieſes Urtheil fälle, nicht die Production von Colonialwaaren, welche ſeit alten Zeiten hier ſehr ſchwunghaft betrieben wird, ſondern die Production von Nahrungsmitteln und den nöthigſten Lebensbedürfniſſen. Außer den obengenannten Nahrungsmitteln hat das Land Ueberfluß an mehlreichen Wurzelfrüchten, als Manihok, ſüße Pataten, Tayers, Pfeilwurz (arrow-root), Yams u. ſ. w.; es beſitzt ferner in der Mauritzpalme, einer Ananasart, der Banane u. ſ. w. geſpinnſtgebende Pflanzen, welche unſern Hanf und Flachs vollkommen erſetzen können — lauter Dinge, welche das Beſtehen eines Landbaues möglich machen; dieſe Dinge zu pflanzen erfordert keine großen Kenntniſſe, und daher gehörte ihre Erwähnung weniger unter dieſe als unter die vorige Rubrik; allein, ohne Landbau iſt keine Viehzucht möglich und dieſe letztere zeugt, ſowie ſie hier getrieben wird, von geringer Kunde. Eine Kuh, welche zwei gewöhnliche Weinflaſchen oder Litres Milch gibt, alſo den 10ten bis 12ten Theil einer europäiſchen, gilt für eine gute, und dem der ſich darüber wundert, wird der allgemein angenommene Satz entgegengehalten, daß im Süden die Kühe durch den Einfluß des Klima an Milchergiebigkeit abnehmen. Unterſucht man jedoch wie das Vieh gehalten, mit was es ernährt und wie es gezüchtet wird, ſo wird man verſucht die Urſache dieſer geringen Milchnutzung wo anders zu ſuchen. Das Vieh läuft Nachts und Tags im Freien umher, nur in wenigen Pflanzungen kommt es, der Miſtproduction halben, Abends in Ställe und ſucht ſich ſein Futter auf einem von Waſſergräben durchzogenen häufigen Ueberſchwemmungen ausgeſetzten Terrain; dieſes Futter beſteht in allerlei Unkraut, Blättern und binſenartigen oder breitblätterigen ſauern Gräſern, welche kaum im Stande ſind die Thiere ordentlich zu ernähren, geſchweige ſie zu guten Milchkühen zu machen. Die eigenthümlichſte Scene bietet das Melken dar. Einer zu melkenden Kuh werden die Hinterbeine über den Sprunggelenken zuſammengebunden und am Kopf wird ſie feſtgemacht, nun läßt man das Kalb heran, das — und wäre es ſieben Monate alt — ſaugen muß. Hat dieſes die Milch herbeigezogen, dann erſt iſt der Neger im Stande zu melken, was er verrichtet in einer Hand eine Calebaſſe, mit der anderen Hand melkend, und er wiederholt dieß Manöver, ſobald er findet daß die Milch nicht mehr fließen will. So iſt dem Neger dieſes Geſchäft ſeit alten Zeiten gelehrt worden, und jedem der es anders von ihm verlangt, ſetzt er das unbezwingliche Argument ſeines „mi no sabi massra!“ (ich weiß es nicht, Meiſter) mit unerſchütterlicher Beharrlichkeit entgegen. Wer ſich darüber erſtaunt, wie ein ſolcher Zuſtand in einer Colonie möglich iſt, deren Mutterland in Abſicht auf Viehzucht eine ſehr hohe Stufe einnimmt, dem iſt zu antworten, daß diejenigen, die ſeit dem Beſtande der Colonie den Landbau, oder beſſer den Bau der Colonialproducte betrieben, keine Oekonomen waren noch jetzt ſind, ſondern Kaufleute und daß auf dieſe die obige Antwort in vollem Maaße paßt. Was die Züchtung des Rindviehes anbelangt, ſo kann man an vielen Stücken die Formen einer guten niederländiſchen oder engliſcher Abkunft wahrnehmen; allein, wenn auch die urſprüngliche Race gut geweſen ſeyn mag, ſo iſt ſie in jeder Hinſicht ſehr herabgekommen. Die Züchter haben kein gutes Syſtem in der Auswahl ihrer Bullen, ſie glaubten, die Hauptſache beſtehe darin, dieſe möglichſt oft zu wechſeln und ſehen häufig über Hauptfehler derſelben, wie ſpitzrückig, flachrippig, bugleer, kuhköpfig, weg. Was bei Handhabung ſolcher Principien entſtehen muß, kann jeder Sachkundige von ſelbſt folgern.

Beſſer iſt es mit der Schweinezucht beſtellt, denn man trifft

hie und da Schweineracen, deren Aeußeres nichts zu wünschen übrig läßt; die Schweine haben freien Lauf und werden nur durch tiefe Waſſergräben oder Häuer von Culturen abgehalten, denen ſie nicht nahe kommen ſollen; ihr vorzüglichſtes Futter beſteht in der Frucht der Awarapalme, und es bleibt ihnen überlaſſen dasſelbe zu ſuchen wo ſie wollen. Gleich anderen Schweineracen welche ausſchließlich auf der Weide gehalten werden, ſind aber dieſe Schweine zwar gut befleiſcht, liefern jedoch wenig und öligen Speck. Daß hier durch Stallmäſtung und Fütterung mit Mais, Brodfrucht, Caſſave u. ſ. w. viel gemacht werden könnte, liegt auf der Hand, es geſchieht aber nicht aus den bekannten Gründen.

Die Schafzucht iſt ſo gering, daß ſie kaum erwähnt zu werden verdient; die Schafe ſind hochbeinig, häufig ſchwarz, ſchlecht genährt und haben wenige und grobe Wolle; ihr Fleiſch iſt mager, aber ſchmackhaft, und da man hier weder Wolle noch Pelz braucht, ſo iſt dieſer Theil der Viehzucht von geringem Intereſſe. Pferdezucht exiſtirt nicht, obgleich die höheren Savanna's des Binnenlandes treffliche Tummelplätze für Fohlen abgeben würden und der Preis der Pferde in der Stadt ſehr hoch iſt. Da indeſſen die Flüſſe bis jetzt die einzigen Communicationsmittel ſind und der Landbau ohne Pflug getrieben wird, ſo iſt durchaus kein Grund vorhanden in dem Gebrechen der Pferdezucht einen Mangel zu finden. Die Pferde, deren man ſich in Paramaribo zum Fahren und Reiten bedient, ſind im allgemeinen von kleiner Statur und geringem Aeußeren.

Die Leute ſind hiezu zu träge iſt die dritte Antwort. Daß die Hitze des Südens Erſchlaffung und Trägheit zur Folge hat, iſt eine bekannte Thatſache, allein dieß iſt nicht die einzige Urſache der Trägheit. Wo Intereſſe fehlt, wird überall der Fleiß fehlen, und der Intereſſenloſe muß durch die Verhältniſſe der Geſellſchaft getrieben und gerieben werden, um zur Thätigkeit zu kommen. Die Maſſe aber iſt ſtets intereſſelos und wird entweder durch Unterlaſſung oder Uebermaaß dieſes Treibens und dieſer Reibung träge. Den erſten Fall ſehen wir hier, wo das Land ſo fruchtbar iſt, daß zwei Tage Arbeit in der Woche hinreichen um eine Familie zu ernähren, den zweiten haben wir hier und da in Europa, wo der Arbeiter kaum ſeinen Unterhalt verdienen kann und ſich beſſer befindet wenn er bettelt oder ſtiehlt, da alsdann milde Anſtalten oder Gefängniſſe ihm beſſeres Obdach und beſſere Nahrung gewähren, als wenn er arbeitet. Dieſe Trägheit einerſeits und der Mangel an arbeitenden Händen andererſeits führen zu einem Mangel an Induſtrie welcher erſtaunlich iſt. Die Staude, z. B. welche das als Arzneimittel ſo ſchätzbare und hier ſo häufig angewendete Ricinusöl liefert, wächst wild, allein niemand benutzt ihr Oel, man läßt es aus Nordamerika kommen, dasſelbe gilt von der Saſſaparille. Der Grund iſt folgender: ſtelle ich einen Neger an um Ricinuskörner zu ſammeln und zu preſſen, ſo liefert er mir in einem Tag ein Pfund, das ich für 1 Gulden aus Nordamerika beziehe; der Neger ſelbſt aber koſtet 1¼ Gulden. Der Cacao wächst hier in vorzüglicher Qualität, aber die Chocolade wird aus Holland bezogen; das Material zu Backſteinen iſt hier ſehr gut vorhanden, auch ſind die Wälder voll von Brennholz, das man nur kappen und holen darf, allein die Backſteine bezieht man wohlfeiler aus Holland; die Frucht der Cocospalme liefert ein vorzügliches Speiſeöl, und die einer anderen Palme ein gutes Brennöl, auch ließe ſich der Mohn ſehr leicht und mit Nutzen pflanzen, gleichwohl aber wird alles Oel aus Europa eingeführt. Ich würde Sie ermüden, wollt' ich fortfahren Beiſpiele dieſer Art zu allegiren, und Sie ſehen ſchon jetzt ohne Mühe, daß der Surinamer einem Midas vergleichbar iſt, der in ſeinem goldenen Palaſte darbt.

Was die vierte Antwort betrifft, ſo ergibt ſich dieſe aus meiner Schilderung der Neger von ſelbſt; laſſen Sie mich nun zur Entwicklung der Urſachen übergehen, welche einen ſo eigenthümlichen und ſo wenig den Forderungen der Staatsökonomie entſprechenden Zuſtand herbeigeführt haben. Einige geſchichtliche Notizen müſſen der Beantwortung dieſer Frage vorangehen. Portugieſiſche und niederländiſche Juden haben die erſten bedeutenderen Niederlaſſungen in Surinam, welches Land damals unter engliſcher Herrſchaft ſtand, gegründet ums Jahr 1640. Im Jahr 1667 ging es in holländiſchen Beſitz über und kam durch die ſchwunghaft betriebenen Pflanzungen der Juden und Niederländer bald zu großem Flor. Dieſer reizte die Habſucht der Franzoſen welche im Jahre 1712 unter dem Admiral Caſſard die Colonie brandſchatzten und dadurch den Grund zu einer Störung der Verhältniſſe legte, wovon ſie ſich noch nicht erholt hat. Die Coloniſten wurden nämlich nach der Anzahl ihrer Negerſklaven geſchätzt, und um der Schatzung zu entgehen, ſendeten viele derſelben den größten Theil ihrer Neger in die Urwälder mit dem Befehle wieder zu kommen, ſobald die Franzoſen abgezogen wären. Allein dieſe hatten keine Luſt dieſem Befehle Folge zu leiſten und unter das drückende Joch ihrer Herren zurückzukehren, denn damals waren dem Geiſte jener Zeit gemäß arge, ſelbſt grauſame Mißhandlungen der Sklaven an der Tagesordnung. Dieſe Neger, von denen die heutigen Boſchneger abſtammen, machten damals von ihrer erzwungenen Freiheit denſelben Gebrauch, den die jetzt emancipirten von ihrer geſchenkten machen: ſie wurden Räuber, plünderten und verwüſteten im Verein mit den durch ſie zur Revolution bewegten Plantagenegern die Plantagen, beſonders die jüdiſchen, auf welche ihr Haß am ſtärkſten fiel, und ermordeten deren Beſitzer und Verwalter. Der hiedurch erregte Kriegszuſtand dauerte bis zum Jahre 1778, wo mit den Boſchnegern ein Frieden geſchloſſen wurde, in Folge deſſen ſie nur unter gewiſſen Bedingungen ſich dem durch Europäer bewohnten Theile des Landes nähern dürfen, aber unabhängig leben und jährliche beſtimmte Geſchenke erhalten.

Aus dieſem hiemit angedeuteten Gange der Dinge, dem wir nur noch beifügen, daß bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts die Colonie nicht unter der niederländiſchen Regierung unmittelbar, ſondern unter der weſtindiſchen Handelsmaatſchappy ſtand, geht hervor, daß der Betrieb des Landbaues niemals in Händen von landbaukundigen Bauern war, ſondern daß Juden oder niederländiſche Kaufleute, davon den erſteren aus angeborner Neigung, den letzteren in Folge ihres Bildungsweges Intereſſe am eigentlichen Landbau abgeht, die Beſitzer der Plantagen waren. Theils ihrer Neigung folgend, theils wegen der Gefahr welche der Krieg gegen die Boſchneger lange Zeit unterhielt, wählten die wohlhabenden und reichen Plantagebeſitzer ihren Aufenthalt größtentheils in Amſterdam, beſtellten zu Paramaribo Rentbeamte (Adminiſtrateurs), und auf den Plantagen Verwalter (Directeurs), um die Ländereien zu bewirthſchaften und richteten den Bau der Colonialproducte in der Art ein, wie er ihren Handelsintereſſen am meiſten dienen konnte; der Plantagenbau bekam hiedurch folgende Einrichtung. Da Land im Ueberfluß da iſt, ſo wird jede Plantage auf das 16- bis 20fache der zur Bearbeitung erforderlichen Negermacht beſtimmt, ein Theil des Landes wird in Cultur gegeben, und iſt dieſer nach 10 oder 12 Jahren erſchöpft, wird ein Theil des Waldes niedergehauen und cultivirt, während der erſchöpfte Grund brach liegen bleibt und ſich bei der ungeheuren Vegetationskraft des Landes ſchnell mit Unterholz begrünt. Nur

der nothwendigſte Theil der Arbeitskräfte wird auf die Cultur von Nahrungsmitteln, wie Bananen, verwendet und ſehr häufig wird es vortheilhafter erachtet, ſelbſt dieſe nicht zu pflanzen, ſondern von eigens betriebenen Koſtgründen zu kaufen. Da Ueberfluß an Land die Bedüngung desſelben nicht nöthig macht, ſo werden die Arbeitskräfte, die ſonſt für Viehzucht und Düngerbereitung verwendet werden müßten, dem Bane von Colonialwaaren zugewieſen.

Dieſe Art der Wirthſchaft kann, wenn man ihre hiſtoriſche Entſtehung kennt und von den durch ſie ausſchließlich geleiteten kaufmänniſchen Intereſſen ausgeht, nicht anders, denn als zweckmäßig bezeichnet werden, ſie ſicherte außerdem, wie wir oben geſehen haben, die Abhängigkeit der Colonie vom Mutterlande durch Bedürfniſſe an Nahrung, Kleidung und Gegenſtände der Manufacturinduſtrie aller Art, wodurch wiederum der Handel belebt wird, allein ſie thut nicht nur nichts für das wahre Leben der Colonie, ſondern behindert dieſes, wie wir ſogleich ſehen werden. Das Verhältniß einer Colonie zum Mutterlande kann nicht anders gedacht werden als, wie ſich aus dem Wortſinne von ſelbſt ergibt, als das eines erwachſenen Sohnes zum Vater, nicht aber als das eines Bedienten oder Sklaven zum Herrn. Abhängigkeit im vollſten Sinne des Wortes, Empfang von Nahrung und Kleidung gegen Leiſtung der aufgegebenen Arbeit iſt daher, ſolange es Colonien gibt, der Ruin oder der Verluſt derſelben in derſelben Art geweſen als es zum Bruch zwiſchen Vater und Sohn führt, wenn der erſtere glaubt, nachdem der letztere erwachſen, ihn als Knaben behandeln zu können.

Das Leben eines Staates beſteht nun aber darin, daß die Bürger, aus denen er beſteht, ſich als Glieder desſelben fühlen, für denſelben thätig ſind und von demſelben den ihrer Arbeit entſprechenden Nutzen ziehen. Die unerläßliche Bedingung hiezu aber iſt bei einer Colonie, daß deren Bürger nicht nur als Gäſte in dem Lande wohnen, ſondern dort wirklich ihre Heimath haben, daß ſie nicht mit dem Gedanken — gleichviel ob ſie ihn ausführen oder nicht — in das Land reiſen: ich will hier ein Vermögen ſammeln und dann in mein Vaterland zurückkehren, um dort es zu verzehren. Geſchieht dieß, wie hier in Surinam, ſo bleibt die Lebensentwicklung der Colonie in ewiger Kindheit zurückgehalten — ein Zuſtand der als gegen die Naturgeſetze ankämpfend unmöglich iſt, und der Mutterſtaat zieht nur die kärglichen Vortheile, die ein geiziger Vater oder Vormund von einer gewaltſam und unnatürlich verlängerten Minderjährigkeit eines Kindes zieht, und verſcherzt dadurch die weit größeren Vortheile, die er durch Aſſocirung mit dem erwachſenen und emancipirten Kinde ziehen könnte. Wir fürchten der Einſicht unſerer Leſer geringſchätzig zu begegnen, wenn wir dieſe Wahrheiten mit geſchichtlichen Belegen unterſtützen zu müſſen glaubten.

Surinam, wie es jetzt iſt, iſt durchaus nicht im Stande einem Menſchen, deſſen Verhältniſſe und Lebensweiſe nicht ganz außergewöhnlich ſind, zur Heimath zu dienen. Daher beſucht auch beinahe niemand dieſes Land ohne den Gedanken hier bloß Geld zu machen und für ſein Alter, das er in Europa zu beſchließen gedenkt, zu ſammeln; daher gibt es hier wenige, vielleicht keinen einzigen Menſchen, der mit Weib und Kind hieher geht und bei den Worten, die man hier wohl mit freiem Herzen ſprechen darf: hier iſt es gut, hier laſſet uns Hütten bauen, an Kinder und Kindeskinder denkt, welche die einſtigen Bewohner dieſes geſegneten Landes ſeyn werden; daher wohl auch abgeſehen von den im vorigen Briefe erzählten Gründen, der Mangel geſetzlicher Ehen. Paramaribo iſt deßhalb anderen Städten völlig unähnlich; hier iſt kein einziges Haus, das ſeit Generationen vom Vater auf den Sohn übergegangen wäre, keine einzige Familie, die man als gefeſtigt im Lande anſehen könnte. Vielleicht machen in dieſer Beziehung nur etliche Juden eine Ausnahme, denn der Jude hat überall ſeine Heimath, wo Handel möglich iſt. Dieſe Stadt iſt daher einem Karawanſerai vergleichbar, in welchem jeder Wanderer ſein Laſtthier anbindet, ſeine Geſchäfte abmacht, für ſeine nothwendigſten Lebensbedürfniſſe ſorgt und dann ſchwerer oder leichter an Gepäck, wie es ſeinem Talente oder Glücke verhängt iſt, weiter zieht. Es iſt unnöthig zu ſagen, daß dieſer Zuſtand ein unnatürlicher iſt.

Dieſer Zuſtand war ſchon lange da, allein man ſprach noch nicht davon, denn gleichwie einer ein körperliches Gebrechen nicht zeigt und darüber auch nicht beſprochen wird, ſolange er den Schaden mit ſchönen neuen Kleidern verdecken kann, dem Fingerzeige der Oeffentlichkeit aber bloß ſteht, wenn dieſe fadenſcheinig werden und hie und da zerſchlitzen, ſo ſprach niemand von den geſchilderten Gebrechen der Colonie, ſolange die Plantagen reich und blühend waren. Durch die Beförderung der Sklaveneinfuhr und die drohende Gefahr der Emancipation der Neger wurden aber der Colonie die ſchönen Kleider abgeriſſen, wie einem Wanderer der von Straßenräubern überfallen wird, und ſie ruft wie ein ſolcher nach Hülfe, um zu den Mitteln zu gelangen ihre Blöße decken zu können. Dieſes Mittel beſteht in der wahren Coloniſirung durch Einwanderer. Es iſt dieß das einzige, weil das naturgemäße, allein es führt zur Emancipation der Colonie; d. h. der Knabe der früher in völliger Abhängigkeit vom Vater oder Vormünder war, reift hiedurch, gleichviel ob langſam oder ſchnell, dem Jünglingsalter entgegen, und es kommt nun auf das Verhalten des Vaters oder Vormünders an, ob dieſe Reiſe zu einem ſchönen, beiden Nutzen bringenden Verhältniſſe führt oder nicht. Dieß ſieht hier jedermann mehr oder minder klar ein, und daher hat die Coloniſirung durch Einwanderer ihre Freunde und Gegner, obgleich ſich niemand oder nur wenige dagegen äußern.

Es liegt auf der Hand, daß diejenigen weder Freunde noch aufrichtige Fürſprecher dieſer Coloniſirung ſind, welche von dem oben angedeuteten merkantiliſchen Geſichtspunkte ausgehend, die ſtaatsökonomiſchen außer Acht laſſen oder als unbequem gerne zur Seite ſchieben; wie natürlich, da ſie in dem Fortbeſtehen der jetzigen Verhältniſſe ihren Nutzen, in dem Aufhören derſelben ihren Schaden ſehen. Von dieſer Partei hat die Coloniſirung zu fürchten, ſelbſt wenn ſie von derſelben durch die That unterſtützt wird, ja umſomehr, je thätiger dieſe Unterſtützung in gewiſſem Sinne geſchieht. Um dieß zu erklären, muß ich einen ſpäteren Darſtellungen vorgreifenden Blick auf die Beſchaffenheit des Landes werfen.

Surinam zerfällt ſeiner geognoſtiſchen Bildung nach weſentlich in zwei Theile, in den von der See beſpülten nördlichen und in ein ſüdliches Binnenland. Der erſtere hat alle Vor- und Nachtheile eines durch Anſchwemmung entſtandenen Delta. Der Boden iſt überaus fruchtbar, aber er ſteht beinahe auf gleicher Höhe mit dem Meeresſpiegel und wird daher bei der Fluthzeit theilweiſe überſchwemmt. Die Holländer, welche hier analoge Verhältniſſe vorfanden, wie in ihrem Vaterlande, verſtanden dieſelben durch Eindämmen und Anlegung von Abzugsgräben und Schleußen ſehr gut zur Bearbeitung des Landes zu benützen, und befanden ſich, da die Luft gut und das Klima im allgemeinen geſund iſt, ſehr gut dabei, da ſie die in heißen Gegenden ſehr ungeſunden Arbeiten in der Näſſe den Negern überließen, deren härtere Natur dieß verträgt. In den Binnentheilen des Landes iſt der Boden zwar von keiner ſo üppigen Fruchtbarkeit als hier, allein frucht-

bar genug um reichlich zu lohnen, und durch mehr trockene Lage geſünder, ſo daß hier der Europäer wohl fortkommen und ſelbſt arbeitend Landbau treiben kann. Auch dieſe Binnenländer waren früher mit Plantagen beſetzt, aber bei weitem nicht ſo dicht als die der Seeküſte nahe gelegenen; ſeit den Kriegen mit den Buſchnegern ſind ſie aber meiſt verlaſſen und nur ſparſam cultivirt.

Es iſt aus dieſen hiemit angedeuteten Verhältniſſen von ſelbſt klar, daß eine europäiſche Coloniſirung niemals gedeihen wird in dem durch ſeine niedere Lage einem Sumpfe mehr als feſtem Boden gleichenden Delta, und der unglückliche Anſiedlungsverſuch zu Groningen ſteht in dieſer Beziehung als abſchreckendes Beiſpiel da; die mit herrlichen Hügeln beſetzten Binnenländer aber verſprachen theils durch ihre hohe Lage, theils durch gutes Waſſer und reine Luft ein vorzüglicher Anſiedlungspunkt zu ſeyn. Wird nun der Strom der deutſchen Auswanderung in dieſes Land geleitet, ſo gehen die Ankommenden einer Verſuchung entgegen, welche vielen, ja man kann ſagen den meiſten, verderblich ſeyn muß. Der im untern Theil des Delta angeſiedelte Plantageneigenthümer nämlich wird bei der vergleichungsweiſe immer ſchlechten und theuren Negerarbeit ſeinen Vortheil darin finden, den neuankommenden fleißigen Deutſchen durch hohes Handgeld und lockend klingende Vertragsbedingungen zu ſeinem Taglöhner zu machen, denn ein Deutſcher arbeitet ohne ſich anzuſtrengen mehr als drei Neger.

Würde eine ſolche Ableitung des Stromes der Einwanderung, oder beſſer geſagt deſſen Abdämmung ſtattfinden, ſo würden die armen Deutſchen dazu gebracht die Neger abzulöſen, und gingen in dem Dienſt der merkantiliſchen Intereſſen der bisherigen Plantagebeſitzer ihrem Untergange entgegen. Wird dagegen durch billige Geſetze dafür geſorgt, daß der Einwanderer vor allen Dingen ſich als wirklicher Coloniſt und Bürger des Landes in den oberen Theilen feſtſetzt, ſo gewinnt dieſes Land neues Leben, da nun ein eigener Landbau entſteht, und die merkantiliſchen Intereſſen werden nicht beeinträchtigt, da der durch mehrjährigen Aufenthalt acclimatiſirte Europäer, ſowie ſeine Deſcendenz ohne Schaden wird an den Arbeiten der niedrigen Lande Theil nehmen können. Die Einfuhr an Nahrungsmitteln wird ohne Zweifel ſtark abnehmen, dagegen aber die der zur Kleidung und dem Luxus dienenden Manufacturgegenſtände in dem Maaße ſteigen, als die Bevölkerung durch Fleiß und Thätigkeit zu einem wohlverdienten Wohlſtande gelangt. Wenn gleich alſo anzunehmen iſt, daß die Einwanderung ihre Gegner hat, ſo folgern wir aus der Thätigkeit der Einwanderer ſelbſt und den uns bekannten unerſchöpflichen Hülfsquellen dieſes Landes, daß nach einer kurzen Kriſis die durch die Einwanderung entſtehenden Störungen nicht nur überwunden werden, ſondern daß die Handelsbilanz ſich günſtiger herausſtellen wird als während des jetzigen Zuſtandes.

Aber nicht bloß günſtiger wegen vermehrter Conſumtion und größerer Production, ſondern dadurch weil die colonialen Zuſtände durch die Anweſenheit im Lande gefeſtigter Familien überhaupt eine breitere und feſtere Baſis bekommen; denn dann haben nicht bloß die Leute das Land, wie jetzt, ſondern das Land hat Leute, nicht bloß Gäſte, ſondern Eingeborne die es als Heimath, nicht bloß Einwohner die es als Aufenthaltsort betrachten, Städte und Dörfer anſtatt eines großen Karawanſerais und rings zerſtreuter Plantagen und Militärpoſten.

Wir ſind daher überzeugt, daß ſobald die Coloniſirung durch europäiſche Einwanderer nach großem Maaßſtabe begonnen und dafür geſorgt wird, daß der Ankömmling ſich weder in der Maſſe der jetzt anweſenden Bevölkerung verliere, noch durch unzweckmäßigen Aufenthalt und Arbeit ſeine Geſundheit untergrabe, ſondern mit ſeinen Genoſſen vereint dem Zwecke der Gründung einer neuen Heimath mit unabweichbarem feſtem Schritte entgegengehen kann, und darin unterſtützt und gefördert wird; wenn ferner eine weit ausſehende Handelspolitik den Gang einer ſolchen Anſiedlung für nützlich erkennt und fähig iſt, vor kleinen momentanen Opfern nicht zurückzuſchrecken — dann ſind wir überzeugt, daß dieſe Colonie einem neuen Flore entgegengeht, welcher den ehemaligen Blüthezuſtand ſo gewiß übertreffen wird, als die Blüthe eines natürlich aufwachſenden Baumes die einer Treibhauspflanze an Vollkommenheit, Schönheit und Fruchtbarkeit übertrifft.

Amerikaniſche Notizen.

Amerikaniſche Gerichtsordnung. Von der Naivetät des amerikaniſchen Gerichtsverfahrens vermag ſich niemand in civiliſirteren Staaten eine Vorſtellung zu machen. Unter einem gleißenden Formenlack liegt der ſimpelſte Barbarismus. 1853 weigerte ſich der Stadtrath von New-Orleans, einen richtig gewählten beigeordneten Alderman in ſeine Mitte aufzunehmen, unter dem Vorgeben, daß es mit deſſen Bürgerrecht nicht in Ordnung ſey. Eigentlich handelte es ſich aber nur darum, keinen Mann von der Wahl einer Oppoſitionspartei aufzunehmen. Der Stadtrath ſtellte nun eine Unterſuchung über die *Qualification* des Alderman an, welcher ſich dieſer widerſetzte, indem er ſich an einen Gerichtshof mit dem Erſuchen wandte: den Stadtvätern ihr Beginnen zu unterſagen. Dem ward gewillfahrt und der Stadtrath empfing von Gericht das Verbot der Unterſuchung mit der anzüglichen Bemerkung, „daß es ſich um zu wichtige Rechts- und und Thatſachen handle, als daß der Stadtrath etwas davon verſtehen könne.“ Letzterer verſtand jedenfalls mit Gelde umzugehen, denn der Gerichtshof wurde zur Zurücknahme ſeines Verbotes veranlaßt. Dagegen appellirte aber der bemakelte Alderman an das höhere Gericht, und da der Stadtrath demungeachtet ſeine Unterſuchung wieder aufnahm, wurden ſämmtliche Mitglieder desſelben wegen verletzter Gerichts-Majeſtät in die Jail (Gemeingefängniß) geſchickt.

Die Illinois Staatszeitung bemerkt hiezu ſehr liebevoll: — „Möglich, daß der Stadtrath von New-Orleans nicht viel beſſer iſt als der von New-York; deßhalb mußte er aber doch, wenn er noch Unabhängigkeit beſitzen und das Gericht nicht alles ſeyn ſollte, das Recht haben, über die Qualification ſeiner Mitglieder zu berathen, und deßhalb verdiente auch der Gerichtshof, ganz abgeſehen von der Gemeinheit ſolcher Acte der Selbſthülfe, wie ſie jetzt Styl werden, wegen frecher Uebergriffe in eine fremde Sphäre ſelber eingeſperrt zu werden. Reſpect hat doch wahrſcheinlich kein Menſch mehr vor der großen Maſſe der hieſigen Gerichte.“ — Da, wo nur der Dollar geachtet wird, können Richter und Gerichte keine ſonderliche Achtung genießen. Die plumpe Geldmacht rennt alles vor ſich nieder! Wenn für Amerika das „goldene“ Zeitalter eingetreten ſeyn ſoll, dann trägt dasſelbe fürwahr ein recht ſchmutziges Gewand. E. P.

Die Polizeistatistik ist zwar überall unzuverlässig aus sehr natürlichen Ursachen, allein in New-York wird sie fast bis zum Superlativ unzureichend für die Beweisführung; denn nicht mit Unrecht beschweren sich die aus Europa, namentlich aber aus London kommenden Fremden insgesammt über Polizeilosigkeit, oder zu geringe Polizeihandhabung. Allein nichtsdestoweniger gibt es außer den hier ziemlich zuverlässig geltenden Zahlenangaben der New-Yorker Polizeibehörde durchaus keine beweisenden Grundlagen für den Darsteller der Zustände, und er ist gezwungen dieselben zu seiner Unterstützung vorzuführen, weil sonst seine Aufstellungen nichts als den „Guten Glauben" für sich haben könnten, entstehenden Zweifeln gegenüber. Deßhalb bin auch ich veranlaßt, den jüngsten Bericht des Polizeichefs von New-York in Erwähnung zu bringen, der uns sagt, daß während letztverflossener acht Jahre nicht weniger als 200,086 Personen polizeilich arretirt wurden. Will man annehmen, daß zwei Drittheile der Arretirungen Personen betrafen, die mehrfach arretirt wurden, so bleiben immer noch 66,695 Separatarretirungen übrig, von denen höchstens 15,000 auf „Fremde" übertragen werden können, so daß 57,695 als einheimisches Resultat erscheinen, demzufolge aus eilf New-Yorkern Einer polizeilich arretirt wurde.

Vom 1 Julius bis zum 31 December 1853 nahm die Polizei nicht weniger als 22,236 Verhaftungen vor und zwar: 15 wegen Brandstiftung, 144 wegen Angriffen mit der Absicht zu tödten. (NB. Die Absicht muß ziemlich handgreiflich dargethan seyn, weil die Polizei nicht präventiv verfahren darf); 1799 Angriff und Schlägerei; 157 Angriff auf Polizeimänner; 20 versuchte Nothzucht; 169 versuchter Diebstahl; 13 versuchter Einbruch; 58 Hülfeleistung zum Fluchtversuche; 57 böswilliges Verlassen (nämlich der Eheleute die einander fliehen); 112 Einbruch; 3 Bigamie; 8 Schwängerung; 13 fortgesetzter Diebstahl; 2769 unordentliches Betragen (dazu gehört auch, wenn jemand des Sonntags in einem Bierschank beim Trinken eines gemüthlichen Glases Lagerbier von vigilirenden Polizeileuten erwischt wird); 54 Desertiren; 6 wegen Karrenführen ohne Licenz; 15 wegen Veruntreuung; 26 entlaufene Sträflinge; 6 Fälschung; 31 Felonie; 53 Betrug; 505 Straßenkampf (sollten alle Straßenkämpfer eingezogen werden, so würde man sicher halbjährlich mindestens 50,000 deßfallsige Arretirungen haben); 431 großer Diebstahl; 46 Spielen; 6050 Trunkenheit (könnten mindestens 60,000 seyn); 3898 Trunkenheit und unordentliches Betragen (trifft vielfach Leute, die den Polizeileuten nichts zahlen können oder wollen); 49 schamlose Bloßstellung des Körpers (dabei gibt es in ganz New-York nur Eine öffentliche Uriniranstalt); 25 Insultirungen von Frauenzimmern auf öffentlicher Straße (muß sehr arg insultirt worden seyn); 54 Haltung unordentlicher Häuser (könnten mindestens 5000 seyn); 9552 wegen verschiedener kleiner Vergehen (ein allerliebstes Insgemein); 15 Mord (kommt aber fast auf jeden Tag ein Mord); 9 falsche Vorspiegelungen, um Waaren zu erhalten; 1716 kleine Diebstähle; 180 Taschendiebstahl; 98 Ausgaben falschen Papiergeldes (kann mir alle Tage passiren, denn wer vermag da immer ächt von falsch zu unterscheiden?); 2 Meineid (könnten mindestens 20,000 seyn); 9 Nothzucht; 40 Raub im ersten Grade; 21 Ankauf und Verbergung von gestohlenen Gütern; 27 entlaufene Lehrlinge; 615 Verkauf von Liqueur ohne Licenz; 3 Verkauf von Lotterieloosen; 21 wegen Lebensbedrohung; 1710 Vagabundiren; 352 Uebertretungen städtischer Ordonnanzen.

In der nächsten Umgebung des Rathhauses, wo die Polizei ihren Hauptsitz hat, im sechsten Distrikt, der allerdings am verrufensten ist, kamen die meisten Verhaftungen vor, nämlich 3648, der nächstanstoßende vierte Distrikt hat deren 2204 und so geht es herunter bis auf 159 im eilften Distrikt, wo allerdings die herumlaufenden Schweine auf den Straßen fast unbedingte Polizeifreiheit, Thermometern ähnlich, kundgeben. Wie es möglich war, im achtzehnten Distrikt, den ich ein Jahr lang bewohnte und welcher eine halbe deutsche Meile vom Rathhause entfernt liegt, 996 Personen in erwähntem Halbjahre polizeilich zu arretiren, erscheint mir unbegreiflich; denn mir ist während des ganzen Jahres nicht ein einziger Polizeistern in diesem Distrikt sichtbar geworden, obschon ich täglich ausging. Die Sterne scheinen sich überhaupt um das Rathhaus herum zu krystallisiren; dort sieht man immer die meisten; vielleicht liebt der Polizeichef eine besternte Straße und will um sich herum die meisten Arretirungen haben!

E. P.

•

Amerikanische Statistik. Die „Statistik der Vereinigten Staaten Nordamerika's", nach den Censusberichten von 1850 zusammengestellt, liegt nun in einem Wälzer von 1200 Seiten in quarto vor und wird Leuten in Europa sicher hoch willkommen seyn, die sich mit dem harmlosen statistischen Spiel abgeben, das einem „Spiele der Katze mit ihrem Schwanze", mit wenig Witz und vielem Behagen zu spielen, verglichen werden mag, wenn man irgend Vergleiche zulässig erachtet.

Werfen wir nur einen flüchtigen Blick auf die dem eigentlichen Berichte vorausgeschickte Einleitung, so lassen sich daraus mancherlei charakteristische Bemerkungen entnehmen.

Die Angabe des Umfanges vom Vereinigten Staatengebiet tanzt voran nach der Abschätzung eines Obristen Albert mit 2,981,153 Geviertmeilen; allein wir bekommen hinterdrein noch eine andere Zahl in 3,306,000 Geviertmeilen, ohne zu erfahren, woher sie stamme, während nach dem Censusberichte von 1852 3 270,572 Geviertmeilen anzunehmen wären. Die kleine Durchschnittsdifferenz beträgt nur etwa 325,000 Geviertmeilen, mithin dreifach so viel als das Königreich Preußen Flächeninhalt besitzt. Es kommt in der „großen" Union nicht auf derlei Kleinigkeiten an.

Die Abdachung nach dem stillen Meere hin ist auf 778,266; die des Mississippi- und Missouri-Flußgebietes auf 1,237,111; die der Abdachung nach dem atlantischen Meere hin, östlich vom Mississippi auf 967,576 Geviertmeilen abgeschätzt. Der Mississippi und seine Nebenflüsse haben eine Gesammtlänge von 51,000 (engl.) Meilen; welcher Angabe sicher mehr Glauben zu schenken ist, als wenn gesagt wäre 50,999⅞. Mich wundert übrigens die in den runden Zahlen an den Tag gelegte Bescheidenheit.

Höchst ergötzlich sind die zu obigen Flächeninhalts-Angaben gemachten, editoriellen Bemerkungen; sie lauten: die Gebietsausdehnung der Republik ist sonach fast zehnmal so groß als die von Großbritannien und Frankreich zusammengenommen; dreimal so groß als die von Frankreich, Großbritannien, Oesterreich, Preußen, Spanien, Portugal, Belgien, Holland und Dänemark zusammen; anderthalbmal so groß als das europäische Rußland; nur ein Sechstel weniger als der Flächeninhalt sämmtlicher 59 oder 60 Kaiser- und Königreiche, Großherzogthümer, Herzog- und Fürstenthümer, Republiken u. s. w. Europa's und mindestens ebenso groß als das römische Reich zu seiner Blüthezeit, oder das Alexander des Großen, deren keines größer als drei Millionen Geviertmeilen war. Wollte man boshaft gegen diese Kindlichkeit seyn, so könnte demnächst eingewandt werden, daß der Ausdruck „groß" weniger passend wäre als „weitläufig". Sodann aber dürfte gesagt werden: in einem dieser kleinen europäischen Fürstenthümer u. s. w. sey mehr wahre Bildung zu finden als in der ganzen

„weiten" Union! Doch man soll Kindern ihre kleinen Späße nicht verderben.

Während Ungewißheit über den Flächeninhalt des Unionsgebietes herrscht, wird doch die Gesammtgröße Nordamerika's aufs Tüpfelchen mit 8,373,648 Geviertmeilen angegeben. Wie das nun zugeht, mag ein anderer errathen!

Die Küstenlänge der Union, mit Einschluß der Inseln und Flußufer, so weit Ebbe und Fluth reicht, soll am atlantischen Meere 19,844, am mexikanischen Golf 3685 und am stillen Ocean 9530, zusammen also 33,069 (engl.) Meilen betragen. Irrthum vorbehalten, pflegen Kaufleute bei ihren Rechnungsauszügen anzumerken, was der Censusstatistik hiebei wie überhaupt zur Nachahmung empfohlen werden könnte.

Im Jahre 1701 zählte die Bevölkerung der jetzigen Vereinigten Staaten 262,000 Köpfe; 1749 aber schon 1,058,000; 1775 mit Einschluß einer halben Million Sklaven, 2,863,000. Die Vermehrung betrug in jenen 74 Jahren mehr als das Zehnfache, während sie bis 1849 in den folgenden 74 Jahren — trotz der vermehrten Einwanderung — nur etwa um das Achtfache stieg. Das Wachsthum in den königlich brittischen Colonien Nordamerika's überstieg diese Vermehrung um mehr als das Zwanzigfache. Die Republik geht also unabweisbar minder ökonomisch mit dem Menschenleben um als die gemäßigte Monarchie! — „Never mind that!" sagt gewiß dabei der junge Riese und stürzt unter dem Rufe „Go ahead!" immer weiter.

Am dichtesten bevölkert in der Union ist der kleine Distriet Columbia, wo 1033 Seelen auf die Geviertmeile kommen. Allein der ganze Distriet ist fast eine Stadt zu nennen. Im Staate Massachusetts kommen 137 Bewohner auf die Geviertmeile; Connecticut hat deren 78; New Jersei 71; New-York 67; Maryland 53; Pennsylvanien und Ohio 49; Delaware 43; New Hampshire und Vermont 39; Indiana 29; Kentucky 26; Süd-Carolina und Virginien 23; Tennessee 22; Nord-Carolina 19; Maine 16; Alabama, Georgia und Illinois 15; Louisiana, Mississippi und Rhode Island 12; Missouri 10½; Michigan 7; Wisconsin 5½; Arkansas 4; Iowa 3¾; Florida 1½; Texas auf zehn Geviertmeilen 6½; Californien auf gleichem Raume 5; Neu-Mexico 3; Minnesota und Oregon auf hundert Geviertmeilen 4 und Utah 6 Bewohner.

Nimmt man das ganze Unionsgebiet in runder Zahl auf drei Millionen Geviertmeilen an, so hätten darin 411 Millionen Einwohner Platz, wenn nur das geringe Bevölkerungsverhältniß von Massachusetts erreicht werden sollte. Viel höher dürfte eine Bevölkerungs-Möglichkeit kaum anzunehmen seyn, wenn es je zu einer solchen kommen könnte. Geht aber die Menschenverwüstung so fort wie bisher und steigert sich in gleichem Grade, dann kann sich der „junge Riese" — wie bisher — vor Nassau, der Pfalz und Belgien selbst der Kopfzahl nach nur verstecken, wo 7 und 8000 Seelen auf die deutsche Geviertmeile kommen; von dem was in den Köpfen, respective Seelen steckt, gar nicht zu reden.

Steigt die Bevölkerung der Union wie bisher fort, so werden 1925 schon 130 Millionen Seelen zu zählen seyn, die „den jungen Riesen" dann bilden; denn jung wird er immer bleiben wollen und sollte — die Schminke faustdick aufgetragen werden müssen. E. P.

•

Die Auswanderung nach dem Mormonengebiet soll im vorigen Jahr nicht weniger als 10,000 Menschen betragen haben. (New-York Weekly Times. 15 April.)

•

Statistik der Münze in den Vereinigten Staaten. Unter allen statistischen Angaben, die wir in der Union bekommen, hat die vom dermaligen Münzdirector zu Philadelphia in einem Berichte dem Congreß vorgelegte Münzstatistik unbedingt den reellsten Untergrund. Der Betrag gemünzter Metalle und Depositen während des Jahres 1853 ist wie folgt angegeben:

Münze in Philadelphia.

Goldmünzen	36,350,621	Doll.
Raffinirte Goldbarren	15,835,998	„
Silbermünzen	7,852,571	„
Kupfermünzen	67,050	„
Total	60,106,240	„
Depositen in Gold	53,315,632	„
Depositen in Silber (einschließlich des nach der Acte vom März 1853 aufgekauften und gemünzten Silbers	8,367,339	„
Total	61,682,971	„

Nebenmünze zu New-Orleans.

Goldmünzen	2,220,000	Doll.
Silbermünzen	1,222,000	„
Total	3,442,000	„
Depositen in Gold	2,152,254	„
Depositen in Silber	4,536,000	„
Total	6,688,254	„

Nebenmünze zu Charlotte, North Carolina.

Depositen in Gold	305,167	„
Anzahl der gemünzten Goldstücke	77,086	„

Nebenmünze zu Dahlonega, Georgia.

Depositen in Gold	450,290	„
Anzahl der gemünzten Goldstücke	99,439	„

Recapitulation.

Die Totalmünzung der Hauptmünze und Nebenmünzen für das Jahr 1853 ist folgende:

Goldmünzen	55,208,907	Doll.
Silbermünzen	9,077,591	„
Kupfermünzen	67,059	„
Total	64,353,557	Doll.

Folgende weitere Angabe mag von Interesse seyn. Eine Million Dollars in Goldgewicht ist 3685⅞ Pfund englisches (Handels) Gewicht schwer. Wenn man 2000 Pfd. auf eine Tonne rechnet, so wird man sehen, daß die großen Operationen der Münze während des letzten Jahres ungefähr 102 Tonnen Gold und 249 Tonnen Silber erreichen. Die Masse des während des letzten Jahres in der Münze und den Nebenmünzen deponirten einheimischen Goldes betrug 55,022,051 D., woron 53,113,589 D. aus Californien und der übrige Theil mit Ausnahme von 13,575 D. aus Oregon, aus den atlantischen Staaten kamen. Letzteres war das erste Depositum aus jenem Territorium Oregon und enthielt eine werthvolle Percentage von Platinasand. Das von dem Californier Golde geschiedene Silber betrug 407,133 D. und außerdem wurde noch anderes von Irlandie producirtes Silber in Werth von 10,164 D. deponirt. In die Hauptmünze wurden 195,000 D. Australia-Gold gebracht.

Seit dem Bestehen der Münzen wurden in denselben folgende Beträge verarbeitet:

Münze zu Philadelphia, errichtet im Jahre 1793	322,228,868 Doll.
Nebenmünze zu Neuorleans	50,497,665 „
Nebenmünze zu Charlotte	3,790,008 „
Nebenmünze zu Dahlonega	5,280,728 „
Total	381,797,299 Doll.

•

Jugendliche Räuberbanden kommen in der amerikaniſchen Muſterrepublik oft vor. Erſt kürzlich wurde in Brooklyn bei New-York eine Unterſuchung anhängig, aus welcher hervorging, daß in dieſer frommen Kirchenſtadt eine geordnete Bande von Dieben und Räubern exiſtirt, welche durch Eide miteinander verbunden ſind und die genau ſo organiſirt iſt, wie man dieß in Räuberromanen lieſt.

Ein junger Mann, Namens Samuel Stewart, wurde vor einiger Zeit auf die Anklage verhaftet, einen Taſchendiebſtahl begangen zu haben. Derſelbe gab dem Conſtabler Mundell von der vierten Ward (Stadtbezirk) einige Winke, in Folge deren Befehle für die Verhaftung von ſechs Genoſſen desſelben erlaſſen wurden. Stewart wurde als Staatszeuge gegen dieſelben zugelaſſen und gab an: ſie ſämmtlich ſeyen miteinander durch auf die Bibel geſchworne Eide verbunden, und ihr Plan war, Räubereien, beſonders Einbrüche zu verüben.

Ein gewiſſer Hepkins war der Hauptmann der Bande und ihr Hauptquartier in Stateſtreet. Stewart gab zugleich an, daß ihre Diebsgeräthſchaften als: Blendlaternen, Brechſtangen, Dietriche u. ſ. w. in der Nähe der Popular Bonds in der neunten Ward verborgen ſeyen, welche auch wirklich dort aufgefunden wurden.

Sämmtliche Genoſſen dieſer Bande ſind junge Leute von 18 bis 20 Jahren, und ihre Abſichten überſtiegen ihre Thaten, indem ſie ſich nur auf kleine Diebſtähle ſeither beſchränkten. Die Angeklagten wurden jeder unter 500 Dollars Bürgſchaft geſtellt, und natürlich nach Leiſtung derſelben entlaſſen. Der Staatszeuge Stewart entfloh hinterher, ſo daß die ganze Geſchichte auf ein „ſtilles Begräbniß“ hinauslief. — Viel conſequenter würden die Amerikaner handeln, wenn ſie — gleich den Spartanern — den Diebſtahl ſanctionirten. Junge Menſchen unter einer der Gewinnſucht verfallenen Geſellſchaft in ihrer Willkür aufwachſen zu laſſen, heißt ſie gewiſſermaaßen für die Diebesneigung erziehen. Die Amerikaner beklagen ſich immer darüber, wenn ein Europäer über ſie tadelnd aburtheilt, der nicht lange in der Muſterrepublik gelebt hat. Sie haben Recht, man darf den Maaßſtab europäiſcher Geſittung nicht an amerikaniſche Zuſtände legen. E. P.

•

Vom neuen Capitol zu Naſhville, der Hauptſtadt des Staates Tenneſſee, entwirft ein dortiges Blatt eine ſehr glänzende Schilderung wie folgt:

„Das neue Capitol, eines der großartigſten und prachtvollſten Gebäude in der Welt, iſt jetzt nahezu vollendet. Es iſt aus maſſivem Kalkſtein gebaut, der unweit des Hügels, wo es ſteht, gebrochen wurde und bedeckt genau einen ganzen Acker Land (d. h. 4840 Geviert-Yards, oder 1,58494 preußiſche Morgen). Der Bauſtyl iſt der joniſche und die architektoniſchen Verzierungen daran ſind außerordentlich reich. Das Dach beſteht aus tenneſſee'ſchem Kupfer und die Plattform des Sprechers aus tenneſſee'ſchem Marmor. Das ganze Gebäude koſtet eine Million Dollars. Von der Kuppel herab bietet ſich dem Auge ein entzückendes Panorama dar. Die Stadt liegt unmittelbar zu Füßen des Hügels in einer Krümmung des Cumberlandfluſſes. In einer Entfernung von 100 (engl.) Meilen erheben ſich die blauen duftigen Gipfel des Cumberlandgebirges über den Horizont. Ein Amphitheater von reizenden Hügeln gruppirt ſich um die Stadt. — Naſhville zählt jetzt 20,000 Einwohner. — Auf dem Wege vom Capitol herab liegt das Haus, in welchem früher Präſident Polk wohnte; etwas ſeitwärts von der Straße und davor ſteht ein Denkmal, welches auf den Ueberreſten dieſes Hauſes errichtet iſt.“ Genauere architektoniſche Angaben fehlen da freilich; allein das iſt ſo Styl in der amerikaniſchen Journaliſtik. Wie viel ein Bau Dollars gekoſtet, wird immer als Hauptſache betrachtet. E. P.

•

Die große Weſtbahn, welche unlängſt eröffnet wurde, iſt mit vollem Rechte unter die wichtigſten Eiſenbahnen zwiſchen dem atlantiſchen Meere und dem Miſſiſippi zu zählen. Vor allem verbindet ſie die beiden Plätze Buffalo und Detroit miteinander, indem von ihr Weſt-Canada in ſeiner ganzen Länge durchſchnitten wird. Im Oſten tritt dieſelbe durch zwei Eiſenbahnen und den Erie-Canal mit der Seeküſte in Verbindung, während ſie andererſeits in die große Waſſerſtraße des Lorenzoſtromes am Ontarioſee mündet, für den Weg nach Montreal und Quebeck. Im Weſten ſchließen ſich die Michigan-Eiſenbahnen und Dampfbootlinien an, welche zur Verbindung der Uferpunkte an den großen Seen errichtet ſind. Die Länge dieſer Weſtbahn beträgt 228 (engl.) Meilen und ihre Herſtellungskoſten waren ungefähr acht Mill. Dollars, wovon das meiſte in England gezeichnet wurde. Die ganze Strecke wird binnen acht Stunden zurückgelegt und das Fahrgeld iſt für die Meile nicht höher als 3 Cents. Der Bau dieſer Bahn war ungemein leicht, denn auf etwa 183 Meilen fand man das Terrain faſt vollkommen horizontal und auch im übrigen boten ſich nur ſehr unbedeutende Schwierigkeiten dar. Die bedeutendſte Höhendifferenz, welche zu überwinden war, beträgt nicht mehr als 360 Fuß, und nur höchſt unbedeutende Curven waren erforderlich auf der ganzen Linie. 95 Procent des Weges liegen ſchnurgerade. Die Herſtellung dieſer Bahn war faſt eine Lebensfrage für den ganzen Nordweſten geworden. E. P.

•

Einwanderung nach Canada im Jahre 1853. Den Quebecker Blättern zufolge, welche amtliche Berichte darüber lieferten, langten im Jahre 1853 in dieſem Hafen 360 Schiffe mit insgeſammt 36,699 Auswanderern an. Darunter waren nur 14 Schiffe mit 2419 Auswandernden aus Deutſchland, allein die Zahl deutſcher Einwanderer nach Canada war ungleich bedeutender, weil demnächſt viele Deutſche auf nichtdeutſchen Schiffen anlangten, und auch eine nicht geringe Zahl Deutſcher den Weg von New-York aus nach Canada wandernd nehmen. 1852 kamen 39,176 Einwanderer auf dem Seewege nach Quebeck. E. P.

Miscellen.

Aegyptiſche Studien. Hr. de Rougé kündigte der franzöſiſchen Akademie (ſ. Athen. Franç. 10 Junius) an, daß er eine Vergleichung der Inſchriften auf den Gräbern der Apis (wahrſcheinlich in dem von Mariette entdeckten unterirdiſchen Theil des Serapeums) unternommen habe. Er hofft eine vollſtändige Reihe

der Zeitangaben für die Periode der Ptolemäer herzustellen. Leider hat er bereits gefunden, daß man auf die Hoffnung verzichten muß, die historischen Zeiten durch constante 25jährige Perioden und durch die Reihenfolge der Apis festzustellen. Wenn ein Apis vor der zu seiner Herrschaft bestimmten Zeit starb, z. B. nach 15 Jahren, so ließ man seinen Nachfolger, statt ihn nach zehn Jahren zu tödten und dadurch in den legalen Cyclus zurückzukommen, viel länger, selbst bis 25 Jahre leben. Diese Methode macht jede regelmäßige Eintheilung in der Reihenfolge der heiligen Stiere unmöglich. War aber der Zeitpunkt, wo der Apis eingesetzt wurde, an irgend eine Himmelserscheinung geknüpft, so wird man dieß vielleicht in der Regierungszeit des Königs Ptolemäus Evergetes erkennen. In der That besagen die Inschriften, daß ein im 28sten Regierungsjahr dieses Königs am 24sten des Monats Toby geborner Apis erst am 23sten Thoth des 31sten Regierungsjahres dieses Königs, also fast drei Jahre nach der Geburt, den Tempel betrat. Man muß also nachforschen, ob diese Verzögerung nicht den Zweck hatte, eine gewisse bestimmte astronomische Phase abzuwarten. Der formell erwähnte Umstand, daß dieser Stier im Tempel geboren war, beweist, daß keine vorläufige Nachforschung nöthig war, um dieß heilige Thier zu entdecken. — Die Geschichte der Apis gibt zu einer Menge interessanter Fragen Veranlassung. Hr. de Rougé zeigt an, daß er das Datum des Todes eines Apis bemerkt habe, der im vierten Jahre des Darius starb, somit derselbe seyn muß, den Cambyses verwundete. Er war im fünften Jahre der Regierung des letztern geboren, lebte also nach diesem Ereigniß noch acht Jahre. — Derselbe Akademiker macht auch auf die Resultate aufmerksam, die bis jetzt das Studium der Papyrus aus der Sammlung Sellier, welche das brittische Museum herausgab, geliefert hat. Papyrus Nr. 1 enthält den Rest einer höchst werthvollen Schrift, welche den Ursprung und wahrscheinlich auch die Folgen des Kriegs erklärt, der mit der Vertreibung der Hirtenkönige endete. Leider ist dieser Papyrus in einem gänzlich verdorbenen Zustande, doch kann man aus seinen Fetzen einige wichtige Thatsachen ziehen: 1) der König Raskene, Vorläufer des Ahmes, war damals nur Fürst des Südens. König Apapi herrschte in der Stadt War (Avaris). Der Streit hatte einen religiösen Ursprung: König Apapi betete nur Sutüh an, einen Gott den man später bei den Schetas trifft. 2) König Apapi, von den Priestern seines Cultus aufgereizt, schickt eine Botschaft an Raskene, der die Häupter seiner Partei beruft, und die den Vorschlägen Apapi's zu ertheilende Antwort mit ihnen bespricht. Hier bricht das Manuscript ab. Diese wenigen Thatsachen sind indeß wichtig für die Geschichte dieser Zeit, von der wir so wenig wissen. — Der Papyrus Nr. 3 enthält den berühmten Feldzug Ramses II; leider sind die ersten Seiten des kostbaren Manuscriptes verloren, und der Text beginnt mitten in der Handlung. Glücklicherweise läßt sich die Lücke zum Theil ergänzen durch mehrere Texte, die auf den Mauern verschiedener Tempel, wo dieselbe Waffenthat dargestellt ist, ausgehauen sind. Ein merkwürdiger Umstand macht dieß unzweifelhaft, nämlich daß im Papyrus Sellier und im Text, welcher das große Bild der Schlacht auf dem zweiten Pylonen des Rameseums begleitet, der König von seinem Heer getrennt, und von 2500 Wagen des feindlichen Heeres umgeben ist. Seine Tapferkeit zog ihn aus dieser schlimmen Lage, und das siegreiche Durchbrechen des Feindes ist der Gegenstand des poetischen Berichts im Papyrus Nr. 3. Daher auch die Darstellung dieser That auf allen großen Denkmalen dieses Königs. Sie entschied über den Feldzug, darum tritt auch am Ende des Papyrusberichtes der Anführer der Schetas auf und bittet um Frieden, worauf Ramses sich wieder nach Aegypten einschifft.

•

Nachrichten aus Mossul. Hr. Reinaud hat in der französischen Akademie der Inschriften (s. Athen. Franç. vom 10 Junius) einen Brief von Hrn. Delaporte, Kanzler des Consulats in Mossul, mitgetheilt, dem wir nachstehendes entheben. „Der junge Oppert hat seinen Aufenthalt hier benützt, um die Hauptinschriften von Khorsabad möglichst zu entziffern; in einer derselben las er, daß die alte Stadt, welche Sargon oder Sachr-Sargon heißen soll, acht Eingangsthore hatte. Dieß scheint um so richtiger, als Hr. Place bereits 7 derselben auffand, und aus dem Bau dieser Thore sich ergibt, daß sie je zwei und zwei gestellt waren, von denen man eines das monumentale, das andere das einfache Thor nennen könnte. Die monumentalen Thore waren durch Bildsäulen von Stieren geschmückt und den Fußgängern vorbehalten; die einfachen Thore dagegen, denen der Schmuck fehlte, hätten den Reitern und Wagen gedient. Hr. Place gerieth auf diese Ansicht durch den Umstand, daß man zu den monumentalen Thoren einige Stufen hinaufsteigen muß, um in die Stadt zu gelangen, während an den einfachen Thoren diese Stufen sich nicht finden. Ich glaube, man kann das Daseyn dieser Treppen an den monumentalen Thoren nicht anders erklären. Von einem dieser letztern Thore hat man die prächtigen Stiere entnommen, welche Hr. Place gegenwärtig mit zwei Statuen, den einzigen, die man bis jetzt fand, nach Paris schickte. Jeder Stier wiegt 32,000 Kilo, jede Statue 15,000. Trotz dieses großen Gewichts und des Mangels an mechanischen Hülfsmitteln gelang es ihm doch diese Monolithen an die Ufer des Tigris, d. h. 4 Lieues von Khorsabad zu schaffen, ohne sie zersägen zu müssen. Vermittelst eines ungeheuren Wagens und der Arme von 600 Arabern bewältigte er dieß ungeheure Gewicht. Am Tage ihrer Ankunft zu Mossul war die ganze Stadt auf den Beinen. Jetzt erwarten wir die Ankunft eines Schiffs des Staats, das in kurzem nach Bassorah kommen soll. Die Fortschaffung dieser Massen auf Flößen wird große Schwierigkeit machen, doch ist zu hoffen, daß Hr. Place sie besiegen, und daß diese Monolithen gut erhalten auf dem Quai des Louvre ankommen werden. — Obwohl der Aufenthalt zu Mossul für uns Europäer tödtlich langweilig ist, so wird doch das Exil für den, der das Studium liebt, bei weitem minder peinlich. Da ich völlig freie Zeit habe, so kann ich mich ungehemmt mit meinen orientalischen Sprachen beschäftigen. Stets im Verkehr mit den Ulemas des Landes ziehe ich fortdauernd Vortheil aus ihrem Gespräch und aus ihren Kenntnissen. Ich war in der That erstaunt zu Mossul so unterrichtete Leute zu finden, nur die Prätension dieser Ulemas, die gelehrtesten Männer Arabistans zu seyn, schien mir etwas gewagt. Indeß muß ich sagen, daß viele unter ihnen ihre Sprache vollkommen gut verstehen."

•

Londoner Thon. Man hat in der Umgegend von London, d. h. im Bereich des Bassins, welches von dem sogenannten Londoner Thon ausgefüllt ist, Messungen angestellt, und gefunden, daß die geringste Dicke dieser Schichte 193', die größte etwa 480' ist. Es ruht auf altem Kreideboden, dessen Unebenheiten er im Laufe ungezählter Jahrtausende ausfüllte. (Athen. 17 Junius.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Eine Wochenſchrift

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Nr. 26. 30 Junius 1854.

Ueber einige neuere Keilſchriftſtudien.

Seit wenigen Jahren hat ſich das Feld der Keilſchriftſtudien und die Ausſichten auf ungewöhnliche Ausbeute für alte Geſchichte und Geographie ſo unermeßlich erweitert, daß wir uns veranlaßt fühlen, einige Notizen darüber mitzutheilen, um ſo mehr als jetzt für einen der bedeutendſten Zweige dieſes Studiums, für den meſopotamiſchen, große Enthüllungen durch Hrn. Oppert in Ausſicht ſtehen. Noch vor zehn Jahren hatte man, abgeſehen von einigen babyloniſchen Backſteinen und Cylindern und den großen Inſchriften von Wan, die allen Verſuchen der Entzifferung Trotz boten, nichts als die wohl bekannten Inſchriften von Perſepolis und Hamadan, von denen Grotefend, wie durch Intuition, einige Namen und einen Theil des Alphabets entziffert hatte. Dabei ſteckte alles, bis E. Burnouf auf ſeine Studien der Zendſprache geſtützt, die Inſchriften von Hamadan und Perſepolis entzifferte. Kurz darauf verſchaffte ſich Rawlinſon Copien der dreiſprachigen Inſchrift von Biſitun, und entzifferte die perſiſche völlig; die dritte, die man die babyloniſche nennt, iſt von ihm auf eine Weiſe erklärt worden, welche bei den Männern vom Fache großen Anſtoß gab, und am unglücklichſten war er und ſein Strebensgenoſſe Norris mit der zweiten, die man gewöhnlich die mediſche nannte, ohne daß man über den Charakter der Sprache etwas wußte. Norris und Rawlinſon, namentlich der erſtere in einem beſondern Werk, ſtritten mit aller Kraft für den tatariſchen Urſprung dieſer Sprache, und Rawlinſon hat ſeine Vergleichungen ſo weit hergeholt, daß er trotz aller Pietät, die man wegen ſeiner unläugbaren Verdienſte gegen ihn beobachtete, ſich dem Spott ausſetzte. In neuerer Zeit hat Prof. Holtzmann zu Heidelberg in mehreren Artikeln „über die zweite Art der achämenidiſchen Keilſchrift“ namentlich im vierten (ſ. Zeitſchrift der deutſchen morgenländiſchen Geſellſchaft VIII. 2.) mit großem Scharfſinn einen durch ſehr triftige Gründe geſtützten Beweis geführt, daß dieſe ſogenannte mediſche Inſchrift keineswegs in einer türkiſch-tatariſchen Sprache, ſondern in einem perſiſchen Dialekt abgefaßt ſey, in dem auch einige ſemitiſche Elemente ſich fänden. Ferner macht er es höchſt wahrſcheinlich, daß dieſe Sprache nicht die ſogenannte mediſche, ſondern „diejenige ſey, welche am Hofe der perſiſchen Könige in Suſa die wirkliche Umgangsſprache war, wofür der Umſtand ſpreche, daß die Griechen die perſiſchen Namen ſo ausſprechen hörten, wie ſie in dieſer zweiten Art lauten.“ Die erſte Art Keilinſchrift iſt deutlich eine gelehrte heilige Sprache, die zu Monumenten benützt wurde, und in der Zeit, wo ſie den Achämeniden zu dieſem Zweck diente, längſt nicht mehr geſprochene Sprache war. Zu dieſen beiden erſten Sprachen hat das Studium des Sanskrit und des Zend, welches faſt mit der Monumentalſprache übereinſtimmt, geführt; jetzt iſt noch die dritte Reihe, die babyloniſche, übrig, welche uns auf ein ganz anderes Gebiet, nämlich auf die viel ältern meſopotamiſchen Monarchien leitet.

Daß Rawlinſon mit ihrer Erklärung nicht glücklich geweſen, haben wir ſchon erwähnt, daß die unermeßlich zahlreichen Inſchriften, welche von Botta in Khorsabad enthüllt und nach Paris geſchafft wurden, noch kein Ergebniß geliefert haben, dürfte ſchon nicht wenig auffallen, daß Rawlinſon und andere einzelnes in Ninive leſen konnten, anderes gar nicht oder nur halb verſtanden, ſcheint ganz unbegreiflich, denn man nimmt gewöhnlich an, wenn man einmal ganze Zeilen leſen könne, ſo müſſe Sprache und Schrift enthüllt ſeyn; dem iſt aber nicht alſo: in den verſchiedenen Keil-Inſchriften finden ſich immer einzelne Gruppen, die auch in den andern ſchon bekannten auftreten; man kann dieſe Gruppen verſtehen, auch etwa den Sinn einer Inſchrift nothdürftig ermitteln, immer aber bleiben noch manche ungelöste Punkte übrig, und ſelbſt die Leſung zeigt ſich oft ganz unſicher. Erwägt man, daß ſich die aſſyriſchen und babyloniſchen Inſchriften über mehrere, ſelbſt viele Jahrhunderte erſtrecken, ſo iſt deutlich daß in einer ſolchen Zeit mancher Wechſel in der Schrift eintreten konnte. Was es mit dieſen Wechſeln auf ſich hat, erſehen wir nun aus den Mittheilungen, welche von Oppert im neueſten Hefte (VIII. 3) der Zeitſchrift der morgenländiſchen Geſellſchaft erſchienen ſind. Er faßte die Ergebniſſe ſeiner und Rawlinſons Studien in einzelnen Sätzen zuſammen, von denen nachſtehende die drei bemerkenswertheſten ſind: 1) die aſſyriſchen Schriftarten, deren ich zehn aufzählen kann, ſind aus einer alten Hieroglyphenſchrift entſtanden, aus der ſich dann die hieratiſchen und Curſivſchriftarten entwickelt haben; 2) dieſe Schrift war urſprünglich höchſt wahrſcheinlich reine Begriffsſchrift, und 3) aus dieſer Begriffsbezeichnung entwickelte ſich dann ſpäter nach einem unbekannten Princip eine Sylbenſchrift, denn einzelne Buchſtabenzeichen exiſtiren nicht in der aſſyriſchen Schreibung. Dieſe Anſichten, man mag nun davon halten was man will, erklären jedenfalls

die Schwierigkeiten der Entzifferung der Keilſchriften in Aſſyrien zur Genüge.

Oppert wie Rawlinſon, welche beide noch geneigt ſind, unter einigen Keilſchriften ſcythiſch-tatariſche Sprache zu vermuthen — was freilich höchſt unwahrſcheinlich klingt — werden bald nach Europa zurückkehren, und letzterer iſt vermuthlich ſchon unterwegs. [1] Dann werden ihre Forſchungen genauer zur Oeffentlichkeit gelangen, und der Kritik ſachkundiger Männer unterliegen. So viel iſt indeß ſchon jetzt mit Beſtimmtheit zu ſagen, daß durch die Forſchungen der franzöſiſchen Expedition, welcher Oppert angehörte, und die nur aus Mangel an Fonds, welche die Regierung nicht weiter bewilligen wollte, ihre Arbeiten einſtellen mußte, die Kenntniß Babylons und wahrſcheinlich auch ſeiner Inſchriften, die indeß nicht in ſolcher Fülle und Pracht wie in Ninive ſich finden, ſehr bedeutende Fortſchritte gemacht hat. Die Briefe Opperts laſſen darüber keinen Zweifel, und wir haben ſeine Meſſungen des Umfangs von Babylon (ſ. Nr. 14 und 17) ſchon erwähnt. Rawlinſon iſt, ſo ſehr man ſeine Arbeiten anerkennen muß, in ſeinen Folgerungen zu raſch, und es fehlt ihm ſichtlich an der gründlichen Kenntniß ſemitiſcher Sprachen, welche Oppert und Fresnel in hohem Grade beſitzen. Die neuerliche Entdeckung, daß die Keilſchrift in Babylon noch unter den Seleuciden im Gebrauch war, und die Angabe Opperts, daß die Sprache der babyloniſchen Inſchriften rein ſemitiſch ſey, müſſen nothwendig dazu beitragen, eine zweite Serie von Keilinſchriften, nämlich die babyloniſchen, in nicht ferner Zeit völlig zu enthüllen, und dann kann die dritte Hauptreihe, die aſſyriſche, nicht mehr lange ein Buch mit ſieben Siegeln bleiben.

Die Nouvelles Annales des Voyages (April 1854) widmen den noch ziemlich verworrenen Mittheilungen Rawlinſons mehr Raum als wir ihnen widmen können, und wir ziehen es vor, noch eine Zeitlang zu warten, bis weitere Enthüllungen gekommen ſind. Einiges aber können wir als von allgemeiner Bedeutung nicht übergehen. Die älteſte Dynaſtie Babyloniens wird nach Berofus eine mediſche genannt, was wenigſtens ſo viel beweiſt, daß man das Uebergewicht eines ariſchen Stammes im meſopotamiſchen Lande annehmen muß. [2] Dieſer folgte nach Rawlinſon eine ſcythiſche, was wir einfach mit „unbekannt“ überſetzen, aber mit unſern Vermuthungen über die Herkunft derſelben wollen wir den Leſer nicht behelligen, und bemerken bloß daß ſich darin wohl eine einheimiſche Reaction gegen die fremde Herrſchaft verbergen kann. Die Zeit dieſer beiden Dynaſtien läßt ſich durchaus nicht mit Beſtimmtheit angeben. Dagegen iſt es ziemlich ſicher, daß die chaldäiſche Dynaſtie um das Jahr 1976 vor Chr. gegründet wurde und bis zum Jahr 1518 dauerte. Dieſe Chaldäer, urſprünglich ariſchen Stammes, hatten wahrſcheinlich während des langen Aufenthalts im Lande der Sprache der Urbewohner ſich bequemt, ſie auch wohl ſtark modificirt. Die chaldäiſche Dynaſtie iſt die bedeutendſte, denn von ihr rührt die Erbauung der meiſten großen Städte Babyloniens und zum Theil auch Aſſyriens her, wie ſich aus den aufgefundenen Backſteinen deutlich ergibt. Von 1518 bis 1273, alſo 245 Jahre lang, folgt eine „arabiſche“, d. h. wohl mit andern Worten eine einheimiſche Dynaſtie, worauf im J. 1273 die ſogenannte unabhängige Periode Ninive's eintritt, ein Ereigniß, das ſich kaum anders erklären läßt, als daß der eigentlich herrſchende Stamm der Chaldäer, gedrückt durch die arabiſchen Herrſcher, ſich in großer Zahl nach den nördlichen Städten zog, wo man den verwandten ariſchen Stämmen näher war. In der Mitte des 8ten Jahrhunderts ſcheint das im 13ten Jahrhundert gegründete Herrſcherhaus zu Grunde gegangen zu ſeyn, und von da an herrſchten in Ninive nicht nur Uſurpatoren, welche ſelten die Herrſchaft auf ihren Sohn übertrugen, ſondern die einzelnen Provinzen, namentlich Medien, Perſien und Babylonien machen ſich mehr als einmal unabhängig, bis ſie endlich im J. 625 v. Chr. dem niniviſchen Reich das Ende bereiten.

Hält man den Umſtand feſt, daß die älteſte Geſchichte Meſopotamiens mit einer mediſchen, alſo ariſchen Dynaſtie beginnt, und daß dieſe alte Geſchichte mit dem gänzlichen Sieg der ariſchen Stämme und dem Weltreich der Perſer endete, ſo zeigt ſich klar, daß wir in dieſer mehr als 2000jährigen Geſchichte hauptſächlich den Kampf der ſemitiſchen mit den ariſchen Stämmen vor uns haben, und dieß iſt es, was dieſer Geſchichte das hohe Intereſſe verleiht. Wir ſehen hier, wie in ſo manchen Orten, daß durch das Zuſammenſtoßen verſchiedener Stämme und Bildungen eine ungewöhnliche Entfaltung vor ſich geht, und wenn man ſich erinnert, welche Rolle die ariſchen und ſemitiſchen Stämme in der Welt geſpielt haben und noch ſpielen, ſo kann die Enthüllung dieſer ihrer älteſten Geſchichte nur die Wißbegierde in hohem Grade reizen.

[1] Man erwartete ihn ſchon im Mai.

[2] Der Bearbeiter in den Nouv. Annal. des Voyages iſt ſehr geneigt zu glauben, der Nimrod der Schrift und die mediſche Dynaſtie des Berofus ſeyen eins und daſſelbe.

Chriſtliche Alterthümer in Griechenland.

(Ruſſ. Journal des Miniſt. der Volksaufklärung. März 1854.)

3. Wanderungen in Rumelien.

Am 4 Auguſt verließen wir Patras. Das Dampfboot des Lloyd führte uns zurück auf den Meerbuſen von Lepanto, der einem großen, allenthalben von Bergen eingeſchloſſenen See gleicht. Das Dampfboot hält auf ſeinem Wege nach Lutraki an drei Orten an, einmal auf dem ſüdlichen und zweimal auf dem nördlichen Ufer des Meerbuſens. Bald hatten wir das ſogenannte Thor Griechenlands, d. h. die Meerenge zwiſchen den Vorgebirgen von Morea und Rumelien hinter uns; auf beiden erheben ſich Feſtungen mit gezahnten Mauern und mit Baſtionen. Einen traurigen Eindruck machen ſie durch ihre einſame, völlig offene Lage auf den ſandigen Vorſprüngen des Ufers. Wahrſcheinlich hatten ſie ehemals eine ſtrategiſche Bedeutung, jetzt dienen ſie als Staatsgefängniſſe. „Der arme Chriſtophorus!“ ſagte neben mir flüſternd einer der griechiſchen Paſſagiere. Dieſer Ausruf erinnerte an den bekannten Volksprediger Chriſtophorus Papulakis, der in einer dieſer Feſtungen

ſaß — in Erwartung des letzten Gerichts. Im vorigen Junius (1852) rief man ihn nach Athen vor das Geſchwornengericht, und als der Gerichtstag erſchien, ſtrömte das Volk ſo maſſenhaft zuſammen, daß die Regierung das Gericht verſchob und den Angeklagten wieder hieher ſchickte. Man beſchloß ihn in Patras zu richten, eine unglückliche Wahl, da die Bewohner von Patras ohne Vergleich mehr vom Geiſt der Nationalität und des wahren Glaubens belebt ſind, als die kosmopolitiſchen Athener, denn der größte Theil derſelben ſind Zuzügler aus den Sieben-inſeln, wo der reinſte und wärmſte griechiſche Geiſt weht, der durch den fremden Einfluß noch ſchwieriger niedergehalten wird, als im freien Griechenland.

Zum erſtenmal landete das Dampfboot in Naupaktos. Dieſe im Mittelalter berühmte Stadt trägt verſchiedene Namen: Epaktus, Lepanto und Levanto. Nach dem Fall von Korinth war ſie die erſte Handelsſtadt des Meerbuſens, und gab ihm ſeinen Namen. Gegenwärtig trägt ſie, wie viele andere Städte Griechenlands, die früher durch die türkiſche Bevölkerung belebt waren, den Stempel des Verfalls an ſich. Die halbgeſunkenen Minarets der halbzerſtörten Moſchee treten beim erſten Anblick von Naupaktos hervor. Ihre Lage am Abhang eines Berges unter dem Schutze einer einſt ſtarken Feſtung iſt ziemlich maleriſch. Nach der neuen politiſchen Eintheilung Griechenlands iſt Naupaktos eine Provinzialhauptſtadt und beginnt allmählich ſich zu erheben, wird aber wohl kaum mehr den erſten Rang in dem nach ihr benannten Meerbuſen einnehmen. Spon erinnert daran, daß einſt der Metropolit von Arta ſeinen Sitz in Lepanto hatte, nach der neuen kirchlichen Eintheilung Griechenlands iſt aber der ganze Nomos von Aetolien und Akarnanien in zwei Eparchien eingetheilt, die von Miſſolunghi und die von Naupaktos; die erſte iſt ein Erzbisthum, die zweite ein Bisthum.

Das Geräuſch der Räder des Dampfboots unterbrach meine beim Anblick von Naupaktos aufgeſtiegenen Gedanken. Wir fuhren indeß ſchnell weiter. Mit Hülfe der Fernröhre ſuchte ich, ob ſich nicht in der Stadt alte Kirchen fänden, Gedenkzeichen ihrer früheren Größe, was ich aber ſah ſchien nicht der byzantiniſchen Epoche anzugehören. Ueber eine Stunde blieben wir am rechten Ufer vor Voſtitza, dem alten Aigion. Vom Meere aus ſchien die Stadt ziemlich hübſch; von bemerkenswerthen heidniſchen oder chriſtlichen Alterthümern hört man daſelbſt nichts; der homeriſche Ruhm Aigions iſt längſt aus dem Gedächtniß der Menſchen entſchwunden. Das mittelalterliche Voſtitza war ohne Zweifel viel größer und bedeutender als das jetzige, dennoch iſt es die beſte Stadt in der Provinz Kalavryta, und wird mit der Zeit die erſte im ganzen Meerbuſen ſeyn, der Niederlagsort des Handels mit Korinthen, von dem der Meerbuſen faſt ausſchließlich lebt und belebt wird. Nach zwei Stunden fuhr das Dampfboot in den Meerbuſen von Galaxidi ein, welche Stadt kaum bedeutender als die andern am Meerbuſen iſt, deſſen Bewohner aber mehr als 400 Schiffe beſitzen, und hielten vor der Skala (di Salona). Dieß iſt ihre dritte und letzte Umgeſtaltung. Salona iſt der Name, den in der venezianiſchen Zeit die nahe liegende Stadt Amphiſſa erhielt. Dieſe Skala beſteht aus zwei oder drei ärmlichen, unreinlichen, für die Unterkunft höchſt unbequemen Häuschen. Hier kann man auch nicht im mindeſten auf Unterkunft rechnen. An Tagen, wo das Dampfboot ankommt, ſtrömt hier, wie an der korinthiſchen Landenge, ziemlich viel Volk aus der Umgegend zuſammen. Eſel, Maulthiere und Pferde ſtehen gewöhnlich zum Dienſt der Reiſenden bereit; der Weg von der Skala ſpaltet ſich in zwei Richtungen, links nach — Amphiſſa, rechts nach — Delphi. Wir wählten den letztern und erreichten nach zwei Stunden das Dorf Chryſa. Eine verödete kleine Kirche in byzantiniſchem Styl nicht weit von dem Dorfe zog vor allem unſere Aufmerkſamkeit auf ſich. Nachdem wir durch das Dorf gegangen, beſichtigten wir die Trümmer einer andern Kirche, der Kathedrale, wie man ſie nennt. Ihr Bau muß ſehr alt ſeyn, ſie iſt aus großen behauenen Steinen aufgeführt, den Ueberreſten irgend eines alten Heidentempels. Im Innern ſtehen noch zwei oder drei Marmorſäulen, und an den Wänden ſieht man hie und da Reſte von Fresken. Die kleinen, engen Verhältniſſe ſtimmen indeß nicht zu dem pomphaften Namen. Inzwiſchen gibt ihr Name doch zu erkennen, daß das Dorf Chryſa einſt ein Biſchofsſitz war und Kriſa hieß, wodurch wir in Gedanken in die älteſten Zeiten Griechenlands verſetzt werden, wo die Kriſäer eine ſehr bedeutende Rolle in der damaligen Politik ſpielten und durch ihren ſtarken Einfluß auf das benachbarte Orakel oft mehr Gewicht ausübten, als ſie verdienten. Wir gingen weiter und ſtiegen immer mehr am Bergabhang hinauf. Rechts unter unſern Füßen wand ſich eine enge mit Oelbäumen beſetzte und von einem oben herab faſt unſichtbaren Bach bewäſſerte Schlucht. Dieß war der heilige Wald Apollo's. Der Bach, der ihn beſpülte, war der Pleiſtos, der Berg der Parnaß. Dieſe uns von der Kindheit an bekannten Namen weckten in uns die hellſten, reinſten und reizendſten Erinnerungen. Hier concentrirte ſich das religiöſe Leben des alten Griechenlands, hier verſammelte es ſich, um den Willen der Götter zu befragen. Könnte der Pfad reden, auf dem wir hinaufſtiegen, die gelehrte Welt würde vielleicht ſtaunen, wenn ſie das ihr ſo wohl bekannte Griechenland in einer ganz unbekannten Geſtalt erblickte. Der einfache, warme, lebendige hiſtoriſche Glaube der alten Griechen würde das ideologiſche, willkürlich erſonnene Syſtem des Heidenthums, das man für den alten Glauben der Griechen ausgab, der Lüge überführen und beweiſen, daß es mit dem alten Leben der Menſchheit gar nicht zuſammenſtimmte. Der Liebling der griechiſchen Phantaſie, der böotiſche Hirte, der Dichterheld, der unter andern Thaten auch die Tödtung des Python am Parnaß vollbrachte, prägte ins Gedächtniß der Griechen dieſe reine nationale Großthat mit Zügen tiefer, heiliger Dankbarkeit ein. Nach dem Syſtem der Menſchenverehrung, das in jener Zeit über die Gemüther der Menſchen herrſchte, ward Apollo nach ſeinem Tode zum Gott, erſt zum Localgott, dann zum allgemeinen Griechenlands. Hiſtoriſch ohne Zweifel, nicht in idealem Sinne, geſchah dann der Uebergang von Python zur Pythia. Apollo, der ſich im Leben begeiſtert gezeigt, ward nach dem Tode zum Gott der Begeiſterung. Für die Griechen eröffnete ſich ein ſichtbarer, und, was wichtiger iſt, ganz nationaler, heimathlicher Weg zur Unterredung mit dem Himmel. Iſt es zu verwundern, daß ganz Griechenland heranzog, um unter dem Schatten der heiligen Berge Apollo's, des Parnaß, des Helikon, des Cithäron anzubeten, ſich zu reinigen und zu ſterben. Hier lebte, ſpielte und ſang das geliebte Vorbild Griechenlands. Hier lebte und ſprach er auch nach dem Tode noch fort in ſüßer, begeiſterter Rede. Weder der kretiſche Zeus, noch die atheniſche Athene, noch die ägyptiſche Ceres, noch der indiſche Dionys wurzelten ſo feſt in dem religiöſen Boden Grie-

chenlands als der heimiſche Apollo. Man muß bedenken, daß Delphi der Ort ſeines Todes und Begräbniſſes war, und daß einſt aus ganz Griechenland die Frommen herbeiſtrömten, um hier die letzte irdiſche Ruhe zu finden. Je mehr wir uns dem alten Heiligthum näherten, deſto zahlreicher wurden die in den Felſen ausgehauenen Grabhöhlen. Es war ſchon dunkel, als der Halbkreis von Delphi mit den zwei pyramidalen Felſen und der Schlucht dazwiſchen ſich vor uns aufthat. Eine wunderbare Landſchaft! wie mußte ſie die alten Griechen entzücken! Dieſe zwei Felſen bilden eine der Stufen des Parnaſſes. Ueber ihnen erhebt ſich ein zweites rieſenhaftes Stockwerk von Felſen mit gezahntem Rande, die Petritis, und über demſelben ſteigen die nackten Gipfel — Liakura, vom alten λευκὰ ὄρη, — zum Himmel. Von Delphi aus ſieht man weder die zweite, noch die dritte Höhe. Die Felſen haben eine völlig graue Farbe und ſcheinen von der Ferne drohend über dem Dorf zu hängen. Von Delphi aus kann man nicht ſehen, wie weit die Schlucht in den Berg hineingeht. Halbausgetretene Stufen an den Felſen, die am Eingang aufgethürmt ſind, zeigen daß man im Alterthum viel weiter hineinging, wie jetzt. Unter dem Felſen heraus fließt ein ſchönes Waſſer, das ſchon in der Schlucht ſich in zwei Bäche theilt, von denen der linke ſich in einem viereckigen länglichen Baſſin ſammelt, das einſt als Bad der Pythia diente, der rechte zu einem wahrſcheinlich erſt in ſpäterer Zeit erbauten Brunnen führt. Dieſer Bach iſt die berühmte caſtaliſche Quelle. Das Baſſin iſt im Felſen angebracht, der hier mauerartig flach gehauen iſt. Drei Niſchen in dieſer Mauer bezeichnen den Ort des alten Heiligthums. Der breiteſte und tiefſte iſt jetzt in eine kleine Kirche oder vielmehr in einen Altar zum h. Johannes umgewandelt. Hier ſtand, wie man glaubt, der berühmte Dreifuß, von dem der Wille der Götter den Völkern und Reichen verkündet wurde. An der caſtaliſchen Quelle, einige Duzend Schritte weiter hin, vermuthet man die Stelle des berühmten Apollotempels. Jetzt ſteht auf dieſem Fleck oder in deſſen Nähe ein kleines Kloſter, das zu dem Bergkloſter des Parnaſſes, Jeruſalem genannt, gehört. Die Kirche des Kloſters iſt aus der byzantiniſchen Epoche mit einer von vier Marmorſäulen getragenen Kuppel; die Malerei iſt indeß ganz aus dem vorigen Jahrhundert. Im Kloſterraum hat man eine bedeutende Menge Bruchſtücke alter Marmorverzierungen geſammelt; nicht eins darunter fanden wir mit den Kennzeichen der chriſtlichen Zeit. Auch in dem jetzt Kaſtri genannten Dorfe fanden wir nichts Bemerkenswerthes dieſer Art. Nach einer ſchlafloſen Nacht verließen wir am andern Morgen die Stelle, und ſtiegen wieder bergan, auf welchem Wege uns abermals geraume Zeit die Grabhöhlen im Felſen begleiteten. Eine derſelben hat die ſeltſame Form einer geſchloſſenen Doppelthüre, welche in der Mitte auf ihrer ganzen Länge ein Kreuz bildet. Dieſe breite Spalten an derſelben, von denen man nicht weiß wie und wann ſie ſich bildeten, erweckten bei den eingebornen delphiſchen Archäologen die Vermuthung, daß hier einſt ein Eingang in eine Höhle war, welche die Beſtimmung hatte, dem prophetiſchen Geiſt der Pythia zu Hülfe zu kommen. Wir waren endlich ſo hoch geſtiegen, daß der den ſüdlichen Horizont verdeckende nahe Berg Kirphis mit uns gleich ſtand, und vor uns das prächtige Panorama der achäiſchen Gebirge in ſeiner ganzen Erſtreckung von der korinthiſchen Landenge bis zu dem Golf von Lepanto mit ſeinen drei Hauptkuppen, dem Siria, Chelmos und Woidia über das allgemeine Niveau aufragend ſich ausbreitete. Zwiſchen den beiden letzten ſtiegen in die ferne Bläue des Himmels die Zacken des Olenos hervor. Es iſt kein Zweifel, daß man vom Gipfel des Parnaß (7570′) auch ſeinen Nebenbuhler, den peloponneſiſchen Taygetus (7415′) ſehen könnte. Man kann ſich nicht wundern, daß auf dem Parnaß einſt der Gott der Begeiſterung hauſte. Man darf nur dieß unbeſchreiblich erhabene und wunderbare Bild betrachten, um ſich im Geiſte erhoben zu fühlen. Nach zwei Stunden Wegs kamen wir durch Arachova, wohl die höchſte Stadt Griechenlands, und ſtiegen dann ins Thal des Pleiſtos hinab. Anderthalb Stunden lang zogen wir in demſelben zwiſchen dem Parnaß und Kirphis fort. Der erſtere ſtand da mit kahlem Haupte, der letztere bis auf den Gipfel mit Wald bedeckt. Nachdem wir das Thal durchzogen, wendeten wir uns rechts gegen den Helikon und durch freundliche Ebenen nach dem Dorfe Stiri, das jetzt wegen ſeines räuberiſchen Geiſtes keinen ſonderlich guten Ruf genießt, aber den Ruhm hatte, einem in der ganzen Kirche durch ſeine Tugend und ſeine Wunder erlauchten Heiligen ſeinen Namen zu geben. Eine Stunde Zeit verwandten wir darauf, ſeine ſtille Behauſung aufzuſuchen. Mit jeder Minute wuchs meine Ungeduld nach dieſem archäologiſchen Ort. Wir ſollten das Größte ſehen, was Griechenland von chriſtlichen Alterthümern aufzuweiſen hat und vielleicht den nächſten Platz nach der Sophienkirche einnimmt, die Kirche des heiligen Lukas von Stiri.

Wer wiſſen will was der h. Lukas war, wann er lebte, u. ſ. w. findet ziemlich genaue Nachweiſungen in ſeiner aus dem Griechiſchen überſetzten umſtändlichen Lebensbeſchreibung. Hier iſt geſagt, daß er ſeit ſieben Jahren vor ſeinem ſeligen Ende ſich an einem „ſchönen Sotirie (Stiri) genannten Orte", niederließ und ein Kloſter gründete. Der Befehlshaber von Attika, der ihn liebte, erbaute ihm auch eine Kirche zur Großmärtyrerin Barbara. Als ſein Ende nahte, ſagte der Heilige voraus, Gott werde ſeine Wohnſtätte zur Ehre ſeines heiligen Namens berühmt machen, und befahl ihn in der Celle zu begraben, in welcher er gelebt hatte. Einige Monate nach ſeinem Tode kam ins Kloſter ein Mönch, Namens Kosma, nahm den unverweſten, wunderthätigen Leichnam des Heiligen aus der Erde, und verwandelte ſeine Celle in eine Kirche. Jetzt kann man nicht mehr wohl wiſſen, wo dieſe älteſte Kirche der h. Barbara ſtand. Man nennt jetzt ſo das niedrige, unterirdiſche Stockwerk der Kirche des h. Lukas, wo auch das Grab des Heiligen gezeigt wird. Wahrſcheinlich wurde nach dem Ausbau der letztern Kirche die der h. Barbara beſeitigt, und ihr Name der in der Celle des Heiligen von dem Mönch Kosma erbauten Kirche beigelegt. Im Kloſter ſind zwei ſchöne Kirchen neben einander gebaut; die erſte und größere iſt dem h. Lukas, die kleinere der Mutter Gottes geweiht. Auf den erſten Blick ſieht man, daß die größere die ältere iſt. Sie wurde aus den Ueberreſten eines alten Gebäudes, wie einige glauben eines Dianentempels, aufgebaut, nach demſelben Plan wie die Kylodemus- und Daphni-Kirche in Athen, mit geringen Abweichungen und nur in bedeutend größerem Maaßſtabe. Wie bei der Kylodemos-Kirche ſind im Innern im Kreis umher Chöre, und wie bei der Daphni in der untern Galerie, in den Ecken des Centralvierecks, vier verſchloſſene Kammern. Prachtvoll erhebt ſich die auf 12 Säulen geſtützte halbkugelförmige Kuppel von höchſtens 4 Klaftern Breite, und ſie macht, wie wir früher ſchon zu bemerken

Gelegenheit hatten, den Eindruck als ſey ſie viel größer. Die 16 Fenſter würden wahrſcheinlich einen wunderbaren Effect machen, hätte man nicht mehr als die Hälfte derſelben in eitler Furcht vor den Nordoſtwinden geſchloſſen. Das ganze Parallelogramm der Kirche von der Vorhalle bis zum Altar iſt mit der Pracht der Sophien- und der St. Markuskirche geſchmückt, d. h. vom Boden bis zum Karnieß unter der Wölbung an den Säulen mit vielfarbigem Marmor bekleidet. Vom Karnieß an und höher am Gewölbe, den Bogen, den Eckvertiefungen und an der ganzen Kuppel war ſie mit Goldmoſaik und einer Menge Moſaikbildern von ſehr künſtlicher Arbeit bekleidet. Durch Wind und Regen und wahrſcheinlicher noch durch vernachläſſigte Ausbeſſerung des Daches iſt leider die ganze Moſaik der Kuppel längſt abgefallen. Sie wurde erſetzt durch Vergoldung und nicht ſchlechte Bilder zwiſchen den Fenſtern, aber aus denſelben Urſachen ſind auch dieſe jetzt ſehr beſchädigt. Während unſers Aufenthalts im Kloſter ließ der ſorgſame Igumen die Kuppel mit Blei decken, und ſchützte dadurch die Kirche vor weiterer unvermeidlicher Zerſtörung. Trotz all unſerer dringenden Bitten wollte der Mönch die Fenſter in der Kuppel und auf den Galerien nicht öffnen, dadurch wird die dem eigentlichen Plan nach helle Kirche ſtets dunkel ſcheinen, der ſtaunenswerthe Reichthum an Marmor und Moſaikverzierungen wird im Schatten ſich bergen und man wird der Kerzen bedürfen, um ihn nur zu ſehen. Nach altem Herkommen iſt in der Kirche nur Ein Tiſch, die in ſpäterer Zeit angebrachten drei kleinen Tiſche in den Chören erwarten die künſtleriſche Hand, um nicht den urſprünglichen Plan der Kirche noch mehr zu verunſtalten. Auch der Altar ſteht nach alter Sitte auf Einer Höhe mit der Kirche, nur der Hochſitz[1] hat einen halbrunden Platz, zu dem drei Stufen hinaufführen. Auch die Vorhalle iſt prächtig mit Marmor und Moſaik verziert; vor dieſer Vorhalle in ihrer ganzen Länge und halb ſo hoch als die Kirche iſt eine zweite, wie es ſcheint ſpäter erbaute Vorhalle, die durch drei Thüren mit der Kirche in Verbindung ſteht und durch drei andere in den Kloſterhof führt. Dieſe letztere Vorhalle hat gar keine Verzierungen, weder Sculpturen noch Malereien. Die Ecktheile der untern Galerien haben weder Marmor- noch Moſaikverzierungen, ſondern ſind nur mit Malereien von meiſt ſehr mittelmäßigem Werthe auf Stuccatur bedeckt, der obere Theil der Galerie (die Chöre) haben auch dieſe Verzierung nicht, oder vielleicht hatten ſie ſolche einſt, aber die Hand der Barbarei und die Zeit haben ſie ausgelöſcht. Stellenweiſe ſehen unter der groben Stuccatur noch Farben heraus, was letztere Vermuthung beſtätigen mag. Die Fenſter in der Kirche ſind faſt allenthalben doppelt, in der Mitte durch eine Marmorſäule getheilt, mit Ausnahme von fünf Fenſtern in den Chören, welche dreifach ſind. Sie ſind alle ſehr groß, und fangen in den Chören ſchon am Boden an. Man bemerkt, daß an allen einſt marmorne Fenſterrahmen waren, und in den untern Theilen ſtatt der Gläſer dünne Marmorplatten, welche beim Sonnenlicht durchſichtig wurden. Dieſe Platten waren auswärts mit häufig ſehr kunſtreicher Sculptur verziert. Im allgemeinen kann man ſagen, daß ſich die Kirche im Innern durch den Reichthum der Materialien auszeichnet, äußerlich iſt ſie großartig, aber weiter nichts. Etwas ganz anderes iſt von der Kirche der Mutter Gottes zu ſagen: hier iſt das Aeußere außerordentlich verziert, das Innere iſt vollſtändig ärmlich, wenigſtens erſcheint es jetzt ſo. Die Kirche ſteht ſeit langer Zeit verödet. Nur in einem ganz kleinen Theile iſt noch ein Reſt von auffallend friſcher Frescomalerei erhalten; alles übrige iſt mit ganz weißer Stuccatur überzogen. Aus den Reſten des marmornen Bilderſchreins kann man ſchließen, daß das Ganze ein Muſter von byzantiniſcher Sculptur war. Der Boden war mit reicher Marmormoſaik verziert. Der Plan der Kirche iſt der allen kleinen Kirchen Griechenlands gemeinſame: vier Marmorſäulen ſtützen eine ſtehende Kuppel, die übrigen Theile verſtehen ſich nachher von ſelbſt. Auch die Vorhalle hat zwei Säulen in der Mitte, welche oben 7 Bogen und 6 Gewölbe bilden. Die Säulen ſind wie in der Kirche, ſo auch in der Vorhalle, ganz erhalten und von ſehr mäßiger Höhe; die Capitäle ſind mit feiner Sculptur, Farben und Vergeldung geziert. Uebrigens bemerkt man im Bau und in den Verzierungen dieſer ſehr merkwürdigen Kirche eine gewiſſe ſeltſame Unregelmäßigkeit. Eine der Säulen unter der Kuppel tritt aus dem mit den drei andern gebildeten Quadrat heraus, die Linien der Fußbodenverzierungen laufen nicht mit den Linien der Wände parallel, und der Boden hat ſich an verſchiedenen Stellen ſo geworfen, daß man eine ganz beſondere Veranlaſſung annehmen muß. Vielleicht hat die Nachbarſchaft einer aus dem Boden ſchlagenden Quelle, wegen welcher überhaupt die Kirche gebaut worden zu ſeyn ſcheint, dazu beigetragen. Man kann die beiden Kirchen als die Vorbilder und das Kloſter als die Unterrichtsanſtalt zweier Style kirchlicher Architektur von Griechenland betrachten. Die eine wie die andere, jede in ihrem Styl, iſt die größte dem Maaß und die ſchönſte den Verzierungen nach.

Wer waren die Erbauer dieſer ſchönen Denkmäler byzantiniſcher Baukunſt? Im Kloſter antwortet man darauf ohne weiteres, die große Kirche habe Kaiſer Romanus, die kleine die Kaiſerin Theophano gebaut. Spon ſpricht von einer alten „Pancarte“, die er im Kloſter geſehen und welche von der Gründung des Kloſters ſpreche; jetzt findet ſich nichts derartiges mehr daſelbſt. Einer der Mönche gab uns einen Auszug aus einem alten Manuſcript hiſtoriſchen Inhalts aus dem iberiſchen Kloſter des Athosberges, worin es über das Kloſter St. Lucas heißt: Kaiſer Romanus der ältere ſammelte ein Heer in Griechenland, um das von den Türken beſetzte Kreta mit Krieg zu überziehen, und kam zur Stadt Livadia. Hier hörte er von dem h. Lucas und beſchloß ihn unter der Verhüllung eines Jägers zu beſuchen; der Heilige erkannte ihn und nahm ihn als Kaiſer auf. Hievon betroffen bat ihn Romanus Gott um Hülfe gegen die Türken anzurufen, aber der Heilige ſagte ihm, daß er ſich nicht vergebens bemühen ſolle, er werde Kreta nicht nehmen, ſondern erſt ſein Enkel Romanus. Der Kaiſer gehorchte, gab ſeinen Entſchluß auf und ſtellte ihm frei ihn um alles zu bitten was er wolle. Der Heilige bat ihn, in ſeiner Klauſe eine kleine Kirche zu bauen. Der Kaiſer ließ ſogleich Material herbeiſchaffen und ſchickte von Konſtantinopel aus weiteres Material und Baumeiſter. nter den mitgeſchickten Dingen befanden ſich auch neun koſtbare Steine, welche von den Baumeiſtern mit großer Kunſt theils in die Säulen der Heiligenbilder, theils in die großen Marmorſitze (*synaklia*) gelegt wurden. „Und ſolchergeſtalt, heißt es in der Handſchrift weiter, wurde dieſe berühmte, wunderbare und wahrhaft kaiſerliche Kirche vollendet, deren Gleichen, wir ſagen es

[1] Wo der Biſchof während einer gewiſſen Zeit des Gottesdienſtes ſitzt.

ohne alle Uebertreibung, ſich nicht mehr auf dem heiligen Berge noch an einem andern Orte Griechenlands findet. Man muß nun auch noch wiſſen, daß in ſpätern Zeiten der Papſt aus Rom herſandte und beſagte Kirche berauben ließ, indem er nicht nur die ganz erhaltenen Gebeine des h. Lucas, aus denen fortwährend ein heiliges Oel ausfloß, ſondern auch die oben erwähnten koſtbaren Steine und den wunderbaren Sitz des Heiligen, und die großen ausgezeichnet ſchönen Thore der Kirche fortnahm und alles nach Rom bringen ließ, wie wir darüber eine alte Ueberlieferung haben."

Nach den Worten des Synaxariſten (Legendenſchreiber) vom h. Berge wurde der h. Lucas im J. 920 geboren, verließ im 17ten Jahre das älterliche Haus, lebte 7 Jahre auf dem Berg Joaniza, 10 Jahre in Patras, faſt eben ſo lange zum zweitenmal auf demſelben Berg, 3 Jahre auf der Inſel Ampila, und endlich 7 Jahre auf dem Berge Stiri, wo er ſtarb. Roman der Aeltere, Lakapin oder Lekapin genannt, trat die Regierung an im J. 924, wurde im J. 944 gezwungen Mönch zu werden, und ſtarb im J. 946, alſo zu einer Zeit, wo der h. Lucas erſt 25 Jahre alt war, und noch nicht auf dem Berg Stiri wohnte; die Geſchichte ſtimmt alſo ſchlecht zur Ueberlieferung. Selbſt die Ueberlieferung des Kloſters über den Stifter Romanus wurde nicht immer mit der gleichen Genauigkeit und Beſtimmtheit mitgetheilt. Als Spon vor beinahe 200 Jahren das Kloſter beſuchte, ſagte man ihm, der Erbauer der Kirche ſey Romanus, der Sohn Conſtantins VII und der Enkel Leos, alſo der jüngere Romanus († 963). Zudem führte der Igumen den Reiſenden in die untere Kirche und zeigte ihm zwei Gräber, welche er als die des Kaiſers und ſeiner Gemahlin bezeichnete. Eine ſo beſtimmte Nachricht ſollte für wahrſcheinlich gelten, aber faſt dieſelbe chronologiſche Schwierigkeit ergibt ſich auch bei dem jüngern, wie bei dem ältern Romanus, und zudem regierte der erſtere nur drei Jahre, war ſehr jung und führte ein Leben, daß er gar nicht an Erbauung von Klöſtern dachte. Indeß ſtimmt der Name ſeiner Gemahlin Theophano zu der Localſage, daß die kleinere Kirche von einer Kaiſerin dieſes Namens erbaut worden ſey. Ihr ſeltſames vielbewegtes Leben war am Ende Werken der Frömmigkeit gewidmet. Erfreulich wäre der Gedanke, daß eines der ſchönſten Denkmäler des erloſchenen Reichs von den Eltern der ruſſiſchen Großfürſtin Anna herrührte, welche den apoſtelgleichen Wladimir und mit ihm ganz Rußland zum heiligen Glauben bekehrte. Schade, daß die frommen und demüthigen Stifter kein äußeres Zeichen ihres Andenkens in den von ihnen erbauten Kirchen hinterließen. Wir ſuchten ein ſolches Zeichen zwiſchen den Bildern der großen Kirche und einigen Sculpturverzierungen auf dem Marmor oder den Moſaiken, fanden aber nicht Einen Heiligen mit dem Namen Romanus oder Theophano, und nirgends eine Inſchrift oder ein Monogramm. Nur in der Vorhalle ſcheint man wirklich auf einige Spuren zu ſtoßen. Die Decke iſt verziert mit den Bildern von Apoſteln und Wunderthätern. Unter den vier Bogen über der Thüre nach der Kirche hin und an den Seiten ſind vier Ereigniſſe aus dem Leben Jeſu Chriſti abgebildet. Unter dem mittlern Bogen der Eingangs- oder rothen Thüre iſt in koloſſalem Maaßſtab bis zum Gürtel der Erlöſer mit dem geöffneten Evangelium abgebildet. Andere Bogen ſind mit Heiligen und Märtyrern ausgefüllt, und nur Eine Darſtellung ſcheint eine beſondere Abſicht zu verrathen. Der h. Conſtantin und die h. Helene ſind die Schutzengel Conſtantin Porphyrogenetas und ſeiner Gemahlin Helene, der Tochter Romanus des ältern und Mutter des jüngern. Bekanntlich hatten ſie fünf Töchter, und dieß ſtimmt ganz gut mit der Abbildung von fünf Märtyrerinnen im untern Theile desſelben Bogengewölbes. Am eheſten könnte noch Kaiſer Conſtantin, ein ausgezeichneter Gelehrter und der beſte Künſtler ſeiner Zeit, der Erbauer der großen Kirche ſeyn. Die Lage der Dinge unter der 20jährigen Regierung ſeines Schwiegervaters war äußerſt ungünſtig in politiſcher und höchſt günſtig in künſtleriſcher Beziehung. Der Malerei war er leidenſchaftlich ergeben. Die ſchönen Moſaikbilder der Kirche des h. Lucas konnten von ſeiner eigenen Hand herrühren, oder wenigſtens nach ſeinen Zeichnungen entworfen ſeyn. Selbſt die eigenthümliche, prachtvolle und kunſtreiche Art von Kirchenarchitektur, deren älteſtes Denkmal, wenigſtens in Griechenland, die Kirche des h. Lucas iſt, könnte das Werk der ſchöpferiſchen Fähigkeit des Porphyrogeneten ſeyn. Der ältere Romanus mag den Grund gelegt, der langſam fortrückende Bau noch unter Romanus dem jüngern fortgedauert haben, jedenfalls mußte derſelbe einen Künſtler wie Conſtantin intereſſiren. Die Sage, daß der ältere oder der jüngere Romanus hier begraben liege, iſt wahrſcheinlich unrichtig. Indeß kann der Bau der großen Kirche jedenfalls nicht über die beiden Romanus hinausreichen. Betrachtet man die beiden Kirchen gemeinſamen Theile, ſo muß man ſchließen, daß wenn die größere Kirche auch früher als die kleinere gebaut wurde, doch der Plan zur letztern damals ſchon in Gedanken des Architekten lag. Er ſcheint die Abſicht gehabt zu haben, eine augenfällige Vergleichung beider Kirchenſtyle Griechenlands darzuſtellen, was ihm auch gelungen iſt.

Außer den beiden Kirchen im Kloſter findet ſich auch noch ein Vorſaal oder eine Vorkirche (trapeza) von gleichzeitigem Bau, aber er iſt von innen und außen dermaaßen verdorben, daß man unter den Um- und Anbauten kaum noch das alte Gebäude auffinden kann. Von außen erſcheint er als ein langer Saal mit einer Reihe großer doppelter Fenſter. Im Kloſter wohnen gegenwärtig mit den Knechten etwa 100 Menſchen. Der Igumen hat dieſelben Vorrechte, wie in Megaſpiläon, wird jährlich gewählt, und hat darum wenig Gewalt. Einrichtung, Ordnung und Gewohnheiten ſind dieſelben, wie in allen griechiſchen Klöſtern. Bibliothek gibt es keine. Die Brüder haben jeder ein kleines Stück Land mit einem Garten. Das Kloſter iſt reich an Ländereien, die aber größtentheils keine Einkünfte einbringen. Heerden von Ziegen, Schafen und Kühen ſind die Hauptquellen des Einkommens; gewöhnlich weiden ſie am Parnaß oder Helikon, wo das Kloſter Maiereien hat; auch beſitzt es Oel- und Weingärten. Man ſagt allgemein, daß bei beſſerer Verwaltung das Kloſter vortrefflich ausgebaut, und mit ſeinen koſtbaren Denkmälern des Alterthums und ſeiner ſchönen Lage mehr als alle andern Klöſter die Leute anziehen könnte. Man kann nicht umhin, ihm beſſere Tage zu wünſchen. Die von andern Arbeiten und Sorgen überladene Regierung kann dieſem Kloſter keine Aufmerkſamkeit widmen, und kaum möchte bald die Zeit kommen, wo Griechenland für die Epochen ſeiner verſchwundenen chriſtlichen Größe ein lebendiges Mitgefühl hegt. Dafür ſind Verhältniſſe nöthig, welche es mit Einemmal von dem mohammedaniſchen Einfluß, von den Erinnerungen des alten heidniſchen Lebens, von der Nachahmung weſteuropäiſcher Dinge und Ideen, ſowie von noch vielem andern

entfernen. Die Brüder des Kloſters kennen recht gut den Werth deſſen was ſie beſitzen, da ſie jährlich ſo viel Beſuche aus verſchiedenen Theilen der Welt bei ſich ſehen; ſie beklagen nur, daß ihre ruhmvollen Denkmäler des Alterthums nicht prächtig genug ſind, aber niemand will ſich mit der Unterhaltung und Reinigung befaſſen. Und das iſt vielleicht beſſer. Herſtellen das kaiſerliche Gebäude in ſeiner alten Pracht kann nur eine kaiſerliche Freigebigkeit; nach unſerm Anſchlag wären dazu 50,000 Drachmen erforderlich. Glücklich der, der eine ſolche Summe aufopfern kann: er wird die nach der Sophienkirche beſte und ſchönſte der rechtgläubigen chriſtlichen Welt wieder herſtellen. Während ich mich freute, daß der jetzige Igumen endlich die Kuppel und damit freilich auch die ganze Kirche vor der Zerſtörung zu retten ſich entſchloß und ſie mit Blei decken ließ, wünſchte ich doch zugleich innerlich, daß ſein Eifer ſich nicht weiter erſtrecken möge. So ſchöne und ſo koſtbare Erzeugniſſe der menſchlichen Kunſt ſollten von Leuten mit feinem architektoniſchem Sinn und völliger Kenntniß der Sache, die ſie anfaſſen, erneuert und ausgeſchmückt werden.

Das Kloſter iſt, wie ſchon bemerkt, auf den Trümmern irgend eines ältern Gebäudes aufgeführt; 20 bis 30 Schritte davon ſieht man die Reſte von Mauern aus bläulich grauem Stein. Ein Theil des Vorſaals iſt aus mächtigen Stücken weißen Marmors aufgeführt, und wahrſcheinlich ein noch unzerſtörter Reſt aus heidniſchen Zeiten. Unterhalb am Kloſterberge iſt auch jetzt noch die Stelle, wo im Alterthum der Tempel der Artemis ſtand, deutlich bezeichnet. Spon ſah in der Mauer der Kirche einen Stein mit einer Inſchrift aus heidniſcher Zeit, wir konnten ihn aber nicht finden, und laſen bloß eine irgendwo eingefügte Inſchrift, daß die Kirche des h. Lucas im J. 7130 (1622) am 15 Auguſt von den Mönchen Sophronius, Theoklyt, Mitrophan und Simeon erneuert worden ſey. Zu bedauern iſt, daß nach ſo mannichfachen Prüfungen und Nöthen, die das Kloſter erduldete, ſich darin weder mündliche noch ſchriftliche Ueberlieferungen von ſeiner Vergangenheit erhalten haben. Die vielfachen Heilungen, die an dem Grabe des Heiligen bewirkt wurden, machten das Kloſter in ganz Griechenland berühmt, das von den Gebeinen desſelben ausfließende Oel diente als gewöhnliches Mittel gegen alle Krankheiten. Auf dem Marmor einer dem Grabe benachbarten Säule fand man häufig eine hervortretende ölige Feuchtigkeit, die man mit Baumwolle abwiſchte und als Heilmittel gebrauchte. Obgleich man ſeit lange nicht mehr weiß, wann und wohin die Gebeine des Heiligen gebracht wurden [1], ſo iſt doch ſein Geiſt ſtets noch in ſeinem Kloſter gegenwärtig. Während des letzten Kriegs für die Unabhängigkeit Griechenlands flüchteten ſämmtliche Brüder aus dem Kloſter; ihre Stelle nahmen die Türken ein, und hauſten hier ein ganzes Jahr. Dennoch ſind die Kirchen zum Erſtaunen aller völlig erhalten und unangerührt geblieben. Daraus erklärt ſich der Glaube der Brüder, daß das Kloſter einen eigenen Schützer habe, der ſich auch ohne ſie um alles kümmere. Nach dem furchtbaren Erdbeben am 6 Auguſt, das uns hinter dem Vorſaal bei dem Igumen traf, wollten alle wiſſen, ob die Kirche keinen Schaden gelitten habe, der Igumen aber ſagte mit vollkommener Kaltblütigkeit: „fürchtet nichts, die Erde mag einſtürzen, die Kirche wird ſtehen bleiben. Der Vater hält ſie.“

Am 6 Auguſt hatten wir das Glück den Gottesdienſt in der großen Kirche vorzunehmen, und am folgenden Sonntag, den 9., verließen wir das gaſtfreundliche Kloſter. Sechs oder ſieben Stunden Bergweg legten wir, ohne es zu merken, zurück; das freudige Gefühl des erfüllten lange gehegten Wunſches, dieſe berühmte, merkwürdige Kirche zu ſehen, war in mir ſehr lebendig und ließ mich die glühende Sonnenhitze und den ermüdenden Bergritt vergeſſen. Wir umzogen den Berg Kureli (4037′), an deſſen Fuß Livadia ſteht. Gegen Abend erreichten wir die Stadt, welche wie Delphi unter überhängenden Felſen liegt. Noch einmal kehre ich zu der Anſicht zurück, daß die alte Religion der Griechen, wenn nicht ganz, doch größtentheils aus localen Urſachen und Verhältniſſen entſprang. Der Berggipfel, die Höhle, die Quelle, der Wald, alles was das noch friſche, der Natur getreue und fromme Gefühl anregte, lockten die religiöſen Ueberlieferungen an ſich, und einmal von ihnen belebt, gab es dann ſeinerſeits wieder Leben und Kraft. Namentlich gilt dieß von dem Quellwaſſer, das in einem heißen Klima und auf ſteinigem Boden ſo werthvoll und erwünſcht iſt. Faſt mit Zuverſicht kann man ſagen, daß zwei Drittheile der Quellen in Griechenland Reſte alter Gebäude neben ſich haben. Die Folge des einfachen Glaubens und der frommen Naturanſchauung in den urſprünglichen Zeiten erhielt die alte Sitte, Stellen die durch irgend etwas bemerkenswerth waren, zu ehren. Wenn auch nicht ganze Klöſter, ſo doch einzelne Kirchen und Capellen wurden allenthalben die Wächter der dem Volke ehrwürdigen oder lieben Orte von der Zeit an, wo die Götterbilder die Beſtimmung erhielten, die Wohnungen der Menſchen nicht mehr zu weihen, ſondern nur noch zu zieren, und da ſie nur von Menſchenhänden gemacht waren, ſo traten ſie den erſten Rang dem Werke Gottes, der Natur, ab, und dieſe erſchien unter dem chriſtlichen Geſichtspunkte als die Dienerin und Auslegerin des göttlichen Willens. Alles das drängte ſich mir unwillkürlich in den Kopf bei dem Anblick der einſt ſo berühmten Orte. Vor mir war die berühmte Höhle des Trophonius. Ich wollte das, was davon erzählt wird, wenigſtens durch irgend eine lebende Spur beſtätigen, konnte aber nichts ſehen als einige in den Felſen gehauene Niſchen und darunter eine aus vielen Oeffnungen herausſchlagende Quelle reinen Waſſers, das im Alterthum zwei wunderbare Eigenſchaften gehabt haben ſoll, in denen, die es tranken, entweder Vergeſſenheit oder Erinnerung des Vergangenen hervorzurufen. Der Ort der Höhle ſelbſt unterliegt noch archäologiſchen Forſchungen. — Die Stadt Livadia, die auf vielen Karten Griechenlands mit großen Buchſtaben gedruckt wird, iſt ein ſehr kleiner, elender Ort, den man nur in Griechenland mit dem Namen einer Stadt belegen kann. Er hat vier ärmliche Kirchen, von denen eine früher eine Moſchee war. Der Stempel der türkiſchen Zeit haftet noch auf dem größten Theil der Stadt. Die darüber liegende Veſte vollendet das ſich allenthalben darbietende Bild der Zerſtörung. Inzwiſchen verſichern alle einſtimmig, daß

[1] Nach dem oben erwähnten Zeugniß der Handſchrift des iweriſchen Kloſters wurden die Gebeine des h. Lucas von dem Papſt fortgenommen. Der Verfaſſer der Schrift über das Kloſter Megaſpiläon ſagt, dieß ſey Papſt Nikolaus, der Nachfolger Eugenius IV geweſen, welcher auf dem h. Berge ſo viel Böſes verrichtete. Die Mönche erzählten Spon, die Gothen hätten auf einem ihrer Züge nach Griechenland die Gebeine des Heiligen geraubt. Das erſtere iſt wahrſcheinlicher. Mit dem Namen eines Papſtes will der h. Berg wohl die Kreuzfahrer überhaupt bezeichnen, und der Raub der Gebeine des h. Lucas iſt ohne Zweifel einem dieſer kirchenräuberiſchen Züge zuzuſchreiben.

dieß wegen der glücklichen Lage und den reichen Mitteln eine der reichſten und blühendſten Städte ſeyn könnte. Der kirchlichen Eintheilung nach gehört Livadia zu der Eparchie Theben und iſt die zweite, den Einkünften nach die erſte Stadt derſelben.

Von Livadia an breitet ſich die berühmte böotiſche Ebene aus, welche einen ſo ſcharfen Gegenſatz zu dem allgemeinen Charakter Griechenlands bildet. Zur Winterszeit kann man ſich hier an einem Bild, wie es unſere ſchönen Wieſen bieten, erfreuen, im Sommer ſieht man ſtatt der Wieſen nur kahle Steppen. Jedenfalls hat man hier das ſeltene Vergnügen, das zu ſehen, was von Jugend auf den Eindruck naher Verwandtſchaft in die Seele gelegt hat, und was man in dem mit Bergen überſäeten Griechenland nur mit Mühe findet. Auch ſtößt man hier auf eine wohlbekannte Vegetation. Statt Oel- und Lorbeerbäumen ſieht man kleine ruſſiſche Pappeln, Binſen verbrämen den Weg, und unter den Füßen breitet ſich die Cichorie aus. Wie zur Erhöhung unſerer Freude flog gerade vor uns eine Elſter auf. Und wie heißt dieſer See? fragten wir den Führer. — Topolia. — Und dieß Dorf rechts unter dem Berge? Skripu. — Und dieß links? — Graniza. — Und dort die kahle Kette, die hinter den Bergen hervorſchaut? — Zagora. — Kureli, Livadia, Zagora, zwei Graniza, zwei Topolia, drei Graniza, Radi, Kuſki, Bratzi, Jampol, Dobrela, Wjeterniza, wo ſind wir? Hat uns eine unſichtbare Macht plötzlich nach Rußland verſetzt? Eine ſolche Menge dem Ohr vertrauter Klänge mitten in Griechenland, zwiſchen Parnaß und Helikon? der Helikon ſelbſt, bei deſſen Namen das reinſte, älteſte und unvermiſchteſte Griechenland auferſteht, heißt jetzt Zagora!

Vom Morgen bis zum Mittag des 10 Auguſt hatten wir uns keines ebenen, flachen Wegs zu erfreuen, von Mittag an unter den ſengenden Strahlen der Sonne ſehnten wir uns in die Berge zurück. In der Ferne zeigte man uns auf einem Hügel etliche weißliche Punkte, und nannte ſie Theba, wie denn das Volk auch nicht Athenä, ſondern Athina, nicht Paträ, ſondern Patra ſagt. Mit Ungeduld wünſchten wir die unglückliche Stadt zu ſehen. Schon im Kloſter des h. Lucas hörten wir, daß das Erdbeben vom 6ten ſie ganz zerſtört habe, ſo daß nicht Ein bewohnbares Haus ſtehen geblieben ſey. Natürlich hielten wir dieß für eine Uebertreibung, aber in Livadia wiederholte man uns daſſelbe, und wir antworteten abermals mit Zweifeln. Selbſt auf dem Wege nach der Stadt und als wir ſie ſchon ganz vor Augen hatten, erlaubten wir uns zu ſcherzen über das leichtgläubige Gerücht, als wir aber die Hauptſtraße betraten, erſchracken wir über das unerwartete Schauſpiel allgemeiner Zerſtörung. Es iſt wahr, daß nicht ein einziges Haus bewohnt blieb, da die Einwohner ſämmtlich um die Häuſer her bivouakirten, aus Furcht ſie möchten durch die fortdauernden Stöße unter den Trümmern begraben werden. Wahr iſt auch, daß kein Haus unbeſchädigt blieb, aber ganz zerſtört waren nicht mehr als zehn; die Zahl derer, denen die Seitenwände weggeriſſen wurden, war bedeutend, und ſolcher die ſchief geworden und zerborſten waren, eine Menge. Bei aufmerkſamer Betrachtung der Stadt ſchien uns eine ſolche Zerſtörung allerdings nicht ſehr zu verwundern, denn die Bauart iſt allenthalben ſehr ſchlecht. Die Mauern ſind aus Kieſeln aufgeführt, die noch dazu meiſt klein ſind, und nicht nur ohne Kalk, ſondern ſelbſt ohne Thon, nur mit einer Auflöſung von Erde in Waſſer. An ein Fundament, an genaue Verbindung, an lothrechte Linien denkt man nicht. Deßhalb bedarf es oft nur eines ſtarken Windes, daß die Mauern ſich ſenken oder berſten. In der ſchrecklichen Minute der Erſchütterung war die Stadt ganz in Dunkelheit vom Staub, der aus den Mauern umherflog. Von fünf Kirchen theilten drei das Schickſal mit den Häuſern. Wir waren alſo zu einer für archäologiſche Forſchungen höchſt ungünſtigen Zeit nach Theben gekommen. Buchon hatte uns in ſeinem Werk eine reiche Ernte verſprochen, und zehn alte Kirchen, ſelbſt eine von einem römiſch-katholiſchen Heiligen aufgezählt; wir ſahen aber nur zwei alte kleine Kirchen, die zum Theil aus Trümmern heidniſcher Tempel aufgeführt ſind, beide außerhalb der Stadt. Eine derſelben trägt den Namen des Evangeliſten Lucas. Im Laufe eines Monats hatten wir alſo das Vergnügen, die dritte apoſtoliſche Stadt zu ſehen, denn nach den kirchlichen Ueberlieferungen predigte und ſtarb hier der Evangeliſt Lucas. Hier ruhte ſein unverweſter Körper bis auf Kaiſer Conſtantin, auf deſſen Befehl er von dem Krieger und ſpätern Märtyrer Artemius nebſt den Körpern der Apoſtel Andreas und Timotheus ausgegraben und nach Konſtantinopel gebracht wurde. Es iſt der allgemeine, von alter Zeit überlieferte Glaube der Thebaner, daß die Gebeine des Heiligen in der oben erwähnten Kirche ruhten, welche eine halbe Werſte von der jetzigen Stadt entfernt auf einer kleinen Anhöhe liegt. Die vier Mauern und der Altar, ſo wie der größte Theil des marmornen Bodens ſind erhalten; an der Stelle des Ikonoſtaß auf der rechten Seite ſteht in der Länge der Kirche ein großes Grabmal von weißem Marmor, ähnlich den alten griechiſchen Grabmälern aus der römiſchen Epoche.[1] Die Vorderſeite hat eine viereckige, jetzt mit Leinwand verhängte Oeffnung, und innen brennt fortwährend eine Lampe, die von Frommen unterhalten wird. Hier lag die Leiche des Apoſtels; ſo glaubt wenigſtens alles in Theben. Wäre das Grab in Rußland, man würde es mit Gold belegen; hier hat es gar keine Decke, als das Himmelsgewölbe. Als in letzter Zeit eine beſondere thebaniſche Eparchie errichtet, und einer der ehrwürdigſten Hierarchen Griechenlands an ihre Spitze geſtellt wurde, war Hoffnung vorhanden, daß der heilige Ort nicht lange mehr vernachläſſigt bleiben würde, aber durch das letzte Unglück wird die Kirche und das Grab des Evangeliſten wohl noch geraume Zeit in derſelben beklagenswerthen Lage bleiben trotz alles frommen Eifers des thebaniſchen Kirchenvorſtandes. Wir trafen letztern, von dem man geſagt hatte, er würde unter den jetzigen Umſtänden nach Livadia gehen, er blieb aber, um den Unglücklichen ſo viel Troſt wie möglich zu ſpenden. „Am letzten Sonntag", ſagte er, „habe ich für ſie die Meſſe geleſen, auf eigene Rechnung, und ſagte ihnen, Gott ſende ihnen Troſt und Erbauung. Das gute Volk; alle weinten, ſelbſt die Kinder; jetzt faſten alle. An Mariä Himmelfahrt werde ich wieder die Meſſe leſen und ihnen das Abendmahl reichen." Der Ausdruck „auf eigene Rechnung" kann einen Begriff von der Lage der Kirche in Griechenland geben. Er bedeutet, daß der Biſchof von niemand für ſeine Mühe bezahlt

[1] Auf der rechten längern Seite iſt eine zehn Zeilen lange griechiſche Grabinſchrift ausgehauen, welche beſagt, daß ein gewiſſer, in der Jugend verſtorbener Nedymos hier begraben liege. In Folge deſſen ſpricht Spon ſehr zweifelhaft von dieſem Grab des Evangeliſten Lucas, auch hat das Grabmal durchaus keine chriſtlichen Verzierungen; auffallend iſt indeß doch, daß das Grab ſich in einer unzweifelhaften chriſtlichen Kirche befindet.

wurde, und daß er ſelbſt die Lichter, Weihrauch, Wein, Oblaten und aller Wahrſcheinlichkeit nach auch den Diakonus und Pſalmſänger für den Dienſt zahlte. Von der Erneuerung der Kirche des Evangeliſten ſprach er wie von einem ihm lieben Traum. Durch Unterſchriften und verſchiedene andere Mittel hatte er bereits etwa 2000 Drachmen geſammelt, und meint mit dieſer Summe ſie herſtellen zu können; er braucht aber mindeſtens das Dreifache. Uebrigens ſcheint dieſe Summe jetzt bei der Menge anderer Bedürfniſſe der Stadt und des Biſchofsſitzes eine andere Beſtimmung zu erhalten.

Während unſeres ganzen Aufenthalts in Theben vernahmen wir von Zeit zu Zeit unterirdiſche Schläge, von denen drei oder vier ziemlich bedeutend waren. Die Einwohner aber kamen trotz ihrer ſchlimmen Lage, ſobald ſie nur von der Ankunft von Ruſſen hörten, in Bewegung und zogen zwiſchen den Trümmern ihrer Häuſer in Schaaren uns nach.

Auf zwei Stunden Entfernung von der Stadt läuft der Weg in der frühern, wenn auch jetzt etwas höhern Ebene fort, plötzlich aber erhebt er ſich ſteil eine Bergkette hinan, welche den Cithäron mit dem Parnythos verbindet und die nordweſtliche Gränze Attika's bildet. Von der Höhe herab weideten wir uns lange an dem Bild der Berge von Böotien, Phokis, Phthiotis und des fernen Aetoliens. Die Maſſe des Parnaß beherrſchte die ganze Umgebung. Durch eine wilde Schlucht ſtiegen wir dann nach Attika hinab, und im engſten Theile trafen wir auf 10 bis 12 hinter Gebüſchen ſitzende Menſchen mit wilden, rauhen Phyſiognomien. Dieß Zuſammentreffen kam uns etwas verdächtig vor. Einer derſelben trat ſogleich mit unſerem Führer in Unterredung, und es zeigte ſich daß es Waldwächter waren. So mußte man es wenigſtens annehmen, obgleich ihre Erkundigung nach unſern Päſſen, die nicht in ihre Obliegenheit gehörte, uns etwas anderes über ſie ſagte. In der Folge erfuhren wir, daß auch andere an dieſer Stelle mit ſolchen Waldleuten zuſammengetroffen ſeyen. Ich glaube, daß der ruſſiſche Name, welcher auf alle Claſſen der griechiſchen Geſellſchaft energiſch wirkt, dießmal uns von einer directern Durchſuchung als der nach unſerm Paſſe, woran man in Griechenland kaum denkt, rettete. Nachdem wir das Thal durchzogen hatten, ſtiegen wir auf der andern Seite den ganz mit Wald bedeckten Berg hinan, der jetzt den Namen Kesridi führt und 3360′ hoch iſt. Die Gipfel blieben rechts vor uns liegen. Von Livadia an waren wir auf der großen Wagenſtraße, faſt der einzigen in Griechenland, gezogen; dieſelbe läuft bis nach Athen. Von den höchſten Punkten derſelben aus enthüllten ſich uns die bekannten Hymettus-Berge (3160′) und der Pentelikus, unſere Nachbarn und die Lieblingsgerte unſerer einſamen Spaziergänge. Angenehm war uns der Anblick derſelben, da ſie uns Ruhe verkündeten, deren Bedürfniß wir allmählich ziemlich dringend fühlten. Zwei Stunden lang ſtiegen wir den Berg hinab, und dann hatten wir noch eine Stunde nach Lepſina, dem alten Eleuſis, das hart am Ufer des gleichnamigen Meerbuſens in der alten attiſchen Provinz Megaris liegt. Hier waren wir ſchon wie zu Hauſe, weil wir dieſen berühmten Ort bereits mehrfach beſucht hatten. Attika zeigt, wenn man aus andern Landſtrichen zurückkehrt, einen beſonders hervortretenden Charakter von Strenge und claſſiſchem Ernſt. Das heitere, fruchtbare und blühende Böotien gleicht Attika wie die Jugend dem Alter. Es iſt ſehr begreiflich, daß auf ſeinem Boden ſolche Gottheiten wie Apollo und Artemis mit der ganzen Geſellſchaft der Muſen erſchienen, warum hier das Leben Hand in Hand mit der Poeſie ging, und die Religion den Charakter des Spiels, des Genuſſes, der Begeiſterung trug. In Attika erzeugte das trockene, größtentheils ebene und kahle, faſt ausſchließlich, und zwar in ausgezeichneter Weiſe, für den Oelbaum geeignete und auf zwei Drittheilen ſeines Umfanges vom Meer begränzte, darum jedem Einfall und fremden Einflüſſen offene Gebiet andere Gewohnheiten, Sitten, Anſichten und Begriffe, ſchuf andere Bedürfniſſe und andere Kräfte, und rief andere Götter hervor. Der weiberähnliche Apollo konnte nicht der Landsmann Attika's ſeyn; ihn mußte die männliche Pallas erſetzen, die ſelbſt mit Poſeidon um den Rang ſtritt. Ihre Nebenbuhlerin war nur die ernſte Demeter, deren Tempel zu Eleuſis faſt dem Parthenon an Ruhm gleich kam. Nach den wenigen Ueberreſten von Marmorſäulen zu ſchließen iſt dieß auch glaublich. Zu unſerer Verwunderung aber fand ſich hier nicht die Spur einer Kirche, da doch das alte Chriſtenthum es ſo ſelten unterließ, an den geheiligten Sitzen des Heidenthums ſich niederzulaſſen.

Als wir uns den Bergen näherten, durch welche der Weg nach den atheniſchen Ebenen führt, ſahen wir links am Bergabhang die Trümmer eines Kloſters, wahrſcheinlich eines ehemaligen Nebenkloſters von Daphni. Der Bau deutete indeß auf kein hohes Alter. Nachts erreichten wir Daphni. Der erſte Blick auf die Kirche, die mich früher ſo ſehr beſchäftigte, überzeugte mich, daß ſie bei weitem nicht der Kirche des h. Lucas gleichkommt; ihre Verhältniſſe ſind bedeutend enger und der Plan unvollkommener, obgleich in den innern Verzierungen eine große Aehnlichkeit ſich bemerkbar macht: Bogen und Gewölbe ſind gleichfalls mit Goldmoſaik und Bildern bedeckt, von denen einige ſehr ſchön ſind, und den Bildern in der Kirche des h. Lucas nichts nachgeben.[1] Erwägt man, was einſt dieſe ſchöne Kirche war, und was ſie jetzt iſt, ſo kann ich nur den ſchmerzlichen Wunſch hegen, die Aufmerkſamkeit irgend eines eifrigen Chriſten möge ſich darauf lenken, daß ſie aus ihrer Vernachläſſigung und Zerſtörung im alten Glanze der byzantiniſchen Zeit wieder hergeſtellt werde. Wir hatten die Kirche mit Holz überfüllt gefunden, aber am Kirchenfeſt von Mariä Himmelfahrt ſchickte ein eifriger Chriſt einen Ikonoſtaß von einfacher Arbeit. Die armen Nonnen zeigten dieß mit großer Freude an, und erfreulicher Weiſe erfuhr man, daß bald wieder Gottesdienſt an den Feſttagen darin gehalten werden würde. In kurzer Zeit wird alles in Ordnung kommen.

Früh am Morgen des 12 Auguſt kamen wir nach Athen zurück. Unſer erſtes war, wie natürlich, uns bald möglichſt nach unſerer Lykodemuskirche zu begeben, um mit den friſchen Eindrücken der unterwegs geſehenen Kirchen, ihrer Nebenbuhler an Alter und architektoniſcher Kunſt, ihren Werth zu unterſuchen. Wir fanden ſie im Innern bereits ganz mit Stuccatur ausgelegt und oben mit Zink gedeckt. Beim Eintritt zeigte ſich alsbald, daß ſie, obwohl die größte von 15 Kirchen, doch in Wirklichkeit klein ſey. Die Daphni-

[1] Dießmal erſchien uns die Daphni-Kirche noch älter als die des h. Lucas. Wie zur Beſtätigung dieſer Anſicht hat vor einiger Zeit der hieſige Archäolog Pittakì in dieſer Kirche eine griechiſche und lateiniſche Inſchrift aufgefunden, worin die erſte auf das J. 6000 d. W. d. h. 491 n. Chr. deutet, die andere den Kaiſer Arcadius und Honorius anführt, alſo faſt ein Jahrhundert früher fallen würde.

Kirche iſt höher, die des h. Lucas noch höher, obgleich ſie alle drei zuſammen noch keine Sophienkirche ausmachen. Obwohl aber der Größe nach die letzte, iſt die Lykodemos-Kirche doch an Ebenmaaß, Leichtigkeit und Regelmäßigkeit des Plans die erſte, die Daphnikirche die letzte, da ſie gar keine Chöre hat. Die Kirche des h. Lucas hat zwar Chöre, aber unregelmäßige, und überhaupt zeichnet ſie ſich nicht durch beſondere Symmetrie der Theile aus. Unſere Lykodemos-Kirche hat rings herum offene kunſtreiche Galerien, und würde das vollkommenſte Muſter ihrer Art von Architektur darſtellen, wenn größere Verhältniſſe es ihr möglich machten, wie die Kirche des h. Lucas in jeder Abtheilung der Chöre, ſtatt nur in je der zweiten, Fenſter in den Mauern zu haben, und wenn in Uebereinſtimmung mit dem Begräbnißplatz auch die Altarſeite ähnliche Fenſter in der untern Galerie hätte. Ich weiß nicht ob es irgendwo eine Kirche nach dieſem Plan in größerem Maaßſtab als die Kirche des h. Lucas gibt, denke mir aber daß beim Maaßſtab der Hagia Sophia eine nach dieſem Plan gebaute Kirche der Eindruck von Plumpheit vermieden und der prachtvollſte, kunſtreichſte Anblick geboten würde durch ihren Kranz von halbkuppeligen Bogen und die Kuppel ſelbſt, welche dann nicht den Eindruck des Fallens und Einſturzdrohens, ſondern des Himmelanſtrebenden böte. Dieſen Triumph erwartet noch die kirchliche Architektur, und möchte Rußland die Ehre zu Theil werden ihr ihn zu verleihen!

Der Krieg im Oſten des ſchwarzen Meeres.

Wiederum iſt in dem Wirrſal des ausgebrochenen Kriegs eine bedeutſame Pauſe und eine Art Kriſe eingetreten, welche theils auf die Stellung der verſchiedenen Mächte überhaupt ein großes Licht wirft, theils für die Zukunft höchſt folgenreich zu werden verſpricht. Nach allen Nachrichten zu ſchließen iſt die Belagerung von Siliſtria mißlungen und, wie es ſcheint, ganz aufgegeben; damit iſt der Hauptzweck der Ruſſen im dießjährigen Feldzug, feſten Fuß auf beiden Ufern der Donau zu faſſen, und dadurch auf die Stimmung der Chriſten in Bulgarien und den übrigen ſlawiſch-türkiſchen Provinzen in erwünſchter Weiſe einzuwirken, vereitelt. Jedenfalls ein ſtarker Schlag für Rußland, wenn er auch die Siegeshymnen der Times noch nicht gerade rechtfertigt. Rußland ſoll entſchloſſen ſeyn, nicht nur die Belagerung von Siliſtria ganz aufzuheben, ſondern ſich hinter den Pruth zurückzuziehen. Das ſoll die Antwort auf die öſterreichiſche Aufforderung ſeyn, und iſt wahrſcheinlich berechnet, Oeſterreich in Verlegenheit zu ſetzen, das man in die Alternative verſetzt glaubt, entweder angriffsweiſe gegen die Ruſſen zu verfahren oder in Bälde wieder zu entwaffnen. Iſt die aus Paris und Wien mitgetheilte Nachricht von der gänzlichen Aufhebung der Belagerung Siliſtria's und der völligen Räumung der Fürſtenthümer gegründet, dann iſt der kritiſche Augenblick eingetreten, wo es ſich entſcheiden muß ob man bloß den ruſſiſchen Angriff auf die Türkei abwehren, oder Sicherheit in die Zukunft ſuchen und Rußland weiter zurückwerfen will. Niemand wird in Abrede ſtellen, daß damit die Frage über die Localiſirung des Kriegs auf türkiſchem Boden oder die Ausbreitung deſſelben über Europa in das Stadium einer nicht fernen Entſcheidung getreten iſt.

Unter dieſen Verhältniſſen wird die Bedeutung des auffallenden Contraſtes klar, der zwiſchen den Erklärungen Lord Aberdeens auf der einen und des Grafen von Clarendon und Lord J. Ruſſels auf der andern Seite zu Tage getreten iſt, und in England wie auf dem Continent ſo gerechtes Aufſehen erregt hat. Von dem Augenblick an wo die Ruſſen über die Donau und den Pruth zurückgehen, ändert ſich der Charakter des Kriegs völlig, denn nun muß es ſich entſcheiden, ob man von dem durch Lord Aberdeen ſo ſcharf betonten Defenſivkrieg in einen Angriffskrieg übergehen will. Man erwartet eine Beſetzung der Donaufürſtenthümer durch Oeſterreich, aber ſelbſt dieſer Schritt tritt noch nicht aus dem Defenſivcharakter heraus, ſondern iſt nur eine gerechte Vorſicht gegen ein jeden Augenblick mögliches Wiedervordringen der Ruſſen. An eine Beſetzung der Fürſtenthümer durch Franzoſen und Engländer ſowie an ein Vordringen der letztern durch die Dobrudſcha oder über Siliſtria um die Ruſſen noch weiter zurückzudrängen, iſt wohl nicht zu denken. Abgeſehen von allen politiſchen Bedenken macht ſchon der Mangel an Artillerie und Reiterei einen ſolchen Schritt durchaus unwahrſcheinlich, und die engliſchen Blätter haben uns auch bereits mit einem Plan der Verwendung des engliſch-franzöſiſchen, jetzt in der Nähe von Varna verſammelten Corps beſchenkt: daſſelbe ſoll, ſobald die Belagerung Siliſtria's definitiv aufgehoben und die Ruſſen über die Donau zurückgegangen ſind, gegen die Krim verwendet werden, um den von der See aus faſt unzugänglichen Hafen Sebaſtopols von der Landſeite zu nehmen, die darin liegende Flotte wegzunehmen oder zu zerſtören, und dadurch das Uebergewicht, welches Rußland durch dieſe Flotte im ſchwarzen Meere übte, auf längere Zeit zu brechen. Dieſer Plan, ſowie das Auftreten der Engländer an der Oſtküſte des ſchwarzen Meeres, gehört in das Capitel des Angriffskriegs, worüber wir durch die am 29. d. M. zu gewärtigende Debatte im engliſchen Unterhauſe, wo Layard einen Antrag gegen die Erklärung Lord Aberdeens geſtellt hat, wohl einigen Aufſchluß erhalten werden.

Daß England und Frankreich Rußland auf ſeiner Weſtgränze nichts anhaben können, außer daß ſie ſeinen Handel ſtören, iſt ſelbſtverſtändlich, wenn ſie ihm alſo beikommen wollen, ſo muß es auf der durch das Meer zugänglichen Südgränze geſchehen, namentlich in Kaukaſien. Gelingt es ihnen, die Herrſchaft Rußlands ſüdlich vom Kaukaſus zu brechen, die kaukaſiſchen Stämme gegen Rußland allgemein in die Waffen zu bringen, und ſeine Macht auch nur bis in die Ebene des Manytſch, des tiefſten Striches zwiſchen dem kaſpiſchen und ſchwarzen Meer, zu beſchränken, ſo haben ſie eine mehr als hundertjährige Arbeit Rußlands vernichtet, und das Vordringen deſſelben nach Vorderaſien auf lange Zeit hinaus vereitelt. Wir müſſen bitten, auf die Karte der Kaukaſus-Länder einen Blick zu werfen.[1] Die ruſſiſche Regierung hat alle kleinen Forts

[1] Die Verlagshandlung Bleming in Glogau ſcheint es ſich zur Aufgabe gemacht zu haben, die neugierige Leſewelt mit den nöthigen Karten

an der Oſtküſte des ſchwarzen Meeres von Anapa abwärts geräumt, die meiſten freiwillig, weil deren Erhaltung, da ſie ſtets von der See aus mit dem Nothwendigen verſehen werden mußten, nicht zu hoffen war, das wichtige Redutkaleh aber, das die mingreliſche Küſte beherrſcht, allem Anſchein nach ſehr unfreiwillig, und die in Kutais zuſammengezogenen ruſſiſchen Truppen ſollen auch Miene machen, das von Türken beſetzte Fort, welches unter dem Schutz engliſcher Kanonen eifrigſt nach der Landſeite hin befeſtigt wird, wieder zu nehmen. Was von Verbindungen der chriſtlichen Bewohner Mingreliens mit den Türken und Engländern verlautet, iſt ſehr unſicher; indeß erzählt man, ein Fürſt Dadian ſey wegen mehr als verdächtiger Unterhandlungen mit den Türken aufgegriffen und nach Sibirien geſchickt worden. Rußland hat indeß in den von ihm ſehr bevorzugten chriſtlichen Fürſtengeſchlechtern Mingreliens, Imeretiens und Georgiens eine Stütze, die nicht ſo leicht brechen dürfte, falls nicht ganz entſchiedene Unfälle ſeiner transkaukaſiſchen Armee ihre Treue erſchüttern. Solche Unfälle ſind indeß von den türkiſchen Truppen, deren ſchlechten Zuſtand die engliſchen Berichte übereinſtimmend ſchildern, nicht zu erwarten, denn der Verluſt der Türken durch Krankheiten während des Winters ſoll in Kars 10,000 Mann betragen haben. Gegenwärtig wird der Stand der beiderſeitigen Truppen folgendermaaßen angegeben: zu Ardahan 3500 Mann Türken, zu Bajaſid eben ſo viel und zu Kars 20,000 Mann; von Ruſſen ſollen zu Kutais 6000 Mann ſtehen, zu Gori, zwiſchen Kutais und Tiflis am Kur, 4000, zu Achalziche 4000, zu Achalkalaki ſüdöſtlich davon 7800, zu Gumri oder Alexandropol 15 bis 16,000, in Eriwan 2 bis 3000. Ueber Tiflis ſelbſt ſagen uns die engliſchen Blätter nichts, und die ruſſiſchen ſchweigen; ein Brief aus Alexandropol, in dem zu Tiflis erſcheinenden Kaukas vom Anfang Mai, ſpricht von einzelnen Truppenbewegungen, gibt aber keine nähern Nachrichten, und ſagt bloß, man ſey in Alexandropol völlig bereit die Gäſte zu empfangen. Dieß deutet darauf hin, daß man keinen Angriffskrieg dort führen, ſondern ſich gleichfalls auf der Defenſive halten will. Die Türken werden ihnen trotz der Beſetzung der Küſte wenig anhaben, und ob europäiſche, d. h. engliſch-franzöſiſche, Truppen ſo weit ins Innere gehen, wo die Schwierigkeit der Verpflegung mit jedem Schritte wächst, iſt ſehr zu bezweifeln.

Man wird bemerkt haben, daß die aufgeführten Poſten, Kutais, Achalziche, Achalkalaki, Alexandropol und Eriwan in einer ſüdöſtlich laufenden Linie liegen, ſomit gegen Südweſten oder die türkiſche Gränze Front machen. Die öſtliche Gränze von Eriwan bis ans kaſpiſche Meer iſt hier aus dem Spiel gelaſſen, auffallen muß aber die Nachricht engliſcher Blätter nach Berichten aus Erzerum vom 2 Junius, daß man einem Bruch zwiſchen Perſien und Rußland entgegenſehe. Ein ſolcher würde nun zwar den Ruſſen vorerſt wenig Kummer machen, erforderte aber doch immer ein Truppencorps. Uebrigens iſt ein ſolcher Entſchluß Perſiens, nach deſſen Hauptſtadt kürzlich der gewandte Chanikoff an des barſchen Dolgoruki Stelle abgegangen ſeyn ſoll, kaum wahrſcheinlich, denn die Ruſſen, deren Feſtſetzung in Chiwa kaum mehr einem Zweifel unterliegt, würden nicht ermangeln, die Turkomanenſchaaren gegen Perſien zu werfen, wozu ſie ohnehin ſtets geneigt ſind. Indeß iſt die engliſche Nachricht immerhin, da nur zu oft „der Wunſch der Vater des Gedankens iſt", von Werth, da ſie die Richtung und Ausdehnung, die der Kampf allmählich nimmt, bezeichnet. Ein perſiſches Truppencorps, nach dem Plane des Oberſten Chesney organiſirt und von Engländern geführt, könnte jedenfalls den ſonſt ſchon bedrängten Ruſſen in Transkaukaſien eine ſchlimme Diverſion machen, wenn die enig wiederholten, aber noch durch keine ſichern Nachrichten beglaubigten Erfolge Schamyls ſich bewährten. Es iſt wahrhaft lächerlich, welcher Unfug in engliſchen Blättern und ſelbſt im franzöſiſchen Moniteur mit Schamyl getrieben wird: kaum hat ein engliſches oder franzöſiſches Schiff ſich an der tſcherkeſſiſchen Küſte gezeigt, ſo hat man ſich auch mit Schamyl in Verbindung geſetzt; das iſt ganz darauf berechnet, dem Pöbel Sand in die Augen zu ſtreuen, denn jeder etwas Unterrichtete weiß, daß Schamyl in einem ziemlich kleinen Raum auf der Oſtſeite des Kaukaſus eingeſchloſſen iſt, und freilich jetzt, wo die Ruſſen mehrfach bedrängt ſind, ſich gehörig rühren wird. Sein eigentlicher Sitz iſt im Norden des Kaukaſus, von wo er Streifzüge gegen Norden und Oſten macht, dabei aber zwiſchen den wohlbeſetzten feſten Plätzen ſich durchſchleichen und bald zurückgehen muß; macht er Züge gegen Süden, in der Richtung von Tiflis, wie dieß jetzt der Fall ſeyn ſoll, dann ſtößt er gleich im Thale der Alaſan auf flache Gegenden, wo er ſich nicht gegen die mit Geſchütz wohl verſehenen Ruſſen halten kann. In neueſter Zeit ſoll er einen Erfolg errungen haben, von dem man kaum redet, der aber, wenn er ſich beſtätigt, wichtiger wäre als alle ſeine ſonſtigen Streifzüge: er ſoll nämlich mit den aufgeſtandenen Kabardinern verbunden eine ruſſiſche Abtheilung in der Nähe von Wladikaukas geſchlagen und den Darielpaß, die einzige Militärſtraße der Ruſſen über den Kaukaſus, geſperrt haben. Iſt dieß wahr, dann bleibt den Ruſſen zur Verbindung mit Transkaukaſien nur noch der lange mühſelige Weg längs dem Weſtufer des kaſpiſchen Meeres übrig und das kaſpiſche Meer ſelbſt. Ein perſiſcher Einfall, etwas energiſcher als der im J. 1826 geführt, würde den erſtern ſperren und den letzten ziemlich unnütz machen. Dann ſtände allerdings der ruſſiſchen Herrſchaft in Transkaukaſien eine harte Probe bevor.

Das kann kommen, ſo weit iſt es aber zuverläſſig noch nicht, und es dahin zu bringen, iſt vorzugsweiſe nur engliſches Intereſſe. Ob Frankreich dahin den Engländern folgt, iſt zweifelhaft; ob Oeſterreich, wenn Rußland wirklich ſich hinter den Pruth zurückzieht, Rußland angreifen und ſeine Armee dort aufſuchen wird, nicht minder; zum wenigſten iſt es höchſt auffallend, daß während die Correſpondenzen der engliſchen und großentheils auch der deutſchen Blätter von einem Krieg Oeſterreichs gegen Rußland als einer ausgemachten Sache ſchreiben, die in den nächſten Wochen eintreten müſſe, die zahlreichen Correſpondenzen des Krakauer Czas mit einer auffallenden Hartnäckigkeit einen ſolchen Kampf in ſehr weite Ausſicht ſtellen. Man kann dieſe Stimme nicht unbeachtet laſſen, denn ſie iſt in mehr als Einer Hinſicht bezeichnend. Oeſterreich wird in ſeinem eigenen wohlverſtandenen Intereſſe nicht weiter gehen als es muß, nicht den Feind jenſeits des Pruth aufſuchen, aber gewiß einen Angriff abwehren. Rußlands Verlegenheit Oeſterreich

---

zu dem möglichſt wohlfeilen Preiſe zu verſorgen: wie ſie vor kurzem eine nach den größern und umſtändlichern Seekarten bearbeitete Karte des finniſchen Meerbuſens herausgab, ſo jetzt nach den Karten des ruſſiſchen Generalſtabs eine Kaukaſuskarte, die allen Anforderungen der gewöhnlichen Leſewelt völlig entſpricht, und nicht mehr als ein drittel Thaler koſtet.

gegenüber iſt im gegenwärtigen Augenblick hauptſächlich eine moraliſche. Der Nichterfolg der ruſſiſchen Waffen jenſeits der Donau iſt eine nicht mehr zu läugnende Thatſache, und eine Thatſache, die Rußlands Anſehen unter den Völkern Aſiens wie Oſteuropa's tief herabſetzt, das Anſehen der Regierung im Innern aber bedeutend ſchwächt. Könnte die ruſſiſche Regierung die Schuld des Nichterfolgs auf einen Angriff Oeſterreichs ſchieben, ſo wäre es nahezu vor ſeinen Völkern gerechtfertigt, wenigſtens entſchuldigt; ſo lange aber Oeſterreich nicht angreift, fehlt ihr dieſe Entſchuldigung, und ſie muß die moraliſchen Folgen der Niederlage tragen, wenn ſie nicht ſelbſt Oeſterreich herausfordern und dadurch einen Kampf beginnen will, deſſen Folgen nicht abzuſehen ſind.

Hat Rußland auf ſeiner Südgränze vom Pruth bis zur Wolga etwas zu fürchten? Eine engliſch-franzöſiſche Expedition iſt nur in der Krim, nicht am Kuban, zu erwarten. Schlagen wir eine ſolche Expedition auf 50,000 Mann an, ſo iſt ein Erfolg den Mitteln, die Rußland zur Hand hat, gegenüber nicht ſonderlich wahrſcheinlich, das Unternehmen mindeſtens ſehr gewagt, und eine Niederlage würde die ſchlimmſten Folgen nach ſich ziehen. Ohne eine ſolche Landexpedition aber iſt Sebaſtopol nicht zu nehmen, das erkennen auch die Engländer ohne Umſchweife an. Dieſe Lage der Sachen kann einen vorſichtigen alten Mann, wie Aberdeen, wohl veranlaſſen, vor den Chancen eines ſolchen Zuges zurückzuſchrecken. Wo bleiben dann aber die pomphaft angekündigten großen Erfolge; was ſoll aus den Tſcherkeſſen werden, welche man jetzt zum erneuerten Aufſtand gegen Rußland angeſpornt, und die im Stiche zu laſſen die engliſche Preſſe für eine ewige Schmach erklärt hat? Zeigt aber Rußland auf der andern Seite wirklich Neigung zu größerer Nachgiebigkeit? Die rieſenhaften Rüſtungen, das Herbeiziehen von Truppen ſelbſt aus Sibirien ſprechen gewiß nicht dafür, vielmehr laſſen ſie einen langen Kampf erwarten.

Man ſpricht in England wiederum von einem großen Schlag, den Napier bald im finniſchen Meerbuſen führen werde. Es iſt, wenn auch nicht wahrſcheinlich, doch nicht unmöglich, daß ihm ein ſolcher gelingt, aber ein Landheer hat er nicht; es iſt, abgeſehen von der Unwahrſcheinlichkeit der Sache überhaupt, nicht daran zu denken, daß das franzöſiſche, zu St. Omer zuſammengezogene Heer in dieſem Jahre noch nach dem nördlichen Kriegsſchauplatz gehe, die Engländer ſelbſt haben keine Armee hinzuſchicken; ohne eine ſolche Hülfe aber werden die Schweden nicht ſo thöricht ſeyn, allein mit ihrer Armee, die ſich in dem menſchenarmen Lande nicht ſo leicht erſetzen ließe, gegen die Ruſſen loszubrechen; dieſe wenden alſo ihre ganze Aufmerkſamkeit gegen Süden. Hören wir, wie eine Correſpondenz im Czas (22 Junius), — denn dieſe Correſpondenten, was man auch ſonſt gegen ſie einwenden mag, ſind doch wenigſtens mit ruſſiſchen Anſichten vertraut, und ſchon darum beachtenswerth, — hierüber ſich äußert: „es ſcheint, wie ich früher ſchon ſagte, daß ſich Rußland bemüht, den ganzen Kampf nach dem ſüdlichen Kriegstheater zu ziehen, das in vielen militäriſchen wie politiſchen Beziehungen ihm ohne Vergleich günſtiger iſt als das nördliche. Denn der ganze Raum, von der Wolga und dem Fuße des Kaukaſus bis zum Dnieſtr, iſt Steppenland, ein Land unabſehbarer Ebenen, wo die Reiterei, woran die ruſſiſche Armee reich iſt, ein großes Uebergewicht über die Infanterie hat. Außer den zu jedem Infanteriecorps gehörigen Reiterdiviſionen hat die ruſſiſche Armee vier beſondere Corps regulärer Reiterei und gegen 60,000 M. irregulärer, Koſaken verſchiedener Benennung. Frankreich und England können in ihren Schiffen nicht viele Reiterei herbeiführen, und die Türkei hat nicht viel. Aus dieſen militäriſchen, ſowie aus andern politiſchen Rückſichten glaube ich, daß Rußland ſich bemüht den Krieg hauptſächlich auf dem ſüdlichen Schauplatz zu führen; dahin ſchiebt es ſeine Truppenmaſſen, um die Gegner zu nöthigen, zur Abwehr dieſer Truppen im Süden allein mit bedeutenden Kräften zu agiren. Wäre die verbündete Armee auch Sieger auf dem ſüdlichen Schauplatz, ſo müßte ſie ſich darauf beſchränken, die Ruſſen über den Pruth zu drängen und die Krim zu beſetzen, aber ſchon über Perekop hinaus in die Steppen hinein würde ſie ſich gar nicht wagen, denn wo ſind in dieſen unabſehbaren Steppen die Kriegsgegenſtände, d. h. die ſtrategiſchen Punkte, deren Beſitz von Bedeutung wäre und die Behauptung des Landes ſichern könnte? Der Halbkreis von Steppen, die ſich vom caſpiſchen Meer und der Wolga nach dem Dnieſtr ziehen, ſind das beſte Bollwerk Rußlands." Es ließen ſich dieſe Betrachtungen noch erweitern und nachweiſen, daß einer Beſetzung der Krim gleichfalls weſentliche Hinderniſſe entgegenſtehen, dieß iſt aber ganz überflüſſig, die ganze Krim mit Ausnahme des ſchmalen Gebirgs an der Südküſte iſt gleichfalls eine einzige Steppe. Was wird nun geſchehen, um das vorgeſteckte Ziel, ein Zurückwerfen Rußlands zu erreichen? Das möchte ſchwer zu ſagen ſeyn, ohne eine Mitwirkung von ganz Deutſchland dürfte wohl die Möglichkeit fehlen. Wie dem aber auch ſey, für jetzt muß die Aufmerkſamkeit auf die Krim und den Kaukaſus gerichtet ſeyn; um dieſe Vorwerke Rußlands handelt es ſich jetzt.

Fragmente aus Sicilien.

Von Gregorovius.

3. Der Dom von Monreale.

Viele Einflüſſe wirkten zuſammen, um in Sicilien eine ſo prächtige Kirchenarchitectur zu entfalten und eigenthümlich auszubilden: im allgemeinen der Geiſt eines Zeitalters, wo das Chriſtenthum dem Islam in enthuſiaſtiſcher Begeiſterung zum Kampf auf Leben und Tod entgegengetreten war; im beſondern der Gegenſatz, in welchem ſich das neue Herrſchergeſchlecht der Normannen zum Islam geſtellt ſah. Hier war nach einem rühmlichen Triumphe über die Saracenen die chriſtliche Kirche neu aufzurichten um ihre Hoheit zur Erſcheinung zu bringen. Prächtige Dome, Wunderwerke einer begeiſterten und doch vom Orient ſelbſt angehauchten Kunſt entſtanden nun an vielen Orten als eben ſo viele Denkmäler des großen Sieges über Mohammeds Religion.

Unter ganz gleichen geſchichtlichen Bedingungen hatte Sicilien ſeine erſte große Architecturperiode erlebt. Die Hellenen hatten in

der Schlacht bei Himera die afrikaniſchen Carthager, welche Sicilien überſchwemmt, vernichtet, in Siegestrunkenheit hatten ſie die befreite Inſel mit den Prachtbauten ihrer Tempel bedeckt. Die Götter von Hellas, Zeus, Apollo, Ceres und Venus hatten den Moloch Afrika's überwunden; ja in einer höchſt merkwürdigen Weiſe hatten die Griechen jenen Gegenſatz ihrer gebildeten Religion und Cultur zu der des Orients ausgeſprochen, denn eine der Friedensbedingungen, welche Gelon von Syrakus den Puniern vorſchrieb, war die, daß ſie die Menſchenopfer des Moloch für immer abſchaffen ſollten.

Nach mehr als anderthalb Jahrtauſenden wiederholte ſich in Sicilien dieſelbe Erſcheinung in der zweiten großen Architekturperiode dieſer Inſel — eine wunderbare Conſequenz der Geſchichte, wie ſie kein zweites Land aufweiſen kann, und zugleich der Beweis, wie die menſchliche Cultur nach ewigen Geſetzen ſich abwandelt, im Weſen dieſelbe, in den Formen mannichfach, reich und ſchön durch immer neuen Ausdruck der Zeiten und ihrer leitenden Gedanken. Und wie in der erſten Periode die Hellenen die ſchönen Tempel von Segeſte, Selinus, Agrigent, Syrakus erbauten, errichteten nun die Normannen, nachdem ſie Sicilien von den andern Puniern Afrika's befreit hatten, die herrlichen Kathedralen von Monreale, Palermo, Cefalu, Meſſina. Damals hatte der Strom der Cultur die Richtung mehr nach dem Süden der Inſel genommen, während der Norden nur theilweiſe berührt ward; jetzt aber breitete er ſich über den Norden aus, während der Süden und Südoſten zur Unbedeutſamkeit herabgekommen war.

Neben das doriſche Säulenhaus ſtellte alſo die Cultur den chriſtlichen Dom, neben die ernſte ſteinerne Pracht des Junotempels von Agrigent das goldigſchimmernde Gotteshaus der Maria von Monreale, als Denkmäler zweier denkwürdiger Phaſen der Menſchheit. Beide ſchließen uns wunderbare Tiefen des Menſchengeiſtes auf, der eine herrliche Jugendblüthe beidemale hier offenbart hat. Und beide ergreifen darum wie alles urſprünglich Genialiſche und geſchichtlich Nothwendige, iſt auch die Stimmung, in welche ſie verſetzen, grundverſchieden. Wer mag wohl ſeine Empfindung ausſprechen, wenn er auf dem braunen Trümmergeſtein ſicilianiſcher Oede vor einem jener erhabenen Tempel von Agrigent in Betrachtung verloren iſt? Man möchte da wohl meinen, nichts Vollendetes, nichts Schönes könne über dieſe harmoniſchen Formen hinaus der Menſch mehr erfinden; und tritt man wieder in eine der normänniſchen Baſiliken, in dieſe dunkelſchönen, ſchimmernden Kirchenſchiffe, deren Bogen und Wände von zahlreichen Moſaikbildern leuchten, ſo fühlt man ſich auch hier, das Antike vergeſſend, im göttlich Nothwendigen und in einer neuen Sphäre der Harmonie und der Schönheit.

Solche vereinte Darſtellung zweier menſchlichen Culturperioden durch wohlerhaltene Denkmäler der Baukunſt hat kein anderes Land außer Sicilien, weder Griechenland noch Rom ſelber heute aufzuweiſen; und das gibt der Inſel ein ſo hohes Intereſſe und eine ſo hochwichtige Bedeutung.

Der religiöſe Sinn, dem jene normänniſche Architektur entſprang, die ich die eigentliche vom Orient mitbeſtimmte Architektur der Kreuzzüge nennen möchte, war bei den Normannen ſchon an ſich tief, weil ſie das nordiſche Gemüth nach dem Süden mitbrachten. Dazu kamen andere Verhältniſſe. Ihrer Eroberung mußte die römiſche Kirche, Byzanz gegenüber, welches Sicilien als ſein Eigenthum anſprach, ein heiliges Recht, eine höhere Weihe, eine unantaſtbare Sicherheit geben. Der Papſt hatte die normänniſchen Grafen zu ſeinen apoſtoliſchen Legaten ernannt, er hatte dem König Roger geiſtliche Inſignien als Zeichen ſeiner von der Kirche beſtätigten Herrſchaft verliehen. Die Könige ſelbſt gaben ſich aus Politik eine noch höhere Weihe, ſie ſchrieben ihre Krone nicht der Gunſt des Papſtes zu, ſondern der Gnade Chriſti; auf Moſaikbildern in mancher Kirche ſieht man daher Roger I oder Wilhelm II dargeſtellt, wie Chriſtus ſelber ihnen die Krone aufs Haupt ſetzt. Von Gottes Gnaden nannten ſie ſich Könige. Die gottgegebene Herrſchaft mußte ſich alſo auch in dem Eifer ausſprechen, womit ſie das Chriſtenthum in Sicilien wieder aufrichteten. Malaterra, der Geſchichtſchreiber der beiden Roger, ſagt von dem erſten, dem Eroberer Siciliens: „als der Graf Roger ſah, daß durch die Gunſt Gottes ganz Sicilien ſeiner Herrſchaft huldigte, wollte er gegen eine ſo große von ihm erwieſene Wohlthat nicht undankbar ſeyn, und begann Gott ſich zu weihen, gerechtes Urtheil lieb zu haben, Gerechtigkeit auszuüben, der Wahrheit nachzutrachten, die Kirche oft zu beſuchen, mit Devotion den heiligen Hymnen beizuwohnen, den Zehnten aller ſeiner Einkünfte den heiligen Kirchen zu geben, der Wittwen und Waiſen und der Trauernden gerechter Tröſter. Hier und dort in ganz Sicilien ſtellt er die Kirchen her, und gibt ſelbſt an vielen Orten die Mittel, daß ſie leichter erſtänden.“

Es hatte wohl die Frömmigkeit jener Zeit der Kreuzzüge an ſolchem kirchlichen Eifer ſo viel Antheil, wie die politiſche Berechnung; das neue nur durch Eroberungsrecht auf den ſchönſten Thron Europa's gekommene Fürſtenhaus bedurfte des Papſtes und der Geiſtlichkeit um ſich zu erhalten. Ohne ihre Freundſchaft waren die Normannen verloren, wie nach ihnen die Hohenſtaufen im Kampfe gegen die Kirche Neapel und Sicilien einbüßten, und ſelbſt zu Grunde gingen. Wenn wir nun zu allen dieſen Einflüſſen noch das natürliche Beſtreben eines mächtigen Fürſtengeſchlechtes nach Verherrlichung ſeiner Macht hinzunehmen, ſo werden wir es erklärlich finden, daß die kirchliche Architektur in Sicilien einen ſo hohen Aufſchwung nahm. Alles was auf dem Feſtlande gebaut worden war, wollte man verdunkeln, ganz in Gold wollte man die Kirchen überkleiden, mit der Pracht des Marmors und der Herrlichkeit der Moſaiken ſelbſt jene Sophienkirche und jenes Byzanz überbieten, deſſen orthodoxem Kaiſer man das ſchöne Reich entriſſen hatte. Der König Roger baute in kurzer Zeit, man ſagt in einem Jahre, den Dom von Cefalu, zugleich die Kirche von Meſſina und die Capelle im Palaſte.

Alle dieſe herrlichen Bauten übertraf der fromme Wilhelm II, der letzte legitime Herrſcher aus dem Normannenhauſe, der in dem Dom von Monreale ſeinem Geſchlechte das ſchönſte Denkmal geſetzt hat, das zugleich eines der merkwürdigſten Denkmäler mittelalterlicher Architektur überhaupt iſt. In ſechs Jahren von 1170—1176 wurde das Werk vollendet; der Ruf ſeiner Schönheit ging flugs durch alle Länder. Schon im J. 1182 erhob der Papſt Lucius III die Kirche von Monreale zum Erzbisthum und zur Metropole, und in ſeiner Bulle ſagt er vom König Wilhelm: „in kurzer Zeit hat er dem Herrn einen bewundernswürdigen Tempel gebaut, ihn mit feſten Caſtellen und mit Einkünften erweitert, ihn mit Büchern, heiligen Gewändern und Silber und Gold geſchmückt, endlich hat er eine Schaar von Mönchen des Ordens von Cava dort einge-

führt und den Ort ſelbſt durch Gebäude und andere Dinge ſo ſehr erhoben, daß nie ſeit alten Tagen ein ähnliches Werk durch einen König geſchaffen iſt, und daß es die Menſchen, welche nur allein von Hörenſagen wiſſen können, was geſchaffen worden, zur Bewunderung hinreißt."

Und wohl iſt dieſe Kirche von einer ſeltſamen Macht, von einer fremdartigen Schönheit, welche auch den mächtig ergreift, der die herrlichſten Dome des Nordens und Italiens und den Sanct Peter Roms geſehen hat. Das Chriſtenthum ſcheint hier an den Gränzen Europa's, in der Nähe Afrika's, in einer für den Nordländer fremdgeformten Natur, unter aromatiſchen, ſchönen bizarren Pflanzen, unter Palmen, Aloe und Agaven, im Farbenduft des leuchtenden Himmels eine andere, ſüdlichere und phantaſtiſche Bildung angenommen zu haben.

Doch ehe wir in dieſes goldene Haus von Monreale eintreten, betrachten wir ſeine Architektur im allgemeinen, welche zugleich das Muſter des normänniſch-ſiciliſchen Kirchenſtyl's überhaupt iſt. Aus dreifachen Beſtandtheilen ſetzt ſie ſich zuſammen, aus dem byzantiniſch-griechiſchen, aus dem lateiniſchen, aus dem arabiſchen Bauſtyl. Die Normannen, welche vom Abendlande herüberkamen, wo im Kirchenbau die römiſche Baſilikenform allgemein herrſchend war, fanden in Sicilien ſowohl die byzantiniſchen Traditionen als die ſaraceniſchen Formen vor. Seit Jahrhunderten war die Inſel im Beſitze der Byzantiner geweſen, der griechiſche Kaiſer Conſtanz II hatte einmal ſogar ſeine Reſidenz aus Konſtantinopel nach Syrakus verlegt gehabt; griechiſch war die Sprache und der Cultus der Sicilianer, griechiſch daher auch ihre kirchliche Bauweiſe. Sie charakteriſirt ſich durch die quadratiſche Grundform, durch das Vorherrſchen der Kuppel, durch das erhöhte Sanctuarium, welches in ein dreifaches Oval, das Sinnbild der drei göttlichen Perſonen ausgeht, denn der Chorniſche ſtehen zu beiden Seiten die niedrigeren Halbkuppelniſchen, links die Protheſis für die Opfervorrichtung, rechts das Diaconicon für die Diaconen und ihre Leſungen beſtimmt. Mit Moſaikbildern ſchmückten auch die Byzantiner die Kuppeln, die Bogen und Wände ihrer Heiligthümer.

Dieſe Formen fanden die Normannen vor und nahmen ſie von den Byzantinern an, dem griechiſchen Gebrauch ſich anbequemend; von den Saracenen, die 250 Jahre lang Sicilien beherrſcht hatten, nahmen ſie den Spitzbogen und die reiche Ornamentik der Arabesken auf, welche ſie bei dem maleriſchen Detail der Ausſchmückung in allem Spiel von geometriſchen Formen und dem bunten Wechſel verſchlungener Linien anwandten. Das maleriſche Princip der Ausſchmückung iſt alſo weſentlich byzantiniſch und orientaliſch, wie wiederum der ſtrenge, überſinnliche Charakter in den Phyſiognomien der feierlich hoch herab blickenden Heiligen mit der Heiterkeit der Arabesken ſeltſam contraſtirt. Das tragiſch Nothwendige und die mährchenhafte Willkür ſind hier vereinigt.

Zu dieſen Ueberlieferungen brachten die Normannen endlich auch den lateiniſchen Kirchenſtyl, den in Italien üblichen Typus der römiſchen Baſilika, eines durch Säulenſtellungen getheilten Langſchiffs mit dem hergebrachten Sparrendach. Sie ſetzten dieſes lateiniſche Schiff vor das Sanctuarium, und indem ſie nicht nach der Weiſe vieler alten Baſiliken einen Architrav auf die Säulen legten, ſondern ihnen Spitzbogen zu tragen gaben, vereinigten ſie alſo jene drei Formen der Architektur und erzeugten den eigenthümlich zuſammengeſetzten Bauſtyl, welcher in ganz Sicilien angewendet wurde, und in ſeinen Einzelheiten in die gothiſche Architektur des Abendlands allmählich hinüberging, ja das Gothiſche mitbeſtimmte.

Meine Leſer mögen hiefür das Werk Serra di Falco's über Monreale und andere ſiciliſch-normänniſche Kirchen, Hittorfs und Zanths moderne Architektur Siciliens, Lellis und del Giudice's Beſchreibung von Monreale zu Rathe ziehen.

Der Dom von Monreale, der jene drei Grundbeſtandtheile vollkommen deutlich verbindet, hat eine Länge von 372,6 Palm; ſeine Breite beträgt im Proſpect 174 Palm, die Höhe der Thürme beträgt 154 Palm. Eine kunſtvoll gearbeitete Bronzethüre im Spitzbogen auslaufend feſſelt an der Façade die Aufmerkſamkeit. Mehrfache Bogen, nur wenig gebrochen, in reicher ſaraceniſcher Arabeskenarbeit umziehen ſie und ruhen auf Pilaſtern, welche wiederum mit Moſaiken und marmornem Bildwerk in bunter Zuſammenſetzung geſchmückt ſind. Eine lateiniſche Inſchrift vom Jahre 1186 nennt als den Verfertiger der Thüre ſelbſt den Bronzegießer Bonannus von Piſa, denſelben der auch die Thüre für das Portal des Doms von Piſa gegoſſen hatte, welche leider zerſtört worden iſt. Die Reliefs ſtellen in 42 Feldern Scenen aus dem alten und neuen Teſtamente dar. Ihr künſtleriſcher Werth kommt dem der byzantiniſchen Moſaiken gleich. Die Figuren ſind ſteif und gezwungen, aber anziehend durch ihre kindliche Naivität. Merkwürdig ſind die Inſchriften in der Lingua Volgare jener Zeit, womit die Figuren verſehen ſind; ſie ſtimmen mit der Sprache der gleichzeitigen ſicilianiſchen Dichter. Auf der Langſeite der Kirche ſieht man eine zweite Bronzethüre, ein Werk des Barisanus von Trani.

Edel, hoch und herrlich iſt nun das Innere des Doms, nicht von jener ſchwindelnden Erhabenheit der gothiſchen Dome, in deren weitaufſtrebenden Räumen die Seele wie vor dem Unendlichen in Schweigen ſich verliert, auch nicht von jener Rieſengröße des Sanct Peter, wo die triumphirende Pracht des Papſtthums die Sinne bewältigt, noch von jener düſtern Majeſtät byzantiniſcher Baſiliken; hier iſt mäßige und gefällige Größe, freie wohlthuende Räumlichkeit, ein würdiger Ernſt, der mit dem Schimmer des Lieblichen zugleich umkleidet wird. Die Religion erſcheint hier als ein wohlerfaßlicher Bau mit menſchlicher Heiterkeit den Sinnen dargeſtellt. Die gefälligen Spitzbogen, welche auf je neun korinthiſchen Säulen von orientaliſchem Granit ruhen, geben dem Mittelſchiffe eine graziöſe Bewegung, und öffnen den Raum leicht und wohlthuend in die beiden Seitenſchiffe. Die ſchimmernde Pracht des mit köſtlichem Geſtein figurenreich ausgezierten Fußbodens, der bunte Glanz der vergoldeten Gebälke und des in farbigem Tafelwerk geſchmückten Daches, und nun überall an den Bögen und den Wänden der Schiffe die Moſaiken, Arabesken und Grotesken, die in Rundbildern gezierten Friese, dieſer ganze mit Bildern auf Goldgrund geſtickte Raum bringt eine feenhaft ſchöne Erſcheinung hervor. Für den Gott des Nordens würde ein ſo buntverziertes Tempelhaus wenig paſſen, für den des Südens ſcheint es wohl geeignet. Man muß eben aus der flimmernden Landſchaft Monreale's in dieſen Tempel treten; ja bisweilen will hier der Eindruck des Kirchlichen verſchwinden, man möchte ſich in einem großen Palaſte glauben, deſſen Wände von Perlen und Edelgeſteinen funkeln.

Im Mittelſchiffe beginnen die Moſaiken ſchon mit den kleinen Architraven, welche auf dem Säulencapitäl aufliegen. Auch dieſe

ſind ſchon muſiviſch geziert. Die ganze Wand über den Säulen iſt nun der Länge nach durch ein Geſims in zwei Hälften getrennt. Auf der untern theilen wieder ſenkrechte muſiviſche Leiſten von einer Spitze des Bogens zur andern Felder ab, welche mit bildlichen Darſtellungen auf Goldgrund geſchmückt ſind. In der obern Hälfte befinden ſich die im Spitzbogen auslaufenden offenen Fenſterräume, zwiſchen denen wiederum Moſaiken angebracht ſind. Gegen das Dach hin prangt ein breiter, mit Arabesken verzierter Fries, mit welchem Kreiſe abwechſeln, in denen halbe Engelfiguren umſchloſſen ſind. Wo auch der Blick hinfallen mag, in die Niſchen, die Seiten des Sanctuariums, die Schiffe, überall treten ihm Moſaiken entgegen, bald hiſtoriſche Handlungen der heiligen Geſchichte, bald vereinzelte Figuren, oder Halbfiguren oder Köpfe, vom Gott Vater und den Engeln herab bis auf die griechiſchen und lateiniſchen Heiligen und über das ganze maleriſche Reich des alten und neuen Teſtaments ſich erſtreckend. Hier iſt mehr als die Bibel in Bildern, es iſt der ganze Sagenkreis der moſaiſchen und der chriſtlichen Religion auf den Wänden eines Gotteshauſes in Moſaik abgebildet. Selbſt die beiden feindlichen Hälften der Kirche, die griechiſche und die lateiniſche, ſind hier vereinigt, und es erſcheint höchſt bedeutungsvoll, griechiſche Heilige und römiſche in Einem Tempel zu ſehen.

Hier macht weit weniger der ungeheure Aufwand mühſamſter Kunſt als die Vorſtellung des religiöſen und künſtleriſchen Gedankens erſtaunen, der das geſammte chriſtliche Religionsſyſtem erfaſſen, das unendlich Vielfache concentriren und Glied für Glied darſtellen konnte. Dieſer univerſellen Auffaſſung der innern Menſchengeſchichte iſt unſere Kunſt gar nicht mehr fähig, und alle ähnlichen Erſcheinungen, welche unſere Gegenwart in vereinzelter Weiſe durch die Freskomalerei verſucht, ſind als kalte Verſtandesallegorien geiſtig unwirkſam. Ich weiß nicht, ob außer den Moſaiken von Monreale in irgend einer Kirche der Welt ein gleich umfaſſendes Gemälde der Religionsgeſchichte dargeſtellt worden ſey, und darf es wohl bezweifeln. Dieſe Moſaiken, Giotto's Sculpturen an dem Campanile von Florenz, welche die Geſchichte menſchlicher Civiliſation in bewundernswürdiger Genialität entwickeln, und das Dante'ſche Gedicht muß ich als die zuſammengehörigen Denkmäler jener Periode, wo die chriſtliche Idee die umfaſſendſten Bildungen der Kunſt hervorrief, in ihrer innern Geiſtesverwandtſchaft zuſammenſtellen. Man vergeſſe aber nicht, daß der Moſaikencyclus von Monreale um hundert Jahre Giotto und Dante vorauf geht, und wenn man weiß, daß die göttliche Komödie noch bis auf Michel Angelo herab ihren Einfluß auf die Kunſt geltend gemacht hat und die Maler zu ihren cycliſch-epiſchen Freskobildern heiliger Geſchichte anregte, ſo muß man um ſo mehr erſtaunen, daß ſchon ſo früh in jenen Moſaiken Monreale's das Syſtem des Chriſtenthums in großartiger Einheit aufgefaßt werden konnte.

Wir wiſſen nicht, wem ein ſolcher Gedanke entſprang. Da auch in den andern und ältern Kirchen Palermo's aus der Normannenzeit derſelbe Ideengang in den muſiviſchen Darſtellungen wenn auch in kleinerem Maaße vorherrſcht, ſo ſcheinen hier byzantiniſche Traditionen zum Grunde zu liegen. Nur erſcheint im Dom von Monreale, was ſonſt ſich vereinzelt, zu einem allgemeinen Cyclus vereinigt. Wer dieſe Arbeiten leitete, wiſſen wir auch nicht. Wenn drei Jahre auf die muſiviſche Ausſchmückung des Doms verwendet wurden, müſſen, nach der Berechnung Serra di Falco's, 150 Moſaikbildner dabei fortdauernd thätig geweſen ſeyn. Kaum möchte man ſich eine mühſamere Arbeit vorſtellen dürfen.

Das Syſtem der Vertheilung iſt nun dieſes. Indem ſich alle bildliche Darſtellung und jede heilige Handlung oder Geſtalt auf Chriſtus bezieht, deſſen gigantiſche Figur im Mittelpunkte des Sanctuariums in der Tribune als der göttliche Ausgangs-, Mittel- und Endpunkt des Kosmos abgebildet iſt, beginnt der Cyclus mit der Schöpfung, und erſtreckt ſich bis zum Kampfe Jacobs mit dem Engel. Dem alten Teſtamente alſo iſt das Mittelſchiff eingeräumt. Auf das Sanctuarium und die Flügel vertheilt ſich die heiligſte Geſchichte des Lebens Chriſti und ſetzt ſich in die beiden Seitenſchiffe fort; doch werden auch hier Patriarchen und Propheten hineingezogen, wenn ſie auf Chriſtus deuten, und endlich wird die kaum überſehbare Mythologie der Märtyrer und Heiligen ausgebreitet. Petrus und Paulus haben als die oberſten Kirchenfürſten ihre Stelle in den Niſchen dem Chriſtus zu den Seiten; rechts ſitzt Petrus auf der Kathedra, die linke Hand auf ein Buch geſtützt, die Rechte ſegnend erhoben. Ueber ihm und ſeitwärts ſind Scenen aus ſeiner Lebensgeſchichte abgebildet. In gleicher Weiſe ſieht man links S. Paul auf ſeinem Stuhle ſitzen, und über ihm ſeine Enthauptung dargeſtellt. In der Mitte der Tribune ſtrahlt nun vor allem das rieſige Bruſtbild des Erlöſers; ein griechiſches Kreuz ragt in einer Glorie hinter ſeinem Haupte hervor, von deſſen Scheitel lange Locken bis auf die Schultern herabfallen. Mächtig und voll iſt auch ſein Bart. Er hebt die Rechte wie lehrend auf und hält in der Linken ein Buch. Die griechiſche Verſalinſchrift nennt ihn Jeſus Chriſtus Pantokrater. Der Eindruck dieſes rieſigen Chriſtusantlitzes iſt von übernatürlicher Gewalt und finſterer Hoheit, im byzantiniſchen Charakter. Byzantiniſche Chriſtusköpfe haben etwas Dämoniſches, wie die Antlitze der ägyptiſchen Götter, wie überhaupt das byzantiniſche Weſen in der Empfindung des Göttlichen ans Ethniſche ſtreift. Dieſer Typus führt uns in ein Ideenreich, welches uns heutigen Menſchen bei weitem ferner liegt, als die Antike. Es iſt ein fürchterlich Abſtractes, eine alles Menſchliche, alle Phantaſie, allen Zufall, alle freie Lebensregung ausſchließende Nothwendigkeit. Man merkt es wohl, daß eine Religion, die ſolche Typen ſchuf, jenen Fanatismus des Bilderhaſſes erzeugen konnte. Von ſolchem Chriſtusantlitz geht wie von einem Medusenhaupt ein Hauch der Verſteinerung aus. Ich kann ſolche Bilder nicht betrachten ohne in ihrem ſchrecklich erhabenen Geſicht die chriſtliche Kirchengeſchichte wie in einem prophetiſchen Spiegel zu leſen: die fanatiſche Askeſe, das Mönchsthum, den Judenhaß, die Ketzerverfolgungen, die dogmatiſchen Kämpfe, die Allmacht der Päpſte. Nichts in der That vermag ſo ſehr die negative wie die poſitive Gewalt der chriſtlichen Religion ſymboliſch zur Anſchauung zu bringen, als der Chriſtustypus der Byzantiner, die Verkörperung jenes aus den Katakomben mit aller Energie hervorgeſtiegenen leidenden Chriſtenthums, welches die Welt alſogleich mit Katakombenluft erfüllt. Für die Entwicklung der chriſtlichen Kunſt im Fortſchritte der Jahrhunderte iſt wieder nichts intereſſanter als der Vergleich von einem ſolchen Chriſtusantlitz mit dem Chriſtuskopfe Rafaels; die beiden äußerſten Gränzen der Anſchauung des Göttlichen ſind hier ausgeſprochen.

Ich übergehe andere Moſaiken, wie die der Jungfrau mit dem

Kinde in der Mitte der Nische und der Scenen aus Christi Leben Im allgemeinen bemerkt man wohl, daß alle Wirkung der Darstellungen im Sanctuarium ins Pathetische, Uebermenschliche, Vereinsamte, in das Höchste der religiösen Empfindung gehe, daher der Ausdruck übernatürlich seyn muß. Dagegen steigt die Vorstellungsweise in den Scenen des alten Testaments wieder herab, und hier entfaltet sich ein menschlich heiteres Leben, ein neues Genre, und auch die Pflanzen und Thierwelt wird mit hineingezogen. Wir stehen auf dem Boden der Natur und der Menschengeschichte. Manche dieser Bilder sind sehr naiv. Man sieht z. B. das Opfer Isaaks in großer Derbheit vorgestellt; Isaak liegt auf dem Holzstoß, Abraham hat ihn am Kopf gepackt und erhebt ein Messer, welches die halbe Länge des Knaben mißt, hinter ihm kommen zwei Männer mit Knitteln; unter ihm weidet ein gesatteltes Pferd, über ihm schwebt der Engel. Die Zeichnung ist oft sehr mangelhaft, namentlich die der Thiere ungeschickt; die Kamele, denen Rebecca zu trinken gibt, sehen höchst komisch aus. Im Ganzen aber sind die Mosaiken von einer wohlthuenden Erscheinung; in ihrem Tone sind sie sehr gedämpft.

Am 11 November 1811 war der schöne Tempel von Monreale in Gefahr ein Raub der Flammen zu werden. Ein Chorknabe hatte an einen Schrank im Chore eine brennende Kerze gestellt, dort befindliche Zeuge hatten Feuer gefaßt; der kleine Herostrat hatte das Feuer im Schranke zu ersticken gesucht, im Wahne, dieß sey geschehen, denselben verschlossen und aus Furcht vor Strafe sich still davon gemacht. Um die Mittagszeit sah man aus den Thüren und Fenstern des Doms dicken Rauch hervorquellen; das Volk stürzte entsetzt in die Kirche und fand den Chor in lichten Flammen. Nach vier Stunden wurde das Feuer gelöscht; aber der Schaden war groß, beide Orgeln waren geschmolzen, das Sparrenwerk des Dachs verzehrt, die herabfallenden Balken hatten die Grabmäler Wilhelms I und Wilhelms II zertrümmert, und ein großer Theil der Mosaiken war gänzlich vernichtet worden. Seit dem Jahre 1816 hat man die verwüsteten Theile wieder hergestellt, und glücklicherweise waren die Tribünen und die Schiffe von den Flammen nicht ergriffen worden.

Die Grabmäler der beiden Wilhelm von Sicilien und ihrer Familie, welche damals zerbrochen wurden, stehen auf dem rechten Flügel des Chors. Wilhelm der Böse ruht in einem Sarkophag von Porphyr; auch seine Gemahlin Margarethe und seine drei Söhne, Roger, Herzog von Apulien († 1154), Heinrich Prinz von Capua († 1179) und Wilhem der Gute sind hier bestattet, so daß von dem sicilischen Herrschergeschlechte der Normannen hier nur Roger I, Simon und Tancred fehlen. Wilhelm der Gute, der Erbauer des schönen Doms, dessen Figur zweimal in Mosaik dargestellt ist, über dem königlichen Thronsitz, wo ihn Christus krönt, und über dem bischöflichen Sitze, wo er der Madonna das Abbild des Tempels überreicht, liegt in einem schönen, geschmackvollen Sarkophage von weißem Marmor bestattet, welchen Arabesken auf Goldgrund sehr graziös verzieren. Dieses Grabmal wurde ihm erst im J. 1575 von dem Erzbischof Ludovico de Torres errichtet: denn der fromme König hatte befohlen, seine Gebeine in einer schlichten Kiste von gemauertem Ziegelstein neben dem prächtigen Sarkophage seines Vaters beizusetzen. So geschah es auch, und Jahrhunderte lang hatte Wilhelm II kein besseres Grabmal.

In einer Seitencapelle des Doms umschließt ein Altar die Eingeweide Ludwigs des Heiligen, dessen Leichnam von Tunis herübergebracht wurde, um nach Frankreich geschafft zu werden.

Der König Wilhelm hatte sich mit dem Bau des herrlichen Tempels nicht begnügt, er hatte auch ein überaus prächtiges Kloster ihm angeschlossen. Benedictiner des berühmten Ordens von la Cava in Apulien hatte er dort hineingesetzt, und es gehörte zu seinen Erholungen, mit den frommen Vätern in dem schönen Kloster zu verkehren und sich der Prachtbauten zu erfreuen, um welche mit der Zeit die Stadt Monreale sich ansiedelte. Das Kloster ist jetzt verfallen, ein neues neben dem Reste aufgebaut, ein prachtvolles Benedictinerhaus, welches von Marmor strotzt wie alle Klöster dieses gelehrten und vornehmen Ordens in Italien und Sicilien, die eher Paläste für Fürsten als Wohnungen für Mönche scheinen.

Das alte Kloster muß eines der stattlichsten Gebäude gewesen seyn, und an Pracht S. Martino weit übertroffen haben. Es stand neben dem Dom und beherrschte mit seiner Lage die Ebene von Palermo. Aus dem Garten neben dem alten Gemäuer genießt man nun der entzückenden Aussicht über dieß Paradies von Meer und Land. Wilhelm hatte das Gebäude mit Mauern und zwölf Thürmen befestigt, von denen nur noch Trümmer übrig geblieben sind. Das Kloster selbst ist zerfallen bis auf Mauerreste, die noch die normännische Architektur erkennen lassen, und bis auf den überaus herrlichen Kreuzgang, der seinesgleichen nicht finden mag. Es ist ein großes Viereck, das von einer Arkade umstellt wird; 216 phantastisch gebildete Säulen, je zwei verbunden, tragen die musivisch ausgelegten Spitzbogen, an den Ecken sind jedesmal vier solcher Säulen vereinigt und mit besonderm Fleiße ihre Capitäler gearbeitet. Ueberraschend lieblich und graziös ist die Erscheinung dieser zahllosen schlanken, kleinen Säulen, deren Schäfte alle verschieden behandelt, theils gewunden, theils gerade sind, bald geriefelt, bald glatt, bald mit wellenförmigen Linien, bald mit spiralischem, und wiederum mit musivischem Schmuck ausgeziert sind. Die Kunst hat sich hier den anmuthigsten Wechsel der Decoration zum Gesetz gemacht und sich eine reizende Willkür gestattet; alles ist hier naiv, zierlich, kindlich, bunt und flimmernd und phantastisch. Die Kleinheit der Formen gestattet dieß wohl, denn das Kleine spielt. Diese Arkaden sind der vollkommenste ästhetische Gegensatz zu den dorischen Säulenstellungen, und schwerlich könnte man architektonische Formen in verschiedenerem Contraste denken. Der unendliche Reichthum des Schönen und der Form überhaupt, die wunderbare Fülle der Ausdrucksweisen, in welchen sich die menschliche Poesie auszusprechen vermag, von der Tragödie bis zum Mährchen wird hier recht offenbar.

Die größte Aufmerksamkeit verdienen die Capitäler jener Säulen. Auch hier herrscht dasselbe Gesetz spielender Willkür, denn nicht eines ist dem andern gleich, sondern der Künstler scheint hier mit der Natur gewetteifert zu haben, die Mannichfaltigkeit ihrer Pflanzenbildungen in heiterer Lust nachzuahmen. Aus korinthischen Akanthusblättern, welche in verschiedenartiger Zeichnung den Blattkelch des kleinen Capitäls bilden, entsteigt das phantastische Gebilde gleich einer Blume von Thier-, Pflanzen- oder Menschengestalten zusammengefaßt, welche als eine kleine Geschichte jedesmal sich entfalten. Hier sind es wirkliche Figuren, die als Karyatiden zugleich den Abakus tragen, dort sind es arabeskenartige Gebilde, Löwen, Pferd-

chen und Delphine, geflügelte Genien, Drachen, Harpyen, Greifen, wunderliche Weſen, welche den Blumen entſteigen und die wechſelvollſten Capitälplatten in bunter Moſaik und bizarrer Zeichnung tragen. Viele entfalten Scenen aus dem Alten und Neuen Teſtamente, wenn auch nicht gut gezeichnet, ſo doch immer von höchſt naivem Charakter. Auf einem Capitäl iſt der König Wilhelm ſelber dargeſtellt, wie er das Abbild des Gebäudes der Madonna übergibt; auf einem andern ſieht man die Könige aus dem Morgenlande dem Chriſtuskinde die Geſchenke darbringen, theils zu Fuß, theils zu Roß. Es fehlt nicht an Ritterkämpfen, wo Gewappnete mit Lanzen gegen einander ſprengen, und die bei den Normannen auch in muſiviſchen Bildern beliebte Darſtellung von Bogenſchützen wiederholt ſich hier und erinnert an die nordiſchen Eddaſagen von Eigil dem Bogenſchützen, welche die Normannen auch in dem fremden Süden nicht mochten vergeſſen haben. So iſt hier Weltliches und Heiliges, die Bibel und das Naturmährchen in einer reichen Phantaſtik vereinigt und zu einer ſteinernen Bilderwelt rings um den Kloſterhof verbreitet, ein merkwürdiges Seitenſtück zu dem Moſaikencyklus im Dome ſelbſt, welches uns den Reichthum des menſchlichen Gemüths und der Kunſt jener Zeit, und vor allem die Freiheit von jeder conventionellen Feſſel herrlich zur Anſchauung bringt.

Wie im menſchlichen Weſen Ernſt und Spiel ſich immer zu einander geſellen, und wie das Erhabene an dem Wechſel des Kleinen ſeinen Gegenſatz fordert, macht Monreale recht deutlich. Dieß überhaupt iſt der Charakter der gothiſchen Architektur, welche in ihrem univerſellen Ausdruck unendlich reicher iſt als die der Hellenen, weil ſie auf einer umfaſſendern Anſchauung der Natur beruht.

Der Kloſterhof von Monreale iſt eins der intereſſanteſten Denkmäler jenes frühern Mittelalters, in welchem der menſchliche Geiſt in Architektur, Sculptur und Poeſie dieſe faſt räthſelhafte Fülle detaillirter Formen auszuſprechen begann, und wie in der Cultur auf jedem Gebiete ſchöpferiſcher Thätigkeit die Formen einander entſprechen, ſo iſt es offenbar, daß auch die poetiſchen Formen der romaniſchen Poeſie in Sonetten, Canzonen, Madrigalen, Terzinen und all den zahlloſen bunten Strophen und Weiſen genau den Moſaiken, Arabesken, Architektur-Ornamenten und Sculpturen jenes Zeitalters entſprechen. Wie man ferner den Charakter der Tragödie des Aeſchylus deutlicher herausſieht, wenn man ihre leibhaften architektoniſchen Abbilder, die doriſchen Tempel von Päſtum und von Sicilien vor Augen geſehen hat, ſo werden die großen Gedichte Dante's und Wolframs von Eſchenbach eben ſo durch die Dome Italiens und die Münſter Deutſchlands in ihrem innern Weſen begreiflicher.

Die Adminiſtration des Pendſchab in den Jahren 1849 bis 51.

Auf Befehl der Directoren der oſtindiſchen Compagnie wurde ein „General Report of the administration of the Punjab for the Years 1849/50 and 1850/51“ gedruckt, deſſen Ergebniſſe das Athenäum vom 17 Junius in folgender Weiſe zuſammenfaßt.

„Dieß iſt ein ſeltenes Werk von Seite der anglo-indiſchen Verwaltung, ein leſbares blaues Buch. Der Pendſchab wurde unſerem Gebiet beigefügt im März 1849, und der gegenwärtige Bericht beſchreibt ſeine Lage im J. 1851. Selten haben die „Beilagen“ zu den Berichten von Fort William ſo erfreuliche Nachrichten mitgetheilt; man hieß uns nur allzu oft zufrieden ſeyn mit den Kanonenſalven zu Ehren der Beſitzergreifung von Ländereien, mit geſtörten Gränzen, Deficits und Speculationen über unausgeführte Plane von Baumwollenbau oder Eiſenbahnanlagen. Aber im Lande der fünf Ströme hat eine Verwaltung aus drei verſtändigen und muthigen Civiliſten in drei Jahren Reſultate hervorgerufen, die einen beneidenswerthen Contraſt bilden zu den von Clive genommenen, von Haſtings geſtohlenen oder von Wellesley „abſorbirten“ Provinzen. Das Gebiet ſelbſt war gewöhnlich der Eröffnungsſchauplatz der Eroberungen Indiens, obwohl es zu den letzten Erwerbungen der (von Süden und Oſten gekommenen) Engländer gehörte. Seine reich bewäſſerten Flächen waren unter den Mogulkaiſern mit üppigen Fruchtfeldern bedeckt. Dieſe Dynaſtie war jedoch kaum dahin geſchwunden, als die Einflüſſe der durch Kunſt nicht mehr gezähmten Natur das Land in eine Wüſte verwandelten; die Canäle vertrockneten, die Erde wurde hart, Dſchengeln überzogen die Ebenen, eine Wildniß umgab die Hauptſtadt, und Ruinen, dieſe Zeichen von Armuth und Mißregierung, mehrten ſich nach allen Richtungen. Mit welchem Aufwand von Menſchenleben und Schätzen das Pendſchab erworben wurde, iſt wohl bekannt. Die Bevölkerung ſchien damals ſo demoraliſirt, daß man ſie gar nicht organiſiren zu können glaubte, und das Land ſo wüſte, daß man es der Erwerbung gar nicht werth hielt; aber ſeit dem verzweifelten Kampf, der das Thal der Setledſch einen ganzen Tag lang mit dem Rauch von 130 Kanonen füllte, iſt eine vollſtändige Veränderung raſch vor ſich gegangen, und die Beſitzer Indiens haben die praktiſche Lehre erhalten, daß wenn das Land unvollkommen verwaltet iſt, der Fehler an den Verwaltern liegt, die nicht mit Kopf und Herz an die Arbeit gehen.

„Der Pendſchab enthält ungefähr einen Flächenraum von 50,000 Quadratmeilen und liegt vortheilhaft in der Nordweſtecke zwiſchen der Soliman-kette und dem Setledſch. Nahe an den Ausläufern des Himalaya erſtreckt ſich eine breite Hochfläche, welche durch zahlloſe Bäche bewäſſert wird, und unterhalb derſelben liegen die Duabs, in denen die Ränder der Flüſſe mit dem

reichſten Anbau eingefaßt ſind. Wenige Bäume ſchmücken die Landſchaft, aber der geſchickte und fleißige Bauer macht zwei Ernten des Jahres. Dieſe ſchmalen Striche ſchließen unermeßliche, nur mit Gras bewachſene und nur durch die Züge der Schafe und des Rindviehs bezeichnete Wüſten ein. Hie und da erſcheint ein Dorf, in welchem ein halbbarbariſcher Stamm von Ureinwohnern ſich birgt, und in ſolcher Nähe iſt der Boden unwandelbar gut angebaut, weil Waſſer, obgleich tief unter dem Boden, allenthalben reichlich iſt, und ſtets die Mühe des Brunnengrabens lohnt. Aber ſelbſt in dieſem öden Zuſtande ſind ſolche Theile des Pendſchab werthvoll; ſie liefern eine unermeßliche Maſſe von Brennholz und unerſchöpfliche Weide für Rindvieh, Kamele, Ziegen und Schafe. Ruinen von Städten, Tempeln, Ciſternen und Canälen zeugen für einen früheren blühenderen Zuſtand, in den ſie wahrſcheinlich durch die jetzt unternommenen rieſenhaften Arbeiten wieder verſetzt werden, denn wie ſchon bemerkt, iſt der Boden faſt allenthalben des Anbaues fähig, und in dem einzigen Duab, das für den Anbau allzu dürr erſcheint, enthält eine Salzkette mehr Reichthümer, als ſich aus dem fetteſten Kornlande am Ganges ziehen ließe.

„Das innerhalb der politiſchen Gränzen des eigentlichen Pendſchab eingeſchloſſene Gebiet iſt bewohnt von einer gemiſchten Bevölkerung von Dſchats, die hauptſächlich ſich von Nanak bekehren ließen, von Gadſchers, Viehhirten, von einem ſtolzen, kriegeriſchen Radſchputenſtamm, von Doggras, einer Race unvergleichlicher Gärtner, und von hochmüthigen Pathans, den tapferſten unſerer Truppen. Dieſe Stämme bilden die ackerbauenden und militäriſchen Claſſen, die Kaufleute und Schreiber ſind faſt alle Khatries. Indeß ſind ſie ſämmtlich günſtig für die brittiſche Herrſchaft geſtimmt mit Ausnahme der reinen Mohammedaner, die jede andere Herrſchaft als ihre eigene haſſen, und uns als die ſchlimmſten, weil die mächtigſten Uſurpatoren verabſcheuen. Ihre Feindſchaft wird nicht furchtbar ſeyn, außer wenn die neuen Adminiſtratoren in ihrer polizeilichen Wachſamkeit nachlaſſen oder in ihren politiſchen Reformen fehl greifen. Vielleicht mag das Auskunftsmittel, das die Mahratten verſöhnte, auch mit ihnen gelingen, und ſie können, wenn ſie die Hoffnungsloſigkeit eines Widerſtandes erprobt haben, Dienſte in unſeren Armeen nehmen.

„Zucker und Indigo werden reichlich im Pendſchab erzeugt, aber als Baumwollenland führt ihn der Bericht nicht auf. Er hat zwei große Stapelwaaren, Weizen und Mais von vortrefflicher Qualität und durch einen geſchickten Anbau erzeugt. Ueberhaupt ſcheinen die Bewohner in der Agricultur ſehr wohl erfahren, und ſind im Fruchtwechſel und der Anwendung des Düngers, ſowie in der Anlegung von Bewäſſerungscanälen ſehr ſinnreich. Ihrem Gebiet fehlt es indeß an Bäumen, die Nähe von Multan ausgenommen, wo prächtige Palmenalleen die Flüſſe beſchatten. Es gibt Manufacturen von Seidenzeugen, Teppichen und Wollzeugen, ſowie geſchickte Arbeiter in Holz und Eiſen, welche ihre Erzeugniſſe gegen brittiſche Baumwollen- und kurze Waaren, Pelze und Früchte aus Afghaniſtan und Shawls aus Kaſchmir austauſchen. Ungeheure Züge von Kamelkarawanen, die von Bewaffneten geleitet ſind, welche die Narben von manchem Kampf tragen, führen einen Handel von Weſten gegen Oſten, zwiſchen der Tatarei, Cabul, Tibet und den engliſchen Häfen. So war der einheimiſche Ackerbau und Handel niemals im Pendſchab erloſchen, obwohl vor der engliſchen Herrſchaft eine ſchwache, unregelmäßige, erpreſſungsluſtige Tyrannei die Gränzen ungedeckt, die Straßen unſicher, das Volk und das Land halb öde ließ.

„Eine engliſche mit voller Gewalt ausgerüſtete Verwaltung unternahm im März 1849 die militäriſchen, politiſchen und ſocialen Elemente im Fünfſtromland zu reorganiſiren. Die Operation war mühſelig, verwickelt und durch viele unvermeidliche Hinderniſſe aufgehalten. Finanzielle Einrichtungen mußten geſchaffen, neue Steueranſätze gemacht, Dorfgenoſſenſchaften beſtimmt, Gränzen feſtgeſtellt, Zölle und Durchfuhrabgaben abgeſchafft, eine Acciſe auf den einzigen Artikel Salz eingerichtet werden, eine einfache Civilgerichtsverwaltung mußte die launenhafte Ungerechtigkeit unbefugter Tribunale erſetzen, ein Strafgeſetzbuch und eine Polizei die Einführung einer geſellſchaftlichen Ordnung erleichtern, die militäriſchen Claſſen mußten entwaffnet, und zahlreiche Feſtungen geſchleift werden. Dann mußte man die Hülfsquellen des Landes entwickeln durch Oeffnung von Bergwerken, Straßen und Canälen, durch die Aufmunterung des Anbaues und den Schwung des Handels. Der Bericht vor uns zeigt, wie die in den Inſtructionen des Generalgouverneurs niedergelegten Grundſätze ausgeführt wurden, und welche Reſultate ſie ergaben. Die erſten zwei Jahre wurden mit Entwerfung, das dritte mit der Vollendung der von dem Bericht aufgezählten Plane hingebracht. Als öffentliche Sicherheit hergeſtellt war, entwickelte ſich der innere Fortſchritt ſchnell. Die Grundlage einer neuen Civilverwaltung wurde gelegt, veraltete Münzen aus dem Umlauf gezogen, die Truppen welche den engliſchen Kanonen und Bajonetten in ſo mancher Schlacht widerſtanden, wendeten ſich bereitwillig friedlichen Arbeiten zu, eine regelmäßige Razzia ward angeſtellt gegen räuberiſche Vagabunden, die alle Dörfer und Straßen unſicher machten, 8000 gefährliche Verbrecher wurden eingeſperrt, Zahlungen in Geld ſtatt in Naturalien eingeführt, große Summen auf Arbeiten öffentlichen Nutzens ausgegeben, und nichtsdeſtoweniger fand ſich in der Schatzkammer nach Verlauf der drei Jahre ein bedeutender Ueberſchuß. In den nächſten zehn Jahren wird dieſer Ueberſchuß allerdings durch die koſtſpieligen, bereits begonnenen Unternehmungen aufgezehrt werden, aber Beweiſe einer ſeltenen Elaſticität in den Einkünften liegen bereits vor, und das ſo ausgegebene Geld wird in den Boden ausgeſäet, nicht vergraben ſeyn. Die Steuern werden im allgemeinen gern und bereitwillig bezahlt, und das Wachsthum der Gewerbe, des Handels und des Ackerbaues ſowie das Einſtrömen der Bevölkerung beweiſt, daß Indien, wenn der Einfluß der Regierung wohlthätig iſt, bedeutende Laſten tragen kann.

„Da indeß untergeordnete Verwaltungsformen niemals die Hülfsquellen unſeres öſtlichen Reichs entwickeln werden, wenn nicht eine große Reihe öffentlicher Arbeiten ausgeführt wird, ſo lenken wir die Aufmerkſamkeit hauptſächlich auf denjenigen Theil des Pendſchabberichts, welcher von dieſen handelt. Die Unternehmungen der drei Adminiſtratoren zerfallen in Militärbauten, Gebäude zu bürgerlichen Zwecken, Straßen, Brücken, Viaducte, Ciſternen und Canäle. In ſechs von den 19 Diſtricten wurden alte Luſtſchlöſſer und Paläſte, die Denkmale einer frivolen Schwelgerei, als Gerichtsſitze und Gefängniſſe hergerichtet, in den andern neue einfache Bauten zu dieſem Zwecke errichtet. Straßen ſind das Wichtigſte in dem Capitel der öffentlichen Arbeiten; die Hauptlinien ſind die für die militäriſchen und Handelszwecke: vorerſt die große Straße von Lahor nach Peſchawer, wo mehrere Flüſſe zu überbrücken, reißende Bäche zu überſpannen ſind, der Kamm der Bukrala-Berge muß durchſchnitten, Felſen geſprengt, und Viaducte durch Schluchten und Engpäſſe geführt werden. Die ganze Linie iſt ausgeſteckt, aufgenommen und im Bau. Vom Byas nach Lahor iſt eine Hauptſtraße mit Eindämmungen und gemauerten Unterlagen hergeſtellt worden; eine zweite von Amritſir nach Sialkote mit einer Verzweigung nach Weſirabad, und zwei prächtige Straßen von Lahor nach Multan und Firozpur. Zudem

mußten die Kohatpäſſe ausgebeſſert, und wilde, rauhe, bisher gegen die Bewegungen regelmäßiger Truppen geſperrte Striche in allen Richtungen durchſchnitten werden.

„Der Bau von Straßen iſt in allen Theilen Hindoſtans wichtig, namentlich aber im Pendſchab, weil er das Durchgangsland iſt, welches Hindoſtan, Dekkan und Centralaſien verbindet. Die Karawanen, welche zwiſchen Delhi und Ghisni, einſt den Schweſterhauptſtädten von Aurengſibs Reich, ziehen und ungeheure Reichthümer mit ſich führen, die ſie unterwegs vertheilen, wurden durch den ſchlechten Zuſtand der Straßen genöthigt den Pendſchab zu vermeiden, und einen Umweg durch das Gebiet einheimiſcher Fürſten zu machen, welche ſie mit unmäßigen Durchfuhrzöllen belaſten. Um dieſem Uebel abzuhelfen und einen ſo befruchtenden Handelsſtrom durch das Gebiet zu leiten, iſt der Plan zu zwei großen Straßenlinien entworfen mit Brunnen und Serais in Zwiſchenräumen zur Bequemlichkeit der Reiſenden. Ohne ſolche Ausrüſtung, das muß man ſich wohl merken, iſt eine Straße in Indien nutzlos, denn ſie führt unvermeidlich hie und da durch öde, kahle, ungaſtliche Wüſten. So hat man für die Militärbedürfniſſe des Landes, wie für ſeinen Ein- und Ausfuhrhandel geſorgt; noch erübrigt aber der innere Verkehr, der von Feld zum Dorf, von Dorf zur Stadt, von der Stadt zum Fluß, von den Kornmagazinen, den Schachten in den Bergen nach den Dampfbooten, welche den Indus auf- und abfahren. Deßhalb iſt ein Netzwerk von Straßen zweiten Ranges im Plan, das die Ackerbau- und Minendiſtricte mit den Hauptlinien oder Centralniederlagen verbindet. Auf großen Strömen ſollen Flotten von Fährboten erbaut werden, um ſchwimmende Brücken zu bilden ſtatt der eiſernen in andern Theilen Indiens paſſenden Pontons. Das Ergebniß dieſes Theils des Berichts iſt, daß 1349 Meilen guter Straßen eröffnet, 853 M. im Bau, 2487 M. ausgeſteckt, und, abgeſehen von kleineren Zweig- und Querſtraßen, 5272 M. aufgenommen ſind. In der Nähe derſelben hat die Regierung, um den Ackerbau aufzumuntern, den Eingebornen Anlehen gemacht, und dieſe ſind ſämmtlich gewiſſenhaft zurückbezahlt worden.

„Sie dienten hauptſächlich die Bewäſſerung zu fördern; Canalbewäſſerung paßt ganz beſonders für ein Land, wie der Pendſchab, welches von Bergen eingeſchloſſen, von großen Strömen durchſchnitten, in ſeinen obern Diſtricten von zahlloſen Bächen erfriſcht iſt, und eine regelmäßig von Norden nach Süden abfallende Oberfläche hat. Jede Dynaſtie hat in ihrer Reihe etwas gethan, um dieß Syſtem zu verbeſſern, ſo daß das Land von künſtlichen Bächen oder ihren aufgetrockneten Betten in allen Richtungen durchſchnitten iſt. Das Volk kennt den Werth dieſer Arbeiten, und da es jetzt ſeines Eigenthums ſicher iſt, trägt es willig dazu bei, ſie zu ſchützen; ja die Bewohner führen viele Unternehmungen dieſer Art aus eigenem Antrieb aus, und wo dieſe Localthätigkeit ſich bemerkbar macht, enthält ſich die Regierung der Einmiſchung. An andern Orten überträgt man den Eingebornen ſelbſt dieſe Arbeit der Oberaufſicht, und dadurch wird ein „herzliches Einverſtändniß" zwiſchen den Unterworfenen und dem herrſchenden Stamm genährt.

„Ein ungeheurer Canal ſoll durch die ganze Länge des Bari-Duabs angelegt werden, wo ſchöne Hochlande anzubauen, ein männliches Volk zu nähren und ein alter Wohlſtand herzuſtellen iſt. Die Hauptlinie und die Zweige ſollen miteinander 466 Meilen lang werden. Ein ganzer Fluß, der Rawi, wird im Winter in den Canal abgeleitet, und eine ungeheure Waſſermaſſe zur Bewäſſerung des Landes auf beiden Seiten liefern. Längs den Ufern will man Wald- und Zimmerholzbäume pflanzen, Mühlen errichten, und ſie an die Eingebornen verpachten. Der ganze Aufwand iſt auf 520,000 Pfd. berechnet, der Bau wird fünf Jahre einnehmen und dann 145,000 Pfd. oder 27 Procent eintragen, ſo daß die ganze Auslage in 5½ Jahren erſetzt iſt. Alle Hauptſchwierigkeiten ſind bereits überwunden, da ſie auf die erſten 30 M. fallen. Dieß Beiſpiel von dem Werth und der Ausführbarkeit öffentlicher Arbeiten in Indien iſt beſonders wichtig.

„Die Verbeſſerungen im Sanitätsweſen, im öffentlichen Unterrichte, und andern Zweigen des geſellſchaftlichen Lebens, wie der Bericht ſie ſchildert, ſind alle mehr oder minder in Uebereinſtimmung mit dem obenerwähnten Reſultat. Sie ſind Beweiſe einer nicht geringen adminiſtrativen Geſchicklichkeit und des ſchönſten Ehrgeizes auf Seite der Herren, welche den Pendſchab ſeit ſeiner Eroberung regiert haben: Sir Henry Lawrence, Hr. John Lawrence, Hr. Manſell und ſein Nachfolger, Hr. Montgomery. Auch iſt zu bemerken, daß der Bericht einfach, ohne rhetoriſche Floskeln geſchrieben iſt; es iſt der Bericht über eine gute Arbeit, aber eine Arbeit, die nur als Grundlage zu bewundern iſt, eine Arbeit die lang und gut fortgeſetzt werden muß, ehe der Pendſchab wirklich ein Gegenſtand gerechten Stolzes als brittiſche Provinz werden kann. Der Bericht ſchildert alles was geſchehen, deutet aber auch ſehr vieles an, was noch geſchehen muß. Es iſt indeß eines der erfreulichſten blauen Bücher, die je von den Directoren herausgegeben wurden, und der Aufmerkſamkeit aller derer würdig, welche zu wiſſen wünſchen, wie engliſche Grundſätze wirken wenn man ſie in Berührung bringt mit „aſiatiſcher Unwiſſenheit, Barbarei und Bigotterie" — eine Bigotterie, welche allzu oft nur fromme Achtung für das Herkommen iſt, das von unſerem hochmüthigen Egoismus verletzt wird; eine Barbarei, die in den Händen einer klugen umſichtigen Regierung dehnbarer iſt als Gold, und eine Unwiſſenheit in Bezug auf Europa, welche gewöhnlich nur unſere eigene Unwiſſenheit in Bezug auf Indien wiederſpiegelt."

Ueber die Winde.

Ein Hr. Lartigue hat an die franzöſiſche Akademie der Wiſſenſchaften eine Abhandlung über das Syſtem der Winde eingeſchickt, aus der das Athen. Franç. vom 17 Junius nachſtehenden Auszug gibt.

„Der Wind iſt ein Theil unſerer Atmoſphäre, der durch irgend eine Veränderung in ſeinem Gleichgewicht in Bewegung geſetzt wird; dieſe Veränderung entſteht durch Temperaturverſchiedenheiten. Die Luft iſt in der Nähe des Aequators warm und ſomit dünner als in der Nähe der Pole, daher kommt es, daß in beiden Hemiſphären Luftſtrömungen ſich einſtellen, welche von den Polen nach dem Aequator gehen. Dieſe Luftſtrömungen, welche man Polarwinde nennt, wehen gewöhnlich in der gemäßigten Zone zwiſchen NW und N in der nördlichen Halbkugel, zwiſchen SW und S in der ſüdlichen; ihre Richtung nähert ſich dem Oſtwind, in dem Maaße als ſie gegen die heiße Zone vorrücken, wo ſie die Paſſatwinde bilden. Die Wolken zeigen oft an, daß

ſie raſcher in den unteren als in den höhern Schichten wechſeln und daß ſie in den hohen Regionen ihre urſprüngliche Richtung beibehalten. Manchmal nehmen die Polarwinde in der Nähe der Pole ihre Richtung zwiſchen N und NO oder zwiſchen S und SO, je nach den Hemiſphären, und behalten ſie bis in die heiße Zone und bis in die höchſten Regionen der Atmoſphäre. Die Polarwinde nehmen nur einen beſchränkten Raum ein, herrſchen aber zugleich an mehreren Orten, und in den ſie trennenden Zwiſchenräumen trifft man die tropiſchen Winde, die in der nördlichen Hemiſphäre zwiſchen S und W, und in der ſüdlichen zwiſchen N und W wehen. Dieſe Winde ſind gewöhnlich die Gegenſtrömungen der Paſſatwinde der Hemiſphäre, in welcher ſie wehen. Die Paſſatwinde bilden zwei verſchiedene Luftſtrömungen, welche in den freien Meeren und an den Oſtküſten in einer mit ihrer Stärke im Verhältniß ſtehenden Entfernung vom Aequator wehen. In geſchloſſenen oder mit zahlreichen Inſeln überſäeten Meere und weſtlich von den Continenten ſind ſie oft von einander entfernt; in den ſie trennenden Zwiſchenräumen herrſchen Windſtillen oder Winde, die in der nördlichen Hemiſphäre zwiſchen S und W wehen: man nennt ſie die wandelbaren Winde der heißen Zone, in den indiſchen Meeren aber heißt man ſie Südweſt- und Nordweſt-Mouſſons.

„Die Winde ſind oft die Gegenſtrömungen der Paſſatwinde der entgegengeſetzten Hemiſphäre. Wenn die Polar- und Paſſatwinde eine gewiſſe Stärke erreicht haben, können ſie bis in die höchſten Regionen der Atmoſphäre gelangen; ſind ſie aber ſchwach, ſo gehen die Winde der ſüdlichen Hemiſphäre über die Polar- und Paſſatwinde der nördlichen Hemiſphäre, und die der letztern über die Polar- und Paſſatwinde der ſüdlichen Hemiſphäre hinweg. Allenthalben, wo die Polar-Paſſatwinde auf der Oberfläche der Erde aufhören, werden ſie durch die höhern Winde erſetzt. Wenn die Paſſatwinde beider Hemiſphären ſich berühren, erreichen die höhern Winde die Oberfläche nur außerhalb der äußern Gränze der Paſſatwinde, ſobald aber die Zonen dieſer Winde ſich trennen, wird der Zwiſchenraum durch die höhern Winde ausgefüllt. Dieſe Winde vereinigen ſich bald mit den tropiſchen Winden, bald mit den wandelbaren Winden der heißen Zone, und manchmal mit beiden zugleich; ſie verſtärken ihre Kraft, die übrigens nur bedeutend wird, wenn die Polar- oder Paſſatwinde der Hemiſphäre, in welche ſie gelangen, ihnen ein Hinderniß entgegenſetzen, und ſie ſchlagen nach W gen SW oder W gen NW nur durch die Einwirkung eben dieſer Winde um.

„Die tropiſchen Winde bilden oft eine Zone zwiſchen 35° und 45° oder 60°. Eine große Menge polarer Luftſtrömungen ſtellen ſich zugleich zwiſchen dieſer Zone und der der Paſſatwinde ein; dieſe Strömungen entſtehen in der Nähe der Pole; da ſie aber ſchwächer ſind als die tropiſchen Winde, ſo gehen ſie über dieſe hinweg, und treten ihren Lauf an der Oberfläche der Erde erſt nahe an der Aequatorialgränze der tropiſchen Winde wieder an. Da die Polarwinde, welche je nach der Hemiſphäre zwiſchen N und NO oder zwiſchen S und SO wehen, in der Nähe der Pole entſtanden ſind, ſo erhalten ſie ſich an der Oberfläche des Meeres. Sind ſie ſtärker als die tropiſchen Winde, ſo ſetzen ſie ihren Lauf an der Erdoberfläche fort, und zwingen die letztern in die höhern Regionen aufzuſteigen; ſind ſie ſchwächer, ſo weichen ſie von ihrer urſprünglichen Richtung ab, gegen O oder OSO in der nördlichen, gegen O oder ONO in der ſüdlichen Hemiſphäre.

„Nach Windſtillen erhebt ſich der Wind gewöhnlich in der nördlichen Hemiſphäre in den gemäßigten Zonen von SSO her, wechſelt gegen S oder SW, manchmal nach WSW, von wo er plötzlich nach NW umſpringt. In der ſüdlichen Hemiſphäre wendet er ſich in entgegengeſetzter Richtung: er beginnt im NNO, wechſelt gegen NNW und WNW, von wo er nach SW umſpringt.

„Die Polarwinde erhalten, ſobald ſie zu wehen anfangen, eine große Stärke, die ſie etwa drei Tage lang in der Nähe der Wendekreiſe behalten. Dann dehnen ſie ſich gegen W aus, verſetzen ſich oft auch ganz in dieſe Richtung, aber dieſe Verſetzung geht mit einer gewiſſen Regelmäßigkeit nur in großer Entfernung von den Küſten und ſüdlich vom 35° B. vor ſich. Die tropiſchen Winde wechſeln zugleich den Ort, ſo daß die anfangs von Polarwinden eingenommenen Striche dann durch tropiſche Winde eingenommen werden. Die Polarwinde dauern in beiden Hemiſphären während der einen Jahreszeit an den Oſtküſten der Continente länger als die tropiſchen, während das Gegentheil an den Weſtküſten der Fall iſt. Während der entgegengeſetzten Jahreszeit wechſeln die Rollen, und die tropiſchen Winde ſind häufiger an den Oſtküſten, während dann auf den Weſtküſten das Gegentheil ſtattfindet.

„Die Paſſatwinde nähern oder entfernen ſich vom Aequator je nach der Stärke der Polarwinde, deren Fortſetzung ſie ſind, und je nach der Stärke der Winde in der entgegengeſetzten Hemiſphäre. So wechſeln die Gränzen ſelbſt im Verlauf einiger Tage bedeutend. Die Wechſelwinde der heißen Zone nehmen einen bedeutenden Raum ein, der je nach der Stärke der Paſſatwinde in beiden Hemiſphären zu- oder abnimmt; ihre Weſtgränzen nähern ſich den Continenten zu derſelben Zeit, wo ihre nach den Polen gerichteten Gränzen ſich dem Aequator nähern.

„Die Sonne gilt als die Haupturſache der verſchiedenen Luftverdünnungen, welche die Polarwinde erzeugen, aber in Folge der Geſtaltung der Länder und da die Sonne je nach den Jahreszeiten die Luft in der einen Hemiſphäre mehr als in der andern erwärmt und verdünnt, erhalten dieſe Winde in beiden Hemiſphären verſchiedene Grade von Stärke. Dieſe verſchiedenen Grade von Stärke ſind Urſache, daß die Winde ſich fortdauernd in allen Theilen der gemäßigten Zonen von den Polen nach dem Aequator wenden."

Geſchichte des chineſiſchen Porcellans.

Man hat bekanntlich aus den in einigen ägyptiſchen Gräbern gefundenen Porcellanflaſchen den Beweis führen wollen, daß das Porcellan bei den Chineſen ſchon 2000 Jahre vor Chr. bekannt geweſen, ſowie daß China mit Aegypten in Verbindung geſtanden. Daß dieß ganz falſch iſt, hat namentlich Medhurſt nachgewieſen, indem er zeigte, daß die auf einigen dieſer Flaſchen ſtehenden Verſe von einem Dichter der Dynaſtie Thang (618—904 n. Chr.) herrühren. Hr. Stan. Julien hat in der Sitzung der franzöſiſchen Akademie der Inſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften vom 16 Junius (ſ. Athen. Franç. vom 24 Junius) dieſen Streit ehemals berührt, indem er die Einleitung zu einem Werk „über die Geſchichte des chineſiſchen Porcellans" vorlas. In demſelben weiſt er aus

chinesischen Geschichtschreibern nach, daß vor Chr. Geburt die Chinesen nur Thongefäße kannten, und daß das Porcellan erst unter der Dynastie Han in dem Lande Sin-p'ing entdeckt wurde. Es gibt freilich zwei Dynastien Han, wovon die erstere von 207 bis 2 vor Chr., die zweite von 2 vor bis 220 Jahre nach Chr. geht. Indeß steht fest, daß die Erfindung im Lande Sin-p'ing geschah, und dieß Land bestand geographisch erst seit der Gründung von Si-gan-fu (in Schen-si), welche Hauptstadt erst im J. 164 nach Chr. gegründet wurde. Zwischen 164 und 220 fällt also die Entdeckung des Porcellans. Hr. Stan. Julien hat die Geschichte der Fabrication des Porcellans verfolgt. Die Fortschritte derselben waren anfangs langsam: unter den Tsin (265—419 nach Chr.) war das Porcellan blau und stand in hohem Werth. Unter den Tsin (457—587) befahl ein besonderes Decret den Fabrikanten des Landes, das jetzt King-te-tschin heißt, Porcellan für den Gebrauch des Kaisers zu fertigen, und es ihm nach seiner Hauptstadt Kien-Kang zu bringen, dem jetzigen Kiang-ning-fu der Provinz Kiang-nan. Hr. St. Julien hat die Biographie der bedeutendsten Porcellanfabrikanten entworfen. Die welche sich zu Tschang-nan niederließen, erhielten bald einen verdienten Ruf, und später unter den Sung (im J. 1004) wurde Tschang-nan der Sitz der kaiserlichen Manufactur, was es seitdem geblieben ist. Durch seine genauen Nachforschungen ist Hr. St. Julien in Stand gesetzt, die Zahl der Orte, wo das Porcellan fabricirt wird, anzugeben. Unter den verschiedenen Provinzen, wo diese Industrie getrieben wird, nahmen Kiang-se und Tsche-kiang durch die Ausdehnung, welche sie erlangt hat, den ersten Rang ein. Ein einfaches Dorf der erstern Provinz, welche man das Staffordshire China's nennen kann, zählt jetzt mehr als 2 Millionen (!) Einwohner. Hr. Stan. Julien ist so ins Detail eingegangen, daß man nach seinen Angaben die verschiedenen Sammlungen chinesischen Porcellans in Europa vollständig wird classificiren können.

Amerikanische Notizen.

Europäisches Geld soll nach Amerika in folgendem Verhältniß geflossen seyn:

	bis 1848 Mill. Doll.	1853. Mill. D.
Für Papiere der Unions-Regierung . .	11	40
„ „ des Staates New-York . .	16	48
„ „ „ „ Pennsylvanien . .	30	57
„ „ „ „ Ohio	15	25
„ „ „ „ Michigan . . .	2	5
„ „ „ „ Massachusetts . .	2	3
„ „ „ „ Maryland . . .	6	14
„ „ „ „ Virginien . . .	6	12
„ „ „ „ Süd-Carolina . .	2	2½
„ „ „ „ Georgia	½	1½
„ „ „ „ Alabama . . .	7	8
„ „ „ „ Mississippi . . .	7	7
„ „ „ „ Texas	2	22
„ „ „ „ Arkansas . . .	2½	½
„ „ „ „ Tennessee . . .	2¼	5
„ „ „ „ Kentucky . . .	2	4
„ „ „ „ Indiana . . .	5	13
„ „ „ „ Illinois . . .	10	21
„ „ „ „ Missouri . . .	½	4
„ „ „ „ Louisiana . . .	12	10
„ „ „ „ Nord-Carolina .	—	½
„ „ „ „ Californien . .	—	½
„ „ „ „ New-Jersei-Eisenbahn	—	2
„ „ „ „ Florida	—	4
„ „ „ „ District Columbia	—	2
Total	141,200,000	311,500,000 D.

Die Summen, welche ohne staatliche oder Unions-Garantie auf Häuser und sonstige Grundstücke, sowie auf allerlei Unternehmungen hergeliehen wurden von Mama Europa an ihre unartigen Kinder in Amerika, übersteigt bei weitem die vorstehende hohen Beträge; denn man spricht von 600 Millionen, die aus Europa nach Amerika geflossen seyn sollen. Wenn sich Europa durch diesen Aderlaß nur tüchtig und strebsam erhielte, so möchte noch hingehen, daß Amerika mit allen Lastern befleckt würde, die mit dem schmutzigen Metallbesitz verbunden zu seyn pflegen. Denn eine jede Wirthschaft unter den Menschen muß ja ihren Schmutzwinkel haben, wie behauptet wird. Aber ich fürchte die gute Mama verdirbt nur ihre Kinder, indem sie sich schwächt und am Ende gar die Schwindsucht bekömmt. E. P.

•

Die Kupferminen im Nordwesten der Union, in den Regionen am obern See (Lake superior) haben 1853 ungefähr 2535 Tonnen Kupfer ausgeführt. 1600 Tonnen davon gingen nach Cleveland, im Staate Ohio, 935 wurden direct nach New-York gesandt. Der Bruttowerth dieses Metalls wird auf 1,014,000 Dollars angeschlagen. Der Werth des geschmolzenen Kupfers in Cleveland, nachdem es für die östlichen Märkte der Union präparirt ist, stellt sich der Taxe nach etwa auf 600 D. pro Tonne. Die Actien der Minnesota-Compagnie brachten 1853 30 Proc. Nettogewinn, während die ganzen Einzahlungen 25 D. auf das Hundert nicht überstiegen haben.

Das Metall aus dieser Kupferregion, so wurde versichert, wird dem englischen Kupfer (aus Wales) weit vorgezogen; es steht höher im Preis als alles übrige Kupfer der Erde und wird seiner vorzüglichen Qualität wegen von allen westlichen Mächten Europa's für den Guß von Bronze-Kanonen aufgekauft. Ob dabei der von den guten Amerikanern erst neulich entdeckte, ansehnliche Silbergehalt dieses Kupfers vielleicht mitsprach, will ich dahin gestellt seyn lassen; ebenso ob die im Süden der Union gefundenen Kupferlager, dicht bei Steinkohlenlagern, nicht starke Concurrenz veranlassen werden. E. P.

•

Blutpreis in Amerika. Ueber die wahre Stellung der Deutschen, selbst an solchen Orten der Vereinigten Staaten, wo das deutsche Element am zahlreichsten unter der Bevölkerung vertreten ist, sprach sich kürzlich sogar ein englisches Blatt, die „Evening News" von St. Louis, Staat Missouri, sehr treffend wie folgt aus:

„Endlich ist Blut ein verkäuflicher Artikel geworden und sein Preis ist in St. Louis festgestellt. Der Fall mit John Rovers, der im letzten Frühjahr mit einer Pistole bewaffnet auf einen

Ball im Biddlemarkethause ging, ohne Bezahlung in den Saal zu dringen versuchte, während seine Begleiter an der Thüre Drohungen gegen die Anordner des Balles ausstießen; der sich zur passenden Zeit im Ballsaale in Streit verwickelte, sich sodann aus demselben zurückzog, und nachdem er einen sichern Platz außerhalb erreicht hatte, umkehrte und seine gehörig vorbereitete Pistole auf die vor ihm im Tanzsaale befindliche Menge abfeuerte und ein junges Mädchen, Marie Schubert, tödtete — dieser Mann ist, nach seinem mörderischen Anfall einer friedlichen Tanzgesellschaft und dessen blutigem Ausgang, dieser Mann ist verhört, des Todtschlags im dritten Grade schuldig befunden und mit einer Strafe von 500 Dollars belegt worden, um deren Erlassung bei Gouverneur Price ohne Zweifel augenblicklich petitionirt werden wird.

Dieses also zeigt den Preis des Blutes in St. Louis: Wer mit einer Mordwaffe auf den Ball geht und ein deutsches Mädchen tödtet, zahlt 500 Dollars — andere Leben im Verhältniß. Der jetzt in unserer Stadt offen ausgesprochene moderne Grundsatz ist: daß die Deutschen eine verachtete Classe sind — die fremden Hunde unsrer Gesellschaft — deren Rechte werthlos sind und deren Blut nichts gilt. Wir opponiren diesem herzlosen und unchristlichen Grundsatz, aber mit wenig Aussicht auf Erfolg. Die Deutschen sind daher in Selbstvertheidigung dazu getrieben, dem Gesetz verächtlich den Rücken zu wenden und das Leben zu hassen. Wir vermuthen, daß sie in Zukunft bis an die Zähne bewaffnet nach allen ihren Bällen gehen und dieselben mit Bowiemessern, Dolchen, Slungshots und Pistolen vertheidigen werden. Das würden wir wenigstens thun, wenn wir Deutsche wären. Wenn sodann menschliches Blut fließt, ja wenn die Schlächter bis an die Knie in seinen Strömen waten, so kann der zukünftige Geschichtsschreiber unsrer verwüsteten Stadt leicht auf den Ursprung des Uebels zurückkommen, und die Schuld dem beilegen, der sie trägt."

Einer meiner Freunde sagte: „die Polizei in Europa erlaubt den Leuten nicht, so niederträchtig zu seyn, wie sie es hier in der Musterrepublik sind!" Scharf und schlagend, muß leider zugestanden werden. E. P.

•

Sklavenverbrennung in Amerika. Mrs. Beecher-Stowe wird in Verzweiflung seyn, oder sie kann es; denn ihr sentimental-romantisches Onkel-Tom-Ragout ist neulich in Wirklichkeit am untern Mississippi bei weitem überboten worden durch einen Vorfall, den der in Natchez erscheinende „Free-Trader" auf nachstehende Weise beschreibt:

„Unmittelbar am Mississippi an der Stelle, die den Namen Union Point führt, wurde vermittelst einer Kette ein zum Tode bestimmter Neger an einen Baum geschlossen und Reisigbündel um ihn her aufgehäuft. — Der Unglückliche sah diesem mit scheinbarer Gleichgültigkeit zu.

Als die Vorbereitungen vollendet waren, wurde er gefragt, was er noch zu sagen habe. Er forderte dann alle auf ein Beispiel an ihm zu nehmen und bat die Umstehenden für ihn zu beten. Dann verlangte er einen Trunk Wasser, welcher ihm gereicht wurde; er trank und sagte: „„Jetzt zündet an, ich bin bereit im Frieden zu sterben!"" — Die Fackeln wurden angezündet und in den Haufen geworfen, den sie bald in Flammen setzten. Der Verurtheilte verfolgte unbewegt das Anwachsen der Flammen mit seinen Augen, bis dieselben an seinem Körper emporzüngelten. Da auf einmal begann er ein furchtbares Todesgeschrei auszustoßen und bat die Nahestehenden ihm eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Dann erhob er sich mit fast übermenschlicher Stärke bis der Haken, mit welchem die Kette an den Baum befestigt war, losging.

Der Halbverbrannte sprang vom Scheiterhaufen; in demselben Augenblick wurde der Knall mehrerer Büchsen gehört und der Neger stürzte als eine Leiche zu Boden. Er wurde von einigen Cannibalen aufgehoben und wieder ins Feuer geworfen, wo er zu Asche verbrannte. — Etwa 4000 Sklaven von den umliegenden Plantagen waren herbeigetrieben worden, um der abschreckenden Scene beizuwohnen. Zahlreiche anwesende Geistliche warnten die Sklaven in salbungsvollen Reden und erklärten ihnen, daß dasselbe Schicksal auch ihrer warte, wenn sie sich gegen ihre Herren empören würden. — Es ist überflüssig, dieser Erzählung noch einen Commentar beizufügen."

Letzterem pflichte ich bei, bin aber der Meinung, daß speculative Personen — gleich obengenanntem Blaustrumpf — nicht verfehlen werden, verwässerndes, abschwächendes Capital daraus zu machen. E. P.

•

Das Erziehungswesen der Vereinigten Staaten Nordamerika's stellte sich nach dem letzten Census von 1850 wie folgt heraus.

Die Zahl der Kinder, welche die Schule besuchten, betrug durch die ganze Union:

	Weiße.	Farbige.	Eingeborne.	Ausländ.
Gesammtsumme	4,063,016	26,481	3,942,081	147,426
Männl. Geschlecht	2,646,432	13,864	—	—
Weibl. Geschlecht	1,916,614	12,597	—	—

Im Gebiete der Union sind 234 Colleges (Hochschulen) mit 1651 Lehrern und 27,159 Studenten vorhanden. Ihr jährliches Einkommen beträgt 2,700,000 Dollars. Oeffentliche Schulen gibt es 80,991 mit 92,000 Lehrern und 3,854,173 Schülern, mit 9,591,530 Dollars Einkommen. Akademien zählt man 6032 mit 12,207 Lehrern, 261,362 Schülern und 4,653,900 D. Einkünften.

Der Census will ferner wissen, daß es in der Union 380,064 Weiße über 20 Jahre alt gebe, die weder lesen noch schreiben können. Massachusetts soll deren nur 1800, New-York 30,000, Virginien aber 77,000 haben.

Woher der vortreffliche Census das so bestimmt weiß, möchte ich wissen, da es bedenklich für jemand seyn würde, wenn er die Leute in Betreff des Lesens und Schreibens genauer examiniren wollte. Ich „calculire", der Census knackte da recht taube Nüsse! E. P.

•

Zur Sittengeschichte der Amerikaner. Vor kurzem brachte der in Louisville, Staat Kentucky, erscheinende „Demokrat" folgendes:

„Eine sonderbare Geschichte ist ans Tageslicht gekommen und verbreitet sich mit reißender Schnelligkeit. Aus dem Bericht, welcher von Leuten kommt, an deren Wahrheitsliebe nicht im Geringsten zu zweifeln ist, geht hervor, daß vor ungefähr einer Woche gewisse Executiv-Beamte des Gerichts der Stadt Louisville an einem Abendessen Theil nahmen. Darin liegt nun nichts Seltsames, aber auf dem Orte ruht es. Wo wurde das Abendbrod gegessen? In einem gewissen Kaffeehause, allgemein unter dem Namen „die Falle" bekannt, in dem verrufenen Lafayette-Districte, in Lafayettestreet, gerade neben einer berüchtigten Sauffneipe. Nun, das ist ein wenig sonderbar, aber doch noch nicht so sehr. Wer gab das Abendessen? Da liegt der Hase im Pfeffer. Es ist nicht ganz gewiß, ob die Unterhaltung von der bekannten Person gegeben wurde, aber das ist gewiß, daß sie die genannte Person

im Speiſezimmer befand. Dieſe Perſon war niemand Geringeres als die Königin der Proſtituirten, die Kaiſerin der Freudenmädchen, Frau Renſro, deren Haus — wie man ſagt — mit Mädchen von zehn Jahren aufwärts angefüllt iſt. Wie es ſcheint, gewann dieſes Weib eine gewiſſe Klage und aus Dankbarkeit dafür gab ſie das Abendeſſen. Gegenwärtig waren zwei Gerichtsherren, zwei hohe und drei Subaltern-Executiv-Beamten. Zwei andere Subalterne waren ebenfalls eingeladen, aber wie es ſcheint, ſchätzten ſie ſich ſelbſt zu hoch, um daran Theil zu nehmen."

Der „Beobachter am Ohio", ein Blatt das ſich durch ſeine Derbheit bemerklich macht, ſetzt noch folgendes hinzu: „Wir beklagen die Bürger und uns, daß Männer, die über das Recht, die Ehre und die Wohlfahrt der Bürger zu wachen erkoren wurden, ſich alles Ehrgefühls, der Sittlichkeit, ja der Achtung, die ſie ihren Mitbürgern ſchulden, ſo ſehr entblößen, daß ſie die keuſche, ſittliche, ſtrenge Göttin der Gerechtigkeit in die ſchlammige Gemeinſchaft feiler Metzen herunterziehen. Woher ſoll noch Achtung vor dem Geſetz kommen, wenn ſeine Repräſentanten ihre Selbſtachtung mit Füßen treten!"

In der That zeigt der „junge Rieſe" bedenkliche Seiten, was Sittlichkeit nach europäiſchen Begriffen anlangt. Die unzurechnungsfähigen, albernen Aztekenkinder, welche für Geld in New-York zu ſehen waren, neben den beſammernswürdigen Broadway-Dandies, erſcheinen als warnende Bilder einer unvermeidlichen Zukunft, wenn nicht ernſtlich eingelenkt wird! Das importirte „friſche" Blut aus Europa iſt nicht mehr „friſch" genug, um eine ſolche Herabgekommenheit emporzuheben. E. P.

*

Die Satyre in Amerika fängt an ſogar die ſonſt unantaſtbaren Ladies zu geißeln. Davon gab kürzlich ein engliſches Blatt, in New-York erſcheinend, wieder ein hübſches Beiſpiel in Folgendem:

„Es wird vorgeſchlagen, auf einigen der weſtlichen Eiſenbahnen Baby-Karren [1] einzuführen, um ſowohl denen, welche mit Anhängſeln in der Form von Säuglingen reiſen, wie auch Paſſagieren im allgemeinen erhöhte Bequemlichkeiten zu bieten. Dieſe Baby-Karren ſollen Wiegen, Springer, Raßler, Confect, Milch, Paregorie [2] und andere Hülfsmittel enthalten. Eine erfahrene Matrone nebſt Säug- und Pflegammen ſoll bereit ſtehen und Eltern dürften ſich verſichert halten, daß die Kinder, bei deren Ablieferung ein Zeichen zu bekommen iſt (zur Verhütung von Verwechslungen), gut aufgehoben ſind. Im Falle eines Verluſtes verpflichtet ſich die Compagnie, ein ebenſo gutes Kind zu ſchaffen, wofür die Stockholder (Inhaber von Antheilen an der Bahn) individuell verantwortlich ſind."

Man fürchtet unter Menſchen die Geißel der Satyre, weil ſie erbittre und nicht beſſere. Darin mag an und für ſich Wahres liegen; allein die Satyre führt — wie alle Kritik — zur Beſſerung, während ohne Kritik und mit bloßer lobhudelnder Lenkung nichts Geſundes erwächst. Soll unter den Amerikanern der Sinn für beſſere Erziehung kommender Geſchlechter erweckt werden, woran es zum Gedeihen der Geſellſchaft zu ſehr mangelt, ſo müſſen alle Hebel der Kritik hiezu verwendet, und namentlich die großen Thorheiten der Weiber ſchonungslos gepeitſcht werden.

„Je ſchärfer die Rutke, je lieber das Kind!" lautet ein altes Sprüchwort, dem auch ich ſtets zugethan war, natürlich nur cum grano salis und hauptſächlich nicht im grob-phyſiſchen Sinne genommen. E. P.

*

Das Leben einer faſhionablen jungen Lady in Amerika wird von Fanny Fern ſo beſchrieben: „Sie geht in eine Muſik-Boardingſchule, die ein Franzoſe hält, der zu Hauſe Putzmacher iſt; kommt mit vier jungen Ladies in ein Zimmer und lernt in drei Tagen mehr Unfug als ihrer Großmutter je geträumt hat, zahlt dreißig Dollars die Woche mehrere Vierteljahre hindurch und kommt „vollendet" heim, ſo oberflächlich wie möglich, mit einem Anſtrich lateiniſch, ein paar Brocken franzöſiſch, einigen italieniſchen, deutſchen und ſpaniſchen Vocabeln und einem Zeichenbuche voll krummer Pferde und ſchiefer Häuſer, lahmer Schafe und fabelhaft ausſehender Viehſtücke, deren Urbilder niemals in Noahs Menagerie zu finden waren. Sie ſitzt in einem „Drawing-Room" in einem ſeidenen Kleide mit einer Taille nur eine halbe Yard weit, gelockt, parfümirt und mit Juwelen behangen, um ihre Morgenbeſuche zu empfangen, während ihre Mama mit der Brille die Strümpfe der Mamſell ſtopft. Sie ſteht eines Tages Mr. Fritz Humbug vor ſich auf den Knieen liegen und Mamſell bitten, ihn zum „Glücklichſten der Sterblichen zu machen", was ihr eigener Wunſch ſchon lange geweſen iſt. Sie trägt dann ein weißes Satinkleid, einen Orangenzweig, einen langen Blondenſchleier, eine Demantnadel und ſagt Amen zu einer Menge von Dingen, deren Bedeutung ſie nicht verſteht. Sie beginnt eigene Haushaltung, wenn die „alten Leute" ſich vom Geſchäfte zurückziehen und iſt begeiſtert — für raſche Pferde, zu Grunde richtende Taxezierrechnungen, Opern, Concerte, Theater, Bälle und Feten aller Art. Sie beſitzt ein paar kränkliche Kinder in dieſer Welt, die von ſorgloſen Miethlingen in jene hinüber gepeinigt werden. Sie findet nach einigen Jahren aus, daß Mr. Fritz Humbug der ächte Sohn von Mr. Humbug iſt; ſie lernt die Executoren kennen; ſie fällt in hyſteriſche Krämpfe, und wenn ſie wieder zu ſich kommt, findet ſie ſich im ſechsten Stockwerk im „Chambre Garnie", der Gatte niedergeſchlagen, der Ofen kalt und — ein ſchreiendes Bäby (kleines Kind)."

Fanny Fern mag ſich vor der New-York Tribüne wegen dieſer Ketzereien in Acht nehmen! E. P.

*

Wie es bei einer Weiberrechts-Convention herging, die am 14 Februar 1854 in der politiſchen Hauptſtadt des Staates New-York, in Albany, ſtattfand, dürften manche Leſer dieſer Blätter vielleicht nicht ganz unintereſſant finden; daher möge in Erwähnung kommen, daß ſich — trotz recht ſchlechten Wetters — eine große Anzahl aus der amerikaniſchen Frauenzimmerwelt verſchiedener Gegenden der Union im Verſammlungslocale eingefunden hatte.

Susan B. Anthony, eine Lady aus Rocheſter, rief die Verſammlung zur Ordnung und machte dann folgende Nominationen:

Zur Präſidentin: Mrs. Eliſabeth Kathy Stanton; zu Vicepräſidenten: Reverend (Ehrwürden) J. May von Syracuſa; Erneſtine L. Roſe aus New-York; Honorable William Haig von Saratoga Springs; Lydia A. Jenkins von Genera; Lyda W. Gett von Albany; William H. Topp von Albany; Mary F. Lo e von Randolph; Phebe Wilbur von Caſton. Geſchäfts-Committee: Antoinette L. Brown, William H. Channing, Mrs. Catharina Stebbings, Mrs. Phebe Jones.

---

[1] Baby wird ein kleines Kind und — eine Puppe genannt; beides Spielzeuge für kleine und große Kinder generis feminini. E. P.

[2] Paregorics, d. h. ſchmerzſtillende Mittel beſtehen immer aus Opiumtincturen und ſonſtigen Betäubungen, die ſehr häufig angewendet werden. E. P.

Secretäre: Susan B. Anthony, Sarah Pellet und Giles (Julius) B. Stebbings.

Mr. Channings hielt eine Rede über den Zweck der Versammlung, in welche jeder Unbefangene viel Heiterkeit Erregendes finden mußte.

Der Gesetzgebung des Staates soll eine mit 6000 Unterschriften versehene Petition übergeben werden, die Weiberrechte betreffend und beide Häuser der Staatsrepräsentation sollen angegangen werden, Select-Committees zur Berathung des Gegenstandes zu ernennen. Daß man in der Gesetzgebung es wagen werde, sich über das Lady-Unternehmen lustig zu machen, träumten die Versammelten nicht.

Miß Antoinette L. Brown verlas eine ganze Reihe von Beschlüssen. Sie sagte, daß die Frauen nichts anderes forderten als eine unparteiische und wahre Darstellung ihrer Verhältnisse. Die Beschlüsse behaupten, daß Männer, welche Frauenzimmer für Fremde halten, die nicht mit ihnen auf einer Stufe stehen, und sie ohne ihre Einwilligung regieren wollen, eine Oligarchie herstellten, die wieder abgeschafft werden müsse. Der zweite Beschluß besagte fast dasselbe nochmals; man schien sich an der süßen Herrschaftsspeise nicht sättigen zu können. Die übrigen Beschlüsse erklärten den Grundsatz, daß Mann und Weib ein Leib seyen, für eine Fiction, und es solle die Gesetzgebung den Frauen vollständige Controle über ihre Geschäfte, allgemeines Stimmrecht, Repräsentationsrecht, gleiche Theilnahme an bürgerlichen Rechten und Pflichten, an Jurydiensten u. s. w. verleihen. Da mit den Bürgerpflichten auch der Milizdienst verbunden ist, so hätte eine Amazonenschaft in Amerika in Aussicht gestanden.

Mrs. Nichols, früher Redactorin des Windham County Democrat (im Staate Vermont), hielt an die Convention eine Rede über den hülflosen Zustand der Frauen, in welchen sie durch die Gesetze des Landes gebracht werden. Und Erfahrene wollen behaupten: die Ladies stünden über dem Gesetz!

Man hatte mit einer Tagessitzung nicht genug; es wurde eine Nachtsitzung außerdem beliebt, in welcher Mrs. Stanton die Adresse an die Gesetzgebung verlas, welche der Versammlung vorher zur Genüge durch die Unterschriften bekannt war. Man berauschte sich daran; dieselbe enthielt namentlich folgende Hauptpunkte: Criminaluntersuchungen gegen Frauen sollen vor einer Jury ihres eigenen Geschlechts geführt werden; die Frau als Weib betrachtet, als Wittwe und als Mutter. — K. Heinzen, der große Weiberrechts-Mann, würde daran seine Freude gehabt haben, obschon er die Adresse nicht selbst gemacht.

Herr Channing begann eine abermalige Rede, schwatzhaft wie ein Weib, ward aber durch Zischen unterbrochen, Polizeirichter Cole nahm ihn in Schutz und sagte, wer die Rede nicht hören wolle, möge fortgehen. Wahrhaft salomonisch!

Am Schlusse speechte [1] noch Ernestine Rose bis es zur Vertagung der Versammlung kam.

Trotz ihrer hübschen Augen können die Amerikanerinnen furchtbar seyn. Das wurde durch diese Versammlung sonnenklar.

C. P.

[1] Amerikaner-Deutsch von to speech: öffentlich reden.

Miscellen.

Vandalische Zerstörung von Alterthümern. Der englische Consul zu Jerusalem Hr. J. Finn, läßt sich in einem von dem englischen Athen. vom 24 Junius mitgetheilten Schreiben umständlich über einen in Palästina reisenden Amerikaner, Namens Jones, aus, welcher an den sogenannten Gräbern der Könige in Jerusalem Stücke von den Porphyrsäulen, alte Capitäler u. s. w. abschlug und sie um 60 Pfd. St. an Reisende verkaufte. Von ähnlichen vandalischen Streichen im Innern des heil. Grabes wurde er nur durch die große Anzahl der Anwesenden abgehalten. Hr. J. Finn drückt geradezu den Argwohn aus, „eine ähnliche wahrscheinlich aus Habsucht entsprungene Neigung zum Losbrechen einzelner Stücke (mischievous chipping) könne man namentlich den Reisenden aus den Vereinigten Staaten schuld geben."

*

Botanische Reise von Dr. Welwitsch nach Loanda. In der Versammlung der Londoner linné'schen Gesellschaft vom 6 Junius theilt ein Buchhändler, Hr. R. Kippist, aus dem Deutschen übersetzte Briefe von einem Dr. Welwitsch mit, die bis zum 2 März d. J. reichen. Derselbe war im Anfang Octobers vorigen Jahrs zu St. Paulo de Loanda, der Hauptstadt Angola's, angekommen, hatte seitdem über 40 (deutsche) Meilen Küste vom Quizembo-Fluß bis nahe an die Mündung des Loanza (etwa 9° 30' S. B.) untersucht, und zahlreiches Material zu einer Flora von Loanda und seiner Umgebung in wohlerhaltenen Proben gesammelt. Auf Prince's Insel hatte er viele prächtige tropische Species von Blumenpflanzen, die augenscheinlich bisher nicht beschrieben waren, gesammelt, und an Farrenkräutern allein auf dieser lieblichen Insel und zu Sierra Leona über 20 Arten, meist gigantische Formen. Bis zum Datum seines Briefs betrug die ganze Zahl der von ihm gesammelten Pflanzen, auf den Inseln sowohl als auf dem Continent, etwa 800 Arten, da aber die Regenzeit im Anzug war, und Mai und Junius in Angola die Perioden der üppigsten Entwicklung der Vegetation sind, so erwartet er zuversichtlich sie bald mehr als verdoppelt zu sehen. Hr. Welwitsch erwähnt als einer in Bezug auf die geographische Vertheilung der Pflanzen merkwürdigen Thatsache, daß drei oder vier Aloes, eine Stapelia und mehrere andere Geschlechter vom Cap in der Nähe von Loanda vorkommen. Von Euphorbien hatte er eine riesenhafte Art in der Nähe von Loanda gefunden mit einem 2½ Fuß dicken und über 30 Fuß hohen Stamm; sie bildet Wälder wie bei uns die Fichten. (Liter. Gaz. 24 Junius.)

*

Neue fossile Thiere aus dem Purbeck-Kalk. Dieß Gestein, das von der Insel Purbeck in Dorsetshire seinen Namen hat, an manchen Orten bis 300 Fuß mächtig ist, und schon so viele merkwürdige Fossilien, namentlich Krokodile, Schildkröten, Fische und Conchylien geliefert hat, liefert dennoch immer neue. Prof. Owen gab in der Versammlung der Londoner zoologischen Gesellschaft Bericht über neu aufgefundene Säugethiere und Reptilien, mit deren wissenschaftlichen Namen wir unsere Leser nicht belästigen wollen, sondern bloß die Bemerkung Prof. Owens beifügen, daß „diese neuentdeckten Formen, die Reptilien sowohl als die Säugethiere, entschieden sich als insectenfressend ausweisen, und auf eine eigenthümliche Fülle des Insectenlebens zur Zeit der Bildung des Purbeck-Kalks hinweisen." (Athen. 24 Junius.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Penn State University Library
32101 064073180

Digitized by Google

Digitized by Google